MORGENBLATT FÜR GEBILDETE LESER

Digitized by Google

4° Per. 15 (36,2

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sechsunddreissigster Jahrgang.

1842.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Juli.

36,2
1842

Stuttgart und Tübingen,
im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

113 B6

Digitized by Google

Das Morgenblatt.

Der Gedanke, in einer unterhaltenden und belehrenden Zeitschrift die Literatur und die ganze Bildung der Gegenwart, mit Ausschluß der politischen Tagesgeschichte, auf würdige Weise zu repräsentiren, ist dem Morgenblatt bei seiner Stiftung im Jahr 1806 zu Grund gelegt und seitdem festgehalten worden.

Für die literarische Kritik und für die Kunst sind längst besondere Beilagen angeordnet, und für diese beiden Zweige selbstständige Redaktionen bestellt.

Dem eigentlichen Unterhaltungsblatt bleibt im Allgemeinsten die Aufgabe, der vaterländischen Literatur, besonders der Poesie in ihren verschiedenen Zweigen, als Organ zu dienen, und dann, die allgemeinen Fortschritte in Literatur, Wissenschaft und Kunst in ihrem Bezug auf das Leben der Völker, die Bewegung und Entwicklung der Gesellschaft möglichst vielseitig zur Anschauung zu bringen. — Das **Morgenblatt** kann, der oben angedeuteten Idee gemäß, den verschiedenartigsten Stoff in sich aufnehmen. Hinsichtlich der Form wird dabei die Rücksicht festgehalten, daß das Ernste, wissenschaftlich Belehrende nicht sowohl erschöpfen, als anregend wirken, das Anziehende und Unterhaltende aber sich möglichst vom Gemeinen fernhalten soll.

Das Material zerfällt in folgende Hauptabschnitte:

Poesie. Gedichte lyrischen, beschreibenden, erzählenden, epigrammatischen, satirischen Inhalts; Bruchstücke ungedruckter dramatischer Dichtungen; Dichtungen jeder Form aus dem erzählenden Fache. Von den interessantesten Produkten fremder Literaturen werden Uebersetzungen oder Bruchstücke mitgetheilt.

Leben. Schilderungen des Volkslebens in allen Kreisen und Beziehungen, in ernster und komischer Form, Reisebeschreibungen und Auszüge aus solchen, fortlaufende Berichte von den wichtigsten Orten über die gesellschaftlichen und literarischen Verhältnisse, über Kunst, Bühne, Musik. Der Zweck und die Oekonomie der Blätter erlauben übrigens nicht, von irgend einem Orte eine eigentliche Musik- und Theater-Chronik zu geben, und dergleichen Leistungen überhaupt anders als in Bezug auf's Allgemeine zu besprechen. Auch dem Wechsel der äußern Lebensformen, den Moden, den Verfeinerungen aller Art wird die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt, mit der nothwendigen Rücksicht, daß hier nur die bezeichnendsten Formen angedeutet, die vornehmsten Resultate hervorgehoben werden können.

Geschichte. Das **Morgenblatt** eignet sich auf diesem Felde vorzüglich an: Kulturgeschichte, wichtige archäologische Entdeckungen, Denkwürdigkeiten aus der nächsten Vergangenheit, Beiträge zur Bildungsgeschichte berühmter Männer, ungedruckte Arbeiten und Briefe derselben u. s. w.

Wissenschaft. Fortlaufende Notizen über die wichtigsten Entdeckungen und Erfindungen; Darstellung der interessantesten Ansichten vorzüglich in den Fachern, welche in nächster Beziehung zum Leben und der Entwicklung der gesellschaftlichen Verhältnisse stehen, in den philosophischen und Naturwissenschaften im weitesten Sinne. Der Hauptgesichtspunkt dabei ist, sowohl elementarische Didaktik als streng wissenschaftliche Sprache zu vermeiden, und dem Ernsten und Wissenswürdigen durch ansprechende Form Eingang zu verschaffen.

Ein sich stets erneuernder und verjüngender Kreis schätzbarer Mitarbeiter sichert der Redaktion die Mittel, der Zeitschrift den Ruf zu erhalten, dessen sie schon so lange genießt. Schriftsteller, welche der Redaktion die Ehre erweisen, sie in ihren Bemühungen zu unterstützen, werden ihre Beiträge, wenn diese dem Zweck und dem Charakter der Blätter entsprechen, dankbar angenommen und von der Buchhandlung angemessen honorirt sehen.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. Für literarische Anzeigen werden besondere Intelligenzblätter beigelegt.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhaltsanzeige.

Das Literaturblatt

stellt sich die Aufgabe, über alle Erscheinungen der neuesten Literatur zu berichten, die für den größern gebildeten Leserkreis von Interesse seyn können, d. h. über die vorzüglichsten neuern Dichterwerke, so wie über alle Gattungen der vorherrschenden Unterhaltungsliteratur; ferner über wichtige neue Forschungen aller Art, durch welche der Horizont des menschlichen Wissens erweitert wird, in Länder- und Völkerkunde und Geschichte, in allen Gebieten der socialen Kultur und selbst in den strengern Wissenschaften, sofern Werke dieser Art großes Aufsehen erregen und für das praktische Leben nicht ohne Folgen sind, so daß sie keinem Gebildeten fremd bleiben dürfen. Dem Zwecke solcher literarischen Mittheilungen sagt die referirende Form am besten zu, die in möglichster Kürze den wesentlichen Inhalt eines Werkes bezeichnet, und das Zusammenordnen nach Fächern, wodurch dem Leser eine Uebersicht und eine Vergleichung des Verwandten gewährt wird. Der scherzende Ton ist nicht ausgeschlossen, wo es der Gegenstand mit sich bringt oder erlaubt, die Strenge der verdammenden Kritik aber gewissenhaft nur ganz verwerflichen Tendenzen vorbehalten.

Das Kunstblatt.

Durch die Wahrnehmung einer vermehrten und vielversprechenden Wirksamkeit der bildenden Kunst wurde im Jahr 1819 das Erscheinen des **Kunstblatts** als regelmäßiger Beilage des **Morgenblatts** veranlaßt. Die Absicht dieses Unternehmens konnte nur seyn, die Kunstbestrebungen der Gegenwart und Vorzeit einem weitern Kreise als dem, welchem deren unmittelbare Anschauung zu Gebote steht, bekannt zu machen und dadurch zu allgemeiner Erweckung und Ausbildung des Kunstsinns beizutragen. Diesen Zweck hat die Redaktion von Anfang bis jezt verfolgt und betrachtet ihn, bei der weitgreifenden Entwicklung und vielfachen Begünstigung, welche die Kunst seitdem gewonnen hat, fortdauernd als Richtschnur ihres Bestrebens.

Das **Kunstblatt** bemüht sich zuvörderst, übersichtliche Berichte über die Leistungen der lebenden Kunst aus den Hauptorten ihrer Thätigkeit zu liefern, und was in diesen nicht Erwähnung findet, durch kurze Nachrichten zu ergänzen. Jene Berichte können erzählend und beurtheilend seyn; in denen lezterer Art spricht jeder Mitarbeiter seine individuelle Meinung aus, die Redaktion jedoch hat sich die Umsicht und Billigkeit zum Augenmerk gesezt, welche durch Liebe zur Sache überhaupt geboten ist.

Digitized by Google

An diese Uebersichten knüpfen sich Berichte über die Förderungen, welche der Kunst durch persönliche Gönner und die ihr gewidmeten Anstalten und Vereine zu Theil werden, Beschreibungen und Beurtheilungen einzelner ausgezeichneter Werke der Architektur, Sculptur und Malerei, Anzeigen neuer Kupferstiche und Lithographien, Nachrichten über neue Erfindungen, Biographien lebender oder kürzlich verstorbener Künstler, und Abhandlungen über Gegenstände der Theorie und Philosophie der Kunst.

Die Kenntniß früherer Kunstperioden suchen Beiträge mannigfaltiger Art zu fördern; das vorchristliche Alterthum und jede für dessen Verständniß wichtige Forschung und Entdeckung, ingleichen die Anfänge der christlichen Kunst, ihre Blüthe und ihr Fortgang bis auf unsere Zeit, sind in diesem Gebiete zu berücksichtigen.

Zugleich verlangt die archäologische und artistische Literatur eine fortwährende Beachtung, weßhalb Anzeigen, Beurtheilungen und kurze Notizen über neu erscheinende Bücher und Kunstwerke eine möglichst umfassende Uebersicht zu geben bestimmt sind.

Endlich steht auch den Anzeigen des Kunst- und Buchhandels, so weit sie die bildende Kunst angehen, ein mäßiger Raum des Blattes offen.

Dankbar erkennt die Redaktion die ihr bisher zu Theil gewordene Mitwirkung vieler ausgezeichneter Gelehrten und Künstler; im Einverständniß mit der Verlagshandlung wird sie bemüht seyn, dem **Kunstblatt** ferner eine gleiche Theilnahme zu erhalten.

Der Jahrgang des „**Morgenblatts,**“ mit Einschluß des „**Literaturblatts**“ und „**Kunstblatts,**“ kostet 20 fl.
Der Jahrgang des „**Literaturblatts**“ und „**Kunstblatts,**“ ohne das „**Morgenblatt**“ . . . . . 10 fl.
Der Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „**Literaturblatt**“ . . . . . 6 fl.
das „**Kunstblatt**“ . . . . . 5 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Hauptpostamt in Stuttgart, das „**Morgenblatt**“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Lieder aus Paris. 156.
Zähes Leben. Von E. v. Rindorf. 157.
Zweifel und Ruhe. Von Nic. Lenau. 159.
Die Zeit. Von Ed. Eyth. 160.
Excelsior. Von F. Freiligrath. 164.
Klage. Von F. Richter. 166.
Aus König Arsak von Armenien. Von F. Rückert. 167—172.
Hohes Sehnen. Von A. v. Stolterfoth. 175.
Rechtfertigung. Von F. Notter. 174.
Der Jude. Von Nic. Lenau. 176.
Proben aus Friedrich Rückerts Hamasa. 178. 180.

Räthsel.

Der Schalttag. 177.

Erzählungen.

Maske. Von Louise von G. (Fortsetzung.) 156—166.
Der Elfenschuh. 179—181.

Länder- und Völkerkunde.

Donaufahrt von Pressburg nach Semlin. 168—171.

Naturwissenschaftliches.

Bilder des Unsichtbaren in den Gesetzen der sichtbaren Welt. 172. 173.
Physikalische Wunder. 181.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Straßburger Volksleben. 157—159.
Der Zustand und Verfall des französischen Theaters. 160. 161. 162. 163. — 165. 166. 167.
Empfindsame Reisen. 173—179.
Miscellen. 175.
Wallensteins rothe Federn. 177.

Korrespondenz.

Teplitz. 156. 157. 158. — Hamburg. 159. 160. 161. 162. — 176. 177. 178. 179. — Rom. 163. 164. — Weimar. 164. 165. 166. — Berlin. 167. 168. 169. 170. 171. 172. — Paris. 170. 171. 172. 173. — London. 173. 174. 175. 176. — Prag. 178. 179. 180. — Frankfurt a. M. 180. 181.

Literatur-Blatt.

Nro. 67.

Heilkunde. Die Stiftung für Kretinenkinder auf dem Abendberge bei Interlachen in der Schweiz, von Dr. Karl Rösch. — Sprachlehre. Vorschlag und Plan einer äußeren und inneren Vervollständigung der grammatikalischen Lehrmethode, von Dr. Ernst Ruthardt.

Nro. 68.

Volkssagen. 1) Elsäßisches Sagenbuch, herausgegeben von A. Stöber. — 2) Gedichte von A. Stöber. — 3) Musäus Volksmährchen der Deutschen. Mit Holzschnitten nach Originalzeichnungen von Jordan, Osterwald, Richter und Schröter.

Nro. 69.

Volkssagen. 4) Elsäßisches Volksbüchlein. Kinder- und Volksliedchen, Spielreime, Sprüche und Mährchen, herausgegeben von A. Stöber. — Neues Werk über Spanien. Vier Jahre in Spanien. Die Carlisten, ihre Erhebung, ihr Kampf und ihr Untergang. Skizzen und Erinnerungen von A. v. Göben.

Digitized by Google

Nro. 70.

Reiſen. 1) Reiſen in Europa, Aſien und Afrika, mit beſonderer Rückſicht auf naturwiſſenſchaftliche Verhältniſſe (1835—1841), von Joſeph Ruſſegger. — **Volksſagen.** 5) Schweizerſagen in Balladen, Romanzen und Legenden von Friedrich Ott. — 6) Balladen. Von Rudolf Hirſch. — 7) Sagen- und Mährchenwald im Blüthenſchmuck von L. Wieſe.

Nro. 71.

Reiſen. 1) Reiſen in Europa, Aſien und Afrika ꝛc. (Schluß.)

Nro. 72.

Tagespolitik. Der Rhein. Briefe an einen Freund, von Victor Hugo. Deutſch von Dräxler-Manfred. — **Sprachlehre.** Grammaire française à l'usage des Allemands etc. par Eugène Borel.

Nro. 73.

Reiſen. 2) Sammlung der vorzüglichſten neueren Reiſebeſchreibungen, mit beſonderer Beziehung auf Naturkunde, Kunſt, Handel und Induſtrie. Herausgegeben von Dr. Küls. — **Roman.** Philipp Jakob Spener. Eine Geſchichte vergangener Zeit für die unſere. Von Wildenhahn.

Nro. 74.

Converſationsliteratur. Cancan eines deutſchen Edelmanns. — **Criminalgeſchichte.** Der neue Pitaval. Eine Sammlung der intereſſanteſten Criminalgeſchichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit. Herausgegeben vom Criminaldirektor Dr. Hitzig und Dr. Häring (W. Alexis).

Nro. 75.

Geſchichte. Geſchichte der Ilchane, d. i. der Mongolen in Perſien, von Hammer-Purgſtall. — **Altdeutſche Dichtkunſt.** Des ſteyermärkiſchen Herrn und Sängers Herant von Wildon vier poetiſche Erzählungen aus der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts. Aus der einzigen Handſchrift im ſogenannten Heldenbuche der k. k. Ambraſer Sammlung in Wien zum erſtenmale mitgetheilt von Joſeph Bergmann. — **Fabeln.** Sechzig Fabeln für die Jugend. Von Alex. Reclam.

Nro. 76.

Naturkunde. Das unſichtbar wirkende organiſche Leben. Eine Vorleſung von C. G. Ehrenberg. — **Rechtsgeſchichte.** Flandriſche Staats- und Rechtsgeſchichte bis zum Jahr 1505 von Leopold Auguſt Warnkönig.

Nro. 77.

Romane. Allgemeine Geſchichte des Romans von deſſen Urſprung bis zur neueſten Zeit. Von O. L. B. Wolff.

Kunſt-Blatt.

Nro. 53.

Literatur. Die Galvanographie, eine Methode, gemalte Tuſchbilder durch galvaniſche Kupferplatten im Drucke zu vervielfältigen, von Franz von Kobell. — Zur Nachricht. — Denkmäler. — Bauwerke.

Nro. 54.

Ueber den gegenwärtigen Zuſtand der franzöſiſchen Schule und den Pariſer Salon im Jahr 1842. (Fortſetzung.) — Bauwerke. — Kölner Dombau. — Malerei.

Nro. 55.

Ueber den gegenwärtigen Zuſtand der franzöſiſchen Schule und den Pariſer Salon im Jahr 1842. (Fortſetzung.) — Malerei. — Glasmalerei. — Plaſtik. — Erzguß. — Medaillenkunde. — Alterthümer und Ausgrabungen.

Nr. 56.

Kunſt-Technik. Der Oelgemäldedruck, erfunden und beſchrieben von J. Liepmann. — Alterthümer und Ausgrabungen.

Nro. 57.

Die Bedeutung des Domes zu Köln in der Entwickelungsgeſchichte der neuern Kunſt. — Alterthümer und Ausgrabungen.

Nro. 58.

Die Bedeutung des Domes zu Köln in der Entwickelungsgeſchichte der neuern Kunſt. (Fortſetzung.) — Alterthümer und Ausgrabungen.

Nro. 59.

Die Bedeutung des Domes zu Köln in der Entwickelungsgeſchichte der neuern Kunſt. (Schluß.) — Alterthümer und Ausgrabungen. — Techniſches. — Verſteigerungen. — Statiſtik. — Kupferwerke. — Lithographiſche Werke. — Literatur.

Nro. 60.

Die zweite kunſtgeſchichtliche Ausſtellung von Kupferſtichen durch den Leipziger Kunſtverein. Oſtermeſſe 1842. — Kunſtausſtellung zu Prag. — Literatur. — Nekrolog. — Perſönliches.

Digitized by Google

№ 156.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Freitag, den 1. Juli 1842.

Mit Wolluſt weidet ſich das Herz
Am alten, immer neuen Schmerz.
Gray.

Lieder aus Paris.

Jardin des Plantes.

Wo der Löwe brüllt und der grimmige Bär,
Da ſchreit' ich kalt vorbei;
Mich rührt die gefallene Größe nicht mehr,
Nicht gefangener Könige Schrei.
Und wie der Adler im Käfige krächzt,
Das Gefieder ſträubend voll Wuth,
Ich lache fein, weil er nach Blut nur lechzt,
Unſchuldigem Taubenblut.

Wo wie ein Stutzer ſteif und ſteil
Die Giraff' um ſich ſelbſt ſich dreht,
Wo die Affen gaukeln auf ſchwankem Seil,
Und der Büffel luſtwandeln geht,
Wo das Kameel auf wülſtigem Knie
Wiederkäuet Heu und Stroh,
Auch dort, auch bei ihnen weil' ich nie,
Denn ich ſehe das — anderswo.

Wo das Böcklein über die bretterne Wand
Broſamen naſcht und Gras,
Daſſelbe, das neulich aus ihrer Hand
Und daneben aus meiner fraß,

Wo die Ceder Libanonmärchen rauſcht
Und Küſſe das Myrthenlaub,
Wo Liebe liſpelt und Liebe lauſcht, —
O vorbei daran, ſtumm und taub!

Wo der Schwan auf ſchweigendem Weiher ſchwimmt,
Claſſiſcher Dichter Symbol,
Stolz und groß, ſtill und beſtimmt,
Da, minutenlang, weil' ich wohl.
Aber dann nur weiter! Den ruhigen See
Haben ſie uns nicht vererbt,
Der Dichterflügel blendenden Schnee
Hat Dichterherzblut gefärbt.

Wo die Möve, vom Meer in die Pfütze geſetzt,
Beſchämt ſich im Schilfe verſteckt,
Den ſpitzigen Schnabel mit Ingrimm wetzt
Und das funkelnde Auge bedeckt:
Da iſt mein Theil, da iſt meine Luſt,
Sey, Schweſter Möve, gegrüßt!
Dein heiſerer Schrei zerreißt mir die Bruſt,
Als ob ich mitſchreien müßt'!

Und brach man dir kläglich die Flügel entzwei,
Du ſchlägſt, mit dem ſchwachen Stumpf,
Die trägen Gewäſſer ſtark und frei,
Sturm, ruſſt du, Sturm — im Sumpf!

Digitized by Google

Recht so! Peitsche sie, Wellen gleich,
Ueberschwemme die Schollen umher,
Und fällt die Nacht auf den elenden Teich,
Träume von deinem Meer!

Place Vendome.

Die Sonne sinkt; ihr lezter Strahl
Fließt breit, wie ein glühender Strom,
Ueber Zinnen und Dächer ohne Zahl
Auf die Säule am Platz Vendom.

Und wie von der Kuppel das Bild so hell,
So stolz herniederschaut,
Erwacht in dem hohlen Erzgestell
Ein Memnons-Abendlaut.

Ei, klingt das doch wie ein heimisches Wort,
Wie deutscher Soldaten Fluch;
Rühren sich nicht die Figuren dort,
Webt und lebt nicht der todte Zug?

Sie klimmen hinunter, sie klimmen hinauf,
Dazwischen dumpfes Geschrei:
„Reißt ihn herab von der Säule Knauf,
Macht euch von der Säule frei!"

Je greller das Licht aus Westen flammt,
Je tiefer die Sonne neigt,
So schneller drängt sich insgesammt
Die Schaar und stürmt und steigt.

„Verlassene wir, Verrathene wir,
Vergessene alle Zeit!
Unsere Brüder waren als Sieger hier,
Was haben uns die nicht befreit?!"

Und wilder entbrennt die gespenstische Schlacht,
Das Mahl erbebt und erglüht;
Da stirbt die Sonne; graue Nacht
Die Riesenstadt überzieht.

In das Dunkel reckt sich starr und fest
Die eherne Säule empor,
Und droben, die Arm' in einander gepreßt,
Steht das Bild, so still wie zuvor.

Ertön' unter seinem Fußtritt schwer,
Ja, töne nur, stöhne nur, deutsches Erz!
Niemand versteht dich, Niemand umher,
Als ein deutsches Dichterherz!

Maske.

(Fortsezung.)

„Da höre ich wieder den Deutschen!" erwiderte Claudine; „Liebe und Treue! warum begnügen Sie sich nicht, Liebe allein zu sagen? ist nicht Treue darin mitbegriffen? Was wäre sie denn allein? eine elende Hälfte! Liebe und Treue sind zusammen das schönste Gefühl, wie Seele und Körper das schönste Geschöpf. Die Liebe ist der Seele zu vergleichen; was ist der Körper ohne Seele, was die Treue ohne Liebe? der todte irdische Rest, gezwungen, dazubleiben, während das Göttliche frei sich emporschwang. In dem Worte: „Ich liebe dich," liegt auch zugleich: ich will dir treu seyn, so lange ich lebe; denn über das Grab hinaus können wir nichts versprechen," sezte sie lachend hinzu; „wer weiß, was für Wesen uns dort entgegentreten, ohne Pferde, ohne Hunde, ohne Pfeifen, ohne Bärte, ohne Zeitungen und vielleicht, o überschwänglicher Gedanke! ohne Launen!"

Anatole wurde den nächsten Morgen zu der Gräfin gebracht. Botho hatte ihm anempfohlen, auf die Frage, wie er heiße, seinen Familiennamen nicht zu nennen; das Kind sah ihn mit so klugen Augen an, daß er gewiß seyn konnte, er habe ihn verstanden. — Claudine nahm ihn sehr freundlich auf; sie wollte zeigen, daß es ihr nicht an sanften weiblichen Empfindungen fehle; aber Anatole blieb ungerührt von ihrem Bestreben, sein kleines Herz zu gewinnen; er war so kalt und einsylbig, daß Botho förmlich verlegen wurde. — Erkennen konnte die Dame das Kind nicht, weil sie es nie gesehen; sie hatte das Haus seines Vaters bei ihrer Verheirathung verlassen und bis zum Tode ihres Mannes mit ihm in Rom gelebt. Beim Abschied sagte sie zu Anatole: „Nun, wie hat es dir bei mir gefallen?" Er schwieg. Da fragte sie: „Willst du bald wieder kommen?" — „Nein," sagte der Kleine in entschiedenem Tone. Im Wagen überhäufte ihn Botho mit Vorwürfen, daß er nicht liebenswürdiger gewesen gegen die Dame. „Sie gefällt mir nicht," entgegnete der Knabe in einem Tone, trotzig wie nie.

Es war großer Ball bei einem der Gesandten, trotz dem schönen Frühlingswetter; man feierte die Verlobung seiner Tochter. Botho traf Claudine gleich bei seinem Eintritt. Nie war sie ihm so schön, so jugendlich erschienen. Er bat sie um einen Tanz, den sie ihm freundlich zusagte. Flora sah er am andern Ende des Saales sitzen, er eilte zu ihr und hoffte, sie werde ihm die Zeit wegschwatzen, bis er mit der Gräfin tanzen dürfe; er glühte jezt schon vor Ungeduld. Da flog sie am Arm eines eleganten jungen Mannes an ihm vorüber. Er

Digitized by Google

wurde roth, Flora folgte dem Zuge seiner Augen und sagte dann mit theilnehmender Miene: „Mein lieber junger Freund, wie kann Ihr warmes, pulsirendes Herz für diesen kalten, klaren Diamant schlagen? Sie leben, und jene dort ist todt, ohne je gelebt zu haben."

„Sie thun ihr Unrecht, hätten Sie sie vor einigen Tagen über Liebe und Treue reden hören!" — „Das ist es ja eben; sie spricht vortrefflich, man spricht aber nie besser über etwas, als wenn man nichts dabei empfindet, und Weltdamen, die über Gefühle so schöne Phrasen haben, kommen mir gerade vor wie die Minister in England, wenn sie von Volksglück sprechen. Ich bin lange genug auf und in der Welt, um den gänzlichen Unwerth der schönen Worte einzusehen. Verstehen Sie mich recht, den Unwerth, was die Wahrheit betrifft; schöne Worte sind für die Gesellschaft unbezahlbar, es ist ihr Futter, wovon lebt sie, und kann auch kein anderes vertragen."

„Haben Sie nie getanzt?" fragte Botho, nur um etwas zu hören, denn er war fieberhaft aufgeregt, und Floras scharfe Stimme dünkte ihm ein Beruhigungsmittel. — „Ob ich nie getanzt? ja, einmal tanzte ich auch, aber damals war mir die Welt ein sonnenbeschienenes Eldorado. Ich war so jung, und mir schien, als tanze Alles, und da tanzte ich auch mit aus heller Freude, aus reiner Lust. Damals, Graf, strömten aus ein paar Augen die Strahlen, die mir die ganze Welt verklärten; aber meine Sonne wurde dunkel — sie schütteten Erde darüber — und seitdem habe ich nie mehr begreifen können, wie ein Ball zu Stande kommt."

Botho hatte trotz seiner Befangenheit Alles vernommen; denn Flora's Ton war verändert, ihre Stimme hatte weich und voll geklungen, ihr unschönes Antlitz hatte einen Augenblick einen Ausdruck angenommen, daß Botho sie mit Vergnügen ansah; aber bald ging diese Rührung in ihrer starken Seele vorüber und sie blickte wieder kalt in das Treiben umher. — „Also auch sie hat geliebt!" dachte der junge Mann, und seitdem fühlte er sich mehr und mehr von ihr angezogen, ihr Werth war in seinen Augen dadurch gestiegen.

Mit einemmale sagte er freudig: „Nun kommt mein Tanz! Entschuldigen Sie, Mylady, ich bin jezt mit Gräfin Monti engagirt." — „Dort tritt sie ja eben mit einem andern Tänzer an," sagte die Engländerin, indem sie ihre Lorgnette vor die Augen hielt. — „Nicht möglich!"

Aber dem war doch so. — Botho stellte sich hinter den Stuhl der Lady; sie sollte nicht den Verdruß in seinen Zügen sehen, nicht die Bewegung in seiner Stimme hören, als Claudine den ihm zugesagten Tanz mit einem Andern dahinflog; es war Herr von Larose. Die Lady hatte zu viel Takt, um dieses Ereignisses weiter zu erwähnen. Bald darauf führte sie der Graf in seinem Wagen nach Hause und dankte ihr im Herzen für ihr freundliches, zartes Benehmen.

Er nahm sich fest vor, der Gräfin keinen Vorwurf zu machen und nie mit ihr von dem versprochenen Tanze zu reden. Er führte seinen Vorsatz so gut aus, daß sie nach einiger Zeit selbst davon zu sprechen anfing. — „Wie war das, Graf? Ich war auf dem Ball des ***schen Gesandten mit Ihnen engagirt und habe doch nicht mit Ihnen getanzt?" — „Ich weiß es nicht, Gräfin. Den Walzer, den Sie nach meiner Idee mir zugesagt, sah ich Sie mit einem Andern tanzen; wahrscheinlich hatte ich mich geirrt."

Die Gräfin antwortete nichts, aber sie sah ihn durchdringend an. Sie fand ihn verändert in seinem Benehmen. Er schwärmte nicht mehr für sie, und das empfand sie schmerzlich. Ihren Salon besuchte er immer noch, wenn auch in längern Zwischenräumen; dann sprach er aber viel mit Flora, oder mit den Herrn über Politik; kurz, er benahm sich wie jeder Andere; er war ruhig, gefaßt und männlich. Seine Bemerkungen bewiesen, daß er Antheil an den Gesprächen nahm, daß er, was gesagt wurde, durchdachte, empfand, und für Claudine zeigte er nicht mehr Aufmerksamkeit, als für jede andere Frau. Das war ein Ergebniß seines Charakters, nicht seiner Gefühle. Stolz war ein Hauptzug darin, und da ihm die Gräfin gezeigt, wie er ihr nicht mehr sey als jeder Andere, war es sein fester Wille, ihr dieselbe Gleichgültigkeit zu beweisen, und er würde es gethan haben, selbst wenn es sein Leben gekostet hätte. — Anatole hatte er in eine gute Pension gegeben; er fühlte, daß für das arme Kind das ewige Alleinseyn traurig sey, und konnte sich doch nicht entschließen, ihm in Paris so viel Zeit zu widmen wie in Wien.

Die Gräfin gab ein Fest auf ihrem Landhaus; es wurde getanzt, aber Botho forderte sie nicht dazu auf. Er tanzte mit mehreren andern Damen, nicht mit ihr. Sie fragte ihn im Laufe des Abends, ob er ein leidenschaftlicher Tänzer sey. „Das nicht," entgegnete er ruhig, „aber mit den liebenswürdigen Damen meiner Bekanntschaft habe ich immer gerne getanzt." — „Also ist Ihre Aufforderung eine Art Liebeserklärung?" — „Durchaus nicht, es gibt sehr liebenswürdige Damen, mit denen ich dennoch in meinem Leben keinen Schritt tanzen werde; denn zum Vergnügen des Tanzes gehört wie zum Glück der Ehe gegenseitige, gleich freundliche Gesinnung. Wenigstens mir scheint es widersinnig, eine Person, welcher ich unangenehm bin, in die Arme zu fassen und ganz umsonst Aug in Auge nach dem Takte der Musik mich mit ihr herumzudrehen." — „Unangenehm! wie kann so ein artiger junger Mann, wie Sie, einer Dame unangenehm seyn!" — „Nennen Sie es, wie Sie wollen,"

Digitized by Google

sagte höflich lächelnd der Graf und verbeugte sich tief, als er ging.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Teplitz, Juni.

Wallfahrten.

So oft ich ehemals in Teplitz das schöne Pfingstfest verlebte, waren mir die Wallfahrten besonders interessant. Schon am Vorabende des Festes strömten von allen Seiten die Pilger in das Städtchen, an ihrer Spitze der Träger eines heiligen Bildes, dann der Vorsänger, dann der Haufe, meist Weiber, wenig Mädchen, eine im Verhältniß kleine Zahl Männer, und diese fast immer von mittlern Jahren, selten Jünglinge. Zwei und drei Tagmärsche weit kamen sie her, die Weiber barfuß, ihre Röcke hoch geschürzt, über die Köpfe das weißleinene, an Italien erinnernde Madonnentuch, auf dem Rücken der Leinwandsack mit Lebensmitteln; die Männer unbeladen, gute Stiefeln an den Füßen, derbe Stöcke in den Händen. So zogen sie singend ein bis vor das Stadtbadshaus, schlossen hier einen Kreis, sangen einen lezten Vers und gingen auseinander, die Männer meist in die Bierschenken, die Frauen ohne Ausnahme in eines der zwei Gesellschafts- oder Gemeinbäder, deren jedes für zwanzig oder dreißig Raum hatte und noch hat. Das heilige Bild wurde von der Stange, an welcher es befestigt gewesen, abgenommen und zusammengerollt in einem Futteral verwahrt. Die Männer fanden schnell ihr Unterkommen; an geräumigen Bierschenken litt und leidet Teplitz keinen Mangel. Die Frauen hingegen saßen und lagen oft Stundenlang in der Nähe des Stadtbades auf dem Pflaster und auf den Thürschwellen, ihr kärgliches Mahl verzehrend und der Reihe gewärtig, in welcher das Bad für sie leer wurde. In den Vorhallen der Bäder standen lange Bänke, hier nahmen diejenigen Platz, die vor oder nach dem Genusse des Bades sich schröpfen ließen, denn eine solche Blutabzapfung zu Pfingsten gilt dem weiblichen Theile des böhmischen Landvolks für ein probates, seine Kraft ein Jahr lang bewährendes Schutzmittel wider alle Leiden, die des armen Menschen Erbtheil sind. Erlaubte die Witterung nur einigermaßen den Bivouak, so wurde die Nacht auf dem Steinpflaster und auf den Thürschwellen zugebracht, und da geschah es, daß die Männer bisweilen das harte Lager theilten. Regnete es, so suchten die Wallfahrer in irgend einem Schuppen, in irgend einer Hütte gemeinschaftliches Obdach. Mochte aber der Himmel blau oder grau seyn, die Sonne freundlich wärmen oder kalter Regen herabgießen, gegen sechs Uhr Morgens sammelten sich die Pilger auf der Stelle, wo sie am Abend sich getrennt, das heilige Bild wurde entfaltet, der Vorsänger stimmte das Frühlied an, der Chor sang es nach, und singend zog der Haufe nach Mariaschein, hier andächtig zu beten und des folgenden Tages in gleicher Weise heimzuziehen. Von diesem Schauspiele war ich vor vierzehn Jahren zum leztenmal Augenzeuge gewesen. Vierzehn Jahre ändern Vieles; sollten sie an jenen Prozessionen nichts geändert haben? — Ich wünschte und erwartete es. Meine Erwartung war eine Folge der Gespräche, die ich damals über diesen Gegenstand mit hiesigen und benachbarten katholischen Geistlichen geführt. Diese hatten bald mehr, bald minder stark eine Sitte mißbilligt, die den Landmann von seiner Wirthschaft, die Frauen von ihren Kindern, von ihrem Herde entfernt, und nur zu häufig unmoralischen Zwecken zum Deckmantel dient. Am Vorabend des Pfingstfestes im verflossenen Monate besuchte ich zu verschiedenen Stunden und bis spät des Nachts die Umgebung des Stadtbadhauses. Prozessionen kamen an, und Alles geschah, wie ich es vor vierzehn Jahren gesehen, doch in so bedeutend verminderter Zahl, daß es nur eben hinreichte, an das Sonst zu erinnern. Ich befragte einen mir längst befreundeten Einwohner, ob diese Abnahme allmählig eingetreten oder jetziges Jahr eine zufällige sey, und wurde des Erstern beschieden. Dann fragte ich, ob dasselbe mit einer Prozession der Fall sey, welche die Teplitzer und Schönauer ehemals am Feste Mariä Geburt nach Mariaschein veranstaltet zu der im dortigen Kreuzgange von Johann Georg Marcus, Grafen von Clary und Aldringen, gegen das Ende des siebzehnten Jahrhunderts erbauten und vom Fürsten Clary im Jahr 1810 erneuerten Kapelle — eine Prozession, an welcher ich Hunderte von Menschen aller Stände Theil nehmen sehen mit Musik, Gesang und Fahnen, die Männer schwarz gekleidet, Frauen und Mädchen in weißen Gewändern, und die hübschesten Mädchen, Blumenkränze in den Locken und Blumensträuße an der Brust, die erkorenen und beneideten Trägerinnen der auch mit Blumen geschmückten, bald gemalten, bald kunstreich in Seide genähten heiligen Bilder, eine Prozession, den Mädchen und Frauen besonders lieb um eines Glaubens willen, der ein verzeihlicher Aberglaube heißen konnte, da er aus dem Wunsche entsprang, der in der Tiefe des weiblichen Herzens wohnt. „Sie besteht noch," antwortete mein Gewährsmann, „ist aber kaum noch ein Schatten von dem, was sie früher war. Die Vornehmen haben sie aufgegeben; nur die Aermeren ziehen noch aus, und selbst diese wollen nicht mehr an die Wirkung glauben." — Die verringerte Zahl der Wallfahrer konnte mich nicht abhalten, am zweiten Pfingstfeiertage den Weg nach Mariaschein zu nehmen. Ich war neugierig, ob jene Verringerung dort einen Wechsel zur Folge gehabt, ob, wenn sie das Resultat fortgeschrittener Aufklärung war, diese auch in anderer Weise sich merkbar machte. Mariaschein ist ein am südlichen Fuße des Erzgebirgs, eine kleine Stunde von Teplitz liegendes Dorf mit 80 Häusern und gegen 600 Einwohnern, das in Ober- und Niederschein eingetheilt wird. Die urkundliche Geschichte dieses Ortes, sowie eine genaue Kenntniß seiner frühesten Besitzer reicht nicht über das Ende des sechzehnten Jahrhunderts hinauf, wo ein gewisser Albrecht Kekule Eigenthümer desselben war. Dieser verkaufte im Jahr 1584 das Dorf Mariaschein nebst der dasigen Kirche an Georg Popel von Lobkowitz, und verlor später, weil er als Protestant an der Empörung gegen Ferdinand II. Theil genommen, durch Konfiscation auch den Rest seiner Besitzung, welche der Fiscus an Regnier von Bleileben um und für 50,000 Gulden überließ. Seine von da an rasch wachsende Berühmtheit verdankte Mariaschein einem aus Holz geschnizten, wunderthätigen Mariabilde, welches früher im benachbarten Frauenkloster zu Schwaz sich befunden, während des Hussitenkrieges bei der Zerstörung des Klosters von den Nonnen geflüchtet und in das dichte Laub einer Linde verborgen worden war.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 67.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 157.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Sonnabend, den 2. Juli 1842.

Das ſind die guten, alten Kriegsklatzen,
Die ſchlahen, ſtechen, hauen und kratzen,
Aus Schlangen und Karthonen ſchießen,
Doch Wein noch mehr denn Blut vergießen.

Niklaus Manuel.

Straſsburger Volksleben.

Nürnberger Witz,
Straßburger Geſchütz,

iſt ein altes ſüddeutſches Sprüchwort und verewigt die Tapferkeit der Straßburger. Sie waren von jeher muthige Krieger, und bald nachdem das Pulver erfunden war, wurden ſie auch die beſten Schützen. „Meiſenlocker," der Spitzname der Straßburger, wurde ihnen, weil eine ihrer erſten Feldſchlangen die Meiſe hieß, und ſie davon 1552, als Heinrich II. von Frankreich Straßburg belagerte, ſo guten Gebrauch zu machen wußten, daß ſie ihm gar eine Kugel in ſein Zelt zu Niederhausbergen ſchickten.

Es gibt eine Straßburger Volksgeſchichte, die dieſen Charakterzug ſehr ſcharf heraushebt. Sie heißt: „Wie Hans, der Schneider, das Fürchten lernte." Auguſt Stöber theilte dieſelbe in poetiſchem Gewande in der Erwinia mit. In Grimms Volksmährchen findet ſich dieſe Erzählung ebenfalls; nur iſt ſie nicht ganz dieſelbe, insbeſondere iſt die Pointe eine andere. So wie der tapfere Schneider des Mährchens ſind die Straßburger und überhaupt die Elſäßer. Sie müſſen das Fürchten lernen, und Wenigen gelingt es. — Die tapfern Leute ſind aber meiſt auch gerade aus und bieder. Die Tapferkeit iſt die Folge eines geſunden, nicht zu kleinen Herzens, und wo's im Herzen geſund und geräumig ausſieht, da zeigen ſich auch meiſt die natürlichen Folgen dieſes Zuſtands; Gaſtfreundſchaft, Frohſinn, Gutmüthigkeit ſind Schweſtern der Tapferkeit, und ſämmtlich in Straßburg zu Hauſe.

In einer alten Chronik lieſt man: „Im Jahr Chriſti 1480 fiel in den Monaten Juli und Auguſt ein heftiger Regen, und ſo oft, daß bald die Waſſer größer waren, als ſeit Menſchengedenken. Da hörte man weit und breit, dieſſeits und jenſeits des Wasgaugebirges von großem Schaden ſprechen, den die ſtrömenden Fluthen, beſonders die des Rheins, von Baſel an bis Cöln hinab, vielfach angerichtet hatten; denn ſchwammen nicht viele Bauernhäuſer auf dem Strome hinunter, und mußten nicht mehrere Menſchen elendiglich in den reißenden Wellen um ihr Leben kommen? Aber aus einem Dorfe oberhalb Straßburg führte das Waſſer ein Bauernhäuslein herzu, und auch noch eine Wiege, darin ein kleines Kind ſchlafend lag. Aber Gott lenkte es ſo, daß um dieſelbe Stunde ein Fiſcher mit ſeinem Nachen auf dem Rheine war; derſelbe fing die Wiege auf mit dem Kinde und ſtellte ſie in ſeinen Kahn; da erwachte alsbald das Kind und fing an zu lächeln. Das machte dem Fiſcher eine große Freude, und er brachte das verlaſſene Weſen in ſein Haus. Aber der Meiſter und Rath der Stadt Straßburg, als ſie es erfuhren, ließen ſogleich den Fiſcher

kommen und geboten ihm, das Kind auszuliefern, damit es auf der Stadt Koſten aufgezogen werde, denn, ſagten ſie, was das Waſſer zuführt, gehört der Herrſchaft. Aber da ſprach der Fiſcher bewegliche Worte. „Durch Gottes Hülfe," ſagte er, „habe ich es geſchützet und gerettet: das iſt ein wunderbar Ereigniß und kein angeſchwemmt Gut. Es hatte weder Gold noch Silber, noch ſonſt etwas von Werthe bei ſich; alſo bleibt mir nichts als Sorge und Mühe, und die Koſten, es zu nähren. Es hat Gott gefallen, mir es zu ſchicken, darum gehört es mir; hätte der Vater aller Menſchen es einem andern beſtimmt, ſo hätte ich es nicht gefunden." — Und ein ehrſamer Rath erkannte, daß fürderhin dieß Kind, deſſen Geſchichte an die von Moſes erinnert, bei dem Fiſcher verbleiben ſollte. Und der Fiſcher erzog es, nährte es und liebte es, wie wenn es ſein eigen Kind geweſen wäre."

Ich mag nicht verbürgen, daß die Geſchichte wirklich in einer alten Chronik ſteht, da ich ſie aus der Erwinia citire, welche die Quelle nicht näher angibt; aber dafür will ich bürgen, daß, wenn ſie ſich zufällig noch nicht zugetragen hat, ſie ſich alle Tage zutragen kann. Wer nur kurze Zeit in Straßburg geweſen, wird mir gerne als Eidesbelfer zur Seite ſtehen.

Es gibt nichts Herzlicheres, nichts Froheres, nichts Gemüthlicheres, als die etwas rohe Luſt eines Familienfeſtes in den mittlern Ständen in Straßburg. Freilich muß man dazu einen Magen wie den Sack eines Bettelmönchs und Ohren wie Trommeln haben; denn Eſſen und Trinken muß man, daß es ein Jammer iſt, und geſungen wird am Ende des Feſtes, daß man Tage lang nachher noch Ohrengellen hat. Aber was ſchadet das? Es kommt vom Herzen, iſt gut gemeint, und wer's nicht ertragen kann, bleibe zu Hauſe. Ich geſtehe, daß mir ein paarmal die Ohren ſehr wehe gethan haben, und daß ich ſelten in Straßburg zu Gaſte ſpeiſte, ohne mir den Magen zu verderben. Das aber ſtörte mich nicht, ich brachte gern ein Opfer. Die Nachwehen ſind bald vergeſſen, aber mit Wohlbehagen denke ich an die ſchönen Stunden dieſer ungehobelten, eckigen, aber kerngeſunden Herzensfreude.

Daß aber die braven Straßburger zu allen Zeiten, oder wenigſtens ſchon in den ſonſt ſo vielgerühmten alten Zeiten ein eben ſo ſcharfes Schwert bei Tiſch als auf dem Schlachtfelde ſchlugen, beweiſen die Predigten des tapfern Gottesgelahrten Geilers von Kaiſersberg, der in ſeinem Eifer gegen Fraß und Völlerei einen Küchenzettel aufführt, daß er ſelbſt einem Pariſer der frères provençaux nicht nachzuſtehen brauchte. — „Geköpfelt Muß, weiß Muß, Trüllmuß, Capitelmuß, Trübelmuß, Brudermuß, Bludermuß, Mazmuß, Koßeyer, Eyerbrunn, Bregelzte Eyer, Leberſol, Pfifferling, Katzengeſchrei, Hotzenbloß, Züſelin, Karſpellen, Schiltbiren, Oflatenrörlein, Hippen ꝛc. ꝛc." Dann aber lehren uns dieſe Predigten auch, daß ſchon damals die Straßburger in einer andern Beziehung gar luſtige Geſellen waren; doch davon ſpäter. Es iſt wirklich Schade, daß die ſchönen deutſchen Namen der franzöſiſchen Eroberungsſucht haben Platz machen müſſen, ſo daß jezt faſt jeder Deutſche, ſo oft er Hunger hat, an die franzöſiſche Allmacht erinnert wird und ihr nothgezwungen huldigt, wenn er boeuf à la mode oder auch nur eine Cotelette verlangt. Ob aber die Straßburger des fünfzehnten Jahrhunderts, die Zeitgenoſſen Geilers von Kaiſersberg, eben ſo tapfere und ausdauernde Zecher waren, als die des neunzehnten, wäre eine Frage, deren Unterſuchung einem Straßburger Antiquar Ehre machen müßte. Es gibt heute in dem edeln Straßburg nicht weniger als 86 Bierbrauereien außer den Schlurfen, den zwiſchenhandelnden Kneipen.

(Fortſetzung folgt.)

Maske.

(Fortſetzung.)

Das Alles war Claudinen unangenehm. Hätte Botho ihr Vorwürfe gemacht, mit ihr geſchmollt oder den Melancholiſchen geſpielt, das hätte ſie aufgenommen, wie ſie es ſchon zwanzigmal gethan, mit einem ſtolzen Lächeln, und ſich nicht ſtören laſſen; aber dieſes ruhige, einfache, höfliche Benehmen widerſprach allen ihren Erfahrungen, ihren Grundſätzen über das Benehmen gegen die Männer. Daß Botho aber nicht mehr mit ihr tanzen wollte, empörte ſie vollends; ſie wünſchte nun um jeden Preis mit ihm zu tanzen; dieſer Wunſch ward förmlich zur fixen Idee bei ihr, und mit kindiſchem Eigenſinn grübelte ſie darüber nach, wie ſie es bewerkſtelligen könne.

Ihr kleiner Cirkel war eines Abends wie gewöhnlich bei ihr verſammelt; Flora und Botho waren auch da. Der preußiſche Kammerherr ſprach von Muſik, und wie immer in excentriſchen Phraſen. Claudine fragte ihn, ob er Clavier ſpiele; als er bejahte, bat ſie ihn, ſich an das Piano zu ſetzen und ein paar hübſche Walzer zum Beſten zu geben. Der Herr verlangte nichts Beſſeres. Als die deutſchen Melodieen zu rauſchen begannen, erhob ſich die Gräfin und ſagte freundlich zu Botho: „Thun Sie mir den Gefallen, Graf, und walzen Sie mit mir; man ſoll in Wien ſo gut tanzen und Sie kommen ja von dort." — „Verzeihen Sie, Gräfin," antwortete Archenfels kalt und höflich; „es iſt nicht möglich, ich habe mein Wort gegeben." — Sie blickte ihn ſtarr an,

dann rief ſie ungewöhnlich lebhaft: „Wem?“ — „Das iſt mein Geheimniß.“ — Flora lächelte und ſagte fein: „Sie ſehen, Grafin, mit den Deutſchen iſt nichts anzufangen.“

Ein zorniger Blick der ſchönen Frau war ihre Antwort. Dann flog ſie ein paarmal mit Herrn von Laroſe im Zimmer herum, der mit einem mitleidigen Blick ſie aufgefordert, und warf ſich ermüdet in den Divan, der Tänzer neben ſie. Niemand ſprach ein Wort; endlich nahm Flora ein Buch vom Tiſche und las mit ihrem häßlichen engliſchen Accent den Anfang einer Romanze. Claudine nahm ſie ihr aus der Hand und ſagte raſch: „Das Vorleſen iſt an mir!“ Sie trug nun das Gedicht mit ſo viel richtigem Gefühl, ſo viel Feuer vor, daß Alle, ſelbſt die Männer, die ſonſt das Vorleſen nicht lieben, ſie bewundernd anblickten. Als ſie fertig war, ſagte Botho: „Sie tanzen ſchön, Sie leſen ſchön; ſingen Sie nicht auch ſchön?“ — „Ich ſinge zuweilen, aber dann nur italieniſche Muſik, unſere leichte franzöſiſche Muſik kann ich nicht vortragen; eine Romanze zu ſingen, bin ich zu ſchwerfällig.“

Sie begab ſich an das Clavier, legte Noten auf, die große Arie aus Beliſario. Der Kammerherr präludirte; aber als ſie beginnen wollte, war ihr Ton ſchwankend und unrein; ſie war zu ſehr aufgeregt und mußte ſogleich zu ihrem Platz zurückkehren. „Es geht nicht,“ ſagte ſie kurz; „ich hatte ſchon vergeſſen, daß ich eben erſt getanzt, mein Athem fliegt noch.“ — Beim Nachhauſefahren ſagte Flora zu Botho: „Sie ſind ein Pygmalion!“ — Er ſchüttelte traurig den Kopf.

Bei der nächſten Fete auf dem Lande, wo getanzt werden ſollte, erſchien Claudine im ſchwarzen Spitzenkleid. — „Warum ſo düſter?“ fragte Archenfels, „warum nicht im Ballkleide?“ — „Ich mag nicht tanzen, ich bin zu zerſtreut, mache immer Confuſionen mit den Engagements, und das thut mir dann leid; nicht bloß den Ball verdirbt es mir, auch lange Zeit nachher noch kann ich mich darüber ärgern; darum tanze ich heute nicht — ich thue Buße.“

In Bothos Auge blizte ein Freudenſtrahl. „Wär' es möglich,“ dachte er, „daß ſie dich dennoch liebt?“ — Flora ſagte beim Anblick Claudinens: „Das wußte ich, daß Sie heute nicht im Ballkoſtüm erſcheinen würden.“ — „Woher?“ fragte die Dame dunkelroth. — „Mir träumte davon,“ lächelte die Engländerin, „und meine Träume treffen immer ein, beſonders in Paris; es muß in der Luft liegen. Die Patriarchen träumten auch immer wahr, und da wir hier ſo gar weit vom patriarchaliſchen Leben entfernt ſind, ſo denke ich, les extrêmes se touchent.“

Claudine ruhte in einem ſchönen Negligé auf ihrer chaise longue; ſie hatte geſungen, war etwas erhizt und dachte, wie es in neuerer Zeit öfter geſchah, an Botho. Da trat er ein. — „Guten Morgen, Graf; ich denke eben auf einen Spazierritt, wollen Sie mich begleiten?“ Sie hatte ihm das noch nicht angeboten, er zögerte einen Augenblick; da rief ſie ſchnell: „oder haben Sie etwa auch Ihr Ehrenwort gegeben, nicht mit mir zu reiten?“ — „Nein,“ antwortete feurig Archenfels, „ich begleite Sie bis an's Ende der Welt.“ — „Charmant! ſehr verbunden! ſo weit aber führe ich Sie nicht, nur einige Stunden Weges wünſche ich Ihre Begleitung, bis zu meinem Landhaus. Ich werde in einigen Wochen ganz hinaus ziehen, und möchte gern ſelbſt dort noch mehrere Anordnungen treffen. Natürlicher wäre, hinaus zu fahren; ich habe aber heute einen unglücklichen Hang zu Extravaganzen in mir, und da denke ich, das iſt die harmloſeſte. Doch fällt mir ein, daß ich nicht allein mit Ihnen reiten kann; engagiren Sie doch noch den Kammerherrn, oder wen Sie ſonſt wollen.“

Der Graf bedurfte ſeiner ganzen Faſſung, um bei der heute wahrhaft bezaubernden Liebenswürdigkeit Claudinens ruhig zu bleiben. Auf ihrem Landhaus führte ſie die Herrn mit Anmuth im Garten herum; ſie entwickelte ſo viel Laune und Grazie, daß der arme Kammerherr vor Entzücken ganz außer ſich war, obgleich nichts von all dieſer Liebenswürdigkeit für ihn beſtimmt war. Aber ſo geht es oft: der, dem Alles beſtimmt iſt, weiſt es gleichgültig von ſich, während ein Anderer mit täppiſcher Hand die Blumen brechen will, die nicht für ihn geblüht. Gleichgültig im Innern war freilich Archenfels nicht; tief empfand er die Liebenswürdigkeit der ſchönen Frau, aber er war einmal zu ſchmerzlich enttäuſcht und verlezt worden, als daß er ſeine Gefühle zum zweitenmal einer ſolchen Aufnahme ausſetzen wollte.

Die Herrn lobten das Haus und ſeine Einrichtung auf das Schmeichelhafteſte. Da ſagte Claudine: „Es iſt ſchön, und ſchade, daß all dieſe Schönheit für mich allein beſtimmt iſt.“ — „Wenn Sie das finden, ſo hängt es nur von Ihnen ab, ſich Geſellſchaft zu ſuchen; Jeder würde ſich glücklich ſchätzen.“ — „Nein,“ ſagte die Dame kalt, „es iſt beſſer ſo, denn nicht jede Geſellſchaft ſagt mir zu.“

(Fortſetzung folgt.)

Zähes Leben.

Du haſt mich angeſehen
Mit warmem Augenlicht,
Geflüſtert Liebesflehen,
Was Herz zum Herzen ſpricht;
In dieſer Stunde ſeligbang,
Ich hör' es, ach! wohl lebenslang.
Man ſtirbt am Glücke nicht.

Da wir uns wiederfanden
Mit kaltem Augenlicht,
So fremd, so ferne standen,
Daß noch das Herz mir bricht:
Hast du dich von mir abgewandt,
Hast meinen Namen nie genannt.
Man stirbt am Schmerze nicht.

Emma Nindorf.

Korrespondenz-Nachrichten.

Teplitz, Juni.

(Fortsetzung.)

Mariaschein.

An dieser Stelle geschah es — so erzählt die Sage — daß eine Magd aus dem nahen Bergstädtchen Graupen beim Grasmähen von einer Schlange am Arme gefaßt, und, erschrocken in die Knie sinkend und den Blick zum Baume erhebend, von der Schlange nicht verletzt wurde, diese vielmehr ihren Arm losließ und entfloh. Jetzt entdeckte das Mädchen das Marienbild, was ihm natürlich ihre Rettung bei und verbreitete die Kunde davon unter den Einwohnern Graupens. In feierlicher Prozession holten diese das Bild nach ihrer Stadt und stellten es in dasiger Kirche auf. Aber zu drei verschiedenenmalen verschwand das Bild und kehrte dreimal an seinen Platz in der Linde zurück. Da baute ihm nebenan — es heißt um das Jahr 1442 — Albert II. von Kolowrat eine eigene Kapelle, und bald wirkte das Gnadenbild so viele Wunder, daß die Gläubigen von nah und fern herbeiströmten. Albert III. erweiterte die Kapelle zu einer kleinen Kirche, Maria im Elend genannt, und nachdem Georg Popel von Lobkowitz in den Besitz der Kirche gelangt war, vergrößerte er sie mit sieben Kapellen und einem Kreuzgange und umschloß das Ganze mit einer Mauer. Bereichert und verschönert kam die Kirche 1591 unter die Aufsicht der damaligen Jesuiten in Graupen, verfiel aber nach deren Vertreibung beim Ausbruche des protestantischen Aufstandes im Jahr 1618, und das Bild wurde nach Dux gebracht. Zwar blieb es hier nur sechs Jahre, indem die Bemühungen mehrerer frommer Herren, unter welchen der geschichtlich bekannte Julius Franz, Herzog zu Sachsen-Lauenburg, die Kirche wieder herstellten und das Bild ihr zurückgegeben wurde. Doch als bald darauf ein sächsisches Kriegsheer in Böhmen einbrach, flüchtete man das verehrte Bild nach Prag und von hier nach Komotau in die dasige Jesuitenkirche, aus welcher es erst nach Beendigung des dreißigjährigen Krieges seinen Heimzug nach Mariaschein hielt, wo inzwischen eine verwittwete Gräfin von Strahlendorf ihm einen Hochaltar erbauen lassen. Seitdem ist es nicht wieder von der geliebten Stelle gewichen; denn obgleich die Kirche unter dem Titel der schmerzhaften Mutter Gottes in den Jahren 1702 bis 1706 von Grund aus neu erbaut und das 1562 gestiftete Jesuitenkloster im Jahr 1773 aufgehoben, seine Besitzungen eingezogen und seine Gebäude zu weltlichen Zwecken veräußert worden, doch thront das Gnadenbild, Maria in dem Momente vorstellend, wo sie den vom Kreuze abgenommenen Leichnam des Erlösers empfängt, noch heutigen Tages auf dem reichen, zwischen vier vergoldeten Säulen stehenden Hochaltare, der auf derselben Stelle errichtet ist, wo einst die schützende Linde stand, deren Stamm sogar einen Theil des Hochaltars ausmacht, wenigstens ausmachen soll.

An dem Wege, den ich ging, demselben, den ich ehemals gegangen und den vor und hinter mir die Wallfahrer zogen, haben die letzten vierzehn Jahre sich nicht vergriffen. Ich fand alle Unebenheiten wieder, über die ich damals gestolpert. Die Heer- oder sogenannten Kaiserstraßen sind in Böhmen vortrefflich; aber nur wenige Schritte weiche man zur Linken oder Rechten, und die Landwege und Fußpfade sind in der Regel abscheulich. Man sollte meinen, zwei so viel besuchte Orte wie Mariaschein und das anstoßende Graupen müßten schon längst als vortheilhaft erkannt haben, durch gebahnte Fahrwege sich mit Teplitz in schnellere Verbindung zu setzen, und durch gute Fußsteige den Badgästen eine Lockung zu vermehrtem Besuche zu bieten. Aber nach wie vor ist der Fußpfad holprig, ohne Schatten und bei starkem Regen kaum gangbar; die einzige Fahrstraße aber macht nach wie vor einen Bogen von anderthalb Stunden, ist im Staube unerträglich, bei Nässe fast unfahrbar. Inzwischen darf die künftige Generation auf Verbesserung hoffen. Die Gemeinde Graupen hat vor zwei Jahren den Entschluß gefaßt, eine Fahrstraße zu bauen, und rückt das Unternehmen in der Weise fort, wie es begonnen, so können unsere Kinder die Vollendung erleben. Auch die wegelagernden Bettler fand ich wieder, vielleicht nicht die Personen von ehemals, aber die ehemaligen Personificationen des Lahm- und Blindseyns. Ich habe früher erwähnt, daß eine wachsamere Polizei das romantische Bettelunwesen in Peterswalde vernichtet hat, und muß lobend hinzusetzen, daß ein Gleiches in Teplitz der Fall ist, daß die Polizei auch hier Sorge trägt, die Straßen von belästigenden Bettlern rein zu halten. Aber der Weg nach Mariaschein war wie sonst von Mendikanten belagert, und in dem Verhältnisse, in welchem die verminderte Zahl der Wallfahrer ihre Einnahme verringert haben mag, hatte ihre Begehrlichkeit sich gesteigert. Eine dritte Stabilität, der ich begegnete, war der Handel mit Drucksachen. Bald auf das grüne Gras gebreitet, bald auf einigen locker zusammengefügten Brettern unsystematisch geordnet, bald mit Stecknadeln an eine straff gezogene Leine befestigt, hingen und lagen die Herrlichkeiten. Ich war ehemals an keinem dieser wandelnden „Bücherverschleiße" — so nennt man sie — vorübergegangen, ohne mindestens die Aufschriften und Titel zu betrachten, und erinnere mich genau, daß sie selten einer andern als der frommen Literatur angehörten, meist Legenden von Heiligen und Gebete für Andächtige. Dieß hat sich geändert, und schwerlich zum Bessern. Allerdings fehlte es auch jetzt weder an Legenden noch an Gebeten; aber die fromme Literatur bildete nicht mehr den Hauptverschleiß, die weltliche hat sich dessen bemächtigt, und welcher Art diese ist, läßt sich unmaßgeblich daraus errathen, daß „Katharine, die unzüchtige Jungfrau," „Lebens- und Leidensgeschichte eines Schneidergesellen, der siebenmal gehenkt wurde und doch nicht am Galgen starb," „Wunderbare Schicksale des schwarzen Philipp und der rothen Barbara," sämmtliche Werke gedruckt in diesem Jahre, den, wie es schien, begehrtesten Handelsartikel ausmachten. Vielleicht ließen sich hieran Vermuthungen knüpfen, die beinahe ein Recht gäben, in der verringerten Zahl der Wallfahrer ein Zeichen nicht bloß fort-, sondern bereits zu weit geschrittener Aufklärung zu erkennen. Im Dorfe Mariaschein und namentlich in der unmittelbaren Umgebung der Kirche „der schmerzhaften Mutter Gottes" bemerkte ich gegen sonst keinen Wechsel. Jeder Wallfahrtsort dankt seinem Heiligen einen Jahrmarkt; ein solcher wird zu Pfingsten auch in Mariaschein gehalten, und mehr oder weniger ähneln Jahrmarktsfreuden sich überall.

(Schluß folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 15.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenz-Blatt. Nro. 15.

Sonnabend, 2. Juli 1842.

[186] **Bekanntmachung.**

Kunst-Verein in Triest.

Am **15. September** beginnt die dritte Ausstellung des hiesigen Kunstvereins, und dauert bis zum **2. November**; es werden alle Künstler des In- und Auslandes ergebenst eingeladen, durch Einsendung ihrer Werke daran Theil zu nehmen. Nähere Auskünfte ertheilen:

in Berlin: die HH. **L. Sachse & Comp.**;
„ Dresden: Hr. **C. F. Weinberger**;
„ Düsseldorf: Hr. Professor **Wintergerst**;
„ Florenz: Hr. Dr. **Fabbris**;
„ Mailand: Hr. **Ritter M. v. Bist** und Hr. **J. Cattaneo**, Administrator und Cassier der k. k. Akademie der schönen Künste von Brera;
„ München: der verehrliche Verwaltungs-Ausschuß des Kunst-Vereins;
in Pesth: der verehrl. leitende Ausschuß des Kunstvereins;
„ Prag: die verehrl. Geschäftsführung der Gesellschaft patriotischer Kunstfreunde;
„ Rom: Hr. **Rudolph Freytag**, Via di Cappucini Nr. 31;
„ Venedig: Hr. **Ritter v. Diedo**; Secretär an der k. k. Akademie der schönen Künste;
„ Wien: der Hr. Kunsthändler **Heinrich Friedrich Müller**.

Triest, den 15. Mai 1842.

Die Direction des Kunst-Vereins.

---

[174] In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Alphabetisches

Namen-Register

der in Goethe's Werken,

Taschen-Ausgabe 1840, erwähnten Personen,

ingleichen

einiger Schriften von anonymen Verfassern; nebst einem Verzeichniß der Stellen an denen Goethe seine eigenen Produktionen erwähnt oder bespricht.

Verfertigt von

Christian Theodor Musculus.

12. Preis 1 fl. oder 18 Gr.

Dieses nicht bloß zur bequemen und nützlichen Lektüre der Goethe'schen Schriften zu gebrauchende, sondern oft unentbehrliche Register, wird gewiß vielen Besitzern der neuesten Taschen-Ausgabe, eine willkommene Erscheinung seyn.

Stuttgart und Tübingen, Juni 1842.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[196] **Sämmtliche Schriften**

von

Henriette Hanke geb. Arndt.

Von dieser neuen wohlfeilen und eleganten Gesammt-Ausgabe letzter Hand, welche überall mit so vielem Beifall aufgenommen ist, sind so eben der 17te bis 21ste Band,

die **Schwiegermutter** und die **Pflegetöchter** enthaltend,

an alle Buchhandlungen von uns versandt worden. Jeder Band kostet im Prän.-Preise nur ⅓ Thlr., daher diese eben so bildenden als anziehenden Schriften, welche von bleibendem Werth für jede Familien-Bibliothek sind, bereits die weiteste Verbreitung unter allen Ständen fanden, da die allmähligen Anschaffungskosten, besonders wenn einzelne Leser oder Familien sich dazu vereinigen, jährlich nur ein Geringes betragen. Die weitere Fortsetzung ist unter der Presse.

Hahn'sche Hofbuchhandlung in Hannover.

---

[173] In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Die Modepflanzen unserer Zeit.

Zweites Bändchen:

Die Rosen.

Ihre Beschreibung, Cultur und Vermehrung.

Mit besonderer Rücksicht für den Privatliebhaber,

herausgegeben

von

W. Neubert.

Secretär des landwirthschaftl. Vereins in Tübingen.

8. broch. Preis 1 fl. oder 16 Gr.

Inhalt: Die Rose als Modepflanze. — Geschichte der Rose. — Name der Rose. — Botanischer Charakter. — Heimath der Rosen. — Verbreitung der Rose. — Eintheilung in Arten. — Cultur der Rosen. — Die Erde. — Das Versetzen. — Das Begießen. — Der Standpunkt. — Die Ueberwinterung. — Das Treiben. — Die Vermehrung. — Feinde der Rosen.

Das früher erschienene erste Bändchen enthält:

Camellia und Cactus.

Anleitung

zur

Cultur und Vermehrung derselben.

8. broch. Preis 1 fl. oder 16 Gr.

Inhalt: Erster Theil (Ueber Camellien). Einleitung. Heimath und Verbreitung der Camellia. Name und botanischer Charakter. Cultur. Die Erde. Das Versetzen. Das Begießen. Das Beschneiden. Der

Standpunkt. Temperatur. Das Treiben. Insekten. Vermehrung. Mittel, das Abfallen der Knospen zu verhüten. Eintheilung in Arten. Zeit des Einkaufs. Werth. Uebersicht der Arten. — Zweiter Theil (Cactus). Einleitung. Cactus als Mode- und Zimmerpflanze. Heimath der Cactus. Beschreibung der Pflanze überhaupt. Die Stengel. Der Saft. Der Blüthenstand. Die Blüthe. Eintheilung der Sorten. Behandlung. Vermehrung. Das Versetzen und die Erde. Das Pfropfen. Die Befruchtung. Bemerkungen. Verzeichniß verschiedener Arten.

Stuttgart und Tübingen, Juni 1842.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[188] So eben erschien von Scribe als Folge des Verre d'au:

L'Ambitieux comedie p. Scribe. 6 Gr. = 27 kr.
Lorencino, drame p. Dumas. 8 Gr. = 36 kr.

Für Subscribenten auf das Répertoire du théâtre français à Berlin ist der Preis nur à 3 Gr. oder 14 kr. rhein.

Berlin, *Schlesinger*'sche Buch- u. Musikhandlung.

---

[184] In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart ist erschienen:

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Monat Mai 1842.

Größere Aufsätze.

Der Monte Rosa. Einleitung. Erstes Bekanntwerden durch Saussure und spätere Besteigungen, wiederholte Besteigungen, der Name des Berges. — Hadschar Schem. — Bemerkungen über die französische Literatur. — Die Stadt Bilgorai. — Das Klima von Kordofan. — Das Theater zu Belgrad. — Das Mabinogion. Dritter und vierter Theil. — Der Engländer Broote auf Borneo. — Die polnische Literatur im Jahre 1841. Allgemeines, Warschau. — Ueber das Wandern der Thiere. — Präsident Tylers neueste Botschaft. — Nachrichten über Centralasien. — Bemerkungen über ein Dalmatien betreffendes Werk. — Dampfbootfahrt von Obbo nach Stockholm. — Die Cedern des Libanon. — Der südliche Molukkenarchipel. Fünfter Abschnitt. — Vorweltliche Thiere in Nordamerika. — Die Bevölkerung des russischen Gouvernements Wjätka. — Englische Verhältnisse: der Tarif, Schlußbemerkungen. — Ueber die Natronseen Aegyptens. — Curiose Beschreibung eines Auflaufs zu Madrid im Jahre 1766. — Eigenthümlichkeiten von Siebenbürgen. — Antiquarische Nachrichten aus Persien. — Die Nubaneger. — Die Presse in Griechenland. — Histoire-Musée de la République française, par Challamel. — Das Rosalienfest zu Palermo. — Die Judensetten in Polen. — Der gebrochene Eid. — Das Papiergeld in England und den Vereinigten Staaten. — Schilderung der französischen Besitzungen in Nordafrika. Einleitung, Medeah, Miliana, Mascara, Dschidscheli, Guelma. — Vegetation der Terra fria in Mexico. — Die Eskimorace. — Der Isthmus von Panama. — Einiges über neuere Forschungen in Persepolis.

Chronik der Reisen.

Schomburgs Reise nach Guiana. — Stizzen aus dem nördlichen Rußland und Sibirien. Erster Brief. Zweiter Brief. Dritter Brief.

Kleinere Mittheilungen.

Kanalarbeiten in Aegypten. — Sparbanken in Paris. — Abnehmende Bevölkerung von Bordeaux. — Aligo Hernandez. — Karelins Pflanzensendungen. — Der Gebrauch des Haschisch in Algier. — Die Wasserklette. — Nachricht von der Reise des Professor Preiß. — Ueber eine merkwürdige orientalische Weberei. — Spuren von Linaambienst in Amerika. — Ungeheure Höhle bei Oviedo. — Neuerfundener Kalfaterstoff. — Neuer Ukas über die Freimachung der Bauern in Rußland. — Uebertragung der Lichtbilder auf Stein. — Französische Sendung nach Paraguay. — Geburt eines Cyklopen. — Einfluß farbiger Gläser auf die Pflanzen. — Runkelrübenzucker in Belgien. — Verderben der Bienen im Jura. — Ueber das Verpflanzen der Lama's nach Europa. — Das Guano als Düngungsmittel. — Durchbohren der Felsen durch chemische Mittel. — Boxerkampf eines Australiers und eines Engländers. — Der norwegische Fußgänger Mensen Ernst. — Alte Götterbilder in Sardinien. — Künstlerischer Magnet in Eisenwerken. — Kohlenverbrauch in Paris. — Merkwürdige afrikanische Kuh. — Denkmal für Denis Papin, als Erfinder der Dampfmaschinen. — Korkmatratzen. — Die Renegatengarde in Marokko. — Selbstentzündung digetränkter Baumwolle. — Der Aëronaut Comaschi. — Ein Traum über Afghanistans Schicksal. — Die Eisenbahnen in England. — Fabroni's Werk über die Vasen von Arezzo. — Der Handel in Tombuctu. — Etwas über die Geologie Nordamerikas. — Erneuerte Nigerexpedition. — Persische Säbel. — Sonderbarer Volksglaube hinsichtlich der Krokodile im indischen Archipel. — Der Brunnen von Grenelle.

---

[200] Neu erscheint und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Lehrbuch der Mechanik in ihrer Anwendung auf die physischen Wissenschaften, die Künste und Gewerbe von Carl Bresson. Mit 18 Tafeln Abbildungen (in gr. Fol.). Erscheint in 6 Lieferungen à 15 Ngr. oder 45 kr.

Der Name des ausgezeichneten Verfassers ist wohl die beste Empfehlung für dieses Werk.

Deutschlands Flora in naturgetreuen Abbildungen nebst Beschreibung von Dr. J. R. Linke. gr. 8.

Dieses Pflanzenwerk erscheint in Lieferungen mit 16—20 fein illum. Abbildungen à 7½ Ngr. od. 24 kr.

Abbildungen der sämmtlichen Arzneigewächse. Handbuch der medicinisch-pharmaceutischen Botanik von Dr. Ed. Winkler. 2te Auflage. 4. Erscheint in Lieferungen mit 5 Tafeln fein illum. Abbildungen à 7½ Ngr. od. 24 kr.

Der schnelle Absatz, welchen die erste Auflage fand, dürfte wohl das beste Zeugniß für die Gediegenheit dieses Werkes seyn.

Leipzig.

C. B. Polet.

---

[195] So eben erschien bei Friedr. Aschenfeldt in Lübeck eine, bis auf die neueste Zeit fortgeführte

Lübeckische Chronik.

Motto: Was wollt begehren mehr
Als die alte Lübische Ehr?

gr. 8. 30 Bogen. Preis 2 Rthlr.

Die Chronik, deren Verfasser in der Vaterstadt nicht lange unbekannt blieb, erfreute sich in derselben 400 Subscribenten, was ihren Werth hinreichend beurkunden dürfte. Da sie in einem trefflichen Chronikenstyl und höchst anziehend geschrieben ist, so verdient sie auch nicht allein in der Bibliothek eines jeden Lübeckers im Auslande, sondern gewiß in allen historischen Bibliotheken einen Ehrenplatz!

[163] Bei Fr. Volckmar in Leipzig ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu finden:

Handbuch für Reisende

in Frankreich

von Joh. Ferd. Ueigrbaur.

Zweite verbesserte Auflage. 12. geb. Preis 2 Thlr. = 3 fl. Conv.-Mze. = 3 fl. 36 kr. rhein.

Obiges ist das ausführlichste, gründlichste und empfehlenswertheste Reise-Handbuch, was über Frankreich existirt.

---

[199] Für Lesezirkel und Leihbibliotheken.

So eben ist bei C. L. Fritzsche in Leipzig erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Aus Haß, Liebe.

Roman

von Amalie Schoppe, geb. Weise.

2 Theile. 8. Preis: 2 Thlr. 15 Ngr.

Landwirthschaftliche Schriften

von

J. G. Elsner,

welche, im Verlag der Unterzeichneten erschienen, durch alle Buchhandlungen bezogen werden können:

Meine Erfahrungen

in der

höhern Schafzucht.

Zweite stark vermehrte Auflage.

Preis 2 fl. 12 kr. oder 1 Rthlr. 8 Gr.

Diese neue Auflage ist mit einer Menge von Zusätzen, neuer Erfahrungen, die Herr Elsner seit der Erscheinung der ersten Auflage zu machen Gelegenheit hatte, bereichert worden.

Handbuch

der

veredelten Schafzucht.

gr. 8. Preis 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr.

Hand- und Hülfsbuch

für den

kleinen Gutsbesitzer und Landmann.

gr. 8. Preis 2 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr. 12 Gr.

Die deutsche

Landwirthschaft

nach ihrem jetzigen Zustande dargestellt.

2 Thle. gr. 8. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 20 Gr.

Dieses Werk ist die Frucht vieljähriger Beobachtungen und freundschaftlicher Mittheilungen der ersten Landwirthe unserer Zeit, eine reiche Fundgrube.

Die Politik

der

Landwirthschaft.

2 Thle. gr. 8. Preis 4 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr. 18 Gr.

Wie soll der Landwirth bei der Erzeugung und Verwerthung seiner Produkte speculiren?

Auf Erfahrung begründete

Rathschläge und Lehren

für

den Landwirth.

8. Preis 1 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr.

In dieser Schrift legt der Verfasser seinen Schatz von Erfahrungen über die Chancen und Conjuncturen im Verkehr mit landwirthschaftlichen Produkten nieder. Von welchem Nutzen das Buch für jeden Landwirth, ja selbst auch für den Kaufmann seyn muß, welcher in ländlichen Erzeugnissen Geschäfte macht, ist leicht abzunehmen, wenn man bedenkt, wie viel daran liegt und was es einträgt, die Conjuncturen für die Verwerthung der Produkte richtig zu beurtheilen und wahrzunehmen.

Guter Rath

beim

An- und Verkauf von Landgütern.

8. in Umschlag broch. Preis 2 fl. oder 1 Rthlr. 4 Gr.

Mißgriffe bei Kauf und Verkauf von Gütern haben nur allzuoft schon großes Unheil gestiftet und den Grund zum Untergange ganzer Familien gelegt. Wie man solchen am sichersten entgehe, dazu gibt das hier angezeigte Werkchen Anleitung. Völlig aus dem Leben entlehnt und klar und erschöpfend ist der Gegenstand gegeben. Sonach kann es wohl mit vollem Recht eine werthvolle und dankenswerthe Gabe des verdienten Verfassers genannt werden.

Die

Bildung des Landwirthes

in der weitesten Bedeutung.

gr. 8. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 8 Gr.

Mit dem hier angezeigten Buche glauben wir dem betreffenden Publikum um so mehr eine Freude zu machen, als es eine Lücke in der landwirthschaftlichen Literatur ausfüllt, die man seither sehr empfindlich gefühlt hat. Sollten wir ein Urtheil darüber aussprechen, so würden wir behaupten, daß dasselbe unter dem vielen Guten, was dessen Verfasser bereits geliefert hat, zu dem Vorzüglichsten gehören dürfte.

Das

goldene Vließ

oder

die Erzeugung und der Verbrauch

der Merinowolle,

in

ökonomischer, merkantilischer und statistischer Hinsicht.

gr. 8. Preis 2 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr. 12 Gr.

Dieses Buch gibt eine übersichtliche Darstellung von der Wichtigkeit und dem Ertrage der Wollerzeugung aller europäischen Länder und hat daher sowohl für den Kameralisten als für den Kaufmann fast eben so hohes Interesse, wie für den Landwirth.

Das Edelschaf

in allen seinen Beziehungen.

Als Schlußstein dessen, was der Verfasser bereits über veredelte Schafzucht geschrieben.

8. Preis 1 fl. 36 kr. oder 1 Rthlr.

Inhalt: I. **Das Edelschaf.** II. **Die Wolle.** A. Ihr Wesen und ihre Beschaffenheit. 1) Feine und grobe Wolle. 2) Sanfte und rauhe. 3) Nervige und schlaffe. 4) Gekräuselte und schlichte. 5) Schüttere und dichte. 6) Klare und filzige. 7) Krepp- und Glanz-Wolle. 8) Kurze und lange Wolle. 9) Stumpfe und spitzgestapelte. 10) Gesunde und kranke. 11) Weiße und schwarze. 12) Edle und unedle. B. Die Umgestaltung der Wolle zur Waare. I. Die Wäsche. 1) Blanke und weiße Wäsche. 2) Nicht zu starke und nicht zu schwache Entfettung. II. Die Schur. III. Der Wollhandel. III. **Die Erzeugung der edlen Wolle.** A. Von der Menge der Wolle. B. Von der Güte. IV. **Züchtung edler Schafe.** A. Das Ideal eines edlen Schafes. B. Die Classification. C. Die Aufzucht edler Schafe. 1) Von innen heraus. 2) Von außen hinein. V. **Erhaltung des Edelschafs auf seinem Standpunkte.** A. Consequenz. B. Consolidirung. C. Constanz. VI. **Die Uebersiedlung des Edelschafs.** A. Von den Vorsichtsmaaßregeln, die dabei zu nehmen sind. 1) Für weite Ferne wählt man am vortheilhaftesten das Edelste. 2) Man hüte sich vor erblichen Krankheiten. 3) Man wähle zum Transport geübte und zuverlässige Leute. 4) Nicht zu große Heerde zum Uebersiedeln. 5) Behandlung der Schafe nach ihrer Ankunft. B. Von der Veränderung, welche die Uebersiedelung des Edelschafs in seiner Wolle hervorbringt. C. Geschichtlicher Gang der Uebersiedelung des Edelschafs. VII. **Von der Degeneration des Edelschafes.** A. Die wahre Degeneration. 1) Saumseligkeit oder angewandte unrichtige Grundsätze bei der Züchtung. 2) Unedles Blut, welches man sich bewußt oder unbewußt in die Heerde bringt. B. Die vermeintliche Degeneration. VIII. **Einfluß des Edelschafes auf Agricultur und Bevölkerung.** A. Sein Einfluß auf die Agricultur. 1) Der materielle Einfluß. 2) Der intellectuelle. B. Einfluß auf die Bevölkerung.

Gründlicher

Elementar-Unterricht

in der

rationellen Schäferei.

8. Preis 1 fl. 36 kr. oder 1 Rthlr.

In diesem neuesten Werkchen trägt der Verfasser die praktische rationelle Schafzucht mit einer Klarheit vor, in der sie auch dem Laien verständlich ist, und es ist wohl nicht zu viel gesagt, wenn man behauptet, daß ein so gründlicher Elementar-Unterricht in dem betreffenden Fache kaum noch jemals gegeben seyn dürfte.

Besonders dürfte derselbe seiner Fassung, des Preises und Formates wegen für den Unterricht der Schäfer empfohlen werden, von denen keiner dieses Büchlein in seiner Tasche entbehren sollte, wie der nachfolgende Inhalt beweisen mag:

Inhalt: I. Die Vorbereitung des Schäfers zu seinem Beruf. II. Berufstreue und Stellung eines Schafmeisters. III. Die Einrichtung im Schafstalle. IV. Die Fütterung und Verpflegung der Schafe. a) Die Verpflegung im Sommer. Art und Benützung der Hutweiden. Die Abrichtung des Hundes. Fernere Regeln für den Weidegang. Von der Sommerstallfütterung. Vom Hürden im Freien. Hülfsmittel bei plötzlichen Krankheitsfällen. b) Die Verpflegung der Schafe im Winter. Ordnung im Schafstalle. Ordnung beim Füttern. Verschiedene Futterarten. Das Tränken der Schafe. Das Salzgeleck. V. Vom Bocken (Stähren) der Schafe und von der Lammung. Vom Bocken. Vom Lammen. VI. Von der Erkennung der Schafe. Nach ihrem Aussehen. Nach ihrem Alter. VII. Von den Krankheiten der Schafe. 1) Die Drehkrankheit. 2) Die Traber- oder Gnubberkrankheit und das Kreuzdrehen. 3) Die Raude oder Krätze. 4) Die Klauenseuche oder Krümpe. 5) Der Blutschlag oder das laufende Feuer, auch Staupe genannt. 6) Die Pocken oder Blattern. 7) Die Lämmerlähme. 8) Die Ruhr. 9) Der Husten und die Kacherie. 10) Die Egelkrankheit und die Fäule. VIII. Von der Aufbewahrung des Futters. 1) Das Heu. 2) Das Stroh und die Spreu. 3) Die Wurzelgewächse. IX. Von der Wollkenntniß. X. Von der Schwemme und Schur der Schafe. 1) Die Schwemme oder die Wäsche. 2) Die Schur. XI. Vom Vertrage (Contracte) des Schäfers. XII. Einige Anweisungen auf besondere Fälle. 1) Bescheidenes, höfliches Betragen. 2) Benehmen bei vorkommenden plötzlichen Verlusten in der Heerde. 3) Verhalten bei eintretender Futternoth. 4) Der Schäfer soll ohne Erlaubniß keinen Fremden in den Schafstall lassen. 5) Wie er ein Schaf greifen und Wollmaster nehmen kann. 6) Er soll weder Schweine, Hühner, noch anderes Vieh im Schafstalle haben. 7) Wie er sich zu benehmen hat, wenn er Schafe von der Ferne her holen muß. 8) Was er thun soll, wenn den Schafen augenscheinliche Gefahr droht. 9) Erlernung und Anwendung des in diesem Buche Abgehandelten.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[194] Durch alle Buchhandlungen ist von mir zu beziehen:

Gedichte

von

Karl Friedrich Heinrich Straß.

(Otto von Peppen.)

Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

Leipzig, im Juni 1842.

F. A. Brockhaus.

---

[102] Bei mir ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Rosaliens Nachlaß

nebst

einem Anhange

herausgegeben

von

Friedrich Jacobs.

Zwei Theile.

Fünfte vermehrte und verbesserte Auflage.

8. carton. Preis 2½ Thaler.

Unter allen den an Gemüth und Geist so reichen Schriften von Fr. Jacobs hat „Rosaliens Nachlaß" seit 30 Jahren die meisten Freunde gefunden. Die edle Gesinnung und die unbeschreiblich schöne Sprache sichern ihm auch für die Zukunft den Beifall, der ihm bisher zu Theil ward. Der ehrwürdige Verfasser hat an diese fünfte Auflage seines Lieblingswerkes die letzte Hand gelegt; keine Seite ist ohne Verbesserungen geblieben und längere Zusätze haben dem Buche neue Zierden gegeben.

Leipzig, im Juni 1842.

Carl Cnobloch.

№ 158.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Montag, den 4. Juli 1842.

L'amour prête son nom à un nombre infini de commerces qu'on lui attribue, et où il n'a non plus de part que le Doge à ce qui se fait à Venise.

De la Rochefoucauld.

Maske.

(Fortſetzung.)

Den Abend brachte Botho in Claudinens Loge im Theater zu; ſie gönnte der Bühne keinen Blick und ſprach beſtändig mit ihm, ſo daß viele Augen neidiſch auf den blonden Deutſchen blickten. — Unter Anderm ſagte Claudine: „Ich kann Sie mir, wenn ich Sie ſo anſehe, durchaus nicht alt denken. Ihre Züge haben etwas ſo Kindliches, Ihre Augen einen ſo heitern Ausdruck, daß ich nicht begreifen kann, wie das Alter wagen würde, ſich da feſtzuſetzen; und nun gar ein alter Diplomat! dafür paſſen Sie durchaus nicht, der offene Ausdruck Ihrer Züge kann nie die Hülle eines gefährlichen Geheimniſſes ſeyn!“ — „Ich will auch keine diplomatiſche Carrière machen. Ich kann mir das reife Alter nur angenehm denken; in voller Freiheit, auf meinen Gütern wollte ich es durchleben, mit einer geliebten Frau, mit einer Familie, die, indem ſie mich als Stütze umringt, mir Luſt und Liebe dafür gibt. Ich dachte mir das Alles ſo reizend, wie ich überhaupt Familienglück mir nur auf dem Lande denken kann; in einer Stadt, in Hofintriguen, in geſellſchaftlichen Pflichten verwickelt, kann man nicht ſeinen Lieben leben, und mir dünkt, da heiße es, Alles oder nichts.“

„Sie ſagen: ich dachte mir; warum denken Sie denn nun nicht mehr ſo?“ — „Es iſt mir in neueſter Zeit ſo viel Unangenehmes begegnet, daß die heitern Ideale meiner Jugend davor ganz in den Schatten getreten ſind. Aber melancholiſch oder gar unglücklich kann ich mich doch nicht fühlen; es liegt in meiner Seele eine ſolche Fülle von Frohſinn und Heiterkeit, daß ſie mit ihrem hellen Licht ſiegreich alle Schatten niederzwingt. Oft denke ich Morgens beim Erwachen: welch ein trüber Tag wird das heute werden! denn das Unangenehmſte fällt einem da immer zuerſt ein; dann wird aber dennoch meine Seele bald von irgend einer Freude erfaßt, oft über etwas ſo Unbedeutendes; aber die Elaſticität meines Charakters nimmt ſchnell die Gelegenheit wahr, die Wogen der Freude hoch aufzuſchwellen.“ — Ueberraſcht ſah ihn Claudine an, wie es immer ihre Art war bei Bothos oft unerwarteten Aeußerungen. Sie war nicht geſchmeichelt durch dieſes offene Bekenntniß, und ihre Eitelkeit flüſterte ihr ſogar zu, es ſey nicht wahr, und nur dem Stolze des jungen Mannes verdanke ſie dieſe Aeußerung. — Er hatte aber wirklich wahr geſprochen; er war einer von den Menſchen, die nie ganz unglücklich werden können. Dazu war er zu lebhaft, Alles intereſſirte ihn zu ſehr; in der höchſten Verſtimmung konnte ihn

ein Gang in die ſchöne Gegend, das Hören eines reizenden Geſanges, die Begegnung einer ſchönen Frau, eine geiſtreiche Bemerkung ſo in Anſpruch nehmen, daß er ganz den Gedanken an ſeine Verſtimmung verlor. Eigentlichen Schmerz kannte er auch noch nicht. Die herbe Täuſchung, oder der unerbittliche Tod waren dem, was er liebte, noch fern geblieben. Kein Unglück hatte ſich noch in ſeine Nähe gewagt, das auch das heiterſte, für alles Schöne empfängliche Gemüth verdüſtern kann. Da hilft freilich keine äußere Einwirkung mehr; wir ſehen wohl noch alle Gegenſtände, aber neben allen ſteht unſer Schmerz.

Claudinen war eine ſolche Natur noch nicht vorgekommen, ſo lebensfroh, ſo wahr, ſo friſch, ſo ungebändigt. Alle ihre Bekannten kamen ihr dagegen vor wie elegante Schmuckfutterale, aus denen aber der Edelſtein längſt verſezt worden, um dafür äußerlich etwas zu vergolden. Selbſt die, die noch einen Edelſtein, eine Seele beſaßen, waren ſo weltmüde, ſo enttäuſcht und entzaubert, daß es gar keine Freude mehr war, ſich ſelbſt von ihnen täuſchen zu laſſen. Claudine betrachtete die Liebe jezt nur, im beſten Falle, wie einen ſchönen Irrthum; aber ſie meinte, es gehöre durchaus dazu, daß beide ſich irren, ſonſt werde der Eine zum Betrüger, der Andere zum blinden Thoren, und beide hören dadurch auf, intereſſant zu ſeyn.

„Es gibt ſo viele Menſchen," ſagte ſie einmal zu Flora, „die ſich zu verlieben glauben, dabei aber wie ein guter Arzt genau vorher wiſſen, wie lange dieſe Criſis dauern kann. Mein Vetter, Herr v. Varenil, kam vor einiger Zeit zu mir und ſagte mit ernſthafter Miene: „Couſine, dießmal bin ich wirklich ganz in Zauberbanden: die italieniſche Sängerin hat es verſtanden, mein Herz zu rühren, wie nie eine Frau; ich kann keinen Tag leben, ohne ſie geſehen, geſprochen zu haben." — „Mein Gott, was wird denn aber aus Ihrer Schweizerreiſe, Vetter, die Sie doch ſo ſchön projektirt?" — „O bis dahin, Couſine, iſt dieſe Leidenſchaft vorüber. Drei Monate! ich bitte Sie!" — Und als ich lachte, nahm er es förmlich übel, warf mir Mangel an Gefühl vor, nannte mich eine kalte, keiner Neigung fähige Seele. Das iſt aber das Merkwürdige, daß dieſe Menſchen verlangen, man ſoll ihre papiernen, nur für eine beſtimmte Zeit geltenden Herzensſcheine für baares klingendes Gold der Liebe nehmen, und ſich noch freuen und verwundern über die Ehre. Wie kann ſich eine Frau von ſolch einer Huldigung rühren laſſen!"

„Mir iſt es doch lieber, daß es ſo iſt," ſagte Flora. „Wenn alle Frauen einen ſo klaren Blick, eine ſo helle Vernunft, einen ſo ſtarken Geiſt wie Sie hätten, mich würde frieren auf der Welt; ſie würde mir vorkommen wie eine ſchöne Winterlandſchaft, durchſichtig und ſcharf, aber auch eiskalt und todt." — „Das iſt der ewige Vorwurf, kalt, kalt! Immer haben meine Bekannte das Wort für mich, weil mein Verſtand ſich nicht kopfüber in den Abgrund ſtürzt." — „Abgrund! das iſt ein hartes Wort, Gräfin. Warum vergleichen ſie die Liebe, denn die meinen Sie doch nur, nicht mit etwas Beſſerem oder wenigſtens Schönerem?" — „Jeder nennt die Dinge ſo wie ſie ihm erſcheinen," entgegnete Claudine ruhig.

Bei einem Morgenbeſuch ſprach Botho mit der Gräfin über Literatur und war ſehr überraſcht, ſie in der deutſchen zu Hauſe zu finden. Sie lachte: „Warum begreifen Sie nicht, daß eine Franzöſin gut Deutſch verſteht? ich kenne und liebe Ihre Sprache." — „Nicht möglich! — und das erfahre ich erſt jezt! — Eine Pariſerin und Deutſch! ich fürchte, Gräfin, Sie myſtificiren mich." — „Nein, das iſt merkwürdig! Alſo Sie glauben mir nicht einmal? Gut, hier iſt Papier, ſchreiben Sie mir irgend etwas, und ich werde Ihnen die Antwort darunter ſetzen; dann können Sie ſehen, ob ich Sie verſtanden habe."

Es war für den jungen Mann eine zu verführeriſche Gelegenheit, ſeinen Empfindungen Worte zu leihen; er widerſtand ihr nicht. Haſtig, mit fliegendem Athem ſchrieb er:

Bin ich um dich geſtorben,
So komm zu meinem Grab,
Mit deinen ſchönen Augen
Blick tief zu mir herab.

Sieh nicht nach Andrer Namen,
Die dort jezt ruhen ſtill;
Sie ſtarben, weil ſie mußten,
Ich ſterbe, weil ich will!

Ueberraſcht blickte Claudine auf, als ſie geleſen. Das übertraf ihre Erwartungen. „Graf —" ſagte ſie zweifelnd. — „Betrachten Sie es als eine Probe, als eine Prüfung, ob Sie deutſche Worte — ob Sie deutſche Gefühle verſtehen." — „Ob ich verſtehe?" Dann ſchrieb ſie darunter:

Nicht ſterben — leben!

Botho nahm das Blatt und fragte leiſe: „Für dich?" Claudine nickte, obgleich ſie die Augen geſchloſſen hatte. Ihr Kopf lag zurück auf der Lehne des Stuhls, ihre ſchöne weiße Hand hing ſchlaff an der Seite herab, die andere hielt ſie auf's Herz gedrückt. — „Claudine," rief der Jüngling mit flammenden Augen, „ſpielen Sie mit mir? Geben Sie mir Wahrheit! Iſt es Ihr Ernſt, ſoll ich für Sie leben? Wollen Sie mein ſeyn?" ſezte er hinzu, indem er neben ihren Stuhl niederkniete und ihre Hand auf ſeine Stirne legte.

(Fortſezung folgt.)

Straßburger Volksleben.

(Fortſetzung.)

Die Straßburger machen ſich mitunter ſelbſt glauben, ſie ſeyen Franzoſen. Aber guter Gott! ſeht ſie nur einmal in der Hoffnung, in der Schreinerſtube oder gar im Bierhauſe „à la patrie“ und merkt euch den Zug, den ſie am Leibe haben. Bei der ſicilianiſchen Veſper zwang man die Franzoſen, ich weiß nicht mehr welches Wort auszuſprechen, und ſtieß ſie nieder, wenn ſie ſtotterten. Es iſt gerade keine Gefahr, daß es in dem deutſchen, biedertapfern Straßburg je zu einer ſicilianiſchen Veſpernacht kommen könnte; aber wenn dieß möglich wäre, ſo würde es genügen, den Franzoſen Eins zu- und vorzutrinken und ſie zur Antwort im Bierſtyle zu zwingen, und auf den erſten Schluck müßte ſie jeder Kennerblick von Straßburgerblut unterſcheiden. Eine deutſche Kehle iſt unverkennbar. Erſt als ich aus Frankreich zurückkam, begriff ich in ſeinem ganzen Umfange das ächte Deutſch- und Germanenthum eines ſolchen Tempels des Halbgottes Gambrinus. Schon bei meiner erſten Anweſenheit in Straßburg fühlte ich ganz beſonders in der Hoffnung, im Fäßchen u. ſ. w., daß hier Frankreich noch nicht anfange. Eine weite Stube, vier Wände, farblos oder beſſer rauchfarbig, dicke, ſchwerfällige, unbeholfene eichene Tiſche und Bänke mit Rücklehnen — dieſe rohe Bequemlichkeit kennt man nirgends in Frankreich, gepolſterte Tabourets gibt's überall, aber einen Stuhl mit einer Lehne findet man erſt in der neueſten Zeit in Paris, ſeit man dort zu rauchen, Bier zu trinken und ſich zu germaniſiren angefangen hat — geben den Straßburger Bierhäuſern einen ſo ächt unfranzöſiſchen Anſtrich, daß ich mich wunderte, ſo oft dort einmal franzöſiſch geſprochen wurde.

Jeden Abend füllen ſich dieſe Bierhäuſer mit denſelben Gäſten, die meiſt an denſelben Plätzen ſitzen und eben ſo oft auch dieſelbe Zahl Schoppen trinken, außer an Sonn- und Feſttagen, wo entweder bei ſchönem Wetter der Gaſt fehlt, oder bei ſchlechtem ein paar Schoppen mehr als gewöhnlich getrunken werden. Von Stunde zu Stunde ändert ſich, alle Abende in derſelben Art, die Geſellſchaft; um neun Uhr gehen dieſe weg, um zehn Uhr jene, und ein halb Dutzend, ein paar mehr oder weniger, ſitzen alle Abende, bis die Polizei ſie wegtreibt. Nur wenn zufällig das Bier ſchlecht wird, ziehen die unſtäteren Gäſte aus und ſuchen anderswo ein Unterkommen. Solcher Zugvögel gibt es eine Menge in Straßburg. Das ſind die ächten Feinſchmecker, die übrigens das gute Bier inſtinktartig herauswittern, und denen man getroſt, wie der Jäger dem Hunde, folgen kann, ſicher, den beſten Stoff aufzutreiben, wenn man erſt den rechten Spürhund kennt.

Die Unterhaltung dreht ſich ſehr oft um Politik. Die Straßburger ſind gute Patrioten, Liberale, oft Republikaner, aber das verhindert nicht, daß ſie herzensgute Politiker ſind und die Sache meiſt mit der gehörigen Ruhe und Gemüthlichkeit betreiben. Nur bei auſſerordentlichen Gelegenheiten wird's lebendiger, und am lebendigſten bei der Wahl der Straßburger Deputirten und Stadträthe. Die Elſäßer begreifen überhaupt, wie alle Deutſchen, die Communalfreiheit beſſer als die Staatsfreiheit. In ſolchen Wahlzeiten wird das Bier rarer, wohl auch theurer, doch weiß ich dieß nicht aus authentiſchen Quellen, ſondern unterſtelle es nur, weil ich einmal zu einer ſolchen Wahlzeit in Straßburg war und mit Augen ſah, wie ſcharf es in der Hoffnung und im Stern, oder im Fäßli oder in der Metzgerzunft zuging. Geſtehen aber muß ich, daß die Schlacht immerhin, trotz all dem Biere, das dabei vergoſſen wurde, noch ganz erträglich ausfiel; aber gräßlich war der kämpfende Rückzug des geſchlagenen Heeres. Auch darin beweiſen ſich die Elſäßer als wahre Germanen: beſiegt oder unbeſiegt, kein paniſcher Schrecken erfaßt ſie, ſie halten Stand, ſo lange ſie angegriffen werden, und noch drei, vier Wochen nach der Schlacht diſputiren die Beſiegten alle Abende darüber, wie's denn eigentlich gekommen, daß ſie geſchlagen worden, oder Andere beweiſen ihren ſich zurückziehenden Freunden, daß beim Lichte beſehen, der Sieg doch nichts entſcheide, und ganz genau betrachtet, ein ſolcher Sieg dem Beſiegten mehr Ehre mache und mehr Nutzen bringe als dem Sieger. Die Seeleute in Havre erzählten mir, der Sturm ſey eine Luſt, aber das empörte Meer nach dem Sturm ſey das Gräßlichſte, was es gebe. Ich glaube es gerne; die Wellen, die das Communalwählermeer nach dem Sturme in Straßburg warf, waren zehnmal ſchlimmer, als die während des Sturms ſelbſt.

Dieſe rege politiſche Kannegießerei in den Bierſchenken iſt die Urſache, daß es in Straßburg mehr oder weniger liberale Bierhäuſer gibt, was aber nicht in ſtrenge Sonderung übergeht; denn das Bier iſt die Hauptſache, die Politik nur das attiſche Salz, und wenn das Bier bei den Demokraten ſauer wird, dagegen bei den Ariſtokraten wohlſchmeckend iſt, ſo gibt es eine ſolche Menge momentaner Ueberläufer, daß man die Farbe und Fahne der einzelnen Parteien in den Bierhäuſern nicht wieder erkennt. Wo geſtern die Ariſtokratie herrſchte, thront heute oft die Demokratie.

Wo dagegen ernſtere Intereſſen in's Spiel kommen, z. B. die Religion, da tritt oft eine bleibende Sonderung ein. So gibt es wenigſtens katholiſche und proteſtantiſche Kaffeehäuſer. In einer kleinen Straße nahe

am Münster ist das W...sche Kaffeehaus, das besonders im Geruche der Rechtgläubigkeit steht, wo man noch heute den Stuhl zeigt, auf dem Görres vor Zeiten Abends seinen Schoppen trank, und das ich deßwegen ein paarmal Abends besuchte. Ich kann versichern, daß man dort ganz guten, billigen Elsäßerwein trinkt und vorzüglich zu Abend speist. Auch muß ich gestehen, daß die Rechtgläubigkeit sich nur in der sehr classischen Spießbürgerart bekundete und nichts weniger als intolerant war.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Teplitz, Juni.

(Schluß.)

Witterungsnoth.

Bedeutungsvoller als die Pfingstprozessionen waren diejenigen, die am lezten Sonnabend des Mai sich in Teplitz sammelten, um am folgenden Tag nach Mariaschein zu ziehen und vor dem heiligen Bilde den Himmel um Regen anzuflehen. Mochte der Freidenker immerhin zweifeln, daß die unabänderlichen Naturgesetze sich dem Gebete fügen werden, der Gegenstand war zu wichtig, als daß selbst der Freidenker nicht hätte wünschen sollen, es möchte der Fall seyn. Sechs Wochen lang hatte in der ganzen hiesigen Umgegend ein scharfer Ostwind und eine oft brennende Sonne die Felder ausgedörrt. Die jungen Frühlingssaaten standen vergelbt, die Wiesen lagen trocken, der Klee verkümmerte, die Bäche hatten kaum noch für die Mühlen nothdürftiges Wasser. Die Klagen der Landleute wurden mit jedem Tage lauter, und wenn die Städter klagten, daß Milch und Butter theurer und die Gemüse immer seltener und kostspieliger werden, so war dieß zwar das kleinste Uebel, doch wegen der ihm zum Grunde liegenden Ursache ein Uebel voll Bedeutung. Noch acht Tage solche Trockenheit, versicherten die Landswirthe, und die Hoffnung einer Ernte ist verloren. Also gingen von weit und breit Betende nach Mariaschein und am lezten Sonnabend im Mai kamen sie in Teplitz zu hunderten an. Man sah es den armen Landleuten an, daß ihr Herz bei ihrem Gebete war. Sonntag Nachmittags thürmten sich Wolken längs dem Erzgebirge auf; ein Gewitter schien im Anzuge. Der Herr erhört die Seinigen, ging von Mund zu Mund. Da erhob sich der Sturm und vertrieb die Wolken. Ein freundlicher Abend folgte und eine sternhelle Nacht, und der Montag Morgen drohte wieder mit einem heißen Tage; aber da erhörte der Herr die Seinigen: ein Gewitter brachte mehrstündigen Regen, und ich war zufällig Zeuge eines Anblicks, den ich so leicht nicht vergessen werde. Ein Haufe von vielleicht hundert Menschen, auf der Rückkehr von Mariaschein, zog an meiner Wohnung vorüber, als die ersten Tropfen fielen. Unwillkührlich stand der Zug still und verstummte der Gesang. Alle sanken auf die Knie, ein Dankgebet stieg zu Ihm empor, der das Flehen vernommen und erfüllt; dann stimmte der Vorsänger ein Loblied an, und je dichter der Regen niederströmte, desto heller klang das Lied, und jubelnd zog der Haufe weiter. Wer müßte nicht vor seinem Gefühl erröthen, wollte er einen solchen Ausdruck des Dankes Aberglauben nennen? — Der seitdem häufiger gefallene Regen hat in Feld und Wiese Wunder gewirkt. Während aber die Landleute lächeln, fehlt es nicht an Badgästen, die doppelt griesgrämig aussehen. Nach Regen haben sie Alle geseufzt, denn der Staub verleidete das Gehen und Fahren, und Bewegung soll der Badgast sich machen, Grünes, d. h. frische Gemüse, soll der Badgast auch genießen, und diese waren oft für schweres Geld nicht zu bekommen. Doch die Witterung sollte sich nach den Wünschen und Bedürfnissen der Badgäste richten: Nachts sollte es regnen, am Tage die Sonne scheinen. Nun geschieht dieß seit einiger Zeit nicht bloß nicht, sondern die Witterung ist auch so rauh, der Wind bläst so kalt, daß die Badenoth stündlich höher steigt und Viele in der That übel daran sind, die sich nicht mit einer Beschäftigung vorgesehen haben, und deßhalb an dem fürchterlichsten aller Leiden krank liegen, an Langeweile. In der glänzendsten Periode seiner Badesaison, in den Monaten Juli und August, ist Teplitz gleich den meisten Kurorten, wo nur gebadet, nicht an der Quelle getrunken wird, kein geselliger Aufenthalt. Das Trinken vereinigt, das Baden zerstreut, und sobald daher in Teplitz unfreundliche Witterung eintritt, die das Verweilen außerhalb des Hauses wehrt, bleibt kaum eine andere Wahl, als sich mit sich selbst zu unterhalten. Je voller der Ort, desto größer die Chance, früher Gekannte anzutreffen und neue Bekanntschaften anzuknüpfen, mit deren Hülfe die Zeit sich allenfalls kürzen läßt; je leerer der Ort, je geringer die Zahl der Gäste, desto größer für Viele die Gefahr, auf sich verwiesen zu bleiben. Und daß dieß keine eingebildete Gefahr ist, zeigt sich eben auf manchem verdrießlichen Gesichte. Für die Jahreszeit kann der Ort nicht leer heißen; die zulezt ausgegebene Badeliste weist 291, aus 474 Köpfen bestehende Partien nach, dreißig und einige mehr, als in der entsprechenden Zeit des vorigen Jahrs, und nur ein kleiner Theil derselben ist bereits wieder abgereist. Allein fast der einzige Vereinigungspunkt, den Teplitz hat, der Saal im fürstlichen Garten, ist noch nicht eröffnet, und so sind die Wetterbedrängten auf die Speisehäuser, wo nur während der Speisestunden Gesellschaft sich zusammenfindet, auf die Weinstuben, welche nur die Wenigsten besuchen dürfen, und auf die drei Lesekabinete verwiesen, welche jezt zwar offen sind, jedoch insgesammt fast ausschließend politische Blätter halten. Ihr Cyklus ist: die preußische Staats- und die Augsburger Allgemeine Zeitung, die Frankfurter Oberpostsamts- und die Leipziger Zeitung, die Wiener Theater- und die Prager Zeitung, das Journal de Francfort und das Journal des Debats, der Humorist, die Bohemia und Ost und West. Außerdem steht allerdings eine Zuflucht frei in eine Leihbibliothek und eine so eben aus Prag angelangte Buch- und Kunsthandlung; doch in beiden läßt sich wenig erholen. Wer mit den Gaben der erstern zufrieden ist, muß ein in literarischer Hinsicht beneidens- oder bedauernswerther Mensch seyn, und der Reichthum der leztern beschränkt sich auf Lotterieloose, Ansichten von Teplitz und dessen Umgebungen, Strick- und Stickmuster, ein Probeblatt der deutschen Chronik vom 2ten Januar 1812, das malerische und romantische Ausland, das Theater für Kinder, einen Universalrathgeber und Aehnliches. Wer dagegen mit der Hoffnung sich zu trösten vermag, braucht nicht zu verzweifeln. Die Ankunft des Fürsten Clary steht bevor, und da er seine junge Gemahlin zum erstenmale in Teplitz einführt, rüsten Magistrat und Bürgerschaft sich zu einem würdigen Empfang. Ferner ist eine Schauspielergesellschaft aus Leitmeritz im Anzuge. Welche Aussichten!

Beilage: Literaturblatt Nr. 68.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 159.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Dienſtag, den 5. Juli 1842.

— Ma raison m'abandonne aux ténèbres.
Soleil mystérieux, rayon consolateur,
Astre vivifiant, lève-toi dans mon coeur!
Lamartine.

Zweifel und Ruhe.

Von Nic. Lenau.

Der Menſch auf halbem Weg entſchlief
Im Schatten eines alten Baumes,
In Banden eines ſüßen Traumes,
Schlief manche Wanderſtunde, tief.
Das Laub des Baumes rauſchte mild
Und bat den Schlaf: o bleibe lang!
Zum Traume ſprach der Vögel Sang:
O male fort dein buntes Bild,
Daß uns der Schläfer nicht erwache,
Er weile unter dieſem Dache!

Da kam der Zweifel, ihn zu wecken;
Er klopft ihm auf die Schulter ſacht
Und ſpricht: ſteh auf, bevor es Nacht,
Zum Ziele ſind noch weite Strecken.
Ich bin dein Freund, ein rauher zwar,
Doch treu und warne vor Gefahr.

Er führt ihn fort durch ſtille Heiden,
Wo Luſt und Zier des Lebens ſcheiden,
Natur blüht abſeit ſeinem Herzen,
Ihn faſſen unverſöhnte Schmerzen.

Wie ſonſt vom ſtillen Heideland
Der Wandrer Vögel ſcheucht empor,
So rauſcht ihm an des Zweifels Hand
Von Fragen auf ein wilder Chor,
Die ſchreiend fort zur Ferne dringen,
Doch Antwort nicht zurück ihm bringen.
Dann wird es öder, ſtiller immer,
Dämm'rung verſagt den lezten Schimmer;
Der Wandrer ſchreitet trüb und ſacht
Mit ſeinem Führer durch die Nacht.

Doch wenn ihm auf dem Gang nicht graut,
Und wenn er kräftig horcht und ſchaut
In ſeines Herzens tiefſten Grund,
So wird ihm hier der Himmel kund.
Da unten ſtrömt der ew'ge Quell,
Da klingt es hold, da ſtrahlt es hell,
Er ſchaut den Brunnen und das Meer,
Und frägt nicht mehr: wohin? woher?

Strasburger Volksleben.

(Schluß.)

Die Geſellſchaft beſtand, ſo oft ich im W...ſchen Kaffeehaus war, aus ein paar alten Geiſtlichen, einem

Küſter, der aber gekleidet war, als ob er ſelbſt Geiſtlicher wäre, ein paar derben Handwerkern, einem Fleiſcher mit nackten, muskelfeſten Armen und dickem Bauche, was ſehr abſtach gegen die ernſte ſchwarze Kleidung und die feine Figur ſeines Nachbars, des Herrn Schullehrers, wenn ich nicht irre. Lezterer ſprach wenig, war aber doch die Seele der Unterhaltung, denn die geiſtlichen Herren ſaßen abſeiten allein. An den Herrn Schullehrer — wenigſtens ſah das Männchen ganz ſchulmeiſterlich aus — richteten ſowohl der Küſter, als auch der Fleiſcher und der Wirth die Rede, und es kam mir faſt ſo vor, als ſey er auf ſeinem Dreifuß der Schiedsrichter der Uebrigen. Jedem aber nickte er der Reihe nach freundlich zu und ſagte mitunter ein ruhiges, bedeutungsvolles: „Sie haben Recht.“ Das war meiſt Alles, was ich von ihm hörte, bis er endlich dem Wirthe winkte und mit Anſtand zu ihm ſagte: „Noch einen halben Schoppen zu drei!“ — O! wie war mir ſo wohl, ſo wunderbar wohl in Deutſchland! — „Noch einen halben Schoppen zu drei!“ Das will gar nichts heißen, wenn man nur die Worte lieſt. Den Ernſt, die Ruhe, die ſtolze Zufriedenheit, die tiefe Gemüthlichkeit, die in dieſem: „Zu drei!“ lagen — all das findet man in Frankreich nirgends wieder. O Heimweh!

Es war die Zeit der neuen Kartoffeln, und der Wirth behauptete, es ſey noch zu früh, der Küſter aber ſagte, ſie ſeyen ſchon ſehr gut und er habe heute welche gegeſſen. „Warten wir das Ende ab,“ antwortete der Wirth, „und ſehen wir zu, ob Sie morgen keine Bauchſchmerzen haben. So iſt es mir wenigſtens 1817 einmal gegangen und ſeit der Zeit eſſe ich keine neuen Kartoffeln mehr vor dem erſten Auguſt, und leide auch nicht, daß früher welche bei mir aufgetragen werden.“ — O! wie war mir ſo wohl in Deutſchland! — Solche Wirthsgewiſſenhaftigkeit! Da reiſe einer in Frankreich und ſuche mir ähnliches gemüthlich Philiſterhaftes!

Die höhere Geſellſchaft, die Gelehrten, Profeſſoren, Advokaten und Kaufleute verſammeln ſich im Caſino, wo aber bereits meiſt franzöſiſch geſprochen wird und eine Miſchung zwiſchen Germanismus und Gallicismus hervortritt, die oft luſtig genug iſt. Doch trifft man hier ſchon beinahe die allgemeine europäiſche Färbung, ſo daß das provinziell-Charakteriſtiſche faſt verſchwindet. In den höchſten Regionen der Straßburger Geſellſchaft dagegen iſt Alles franzöſiſch, und nichts mehr erinnert hier an den Elſaß. Die allerhöchſten Beamten beſuchen weder das Caſino noch ſonſt öffentliche Plätze, und machen nur mitunter Abends im Sommer einen Spaziergang auf dem Broglie, um den herum ſie auch meiſt wohnen, daher ſie denn auch l'ariſtocratie du Broglie heißen. Dieſe Ariſtokratie iſt überdieß katholiſch, und ihr gegenüber ſteht eine zweite, die nach der Kirche l'ariſtocratie de St. Thomas heißt, aus den alten, reichen proteſtantiſchen Straßburger Familien beſteht und faſt noch zurückgezogener lebt als die ariſtocratie du Broglie.

Die Ariſtokratien ſind Alle über einen Leiſten geſchlagen, und deßwegen ſchon für den Beobachter eine höchſt unbehagliche Erſcheinung, die ihm überall aufſtößt und ihn überall gleich langweilt. Daher kommt es auch, daß die Ariſtokraten kein Vaterland haben und allerwärts zu Hauſe ſind. Mit dem Volke iſt's anders; da iſt Alles ſcharf gezeichnet, beſtimmt gefärbt. Deßwegen wollen wir die hohen Herrn bei ihrem Spieltiſche oder hinter dem Stuhle ihrer hohen Damen laſſen und wieder hinabſteigen.

Wir kennen den geſunden Appetit und den herzlichen Durſt des Straßburgers; aber er, und beſonders ſie, haben noch ganz andere, viel liebenswürdigere ſchwache Seiten; — ſo würden die Herrn vom Broglie ſagen, während die von St. Thomas ein Kreuz — nein, das dürfen ſie ja nicht als Proteſtanten — Ach und Wehe ſchreien. Arg iſt's, ſehr arg; franzöſiſcher Leichtſinn, deutſche Gemüthlichkeit und ſchwäbiſche Luſt geben hier Hand in Hand, und dieſe heilige Drei ſind ein tolles Geſpann.

Im wohlhabenden Mittelſtande trifft man dann aber auch noch ſehr oft Sitten und Familien von ächtem altem Schrot und Korn. Aber leider ſcheinen dieſe ab-, und die „welſchen Haushaltungen,“ wie man in Straßburg diejenigen nennt, in denen Leichtſinn und Unordnung das Ruder führen, immer mehr zuzunehmen. Doch kann ich hier nur vom Hörenſagen ſprechen, da ich nicht lange genug im Elſaß lebte, um aus Erfahrung zu urtheilen. Uebrigens müßte es ja Wunder nehmen, wenn dem nicht ſo wäre, denn die zwitterhafte Stellung der Elſäßer zwiſchen Deutſchland und Frankreich verurtheilt ſie zu einer geiſtigen Unkultur, die, ſo oft ſie mit den verfeinerten Laſtern der Civiliſation in Berührung kommt, von dieſer die Laſter, aber nicht die feine Decke annimmt, und dann nackt erſcheint und durch Aergerniß und Beiſpiel nur um ſo verderblicher wirkt.

Die Unkultur des Elſäßers und auch des Straßburgers bekundet ſich ganz beſonders in ſeinem Aberglauben. Nur Ein Beiſpiel. Vor mehreren Jahren war in einem Dorfe nahe beim Odilienberge ein Knabe, genannt Baſtián, der alle Krankheiten heilte. Zu Tauſenden lief man von Straßburg und aus der Umgegend zu dieſem Wunderknaben, und lange dauerte es, bis der Rauſch vorüber war. Da aber die Kranken am Ende merkten, daß ſie vor wie nach krank geblieben waren, ſo fragten ſie nach der Urſache der Nichtwirkung, und forſchten ſo lange nach, bis ſie's endlich herausbrachten. Der Wunderknabe hatte einen Juden geheilt, und mit dieſem Unheil ſeine Wunderkraft verloren.

So ſind die Straßburger, das muntere Volk, tapfer, bieder, lebensluſtig, roh, ausſchweifend und abergläu-

bisch wie kaum irgendwo. Der Kern sitzt in einer sehr herben Schale, aber er ist oft genug noch recht saftig und gesund. Und das ist denn ein Trost für Vieles. Von der Civilisation aber kennt das Volk in Straßburg nur die Nachzügler.

Maske.

(Fortsetzung.)

Claudine gab keine Antwort, ihr Antlitz war bleich, in stürmischem Athmen flog ihre Brust, ihr war wie im Taumel; aber um keinen Preis hätte sie die Augen geöffnet, denn sie mußte nach Innen blicken. In ihrer Seele war ein Chaos, wie Irrlichter flammten die Gedanken darin umher; sie konnte keinen festhalten, nur einer drängte sich ihr immer auf, der Gedanke: Botho liegt bezwungen zu deinen Füßen! Sie überließ ihm willenlos ihre eiskalte Hand, die er heftig küßte und dringender rief: „Claudine, gib mir Antwort, was willst du mit mir beginnen?" Mit einemmal raffte sie sich auf, hielt ein Tuch vor ihre Augen und eilte ihrem Kabinet zu; aber Botho sagte mit leiser, zorniger Stimme, indem er ihre Hand fest hielt: „Claudine, du entgehst mir nicht, die Zauberin hat sich in ihren eigenen Netzen gefangen. Löse dich aus!" — „Was soll ich thun?" — „Mir deine Treue verpfänden."

Da nahm sie das Tuch von den Augen ab, blickte ihn starr an, als er aber erschrocken vor diesen kalten Augen schmerzlich die seinigen schloß, nahm sie rasch seinen blonden Kopf zwischen ihre schmalen weißen Hände, drückte einen heißen Kuß auf seine hohe reine Stirne und — war verschwunden. Botho war es wie ein Traum, und er begriff nicht, wie das Alles gekommen.

Am Abend kam er wie gewöhnlich in den Salon der Gräfin. Es war ziemlich viel Gesellschaft da. Claudine war erhitzt und von unnatürlicher Lustigkeit. Flora sagte zu ihrem jungen Freunde: „So habe ich die Gräfin nie gesehen. Wer vermochte diesen klaren Crystall zu trüben?" Auch Bothos Benehmen war gezwungen, er wußte nicht, welchen Ton er gegen seine Geliebte annehmen sollte; er zog es darum vor, gar nicht mit ihr zu sprechen, und nahm seinen Platz neben einer jungen, schwarzaugigen Creolin, mit der er den ganzen Abend in angenommener Heiterkeit scherzte und plauderte. Sie nahm seine Unterhaltung sehr begierig auf und spann sie immer weiter fort. Sie erzählte viel von den Besitzungen und Plantagen ihres Oheims, eines ledernen braunen Mannes, mit Augen so matt, daß sie jedesmal des Befehls ihres Gebieters bedurften, um sich zu öffnen. Er saß da in seinen weiten schlotternden Kleidern wie eine getrocknete Giftpflanze; ein Zug um den Mund bewies aber, daß er vollkommen mit sich zufrieden sey, oder vielmehr mit seinem Besitztum, denn mit diesem hatte er sich identificirt.

Langsam, mit dem großen Munde mit langen Zähnen und unzureichenden Lippen sich zu lächeln bemühend, näherte er sich Claudinen und fragte sie leise, wer der junge Mann sey, der seiner Nichte und muthmaßlichen Erbin so angelegentlich den Hof mache. „Die Deutschen sind gewöhnlich arm," setzte er höhnisch hinzu. — „Es ist mein Freund, Graf Archenfels," entgegnete die Dame stolz und wandte sich ab von ihm; nach einiger Zeit stand sie aber auf und ging an einen Tisch, worauf Kupferstiche lagen. „Graf Archenfels, ich suche hier etwas, helfen Sie mir, Sie sind da besser zu Hause als ich."

Mit glühenden Wangen trat er heran. „Was soll Ihr Benehmen bedeuten?" fragte sie ihn leise mit gerunzelter Stirne. „Wollen Sie mich lächerlich machen, oder wollen Sie jene junge Dame zum Besten haben?" „Sie haben Recht, Claudine. Erklären Sie, daß Sie meine Braut sind." Erschrocken sah sie ihn an. — „Ich kann mir ein anderes Verhältniß nicht denken — entweder Sie sind die Meine vor aller Welt, oder wir sind geschieden und fremd." — „Trotzkopf!" sagte Claudine, dann ging sie zu Flora und bat sie, morgen in der Welt zu erzählen, daß Graf Archenfels ihr Bräutigam sey.

Flora gratulirte ziemlich kalt und versprach den Auftrag auszuführen. Dann kehrte die Dame wieder zu ihrem Platz zurück, Botho setzte sich neben sie und vergaß die übrige Gesellschaft, selbst die kleine arme Creolin, die mit hochrothem Gesicht und blitzenden Augen seiner eifrigen Unterhaltung mit Claudinen zusah; denn er hatte, ohne es zu wissen, im halben Fieber der Kleinen so viel schöne Dinge gesagt und ihr das Köpfchen ganz verdreht, wozu freilich nicht viel gehörte, denn sie war nach Paris gekommen mit dem festen Vorsatz, sich zu verlieben, zu verheirathen. Als Alle weg waren, nahm auch der Bräutigam Abschied. Claudine küßte ihn auf beide Augen und sagte scherzend: „Nun seyd ihr mein, ihr blauen Sterne, mein für immer!"

Noch auf der Straße brannten Botho seine Augen. Claudinens Küsse fühlte er wie Flammen darin, er drückte sein Tuch darauf, um sie zu kühlen; es war ihm eine schmerzlich süße, unheimliche Empfindung. Zu Hause schrieb er an seine Mutter: „Ich bin verlobt! Warum bist du nicht hier, du mir das Ideal des ewig Klaren! Meine Braut ist schön, geistreich und liebenswürdig, und dennoch ist sie nicht wie du, das thut mir leid! Sie ist eine junge Wittwe, reich, vergöttert, aber von tadellosem Ruf. Wie sie sich in unserem alten Schloß Archenfels gefallen wird, wissen die Götter; — sie wird es aber durch ihre Schönheit verklären. Meine gute

Mutter, ich bin so beklommen bei dem Gedanken, wie du meinen raschen Entschluß aufnehmen wirst! — Segne mich, meine Mutter! Claudine hört gern, wenn ich von dir erzähle; es ist schwer, ihr zu erzählen, denn sie selbst spricht vortrefflich. Liebe sie, und hast du keine Liebe mehr übrig, so gib ihr von meinem Theil, und ich bin doch noch reicher als alle andere Kinder der Welt."

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Hamburg, Juni.

Rückblick auf die Zeit vor dem Brande.

Nachdem man nach der furchtbaren Erschütterung aller Verhältnisse in Hamburg durch die Feuersbrunst einigermaßen wieder beruhigt worden, nachdem die Gemüther wieder etwas beschwichtigt sind, gelangt man dazu, den Faden der Vergangenheit, der durch die Katastrophe zerrissen ward, anknüpfen zu können. Bis dahin, kaum mag sagen, war die nächste Vergangenheit den Blicken förmlich entrückt; man hörte, man sprach, man sah nichts, als was auf das Feuer Bezug hatte; kein anderes Interesse vermochte Aufmerksamkeit zu erregen, und noch jezt ist es buchstäblich wahr, daß die Buchhandlungen in Hamburg außer den periodischen Schriften nichts absetzen können, als was die schrecklichen Maitage behandelt, welche für uns nun zwar in der Vergangenheit liegen, aber hinsichtlich ihrer Folgen gewiß noch die nächsten Geschlechter erreichen und belasten werden. — Wir wollen, eben weil der Hamburger keine andere Vergangenheit für den Augenblick kennt oder doch berücksichtigt, als jene schmerzliche, uns sehr kurz fassen bei dem Rückblick auf die Zeit vor dem Brande. Ganz sie zu übergehen, würde gegen die ungerecht seyn, welche an der norddeutschen Handelsstadt ein reges Interesse nahmen, bevor die gewaltige Flamme die Herzen in ganz Europa für die emsige Königin der Elbe entzündete. — Zuvörderst sind es wieder Religionsumtriebe, die unserem Blick begegnen. Das famose Buch des quasi Pastor Krause, dessen wir in einem frühern Bericht erwähnten, zog seinem Bruder eine Strafe von 500 Rthlrn. zu, die indeß später, in Rücksicht auf die Verumständen desselben, ermäßigt ward. Noch bevor er den Rest der Strafe zahlen konnte, nahm die Flamme das Amt eines Vollstreckers des Gerichts auf sich, schmolz die Schriften, die gegen ein hamburgisches Ministerium so unehrerbietig gesezt gewesen waren, und warf die Pressen hinunter in den Kanal zwischen das andere Gerümpel, das sie aus Hamburgs Pracht und Herrlichkeit so urplötzlich gebildet hatte. — Kurz nach dem Krause'schen Streit verweigerte ein Mitglied des genannten Ministerii, ein im Rufe großer Bigotterie stehender Prediger der Michaelisgemeinde, einer Frau die Beichte und also auch das Abendmahl. Das erstemal, da er dieß that, ging sie bestürzt von dannen; das zweitemal aber machte sie in der Kirche lauten Scandal, zum großen Aergerniß des Pastors und seiner Beichtkinder. Die Frau hausirte mit Kuchen in verrufenen Häusern und handelte auch wohl mit Mädchenunschuld. — Kaum war dieser Akt vergessen, so traten die Philalethen mit dem strictesten Gegentheil hervor. Sie sagen sich von aller positiven Religion los und petitionirten bereits vor mehreren Jahren bei der königlichen Regierung in Kopenhagen um Duldung ihrer äußersten Formlosigkeit in Glaubenssachen. Die Regierung blieb ihnen bis heute die Antwort schuldig, und Kiel, das sahen sie wohl, war ihr Treibhaus nicht. Hamburg sollte es werden. Einer ihrer eifrigsten Anhänger, ein Graf oder Baron v. O., reiste dahin ab, mit dem Manuscript einer Brochüre in der Tasche, die er überall ausbot, ohne einen soliden Buchhändler dafür zu finden. Ein Zeitungsladeninhaber in der Vorstadt St. Pauli ließ endlich den Bogen in einer censurlosen Druckerei derselben Vorstadt zu 15.000 Exemplaren abziehen und verbreiten. Nur eine Stimme ward darüber laut, selbst die größten Freigeister verurtheilten die in derselben ausgesprochenen Schmähungen gegen das Christenthum und die Verspottung alles dessen, was Menschen heilig und werth ist, von der Geburt bis zum Tode, von der Taufe bis zum Begräbniß. Jene aber, die mit gefalteten Händen und gesenktem Haupt einhergehen und stets seufzend sich neigen, wenn des Herrn Name genannt wird, jene prophezeiten eine furchtbare Strafe des Himmels, eine Strafe, welche schrecklicher seyn müßte als die an Sodom und Gomorrha vollzogene, in welchen Städten der Herr nicht fünf Gerechte fand. Und als nun der Mai die Zeiten dieser Städte wiederzubringen schien, da sah man diese Propheten einhergehen mit still triumphirenden Blicken; denn wenn auch ihre Häuser und ihre Waarenlager verschlungen wurden vom gewaltigen Moloch, der gegen Hamburg den Rachen aufgesperrt hielt, so hatten sie doch Recht mit ihrer Prophezeiung, daß der Herr kommen würde, um Gericht zu halten. — Indeß hatte sich die Polizei ihres Gerichts deshalb nicht begeben; Drucker und Verbreiter des schändlichsten Pasquills auf die Religion, was je erschien, wurden zu 200 Thalern Strafe verurtheilt. Sie suppliciren, das Feuer kam dazwischen, und so kamen sie bei allgemeiner Mildherzigkeit mit 14 Tagen Wasserbaumarrest davon.

Auf dem Stadttheater war ein Drama von Dr. Wollheim über die Bretter gegangen, das vom Publikum ziemlich beifällig aufgenommen, von der Kritik scharf beurtheilt wurde. „Tilly's Tod" führte den ganzen Apparat der Belagerungen und Schlachten, der Märsche und Evolutionen, der Kriegsgerichte und Executionen auf die Bühne, und je mehr das kindische Publikum sich an all den schönen Sachen ergözte, desto bitterer war der Aerger derer, welche gegen eine Nachahmung und Fortsetzung Schillers in solcher Weise protestirten. Tilly starb denn auch bald auf dem Repertoire des Stadttheaters. — Das zweite Theater fuhr in gewohnter Monotonie fort, das Publikum anzulocken. — Das schöne neue Theater „Urania" in der Vorstadt St. Pauli war mindestens einige Tage in der Woche stark besucht; trotz dessen erklärte der Direktor desselben seine Insolvenz. Der Mann scheint durchaus unglücklich mit seinen Unternehmungen; in Altona und in Lübeck hatte er bereits als Theaterdirektor sein nicht unansehnliches Vermögen eingebüßt. Zwei Mitglieder seiner Bühne übernahmen nach ihm die Leitung der Geschäfte, und die Zeit muß lehren, ob ihr Finanzjahr besser abläuft als das ihres Vorgängers. Vor der Hand hat der Brand einen heillosen Strich in ihre Rechnung gemacht.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 53.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 160.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Mittwoch, den 6. Juli 1842.

Here vanity assumes her pert grimace;
The mind still turns where shifting fashion draws,
Nor weighs the solid worth of self-applause.

Goldsmith.
The French.

Der Zuſtand und Verfall des franzöſiſchen Theaters.

Wie die franzöſiſche Geſchichte neueſter Zeit europäiſche Geſchichte in verjüngtem Maßſtabe, ſo iſt die Pariſer Bühnengeſchichte der lezten fünfzig Jahre franzöſiſche Staatsgeſchichte im Kleinen. Paris iſt die Schaubühne, wo die neuen Stücke für Frankreich ausgeheckt, einſtudirt und zuerſt aufgeführt werden; hinter ſeinen Couliſſen wird machinirt und intriguirt, und vor denſelben das Publikum entweder amuſirt, oder ennuyirt, geäfft und betrogen. Kein Volk hat einen ſo entſchiedenen Hang zu ſceniſchen Darſtellungen als die Franzoſen; das Beſeſſenſeyn vom Bühnengott, oder, wenn man will, vom Bühnenteufel, iſt ein ſtark ausgeprägter Zug in ihrem Nationalcharakter. Die ganze Nation iſt ſo zum Tanzen und Voltigiren, zum Repräſentiren und Schauſpielen geboren, und thut dieß Alles ſo gern und ſo viel bei jeder kleinſten Veranlaſſung, daß es einem ſchlauen, menſchenkundigen Theaterregiſſeur eben nicht ſchwer fällt, ſie zur Uebernahme einer Rolle in einem großen revolutionären, militäriſchen oder religiöſen welthiſtoriſchen Drama zu bewegen. Waren es doch dieſelben Menſchen, die zuerſt Europa mit Töchterrepubliken der einen und untheilbaren Republik bevölkern, dann den Waffen des Kaiſerreichs, auf den Wink eines unumſchränkten Herrn, die Welt unterwerfen, eine allgemeine Militärdespotie begründen, und gleich darauf aus ganz Europa eine einzige unfehlbare Kirche machen und an die Stelle der gottloſen Klubbs und der gefürchteten demokratiſchen Propaganda die andächtige Kongregation und eine mönchiſche Propaganda ſetzen wollten. Es wechſelten nur die Stücke, Schauplätze und Theaterdirektionen; die Schauſpieler waren dieſelben und ſpielten die jedesmal übernommene Rolle mit großer Bravour und unverſtelltem Eifer. Ueber dieſem leichtſinnigen Spiel mit dem Höchſten und Tiefſten im Menſchenleben iſt die alte, mühſam zuſammengewachſene Ordnung der Dinge aus ihren Wurzeln geriſſen, und der Staat eine Rumpelkammer mit Verwandlungen und Dekorationen, eine Maſchinerie geworden, womit der dürftigſte Kopf bald umgehen lernt. Bei den jetzigen politiſchen Strebungen und Richtungen in Frankreich wird es uns immer zu Muth wie in Induſtrie- und Spinnſchulen, die wir unendlich hochſchätzen, zu denen wir aber keine Liebe tragen, und aus denen wir uns gern in die freie, friſche Luft retten, die noch in den ſocialen Verhältniſſen und Geſtaltungen Englands und Deutſchlands weht, wo der Staat weniger ein mechaniſches Kunſtwerk, als ein Naturgewächs iſt. Betäubt von dem Raſſeln und Schnurren aller jener Stutz-, Flöten- und Kukuksuhren, von dem

Gepicker der Spiralen, dem bedächtigen, langſamen, regulirenden Hin- und Herſchritt der Pendel, dem einförmigen Reiben und Gleiten der Zähne, flüchten wir uns gern aus der franzöſiſchen Werkſtatt in das engliſche oder deutſche Leben. — Das franzöſiſche Leben ſcheint nicht organiſchen, ſondern mechaniſchen Geſetzen zu gehorchen; in ihm iſt eine chemiſche Zerſetzung aller derjenigen Elemente vorgegangen, welche in ihrer organiſchen Vereinigung und Wechſelwirkung ein geſundes nationales Daſeyn bilden, und das iſt die eigentliche Krankheit des ſchönen Landes, deſſen Geſchichte alle Data zu einer faſt vollſtändigen ſocialen Pathologie enthält.

Wie im Gebiete der Staatskunſt aus dem ungeheuern, Alles verſchlingenden medeiſchen Keſſel der Revolution nach einander verſchiedene Geſtaltungen hervorſtiegen, ſo ſahen wir auch während der lezten ſechzig Jahre im Gebiete der dramatiſchen Kunſt vielfache Umbildungen und Veränderungen auftauchen, die mit den Regierungsformen ziemlich gleichen Schritt hielten. Auf das Königthum Corneilles und Racines folgte die Republik Beaumarchais und Cheniers; nach ihnen kam das Kaiſerreich, das, wie das römiſche, große Akteurs und kleine Poeten hatte; dann die Reſtauration mit ſchlechten Stücken und ſchlechten Schauſpielern, mit Roſſiniſchen Knalleffekten und Scribeſchen Sentimentalitäten; endlich die Julirevolution mit der ausſchweifenden Romantik Victor Hugos, der demagogiſchen Muſik Aubers, der diaboliſchen Meyerbeers und der heiligen Raſerei des Ballets, der patriotiſchen Voltigirkunſt Franconis nicht zu vergeſſen, der dem Cirque olympique, ſeiner kaiſerlichen Apotheoſen wegen, den hochklingenden Titel eines Nationaltheaters beigelegt und in wenigen Jahren acht Napoleons ſceniſch abgenuzt hat.

An Einhalten und Stehenbleiben iſt an der Seine nicht zu denken; der raſtlos ſchaffende Kunſt- und Gewerbfleiß, der die Wünſche und Launen der Reichen zur Baſis, alſo zum Grundprinzip ewige Aenderung hat, treibt die Menſchen hier zu immer neuen, überraſchenden Wendungen und Erfindungen. Wer vor zehn Jahren die franzöſiſche Hauptſtadt ſah und jezt zurückkehrt, findet neben ſo vielem Andern auch mehrere Theater ſpurlos vom Erdboden verſchwunden, und in den ſieben oder acht Jahren meines Aufenthalts in Paris habe ich mehrere Dutzend Bühnen eingehen, wieder aufgeben und wieder eingehen ſehen. Dieſer Unbeſtand rührt zum Theil her vom Schwanken der öffentlichen Zuſtände in Frankreich überhaupt, von den ewigen Stürmen, welche aus den verſchiedenſten Strichen ſich ſtets von Neuem gegen Alles erheben, was Beſtand gewinnen möchte; dann aber auch von der herrſchenden Wuth, ſich in irgend einer Unternehmung reich oder bankerott zu ſpielen. Bei Theaterentrepriſen iſt der Bankerott das gewöhnliche Facit; aber wie in einer Schlacht, ſtellt ſich ſogleich ein neuer muthiger Kämpfer an den Platz des Gefallenen; und dieſem immer friſchen Unternehmungsgeiſt verdankt die franzöſiſche Hauptſtadt ihre glänzende Schlangenhaut und die Eigenſchaft, ſich alljährlich zu häuten.

(Fortſezung folgt.)

Maske.

(Fortſezung.)

Am folgenden Tag holte Archenfels Anatole aus der Penſion und fuhr mit ihm zu Claudinen. Sie war offenbar unangenehm berührt, daß er das Kind mitbrachte. Botho ſagte freundlich: „Er ſoll ſeine neue Pflegemutter kennen lernen. Ueberdieß gehört er Ihnen näher an als mir. Ahnen Sie nichts, Claudine?“ Ueberraſcht, aber ohne etwas zu ahnen, blickte ihn die Braut an. — „Es iſt Anatole, der Sohn Ihres Wohlthäters, Ihres Oheims Denonville.“ Eine tödtliche Bläſſe überzog das Antlitz der jungen Dame, ſie ſtand regungslos mit gefalteten Händen. — „Claudine!“ rief Archenfels, „ich bitte dich um Gotteswillen, ſey freundlich gegen das Kind!“

Da erwachte ſie plözlich, mit einer heftigen Anſtrengung hob ſie den Knaben zu ſich empor, der ſich ängſtlich ſträubte. „Es iſt deine Schweſter!“ rief ihm Botho zu. — „Ich will keine Schweſter!“ und dabei brach der arme Kleine in Thränen aus.

„Hatteſt du gar keine Sorge um das Kind, Claudine? wußteſt du gar nichts von ſeinem Schickſal?“ — „Wo fanden Sie ihn? erzählen Sie mir,“ ſagte ſie leiſe, indem ſie den erſchrockenen, weinenden Knaben niederſezte, der ſich auch ſogleich zwiſchen Bothos Knie flüchtete. — „Wo ich ihn fand? — es iſt wie ein Mährchen: ich fand ihn im Walde, halbtodt, erfroren!“ Und nun erzählte er ihr Alles. Als er vollendet, fragte ſie ängſtlich: „Was ſoll nun aus ihm werden?“ — „Wir geben ihm die Hälfte der Ausſteuer, die Sie von ſeinem Vater erhalten, und betrachten ihn als unſer Kind, ſo wie Ihr Oheim Sie als das ſeinige betrachtet.“

Claudine ſchwieg; Botho war unangenehm dadurch berührt, aber er wagte nicht weiter zu ſprechen; ihm bangte um ſein neues Glück. Er ging bald nach Hauſe und behielt Anatole bei ſich, denn er war entſchloſſen, ihn nicht mehr nach der Penſion zurückzuſchicken.

Seine Zeit verbrachte er nun meiſtens bei Claudinen; den Knaben nahm er immer mit hin; er brachte ihn dort im Cabinet ſeiner Couſine bei Bildern und Spielzeug unter, und dennoch blieb derſelbe gegen die Dame immer

einsoldig und unfreundlich. — Botho schrieb dieß einer Art Eifersucht zu, von welcher selbst oft die Kinder nicht frei sind. Die Gräfin war gleich freundlich in ihrem Benehmen; als aber nichts des Knaben üble Laune zerstreuen konnte, ließ sie ihn unbeachtet gehen.

Flora kam seit der Verlobung nicht mehr in Claudinens Haus. Archenfels ging zu ihr und machte ihr deßhalb Vorwürfe. — „Nehmen Sie mir es nicht übel," erwiderte sie, „aber das ist so meine Art. Sie Beide sind verlobt, was geht Sie die übrige Welt noch an? Sie dürfen aber auch keine Ansprüche mehr an die Welt machen. Denn glauben Sie mir, ein Brautpaar ist für Andere etwas sehr wenig Ergötzliches. Immer zeigen die Brautleute sich zusammen in Gesellschaft wie ein paar Wagenpferde. Sind sie einmal verheirathet, dann ist es besser; weil Sie so gar lang — für ewig — zusammenbleiben müssen, erlaubt man ihnen, daß sie sich diese Ewigkeit so viel wie möglich durch Getrenntseyn erleichtern; ja der Anstand erfordert es sogar, und der Anstand ist ein kluger Mann; er weiß immer, was er will und warum er es will. Er ist auch nie unbequem, und es ist lächerlich, sich gegen ihn aufzulehnen."

„Es ist schön von Ihnen, Mylady, daß Sie mir die Hoffnung geben, Sie wieder öfter sehen zu dürfen, wenn wir verheirathet sind, ein Grund mehr, unsere Hochzeit zu beeilen." — „Charmant! und in Wien werde ich Sie wohl auch sehen? Sie bringen Ihre junge Frau doch dorthin? denn ich halte es hier nicht lange aus; meine Landsleute sind hier so en masse, daß ich die Unbequemlichkeiten meines Vaterlandes genieße ohne seine Annehmlichkeiten. Die grünen Hügel, die wogende See, die stolze Themse muß ich entbehren und dafür meine langweiligen langen Landsleute sehen, die überdieß auf dem Continent hundertmal unausstehlicher sind als zu Hause. Da lobe ich mir Wien, da gibt es wenige Engländer und eine muntere, vergnügungssüchtige Gesellschaft, wie hier; Literatur und Künste vermisse ich nicht; ich bin ein Weltkind, und nur Eines kann ich nicht entbehren — gescheidte Menschen, und die findet man überall."

„Ueberall? Ja das glaube ich, daß Sie überall welche finden, denn ein Fuchs riecht den andern. Es ist sonderbar, wie die geistige Vollkommenheit sich anzieht und zusammenhält, während die äußerliche, körperliche Schönheit sich vereinzelt hält und nicht gern in Gesellschaft von ihres Gleichen ist." — „Daran sind nur die Männer Schuld, die immer von schönen Frauen sagen: diese und jene ist schöner, aber die Dame ist doch die schönste, während sie beim Verstand nicht den ewigen, unausstehlichen Vergleichungsmaßstab anlegen, sondern sich begnügen zu sagen: sie ist gescheidt, aber nie: sie ist die gescheidteste Frau unserer Gesellschaft." — „Das liegt darin, weil die geistigen Eigenschaften nicht so klar dem prüfenden Auge entgegentreten wie die äußern; übrigens ist dieß ein Fehler, den ich nie begehe; denn schöne Frauen erscheinen mir gerade wie Blumen: alle sind schön, aber keine ist die schönste. Die liebste ist mir wohl immer Eine; aber zum Lieben hat jeder ein freies Recht, eine freie Wahl."

„Welche Blume lieben Sie denn am meisten?" — „Die Rose, Mylady; obgleich dieser Geschmack nichts weniger als originell ist, so gestehe ich ihn dennoch. Ich finde die andern Blumen schön, manche sogar noch prachtvoller, aber in meinem Zimmer lag ich nur die Eine." — „Ihre Braut gleicht aber keiner Rose; sie erscheint mir wie eine wunderschöne Camellia. In Wien war eine Dame, die ich immer die weiße Rose nannte, weil sie von so gar zarter und lieblicher Schönheit war. Es ist nicht zu leugnen, sie war etwas affektirt, aber vielleicht verliert sich das, und dann verdient sie mit vollem Recht den Namen der weißen Rose." — „Ihr Name?" — „Es ist die Fürstin Alma Lauenstein."

(Fortsetzung folgt.)

Die Zeit.

Nur im Fliehen lebt die Zeit,
Schnell zum Morgen wird das Gestern;
Zukunft und Vergangenheit
Sind zwei liebevolle Schwestern,
Die in ihres Vaters Hallen
Stets sich in die Arme fallen.

Und fürwahr, sie scheidet Nichts;
Erst bei Last und Druck der Erde,
Erst beim Thränen des Gesichts,
Bei des Herzens Seufzen werde
Ich des Augenblickes Beute,
Und gefesselt an das Heute.

Oder wenn mir's hier genug,
Wenn mein Geist der Welt entfliehet,
Und mich Gottes Gnadenzug
Zu sich in den Himmel ziehet,
Fühl' ich ahnend um mich schweben
Ew'ges Jezt im ew'gen Leben.

Ed. Cyth.

Korrespondenz-Nachrichten.

Hamburg, Juni.

(Fortsetzung.)

Eröffnung der Bergedorfer Eisenbahn. — Der Brand.

Am lezten April starb ein Senator in Hamburg, der zugleich die bundesgesetzliche Stelle eines Schiedsrichters in

den Verfassungsangelegenheiten des deutschen Bundes für Hamburg bekleidete. Joh. Georg Mönkeberg war ein um seine Vaterstadt hochverdienter Mann, aber sein Andenken wird auch deßhalb merkwürdig bleiben, weil seine Gebeine die lezten waren, welche unter dem Geläute der St. Nicolais und St. Petriglocken zu Grabe getragen wurden. Schauerlich schollen zwischen dieses friedliche Grabgeläute die gellenden Töne der Feuerglocken, und noch war die lezte Hand voll Erde kaum auf den Sarg geworfen, da sank mit ihrem Thurm die Kirche, deren Vorstand er gewesen, an der sein Sohn Prediger war, auch in's Grab der Zeit, in die grausenvollste Vernichtung.

Alle Stadtneuigkeiten wurden übrigens von der bevorstehenden Eröffnungsfeier der Hamburg-Bergedorfer Eisenbahn überwogen. Schon in den Wintermonaten war davon die Rede; es sollte ein Fest werden, wie Hamburg, wie der Norden Deutschlands es vordem nicht gesehen. Der lezte April war zur Eröffnung der Bahn durch die Direction und die Honoratioren der Hansestadt und ihrer Nachbarschaft bestimmt; mit dem Mai sollte dann das große Publikum die Bahn zuerst befahren. Durch das Ausbleiben der aus England erwarteten zweiten Locomotive „Berlin" verzögerte sich die Festlichkeit, und sofort wurden der 7te und 8te Mai dazu bestimmt. In Hamburg sollte der Bahnhof mit Blumenguirlanden und Fahnen geziert und von den verschiedenen Waffenabtheilungen der Garnison umstellt werden. Auf zehn Uhr Vormittags waren die Herren eingeladen; die Liedertafel sollte einige Stücke mit Bezug auf das frohe Ereigniß vortragen, das Musikcorps der Garnison dazu spielen, und der Donner der aufgepflanzten Kanonen ringsum verkündigen, daß „Hansa" und „Berlin" zum erstenmale ihren großen Dienst auszurichten beginnen würden. Auf der anderthalb deutsche Meilen langen Bahn wäre man in zwanzig Minuten in Bergedorf angekommen, wo in „Frascati" ein Frühstück auf den Marmortischen warten sollte, auf den kostbaren Marmortischen, die der Wirth des pompösen Hauses (auch zugleich Eigner des Tivoli und des zweiten Theaters zu Hamburg) aus Livorno hat kommen lassen und wovon etwa hundert Stück, jedes zu 45 Mark, in seinem Saale stehen. Nachdem man sich hier eine Stunde aufgehalten und am Wort, Gesang und Spiel unterhalten, sollte es unter dem Donner des Geschützes wieder zurückgehen zur alten glorreichen Handelsstadt, wo ein gleicher Gruß vorbereitet war. Alles freute sich in Hamburg, Bergedorf und der Umgegend auf diese hohe Festlichkeit; auf viele Meilen in der Runde bereitete man sich vor, derselben beizuwohnen; namentlich hoffte das Städtchen Bergedorf (an der Bille mit 2000 Einwohnern) durch eine so glänzende Eröffnung der Bahn zu gewinnen, weßhalb auch an der dortigen Mündung der Eisenbahn großartige und liebliche Wirthschaftsgebäude sich erhoben, wie „Frascati," ein Sommerpalast, wofür der Inhaber jährlich 10,000 Mark Pacht zahlt und auf zehn Jahre sich dafür verbindlich gemacht hat. Der große Saal dieses Gebäudes ist mit Schnitzwerk reich geziert; Gold und Azurblau in sinniger Vertheilung und geschmackvollen Figuren bilden die Dekoration. An den Saal stößt ein Gewächshaus, das später zum Wintergarten dienen wird. Frascati wird als Wartezimmer der mit der Bahn Reisenden betrachtet. Ihm gegenüber liegt „Portici," ein ausnehmend reizender Pavillon, und neben diesem wird ein „Kolosseum" gebaut, das bestimmt ist, ein Tempel Terpsichores zu werden. Frascati und Portici hatten schon alle Vorbereitungen zum Eröffnungsfeste getroffen; die Trüffeln und Pasteten, das Wild und Geflügel, Braten und Fische waren schon bestellt, die den verwöhnten Gaumen der Hamburger Noblesse ergötzen sollten; das Eis lag schon bereitet in den kühlen Kellern, die Konfektbäcker kneteten bereits den Teig zum Biscuit. Aber das erste Publikum, das die Eisenbahn benuzte, dachte nicht an Torten und Gebratenes; es waren Nothleidende, Flüchtende, die dem sich fortwälzenden Feuermeer auf der Eisenbahn zu entrinnen suchten und die geringe Habe, die sie retteten, in den Lokalen der Eisenbahn bargen.

Wir wollen unsere Leser nicht mit einer detaillirten Geschichte des furchtbaren, in seinen Folgen unberechenbaren Brandes unterhalten, da alle Zeitungen davon wiedergehallt haben, so weit die deutsche Zunge redet, und weit, weit über die deutschen Grenzen hinaus. Die Theilnahme Deutschlands hat die Thränen des Kummers in Thränen der Rührung verwandelt, und wenn der Hamburger jezt mit stummer Verwunderung die noch immer rauchenden Trümmer seiner regsamen Stadt betrachtet, so erhebt er unwillkührlich seinen Blick zum blauen Dome empor, unter welchem Brüder mit ihm wohnen, welche ihm diese Trümmer wieder zu Häusern und Werkstätten wollen aufbauen helfen. Ist je eine Stadt aus dem Sieges- und Freudentaumel eines blühenden Wohlstandes, einer fast übermüthigen Genußsucht, aus den Planen zu immer weiter auszubreitendem Geschäftsbetrieb so urplötzlich aufgerüttelt und hinausgeworfen worden, als Hamburg? Mit Stolz blickte es auf seinen erweiterten Hafen, in welchem die Flaggen fast aller Nationen des Erdballs wehten; mit Stolz schaute es auf seine neue Börse, einer Beherrscherin des Handels würdig geschmückt; mit Vergnügen blickte es gen Osten auf seine Eisenbahn, die es so zu sagen von seinem Taschengeld gebaut hatte. Neue Häuser und Paläste erhoben sich täglich; der Glanz seiner Läden stieg fortwährend und in's Unglaubliche; wohin man kam, wetteiferte der nächste Tag, den vorhergehenden zu überbieten; wo vorige Woche noch polirter Messing genügte, da mußten in der folgenden ächte Goldleisten seyn, wo sonst Scheiben die ausgelegten Sachen schüzten, da bestand jezt das ganze Fenster aus einer einzigen Scheibe, an Werth oft dreifach den ganzen Jahrgehalt eines ärmern Familienvaters übersteigend. Kein Stoff, in oder außerhalb Europa erzeugt, war zu kostspielig für die Frau, nicht etwa eines der ersten Kaufleute und Bankiers, sondern eines Ladeninhabers, wie sie jezt zu Hunderten abgebrannt sind. Mitten im regsten Geschäftsgewühl blieb diesen Leuten kaum Zeit zu überlegen, wie sie sich zu Pfingsten und im Sommer am besten amüsiren wollten, und die nahe Eröffnung der neuen Eisenbahn enthob sie eines Theils dieser Sorge; sie arbeiteten um so fröhlicher und zählten die Masse der eingenommenen Thaler allwöchentlich um so ruhiger, als sie wußten, wie sie einen Theil derselben mit Anstand wieder los werden konnten. Der Kaufmann war in heißester Beschäftigung, die weitklaffenden Räume der Schiffe zu füllen, die seine Artikel nach andern Häfen schaffen sollten, oder dieselben zu leeren, um die empfangenen Waaren schnell an den lebendigen Markt zu bringen. Mitten in diesem Gewühl, in diesem Wirrwarr des Betriebs kam die furchtbare Stunde, die Epoche machen wird, so lange ein Blatt von Hamburgs Geschichte zeugt.

(Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 69.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 161.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Donnerſtag, den 7. Juli 1842.

I have forgot that name, and that name's woe!
Shakespeare.

Maske.

(Fortſetzung.)

Auf dem Heimwege ſchwebte das ſüße Geſicht Almas vor Bothos Augen; ſie ſah ſo unbeſchreiblich traurig aus, wie beim Abſchiede, und erſt die blendend ſchöne Camellia, wie ſie Lady Flora nannte, vermochte die arme weiße Roſe aus ſeiner Erinnerung verſchwinden zu machen.

Heiß leuchtete die Sonne durch Claudinens rothe Vorhänge, die ſie herabgelaſſen, das ganze Zimmer war mit einem Purpurſchein erfüllt, der die ſchöne Geſtalt auf dem Divan verklärte. Die Dame hatte vor ſich eine Chatulle ſtehen, in welcher ihre ſchönen Hände kramten. Da trat Botho ein; er blieb eine Zeit lang an der Thüre unbemerkt ſtehen und bewunderte ſeine reizende Braut im Verklärungsſchimmer. Endlich gewahrte ſie ihn. — „Helfen Sie mir, Botho; ich ſuche mir eben Cameen zu einem Schmuck aus, den ich am Hochzeittage tragen will. Ich weiß keinen beſſern. Perlen bedeuten Thränen; Diamanten trägt Jedermann, dem es möglich iſt, ſie zu bezahlen; alſo bleibt mir nichts Diſtinguirtes als Cameen. Ich habe dieſes Käſtchen mit von Rom gebracht und ſeitdem nicht geöffnet; ich weiß, daß ausgezeichnet ſchöne dabei ſind. Aber Sie ſollen ſie auswählen. — Da!“ Und ſie ſchob es ihm hin und lehnte ſich nachläßig zurück, als wolle ſie gar nichts mehr damit zu ſchaffen haben.

Botho begann auszupacken; Claudine ſtand auf, trat vor den Spiegel und ordnete ihr Haar. Da fiel eine ſchöngeſchnittene Diana aus dem Papier zur Erde. Der Graf hob ſie auf, und nachdem er ſie flüchtig betrachtet, glättete er das Papier, um ſie wieder hineinzuwickeln, denn ſie gefiel ihm nicht. Das Blatt war ein abgeriſſenes Stück von einem Briefe. Bothos Augen fielen auf die Unterſchrift. Er las „Pierre Meyer.“ Darüber ſtand: „Ich erwarte mit Sehnſucht die Antwort der gnädigen Gräfin wegen Ihres armen kleinen Vetters.“

Wie ein Blitz flog er auf, den Brief in zitternder Hand. „Was iſt das für ein Brief, Claudine?“ — Raſch überblickte die Dame Alles; ſie faßte ſich und erwiderte mit dem Trotz der Schuld: „Der Brief eines Bedienten.“ — „Alſo du wußteſt um das Schickſal Anatoles? Claudine, welch ein Schmerz!“ — „Graf Archenfels, ich habe keine andern Verpflichtungen, als die ich mir ſelbſt auferlege.“ — Dann etwas milder werdend, ſezte ſie hinzu: „Nehmen Sie die Sache nicht ſo hoch; bedenken Sie, daß wir dieſen, Ihnen ſo unangenehmen Vorgängen unſere Bekanntſchaft verdanken. Seyen Sie nicht ſo romantiſch. Noch iſt nichts verdorben. Als ich hieher kam, fragte ich nach dem Kleinen, erfuhr aber nichts über ihn, und damals, als ich dieſen Brief erhielt,

war gerade mein Gemahl geſtorben und Geſchäfte nahmen meine ganze Thätigkeit in Anſpruch."

Kalt trennte ſich Botho von ihr beim Weggehen; er hatte kein Wort mehr geſprochen, und ſie war zu ſtolz, ſich noch mehr vor ihm zu demüthigen. — Eine Stunde darauf erhielt ſie folgendes Billet: „Leben Sie wohl, Claudine. Wir ſehen uns nie wieder. Wir ſind zu verſchieden, wir können nicht glücklich ſeyn. Was mir das Höchſte gilt im Leben, Dankbarkeit, Pflichtgefühl, edler Stolz, erſcheint Ihnen nur als romantiſche Einbildung. Vergeſſen Sie mich und Anatole, dem ich ein Vater ſeyn werde."

Schon den folgenden Tag war Archenfels auf dem Wege nach Italien. Dort ſollte die ewig junge Natur ſein Herz heilen, das Herz mit dem enttäuſchten Kinderglauben. — Seiner Mutter ſchrieb er: „Alles iſt aus, Ich bin wieder frei; aber was nützt es mir? ich habe keine Schwingen mehr, ich bin gelähmt. O Mutter, warum war ſie nicht wie du! — Ich würde zu dir eilen, aber ich bin unglücklich und mag dir nicht dieß kranke Herz bringen, das du immer nur ſo fröhlich geſehen. Es würde dir wehe thun."

Aber er brachte ihr dennoch ſein krankes Herz. Die Seele der Mutter iſt der einzige Hafen, wo ein verletztes Gemüth Ruhe und Schutz findet. Wer eine liebende Mutter beſitzt, ſucht vielleicht im thörichten Irrwahn oft Troſt bei Andern; er findet ihn nicht, er kehrt immer wieder zurück und bringt ihr ſeinen Kummer, und ſie ſchließt das Kind in ihre Arme und liebt es um ſo mehr, weil es unglücklich iſt. Nur die Mutter empfindet ſeinen Schmerz wie den eigenen; für alle Andern iſt er nur wie ein trauriger Roman: man lieſt ihn in der bequemen Sophaecke, vergießt einige Thränen und iſt Abends in der Geſellſchaft nach der Aufregung geiſtreicher und liebenswürdiger als je. Trotz allen Behauptungen von Mitgefühl liegt ein wahrhaft furchtbarer Egoismus in den Menſchen; nur die Mutter weiß davon nichts.

Vielleicht wird man nicht begreifen, daß ein junger Mann ſeine geliebte Braut verläßt, weil ſie des Sohnes ihres Wohlthäters ſich nicht angenommen. Es war aber nicht allein Dankbarkeit, was Botho ſchmerzlich an ihr vermißte, es war auch Mangel an edlem Stolz, was ſein Herz ihr nicht verzeihen konnte. Sie lebte bequem, ja verſchwenderiſch von einem Vermögen, das von einem Manne herrührte, deſſen einzigen Sohn ſie der Barmherzigkeit eines alten Bedienten überließ. — Denonville hatte ſie ganz als ſeine Tochter betrachtet, eine geliebte Schweſter hatte ihm ihre beiden Kinder auf dem Todtenbette übergeben. Bei ihrer Verheirathung ſchenkte er ihr das Vermögen, welches er ihr früher erſt nach ſeinem Tode beſtimmt hatte, und acht Jahre darauf endete der Mann, der ſeine Nichte mit einer halben Million ausgeſtattet, als Bettler in den Fluthen der Seine! Und ſie kümmerte ſich nicht um ſein Kind! Tief verletzt wandte ſich da Bothos ritterlicher Sinn von ihr ab.

Er verbrachte einige Zeit mit ſeiner Mutter und dem Knaben auf dem alten Schloſſe, dann trat er eine große Reiſe an. Er hatte auf zwei Jahre ſich beurlaubt und Anatole der Mutter übergeben, der das verſtändige Kind eine angenehme Geſellſchaft in ihrer Einſamkeit war. — Er durchſtreifte nun Italien, Griechenland und die Levante. Die Briefe an ſeine Mutter bewieſen, daß ihr geliebter Sohn ſich den Freuden des Lebens wieder mit mehr Theilnahme zuwandte. Kein beſſeres Heilmittel, um die Ruhe des Gemüthes wieder zu erringen, als der Aufenthalt in fremden Gegenden. Seine Mutter hingegen ſchrieb ihm viel Freundliches über Anatole, wie ſie ihn täglich mehr liebe, wie ſich eine tiefe Empfänglichkeit für alles Gute und Schöne im Knaben zeige, wie dankbar er das Andenken Bothos, ſeines Wohlthäters, verehre, und wie ſeine Talente jeden Tag ſich ſchöner entwickeln, beſonders aber ſein muſikaliſches Talent.

Nach anderthalb Jahren erſt kehrte der Sohn zurück auf ſein Schloß zu ſeinen Lieben. Anatole und Botho erkannten ſich gegenſeitig kaum. Der Knabe war wunderbar groß und ſchön geworden, Botho hingegen war dunkel gebräunt von der Sonne des Südens, und ſeine blauen Augen bildeten einen wahren Contraſt zum braunen Teint. Ernſter, männlicher waren ſeine Züge geworden, ſein ſchönes blondes Haar ſelbſt hatte eine lichtbraune Färbung angenommen. „Nur deine Augen ſind dieſelben geblieben, dieſelben lieben, treuen Augen," ſagte ſeine Mutter, indem ſie ihn immer wieder von Neuem in ihre Arme ſchloß.

(Fortſetzung folgt.)

Der Zuſtand und Verfall des franzöſiſchen Theaters.

(Fortſetzung.)

Theateranſtalten ſind hier wie Miniſterien: ohne ihren Wechſel kann man nicht leben; haben die einen oder die andern eine Zeitlang ruhig und unverändert fortbeſtanden, ſo fängt man an zu murren, findet ſie langweilig, abgenutzt und fordert gänzliche oder wenigſtens theilweiſe Erneuerung; und wäre es nichts, als neue Vorhänge und Polſter, neue Couliſſen und Verwandlungen; das Publikum will es ſo haben, weil es ſich mit dem Neuen allemal zu verbeſſern hofft. Ein Schauſpieler iſt in dieſer Beziehung ein Miniſter, eine große Operdekoration von

Cicerí, Philaſtre und Cambon wie ein miniſterielles Syſtem von Molé, Guizot oder Thiers. Wie mächtig das Bedürfniß nach Neuem auf der Bühne geworden iſt, kann man daraus abnehmen, daß ſogar das Théâtre français den claſſiſchen Glauben und die alten Götter abgeſchworen und der wilden Romantik und den neuen Gottheiten des Tags Thor und Thür geöffnet hat. Die Pariſer ſind wie verzogene Kinder; ſie ſchreien und kreiſchen ſo lange, bis man ihren Willen gethan; iſt aber der Wunſch einmal erfüllt, dem ſie, von Eigenſinn, Laune und Hoffnung getrieben, mit der Wuth kindiſchen Verlangens nachgejagt, ſo erkaltet gewöhnlich ihr Eifer; ſie erblicken das Geſicht des erhaſchten Phantoms unter den froſtigen Zügen der Wirklichkeit; unruhig und trotzig wenden ſie ſich dann nach einem neuen Gegenſtande, der, als nicht dageweſen, noch alle Reize der Hoffnung bietet. Ihnen gefällt, wie unſer Dichter ſagt:

— ein ewiges Schwanken und Schwingen und Schweben
Auf der ſteigenden, fallenden Welle des Glücks.

Außer den drei vom Staate mit anderthalb Millionen Francs unterſtützten Theatern beſtehen im Augenblick 33 Bühnen, die reine Privatunternehmungen ſind. Auf einem Pariſer Theater ruhen aber mannigfache, ſehr beträchtliche Koſten. Die erſte und ſchwerſte Abgabe iſt die des eilften Theils der ganzen Einnahme, welche die Stadt Paris als Armentaxe erhebt. Dieſe ſtarke Contribution befreit die Theater weder von der Grund-, noch von der Thür- und Fenſterſteuer, und die Direktoren müſſen außerdem noch Perſonal-, Mobiliar- und Patentſteuer zahlen. Theater, wie die Porte-Saint-Martin, können ohne eine Einnahme von 600,000 Franken nicht beſtehen; ſie zahlen dem Fiskus: für ein Grundeigenthum, eine halbe Million im Werth, an Grundſteuer 8000, an Thür- und Fenſterſteuer zwiſchen 200 bis 300, den eilften Theil der Einnahme von 600,000 Franken, etwa 55,000, an Mobiliarſteuer für die Wohnung des Direktors, den Miethzins zu 2000 Franken gerechnet, 250, an Patentſteuer, nach dem Maßſtab einer Theatereinnahme von 250,000 Franken, 2500, zuſammen gegen 66,000 Franken. Zieht man auch die 8000 Franken Grundſteuer ab, ſo bleibt nichts deſto weniger für die bloße Ausübung des Bühnengewerbes eine Abgabe von 58,000 Franken, wozu noch die Wachkoſten für Gensdarmen und Pompiers zu rechnen ſind, die nach niedrigem Anſchlage ſich jährlich auf 10,000 Franken belaufen. Und ſo findet ſich, daß ein Pariſer Theaterdirektor, der bei der neuen Geldariſtokratie eben nicht ſonderlich hoch angeſchrieben ſteht, dem Staatsſchatz jährlich die runde Summe von 70,000 Franken bezahlt und alſo zu den fähigſten Leuten unſerer Zeit gehört, wo der Werth eines Mannes nach Gulden, Thalern und Franken beſtimmt wird.

Nach der Armentaxe wird von der Theatereinnahme die Autortaxe abgezogen. Die Dichter bekommen entweder für jede Vorſtellung ihres Stücks eine fixe Geldſumme oder beziehen einen verhältnißmäßigen Theil der jedesmaligen Einnahme. In der großen Oper und in den Melodramentheatern der Boulevards gibt man eine vertragsmäßig beſtimmte, von dem jedesmaligen Kaſſenbeſtande ganz unabhängige Summe, die bei der großen Oper bis auf 500 Franken hinauf, und nach einer gewiſſen Anzahl von Vorſtellungen bis auf 200 Franken herabgeht. In den eben genannten Boulevardstheatern bezahlt man jede Vorſtellung eines Stücks mit 36, 24, 18, 10 Franken Honorar. Ueberall werden, wie ſich von ſelbſt verſteht, die großen d. h. die langen Stücke beſſer honorirt, als die kleinen. Im politiſchen wie im literariſchen Leben wird jezt vorzugsweiſe nur die Quantität, ſelten die Qualität berückſichtigt. Bei den meiſten übrigen Theatern richtet ſich das Dichterhonorar nach dem Beſtande der Theaterkaſſe. In den ſogenannten Vaudevilletheatern, im Gymnaſe, Vaudeville, Palais-royal, in den Variétés, beträgt die Schriftſtellerabgabe zwölf Prozent von der Einnahme jeder Vorſtellung und für alle aufgeführten Stücke zuſammen, mögen nun vier oder bloß zwei gegeben worden ſeyn; und dieſe zwölf Prozent werden nach den Akten der zur Aufführung gekommenen Stücke, oder nach den zwiſchen den Autoren und Direktoren beſtehenden Honorartarifen verrechnet. Die Porte Saint-Martin gibt nur 10, die Gaité nur 8 Prozent. Im Théâtre français und in der komiſchen Oper erſtreckt ſich die Abgabe, die bei den eben genannten Bühnen in Bauſch und Bogen für ſämmtliche an einem Abend zur Aufführung kommende Stücke angeſezt iſt, auf jedes einzelne Stück. Im Théâtre français z. B. erhebt ein fünfaktiges Stück ein Zwölftel, ein dreiaktiges ein Achtzehntel, ein einaktiges ein Vierundzwanzigſtel der Einnahme.

Die Vortheile der franzöſiſchen Theaterſchriftſteller ſind immerhin bedeutend, jedoch nicht ſo übertrieben, als man wohl glaubt; es iſt dabei der Umſtand zu berückſichtigen, daß ihre Benifizien nicht von der Bruttoeinnahme, ſondern von dem nach Abzug der Armentaxe übrig bleibenden Betrage erhoben werden, wodurch ſie bedeutend zuſammenſchmelzen. Indeß verhungert man dabei nicht, ſondern kann davon ein Cabriolet und andere Luxusartikel beſtreiten. Die Unterſtützung, welche das Budget den Theatern zufließen läßt, wird nicht zur Theatereinnahme gerechnet und geht die Autoren nichts an, ſondern kommt lediglich den Schauſpielern zu gut.

(Fortſezung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Hamburg, Juni.

(Fortſetzung.)

Der Brand.

Es iſt bekannt, daß in der Mitternacht vom 4ten auf den 5ten Mai das Feuer ausbrach; es iſt bekannt, daß man bereits um 6 Uhr Morgens deſſelben mächtig zu ſeyn glaubte, daß es dann mit raſender Schnelle um ſich griff und ſchnell einige Straßen verzehrte, ohne ſich an die Bemühungen der Löſchenden zu kehren. Um dieſe Zeit, heißt es allgemein, habe der Patriot Edward James Smith ſich erboten, dem Feuer Einhalt zu thun, wenn man ihm mit den Hülfsquellen ſeiner neuen Waſſerkunſt gewähren laſſen wolle; da dies aber dem gewöhnlichen Geſchäftsgang widerſprochen hätte, und die von ihm ſchon bei frühern Gelegenheiten angebotene Hülfe ſtets und manchmal auf lächerliche Weiſe verſchmäht worden war, ſo ſey es auch dießmal geſchehen. Darauf kam einer der beiden engliſchen Ingenieurs, welche die Eiſenbahn gebaut haben, und erklärte, daß nur durch Sprengen der Häuſer um die St. Nicolaikirche der Thurm derſelben gerettet werden könne. Auch dieſer Vorſchlag ward verworfen, und, wie es ſcheint, nicht ohne Grund; denn geſezt, dem Brand wäre dadurch Einhalt gethan worden, ſo würde die halbe Welt, ſtatt die richtige Urſache zu erkennen, über unnöthige Angſt und Zerſtörungsſucht geſchrieen, und die Tadler würden gewiß die große Menge auf ihrer Seite gehabt haben, wie dieß ja gewöhnlich der Fall iſt. Man ſah bereits um 1 Uhr Mittags am 5ten Mai die Flammen aus dem untern und obern Theile des ſchönen Thurms ziſchen und nach Verlauf von vier Stunden war er unter dem ſchauerlichen Geläute ſeiner eigenen Glocken zuſammengeſunken. Einige Zimmerleute, namentlich ein Schweizer, bewährten bei dieſer traurigen Kataſtrophe einen ſeltenen Muth. Der Schweizer hämmerte mit ſeiner Axt noch an den Kugeln der Laterne, als die Treppe ſchon brannte und über und unter ihm am Thurm die hellen Flammen aufſchlugen; ſeine Abſicht war, den Sturz des Thurms ſo zu dirigiren, daß er nicht einen noch verſchonten Theil der Nachbarſchaft zerſchmetterte. Der Thurm ſtürzte wirklich auf die ſchon abgebrannte Gegend nieder, nachdem der wackere Mann entkommen war. Noch denſelben Mittag, während der Thurm ſchon brannte, ward in der Nicolaikirche Gottesdienſt gehalten. Die lezte Predigt iſt gedruckt worden und wird immer hiſtoriſches Intereſſe behalten. — Die St. Nicolaikirche, oder vielmehr die Kapelle, aus welcher ſie entſtand, iſt 1168 erbaut; ſeit einem Jahrhundert ſtand ſie in der Geſtalt, wie ſie nun abgebrannt. Der Thurm ward 1656 fertig; ſeine Spize ruhte auf acht vergoldeten Kugeln, deren jede $7\frac{1}{2}$ Tonnen Waſſer faſſen konnte; ſein wunderſchönes holländiſches Glockenſpiel wurde wie ein Clavier geſpielt und befand ſich urſprünglich auf dem St. Katharinenthurm, von welchem es ſeiner Schwere wegen herabgenommen worden (1663). Schon einmal war die Spize des Nicolaithurms abgebrannt, im Jahr 1589, aber zwei Jahre ſpäter ſchon wieder erſezt. Die äußere Länge der Kirche betrug 290, ihre Breite 150 Fuß; ſie beſaß den älteſten Gotteskaſten Hamburgs, wegen ſeiner künſtlichen Arbeit merkwürdig. Der Thurm hatte eine Höhe von 400 Fuß. Sobald es zuläſſig, ſollen die Ruinen abgetragen werden, da ſie zum Neubau nicht ſtark genug befunden worden ſind. — Man will behaupten, das Feuer habe zuerſt das Neſt ergriffen, welches ein Habicht ſich am Thurm gebaut hatte. Wie dem ſey, der Thurmbrand von St. Nicolai kann als der Beginn der ſchrecklichen Zerſtörung, die Hamburg erlitt, betrachtet werden. Von nun an wüthete die Flamme erſt recht, und in dem Maße, wie ſie an Kraft gewann, ermatteten die, welche ihr Widerſtand leiſten ſollten. Die Rekruten ſanken neben dem Feuer nieder, die Spritzenleute vergaßen ſogar ihr gewöhnliches Geſchrei, das Bürgermilitär war erſchlafft. Es war hohe Zeit, daß Hülfe kam; aber obwohl ſie ſchnell von Altona, Harburg, Wandsbeck, Bergedorf und andern Nachbarorten geleiſtet wurde, ſo ſchlug ſie doch nicht an; eben ſo wenig das Sprengen, das man ſeit dem Brand von St. Nicolai begonnen hatte. Die Häuſer, die geſprengt wurden, ſtürzten, wie vom Erdbeben verſchüttet, in ſich zuſammen und brannten fort. So wurden die ſchöne Börſenhalle (1804 errichtet und im vorigen December von der Kaufmannſchaft, die nach der neuen Börſe zog, verlaſſen), das Rathhaus und eine Anzahl anderer öffentlicher Gebäude, ſo wurden ganze Häuſerreihen geſprengt; aber das Feuer ergriff die Trümmerhaufen, überſprang Straßen und Kanäle, ſpottete des Waſſers, mit welchem man es begoß, und warf Alles nieder, was ihm im Wege ſtand. Alles, was noch nicht ſeine Habe in der Flamme verloren hatte, flüchtete ſich auf die freien Pläze und vor die Thore der Stadt. Auf dieſen Plätzen ereigneten ſich ſchauderhafte Scenen; Wöchnerinnen wurden unter Gottes freiem Himmel entbunden, Särge wurden mit dem Inhalt einſtweilen niedergeſezt, Greiſe und Matronen ſtarben; dazwiſchen die hochbeladenen Wagen der Fliehenden, das hin und her eilende Militär, Herren und Damen in der eleganteſten Kleidung mit irgend einem Stück ihres Hausgeräths auf dem Nacken, oder auf Schiebkarren vor ſich herſchiebend; ja, man ſah die Leichenwagen mit Mobilien beladen. — Die Kanäle waren mit Leichterſchiffen bedeckt, auf welchen viele Kaufleute ihre Waaren gepackt und Bemittelte ihre Mobilien zu retten geſucht; aber ehe man's dachte, brannte es auf öffentlichen Plätzen und Kanälen, und mit den Sachen waren auch noch Koſten und Mühe der verſuchten Rettung verloren. — So verging auch der 6te Mai; Straße an Straße, Palaſt an Palaſt ſank nieder. Am meiſten ſchmerzte der alte Jungfernſtieg mit den ſchönſten Gaſthäuſern, den eleganteſten Läden und einigen prachtvollen Privatgebäuden. Die „alte Stadt London," der erſte Gaſthof Hamburgs, ſank neben Salomon Heine's Haus; jene war allein zu 500,000 Mark verſichert. Doch ich komme in's Detail und hatte mir doch vorgeſezt, hauptſächlich nur vom Fall der Kirchen zu ſprechen. — Es war am 7ten Mai, Morgens gegen 9 Uhr, als auch die St. Petrikirche oder vielmehr der Thurm Feuer fing. Um ſie zu retten, waren die umgebenden Häuſer von hannoverſcher Artillerie, welche Vierundzwanzigpfünder aufgeführt hatte, zuſammengeſchoſſen. Namentlich die ſtarken Mauern des Hauſes des bekannten Antiquars Schwormſtädt leiſteten den Kanonen harten Widerſtand. Es war ein wunderbar ſchmerzliches Gefühl, das den Zuſchauer ergriff, als er ſah, wie auf Hamburgs Bitte Hamburgs Häuſer zuſammengeſchoſſen wurden; es iſt wohl nicht erhört, daß eine Stadt die Kanonen gegen ihr eigenes Innere gerichtet.

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 54.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 162.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Freitag, den 8. Juli 1842.

— Oui, par votre indolence
Le théâtre avili marche à la décadence.
Delavigne.

Der Zuſtand und Verfall des franzöſiſchen Theaters.

(Fortſetzung.)

Außer jenen vertragsmäßig beſtimmten Abgaben haben die Autoren noch das durch Sitte und Gewohnheit hergebrachte Recht, eine gewiſſe Anzahl Billets auszugeben: früher ein bloßes Galanterieprivilegium, gute Freunde und Bekannte zur erſten Vorſtellung einladen zu dürfen; jezt, wo Zuvorkommenheit und Galanterie ohne ſelbſtiſche Abſichten und Nebenzwecke abgekommen ſind und aus Allem Geld geſchlagen wird, iſt dieſes Autorprivilegium ein ſehr einträglicher Handel geworden, der zahlreiche Billetverkäufer ernährt, welche die Zugänge aller Theater beſezt halten und Autorbillets zu niedrigern Preiſen als an der Caſſe anbieten. Die Dichter liefern übrigens nicht den ganzen Billetvorrath, der von jenen Zwiſchenhändlern abgeſezt wird; wohl den größten Theil davon bringen die Gerans der Theatergeſellſchaften in Umlauf, indem dieſe Herren Mittel und Wege gefunden, ſich durch jenen Schleichhandel mit Freibillets, ſogenannten billets de faveur, über deſſen Ertrag den Aktionären keine Rechenſchaft abgelegt wird, ein hübſches geheimes Nebeneinkommen zu ſichern, welches ihnen zu ſchönen Liegenſchaften oder Staatsſchuldſcheinen, d. h. zu hohen Poſitionen im Staate verhilft.

Was nach der Armen- und Autortaxe die hieſigen Theater beſonders drückt, ſind die Nebenausgaben, die geheimen Fonds, die ſich höher belaufen, als die Gehalte des ſämmtlichen Schauſpielerperſonals, und die Theaterverwaltungen vorzüglich in Schulden ſtecken. Der Zuſchauer, der dem Direktor bloß die Schauſpieler, die Lampen, Dekorationen u. ſ. w. anrechnet, hat gar keine Ahnung, daß in den Theatern, wo die erſten dramatiſchen Talente wirken, die Truppe kaum ein Viertel der Geſammtausgaben wegnimmt. Unbegreiflich z. B. iſt, daß man im Théâtre français jährlich 15—20,000 Franken ausgibt für die abſcheuliche Muſik in den Zwiſchenakten, die jedem wohlorganiſirten Zuhörer Ohrenweh macht. Am koſtſpieligſten jedoch iſt die berüchtigte Anſtalt der Claqueurs, ohne welche die Pariſer Theater eben ſo wenig beſtehen zu können glauben, als ohne den Kronleuchter, worunter die Mitglieder dieſes Inſtituts ſitzen und deßhalb „Ritter vom Kronleuchter" (chevaliers du lustre) heißen. Schon dieſes heilloſe Unweſen reichte hin, eine Bühne zu Grunde zu richten; es untergräbt die dramatiſche Kunſt, da es nur darauf angelegt iſt, irgend ein Stück, gleichviel ob gut oder ſchlecht, glücklich durchzubringen und dem Publikum aufzudringen. Es wird ſchwach geſpielt, aber ſtark geklatſcht, und das iſt die

Hauptſache; denn ein Stück, das wüthend beklatſcht wird, macht Glück, Aufſehen, vielleicht Skandal, bewirkt Zulauf und erfüllt ſeinen Zweck. Gute Claqueurs erſetzen gute Akteurs und machen leztere beinahe ganz überflüßig, erſparen alſo der Bühnenverwaltung hohe Schauſpielergehalte. Dieſer ſchmähliche Mißbrauch hebt jede unparteiiſche Würdigung auf und, was noch ſchlimmer, hindert jene geheimnißvolle, gegenſeitige Wechſelwirkung zwiſchen Publikum und Schauſpieler. Sonſt ſaß das Publikum als beeidigter Geſchworener, als unbeſtochener Richter zu Gericht, um nach Pflicht und Gewiſſen über ein neues Stück abzuurteln; jezt aber, wo es weiß, daß der Autor Sachwalter und Vertheidiger hat, die ſeine Sache im Parterre durchfechten, iſt es der Staatsanwalt, und als ſolcher oft ungerecht, einſeitig, leidenſchaftlich, kurz, Staatsprokuratorartig; und ſo kommt es, daß wer ſein Billet an der Caſſe nimmt, die ganze Vorſtellung über mäuschenſtill bleibt, ſelbſt wenn er ſich königlich amuſirt; er fürchtet ſich bei jeder Regung vor dem Urtheile der Meinung, die ihn vielleicht mit den bezahlten Claqueurs verwechſeln könnte. Dem armen Schauſpieler, den beim Anblick und Contakt des kalten Saals ein eiſiger Schauer überläuft, bleibt nichts übrig, als der traurige Ausweg, ſich von den Claqueurs faſt mechaniſch ſtimuliren zu laſſen, da doch irgend ein Anknüpfungspunkt zwiſchen ihm und dem Publikum vorhanden ſeyn muß. So wie die Dinge jezt ſtehen, liegt die Schuld dieſes Uebelſtandes eben ſo ſehr am Schauſpieler, als am Publikum.

Das Theater iſt zwar in Paris noch kein Geſellſchaftszimmer geworden, wie in Italien, wo man in den Logen Beſuche macht und annimmt; allein man iſt, wenigſtens in den höhern Ständen, darum hier nicht viel aufmerkſamer auf das Stück und zeigt deßhalb kein lebendigeres Intereſſe für die Vorſtellung. Der regelmäßigſte Theil des Theaterpublikums iſt die ſogenannte Faſhion, die frühzeitige Blüthe der Mode, faſt- und kraftloſe Gewächſe, in Treibhäuſern, auf Miſtbeeten gezogen, eine in der menſchlichen Species ganz eigene, aus der Natur geſchlagene Abart, unter verſchiedenen Namen bekannt, die wie die Moden wechſeln: Petits-maitres, Farauds, Incropables, Merveilleur, Elegans, Dandys, Faſhionables, neuerdings Blaſards genannt. Dieſe Auserwählten haben gewöhnlich die Avantſcènes und Balkonslogen, d. h. die beſten und theuerſten Plätze inne und wiſſen alle Theater auswendig, ich meine alle Tänzerinnen, Sängerinnen und Schauſpielerinnen. Dieſes Geſchlecht iſt ein ſonderbares Conglomerat von alt-, neu- und unadeligen Namen, ein Zifferblatt, das ziemlich genau angibt, welche Zeit es in der Geſellſchaft iſt, eine moderne Ritterſchaft, ganz eigenthümlich organiſirt, ein Volk von lauter Königen oder vielmehr von lauter Löwen. Dieſe Löwen gehen natürlich nicht in's Theater, um ſich zu erholen, wie anderes gemeines Vieh; ſie ſetzen eine Ehre darein, auf Schauſpieler und Stücke mit der ſtolzeſten Verachtung herabzublicken, die ihrem Namen allerdings Ehre macht und vollkommen entſpricht. Es gehört bei ihnen zum beſten Ton, die ungeheuerſten Dinge zu ſagen und zu hören, ohne in Stimme, Geberde, Blick und Bewegung den geringſten Antheil zu verrathen, und wie wenn alle dieſe wackern jungen Leute auf einen hohen Geſandtſchaftspoſten hinarbeiteten, ſcheint ihr ganzes Dichten und Trachten auf nichts auszugehen, als auf den ſauern Erwerb der unumſchränkteſten Herrſchaft über Leib und Glieder, der nothwendigſten Eigenſchaft eines Diplomaten, die der berühmteſte franzöſiſche Staatsmann neuerer Zeit in ſo hohem Grade beſaß, daß man von ihm geſagt hat, er könne hinten Fußtritte bekommen, ohne daß man es ihm vorne anſehe. Tragödien, Comödien, Vaudevilles, große Opern und kleine Singſpiele machen auf dieſe hochgebildeten Theaterbeſucher denſelben Eindruck, d. h. gar keinen. Erſcheint einmal etwas recht Witziges und Naives, etwas wahrhaft Ergreifendes und Rührendes auf der Bühne, ſo geben ſie durch ein abgeſchmacktes Lorgnettiren nach den Logen zu verſtehen, daß Spiel und Stück ſie nichts angehe.

(Fortſetzung folgt.)

Maske.

(Fortſetzung.)

Der Graf beſchloß, noch einige Zeit ſeine diplomatiſche Laufbahn fortzuſetzen und dann für immer ſich auf ſeine Güter zu begeben. Seine Mutter ſprach zuweilen verſtohlen davon, wie ſie hoffe, daß er ihr dann eine liebe Tochter mitbringen werde, aber Botho gab darauf keine Antwort. Da er vorerſt nach Wien ging, ſo wurde beſtimmt, daß Anatole ihn wegen ſeiner muſikaliſchen Ausbildung dahin begleiten ſolle. „Was kann er Beſſeres werden," ſagte oft ſcherzend der Graf, „als ein Virtuoſe? aber quälen werde ich ihn nie mit der Muſik."

Bei Bothos Ankunft in Wien war eine der erſten Neuigkeiten, die er erfuhr, daß Fürſtin Alma ſeit einem Jahre die Mutter eines Sohnes ſey. Man erzählte ihm, wie entzückt der Fürſt ſey, einen Erben zu haben. Botho hörte es kalt an; er hatte nie großen Antheil an Alma genommen, und Zeit und Entfernung hatten ſie beinahe ganz aus ſeinem Gedächtniß verwiſcht. Man ſagte ihm, ſie ſey ganz verändert ſeitdem; man ſehe ſie faſt gar nicht mehr in der Welt, ſie beſchäftige ſich ausſchließend mit ihrem Kinde, mehr als irgend eine Frau ihres Standes. — Botho, dem dieß gefiel, nahm ſich vor, ſie

in den erſten Tagen zu beſuchen; aber über dieſem guten Vorſatz verſtrichen mehrere Wochen. Er ſah ſie nirgends und hatte ſie beinahe wieder vergeſſen, als ihr Name einmal zufällig genannt wurde, und da beſchloß er denn, den folgenden Tag ſie zu ſehen.

Es war Abends acht Uhr; hell ſtrahlten die Fenſter Almas in die Nacht, als Archenfels an ihrem Hauſe anfuhr. Er hoffte Beſuch dort zu finden; er wünſchte ſie nicht allein zu treffen, und wußte ſelbſt nicht warum. — Im Vorzimmer ſagte ihm der Bediente, die Fürſtin ſey noch bei der Toilette; doch möge er eintreten, ſie werde bald damit fertig ſeyn. Dann ging er, ihn zu melden.

Botho ging langſam durch die Zimmer und in halber Gedankenloſigkeit immer weiter, durch alle offenen Thüren, bis er mitten im lezten Gemach ſtand; es war Almas Cabinet. — Verwundert bemerkte er die Veränderung darin. Wo früher die Etagère mit den niedlichen Nichts geſtanden, war jezt ein kleines Sopha, ein Kindertiſchchen ſtand davor, hundert Spielſachen lagen darauf in Unordnung, die Stühle ſelbſt waren durcheinander gerückt, die Blumen zerrupft; offenbar hatte ein verwöhntes Kind hier ſeinen Tummelplaß. — Botho war erſtaunt und gerührt. Er hatte die junge elegante Frau einer ſolchen mütterlichen Hingebung nicht fähig gehalten, ihr affektirtes Weſen hatte bei ihm den Glauben an jedes tiefere Gefühl verbannt.

Indem trat Alma ein durch die entgegengeſezte Thüre; ſie war überraſcht, jemand in ihrem Cabinet zu finden, und als ſie Botho erkannte, wurde ſie bleich; ſie faßte ſich aber ſchnell und ſagte lächelnd: „Ich freue mich, Graf, Sie nach ſo langer Abweſenheit wieder zu ſehen — aber nicht hier — denn das iſt die Kinderſtube.“ — „Ich muß um Verzeihung bitten, Fürſtin; ich ging in Zerſtreuung durch alle offenen Thüren, indem ich auf Sie wartete. Es war früher Ihr Cabinet.“ — „Das iſt es noch; ich bin hier den ganzen Tag, aber mein Sohn theilt es mit mir. Er will immer bei mir ſeyn,“ ſagte ſie mit einem freudigen Zug im ſchönen Geſicht.

Botho betrachtete ſie mit ſtummer Verwunderung, als ſie jezt mit ihm in den Salon zurückkehrte. Sie war verändert, ſie kam ihm unbeſchreiblich ſchön und reizend vor. Ihr früher nachläßig ſchleppender Gang war verſchwunden, leicht wie eine Sylphe ſchwebte ſie vor ihm hin, ihre Augen ſtrahlten in lebhaftem Glanze, ihre Bewegungen waren natürlich graziös, ihre Sprache ſelbſt war raſch und belebt; mit einem Worte — die Fürſtin war nicht mehr affektirt.

„Sie müſſen entſchuldigen, lieber Graf, daß Sie warten mußten, aber mein Sohn hatte meine Haare ganz in Unordnung gebracht, und da ich heute Abend einige Bekannte erwarte, ſo habe ich mich etwas coeffiren laſſen; denn die Damen lachen mich immer aus. Ich weiß nicht, wie ſie es zu Stande bringen, die Pflege der Kinder und die Eleganz ſo gut zu vereinen. Die Welt, die Geſellſchaft ſind mir beinahe nichts mehr; ich kann der Sorge für mein Kind nicht ſo viel Zeit abgewinnen — und wie lieb es mich hat! O,“ ſagte ſie mit ſtrahlenden Augen, „das lohnt für alle Bälle, alle Geſellſchaften!“ — „Ich möchte es ſehen, dieſes Kind,“ ſagte Botho faſt ohne es zu wiſſen. „Sehen — o er iſt noch nicht zu Bette! ich will ihn rufen laſſen — ich bin ſo ſtolz!“ Sie ſchellte, und bald erſchien die Wärterin mit dem Kinde. Am Eingange des Zimmers ſezte ſie es von ihren Armen nieder auf die Erde, und nun lief der Kleine mit ſchwankenden Schrittchen auf die Mutter zu, die ihm die Arme entgegen ſtreckte. — Glücklich in ſeinem ſichern Aſyle angekommen, brach er in lauten Jubel aus; es lag darin etwas ſo lerchenhaftes, daß Botho ausrief: „Welch ein Ton!“ Er bot dem Kinde ſeine Hände, er wollte es zu ſich herüberziehen; aber feſt ſchlang es ſeinen Arm um den Hals der Mutter und drückte das Geſicht in ihre Locken, die unbekümmert um ihre Toilette mit rührender Freude es umfaßt hatte.

Es war ein ſchönes Kind mit blonden Haaren, ein zartes, faſt zu ausgebildetes Profil. Die blauen Augen leuchteten in ſo reinem, übernatürlichem Glanze, daß man nicht begriff, wie dieſes Weſen zum Menſchen, zum Sünder werden können; der Engel ſprach aus dieſen Zügen, der Himmel glänzte aus dieſen Augen, und die blonden, ſchönen Löckchen umgaben durchſichtig das zarte Antlitz wie ein Heiligenſchein. So mußte Botho denken beim Anblicke des Kindes; es war ihm noch nie ein ähnliches vorgekommen; ihm war es zu ſchön, zu ätheriſch, ihm bangte für die arme Mutter, die dieſes Kind verlieren werde. — Warum mußte ihm gerade der Gedanke kommen?

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Hamburg, Juni.

(Schluß.)

Der Brand.

Auch in die St. Petrikirche, nachdem ihre Rettung unmöglich ſchien, ward Pulver in großen Fäſſern gebracht, um ſie zu ſprengen. Es krachte, aber wirkte nicht hinlänglich; der Raum der Kirche war zu groß, die Fenſter gaben zu viel Abzug. Noch befanden ſich im Thurme einzelne Zimmerleute, um ihn wo möglich ſtets wieder abzukühlen, und wohin Waſſer kam, da ziſchte die kupferne Bedeckung, da dampfte es und die Gefahr ſchien von dieſer Stelle abgewendet. Aber dieſes Waſſer mußte durch Eimer dahin geſchafft werden, denn die Sprize des Thurms war im Schlauch zerriſſen und unbrauchbar, weil ſie ſo lange nicht war gebraucht worden. Es gelang den Zimmerern nicht, ſie herzuſtellen, und ſo überwand die Flamme, welche Ecken erfaßte, wohin die unermüdlichen Männer mit ihren Eimern nicht gelangen konnten. Das Innere des Petrithurms war durchaus von

Holzbalken gebaut, daher bedurfte es nur einer kleinen Stunde, um ihn zu stürzen, und eben so schnell ergriff die Gluth das Dach der Kirche, deren Inneres zuvor ziemlich ausgeleert worden war, mindestens was die werthvollen Sachen betrifft. St. Petri war die älteste Hauptkirche Hamburgs und bereits in der Mitte des zwölften Jahrhunderts erbaut. Mit dem Bau des Thurms wurde 1342 begonnen, wie die Inschrift eines vergoldeten Rings, der sich in der Thurmthüre befand, auswies, nämlich: Anno Dei MCCCXLII inceptum est fundamentum hujus turris, or. p. Jur. Das Glockenspiel des Thurms spielte mittelst Uhrwerks alle halbe Stunden einen Choralvers; es war im Jahre 1540 gemacht und einige Töne fehlten in demselben vor der Zerstörung. Ueber dem Glockenspiel sah man eine auf der einen Hälfte vergoldete Kugel, welche ebenfalls durch ein Uhrwerk den Mondwechsel anzeigte. In der Kirche befanden sich eine große Menge werthvoller Gemälde, die aber namentlich durch die muthige Anstrengung des Pastors Helms von der Insel Wilhelmsburg mit der Altar- und Kanzeldecke, den silbernen Geräthen und den Kirchenbüchern gerettet worden sind. Eines der Gemälde stellt die Vertreibung der unglücklichen Hamburger aus ihrer Vaterstadt durch Davoust vor, zwei andere Dr. Martin Luther und Churfürst Johann Friedrich; zwei ältere Bilder, wovon eines hinter der Kanzel mit Saftfarben gemalt, stellen Hamburg im dreizehnten und fünfzehnten Jahrhundert vor. An der Südthüre der Kirche stand eine hölzerne Beata mit einem Buchbeutel (hamburgisch Booksbeutel), welche den Handwerksburschen als Wahrzeichen von Hamburg galt. Die Kirche war 225 Fuß lang, 135 Fuß breit. Ihre größte Zierde war der Thurm mit der schlanken Pyramidenspitze, welche die neue Bergstraße und den Jungfernstieg beherrschte und 416 Fuß hoch war. Die größte Glocke wog 11,000 Pfund und eine ziemliche Zahl nicht viel weniger. Das Glockenspiel läutete zum letzten Male um 9 Uhr den Choral:

Allein Gott in der Höh' sei Ehr'
Und Dank für seine Gnade,
Dafür das nun und nimmermehr
Gefahr und Noth uns schade!

Das war der Glocken Schwanenlied; jetzt hatten sie nur noch eine halbe Stunde zu hängen, und es war, wie bei St. Nicolai, als ob Todesangst sie erfasse, schüttle und ihnen den unaufhörlichen Angstruf auspresse, bis sie schmelzend niederstürzten; bald darauf neigte sich auch die Pyramide des Thurms der Bergstraße und dem Berge zu (wohin sie von jeher 3 Fuß überhing), schlug um- und stürzte auf die Spitze. Als der Thurm herunter war, mochte es etwa 10 Uhr Vormittags seyn, dieselbe Stunde, um welche die Honoratioren Hamburgs, Altonas, Bergedorfs ꝛc. eingeladen waren, die Eröffnung der Eisenbahn unter dem Donner der Kanonen vorzunehmen. — Und die Eisenbahn war unterdeß wirklich eröffnet worden; die brüderliche Liebe, welche in Noth mit Rath und That zur Hand ist, hatte sie eröffnet mit so heiliger Weihe, wie ihr nimmer durch alle noch so prunkenden Festlichkeiten hätte werden können. Nachdem der Fuhrlohn für die Flüchtenden auf eine Höhe getrieben worden, welche den Werth der ganzen Habe der Aermern fast erreichte; nachdem kein Fleth, kein Platz mehr sicher schien, wendeten sich viele fast Verzweifelnde zum Bahnhofe. Und siehe da, die Locomotiven flogen in ununterbrochener Eile mit Personen und Gepäckwägen zwischen Hamburg und Bergedorf hin und her. Nach Bergedorf schafften sie die Flüchtlinge mit ihrer geretteten Habe, nach Hamburg brachten sie Brod zurück. Obwohl die eigenen Häuser und Speicher einiger Directoren der Eisenbahn abgebrannt waren, so dachten diese Männer doch bei der eigenen Noth noch an Nächstenhülfe. Wenn es wahr ist, daß Hamburg sich erhoben fühlt durch die allseitigen Beweise der deutschen Bruderliebe, so ist es auch nicht weniger wahr, daß es voll kräftigen Vertrauens, ja voll freudigen Stolzes ist im Hinblick auf die vielen, sehr vielen wackern Männern, die es zählt. Mehr denn acht Tage und vier Nächte hindurch fuhren die beiden ersten Locomotiven der Eisenbahn nur für die Nothleidenden, und in Bergedorf, in Schiffbeck, Wandsbeck, Hamm, Horn auf der einen Seite, auf der andern in Altona, Ottensen, Neumühlen bis nach Pinneberg fanden die Fliehenden die freundschaftlichste Aufnahme. — Wir übergehen den übrigen Theil der Catastrophe, weil sie uns zu schmerzliche Rückerinnerungen erweckt, und weil ja die Zeitungen und Brochuren mehr oder minder ausführlich darüber berichtet haben. Uebrigens sind auch wohl die beiden Kirchenbrände als Hauptmomente des ungeheuern Schicksals zu betrachten, und sie bilden fast den Beginn und das Ende des Feuers, obwohl dieses nach dem Sturz des St. Petri Thurmes noch volle 24 Stunden fortwüthete und noch die Gertrudenkapelle, so wie einige öffentliche Gebäude verschlang. Aber das Publikum war gegen alle weitern Ereignisse bereits fast gleichgültig geworden; nachdem so Schreckliches geschehen, konnten keine neue Botschaften, wie traurig sie immer klangen, Bestürzung erregen. Nur die Herrschaft des Pöbels, die einen Augenblick einzureißen drohte, erweckte neue Furcht. Die Hülfleistungen der englischen Ingenieurs und der englischen Fabrikarbeiter gaben dazu Veranlassung. Als diese Männer mit unerschrockenstem Muthe die zur Sprengung der Gebäude nöthigen Utensilien, Schwefel, Pulver u. s. w. herbeischleppten, kamen Unverständige auf den Verdacht, daß sie solches zur Ausbreitung des Feuers benutzen wollten. Da die Engländer auf die deutschen Fragen nicht antworten konnten, so wurde ihr Schweigen als Verwirrung oder Geständniß ausgelegt, und schneller wie die Flamme selbst hatte sich das Gerücht der Brandstiftung verbreitet. Leider wurden unsere Helfer in der Noth arg mißhandelt, ja einer derselben ist an den Folgen der erhaltenen Wunden gestorben. Die offizielle Schätzung des Schadens so wie die Verhältnisse der Brandkassen sind Ihren Lesern hinlänglich bekannt. — Das Feuer hat weit in der Runde auf fast alle Unternehmungen den schlimmsten Einfluß gehabt; so auch auf diejenigen, welche auf die Frequenz der Hamburg-Bergedorfer Eisenbahn berechnet waren. Obwohl die Bahn noch immer ziemlich stark benützt wird, so ist dieß doch nichts gegen den erwarteten Erfolg. Die Actien derselben stehen jetzt zu 75 pCt; noch immer bei solchem Unglück eine günstige Höhe. Die Hamburg-Bergedorfer Eisenbahn besitzt 19 Personenwagen und 4 Locomotive. Diese können zur Zeit 1094 Personen befördern. Ihre 10 Güterwagen sind noch nicht in Gebrauch gekommen. Die Kosten der Eisenbahn, mit dem angekauften Grunde, betragen 750,000 Thaler Preußisch. Jede Locomotive kostet 10,000 Thaler, jeder Tender 2000. — Auch auf das Stadttheater hat der Brand sehr nachtheilig gewirkt. Die vierzehntägige Einstellung der Vorstellungen kommt dabei gar nicht in Anschlag. Der Besuch des Schauspiels wie der Oper ist sehr schwach, was gewiß kein Wunder ist. Die Direction hat sich daher genüssigt gesehen, den Schaden auch auf die Mitglieder ihrer Bühne zu vertheilen. Diejenigen Sänger und Schauspieler, welche über 50 Mark monatlich Gage bekommen, lassen, heißt es, verhältnißmäßig, ja bis zur Hälfte derselben nach.

Beilage: Literaturblatt Nr. 70.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 163.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Sonnabend, den 9. Juli 1842.

— Horch! O ſprich noch einmal, holder Engel!
Shakespeare.
Romeo und Julia.

Maske.

(Fortſetzung.)

Botho ſuchte ſich nun mit dem Kleinen zu befreunden; es gelang ihm bald, und jubelnd wurde die Freundſchaft geſchloſſen; er zog ihn auf ſeinen Schooß, ließ ſich willig den Bart von ihm zerraufen, ſogar ſeine glatt geſcheitelten Haare gab er ihm preis; aber nun kniete der Kleine auf ſeine Kniee und zeigte immer auf Bothos blaue Augen und winkte der Mutter und faltete die Händchen und deutete wieder, als wolle er ſagen: „Mutter, gib mir die Augen!“ — Alma war verlegen, endlich, als das Kind immer dringender in ſeinen Bitten wurde, ſagte Botho lachend: „Sie ſehen, Fürſtin, er will meine Augen, er will ſie von Ihnen.“ — Aber Alma ſagte: „Er muß jezt wirklich zu Bett; es iſt die höchſte Zeit.“ Sie rief der Wärterin und übergab ihr das Kind, welches jammernd die Arme nach ihr ausſtreckte. Sie ſagte aber mit ihrer ſanften Stimme: Gute Nacht! — An der Thüre bog der Kleine ſich noch einmal weit zurück und winkte der Mutter; da ſprang ſie auf, lief zu ihm, küßte ihn warm und innig und ſagte mit weicher, herzdurchdringender Stimme: „Gute Nacht, mein liebes, ſüßes Kind, gute Nacht!“

Als ſie zu ihrem Platz zurückkehrte, ſaß Botho bleich da und blickte ſie ſonderbar an; bebend ſprach er endlich: „Fürſtin, ſagen Sie noch einmal ſo: „gute Nacht“ — noch einmal in dieſem Tone: gute Nacht!“ — Erſchrocken fragte Alma: „Was iſt Ihnen, Graf?“ — „Erbarmen Sie ſich meiner!“ rief er. „Sagen Sie es nur noch ein einzigesmal!“ — „Faſſen Sie ſich Graf und erklären Sie mir, was Ihnen iſt; Sie beängſtigen, Sie erſchrecken mich.“ — „Nun denn, Fürſtin: an Ihrem Munde hängt jezt mein ganzes Glück! Durch die Worte, die Sie zu Ihrem Kinde geſprochen, haben Sie einen längſt verſchwundenen, längſt begrabenen Traum wieder erweckt, in voller Macht. — Sagen Sie mir, ſagen Sie mir die Wahrheit! Waren Sie vor drei Jahren auf der Redoute? Waren Sie die Dame, deren zauberhaftes Weſen mich entzückte, die mich nach meinem Namen fragte, und die mir dann, als ſie mich verließ, ſo „gute Nacht“ ſagte, wie Sie eben im vollen Ton der Liebe Ihrem Kinde?“

Alma verhüllte ihr Antlitz mit dem Tuche; als ſie aufblickte, waren ihre Züge ruhig, rein, aber todtenbleich. — „Sie ſagten ſelbſt, Graf, der Traum ſey verſchwunden, begraben. Ich bitte Sie recht ſehr, wenn in Zukunft Ihr Beſuch mich freuen ſoll — reden Sie nie, nie mehr davon.“ — Bothos Faſſung war dahin, er wagte nicht zu ſprechen, nicht Alma weiter zu fragen;

hatte sie ihm doch durch ihr Verbot zugleich seine Frage beantwortet.

Da rasselten Wagen im Thorwege. Er sprang auf, denn er fühlte sich unfähig, in Gesellschaft zu seyn. — Auch Alma erhob sich und sagte leise: „Leben Sie wohl, Graf, auf freundschaftliches Wiedersehen."

Der Graf wagte nicht, Almas Bitte entgegen zu handeln. Nie mehr sprach er von jener Redoute; aber er kam beinahe täglich zu ihr. Sie fragte ihn nach Anatole; er erzählte, daß er den Knaben bei sich in Wien habe, daß er viel musikalisches Talent entwickle, und versprach auf ihren Wunsch, ihn mitzubringen. Anatole machte wirklich außerordentliche Fortschritte und Alma spielte zuweilen vierhändig mit ihm, was ihn immer mit dem größten Stolz erfüllte, und bald nahm sie den zweiten Platz in seinem jungen Herzen ein. Ihre Gunst gewann er durch sein freundliches Spielen mit ihrem kleinen Edmund; es ist selten, daß Knaben in Anatoles Alter sich gern mit kleinen Kindern herumtummeln, und darum rechnete es ihm die junge Mutter doppelt hoch an.

Alma war fast immer allein mit ihrem Kinde, von der Welt hatte sie sich beinahe ganz zurückgezogen, und nur wenn es der strengste Anstand erforderte, erschien sie noch dort. Man nahm ihr das übel, wie es überhaupt die Welt nicht leiden mag, wenn Jemand sie entbehren kann. — Der Fürst litt jezt in solchem Grade an der Gicht, daß er ganz an sein Zimmer gefesselt war. Seine junge Frau besuchte ihn einigemal des Tages mit dem Kinde, war aber froh, wenn Edmund wegverlangte. Der Fürst war indessen nie allein; seine Bekannten waren froh, Jemand zu wissen, der immer zu Hause war, und sein Zimmer wurde eigentlich ein Sammelplatz vornehmer Müßiggänger, deren es ja in großen Städten immer so viele gibt. — Wenn sie aber von ihm weggingen, dann erzählten sie, wie sie heute ein verdienstliches Werk gethan, indem sie den armen Lauenstein besucht, und eigentlich waren sie doch nur dort gewesen, um eine Stunde todtzuschlagen und einige Beiträge zur chronique scandaleuse zu sammeln. Den Fürsten unterhielten diese Besuche, und er blieb durch ihre Erzählungen vollkommen eingeweiht in die gesellschaftlichen Interessen, obgleich er immer zu Hause war.

Eines Morgens war große Versammlung bei ihm. Man handelte einen wichtigen Gegenstand ab: der Taglioni und Fanny Elslers Tanz wurden verglichen. Obgleich Alle darin übereinstimmten, daß Marie Taglioni graziöser, eleganter, mit einem Worte mehr Sylphide sey, so fehlte es dennoch nicht an Rittern für die schlanke Fanny, deren Refrain immer war: „Sie ist halt doch ein lieber Schatz." — Der Fürst fragte, was das Sujet des gestrigen Ballets gewesen. Ein Ungar erklärte: „Sie will seinen Instinkt prüfen." — „Was heißt das?" Die Herren lachten und erzählten, wie die Taglioni mit ihren Gefährtinnen in gleichem Kostüm erscheine, um zu prüfen, ob ihr Liebhaber sie unter Allen erkennen werde. Bei einem großen Fest tritt sie verschleiert mit ihren zwölf Gespielen auf und öffnet nur von Zeit zu Zeit den Schleier, wenn sie an ihm vorüberfliegt; will er sie aber haschen, so tritt ihm schnell eine andere entgegen und die Taglioni ist verschwunden; immer treibt sie dieses Spiel wieder von Neuem, aber er täuscht sich nie, die andern stößt er stolz zurück und eilt nur der ewig fliehenden Geliebten nach, bis sie endlich, von seiner sichern Liebe gerührt, ihm ihre spröde Hand reicht.

„Es ist sonderbar," sagte ein junger Mann, dessen Physiognomie schön gewesen wäre, wenn sie es nicht durchaus hätte seyn sollen, so geckenhaft war sie aufgeputzt mit allerlei Bärten und süffisanten Grimassen; „es ist sonderbar, daß man noch immer Stücke schreibt, worin sich die Damen so lange weigern, ihr Jawort zu geben, während das doch in der Wirklichkeit gar nicht mehr der Fall ist; der erste beste erhält es da sogleich, damit er sich ja nicht anders besinnt." — Die Herren bewunderten die Richtigkeit dieser Bemerkung. — „Wissen Sie schon, daß die Pasta wieder herkommen und auftreten wird?" — „Pah, die sollte es bleiben lassen! eine Großmutter, und singen wollen! Es ist ein Unglück, daß die Frauen nie aufhören wollen, jung zu seyn, nie begreifen können, daß die Zeit ihrer Triumphe vorüber ist, mit einem Worte — daß sie alt sind."

(Fortsetzung folgt.)

Der Zustand und Verfall des französischen Theaters.

(Fortsetzung.)

Die gebildeten Stände besuchen das Theater, wenn sie eben von einer guten Mittagstafel aufgestanden, wo man wenig zur Aufmerksamkeit gestimmt ist, und gehen überhaupt weniger des Schauspiels, als der Nebendinge wegen in's Theater. Sie kommen erst, wenn der Vorhang aufgegangen, und stören den Schauspieler durch den Lärm ihres Eintretens. Ehe man die Dekorationen betrachtet und bekrittelt hat, ist der erste Akt vorbei; da aber die Dekorationen im Lauf des Stücks vielleicht vier-, fünfmal wechseln, so beschäftigt dieß auch weiter. Im zweiten Akt schweifen die Augen von den Wänden und Möbeln ab und fallen auf die Spielenden; aber man fürchte nichts, vor der Hand kommt das Kostüm an die

Reihe. Was vollends die Mehrzahl der Damen betrifft, so hat diese nur Sinn und Augen für den Anzug. Sie ziehen in Gedanken die Sammtkleider, Mantillen und Spitzen an, welche sich auf der Bühne breit machen, und überlegen, ob dort nicht ein Anzug für den nächsten Ball wie gefunden ist. So vergeht der zweite Akt; im dritten erst hat man Zeit und Muße, seine Aufmerksamkeit auf das Stück zu lenken, wenn nicht etwas Anderes zerstreut oder der Verdauung noch obzuliegen ist. Natürlich versteht man nun von dem Gange des Stücks nicht mehr viel, und so fällt der Vorhang, ohne daß man sich sagen kann, warum man eigentlich dagewesen ist.

Dieß gilt von den regelmäßigen Theaterbesuchern, von der Aristokratie, sowohl der alten als der neuen, die anstatt der Ahnen und Wappen Millionen und Rentencoupons vorzeigt. Was die wackern Leute aus dem reichern, gebildetern Mittelstande anbelangt, die nur ausnahmsweise mit ihrer Familie in's Theater gehen, so sind sie großentheils zu stumpf, als daß für sie von den schlechtesten Werken viel zu fürchten wäre; von den bessern ist für sie freilich auch nichts zu hoffen. Die ganz ungebildeten Leute aus den untern Volksklassen, welche Sonntags in die wohlfeilen Boulevardstheater gehen und dort Melodramen und Schicksalstragödien sehen, haben in ihrer Unbildung eine Art von Harnisch gegen die verderblichen Einwirkungen des Theaters und stehen nicht auf dem Punkte, wo man durch Poesie und Kunst verdorben werden kann. Nur die halbgebildeten Individuen der arbeitenden Klassen, die Ladendiener, Schreiber, Juweliergesellen, Modistinnen, Putzmacherinnen, Nätherinnen, bei denen eine ganze Woche hindurch der nächste Theaterbesuch alle Gedanken in Besitz nimmt, hören im Theater, sind aufmerksam und folgen athemlos dem Gange des Stücks, und das ist schlimm; denn für sie wird das Theater häufig eine Hochschule der Sittenverderbniß, eine Vergiftungs- und Verrenkungsanstalt des Geistes und Gemüths, da sie jedes Eindrucks fähig und allen phantastischen Ideen zugänglich sind.

Sieht man das Alles in der Nähe und in grellem Lichte, so begreift man, wie die französischen Dichter ihren Farbenkasten aus der Hölle nehmen, Schwarz auf Schwarz, Gräuel auf Gräuel häufen, Mord-, Skandal- und Zotengeschichten ausbrüten und einen wahren Hexentrank zusammenbrauen, wobei man nicht weiß, worüber man mehr staunen soll, ob über Beschränktheit, Abstumpfung und Gutmüthigkeit des Publikums, das solch gräßliches Gebräude gleichgültig oder gierig hinunterschlingt, oder über die Unredlichkeit der Autoren, die gegen ihre bessere Ueberzeugung Mordlust, Blutschande, Familienmisère, kurz alle saubern Bestandtheile der sogenannten galvanischen Literatur immerfort auftischen. Man begreift ferner, wie die französischen Theaterdichter mit naiver Frechheit nicht nur unter einander, sondern auch dem Publikum sagen können: es ist uns nur um's Geld zu thun, woraus sich erklärt, daß das hiesige Publikum den Dichter nicht „mit dem Könige gehen" läßt, ihn nicht einmal als einen Förderer wichtiger geistiger Interessen anerkennt, sondern einfach mit jedem andern Fabrikanten auf gleiche Stufe stellt und ein Drama, oder eine Tragödie wie jede andere Waare betrachtet. Die französische dramatische Literatur dreht sich in demselben falschen Cirkel, worin sich auch der französische Staat bewegt: um eine redliche Verwaltung, wahrhafte politische Freiheit zu haben, müßte der sittliche Zustand der Nation selbst ein anderer seyn, als er vor der Hand ist; um den moralischen Zustand der Nation zu bessern, dazu bedürfte es einer redlichen Regierung. Sollen die Bühnendichter Kunstwerke hervorbringen, gewissenhaft arbeiten, so müßte das Publikum anders beschaffen seyn; soll das Publikum sich ändern, so müssen die Autoren ihm das Wahre, Schöne und Gute vorführen.

Was der jetzigen Bühne großen Abbruch thut, ist, daß die vernünftigen, denkenden und strebenden Leute in Paris nicht mehr das Theater besuchen. Aus eigenem Antriebe geht man heutzutage kaum sechsmal im Jahr in's Schauspiel, und das ist vollkommen hinreichend, gibt man doch in manchen Theatern kaum sechsmal im Jahr ein Kunstwerk; geht man öfter hin, so ist es wahrscheinlich ein Muß: man hat eine Frau, eine Schwester, eine Freundin oder dergleichen zu begleiten. Das Theater wird von den besten Köpfen gewissermaßen vertagt und aufgeschoben und die Mehrzahl der andern hat ganz andere Dinge zu thun. Das Uebergewicht einer nur auf das Praktische und die reale Seite des Lebens gerichteten Thätigkeit kann der Dichtkunst nicht förderlich seyn, am wenigsten der dramatischen, welche auf gebieterische Weise eine bestimmte Zeit in Anspruch nimmt. — Die Politik und ihr nie verstummendes Organ, die Presse, haben ferner eine Gereiztheit, eine Spannung hervorgebracht, welche dem Lustspiel den Stoff der Gegenwart beinahe ganz entzieht. Mit betrogenen Vormündern, hintergangenen Vätern, bestochenen Kammerjungfern, spitzbübischen Bedienten u. dergl. kann man keine Wirkung mehr hervorbringen, kein der Gegenwart genügendes Kunstwerk mehr schaffen. Jeder neugebackene Minister, Präfekt und Staatsrath, jeder aufgeblasene Bankier, jeder scheinheilige Pfaffe, jeder eitle Geck, jeder weltreformirende Neuerer, jeder politische Kannegießer, jeder eingebildete Ladendiener behauptet, in seine geheiligten Kreise dürfe kein Dichter naseweis hineinschauen; ja die Schauspieler selbst, welche alle Arten lebendiger Menschen parodiren, schreien, wenn einmal ihre schwachen Seiten aufgedeckt und lächerlich gemacht werden, so daß die Komödie unter der absoluten Monarchie ungleich größern Spielraum und viel freiere

Bewegung hatte, als unter dem constitutionellen Königthum.

Das nächstemal besprechen wir die Theaterkritik.

(Schluß des ersten Artikels.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, Juni.

Das Hospiz der Trinita.

Bekanntlich war es Papst Bonifaz VIII., welcher am Ende des dreizehnten Jahrhunderts das Jubeljahr stiftete, und indem er an den Besuch der Orte, wo die Apostel gewirkt und gelitten, und an dabei vorgeschriebene Andachtsübungen große kirchliche Vergünstigungen knüpfte, zugleich die Idee des kirchlichen Centrums in Rom, welche von den nachmaligen Päpsten stets festgehalten ward, recht lebendig machte. In der Laterankirche erinnert ein Freskogemälde von Giottos Hand, ein Fragment eines jezt untergegangenen größern Werkes, an diese denkwürdige Institution. Alle hundert Jahre sollte das Anno santo wiederkehren; um die Mitte des Jahrhunderts aber sandten die, damals von Cola di Rienzo beherrschten Römer eine Gesandtschaft nach Avignon, und Clemens VI. ließ durch seinen Legaten das Jubiläum 1350 halten. Dann wurde es je nach 33 Jahren angesagt, endlich je nach 25, damit das Menschenleben lang genug sey, einmal daran Theil nehmen zu können. Welchen Anblick Rom während der beiden ersten Jubiläen darbot, sagen Dante und die beiden Villani, die bekannten florentinischen Chronisten; über die spätern gibt es Nachrichten und Schilderungen in Fülle. Der ungeheure Andrang von Pilgern aus allen Ländern, welcher bei solchen Gelegenheiten stattfand, wie die Menge derer, welche jedes Jahr während der heiligen Woche die Hauptstadt der Christenheit zu besuchen pflegen, veranlaßte die Gründung zahlreicher Hospizien, in denen die vielen Bedürftigen Aufnahme, Nahrung und Pflege fanden. Immer aber gab's noch eine Menge Pilger, welche ohne Obdach blieben; manche der Hospizien gingen ein wegen Mangel an Unterstützung und wegen Erkaltung des Eifers in den Ländern, von deren Bewohnern sie gestiftet worden. Da kam, beim Herannahen des Jubiläums von 1550, Filippo Neri, ein frommer Florentiner, den die römische Kirche mit Recht zu ihren Heiligen zählt, auf den Gedanken, eine Confraternität zu gründen, welche sich der Pflege der armen Pilger unterziehen sollte. Eine Dame aus einer der vornehmsten Familien Roms, Elena Orsini, räumte dieser Bruderschaft bei den Thermen Agrippas ein Haus ein; die Kleidung, welche die Genossen anlegten, war ein langes rothes Gewand (sacco) — roth, zur Andeutung des Feuers der christlichen Liebe. Die förmliche Bestätigung der Confraternität der Dreieinigkeit, wie sie sich nannte, ging erst später von Papst Pius IV. aus. Der Stifter verordnete, daß die Bruderschaft alle Pilger, die sie aufnehmen konnte, während dreier Tage beherbergen, und überdieß, nach dem Ende des Jubeljahrs und dem Abzug der vielen Fremden, ihr frommes Werk fortsetzen sollte, indem sie die Pflege der Genesenden übernahm, welche aus den Spitälern entlassen wurden. So begründete Filippo Neri diese wohlthätige Anstalt, während er die auch jezt noch weitverzweigte Congregation der Priester des Oratoriums stiftete und, Roms Apostel im 16ten Jahrhundert, der Jugend Unterricht in der Glaubenslehre ertheilte. Im Garten des Klosters von S. Onofrio, wo Tasso starb, dicht bei der großen schönen Eiche, die nach ihm benannt ist, sieht man eine Art Theater mit einer Menge steinerner Sitzreihen, welche im Halbkreise übereinander sich erheben. Hier, wo von der Höhe des Janiculus das entzückte Auge über Rom und die benachbarten Gebirge schweift, pflegte Filippo Neri zu predigen und zu lehren, und an seinem Feste findet hier alljährlich zu Ende des Mai vor dem zahlreich versammelten Volke eine Predigt statt, um die Nachkommen zu erinnern an sein wohlthätiges und begeistertes Wirken.

Nachfolgende Päpste begünstigten und erweiterten die ursprüngliche Stiftung. Sie verliehen der Bruderschaft eine Kirche, welche im 17. Jahrhundert umgebaut ward, und neben welcher das Hospiz für die Pilger sich erhob, das namentlich durch Clemens XII. (Corsini, 1730—1740) bedeutend vergrößert ward. Die Einkünfte mehrten sich allmählig durch zahlreiche Geschenke und Lezтwillensverfügungen von Einheimischen und Fremden, und belaufen sich gegenwärtig auf 18,000 Scudi, wovon 2400 vom Staate beigesteuert werden. In den Jubeljahren ist freilich die Ausgabe sehr beträchtlich; in dem lezten von 1825 belief sie sich auf nahe an 65,000 Scudi. Die Bruderschaft selbst verwaltet das Oekonomische. Das Hospiz ist in zwei Theile getrennt, deren einer für die Männer, der andere für die Frauen bestimmt ist. In dem ersteren gibt es ein großes und ein kleines Refectorium, jenes für 400, dieses für 240 Personen; die großen Schlafsäle enthalten 144, die kleinen 80 Betten. Der den Frauen angewiesene Raum enthält 40 Betten und zwei Refectorien für 160 und 144 Individuen. Die Gesammtzahl der Betten im Hospiz beträgt 488, von denen viele für zwei Personen; die Refectorien können zu gleicher Zeit 944 Personen aufnehmen. Nach der Idee Clemens XII. sollte das Gebäude noch einmal so groß werden, als es gegenwärtig ist. Da während der Jubeljahre oft 6—7000 Pilger an einem Tage zugegen sind, so wird denen, welche das Hospiz nicht zu fassen im Stande ist, ein Unterkommen in den großen Klöstern bereitet, so in St. Apostoli, Araceli, bei den Dominikanern in Sta Maria sopra Minerva, bei den Theatinern in S. Andrea della Valle, bei den Jesuiten und Augustinern, bei den Minoriten und Benfratelli auf der Tiberinsel, und in den geräumigen und spärlich bewohnten Klöstern in Trastevere. In andern Jahren aber pflegt die Zahl der Pilger 400 nicht zu übersteigen. Die meisten kommen um Ostern, andere finden sich zum Frohnleichnams- und Petersfest, und zur Zeit der Wallfahrt nach Loreto ein. Dorthin ziehen jedes Jahr von Rom aus ganze Schaaren, die Männer meist zu Fuße, die Frauen auf Leiterwagen und Karren. Um in das Hospiz der Trinita aufgenommen zu werden, müssen die Pilger aus Orten kommen, die mindestens 60 Miglien von Rom entfernt sind, und überdieß mit einem Zeugniß über den Zweck ihrer Reise von Seiten des Bischofs oder Vikars versehen seyn. Das Jahr hindurch werden die Italiener einen Tag lang beherbergt, die Fremden zwei, die Portugiesen fünf. Diese erhalten, vermöge einer besondern Stiftung, beim Weggehen einen Zechin, die Böhmen einen Scudo. Während der heiligen Woche dürfen die Italiener drei Tage verweilen, die Fremden vier, die Portugiesen sieben. Die Tageszeit ist dem Besuche der Basiliken gewidmet; nach dem Ave Maria wird im Oratorium eine Predigt gehalten und der Rosenkranz gebetet, dann folgt die Fußwaschung, endlich das Nachtmahl.

(Schluß folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 16.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenz-Blatt. Nro. 16.

Sonnabend, 9. Juli 1842.

Oesterreich, Ungarn und Siebenbürgen.

[225] Bei J. J. Weber in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Oesterreich.

Historisch, statistisch und politisch.

Von

P. E. TURNBULL.

2 Bände.

Preis 4½ Thlr.

Ungarn

und

Siebenbürgen.

Historisch, statistisch und politisch.

Von

JOHN PAGET.

2 Bände. Preis 4½ Thlr.

[185] In Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

BESCHREIBUNG DER STADT ROM

von

E. PLATNER, C. BUNSEN, E. GERHARD, W. RÖSTELL und L. ULRICHS.

Mit Beiträgen von

B. G. Niebuhr und einer geognostischen Abhandlung von *F. Hoffmann*. Erläutert durch Pläne, Aufrisse und Ansichten von den Architekten *Knapp* und *Stier*, und begleitet von einem besondern Urkunden- und Inschriftenbuch von *Eduard Gerhard* und *Emiliano Sarti*.

gr. 8. 1829—1838. I.—III. Bd. 2te Abthl. (Text.) 31 fl. 45 kr. oder 19 Rthlr. 8 Gr.
1. und 2. Bilderheft hiezu mit 25 Blättern 21 fl. 36 kr. oder 12 Rthlr. 16 Gr.

Inhalt:

Erster Band. Allgemeiner Theil. Mit synchronistischen Tabellen. 1829. 6 fl. 45 kr. oder 4 Rthlr. 8 Gr.

Zweiter Band. Das vaticanische Gebiet und die vaticanischen Sammlungen. Zwei Abtheilungen. 10 fl. oder 6 Rthlr.

Dritter Band. Die sieben Hügel der Pincio, das Marsfeld und Trastevere. Erste Abtheilung. Capitol und Forum, Palatin, Aventin und Coelius nebst ihren Umgebungen. 1837. 7 fl. 30 kr. oder 4 Rthlr. 12 Gr.

Zweite Abtheilung. Die Foren, der Esquilin, Viminal, Quirinal und Pincius nebst ihren Umgebungen. 1838. 7 fl. 30 kr. oder 4 Rthlr. 12 Gr.

Zur Vollendung des Werkes bleibt nur noch übrig die Beschreibung des Marsfeldes, und damit des größten Theiles des neuen Roms, und die von Trastevere und vom Janiculus, wodurch die Beschreibung ihren im Vatican begonnenen Kreislauf vollendet. Diese dritte und letzte Abtheilung ist gegenwärtig unter der Presse und wird in möglichster Bälde ausgegeben werden.

Mit dieser Anzeige verbinden wir zugleich die vorläufige Nachricht, daß um allen Anforderungen zu genügen, gegenwärtig ein vollständiger Auszug aus obigem Werke durch die Herren Verfasser selbst vorbereitet und gleichfalls in unserm Verlag in entsprechendem Format erscheinen wird.

Stuttgart und Tübingen, Juni 1842.

J. G. Cotta'scher Verlag.

[186] **Bekanntmachung.**

Kunst-Verein in Triest.

Am **15. September** beginnt die dritte Ausstellung des hiesigen Kunstvereins, und dauert bis zum **2. November**; es werden alle Künstler des In- und Auslandes ergebenst eingeladen, durch Einsendung ihrer Werke daran Theil zu nehmen. Nähere Auskünfte ertheilen:

in Berlin: die HH. L. Sachse & Comp.;
„ Dresden: Hr. C. F. Weinberger;
„ Düsseldorf: Hr. Professor Wintergerst;
„ Florenz: Hr. Dr. Fabbris;
„ Mailand: Hr. Ritter M. v. Bisi und Hr. J. Cattaneo, Administrator und Cassier der k. k. Akademie der schönen Künste von Brera;
„ München: der verehrliche Verwaltungs-Ausschuß des Kunst-Vereins;
in Pesth: der verehrl. leitende Ausschuß des Kunstvereins;
„ Prag: die verehrl. Geschäftsführung der Gesellschaft patriotischer Kunstfreunde;
„ Rom: Hr. Rudolph Freytag, Via di Cappucini Nr. 31;
„ Venedig: Hr. Ritter v. Diedo; Secretär an der k. k. Akademie der schönen Künste;
„ Wien: der Hr. Kunsthändler Heinrich Friedrich Müller.

Triest, den 15. Mai 1842.

Die Direction des Kunst-Vereins.

Vierteljahrs-Schrift 1842. 3tes Heft.

[203] In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Das 3te Heft der deutschen

Vierteljahrs-Schrift

für 1842.

Juli—September.

Preis des Jahrgangs von 4 Heften 12 fl. oder 7 Rthlr. 8 Gr.

Inhalt:

Deutschland und die Donau. — Rheinschifffahrt und Rheinhandel. — Das Meer, sein Leuchten und seine Bewegungen. — Die Fortschritte des Beleuchtungswesens in der neuern Zeit. — Die Bedeutung der russischen Kirche für die Gegenwart. — Ueber das Ständewesen in Preußen. — Der Dom zu Köln und seine Architektur. — Die barmherzigen Schwestern der evangelischen Kirche. — Die Banken und der Handel Amerikas. — Kurze Notizen.

Stuttgart und Tübingen, Juli 1842.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[201] So eben erschienen und sind durch alle Musikhandlungen zu beziehen:

Premier Trio facile et brillant pour Piano, Violon et Violoncelle par C. G. Reissiger. Op. 164. 2 Rthlr.

Eine höchst empfehlungswerthe leicht auszuführende Composition!

Le Moine — Der Mönch de Meyerbeer, transcrit p. l. Piano par F. Liszt. 1 Rthlr.

12 Vocalizzi per Soprano da Quattrini. Livr. 1. 1 Rthlr. Beabsichtigt wie Bordoqui die höhere Ausbildung.

50 Solfegien für 2 Soprane vom Prof. Panseron. 4 Lief. à 1⅓ Rthlr.

Sind im Pariser Conservatorium eingeführt und von Auber, Cherubini, Halevy etc. auf's wärmste empfohlen!

Die zweite Auflage von

Meyerbeer's 24 Melodien oder Romanzen für eine Stimme mit deutschem und französischem Text. à 5—10 Sgr.

Berlin, *Schlesinger*'sche Buch- u. Musikhandlung.

---

[213] In **Carl Gerold's** Buchhandlung in Wien ist so eben erschienen und daselbst so wie in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Ueber

Bildung und Selbstbildung.

Von

M. Enk.

12. Wien 1842. In Umschlag broch. Preis 16 gGr.

So wie des Verfassers übrige Schriften dieser Art stellt sich auch diese die Aufgabe, den Leser in sein eigenes Inneres zurück zu führen, und ihn zum Nachdenken über sich selbst anzuregen.

---

[218] Bei **Johannes Müller** in Amsterdam ist erschienen:

Archief voor Geneeskunde. Onder medewerking van eenige Vaderlandsche Geleerden, uitgegeven door Dr. J. P. Heye. gr. 8. 1r Dl. 4 Stukken. 4 Rthlr. 4 Gr.
— — — — 2r Dl. 1. Stuk 20 Gr.

Boot, J. C. G., Notice s. l. Manuscrits trouvés à Herculanum. gr. 8. 12 Gr.

Cobet, C. G., Observatt. crit. in Platon. Comici reliq. 8 maj. 1 Rthlr. 12 Gr.

Fontes tres jur. civ. Rom. antiq. Legum XII tabb., legis Juliae et Papiae Poppaeae et edicti perpet. fragm. 8 maj. 20 Gr.

Greve, Fr. de, Oratio de Jona Dn. Meyero, Jurisconsulto de patria deque jurisprud. et nomoth. praecl. merito 8 maj. 12 Gr.

Heusde, Ph. G. v., de School van Polybius of Geschiedkunde van de 19. Leuw. gr. 8. 2 Rthlr.

Instituut, het, of Verslagen en Mededeelingen, uitgegeven door de vier Klassen van het Koninkl. Nederl. Instituut van Wetonschappen, Letteren en Schoone Kunsten over den Jare 1841. gr. 8. Nr. 1 et 2. 1 Rthlr. 8 Gr.

Lentz, L. C., Knospen. Christliche Gedichte. gr. 12. 16 Gr.

Muurling, G., Oratio de Wess. Gansfortii, Germ. theol., princip. atque virtut., etiamnunc proband. et sequend. 8 maj. 8 Gr.

van de Spiegel, L. P. J., Résumé des Negotiations, qui accompagnèrent la Révolution des Pays-Bas Autrichiens avec les pièces justificatives. gr. 8. 2 Rthlr. 20 Gr.

Thorbecke, J. R., Aanteekening op de Grondwet 2. Uitgave. gr. 8. 1. Dl. 2 Rthlr. 12 Gr.

Vrolik, G., ueber eine vollkommene Verwachsung d. Gelenke. Quer Fol. 20 Gr.

Vrolik, W., Recherches d'Anatomie comparée sur le Chimpansé. gr. Fol. 15 Rthlr. 4 Gr.

Wetboek van Koophandel, met Aanteekeningen van Mrs. C. D. Asser, W. E. J. Berg, M. H. Godefroi, J. W. Tydeman, en J. de Vries Jr. gr. 8. 1. Boek. 1 Rthlr. 8 Gr.

Wilde, A. de, Nederd.-Maleisch en Soend. Woordenboek. Benevens twee stukken tot oefening in het Soend., uitgegeven door T. Roorda. gr. 8. 2 Rthlr. 8 Gr.

Um die Einführung von Jaarsveldt's holländischer Sprachlehre zu erleichtern ist der frühere Preis von 1 Rthlr. 20 Gr. auf 20 Gr. herabgesetzt.

---

[197] Bei C. L. Fritzsche in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen ist zu haben:

ΑΡΡΙΑΝΟΣ. ΑΝΟΝΥΜΟΙ ΤΡΕΙΣ. ΑΓΑΘΗΜΕΡΟΣ. ΤΕΜΑΧΙΑ ΔΤΟ. Arriani periplus ponti Euxini. Anonymi periplus ponti Euxini, qui Arriano falso adscribitur. Anonymi periplus ponti Euxini et Moeotidis Paludis. Anonymi mensura ponti Euxini. Agathemeri hypotyposes geographiae. Fragmenta duo geographica. Graece et latine additis H. Dodwelli, F. Osanni aliorumque dissertationibus, atque Stuckii, Tennulii, Vossii, Gronovii, Hudsoni, Bastii, Köhleri, Gailii filii, Letronnii, tum integris tum selectis suisque notis edidit

S. F. Hoffmann, Dr. phil.

8 maj. broch. Preis 2 Thlr.

---

[216] Bei G. Bethge in Berlin ist erschienen:

Trendelenburg, Elementa logices Aristotelicae. 14 gGr.

Trendelenburg, Erläuterungen zu den Elementen der aristotelischen Logik. 16 gGr.

Trendelenburg, Logische Untersuchungen. 2 Bände. 3 Rthlr. 4 gGr.

Bonitz, Observationes criticae in Aristotelis libros metaphysicos. 18 gGr.

Breier, Die Philosophie des Anaxagoras von Klazomenä nach Aristoteles. 12 gGr.

Batke, Die menschliche Freiheit in ihrem Verhältniß zur Sünde und zur göttlichen Gnade wissenschaftlich dargestellt. 2 Rthlr. 16 gGr.

Des Aischylos Werke übersetzt von Dropsen. 1 Rthlr. 12 gGr.

---

[221] In der Balz'schen Buchhandlung zu Stuttgart ist so eben erschienen und kann durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

Die Heil-Quellen und Bäder zu Kissingen.

Ein Taschenbuch für Kurgäste.

Von

Dr. Fr. A. Walling,

Brunnenarzt.

Zweite verbesserte und vermehrte Ausgabe.

Mit einer Karte von Kissingen und der Umgebung.

Kl. 8. 24 Bogen Velinp. Preis 1 Rthlr. 8 Gr. = 2 fl.

---

[214] In Carl Gerold's Buchhandlung in Wien ist so eben erschienen und daselbst so wie in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Abhandlung über die Fideicommisse.

Nach dem

Oesterreichischen Gesetze

bearbeitet

von

Peter Erasmus Gspan,

k. k. Landrath.

Erster Band: Von dem Fideicommisse überhaupt.

Zweiter Band: Von den aus dem Fideicommiß-Institute hervorgehenden Rechtsverhältnissen.

gr. 8. Wien 1842. broch. Preis: 2 Rthlr. 8 gGr.

---

[209] **Neue Romane.**

Billigste Ausgaben.

Lese-Cirkeln, Leihbibliotheken und Freunden schönwissenschaftlicher Lektüre werden folgende, bei Gebr. Schumann in Leipzig, im Taschenformate von Schillers Werken so eben erschienene Romane empfohlen:

Tintomara.

Ereignisse kurz vor, bei und nach der Ermordung Gustavs des Dritten. Roman von C. J. L. Almquist. Aus dem Schwedischen.

Vollständig in 4 Theilen. 16. geh. Preis jedes Theils 6 Gr. oder 27 kr. rhein.

Gabriele Mimanso.

Der letzte Mordversuch gegen den König Ludwig Philipp von Frankreich, im August 1840. Roman von Almquist. Aus dem Schwedischen.

1r Thl. 16. geh. 6 Gr. oder 27 kr.

Hiermit wird eine „Bibliothek der neuesten und

besten schwedischen Romane" eröffnet, für welche namentlich ausgezeichnete Arbeiten von Almquist, Melkin, Palmblad, Dahlgrén, Sirten-Sparre, Kullberg, der Frauen v. Knorring, Flygarre-Carlen u. A. bestimmt sind. Nur die schon mehrfach und gut übersetzten Brehmer'schen Schriften bleiben vorerst ausgeschlossen. Die Uebertragungen werden durch in Schweden selbst lebende deutsche Gelehrte treu und vollständig besorgt. Der Preis ist so billig gestellt, daß hier jeder Roman nur etwa halb so viel kostet, als in andern deutschen Uebersetzungen. Etwa jeden Monat werden 2 Theile ausgegeben. Jeder Roman wird auch einzeln abgegeben.

Jack Brag.

Roman von Theodor Hook. Aus d. Engl. von A. Kaiser. Vollständig in 5 Thln. 16. geh. Preis jedes Theils 4 Gr. oder 18 kr.

Väter und Söhne.

Roman von Th. Hook. Aus d. Engl. von G. Fink. 1r Thl. 16. geh. 4 Gr. oder 18 kr.

Hook's geistreiche humorische Romane bilden längst in England eine Lieblingslektüre. Wir hielten es daher für eine dankenswerthe Aufgabe, eine vollständige Sammlung derselben in gelungenen deutschen Uebertragungen und zu sehr billigem Preise herauszugeben, die durch obige 6 Theile begonnen ist. Da auch bei J. Weber hier die Uebersetzung einer Auswahl von Hook's Romanen erscheint, so machen wir aufmerksam, daß unsere Preise weit billiger gestellt sind, wie denn z. B. Jack Brag bei Weber 1 Thlr. 8 Gr. netto, bei uns nur 20 Gr. kostet. — Etwa jeden Monat erscheinen 2 Thle. Zunächst folgt nun „Guilbert Gurney." — Jeder Roman ist auch einzeln zu haben. — Vorräthig in allen Buchhandlungen Deutschlands, der österreichischen Monarchie und der Schweiz.

---

[193] Durch alle Buchhandlungen ist von mir zu beziehen:

Leben und aus dem Leben merkwürdiger und erweckter Christen aus der protestantischen Kirche. Von Johann Arnold Kanne. Zweite Ausgabe. Zwei Theile. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

Ich habe dieses treffliche Werk aus dem Verlage von J. C. Dresch in Bamberg angekauft und, um demselben eine größere Verbreitung zu sichern, den Preis bedeutend ermäßigt.

Leipzig, im Juni 1842.

F. A. Brockhaus.

---

[217] Bei uns sind eben erschienen und auch in den übrigen Buchhandlungen zu erhalten:

Bericht des liter.-geselligen Vereins zu Stralsund über sein Bestehen während der Jahre 1839—1841. Nro. III. 7½ Sgr.
(Von Nro. I u. II ist noch eine kleine Anzahl vorräthig, Preis für beide zusammen 7½ Sgr.)

Zober, Dr. E., Zur Erinnerung an Dr. G. Mohnike. geh. 2½ Sgr.
(Besonderer Abdruck aus obigem 3ten Berichte.)

Droysen, C. F. W., Schultafelnbuch. 15 Sgr.

Freese, Dr. A. G. F., Schwedisch-deutsches Wörterbuch, mit Benutzung der Arbeiten mehrerer älteren und neueren Lexicographen und der jetzigen Orthographie gemäß, mit beständiger Rücksicht auf nordische Geschichte, Alterthumskunde und Mythologie, so wie auf Bergbau, Schifffahrtskunde und Naturgeschichte. Lex.-Format (28 B.) geh. 2 Rthlr. 15 Sgr.

Gerth, Dr. A., Grammatik der englischen Sprache, 1r Thl. Aussprache, nebst methodisch-geordneten Leseübungen und einem Wörterbuche. gr. 8. 26¼ Sgr.

Hannemann's Stralsunder Memorialbuch. Eine Vorlesung von Dr. E. Zober. geh. 5 Sgr.

Schütte, F., Repertorium der Militair-Literatur in den zwei letzten Decennien. Ein Handbuch, sachlich geordnet und zum Gebrauch für Militair-Bibliotheken und Offiziere deutscher Heere. geh. 25 Sgr.

Zober, Dr. E., Eine alte Stralsunder Chronik. Aus der unlängst aufgefundenen Pergamenthandschrift. Mit einem Facsimile. geh. 5 Sgr.

— — Probefahrt. Reiseerinnerungen. geh. 2½ Sgr.

— — Vor zwanzig Jahren. Jugenderinnerungen. geh. 3¾ Sgr.

Löffler'sche Buchhandlung (E. Hingst)
in Stralsund.

Andenken
an
Bartholomäus Fischenich.
Meist aus Briefen
Friedrichs von Schiller und Charlottens von Schiller.
Von
Dr. J. H. Hennes.
8. broch. Preis 1 fl. oder 16 Gr.

Diese dem Andenken eines bisher nur in engerm Kreise geliebten und geehrten Mannes gewidmete Schrift wird durch die hier zum ersten Mal gedruckten Briefe Schillers und seiner Gattin, die ihm Beide auf ihr Familienleben sich beziehende Mittheilungen der vertraulichsten Art machen, eine der anziehendsten von allen, die uns Beiträge zur Biographie des großen Dichters geliefert haben. Indem uns in das Innerste seiner häuslichen Verhältnisse ein Blick vergönnt wird, und wir hier sehen, wie sehr er geliebt wurde, tritt er mehr als durch irgend ein anderes Werk auch unserem Herzen näher. Vor Allem, was diese Schrift enthält, sind die darin mitgetheilten Briefe der Wittwe Schillers interessant und bedeutend. Neben der hohen Gestalt des Dichters sehen wir ein anderes, nicht minder edles und schönes Bild vor uns stehen, das Bild seiner Gattin, die wir, bei ihrem reichen und tiefen Gefühl und ihrer seelenvollen Innigkeit, als ihm geistig ebenbürtig kennen lernen. Man darf vielleicht von ihr behaupten, daß sie, ohne selbst je eine Ahnung davon gehabt zu haben, künftig durch ihre Briefe eine hohe Stelle in unserer Literatur einnehmen wird. Wenn die Briefe der Frau von Sevigné, auf die unsere Nachbarn als auf ein berühmtes Denkmal ihrer Literatur hinweisen, gleichsam inhaltleer sind, uns kalt lassen und nur der schönen Form wegen Gegenstand der Bewunderung sind: so werden die Briefe von Frau von Schiller, die durch die schöne Form und den edlen und reichen Gehalt zugleich anziehen, mit größerem Rechte in den Kreis der deutschen Literatur eintreten und als eine ihrer schönsten Zierden gelten.

Die Kölner Zeitung vom 14. März d. J. äußert sich über diese Schrift wie folgt: „Nicht allein über Fischenich erhalten wir hier manche authentische Nachricht, sondern auch über Schiller, in sehr interessanten, von ihm und seiner Gattin an Fischenich, den Freund gerichteten Briefen, welche viele Beziehungen des Herzens und des Privatlebens von Schiller besser aufschließen, als andere der Oeffentlichkeit von vorn herein bestimmte Mittheilungen. Schiller und Fischenich, beide gewinnen dadurch in ihrer menschlichen Würdigkeit ein nur noch höher hervortretendes Relief."

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

№ 164.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Montag, den 11. Juli 1842.

Borné dans sa nature, infini dans ses vœux,
L'homme est un dieu tombé qui se souvient des cieux.
Lamartine.

Excelsior.

Nach H. W. Longfellow

von F. Freiligrath.

(Ich habe wegen eines kleinen Vorworts um Entſchuldigung zu bitten. — H. W. L., Profeſſor der neuern Literaturen an der Univerſität Cambridge bei Boſton, gilt mit Recht für einen der ausgezeichnetſten jetzt lebenden nordamerikaniſchen Lyriker, und wird neben Bryant, Percival, Brooks, Norton, Mrs. Sigourney, Woodworth u. A. mit Achtung von ſeinen Landsleuten genannt. Für uns Deutſche iſt er beſonders wegen des regen Intereſſes merkwürdig, das er ſeit Jahren an unſern ſocialen und literariſchen Zuſtänden nimmt, und ſein Roman „Hyperion“ ſowohl, wie ſeine beiden Gedichtſammlungen „Voices of the Night“ und „Ballads and other Poems“ zeigen zur Genüge, wie innig er ſich mit Allem, was deutſches Leben und deutſche Literatur heißt, befreundet hat. Seine früheren Beſuche in Deutſchland, auf denen er namentlich in Göttingen und Heidelberg längere Zeit verweilte, ſind ihm dabei vortrefflich zu Statten gekommen, und es ſteht zu hoffen, daß ſeine abermalige Anweſenheit unter uns (er hält ſich augenblicklich zu Marienberg bei Boppard am Rhein auf) ähnliche, für uns wie für unſern Gaſt gleich ehrenvolle Reſultate nach ſich ziehen werde. Einige ſeiner Ueberſetzungen nach Uhland, Wilhelm Müller u. A. ſind ganz reizend und dem Gelungenſten beizuzählen, was wir in der Art von Engländern und Amerikanern beſitzen. Eine Nachbildung von G. Pfizers Gedicht: „Der Junggeſell“ (unter der veränderten Ueberſchrift: „the two Locks of hair“) iſt zu trefflich, als daß ich der Verſuchung widerſtehen könnte, ſie zum Belege meines Lobes hier abdrucken zu laſſen.

The two Locks of hair.

A youth, light-hearted and content,
I wander through the world;
Here, Arab-like, is pitched my tent
And straight again is furled.

Yet oft I dream, that once a wife
Close in my heart was locked,
And in the sweet repose of life
A blessed child I rocked.

I wake! Away that dream, — away!
Too long did it remain!
So long, that both by night and day
It ever comes again.

The end lies ever in my thought;
To a grave so cold and deep
The mother beautiful was brought;
Then dropt the child asleep.

But now the dream is wholly o'er,
I bathe mine eyes and see;
And wander through the world once more,
A youth so light and free.

Two locks, — and they are wondrous fair, —
Left me that vision mild;
The brown is from the mother's hair,
The blond is from the child.

And when I see that lock of gold,
Pale grows the evening-red;
And when the dark lock I behold,
I wish that I were dead.

Uebrigens bin ich nicht der Erſte, der den Dichter durch die Ueberſetzung eines Liedes bei uns einführt: ſchon vor zwei Jahren theilten die Blätter zur Kunde der Literatur des Auslandes (bei Gelegenheit der Beſprechung einer Anthologie aus nordamerikaniſchen Dichtern) eine Verdeutſchung ſeiner Ballade „The Indian Hunter“ mit, die freilich in der Form ein wenig ſchlotterig war.

St. Goar am Rhein, 30. Juni 1842.

F. F.)

Excelsior.

Die Nacht ſank auf der Alpen Joch,
Da zog durch's Dorf ein Jüngling noch;
Der trug ein Banner in der Hand,
Auf dem der fremde Wahlſpruch ſtand:
Excelsior!

Trüb ſeine Stirn, ſein Aug' ein Schwert,
Das blitzend aus der Scheide fährt;
Wie klingend Erz melodiſch tief
Der Stimme Ton, mit der er rief:
Excelsior!

Rings in den ſtillen Hütten glomm
Der Schein des Herdes traut und fromm;
Geſpenſtiſch reckten ſich im Kreis
Die Gletſcher — doch er ſeufzte leis:
Excelsior!

Der alte Dörfner ſprach: „O laß!
Eng und gefährlich iſt der Paß!
Schwarz droht der Sturm, der Gießbach ſchwoll!“
Als Antwort klang es, tief und voll:
Excelsior!

Das Mädchen ſprach: „Bleib', müder Gaſt!
In meinen Armen halte Raſt!“
Sein blaues Auge ſtrahlte feucht,
Doch wieder ſang er, ungebeugt:
Excelsior!

„Weich' aus der dürren Kiefer Fall!
Flieh' der Lawine zorn'gen Ball!“
Dieß war des Landmanns letztes Wort;
Hoch in den Bergen klang es fort:
Excelsior!

Frühmorgens, als zum Herrn um Kraft
Flehte Sanct Bernhards Brüderſchaft,
Da tönte, wie aus tiefer Gruft:
Ein Rufen durch die bange Luft:
Excelsior!

Und, ſpürend, unter'm Schnee zur Stund'
Fand einen Wandersmann der Hund;
Noch hielt er in der eiſ'gen Hand
Das Banner, drauf der Wahlſpruch ſtand:
Excelsior!

Dort, in des Zwielichts kaltem Weh'n,
Dort lag er, leblos, aber ſchön;
Herab vom Himmel, klar und fern,
Fiel eine Stimme, wie ein Stern:
Excelsior!

Maske.

(Fortſetzung.)

Der Mann, welcher dieſes ſagte, trug eine Perrücke, falſche Zähne, war geſchminkt und ſein Geſicht konnte einem ungereisten Kleinſtädter vollkommen die Idee einer Mumie geben; aber keiner der Männer fand dieſe Worte in ſeinem Munde lächerlich. — Das iſt der ungeheure Vortheil der Männer, daß ſie nie alt werden. Frauen gelten in der Welt, in der Geſellſchaft nur ſo lange ſie jung und ſchön ſind. — Ich möchte die Frauen mit Blumen, die Männer mit Früchten vergleichen, die ſelbſt getrocknet noch einen Werth haben und noch Käufer

finden; eine welke Blume hat aber nur für den Werth der sie blühen sah — jung und schön.

Mitten in diese Männercoterie stürzte Resi, Almas Kammerfrau, todtenbleich herein. „Um Gottes willen Durchlaucht, kommen Sie, der junge Herr liegt in Krampfen!“ Der Fürst sprang auf, er fühlte sein Podagra nicht mehr und eilte weg. Droben kniete die bleiche Alma verzweiflungsvoll am Lager ihres Kindes. Die Aerzte kamen, flößten ihm allerlei Mittel ein und der Kleine fiel bald in Schlaf, der zwar unruhig genug war, aber für Alma dennoch ein Trost. — Sie hielt sein Händchen umfaßt mit ihren beiden Händen; es war heiß und heftig schlug der Puls. Thräne um Thräne fiel langsam von ihren Wangen herab auf die Decke des Kleinen; in der Ecke war die Fürstenkrone gestickt, da fielen die Thränen mitten darauf.

Der Fürst empfand nun, da die erste Aufregung vorüber war, seine Gichtschmerzen wieder. Alma beschwor ihn, sich zur Ruhe zu begeben, und er erfüllte ihre Bitte, da er ohnehin nicht wußte, was er hier thun sollte. In seinen Zimmern fand er Niemand mehr, alle seine Bekannte waren fortgestürzt, um erzählen zu können, daß das fürstliche Kind den folgenden Tag nicht erleben werde.

Allein stand Alma nun am Bette ihres Lieblings. Die Aerzte waren fortgegangen zu andern Kranken; Alles war still, sie horchte den schnellen Athemzügen des kleinen Kranken, da öffnete sich leise die Thüre und herein trat Botho. Alma fuhr zusammen, deutete auf das schlummernde Kind und schwieg. — Leise flüsterte er: „Verzeihung, Fürstin, aber ich hörte die Schreckensnachricht und vermochte nicht Ihnen fern zu bleiben. Ihre Leute sind alle unten beim Fürsten versammelt, den ich laut stöhnen hörte vor Schmerzen. Gebieten Sie über mich, erlauben Sie mir etwas für Sie, für das Kind zu thun.“

Gerührt reichte ihm Alma die Hand über das Bett ihres Kindes: „Mir kann Niemand helfen, als Gott!“ Heißer, schneller fielen ihre Thränen. — „Haben Sie keine Freundin, die ich zu Ihnen holen könnte, deren Gegenwart Ihnen ein Trost wäre?“ — „Niemand, ich passe nicht mehr zu unsern Damen, seitdem dieses lebt.“ Und dabei wies sie auf ihr Kind. — „Erlauben Sie mir, hier neben zu warten, bis es besser geht, bis die Aerzte wieder kommen, ich kann es zu Hause nicht aushalten.“ — „Bleiben Sie, wo Sie wollen.“ — Und er ging in das Nebenzimmer, wo es dunkel war, ließ die Thüre offen und sezte sich so, daß er Alma sehen konnte, sie und das Bett des Kindes; aber sie hatte bald seine Gegenwart vergessen.

Erst spät ging Botho weg, um den folgenden Tag in aller Frühe wieder zu kommen; man sagte ihm, es gehe besser mit dem Kinde. Auf sein dringendes Bitten ließ ihn Alma herein. Der Kleine war eben erwacht und blickte mit trüben, entzündeten Augen um sich. Als er die Mutter gewahrte, streckte er ihr die Arme entgegen. Sie küßte ihn zwar und liebkoste ihn, aber sie nahm ihn nicht auf den Arm, was er gewohnt war; da fing er an zu weinen. Botho trat hinzu, und es gelang ihm, den Kleinen zu zerstreuen, ihn endlich sogar zum Lächeln zu bringen. Da lächelte auch Alma durch Thränen, ihr schönes Gesicht drückte den Wiederschein der Freude ihres Kindes aus. — Dankbar blickte sie Botho an. Dieser freundliche, innige Blick erinnerte ihn an ihre Augen unter der Maske; damals hatten sie ihn auch so bezaubernd angeblickt — und dennoch, welch ein Unterschied zwischen damals und jezt! Jezt verlieh nur die Mutterliebe ihren Augen Freundlichkeit für ihn — und einst galt ihm selbst dieser glänzende, feuchte Blick, und kein Dritter stand dazwischen.

Einige Tage schwebte das Kind in der höchsten Gefahr. Botho war immer da; war es ihm nicht erlaubt, oben zu bleiben, so ging er herunter zum Fürsten, der ihn mit Freuden empfing, obgleich er wenig sprach und nur immer nach der Thüre blickte, ob keine Botschaft komme, die ihn zu Alma rufe. Wenn er nur Besuch hatte, war der Fürst schon zufrieden; nur nicht allein! allein seyn dünkte ihm das ärgste Unglück der Welt. Am Morgen des vierten Tages erklärten die Aerzte, im Befinden des Kindes sey eine Besserung eingetreten. Botho ging auf diese Nachricht ein wenig hinaus, um frische Luft zu schöpfen. Als er zurückkam, sagte ihm der Portier, der kleine Edmund sei gleich nach der Entfernung des Grafen neuerdings von Krämpfen befallen worden und vor einer halben Stunde gestorben.

„Todt!“ rief Botho entsetzt; dann flog er wie ein Pfeil die Treppe hinauf, durch alle Zimmer; im lezten saß Alma neben der Leiche ihres Kindes — bleich, thränenlos, ruhig. Sie streckte ihrem jungen Freunde mit mildem Ausdruck ihre kalte Hand entgegen, die er weinend erfaßte.

„Stille!“ sagte sie, „hier ist ein heiliger Ort, ein Engel schwebt über uns.“ — Von Zeit zu Zeit küßte sie die weiße Stirne ihres Lieblings, der lächelnd, verklärt vor der Mutter lag. Botho hatte sich an die andere Seite des Bettes gesezt, und so verfloß in schmerzlich frommem Schweigen die Zeit, von der die beiden Lebenden nicht wußten, wie lange sie gewährt, so wenig wie das todte Kind.

Leise öffnete sich die Thüre und Resi streckte ihr bleiches Gesicht herein; sie winkte dem aufblickenden Botho. Als er in das andere Zimmer gekommen und die Thüre hinter sich geschlossen, brach das Mädchen in Thränen aus: „Ein neues Unglück, Herr Graf!

durch die unvorsichtigen Bedienten hat der Fürst die Todesnachricht ganz unvorbereitet erfahren, und vor Schrecken hat ihn der Schlag gerührt."

Botho eilte zum Fürsten; dort lief Alles in Verwirrung durcheinander; er war auf einer Seite gelähmt und hatte die Sprache verloren.

Abends ging Botho noch einmal hinauf zur Fürstin. Er fand sie, wie er sie verlassen hatte, ruhig, am Bette ihres Kindes. Sie bat ihn jezt, schonend den Fürsten mit dem Todesfall bekannt zu machen. — „Es ist geschehen, und jezt bitte ich Sie, sich zur Ruhe zu begeben, ich werde die Nacht hier bleiben." — Ohne Widerrede erhob sie sich, und nachdem sie ihr gestorbenes Glück noch einmal sanft geküßt, ging sie in ihr Schlafzimmer. Was sie diese erste Nacht empfunden, wissen nur die, denen so liebes Einziges gestorben.

Botho ging von Zeit zu Zeit, um nach dem Fürsten zu sehen, der die Besinnung wieder erlangt hatte, aber nicht die Sprache. Es erschütterte ihn tief, als er ihm die gesunde Hand reichte zum Zeichen des Dankes und dabei traurig mit dem Kopf schüttelte. Er war auch beklagenswerth; sein Kind hatte er geliebt, so sehr, wie es ihm überhaupt möglich war, ein Wesen zu lieben. Dieses Kind war die Freude seines Alters, die Hoffnung seines Herzens. Er war schon einmal vermählt gewesen, aber ohne Erben aus dieser Verbindung zu erhalten; nach dem Tode seiner Frau hatte er sich mit der schönen jungen Alma vermählt. Welche Freude, welches Glück bei Edmunds Geburt! Er war der lezte seines Stammes und sah in dem lieblichen Knaben sein altes stolzes Geschlecht wieder aufblühen.

(Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, Juni.

(Schluß.)

Das Hospiz der Trinita. — Mgr. Morichini.

Wie der Papst am Donnerstag in der h. Woche die Fußwaschung und Speisung in der Peterskirche an zwölf Pilgern vollzieht, so widmen im Hospiz der Trinita Personen aus den vornehmsten römischen Familien, so wie fremde Katholiken, sich diesem frommen Geschäfte, und man sieht die ersten Damen der Stadt an den armen Pilgerinnen diese Liebesdienste verrichten. An langen Tischen sizen die Pilger, Leute von verschiedenen Nationen und verschiedenem Aussehen, in allen Trachten, in Pilgermänteln mit Muscheln wie in ihren Landeskostümen, alle Mundarten Italiens redend und nicht wenige fremde Sprachen. Auch Akatholiken werden in das Hospiz aufgenommen, wenn die Absicht, zur katholischen Kirche überzutreten, sie nach Rom führt. Fünf Priester sind dem Institut zur Leitung der Andachtsübungen beigegeben. Nicht blos für die Pilgrime aber ist dies Hospiz bestimmt: es nimmt die Convalescenten auf, welche die Spitäler verlassen, aber noch nicht Kraft genug haben, ihre gewöhnliche Lebensweise wieder zu beginnen. Die meisten finden sich gegen den Anfang des Herbstes, wenn die römischen Spitäler mit Fieberkranken gefüllt sind; die Zahl der Männer steigt dann bisweilen auf 120, die der Frauen auf 60, zu Zeiten aber sinkt sie bei den einen wie bei den andern auch wohl auf ein Dugend herab. Die Zeit des Verweilens richtet sich nach den Umständen. Für ärztliche Pflege und passende Kost ist gesorgt; den Armen, denen es an Kleidung mangelt, wird solche auf Kosten der Stiftung gereicht. Gegen den Wechsel des Aufenthalts bei kaum erst Genesenen (die beiden großen Spitäler von Sto. Spirito und vom Lateran haben eigene Wagen zum Transport derselben) und namentlich gegen den Wechsel in der ärztlichen Behandlung haben sich manche Stimmen erhoben. Früher brachte man auch kranke Soldaten in das Hospiz der Trinita; jezt bleiben diese aber in dem neuen Militärspital bis zu ihrer völligen Wiederherstellung.

Neben dieser großen Anstalt gibt es in Rom verschiedene kleinere für denselben Zweck. Für fremde Priester, die hieher pilgern, besteht seit der Zeit Pius II. ein Hospiz mit sechs Betten, wo sie acht Tage verweilen können, und welches im lezten Jubeljahr 175 aufnahm. Eine Menge kleiner Institute, welche im Mittelalter entstanden und wobei einzelne Nationen, Städte, Gewerbe berücksichtigt waren, sind im Laufe der Zeit untergegangen; mit den Nationalkirchen waren mehrere derselben verbunden, aber man zieht es jezt meist vor, Unterstüzungen zu reichen, welche es den Fremden möglich machen, einige Tage in Rom zu verweilen. Das Hospiz von Sta. Galla, welches von der Familie Odescalchi gestiftet worden, dient zur Nachtzeit einer großen Menge Bedürftiger als Zufluchtsort, darunter auch solchen, die aus der Trinita bereits entlassen worden sind, aber, wenn Fremde, noch nicht in ihre Heimath zurückkehren können. — Von sonstigen Wohlthätigkeitsanstalten Roms zu reden, ist hier nicht der Ort, da sie in eine verschiedene Kategorie gehören. Wie die Hauptstadt der Christenheit sich von jeher durch die Menge und Großartigkeit ihrer milden Stiftungen ausgezeichnet hat, so wird auch neuerdings von vielen Seiten her der Mehrung und namentlich der Vervollkommnung derselben große Sorgfalt und Aufmerksamkeit zu Theil, und es bietet sich mir vielleicht bald Gelegenheit dar, solcher löblichen Bemühungen zu gedenken. Unterdessen kann man nächstens einem ausführlichen Werke über die Wohlthätigkeitsanstalten, das Elementarunterrichtswesen und die Gefängnisse entgegensehen: es ist von einem der wackersten jüngern Prälaten, Monsignor Morichini, von welchem schon vor einigen Jahren ein Buch über diesen Gegenstand erschien, das in Deutschland und Frankreich durch Bearbeitungen bekannt geworden ist. Mehrere Jahre lang Director des großen Hospiziums von S. Michele, hat er Gelegenheit gehabt, sich von allem Detail Kenntniß zu verschaffen, und er hat fortgefahren, diesen Studien und Untersuchungen seine Muße zu widmen, auch nachdem er seinem frühern Wirkungskreise (in welchem er, unter der obern administrativen Leitung des thätigen Cardinals Tosti, der selbst über das genannte Hospiz geschrieben hat, allgemeines Lob erntete) entzogen und in die richterliche Laufbahn eingeführt worden ist.

Beilage: Literaturblatt Nr. 71.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 165.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Dienſtag, den 12. Juli 1842.

Grands écumeurs des bourbiers d'Hélicon,
Qui sur leur plume ont fondé leur cuisine.
Voltaire.

Der Zuſtand und Verfall des franzöſiſchen Theaters.

II.

Eine Hauptgeißel der dramatiſchen Kunſt in Paris, außer der Politik, iſt die leidige Theaterkritik, die im Ganzen unter aller Kritik und in ihrer flachen Bedeutungsloſigkeit ſo tief geſunken iſt, daß Form und Inhalt beinahe gleich leer geworden. Dieſer Schauſpieler iſt unvergleichlich, jener unausſtehlich; in dieſem Stück kommt man außer ſich vor Bewunderung, in jenem vor Verdruß. Ob der Dichter ſeinen Stoff gerade oder ſchief aufgefaßt, ob der Dialog ſchlagend oder ſchleppend, ob der Gang des Stücks klar oder verworren, wahrſcheinlich oder unmöglich, ob die Handlung ſinnig oder ſinnlos durchgeführt, ob die Situation natürlich oder gezwungen, ob die Charaktere tüchtig oder ſchwach gezeichnet — auf Alles das geht die Pariſer Feuilletonskritik weiter nicht ein. Das Stück iſt vortrefflich oder erbärmlich, aus keinem andern Grunde, als weil ich, wohlbeſtellter Theaterkritiker, es ſage, weil es mich amuſirt oder ennuyirt hat, und damit Punktum. Zu dieſer kritiſchen Species der beſchränkteſten Art kommen noch zwei andere Gattungen, die eine vom Schul-, Sekten- und Parteihaß eingegeben, die andere von zufälligen Launen und perſönlichen Verhältniſſen diktirt. Die Heftigkeit des Streits zwiſchen der claſſiſchen und romantiſchen Schule hat zwar bedeutend nachgelaſſen, ja faſt ganz aufgehört, ſeitdem der Claſſizismus mit Karl X. zugleich ausgetrieben worden und der Romantismus unbeſtritten zur Herrſchaft gelangt iſt; nur hie und da vernimmt man noch einige ſchwache Nachklänge vom höhniſchen Spottgelächter der Romantiker und dem fürchterlichen Zetergeſchrei der Claſſiker. Die Julirevolution hat ſehr viele talentvolle junge Männer, die rüſtigſten Vorkämpfer des Romantismus, der Literatur und Poeſie entfremdet und dem Staatsdienſt und der Politik zugeführt. Victor Hugo ſtrebt nach der Pairie, Lamartine nach einem Miniſterportefeuille, Alexander Dumas nach einem Sitz in der Akademie, Viter und Mérimée ſind Staatsräthe geworden, Sainte-Beuve hält Vorleſungen, Béranger ſchweigt, der Jambenſchleuderer Barbier iſt verſtummt, Méry beſingt jezt das Schachſpiel und Barthélemy Krankheiten anſtatt der Nemeſis. Die größten Heroen des Claſſizismus, welche mit dem wüthendſten Grimm gegen die neue Schule geſchrieben und am eifrigſten pro aris et focis gekämpft, ſind ebenfalls vom literariſchen Kampfplatz abgetreten und tröſten ſich theils jenſeits in einer beſſern Welt mit der ariſtoteliſchen Poetik, theils dieſſeits im „ſchönſten Reich nach dem Himmelreich" — ſo nennt Hugo Grotius Frankreich — mit einträglichen Ehrenſtellen.

Vaour-Lormian, Alexander Duval, Arnault haben den Geiſt aufgegeben, obſchon einige behaupten wollen, daß ſie nie welchen gehabt; Joup, Etienne, Viennet ſind zur Pairie erhoben worden.

So hat die Julirevolution die Literatur überhaupt, und die Theaterkritik insbeſondere der beſten Streitkräfte, der hitzigſten Brauſeköpfe beraubt; und ein ſo wahrhaft tragikomiſches Wort, wie das von Henry Hoffmann, welcher von Schiller ſagte: ein Menſch, der eine ſo ſchlechte Tragödie habe ſchreiben können, wie die Jungfrau von Orleans, verdiene auf öffentlichem Markte ausgepeitſcht zu werden — ein ſo grauſam lächerliches Wort wird wohl nicht wieder in einer Theaterkritik erklingen; denn Jules Janin, der jezt das Hoffmannſche Scepter im Journal des Debats führt, iſt zwar ein ethiſch wie äſthetiſch geſinnungs- und grundſaßloſer Menſch, gänzlich unfähig zu einer guten That aus Ueberzeugung, aber eben wegen des Mangels an allem Fanatismus auch eben ſo wenig aufgelegt, einen literariſchen Ketzerprozeß anhängig zu machen oder einen dramatiſchen Juſtizmord zu begehen. Er iſt höchſtens zu gebrauchen, um eine rhetoriſche Anklageakte aufzuſetzen gegen Dramen, Vaudevilles oder Memoiren, welche die Freunde der bezahlenden Meinung durchhecheln. Jules Janin iſt der Schöpfer einer eigenen dramaturgiſchen Manier, die man den Janinismus oder den kritiſchen Dandysmus nennen kann. Man weiß, was ein Dandy iſt: ein hübſcher junger Mann, der weder Gehirn im Kopfe, noch irgend ein Gefühl im Herzen, dafür aber Renten, hübſche Kleider, das Band der Ehrenlegion, Pferde, Schulden, Hunde und Maitreſſen hat. Ein kritiſcher Dandy iſt ein noch unausſtehlicheres Geſchöpf. Wir halten übrigens J. Janin juſt nicht für einen ſolchen. Er iſt ein Mann von Geiſt und Witz und ſolider Bildung; er verſteht Latein und Griechiſch, er beſizt einen großen Reichthum guter Einfälle und ein nicht unbedeutendes intellektuelles Vermögen, das er leider wie ein Verſchwender in kleiner Münze aus dem Fenſter wirft, zur Unterhaltung der ehrenwerthen Abonnenten ſeines Journals, der tiefdenkenden Bankiers, der ſcharfſinnigen Notare, der vielſeitig gebildeten Fabrikanten, mit einem Wort, des hochgelehrten Geld- und Börſenpublikums, für welches Janin ein geiſtiger Nährvater, ein wahres Tiſchchen deck' dich iſt. J. Janin verſteht aus Nichts etwas, ſelbſt viel zu machen, die ſchwerſte Kunſt, wie die gewöhnlichſte des menſchlichen Lebens, vom Bettler bis zum Thronbeſitzer hinauf. Ohne alles gelehrte Rüſtzeug, ohne einen einzigen philoſophiſchen Gedanken, ſchreibt er nun ſchon ſeit Jahren, macht in einem fort Variationen über kleine Themata, die alle daſſelbe, aber daſſelbe immer etwas anders ſagen, und iſt immer neu, immer für ſeine Leſer unterhaltend. Er kennt kein anderes äſthetiſches Geſetz, als: Verſuche das müßige Publikum zu amuſiren. Bisweilen hat Janin Augenblicke, wo ihn dieſes ſchmähliche Axiom gereut, wo ihn die Gunſt ſeines frivolen Publikums, deſſen verzogenes Kind er iſt, ſchwer drückt, wo er ſich vor ſich ſelbſt ſchämt, daß er auf dem Gebiete der Bühnenkritik dieſelbe Funktion übernommen, welche Tänzer und Tänzerinnen an den königlichen Operntheatern verſehen, daß er eine Art Page, Hofnarr, Affe, Papagei, Spielzeug und Modegegenſtand der heutigen bürgerlichen Ariſtokratie iſt, daß er Livree trägt. Aber es geht ihm, wie vielen geiſtreichen, ſelbſt genialen Autoren, die leider nur Talent, aber gar keinen Charakter, keinen ſittlichen Halt haben; er iſt nicht ſchlecht, wie einige andere namhafte franzöſiſche Literaten, die ſich um ein Spottgeld dem Teufel verſchreiben; aber der Augenblick herrſcht über ihn, das Bedürfniß des Augenblicks. Erſt handelt er, den Tag darauf reflektirt er über das, was er gethan. Er hat ſich ſchon mehrmals vorgenommen und den Vorſatz ausgeſprochen, den bisherigen Weg zu verlaſſen, eine neue Laufbahn zu beginnen, ein neuer Menſch, ein ernſthafter, geſezter Mann zu werden und Würdiges für Würdige zu produziren. Er hat ſogar den Anfang zur Ausführung dieſes Vorhabens gemacht, Bediente, Pferde und einiges andere, deſſen Unterhaltung eben ſo hoch zu ſtehen kommt, abgeſchafft, ja in der lezten Zeit eine reiche Partie gemacht und ſich in den heiligen Eheſtand begeben, um alle Hemmungen zu beſeitigen und völlige Freiheit zu erringen.

(Fortſetzung folgt.)

Maske.

(Fortſetzung.)

Gegen Morgen fand Botho die am Abend noch ſo ſchönen Züge der kleinen Leiche verändert. Ihm bangte, daß die Mutter es ſo wieder ſehen ſollte. Er ließ ſie um eine Unterredung in ihrem Zimmer bitten. Da ſagte er ihr denn zuerſt vom Anfall des Fürſten. Sie vernahm die Nachricht mit Ruhe und Faſſung, wie ſie den Tod ihres Kindes ertragen — und darnach konnte ſie nichts mehr erſchüttern. Der Graf bat ſie, hinab zu ihrem Gemahl zu gehen, dem ihr Anblick ein Troſt ſeyn werde. — „Ja," ſagte ſie, „aber erſt noch einmal zu ihm." — „Nein, Fürſtin, gehen Sie nicht mehr hin; er ſieht verändert aus, dort hat der Tod ſein Siegel aufgedrückt; laſſen Sie ſich das liebliche Bild nicht verwiſchen in der Erinnerung!" — Auch darein willigte ſie. Botho reichte ihr den Arm, um ſie hinab zu führen; aber an der

Thüre brach ſie in Thränen aus, die erſten ſeit ihrem Unglück. Sie bat Archenfels, ſie allein zu ihrem Gemahl gehen zu laſſen. Er wagte nicht ihr zu widerſprechen; ſie ſah ſo ruhig, ſo gefaßt aus, obgleich Ströme von Thränen über ihre bleichen Wangen rannen; ſie kam ihm vor, wie das ſchöne Bild der mater dolorosa; ſie ſah viel älter aus als geſtern noch. Der Schmerz reift ſchneller als die Jahre.

Der Graf beſorgte die Beerdigung. Allen im Hauſe ertheilte er Befehle, und für Alma war er in jener Zeit ein Troſt, ein Freund, ein Bruder. Von nun an brachte er ſeine ganze Zeit bei dem Fürſten zu, den jezt ſeine Bekannten viel weniger beſuchten. Er konnte ja nicht einmal mehr mit ihnen ſprechen. Anatole durfte Alma nach einiger Zeit wieder beſuchen. Der Knabe war ihr eine liebe Geſellſchaft; ſie konnte bei ihm traurig ſeyn, weinen, brauchte nicht zu ſprechen, und nichts iſt ſchrecklicher für einen Unglücklichen als Zwang, ſey es auch nur der der geſellſchaftlichen Artigkeit. Im Anfang hatte ſich die troſtloſe Mutter in ihrem Zimmer verſchloſſen gehalten, Niemanden zu ſich gelaſſen; auch ihren Gemahl hatte ſie da nur wenig geſehen; er war ihr kein Troſt, er war ihr nichts, das empfand ſie jezt deutlich in ihrem Unglück. Bald durfte ihr Anatole auch wieder vorſpielen, und Mendelsſohns Lieder ohne Worte waren die erſte Muſik, die ſie wieder vernahm; Abends kam ſie herunter zum Fürſten. Die einſylbige Unterhaltung brachte Botho auf den Gedanken, vorzuleſen. Da der Fürſt nicht ſprechen konnte, Alma zu traurig und niedergeſchlagen dazu war, ſo war dieß wohl das Beſte. Die Beiden waren es dankbar zufrieden, und ſo las er denn jeden Abend bis eilf Uhr, einen Tag wie den andern. Die Bücher dafür auszuwählen, war den Tag über ſeine liebſte Beſchäftigung; ſie waren natürlich mehr für Almas Geſchmack, als für den des Fürſten berechnet, der aber dennoch erfreut darüber war und mit Intereſſe zuhörte.

Anfangs vernahm oft Alma nicht die Hälfte von dem, was der Graf las; ihre Gedanken weilten in der fernen Gruft ihres Kindes. Aber es that ihr wohl, nicht reden, nicht antworten zu müſſen. Hinter einem großen Lichtſchirme, denn ihre armen Augen waren vom Weinen entzündet, ſaß ſie in einem Armſtuhl und konnte bei Bothos klangvoller Stimme träumen und ihrem Schmerz nachhängen, wie bei einer ſanften Muſik. Nach und nach wurde ihre Aufmerkſamkeit mehr gefeſſelt von dem, was er vortrug, und nach einiger Zeit fragte ſie ſogar zuweilen etwas über das Vorgeleſene oder machte eine Bemerkung dazwiſchen. Sie bereitete dem armen Botho dadurch eine Wonne, von welcher ſie keine Ahnung hatte. Die Literatur kannte ſie im Ganzen ſehr wenig, wie faſt alle jungen Damen aus öſterreichiſchen adeligen Familien, wie denn die deutſche Sprache ſelbſt ihnen faſt nur zufällig bekannt iſt. Nur fremde Sprachen, vor Allem Franzöſiſch, werden getrieben, nur Muſik und dergleichen geſellſchaftliche Talente werden ausgebildet. Man ſpricht nicht über Literatur in der Wiener Geſellſchaft; alſo bleibt dieſer Zweig der Ausbildung für die Kinder unbenüzt; man unterrichtet ſie nur in dem, womit ſie ſich produziren können.

In der Welt begriff man nicht die Lebensweiſe im Lauenſteinſchen Hauſe; da ſie ſich aber dieſelbe durchaus erklären wollte, ſo behauptete ſie und nahm bald als ausgemacht an, Graf Archenfels ſey der Liebhaber der Fürſtin Alma. Er hörte davon, denn man genirte ſich nicht, vor ihm darüber zu ſprechen; im Gegentheil, man hielt es für recht ſchmeichelhaft für ihn, daß er die Eroberung einer ſo ſchönen Frau gemacht. Von dieſem Augenblicke an nahm er ſich vor, die Fürſtin nie mehr in ihrem Zimmer zu beſuchen und ſie nur bei ihrem Gemahl zu ſehen, wo ſie ja ſelbſt alle Abende zubrachte. Bisher war er gewöhnlich Morgens ein wenig zu ihr gegangen und dieß war ihm die liebſte Stunde des Tages geweſen; aber er wollte dieſes Opfer ihrem Rufe bringen, und glaubte dadurch jenes Gerücht verſtummen zu machen. Es war ein frommer Glaube; eine Verleumdung nimmt die Welt nie zurück. So leicht es iſt, Lob in Tadel zu verwandeln, den Tadel in Lob — nimmermehr, ſo wenig der Strom zurückfließt, die Ermordeten wieder lebendig werden.

Alma empfand es ſchmerzlich, daß Botho ſich nicht mehr alle Morgen nach ihrem Befinden erkundigte; Anatole kam nach wie vor, und oft fragte ſie den Knaben: „Wo iſt der Graf? warum kommt er nicht mit?“ aber immer erhielt ſie dieſelbe Antwort: „Er hat Geſchäfte.“ Sie wurde es müde und fragte gar nicht mehr, aber ſie vermißte ihn. Sie hatte ſo gern über die Lektüre des vergangenen Abends mit ihm geſprochen, ihre Anſichten darüber mit den ſeinigen ausgetauſcht. Da ſie ihn nun nicht mehr allein ſah, begann ſie Alles, was ihr in ſeinen ihr geliehenen Büchern gefiel, auszuſchreiben, einzelne geiſtreiche Stellen, kleine Gedichte, merkwürdige Begebenheiten, und zeigte es ihm am Abend. Es freute ihn, daß ſie eine Beſchäftigung gefunden, die ihren Geiſt von der ſchmerzlichen Betrachtung ihres Verluſtes etwas abzuziehen vermochte. Sie legte ſich nun auch auf Bothos Rath eine kleine ausgewählte Bibliothek an. Das Alles nahm ihre Zeit wohlthätig in Anſpruch. Mit Anatole ſpielte ſie wieder, und ſo begann ſie denn nach und nach ſich dem Leben wieder zuzuwenden, wenn auch mit tieftrauerndem Herzen.

(Schluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Weimar, Juni.

Der Wollmarkt. — Theater.

Unſer Land hat ſich von jeher wenig zum Handel und Fabrikweſen geneigt, der Sinn ſeiner Bewohner iſt zu umfaſſender Spekulation nicht ſehr geeignet, deſto mehr blühen Ackerbau und Viehzucht und machen den ſichern und allgemeineren Reichthum des Landes aus. Ich glaube nicht, daß es ein großer Nachtheil für unſer Land iſt, daß Fabriken mit ihren Verderbniſſen in ihm nicht aufkommen, die wohl Einzelne reich machen, aber die Maſſe nicht froh werden und emporkommen laſſen; es iſt ein gutes Zeichen für ein Land, wenn ſich die Bevölkerung vom Boden, auf den ſie hingewieſen iſt, nähren kann, und die unſrige kann es; wir haben ein geſegnetes Land, wenn auch nicht viele reiche Leute. Es wird von der Regierung viel gethan, um die Oekonomie immer mehr zum Flor zu bringen, und die Anordnungen gedeihen. Im Jahr 1826, glaube ich, ſtiftete der Großherzog Karl Auguſt den hieſigen Wollmarkt in einer namentlich die Produzenten ſehr begünſtigenden Weiſe. Einige hundert Stein fanden ſich im erſten Jahr ein; ſeitdem aber hat ſich der Markt immer mehr und mehr gehoben, ſo daß er der erſte in Thüringen geworden iſt und vielleicht bald der einzige ſeyn wird. 28,000 Stein wurden in dieſem Jahre verkauft. Die gute Jahreszeit, die ſchöne, lockende Lage der dem Markt angewieſenen Plätze, die Maſſe der zuſtrömenden Fremden, verbunden mit dem lebensluſtigen Sinn der Weimaraner, haben ein Volksfeſt daraus gemacht. Die von Bäumen umgebenen Wieſen und Kiesplätze vom Reſidenzſchloſſe bis an's Fürſtenhaus und an den Park ſind der Wolle eingeräumt. Die Ausſicht vom Schauplatz des Vergnügens iſt gar nicht übel: das ſtattliche, im offenen Viereck gebaute Schloß mit ſeinem weiten Hofe, links der ſchlanke Schloßthurm und die unregelmäßigen, aber maleriſchen Gebäude der ſogenannten Baſtille, die Hauptwache, die Regierungsgebäude, von Akazienbäumen umgeben, ein weit ausgedehnter, ſanft ſich erhebender Platz bis zum entgegenſtehenden Fürſtenhaus hinauf; rechts vom Schloſſe die Brücke mit ihren hohen ſteinernen Bogen, durch die man die kleinen Illminſeln mit ihrer geflügelten Bevölkerung erblickt, der Spiegel der grünen, jezt freilich ſehr auf den Sand gekommenen Ilm, die uns von dem untern Theile des Parkes trennt, mit ſeinen hohen Bäumen, ſeinen dunkeln und ſo heimlichen Laubgängen, ſeinen üppigen, ſchattenvollen Wieſen, den an ſtillen, buſchreichen Orten emporwallenden Quellen und raſchſtrömenden klaren Bächen, wo die Nixen ſo gern weilen und ihr Weſen treiben; hinter uns wieder der Park mit ſeinen breiten Wegen, die uns zu ſeinen Reizen führen, die Bibliothek auf einem Hügel hoch aus Büſchen und Bäumen hervorragend, und laſſen wir nun die Augen auf die nächſte Umgebung fallen, ſo ſitzen wir mitten in der Wolle. Das Schloß iſt wie mit einer Wagenburg umgeben, auf allen Plätzen ſtehen Wagen an Wagen gedrängt, und die frei gegebenen Wege werden von der Menge durchwogt. Es iſt ein buntes Gedränge, die wohlgenährten Oekonomen mit ihren aufgepuzten Frauen und Töchtern, thüringiſche Bauernburſche in langen Tuchröcken mit großen Knöpfen bei der größten Sonnenhitze, mit ſtumpfen, erhizten Geſichtern, die Bauernmädchen mit hochbebänderten Mützen und dicken Mieder und faltenreichen Röcken, gar klug ausſehen wollende Bürger, behagliche und lachende Bürgerinnen, feine und geſchäftige Beamte, unſer Flor hübſcher und anmuthiger Damen, feinlächelnde Stuzer: das Alles drängt ſich in buntem Gemiſch durcheinander an den ſchmuzigen Wollwagen hin oder ſizt unter den Zelten der Reſtaurationen, die alle gedrängt voll ſind, und wo verſchiedene Muſikchöre ſpielen. Für die Fremden iſt Abends Theater. Groß iſt die Anhänglichkeit der hieſigen Bürger an den unvergeßlichen Großherzog Karl Auguſt, die ſich faſt bei jeder Gelegenheit kund gibt. Ein Mann mit Büſten ging gleich am erſten Tage an einer Reſtauration vorüber; einer der Gäſte ſieht die Büſte Karl Auguſts: „laßt uns den kaufen und aufſtellen, denn er hat ſo viel Gutes gethan und den Wollmarkt geſtiftet.“ Geſagt, gethan. Auf ein improviſirtes Poſtament geſtellt, ſteht das Bild des Fürſten unter ſeinen Verehrern. Er ſoll aber auch ſo noch Gutes wirken, und unter ſeinen Augen ward in den drei Tagen eine Kollekte zum Beſten der Abgebrannten der Stadt Berga veranſtaltet, die ſehr ergiebig ausfiel.

Unſere Bühne hat vierundzwanzig neue Stücke in dieſer Saiſon zur Darſtellung gebracht. Ueber einige derſelben habe ich Ihnen ſchon früher berichtet. Zur erſten Aufführung überhaupt kam bei uns „Metellus,“ eine einaktige Tragödie von einem jungen Schweden, Hendrik von Glogau, der ſich einige Zeit in Jena aufgehalten. Das Stück iſt weder in der Wahl des Stoffs, noch in Auffaſſung und Durchführung poetiſch zu nennen; die Verſe ſind ſchwerfällig in bombaſtiſcher Sprache. Der Stoff iſt aus der greuelvollen Zeit der lezten römiſchen Kaiſer. Der Sohn erſchlägt den ungekannten Vater, der ihm die Gattin verführen wollte. Der ſterbende Kaiſer will den vatermörderiſchen Sohn doch zu ſeinem Nachfolger ausrufen laſſen; dieſer aber bekehrt ſich in ſeiner Verzweiflung zum Chriſtenthum und ſucht in der Wüſte und Einſamkeit Troſt, die treue, edle Gattin troſtlos zurücklaſſend, daß ſie vor Gram vor unſern Augen auf der Bühne ſtirbt. — Zum erſtenmal überhaupt wurde ferner das Luſtſpiel „Geiſtige Liebe“ gegeben, von einem jungen Mann, Dr. Lederer in Prag. Daſſelbe zeugt von bedeutenden Anlagen; die Intrigue iſt etwas plump angelegt, die Charaktere mit gar naiver Derbheit behandelt, aber im Ganzen herrſcht eine ſo geſunde Natur, ſo viel glücklicher Humor und treffender Witz, daß man über den Mangel einer feinern Bildung wegſieht und ſeine Freude an dem Luſtſpiel hat, welches unter die beſten neuern gezählt werden darf. Nach mehrmaliger Wiederholung blieb der Beifall des Publikums immer neu und friſch. — Neu war uns ferner „Viola,“ von Deinhardſtein nach Shakespeares „Was ihr wollt.“ Leider kann man dieſe Bearbeitung des köſtlichen Luſtſpiels keine glückliche nennen; ſie iſt in's Sentimentale gezogen, doch iſt viel von dem unverwüſtlichen Humor erhalten; was an dem Stück von dem großen Meiſter geblieben war, ſprach zum Sinn des Publikums, was der neuere Dichter umzubilden verſucht hat, konnte nicht befriedigen; es war wie bei verſtümmelten edeln antiken Statuen, die Einer durch Einſezung der mangelnden Theile herzuſtellen verſucht hat. Die neueren Stücke „der Prinzeſſin“ wollen nicht mehr zuſagen, ſie erſcheinen dem Publikum nur als Paraphraſen der frühern. — Neue Opern haben wir wenige gehabt, aber Sabine Heinefetter, Francilla Pixis und die Schröder-Devrient haben auf unſerer Bühne gaſtirt.

(Fortſezung folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 55.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 166.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Mittwoch, den 13. Juli 1842.

— At the twelvemonth's end
I'll change my black gown for a faithful friend.
Shakespeare.

Maske.

(Schluß.)

„Ich möchte gern einen guten Rath von Ihnen," ſagte Alma zu Botho; „meine neuen, ſchönen Bücherſchränke ſind jezt fertig." — „Was wünſchen Sie zu wiſſen, Fürſtin?" — „Hier kann ich Ihnen das nicht auseinanderſetzen, denn Sie ſollen mir beim Ordnen der Bücher behülflich ſeyn. Sie werden doch nicht immer Geſchäfte haben und können wohl einmal im Laufe des Tages zu mir kommen und mir meine kleine Bibliothek aufſtellen." — „Ich werde Ihnen dazu meinen Freund Helmſciold ſchicken; der hat viel mehr Literatur als ich." — „Ich bin Ihnen recht ſehr verbunden," entgegnete die junge Frau kalt; „wenn Sie keine Zeit für mich haben, ſo werde ich ſelbſt meine Bücher ordnen."

Erſtaunt ſah der Fürſt Botho an, aber dieſer ſchwieg. Alma war den ganzen Abend verſtimmt, Botho las ausdruckslos mit heiſerer Stimme. Der Fürſt aber hatte Alles begriffen; wo eine Intrigue im Spiel war, hatte er Scharfſinn in Fülle, und er bewunderte im Innern die Delikateſſe des jungen Mannes, ſeine Schonung des Rufes ſeiner Frau, und gewann ihn, der ſchon ſein Liebling war, noch lieber.

So ging der Winter vorüber. Die drei Menſchen brachten ihn feſtverbunden, ohne Einwirkung der Außenwelt zu, und eigentlich war es doch nur ein Band, das ſie zuſammenhielt, das Band der Liebe Bothos zu Alma. Für ſie nur lebte und athmete er, ihr war er der einzige Troſt, der einzige Freund; aber ihr Herz ſchlug nicht ſchneller bei ſeinem Kommen. Botho hatte unausſprechliche Geduld und Aufmerkſamkeit für den kranken Fürſten, die dieſer ihm auch durch die innigſte Dankbarkeit vergalt. Er liebte den jungen Mann wie ſeinen Sohn, er war ſeine einzige Zuverſicht. Die Aufſicht über die Verwaltung ſeines Vermögens hatte er ihm auch übergeben, denn er hatte Niemand, der ſich deſſen annahm. Botho war auch in dieſer Hinſicht ein treuer, ſorgſamer Freund und quälte ſich, die etwas verwirrten Rechnungen wieder in Ordnung zu bringen.

Alma erwachte nach und nach zu einem neuen Leben. Bothos Lecture weckte in ihr ein Intereſſe, von dem ſie bisher keinen Begriff gehabt; ſeine wohlgewählten Auszüge aus dem Bedeutendſten in der neuern Literatur waren ein Schatz, aus dem ſie mit begierigem Herzen ſchöpfte. — Ein guter Genius hatte Archenfels dieſen Gedanken eingegeben. Dieſe neue Beſchäftigung war wohl das einzige Mittel, die Arme, Troſtloſe dem Leben zurück zu geben. Es gab ihrem Leben wieder Intereſſe, und das muß Jeder haben, ſey es auch was es wolle

am meiſten aber eine Frau; denn nur für ſich, mit ſich allein kann kein ächt weibliches Gemüth beſtehen. Einen Freund muß ſie haben, ſey es auch nur ein todtes Buch, und man ſollte diejenige bedauern, der nichts weiter übrig geblieben, ſtatt einen Stein gegen ſie aufzuheben, wie ſo Viele thun.

Der Frühling ſteckte ſeine grünen Fahnen auf. Alma fuhr wieder zuweilen in den Prater; die Luft that ihr wohl, obgleich ſie jedesmal beim Nachhauſekommen in Thränen ausbrach; denn gerade draußen neben ſich im Wagen vermißte ſie das Kind am ſchmerzlichſten, das immer im Freien ſo glücklich geweſen, ſo fröhlich gelacht. — In den lezten Tagen des Mai hatte auch Botho eine größere Landpartie gemacht; er war nach der herrlichen Brühl geritten. Ruhig genoß er die köſtliche Frühjahrluft. Trotz ſeiner tiefen, hoffnungsloſen Liebe zu Alma war er dennoch nicht unglücklich. War es die Sicherheit, daß ſie keinen Andern liebe, war es ſein reines, edles Bewußtſeyn, ſein Gemüth war friedlich und ohne Schmerz. Durfte er ihr doch ſein Leben widmen, wußte er doch, daß er ihr einziger Troſt, ihr einziger Freund war, fühlte er doch, daß ſein Beſtreben ſie dem Leben erhalten. Oft dachte er mit Bangen an die Zukunft, und ihm war, als könne ſie ihm nichts geben, nur nehmen.

Alma war ein ächt weibliches, inniges Gemüth; zwar ohne glänzende geiſtige Eigenſchaften, hatte ſie dennoch richtig beurtheilende, geſunde Vernunft genug, daß es dem geiſtigen Umgang mit ihr nicht an Reiz fehlte. Sie erkannte und verſtand alles Ausgezeichnete und Schöne, ſie ſchäzte ſich und Andere richtig, und Witz und Genie ſind ja keine Bedingungen der Liebenswürdigkeit, im Gegentheil, ſie ſind bei Frauen ſelten vereint mit dieſer.

Alma verlangte nichts vom Leben als ein Weſen, für das ſie leben durfte, für das ſie ſich aufopfern und hingeben konnte. Ihr Sohn war ihr dieß geweſen. Bothos Liebe ſah ſie, aber ſie wollte ſich darüber täuſchen, und es gelang ihr; ſie ſagte ſich ſo oft, daß es nur Edelmuth, Mitleid und Freundſchaft ſey, daß ſie es zulezt ſelbſt glaubte. Es ſchmerzte ſie, daß er nicht beſſer dafür belohnt wurde; ſeine Jugend, ſeine Schönheit ſchienen ihr nicht am rechten Platze im Krankenzimmer ihres Mannes; bei ſeinen geiſtreichen Unterhaltungen bedauerte ſie immer, daß Niemand ſie würdigte und hörte als ſie. Es war ihr ein Kummer, das Opfer ſeiner Zeit, ſeiner Unterhaltung annehmen zu müſſen, ohne ihm dagegen etwas bringen zu können. Es ſchmerzte ſie, und ſie ſuchte durch Liebe und Geſchenke für Anatole eine Ausgleichung der Opfer des Grafen. Der beinahe zwölfjährige Knabe war ihr Page, ihr Umgang.

Als Botho von der Brühl nach Hauſe kam, fand er eine Botſchaft von der Fürſtin, die ihn ſchnell hinberief. — „Was iſt geſchehen?“ fragte er, als bei ſeinem Eintritt in das Haus die Diener mit beſtürzten Mienen ihm entgegenkamen. — „Den Fürſten hat neuerdings der Schlag gerührt, und dießmal iſt wenig Hoffnung!“ — Und ſo war es, noch in derſelben Nacht verſchied er bei einem dritten Anfalle. — Alma und Botho waren zugegen.

Der Graf beſchwor Alma, das Haus der Trauer zu verlaſſen, und ſchon am folgenden Tag auf eines der Güter abzureiſen. Sie willigte ein unter der Bedingung, daß er ihr Anatole mitzunehmen erlaube; ſie könne des lieben, klugen Knaben Geſellſchaft nicht entbehren und fürchte ſich allein in den weiten Gemächern ihres böhmiſchen Schloſſes. Wie gerne willigte Botho ein. — Der Abſchied aus dem Hauſe wurde Alma nicht ſchwer, hatte ſie doch Alles darin verloren, was ihr lieb geweſen, ihre Jugend, ihr Kind, die Ruhe ihres Gemüthes. Dem Andenken des Gatten weihte ſie dankbare Thränen, denn Dank war ſie ihm ſchuldig, wenn auch keine Liebe.

Die großen Güter des Fürſten fielen an entfernte Verwandte. Sein Privatvermögen hatte er im Teſtamente getheilt zwiſchen Botho und Alma. Er hatte es ſelbſt in den lezten Tagen mit zitternder Hand aufgeſezt; es ſchloß mit den Worten: „Mein einziger Wunſch iſt, daß mein Vermögen von meinen beiden Erben wieder vereinigt werde; möchten ſie ſo glücklich ſeyn, als ſie es verdienen.“ — Seine Freunde, die Wiener Herren, ſpotteten über den alten Thoren, den man zum Beſten gehabt.

Als den beiden Erben dieſe Bemerkung des Fürſten bekannt wurde, dachte jedes, Alma in Böhmen, Botho in Wien, mit beſonderer Liebe des Fürſten, und jedes wünſchte, der andere Theil möchte daſſelbe empfinden. Anatole ſehnte ſich ſchmerzlich nach Botho, und Alma konnte ihn nicht entbehren. Den Sommer über tröſtete ſich der Knabe auf zahlreichen Ausflügen über die Trennung von ſeinem Wohlthäter; als aber der Winter kam, verlangte er ſehnſüchtig nach ihm, und da Alma ſo gut iſt, ſo wollen wir hoffen, daß ſie Alles dazu beitragen wird, Anatole, von dem ſie ſich nicht trennen will, mit Botho zu vereinen. Dieſer hat ihr geſchrieben, er harre nur ihres Befehls, wenn er kommen dürfe und ſie beſuchen in ihrer Einſamkeit in Böhmen.

Der Zuſtand und Verfall des franzöſiſchen Theaters.

(Fortſezung.)

Janin denkt und das Journal des Debats lenkt — mit dem ſchmucken Jahresgehalt von 12,000 Franken,

nebſt Extrabezahlung der Extraartikel. Ueberdieß dürfte Janin beim beſten Willen und feſteſten Vorſatz nicht mehr im Stande ſeyn, etwas über das Intereſſe des Tages Hinausdauerndes zu liefern. Mißbraucht man zehn Jahre lang und darüber ein urſprünglich ſchönes Talent, ſo iſt eine Entnervung deſſelben unvermeidlich; wie eine Flöte; ſo verliert auch die menſchliche Intelligenz durch unverſtändigen Gebrauch nicht nur die Schönheit und Reinheit, ſondern ſelbſt die Richtigkeit des Tons. Daher glaube ich, daß Janin jezt nicht mehr umkehren kann, wenn er es auch wollte; er muß bleiben, was er iſt, d. h. wohlbeſtellter Theaterkritiker des Journal des Debats mit 12,000 Franken Gehalt, wofür er jeden Montag den Geld- und Börſenleuten poſſierlichen Bericht über das abſtattet, was ſie im Theater geſehen, oder bunte Seifenblaſen aufſteigen läßt über irgend ein Thema, über einen Hofball, oder eine Eiſenbahnfahrt, oder eine Soirée, oder eine Anekdote des Tags, oder einen todten Kameraden u. ſ. w.

Janins Stellung iſt eine ganz abſonderliche, in der er keinen Vorgänger, wohl aber eine Menge Nachtreter gefunden. Er iſt der Stifter einer zahlreichen Schule von Theaterkritikern, welche in den Feuilletons ihrer Journale in Ausübung bringen, was wir Janinismus oder kritiſchen Dandysmus genannt haben. Darunter verſtehen wir die unwiſſende Geringſchätzung, das unſinnige Verſchreien, die auf den Richterſtuhl erhobene Eitelkeit, die Alles nach perſönlichen Eindrücken und Rückſichten kritiſirt, Lob oder Tadel an den Knöpfen abzählt, oder nach dem Wetter und nach dem Wohlbefinden einrichtet, die ein Drama der Porte Saint-Martin, eine Komödie des Théâtre français, ein Vaudeville des Palais-royal in demſelben Styl abhandelt und über denſelben ſchmuzigen Recenſentenkamm ſcheert, die den Inhalt eines Stücks in's Groteske ausmalt und aus den handelnden Perſonen Zerrbilder macht, die in den Geſichtszügen der verſtorbenen Malibran von ſo wunderbar edlem Ausdruck Aehnlichkeit mit einer Froſchfratze gefunden und im Stande iſt, Molières Kopf mit einem Klotze zu vergleichen. In dieſer Groteskmalerei excellirt Theophile Gautier, der Theaterkritiker der Preſſe. Gautier ſoll, wie mir Leute verſichern, die ihn perſönlich kennen, in ſeinem Privatumgange ein herzensguter Menſch ſeyn; in ſeinen Schriften aber iſt er widerlich, ja unausſtehlich. Er ſpricht eine abſolute Verachtung alles Edeln und Guten, alles Höheren im Leben aus. In einem ſeiner ſchlechten Romane ſagt er ſelbſt mit trockenen Worten, Schönheit, Glück und Reichthum ſey die einzige Dreieinigkeit, die er anerkenne. Gautier dünkt ſich ein überlegener Geiſt, weil er in moraliſcher Beziehung in ſeinen Geiſteserzeugniſſen alle Scham abgeworfen und den „anſpruchsvollen Plattheiten," wie er alle edlern Gefühle nennt, entſagt hat. Die Feuilletoniſten von Gautiers Schlage erkennen für ihre Leiſtungen kein anderes äſthetiſches Geſetz, als den Erfolg. Ein Narr, der ſich abmüht, das Wahre, Schöne und Gute hervorzubringen! ein kluger Mann fabricirt gangbare Waare und wird auf dieſem Wege obendrein ein vielbelobter Autor, ein großer Mann und Ritter der Ehrenlegion. Das Publikum findet einmal den meiſten Geſchmack an grotesken Albernheiten, wenn ſie ihm in einer gewiſſen Form vorgeſezt werden, und bezahlt ſie am beſten, wie billig, da ja auch ein Hanswurſt, wie Debüreau an den Funabüles, eine Seiltänzerin wie Madame Sacqui in der Welt beſſer geſtellt ſind und mehr erwerben, als berühmte Gelehrte und Schriftſtellerinnen. Und nach ſo ſchönen äſthetiſchen Grundſätzen arbeitet denn auch Theophile Gautier ganz behaglich; er ſcheint ſich ordentlich etwas damit zu wiſſen, daß er ein inkorrekter, ſprachlich und ſtyliſtiſch unmuſterhafter Schriftſteller iſt. Seine Sprache iſt ganz und gar Jargon, hauptſächlich Künſtlerrothwälſch, wie es in den Pariſer Ateliers geſprochen wird, und ſein Styl durchaus Manier. Eine großartigere Unwiſſenheit, ein widrigeres Haſchen nach Paradoren, eine verzerrtere Auffaſſung von Bühnenſtücken und Kunſtwerken iſt nie erlebt worden. Man hat ſchief geſchliffene Spiegel: wenn das ſchönſte Geſicht hineinſieht, ſo grinst eine Fratze heraus. Gautiers Gehirn iſt ein ſolcher Spiegel, in dieſem Kopfe wird Alles willkührlich und unwillkührlich traveſtirt. Ich begreife vollkommen, daß es in Paris Schönheiten gibt, die keinen Künſtlerſalon, keine Künſtlerſoirée beſuchen, die der bekannte Gipszerrbildner Dantan mit ſeiner Gegenwart beehrt, und die in dieſer Beziehung ſich zuvor ganz genau erkundigen; ſo begreife ich auch, wie einige jüngere, höchſt talentvolle Dichter nicht für's Theater ſchreiben, um ſich dem frivolen Hohn und Spott der heutigen Theaterkritiker nicht auszuſetzen. — Faſt über alle Dinge in der Welt findet man in Frankreich wenigſtes zwei Meinungen, nur darüber ſcheinen Alle einſtimmig: mit dem Theater ſey es ſeit Jahren rückwärts gegangen und gehe fortwährend rückwärts.

(Schluß folgt.)

Klage.

Einſt wird das Glück der Erde dir genommen,
Die Freudentage hören auf,
Das finſtre Grab wird dich zum Raub bekommen;
Worüber iſt dein ſchneller Lauf.

O Maienluſt, o Blüthenſchmuck der Bäume,
O Schönheit, Liebe, Jugendkraft!
Verſchwinden müſſen alle dieſe Träume,
Es ſtirbt des Lebens Feuerſaft.

O laß mich unſer kurzes Glück beweinen,
Und jede Seele traure auch;
Die klarſten Sterne, die uns Armen ſcheinen,
Das hellſte Feuer nimmt der Rauch.

Und wird der bange Nebeldunſt ſich theilen?
Und wird das Grab zum Garten dir?
Und wird der Geiſt in Sonnenfernen weilen?
Und finden die Verlornen wir? —

Ach! wie es ſey, mir lockt die flücht'ge Feier
Des Lebens Thränen aus dem Blick;
Was auch verhüllt der Zukunft heil'ger Schleier,
Verrauſchtes Glück kehrt nicht zurück.

Friedrich Richter.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Weimar, Juni.

(Fortſetzung.)

Theater. — Kunſt. — Kriegerfeſt in Jena.

Auch die Konzerte werden bei uns im Theater gegeben; wir hörten in dieſer Saiſon Mad. Clara (Wieck) Schumann, Franz Liszt und zuletzt Ernſt. — Ich habe es immer vermieden, vom Verfall unſeres hieſigen Theaters zu ſprechen; allein endlich muß ich trotz allem Patriotismus der Wahrheit die Ehre geben, weil vielleicht gerade unter den eben eintretenden Verhältniſſen unſerer Bühne aufgeholfen werden könnte, indem unſer Erbgroßherzog einen neuen Hofſtaat bildet. Daß unſer Theater einſt tonangebend in Deutſchland war, daß dieſe glorreiche Zeit vorüber iſt, wiſſen wir Alle; daß aber dieſes ſelbe Theater in neuerer Zeit ſo ſchnell ſinken, ſo ſehr zerrüttet werden konnte, iſt faſt unbegreiflich. Während ſo viel auf Koſtüm, Dekorationen und Maſchinerie verwendet wird, ſcheint man der Hauptſache, der Schauſpieler, gar nicht zu gedenken. Viele der beſten Mitglieder ſind abgegangen, geſtorben, alt geworden, aber an einen Erſatz iſt kaum gedacht worden; faſt die Hauptperſonen fehlen, ein jugendlicher Held und Liebhaber, eine jugendliche Heldin ꝛc. Wen haben wir für Laroche, Oels, Graff, wen für die durch Aelterwerden aus ihren Rollen gekommenen Herren und Damen? Daß noch einige ſehr tüchtige, ja ausgezeichnete Mitglieder da ſind, wiſſen wir recht wohl, aber dieſe können doch nicht überall eingreifen und dem allgemeinen Mangel abhelfen. Mit der Oper ſteht es nicht viel beſſer, die Chöre ſind ganz ruinirt. So kann es doch unmöglich bleiben; die Intendanz muß durchaus auf neue und tüchtige Engagements denken; Anfänger können da nicht helfen.

Man iſt hier ſehr geſpannt, wer nach Schorn Direktor der hieſigen Kunſtanſtalten werden wird, da dieſe Stelle von jeher bei uns für eine wichtige galt, und namentlich ſchon durch Heinrich Meyer, den bekannten Freund Goethe's, zu einer gewiſſen Bedeutſamkeit gelangt war. Man ſprach von Gerhard, jezt heißt es, das man ſich an Kugler in Berlin gewendet habe; ein ſolcher Mann könnte uns wohl willkommen ſeyn. — Profeſſor Neher iſt aus Leipzig hieher zurückgekehrt und ſezt ſeine Arbeiten in der Goethegalerie auf dem Schloſſe fort, zu denen er während des Winters noch mehrere Kartons gefertigt; die Balladen und Hymnen wird er vielleicht noch in dieſem Sommer zu Ende bringen. Ich werde ſpäter ausführlicher darüber berichten. Von Preller waren vor einiger Zeit zwei Landſchaften ausgeſtellt, ganz in der naturtreuen, kräftigen, kühnen Weiſe ausgeführt, die dieſen Maler charakteriſirt. Die eine ſtellt eine Thüringer Waldgegend vor, im Vordergrund eine uralte Eiche, die, nur theilweiſe noch belaubt, ihre dürren kahlen Aeſte emporreckt, der Reſt und Repräſentant einer längſt vergangenen Zeit mit verſchollenen Erinnerungen. Sie iſt nach Norwegen beſtimmt. Die andere iſt eine norwegiſche Küſtengegend, die Preller auf einer Reiſe in das wilde Nordland aufgenommen. Hohe Felſenmaſſen ſind aufgethürmt, das Meer drängt ſich machtvoll an ſie heran und in die Schlucht herein, Steinblöcke ſind umhergewälzt, Fiſcherhäuſer hängen an wildem ſchaurigem Ort, der aber vor Stürmen ſchüzt, der Himmel, ein Theil des Meeres und der Felſen ſind von der nordiſchen Sonne röthlichviolett beleuchtet, deſto dunkler, ſchauriger erſcheinen die Stellen im Schatten der Felſen; das Alles wird ſo ganz die kalte, wilde, düſtere Nordlandsnatur vor unſern Augen lebendig machen. — Der Porträtmaler J. H. Schramm iſt noch immer hier auf das fleißigſte beſchäftigt; ſein Porträt von Ernſt gibt uns ganz die edeln melancholiſchen Züge des Künſtlers wieder. Der Großherzog hat Hrn. Schramm wegen ſeiner ausgezeichneten Leiſtungen zum Hofmaler und Profeſſor ernannt.

Mit einem Volksfeſt habe ich dieſen Bericht begonnen, mit einem Volksfeſt will ich ihn ſchließen. Wenden Sie ſich mit mir nach Jena. Die alten Krieger des Weimarſchen Kreiſes hatten diesmal als Verſammlungsort zur Feier der Schlacht bei Belle Alliance die heitere Muſenſtadt gewählt. Mit freudigem Eifer traf dieſe die Vorbereitungen zum Empfang der alten Kameraden. Geh. Hofrath Kieſer wurde zum Hauptführer und Feſtordner erwählt, als Adjutant Dr. Weller ihm beigegeben, und beide haben ſich ihrer Aufgabe auf's Trefflichſte entledigt. Sonntag den 19ten früh rückten die alten Krieger aus den verſchiedenen Gegenden des Fürſtenthums nach Jena heran mit klingendem Spiel, die Hüte mit grünen Zweigen geſchmückt. Sie hielten an vier beſtimmten Standpunkten vor der Stadt und ſammelten ſich. Auf ein gegebenes Zeichen vom Stadtthurm brachen ſie, wohl 2000 an der Zahl, in Reih und Glied zugleich nach den vier Thoren der Stadt auf; Führer der Jenaiſchen Krieger und Abgeordnete der Studenten empfingen ſie an den mit grünen Bäumen und Reiſern geſchmückten Thoren unter Böllerſchüſſen und geleiteten ſie zum Markt, wo die Jena'ſchen Jünglinge und mehr als zweihundert Jungfrauen in weißen Gewändern mit grünen Kränzen ſie empfingen und D. Kieſer und Prof. Scheidler Reden hielten.

(Schluß folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 17.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenz-Blatt. Nro. 17.

Mittwoch, 13. Juli 1842.

[220] In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Der Nibelungen Noth

illustrirt

mit Holzschnitten

nach Zeichnungen von

Julius Schnorr von Carolsfeld und **Eugen Neureuther.**

Die Bearbeitung des Textes

von

Dr. Gustav Pfizer.

Sechste Lieferung. Preis 1 fl. oder 14 Gr.

Wir übergeben das sechste Heft des Nibelungen-Liedes mit der zuversichtlichen Erwartung, daß das edle Gedicht in der Form und Gestalt, worin es hier vorliegt, sich den Beifall derjenigen gewinnen werde, welche ächter Poesie und würdiger Kunst zugethan, eine harmonische Verbindung beider zum erhöhten, befriedigendsten Genuß gerne anerkennen und willkommen heißen; mit der Hoffnung, es werden die Grundsätze, welche die künstlerischen und sprachlichen Bearbeiter geleitet haben, und welche dahin gingen, dem großen, reinen und einfachen Charakter des alten, ehrwürdigen Nationalepos in keiner Weise Gewalt anzuthun, sich ihm mit sorgfältigster, treuester Auffassung seiner Eigenthümlichkeit anzuschließen und seine Originalität in Ton, Haltung und Gestalten eben so sehr einerseits schonend zu bewahren, als andrerseits zur lebendigen Anschauung zu bringen, in der Billigung der zum Urtheile Befähigten, der für Ehre und Reinerhaltung dieses herrlichen, alten Denkmals von deutscher Sprache, Poesie, Sitte und Kraft Antheil Nehmenden, ihre Rechtfertigung und Bewährung finden; es werde das in dieser neuen Gestalt unentstellte Alte die bleibende Liebe zu ächter, volksthümlicher Kunst und Poesie in vielen Gemüthern zu erwecken und zu befestigen beitragen.

Das Ganze wird in 8 Lieferungen à 1 fl. rhein. oder 14 Gr. erscheinen, welche sich so rasch als möglich folgen werden.

Stuttgart und Tübingen, Juli 1842.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[163] Bei **Fr. Volckmar** in Leipzig ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu finden:

Handbuch für Reisende

in Frankreich

von **Joh. Ferd. Neigebaur.**

Zweite verbesserte Auflage. 12. geh. Preis 2 Thlr. = 3 fl. Conv.-Mze. = 3 fl. 36 kr. rhein.

Obiges ist das ausführlichste, gründlichste und empfehlenswertheste Reise-Handbuch, was über Frankreich existirt.

---

[211] In der **Carl Gerold'schen** Buchhandlung in Wien ist erschienen:

Jahrbücher der Literatur.

Sieben und neunzigster Band. 1842.

Januar, Februar, März.

Inhalt:

I. C. A. Tiedge's Leben und poetischer Nachlaß. Herausgegeben von Dr. Karl Falkenstein. Vier Bände. Leipzig 1841. — II. Uebersicht von neunzig Werken der orientalischen Literatur. (Forts.) — III. Nachträge zu Goethe's sämmtlichen Werken. Gesammelt und herausgegeben von Eduard Boas. Dritter Theil. Leipzig 1841. — IV. Allgemeine Naturgeschichte für alle Stände, von Professor Oken. Stuttgart 1833—1841. In sieben Bänden und dreizehn Abtheilungen. — V. Statistische Uebersicht der Bevölkerung der österreichischen Monarchie, nach den Ergebnissen der Jahre 1834—1840, von Siegfr. Becher. Stuttgart und Tübingen 1841. — VI. Gedichte eines Lebendigen. Mit einer Dedikation an den Verstorbenen. Zürich und Winterthur 1841. — VII. Gräfenberg. Einladungen, Mittheilungen, Betrachtungen, von Dr. J. C. M. Selinger. Wien 1841.

Inhalt des Anzeigeblattes Nr. XCVII.

Zuschrift. An Seine Excellenz den Herrn Grafen Moritz Dietrichstein, Chef der k. k. Hofbibliothek zu Wien.
Ankündigungen.

---

[192] **Skizzen aus dem Alltagsleben**

von **Frederike Bremer.**

Vollständige Ausgabe in 10 Theilen.

Jeder Theil 10 Ngr.

Diese wohlfeile Ausgabe der trefflichen Schriften

von Frederike Bremer ist jetzt vollständig in 10 Theilen erschienen. Unter besondern Titeln sind auch einzeln zu erhalten:

Die Nachbarn. Mit einer Vorrede der Verfasserin. Dritte verbesserte Auflage. Zwei Theile.

Die Töchter des Präsidenten. Erzählung einer Gouvernante. Dritte verbesserte Auflage.

Nina. Zweite verbesserte Auflage. Zwei Theile.

Das Haus, oder Familiensorgen und Familienfreuden. Dritte verbesserte Auflage. Zwei Theile.

Die Familie H.

Kleinere Erzählungen.

Streit und Friede, oder einige Scenen in Norwegen. Zweite verbesserte Auflage.

Leipzig, im Juni 1842.

F. A. Brockhaus.

---

[187] In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Neueste vollständige Blumensprache

oder

sinnreiche Deutung der Blumen.

Ein Toilettengeschenk.

Elegant geheftet. Preis 6 gGr.

Osterode und Goslar.

A. Sorge'sche Buchhandlung.

---

[222] In der Balz'schen Buchhandlung zu Stuttgart ist erschienen und kann durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

(Nunmehr vollständig.)

Schiller's Leben, Geistesentwickelung und Werke

im Zusammenhang.

Auch unter dem Titel:

Supplement zu Schiller's Werken,

Octavausgabe.

Von

Dr. Karl Hoffmeister.

5 Theile. gr. 8. 121½ Bogen Velinpapier. Preis 5 Rthlr. 14 Gr. oder 9 Rthlr.

☞ Die Schiller'sche Familie hat dieses Werk, der Gründlichkeit seiner Forschung, seinem Geiste und seiner ganzen Fassung nach, als ein ihres Vaters würdiges literarisches Monument öffentlich anerkannt.

Da noch einige andere Schriftsteller „Schillers Leben" bearbeitet haben, so bitten wir Diejenigen, welche sich obiges Werk anschaffen wollen, „Schiller's Leben von Hoffmeister, 5 Bde., Stuttgart bei P. Balz," zu bestellen.

---

[183] Bei gegenwärtiger Reise-Saison erlauben wir uns auf nachstehendes Handbuch wiederholt aufmerksam zu machen:

Der Bodensee

nebst dem Rheinthale

von St. Luziensteig bis Rheinegg.

Von

Gustav Schwab.

Zweite, verm. und verbesserte Auflage.

Mit 2 Stahlstichen und 2 Karten.

8. Preis 3 fl. 48 kr. oder 2 Rthlr. 6 Gr.

Die Brauchbarkeit dieses Handbuchs ist durch den vollständigen Verschluß der ersten Auflage bewährt worden. Der Verfasser hat es nun durch sorgfältige Durchsicht, Umarbeitung ganzer Artikel, wie z. B. des Abschnittes über die Dampfschifffahrt, über die Flora des Bodensee's, über die denselben betreffenden Kunstwerke, und durch sehr bedeutende Zusätze in topographischer Beziehung noch praktischer, so wie durch die Trennung in zwei Abtheilungen für den Bedarf des Reisenden, namentlich des Fußwanderers, zweckmäßiger einzurichten unternommen und die unterzeichnete Verlagshandlung hat das Aeußere des Werkes durch Druck und Papier und zwei von Meisterhand gezeichnete und in Stahl gestochene Ansichten, so wie durch zwei vortreffliche Karten vom Bodensee und vom Rheinthale aufs Einladendste ausgestattet.

Stuttgart und Tübingen, Juni 1842.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[230] Bei **E. J. Fournier**, Buchhändler in Znaim, ist so eben erschienen:

Komische Schaubühne

der Engländer.

Der englische Text vollständig accentuirt, mit deutscher Worterklärung, grammaticalischen und erläuternden Bemerkungen und der Aussprache der schwierigsten Wörter nach Voigtmann und Bassler.

Bearbeitet von

Joh. Chr. Nossek.

1—3s Bändchen.

Inhalt: 1. High hife below Stairs.
2. The Old Maid.
3. The Bengal Tiger.

gr. 12. Znaim, 1842. broch. 26 Ngr.

Irving's

Alhambra.

Vollständig accentuirt und erläutert zum Schul- und Privatgebrauche von

Joh. Chr. Nossek.

gr. 12. Znaim, 1842. broch. 1 Rthlr. 6 Ngr.

Früher erschien:

Versuch

einer

vergleichenden Grammatik

der

latein., italien., span., portug., franz. u. engl. Sprache, mit einer nach der deutschen Bedeutung alphabetisch geordneten Sammlung der gebräuchlichsten Wörter;

für

jeden Sprachliebhaber und vorzüglich für Studirende bearbeitet

von **W. E. E. Krátky,**

Chorherrn und Kapitularen des Prämonstratenserstiftes Neureisch ꝛc.

gr. 4. Znaim, 1840. broch. 3 Rthlr. 22½ Ngr.

[198] Bei **C. L. Fritzsche** in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Herrmann, C. A., Französische Orthoepie als ein auf den Sprachorganism gegründetes System, mit einem praktischen Anhange des Interessantesten neuer Literatur.

8. geh. Preis: 20 Ngr.

Gegenwärtige Behandlungsweise des französischen Leseunterrichts wird besonders denjenigen nicht unwillkommen erscheinen, welche, durch F. Beckers deutsche Sprachlehre an wissenschaftliche Darstellung gewöhnt, auch außerhalb der Muttersprache einem natürlichen und darum methodischen Unterrichtsgange folgen. Da ferner die im Anhange beigegebenen neuen Literaturstücke sich eben sowohl zum Privat- als Schulgebrauche eignen, so darf der Verleger wohl hoffen dieses Büchlein an Lehranstalten eingeführt zu sehen.

---

[233] Die deutsche Revue

Die Grenzboten

redigirt von **S. Kuranda**

unter Mitwirkung von: Berthold Auerbach, Lorenz Diefenbach, Ludw. August Frankl, Carl Gutzkow, H. König, Gust. Kühne, Heinrich Laube, H. Marggraf, J. Mosen, Th. Mügge, A. v. Sternberg, E. Willkomm u. a. m.

beginnt mit dem 1. Juli ihr viertes Quartal. Eine wichtige Veränderung ist in ihrem Erscheinen vorgegangen, die es möglich macht, frischer und lebhafter dem Publikum gegenüber zu treten. Neue Kräfte sind gewonnen worden, und um die Kommunikation zu erleichtern ist die Expedition und der Druck der Revue nach Leipzig verlegt worden und der Unterzeichnete hat den Verlag derselben übernommen.

Die Redaktion, so wie die Tendenz des Blattes bleibt unveränderlich dieselbe. Die Art und Weise, mit welcher nicht nur die meisten literarischen und politischen Blätter Deutschlands, sondern auch die französischen und englischen Journale (unter letzteren namentlich die Morning Post) die Grenzboten ausbeuten, sprechen wohl am eindringlichsten für den reichhaltigen und wichtigen Inhalt derselben.

Die Grenzboten erscheinen in wöchentlichen Lieferungen; die Novellen erscheinen in besonderen Heften zu 3 Bogen, durch diese Einrichtung glaube ich dem Leser das so unangenehme „die Fortsetzung folgt" zu ersparen, und die Redaktion wird dadurch in den Stand gesetzt, auch größere Produktionen in einem ganzen, ungetheilten Rahmen zu liefern.

Der Preis des Semesters ist 5 Rthlr.

Man abonnirt in allen Buchhandlungen und Postämtern Deutschlands.

Leipzig, im Juni 1842.

F. L. Herbig.

---

[227] In Unterzeichnetem ist erschienen:

Correspondenzblatt

des

königl. württemb. landwirthschaftl. Vereins.

Neue Folge. Band XXI. Jahrgang 1842.

Erster Band. Zweites Heft.

gr. 8. Preis des Jahrgangs von 6 Heften 3 fl. od. 2 Rthlr.

Inhalt:

I. Aufsätze und Abhandlungen. 1) Ueber Sparöfen und Holzersparung, oder wie man aus jedem Ofen ohne besondere Kosten einen Sparofen machen kann. 2) Ueber Bienenzucht und deren Beförderung.

II. Mittheilungen der Centralstelle aus ihrem unmittelbaren Wirkungskreise. Auszüge aus den Protokollen der Centralstelle. a) Silo's. b) Hallerde. c) Patentertheilungen. d) Beiträge zur Bibliothek. e) Beiträge zu den Sammlungen. f) Hohenheim. Uebertragung einer Lehrstelle. g) Verzeichniß der Vorlesungen an dem land- und forstwirthschaftlichen Institute zu Hohenheim für das Sommerhalbjahr 1842.

III. Beiträge zur Vaterlandskunde. 1) Fünfzehnter Jahresbericht für die Witterungs-Verhältnisse in Württemberg, vom Jahre 1839.

IV. Auszüge und Notizen. 1) Ueber bleifreie Töpferglasur. 2) Gewinnung schnittfreier Häute.

V. Literatur. 1) Beiträge zur Kenntniß der württembergischen Landwirthschaft. Unter Mitwirkung mehrerer vaterländischen Landwirthe verfaßt von Karl Gbriz, Prof. der Landwirthschaft an dem königl. land- und forstwirthschaftlichen Institute zu Hohenheim. 2) Der praktische Landwirth, in drei Bändchen. Erstes Feldbau; zweites Obst-, Küchen- und Weinbau; drittes Thierzucht. Von J. Bauer, Schullehrer, Mitglied des großherzogl. bad. landwirthschaftlichen Vereins, Verfasser der Anleitung zur Obstbaumzucht und des Küchengartenfreundes.

Meteorologische Tabellen aus Stuttgart.

Stuttgart und Tübingen, Juni 1842.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[226] So eben ist in unserem Verlage erschienen:

Ettmüller, Ludwig, Pfaffentrug und Bürgerzwist oder die Kölner Erzbischöfe Konrad von Hochstetten 1240—1261 und Engelbert von Falkenburg 1261—1262. Nach der Cronica der hilliger statt van Cöllen von 1499 bearbeitet und herausgegeben. gr. 8. broch. ordinär 12 gGr. oder 51 kr.

Die meisten deutschen Chroniken, so wenig sie auch, als ein Ganzes betrachtet, auf Kunstwerth Anspruch machen können, enthalten doch gewöhnlich einzelne ansprechende, zum Theil sogar höchst gelungene Schilderungen. Unter solchen Stücken nimmt derjenige Theil der alten Kölner Chronik von 1499, den wir dem Leser in zeitgemäßer Erneuerung bieten, eine der ersten Stellen ein, mag man auf die Wichtigkeit des Gegenstandes, auf die Lebenswahrheit der Darstellung, oder auf die Gediegenheit der Charakteristik der handelnden Personen sein Augenmerk richten. Aber für unsere Zeit, da die hierarchischen Mächte nach dem alten Einflusse unablaßig trachten, um die alten Praktiken aufs Neue zu treiben, bietet diese Erzählung auch noch die beachtenswerthe Seite dar, daß man sie gleichsam als Zauberspiegel gebrauchen kann, wenn man in den Fall kommt, sich ein wahres, ungetrübtes Bild hierarchischer Gewalthaber zur Anschauung zu bringen.

Das literarische Comptoir in Zürich und Winterthur.

---

[234] So eben ist im Verlage von Prätorius und Seyde in Leer erschienen und durch alle Buch- und Kunsthandlungen zu beziehen:

Malerische Ansichten von Städten, Gegenden und Baudenkmälern in Ostfriesland. Nach der Natur gezeichnet und mit begleitendem Texte versehen von Aug. von Halem. In Stahl gestochen von den bewährtesten Künstlern. 1ste Liefg. (Ansichten von Aurich — Norden — Kirche zu Marienhafe). (2½ Bog. Text. Lex.-8. eleg. geh. Preis 10 gGr.

Das ganze Werk erscheint in fünf solcher Hefte.

[224] Bei J. J. Weber in Leipzig ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

KARL GUTZKOW'S

Dramatische Werke.

1ster Theil.

Enthält: Richard Savage. Werner.

Preis 2⅔ Thlr.

Vermischte Schriften.

1ster Theil: Oeffentliches Leben in Deutschland.

2ter Theil: Literarische Vermittlungen.

Preis 3 Thlr.

Mozin's grosses Wörterbuch.

[219] So eben haben wir an die verehrlichen Sortimentshandlungen versandt die 1ste Abtheilung der 5ten Lieferung von

Mozin's

vollständigem Wörterbuch

der deutschen und französischen Sprache,

nach den neuesten und besten Werken

über Sprache, Künste und Wissenschaften;

enthaltend die Erklärung aller Wörter, die Aussprache der schwierigeren, eine Auswahl erläuternder Beispiele zur Verständlichkeit ihrer verschiedenen Bedeutungen, die hauptsächlichsten sinnverwandten Wörter, Sprüchwörter und sprüchwörtlichen Redensarten beider Sprachen, die Ausdrücke des französischen Gesetzbuchs, die Münzen, Gewichte und Maaße der verschiedenen Staaten, ein Verzeichniß der gebräuchlichsten Eigennamen von Personen, Ländern, Flüssen ꝛc.

Mit Beiträgen von

Guizot, Biber, Hölder, Courtin und mehreren andern Mitarbeitern.

Auf's Neue durchgesehen und vermehrt

von

Dr. A. Peschier,

Professor an der Universität Tübingen.

4 Bände. In 8 Lieferungen von ungefähr 30 Bogen. Subscriptionspreis 14 fl. od. 8 Rthlr. 8 Gr.

Jede Lieferung 1 fl. 45 kr. oder 1 Rthlr. 1 Gr.

Reprisez—Teinte.

In diese neue Ausgabe wurden die neuesten Vokabeln und Redensarten aufgenommen, welche entweder dem politischen und literarischen Federkrieg, den Salons, der Phraseologie der neuen Schule, oder der besonderen Sprache der Parteien, zuweilen auch dem Dialekt der niederen Klassen angehören. Bereichert ist dieselbe ferner durch eine Menge Etymologien, durch eine vergleichende Synonymik, durch Angabe der unregelmäßigen Bildung der Mehrzahl, endlich durch manche Sprüchwörter und Redensarten, welche die Eigenthümlichkeit beider Sprachen am besten bezeichnen. Ungeachtet dieser zahlreichen Zusätze wird der Umfang der neuen Auflage nicht bedeutend vergrößert; daher kommt es, daß wir im Stande sind, dieses sorgfältig überarbeitete und reich vermehrte Wörterbuch um einen verhaltnißmäßig so ungemein billigen Preis zu liefern.

Wir hoffen somit, daß diese neue Auflage die Brauchbarkeit und Verbreitung des längst anerkannten vortrefflichen Werkes noch bedeutend erhöhen wird.

Auf die äußere Ausstattung — Schrift, Druck und Papier — verwandten wir eine ganz besondere Sorgfalt; wie man sich durch Einsicht des Werkes überzeugen wird. Die letzte Abtheilung des französisch-deutschen Theils wird innerhalb vier Wochen erscheinen.

Stuttgart und Tübingen, Juli 1842.

J. G. Cotta'scher Verlag.

№ 167.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Donnerſtag, den 14. Juli 1842.

— Argumentum accipite atque animum advortite;
Quam potero in verba conferam paucissima.

Plautus.

Aus König Arſak von Armenien.

Trauerſpiel in zwei Theilen von Friedrich Rückert.

Inhalt. *

Der junge König Arſak, aus perſiſcher Gefangenſchaft zurückgekehrt, verſammelt die Reichsfürſten Armeniens, um den zerrütteten Staat neu zu ordnen, und jeden wieder in ſeine Stelle einzuſetzen. Er zeigt lebhafte Erregung und eilfertige Begeiſterung. Dabei erſcheint die bunte Zuſammenſetzung jener armeniſchen Fürſtenſchaft, deren einige von den Arſakiden ſelber, andere von Haik, Jafets Enkel, beim Thurmbau von Babel, andere von den beiden Söhnen Sanheribs, noch andere von einem jüdiſchen Fürſten aus der babyloniſchen Gefangenſchaft ihr Geſchlecht herleiten. Als die nächſten aber um den König ſtehen die fürſtlichen Brüder Mamigonen, Abkömmlinge einer vertriebenen ſineſiſchen Dynaſtie: Wartan, ihr Stammoberhaupt, Waſak, erſt Erzieher, jezt Kronfeldherr des Königs, und die beiden nachgeborenen, Wahan und Waruſchan, die ihr Glück noch von dem König und ihren Brüdern zu erwarten haben.

Nach ſchneller Anordnung der weltlichen Verhältniſſe denkt der König auch der nöthigen Herſtellung des verfallenen Chriſtenthums, das in Armenien früher als im römiſchen Reich, durch Gregorius den Erleuchter, Wurzel gefaßt, aber unter ſeinen ſchwachen Nachfolgern und in den Kriegswirren der Zeit faſt wieder verkommen war. Er fragt, ob zur Wiederaufrichtung des Kirchenbau's kein Nachkomme mehr vom großen Gründer deſſelben vorhanden ſey? und da er erfährt, daß ein ſolcher lebe, der aber nach geiſtlicher Jugendbildung während der Kriegsläufte das Kriegshandwerk ergriffen habe, und jezt eben draußen vorm Palaſt als Waffenwächter ſtehe, ſo läßt er ihn eiligſt hereinholen, nimmt dem Widerſtrebenden ſein Schwert ab und dringt ihm den Krummſtab eines anweſenden Biſchofs auf, ihn zum Patriarchen Armeniens mit allgemeiner Beiſtimmung ernennend. Nerſes, vom neuen Geiſte ſeines Amtes ergriffen, ermahnt den König zu ſtandhaftem Verharren bei dem mit plötzlichen Entſchlüſſen ergriffenen Rechten und Guten, und begibt ſich im Geleit der Edelſten auf den Weg nach Cäſarea in Kappadocien, um dort, nach altem Herkommen, die Weihe zu empfangen und die Mängel der gegenwärtigen Wahl zu ergänzen. Der ungeduldige König kann's nicht erwarten, bis ſein neuer Biſchof zurückkehre und einen unerhörten Geiſtesflor durch ſeine Wirkſamkeit über Armenien verbreite; inzwiſchen ſieht er ſich nach anderer Unterhaltung um. Ein perſiſcher Geſandter ladet ihn ſchmeichleriſch zu König Schahpur

* Von Rückert ſelbſt verfaßt. A. d. Red.

nach Kteſiphon zu einem freundſchaftlichen Beſuch dorthin, wo er kurz vorher als Gefangener geweſen, und er folgt unbedenklich der Lockung, ſein neu angetretenes Reich ſich ſelber überlaſſend. Nerſes kommt zurück mit einem Gefolge von Geiſtlichen, die er zur Erleuchtung Armeniens an ihre verſchiedenen Stellen weist. Er iſt betroffen über den Wankelmuth des Königs. Dieſer kommt plötzlich zurück, da ihm in Kteſiphon eine vermeintliche Kränkung zugeſtoßen. Er weiß ſeinen Ausflug zu beſchönigen, und als nun völlig entſchloſſen, mit den Perſern allen Verkehr abzubrechen, ſendet er Nerſes und Wartan nach Konſtantinopel, um mit dem griechiſchen Hofe die alten Freundſchaftsbande enger zu knüpfen. Aber der Kaiſer Conſtantius, damals lebhaft die Arianer begünſtigend und die orthodoxen Biſchöfe verfolgend, verbannt Nerſes auf eine wüſte Inſel. Um dem König von Armenien gleichſam dieſe Unbill zu vergüten, ſchickt er ihm zwei armeniſche Prinzen, bisher in Konſtantinopel als Friedensunterpfänder und Geißeln gehalten, durch die Geſandtſchaft zurück, Tirith und Ginel, Söhne zweier Brüder des Königs Arſak, Enkel des alten Königs Tiran, der, von den Perſern geblendet, dem Thron zu Gunſten ſeines Sohnes Arſak entſagt hatte und noch in ländlicher Zurückgezogenheit in Armenien lebte.

Tirith, unterwegs mit Wartan befreundet, ſucht ſich für den griechiſchen Hof nun am armeniſchen zu entſchädigen, Ginel ſucht liebevoll ſeinen blinden Großvater, und wird deſſen treuer, bald unentbehrlicher Pfleger. Auch eine Pflegerin will er ihm zuführen: er hat bei einer Wallfahrt Farandſam, die Fürſtentochter von Siune geſehen, die mit dem Ruhm ihrer Schönheit und Tugend ganz Armenien erfüllt, wirbt um ſie und erwirbt ſie. König Arſak indeſſen, unmuthig und haltungslos durch den Verluſt ſeines Patriarchen, nachdem er auch ſeinen treuen, nur zu nachgiebigen Waſak von ſich geſandt, um zur Rache die griechiſchen Grenzlande zu bekriegen, ſtürzt ſich mit dem andern der Brüder Wamigonen, Wartan, in den Strudel der Vergnügungen. Wartan, ein Meiſter in dieſem Fache, deſſen Meiſterſchaft bis zur Zauberei geht, baut dem König eine eigene Luſtſtadt, Arſakawan, erfüllt mit allen Genußanſtalten aus Oſt und Weſt, Perſien und Griechenland. Ginel hat in der Stille Farandſam heimgeführt, und der Großvater iſt ſo beglückt wie er ſelbſt. Aber Tirith war bei der Hochzeit, und die ſtolze Schönheit der Braut ſeines Vettern hat ihn entzündet; er hält ſich ſelbſt ihrer würdiger als den ſchwachen, ſchwärmeriſchen Ginel. Sein Freund Wartan weiß ihm einen Weg anzugeben, den verhaßten Glücklichen durch den Zorn des Königs zu verderben: In der reizenden Landſchaft Arakadh, wo Ginel bei ſeinem Großvater lebt, darf, alten Reichsgeſetzen zu Folge, kein königlicher Prinz wohnen, den Thronerben ausgenommen. Ginel alſo hat ſich dadurch verdächtig gemacht, nach dem Thron zu ſtreben. Dem König, ſchon erbittert darüber, daß Ginel ſein ſtilles Glück der Theilnahme des Hofes entzieht, genügt jener Verdacht, um an Ginel den Befehl zu ſenden, unverzüglich Arakadh zu räumen. Das thut Ginel unweigerlich mit Farandſam, aber der alte König ſtirbt mit einem Fluch gegen den, der ihm den Troſt ſeines Alters entreißt. Ginel und Farandſam wohnen nun in der Nähe von Arſakawan, und Arſak beſucht ſie, aus Neugierde oder Neid, einen Anlaß ſuchend, Ginel zu verderben. Farandſams majeſtätiſche Schönheit erobert ihn.

Inzwiſchen hat Kaiſer Conſtans den von Conſtantius verbannten Patriarchen ehrenvoll hergeſtellt und nach Armenien zurückgeſandt. Dieſer findet den König mitten im Taumel ſeiner Luſtſtadt und ſchreckt ihn unſanft auf. Der fügſame König folgt dem Patriarchen, um in Schahabiwan das Feſt Johannis des Täufers zu feiern, wozu ſich ganz Armenien verſammelt. Auch Ginel kommt, vom König eingeladen. Farandſam, von Ahnungen getrieben, eilt dem geliebten Gatten nach. Dieſer, nachdem er die Nacht vor dem Feſte betend im Zelte des Patriarchen verwacht, wird frühmorgens beim Heraustreten von Häſchern ergriffen, von Tirith ermordet und ſtirbt mit dem Schrei Farandſam. Farandſam, davon aufgeſchreckt, eilt zum Patriarchen, und dieſer begibt ſich zum König, der ſich erſt ſchlafend ſtellt, dann den Unbefangenen ſpielt; aber der unerſchrockene Patriarch bezüchtigt ihn des Mitwiſſens, ja der Theilnahme an jenem Morde. Farandſam tritt ein und fordert vom König ihren Gatten. Deſſen Leiche wird von den Häſchern, auf Tiriths Geheiß, hereingetragen. Der Mörder wirbt ſchamlos wahnſinnig um die Gattin des von ihm aus Liebe zu ihr Gemordeten. Sie ruft gegen ihn den Schutz des Königs an. Dieſer entledigt ſich Tiriths durch Wartan, der an ſeinem Freunde die Strafe für das Verbrechen, wozu er ſelbſt ihn zuerſt angeſtiftet, vollſtrecken muß. Der König ſelbſt wirbt um Farandſam. Sie erkennt ihre Lage und ergibt ſich in ihr Geſchick, entſagt ihrer Liebe und entſchließt ſich, Königin Armeniens zu werden, um die große Lücke ihres Herzens mit großartiger Wirkſamkeit zu füllen.

(Fortſetzung folgt.)

Der Zuſtand und Verfall des franzöſiſchen Theaters.

(Fortſetzung.)

Das ausſchließliche Recht des Théâtre français, die claſſiſchen Stücke zu ſpielen, wirkt ebenfalls nachtheilig auf die dramatiſche Kunſt. Iſt es nicht thöricht, zu befehlen, daß das angeblich Vollkommene, das Claſſiſche,

nur an einer Stelle vorgeführt werden darf, alle andern Bühnen aber zwangsweise auf das Unvollkommene, Kunstlose und Ausgeartete anzuweisen? Weit vernünftiger wäre es, alles Verwerfliche Einem Theater zuzuweisen und für das Vortreffliche alle Bühnen zu öffnen. Die ausschließlichen Rechte haben nicht einmal finanziell etwas geholfen; die Folgen waren nur falsche Selbstzufriedenheit und Nachläßigkeit, und, als das Publikum sich abwendete, schimpfliche Capitulation. Als das Théâtre français sah, daß die classischen Stücke alle Anziehungskraft verloren hatten, die neuen romantischen dagegen der Kasse anderer Theater trefflich wohl thaten, schloß es die Classiker in seine Cartons und die Romantiker in seine Arme.

Auch die einseitige Beschränkung der Theater auf eine spezielle Gattung von Stücken wirkt ungünstig. Diese Beschränkung ist durch tausenderlei Umstände bedingt und hängt viel weniger, als man vielleicht glaubt, von der Vorliebe des Theaterdirektors oder Theaterpublikums ab. Bisweilen ist es das Talent eines fruchtbaren Bühnendichters, was ein für allemal eine bestimmte Gattung von Theaterstücken eingeführt hat; so haben Scribe dem Gymnase, Victor Ducange der Gaité ihren Stempel aufgedrückt. Der größere oder kleinere Umfang der Bühne kommt bei der Wahl der Stücke ebenfalls sehr in Betracht. Im weiten Saal der Porte Saint-Martin z. B. würden alle feinen Situationen des engern Gymnase dramatique ganz verloren gehen; dagegen auf der kleinen Bühne des Palais-royal müßten die Greuelscenen des Thurm von Nesle, die im Saal der Porte Saint-Martin so ergreifend wirken, sich wie Ammenmährchen von Menschenfressern ausnehmen, wie übrigens alle hiesigen Benefizvorstellungen genügend beweisen, indem dabei gewöhnlich Stücke größerer Theater auf kleinern, oder umgekehrt gegeben werden.

Dieser Umstand hätte an sich wenig zu bedeuten, wenn derselbe nicht das Publikum ganz wunderlich gestimmt und demselben allerlei Dinge und Ansprüche in den Kopf gesezt hätte, die es geltend macht, sobald es die Schwelle eines Schauspielhauses überschritten. Fast ist es, als ob es mit dem Billet an der Kasse seinen jedesmaligen Geschmack mitbekäme. Diese wunderliche Erscheinung erklärt sich nicht etwa daraus, weil jedes Pariser Theater sein bestimmtes, abgeschlossenes Publikum habe, was an gewöhnlichen Abenden bloß von einem kleinen Theil der Zuschauer gilt und bei ersten Vorstellungen gar nicht der Fall ist, indem an solchen Abenden, von der großen Oper bis zum Vaudeville herab, regelmäßig dieselben Herren und Damen, oft sogar dieselben Claqueurs den Saal füllen und die neuen Stücke richten. Dieses Publikum verlangt hier strenge Kritik, dort freundliche Nachsicht, in diesem Boulevardsbezirk groben Ehebruch und Scandal aller Art, in jenem feine Liebeleien und Süßeleien; an einigen Orten wird Nothzucht und Blutschande im Purpurmantel geduldet, an andern nur im schwarzen Frack und weißen Mousselinkleide. Links um's Palais-royal herum gestattet man die derbsten Zoten; wendet euch rechts, und ihr hört nur verblümte Anspielungen.

Die unermeßliche Größe und regellose Bauart mancher Pariser Schauspielsäle, wie der Porte Saint-Martin, ist dem Fortkommen der dramatischen Kunst durchaus nicht förderlich. Die Wirkung einer natürlichen Diction wird erstickt; das Organ, wie die Natur es gab, reicht hier nicht aus. Daher die falschen Intonationen, das Geschrei, das Gebrülle der Schauspieler. Wenn man sie in der Nähe sieht, scheint ihr Spiel übertrieben, aus der Ferne gesehen, scheint es zu schwach. Das dumpfe Geräusch summender Stimmen, das von den Logen ausgeht, beunruhigt den Schauspieler, bringt ihn außer Fassung und Ruhe. — Die jungen Schauspieler machen heutzutage unerhörte Ansprüche; sie halten es unter ihrer Würde, die zweiten Rollen unter den ältern Künstlern zu spielen. Daher wird das berühmte Ensemble oft gar sehr vermißt, und ganz besonders auf der ersten tragischen Bühne, im Théâtre français.

Die Mittelmäßigkeit, wozu die heutige Schauspielkunst durchaus verurtheilt ist, hat meine frühere leidenschaftliche Liebhaberei dafür sehr abgekühlt. Ich finde nur selten Ersatz für den geopferten Abend. Dazu kommen eine Menge Unannehmlichkeiten: der Umstand, daß man eine oder wohl gar zwei Stunden vor dem Anfang hingehen muß, um einen guten Platz zu finden, die Schweife vor und das Gedränge an den Billetbureaus, wenn man nicht vorher ein Billet holen läßt, die unendliche Länge der Zwischenakte, und das Allerschlimmste für mich, die erstickende Hitze, die verdorbene Luft in den vollen Schauspielsälen. Einem so theuer erkauften Vergnügen ziehe ich und mit mir Tausende einen Spaziergang in den Galerien des Palais-royal oder auf den Boulevards vor. Doch soll uns das nicht abhalten, nach diesen allgemeinen Betrachtungen das nächstemal die Musterung der Pariser Bühnen im Einzelnen vorzunehmen. C. C.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Juni.

Der Friedensorden.

Der Friedensorden ist bei uns fast zum Kriegsorden geworden; eine Auszeichnung, welche nicht nach Gunst, sondern für das Verdienst ertheilt wird, fordert das Publikum von selbst auf, über das Verdienst der Erwählten zu urtheilen. In diesem Urtheilen und Abwägen sind wir begriffen. Sie mögen sich die Sprachverwirrung, den Eifer der Parteien denken. Das ist ein Thema für die Berliner Unterhaltung, und nicht das unwürdigste. Schade nur, daß der edelste Gedanke unseres Königs, der ganz aus ihm allein hervorgegangen, in der Stille genährt und reif geworden,

und plötzlich, Alle überraschend, hervortrat, nicht überall mit dem reinen Danke, den seine Conception verdient, aufgenommen worden. Ich sage damit nicht, daß wir nicht innigst gerührt das Geschenk unseres Königs betrachten, welcher, der erste unter den deutschen Monarchen, einen Orden für Kunst und Wissenschaft gestiftet, und damit den oft gehörten Vorwurf todt macht, daß nur das Volk seine großen Geister ehrte und hob, oft in Opposition gegen Fürsten und Regierungen. Friedrich Wilhelm hat etwas aus eigenem Impuls gethan, was von Seiten der Opposition nicht einmal gefordert wurde. Ich sage damit auch nicht, daß man mit den Wahlen im Ganzen unzufrieden ist. Im Gegentheil, es sind die Lichter der Nation und die würdigsten Geister des Auslandes zu Rittern ernannt. Man anerkennt, daß mit so unparteiischem Sinne, als er der menschlichen Natur möglich ist, unter den Würdigkeiten gesichtet worden und die Gunst nur das allerkleinste Spiel dabei gehabt hat. Wie ließe sie sich ganz ausschließen, wo täglicher Umgang, Freundschaft, Dankbarkeit Rücksichten auflegen, denen zu widerstehen ein übermenschlicher Heroismus nöthig wäre?

Aber befriedigt sind doch die Wenigsten. Einige finden sich selbst übergangen; diese schweigen wohl, oder vergleichen höchstens die größere oder mindere Würdigkeit der Erwählten, laut mit andern nicht Erwählten, in der Stille mit sich. Als Sulzers Theorie der schönen Künste herauskam, wurde das neue Werk ungemein gelobt. Das heißt, die Wissenschaftsmänner lobten die exakte Behandlung der andern Wissenschaften, welche nicht die ihre waren, ihre eigene aber war unverzeihlich schlecht und nachläßig behandelt. Wenn man nun alle Urtheile der einzelnen Facultäten addirte, so kam als Facit heraus, daß das belobte Buch in keinem Fache etwas taugte. So schlimm ist es nicht, aber ähnlich. Jeder findet in seinem Kreise etwas auszusetzen, in dem andern billigt er die Auswahl. Da wir aber bekanntlich viele vielseitig gebildete Mitbürger zählen, so kommt es wohl, daß Einige in allen Fächern auszusetzen haben. Wenn indeß oben schon beim besten Willen etwas Gunst und parteiliche Ansicht gewaltet, wie sollte man erwarten, daß unten nicht auch Gunst oder Ungunst mitspricht, zumal da hier der Wille von vorn herein ein verletzter ist? Die Sache hat noch eine andere Seite. Ueber die gewöhnlichen Ordensverleihungen hatte man allmählig sehr gleichgültig zu denken sich gewöhnt. Es war eine Auszeichnung der Gunst oder des Herkommens; die ältere Vorstellung, daß sie für das Verdienst bestimmt wären, war längst erloschen, seit es zur Regel geworden, daß mit Erreichung gewisser Rang- und Altersstufen der Beamte Bänder und Kreuze in gewissen Progressionen zu erwarten hatte. Nur die Zurücksetzung, wenn sie ausblieben, verwundete. Bei dem humanen Sinne unseres hochseligen Königs waren diese Fälle indessen selten. Er scheute nichts so sehr, als einen Diener, der sich nichts Ehrverletzendes zu Schulden kommen lassen, zu kränken.

(Fortsetzung folgt.)

Weimar, Juni.

(Schluß.)

Das Kriegerfest in Jena.

Der große Markt war gedrängt voll Menschen, aus den Fenstern der festlich gezierten Häuser sah Kopf an Kopf herunter. Man brach sofort zum Gottesdienst auf, worauf die Jena'schen Jünglinge und Jungfrauen, dann die Studirenden, in die verschiedenen Landsmannschaften abgetheilt, die Führer im Festornate, eine kühne, freudige Jugend, dann die verschiedenen Abtheilungen der alten Krieger, jede ihre Fahne und ein Musikchor voraus. Da zogen die alten Kameraden, die Brust meist mit Ehrenzeichen geschmückt, Bauern, Bürger und Beamte, viele sehr alt und gebrechlich, mit runzelvollem Haupt, hinkend und gebeugt, aber auch viele noch kräftig und rüstig, als gälte es, von Neuem für die gute Sache in den Kampf zu ziehen, und Alle mit heiterem, freudigen, ja stolzen Blick, von der Erinnerung und der Bedeutung des heutigen Tages bewegt. Die Rede des D. Schwarz ging ganz in den Sinn der heutigen Feier, als eines wahren Volksfestes, ein; sie war kräftig und ergreifend. Nach der Fahnenweihe zogen die Kameraden wieder auf den Markt, wo die Quartierbillets ausgetheilt wurden; die Jena'schen Bürger und Professoren beherbergten die Krieger bei sich. Nachmittags zogen die alten Krieger und Studenten vom Markt in's „Paradies." Ihr, die ihr in Jena studirt habt, denkt gewiß mit freudiger Wehmuth jener heimlich stillen Wiese mit ihren dichtbelaubten Bäumen und Schattengängen längs der ruhig dahin fließenden Saale; am jenseitigen Ufer wieder üppige Wiesen mit Bäumen und Büschen, und im Hintergrund die steilen, sonnebeglänzten Berge. Auf dieser Wiese lagerte man sich unter Zelten und Bäumen. Die Studirenden hatten einen großen Platz, rings umzäunt, mit Tischen und Bänken, und in der Mitte die Musik eines Erfurter Regiments. Am schönsten unter ihren Gesängen tönte: „Was ist des Deutschen Vaterland?" es hallte durch das ganze Thal bis zu den fernen Bergen. Die Menge aber, es mochten wohl an zwölftausend Personen versammelt seyn, war heiter und guter Dinge; am meisten wohl ergötzt von dem fremden, und ihr doch zusagenden Wesen der Studenten. Mehr als ein Dutzend Musikbanden waren auf dem Platze. Und trinken muß der Deutsche bei seinen Festen, und getrunken wurde. Aber trotz aller Lust und Fröhlichkeit, trotz des großen Gedränges und der verschiedenen Elemente, aus denen die Menge bestand, fiel auch nicht die geringste Störung und Unordnung vor. Auf Alle schien die Bedeutung des Festes zu wirken; und wohl hat es eine große Bedeutung. Zweitausend Krieger aus dem Weimarschen Kreise, der schwerlich mehr als 120,000 Einwohner zählt, können sich noch vereinigen, nachdem so viele ihrer Brüder auf den vielen Schlachtfeldern geblieben — als die Schlacht an der Katzbach geschlagen war, führte Major Lincker, jetzt General, dem alten Blücher 50 Mann von 800 Thüringern vor und empfing das Lob der Tapferkeit Angesichts der ganzen Armee, — nachdem 27 Jahre seit der letzten Schlacht verflossen, und welche Opfer hat seitdem der Tod gefordert! Wahrlich, die Erhebung Deutschlands muß groß gewesen seyn, wo Keiner sich besann, sich unter die Fahnen zu stellen und zur Befreiung des Vaterlands in den Tod zu gehen. Im Andenken an diese Zeit und diese Erhebung aber liegt die Bedeutung dieses Kriegerfestes, dieses Volksfestes. Seit Deutschlands Länder sich mehr vereinigt haben, seit sie mehr zusammenhalten und nach einem Ziele streben, haben sich die Kriegerfeste wenigstens bei uns in Thüringen entwickelt und ausgebildet. Die Studirenden benahmen sich im reinsten Sinn einer akademischen Jugend, die fühlt und denkt. Die Bürger Jena's aber schienen an die Schreckenstage von 1806 zurückzudenken und um so mehr die Bedeutung des großen Siegesfestes zu fühlen; sie feierten den Tag so recht aus vollem Herzen und hielten ihre Gäste noch am nächsten Tag zurück, um mit ihnen fröhlich zu seyn.

Beilage: Kunstblatt Nr. 56.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 168.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 15. Juli 1842.

Wo steuert hin das Schiff im Wogentanz?
Mit Menschenfracht ist's überladen ganz.
A. Grün.

Donaufahrt von Presburg nach Semlin.

Ein heiterer Morgen stieg am 25sten April über Presburg herauf; der Kessel des reisefertigen Dampfschiffes Franz brodelte und aus dem Schornsteine wirbelte der schwarze Rauch hoch empor. Allmählig füllte sich das Fahrzeug; ein Schuß verkündete die Nähe der Abfahrt; jezt erklang die Glocke, und Alle, welche ihre Freunde bis auf das Schiff begleitet hatten, eilten davon, um nicht, wie es schon vorgekommen, eine unfreiwillige Fahrt mitzumachen. Bald brausten die Wogen um das Steuer und schäumend zogen sie hinter den Rädern der Maschine in zwei langen, immer weiter aus einander gehenden Wellenstraßen hin. — Alles blickte rückwärts nach dem freundlichen Presburg und der lieblichen Gegend umher. Immer mehr verschwamm das schöne Bild, und nur die großen Recken des langen, im Westen ziehenden Gebirgskammes standen noch frei vor dem Auge. Am längsten blieb von der Stadt die Schloßruine sichtbar, die aber in ihrer galgenartigen Gestalt eben keinen freundlichen Anblick gewährte.

Die große Insel Schütt zur Linken fuhren wir zwischen Gebüsch dahin. Der Reiz der Gegend schwand, denn Alles war noch unbelaubt. Jezt hatte ich Zeit, Schiff und Reisegesellschaft zu mustern. In die hübsche, obgleich nicht immer comfortable Cajüte hatte sich, weil ein kühler Nordost blies, ein Theil der Passagiere zurückgezogen. Gegenüber dem Saale für die Männer war das heute schwach besezte Frauengemach. Im Ganzen zählte der erste Rang überhaupt nicht über fünfzig Personen, weßhalb man sich überall frei bewegen konnte. Da die Mehrzahl der Gesellschaft von Wien herabgekommen war, so herrschte allenthalben das deutsche Element vor, und erst weiter hinab ward man eigentlich an Ungarn erinnert. Unserem Capitän, einem Dalmatier, sah man den ächten Seemann an, und seine Ruhe und Sicherheit hätte auch den Furchtsamen dreist machen müssen. Als eine Person von Gewicht erschien ein nach Ibrail reisender österreichischer Konsul. In welcher Sprache auch geredet wurde, in jeder war er so fertig, daß man nicht wußte, welches eigentlich seine Muttersprache war. Deutsch, französisch, illyrisch und griechisch habe ich ihn mit gleicher Geläufigkeit sprechen hören. An ihn schloß sich ein jüdischer Kaufmann aus Bucharest an, der in Europa ziemlich zu Hause war, aber auch von seiner Wichtigkeit und Gewandtheit einen sehr hohen Begriff hatte. Insbesondere schien er es sich zur Aufgabe gestellt zu haben, den Damen den Hof zu machen. Auf dem Schiffe und im Postwagen rücken die Menschen einander naher, und wenn man ihm nur nicht gerade auswich, so hielt er es schon für eine halbe Eroberung. Seinen vertraulichen

Erzählungen nach hatten ihm noch wenig Herzen widerstanden. Wir waren bis nach Semlin beisammen, und ich fand in ihm seine Glaubensgenossen aller Bildungsstufen und aller Zonen treu repräsentirt; insofern mußte man ihm eine gewisse Universalität zugestehen. Ein paar seiner Glaubensgenossen, Großhändler aus Pesth, verhielten sich meist ruhig, und man sah ihnen nicht an, daß sie die Leute waren, welche eine nicht unbedeutende Anzahl von Edelleuten und Magnaten durch ihr Geld von sich abhängig machten.

Einförmig blieb die Fahrt bis nach Gyonyö, dem ersten Landungsplatze von Presburg aus. Hier treten stets eine Menge von Passagieren ab und zu, weil hier die Straße von Raab her kommt. Von hier an macht sich Ungarn bereits mehr geltend, und man hört die magyarische Zunge schon häufiger. Aus dem ächten Magyaren leuchtet eine solche Eigenthümlichkeit, daß man ihn bei einiger Uebung auf den ersten Blick erkennt. Man kann sagen, sein ganzes Wesen, sein Gesicht und seine Sprache stehen in solchem Einklange, daß immer eines das andere ergänzt. Sieht man ihn von Gesicht, so hört man ihn gleichsam schon sprechen, hört man ihn und sieht ihn nicht, so malt man sich in der Phantasie gleich sein Bild. Weniger am Accent als am Ton der Sprache unterscheidet man ihn vom Slaven und Deutschen, wenn auch diese das Ungarische noch so richtig und fertig sprechen. Die meist tiefe Stimme, das Abwägen der Sylben, die Ruhe beim Steigen und Fallen der Töne, dieß Alles ist so eigener Art, daß ich mich selten getäuscht habe, wenn ich unter Magyaren, Slaven und Deutschen war, die alle ungarisch sprachen. Was die neu aufgekommene Magyaromanie anbelangt, so scheint sie schon ein wenig gemäßigter aufzutreten, und nur Halbgebildete und Rohe machen sie noch geltend.

Zwischen Gyonyö und Komorn begegnete uns das neue Dampfschiff Karl, welches so flott arbeitete, daß es stromauf nicht viel langsamer fuhr, als wir stromab. Man salutirte mit zwei Kanonenschüssen von jeder Seite. Auf beiden Fahrzeugen standen die Passagiere auf dem Verdecke und grüßten sich gegenseitig, bekannt und unbekannt. Das Schiff Karl hat eine so gute, kräftige Maschine, daß es in den ersten Tagen des Mai die Fahrt nach Orsowa machte, bis wohin sich noch kein Dampfschiff gewagt hatte, und es die Gewalt des Stromes in den Wasserschnellen des Kasan und Islasch (zwischen Trenkowa und Orsowa) stromaufwärts siegreich überwand. Damit ist in der Donaudampfschiffahrt ein großer Schritt vorwärts gethan, und man darf sich künftig nur noch vor dem eisernen Thore (in der Wallachei) aus- und unterhalb wieder einschiffen. Würde endlich auch dieses Hinderniß beseitigt, so gäbe es bis in's schwarze Meer keines mehr. — Die Donau zog jezt durch unliebliche Ebenen, und erst unterhalb Komorn gewinnt die Gegend einigen Reiz durch die Hügelkette bei Neßmely, auf welcher einer der angenehmsten Ungarweine wächst. Freilich wurde man davon bei dem eben erst gehaltenen Mittagsmahle nicht viel gewahr, und außer dem Preise ist an dem Weine, den man auf dem Schiffe bekommt, nichts vornehm.

(Fortsetzung folgt.)

Aus König Arsak von Armenien.

(Fortsetzung.)

Im zweiten Theil erscheint Farandsam als Königin, die Zügel der Herrschaft für den haltungslosen König führend, und als Erzieherin ihres jungen Prinzen Para. Arsak hat so eben unter dem Vorwand eines Jagdausfluges sich dem Einfluß Farandsams entzogen und vom alten schlauen Schahpur sich abermals nach Ktesiphon locken lassen. Auf dem Wege dahin, auf der Dreiländergrenze, wo Wasak noch mit seinem Heere steht, um den Rachekrieg für den längst wieder befreiten Patriarchen gegen das römische Gebiet fortzusetzen, hat er dieses Heer an sich gezogen, mit glänzender Tapferkeit die Hauptfestung Nisibin den Römern abgenommen und bedachtlos den mit ihm sich vereinigenden Persern überlassen. Farandsam fürchtet eine Nebenbuhlerin ihrer Macht in einer persischen Prinzessin. Aber ein Rath Schahpurs, den sie in ihrem Solde hat, weiß heimlich den Argwohn des Königs dergestalt zu erregen, daß er plötzlich die Verbindung abbricht und aus Persien eilfertig nach Armenien zu Farandsam zurückkehrt. Die längst gährende Unzufriedenheit in Armenien kommt zum Ausbruch. Nachrichten aus Norden und Süden vom Aufstand gegen den König und Abfall vom christlichen Glauben. Ueberall hat Schahpur dabei die Hand im Spiele. Arsak, von allen Seiten im Gedränge, zieht sich mit Wasak in die Gebirge des höchsten Nordens zurück und überläßt Farandsam ihrem eigenen Schutze. Sie bringt ihren Sohn in Sicherheit und gesellt ihm den gleichalterigen Sohn Wasaks, Wusa, als künftigen Lebens- und Kriegsgefährten. Indessen ist der Patriarch, Arsaks Verbindung mit Farandsam nicht anerkennend, nach Konstantinopel gegangen und hat für seinen König eine kaiserliche Prinzessin geworben, Olympias, die Tochter des Ablabius, früher Verlobte des Constantius, der er erst auf der Reise nach Armenien die schwierige Stellung entdeckt, der sie zitternd entgegen geht. Arsak ist aus den Nordgebirgen siegreich bis an den Araxes vorgedrungen, zu ihm in's Lager kommt Nerses, ihm die Griechenbraut meldend,

die er unſern an ſicherm Ort zurückgelaſſen. Dort empfängt ſie einen Drohbrief von Farandſam, aus dem ſie mit Verzagen erſieht, mit welcher Feindin ſie um König und Reich zu kämpfen habe. Sie folgt willenlos dem Patriarchen nach Armawir zum Könige, der ſie prunkend empfängt. Während ſie ihm zur Linken ſteht, tritt ihm zur Rechten die eindringende Farandſam und behauptet das Recht ihrer Stellung gegen die Fremde, als Königin und als Mutter. Der rathloſe König möchte das Unmögliche, er möchte nun zwiſchen ſeinen zwei Frauen, wie bisher zwiſchen den beiden Weltreichen, Rom und Perſien, vermitteln. Doch das Schwanken der Wage neigt ſich für Farandſam, und den Ausſchlag gibt das Eintreten eines römiſchen Geſandten, der im Namen des neu erhobenen Herrſchers, Julianus, im entſchiedenſten Ton des Befehls ungeſäumte Heeresfolge und Zuzug an den Euſrat fordert, wohin der Kaiſer bereits gegen die Perſer aufgebrochen iſt. Den ſchwankenden König beſtimmt Farandſam, ſeinen Stolz dem höheren des Kaiſers unterzuordnen, und die dieſem, dem abtrünnigen Julian, widerwilligen beiden Verbündeten, Olympias und Nerſes ihm zu opfern. Der Patriarch wird entſezt und fortgeſchickt, die kaiſerliche Braut, verſtoßen, ſtirbt vor Gram oder an Gift.

Arſak im Siegesflug des neuen Weltherrſchers eilt allen bereitwilligſten und muthigſten voran. Nach dem plözlichen Fall des glänzenden Meteors wirft Schahpur, die entmuthigten Römer ziehen laſſend, ſeinen ganzen Grimm auf Arſak, der heldenmüthig ſich vertheidigend zurückweicht und ſich tapfer lange hält, bis er zulezt wieder leichtſinnig der hinterliſtigen Friedenseinladung Schahpurs ſich mit Waſak überliefert, und ſchwach genug iſt, auch die mit ihrem Sohne ſich noch frei erhaltende Farandſam zur Uebergebung und Wiedervereinigung mit ihm aufzufordern. Da gibt ſie ihn ganz auf, um ſelber Armenien für ihren Sohn zu retten. Schahpur, nachdem er ſeine Hoffnung vereitelt ſieht, durch den König auch die Königin in's Neß zu locken, läßt dieſen, den er ſo lange feſtlich und fürſtlich bei ſich bewirthet, nun blenden und in's Schloß der Vergeſſenheit abführen, das perſiſche Staatsgefängniß, in welches nur entthronte Fürſten eingehen, um darin der Welt auf ewig zu verſchwinden. Der treue Waſak wird getödtet. Farandſam vertheidigt ſich auf dem feſten Schloſſe Artogeraſſa und ſchlägt jeden Sturm der Perſerheere zurück. Da erbieten ſich zwei zu den Perſern abgefallene armeniſche Kämmerlinge, Kilak und Artawan, das den Männerwaffen unbezwingliche Weib durch ihre in den Frauengemächern geübten Künſte zur Uebergabe zu bereden, und begeben ſich zu dieſem Zweck auf Artogeraſſa. Aber die unglückliche Fürſtin und Mutter tritt ihnen mit ſo überwältigender Hoheit entgegen, daß, die als Verräther und Verlocker zu ihr kamen, zu ihren Treuen und Ergebenen umgewandelt, ſich erbieten, ſie ſelbſt und ihren Sohn durch die umlagernden Perſerheere hindurch nach Griechenland zu retten. Dieß Anerbieten nimmt ſie für ihren Sohn an, ſie ſelber will ſich als der lezte Mann in Armenien halten. Sobald aber Para von ihr hinweg nach Konſtantinopel entkommen iſt, bricht ihr Muth in ſich zuſammen. Para führt geringfügige und läſſige Hülfsmannſchaft von dort herbei und kann nicht bis zur Mutter durchdringen. Obgleich ganz von der Mutter erzogen, hat er doch zu viel vom Vater an ſich. Doch mit ihm iſt der ſtärkere Muſa, Waſaks Sohn, der ihn vorwärts treibt und ermuthigt. In kleinen Gefechten an der Grenze werden unentſcheidende Siege errungen. Kilak und Artawan indeſſen haben den Patriarchen in ſeiner Zurückgezogenheit aufgeſpürt, der unmuthig in ſeinem Küchengarten der Gärtnerei obliegt und die Weltangelegenheiten nicht vergeſſen kann. Es wird ihnen leicht, ihn dem jungen König Para zuzuführen, der nun, von ihm geſegnet und geweiht, ſich ſtark fühlt und zur lezten Anſtrengung ſich aufrafft, während ein Bote meldet, wie die plözlich verbreitete Kunde vom Wiederauftreten des alten Patriarchen und ſeiner Verbindung mit dem jungen König das ganze Land in Bewegung ſezt.

Zweiter Bote (kommt).

Dem König Heil! ich melde Siegeshoffnung.
Von Bergen und aus Thälern ſtrömt die Menge
Der Jünglinge mit eiliger Bewaffnung
Des Augenblicks von ländlichen Geräths
Verſchiedenheit und Werkzeug aller Art,
Die regelmäßigen Waffen zu verſtärken
Von deiner Schaar, den Reihen eingereiht.

Para.

Was ſäum' ich länger? Wenn für mich das Land
Sich ſelbſt erhob, ſollt' ich mich nicht erheben?
Das Volk ſteht auf: nun richte dich empor,
Mein Königsmuth! O Mutter, ſey du ſelbſt
Nur dieſe Weile noch, bis ich dir komme!
Denn überſtürmend jetzo der entgegen
Gethürmten Hinderniſſe Feindeswall,
Die Nachricht meiner Siege ſelbſt dir bringend,
Auf Rettungsflügeln eilt dir zu dein Sohn.

Muſa.

Auf, alle! laßt uns folgen unſerm König!

(Sie gehen ab.)

Auf Artogeraſſa.

Farandſam und Gajane (ihre Vertraute).

Farandſam.

Gajane, länger halten wir uns nicht;
Das Schiff iſt leck, und Para iſt verſchollen.

Die Seuche würgt, wen Wurfgeschoß nicht traf;
Der Chor der Frauen, der, von dir geführt,
Hieher mir folgte, ward ein Schattenchor,
Der mich umwankt, und immer dünner werdend,
Indem ein Schatten nach dem andern schwand,
Vor mir, der bleichen Sonne Glanz, erblich.
Nun bliebst du mir allein, und ich mir selbst,
Die Männer aber weigern mir den Dienst.
Sie leben nicht von ihrem Muth, sie nähren
Sich von Verzweiflung nicht, wie wir. Gajane,
Nun sey ein Mann, und kannst du das nicht seyn,
So sey ein Weib wie ich. Ich bin entwaffnet,
Bis auf den Dolch, den ich am Busen hier
Verberg', eh ich im Busen ihn verberge,
Um vor Entehrung meine Ehre, nicht
Vor'm Tod mein armes Leben zu vertheidgen. —
Sagt's den Belagrern! wir ergeben uns.

(Der Vorhang fällt und geht sogleich wieder in die Höhe.)

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Juni.

(Fortsetzung.)

Der Friedensorden.

Anders freilich stand es mit dem Gelehrten- und Künstlerstande. Wenn einmal Einer daraus einen Orden erhielt, so hatte es immer Bezug auf irgend eine amtliche Thätigkeit, auf die Aeußerung einer loyalen Gesinnung, welche der damals Macht habenden Partei zusagte. Bei diesem Ursprung der Ordenstertheilung hatte sie unter dem Gelehrtenstande, als solchem, keine Bedeutung, ja es galt wohl gar als Auszeichnung, keinen Orden zu haben. Denn was bedeutete Band und Kreuz auf der Brust so Vieler, wenn Schleiermacher, Fr. v. Raumer u. A. ungeschmückt umhergingen! Mit diesem neuen Orden verhält sich die Sache anders, er hat eine völlig verschiedene Bedeutung, Gunst und Staatsrücksichten sind ausgeschlossen, er wird nur für ausserordentliche Verdienste in Kunst und Wissenschaft ertheilt, er ist das Symbol dafür; die Träger desselben sollen, ausgesprochener Maßen, als erste Lichter darin vor Aller Augen gelten. Wenn sie nun aber vor den Augen des Publikums oder ihrer Kollegen nicht diese Geltung hätten? Dieß ist nun zwar nicht zu besorgen, nur ausgezeichnete Männer sind ernannt. Aber neben ihnen, in jeder Classe, auf der Universität, in der Akademie und sonst wo, sind andere, die sich selbst oder die Andere für eben so würdig, warum nicht auch für würdiger achten. In der Würdigung des Geistes gibt es keine mathematische Norm. Wenn der Nachbar eines Akademikers einen rothen Adlerorden oder gar einen Stern trug, so war der Akademiker, der nichts im Knopfloche hatte, darum nicht weniger in der Wissenschaft, noch unter ihren Repräsentanten. Der Nachbar mit dem neuen Friedensorden aber ist ein in der Wissenschaft vom Staate anerkannt Würdigster, die Würdigkeit der andern tritt also um einige oder mehrere Stufen zurück. Sie waren früher pares, nun sind sie subordinirt. Der Staat wenigstens hat es ausgesprochen und sein Siegel darauf gedrückt.

Niemand bedaure ich mehr als einen der Würdigsten unter den Erwählten, und zwar deßhalb, weil er zugleich der Wähler war. Alexander v. Humboldts Stellung, Einfluß, Ruf brachten es mit sich, daß er dem König bei diesem Geschäfte half. Man erkennt seine Hand; auf ihn fällt also die Verantwortlichkeit im Sinne derer, die mit der Vertheilung nicht zufrieden sind. Konnte der König unter allen seinen Räthen, Freunden, ja unter allen dazu Berufenen einen tüchtigern Rath erwählen? Das wird Niemand behaupten, der Humboldts Kenntnisse, seinen Freisinn, seine reine, uneigennützige Liebe für Kunst, Wissenschaft, ja alle edlen und großen Bestrebungen des menschlichen Geistes kennt. Ja wäre ein Comité ernannt worden aus allen geistigen Notabilitäten Deutschlands, auch sie hätten keine Auswahl der Würdigsten getroffen, welche Allen genügte. Ja schwerlich, daß ihre Wahl nach Stimmenmehrheit nur ein ähnlich würdiges Resultat liefern könnte. Es ist doch hier ein Guß, ein leitender Gedanke sichtbar. Wie würde sich da erst die Wahl nach Freundschaften, Ansichten, beschränkter Nationalvorliebe zersplittert haben! Will man es Humboldt zum Vorwurf machen, daß er die Naturwissenschaften vorzugsweise bedacht hat? Er liebt, schätzt und kennt die Erfindungen und Progresse darin, und es ist eben so unbestreitbar, daß in allen dahin gehörigen Fächern in lezter Zeit eminente Köpfe und Erfindungen sich hervorgethan haben. Aber dennoch ist die Zahl der Physiker unverhältnißmäßig zu den Philosophen, Juristen, Staatsmännern, Künstlern und Dichtern. Ueberwiegt die Materie jezt schon so den Geist in Deutschland? könnte ein Ausländer fragen. Auch dürfte Humboldt, trotz seiner universellen Kenntnisse, in andern Fächern nicht in der Weise mit der Zeit fortgelebt haben, wie in den politischen und Naturwissenschaften; sonst würde, sagt man, der Humboldt, welcher zur Schiller-Goetheschen Zeit in Weimar ein Kenner aller Würdigkeiten im Gebiete des Schönen war, heute sich, wenn nicht nach andern, doch außer ihnen nach noch eben so berechtigten Kandidaten zum literärischen Verdienstorden umgesehen haben.

Als leitenden Gedanken will man finden, daß das Verdienst weniger im Talente und der Kraft, als im Genie gesucht worden. Die entdeckenden, schöpferischen Geister, die einer Sache, wie man sich ausdrückt, einen Ruck gegeben haben, wurden auserwählt, nicht die, welche eine Erfindung, einen Blitz des Gedankens ausgebeutet und für die Menschheit zugänglich gemacht, ihm eine wohlthätige Ausbreitung und Anwendung gegeben haben. Gewiß ein verdienstlicher Verdienstorden, der sich der Urheber großer Erfindungen annimmt, welche die alte Weltordnung in der Regel darben und verkümmern ließ, und die man erst zu ehren anfing, wenn man vergessen hatte, wo ihre Gebeine ruhen. In dieser Hinsicht verdient Daguerre diesen Orden unbedenklich. Aber auch Liszt? Ich kann Ihnen vertrauen, das fragt man schon in Berlin; ich habe es sogar aus dem Munde von Enthusiasten gehört, nur nicht von Enthusiastinnen. Die Maler fragen: wie, Overbeck nicht im Kapitel der Ritter! ein Genius, der eine solche Bahn gebrochen, während einer oder einige Andere, die geschickt und talentvoll auf dieser Bahn vorschritten, betreuzt sind! oder vielmehr nicht betreuzt. Denn mit vielem Scharfblick entdeckt man, daß das Ordenszeichen von der Kreuzesform abweicht.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 72.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 169.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Sonnabend, den 16. Juli 1842.

Knecht. — Heil königlicher Fürſt!
König. — Heil edler Pair!
Wer übertheuert nun den andern mehr?
Wer biſt du? und wie biſt hieher gekommen,
Wo niemand hinkommt als der finſtre Hund,
Der Speiſe bringt, das Mißgeſchick zu ſtillen?

A. W. Schlegel,
nach Shakespeare.

Aus König Arſak von Armenien.

(Fortſetzung.)

Chorus.

Verzweiflung ſinkt und unterliegt,
Wenn nächſt am Ziel die Hoffnung ſiegt.
Um eine Stunde kommt Entſatz
Zu ſpät dem aufgegebnen Platz.
Laßt über rauchendes Geſtein,
Und über trümmerndes Gebein
Euch führen, über Raum und Zeit,
Zum Schloſſe der Vergeſſenheit:
Zu dem ein treuer Mann hier naht,
Der noch die Bühne nicht betrat;
Drum nenn' ich ihn Euch: Trasdamat.

Fünfter Aufzug.

Vor'm Schloß der Vergeſſenheit.

Trasdamat (an's Thor pochend).

Thut auf die Pforte!

Pförtner.

Wer ſucht Eingang hier?

Trasdamat.

Ein Lebender.

Pförtner.

Was will er bei den Todten?

Trasdamat.

Den Traum des Lebens einem Todten bringen.

Pförtner.

Du willſt herein?

Trasdamat.

Ja.

Pförtner.

Und heraus?

Trasdamat.

Was fragſt du?

Pförtner.

Weil, wer hier eingeht, nie herausgeht wieder,
Vom Grab verſchlungen der Vergeſſenheit.

Trasdamat.

Laß mich nur ein!

Pförtner.

Haſt du den Talisman,
Der dieſes Schloß allein erſchließen kann?

Trasdamat.

Der offne Brief des Schah's mit Namenszug
Und Sonnenſiegel iſt in meiner Hand.

Pförtner.

Die Sonne dieſes Siegels' bet' ich an,
Und vor dem Namenszug beug' ich mein Haupt;

Doch schließt der Schlüssel mir noch nicht das Räthsel
Von deiner seltsamen Erscheinung auf.
Denn nur gefallne Fürsten, die die Welt
Nicht will behalten, sendet man hieher;
Du aber scheinst mir meines gleichen einer:
Was machte dich der Strafauszeichnung werth?

Trasdamat.

Lies diesen Brief, sein Inhalt sagt es dir.

Pförtner.

Ich will's, wenn ich vor ihm den Staub am Boden
Geküßt und den Befehl auf's Haupt gelegt.
Nun les' ich laut: Schah Schahpur Schahinschah,
Der Herr der Welt und Diener des Ormisdas,
Befiehlt dem Sklaven seines Fußestaubs,
Der Wach' am Schloß hält der Vergessenheit,
Dem Ueberbringer dieses Briefs und Siegels
Das Thor zu öffnen, und den Zutritt ihm
Zu jedem der Gefangnen frei zu geben,
Wie er es selber fordern mag. — Ich staune.

Trasdamat.

Ist unverständlich dir im Brief ein Wort?

Pförtner.

Kein's ist mit unverständlich, doch ich staune.

Trasdamat.

Worüber staunst du?

Pförtner.

Wie in solche Hand
Ein Brief von solchem Inhalt kam.

Trasdamat.

Darüber
Zu staunen, hast du Zeit genug nachher,
Wenn du mich eingelassen. Laß mich ein!

Pförtner.

Zu welchem der Gefangnen führ' ich dich?

Trasdamat.

Zu Arsak, König von Armenien.

Pförtner.

Herein! ich führe dich zu dem, der draußen
Arsak, der König von Armenien, hieß.

Im Innern.

Arsak.

Ich bin vergessen; könnt' auch ich vergessen,
Die Welt vergessen, welche mich vergaß!
Vergessen, was ich war, und was ich bin!
Vergessen, was ich that, und was ich litt!
Wie oft ich that, was ich nicht sollte thun,
Nicht wollte thun, und dennoch that! wie oft
Nicht that, was thun ich sollte, konnte thun,
Auch wollte thun, und nicht that! Könnt' ich das
Vergessen, mich vergessen, und ich wäre
Ein König glücklicher Vergessenheit.

Trasdamat (tritt ein).

Dein treuer Sklave grüßt dich, König Arsak!

Arsak.

Wer bist du, Mann, der meinen Namen nicht
Vergessen hat, sogar noch weiß, daß ich
Ein König war?

Trasdamat.

Dein Sklave Trasdamat.

Arsak.

Ich kenne dich und deinen Namen nicht.

Trasdamat.

So hat im Schlosse der Vergessenheit
Mein König sein Gedächtniß selbst vergessen.
Erinnre dich! ich bin der Trasdamat,
Der deines Vaters Jugend einst gepflegt,
Dann zu der dein'gen Pflege übergehend,
Stets unermüdlich war in deinem Dienst,
Und deiner Nah und deiner nähern Gunst,
Ja deines nächsten innigsten Vertrauens
Mich immer freute, nie von dir und nie
Von deinem Hof und deiner Gnad' entfernt;
Dem deiner Schlösser Hut du anvertrautest,
Der Schätze Kammern und der Frau'n Gemächer;
Den du nur deinen treuen Trasdamat,
Den deinen Vater Trasdamat du nanntest.

Arsak.

Nun kenn' ich dich, mein treuer Trasdamat!
Ja, Vater Trasdamat! so nannt' ich dich.
O Vater Trasdamat, nun bin ich älter
Als du, deßwegen hab' ich dich vergessen,
Mit allem andern, was ich hier vergaß,
Mit meinem Glück hab' ich auch dich vergessen;
Denn hier vergaß ich nur mein Unglück nicht.
Wie aber drangest du herein zu mir?
Hat dir der Pförtner nicht den Weg gesperrt?

(Fortsetzung folgt.)

Donaufahrt von Presburg nach Semlin.

(Fortsetzung.)

Wir steuern auf Gran los, dessen Kathedrale wir schon in der Ferne sehen. Kardinal Rudney, Erzbischof von Gran und Primas von Ungarn, ward vom Tode überrascht, ehe dieser von ihm unternommene großartige Bau zur Hälfte beendigt war. Während des

neunjährigen Interregnums blieb Alles liegen, die Gerüste stürzten zusammen und der Kathedrale drohte das Schicksal, zur Ruine zu werden, noch ehe sie aufgebaut war. Der jetzige Primas hat sich ihrer angenommen, indem er den Bau, wenn auch nicht mit gleichem Aufwande, wie sein Vorgänger, doch kräftig fortführen läßt und ihn wohl auch zur Vollendung bringen wird. Oben auf einem Felsen thronend und nach allen Seiten weit in's Land blickend, ist dieser Tempel eines der interessantesten Bauwerke und eine würdige Kathedrale von Ungarn. Freilich ist noch viel zu thun, und wenn endlich auch der Tempel vollendet seyn wird, so sind noch viele Trümmer der alten Feste wegzuräumen, und dann auch der ganze Dom noch auszustatten, so daß das Leben des jetzigen Primas zur Vollführung alles dessen wohl kaum ausreichen wird.

Endlich wird die Gegend malerisch. Zur Linken reichen die Arme des Hontergebirges bis herüber und spiegeln sich im großen Strome; zur Rechten stehen die Bollwerke, zu welchen hier jene Hügelkette von Neßmely angewachsen ist. Klein und groß wie einen Volkshaufen sieht man sie zu beiden Seiten, und vielfach wechselt das bunte Treiben, indem immer Einer den Andern verdrängt. Nun tritt die Ruine der Feste Vicegrad in den Gesichtskreis, und alle Blicke richten sich nach ihr. Im Interesse, das sie erregt, streiten Gegenwart und Vergangenheit. Sie war Burg und Gefängniß von Königen des Landes, und nun steht sie da, ein graues Gerippe, aus welchem beim Mondschein, wo ich sie einst gesehen, die Geister hervorzublicken scheinen. Um sie zu bannen oder zu sühnen, hat die fromme Andacht an der Seite einen Kalvarienberg errichtet, auf welchem es sich gewiß mit mehr Inbrunst beten läßt, als in manchem entweihten Tempel. — Noch lange richten sich die Blicke der Reisenden nach diesem Punkte, obgleich der Steuermann, der dieß alle Wochen viermal sieht, kaum begreift, wie das irgend ein Interesse haben kann. Auch unser unterhaltender Israelit that den Uebrigen gleich, obgleich er meinte, er habe schon viel Schöneres gesehen. — Waitzen, wiederum ein Bischofssitz, ist die lezte Station vor Pesth. Diese unschöne, lang gedehnte Stadt nährt sich vom Fruchthandel, aber auch der Krummstab bringt manches Scherflein in Umlauf. — Hätte ich es auch nicht schon gewußt, so wäre es mir bei der kurzen Landung nicht entgangen, daß dieses Städtchen sich durch die Schönheit des weiblichen Geschlechts auszeichnet; gleich einer Perlenschnur war eine Reihe hübscher Gestalten hier aufgestellt.

Abends nach sieben Uhr schwammen wir zwischen Ofen und Pesth. Kanonendonner von unserem so wie von den vor Anker liegenden Dampfschiffen hallte von den Felsen wieder, worauf die Festung Ofen steht. Sausend fuhren wir zwischen den Pfeilern der im Bau begriffenen Brücke hin, wandten kühn den Kiel und landeten eine Minute später. Ich wanderte in den Gasthof zur Königin von England, um nach zweitägiger Rast die weitere Fahrt nach Semlin anzutreten. So kam ich denn am 28sten April früh um 6 Uhr auf die Galathea, die als Dame schon mehr geputzt war, als der alte Franz; aber dennoch hatte ich unterwegs noch oft Veranlassung, an diesen zurückzudenken. Daß wir nunmehr dem Osten entgegenfuhren, daran ward man durch Alles erinnert. Vieles vom aufgeladenen Gepäck trug die Adresse „Konstantinopel," und ein guter Theil der Passagiere war aus dem Orient, wie Sprache und Kleidung zeigte. — Das an der Donau herab festlich geschmückte Pesth ward unsern Blicken bald entrückt, aber länger sahen wir die Feste Ofen und noch länger den Blocksberg. Man fährt auf dem rechten Arme des bei der Insel Eschepel sich theilenden Stroms, und da derselbe hier nur wenige Krümmungen macht, so rückt man schnell weiter. So hatte ich denn kaum auf dem Verdeck mein Frühstück genommen, als wir schon bei Adony landeten, einige Reisende absezten und andere aufnahmen.

Bis nach Vukovar hinab, d. i. 36 Meilen von Pesth, geht es immerfort fast in gerader südlicher Richtung, und es nahmen daher die Zeichen des sich dieses Jahr so spät entwickelnden Frühlings mit jeder Stunde zu. Während wir oberhalb Pesth nur noch die früh ausschlagenden Gehölze mit einem grünen Schimmer gesehen hatten, da standen hier schon sämmtliche Gebüsche in saftigem Grün. Die Nachtigallen schlugen und eine milde Luft umwehte uns. Da sich dieß aber immerfort auf gleiche Art wiederholte, so wäre es ohne andere Unterhaltung zulezt langweilig geworden. Der Konsul und der Israelit waren wieder bei uns, mit ihnen Kaufleute aus Belgrad und Bojaren aus der Wallachei. Eine junge Dame aus Wien, die ihrer Aussage nach als Erzieherin nach Konstantinopel ging, trat bald als eine Hauptperson auf. Polin von Geburt, war sie ein treuer Spiegel ihrer Nation; etwas kokett, nahm sie die Huldigungen der Männer als schuldigen Tribut hin. Daß dabei der Israelit in den vordersten Reihen stand, versteht sich von selbst. — Bis jezt hatte ich mich immer nach unserm Kapitän umgesehen, bis ich ihn endlich in einem Manne erkannte, den ich für einen reisenden Kaufmann gehalten hatte. Den Stempel des Seemanns trug er nicht so unverkennbar, wie der auf dem Schiffe Franz; auch beschwerte er, mit Ausnahme der Damen, die Passagiere nicht mit allzugroßer Zuvorkommenheit. — Freundlicher war der Conducteur, welcher voll Gefälligkeit der jungen Polin seine Kabine einräumte, sie aber auch als artiger Wirth lebhaft unterhielt. Der Kabinen sind auf den Donaudampfschiffen fünf, wovon zwei auf

den Kapitän und den Conducteur kommen und drei an Passagiere vermiethet werden. Sie sind sehr bequem eingerichtet, haben aber das Unangenehme, daß man in ihnen stärker als in den andern Räumen des Schiffes geschaukelt wird, was Anfangs leicht Schwindel erregt.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Juni.

(Fortsetzung.)

Der Friedensorden.

Man freut sich, daß Meyerbeer ein Ritter wurde. Das ist ein Fortschritt, ein Sieg über das Vorurtheil. Aber mit einemmale erwacht Achtung und Liebe für den Ritter Spontini. Warum er nicht? Die Gründe liegen zu Tage. Unter solchen Verhältnissen, nachdem der Monarch ihm eben Ketten und Bande aus königlicher Gnade erlassen, mit einem Strafzettel, kann er ihn nicht sogleich mit einem Orden schmücken; das wäre ein Spott auf die Justiz. Aber nun ruft man, ich glaube auch einer seiner erbittertsten Gegner: Straft ihn und begnadigt ihn nicht, wo er es verdient, aber wo er es verdient, gebt ihm die Ehre! Das hätte etwas für sich in einer antiken Republik, in einem christlichen Staate und zu unsern Sitten will es aber nicht passen. Dann aber sind wieder alle Stimmen einig: wie konnte man Spohr auslassen! So reich bedacht die Physiker sind, sind diese doch gerade am wenigsten zufrieden. Hier sind zu viel Ansprüche. Die im Feuer Entdeckungen gemacht, fragen: sind die Entdeckungen in der Luft wichtiger? oder umgekehrt. Während mehrere jüngere zu Verdienstrittern ernannt sind, deren Verdienst, meint man, noch warten konnte, oder es war schon belohnt, indem der Orden ihre Vordermänner schmückt, sind hochverdiente Veteranen übergangen, die nicht füglich mehr warten können und an den Ehren aus alter Zeit und der historischen Anerkennung zehren. Beim Wort historisch: kein einziger Historiker hat einen Orden erhalten. Seltsam; ist Deutschland so arm an ausgezeichneten Geschichtschreibern? Das soll, wie verlautet, nicht der Grund seyn; aber indem man den Einen ernannte, fürchtete man den Andern zu verletzen, und für Alle war nicht Raum unter den Dreißigen. Ausserdem gibt es viele Berühmtheiten, die, hie und da fußend, zu einem Zwittergeschlechte gehören zwischen Philosophen, Historikern, Dichtern und Künstlern. Ihr Ruf ist groß, ihr Name von Bedeutung, ihr Auftreten von Einfluß; aber der neue Orden soll nicht die Zwitternatur begünstigen. Wie stände es mit den alten Gelehrten des Mittelalters, die das jus divinum et humanum in ihren Arbeitsstuben erschöpft hatten und außerdem noch als Aerzte prattizirten und schrieben!

Meister Ludwig Tieck repräsentirt die deutschen Dichter. Wer hätte es anders erwartet! Und nächst ihm Friedrich Rückert. Wer wollte dem deutschen Sänger der geharnischten Sonette, dem geistvollen Uebersetzer der poetischen Blüthen des Orients Verdienst und Recht absprechen? Aber außer Friedrich Rückert gibt es noch manchen Dichter, dessen Lieder in's Volk eingedrungen sind, den Deutschland anerkennt und mit Stolz den seinen nennt, und wer hat mehr für Erweckung deutschen Sinnes gewirkt, als Ludwig Uhland? Ich glaube auf keinen Fall, daß politische Rücksichten der Ernennung Uhlands im Wege gestanden haben, und rechne es mehr dem zu, daß Rückert im Thiergarten bei Berlin wohnt und Uhland fern an der schwäbischen Alp. Aber bedauerlich ist jedenfalls diese Uebergehung, sie wird von Allen empfunden, was auch unsere Gelehrten zur Vertheidigung sagen mögen, die mehr Rückerts Verdienste als Orientalist, als seine Kraft in Behandlung der deutschen Sprache in's Auge fassen. Rückert ist nicht als Gelehrter, sondern als Dichter aufgenommen, und als solchem stände ihm mindestens als Pair Uhland zur Seite. Von Beider ursprünglicher Begabung ist hier nicht die Frage, wohl aber, wie haben sie auf ihre Nation gewirkt? Der halbe Uhland ist in Musik gesetzt und wird gesungen, seine Lieder werden glossirt und citirt, seine Lieder haben für die Kunst vielfältigen Stoff geliefert. Es wäre schön gewesen, wenn der entschieden deutsche Uhland, obgleich ein entschiedener Liberaler und Oppositionsmann, von dem deutschen Könige, der seine politischen Ansichten nicht billigen mag, der aber in seinem deutsch poetischen Gemüthe seine deutschen Lieder lieben muß, zum Ritter ernannt worden. Der greise Tieck inmitten Rückerts und Uhlands, das war ein schönes Triumvirat.

Auch bei den Dichtern im Auslande ist es mit der Wahl etwas seltsam bestellt. Freilich wahrhaft hervorragende Größen sind überall selten. Hätte man in Frankreich einen Neuromantiker auswählen, oder aus den Resten der Classiker einen erträglichen Namen hervorsuchen sollen? Weder Victor Hugo mit dem Borstenbesen auf dem Drachen, noch Balzac als Verkäufer im Billetsbureau hätten dahin gepaßt. Wenn es das Genie zu krönen gilt, hätte man noch am besten gethan, ein Weib in Beinkleidern zum Ritter zu schlagen. Da sich dieß nicht thun ließ, ist es am zweckmäßigsten, daß man statt George Sand Chateaubriands ehrenwerthe Erinnerung auszeichnete. Der Norden, Rußland, Spanien, Italien haben keine Dichter, die das Blut ihrer Nation hätten pulsen gemacht. Manzoni's Name ist, ehrenhaft in Italien, auch zu uns herübergedrungen. Wenn man aber alle Größen wie Manzoni's bedenken wollte, wie weit hätte man im eigenen Vaterlande mit der Vertheilung gehen müssen! Wie, aber auch in England, dem dichterreichen Lande, kein anderer Dichter aufzufinden, als der Sänger für junge Mädchen und Hofdamen, Thomas Moore! In England, wo Geister und schöpferische Kräfte wie Byrons und Scotts noch eben mächtige Töne anschlugen, die durch die ganze Welt noch jetzt wiederhallen, kein anderer, als der süße Dichter der orientalisch eleganten Lala Rookh! Diese glänzte meist auf einem Hofball. Sie ist bekannter und beliebter in den Boudoirs der Prinzessinnen, als in der Literatur. Mag es daher kommen, daß ein Thomas Moore Englands Dichterkraft repräsentiren muß, während die seine, auch nur gegen Bulwers oder gegen Boz originelle Schöpferkraft behalten, wie ein Sänger gegen einen Dichter zurücktritt? Ich will damit nicht gesagt haben, daß Bulwer oder Boz den Orden hätten erhalten sollen. Es sey nur ein Beleg dafür, wie schwierig die Wahl in allen Theilen war. Doch welche Schwierigkeiten, welche Rücksichten auch überwunden wurden, zeigt uns die Aufnahme Aragos und Jakob Grimms. Wie wenig in ihren politischen Gesinnungen der französische Republikaner und der deutsche Ehrenmann und männliche Dulder auch übereinstimmen mögen, es kostete hinsichtlich Beider gewiß einen Kampf gegen das alte Vorurtheil. Der Sieg ist da; freuen wir uns desselben und lassen in Betracht der glücklichen positiven Resultate einstweilen die negativen Seiten ruhen!

(Fortsetzung folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 170.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Montag, den 18. Juli 1842.

— Den Weg in Eile vollendend,
Ganz die Nacht und die Frühe durchſchwebte das Schiff die Gewäſſer.
Homer.

Donaufahrt von Presburg nach Semlin.

(Fortſetzung.)

Außer der Abwechslung, welche die wenigen Minuten an den Landungspunkten gewährten, war die Fahrt bis nach Mohacs hinab ſehr einförmig; die Gegend iſt außer dem den Strom bekränzenden Gebüſche meiſt fade und eintönig. Bei jeder Landung, wo das Schiff eine ſtarke Wendung machen muß, hat der Steuermann alle Aufmerkſamkeit und Kraft anzuwenden, um genau anzufahren und nicht durch Nachhülfe Zeit zu verſäumen. Dabei entſchlüpften aber unſerer Galathea jedesmal tiefe und bedenkliche Seufzer, und man konnte auf dem Geſicht des Steuermanns leſen, daß nicht Alles ſey, wie es ſeyn ſollte. Der Maſchinenmeiſter kam endlich heran, hob ein Brett auf, um nach dem Steuer ſehen zu können, deckte es bedenklich wieder zu und ging ab. Einige Paſſagiere wurden neugierig, der Kapitän aber gab auf ihre Fragen keinen Beſcheid. Als wir aber endlich in Mohacs anlegten, wo gewöhnlich bei dunkeln Nächten der Morgen abgewartet wird, erklärte er, es werde hier wohl mit der Weiterfahrt bis gegen Mitternacht anſtehen, da eine Reparatur am Steuerruder nöthig ſey. Die Mehrzahl der Paſſagiere ſtieg aus, da die Sonne noch am Himmel ſtand, und ging in den Ort; manche bloß den Uebrigen zu Gefallen, Andere um das Schlachtfeld zu ſehen, wo zweimal Ungarns Schickſal entſchieden worden: das erſtemal im Jahre 1526, wo König Ludwig II. hier vom Sultan Soliman auf's Haupt geſchlagen wurde und dann die Türken wie ein reißender Strom vordrangen. Das Gegenſtück zu dieſer Schlacht lieferte 1687 Herzog Karl von Lothringen, der die hier von ihm geſchlagenen Türken zum Lande hinausjagte. — Mohacs iſt, wie alle ungariſchen Ortſchaften der Art, ein Marktflecken, der ſich auf einer weiten Fläche in einer Menge von Gaſſen hinzieht, die bei Regenwetter Sümpfe ſind und geübte Fußgänger erfordern. Die Beſichtigung war bald vorüber und die Paſſagiere ſuchten bei der Rückkehr die Cajüte, um ſich zur Nachtruhe zu begeben, die indeß durch die Ausbeſſerung des Steuerruders ſehr geſtört wurde.

Kaum war Mitternacht vorüber, ſo wurden wir wieder flott. Mir war es da unten zu eng, und als ich auf das Verdeck kam, ſtieg eben der Mond über die weiten Gefilde auf, wo jene beiden Schlachten geſchlagen wurden. Der Eindruck, den ich empfand, war tief und eigenthümlich; dazu kam noch das Geiſterhafte, das in dem Flimmern und Glitzern des Waſſers lag, auf welches die Mondſtrahlen fielen. — Der Kapitän ſchritt unruhig über das Verdeck und meinte, das Steuerruder ſey in

ſehr ſchlechtem Zuſtande. Es war die erſte Aeußerung, die er darüber laut werden ließ. Der Steuermann, an welchen ich mich wandte, meinte aber, bis nach Semlin werden wir ſchon ohne Unfall kommen. Nachdem ich hierauf zwei Stunden in der Cajüte im Halbwachen zugebracht und von meinem Schlafnachbar, einem Hauptſchnarcher, ein Concert abgehört hatte, ſtieg ich wieder hinauf. In hellem Schlage begrüßten mich die Nachtigallen, und die roſenfingrige Eos lüftete den Schleier im Morgen. An den Seiten des Stroms, über welchen wir dahin brausten, lauſchten neugierige Roſſe und Rinder, welche hier die Nacht auf der Weide zugebracht und ſcheu in's Gebüſch flohen, wenn das Schiff bei einer Biegung des Fluſſes dem Ufer nahe kam. Zwiſchen dem Schlage der Nachtigallen vernahm man die ſingenden, pfeifenden und zwitſchernden Stimmen der Waldvögel, und Alles glich der Vorbereitung zu einem großen Feſte. — Die Gluth im Oſten nahm zu, und als wir eben in einer Biegung des Stroms fuhren, ſtieg die Sonne ſtrahlend empor. — Immer noch war ich allein, bis endlich die Schläfer einer nach dem andern herauf kamen und ſich von dem ſchönen Sonnenaufgange erzählen ließen. Ich hatte ihn allein und darum ungeſtört genoſſen.

Die unzähligen mäandriſchen Krümmungen, welche die Donau von Tolna ab bis nahe an Vukovar macht, waren nun faſt alle zurückgelegt. Bei jeder ließ das Steuer ſeine Klagetöne hören, auch ward dem Steuermann die Arbeit ſehr ſauer, weil es ſeinem Willen nicht ohne Anſtrengung folgte. — Jezt trat die ſlavoniſche Gebirgskette in unſern Geſichtskreis, die ihre Ausläufer bis nahe an Vukovar ſendet. Dieſes ſelbſt, eine romantiſch gelegene Burg, thront auf einer äußerſten Spitze derſelben. Unterdeß hatte die Donau den bedeutenden Fluß Drau aufgenommen, ohne daß man ihr den Zuſchuß anſah. Sie gleicht dem Reichen, deſſen Schätze durch Gewinne von Tauſenden kaum merklich vermehrt werden.

Wir waren in den Garten des Oſtens von Europa eingetreten. Syrmien, eine kleine Provinz, heißt mit Recht ſo. Natur und Menſch ſtehen hier im Einklange, denn von den reizend begrenzten Ufern Illoks ſtiegen Frauengeſtalten auf unſer Schiff, bei denen man zweifelhaft war, welcher man den Apfel reichen ſollte; dazu die in ihrem Munde ſo lieblich klingende illyriſche Sprache — das eigentliche Serbiſche — die der italieniſchen ſo nahe verwandt iſt, und von ſchönen gebildeten Frauen geſprochen, allen Wohlklang dieſer und der polniſchen in ſich vereinigt. — Daher mag es wohl auch kommen, daß tiefer hinab die Wallachen, z. B. im Banat und auf der untern Militärgrenze, in gebildeten Cirkeln dieſe Sprache reden, ohngefähr wie man in Deutſchland das Hochdeutſche über alle deutſchen Volksdialecte ſezt.

(Schluß folgt.)

Aus König Arſak von Armenien.

(Fortſetzung.)

Trasdamat.

Ein Brief des Schahs hat mir den Weg eröffnet.

Arſak.

Und welche Gunſt gab dir des Schahes Brief?

Trasdamat.

Mein König! Als zulezt ich in Sophene
Und Ingilene deiner Burgen pflag,
Verrieth der Herr von Ingelene mich,
Und lieferte mich in des Perſers Hand,
Grad um die Zeit, als in dieſelben Hände
Du fieleſt und bieher geführet wardſt.
Da dacht' ich: könnt' ich meinem Herren dienen,
Wie einſt in ſeinem Schloß, im Kerker jezt!
Ich ſah, daß ich für dich nicht kämpfen konnte
Mit meinem Arm, der ſelbſt gefangen war,
Wie für dich kämpfte, was von freien Armen
Geblieben in Armenien war, und gab
Mit einer Schaar von Mitgefangenen
Landsleuten mich des Schahs Geboten hin,
Um ihm zwar minder gern als dir, doch eben
So treu zu dienen wie ich dir gedient.
Da ſendet' er, indeſſen ſeine Krieger,
Zum Untergang Armeniens vereint,
Nach Weſten ſtrömten, ſendet' er nach Oſten
Uns gegen andre Feinde ſeines Reichs,
Die Baktrier, mit Waffen in der Hand,
Die wir mit Muth dort führten und mit Ruhm.
Als die mit uns geſandten Perſer wichen,
Und Schahpur ſelbſt gefangen in die Hand
Des Feinds zu fallen in Gefahr ſich ſah;
Da ſtürzt' ich, treu dem Dienſte meines Herrn,
Dir ſelbſt zu Ehren, deinem Feinde treu,
Als dächt' ich nur an dich und nicht an ihn,
Stürzt' ich mich auf den Feind mit einer Handvoll
Zuſammen ſchnell geraffter Flüchtlinge,
Zum Stehn gebracht und zum erneuten Kampf
Durch meine Zuſprach' und mein Beiſpiel ſelbſt,
Und riß den Schah aus der Gefahr zum Sieg.
Da that den Schwur mir ſeine Dankbarkeit,
Mir zu gewähren, was ich fordern möchte.

Arſak.

Was forderteſt du da?

Trasdamat.
Ich forderte
Eingang zum Schloſſe der Vergeſſenheit,
Und offnen Zutritt.

Arſak.
Um mich zu befreien?

Trasdamat.
Um einen Tag als Herrn dich zu bedienen.

Arſak.
Warum hinauszuführen nicht als Herrn?

Trasdamat.
O König Arſak, denkſt du noch an Herrſchen?

Arſak.
Nein, Vater Trasdamat, du mahneſt recht.
Ich habe lang genug geherrſcht, ich habe
Zu lang geherrſcht; es hat mich beſſer nicht
Das Herrſchen, mich nicht glücklicher gemacht.
Doch gab dir Schahpur die Erlaubniß gern?

Trasdamat.
Er ſtellte ſeine Schätze mir zur Wahl,
Er bot mir Burgen, Städte, Länder an,
Wenn ich ihn ſeines Eids entlaſſen wollte,
Und abſtehn von der Forderung, durch die
Ein altes Reichsgeſetz gebrochen würde,
Das jedem andern, als gefangnen Fürſten,
Den Eingang hier in dieſes Schloß verſagt.

Arſak.
Ein traurig Fürſtenvorrecht. Doch du ſchlugeſt
Die Schätze aus?

Trasdamat.
Ich that's, um einen Schatz,
Den ich dir aufbewahrt, dir zuzuführen.

Arſak.
Welch einen Schatz? was ſollen Schätze mir
Hier wo ich ſie nicht brauchen kann.

Trasdamat.
Doch dieſen
Kann du hier brauchen.

Arſak.
Vater Trasdamat,
Welch einen Schatz?

Trasdamat.
Ein treues Dienerherz.

Arſak.
O treuer, treuer Vater Trasdamat!
Den Schatz muß doch mir König Schahpur laſſen,
Da er mir alle andern Schätze nahm.
Er läßt mir ihn nicht gern, er hätte gern
Gebrochen ſeinen Eid, um nur den Schatz,
Den kleinen Schatz mir nicht zu laſſen (klein
Für ihn, und groß allein für mich) und bateſt
Du um den großen, meine Freiheit, ihn,
Und um den größern meiner Herrſchaft gar,
So brach er dir gewiß ehr ſeinen Eid,
O Trasdamat, drum haſt du recht gebeten.

Trasdamat.
Ich habe recht gebeten, denn gerecht iſt
Dem Diener, zu bedienen ſeinen Herrn.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Juli.

Abbé Dupanloup. — Scribe.

Unter die hier ſich auszeichnenden Prediger gehört der Abbé Dupanloup, welcher beſonders während der Faſten auftritt, wenn jede Pfarrkirche ſich mit einem berühmten Prediger zu verſehen pflegt. Zuweilen werden die Prediger aus der Provinz verſchrieben; aber die beſten liefert Paris ſelbſt. Die Regierung hat den Abbé Dupanloup zum Profeſſor der geiſtlichen Beredſamkeit an der hieſigen theologiſchen Fakultät ernannt; dieß war eine recht gute Wahl; ſie konnte dazu beitragen, die theologiſche Fakultät, welche ſeit langer Zeit wenig leiſtet, wieder zu heben. Da die theologiſchen Kandidaten in Frankreich ſich meiſtens in den Seminarien ausbilden, ſo werden die theologiſchen Fakultäten an den franzöſiſchen Akademien ſehr wenig beſucht. Aber in den geiſtlichen Seminarien ſind keine Lehrer der Kanzelberedſamkeit wie Abbé Dupanloup; ſeine Vorträge mußten daher eine Menge Zuhörer anziehen. Die franzöſiſche Kleriſei iſt aber leider ſo aufgelegt zum Polemiſiren und namentlich von einem ſo glühenden Haſſe wider Voltaire beſeelt, daß ſie es nicht laſſen kann, ihn bei jeder Gelegenheit vorzunehmen und zur Zielſcheibe ihres Grimms zu machen. So ließ es ſich Abbé Dupanloup auch in einem ſeiner erſten Vorträge einfallen, aus einem Briefe Voltaires einige Stellen, ohne Rückſicht auf ihren Zuſammenhang, auszuziehen und aus denſelben zu folgern, Voltaire habe ſeinen Anhängern die Lüge als eine Pflicht empfohlen. In beſagtem, an einen vertrauten Freund in ſcherzhaftem Tone geſchriebenen Briefe ſpricht Voltaire von einem neuen Theaterſtücke, das er wolle aufführen laſſen; da er jedoch fürchtet, wenn es ruchbar würde, daß er der Verfaſſer ſey, möchten ſeine Feinde das Stück zum Falle bringen, ſo beſchwört er ſeine Freunde, ſteif und feſt zu behaupten, das Stück ſey nicht von ihm; eine ſolche Lüge ſey nicht allein erlaubt, ſondern eine Pflicht für die, welche ihm wohl wollen. Man braucht nur den ganzen Brief zu leſen, um ſich zu überzeugen, daß Voltaire nur eines im Sinne hatte, die Furcht durchzufallen, wenn ſeine Feinde erführen, daß er das neue Stück geſchrieben. Statt nun den ganzen Brief vorzuleſen oder ſich mit demſelben gar nicht abzugeben, da er mit der geiſtlichen Beredtſamkeit nicht das Mindeſte zu thun hat, las Abbé Dupanloup die einzige Stelle über das Lügen, und wollte daraus beweiſen, daß die Philoſophen des 18ten Jahrhunderts die Lüge als etwas ganz Gleichgültiges in der Moral

behandelt. Einige nicht theologische Studenten unter den Zuhörern empörten sich darüber und pfiffen. Es entstand eine bedeutende Verwirrung und die Vorträge des Abbé Dupanloup wurden einstweilen suspendirt. Die ultramontanistischen Blätter beklagen sich darüber, daß man die interessanten Vorträge eines so beredtsamen Lehrers wegen einiger Ruhestörer unterbreche, und daß die Regierung nicht stark genug sey, den Professor gegen solche Anfeindungen zu schützen. Was soll aber die Regierung machen, wenn der Professor, statt seine Schuldigkeit zu thun, sich in eine Polemik einläßt, welche mit seinem Fache nichts zu schaffen hat, und vollends Voltaire angreift, den die Weltleute in Frankreich so hoch schätzen, als ihn die Geistlichkeit heruntersezt? Vollends aber muß es empören, wenn ein Geistlicher die Worte eines Schriftstellers absichtlich verdreht. — Ein Mann, von welchem man in diesen Tagen mehr sprach als gewöhnlich, obschon man eigentlich nie aufhört, von ihm oder vielmehr von seinen Werken zu sprechen, ist Scribe; dießmal galt es jedoch seiner Person. Man hatte erfahren, daß Scribe, welcher so viele hundert Verliebte auf der Bühne verheirathet hat, endlich sich entschlossen habe, es seinen Helden nachzuthun, und die Zeitungen erzählten viel von der Veranlassung dieser Heirath; die Geschichte ist wohl bereits allgemein bekannt. Die Klatscher behaupten, Scribe habe drei Damen geliebt und jede derselben habe ihm einmal ein Billet geschickt mit der Aufforderung, sie an einem bestimmten Abende abzuholen, um sie in ein Boulevardtheater zu führen und mit ihr der Aufführung eines beliebten Melodrams beizuwohnen; dieß habe ihn zu ernstlichen Betrachtungen veranlaßt; er habe gedacht, wenn er sich verheirathe, und seine Frau ebenfalls Lust hätte, ein beliebtes Melodram zu sehen, so brauche er doch nur einmal der Aufführung des Stücks beizuwohnen, wogegen jezt seine drei Maitressen ihn zwängen, dreimal dieselbe Langeweile auszustehen; demnach habe er sich nach einer Frau umgesehen.

(Fortsetzung folgt.)

Berlin, Juni.

(Fortsetzung.)

Brochurenliteratur. — Geist der Zeitungen.

Eben wird ein biographisches Werk über die neuen Ordensritter angekündigt, welches höchsterseits unterstützt werden soll. Wenn es, wie man hofft, Autobiographien liefert, so dürfte es von Interesse werden. Unsere Tagesliteratur, die sich mit Zeitfragen beschäftigt, nimmt überhaupt einen vorher nicht erwarteten Aufschwung, wenigstens nicht in der Art erwartet, wie er sich zeigt. Unsere Zeitungen haben noch immer nur sehr mäßig von der Preßlicenz Gebrauch gemacht; es scheint ihnen unmöglich, daß sie sich zu leitenden Artikeln, sey es über inländische oder ausländische Fragen, erheben, und das Publikum bleibt in dieser Hinsicht auf die beiden Allgemeinen oder die Provinzialblätter verwiesen. Dagegen blüht die Brochurenliteratur auf. Unbewußt spricht sich darin vielleicht ein richtiger Takt aus. Brochuren sind nur für verhältnißmäßig Wenige, und die Zahl derer, welche sich für öffentliche Angelegenheiten interessiren, ist doch noch immer, wenn sie auch täglich wächst, noch nicht der großen Masse der Zeitungsleser gleich. Gewisse frei berathende Ansichten verlangen einen gewählten Kreis, wenigstens zur Zeit noch. Man würde sich wundern, wenn man alle Ansichten über die theologische Lehrfrage gründlich und ausführlich in unserer Spenerschen und Voßischen erörtert fände, weit verbreitete Zeitungen, in denen das politische Interesse jedoch zur Zeit nur noch eine Beigabe der sogenannten Intelligenznachrichten bildet, unter denen hier seltsamer Weise eine schon verschollene Zeit das Marktinteresse verstand. Aber auch im Allgemeinen kann man der preußischen Presse nicht vorwerfen, daß sie die Sprache eines Sklaven führt, dem man die Kette zerbrochen hat. Das geistige Leben hat unter dem vorangegangenen Druck in der Stille sich ausgebildet, zwar nicht zu einer besondern Kraft des Ausdrucks, aber zu der Besonnenheit, welche ein Maß des Ausdrucks abwägt, den die Verhältnisse ertragen. Die Vorschläge und Protestationen gegen das herrschende Princip sind weder in einer revolutionären, noch in einer hohlen Phrasensprache abgefaßt. Mit Vergnügen bemerken wir besonders die kernig kurze Sprache der Königsberger Zeitung, obwohl ihren Mitarbeitern bisweilen zu wünschen wäre, daß sie den Gegenständen und Personen näher ständen. — Besprochen, aber noch nicht abgesprochen, ist in Flugschriften die Bruno Bauersche Angelegenheit. Das theologische Votum: „Ueber die Anstellung der Theologen an den deutschen Universitäten," war nicht, wie man Anfangs glaubte, von Marheineke; es behandelt den Gegenstand von einem freiern, wenigstens allgemeinern Gesichtspunkte aus, und kann daher neben dem jezt erschienenen Marheineke'schen „Separatvotum" für sich bestehen. Angekündigt sind die Gutachten der andern theologischen Fakultäten; ob sie wirklich erscheinen werden, steht aber noch sehr dahin. Bruno Bauers eigene Vertheidigung soll zur Zeit noch keinen Verleger oder Censor gefunden haben. — Ein nicht minderer Eifer, jedoch weniger heißblütig, zeigt sich in Erwartung der neuen Gesetzesrevisionsvorschläge. Es ist hier beachtenswerth, daß schon die Projekte, bevor sie noch offiziell zur Kenntniß des Publikums kamen, die Federn in Bewegung gesezt haben. Ueber die künftigen Berechtigungen adeliger Gutsbesitzer, oder gar über das Recht, adelige Güter zu besitzen, dreht sich der Streit vorläufig nur noch in Zeitungsartikeln. Savignys Berufung an die Spitze der Gesetzesrevisionskommission war ein zu wichtiges Ereigniß, als daß die Befürchtungen und Hoffnungen der Parteien sich nicht hätten laut machen sollen. Er hat seine Ansichten als Lehrer, als Schriftsteller deutlich ausgesprochen; die Kritik derselben gehört also vor die Publicität. Da erschien eine „Geschichte der juristischen Fakultät an der Universität Berlin bis zur Abberufung des Herrn v. Savigny in den Staatsdienst," welche gegen des berühmten Lehrers frühere Ansichten, daß das preußische Landrecht nicht auf den Universitäten gelehrt werden solle, entschiedene Opposition macht. Es ist eine anständige Opposition, dennoch ist es eine freudige Erscheinung, daß die Censur keinen Anstand gefunden, ihr das Imprimatur zu ertheilen, was früher schwerlich geschehen wäre. Dasselbe gilt von der zur selben Zeit erschienenen Protestation gegen das noch in petto befindliche neue Ehescheidungsgesetz, unter dem Titel: „Die Sitte ist besser als das Gesetz." Oppositionen dieser Art, die, ohne Leidenschaft geschrieben, Licht und Oeffentlichkeit in die Sache bringen, können nur fördern, auch wenn die darin aufgestellten Ansichten falsch wären. Sie wecken für diesen Fall die richtigen.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 73.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 171.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Dienſtag, den 19. Juli 1842.

— There sits the antic, Death,
Scoffing his state, and grinning at his pompe,
Allowing him a breath, a little scene
To monarchize.

Shakespeare.

Aus König Arſak von Armenien.

(Fortſetzung.)

Arſak.

Und du bleibſt immer bei mir!

Trasdamat (bei Seite).

Er vergaß ſchon,
Daß ich bei ihm ſollt' einen Tag nur bleiben. —
Ja, immer bleib' ich bei dir, König Arſak,
Dein treuer Diener Trasdamat. — Nun laß
Die Kleider des Gefängniſſes dir abthun,
Und an dein königliches Feſtgewand,
Das du in deiner frohſten Zeit getragen,
Das ich in deiner beſten Burg bewahrt,
Und hier dir bringe.

Arſak.

Wie denn? wo und was?

Trasdamat.

Dein Kleid von Byſſus, deſſen feinſte Pracht
Sich eng in eine Wallnußkapſel faltet;
In meinem Seckel trug ich es davon
Durch die Gefangenſchaft und durch den Krieg,
Und bring' es dir in Frieden; trag's in Frieden!

Arſak.

So bin ich ganz als König angethan?

Trasdamat.

Bis auf den Hauptſchmuck, den ich auch dir bringe.
Dein Diadem trug ich am Buſen hier
Verwahrt; halt es um ſeines Ortes willen
Nicht zu gering, das Haupt dir zu umwinden!

Arſak.

Die Binde thut um's kranke Haupt mir wohl,
Die an ſo treuem Herzen hat geruht.

Trasdamat.

Nun iſt der König fertig. König Arſak,
Ich habe ganz wie ſonſt dich angekleidet;
Wie freut mich's, dich in deinem Schmuck zu ſehn!

Arſak.

O könnte ſelbſt mein blindes Aug' es ſchauen,
Wie ſchön des Dieners Treue mich geſchmückt!

Trasdamat.

Ich will dein Aug' von ſeiner Blindheit heilen.

Arſak.

O Vater Trasdamat, kannſt du auch zaubern?

Trasdamat (ihm die Augen ſalbend).

Nur Liebestreu iſt meine Zauberei. —
Siehſt du?

Arſak.

Ich ſehe.

Trasdamat.

Wie?

Arſak.

Ich ſeh' als wie
In einem goldnen Nebel alles ſchwimmen.

Trasdamat (bei Seite).

Der Perſer weiß nicht nur zu blenden, auch
Des Auges leichte Blendung zu erfriſchen,
Wenn's glühnder Stahl nur ſengend überfuhr
Und nicht von Grund aus löſchte. — König, trink,
Daß deines Auges Heilung gründlich ſey.

Arſak.

Mich dürſtet nicht.

Trasdamat.

So trink es mir zu Liebe!
Das iſt die Zauberquelle des Vergeſſens,
Zugleich auch der Erinnrung Wunderquell.
Verſunken in die Tief' iſt jedes Trübe
Der Seel', und Alles Heitre ſteigt herauf.
Trink Schiraswein!

(bei Seite.)

gemiſcht mit braunem Saft,
Der hin den Geiſt in ſanfte Träume rückt. —
Wie ſiehſt du nun?

Arſak.

Viel heller als zuvor,
Und immer heller, glänzender.

Trasdamat.

Wo ſiehſt
Du dich?

Arſak

In meinem Königsſaal, wie ſonſt,
Auf meinem Throne ſitzend. Siehſt du denn
Mich anders?

Trasdamat.

Anders ſehen wir dich nicht,
Wir Alle, die wir hier verſammelt ſind,
Dein Hofſtaat, König Arſak!

(Der Reiter verwandelt ſich in einen Hofſaal, dann in einen Garten u. ſ. w.)

Arſak.

Jetzo geht
Mein Hofſtaat, ich beurlaubt' ihn, und nun
Bin ich allein in einem ſchönen Garten.
Wie lieblich iſt die Ausſicht!

Trasdamat.

Sprich, was ſiehſt du?

Arſak.

Ich ſehe meinen Para, meinen Sohn.

Trasdamat.

Wie ſiehſt du ihn?

Arſak.

Als einen blühnden Knaben,
Dem dunkle Locken um die Wange fallen.

(Schluß folgt.)

Donaufahrt von Presburg nach Semlin.

(Schluß.)

Von Vukowar an bis hinab nach Semlin löst immer ein schönes Tableau das andere ab. Illok mit seinem hochthronenden Schlosse ist eines der Hauptstücke, das aber durch das von Kamenitz noch überboten wird. Dieses liegt am Eingange einer Thalschlucht, wie man sich kaum eine schönere denken kann. Sein Schloß ist eben so freundlich als geschmackvoll; im Prospect liegen Peterwardein und Neusatz, die Donau zu seinen Füßen, und dieß alles durch einen milden südlichen Himmel verherrlicht.

Eben hatte in Neusatz ein von unten kommendes Dampfschiff gelandet, als vom Borde des unsern die Begrüßung an den Höhen von Peterwardein hindonnerte, die dann von jenem so wie von der Festung erwidert wurde. Die Passagiere beider Fahrzeuge standen auf dem Verdecke, und da beide stark besezt waren, so gab dieß mit der herzuströmenden Volksmenge am Ufer ein buntes Gemälde; fast gleichzeitig fuhren beide Schiffe wieder ab, das eine hinauf, das andere hinab. — Wohl mag dem, welcher auf längere Zeit in den Orient geht, das „grüßet mir freundlich mein Jugendland" im Herzen tönen, wenn er das Schiff den Strom hinaufliegen sieht.

Wir konnten nun auch die Rückseite der beiden Schwesterstädte sehen. Sie haben in der Lage große Aehnlichkeit mit Pesth und Ofen. Neusatz aber zeigt, trotz seiner Größe und zahlreichen Bevölkerung, kaum einen Schatten der Eleganz von Pesth, und Peterwardein kann sich nur hinsichtlich seiner Festung mit Ofen messen, in der Belebtheit des Ortes, so wie in der Mannigfaltigkeit der umgebenden Scenerie geht lezteres weit vor. Dessen ungeachtet aber sind beide hier unten, wo Westen und Osten sich scheiden, großartige und ansprechende Erscheinungen, und dieß um so mehr, als insbesondere Neusatz in so raschem, glücklichem Aufschwunge begriffen ist.

Oberhalb der beiden Städte waren wir noch durch die Donau von der Militärgrenze geschieden; jezt sind wir in dieselbe eingetreten. Zwar werden wir auf unserm Schiffe davon wenig gewahr, wie man denn überhaupt sein Ziel schlecht erreicht, wenn man auf demselben das Land kennen lernen will. Hätte ich Ungarn nicht schon früher gekannt, so würde ich, trotz dem Aufenthalte von einem Tage in Presburg und von zweien in Pesth, einen sehr unvollkommenen, ja ganz falschen Begriff davon bekommen haben. — Unsere Galathea hätte bald bei der Durchfahrt durch die geöffnete Schiffbrücke ein paar unfreiwillige Anbeter in ihren Kreis gezogen. Auf einem Kahne wollten von der Neusatzer Seite zwei Offiziere, denen der Aufenthalt zu lange währen mochte, über die Oeffnung setzen und drüben

wieder auf die Brücke kommen. Unvermuthet aber fuhr das Dampfschiff ab, ehe sie diese Absicht ausgeführt hatten. Im Kahne stehend, sahen sie uns ruhig vorbeifahren; kaum aber war dieß geschehen, so erfaßte der hohe, von den Rädern geworfene Wellenkamm den Nachen und warf ihn so gewaltig hin und her, daß sie sich mit aller Kraft ihrer Ruderer kaum vor dem Umschlagen retteten. Die Zuschauer am Ufer brachen dabei in ein lautes Geschrei aus, auch stürzte der eine der Offiziere der Länge nach im Kahne nieder.

Unsere schönen Syrmierinnen hatten uns in Neusatz wieder verlassen, und es blieb zulezt, außer ein paar Reisenden aus Essek, nur noch der Hauptstamm der Gesellschaft, wie er von Pesth abgefahren war. Allmählig waren wir Alle genauer bekannt geworden, indem es bei dem vielen Ab- und Zugange das Ansehen bekam, als wären wir die eigentlichen Hausgenossen des Schiffes.

Karlowitz mit seiner schönen Gegend flog an uns vorüber, und von ihm aus zog sich im Süden ein langer grüner Bergkranz fort. Im Norden, d. i. am linken Stromufer, sahen wir meistentheils nur Dschungeln, in welchen sich einzelne Stücke Vieh zwischen einem Heere von Sumpfvögeln umhertrieben. Die Wasserjagd ist hier im Frühjahre sehr reich, nur ist Vieles von dem geschossenen Felderwildpret nicht eßbar. Endlich erhob sich eine lang gezogene Anhöhe frei über die Sümpfe. Es war die von Titel, einem lebhaften und sehr lieblich an der Theis gelegenen Ort. Alle waren wir neugierig auf das Einmünden der Theis in die Donau; endlich waren wir zur Stelle; aber wie auf dem größten Theile seines langen Laufes, hat dieser Fluß auch da, wo er ausmündet, nur flache, unschöne Ufer. Er führte der Donau ein sehr trübes Wasser zu, so daß diese eine ganze Strecke weit sich zu weigern schien, es in ihrem Schooße aufzunehmen. Fast eine halbe Meile weit floßen beide Ströme bemerkbar neben einander, bis sie sich allmählich vermischten.

Endlich stiegen die Minarets von Belgrad vor uns auf. Wir meinten, es sey kaum eine Stunde hin; aber wir hatten noch eine Hauptkrümmung zu durchfahren, die unsern Weg um eine Meile verlängerte, und die Sonne sank schon hinter die Berge, als wir endlich dem ersehnten Ziele näher kamen. Kaum sah man sich nach Semlin um, so eifrig waren die Blicke nach Belgrad gerichtet. Endlich knarrte und dröhnte unser Steuer mehr denn je. Wir machten die Wendung zur Landung; wohl ging es dabei etwas schwer her, aber wir fühlten desto freudiger festen Boden unter uns. — In Eile erfaßten die Träger unser Gepäck, und wir zogen im Gasthofe zum Brauhause ein, nachdem wir nahe an hundert Meilen den mächtigen Strom herabgeschwommen waren.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Juni.

(Fortsetzung.)

Savigny. — Das Ehescheidungsgesetz. — Die Judensache.

Hoffentlich sind nun auch schon die ängstlichen Gemüther über die revolutionären Wirkungen der preußischen Presse beruhigt. Savigny hat seinen Gegnern nie geantwortet; dießmal hat er es hoffentlich nicht nöthig, da er als preußischer Minister seine theoretischen Ansichten über das preußische Landrecht gewiß bereits modificirt hat und noch modificiren wird. Ein Gelehrter, der unserer Zeit allen Beruf zur Gesetzgebung absprache, könnte unmöglich die Stellung als Chef einer Commission eingenommen haben, welche ein neues Gesetzbuch geben soll. Auch auf die Protestation gegen das Ehescheidungsgesetz hat man noch nicht direkt geantwortet; indirekt schon an mehreren Orten durch die Versicherung, es sey nicht so streng, als das Gerücht es ausschreit. Einige sagen: man ist abgegangen von den rigorosen Satzungen. Also hätte die ausgesprochene Besorgniß doch schon gefruchtet. Wenn aber die aufgestellte Beweistheorie bleibt, nämlich daß kein Eingeständniß das Factum constire, so bliebe die gefürchtete rigorose Wirkung des gefürchteten Gesetzes. — Die Königsberger Glossen und Randzeichnungen von Walesrode, auch ein Beweis unserer freieren Censur, haben hier großes Aufsehen erregt. Wer wollte ihnen manche scharfe Gedankenlitze und eine witzige pikante Würze absprechen? Ich wünschte aber nicht, daß dieß die Art würde, wie unsere Presse sich weiter frei machte. Der Witz heilt nicht die Wunden, an denen unsere Zustände noch bluten. Er war eine gute Waffe unter dem Drucke. Nun, da dieser etwas sich gelöst, da wir aufathmen, ist es Aufgabe aller Redlichen, in würdiger Offenheit gegen die Lasten und Hindernisse, die uns noch drücken, anzukämpfen. Der gute Wille zu helfen ist von oben entschieden da; nur über das Wie sind die Ansichten getheilt. Da gilt es nicht durch Sarkasmen zu reizen, sondern durch offene Darlegung die Regierenden zu überzeugen, was der große, bessere Theil der Nation denkt und fühlt. In dieser Weise sind in lezter Zeit die Juden in einer achtbaren Opposition aufgetreten, gegen Maßregeln, die, zu ihrem Besten ergriffen, ihren Ansichten und Gefühlen doch nicht zusagen, und wir sind überzeugt, daß ihre Vorstellungen bereits Eingang gefunden haben. Mit einer satirischen Polemik wäre es schwerlich geschehen. Des trefflichen Staatsraths Hoffmann statistische Schrift über den gegenwärtigen Zustand der Juden im preußischen Staate ist jezt auch unter dem Titel: „Zur Judenfrage," besonders abgedruckt erschienen. Mit großem Interesse liest man dieses humanen Mannes Erörterung und Widerlegung der ältern Einwendungen, welche die Gegner der Emancipation aus dem jüdischen Nationalcharakter geschöpft haben. Zugleich aber erfährt man mit Befremden, wie gering noch die doch so erstaunlich anwachsende jüdische Bevölkerung der Zahl nach zu der übrigen steht. Besondere Corporationsrechte, die doch nur in einzelnen großen Städten eintreten dürften, wären da gewiß nicht angebracht. — Auch der Krieg zwischen Hegels Jüngern und Schelling ist in literarischer Lebendigkeit; bis jezt freilich nur ein heftiger Tirailleurangriff seitens der Hegelianer. Wie und wann und mit welchen Streitgenossen Schelling auch literarisch zu Feld ziehen, und auf wessen Seite der endliche Sieg seyn wird, das ist noch in die ferne Zukunft, wenigstens bis über den Sommer, entrückt.

(Schluß folgt.)

Paris, Juli.

(Fortsetzung.)

Theater. — Jasmin.

Die Freierei scheint jedoch Scribe's Genius nicht im mindesten Abbruch gethan zu haben; gerade zur Zeit, da seine Heirath ruchbar wurde, gab er eine neue Operette auf der Bühne der komischen Oper, unter dem Titel: le code noir. Er hatte jüngst eine Novelle von einer Madame Reybaud gelesen, welche viel schreibt, so gut als ihr Mann, und da es nur auf einen Stoff ankommt, so hatte Scribe gleich nach dem Lesen der Erzählung den Plan des Theaterstücks im Kopfe; auf ähnliche Weise sind bekanntlich hunderte seiner Komödien entstanden. Ein am Orchester der komischen Oper angestellter Tonkünstler, Namens Clapisson, welcher schon einige Operetten gesetzt hat, lieferte die Musik zu dem neuen Scribe'schen Stücke, und da die Direktion wegen des Erfolgs nicht besorgt zu seyn brauchte, so wurde dasselbe schnell einstudirt und gegeben. Es findet so großen Beifall, wie so manche andern Scribe'schen Opern, Operetten, Lustspiele und Vaudevilles. Man bemerkt allgemein, daß er sich um die Sitten und Gebräuche der Pflanzer und der Neger nicht sehr bekümmert hat, und daß beide Klassen in seinem Stücke sich ungefähr benehmen, wie Pariser mitten in der Hauptstadt. In der Operette kommt ein recht böser Gouverneur vor, eine Ausnahme von der Regel, nach welcher Scribe mit bösen Leuten nichts zu thun hat; in seinen Stücken pflegt man Fehler zu haben und allerlei Neckereien auszuüben, aber Bosheit ist seinen Leuten fremd. — Da Dupré seine Gastreisen begonnen hat, die große Oper also einstweilen ihres Hauptsängers beraubt ist, müssen dort Ballete das Beste thun, zumal man jetzt eine Tänzerin hat, die Carlotta Grisi, welche bedeutende Zugkraft entwickelt. Kommt dann die Opernzeit wieder, so soll eine neue Oper von Halevy gegeben werden. — Meyerbeers längst erwarteter Prophet soll jetzt fix und fertig seyn; der berühmte Tonsetzer will aber denselben nicht eher aufführen lassen, als bis sich eine Sängerin findet, welche die Hauptrolle mit Virtuosität vorzutragen im Stande ist; bis dahin soll der Prophet liegen bleiben. Wie soll man nun aber die verlangte Virtuosin finden? An der Oper ist sie nicht vorhanden, in einem Keller darf man sie auch nicht suchen, denn es hat sich ausgewiesen, daß Ponttier, der Kellner, keineswegs ein so großer Sänger ist, als man es Anfangs vermuthet oder gehofft hatte, und auf der Gasse finden sich die großen Sängerinnen auch nicht. Man hat wohl einmal eine tragische Schauspielerin daselbst aufgegriffen; ein solches Glück ist aber den Theaterdirektionen nicht oft beschert. Vielleicht bildet jetzt Auber als Direktor des Musikkonservatoriums einige gute Sängerinnen. Meyerbeer verlangt aber vollkommene Virtuosität, und demnach steht zu fürchten, daß der Prophet nicht sobald auf der Opernbühne erscheinen wird. — Dlle. Rachel ist, gleich Dupré, auf Gastreisen gegangen; mithin muß das Trauerspiel im Théâtre français etwas bei Seite gelegt werden; da dieses Theater aber einen großen Reichthum an alten und neuen Lustspielen besitzt, so braucht es nicht verlegen zu seyn; die Scribe'schen Lustspiele: un verre d'eau, une chaine u. a. sind noch immer Lieblingsstücke und werden daher auch oft gegeben. Ein Schauspieler dieser Bühne, Samson, welcher sich schon früher vortheilhaft als Theaterdichter bekannt gemacht, ist mit einem neuen Lustspiel: un veuvage, aufgetreten, in welchem er selbst die Hauptrolle, die des reichen Wittwers, auf welchen alte und junge heirathslustige Damen Jagd machen, sehr komisch darstellt. Das Stück wird wöchentlich mehrmals gegeben. — Das Odeon hat für gut gefunden, für den Sommer seine schlecht besuchten Vorstellungen aufzugeben. Der Ankündigung zufolge sollen sie im Herbste wieder beginnen, unter der stillschweigenden Voraussetzung, daß es dann nicht an Geld fehlt, die Schauspieler zu besolden und die andern Kosten zu bestreiten. — Das Beispiel der Odeonbühne hält den sogenannten dramatischen Verein, welcher bekanntlich aus Theaterdichtern und Tonkünstlern besteht, nicht ab, auf Errichtung einer zweiten komischen Oper zu dringen. Er hat sein Verlangen dem Minister des Innern vorgetragen, und wie die Zeitungen behaupten, hat der Minister sich sehr günstig darüber geäußert. Niemand weiß aber besser, als der Minister, zu dessen Departement die Theater gehören, welch mißliches Unternehmen es ist, in einer mit Theatern aller Art überfüllten Hauptstadt ein neues zu errichten. Der Verein hat ihm vorgestellt, die große Oper gebe nur ein oder höchstens zwei neue Stücke im Jahre, die komische Oper deren nur vier bis fünf; so bekommen nur Tonkünstler von längst bewährtem Talente neue Opern zu setzen, angehende Tonkünstler haben somit so gut als keine Gelegenheit, Proben ihres Talents abzulegen und sich dem Publikum bekannt zu machen. Der dramatische Verein ist nicht ohne Einfluß; er hat einen kleinen Theatersaal zu seiner Verfügung, und wahrscheinlich wird der Minister nachgeben, da im Grunde das Risiko auf diejenigen zurückfällt, welche die Unternehmung leiten wollen. — Eine interessante Erscheinung war neulich die Anwesenheit des poetischen Perückenmachers Jasmin aus Agen. Es gibt in Frankreich eine ziemliche Menge von Dichtern aus dem Handwerkerstand. Zu Nismes dichtet der Bäcker Reboul, zu Fontainebleau der Tischler Durand. Jasmin hat das Besondere, daß er in der provencalschen Mundart dichtet und der alten Volkssprache daselbst neues Leben gibt. Seine Gedichte, welche er las Papillotes betitelt hat, sind alle in dieser Mundart gedichtet, und sie würden in dieser Hinsicht sehr merkwürdig seyn, wenn Jasmin ein reines Naturkind wäre und den Volkston so wie die Volksansichten seines Landes beibehalten hätte. Man sieht aber leider bald, daß er sich nach den klassischen Mustern der französischen Literatur gebildet hat, und daß seine südländische Sprache halb französisch ist. Dieß ist nicht mehr die Sprache der alten Troubadours seiner Gegend, es ist eine neue Sprache, es sind französische Ausdrücke und Wendungen in romanischen Worten. Aber immerhin ist er eine interessante Erscheinung. Zu Agen war er ein Wundermann, aber weder Dichten noch Frisiren brachte ihn vorwärts; da sagten seine Landsleute zu ihm: Geh nach Paris, dort wird die Poesie nach Verdienst gewürdigt und belohnt, dort ist die Heimath der Poeten. Der Mann hat also seine Kunden im Stiche gelassen und sich mit seinen Papilloten nach der Hauptstadt begeben. Man hat ihn hier gut aufgenommen. Bei Hofe durfte er seine romanischen Dichtungen hersagen und ist dafür reichlich belohnt worden. Er wurde in Paris mit Lobsprüchen überhäuft, und vielleicht hat er eine bedeutende Anzahl von Exemplaren seiner Papilloten abgesetzt. Aber was sollte er weiter in Paris thun? Der Friseurs gibt es hier eine Legion und der Dichter ebenfalls. Er ist also wieder nach Agen zurückgekehrt, wo man ihm weniger Komplimente macht, aber wo er wenigstens einige Häupter zu frisiren hat.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 57.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 172.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Mittwoch, den 20. Juli 1842.

— Mit eilligem Beſtreben
Sucht ſich, was ſich angehört,
Und zu ungemeſſnem Leben
Iſt Gefühl und Blick gekehrt.
Goethe.

Bilder des Unſichtbaren in den Geſetzen der ſichtbaren Welt.

Manche Leſer erinnern ſich vielleicht der Betrachtungen, welche wir ihnen früher in dieſen Blättern (Nr. 103—104 d. J. 1840. Nr. 85—88 d. J. 1841) vorgelegt haben. Wir verfolgen heute dieſelbe Idee auf andern Gebieten der Natur.

Wenn man das weiße Licht durch ein Prisma von gewöhnlichem Glas dringen läßt, ſo geht es in eine Reihe farbigter Lichter, in Roth, Orange, Gelb, Grün, Blau, Indigo, Violet auseinander. Dieſe Reihe hat an dem einen Ende, beim rothen Licht, die meiſte wärmende Kraft, geringere aber, je mehr man ſich dem andern Ende nähert, an dieſem andern Ende dagegen, beim violetten Licht, die meiſte chemiſche Kraft, welche ſich wiederum dem rothen Licht zu immer mehr verliert. Dasjenige Licht, welches am meiſten erwärmt, zerſezt ſomit am wenigſten Stoffe, und das am meiſten zerſetzende Licht hat am wenigſten wärmende Kraft. Zugleich bemerkt man, daß diejenigen Lichter, welche in der Mitte zwiſchen den vorzugsweiſe wärmenden und den vorzugsweiſe chemiſchen liegen, und deßwegen von den Eigenſchaften beider Enden der Reihe verhältnißmäßig am meiſten in ſich vereinigen, vorzugsweiſe leuchtende Kraft beſitzen und wegen ihrer größern Wirkung auf die Geſichtsempfindung die anderer Lichter häufig gar nicht wahrnehmen laſſen.

Dieſe wichtige Entdeckung, zu welcher ſchon William Herſchel den Grund gelegt, welche aber ſpäter von Wollaſton, Ritter und Bekmann ergänzt und im Weſentlichen auch durch ſpätere Beobachtungen beſtätigt worden, macht nun geneigt, das ſichtbare Licht als ein Produkt zweier, für ſich allein nicht ſichtbarer Lichter, der Wärme und der chemiſchen oder auch der magnetiſchen Kraft, als eine Verdichtung oder Verkörperung ſolcher zwei, dem menſchlichen Auge nicht wahrnehmbaren feineren Weſen anzuſehen, welche die Zwiſchenräume zwiſchen den Sternen und die ſenkrechten Höhen und Tiefen über den Planeten- und Sonnenbahnen erfüllen, und in welchen alle Weltkörper wie Fiſche im Weltmeer entſtehen, ſchwimmen und vergehen.

Man begegnet dieſer Anſicht von unſichtbaren Anfängen des Lichts ſchon in der Naturanſchauung der älteſten Völker: der Hebräer, deren heilige Urkunden eine Urkraft, den Geiſt Gottes, und einen Urſtoff dem Licht vorangehen laſſen; der Griechen, welche den Sonnengott Apollo zum Sohn des Königs der unſichtbaren, von Kronos erzeugten Götter erklären; der Indier, welche vor der Erſchaffung des Lichts des Indras und Agnis aus dem Schöpferwort ein Urlicht und ein

Urwasser entstehen lassen; auch der Perser, welche den sieben Lichtgeistern den Mithras, den Gott der Sonne, unterordnen und folgen lassen; ebenso der Egypter, nach denen der höchste Gott Amun den Knepb, das Urlicht, schuf, lange vor Osiris, dem Gott der Sonne. Es gibt diese Ansicht aber auch das beste Bild vom Verhältniß des Unendlichen zum Endlichen, indem alles Endliche im Unendlichen wächst und stirbt, wie die Weltkörper im unendlichen Urlicht.

Auch unsere Erde ist umhüllt und durchdrungen von solchen nur hie und da dem Auge sichtbaren, öfter nur durch ihre Wirkungen bemerkbaren Wesen, durch welche doch aller sichtbaren Stoffe Form, Farbe, Bestand und Leben bedingt ist, von Wesen, aus deren Eigenschaften die Mythen der Griechen hauptsächlich ihre Götterwelt gebildet haben, und die auch jezt noch einen nicht genug erkannten Reichthum von Symbolen der übersinnlichen Welt enthalten. Die Bemühung, auf diese Fülle von Anschauungen aufmerksam zu machen, rechtfertigt sich um so mehr, als die Gesetze der Natur durch solchen Wiederschein aus der Welt des Geistes einleuchtender und anziehender gemacht werden können.

In solcher Beziehung verdienen besonders die Kräfte des Magnetismus und der Elektricität dargestellt zu werden. Wir greifen für heute aus diesem reichen Stoffe nur einiges heraus.

Der Magnetismus war theilweise schon den Alten bekannt; sie nannten ihn nach Aristoteles die Seele der leblosen Dinge, und er erscheint auch für unsere genauere Kenntniß als das beste Bild des menschlichen Geistes unter allen Kräften und Stoffen der sichtbaren Welt. Während das Licht nur durch wenige Körper und durch diese wenigen nur unvollkommen dringen kann, die Wärme beim Durchdringen an Menge und Kraft verliert, oft nur mühsam sich durchwindet, während selbst die Elektricität in ihrem schnellen Lauf durch isolirende Stoffe gänzlich aufgehalten wird, geht die Kraft des Magnets ohne die mindeste Aenderung und mit einer bis jezt nicht meßbaren Geschwindigkeit durch alle Stoffe durch zu den Gegenständen, auf welche sie zu wirken im Stande ist. Während jede mechanische Kraft der leblosen Natur von einem Körper einem andern nur so mitgetheilt wird, daß die Kraft des erstern sich vermindert und die Kraft immer mehr schwindet im Verhältniß der Masse, welche sie bewegen soll, während die Wärme im Verhältniß der Massen, auf welche sie vertheilt wird, abnimmt, das strahlende Licht durch die Menge und Größe der zu beleuchtenden Gegenstände gleichsam verzehrt werden kann, und sogar die Elektricität in vielen Fällen schwächer wird mit der Ausdehnung der Stoffe, auf welche sie wirken soll, zeigt uns der Magnetismus eine Kraft, welche, von einem magnetisirten Stoff ausgehend, andern sich mittheilt, ohne im mindesten selbst weniger zu werden, eine Kraft, die von innen heraus scheindar aus Nichts sich vermehrt und in ihrer Umgebung gleiche Eigenschaft hervorruft. Denn jeder Magnet magnetisirt das Eisen, das ihm nahe gebracht oder das durch ihn gestrichen wird, ohne selbst seine Kraft zu verlieren, und es können mit einem Magnet hundert andere gemacht werden, ohne daß jener schlechter wird. Und so ist der Magnet der Saat des Geistes gleich, welche tausendfache Früchte tragen kann, ohne selbst vergeben zu müssen.

Fast jede Kraft der Erde nimmt durch den Gebrauch ab, das Licht und die freie Wärme verzehren sich ohne Zuschuß von Nahrung, die Elektricität kann nur kurze Zeit in Spannung erhalten werden, selbst die Kraft lebender Wesen bedarf nach jeder Anstrengung der Ruhe; aber die Kraft des Magnets, wenn sie in Uebung erhalten wird, ist der Zeit nach unendlich, und in ihrer Anlage selbst bei unvollkommenem Gebrauch oder Mißbrauch nicht vollkommen zerstörbar. — Jede Kraft der leblosen Natur hat ein bestimmtes Maß, das sich nicht ausdehnen läßt; der Gewölbstein bricht, der hunderte von Centnern getragen hat, wenn ihm nur ein Loth über sein Kraftmaß zugemuthet wird, selbst die Elektricität hat ihr bestimmtes Maß der Spannung; aber die Tragkraft eines Magnets kann bedeutend erweitert werden dadurch, daß man die Last nur allmählig vermehrt und dem Magnet gleichsam Zeit läßt, sich im Tragen der Last zu üben, im Verhältniß des steigenden Bedürfnisses neue Kraft zu schöpfen.

(Fortsezung folgt.)

Aus König Arsak von Armenien.

(Schluß.)

Trasdamat.

Nicht doch, du mußt ihn sehn als einen Mann.

Arsak.

Ein Mann mein Para? war er doch ein Kind,
Da ich zum leztenmal ihn sah.

Trasdamat.

Und ist
Seitdem ein Mann geworden.

Arsak.

Sah ich ihn
So lange nicht, daß er mir so verwandelt
Entgegen träte? So kenn' ich ihn ja
Nicht wieder. Wann ist er ein Mann geworden?

Trasdamat.

Ihn ſendete nach Griechenland die Mutter
Als Jüngling, ihr als Mann zurückzukehren.

Arſak.

Warum entließ ſie ihn nach Griechenland?
Sie ließ ihn nie von ſich, ſelbſt nicht mit mir.

Trasdamat.

Um ihn ſich, dir, dem Vaterland zu retten,
Als ſie nicht länger in Artogeraſſa
Ihn ſicher glaubte vor des Feindes Macht.

Arſak.

Sie ward belagert in Artogeraſſa?

Trasdamat.

Und männlich hielt ſie die Vertheidigung.

Arſak.

Ich ſah' ſie herrſchend auf den Zinnen ſtehn,
So majeſtätiſch wie ſie mich beherrſchte,
So reizend wie ſie mich bezauberte. —
Nun ſteigt ſie von der Zinn'. Ergibt ſie ſich?

Trasdamat.

Ja, ſie ergibt ſich.

Arſak.

Tiefer ſteigt ſie noch.
Stirbt ſie?

Trasdamat.

Sie ſtirbt.

Arſak.

Sie hat mich nie geliebt,
Doch Para mir geboren. Para lebt,
Und geht von mir nach Griechenland!

Trasdamat.

Und kehrt
Aus Griechenland zurück mit Waſaks Sohn;
Die beiden gehn, Armenien zu erobern,
Und zwiſchen ihnen geht der Patriarch,
Der ſelbſt das Zeichen ihrem Angriff gibt,
Und Arſak! Arſak! iſt ihr Feldgeſchrei,
Mit dem ſie jubelnd Perſerſchaaren würgen.

Arſak.

Ich ſeh ſie gehn, ich ſeh ſie kämpfen, hör'
Ihr Feldgeſchrei. Ja, Arſak, König Arſak
Iſt nicht im Schloſſe der Vergeſſenheit,
Iſt unvergeſſen in Armenien.
Ich ſeh ſie zu mir kommen, Para kommt
Mit Muſa, Arſaks Sohn mit Waſaks Sohn.
So kommt auch Waſak wieder? er kommt doppelt;
Hier ſeh' ich alt und dort ſeh' ich ihn jung.
Komm, alter Waſak, bleib beim alten Arſak!
Der junge Waſak geht mit Arſaks Sohn.
Auch Nerſes kommt, doch doppelt nicht, nur einer,
Der alte, ſo mit ihnen, wie mit uns.
Ich bitt' um deinen Segen, Patriarch,
Für mich — o ſchüttle nicht das Haupt — für ſie!
Geht nun, geſegnet von den Patriarchen,
Erobert beide mein Armenien,
Und herrſcht darin! wir Alten laſſens euch,
Und freuen uns, von fern euch zuzuſehen.
Sey, Muſa, meinem Para nun, was Waſak
War ſeinem Arſak, herrſcht und lebet lang!

Trasdamat.

Nun trink dieß ihnen zu auf langes Leben!

Arſak.

Wie? mehr noch trinken?

Trasdamat.

Dieß zu guter Lezt,
Den Schlaftrunk vor der Nacht.

Arſak.

Mein Para lebe!

(Er trinkt.)

Mein Para lebt und mein Armenien ſteht.

(Er ſtirbt.)

Trasdamat.

Dein Para ſtarb, und dein Armenien fällt. —
Das hab' ich dir verſchwiegen. — Einen Schlaftrunk
Haſt du geſchlürft, von deß Umduftung du
Nicht eher als dort drüben wirſt erwachen,
Wo deine Sünden dir verziehen ſeyen!
Verzeihe Gott nun dieſe einz'ge mir:
Hier trink' ich ſeiner Lippen Schlummerreſt,
Und ſchlaf' im Tode, wie im Leben einſt,
Zu meines Königs Füßen. Gute Nacht!

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Juli.

(Fortſetzung.)

Holzpflaſter. — Das Daguerrotyp.

Ein gewiſſer Graf de l'Iſle, welcher zur legitimiſtiſchen Partei gehören ſoll, hat das hölzerne Straßenpflaſter, oder wenigſtens eine Art deſſelben (denn es gibt bereits deren mehrere) in Frankreich eingeführt und ſich ein Patent darauf geben laſſen, nachdem er daſſelbe in England ſelbſt verſucht, oder Andere hatte verſuchen ſehen. Der erſte in Paris angeſtellte Verſuch iſt nicht übel ausgefallen, und es ſcheint, die Stadtbehörde will dem Mann anſehnliche Beſtellungen geben. Da auf dem hölzernen Pflaſter die Wagen leiſe einherrollen, kam man auf den Gedanken, bei Bibliotheken, Krankenhäuſern und ſonſtigen Anſtalten, wo Stille erforderlich iſt, die Straßen auf dieſe Art zu pflaſtern. Man behauptet, es werde auch viel dabei erſpart; vielleicht berechnet man aber die erſten Auslagen nicht, die doch immer beträchtlich ſind

und die man ganz erſparte, wenn man ſich mit dem vorhandenen Steinpflaſter begnügte, ſo lange es noch haltbar iſt. Herr de l'Isle will das Ding in's Große treiben, und ſtiftet eine Kompagnie mit einem Kapital von einer Million, wozu jezt Aktienabnehmer geſucht werden. — Für das Daguerrotyp beginnt jezt eine neue Epoche. Die Erfindung iſt ſchon lange, wie ich früher bemerkt, von den Kunſthändlern zu den Optikern übergegangen; nur dieſe geben ſich in Paris mit dem Verfertigen und Verkaufe der Daguerrotypiſchen Abbildungen ab. Es wurde aber ſo viel Unbedeutendes geliefert, daß das Publikum ziemlich gleichgültig gegen dieſe Produkte geworden war und man ſie kaum noch anſah. Einige Verbeſſerungen ſcheinen jedoch zu beweiſen, daß das Daguerrotyp Beſſeres liefern kann. So hat der Optiker Chevalier im Palais-royal eine Anſicht der Façade des hieſigen Pantheons ausgeſtellt, die man bewundern muß. Der Grund iſt ganz hell und hat nicht das unangenehme metalliſche Anſehen. Eine Inſchrift bezeugt, daß Chevalier dieſe Anſicht durch „ſein mit zwei achromatiſchen Gläſern verſehenes Daguerrotyp" erhalten habe. Dieß iſt es jedoch nicht, was der Sache neuen Schwung gegeben hat, ſondern die Anwendung des Daguerrotyps zum Porträtiren. Bekanntlich fand in der lezten Zeit ein ſehr reger Wetteifer unter den Experimentirenden ſtatt, um in der möglich kürzeſten Zeit das Porträt auf der Platte zu fixiren, und man hat es, wie Jedermann weiß, dahin gebracht, dieſe Operation in dreißig, ſogar in zwanzig Sekunden zu vollenden. Daher ſieht man jezt bei den Optikern eine Menge Porträts, mit der Angabe der Zeit in Sekunden, in welcher man ſich anheiſchig macht, die Conterfeis zu liefern. Im Palais-royal ſind mehrere ausgehängt, die wirklich ſehr gut gerathen ſcheinen und beweiſen, daß die Kunſt Fortſchritte gemacht. Da die Preiſe jezt auch ſinken, ſo werden ohne Zweifel die mechaniſchen Porträtmacher Arbeit bekommen. Aber die Damen werden vermuthlich wenig zur Aufmunterung dieſer Induſtrie beitragen.

(Schluß folgt.)

Berlin, Juni.

(Schluß.)

Jacoby. — Aufhebung der Bildercenſur. — Die neuen Miniſter. — Spontini.

Daß Schelling hier bleibt, ſcheint ausgemacht. Für ein Stadium des Sieges könnte dieß gelten. Die Angriffe müſſen den großen Mann nicht ſo läſtig dünken, daß er um ihretwillen ſich in ſein ruhiges Aſyl an der Iſar zurückwünſchte. — Des Königsberger Jacoby Vertheidigungsſchrift zweiter Inſtanz cirkulirt hier in Abſchriften. Die Meinungen darüber ſind getheilt. Wenn Einige die Freimüthigkeit und klare Sprache rühmen, ſo meinen Andere, ein Juriſt würde ihn kräftiger und erfolgreicher vertheidigt haben. Wie auch das Urtheil zweiter Inſtanz ausfalle, ſo darf man wenigſtens vorausſetzen, daß der Theil des erſten Erkenntniſſes, welcher (dem Gerüchte nach) Jacoby die Nationalkokarde aberkennt, caſſirt werde. Mir iſt unwillkührlich das uns fremde Wort in die Feder gekommen, aber ich laſſe es ſtehen, da das ganze Verhältniß unſerem Sinne fremd iſt. Geſezt, die Geſetze forderten eine ſolche ehrenkränkende Strafe für eine Handlung, die Jacoby zum Verbrechen gemacht werden ſoll, für eine Verletzung der Ehrerbietung gegenüber der höchſten Perſon, ſo kann doch nach unſern ſittlichen Begriffen nimmermehr eine ſolche ehrenkränkende Strafe da paſſen, wo die Handlung nicht aus ſchmähſüchtiger Abſicht, ſondern, mit was für Anſichten es ſey, aus ehrenhaftem Muthe hervorgegangen iſt. Ein Geſetz, das gegen das ſittliche Gefühl und die geſunde Vernunft verſtößt, caſſirt ſich ſelbſt, und es iſt vielleicht gut, daß das Mißverhältniß bei dieſer Gelegenheit zur Sprache kommt. Hier billigen gewiß Viele, und freiſinnige Ehrenmänner, Jacobys Forderungen wenigſtens in der Art nicht, wie er ſie vorträgt; darüber dürften indeſſen die Meinungen übereinkommen, daß es gerathener geweſen wäre, die Sache zu keinem politiſchen Criminalprozeſſe zu machen, und wahrſcheinlich ſind jezt auch diejenigen dieſer Meinung, welche ſie dazu gemacht haben. — Wie wahrhaft erquicklich wirkt dagegen der neue Erlaß, wornach die Bildercenſur aufhört! Dieß iſt abermals ein Akt, der nur aus dem Geiſte des Königs ſelbſt hervorgehen konnte. Welcher unter unſern Miniſtern hätte daran denken ſollen? Denkt doch ſelbſt das Publikum noch nicht, was es dadurch gewonnen hat. Kaum ſehen wir an den Bilderläden einige franzöſiſche und engliſche Karikaturen ausgehängt. Ich will damit nicht zur Karikaturenfabrikation bei uns aufgefordert haben, denn was davon bis jezt bei uns zu Tage kam, ſpricht von nichts weniger als Geſchmack und Geſchick. Aber in England waren, wenigſtens vor Zeiten, die Karikaturen ein mächtiger Hebel zur politiſchen Bildung des Volkes. Freilich gehörten dazu Hogarths und Gilrays, eben ſo wohl als Pitts und Foxe.

Die Perſonalveränderungen in den höchſten Aemtern ſind dießmal weniger, als man bei ihrer Wichtigkeit erwarten ſollte, Gegenſtand der allgemeinen Unterhaltung. Bedeutungsvoll bleibt es immer, daß die beiden Repräſentanten der zwei ſich bekämpfenden Principe, Schön und Rochow, zugleich aus dem Staatsdienſt geſchieden ſind. Die an ihre Stelle gerückt, ſind jedenfalls Männer von feſtem Charakter und dem redlichſten Willen; das kann man von allen neuen Miniſtern ſagen, trotz dem daß gewiſſe bekannte Korreſpondenten der Leipziger Allgemeinen verſichern, ſie würden nur in die Fußſtapfen ihrer Vorgänger rücken. Was dieſe Redensart bedeuten will, wiſſen wir aus andern Beiſpielen. Es iſt gewiß ein Mißverſtändniß, daß Schön ungnädig entlaſſen ſey. Wenn die Anſichten, welche er unumwunden und ohne Scheu vertheidigte, ihm die königliche Gunſt entzogen hätten, wie lange müßte er dann ſchon außer Dienſt ſeyn! Daß er einen mittelalterlichen Burgamtstitel als Viaticum in's Privatleben erhalten hätte, erfahren wir nur durch die auswärtigen Zeitungen. — Spontinis Strafnachlaß und Abſchiedsbrief iſt eines der merkwürdigſten Dokumente; voll Achtung für den Genius, voll Milde für die Schwäche des leicht irritirten Mannes, und doch in einem Tone von Superiorität, welche der Eitelkeit nicht ſchmeichelt. Der König behält ſich vor, ihn zurückzurufen, wenn er ſeiner bedarf. Struenſee in Dänemark rief während ſeines Regimentes den abgeſezten Grafen St. Germain zurück. Man begriff nicht, was der Miniſter mit dem uſirten fremden General wolle. Es geſchah aber nur, damit er die große Penſion, die er von Dänemark bezog, im Lande verzehren ſolle. Dieß iſt allerdings eine Rückſicht, welche, in Anbetracht der vielen und hohen Penſionen, die von den vielen entlaſſenen Würdenträgern bezogen werden, Spontinis Rückberufung wünſchenswerth machte. — Tieck iſt wieder in Potsdam und jeden Mittag des Königs Gaſt. Es verlautet jezt, daß er doch entſchloſſen ſey, in Berlin ſeinen dauernden Aufenthalt zu nehmen. Von einer zweiten Antigone iſt noch keine Rede.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 18.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenz-Blatt. Nro. 18.

Mittwoch, 20. Juli 1842.

[186] **Bekanntmachung.**

Kunst-Verein in Triest.

Am **15. September** beginnt die dritte Ausstellung des hiesigen Kunstvereins, und dauert bis zum **2. November**; es werden alle Künstler des In- und Auslandes ergebenst eingeladen, durch Einsendung ihrer Werke daran Theil zu nehmen. Nähere Auskünfte ertheilen:

in Berlin: die HH. **L. Sachse & Comp.**;
„ Dresden: Hr. **C. F. Weinberger**;
„ Düsseldorf: Hr. Professor **Wintergerst**;
„ Florenz: Hr. Dr. **Fabbris**;
„ Mailand: Hr. **Ritter M. v. Bisi** und Hr. **J. Cattaneo**, Administrator und Cassier der k. k. Akademie der schönen Künste von Brera;
„ München: der verehrliche Verwaltungs-Ausschuß des Kunst-Vereins;
in Pesth: der verehrl. leitende Ausschuß des Kunstvereins;
„ Prag: die verehrl. Geschäftsführung der Gesellschaft patriotischer Kunstfreunde;
„ Rom: Hr. **Rudolph Freytag**, Via di Cappucini Nr. 31;
„ Venedig: Hr. **Ritter v. Diedo**; Secretär an der k. k. Akademie der schönen Künste;
„ Wien: der Hr. Kunsthändler **Heinrich Friedrich Müller**.

Triest, den 15. Mai 1842.

Die Direction des Kunst-Vereins.

---

[223] Bei **J. J. Weber** in Leipzig ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Geschichte des Deutschen Studenten.

Von **Plinius dem Jüngsten.** | Mit Federzeichnungen von **J. G. Apelles.**

Preis ⅓ Thlr.

---

[236] In Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Nomenclator botanicus

seu:

Synonymia plantarum universalis.

Enumerans

ordine alphabetico nomina atque synonyma,

tum generica tum specifica, et a Linnaeo et a recentioribus de re botanica scriptoribus plantis phanerogamis imposita.

Autore **E. Steudel,** Med. Dr.

Editio secunda ex novo elaborata et aucta.

105 Bogen Lexicon-Format. Preis 12 fl. oder 8 Rthlr.

Wenn schon vor 20 Jahren die erste Ausgabe dieses Werks eine gefühlte Lücke in der botanischen Literatur nach allgemeiner Anerkennung auf eine befriedigende Art ausfüllte, so wird nach diesem Zeitraum, der an Fruchtbarkeit der Entdeckungen jede frühere noch so glänzende Periode der Bereicherung der botanischen Kenntnisse weit übertrifft, einer zweiten Auflage, deren Bearbeitung der Verfasser aufs Neue eine lange Reihe von Jahren widmete, um so weniger eine dankbare Aufnahme fehlen, als gleichzeitig mit dem sich darbietenden reichen Material der wirklich neuen Entdeckungen der Fleiß der verschiedenen, unabhängig von einander dieselben oder verwandte Gegenstände bearbeitenden Schriftsteller, und deren individuelle Ansichten über Bildung von zahlreichen neuen Gattungen, die Masse der Synonyme auf eine der Wissenschaft selbst beinahe Gefahr drohende Art vermehrte. Es hat sich daher der Verfasser die Aufgabe gestellt, dem botanischen Publikum gleichsam einen Leitfaden aus diesem Irrgarten zu bieten, indem er mit Beachtung der ihm auf verschiedenen Wegen zugekommenen Wünsche, in so fern ihn solche nicht zu weit von dem ursprünglichen Plane entfernten, jede im ganzen Umfange der botanischen Literatur bekannt gewordene Pflanze in alphabetischer Ordnung mit Zugabe der nach Genus, Species, Autorität, Synonymie,

Lebensdauer, Vaterland und Stelle im System aufführt und da, wo der Name des Autors und die beständige Hinweisung auf die systematischen Werke von Sprengel, Decandolle und D. Dietrich (so weit diese erschienen) und ein am Ende des Werks beigefügtes vollständiges Verzeichniß der angeführten Autoren nicht zureichend erschien, auch noch häufig eine specielle Nachweisung beifügt. Auf diese Art erhält man über die angeführten Momente eine sehr schnelle und vollständige Aufklärung, das Auffinden der bis jetzt aufgestellten Gattungen und Arten wird erleichtert, und es dient dieses mit großem Zeitaufwand und unermüdeter Geduld und Ausdauer durchgeführte Werk als Repertorium eben so sehr dem Literator, als dem von großen Büchersammlungen entfernten Liebhaber der Botanik, so wie den Besitzern von Herbarien und Gärten. Ein Werk in diesem Umfange, welches mit Einem Blicke den gegenwärtigen Reichthum der botanischen Entdeckungen vor das Auge bringt, fehlt in der botanischen Literatur. Wenn auch einige Werke (wie Loudon Hortus britannicus ed. 2. London 1830—39 und Sweet Hortus britannicus ed. 3. London 1839) ihre ehrenwerthe Stelle stets behaupten werden, so können sie doch das angezeigte Werk um so weniger entbehrlich machen, als darin hauptsächlich nur auf die in England cultivirten Pflanzen, auf die Synonymie aber nur sehr eingeschränkt Rücksicht genommen ist, während die systematische Anordnung den schnellen Ueberblick und die Erleichterung des Auffindens nicht gewährt. Beide Werke führen nur etwa 30,000 (also um 10,000 weniger als die erste Ausgabe) Arten auf, während das jetzige Werk nahe an 50000 Genera und über 70,000 Arten aufzählt. Die zweckmäßigste typographische Einrichtung macht es möglich, daß dieses ausgedehnte Material in einem für Deutlichkeit und Uebersicht nicht störend einwirkenden möglichst engen Raum zusammengefaßt ist.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[229] Bei Beck und Fränkel in Stuttgart ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Catharina, Königin von Württemberg, ein Musterbild für gekrönte Frauen. Von Dr. G. v. Reinbeck. (Königl. württbg. Hofrath und Professor emer., Ritter des Ordens der württ. Krone.) Ein Beitrag zu der Landesfeier der 25jährigen Regierung Sr. Majestät des Königs Wilhelm von Württemberg. Allen Verehrern der erhabenen Monarchin gewidmet. 8. geh. 1 fl.

Ein Lebens-Abriß, der nach zuverläßigen Quellen auch die früheren Jahre dieser großen Erscheinung auf dem Throne der Menschheit umfaßt.

---

[228] In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen ist erschienen:

Dinglers Polytechnisches Journal.

Erstes Juniheft 1842.

Inhalt: Robert Stephensons neue Locomotive. — Dircks Verbesserungen in der Konstruktion der Dampfwagen. Mit Abbild. — Bunnetts patentirter Bremsapparat für Eisenbahnen. Mit Abbild. — Carrs Hemmvorrichtung für Eisenbahnwagen. Mit Abbild. — Wrights und Bains elektromagnetischer Eisenbahn-Aufseher. Mit Abbild. — Pope's Verbesserungen im Aufhängen der Locomotive und anderer Wagen. Mit Abbild. — Beschreibung einer neuen Form von Eisenbahnschienen (Z-Rail genannt) und des hiezu erforderlichen Holzoberbaues. Mit Abbild. — Beschreibung eines einfachen Nivellirinstrumentes, nach der Konstruktion der HH. T. v. Ertel und Sohn in München, von L. Seelinger. Mit Abbild. — Braithwaite's Apparat um die Schaufelräder der Dampfboote in und außer Verbindung mit der Maschine zu setzen. Mit Abbild. — Orange's Apparate zum Umwickeln der Taue mit Garn. Mit Abbild. — Harris' neuer Schiffscompaß. Mit Abbild. — Babcocks automatische Schmierbüchse. Mit Abbild. — Ratcliffs Tintenfaß. Mit Abbild. — Ridgway's und Walls Maschinen zur Verfertigung des Porcellans und Steinguts. Mit Abbild. — Ueber das verbesserte Verfahren bei Anfertigung von Bleigefäßen, von Fr. X. Haindl. Mit Abbild. — Berry's Ofen zur Bereitung des Blutlaugensalzes. Mit Abbild. — Ueber die Prüfung des käuflichen Indigos, von Heinrich Schlumberger. — Ueber Bereitung einer das Platin in der Grove'schen Kette ersetzenden Kohle, von R. Bunsen. Mit Abbild. — Neue Art galvanischer Säule. — Ueber die Bereitung eines reinen Zinkvitriols und Zinkoxyds, vom Prof. Artus. — Roberts neues Verfahren, Eisen zu härten. — Beschreibung einer neuen Vorrichtung zur Gewinnung der Kartoffelstärke, von Prof. Siemens. Mit Abbild. — Miscellen. Dampfschiffsexplosion in Schottland, nebst Darlegung der Ursachen und der Art ihrer Vermeidung. — Betrachtungen über Dampfkesselexplosionen von Hrn. Seguer. — Beseitigung eines großen Hindernisses bei Anwendung des Elektromagnetismus als Triebkraft. — Fourneyrons neue Thüren für Schleußen mit breiten Oeffnungen, welche sich durch die Kraft des Wassers öffnen und schließen. — Maschinenflachsspinnerei in Rheinpreußen. — Neuer Tuchwebestuhl. — Gaudins Bereitung des Jodbromids zur Darstellung von Lichtbildern. — Künstliches magnetisches Eisenoxyd. — Schädlichkeit der Gefäße aus Zink zur Aufbewahrung von Milch ꝛc. — Runkelrübenzucker-Produktion und Consumtion in Frankreich im Jahr 1841—42. — Tennants chemische Fabrik zu St. Rollox bei Glasgow.

Zweites Juniheft.

Rennie's Dampfmaschine mit doppelten Cylindern. Mit Abbild. — Beschreibung eines Dampfkessel-Speisungsapparates, von C. Walther. Mit Abbild. — Vorschlag zur Annahme einer allgemeinen dynamischen Einheit, von Dr. Penot. — Palmers und Perkins Verbesserungen an Pumpen. Mit Abbild. — Newtons Maschine zur Fabrikation der Schrauben. Mit Abbild. — Stubs Schraubenschlüssel. Mit Abbild. — Fenns rotirender Schleifstein. Mit Abb. — Molineaux's Hechelmaschine für Flachs und Werg. Mit Abb. — Donisthorpe's Maschinen zum Kämmen und Vorbereiten der Wolle. Mit Abbild. — Robinsons rotirender Apparat zum Trocknen der Wolle, Baumwolle ꝛc. sowohl als Gewebe, als auch im rohen Zustande. Mit Abbild. — Ueber Anwendung der Elainsäure statt des Olivenöls zum Einfetten der Wolle; von Hrn. Zurhelle. — Ueber die Anwendung des Chlors zur Ermittelung der Leuchtkraft des Steinkohlengases und Vergleichung der Kosten des Lichts aus verschiedenen Quellen, von Dr. Fyfe. — Methode, den Essig auf seinen Gehalt zu prüfen, von Dr. Wagenmann. — Ueber braune Bronze auf Zink und Zinklegirungen, von Dr. Elsner. — Ueber Obersteiners Methode der Gußstahlbereitung. — Ueber Thonseife und ihre Anwendung. — Miscellen. Technischer Bericht über das unglückliche Ereigniß auf der Paris-Versailler Eisenbahn, vom Ingenieur Combes. — Ueber die Anwendung vierräderiger Locomotiven auf Eisenbahnen. — Neues Brückensystem von Giraud. — Uhr, welche $^1/_{1000}$ Secunden angibt. — Kohlenwasserstoff in Kugeln von kohlensaurem Kalk eingeschlossen. — Felsenbohren durch chemische Mittel. — Ueber die blaue und grüne Färbung der

künstlichen Ultramarine. — Recept zur Bereitung von Ultramarin. — Ueber Seidenzucht in Frankreich.

* * *

Von diesem gemeinnützigsten und wohlfeilsten Journale Deutschlands erscheinen wie bisher monatlich zwei Hefte mit Abbildungen. Der Jahrgang aus 24 Heften mit 30 bis 36 großen Tafeln Abbildungen bestehend, mit einem vollständigen Sachregister versehen, macht für sich ein Ganzes aus, und kostet durch die Postämter und Buchhandlungen nur 9 Rthlr. 8 gGr. oder 16 fl. In das Abonnement kann nur für den ganzen Jahrgang eingetreten werden.

☞ **Die Verlagshandlung kann vom**

Polytechnischen Journal

noch einige ganz vollständige Exemplare, welche sie aufgekauft hat, und zwar 1ster bis 21ster Jahrgang oder Band 1 bis 78 zu 196 Rthlr. oder 686 fl. im 24 Guldenfuß anbieten. Die Jahrgänge 1820, 1821, 1822, 1823, 1824, 1826 bis 1841 sind fortwährend einzeln zum Preise von 16 fl. oder 9 Rthlr. 8 gGr. zu haben.

---

[218] Bei Johannes Müller in Amsterdam ist erschienen:

Archief voor Geneeskunde. Onder medewerking van eenige Vaderlandsche Geleerden, uitgegeven door Dr. J. P. Heye. gr. 8. 1r Dl. 4 Stukken. 4 Rthlr. 4 Gr.
— — — — 2r Dl. 1. Stuk 20 Gr.

Boot, J. C. G., Notice s. l. Manuscrits trouvés à Herculanum. gr. 8. 12 Gr.

Cobet, C. G., Observatt. crit. in Platon. Comici reliq. 8 maj. 1 Rthlr. 12 Gr.

Fontes tres jur. civ. Rom. antiq. Legum XII tabb., legis Juliae et Papiae Poppaeae et edicti perpet. fragm. 8 maj. 20 Gr.

Greve, Fr. de, Oratio de Jona Dn. Meyero, Jurisconsulto de patria deque jurisprud. et nomoth. praecl. merito 8 maj. 12 Gr.

Heusde, Ph. G. v., de School van Polybius of Geschiedkunde van de 19. Leuw. gr. 8. 2 Rthlr.

Instituut, het, of Verslagen en Mededeelingen, uitgegeven dorr de vier Klassen van het Koninkl. Nederl. Instituut van Wetonschappen, Letteren en Schoone Kunsten over den Jare 1841. gr. 8. Nr. 1 et 2. 1 Rthlr. 8 Gr.

Lentz, L. C., Knospen. Christliche Gedichte. gr. 12. 16 Gr.

Muurling, G., Oratio de Wess. Gansfortii, Germ. theol., princip. atque virtut., etiamnunc proband. et sequend. 8 maj. 8 Gr.

van de Spiegel, L. P. J., Résumé des Negotiations, qui accompagnèrent la Révolution des Pays-Bas Autrichiens avec les pièces justificatives. gr. 8. 2 Rthlr. 20 Gr.

Thorbecke, J. R., Aanteekening op de Grondwet 2. Uitgave. gr. 8. 1. Dl. 2 Rthlr. 12 Gr.

Vrolik, G., Ueber eine vollkommene Verwachsung d. Gelenke. Quer Fol. 20 Gr.

Vrolik, W., Recherches d'Anatomie comparée sur le Chimpansé. gr. Fol. 15 Rthlr. 4 Gr.

Wetboek van Koophandel, met Aanteekeningen van Mrs. C. D. Asser, W. E. J. Berg, M. H Godefroi, J. W. Tydeman, en J. de Vries Jr. gr. 8. 1. Boek. 1 Rthlr. 8 Gr.

Wilde, A. de, Nederd.-Maleisch en Soend. Woordenboek. Benevens twee stukken tot oefening in het Soend., uitgegeven door T. Roorda. gr. 8. 2 Rthlr. 8 Gr.

Um die Einführung von Jaarsveldt's holländischer Sprachlehre zu erleichtern ist der frühere Preis von 1 Rthlr. 20 Gr. auf 20 Gr. herabgesetzt.

---

[230] Bei E. J. Fournier, Buchhändler in Znaim, ist so eben erschienen:

Komische Schaubühne
der Engländer.

Der englische Text vollständig accentuirt, mit deutscher Worterklärung, grammaticalischen und erläuternden Bemerkungen und der Aussprache der schwierigsten Wörter nach Voigtmann und Bassler.

Bearbeitet von

Joh. Chr. Nossek.

1—3s Bändchen.

Inhalt: 1. High hife below Stairs.
2. The Old Maid.
3. The Bengal Tiger.

gr. 12. Znaim, 1842. broch. 26 Ngr.

Irving's

Alhambra.

Vollständig accentuirt und erläutert zum Schul- und Privatgebrauche von

Joh. Chr. Nossek.

gr. 12. Znaim, 1842. broch. 1 Rthlr. 6 Ngr.

Früher erschien:

Versuch
einer
vergleichenden Grammatik
der
latein., italien., span., portug., franz. u. engl. Sprache, mit einer nach der deutschen Bedeutung alphabetisch geordneten Sammlung der gebräuchlichsten Wörter;
für
jeden Sprachliebhaber und vorzüglich für Studirende bearbeitet
von **W. E. E. Kráthy,**
Chorherrn und Kapitularen des Prämonstratenserstiftes Neureisch ꝛc.

gr. 4. Znaim, 1840. broch. 3 Rthlr. 22½ Ngr.

---

[204] **Jean Pauls Selina.**

Selina,

oder

Ueber die Unsterblichkeit

von

Jean Paul.

2 Thle. 8. herabgesetzter Preis 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr.

In diesem Werke ist die unerschütterliche Unsterblichkeits-Ueberzeugung — abgesehen von den positiven Religionslehren oder Theologien aller Völker und Zeiten, sowohl deren mehr oder minder unmittelbare Richtung auf das Höhere, Ueberirdische und Unendliche anerkennend — ausgesprochen. Jean Paul hat, wie bekannt, dieser Ausführung mit aller Anstrengung seines eben

sowohl schöpferisch poetischen, als philosophisch tiefsinnigen Geistes den höchsten Grad der Vollendung gegeben, um sie zu einem ebenbürtigen Seitenstück von jedem und besonders von einem der trefflichsten seiner früheren Werke, von dem Campanerthale, zu machen. Wer mit Aufmerksamkeit das Campanerthal gelesen hat, wird in der Selina, sobald er nur einige Seiten überblickt haben wird, sogleich einheimisch oder mit heimathlichen Erinnerungen an jenes irdisch himmlische Thal, an jenes Unsterblichkeits-Tempe beglückt, er wird sich verwandt fühlen mit der Gesellschaft, die dort vor vielen Jahren zusammentraf, und die er dort selber kennen gelernt zu haben wähnt; vor Allem aber wird er emporgehoben und beseligt werden durch jene, dem Irdischen entfremdete, auf das überirdische Jenseits gerichtete Gemüthsstimmung.

Von demselben Verfasser sind ferner in unserm Verlag erschienen:

Dämmerungen für Deutschland. 8. 36 kr. od. 8 Gr.

Ueber die deutschen Doppelwörter; eine grammatische Untersuchung in zwölf alten Briefen und zwölf neuen Postscripten. 8. 36 kr. od. 8 Gr.

Politische Fastenpredigten während Deutschlands Marterwoche. 8. 36 kr. oder 8 Gr.

Freiheitsbüchlein, oder dessen verbotene Zueignung an den regierenden Herzog August von Sachsen-Gotha, dessen Briefwechsel mit ihm, und die Abhandlung über die Preßfreiheit. 8. 24 kr. od. 6 Gr.

Herbstblumen, oder gesammelte Werkchen aus Zeitschriften. 3 Bändchen. 8. 3 fl. oder 1 Rthlr. 18 Gr.

Levana, oder Erziehlehre. 3 Theile. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage mit Ergänzungsblatt. 8. 6 fl. oder 3 Rthlr. 12 Gr.

Mars und Phöbus. Thronwechsel im Jahr 1814. Eine scherzhafte Flugschrift. 8. 12 kr. oder 4 Gr.

Museum. 8. 45 kr. oder 10 Gr.

Vorschule der Aesthetik nebst einigen Vorlesungen in Leipzig über die Parteien der Zeit. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. 8. 3 Theile. Herabgesetzter Preis 5 fl. oder 3 Rthlr.

☞ **Wer diese zehn Schriften zusammen nimmt, erhält sie um den äußerst billigen Preis von 10 fl. 48 kr. oder 6 Rthlr. 12 Gr.**

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[191] Durch alle Buchhandlungen ist von mir zu beziehen:

Die Mediceer. Drama in fünf Akten vom **Fürsten zu Lynar.** Gr. 8. Geh. 24 Ngr.

Früher erschien bereits von demselben Verfasser, nach der neuesten Bearbeitung gedruckt:

Der Ritter von Rhodus. Trauerspiel in vier Akten. Gr. 8. Geh. 20 Ngr.

Leipzig, im Juni 1842.

F. A. Brockhaus.

---

[235] Bei **J. Hölscher** in Coblenz ist erschienen:

Die graue Halle, oder Erdmanns Wanderung. Ein Wort zur Zeit. 8. geh. 1 fl. 48 kr.

Hylarius, J. (Dr. V.), Der St. Annen-Altar. Aus den hinterlassenen Papieren der Frau Gräfin von S. 8. geh. 1 fl. 21 kr.

Hylarius, Die Geschwister. Wiedersehen, oder Wanderungen in Sachsen. Zwei Erzählungen. 8. geh. 1 fl. 36 kr.

Schnitzler, psalterium explanatum, sive psalmi omnes et in officio canonico legenda veteris testamenti cantica, juxta vulgatam l. S. librorum editionem additis notis tum sextus sensum, tum omnia, quae in bibliis hebraicis aliter leguntur exhibentibus. 8. maj. 2 fl. 24 kr.

Beyer, H., Burg Stolzenfels. Ein Andenken für Rheinreisende. Mit einer Ansicht in Stahlstich und vier Blättern mit gemalten Wappen. gr. 8. in Umschlag geh. 1 fl. 21 kr.

Rheinfahrt nach dem Dome in Köln. gr. 8. in Umschlag geh. 24 kr.

---

[215] In **Carl Gerold's** Buchhandlung in Wien ist so eben erschienen und daselbst so wie in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Ueber die

Theorie des Lichtes.

Nach einem lithographirten Memoire
des
Freiherrn Augustin Louis Cauchy
frei bearbeitet
von
Franz Xav. Moth,
k. k. Professor am Lyceum in Linz.

gr. 8. Wien, 1842. broch. Preis 1 Rthlr.

Ein Werk mathematischen Scharfsinns und tief eindringender Combinationsgabe, das gewiß allen Freunden der höheren mathematischen Studien in ihrer Anwendung auf die Probleme der höhern Physik höchst willkommen seyn wird, und in den der gelehrten Welt längst rühmlich bekannten Namen des Verfassers und Bearbeiters seine vollkommen genügende Empfehlung an der Stirne trägt.

---

[209] **Hauff's Biblische Concordanz.**

Biblische Real- und Verbal-Concordanz oder alphabetisch geordnetes biblisches Handbuch, worin alle in der Bibel vorkommende Begriffe, Worte und Redensarten erläutert, die lutherische Uebersetzung berichtiget, das Verständniß der Bibel durch historische, geographische, physische, archäologische und chronologische Bemerkungen befördert, und alle Bibelstellen homiletisch anwendbaren Inhalts wörtlich citirt werden; zunächst für Religionslehrer, sodann für jeden gebildeten Bibelfreund bearbeitet von J. G. Hauff, Dr. der Ph. und Pfarrer zu Warth im Königreich Württemberg. Lexicon-Octav. 2 Bände in 4 Abtheilungen. gr. 8. Preis 8 fl. oder 4 Rthlr. 16 Gr.

Der Verfasser hat für sein allgemein mit Beifall aufgenommenes Werk die Einrichtung der noch immer geschätzten Büchner'schen Concordanz zu Grunde gelegt, den Plan derselben aber bedeutend erweitert. Sehr lobenswerth ist es besonders, daß er jedem Artikel, wo es sich um einen Begriff handelte, eine oder mehrere Definitionen vorausschickte, wodurch die Brauchbarkeit des Werkes sehr erhöht wird. Noch mehr geschieht dieß übrigens durch die Vollständigkeit und gute Anordnung in den einzelnen Artikeln, und durch wörtliche Anführung einer großen Menge von Bibelstellen, wodurch sie sich vor andern Concordanzen sehr vortheilhaft, namentlich vor der Weichmann'schen auszeichnet.

Mit Recht darf daher dieses mühsame und verdienstliche Werk nicht nur allen Predigern und Geistlichen, sondern auch Religionslehrern überhaupt empfohlen werden.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

№ 173.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Donnerſtag, den 21. Juli 1842.

— Mente minus validus quam corpore toto,
Fidis offendor medicis, irascor amicis.

Horat.

Empfindſame Reiſen.

I.

Nach Fontainebleau.

— — — „Aber, da ſie weg iſt, was kann ich anders thun, als in die Welt laufen oder aus der Welt?“ — „Meinetwegen. Wohin du willſt, laufe, nur ihr nicht nach.“ — „Gerade das thäte ich am liebſten, am leichteſten.“ — „Und gerade darum thue es nicht.“ — Ich fühlte, daß er Unrecht hatte, darum ſchwieg ich ſtill. Es gibt Eindrücke, denen ein Herz immer nachgeben ſollte. Wenn dich ein rechter Schmerz beſuchen will — Abends im Mondenlichte eines fremden Waldes, oder Morgens auf der einſamen Kammer einer Herberge an der Heerſtraße — verriegele deine Thür nicht, ſperre weit offen, denke, er käme aus der Heimath und brächte dir einen Gruß von deiner Mutter, von deinen Kinderjahren. Schmerzen ſind treu. Er wird die Fremde mit dir durchwandern, die Nacht mit dir durchwachen, den Tag mit dir durchweinen. Jage ihn nicht fort, lieber einen Menſchen ſtatt ſeiner. Danke Gott, wenn du niemals und nirgends in den Fall kommſt, ihn um einen rechten Schmerz zu bitten, auf daß du inne werdeſt, ob du noch ein Herz haſt oder ſchon einen Stein an ſeiner Stelle, einen Stern, einen Luftballon, eine Ziffer, gleichviel was.

Das ſagte ich auch noch, oder Aehnliches dem, welcher mit mir war. Er ſah mich ſcharf an, und ich konnte ſeinem Blicke nicht begegnen. Nicht daß ich mich meiner Erweichung ſchämte; warum ſoll der Mann dem Manne eine Thräne verbergen, wenn er ſie nicht, wie oft ein Weib, unter Perlen und Brillanten als ſeltnern Zierrath trägt? Ich fühlte, daß in mir keine ächte Perle, kein wahrer Brillant war, kein Schmerz, den man liebgewinnt, hegt und trägt, der Einen läutert und erhebt, nur eine fürchterliche Abſpannung, eine Bitterkeit, eine Trübe, die Niemand ſoll in ſich aufkommen laſſen, am wenigſten Andern gegenüber. Der Schmerz allein ſuchte mich nicht mehr heim, mein alter Freund, und auch die Wehmuth nicht, die Jugendgeliebte, die ſonſt Stunden lang mit aufgelöstem Haar und mit ſchwimmenden Augen mir an der Bruſt lag; nein, es kamen nur die Alltagsgäſte mit den ellenlangen Viſitengeſichtern und den ſteifgeſchnittenen Röcken, die Ermüdung und der Aerger, Arm in Arm, der unduldſame Haß gegen Andere und der Ueberdruß an mir ſelbſt, die ganze Familie der übeln Launen hinter ſich. Darum wollte ich in die Welt. „Du willſt,“ ſagte der Andere, „was du haſt, du biſt mitten in der Welt.“ Dabei wies er auf die Affen, welche in ihrem luſtigen Sommerpalaſte Sprünge und Künſte

machten, auf der Giraffe langen Hals, über Geländer und Gebüsch ungeschickt emporgereckt, auf die Bären in der Grube, die Hirsche im Grase, die Enten auf dem Teich. Wir gingen im Jardin des Plantes. „Wenn Paris keine Welt ist," fuhr er fort — und wir stritten noch über Welt und Nichtwelt, als wir schon auf der Eisenbahn nach Corbeil rollten.

Eisenbahnen sind gegen die Empfindsamkeit ein vortreffliches Mittel, die Pferdekur, oder die Wasserkur, weil das neumodiger ist. Kann irgend ein Auge dem auf der Eisenbahn davonfliegenden mit Rührung und mit Liebe folgen, eine weiße Hand und ein weißes Tuch nachwinken, wenn im Nu der ganze Zug von Wagen in Rauch und in Nichts verschwunden ist? Kann der Scheidende, wie der Ritter vom Roß und der Gymnasiast aus der Eilpost sich herausbiegen aus den Wagons und zurückblicken und zurückgrüßen, wenn er sich nicht den Schädel vom nächsten Tunnel will zerschmettern lassen? Kann eine Ruine, ein Vergißmeinnichtsbach, ein Dorfidyll, eine Hüttenepopöe am Wege zu Thränen rühren, zu Stammbuchversen begeistern, zu Gasthausfensterverewigungsinschriften hinreißen, wenn Ruine und Bach und Hütte und Dorf nicht einmal gesehen werden, geschweige denn beweint und besungen? Wer viel Gefühl hat, soll viel auf Eisenbahnen fahren. Ich bin überzeugt, die Heizer, die Conducteurs, die Maschinisten und alles Eisenbahnpersonal werden mit der Zeit an Herzensverhärtung typisch leiden, wie die Postillone an Hämorrhoiden. Nur die Actionäre und die Bahnwärter retten ihre Empfindsamkeit von der Eisenbahn.

Diesen pathologischen Excurs hielt mir mein Freund, welcher August heißt und, wie man sieht, nicht Doktor der Medicin ist. Er führt mich oft auf die Pariser Eisenbahnen, um mich von meinem organischen Uebel zu curiren. Wenn er diese Blätter zu Gesichte kriegt, wird er ohngefähr dieselbe Freude haben, welche ein Arzt bei dem Ausbrechen der Nöthen für seinen Kranken empfindet. Nun ist die Gefahr vorüber, Alles nur noch eine Hautkrankheit. Du hast Recht, August; ich fühle so etwas.

Bis Corbeil begegnete uns nichts; natürlich, was kann Einem auf der Eisenbahn begegnen? Kein Handwerksbursch, kein Student, kein Milchmädchen, kein (protestantisches) Pfarrerkind; höchstens gerade so ein vorübersausender Zug, so eine dämonische Höllenfahrt, als die, worauf man selbst sich begeben, worin alle Menschengesichter unkenntlich sind und von vier Freiligrathschen Roßschweifen gar keine Rede mehr seyn kann. Und doch: eines fällt mir ein. In Athis-Mont, einer Zwischenstation, sprang ein junger Mensch aus dem Wagen und behauptete, dieß sey Corbeil. Er sprach so schlecht Französisch, daß er kein Pole, kein Russe, kein Italiener seyn konnte, sondern höchstens ein Engländer, und wenigstens ein Deutscher. Dabei zankte er aber mit dem Conducteur, der ihn eines andern belehrte und wieder in seinen Wagen wieß. Ich muß es leider sagen, daß dieser junge Mensch aus Magdeburg war; ich habe es zur Genüge erfahren. Bekanntlich kommen die Preußen von jeher zu früh am Ziele an; sie selbst meinen, weil sie rascher gingen, viel, viel rascher als andere Leute, und diese behaupten heimlich, weil sie sich später auf den Weg machen; meinetwegen.

(Fortsetzung folgt.)

Bilder des Unsichtbaren in den Gesetzen der sichtbaren Welt.

(Fortsetzung.)

Ein Seitenstück zu dieser Erscheinung findet man nicht in der äußern Natur, wohl aber in der Welt des Geistes. Dieser durchdringt alle Stoffe, er kann Tausende beleben, ohne selbst arm zu werden, seine Kraft wird durch Uebung gestärkt und er ist der Zeit nach unendlich. — Mehr noch treten diese Analogien durch die folgenden Eigenschaften hervor.

Jeder einzelne Magnet besteht aus unendlich vielen kleinen Magneten, welche zu einem Ganzen sich vereinigen und von denen jeder ein anderes Verhältniß der Kräfte zu den andern hat, das nur durch eine höhere, sogenannte transcendente Gleichung ausgedrückt werden kann, oder durch die Linie einer schwebenden Kette und eines Gewölbbogens, durch Formen, welche einen Kampf gegen die Schwerkraft anzeigen. — Diese unendliche Zahl der Theile eines Magnets, daneben diese unendliche Verschiedenheit derselben, wobei sie, im engen Raum aneinandergedrängt, alle zusammen als ein Ganzes andern Gegenständen gegenüber stehen — dieß ist das Bild einer Welt im Kleinen, eines Individuums, über dessen unendliche Mannigfaltigkeit eine durchdringende Einheit herrscht.

Die Art dieser Mannigfaltigkeit verdient gleichfalls Beachtung. — Jeder einzelne Theil eines Magnets enthält in sich die zwei entgegengesetzten Kräfte des Nordpols und Südpols, welche, bloß auf sich selbst wirkend, nach und nach an Kraft abnehmen und in einen Zustand der Gebundenheit für die äußere Wahrnehmung versinken würden, wenn nicht andere Magnete oder magnetisirbare Stoffe in der Nähe der Anziehung der Gegensätze der einzelnen Magnete auf einander entgegen wirkten und eine höhere Wechselwirkung aller Theile der

verſchiedenen Magnete zu einander möglich machten. — Bei ſolcher Anziehung verſchiedener Magnete oder Theile der Magnete findet aber ein ganz anderes Verhältniß ſtatt, als bei der chemiſchen Wahlanziehung. — Während bei lezterer beide Theile volle Befriedigung finden, erreicht bei der Anziehung zweier Magnete nur ein Theil des einen Magnets, und ebenſo nur ein Theil des andern, nämlich die ſich zunächſt berührenden entgegengeſezten Pole, vollſtändige Befriedigung oder eine ſolche Ausgleichung der Gegenſäze, welche bei der chemiſchen Anziehung das Streben zur Ruhe bringt; die zwei andern, entferntern, ſich nicht berührenden Pole dagegen finden dieſe Befriedigung nicht, ſie werden dadurch in Spannung erhalten und genöthigt, in die Ferne zu wirken und weitere Verbindungen zu ſuchen. Bei noch mehreren neben einander liegenden Magneten oder Theilen von Magneten ſtellt ſich dieſes Verhältniß zwiſchen den in der Befriedigung ruhenden oder gebundenen und den noch unbefriedigten und daher freien Kräften noch mehr heraus. Es tritt dann auch eine Wechſelwirkung der noch freien, unbefriedigten Kräfte ein, nach welcher auf der einen Seite nur die eine Kraft wirkſam erſcheint, auf der andern die entgegengeſezte, in der Mitte aber ein Gleichgewicht der Spannung nach beiden Richtungen ſtattfindet.

Bei jedem Magnet muß man ſich daher zwei verſchiedene Hälften von Kräften denken: durch gegenſeitige Befriedigung gebundene, gleichſam ſchlummernde, und unbefriedigte, noch freie; und in dieſer zweiten Hälfte der unbefriedigten Kräfte iſt wieder ein bedeutender Theil in einem Gleichgewicht der Spannung befangen, und ein Theil, etwa die Hälfte der Hälfte aller Kräfte, ſtrebt ganz frei nach außen. — Dieſe Verhältniſſe erinnern nun aber wieder unwillkührlich an geiſtige Zuſtände des Menſchen, an die Seele. Auch bei dieſer erſcheint ein bedeutender Theil als unbewußte bildende und ernährende Kraft im Körper gebunden, und von ihrem bewußten Theil ſtellt ſich auch wieder eine Hälfte in der Beziehung auf das Ich nach innen gefeſſelt dar, und nur die oberſten Kräfte bringen die Freiheit des Geiſtes zur Entwicklung. Unwillkührlich erinnern aber dieſe Beziehungen der Kräfte auch an geſellige Verhältniſſe ſittlicher Weſen gegeneinander. In jedem geſelligen Verhältniſſe, in jedem Staat iſt die geiſtige Kraft der Mehrzahl durch die Beziehung auf das Naheliegende gebunden, während die bewußte Einheit des Ganzen nur in der Minderzahl herrſcht. So wie ferner der Magnetismus erſt durch die Coexiſtenz mehrerer Magnete für die äußere Erſcheinung hervortritt, ſo iſt auch die höhere Entwicklung des menſchlichen Geiſtes, die Herrſchaft des Sittengeſetzes, durch das Nebeneinanderſeyn mehrerer ſittlichen Weſen bedingt.

Ein andermal gedenken wir die eigenthümliche Richtung der magnetiſchen Kraft und die innere Verwandtſchaft zwiſchen Magnetismus und Elektricität zum Gegenſtand unſerer Betrachtung zu machen.

(Schluß des erſten Artikels.)

Hohes Sehnen.

In der Menſchenbruſt verborgen
Iſt ein Sehnen das nicht ſchweigt,
Das nach einem ſchönern Morgen
Wie der Aar zur Sonne ſteigt.

Liebe nennt's das Herz der Jugend,
Wenn es rein noch fühlen kann,
Wahrheit nennt's des Weiſen Tugend,
Aber Freiheit nennt's der Mann.

Hohes Sehnen! unverſtanden
Ziehſt du hin durch Glück und Schmerz,
Doch aus dieſer Erde Banden
Machſt du ſelig frei das Herz.

Wandelſt gleich dem Morgenſterne,
Der des Aufgangs Licht verheißt,
Suchſt in unbegrenzter Ferne
Eine Heimath für den Geiſt!

A. v. Stolterfoth.

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, Juli.

Die allgemeine Noth.

Seit ich in England bin, habe ich keine trübere Zeit erlebt als die gegenwärtige. Die Gemüther ſind durch die allgemeine Noth ſo befangen, daß Francis und Dean, wenn es wirklich ihre Hauptabſicht war, ſich zu Gegenſtänden der allgemeinen Aufmerkſamkeit zu machen, zu ihren unſinnigen Unternehmungen keinen ſchlechtern Zeitpunkt wählen konnten. Noth und Elend gab es in London von jeher; ſie mußten zunehmen im Verhältniß zu Londons Wachsthum und haben deßhalb bereits eine rieſenmäßige Höhe erreicht. St. Giles und ähnliche wohlbekannte Diſtritte ſind jezt nicht mehr die bevorzugten Wohnungen des Hungers und der Blöße, der Sünde und des Verbrechens. Nackte Armuth und finſtere Verzweiflung wohnen ſchon ſeit Jahren in Gegenden, wo einſt der ſtolze Adel prunkte und nach ihm der reiche Kaufmann praßte. Wie es dort jezt zugeht, wage ich nicht zu beſchreiben. Die Zeitungen im Allgemeinen und insbeſondere diejenigen, die den Korngeſezen fluchen, die Reichen ſchmähen und ſich Freunde des armen, mißhandelten Volks nennen,

daß sie mit Tarantelstichen zur Wuth zu entflammen suchen, sind voll von jenen Greueln und schildern sie mit einer Ausführlichkeit, daß man die Sterbenden röcheln hört, die Hungernden verschmachten sieht. Wie das enden soll, mag Gott wissen. Die reichsten Gaben sind wie Tropfen in's Meer; das Meer des Bedürfnisses schlägt nach wie vor seine ungeheuern Wellen; der tiefste Brunnen wird ausgeschöpft und die freigebigste Hand muß sich schließen. Man hoffte viel von den kirchlichen Aufforderungen zu Beisteuern; die Sammlungen sollen weit hinter der Hoffnung zurückgeblieben seyn. Dieß war vorauszusehen, denn man hatte zu viel gehofft. Wer in England geben kann, wenn Hülfe Noth thut, säumt in der Regel nicht, bis der Kirchspielvorsteher mit der Subscriptionsliste an seine Thür klopft, oder der Geistliche von der Kanzel herab an Mildthätigkeit mahnt. Das freiwillige Helfen liegt dem Engländer im Blute. Zerbricht in Paris oder Berlin auf der Straße an einem Wagen das Rad, die darin Sitzenden oder der Kutscher mögen zusehen, wie sie den Schaden heilen; hundert Gaffer stehen müssig dabei. Auf der Londoner Straße springt der feinste Gentleman wie der gröbste Kohlenträger augenblicklich hinzu und legt Hand an. Der wäre kein Engländer, der das nicht thäte, und ich habe über diese Dienstfertigkeit mich oft innig gefreut. Dasselbe geschieht bei Geldunterstützungen. Die freiwilligen Spenden eilen den angesprochenen voraus, und zeichnet vielleicht auch, wer bereits gegeben hat, noch einmal eine Summe in die Subscriptionsliste, sie wird selten seinen frühern Beitrag erreichen. Dieß, nicht Knickerei, nicht Gefühllosigkeit erklärt den geringen Ertrag der Kirchensammlungen. Der Vorantritt der Königin mit 500 Pfund konnte nichts entscheiden. Es war das erstemal, daß sie für die Gesammtheit der Bedrängten ihre Börse öffnete. Die Meisten hatten es vor ihr gethan, und wer von seinen jährlichen 150 Pf. zwei Pf. gesteuert, hatte ja im Verhältniß der Einnahme bereits mehr gegeben als die Königin. Bedenkt man weiter, daß die nunmehr in Gesetzeskraft getretene Einkommentaxe einen Abzug fordert, auf welchen der Familienvater sich vorbereiten muß, daß die Armensteuer im Steigen, das Brod theuer und der Luxus nicht im Sinken ist, so stellt das Resultat der Sammlungen sich immer noch als ein überraschend hohes heraus. Aber die Thatsachen der herrschenden Noth bestehen nicht ausschließend in Hunger, Blöße und Mord. Ich finde sie nicht minder deutlich in den eingeschränkten Ausgaben der Reichen und Vornehmen, und brauche nicht auszuführen, wie lawinenartig diese Einschränkung im Kreise fortwirkt. Am fühlbarsten trifft sie natürlich diejenigen, deren Leistungen und Produkte zu den entbehrlichsten gehören. Die Waaren des Fleischers und Bäckers kann Niemand missen, aber Jeder kann leben, wenn auch kein Gemälde seine Wand schmückt, er auch kein Konzert hört und keine Theatervorstellung sieht. Der Ausfall in diesen Zweigen des Erwerbs zeigt unverkennbar, wie tief eigentlich die Landesnoth eingedrungen ist, und er verdient um so mehr Beachtung, je weniger die Folgen sich offen zu Tage legen, obschon ich die Zahl derer nicht kennen mag, die schmerzlich darunter leiden.

(Fortsetzung folgt.)

Paris, Juli.

(Schluß.)

Der Graf v. Brignola.

So sehr die Technik des Verfahrens in der Daguerrotypie verbessert worden ist, so ist es doch noch nicht gelungen, ein schönes Gesicht hervorzubringen. Es bleibt immer in den Augen der dargestellten Personen etwas Düsteres und Grämliches, welches die ganze Physiognomie verdirbt. Unter den vielen bei den Optikern ausgestellten Bildern sieht man daher auch wenig Porträts von Frauenzimmern; sie haben alsbald eingesehen, daß ihnen die neue Kunst nicht allein nicht schmeichelt, sondern ihnen sogar manches von ihren natürlichen Reizen benimmt. So lange diesem Uebelstande nicht abgeholfen wird, läßt sich schwerlich hoffen, daß das weibliche Geschlecht das Daguerrotyp der Malerei vorziehen wird, so wenig Minuten oder Sekunden auch ersteres braucht; sie werden lieber Stunden lang einem Maler sitzen, als sich in zwanzig Sekunden durch's Daguerrotyp verhäßlicht sehen. — Da Paris ein vortrefflicher Boden zum wenigstens scheinbaren Gedeihen aller Projekte ist, so kann es nicht auffallen, daß ein Projektmacher, welcher sich Graf von Brignola nannte, vor einiger Zeit den Einfall hatte, eine sogenannte „Schule für Schiffsjungen," Ecole des mousses, hier zu errichten, obgleich Paris kein Seehafen ist, und außer den Waschersbooten, Kähnen und Dampfbooten keine Schiffe hat. Den Ankündigungen zufolge stand das neue Institut, welches die jungen Leute zum Seedienst vorbereiten sollte, unter dem Schutze sehr hoher Personen, und konnte sich einen glänzenden Erfolg versprechen. Es fanden sich auch Gimpel unter den Pariser Familienvätern, welche ihre Söhne in dieses Institut schickten. Es wurde in demselben bereits tüchtig manövrirt, als eines Tages die Polizei erschien, das Haus schloß und den Vorsteher verhaftete. Bald darauf wurde er vor Gericht gestellt und ein Kriminalprozeß wider ihn begonnen, unter argen Beschuldigungen, die aber zum Theil einen komischen Ausgang hatten. Erstlich wurde er beschuldigt, kein Graf von Brignola zu seyn, womit es auch seine Richtigkeit zu haben schien. Man fragte ihn, woher er den päpstlichen Orden vom goldenen Sporen habe. Er sagte, von einem Herrn d'Este, welcher die Befugniß habe, die Leute zu Rittern zu schlagen. Diesen Rittermacher hatte die Polizei schon früher verfolgt. Es scheint, daß er wirklich ein altes Privilegium hatte, jährlich zwei Ritter zu schlagen. Da das Ding aber etwas einbrachte, so hatte er deren so viel geschlagen, als sich wollten schlagen lassen. Das Ritterschlagen war sein Gewerbe; sein Nahrungszweig. Der vorgebliche Graf von Brignola wurde ferner beschuldigt, er bleibe den Lieferanten den Betrag ihrer Lieferungen schuldig. Diese aber versicherten, sie hegen deßhalb keine Besorgniß, was die Polizei nicht wenig in Erstaunen setzte. Die ernsthafteste Beschuldigung war die, daß er eine heimliche Niederlage von Waffen in seiner Anstalt habe. Es kam aber heraus, daß es Piken, Beile und Säbel waren, welche er von seinem Nachbar, dem Besitzer des Cosmorama naval, geliehen hatte, um seine Schiffsjungen in den Kriegsmanövern zu unterrichten. Das einzige, was man also dem Grafen von Brignola beweisen konnte, war, daß er ein Industrieritter und Abenteurer sey und eine Lehranstalt ohne Bewilligung der Unterrichtsbehörde eröffnet habe, weßhalb die Richter ihn zu einer Geldbuße von 50 Franken verurtheilten. Hiemit endigte dieser Prozeß, in welchem die Polizei sich ein wenig dumm benommen hatte, was ihr leider hie und da begegnet.

Dg.

Beilage: Kunstblatt Nr. 58.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 174.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Freitag, den 22. Juli 1842.

— Ich ſchuf, was mir Wunſch war,
Faſt zur Wirklichkeit: ſeine Freuden
Hatte das ſchöne Phantom.

Klopſtock.

Rechtfertigung.

Von Friedrich Notter.

(Vergl. das Gedicht: „Nach dem Brande in Hamburg," in Nr. 131 des Morgenblattes.)

„Weil ſein Ohr dem Lied vom Rheine
Jüngſt das Volk der Deutſchen lieh,
Weil es nicht vor Frankreichs Anruf
Sklavengleich gebeugt das Knie,
Glaubſt du Deutſchlands Bund gefeſtigt?
Juble drüber nicht zu früh,
Trau zu ſchnell nicht ſeiner Herzen
Schnell geſchaff'ner Melodie!";

„Bis erſt ſchmetternd die Trompete
Das Geſtad des Rheines wahrt,
Bis ſie Halt ruft, grenzenbütend
An der Weichſel Ueberfahrt,
Bis der Brennenadler kämpfend
Sich dem doppelhäupt'gen paart,
Ward kein höchſter Wurf geworfen,
Hat kein Gott ſich offenbart."

Alſo hört' ich eine Stimme
Zukunftwägend, mahnungsvoll,
Als der Ruf von Deutſchlands Bunde
Mir aus raſcher Seele quoll.
Nicht den Worten ſollt' ich trauen,
Nicht des Liedes flücht'gem Zoll,
Leicht ſey's mit dem Schwert zu ſpielen,
Eh' des Kampfs Gebot erſcholl.

Ja, ich weiß es, es iſt Friede,
Es verklang der Laut der Schlacht,
Hülfe wird der Stadt der Trümmer
Selbſt vom Fremdland dargebracht;
Eines Menſchenbundes Zeichen
Iſt am Himmelskreis erwacht;
Weil', o weile, ſchöne Hellung,
Holdes Licht werd' nie zur Nacht!

Und wie du, mein Volk, wer dürft' auch
Treten in das Recht des Schwerts?
Welcher fremden Größe ſchloßſt du
Deine Bruſt? welch' fremdem Schmerz?
Wie der Quell ſich um die Erde
Seinen Pfad zieht, meerewärts,
So um's All der Völker ſchmiegt ſich
Lebensvoll das deutſche Herz.

Aber daß ein Wort von oben
Langsam, laut dir werd' gesagt,
Drum seit nah an dreißig Jahren
Blieb ob dir der Sturm verjagt,
Ward die blutige Entscheidung
Ueber'm Haupte dir vertagt:
Ob du stehen willst und dauern,
Das ist's, was dich Gott befragt.

Und die Antwort ward gegeben
Laut und lauter, hundertfach,
Im Verein, der deiner Länder
Alte Schranke siegend brach,
In dem Zorn, der schwerterfodernd
Von sich warf des Rheines Schmach,
In der Freude, die begeistert
Für den Dom des Rheines sprach;

In dem Namen, der durchflogen
Stamm um Stamm nach Hamburgs Brand,
In der Kraft, die dich zu wappnen
Ihren ehrnen Flügel spannt,
Im Gebot, das Deutschlands Heere
Waffenprüfend sich verband,
In der neu gelobten Festen
Bollwerk vor des Feindes Hand.

Drum, o Lied, erblöde nimmer,
Daß so kühn dein Klang begann,
Sey ein Geist, ein laut gewordner,
Der gesprengt der Zukunft Bann,
Sprich von einem Bund der Deutschen,
Den kein Schwert mehr lösen kann,
Und auf seiner Feinde Häupter
Schleudre seinen Fluch voran!

Drum, der Deutschen Kön'ge, setzet
Zwiefach euch die Krone auf,
Rufet für den Bau der Festen,
Für die Waffenschau zu Hauf,
Schirmt des Rheins, des Westgebieters,
Schirmt der Ostenströme Lauf,
Hebt den Geist, den Einheitfodrer,
Königlich zum Thron hinauf!

Drum, o Volk, was auch dem Schicksal
Noch, dem finstern, sey erlaubt,
Nicht mehr ist die Zeit, wo Deutschland
An sich selbst nicht hat geglaubt,
Wo ihm, blöde weggeworfen,
Grenz' um Grenze ward geraubt,
Bis der Kranz, der kaiserliche,
Klanglos sank von seinem Haupt.

Glauben werd' des Himmels Pfändern,
Waffnung komme dem Gemüth,
Wort gegeben sey dem Hoffen,
Das im tiefen Grund ihm blüht!
Wann es Nacht ist, magst du fürchten,
Daß das Taglicht noch verzieht,
Aber nicht wann sonnekündend
Schon der Stern des Morgens glüht.

Empfindsame Reisen.

(Fortsetzung.)

In Corbeil war es entsetzlich langweilig. Die Seine, hier noch um die Marne kleiner als zu Paris, schlich so langsam und so melancholisch hin, daß ich einen bedenklichen Rückfall hatte. August griff zu einer energischen Maßregel. „Wir gehen nach Fontainebleau," sprach er, mit Ernst mich schüttelnd, sehr würdevoll und gemessen. — „Laß mich zufrieden." — „Dort, hier nicht." — „Was zu Fontainebleau?" — „Was zu Paris?" — Das war einleuchtend. Aber ich hatte noch mehr Einwände: „So ohne Sack und Pack?" — „Als ob du deinen Kamm nicht immer bei dir führtest!" — „Ohne Guide du Voyageur?" — „Pfui! wirst du am Ende nicht gar nach Geld fragen?" — Wir zählten und rechneten. Er hatte sechs Fünffrankenthaler und ein paar kleinere Münzen in der Westentasche, ich in einem sehr eleganten schwarzen Geldbeutel mit Goldperlen und Goldringen und Goldglöcklein gerade dreizehn Franken: auch darin eine unglückliche Zahl. „Sechs Franken hin, sechs zurück, vier die Eisenbahn, fünf im Schloß an die königliche Livree." — „Und wie viel für uns?" — „Eine Nacht oder zwei?" — „Rechnen wir auf zwei." — Das Budget kostete uns längere Zeit als den Deputirten. Endlich schütteten wir die ganze „Einnahme" in meine Börse und ich ward Finanzminister. August machte zu meiner Bestallung eine tiefsinnige Bemerkung. „Menschen," sagte er, „die viel ausgeben, wenn sie viel haben, sind mit Wenigem am ängstlichsten." Uebrigens hatten wir viel; es fand sich, daß mir für Cigarren noch eine Extrawohlthat von fünfzehn Sous für die ganze Finanzperiode zugestanden werden konnte, vorausgesezt, das Dienstmadchen im Gasthofe war so garstig, daß wir ihr mit Anstand nur dreißig Sous Trinkgeld beim Abschiede zu reichen brauchten. August gelobte, sich des Rauchens zu enthalten, obgleich er nach jeder Cigarre unwohl zu werden pflegte. Dafür verlangte er zehn Sous Barbiergelder, wogegen ich, auf mein Beispiel gestüzt, mit einer eines

beſſeren Erfolges würdigen Beredtſamkeit kämpfte. Der Barbier ging durch; ich ſeufzte.

Als wir zu Corbeil in den Omnibus ſtiegen, fiel der junge Menſch, welcher zu Athis-Mons der Eiſenbahn und der Zeit vorangeeilt war, direkt auf uns. Ich fluchte darüber, jedoch aus Artigkeit deutſch. — Großer Gott! er antwortete mit einer Entſchuldigung — und die Entſchuldigung war auch deutſch. Nun hatte ich es gleich weg, daß er aus Magdeburg. Wir fragten ihn mit Zartheit und Schonung, ob er vielleicht, ehe die Fahrt noch eigentlich angegangen, herausgeworfen worden ſey aus dem Wagen, für welchen Fall wir unſere Dienſte anboten, ich nicht ohne Zweideutigkeit. Es ſtellte ſich heraus, daß er ſeinen Platz im Intérieur aufgegeben und die Impériale wählen wollte. Während wir ihn in ſeinem Plane beſtätigten, erklärte er voll Zuvorkommenheit, nach einer ſo lieben Begegnung im Innern bleiben zu wollen. Daraus entſpann ſich ein edler Wettſtreit. Schon auf der nächſten Station ſtiegen wir zwei auf die Impériale, der Magdeburger nach einer neuen Debatte uns nach. Wären nach Fontainebleau mehr als zwei Relais, ſo hätte uns der Magdeburger total in die Flucht geſchlagen, ſicher aus dem Wagen heraus.

Vielleicht, daß dieß einer Erklärung bedarf. Ich glaube, in der Wüſte Kobi muß es außerordentlich erquickend ſeyn, wenn auf einmal die Quelle einer Oaſe tartariſch und ein braunes Mädchen deutſch den deutſchen Wandernden anſpricht. In Paris hat die Mutterſprache dieſe Gewalt und dieſen Reiz noch nicht. Ich finde, daß die Boulevards hübſch genug ſind, um nicht den Dialekt irgend eines Bezirks aus Deutſchland als Verſchönerung zu bedürfen. Außerdem kommt man aus dem Bereiche des Mir und des Mich eigentlich gar nicht heraus, wenn man nicht aus den Barrièren flüchtet. In Paris wird entſetzlich viel Deutſch geſprochen. Das hört ſich von dem jenſeitigen Rheinufer ſtolz und froh an, allein wir auf dem dieſſeitigen gingen doch nicht gerade weg aus Deutſchland nach Frankreich, um in Frankreich nichts als Deutſchland wiederzufinden. Ich kenne einen Landsmann, der in Paris eine recht anſehnliche Kenntniß und Fertigkeit im Franzöſiſchen complet eingebüßt hat, weil er nur mit Kellnern und Hausknechten in fremder Zunge ſpricht. Alsdann: ich hätte dem Magdeburger bei Frascati mit tauſend Freuden beide Hände gedrückt, womit ſie alle gleich bei der Hand ſind, aber zu Fontainebleau paßte mir ſeine Erſcheinung eben ſo wenig als in meine Stimmung. Von einem fremden Franzoſen kann ich mich in Ruhe abſondern, will ich allein ſeyn; der Pariſer läßt Andern und nimmt ſich alle mögliche Freiheit. Aber der Deutſche in Frankreich hat den Anſpruch, mir nicht mehr fremd zu ſeyn vom Augenblick an, da wir uns guten Morgen ſtatt bon jour geſagt haben; er geht zwanzig Schritte mit mir und hängt ſich ſchon an meinen Arm, obwohl es drückend heiß iſt, er fährt eine Stunde in derſelben Diligence wie ich und fragt mich beſtimmt darin ſo behutſam aus, daß er weiß, ob ich verheirathet bin, ob vielleicht gar im dreizehnten Arrondiſſement, wie viel ich monatlich an Geld brauche, warum ich in Paris lebe, ſtatt in Oldenburg oder in Zwickau, und für welches deutſche Haus ich arbeite, in Wechſelgeſchäft oder in kleinen Artikeln. Wenn der Deutſche ein Preuße iſt, ſo muß er es verflucht ungeſchickt anfangen, ſoll er nicht auch die Adreſſe mit mir tauſchen und die Gewißheit mit nach Haus nehmen, meine Mutter ſey eine geborne So und So und mein Vater „ein Angeſtellter.“

Der Magdeburger bohrte zuerſt den Auguſt an. Wie der Schein trügt, ſo glaubte er hinter dem glatten, feinen Geſichte einen glatten, feinen Menſchen zu entdecken, der ſich aus allen Hülſen in jugendlicher Haſt herausſtürzte an das Magdeburger Herz. Auguſt knöpfte aber ſeinen Rock zu und legte ſich in die Ecke, heftig über den Staub klagend. Darauf wurde bei mir gepocht. Bei Gott, ein fürchterlicher Zufall führte den Menſchen an die Pforte, woraus eben eine große Liebe bei mir weinend war hinausgeſtoßen worden. Seine Hand — nun, ſie wußte es ja nicht — fiel mitten auf eine friſche Wunde. Als er den Namen nannte, fuhr ich zuſammen, daß er meinte, er habe mir auf den Fuß getreten, und ſich bedauernd entſchuldigte. Auguſt, der nicht wußte, aber errieth, trat dazwiſchen. Und von dem Augenblick an, da er den Namen ausgeſprochen, zog mich doch ein geheimes Etwas oder Nichts an den fremden Menſchen. Er hatte geſehen, was ich nie wieder ſehen ſollte, und der Zufall führte ihn eben dahin, woher er mich auf ewig fortriß. Wenn er doch nur wieder angefangen hätte, mir wieder weh gethan! Aber er bot mir nur eine Priſe und ſchalt, daß in dem Omnibus, wo alles Geſindel ſtinken darf, ein honetter Menſch nicht einmal ſeine Cigarre rauchen ſolle. „Das nennen ſie nun Freiheit,“ bemerkte er ſpöttiſch, und Auguſt erwiderte mit Ruhe, die Rauchfreiheit ſey ja auf der Impériale.

Von Corbeil bis Fontainebleau ſind acht gute Lieues. Der Weg iſt durch nichts beſonderes bezeichnet. Eine hoch gewölbte Pflaſterſtraße, mit welcher rechts und links zwei Sandbahnen parallel laufen: alle franzöſiſche Chauſſeen ſind ſo. An der Seite blühen Lilien, aber ſteinerne, verwitterte Ruinen eines Königthums; alle halbe Lieue ſteht ein ſolches Merkzeichen mit Zahl und Blume. Das Terrain wird von allerlei Hügelzügen durchſchnitten, bleibt aber, ſobald ſich die Seine verliert, trocken und reizlos bis etwa eine Stunde vor Fontainebleau. Da fangen Felspartien an, Waldpoeſien; die Vegetation wird üppiger, wie überall, wo die Natur baut, nicht

der Menſch. Ein Kornfeld und ein Buchenhain, eine Scheune und eine Klippe, — ewige Kontraſte, die uns auslachen, uns demüthigen. Was unſer Verſtand am geſchickteſten ausbeutet, iſt es nicht immer das Unſcheinbarſte, das Geringſte? Flachs und Rebe ſind zwei vortreffliche Artikel der menſchlichen Induſtrie, nur aus der Landſchaft, dem Kunſtwerke der Natur, ſollen ſie fortbleiben.

(Fortſezung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, Juli.

(Fortſezung.)

Die Kunſt im Kampf mit der Landesnoth.

Die Geſellſchaft der british artists, die zwei Vereine der in Waſſerfarben malenden Künſtler und die royal Academy haben ihre Ausſtellungsſäle geöffnet. Ich will und kann den Kunſtrichtern nicht widerſprechen, welche die Ausſtellung der königlichen Akademie eine der ſchlechteſten ſchelten, welche dieſe Körperſchaft je veranſtaltet hat. Es muß allerdings überraſchen, daß Männer, die in ihrer Kunſt anerkannt und mit Recht hoch ſtehen, dem Publikum Gemälde bieten, die ihrer ſo gar nicht würdig ſind; es muß Bedauern erregen, daß die vier lezten Gemälde des gefeierten Sir David Wilkie (unter ihnen die Porträts Mehemed Alis von Egypten und des Sultan Abdul Medſchid) nur durch die Gegenſtände intereſſiren und das Leid um den Tod des Künſtlers vermindern, und es läßt ſich nicht leugnen, daß Maclise, Turner, Callcott, Creswick, Martin, Chalon, Edwin Landseer, Stanfield von der Leiter ihres Ruhmes einige Staffeln herabgeſtiegen ſind. Dagegen haben aber verſchiedene junge Künſtler, die freilich noch nicht Mitglieder der königlichen Akademie ſind, Tüchtiges, ja Ausgezeichnetes geliefert. Die Preſſe lobt ſie, die Zuſchauer bewundern ihre Leiſtungen; doch was man hier praktiſche Anerkennung nennt, das bleibt aus — die Gemälde hängen unverkauft. Die Ausſtellung der british artists war nie eine beſonders vorzügliche. Man hat ſie lange ſpottend die Zufluchtsſtätte der Hülfloſen genannt, weil hier faſt jedes Bild Aufnahme findet, das bei andern Vereinen ſich vergebens darum bewirbt. Die Räume gehören zu den größten, die London für ſolche Zwecke beſizt; die Finanzen der Geſellſchaft ſtehen auf ſchwanken Füßen, und, was weder bei der royal Academy noch bei den societies of Painters in water-colours der Fall iſt, für jedes auszuſtellende Gemälde müſſen fünf Schillinge bezahlt werden. Dieß erklärt zugleich, warum die vornehmern Künſtler zu dieſer Ausſtellung nichts beitragen, und warum das Comité in ſeinem Urtheile ſehr mild iſt. Die Räume ſind auch dießmal voll, und die Bilder ſind um nichts ſchlechter als in frühern Jahren, aber der Verkauf, der nie ſehr bedeutend war, iſt geringer als je. Die Vereine der in Waſſerfarben malenden Künſtler, beſonders der ſogenannte alte, der auf dreißig Mitglieder und ſechzehn Aſpiranten beſchränkt iſt, während der neue zuläßt, ſoweit der Raum reicht, ſind unſtreitig nicht zurück, ſondern vorwärts gegangen und ſcheinen jedes Beſtreben des Kontinents, ſie einzuholen, mit verdoppelter Kraft vereiteln zu wollen. Auch iſt die praktiſche Anerkennung hier am wenigſten ausgeblieben; im Verhältniß zu den andern Ausſtellungen haben ſehr viele Gemälde Käufer gefunden, und damit man in Deutſchland nicht vermuthe, daß der niedrigere Preis der Aquarelle hieran Theil habe, bemerke ich, daß die engliſche Aquarelle gleichen Preis mit dem Oelgemälde hält. Im Ganzen aber iſt dennoch der Abſaz gegen voriges Jahr faſt um ein Drittel geſunken. — In gleicher Weiſe empfindet die Tonkunſt den Nothſtand des Landes, und auch in dieſem Gebiete macht ſich die den Reichen und Vornehmen aufgedrungene Beſchränkung ihrer Ausgaben bemerklich. Wäre freilich London nicht die Rieſenſtadt, von welcher zwei einzelne Diſtritte Berlin und München umfaſſen, und hätten wir nicht eben Season, die wunderbare Zeit, wo die großbritanniſche Ariſtokratie, ſtatt auf ihren herrlichen Schlöſſern es ſich bequem zu machen und im Schatten ihrer reizenden Parks zu reiten, zu fahren und zu luſtwandeln, ſich in London einpfercht, bei einer Hize von 25 Graden tanzt, im Staube fährt, in der Sonnengluth reitet, ſo müßte man ſich noch immer wundern, wenn von zehn Konzerten eines auch nur die ſchweren Koſten einträge. Die lezten Wochen ſind an muſikaliſchen Genüſſen auffallend arm geweſen. Die professional choral Society, die sacred harmonic Society, die Societa armonica, die Westminster harmonic Society und der Club der Melodiſten haben insgeſamt ausnahmsweiſe geſchwiegen. Keines der echt ariſtokratiſchen ancient Concerts hat ſtattgefunden und ein halbes Dutzend angekündigter Konzerte ſind widerrufen worden. Daß es deshalb an Konzerten doch nicht gefehlt hat, verſteht ſich von ſelbſt. — Aber das traurigſte Argument ſind die Theater. Man kann kaum die italieniſche Oper ausnehmen, wenn man ſagt — und gleiches läßt ſich vielleicht aller Orten vom Theater behaupten — daß der ſogenannte Mittelſtand ihre feſteſte Stüze iſt. London zählt gewiß Tauſende, die keine andere Erholung, kein anderes Vergnügen kennen, als einmal wöchentlich, ſey es allein oder mit den Ihrigen, einer Vorſtellung im Theater beizuwohnen; aber die Zahl der Beſucher vermindert ſich offenbar in ſteigender Progreſſion, Tauſende müſſen ſich jezt die Ergözlichkeit verſagen, um dringenderen Anſprüchen zu genügen. Die Folgen treten ſcharf genug hervor. Nach dreijähriger, ehrenvoll beſtandener Pachtzeit haben Charles Mathews und ſeine Gattin Veſtris Coventgarden aufgegeben, und wegen des aus der Regie ihnen erwachſenen, durch ihre Mittel nicht zu deckenden Verluſtes von faſt hunderttauſend Thalern iſt Mathews ein Gefangener in Queens Bench. Beim jedesmaligen Schluſſe eines Theaters (bekanntlich darf keines über eine beſtimmte Reihe von Monaten offen bleiben, keines das ganze Jahr hindurch Vorſtellungen geben) hält der Director eine Abſchiedsrede. Dieß that auch Mathews, und in ſichtbarem Kampfe mit Stolz und Schmerz deutete er den pekuniären Verluſt als die Urſache an, die ihn und ſeine Gattin nöthige, von der Direktion abzutreten. „Drei Jahre lang," ſagte er, „haben wir keine Opfer geſcheut, um den Saamen auszuſtreuen und zu pflegen, von welchem wir die Frucht Ihrer Zufriedenheit mit uns, für uns eine goldene Ernte hofften. Aber im erſten Jahre konnten wir nur ſäen, im zweiten mußten wir eggen, im dritten verſprach die Saat zu grünen — geerntet haben wir nicht."

(Fortſezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 74.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 175.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Sonnabend, den 23. Juli 1842.

I thank you for your company; but, good faith, I had as lief have been myself alone.

Shakespeare.

Empfindſame Reiſen.

(Fortſetzung.)

Zwiſchen Corbeil und Fontainebleau liegen noch eine gute Anzahl Dörfer und Weiler. Die große Heerſtraße des Hofes hat die Bauern wohl an ſich herangezogen. Nun iſt jene verwaist, während die Hütten gewachſen ſind. Wo ſonſt die Könige jagten, pflügen heute die Landleute. Bei Fontainebleau im Walde ſuchen die Dirnen Erdbeeren und Schwämme, vielleicht auf denſelben Wegen, wo ehedem Maitreſſen und galante Damen im Reifrocke luſtwandeln gingen. Was am ſolideſten ausſieht, fällt am leichteſten, ein Thron immer eher als eine Schäferkarre. Jene Dörfer und Weiler ſtecken alle in der franzöſiſchen Landuniform, Weiß mit Grau. Die Ziegeldächer einer deutſchen Campagne mit ihrer groben, körnigen, ſchamrothen Einfältigkeit, die maleriſche Zerſtreuung und Unordnung einer weſtphäliſchen Siedelei, wo jedes Haus ſeinen Styl hat, ſeinen Eigenſinn in Stellung und Richtung, alles das kennt das franzöſiſche Land, vornehmlich bei Paris, durchaus nicht. Da ſind alle Dörfer nur entlaufene Vorſtädte, fortgeſetzte Straßen, vorgeſchobene Eingänge von Paris. Dieſelben ſtockreichen Häuſer, dieſelben geraden, grauen, ſteifen Wände, darauf ſogar dieſelben Inſchriften, oft nur in ländlicher Orthographie. Ich bin immer froh geweſen, wenn ſolch ein Dorf vorüber war, wohin der Doktor Albert ſeine Affichen und die Hallen der Cité ihr verfaultes Obſt, ihre verſchimmelten Gemüſe geſchickt haben.

Mit dem Abendroth zog unſer Omnibus in Fontainebleau ein. Die Stadt liegt mitten im Walde, mitten im Berge drin, Bäume und Felſen laufen keck bis an die Thore und ſehen über die niedrigen Mauern weg. Von der Impériale beherrſchten wir das ganze Bild mit einem Blicke; die rothen ragenden Schornſteine des Schloſſes traten als einzige Höhenpunkte heraus, ſonſt Alles grün und grau, Wald, ſo weit das Auge reichte, und darin ein paar Dächer, ein paar Felſen. Was am meiſten überraſcht, iſt dieſe Hervorbringung aus dem Stegreif, worin Dichterin Natur ſich hier gefällt. Der Wandernde ahnt gar keine Größe oder Erhebung. Das Terrain ſtrengt ſich nicht im Mindeſten an, ſteigt kaum merklich, ſpielt ſo munter und gleichmüthig unter den Füßen fort, und plötzlich, wie vom Himmel gefallen, liegen die rothgrauen Steinblöcke unter den lachenden Bäumen da, ſpalten ſich kleine Abgründe, gipfeln angenehme Höhen. Das iſt improviſirt, und wie alle Improviſation, weder groß noch ſchön, aber glücklich, artig, für den Moment berechnet. Der Magdeburger wollte nichts gelten laſſen von allem, was er ſah. Es gibt eine

gute Menge ſolcher Reiſenden, die mein alter Sterne in der bekannten Claſſifikation als comparatif travellers hätte aufführen ſollen, weil ſie allenthalben einen langen Maßſtab und ein kurzes Geſicht mitbringen, und nur ſehen, um ſagen zu können, ſie haben das ſchon einmal, ſchon dreimal, viel beſſer natürlich, geſehen. Unleidliche Menſchen, mein' ich, die Andern den Spaß verderben, indem ſie ſich einen machen. Und ich glaube bemerkt zu haben, daß gerade diejenigen am leichteſten zur Vergleichung neigen, die wenig kennen oder daheim gar nichts verlaſſen. Die Lüneburger Haide und die Magdeburger Börde gebären fürchterliche Kritiker. So vergeſſe ich nie, daß mir ein Frauenzimmer aus Paderborn in einer ſchwachen Stunde verrathen hat, wie ſie ſich doch unter dem Rhein was ganz anderes vorgeſtellt, den Kupfern und Stahlſtichen nach. Waſſer und Berge! — gab ich ihr ungefähr zurück — Sie haben vollkommen Recht, mein Fräulein, nichts als Waſſer und Berge! nur wollen Sie gefälligſt bedenken, daß Sie keines von beiden, weder Waſſer noch Berge, in Paderborn beſitzen. Sie ärgerte ſich und erzählte mir von der Pader, welche ſogar unter dem Dom fortrieſelt; das muß äußerſt curios ſeyn. Nichts Fürchterlicheres, als ſo eine junge Phantaſie, ein naiver Naturdurſt, der Wunder glaubt und nun auch Wunder mit Händen greifen möchte. Der Magdeburger war freilich ſchon weit umher gekommen, ohne jedoch die Gleichungen zweiter Art verlernen zu können. Die ſächſiſche Schweiz zog er gleich aus dem Sack heraus, als wir in den Wald fuhren, und auf die erſten Felſen ſtellte er triumphirend den Harz. Fontainebleau war verloren, das ſah ich. Auguſt fragte ihn, ob er Tyrol oder die Schweiz kenne. Er verneinte. „Wenn Sie einmal," ſezte darauf Jener unbarmherzig hinzu, „wenn Sie einmal die Alpen geſehen haben, werden Ihnen dieſe Dinger hier ſchon genügen."

Der „Adler" in Fontainebleau nahm uns Beſtäubte und Ermüdete freundlich unter ſeine Fittige; ein ſehr hübſches, beſcheidenes Haus, nah dem Schloſſe, vielleicht nicht zufällig ſo getauft, da die Hausfrau eine dunkle, glühende Corſin iſt und ihren Landsmann in allen Formen und Farben überall aufgehängt hat. Es war ſchon Dämmerung, als wir in den Park traten, an dem düſtern Palaſt vorüber. Eine wunderbare Scene. Von der Terraſſe aus ſahen wir rechts und links die eckigen, ſpitzen Flügel des Schloſſes mit hundert Winkeln, Thürmen und Zinnen in den blaſſen Abend hineingreifen, und vor uns lag das fahle, farbloſe Parterre des Gartens. Verfallene breite Treppen führten hinunter, und drunten ſpiegelten ſich der braune Raſen und die gezirkelten Beete und die geradlinigen Wege und die geſchnittenen Bäume in einem großen, ſtillen Baſſin, und hinten, wo ein Föhrenwald die Ausſicht ſchloß, flatterten ſchon die Schleier der Nacht geheimnißvoll hernieder. Niemals hat ein Park in Frankreich mich ſo begrüßt und ſo aufgenommen. Verſailles iſt unendlich größer, reicher, gebietender; ſein berühmter grüner Teppich, ſeine Waſſerwerke, ſeine Grotten, Tempel und Lauben ſind eine Welt in ſich. Saint-Cloud hat einen poetiſchen Zauber; abgeſchieden und in engem Raume bietet es eine Waldeinſamkeit, einen kühlen und ſtillen Frieden, wie ihn keines der andern Schlöſſer kennt. Bei Saint-Germain endlich iſt der Blick in den heitern Seinegrund und in den ſchönen Himmel Frankreichs das Reizende und Eigenthümliche. Nichts von dem in Fontainebleau. Sein Raſen iſt nicht grün, ſondern vielmehr von einem ſeltſamen Grauroth, das an den Herbſt erinnert, obwohl es kein Herbſt iſt. Eine beſondere Art von hohem, faſerigem Gras, das bei der leiſeſten Luft zitternde Wellen ſchlägt, bringt dieſen unendlich weichen, warmen Ton hervor.

(Fortſezung folgt.)

Miscellen

zur Charakteriſtik der Irländer.

(Aus dem Tagebuch einer jungen Deutſchen.)

Tragikomiſche Geographie von Irland. — Lage: in genau ſenkrechter Linie unter ſeinem Zenith. — Boden: unergründliche Moräſte (bogs), Felſen und Wieſen. — Klima: die Regenzeit dauert vom 1. Januar bis zum 31. December. — Produkte: Schweine, Whiskey, Kartoffeln und Kinder. — Verfaſſung: Prieſterherrſchaft. — Religion: Bilderdienſt. — Nationalcharakter der Einwohner: ſie tödten ſich aus Liebe und rebelliren zum Scherz. — Nationalkoſtüm: Lumpen oder nicht ſo viel. — Hauptclaſſen der Bewohner: Absentees (Auswanderer), Rockites (Todtſchläger) und Priests. — Lebensdauer der Einwohner: Sie bleiben ewig jung und werden noch bis in's ſpäteſte Alter bouchal (Burſche) genannt. „He is a very fine bouchal intirely," ſagen die gemeinen Irländer auch von einem neunzigjährigen Greiſe. — Nationalemblem: „the shamrock so green" (die berühmte, den Irländern heilige Pflanze, der Klee). — Antiquitäten: „round towers" und „bogwood." Dieſes Bogwood wird in den Bogs (Moräſten) gefunden. Es iſt Eichenholz, viele hundert oder tauſend Jahre alt. Es ſieht bisweilen ganz ſchwarz aus und man drechſelt Kreuze, Broſchen in Form einer iriſchen Harfe und Shamrock-leaves (Shamrockblätter) zu Halsbändern daraus.

Potatoes and point (Kartoffeln und Deuten). — Das Recept zu dem ächt iriſchen Nationalgerichte:

„potatoes and point“ lautet ſo: man nehme einen geſalzenen Hering und hänge ihn an einem Bindfaden unter dem Dache eines Cabin (iriſche Hütte) auf; darunter ſetze man einen niedrigen, wackligten Tiſch mit einer irdenen Schüſſel (oder auch keine Schüſſel) voll Kartoffeln in Uniform (potatoes in their jackets). Jeder nimmt ſodann eine Kartoffel in die Finger, deutet damit auf den Hering (points towards the herring) oder reibt ſie höchſtens ein Bischen daran und verzehrt ſie ſo. Dieſes Gericht iſt ſehr ökonomiſch, denn ein ſolcher Hering hält lange vor und die Einbildungskraft iſt die Hauptwürze. — Es gibt noch ein anderes „potatoes and point,“ wobei man nach der Stelle hinzeigt, wo das Salz ſeyn ſollte. — Und doch ſprechen dieſe iriſchen Armen ihr Tiſchgebet mit größter Andacht. Daſſelbe lautet: „O God, relieve the wants of others and make us truly thankfull!“ „O Gott, hilf dem Mangel Anderer ab und mache uns wahrhaft dankbar!“ Selbſt in der ärmſten iriſchen Haushaltung wird weder vor noch nach dem Mittagsmahle „the grace“ vergeſſen.

Iriſche Namen der Kartoffeln. — Eine größere Mannigfaltigkeit von Kartoffelnarten als in Irland gibt es wohl nirgends. — Manche Namen derſelben ſind nicht ohne Sinn und Bedeutung und mögen mein Tagebuch ſchmücken: „Protestants“ — welch Blutvergießen, welcher Parteihaß knüpft ſich an dieſen Namen! „Peelers“ — von den Polizeidienern, die von Sir Robert Peel eingeſezt wurden. Beim Verſpeiſen einer ſolchen Kartoffel ſteigen mancherlei wunderliche Erinnerungen im Gehirn des hungrigen Irländers auf. — „Cups“ — Schälchen. Der erfinderiſche Paddy gebraucht oft eine ausgehöhlte Kartoffel, um daraus zu trinken. — „Smilers“ — Lächler — nichts in der Welt hat für den Irländer „a more smiling aspect,“ als eine dampfende, mehlige, aufgeplazte Kartoffel.

Der iriſche Wiſperer. — Man ſprach, wie dieß in den Reichen ihrer most gracious Majesty oft der Fall iſt, von Pferden. Es kam die Rede auf den berühmten Wiſperer. Dieſer Mann verſtand die Kunſt, in wenigen Augenblicken und auf geheimnißvolle Weiſe das wildeſte Pferd zu bändigen. Kein Menſch kannte ſein Mittel; daß es aber jedesmal wirkſam war, iſt gewiß. Nachdem er ſich kurze Zeit mit dem Thiere im Stalle eingeſchloſſen hatte, war das Wunder geſchehen. Einige waren auch Augenzeugen dabei; ſie ſahen aber weiter nichts, als daß er dem Pferde etwas in's Ohr flüſterte, woher ſein Name, worauf das Thier ſogleich ſich ſehr ruhig verhielt, aber am ganzen Leibe zitterte und im Schweiß gebadet ſchien. Ein Herr hatte einen Renner erſter Race, der im höchſten Grade wild und unbändig war. Niemand konnte ihn beſteigen und ſelbſt der Stallknecht mußte ſich durch eine Fallthür von oben herab in den Stall und auf den Rücken des Pferdes ſenken laſſen, um es ſo zu reinigen, zu füttern und zu reiten. Der Wiſperer beſtieg es auf dieſelbe Weiſe, verſuchte ſein Mittel an ihm, ſtieg dann ab, ließ die Leute in den Stall kommen, und man fand es ruhig liegend wie ein Lamm. Und die Kur war nicht nur ſchnell, ſondern auch nachhaltig. Man erzählt eine Menge Wunderkuren dieſes merkwürdigen Mannes; überhaupt iſt von ihm in Irland oft die Rede. Er war in der Grafſchaft Cork geboren und ein gewöhnlicher iriſcher Groom. Das Schlimmſte iſt, daß ſeine Wunderkunſt mit ihm geſtorben iſt. Er iſt ſeit mehreren Jahren todt und ſein Sohn, der einzige Menſch, dem er ſein Geheimniß anvertraut, beſizt nicht die eigenthümliche Kraft, auf die es ankommen mag.

Paddy und John Bull. — Wenn du an John Bull, den fleißigen, ernſten, eine Frage richteſt, ſo ſieht er meiſt gar nicht auf, fährt fort zu arbeiten und gibt zur Antwort: „I am sure, I do not know,“ wenn er dir auch noch ſo gut Auskunft und Rechenſchaft geben könnte: for he generally knows, what he is about. Was thut Paddy in einem ähnlichen Fall? Er ertheilt dir, ſich nur zu gern auf ſeinen Spaten ſtüzend, von A bis Z Beſcheid, ſollte es ſich ſelbſt fügen, daß er kein Jota davon weiß; aber das mußt du ihm zugeben, daß er die Gabe der Rede, „the gift of the gab,“ in hohem Grade beſizt.

Abſchied von einem iriſchen Landſize. — Es war der ſchönſte, ſonnigſte Frühlingsmorgen; der Reiſewagen, gepackt und beſpannt, ſtand vor der Hausthür. „Wie ſchön der Shannon und die fernen Berge herüberblicken!“ ſagte ich zu einem zurückbleibenden Irländer, als wir auf die Treppe heraustraten. — O wie dieſe Worte mir das Herz des Freundes noch geneigter machten, wie er ſich zu mir auf die oberſte Stufe der Treppe ſezte und ſein Auge glänzte bei meinem Wohlgefallen, wie eifrig er mit mir ſein Vaterland lobte, wie er verſprach, mich, wenn ich nach Erin zurückkäme, auf einen Hügel zu führen, wo wir noch eine ſchönere Ausſicht haben würden! — Liebliche Smaragdinſel, wer könnte aber auch deine epheuumrankten, alten Abteien, deine runden, altergrauen Thürme, deine ruhigen, ſpiegelhellen Flüſſe, deine reizenden Seen, deine ſanften, den Horizont bekränzenden Hügel, deine blumenreichen Glens ohne Rührung und Entzücken anſehen, zumal im Augenblicke des Scheidens!

Noch einmal wurden die Zurückbleibenden umarmt, die Lieblingshunde geſtreichelt. Die treuen Dienſtboten ſtanden im Halbkreiſe in der Halle, „to shake hands with the darling children,“ um ihre Segenswünſche

herabſchauern zu laſſen, und ihre Verſprechungen, Haus und Hof in guter Ordnung zu halten, noch einmal zu erneuern. — Der Wagen war von einem Menſchenſchwarm umgeben. Gärtner, Stallknechte, Alle wollten noch einen Blick von der abreiſenden Herrſchaft erhaſchen, auch die Bettler hatten ſich an ihrem gewohnten Platze auf dem Raſen vor dem Hauſe eingefunden. Stumm nickten wir links und rechts; die Pferde hatten endlich Mitleid und ſezten ſich in Trab. Es ging den Hügel um die Ecke der Allee beim „primrose-hill“ vorbei; dort begegnete uns der alte treue Tom, „the man of many rags“ von uns benannt; er bückte ſich tief zur Erde, ſchwang ſeinen Hut und rief mit lauter Stimme: „God speed ye! the great Lord be with the whole family, and bring ye safe home again!“ — Wir dankten ſtumm; nun ging's an Feldern vorbei, wo die Leute arbeiteten; allenthalben kamen ſie vom weiteſten Ende herzugelaufen, die Männer ſich neigend, die Frauen tief knixend und im Chor laut rufend: „God speed ye! God speed ye and bring ye safe home again!“ Unſere Thränen floſſen — die treuen, warmen Seelen! Das ging ſo eine Weile fort, Erinnerungen knüpften ſich an jeden Baum, jede Hütte, jede Mauer, jeden „Crag.“ — Da kam noch der Bote, der treue, immer willkommene, der die Kinder mit Spielſachen, die Großen mit Briefen aus der nahen Stadt erfreut; er ging langſam vorüber und ſah auf. Vor Rührung konnte ſein Mund das „God speed ye“ nicht herausbringen, aber ſein Geſicht ſagte Alles.

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, Juli.

(Fortſetzung.)

Theater.

Am folgenden Morgen wurde Mathews Schulden halber verhaftet, und ſein Aktiv- und Paſſivſtand, ſein schedule, wie man es hier nennt, verbreitet über die innere Verwaltung eines Londoner Theaters ſo viel Licht, daß ich allen ſich für derlei Intereſſirenden das freilich etwas voluminöſe Dokument zur Einſicht empfehle. Ich beſchränke mich auf Ausbebung der Totaleinnahme und Ausgabe. Erſtes Jahr. Einnahme: 48,675 Pf., Ausgabe 52,905. Zweites Jahr. Einnahme: 49,227. Ausgabe: 51,440. Drittes Jahr. Einnahme: 42,535. Ausgabe 55,691. Folglich Geſammtdefizit mehr als 20,000 Pf. Das lezte Jahr hat die größte Ausgabe und die geringſte Einnahme. Dieß erklärt ſich aus dem angeſtrengten Beſtreben der Direktion, durch immer Neues und Lockendes die Ebbe des Beſuchs in Fluth zu verwandeln. Die dennoch immer tiefer geſunkene Einnahme iſt ein untrügliches Zeichen der Zunahme des allgemeinen Nothſtandes. Zum ſelben Schluſſe kommt man, wenn man das andere der zwei großen Theater, Drurylane, in's Auge faßt. Schon daß Drurylane, nachdem es ſpäter als gewöhnlich aufgegangen, früher als gewöhnlich ſchloß, deutete keinen günſtigen Erfolg an, und wenn Macready, der Direktor, in ſeiner Abſchiedsrede bemerkte: „Dieſelben Umſtände, die mich bewogen, das Haus ungewöhnlich ſpät zu öffnen, haben ohne Unterlaß meine eifrigſten Beſtrebungen gehemmt und mich endlich gezwungen, es auch ungewöhnlich früh zu ſchließen,“ ſo brauchten die zwingenden Umſtände nicht näher beſchrieben zu werden: ſie heißen, Furcht vor Verluſt und Beſtätigung dieſer Furcht. Macready ſoll ein Bedeutendes eingebüßt haben, und doch hatte er die beſten Künſtler Englands verſammelt, er ſelbſt ſteht in der vorderſten Reihe, er iſt ein gewandter Regiſſeur und hat, ohne zu kargen, auch nicht verſchwendet. Mit Neuigkeiten iſt er allerdings nicht ſehr freigebig geweſen; es waren ihrer nicht mehr als ſieben, aber keine derſelben hat ihm Verluſt gebracht. Seine meiſten Abende hatte er mit Shakespeare beſezt, und er konnte in ſeiner Abſchiedsrede mit vollem Rechte ſagen: the name of Shakespeare still retains the full potency of its charm; aber dem ungeachtet iſt ihm nur der Lohn geworden, der zwar jeden Theaterdirektor freut, der aber ſeine Truppe nicht bezahlt. Brauche ich noch zu ſagen, daß es den kleinen Theatern um nichts beſſer geht? Freilich iſt, ſeit Drurylane und Coventgarden geſchloſſen worden, das kleine Haymarket beſuchter als ſonſt, und namentlich Farquhars recht witziges, aber nicht beſonders feines Luſtſpiel: the Beaux Stratagem, hat dort einige volle Häuſer gemacht. Aber ohne die herrſchende Noth müßte Haymarket nach dem Schluſſe der großen Theater von Schauluſtigen belagert werden, ſtatt daß der Eingang immer ziemlich frei iſt und noch „in der eilften Stunde“ Billets zu haben ſind. Ein einziges Theater macht vielleicht eine Ausnahme, das Surreytheater, wo ein aus dem Franzöſiſchen für engliſchen Geſchmack zubereitetes Stück unter dem Titel: Murat, the peasant, General, Prince, and King, durch militäriſchen Spektakel diejenigen, welche überhaupt jenes Theater beſuchen, unwiderſtehlich anzieht. Nur iſt dieſer Ausnahme kein Gewicht beizulegen. Von der deutſchen Oper ſchweige ich ganz. „Ich hoffe, mein Schatz, man wird uns nichts Uebles nachreden,“ ſagte der Schneidergeſell zu ſeiner Geliebten, als er ohne ſeinen Rock, ſie ohne ihren Shawl ihr gemeinſchaftliches Quartier unfreiwillig verließen. Sollen die franzöſiſchen Schauſpieler nicht daſſelbe Schickſal erleben, ſo danken ſie es lediglich einer Zauberin, die ſie aus Paris verſchrieben haben, der Dejazet, die, ohne jung oder ſchön zu ſeyn, bei der hieſigen vornehmen Männerwelt in großer Gunſt ſteht. Sie debütirte in ihrer Lieblingsrolle Ver Vert, einem Stücke, das auch die engliſche Bühne als the pet of the petticoats, von Buckſtone bearbeitet, beſizt, und worin die Veſtris unübertrefflich ſchien, bis die Dejazet ihr den Kranz vom Haupte nahm. La Fille de Dominique bot der Künſtlerin die beſte Gelegenheit, ihre große Gewandtheit zu zeigen. Sie erſcheint da in drei Charakteren, als Landmädchen, als Präſidentin und als Tambour. Eine ganze Kompagnie Tambours hätte den Beifallsſturm nicht übertrommelt, der dem petit tambour zu Theil wurde. Nicht weniger hat ſie entzückt in Zoé, ou l'amant prêté, und la fiole de Cagliostro.

(Schluß folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 19.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenz-Blatt. Nro. 19.

Sonnabend, 23. Juli 1842.

[233] Die deutsche Revue

Die Grenzboten

redigirt von S. Kuranda

unter Mitwirkung von: Berthold Auerbach, Lorenz Diefenbach, Ludw. August Frankl, Carl Gutzkow, H. König, Gust. Kühne, Heinrich Laube, H. Marggraf, J. Mosen, Th. Mügge, A. v. Sternberg, E. Willkomm u. a. m.

beginnt mit dem 1. Juli ihr viertes Quartal. Eine wichtige Veränderung ist in ihrem Erscheinen vorgegangen, die es möglich macht, frischer und lebhafter dem Publikum gegenüber zu treten. Neue Kräfte sind gewonnen worden, und um die Kommunikation zu erleichtern ist die Expedition und der Druck der Revue nach Leipzig verlegt worden und der Unterzeichnete hat den Verlag derselben übernommen.

Die Redaktion, so wie die Tendenz des Blattes bleibt unveränderlich dieselbe. Die Art und Weise, mit welcher nicht nur die meisten literarischen und politischen Blätter Deutschlands, sondern auch die französischen und englischen Journale (unter letzteren namentlich die Morning Post) die Grenzboten ausbeuten, sprechen wohl am eindringlichsten für den reichhaltigen und wichtigen Inhalt derselben.

Die Grenzboten erscheinen in wöchentlichen Lieferungen; die Novellen erscheinen in besonderen Heften zu 3 Bogen, durch diese Einrichtung glaube ich dem Leser das so unangenehme „die Fortsetzung folgt" zu ersparen, und die Redaktion wird dadurch in den Stand gesetzt, auch größere Produktionen in einem ganzen, ungetheilten Rahmen zu liefern.

Der Preis des Semesters ist 5 Rthlr.

Man abonnirt in allen Buchhandlungen und Postämtern Deutschlands.

Leipzig, im Juni 1842.

F. L. Herbig.

---

[216] Versuch

einer Physiologie der Sprache

nebst historischer Entwicklung der abendländischen Idiome nach physiologischen Grundsätzen.

Von

Dr. K. M. Rapp.

Vier Bände.

gr. 8. Preis 9 fl. 48 kr. oder 6 Rthlr. 6 Gr.

Der Verfasser hat sich die neue Aufgabe gestellt, den Kreis älterer und neuerer Sprachen, worin sich die Bildung des Abendlands bewegt, vergleichend zu schildern. Neben getreuer Benützung der strengwissenschaftlichen Werke eines Schneider, Buttmann, Grimm, Raynouard, Diez, sind seine Vorbilder insbesondere Rask, dessen Unterricht er in Kopenhagen aufgesucht hat, und Schmeller. Ihnen, und einem ausgedehnten Studium der Idiome wie sie gesprochen werden, verdankt er die Auffassung der Sprache als eines lebendigen Stoffes. Die vielgestaltigen Erscheinungen desselben, hier vorerst der Lautlehre, weiß er darzustellen als Ausstrahlungen einer ursprünglichen Einheit. Dieß wird besonders anschaulich durch das Band einer gleichmäßigen Orthographie, mit deren Beistand er den oft so wunderlichen Eigensinn der bestehenden Orthographien bändigt. Die beigefügten Sprachproben sind in dieser Gesammtorthographie gegeben und meist von Uebersetzungen in einer bekannten verwandten Sprache begleitet. — Der erste Band enthält die Theorie, d. h. die Laute und die Erscheinungen der Quantität und des Accents, sowie sich diese Seiten der Sprache auf dem Gesammtgebiet der beigezogenen Sprachen darstellen; außerdem noch den Anfang der historischen Schilderung, nämlich die Sprachen der alten Welt: Griechisch, Latein, Gothisch. — Im zweiten Band sind die mittelalterlichen Sprachen dargestellt: Byzantinisch, Provenzalisch, Nordfranzösisch, Altnordisch, Angelsächsisch, Nieder- und Oberdeutsch. — Den dritten Band füllen die lebenden Sprachen, mit Ausschluß des Deutschen, von dem nur das Niederdeutsche aufgenommen ist, indem das Oberdeutsche sammt unsrer Schriftsprache dem vierten Band angehören.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[239] **Dinglers polytechnisches Journal,**

complet.

In der Unterzeichneten sind einige Exemplare von

Dinglers polytechnischem Journal,

Jahrgang 1820 bis 1841, complet

für den ermäßigten Preis von 242 fl. gegen baare Zahlung zu haben. (Der Ladenpreis ist 352 fl.)

München, im Juli 1842.

Literarisch-artistische Anstalt.

---

[241] Stuttgart. Im Verlage der J. F. Cast'schen Buchhandlung ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die Pietisten,

Roman aus dem Leben der neuesten Zeit

von

Heribert Rau.

Drei Bände. Schönstes Velinpapier. Elegant brochirt. 3 Thlr. 22½ Sgr.

Von der großen Masse der bloß müßiges Phantasiespiel und Zeitvertreib bezweckenden Romane unterscheidet sich vorstehende Schrift, die dem Besten, was die deutsche Literatur in diesem Fache aufweist, an die Seite gestellt zu werden verdient, durch ihren Reichthum an Belehrungen, an Warnungen vor einer, laut der Geschichte aller Zeiten nur zu häufigen Verirrung des edelsten Triebes des menschlichen Wesens, des religiösen. Wie die theuern Worte der ewigen Wahrheit von listigen Heuchlern zu frevelhafter Befriedigung ihres Eigennutzes und zur Verführung unbewachter und unbefestigter Gemüther mißbraucht, wie

das schwelgende Sich-Hingeben in eine bloße Gefühls-Religion so leicht zu den unsittlichsten Handlungen, zur Zerreißung der heiligen Bande der Natur, zum Aberwitz, Wahnsinn und Selbstmord führen kann, das ist hier mit grellen aber getreuen Farben an dem Beispiele der Gräfin Gabriele, des Pastors Krumm und des schleichenden Ratzler abgebildet.

---

[190] **Neue Schriften über Griechenland.**

In meinem Verlage sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Brandis (Chr. A.), Mittheilungen über Griechenland. Drei Theile. Gr. 12. Geh. 4 Thlr. 15 Ngr.

Der berühmte Verfasser dieses Werks hatte als Cabinetsrath des Königs von Griechenland die beste Gelegenheit, das griechische Land und Volk kennen zu lernen. Der erste Theil gibt **Reiseskizzen**, der zweite Beiträge zur **Geschichte des Befreiungskriegs**, der dritte **Blicke auf die gegenwärtigen Zustände des Königreichs.**

Handbuch für Reisende in Griechenland von J. F. Neigebaur und F. Aldenhoven. Zwei Theile. Gr. 12. Cart. 4 Thlr.

Dieses Handbuch ist von Neigebaur in Verbindung mit dem in Griechenland verstorbenen Aldenhoven ganz nach dem Plane der beliebten übrigen Reisebücher des Erstern bearbeitet worden.

Steub (L.), Bilder aus Griechenland. Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 2 Thlr. 10 Ngr.

Leipzig, im Juni 1842.

F. A. Brockhaus.

---

[240] In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart ist erschienen:

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Monat Juni 1842.

Größere Aufsätze.

Canti popolari Toscani, Illirici, Greci, raccolti ed illustrati da N. Tommaseo. — Die Insel Sumbawa. — Reise um die Welt auf Subscription. — Ueber den gegenwärtigen Zustand der böhmischen Literatur und ihre Bedeutung. — Nordamerikanische Alterthümer. — Der Obelisk auf dem Atmeidan in Konstantinopel. — Die polnische Literatur im J. 1841. Wilna. Krakau. Lemberg. — Die Industrie in Paris. — Ueber den ökonomischen Zustand Indiens. — Etwas über nordamerikanische Revivals. — Bemerkungen über den Zustand Cuba's im J. 1841. — Die Brandung an der Küste von Madras. — Reise durch Ostgalizien. Dritter Brief. Wiesen am Stryj; Bolechow; Eintritt in die Schenke von Kulazoluck; Dolina; Stanislawow; Tysmienica; Armenier; Kolomyja. Vierter Brief. Der Gutsherr und die Bauern, eine wahre Anekdote; Abreise aus Kolomyja; Pokutien; Anlegung von Städtchen; Kosow; die Huzulen; Pfarrer und Kirche in Jaworow; der schwarze Berg; Uebergang nach Ungarn; die Quelle der Theiß; Verkehr mit den Huzulen. — Aus Sir Alexander Burnes' nachgelassenem Werk über Cabul. — Der Angriff auf Texas. — Die Fischer an der Ostküste von Schottland. — Die Indianer in Centralamerika. 1. Die Völker und ihre Wohnsitze. 2. Die Erhebung Carrera's. — Skizzen aus Siam: Anblick der Stadt Bankok; Bewohnung des Flusses; Einwohner; Chinesen; Spiel; Handel; Zeitrechnung; Regierungsform; Religion; Erbfolge; Prinz Momfanoi, siamesische Merkwürdigkeiten. — Der Hansag. — Nachrichten über die Länder am obern Nil. — Die griechischen Höhlendörfer in Cappadocien. — Die Philippinen. Zweiter Artikel. — Die innere Kirgisenhorde. — Blonde Völker in Mittelasien. — Die evangelische Kirche in Westsibirien. — Die Hospitäler und wohlthätigen Stiftungen in Paris. — Reise durch Ungarn. Erster Brief. Ueberschwemmungen in den Karpathen; Predigt in Bogdany; Racwow; Blick auf die ungarischen Ebenen; Schifffahrt auf der Theiß; Szigeth; Einwohnerschaft; Studentenleben. — Der schwarze und weiße See in den Vogesen. — Ausflug nach Syra. — Die Freiheit des Unterrichts in Frankreich.

Chronik der Reisen.

Reiseskizzen aus dem nördlichen Rußland und Sibirien. Vierter Brief. Fünfter Brief. Sechster Brief.

Kleinere Mittheilungen.

Englische Colonialnachrichten: europäische Bevölkerung in Neuseeland; einheimische Bevölkerung; die Boers bei Port Natal; Einwanderung in Neusüdwales; Kameele das selbst. Aufblühen von Südaustralien; über das Pflügen in Neusüdwalis. Nachrichten aus der Insel Ceylon und Australind. Merkwürdiger Gräberfund in Spanien. — Ueber die Berbersprache. — Metallminen in der Provinz Oran. — Pistolen für den Prinzen von Wales. — Mosaiks in Constantine aufgefunden. — Kugelfester Filz. — Nachrichten über Harrer. — Bevölkerung von Aden. — Wenig bekannte Maisart. — Neue Art von Achsen. — Erfindung um stundenlang unter dem Wasser zu bleiben. — Gewinnung von Anthracit in Pennsylvanien. — Genealogie der persisch-indischen Münzen. — Literarische Gesellschaft in Aegypten. — Die Fluth in der Nähe von Veracruz. — Die römisch-katholische Kirche in Hayti. — Der Juwelenthurm auf Malta. — Haß der Eingebornen Australiens gegen die Mischlinge. — Eigenthümliche Naturerscheinung in Schweden. — Seltsamer Fund und noch seltsamerer Proceß. — Eine Eisenbahn über den Isthmus von Tehuantepec. — Arabische Alterthümer in Sicilien. — Der Reisende Ad. Lesson. — Eisenbahnunfälle in Belgien. — Preisaufgaben der Brüsseler Akademie. — Der Reisende Lefèvre. — Medaillenaustheilung der Londoner geographischen Gesellschaft. — Untersuchung des Seinebettes. — Die Schrift in den Ruinen von Athadr. — Wissenschaftliche Unternehmung nach Kleinasien. — Ein Waldmensch in Frankreich. — Esthiomenie. — Phänomen auf dem adriatischen Meere. — Verkauf von Carbolein in Rußland. — Atmosphärische Eisenbahnen. — Ueberrest aus der Schlacht von Actium. — Die Aelfrics Gesellschaft in England. — H. V.'s Karrikaturen. — Heilung von Blindheit. — Mittel der Mexikaner gegen die Wuth. — Katalog der burgundischen Bibliothek in Brüssel. Leichtes Fahrzeug. — Bereitung von Brod für Pferde. — Ueber Negerarbeit und Emancipation.

---

[212] In der *Karl Gerold*'schen Buchhandlung ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Des travaux d'utilité publique; des produits du règne minéral; des bois de construction dans la Grande-Bretagne et en Irlande. Extraits des enquêtes et des pièces officielles publiées en Angleterre par le Parlement depuis l'année 1833 jusqu'à ce jour; accompagnées de quelques remarques par MM. *Rubichon* et *L. Mounier.* 3e Vol. Vienne et Paris 1842.

De la pêche; de la navigation; du commerce de l'Inde dans la Grande-Bretagne et en Irlande. Extraits etc. Vienne et Paris 1842. 2 Bde. gr. 8. broch. 3 Rthlr. 8 gGr.

[106] **Gedichte Sr. Majestät des Königs Ludwig von Bayern.**

Dritte, um einen Band vermehrte Auflage.

In der Liter.-artistischen Anstalt in München ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gedichte
Ludwig des Ersten,
Königs von Bayern.

Drei Theile.

Preis geheftet 7 fl. rhein. oder 4 Rthlr.

Für die Besitzer der frühern Auflagen des ersten und zweiten Theils wird auch besonders abgegeben:

Derselben Gedichte

Dritter Theil.

Preis geheftet 3 fl. rhein. oder 1 Rthlr. 20 Gr.

---

[237] **Carl Sigism. Kunth**

Enumeratio Plantarum

omnium hucusque cognitarum, secundum familias naturales disposita, adjectis characteribus, differentiis et synonymis.

Tomus I. etiam s. titulo:

Agrostographia synoptica sive enumeratio graminearum omnium hucusque cognitarum, adjectis characteribus, differentiis et synonymis. Tomus I. 8 maj. 3 Rthlr. oder 5 fl.

Supplementum tom. I. etiam s. titulo:

Agrostographia synoptica sive enumeratio graminearum omnium hucusque cognitarum, adjectis characteribus differentiis et synonymiis. Tomus II. exhibens descriptiones specierum novarum et minus cognitarum. Cum tabulis XL. lithogr. 8 maj. 3 Rthlr. 8 Gr. oder 5 fl. 24 kr.

Tom. II. etiam s. titulo:

Cyperographia synoptica sive enumeratio Cyperacearum omnium hucusque cognitarum, adjectis characteribus, differentiis et synonymis. 8 maj. 3 Rthlr. oder 5 fl.

Tom. III. etiam s. titulo:

Enumeratio Aroidearum,

Typhinearum, Pandanearum, Fluvialium; Juncaginearum, Alismacearum, Butomearum, Palmarum, Juncacearum, Philydrearum, Restiaceārum, Centrolepidearum et Eriocaulearum, omnium hucusque cognitarum, adjectis characteribus, differentiis et synonymis. 8 maj. 3 Rthlr. 8 Gr. oder 5 fl. 24 kr.

Das Zeitgemäße, ja Nothwendige eines solchen Unternehmens ist längst und vielseitig gefühlt. Die Botanik hat in neuerer Zeit Bereicherungen erhalten, wie kaum irgend ein Zweig des menschlichen Wissens; täglich sich häufende Entdeckungen in allen Welttheilen haben die Reihen der bekannten Vegetabilien ins Unabsehbare vermehrt und verwirrt, die vorhandenen systematischen Werke durchaus lückenhaft und ungenügend gemacht und eine neue Aufzählung und Ordnung der gesammelten Schätze, einen vollständigen Ueberblick über das ganze Reich, als dringend nothwendig dargestellt.

Indem der Herr Verfasser diese mühevolle Arbeit übernahm und eben so umfassend als gediegen ausführte, erwirbt er sich neue Ansprüche auf den Dank aller Freunde der Pflanzenkunde und den anerkannten europäischen Ruf, dessen er längst genießt.

Jeder Theil bildet durch den ihm beigegebenen besondern Titel auch ein abgeschlossenes Werk für sich.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[245] **Taschenbücher**

zu bedeutend ermäßigten Preisen!

Durch alle Buchhandlungen sind zu beziehen:

Penelope. Herausgegeben von Th. Hell. Jahrgang 1837 bis 1840, (4 Jahrgänge) zusammengenommen statt 6 Thlr. 20 Ngr. für 1 Thlr. 20 Ngr.

Lilien. Taschenbuch historisch-romantischer Erzählungen von C. v. Wachsmann. Jahrgang 1838 bis 1841, (4 Jahrgänge) zusammengenommen statt 9 Thlr. 10 Ngr. für 2 Thlr. 20 Ngr.

Beide Taschenbücher zeichnen sich eben so wohl durch ihren gediegenen Inhalt, als auch durch die reiche artistische Ausstattung vortheilhaft aus. Sämmtliche Jahrgänge sind bestens erhalten und mit allen dazu gehörigen Kupfern versehen.

Gebhardt u. Reisland in Leipzig.

[238] Bayerisches

Wörterbuch.

Sammlung von

Wörtern und Ausdrücken

die in den lebenden Mundarten sowohl, als in der ältern und ältesten Provinzial-Literatur des Königreichs Bayern, besonders seiner ältern Lande vorkommen, und in der heutigen allgemeinen deutschen Schriftsprache entweder gar nicht, oder nicht in denselben Bedeutungen üblich sind, mit urkundlichen Belegen, nach den Stammsylben etymologisch-alphabetisch geordnet

von

J. Andreas Schmeller.

Vier Theile.

gr. 8. Preis 20 fl. oder 12 Rthlr. 8 Gr.

Dieses Wörterbuch ist, nach seiner auf dem Titel ausgesprochenen Aufgabe, nicht bloß ein Idiotikon über die in den lebenden Dialekten vorkommenden Ausdrücke, und nicht bloß ein Glossarium über die in ältern Schriften und Urkunden gefundenen, sondern beides zugleich. Was ist, findet in dem, was war, und dieses in jenem seine natürliche Erklärung.

Zur Berichtigung einer Meinung, die der Titel veranlassen kann, müssen wir hier beifügen, daß sich die Brauchbarkeit und Bedeutsamkeit dieses in mancher Beziehung eigenthümlichen deutschen Wörterbuches nicht eben auf Bayern beschränkt.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[247] So eben ist bei Fr. Mauke in Jena erschienen und in jeder Buchhandlung vorräthig:

Deutsches Museum

für

Geschichte, Literatur, Kunst und Alterthumsforschung.

Herausgegeben

von

Ludwig Bechstein.

1r Bd. Mit 6 Tafeln Abbildungen und Facsimiles.

gr. 8. geh. Preis 2 Thlr.

Wir geben im Nachstehenden eine allgemeine Uebersicht des Inhaltes, der aus einem reichhaltig zu Gebote stehenden Material vorläufig ausgewählt wurde:

Beiträge zur Geschichte des Bauernkrieges. Beiträge zur Geschichte des dreißigjährigen Krieges. Beiträge zur Geschichte religiöser Wirren. Zur Geschichte der Fehme. Ritterliche Fehden im Mittelalter und der spätern Zeit. Geschichte und Beschreibung deutscher Burgen. Zur Städtegeschichte; städtische Sitten und Bräuche. Zur Geschichte des deutschen Schützenwesens und der Schützengilden. Ungedruckte deutsche Sagen. Seltne Incunabeldrucke. Unedirte Handschriften, deren Beschreibung und Proben. Bilderhandschriften. Altdeutsche Gedichte und Volkslieder. Beschreibung wichtiger Sammlungen. Beschreibung seltner noch unbeschriebener Niellen, Kupferstiche, Holzschnitte, und fliegender Blätter, Kunstarbeiten, Geräthe, Waffen, Denkmäler von Erz und Stein u. dgl. Briefe und Facsimiles berühmter Personen. Prophezeihungen, Wunder, Monstra, Seltsamkeiten ꝛc. ꝛc.

---

[243] **Für Leihbibliotheken, Lesezirkel und Freunde einer interessanten Unterhaltungs-Lektüre.**

Nachstehende ausgezeichnete Romane, die im Ladenpreise 12 Thlr. 25 Ngr. = 25 Sgr. kosten, sind von jetzt ab, so weit der kleine Vorrath ausreicht, durch jede Buchhandlung für den geringen Preis von

3 Thlr. Cour. = 5 fl. 15 kr. rh.

gegen baare Zahlung ohne allen Aufschlag zu erhalten:

Cooper, J., Fenimore, die Heimkehr oder die Jagd. Seeroman. Aus dem Englischen von J. Sporschil. 3 Bde. 8. geh. 3⅓ Thlr.

Irwing, W., Abenteuer des Capitain Bonneville oder Scenen im Felsengebirge Nordamerikas ꝛc. Aus dem Englischen von Dr. Freiesleben. 3 Bde. 8. geh. 3⅓ Thlr.

— J. T., Die Jäger der Prairie oder der Falke. Eine indianische Erzählung. Aus dem Englischen von Dr. Freiesleben. 2 Bde. geh. 2 Thlr.

— Indianische Skizzen entworfen während einer Expedition zu den amerikanischen Indianern. Aus dem Englischen von Dr. Reichmeister. 2 Bde. 8. geh. 1⅔ Thlr.

Oelkers, Th., Der Freigeist. Ein Roman des 19ten Jahrhunderts. 2 Thle. 8. geh. 2½ Thlr.

Leipzig, im Juni 1842.

Reinhold Beyer.

---

[205]

Reisen

auf den

griechischen Inseln

des

ägäischen Meeres.

Von

Dr. Ludwig Ross.

Erster Band.

Enthaltend Syros, Tenos, Delos, Rhenäa, Naxos, Paros, Jos, Thera, Therasia, Anaphe, Kythnos, Keos, Seriphos, Siphnos, Pholegandros, Sikinos und Amorgos.

Mit zwei Kupfern.

gr. 8. broch. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 8 Gr.

Die Inseln des ägäischen Meeres sind bisher auf eine auffallende Weise von den Reisenden vernachläßigt worden; wir glauben daher auf eine um so günstigere Aufnahme gegenwärtiger Schrift rechnen zu können, deren Verfasser es sich zur Aufgabe gemacht, nach einem mehrjährigen Studium ein möglichst treues Bild der Kykladen und Sporaden, mit stetem Hinblick auf die Vergangenheit derselben in Geschichte und Kunst, zu entwerfen. Ebenso dürfte der weitere Versuch, die Geschichte der vulkanischen Ereignisse bei Thera ins Klare zu bringen, und die Zusammenstellung der dieselben betreffenden Nachrichten aus alten und neuen Quellen, wegen der bisher über diese Fragen herrschenden Verwirrung, Interesse erregen. Der zweite Theil ist gegenwärtig unter der Presse und wird in wenigen Wochen erscheinen.

Stuttgart und Tübingen, Juli 1842.

J. G. Cotta'scher Verlag.

№ 176.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Montag, den 25. Juli 1842.

Du haſt uns zu Koth und Unflath gemacht unter den Völkern; alle unſere Feinde ſperren ihr Maul auf wider uns; wir werden gedrückt und geplagt mit Schrecken und Angſt. — Ich rief aber deinen Namen an, Herr, und du erhöreſt meine Stimme.

Jeremias.

Der Jude.

Von Nicolaus Lenau.

1.

Armer Jude, der du wandeln
Mußt von Dorf zu Dorf hauſirend,
Schlecht genährt und bitter frierend,
Allwärts rufend: Nichts zu handeln?

Cholera holt Mann und Frauen,
Und du ziehſt auf ihrer Fährte,
Und die Kleider, die ſie leerte,
Schleppſt du fort, dir darf nicht grauen.

Auf dem Baume krächzt der Rabe,
Hunde zerren dich am Rocke,
Schneegeſtöber Flock' an Flocke,
Fleißig wanderſt du am Stabe.

Ein Jeruſalem, papieren,
Bauen deine Stammgenoſſen,
Doch für dich iſt es verſchloſſen,
Wandern mußt du, darben, frieren.

Jene haben's hoch getrieben,
Du verſchacherſt alte Kleider;
Aber Alle ſeyd ihr, leider,
Ein geknicktes Volk geblieben!

2.

Jud' iſt an ein Kreuz gekommen,
Speist ein Stücklein ſchwarze Krume
Auf der Bank am Heiligthume;
Ruhe ſoll den Gliedern frommen.

Träumend hört er ſeine Väter
Jubeln um das Kreuz im Ringe,
Hört die dreißig Silberlinge
Klirren Judas, dem Verräther. —

Zieht ein Jäger, heimbefliſſen,
Doch es ſchnüffelt noch ſein Hündlein
Um den Schläfer und das Bündlein,
Stiehlt ihm aus der Hand den Biſſen.

Zieht des Weges auch ein Bauer,
Und er rüttelt wach den Armen.
„Schlaf nicht!" ruft er mit Erbarmen,
„Sonſt erfrierſt im Winterſchauer.

„Leg' wahrhaftig deine Bürde
Hin am Kreuze, sammt dem Fluche,
Jude, irres Schäflein, suche
Jesu Christi warme Hürde.

„Jude, wolle dich bekehren!
Dir vom ganzen alten Bunde
Blieb dieß Bündlein nur zur Stunde,
Dich zu schützen, dich zu nähren.

„Laß dich taufen und verwandeln!
Mancher that's, und mit vier Rossen,
Hornklang kommt er nun geschossen,
Der einst umrief: Nichts zu handeln?

„Nimm mich an zu deinem Pathen;
Nebst dem Angebind, dem werthen,
— Gott gesegnet's dem Bekehrten —
Labst du dich an Wein und Braten."

Drauf der Jude spricht, der ächte:
„Freund, ich lasse mich nicht taufen;
Wollt ihr nicht Gewänder kaufen
Für die Dirnen, für die Knechte?"

„Mancher trägt das Kreuz am Rücken
Schwerer als des Bündels Pfunde,
In der Brust getrübtem Grunde
Jud' noch; .. wählt euch aus den Stücken!"

Doch er sieht den Bauer scheiden,
Und er schnürt sein Bündel wieder,
Traurig senkt er drauf sich nieder,
Müde von des Weges Leiden.

Träumend hört er seine Ahnen
Jubeln um das Kreuz, das Klingen
Von den dreißig Silberlingen,
Und er hört ein süßes Mahnen:

„Harret, meine Kinder, harret!"
Ruft Messias näher, näher. —
Wandrer finden den Hebräer,
Wie er liegt am Kreuz erstarret.

Empfindsame Reisen.

(Fortsetzung.)

Wie ich aus dem dunkeln Grün des Laubganges hinter dem Schloß hinuntersah auf die Fläche von Wiese, Wald und Weiher, alle drei in einander verschwommen und verschwindend, überschlich mich ein Gefühl, das ich mit nichts zu vergleichen, nicht einmal zu bezeichnen wüßte, war es ein langsamer Schauer oder eine tiefe, schlummertrunkene Umfangung. Dazu stimmte nun Alles so schön; die wenigen Schwäne, die weiß und beinahe gespenstig aus dem Schatten des Waldes in die Welle des Bassins tauchten, die Weidenhänge am Ufer, das Rauschen im Schilf, das Springen der Fische, im Schlosse ein blasses, aufgehendes Licht, und in der Stadt das verhallende Signal eines Abendhorns. Die wenigen Menschen, welche im Garten lustwandeln gingen, Arm in Arm, spielende Hunde im Grase, und Jungen, die im Graben angelten — es störte mich nichts, nicht einmal die zwei Männer neben mir, der Fremde links und der Freund rechts. Ich war allein, und bei Gott, ich kann es nicht anders sagen, als daß mir zu Sinne wurde, wie wenn mein Herz so ganz und gar gebadet würde und untergetaucht in der kühlen, dunkeln Fluth, und dann überhaucht von der kühlen, dunkeln Nachtluft, und dann sanftgebettet unter dem kühlen, dunkeln Walde. Es ging ein völligster und tiefster Frieden in mich hinein und aus mir heraus, ohne Erinnerung und ohne Sehnsucht, ein Frieden, der keinen Wunsch hatte und keine Thräne. Ich merkte, daß meine Knie sanft unter mir zitterten; da schlang ich den Arm um die Linde neben mir, legte den Kopf an die harte, ehrliche Baumrinde und wartete eine lange, lange Minute, bis der Engel von mir wich. Er floh gen Himmel, denn aus den Zweigen träufelte ein Blüthenregen und sprühender Thau herab, mich zu wecken, und da ich aufsah, war eine lichte Stelle im Gewölk, woraus sein Gesicht herunter nickte, das liebe Gesicht mit den blonden Haaren und den wasserklaren Augen.

Eine kleine Stadt um zehn Uhr Abends ist ein Genrebild, woran sich die beste Hand versuchen sollte. Wir genossen es vor dem Kaffeehause, auf einer Bank sitzend. Da war Alles ringsum Provinz, reine Provinz, und in den Häusern Alles Familie, Alles Stillleben. Das thut Einem gut, der Jahre lang in großen Städten, in chambres garnies und an tables d'hôte hat einsiedeln müssen. Wie in meinem Geburtsort gingen die Leute mitten auf der Straße spazieren, darunter viele schlanke Mädchengestalten, im bloßen Kopf, allein, ohne Scheu und ohne Zwang. Die Nachbarn plauderten mit einander vor den Thüren und die Dienstboten am Brunnen. Keine Laterne warf indiscrete Strahlen über vertrauliche Gruppen, kein Rädergerassel übertönte das Gestüster und das Gekicher, die niedrigen Häuser, alle Thüren und alle Fenster offen, waren noch dunkel; aber fast zu gleicher Zeit erwachten die Lichter, von oben herab, und zuletzt schloß der Herr seine Pforte zu. Bald darauf

ſchlieſen die Menſchen in den Häuſern, die Häuſer in den Straßen. Sogar die Kirche uns gegenüber nickte großmütterlich ein. Ich brannte mit einem unbeſchreiblichen Behagen das tägliche Abendopfer meiner Cigarre ab, während Auguſt mit dem Comtoirmädchen ſchwazte. Es fehlte mir gar nichts, ich hatte ſogar etwas zu viel, den Magdeburger nämlich. Der fand Alles langweilig, verlangte nach den Trottoirs von Paris, nach Boulevard, Theater, Tortoni, Gott weiß wonach. Der Kaffee war ihm nicht gut genug, die Bank zu hart, das Waſſer zu warm, der Garçon zu ungeſchickt. Als ihm auf ſein Begehr die Zeitung gereicht wurde — es iſt wahr, eine Nummer, welche wir in Paris vor zwei Tagen ſchon gehabt hatten — brach er in eine Verwünſchung über die unſchuldige Stadt aus. Wäre der Abend nicht ſo milde geweſen, ſo würde ich vielleicht grob geworden ſeyn, gewiß mit Unrecht. Wenn ein Menſch Liebe bedarf, oder Kunſt, oder Poeſie zum Leben, warum ſoll ein anderer Menſch nicht Zeitungen bedürfen dürfen, Eis von Erdbeeren, einen gepolſterten Stuhl? Fragt ſich doch noch, welcher von dieſen beiden Menſchen der verwöhnte, nicht wahr?

Wir erörterten dieſen Streitpunkt, Auguſt und ich, während wir uns auskleideten. Unſer Finanzetat erlaubte uns nur ein Zimmer, welches an das des Magdeburgers ſtieß. Der Magdeburger hatte, wie Viele ſeines Gleichen, die Eigenſchaft, ſehr laut zu ſeyn, lauter noch allein als in Geſellſchaft. Er warf den Stiefelknecht mit Gewalt in eine Ecke, wohin ihn gewöhnliche Menſchenkinder ruhig ſchieben, er ſchritt auf den tönenden Steinplatten des franzöſiſchen Fußbodens heftig hin und her indem er das preußiſche Mantellied aus „Lenore“ ſang, und in dem feierlichen Moment, wo er in ſein Bett ſtieg, beſtanden wir dieſſeits ein kleines Erdbeben. Ueber dieſe gewaltige Anſtalt zu einem ſehr beſcheidenen Leben erhob ſich zwiſchen ſeinen Nachbarn ein Diſſens. Ich war intolerant, wie ich es oftmals bin gegen Andere, um es für mich deſto weniger ſeyn zu können, und Auguſt ließ dem Einzelnen wie dem Ganzen ſein Recht widerfahren. Ich fand den Magdeburger unleidlich, er nannte ihn ganz erträglich. Ich ſchlug vor, ihm für den nächſten Morgen zu entweichen, er behauptete, es ſey unſere Schuldigkeit, ihn zu wecken. Freilich, wenn es von dieſem theoretiſchen Diſput zur Praxis kam, ſtellte es ſich immerdar heraus, daß ich den Mann auf dem Halſe hatte, während Auguſt ſeiner Wege ging. Wir ſchliefen über ſolcherlei Gedanken ein, indeß unſer Nachbar, aus Discretion mit gedämpfter Stimme, anhub: „Steh ich in ſtiller Mitternacht.“ Mich dünkt, ich hätte ihn erwürgen können, weniger weil ich ſchlafen wollte, als weil ich das Lied ſo lieb habe. Wie kann ein Menſch, der eine wahrſcheinliche Nachtmütze trägt, ſich horizontal auf einer guten Matratze ausſtreckt und obendrein aus Magdeburg iſt, in ſtiller Mitternacht auf der Wacht ſtehen wollen? Es iſt wahr, er hatte uns erzählt, er ſey verlobt. Die Gedanken galten ſeinem Mädchen. Eine neue Folge von Bildern lockte mein Auge, das ſich ſchon ſchlummernd ſchließen wollte. Ich ſaß im Bette auf, und nach einer halben Stunde fragte ich Auguſt, der ruhig auf der Seite lag: „Du, meinſt du, daß der Magdeburger ein Weib glücklich macht?“ — Auguſt ſchlief noch nicht, und ohne ſich einen Augenblick zu beſinnen, entgegnete er mir ſehr beſtimmt, aber ſehr ſanft: „So glücklich, als du unglücklich.“ Ich fiel auf mein Kiſſen zurück und entſchlief lange darnach, unter Auguſts Tröſtungen.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Hamburg, Juli.

Flugſchriften über den Brand. — Prof. Wurms Eingabe.

Alsbald nach der Feuersbrunſt ward Hamburg von einer unaufhaltſam ſtrömenden Fluth von Planen, Anſichten und Beſchreibungen des großen Unglücks überſchüttet, und die Spekulation mit denſelben fiel mit wenigen ehrenhaften Ausnahmen ſo recht dem Ausſchuß der derartigen Geſchäftsleute zu. Viele davon hatten das Schild der Wohlthätigkeit aufgeſteckt und es konnte ihnen nicht gut abgeriſſen werden. Jedoch iſt dem Dr. Fr. Saß, früher Alex. Soltwedel, die Larve der Uneigennützigkeit von ſeinem eigenen Verleger abgeriſſen, der ihm bekanntlich, trotz dem Schilde „zum Beſten der Abgebrannten,“ 16 Louisd'or gab für ein Heftchen von 6 Bogen, das obenein von Uebertreibungen, Entſtellungen und Zuſammengeſtoppeltem wimmelt. Bei dieſer Gelegenheit mag auch zu erwähnen ſeyn, daß ein jüdiſcher Leihbibliothekar, der ſich auch Buchhändler nennt und vor nicht gar langer Zeit fallirt hatte, öffentlich anzeigte, er habe über 60,000 Mark durch das Feuer verloren und convocire deßhalb ſeine Gläubiger. Solcher Unverſchämtheiten tauchten leider mehrere auf. — „Ein Wort an meine Mitbürger“ von Prof. Wurm hat mannichfache Auslegungen erfahren, obwohl die Geſinnung des Worts nicht angefochten worden iſt. Prof. Wurm verlangt in dieſer Flugſchrift für ſo auſſerordentliche Ereigniſſe, wie das letzte, eine Dictatur, und jedenfalls eine kräftige und durchgreifende Beſſerung der Verfaſſung. Die Geſellſchaft zur Beförderung der Künſte und nützlichen Gewerbe, hier patriotiſche Geſellſchaft genannt, deren Lokal, und was mehr iſt, deren ſchöne an Hamburgenſien und techniſchen Werken ſo ausgezeichnete Bibliothek ein Raub der Flammen geworden, hat in ihrer erſten Verſammlung nach dem Brande denſelben Gegenſtand zum Vorwurf ihrer Berathungen gemacht, und auch Prof. Wurm mit in den Ausſchuß gewählt, welcher die Eingabe an den Senat zu entwerfen hatte. In dieſer Eingabe wird bekanntlich verlangt: Veränderungen in der Wahlart der bürgerlichen Kollegien; Trennung der Rechtspflege von der Adminiſtration; Reform des Polizeiweſens; Abhülfe mancher anderer Mängel der Verwaltung. Unter

den 497 Unterzeichnern befinden sich viele Männer, die verschiedenen bürgerlichen Administrationen angehören. Dennoch haben Manche diesen Schritt als einen unzeitigen bezeichnen wollen, weil er gar leicht Uneinigkeit zwischen Rath und Bürgerschaft erwecken, weil er das Vertrauen der leztern zu ersterem wankend machen könne, und gleichwohl sey ein solches Vertrauen doch nie nöthiger gewesen, als eben in dieser Zeit der Noth und der äußersten Anstrengung. Gegen diese Einreden nun hat Prof. Wurm seine und der Unterzeichner Schritte in einer „Zugabe" zu dem Wort an meine Mitbürger zu vertheidigen gesucht, wie er darin auch in Abrede stellt, daß hoher Senat die Supplik wegen Besserung der Verfassung mißfällig aufgenommen. Was nun lezteres betrifft, so möchte er nicht durchaus Recht haben. Es gibt sehr viele Männer in Hamburg, welche das Brandunglück nicht auf die Mängel unserer Verfassung, ja nicht einmal auf die Mängel unserer noch vor wenigen Monden als Muster betrachteten Löschanstalten schieben; viele Männer ferner, welche glauben, daß ein Rütteln an der Verfassung in diesem Zustande eines fast nervösen Fiebers nicht so viel Heil verspreche, als es Unheil fürchten lasse; denn die Theorie hat noch nie gegen solche Fieberanfälle der Völker oder Städte Stich gehalten. Mit schönen Phrasen werden die Unvollkommenheiten der Theorie vielleicht verdeckt, aber nicht gehoben, und wenn wir in Hamburg jezt an unserer Verfassung zu flicken beginnen und darüber lange disputiren, welcher Fezen abgerissen und durch einen neuen ersezt werden soll, so möchte darüber leicht mancher Stein zum Wiederaufbau unserer Häuser müßig liegen bleiben, manche wahrhafte Noth, viel dringendes praktisches Bedürfniß unbefriedigt bleiben. Ist doch schon so viele schöne Zeit verloren gegangen!

(Fortsetzung folgt.)

London, Juli.

(Schluß.)

Die Dejazet. — Laing über Preußen.

Ich habe die Dejazet zulezt bloß noch in einer dem Ververt ähnlichen Rolle gesehen, als Mademoiselle Dangeville in der Komödie dieses Namens. Der Humor des Stücks dreht sich um die Bemühungen der Demoiselle Dangeville, einer Soubrette an der comédie française, ein junges Ehepaar, das durch unkluge Heirath in mißliche Umstände gerathen, mit einem pedantischen, gleißnerischen und geizigen Oheim zu versöhnen, der Patouillet heißt und Professor der Rhetorik ist. Auf einer Fahrt von Paris nach Fontainebleau muß der alte Herr die Nacht in einer Auberge zubringen, wo Demoiselle Dangeville mit dem Neffen und mehreren Kunstgenossen sich einfindet. In der Verkleidung eines Dorfjungen spielt die Listige zuvörderst das kleine Kind des Neffen dem Professor in die Arme und improvisirt dann die Marquise von Nesle, Cousine eines Kardinals, der ein besonderer Gönner des Professors ist. Der Professor wartet ihr deshalb auf; sie ladet ihn zu Tisch und sezt dem Mäßigkeitsprediger dergestalt mit Champagner zu, daß er nachher in süßem Halbrausche eine junge Chinesin sehr gnädig anhört, die zu ihm kommt, sich von ihm zum Christenthum bekehren zu lassen. Der alte Gleißner wird von den Reizen der lieblichen Heidin berückt und ausserordentlich zärtlich, raucht und singt nicht bloß ihr zu gefallen, sondern entschließt sich auch zu Anlegung eines von ihr herbeigeholten chinesischen Habits, um mit ihr ein pas de deux à la mandarin zu versuchen. Bei diesem, einem alten, frommen Professor der Rhetorik schlecht anstehenden Zeitvertreib überrascht ihn der Neffe, und herzlich gern erkauft der Oheim sein Versprechen zu schweigen mit einer Jahresrente. Das Stück ist Unsinn, aber die Dejazet macht dieß vergessen.

Das meiste Aufsehen in der Literatur macht gegenwärtig ein Buch, das den Weg unstreitig auch nach Deutschland, vielleicht sogar, wenn die Censur es erlaubt, durch eine der dortigen Uebersezungsfabriken in den Buchhandel finden wird. Der Verfasser heißt Samuel Laing und hat durch Reisewerke über Schweden und Norwegen in der englischen Literatur einen so guten Namen, daß es der ausführlichsten Kritik kaum gelingen dürfte, seinem neuesten Produkte, wie überraschend auch vielfach der Inhalt ist und so sehr er bisher willig Geglaubtem widerspricht, den Glauben seiner Landsleute zu entziehen. Das Buch heißt: Bemerkungen eines Reisenden über den gesellschaftlichen und politischen Zustand Frankreichs, Preußens, der Schweiz, Italiens und anderer Theile Europas. Preußen spielt eine Hauptrolle im Buche; daher kommt es auch, daß bisher fast alle Auszüge in den politischen Blättern vorzugsweise Preußen betreffen. Und fast Alle, die das Buch öffentlich besprechen, nehmen mit dem Verfasser Partei gegen Preußen; sie schildern in langen Tiraden die Schrecken der, namentlich wegen ihrer Bevormundungssucht vom Verfasser schwarz gemalten preußischen Beamtenaristokratie; es ist ihnen eine Seelenfreude, was Laing über den deutschen Zollverein sagt, wie England sich deßhalb keine Sorgen zu machen brauche; sie hören es gar gern von ihm, wie die preußische Soldateska trotz der, die englische Retrutirungsweise angeblich in den tiefsten Schatten stellenden Conscription sich mit der englischen doch nicht messen könne, wie England Krieger habe, Preußen Puppen, wie die englischen Offiziere Reiter und Jäger, mit einem Worte Männer seyen, die preußischen dagegen Tänzer und in gewisser Hinsicht zwar auch Jäger, aber im Allgemeinen nur Mädchenjäger; aber namentlich athmen Alle frei auf, weil ihnen Laing nicht, wie das beinahe Mode worden, die Brust beklemmt durch Vergleichung der preußischen Volkserziehung mit der englischen. Er gibt unbedingt zu, daß man in Preußen auf die Volksbildung mehr verwendet, aber er behauptet, daß dadurch für den eigentlichen, den wahren Zweck, für das praktische Leben, weniger gewonnen werde als in England. „Wenn lesen, schreiben, rechnen und singen können," sagt er, „so viel heißt, als erzogen seyn, dann haben die guten Leute recht, dann ist der preußische Unterthan ein erzogener Mensch. Wenn aber denken, urtheilen und handeln, und zwar frei und unabhängig handeln in allen religiösen, sittlichen und geselligen Beziehungen des Menschen zu seinem Schöpfer und zu seinen Nebenmenschen die Uebung intellectueller Kräfte ausmacht, die allein den Namen Erziehung verdient, dann ist der preußische Unterthan in Vergleich mit einem aus der ungelehrten Bevölkerung eines freien Staats, was seine Erziehung, Kultur und den Gebrauch der sittlichen und intellectuellen Fähigkeiten des Menschen anlangt, ein purer Trommelschläger." Ich könnte viele ähnliche Stellen, unter ihnen eine ausheben, wo Laing es eine soldatische Krankheit der Preußen nennt, sich für die „Pächter der Intelligenz" zu halten, von welcher folglich andere Nationen nur so viel zu erwerben vermögen, als den Preußen gefällig ist auf den Markt zu bringen; aber ich denke, für eine Korrespondenznachricht in einem nicht politischen Blatte genügt das Mitgetheilte.

Beilage: Literaturblatt Nr. 73.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 177.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Dienſtag, den 26. Juli 1842.

O brave monster, lead the way!
Shakespeare.

Empfindſame Reiſen.

(Fortſetzung.)

Andern Morgens, es mochte kaum fünf Uhr ſeyn, ward neben uns die Barcarole geſungen: „Amis, la matinée est belle“ ..... obendrein franzöſiſch. Bald darauf klopfte der Nachbar bei uns; er fragte an, wie wir geruht und ob er uns doch nicht geſtört habe? „Nein, aber Sie ſtören mich jezt,“ ſagte ich ärgerlich. Ich haſſe das Aufſtehen mit Tagesanbruch, wenn an dem Tage nichts zu thun iſt. Morgenſtunde hat Gold im Munde. Da ſoll man aber ihr Gold nicht wegwerfen, welches ich übrigens fortwährend ſtark legirt gefunden habe, mit Blei legirt. Für Sehenswürdigkeiten ſich aus ſeiner gewohnten Lebensweiſe herausreißen, aus einem Spaziergang eine Arbeit nach der Uhr machen, und bei dem Hausknecht den Sonnenaufgang beſtellen wie ein paar geputzte Stiefeln — es iſt mir ein Greuel, wie das ganze Reiſehandwerk überhaupt. Ich meine, ein fahrender Schneidergeſell reiſt viel poetiſcher als der Touriſt. Das ſind ſo feſte Grundſätze bei mir geworden, daß weder Auguſt noch der Magdeburger ſie zu erſchüttern vermochte, jener an meinem Bette, dieſer an unſerer Thür. Ich ließ die zwei erſt frühſtücken, und wir traten den Weg in den Wald gegen neun Uhr an.

Zu dieſen Excurſionen bedient man ſich gewöhnlich eines Fuhrwerks, um raſcher und weiter umherzukommen. Wir drei Deutſche verſagten uns dieſen Luxus; Auguſt und ich hätten zwar gern unſere Füße geſchont, aber der Magdeburger ſchonte noch lieber ſeine Börſe, ſchien es; an der unſrigen war nichts zu ſchonen. Wir beſtanden deßwegen gleich Anfangs und aus guten Gründen, zur großen Freude unſeres Reiſegefährten, auf dem Fußgehen. Nur ein Führer, ein derber, blaukitteliger Burſche mit einem gelben Geſicht und ſchiefen Beinen, wurde angenommen. Er ſchritt vor uns her, baarhaupt, ſich einen Stecken aus dem erſten Zaune ſchneidend, ein entſetzlich uncivilisirter Menſch, wenn man mit dem Magdeburger an die Führer durch die ſächſiſche Schweiz denkt, die numerirt ſind und eine Art Uniform tragen. Der unſere war, vielleicht weil er uns in einer fremden Sprache reden hörte, unhöflich und kurz, dabei von einer prächtigen Unwiſſenheit. In dem Walde, wo er doch täglich ſtand und ging, kannte er nichts außer dem breiten, gewöhnlichen Wege, kein Kraut, kein Thier, geſchweige denn eine Sage, eine geſchichtliche Erinnerung, wonach der Magdeburger am eifrigſten forſchte. Er ſchlug nach den Nattern, die uns hie und da im Walde aufſtießen, zeigte den Weg mehr mit Geberden als mit

Worten und ſchritt voran und hinterdrein, ohne ſich das Mindeſte um uns zu kümmern. Der Tag war drückend heiß und ich hatte den Rock ausgezogen. Auf den ſteilen, glatten Steigen wurde mir dieſe Laſt auf dem Arm ſehr bald überläſtig, um ſo mehr, als ich nicht einmal einen Stock hatte, mich zu ſtützen. Der Cicerone ſah, wie ich mich quälte, aber er machte weder Miene, mir meine Bürde abzunehmen, noch ſeinen Stab anzubieten; er ging ledig und leicht neben mir her. Seine ganze Aufmerkſamkeit und Gefälligkeit beſtand darin, daß er uns Anzeige machte, ſo oft eine der ungemein zahlreich im Walde ſchwärmenden Bremſen uns auf die Schultern fiel. Dieſer ſtumme Führer war, wie ich ihm ſpäterhin abzwang, ein Piemonteſe; er hatte in ſeiner Heimath Pferde geführt, vermuthlich mit eben ſo ſanfter Hand, als jetzo Menſchen. Der Krieg webete ihn einſt in die Fremde, die er, ſo kam es mir vor, recht von Herzen verwünſchte. Kein munteres franzöſiſches Wort, kein Witz, keine ſtolze Mahnung an vergangene populäre Größen, an Franz, an Ludwig, an Napoleon kam während vier langer Stunden über ſeine Lippen. Er nannte uns die Namen der Plätze, die wir beſuchten, und als wir einmal eine der Felſengruppen laut bewunderten und belobten, ſagte er geringſchätzig und kurz: „C'est beau, parceque c'est vilain.“ Der Menſch ahnte nicht, was für ein merkwürdiges Axiom er hingeworfen hatte. Wir untereinander ſahen uns erſtaunt an, und Auguſt meinte, er ſey ein verkappter Romantiker. Dafür, wandte ich ein, hat er zu wenig Glauben. Als wir den Calvarienberg beſuchten, eine ſchöne Höhe mit dem Blick auf Fontainebleau, worauf ein Kreuz ſteht, umgeben von künſtlichen und natürlichen Steinſitzen, ſagte er, indem er ſpöttiſch auf dieſe zeigte: „C'est ici que viennent les jeunes gens de la ville, pour — eh ben, pour faire leur prière!“ Dieſe ſtarre, bösausſehende Menſchennatur hat mir den ganzen Morgen zu ſchaffen gemacht. Ich glaube nicht, daß es im deutſchen Landvolke viele ſolcher Erſcheinungen geben kann.

Der Wald von Fontainebleau hat im Ganzen wohl einen Umfang von einigen und zwanzig Lieues. Begreiflich, daß unſere Neugier ſich nur auf die der Stadt nächſtgelegenen Punkte beſchränkte. Derſelbe iſt weder ein amerikaniſcher Urwald noch ein Berliner Beluſtigungsholz. Landſtraßen und Vicinalwege durchkreuzen ihn in allen Richtungen, numerirt und benamſet wie die Straßen einer Stadt. Der Forſt ſcheint gut gehalten; viel junge Pflanzung beweiſt, daß auch an ihm das Gewitter der Revolution nicht ſpurlos vorbeizog. Der Boden iſt meiſt ſandig, von Heidekraut überwachſen; fremde Vegetation habe ich nicht bemerkt, wenn man die Stechpalme, die in großer Menge und Schönheit vorkommt, nicht als fremd betrachtet. Einzelne Bäume, Buchen und Eichen, ſind von einer wunderbaren Größe und Würde, jedoch nicht gerade die zwei, welche dem Fremden vor den übrigen gewieſen werden, le bouquet du Roi und le bouquet de la Reine. Dieſes iſt eine ſchlank und ſtattlich emporgeſchoſſene Buche von ſeltener Höhe, ohne darum in Aſt- und Laubwerk ſonderlich gut gezeichnet zu ſeyn; jenes ein Eichbaum, ſtark von Stamm, nur — absit omen! — inwendig verfault, morſch, abfällig. Wir kamen an andern Waldrieſen vorüber, die unſere Aufmerkſamkeit viel länger feſſelten. Im Allgemeinen läßt ſich nicht behaupten, daß der Forſt ſeinen Ruf rechtfertige; das mußten wir dem Magdeburger einräumen. Für das edle Waidwerk iſt er nichts mehr; die Zeiten ſind vorüber, wo die jungen Pflanzungen durch koſtſpielige Gitter gegen den Hirſch und das Reh geſchützt wurden. Nicht einmal Vogelwild iſt zahlreich, und das einzige Thier, worauf unſere Kreuz- und Querzüge ſtießen, war ein Haſelhuhn. Natürlichen Charakter und äſthetiſche Phyſiognomie, wie unſer Schwarzwald vor allen übrigen ſie aufweiſt, habe ich zu Fontainebleau kaum gefunden. Es prädominirt keine Art von Holz, weder Laub noch Nadel; niederes, unedles Gebüſch iſt mehr da als tüchtige, kernige Waldung, und was neu angelegt wird, kommt in dem heißen, leichten Sande nur peinlich, langſam, verkrüppelt empor.

(Fortſetzung folgt.)

Wallenſteins rothe Federn.

Theateranekdote.

„Sie müſſen als Auszeichnung zwei rothe Federn unter den weißen auf Ihrem Hute haben,“ ſagte Schiller zu ſeinem Wallenſtein Graff in der Koſtümprobe. „So war die Sitte der öſterreichiſchen Feldmarſchälle Federtracht deutet überhaupt auf ſchwunghaftes Streben, und die rothe Feder dürfte bei unſerem Schlachtenhelden beſonders am Platze ſeyn.“ — So wurden denn zwei rothe Hahnenfedern herbeigeſchafft, trotz der Idioſynkraſie des Helden, der den Hahn nicht krähen hören konnte, und ſie blieben als Zierde auf dem Wallenſteinſchen Hute ſelbſt dann noch, als manch anderer Schmuck darunter und daneben mit der Zeit verfiel.

Reich und glänzend war der Schillerſche Wallenſtein in Weimar überhaupt nicht ausgeſtattet. Ein abgetragener Purpurmantel, ein deßgleichen Wamms nebſt der ſogenannten goldenen Kette, das war ſein ganzer Garderobeluxus, und dieſer ſo optiſch genau auf die Ferne und Beleuchtung berechnet, daß der ſchwindende Sammt des Imperators, ſo wie das Meſſing des goldenen Vließes

auf seiner Brust lange ihren Zweck vollkommen erfüllten. Ich habe diese unscheinbaren Cruvien so oft in Händen gehabt, daß ich das recht gut wissen kann. Damals freilich sah ich im abgegriffenen Hut mit der unächten Spange und im Purpur mit unzähligen Mottenlöchern heilige Reliquien; Schillers Genius hatte sie geweiht, und unverwüstlich haftete der Geist der Hoheit und Majestät daran. Damals war aber auch Gold, was glänzte. Der Ton der Größe und Hoheit aus der sonoren Brust des Graffschen Wallenstein war das edelste Metall. Die üppige Blüthe des Gefühls, die feurige Grazie und hinreißende Anmuth des wahrhaft fürstlichen Jünglings Max (Vohs, später Oels, sein ebenbürtiger Nachfolger) bedurfte keiner Schneiderfolie. Thekla (die Jagemann) war in Empfindung und Ausdruck ganz das starke Mädchen ihres Vaters, wenn auch ihre Figur nicht königlich imponirte. Buttler (Malkolmi), Octavio (Schall), Isolani (Genast), Questenberg (Becker), so wie die Terzky (Madame Teller, später die geniale Wolf) bildeten einen seltenen Verein von Kräften zum schlagendsten Zusammenspiel. Nie sind diese Rollen geistvoller, glücklicher individualisirt worden. — Doch ich komme von den rothen Federn ab.

Dem damaligen Herzog von Friedland waren Schillers rothe Federn ein wahrer Talisman. Eines Tags sprach die gemüthliche Hausfrau des Darstellers am Tag der Vorstellung: „Herzog von Lappland könntest du eher heißen, so zerlumpt ist dein Mantel!“ Damit riß sie lächelnd den Faden ab, womit bereits, ich weiß nicht das wie vielste Loch im fürstlichen Purpur zugenäht worden war. — „Gib Acht! was fällt da?“ parodirte pathetisch der halbkostümirte Wallenstein, und die Gattin erwiderte: „Die goldene Kette, der man das Messing auf drei Schritte ansieht, probirt ihre heutige Rolle. — Und der abgeschabte Hut da!“ fuhr die kritische Garderobière fort. — „Für einen kaiserlichen Generalissimus! Es ist eine wahre Schande!“ — Dabei ließ sie den Federbusch auf etwas unehrerbietige Weise durch ihre Hand gleiten. Dieß brachte den Feldherrn auf. — „Halt da!“ rief er, „die Federn in Acht genommen! — Der Hut ist freilich kahl. Da steh' ich, ein entlaubter Stamm! Doch innen im Marke lebt die schaffende Gewalt.“

So ging es fort, und mit der lezten Rede: „Gute Nacht, Gordon! ich denke einen langen Schlaf zu thun,“ war der scenische Wallenstein fertig und sezte dem Kostümwerke die Krone auf, indem er den hart von der Zeit und der Kritik seiner Frau mitgenommenen Hut mit einem ernsten Blick in den Spiegel aufsezte und zur ersten Scene seines oft erlebten Todes ging. — Dießmal hätte es leicht der wirkliche, leibliche Tod für ihn werden können; ohne die Federn Schillers wäre es wenigstens der künstlerische geworden.

Mitten im Stücke, als Graff in der Coulisse ganz in den Gedanken an den nächsten Moment versenkt stand und auf das befreiende Schlagwort lauschte, stürzte plötzlich ein Prospect, irgend etwas oben Hereinhängendes so gewaltig neben ihm nieder, umstehende Bühnenrequisiten zertrümmernd, daß nur die Federn Schillers ihn vor schwerer Verletzung oder selbst vom Tode retteten; denn diese zu schonen, hatte er sich gestissentlich von der Coulissenbeleuchtung vorsichtiger entfernt gehalten, als sonst wohl geschehen wäre.

Graffs erster Gedanke, als er vom Schreck wieder zu sich kam, war: Intrigue! Seit geraumer Zeit schon hatte man ihn, wie er fest glaubte, aus dem Besitze der Rolle zu verdrängen gesucht. Terzky spekulirte offenbar darauf, und selbst Max verschmähte es nicht, auf krummen Wegen sich darum zu bewerben. Der Verdruß des erstern über das Fehlschlagen seines Plans ging so weit, daß er es wagte, sich hinzusetzen, wenn der Generalissimus seinen berühmten Traum erzählte. Graff stand erschüttert, unfähig eines Gedankens an seine Rolle; da fiel sein Stichwort. Man drängte sich um ihn, die Freunde suchten ihn zu beschwichtigen, zu ermuthigen, vor allen seine erschrockene, ängstlich um ihn besorgte Hausfrau. Der gehässige, falsche Regisseur H... aber überhäufte ihn mit Vorwürfen. Statt aller Antwort starrte Wallenstein vor sich hin. „Du hast's erreicht, Octavio!“ stammelte er endlich mit bebenden Lippen. Das Stichwort hatte ihn zwar aus der Betäubung gerissen, aber vergebens suchte er die Scene in seinem Gedächtnisse. „Sie haben mich gestürzt, ich bin vernichtet!“ das war seine fire Idee, worin ihn noch der Umstand bestärkte, daß in der That gewisse Schrauben oder Haken nicht angelegt worden waren, wodurch der Vorfall gestissentlich herbeigeführt schien. — In dieser wachsenden Verlegenheit, wo das Publikum unruhig dem verzögerten Auftreten Wallensteins entgegen sah und es fast um die Vorstellung geschehen schien, drängte sich die bekümmerte Gefährtin seines Lebens noch einmal vor und hielt ihm den Hut hin, der ihm vom Kopfe gefallen war. Die Federn berührten sein Gesicht, er erwachte wie aus einem Traume, griff hastig nach dem Hut, und als hätten die Hahnenfedern den Bann gelöst, fand er seinen Muth und seine Kraft wieder, so daß die Scene besser ging, als man gefürchtet, als man gehofft hatte. — Mit dem Anblick der Schillerschen Kostümszuthat war das Vertrauen und die Achtung, die ihm der Dichter so oft bezeugt, so lebhaft und begeisternd vor seine Seele getreten, daß er, wie durch magische Kraft, sich plötzlich im Stande fühlte, seinen alten Ruhm zu bewähren und das Frohlocken seiner Feinde zu Schanden zu machen. — So viel vermögen zwei rothe Federn eines Schiller.

Korrespondenz-Nachrichten.

Hamburg, Juli.

(Fortsetzung.)

Folgen des Brandes.

Der Rath von Hamburg hat bis jezt noch keine dieser Verfassungsfragen aufgenommen. Mit mehr Verlangen als ihrer Beantwortung sah die gesammte Stadt und die Umgegend den Beschlüssen erbgesessener Bürgerschaft entgegen, welche sich zum erstenmal nach dem Brande am 16ten Juni, und zwar im Waisenhause versammelte, dessen bisherige blaugekleidete Jugend nach Harvestehude geschafft worden war, weil das schöne Waisenhaus in der Admiralitätsstraße zum Rathhaus bestimmt worden ist. Das alte Rathhaus wurde ja am Abend des sechsten Mai gesprengt, und fiel in sich selbst zusammen, nachdem es Jahrhunderte hindurch den Rath in guten und bösen Tagen beherbergt. Es mag als ein Sinnbild deutscher Festigkeit gelten, daß die steinernen Standbilder der Kaiser, welche die Façade des Rathhauses zierten, nicht wankten, als die furchtbare Explosion die Giebel des altehrwürdigen Baues zu ihren Füßen, die Gemächer in ihrem Rücken niederschmetterte. Sie standen den Helden gleich, deren Bilder sie darstellen, unerschüttert vom Sturm, und ließen weder Reichsapfel noch Scepter aus den Händen fallen, die sie so lange getragen. Später nahm man sie von ihren Gesimsen herab und ließ sie in den Ruinen der alten Börse aufmarschiren, eine Kompagnie Kaiser, die siegreich dem Elemente widerstanden hatten, „die lezten Zehn vom alten Regiment." Fast die einzigen Zeichen der Gefahr, in der sie geschwebt, war das eingeknickte Scepter Rudolphs von Habsburg und einiger anderer Kaiser; aber vor ihren Füßen lagen die Säulen der Rathhausthüre mit dem Wappen, den Löwen, den Sinnbildern der Gerechtigkeit und Gewalt, die so lange in den nun zertrümmerten Sälen gethront hatte, und die nun in das Haus der Waisen gewandert war, worüber das unverwüstliche Hamburger Publikum den Witz machte, der hochweise Rath sey nun erst wirklich Waise oder verwaist.

Was in den Versammlungen der Bürgerschaft hinsichtlich der aufzunehmenden Anleihe und der Mittel zu deren Deckung beschlossen und nicht beschlossen wurde, ist Ihren Lesern aus den Tageblättern hinlänglich bekannt. Mehr Beifall als die vorgeschlagene Besteurung fand im Schooße der Versammlung und in der ganzen Stadt der Plan des Wiederaufbaus Hamburgs, der nicht so radikal verändernd ausfiel, wie einige Schwärmer wünschten, welche aus der Handelsstadt eine Palästestadt gemacht haben wollten. Vielmehr soll das für diese Gelegenheit besonders zu entwerfende Expropriationsgesez (eines existirt schon seit dem ersten Projekt der Eisenbahn) sich nur auf durchaus nöthige Verbesserungen beschränken. Es sollen dagegen aber bau- und feuerpolizeiliche Verfügungen zur Verhinderung einer ähnlichen Ausdehnung von Feuersbrünsten erlassen, und bei dieser Veranlassung zugleich die Gefahr durch Ueberschwemmung berüksichtigt werden. — Die so reichlich von allen Seiten eingegangenen Gelder sind bereits zum Theil, und zwar zweckmäßig vertheilt worden. Indeß ist nicht zu leugnen, daß die Abgebrannten, welche am meisten durch die Calamität gelitten, die bei insolventen Compagnien Versicherten, am schlimmsten daran sind und am schwersten unterstüzt werden können; der eigentliche Arme hat bereits viel mehr erhalten, als er je verlieren konnte, und er gewinnt durch die erforderliche Arbeit aller Art auch indirekt durch das Unglück, das fast allein den Mittelstand schwer getroffen hat. Der Mittelstand wird aber in Folge des Brandes noch besonders dadurch gedrükt, daß die Miethen für von ihm bewohnbare Lokale zum Theil um 80 bis 100 Prozent gestiegen sind, und er wohnt großentheils zur Miethe; namentlich gilt dieß von den Detaillisten, von den Boutiquiers, die doch im Gesammthandelsstand Hamburgs eine so wichtige Stelle einnehmen. Weit entfernt, dieß einzusehen, haben *einige* der nicht abgebrannten Grundeigenthümer gerade deßhalb sich geweigert, das vom Staat zur Deckung der Anleihe vorgeschlagene jährliche Prozent von ihren Häusern abzugeben, weil sie fordern, die Abgabe für den Wiederaufbau der Stadt solle auch noch unmittelbar von den Miethern mit getragen werden. Diese sollen also erst die Lasten ihrer Hauswirthe direkt mittragen und dann ihrem Miethwucher ohne Erbarmen verfallen, und zwar in dem Grade, daß die von ihnen zu zahlende Miethe den Aufschlag der Lasten für die Eigenthümer oft vierfach übersteigt, so daß diese unverschämten Grundbesizer aus dem Unglück ihrer Vaterstadt einen schnöden Vortheil ziehen und obendrein noch pochen. Dieß ist ein Zug, vor dem Hamburg dem hochherzigen Vaterlande gegenüber sich ewig zu schämen haben wird. Auf der andern Seite sind diejenigen freilich nicht im Unrecht, welche verlangen, die großen Kapitalisten, die ohne eigenen Grundbesiz oft viele Hunderttausende in verschiedenen Grundstücken belegt haben, frei ausgehen würden, sobald die Abgabe von 1 Prozent vom Feuerkassenwerth der Erben angenommen worden wäre. — Noch sind leider einige andere fast eben so engherzige Züge zu rügen. So protestirten die Bewohner der Esplanade dagegen, daß ihre schöne, vom Brande verschont gebliebene Straße mit hölzernen Buden, den provisorischen Wohnungen der Obdachlosen, bebaut werde. So konnten mehrere ausgezeichnete Rechtsgelehrte es nicht über sich gewinnen, dazu zu schweigen, daß man gegen alle Regeln der Jurisprudenz das Mitleid, die Hülfe des Staats für die bei insolventen Assekuranzen Versicherten anrief, und ihre Gegengründe waren zum größern Theil recht lieblos. Möge Deutschland von diesen Seiten seine Augen abwenden und sie auf die vielen Biedermänner richten, welche Hamburg zählt und die zur Zeit der Noth bewiesen, daß sie über der fremden der eigenen vergaßen!

(Fortsetzung folgt.)

Ein Räthsel von Goethe.

Neu gefaßt.

Ein Bruder ist es vieler Brüder,
Doch viermal jünger er, denn sie.
Er brachte doch auch zwölf Paar Glieder
Mit auf die Welt, gerad wie sie;
Er schließt, selbst Ganzes, an ein Ganzes
In Freud und Trau'r sich an, wie sie,
Und alle Schritte seines Tanzes
Macht er auf's Haar gerad wie sie.

Er blieb gar lang der Welt verborgen,
Die sein Bedürfniß nicht begriff,
Bis ihn an einem schönen Morgen
Ein Pontifex in's Leben rief;
Doch ward er lange nicht so zeitig
Wie seine Brüder anerkannt;
Die Legitimität halb streitig
Macht ihm noch jezt der Czare Land.

J. G. M.

Beilage: Kunstblatt Nr. 59.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 178.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Mittwoch, den 27. Juli 1842.

Volkspoeſie ſang Geſchichte, Begebenheit, Geheimniß, Wunder und Zeichen; ſie war die Blume der Eigenheit eines Volks, ſeiner Sprache und ſeines Landes, ſeiner Geſchäfte und Vorurtheile, ſeiner Leidenſchaften und Anmaßungen, ſeiner Muſik und Seele.

Herder.

Proben aus Friedrich Rückerts Hamaſa,
oder Ueberſetzung altarabiſcher Volksgedichte.

(Aus der erſten Hälfte.)

Die Mittheilung einer größern Anzahl von dieſen altarabiſchen Volksgedichten wird unſern Leſern um ſo mehr willkommen ſeyn, als neben dem poetiſchen Ausdruck und der Form auch die in dieſen Liedern ausgeprägte Lebens- und Denkweiſe in hohem Grade intereſſant iſt, und dieſe nur in einem reicheren Cyklus von Gedichten mit einiger Vollſtändigkeit ſich abſpiegelt. In den hier folgenden Liedern dürften nun aber auch die meiſten und wichtigſten Momente des arabiſchen Lebens und Charakters, wie ſie ſich Jahrhunderte hindurch im Weſentlichen erhalten haben, arabiſcher Kriegs- und Heldenmuth, Familien- und Stammverhältniſſe, Stammfeindſchaften und Blutrache, Hirten- und Wüſtenleben, Pflege des Roſſes und Kameels, eigenthümliche Tugenden und Sittenregeln u. ſ. w. wenigſtens berührt und von verſchiedenen Geſichtspunkten zur Anſchauung gebracht ſeyn.

Freitagshamaſa.
Der jemaniſche Gefangene in Mekka.

Zu Jemen's Reiſetrupp erhebt ſich mein Verlangen
Und folgt ihm, doch mein Leib in Mekka liegt gefangen.

Ich ſtaune, wie den Weg bei Nacht zu dieſem Orte
Die Liebſte fand und drang durch die verſchloßne Pforte.

Sie kam und grüßte mich, und ging und grüßte wieder,
Und faſt verließ, indem ſie ſchied, mein Geiſt die Glieder.

O glaube nicht, daß ich, entfernt von euch, nur zage
Vor'm Tod, und über mein Geſchick entmuthigt klage;

Daß nach den Drohungen ich hier der Leute frage,
Daß dieſer Ketten Laſt ich ungeduldig trage!

Von deiner Sehnſucht nur empfind' ich ſolche Wehen,
Wie ich vordem erfuhr, als frei ich durfte gehen.

Samuel Ben Adija, der Jude.
Fürſt auf dem veſten Schloſſe Ablak in Trima.

Wo eines Mannes Ehre von Schmach iſt unbefleckt,
Da ſtehet wohl ihm jedes Gewand, das ihn bedeckt.

Und kann er ſeiner Seele nicht Schweres legen auf,
So richtet ſich zur Höhe des Ruhmes nie ſein Lauf.

Sie warf uns vor, daß wenig ſey unſres Volkes Zahl;
Ich ſagt' ihr: es ſind wenig die Edlen überall.

Nicht wenig iſt ein Häuflein, das ſich zu halten weiß
Wie wir, nach Höchſtem ringend, der Jüngling und der Greis.

Was thut's, daß wir ſind wenig, und bei uns iſt geehrt
Der Schützling, wenn der Schützling der Vielen iſt verehrt!

Uns iſt ein Berg, der ſchirmet den Freund in unſerm Schutz,
Der unerſteiglich bietet dem zagen Blicke Trutz.

Gewurzelt iſt im Boden ſein Grund, und zum Geſtirn
Erhebt ſich unerreichbar die hohe Felſenſtirn.

So weit glauben wir das im Arabiſchen um zwei Drittel längere Gedicht dem Samuel Ben Adija, Fürſten von Trima, zuſprechen zu dürfen. Es wird nämlich zugleich einem andern Dichter, einem ſpätern islamitiſchen, Abdelmalek Ben Abderrahim zugeſchrieben, und wirklich kommt das im lezten Verſe des Ganzen genannte Geſchlecht der Beni Dejjan nur dieſem, nicht dem Samuel zu. Es werden alſo wohl von den mündlichen Ueberlieferern zwei im Inhalt ähnliche, im Versmaß und Reim zufällig gleiche Lieder in eines zuſammen geworfen ſeyn.

Samuel Ben Adija von Trima iſt in der Sage berühmt als edler Beſchützer ſeiner Schutzbefohlenen, wie er ſich ſelbſt im Obigen rühmt, und als treuer Bewahrer anvertrauten Gutes, wie er ſich für den vertriebenen Königsſohn, Amrilkais Ben Hodſchr, nach deſſen Tode bewies. Amrilkais nämlich, nach ſeiner mißlungenen Unternehmung gegen die Beni Eſſed, um an ihnen den Tod ſeines Vaters zu rächen und deſſen Herrſchaft über ſie wieder zu gewinnen, fand, nach langem flüchtigem Umherirren, endlich Schutz und Aufenthalt bei Samuel Ben Adija auf ſeiner feſten Burg Ablak. Als er nun aber von dort ſich aufmachte, um über Gaſſan in Syrien zum griechiſchen Kaiſer in Konſtantinopel (Juſtinian oder Juſtin II.) zu gehen und deſſen Beiſtand zu Wiedereroberung ſeines Königreichs zu ſuchen, übergab er ſeinem Wirthe ſeinen einzigen geretteten Schatz, fünf (die Sage macht daraus hundert) koſtbare Panzer, Erbſtücke ſeiner Ahnen. Darauf, als ſein Tod ruchbar wurde (er war auf der Rückreiſe vom Kaiſer in Ancyra geſtorben), zog Elhareth Ben Abu Schamer, König von Gaſſan, bei welchem Amrilkais bei der Hinreiſe eingekehrt geweſen, mit Heeresmacht gegen Samuel in Trima, und forderte von ihm die Herausgabe der Panzer des Amrilkais, auf die er als Vetter Anſprüche machte. Doch Samuel weigerte ſich der Ueberlieferung des ihm anvertrauten Pfandes, auf welches Andere ein näheres Erbrecht hatten, und vertheidigte ſich gegen den Forderer in ſeiner Veſte Ablak. Dieſer aber fing ein Söhnchen Samuels auf, das mit ſeiner Amme vor die Veſte hinausgelaufen war, und drohte nun dem Vater, das Kind umzubringen, wenn er nicht die Panzer herausgebe. Da bat er ſich eine kurze Bedenkzeit aus, und berieth ſich mit den Seinigen darüber, die Alle ihm riethen nachzugeben, um das Leben ſeines Kindes zu retten. Aber er trat auf die Zinne hinaus und ſprach zu Elhareth: „Die Panzer kann ich nicht ausliefern und Anvertrautes veruntreuen. Thu' was du thun willſt! Verrath iſt ein Halsband, das nicht roſtet; und mein Sohn hat Brüder.“ Da brachte jener das Kind um vor den Augen des Vaters, und zog dann ab unverrichteter Sachen. Samuel aber, als die Zeit kam, wo die Wallfahrer in Mekka zuſammentrafen, brachte die Panzer dahin und überlieferte ſie dem dort ausgekündigten rechtmäßigen Erben. Davon ſagte er, ſeine Frau oder auch eine Nachbarin anredend:

O Tadlerin, laß ab, den Mann zu tadeln,
Den man ſchon oft dem Tadel trotzen ſchaute.
Du ſollteſt, irrte ich, zurecht mich weiſen,
Nicht irren mich mit unverſtänd'gem Laute.
Bewahrt hab' ich des Kendiſchen Mannes Panzer;
Verrath' ein andrer das ihm anvertraute!
So rieth vordem mir Adija, mein Vater:
O reiß nicht ein, Samuel, was ich baute!
Er baute veſt die Veſte mir, in welcher
Dem Dränger Trotz zu bieten mir nicht graute.

Von ihm ſind noch folgende Bruchſtücke:

Wenn zweifelhaft und mißlich ſtehn die Sachen,
Und den Bedenker bang die Folgen machen,
Die Knochen bricht der enggeſchnallte Bruſtgurt,
Und ſich von Brüdern ſagen los die Schwachen:
Dann laß' ich was bequemer meiner Schwäch' iſt,
Und thu, was dient die Ehre zu bewachen.

Und dieſes:

O wüßt' ich, wenn ſie meinen Tod einſt klagen,
Was mir die Klagefraun für Zeugniß geben!
Ob ſagen: Geh nicht von uns! denn in mancher
Bedrangniß wußteſt du uns zu erheben.
Dein Recht zu nehmen ließſt du dir nicht wehren,
Und ließeſt dich nicht mahnen, es zu geben.

Empfindſame Reiſen.

(Fortſetzung.)

Es fehlt in Fontainebleau überall an Waſſer; eine einzige Quelle, ſehr empbatiſch fontaine désirée getauft, nach der wir mit einer wahren Sehnſucht ausgingen, enttäuſchte uns ſo, daß wir in ein einſtimmiges Gelächter ausbrachen. Eine Ciſterne iſt ein Kunſtwerk im Vergleiche zu dieſem mit drei rohen Steinen eingefaßten Tümpel, eines ſchmutzigen, ſtehenden Waſſers voll. Von wirklichem Reiz ſind die Felspartieen im tieferen Walde, le Reine des Saules unter anderm, oder auch le Rocher des deux Soeurs, in deren Nähe das Terrain abwechſelnder, der Baumſchlag bedeutender wird. Der

Zweischwesternfels ist ein beliebtes Ziel für Pariser Landpartieen. Auch wir fanden ihn von einer kleinen Gesellschaft besezt, mit welcher der Magdeburger alsbaldige Verbindung suchte. Während ich auf dem Rasen ruhte und August in der natürlichen Wiege einer stattlichen Eiche, spielte er den Angenehmen bei den Französinnen. Er hat uns später geklagt, sie hätten kein Herz, wie die meisten ihrer Nation. „Glauben Sie denn," sagte er, „eine unter ihnen wäre im Stande gewesen, mich zu verstehen?" August entschuldigte sie, indem er bemerkte: „Wahrscheinlich haben Sie französisch gesprochen, und da ist es Ihre eigene Schuld."

Als wir aus dem Walde heimkamen, in heißester Mittagstunde, wurde im „Adler" ein gemeinsames Frühstück eingenommen und hernach das Schloß heimgesucht. Diese Lieblingsidee eines ganzen Königsgeschlechtes, genial mitten in Waldeinsamkeit und Waldidylle hingeworfen, vom Vater auf den Sohn und den Enkel fortgeerbt und durch Jeden um einen Gedanken, eine Laune, eine Spielerei bereichert, steht nun in seiner historischen Vollendung und Abgethanheit wie eine große, todte Gestalt da, wie ein Schatten, ein Mahl. In den vielen Höfen, Sälen, Gängen, um die Thürmlein und Erkerlein, die gewundenen Treppen hinan, die breiten Perrons wieder hinab, dann in den Park blickend und dann über die kleine, auch überlebte Stadt — so irrt der Fremde umher, von einem Style in den andern, aus Jahrhundert in Jahrhundert, hier an ein nächtliches Mährchen der Liebe, dort an den tageshellen Mord weiblicher Rache wechselnd gemahnt. Ein Lakai in der Hofuniform geleitete uns durch das Labyrinth des französischen Königthums. Und welcher Unterschied nun oder auch welche Aehnlichkeit zwischen diesen unsern beiden Führern, der Eine durch den grünen Wald, der Andere durch den grauen Stein; jener ein Bauer, dieser ein Bedienter; Jener stumm und unfreundlich, weil er uns für Fremde erkannte und das natürliche Mißtrauen der Unwissenheit uns gegenüber empfand, dieser aus demselben Grunde doppelt gesprächig und geschmeidig, weil er ein doppeltes Trinkgeld erwartete; Jener selbst ein Unbekannter in der Welt, die er täglich durchwanderte, dieser auf das auswendiggelernte Wort eingeschult und nur da zu Haus, wohin man ihn gewiesen hatte. Wenn wir den Piemonteser fragten, warum der Fels nach zwei Schwestern getauft sey oder was jenes Kreuz zu bedeuten habe, so antwortete er ruhig: je ne sais pas, abwechselnd mit dem kürzeren und vielsagenderen: connais pas. Der Pariser aber mit seinen Livreeknöpfen mußte und sollte Alles wissen, und da ich ihn einmal um die Auslegung einer Chiffre in den Holzzierrathen des Königssaales anging, übersezte er das verschlungene A und L mit bewundernswürdiger Geistesgegenwart in Alexandre le Grand. „Ceci est historique, Messieurs," sagte er und rasselte mit den Schlüsseln, wie ein deutscher Privatdocent mit Citaten rasselt. Im Uebrigen wußte er vortrefflich Bescheid im Schlosse und redete, uns zu Liebe, in einem sehr gemäßigten Tempo das reinste Französisch.

Drei Stunden lang sind wir hinter ihm hergezogen, in diesen drei Stunden zugleich durch drei Jahrhunderte. Wer Anlage hat zur geschichtlichen Empfindelei, soll in das Schloß zu Fontainebleau kommen. In den Zimmern eines gefangenen Papstes schläft jezt eine ausgewanderte Fürstentochter. Wo Christine den Monaldeschi ermorden ließ, malt ein französischer Künstler als Decoration eines neuen Speisesaales die Geschichte von Diana und Endymion. In dem Gemach Louis Philipps steht der kleine Tisch noch mit den Narben einer großen Stunde, Federmesserstiche, in die der abgedankte Napoleon die Dolchstiche der eigenen Brust übersezte, und gegenüber an der Wand hängt das Facsimile der verhängnißvollen Urkunde, zerkrazte, verwischte, tintenklerige Züge, die mit dem steinernen Gesichte dessen, der sie schrieb, einen seltsamen Contrast bilden.

Im Erdgeschosse, an derselben Stelle, wo der erste Grund zu dem ganzen Bau gelegt wurde, weist man die neueste Zierrath desselben, die Kapelle, ausgeführt nach dem Plane und nach den Zeichnungen eines geistreichen Weibes, um dessen zu frühen Hingang zwei Königsfamilien und zwei Völkerfamilien, mit ihnen zwei schöne Künste, trauerten. Und so, Fuß vor Fuß, immer eine neue, immer eine alte Erinnerung, kostbare Stickereien von Beauvais und Gobelins von Paris aus den Zeiten des ritterlichen Franz, überreiche Boiserien und Plafondsarabesken der Ludwige, glückliche Restaurationen und Neuerungen der Gegenwart, mit denen die Zerstörung der nächsten und der fernsten Vergangenheit geschickt verdeckt werden. Ich weiß nicht, mir sagt dieses nicht ganz zu. Erhaltet, aber gestaltet nicht, was euch die Geschichte übermacht.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Prag, Juli.

Literatur. — Theater.

Safarits „Sprachkarte eines Theils von Europa" (welche die Beilage zu einer „slawischen Ethnographie" desselben Verfassers bildet, die noch im Laufe dieses Halbjahrs erscheinen soll) enthält auf einem Blatte von 18" 7"' Höhe und 22" 5"' Länge den Länderraum von Archangelsk bis Thessalonichi und von der Mündung der Elbe bis zur Mündung der Wolga, nach Verschiedenheit der Sprachen und Dialekte mit verschiedenen Farben kolorirt, und zugleich mit Angabe der politischen Grenzen dargestellt. — „Das Königreich Böhmen" in drei groß Ottavbänden von J. A. Michel nennt

sich ein „historisch-statistisch-topographisches Handbuch," und dürfte in der zweiten und dritten Hinsicht als recht brauchbar anerkannt werden, wenn man sich nicht an Styl und Sprache stößt. Der historische Theil ist auf jeden Fall die Schattenseite des Werks. — Das „Panorama des Universums" bringt ausführliche Mittheilungen aus dem Reisetagebuche eines Böhmen, Michael Kotler, in Sibirien. Dieser Mann hatte wegen seines Handels mit böhmischen Granaten schon öftere Reisen nach Moskau und St. Petersburg gemacht, und war auf einer dieser Reisen einem Vereine beigetreten, der sich gebildet hatte, um am Jenisei Goldsandlager zu suchen. Diese Gesellschaft, die unter ihren Theilnehmern den Fürsten Gagarin zählte, ließ Kotler i. J. 1841 wissen, daß sie 60,000 Rubel für die dießjährigen Nachsuchungen und Arbeiten ausgesezt habe, und der Geschäftsführer Permitin forderte ihn auf, ihm nach Sibirien zu folgen. Kotler machte sich ohne Säumen am 15ten Februar 1841 auf den Weg und langte über Posen, Königsberg, Riga am 22sten März in St. Petersburg an. Hier fand er Permitin nicht mehr, der schon nach Krasnojarsk abgereist war, erhielt aber vom Fürsten Gagarin den Rath, ihm schleunigst nachzureisen und dann selbst die Leitung der Goldwäscherei zu übernehmen, weil Permitin in's Gouvernement Irkutsk abgehen müsse, um dort im Auftrag der Regierung Edelsteine zu suchen. Nach einem Aufenthalte von nur 56 Stunden fuhr Kotler von St. Petersburg ab und langte über Moskau, Kasan, Perm, Jekaterinoburg, Tomsk um die Mitte Aprils in Krasnojarsk an, von wo er später nach Jeniseisk abging. — Die „Bohemia" meldet, daß der bekannte junge Polyhistor, Dr. August Pfizmayer in Karlsbad, mit der Uebersezung der Gedichte des K'bio Yam P'bing und der Verfassung eines Commentars dazu beschäftigt ist. Dieses Werk dürfte ein merkwürdiger Beitrag zur asiatischen Literarhistorie werden, da jener Dichter bisher noch wenig bekannt ist. Er war ein Eingeborner von Hu, einem Königreiche in Süd-China, in der Nähe des großen Binnensees Tung-ting, und lebte ungefähr 500 Jahre vor der christlichen Zeitrechnung. — Zur Feier des kaiserlichen Geburtsfestes ist Lessings „Minna von Barnhelm" auf unserer Bühne neu in die Scene gesezt worden, und hat, obschon nur in wenigen Theilen genügend besezt, ausnehmend gefallen. — In der lezten Zeit haben zwei Neuigkeiten, eine Wiener'sche und eine Paris-Dresden'sche, die Theilnahme des Publikums mehr und minder in Anspruch genommen. Erstere, „der Sohn der Wildniß." von Friedrich Halm, ist wahrlich eine gar sonderbare Composition mit dem ganzen lyrischen Versglanz, in dem Halm heimisch ist, so daß die ersten Akte beinahe opernhaft anzuschauen sind; wenn wir aber nach Handlung fragen, so ist sie allerdings vorhanden, nur hat sie sich hinter die Coulissen und in die Zwischenakte zurückgezogen, wird uns aber gewissenhaft erzählt.

(Fortsezung folgt.)

Hamburg, Juli.

(Fortsezung.)

Folgen des Brandes.

Während, mit Shakespeare zu sprechen,

„Jene Flammenwucht
Die Morgenröthe einer bessern Zeit"

der Eintracht und des Nationalsinns für Deutschland genannt ward, können Hamburgs oberste Behörden sich nicht vereinigen über die Deckung und Tilgung einer Anleihe, die ihre Stadt aus den Ruinen wieder erheben soll. Es ist nicht zu verkennen, daß dieser Streit auf das gesammte Vaterland einen unerfreulichen Eindruck machen muß, obwohl er eigentlich nur daraus entsprang, daß die Bürgerschaft besser rechnen und die Last leichter machen zu können glaubt (und dieß mag wahr seyn) als der Senat. Mindestens wird es lezterem gar sehr verargt, daß er den vorzulegenden Antrag nicht reiflicher überdacht, da er doch im zweiten Convent die Einwendungen der Bürgerschaft für erheblich genug anerkannt, um ihn sofort bei Seite zu legen. Mit mehr Unrecht wird dem Rath zur Last gelegt, daß er sich bis jezt noch gar nicht (offiziell) um die Insolvenz der hamburgischen Assekuranzkompagnien bekümmert habe, da sie doch eben so sehr seine Aufmerksamkeit verdienen, wie die ohne Anleihe ebenfalls zahlungsunfähige Generalfeuerkasse. Es wird aber außer Acht gelassen, daß der Senat erst durchaus die wichtigsten Angelegenheiten, und das ist unstreitig Hamburgs Wiederaufbau, in's Reine gebracht haben muß, und daß, wenn er sich schon jezt um die unglücklichen Versicherungsanstalten bekümmern wollte, deren Insolvenz aus nahe liegenden Gründen immer stärker werden dürfte. Uebrigens darf man nicht vergessen, daß jener Streit zwischen Rath und Bürgerschaft nicht der Sache gilt. Daß die Anleihe gemacht, gedeckt und getilgt werden muß, darüber sind die beiden Gewalten einig, nur über das Wie nicht. Die Bürgerschaft behauptet mit Grund, sie müsse diesen Punkt reiflich erwägen und könne nicht sogleich darüber urtheilen, nachdem ihr ein langer Antrag darüber vorgelesen und eben gedruckt eingehändigt worden. Die Bürgerschaft zählt ferner viele gute Rechner in ihrer Mitte, die alsbald die gewaltigen Fehler der Proposition E. E. Raths erkannten und Wünsche zu deren Ausmerzung vortrugen. So ist der ganze Handel eine reine Rechnungssache, und wenn einige deutsche Zeitungen davon sprechen, die Führer der Bürger seyen zuvor vom Rath auf dessen Seite gebracht worden, sie haben den Kampf um die Verbesserung ihrer Verfassung ohne Schlacht aufgegeben, so sind dieß Irrthümer. An eine Schlacht um die Verfassung ist gar nicht gedacht worden, und eben so wenig vorher an eine Reformaufregung. — Es wurden aber auch im Publikum dem Senat oft unsinnige Zumuthungen gemacht; namentlich die, daß er von seinen Honoraren nachlassen, und bedeutend nachlassen solle, um die Calamität in ihren Folgen verringern zu helfen. Es dürfte den auswärtigen Lesern nicht uninteressant seyn, die Honorare der einzelnen Senatsmitglieder verzeichnet zu sehen. Der älteste Bürgermeister erhält jährlich 6500 Thaler Preußisch, jeder der drei übrigen 5500; eben so viel der älteste Syndikus, und jeder der drei übrigen 3750. Der erste gradnirte Senator bezieht 4500, 250 weniger der zweite, jeder der beiden folgenden wieder 250 Thaler weniger, der fünfte und sechste jeder so viel wie ein jüngerer Syndikus, und die fünf jüngern Rechtsgelehrten in Senatu erhalten jeder nur 3500 Thaler, und doch dürfen diese Männer keine andere Praxis treiben und haben durchaus keine Sporteln. Die commerziellen Mitglieder des Senats erhalten von 5000 bis 2000 nach ihrer Anciennität. Der Polizeiherr, welcher fast nie zu sich selbst kommt, erhält 1250 Thaler Zulage, so auch 250 der älteste Senator, sey er nun Jurist oder Kaufmann. Der Archivar erhält 2775, die übrigen Secretäre bis 2000 Thaler.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 76.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 179.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Donnerſtag, den 28. Juli 1842.

Ihre Armuth wird nur von dem übertroffen, was ſie ihnen erträglich macht, von ihrem Leichtſinn und ihrer Laune.

Barrow.

Der Elfenſchuh.

Eine iriſche Erzählung.

(Aus dem Tagebuch einer jungen Deutſchen.)

Unter den vielen, an Alterthümern reichen kleinen Orten Irlands iſt ſchwerlich einer, der mehr Merkwürdigkeiten aufzuweiſen hat, als das Städtchen Rock-Abbey in der Grafſchaft Limerick. — Zuerſt finden wir dort die edle „alte Abtei," nach der die Stadt benannt iſt. Die ſchöne Ruine liegt in einer einſamen Wieſenniederung jenſeits des alterthümlichen Städtchens. Sie wird durch grüne bebüſchte Abhänge den Blicken entzogen, und wenn man halb laufend, halb gleitend den ſteilen Pfad, der dahin führt, hinunter iſt, glaubt man ſich wie durch einen Zauberſchlag aus einer Region des Schmutzes und Rauches, der Hunde und Kinder in eine Welt des ewigen Friedens verſetzt. — Dann iſt dort der „runde Thurm," auf hoher Klippe hängend. Er wird von einem murmelnden Flüßchen beſpült, deſſen Lauf das Auge mit Luſt verfolgt, wie es durch maleriſche Gruppen von Hütten — reizende Gegenſtände für das ſentimentale Auge, aber unliebliche Wohnplätze — geſchwätzig, plätſchernd ſich windet, bunte Blumen am Ufer hegt und hie und da eine kleine Bucht bildet, wo die gefleckte Forelle im Waſſer ſpielt. — Ferner iſt da „der Pilzſtein," eine große Felſenmaſſe, die, oben breit, unten ſchmal, einige Aehnlichkeit mit einem gigantiſchen Pilze hat. Er liegt mitten in einer Wieſe und iſt ringsum von reichem, fruchtbarem Boden umgeben. Wer kann uns ſagen, wie dieſes ungeheure Bruchſtück eines Gebirges hieher kam? — Dem Pilzſtein zur Seite ſteht „die Elfeneiche," und nicht weit davon „der Ziegenſprung."

Doch auf keine dieſer Merkwürdigkeiten bezieht ſich meine Geſchichte, obgleich ich ſie alle und noch mehrere andere während meines dreitägigen Aufenthalts in dieſer entlegenen Gegend beſucht und unterſucht habe. Meine Geſchichte handelt vielmehr von Jemmy Morrough, meinem Führer und Begleiter auf dieſer Wanderung; denn er ſchien mir die merkwürdigſte aller Merkwürdigkeiten. Zahlreich und wunderbar waren die Erzählungen, die Jemmy mir vortrug; da war kein Hügel ohne Sage, kein Geſtein, von dem er nicht eine Legende wußte. Die meiſten waren zu unbedeutend, als daß ich ſie behalten hätte, obgleich ſie mich einige Augenblicke beluſtigten, denn der reiche brogue * und die unnachahmliche Mimik meines Freundes Jemmy verliehen mancher im Grunde langweiligen und abgeſchmackten Erzählung Lebendigkeit und Intereſſe.

* Der iriſche Dialekt des Engliſchen.

Jemmy glaubte blindlings an Feen, Elfen, Hexen, überhaupt, wie er sich selbst ausdrückte, an allerhand Spuck und Beschwörung. Von Profession war er ein Schuhmacher, aber da er ein leidenschaftlicher Angler war und auch andere Lustbarkeit nicht verachtete, so widmete er seinem eigentlichen Beruf nicht ganz so viel Aufmerksamkeit, als bei einem Mann, der fünf Kinder zu ernähren hatte, wohl zu wünschen gewesen wäre. Seine Frau, eine fleißige, regsame Xantippe, hatte theils aus Verdruß über seine Trägheit, theils vom Whiskey angegriffen, den sie als Beruhigungsmittel gebrauchte, vor drei oder vier Jahren das Fieber bekommen und war entschlummert. „She tuk the faver and departed in pace," sagte Jemmy.

Seine beiden ältesten Töchter, zwei lange, ungelenke Dirnen von zwölf und fünfzehn Jahren, sah man den ganzen Tag von einer Hütte zur andern laufen, um zu plaudern und zu klatschen; zuweilen belustigten sie sich auch damit, kleine Steine nach den Enten zu werfen, die in dem grünen schlammigen See (ein solcher grüner See oder Pfuhl befindet sich nebst dem Misthaufen nothwendig vor jeder irischen Hütte) vor der Hüttenthür schwammen. Seine dritte Tochter, ein zehnjähriges Kind, und ihr Zwillingsbruder balgten sich stets in oder vor der Hütte, während der jüngste Knabe, des Vaters besonderer Liebling, nach seinem Namen genannt und sein wahres Ebenbild en miniature, ihm Schritt vor Schritt auf den Fersen folgte, und zwar in demselben schnellen, schlotternden Gange. Stunden lang saß dieses Bürschchen beim Angeln an seines Vaters Seite, jede, auch die kleinste Bewegung desselben nachmachend; wie dieser heftete er den ängstlich erwartenden Blick auf den schwimmenden Kork an der Schnur, wie dieser schaute er prophetisch und kennerisch auf zu den Wolken; des Vaters besondere Art sich auszudrücken ahmte er so auf's Haar nach, daß die Nachbarsleute sagten, so lange der kleine Jemmy Morrough lebe, werde der alte Jemmy Morrough unsterblich seyn.

Dieser sogenannte „ould Jemmy" selbst nun war ein Mann von ungefähr acht-und-dreißig Jahren, von mittlerer Größe und musculösem, kräftigem, aber dabei gelenkem Gliederbau. Er gab mir ein treues Bild von Paddy, wie er sich mir zu Hunderten dargestellt hat. Der Umriß seines Gesichts war schön zu nennen, die gebogene Nase, die großen dunkeln Augen, der gutgeformte Mund und die hohe Stirn hatten fast etwas Würdevolles; dieser Effekt wurde jedoch durch einen stehenden Ausdruck immer wieder verwischt, ich meine den Ausdruck drolliger Sorglosigkeit, der ihm ein landstreicherisches Ansehen gab. Es lag etwas höchst Komisches in des Mannes Gesicht, was übrigens keineswegs anziehend war; kurz, der ganze Jemmy Morrough, wie er war, konnte einen königlich amusiren, aber leider nicht die geringste Achtung einflößen.

„Das ist ein schöner Fleck," sagte ich, jenseits des Flußes deutend. Das Ufer erhob sich dort steil und trug eine hübsche Gruppe von Birken und Haselsträuchern; eine große, alte, halb umgefallene und theilweise entwurzelte Weide lag am Ufer, mit ihren grünen Blätterranken dasselbe bekränzend und ihre schlanken Zweige in den Wellen badend. — „Ein reizender Fleck, Jemmy," sagte ich, „und zugleich ein guter Hafen für Forellen, wollt' ich wetten? Nicht wahr?" — „Ja, das sagt nur, Mylady!" antwortete mein Führer, „und manchen der gesprenkelten Lieblinge (darlint, * unzählige Dinge sind für Paddy: „a darlint") habe ich frisch und munter auf den kleinen grünen Rasenplatz gelandet, und" — dabei sprach er leiser — „ich habe dort auch noch sonst etwas gesehen." — „Wirklich?" sagte ich, „nun, ich möchte wohl wissen, was das war?" — „Es ist eine lange Geschichte, Mylady; aber wenn Ihr sie hören wollt — Jemmy! avourneen!" ** — damit wandte er sich zum Kinde, das hinter uns geblieben war, um mir einen Strauß wilder Iris zu pflücken — „Jemmy, lauf hinüber zu Master Glyan und sag' ihm einen Gruß von mir, und die Wellingtonstiefeln wären schon seit zwei Tagen befohlt, wenn nicht eine Dame hier wäre, die weither von England gekommen und der ich die Schönheiten der Gegend zeigen müsse, und ich hoffe doch, daß er ihr dieß bischen Zeit gönnen werde. — Ich brauche die Geschichte nicht vor ihm zu erzählen; er hat sie schon oft gehört, und zudem will er bisweilen ein Wort mitsprechen, was denn die ganze Geschichte verdirbt. — Hört nun zu, Mylady."

(Fortsetzung folgt.)

* Irisch für das englische: darling.

** avourneen, agrah, acushla, arnon, avick etc. sind lauter Worte für unser einfaches „mein Lieber;" der Reichthum der irischen Sprache an solchen Ausdrücken und deren häufige Anwendung zeugt von der zärtlichen Gemüthsart des Volkes.

Empfindsame Reisen.

(Schluß.)

Der Park und daneben die einzige Galerie Franz des Ersten, diese abgeschossen, gebleicht und verwittert, überall mit dem Salamander gestempelt, dem trefflichen Wappenbilde des unverbrennlichen Liebenden, sie allein sind noch redende und wahre Zeugen des Damals, alle übrigen wurden bestochen und wissen nur von heute zu erzählen. Die lange, finstere Hirschgalerie hat ihre blutige Sage verlernt, seit sie neu angestrichen und mit mythischen Fresken ausgemalt ist; nicht ein leiser Schauer und ein dunkles Grauen weht durch sie hin, sondern

lichtes Behagen, Appetit und Tanzluſt. Unwillkührlich erinnerte ich mich daran, wie deutſche Theater ſie im Augenblicke darſtellen, und der Magdeburger war unglücklich, nicht zu finden, was er in Berlin verlaſſen hatte, die großen Hirſchköpfe und Geweihe. Uebrigens war er ſo naiv, zuerſt bei der Erwähnung des Mordes an eine ganz andere Chriſtine zu denken, als an die Tochter Guſtav Adolfs; er fand es unverantwortlich, daß die Königin von Spanien ſich ſo was bei Paris herausnehmen und dennoch noch zu Hofe in die Tuilerien fahren dürfe. In die Geſchichte mußten wir ihn erſt durch die Poeſie führen; er erinnerte ſich vollkommen an Laube, höchſt unvollſtändig an Bredow, und Santinelli war ihm eine viel lebendigere Perſon, Dank Seydelmann, als der arme Stallmeiſter ſelbſt.

Am meiſten enthuſiaſmirte ſich der Preuße für Napoleon. Er wurde andächtig, da wir in ſein Schlafgemach traten, und vielleicht hinderte ihn nur die Gegenwart Fremder, die grüne Seide zu küſſen, welche damals ein übervolles Herz, heute eine leere Bettlade verſchwiegen und weich zudeckte. Unten im Hofe du cheval blanc iſt bekanntlich die Stelle, wo der Kaiſer ſeiner Garde Lebewohl ſagte und den Adler zum leztenmal umarmte; die dritte Stufe, vom Boden aus gerechnet, im linken Flügel der breiten, prächtigen, leicht und groß gewundenen Treppe. Dorthin pflanzte er ſich, der Magdeburger, und ſchlug die Arme unter und machte die Augen zu, um ſich, ſagte er, das Ganze recht deutlich vorzuſtellen; ich wette, er identifizirte ſich eine Minute lang mit ſeinem Helden, weil er uns im Weggehen erklärte, er habe ſich recht klein gefühlt. Ein ſonderbares Gefühl! Wie oft findet es ſich nicht in einem Fremdenbuche, daß Herr Meier oder Madame Müller, um ſich klein zu fühlen, erſt auf einen hohen Berg ſteigen müſſen! „O Gott, wie herrlich iſt der Rhein, Natur wie groß, und ich wie klein!“ ſo ſteht wörtlich im Album vom Rheinſtein zu leſen. Das fehlt auch noch, daß ſolche Menſchen die Natur nur wie einen Spiegel betrachten oder wie einen Rahmen um ihr geliebtes, theures Bild. Der Magdeburger, welcher ſich zu Fontainebleau klein fühlte, wird ſicherlich am „breiten Wege“ das wieder einholen und ſich ungeheuer groß fühlen mit oder ohne Folie.

Wir ſchlenderten heim. Ein Abendgang durch die Stadt zeigte noch klarer, als wir es ſchon geſehen, daß Fontainebleau ein leeres Neſt iſt, ſeit die Adler dorthin nicht mehr brüten gehen. Die Stadt iſt zu groß für ihre jetzige Seele. Eine Menge Häuſer ſtehen verlaſſen und verſchloſſen, ausgeboten um die billigſten Preiſe. Paris iſt zu weit entfernt, als daß ſeine ächten Kinder ſich entſchließen könnten, hier Villeggiatur zu machen. Nun kriecht die Stadt immer ſcheuer und demüthiger in ſich zuſammen, und wenn ein Soldat mit dem Säbel auf dem Pflaſter hinſchürft, fahren die Mädchen an's Fenſter. Eine unglückliche Scene ſtieß uns noch auf: Landsleute, auswandernde Deutſche, nackte Kinder und zerlumpte Greiſe, die am Marktplatze Mittagsmahl und Mittagsraſt hielten. Der franzöſiſche Gensdarm, der bei ihnen ſtand, wollte nicht um Paß und Geld plagen, wie wir Anfangs meinten, o nein, er tröſtete nur, da er auch ein Deutſcher war, ein Elſäßer, und als die Ziehenden wieder aufbrachen, ihr Bündel und ihre Jungen aufhockend, die Hunde am Strick hinter ſich, alles müde, alles traurig, alles gebückt, Menſch und Thier, griff der fremde Kriegsknecht in ſein ledernes Beutelchen und eilte denn beſchämt davon. Auguſt hatte Thränen im Auge. Wir geleiteten die Heimathloſen noch einige Schritte, und wie ſie zum Thore hinaus waren, kehrten wir verſtimmt und verſtummt nach unſerem „Adler“ zurück. Der Magdeburger ſchrieb ſein Tagebuch und legte die Blumen ein, die er in Wald und Park für ſeine Braut gepflückt hatte — eine darunter, im Vorbeigehen geſagt, welche die ſchwarzäugige Franzöſin am Zweiſchweſterfelſen lachend zurückgewieſen. Ich half ihm, dem treuen Schäfer, und ſchickte ſogar einen Vers mit nach Magdeburg. Möge er für den Unbekannten wenigſtens das Wohlwollen der Tochter von Parthenope gewinnen, da er mir das Herz des Jünglings plötzlich entfremdete. Er las mehreremale und meinte, mir zum beſondern Vergnügen, das ſey gewiß nicht mein erſtes Gedicht. Von dem Augenblick an, da er einen wahren und wahrhaftigen Schreiber in mir zu entdecken glaubte, zog er ſich ſichtlich von mir zurück. Der Erfolg beweiſt, wie recht er gethan hat, freilich zu ſpät.

Der nächſte Morgen ſah uns auf dem Rückwege nach Paris. Statt der ſtaubigen Straße wählten wir die Seine. Etwa eine Stunde von Fontainebleau geht ein Dampfſchiff, eine Miniaturausgabe freilich, nach der Hauptſtadt ab. Darauf fuhren wir nach Corbeil und mit der Eiſenbahn weiter.

Ich muß ſagen, was dem Magdeburger an dieſem lezten Tage unſerer gemeinſamen Fahrt die größte Freude gemacht hat: er berechnete, wie viele Lieues wir zurückgelegt, hin und zurück, und mit wie verſchiedenen Transportmitteln, als erſtlich zu Fuß, zweitens im Omnibus, drittens auf der Eiſenbahn und viertens mit dem Dämpfer. Er ermangelte nicht, einen begeiſterten Panegyrikus auf das neunzehnte Jahrhundert an dieſe Betrachtung zu knüpfen. Vor dem Pflanzengarten nahmen wir Abſchied; er ging, wie er uns ſchon gemeldet hatte, in wenig Tagen zurück, um ſich zu verheirathen .....

„Nur nicht empfindſam!“ erinnerte Auguſt, da wir uns die Hand ſchüttelten. — Alſo auch hier: nur nicht empfindſam!

Korrespondenz-Nachrichten.

Prag, Juli.

(Fortsetzung.)

Theater.

Wenn wir fragen, warum hat der Dichter die ganz moderne Zeichnung eines Widerspenstigen — oder vielmehr eines widerspenstig Thuenden, denn so leicht und schnell ist selbst auf der Bühne noch kein Herkules an den Rocken der Omphale gefesselt worden — in die vorchristlichen Jahrhunderte zurück verlegt? so wird es nicht leicht seyn, uns eine befriedigende Antwort zu geben, denn das Costum in Sprache und Gesittung ist ungefähr so charakteristisch festgehalten, als in der „Norma," und es ist mitunter drollig zu hören, wenn der nackte Teutosage, dessen Stamm durch lange Gestalt, wildes Antlitz und struppiges gelbes Haar, durch wilden Lärm der Stimme und der Hörner den Schrecken unter seinen Feinden verbreitete, die Gefangenen opferte, aus ihren Schädeln trank, und nach jedem Hiebe auf ein feindliches Haupt das ungeheure kupferne Schlachtschwert wieder gerade bog — wenn ein solcher in so süßen Versen und Reimen spricht, die an die Duette der Berlinischen Oper erinnern. Ingomar ist bald ein Roderich, bald ein Karl Moor, und zeigt in der That die trefflichsten Anlagen zum Papataci, wie er durch die gepflückten Blumen, den nachgetragenen Korb und die Folgsamkeit in Massalia hinlänglich darthut. Dagegen scheint Parthenia eine bedeutende Tendenz zur Emancipation der Frauen zu haben, die also nicht, wie böse Zungen behaupten, eine Erfindung der neuesten Zeit ist, sondern schon dreihundert Jahre vor Christus betrieben wurde. Parthenia ist übrigens eine sehr grosherzige Person, denn nachdem sie sich für ihren Vater zum Opfer hingegeben, ist sie gleich wieder bei guter Laune, windet Kränze und fängt an mit ihrem Gebieter zu kokettiren. Die Beschreibung, die sie von dem Walten und den Freiheiten der griechischen Frauen macht, scheint nicht für ihre große Aufrichtigkeit zu bürgen, und der Dichter hat sehr wohl daran gethan, sie durch ihr offenes Geständniß im lezten Akte (der innerlich poetischste Moment des Ganzen) einigermaßen mit dem Publikum zu versöhnen. Die Bürger von Massalia, den Timarchen an der Spitze, scheinen die græca fides zu repräsentiren, und wenn wir dieses Werk recht aufmerksam betrachten, so können wir mit dem besten Willen abermals keinen Vorschritt des bühnengewandten Dichters finden, der jedoch wieder so trefflich auf das Publikum zu wirken verstand, daß das Drama, trotz seiner Fehler und einer in den meisten Rollen verunglückten Darstellung, das erstemal vielen Beifall fand. In den Reprisen wurde das Publikum immer schweigsamer. — Die zweite Neuigkeit: „Fesseln" (warum denn nicht: une chaine, ganz unschuldig mit: „eine Kette," übersezt?) ist ein ganz vortrefflich gemachtes Stück, voll frappantester, zum Theil witzigster Situationen, es fehlt ihm nichts, um zu interessiren, als Personen, an welchen man mit einigem guten Willen Antheil nehmen könnte. Der Contreadmiral ist der einzige Charakter, dagegen seine Gemahlin eine zudringliche Person, die durch gar nichts, selbst nicht durch ihre Erzählungen mit ihrer Handlungsweise versöhnen kann; Emeric und Clerambeau sind dramatische Nullen, Aline in ihrer Unschuld ist nicht viel weniger anforinglich als die vornehme Dame, und Ballandard ist der gewöhnliche Etourdi des französischen Lustspiels, nur dießmal in fashionabler Toilette.

(Schluß folgt.)

Hamburg, Juli.

(Schluß.)

Folgen des Brandes.

Zur Vergleichung bemerke ich nun, daß ein Hauptmann der Garnison 1500 Thaler jährlich erhält; ein Hauptpastor 2000 — 2500 Thaler Gehalt und eben so viel Benefizien; der Buchhalter oder Procurist eines großen Handlungshauses 2000; der Bevollmächtigte einer guten Assekuranzkompagnie 3000 — 5000 Thaler. — Nimmt man nun hinzu, daß die Senatoren ihrer Stellung angemessen und größtentheils mit zahlreicher Familie von ihren Gehalten leben sollen, so leuchtet ein, daß von Ermäßigung ihres Honorars nicht die Rede seyn kann. Wenn die Rechtsgelehrten im Senat nicht entweder durch Erbschaft, oder vor ihrer Wahl durch eine gute Praxis (die manchmal das Zehnfache ihres nachherigen Honorars ausmachte), eigenes Vermögen besäßen, so könnten sie kaum anständig bestehen. Ein Oberalter, der in der Regel sein bürgerliches Gewerbe fortbetreibt, erhält so viel wie ein jüngster Senator. Die übrigen Mitglieder der bürgerlichen Kollegien erhalten nichts, haben aber zu ihren Mühen noch manche Kosten.

Ein übermäßiges Honorar der Obrigkeiten Hamburgs kann also nicht als eines der Uebel gelten, welche man mit dem Brande verzehrt wünscht; wohl aber mögen als solche manche in der Verfassung wie in der Verwaltung eingerissene Gewohnheiten und Mißbräuche bezeichnet werden, und es ist auch Aussicht dazu vorhanden, daß solche abgeschafft werden, wollte man nur noch Geduld damit haben, bis erst der Schutt hinweg getragen ist, sonst läuft man am Ende Gefahr, im Schutt selbst zu Schaden zu kommen. Den Vorständen der verschiedenen Administrationen ist wahrhaftig jezt nichts weniger vorzuwerfen, als Unthätigkeit, und auch die vielgerügte Polizeiverwaltung bewährt ihre Thatkraft, indem sie aus den zerstreuten Diebshöhlen fast Alles herbeischafft, was in den Schreckenstagen unter dem Schein der Brunderhülfe gestohlen worden, indem sie die furchtbaren Subjekte, die mit Axt und Binde umherzogen und unter dem Vorgeben, sie seyen rettende Zimmerleute, die Hausthüren einschlugen, die Bewohner zum Hause hinaustrieben und raubten, zum Theil auffing und sie zur verdienten Strafe aufspart. Und da wir nun einmal in das Gebiet der heiligen Hermandad gerathen sind, so wollen wir diesen Bericht mit zwei ihr zugehörigen Ereignissen schließen. — Ein Theil der von der Polizei geretteten Mobilien ward in die Wohnung des wohlbestallten Bauhofsaufsehers gebracht, der es sich aber beikommen ließ, die in seinen Schutz gegebenen Kommoden zu erbrechen und sie um ihren werthvollen Inhalt leichter zu machen. — Auch das Stempelsbureau ist in Asche zerfallen. Die Bücher des Wechselstempels wurden in das Haus des Senators Meyer gebracht, welcher, trotz überhäuften Geschäfts, doch diese eine Haupteinnahme des Staats enthaltenden Bücher einer genauen Durchsicht unterwarf. Da fielen ihm einige von großen Handlungshäusern eingekommene Beträge wegen ihrer Kleinheit auf und er erbat sich von dem Hause P. Siemsen und Comp., dessen Chef ebenfalls Senator (der einzige reformirte) ist, dessen Wechselbuch. Aus der Vergleichung desselben mit dem Hauptbuch des Wechselstempels ergaben sich nun bedeutende Kassendefekte; Summen, welche im Wechselbuch des Handlungshauses als bezahlt aufgeführt sind, stehen gar nicht im Buche des Wechselstempels, und so sind denn die betheiligten beiden Angestellten bereits zur Untersuchung und Verantwortung gezogen.

Beilage: Kunstblatt Nr. 60.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 180.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Freitag, den 29. Juli 1842.

Send danger from the east unto the west,
So honour cross it from the north to south,
And let them grabble!

Shakespeare.

Proben aus Friedrich Rückerts Hamaſa,

oder Ueberſetzung altarabiſcher Volksgedichte.

Kais Ben Alchatim.

Als Bluträcher ſeines Vaters Alchatim und Großvaters Abi.

Als Rächer ſchlug ich dem Ben Abdalkais die Wunde,
Und, ſprühte nicht das Blut, man ſähe bis zum Grunde.

Ich ſtrengte dran die Hand und machte weit den Riß,
Daß, wer dahinter ſtand, durchſah ohn' Hinderniß.

Gleich gilt mir's, ob der Klaff ſchreckt den Verbinderinnen
Die Augen, wenn ich nur darf loben mein Beginnen.

Ich bin ein Mann, der nie anhörte eine Schmach,
Und unerörtert ließ, was die Verläumdung ſprach.

Wo Zähne fletſcht der Krieg, trau' ich mir vorzudringen
Mit meinem Leben, das ich nicht zurück will bringen.

Dann zech' ich Nächtelang im flatternden Gewand,
Und mache den Eimer voll der Großmuth bis zum Rand.

Wann jener Tod einſt kommt, ſoll er in meiner Seele
Nicht finden einen Wunſch, dem die Befried'gung fehle.

Abi und Alchatim hab' ich gerächt, bewahrt
Die Scheichenwürde, wie ſie anvertraut mir ward.

Ein Mann vom Stamme der Beni Eßed

rühmt ſich, einem Fremden das Leben gerettet zu haben, der, in einem Gefechte verwundet, von den Seinigen verlaſſen worden war, den er, zufällig dort vorüberreitend, in ſeinem Blute liegen fand und ihn nicht ohne eigene Gefahr auf ſeiner Stute Hamma fortbrachte.

Einen Dienſt dem Ben Hashas Ben Wehb ich that,
Einen guten Dienſt am Fuß von Jhul Jſthidat.

Anhielt ich die Hamma, als ich's ward gewahr,
Und verlaſſen hatt' ihn die Verwandtenſchaar.

Muth ſprach ich ihm ein: Die Wund' iſt bald geheilt,
Und du biſt auf einem Roß, das wacker eilt.

Bei ihm blieb ich; wenn ich wollte, wär' ich fern,
Wie des Himmels Zwillingskalb vom Siebenſtern.

Doch der Männer künſt'ge Reden mahnten mich,
Und der Tadel, welcher trifft, was tadelich.

Antara Ben Elachras von Maan-Tai

bezeigt einem Feinde seine Verachtung.

Treib deinen Groll, so weit du
Vermagst, und leb' so lang
Du willst in deinem Grimme!
Sieh, wem davor ist bang!

Ein Vortheil, den ich hoffte,
Ist nicht in deiner Hand,
Und mißlicheres gibt es
Als deinen Widerstand.

Du siehst, es wandern meine
Gesänge durch das Land,
Und dein Gesang umkreiset
Nicht deines Hauses Wand.

Sobald du mich erblickest,
So wendest du dich ab,
Als ob ich eine Sonne
An meiner Stirne hab'.

Ein Mann von Eßed.

Als zwei Geschlechter des Stammes um einen Brunnen kämpften, sprach er so zum Frieden:

Zwei unsre Brüder, jeder ruft in Kriegsgefahr und Noth
Den gleichen Stamm an, hordenreich und stark an Aufgebot.

Zwei unsre Brüder, jeder führt von ihnen Männer an,
Die es den Löwen von Schere an Muth zuvorgethan.

Gebühr ist's nicht, daß ihr erkauft für euer reiches Gut
Ein Uebel, oder daß ihr so das Wasser trinkt mit Blut.

Ibrahim Ben Kuneif von Nehban-Tai.

Duldmut und Ausdauer.

Geduld! Ausdauer in Geduld ziemt Freigebornem baß;
Und auf den Unbestand der Zeit ist für ihn kein Verlaß.

Ja, hülf' es auch, daß feig' ein Mann sich ließe zitternd sehn
Vor einem Unfall, hülf' es auch, gebückt und knechtisch gehn:

Doch wäre ein getroster Muth in jedem Wechselfall
Des Unglücks einem freien Mann viel besser überall;

Wie denn vielmehr, da dem Geschick kein Fliehender entrann,
Und sich vor dem, was Gott verhängt, der Mensch nicht bergen kann!

Drum, wie der Tage Wechsellauf ob uns mag kreisen auch
Mit Wohl und Weh, und wie das Glück mag üben seinen Brauch,

Geschmeidigt hat es nicht an uns den starren Lanzenschaft,
Noch uns zu dem hinabgebeugt, was ist unehrenhaft.

Vielmehr als Saumroß boten wir ihm dar den edlen Mut,
Auf den man legt Untragbares, und er trägt Alles gut;

Und schirmten uns durch schöne Kraft des Duldens auf der Fahrt,
Daß stark uns blieb die Ehre, die den andern schmächtig ward.

Schagab.

Zum Lobe seines Sohnes Ribat.

Ich sehe den Ribat in seiner Jugend Blüte,
Und werde selber jung: kein Fehl an seiner Güte.

Der Väter Herzensweh sind andrer Leute Kinder,
Doch du ein Honigtrank, ein lauterer und linder.

Sanft gegen mich gewandt ist von ihm eine Seite,
Die andre zugekehrt den Feinden rauh im Streite.

Und wo's der Ehre gilt, da schüttelt sich der Kühne,
Als wie, vom Mittagswind bewegt, des Laubes Grüne.

Der Elfenschuh.

(Fortsetzung.)

Es mag ungefähr zehn Jahre her seyn, als ich und Judy Doolam, die Frau, der ich angehörte, * drüben in der nettesten kleinen Hütte wohnten, die Ihr Euch vorstellen könnt. Judy war eine ordentliche Frau, nur ein bischen kurz angebunden. — Der Himmel sey ihr Bett! darum bet' ich! ** — Ich hatte das Schuhmacherhandwerk erlernt, aber ich liebte es nicht allzusehr. Seht, die Wahrheit zu sagen, ich hatte kein rechtes Genie *** für das Ding, und es ist eine große Thorheit, einen Mann so mir nichts dir nichts zu einem Handwerk zu bestimmen, woran er keinen Geschmack findet. Allein mein Vater war ein Schuhmacher gewesen, und so mußte ich denn, gehe es, wie es wolle, auch ein Schuhmacher werden. Es wollte Alles nichts helfen, darum heirathete ich Judy Doolam und trat in die Welt, wie mein Vater sagte, „auf meine eigene Rechnung."

---

* „the woman that owned me," ein ächt irischer Ausdruck.

** „the havens be her bed, I pray!" ein steter Wunsch; auch an die Lebenden wird er gerichtet.

*** „Janius." Paddy bedient sich häufig sehr hochtrabender Ausdrücke, verdreht sie aber dabei auf die sonderbarste Weise.

Ja, mein Vater, der war ein Mann, der's Reden verſtand. Unter vierſylbigen Worten that er's nicht leicht, und das kam daher, weil er der Neffe des Paters Phil Cogan von Cunnieacruckery war; der hatte eine Zunge, die ſich um die langen Worte drehen konnte, wie ein Aal um einen Spazierſtock. Es iſt zu verwundern, daß er nicht einen Prieſter oder wenigſtens einen Schulmeiſter aus mir gemacht hat. Er meinte wohl, ich hätte nicht mehr „Janius" dazu, als ich nach meiner Ueberzeugung zum Schuhmacher. — So verging denn die Zeit; Judy häufte fleißig den Miſt vor der Thüre, ich ſchuſterte gelegentlich, wenn ich Muße fand, erangelte manches Forellchen, und ſo konnten wir doch die Miethe bezahlen und die Kinder mit einigen Lumpen anſtändig kleiden. Und als mein Vater ſtarb, hielten wir ihm von den paar goldenen Guineen, die er hinterließ, ein ordentliches Begräbniß, und eine Leichenwache* mußte er haben, anſtändiger als man je eine in der Stadt Rock-Abbey geſehen. — Und bei dieſer Gelegenheit brachte die Judy mich gegen ſich auf, daß ich verdrießlicher zu ihr ſprach, als ſonſt. Sie meinte, wir hätten das Geld beſſer anwenden können, als eine Menge Menſchen zu tractiren, die wir nie zuvor geſehen. Es war in der That erſtaunlich, welche Maſſe von Freunden meines Vaters zuſammengekommen war, um ihm die lezte gebührende Ehre zu erweiſen. Aber um auf die Judy zurückzukommen, ich frage, wie konnten wir das Geld beſſer anwenden als zu Ehren unſeres Vaters?

Indeß, wie ſchon geſagt, es ging uns einige Jahre ſo ziemlich gut. Leute, die ihre Schuhe nicht den langen Weg nach Ballgloving ſchicken wollten und die ſo gefällig waren, zu warten, bis ich Zeit zum Flicken hatte, wandten mir ihre Kundſchaft zu, und da ich nur dann arbeitete, wenn ich gerade Luſt dazu hatte, und obendrein für's Geld, ſo gefiel mir mein Handwerk dann und wann zur Abwechslung ſo übel nicht. — Nun aber kommt mein erſtes Unglück, und das iſt der langbeinige Wicht, Tim Whittle. Er hatte in Limerik gelernt und kam jezt heim, und ohne um Erlaubniß zu fragen, mir nichts dir nichts, nimmt er den alten Krämerladen auf dem Markte, und ehe man es ſich verſah, hatte er ein blaues Schild aufgehängt, ſo groß wie eine ganze Seite meiner Hütte, und über und über voll goldener Buchſtaben. Die gelehrten Leute, die es verſtehen konnten, ſagten mir, es heiße: „Damenſchuhe und Herrenſtiefeln werden auf's allernetteſte und in kürzeſter Friſt gemacht und geflickt von Tim Whittle." Wort für Wort kann ich es zwar nicht beſchwören, aber das war ſo ungefähr der Inhalt. Der eingebildete Tropf! Was thut er den folgenden Tag? eine ganze Reihe von Schuhen von allen Farben ſtellte er in's Fenſter; und da ſah man den unverſchämten Maulaffen ſelbſt einen Tag wie den andern in der Ladenecke ſitzen, mit zwei kleinen „apris-sawneen's," die er ſeine Geſellen nannte, und die, wie er, unaufhörlich ſchnizelten, nähten und hämmerten. Zuweilen ſtand er auch ganz vornehm hinter dem Ladentiſch, mit einer reinen Schürze, ein langes Buch und eine Feder in der Hand. Was meint Ihr wohl, My-lady? Dann brachte er ſeine Rechnungen in Ordnung, wie er ſagte.

Aber ich bin noch lange nicht am Ende. Tim hing noch ein anderes Schild auf neben dem erſten mit den goldenen Buchſtaben, und auf dieſem war ein ſchwarzer Stiefel und ein rother Schuh ſo natürlich gemalt, daß man es eine ganze Meile weit ſehen konnte, und alle Leute, die nicht leſen konnten; ſahen nun ſo deutlich, was es heißen ſollte, als wären ſie ſo gelehrt* wie ein Prieſter. Aber immer noch ſchlimmer. Judy ging zu Tim Whittle und verthat für ein Paar rothe Marocco-ſchuhe mehr Geld, als unſere Eier uns im ganzen Monat einbringen, allein um mir zu zeigen, daß ſie von meiner Arbeit nicht abhänge; und in dieſen Schuhen ging ſie vor meinen eigenen Augen zur Meſſe. Und nun, als ob es noch nicht genug geweſen wäre, nahm Nora** Kelly, meiner eigenen Mutter Bruderstochter, den Schurken zum Manne; ſie, die mein eigenes Fleiſch und Blut iſt, heirathete den Menſchen, der meinen Kindern den Biſſen vom Munde wegnimmt!

(Fortſezung folgt.)

* Alle Gedanken und alles Sparen Paddys ſind darauf gerichtet, eine anſtändige Leichenwache zu haben. Bei dieſen „Wakes" fielen früher ſehr häufig Prügeleien und Unordnungen aller Art vor; der Apoſtel der Mäßigkeit, Vater Mathews, hat hierin eine große Reform bewirkt; aber noch jezt werden nirgends mehr Heirathen geſchloſſen, als bei einem Wake.

* Scholars, jeder, der leſen und ſchreiben kann, heißt: a great scholar.

** Ein ächt iriſcher Name, Abkürzung von Honoria.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., Juli.

Molière.

Auf unſerer Bühne wurde kürzlich Molière gegeben. Es iſt dieſes Stück ein Gemiſch von Vorſpiel, Komödie, Drama und Nachſpiel, das mit franzöſiſchen Effekten ausgerüſtet iſt und ſich natürlich nicht ſowohl um den großen Dichter, als um den großen Schauſpieler dreht. Solche Stücke haben das Gute, daß ſich die Schauſpieler ihnen vor allen mit Liebe hingeben; ſie können kaum umhin, ſich für Garrick und Molière zu halten, die Lorbeeren und Unſterblichkeitsphraſen, die in dieſen Dramen vorkommen, ſind eine allzu angenehme Illuſion. Somit iſt es denn auch noch keinem Schauſpieler eingefallen, daß die Entwickelung des Deinhardſteinſchen „Garrick in Briſtol" auf der ungereimteſten

Voraussetzung beruht. Deinhardstein führt uns nämlich einen Tölpel vor, wie kein zweiter existiren mag. Dieser Tölpel schreibt ein Stück. Dieses Stück ist nach dem, was wir davon erfahren, noch tölpelhafter als dieser Tölpel. Welcher große Schauspieler kann aus der dummsten Rolle eine geistreiche machen? Welcher große Schauspieler kann die fadesten Reden so sprechen, daß sie wie die geistreichsten klingen? Es wird zugegeben werden müssen, daß ein solcher Mime noch geboren werden muß. Bis dahin aber hat ihn Herr Deinhardstein gedichtet, und der Schauspieler, der zu einer solchen Charlatanerie ausersehen ist, führt den Namen Garrick. Glücklicherweise für unsern Garrick fallen seine Heldenthaten hinter den Coulissen vor; aber diese alberne Rolle ist nichts destoweniger von vielen tüchtigen Schauspielern zu einer Paraderolle erhoben worden. So in den Tag hinein, wie Garrick, ist Molière nicht gedichtet. Die Franzosen sind selbst zu große Charlatane, um nicht einzusehen, daß man auf der Bühne etwas anderes geben müsse, als die alltägliche Wahrheit. Im Vorspiel ist Molière, wenn ich nicht irre, in Lyon. Er wird von dem König nach Paris gerufen, erhält aber zugleich von seinem Vater die Nachricht, daß derselbe ihm seinen ehrlichen Namen entziehen will. Nun nimmt Molière einen Anlauf, als gälte es den Himmel zu stürmen, und spricht begeistert: er wolle Molière heißen. Mit dem Namen Molière schließt das Stück, und ich frage nur, wie man im Jahre 1662 so viel Nachdruck auf einen Namen legen kann, wie der Dichter damit verbindet? Molière war 1662 im Augenblick, als der Schauspieler Poquelin diesen Namen annahm, nicht mehr als jeder andere Name. Wenn er mit prophetischen Mienen und im delphischen Tone dem Publikum zugerufen wird, das sich neben dem Darsteller im Jahre 1662 befindet, so kann das alle Leute elektrisiren, die im Jahre 1842 wissen, daß Molière unsterblich ist, nur nicht die Verständigen, die die Größe Molières erst im Verlaufe des Stücks kennen lernen wollen. Aber der Dichter hat auf diesen Namen die Pointe des Vorspiels gestellt, und der Schauspieler würde sich einen Effekt entgehen lassen, wenn er die Unnatur der Poesie durch einen gleichgültigen Ton mildere. Das Vorspiel heißt auch der Name. — Diesem folgte nun das Leben eines Schauspielers. Dieses Leben ist ein Lustspiel in zwei Akten. Weßhalb man es das Leben eines Schauspielers nennt, ist mir insofern nicht erklärlich, weil es sich in den zwei Akten mehr um den Dichter als um den Schauspieler handelt. Alle Ehre, die Molière widerfährt, ist dem Dichter zuzuschreiben, die Intrigue aber ist so matt, daß sie täglich hinter den Coulissen, in der Garderobe und den Antichambern der Großen, in welche Schauspielerinnen Zutritt erhalten, vorkommt. Was Molière hier erlebt, erlebt jeder Schauspieler, nur daß nicht alle Schauspielerinnen so treu in den wirklichen Antichambern sind, wie Armande es auf den Brettern ist, die eine Antichambre bedeuten. Das Lustspiel handelt, außer der Treue Armandes, davon, daß Molière dem König Ludwig XIV. nicht vor Augen kommen soll, daß er es dem ungeachtet thut, daß Ludwig XIV. ihm verzeiht und erklärt, der Aufführung des Tartuffe beiwohnen zu wollen.

(Schluß folgt.)

Prag, Juli.

(Schluß.)

Theater.

Mad. Binder hat — ein trauriger Beweis für die Armuth unserer dramatischen Literatur — zu ihrem Benefiz ein paar Stücke aus dem Bibliotheksstaub hervorholen lassen müssen, welche dort seit ein paar Decennien einer verdienten Ruhe genossen: „Die Zeichen der Ehe," von Steigentesch, und: „Der bethlehemitische Kindermord," von L. Geyer; beide kehrten bald wieder in ihre Ruhestätte zurück. — „Die reiche Bäckerfamilie," oder Liebesbrief und Wechselbrief," lokales Charakterbild mit Gesang in zwei Akten von Friedrich Kaiser, ist weder charakteristisch noch lokal, denn Spitzbuben und zwar sehr dumme Spitzbuben gibt es überall, und nicht nur in Wien. Das Charakterbild sieht übrigens gerade so aus, als wären dem Verfasser noch einige Brocken von seiner Bearbeitung des Bulwerschen „Money" übrig geblieben, über die er hier Variationen für einen (kurzen) Theaterabend machte. — Bei der Posse: „Die Ereignisse im Gasthof zum schwarzen Roß, oder die seltsame Entführung" (nach Jünger bearbeitet) von Marie Fidy möchte man das Schillersche

„Wär' der Gedank' nicht so verflucht gescheid,
Man wär' versucht, ihn herzlich dumm zu nennen —"

geradezu auf den Kopf stellen. Man sollte die Selbstkenntniß und Aufrichtigkeit loben, womit die Wiener Lokaldichter nach fremden Stoffen greifen, die sie selbst nicht erfinden können, nur ist die Sache nicht so leicht, als sich Mad. Fidy selbe vorzustellen schien, und dasselbe Stück, welches im achtzehnten Jahrhundert unter die guten gezählt wurde, vor einigen Jahren in einer zeitgemäßen Bearbeitung auch wieder mäßige Theilnahme erregte, erschien hier nur als eine Probe der Geduld, welche dem Prager Publikum zu reißen drohte. — Dem. Amelie Weißbach vom Hamburger Stadttheater war zwar bereits als engagirtes Mitglied angekommen, doch wurde sie uns in ihren drei ersten Darstellungen noch als Gast vorgeführt, wahrscheinlich um die gastfreundliche Courtoisie des Publikums desto mehr in Anspruch zu nehmen. Ihre erste Rolle war „Griseldis," dieser herrliche Faullenzer für Referenten und Recensenten, welche nur den zweiten Akt mit anzusehen brauchen, um die ganze Blüthe der Tragödie weg zu haben. Sie gefiel, wie in ihren folgenden Gastrollen: Mariane in Devrients „Verirrungen" und „Marie Stuart," noch besser als Parthenia — unstreitig auch ihre vorzüglichste Leistung. — Dem. Jenny Lutzer, k. k. Kammer- und Hofopernsängerin, gab hier ein Dutzend Gastrollen, machte aber nur in der komischen Oper Furore. Um dieses zu erklären, darf man nur bedenken, daß in der Zwischenzeit, seit sie nicht mehr hier engagirt ist, drei bedeutende dramatische Sängerinnen: Klara Heinefetter, Hasselt-Barth und kürzlich die Pixis, die Ansprüche im tragischen Gesange auf eine bedeutende Höhe gesteigert haben. Auch hat Dem. Lutzer, so wie die beiden ihr folgenden Operngäste, Schmezer und Pöck aus Braunschweig, an Stimme verloren, was zumal in Prag, wo man in den lezten Jahrzehnten mehr die singende Natur als die Kunst zu schätzen sich gewöhnt hat, eine schlimme Sache ist. Von einem halben Dutzend anderer Gäste will ich, um den Raum zu schonen, nur noch Scholz, den Komiker mit der eisernen Maske, wie ihn Saphir nennt, erwähnen, welcher gegenwärtig das Zwerchfell der Prager mit Wiener Witzen erschüttert.

Beilage: Literaturblatt Nr. 77.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 181.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Sonnabend, den 30. Juli 1842.

Laß dir von den Spiegeleien
Unſrer Phyſiker erzählen,
Die ſich am Phänomen freuen,
Mehr ſich mit Gedanken quälen.

Goethe.

Phyſikaliſche Wunder.

Paris, Juli.

Wir haben hier in deutſchen Blättern geleſen, daß das Daguerrotyp neuerdings einem Berliner Phyſiker zu ſehr merkwürdigen Beobachtungen Anlaß gegeben habe. Dieſelben ſind nun der Pariſer Akademie der Wiſſenſchaften mitgetheilt worden und in der Sitzung vom 18ten Juli zur Sprache gekommen. Nach den flüchtigen deutſchen Andeutungen iſt uns die Sache nicht ganz klar, und ſo wiſſen wir auch nicht, ob die franzöſiſchen Berichterſtatter das in der Akademie Gehörte richtig aufgefaßt haben. Der beſte Bericht ſcheint uns der des Journal des Débats, und derſelbe dürfte Ihren Leſern jedenfalls willkommen ſeyn.

Noch erinnert man ſich lebhaft des Eindrucks, den die Erſcheinung des Daguerrotyps auf die gelehrte und ungelehrte Welt gemacht hat. Ganz unbegreiflich ſchienen jene ſeltſamen Vorrichtungen, durch welche man das Licht ſelbſt zwang, die Objekte abzubilden, und zwar mit einer der Menſchenhand ewig unerreichbaren Genauigkeit. Die Sache hatte etwas Myſtiſches, etwas, das ſie von den außerordentlichſten menſchlichen Entdeckungen unterſchied; man begriff nicht, wie der Geiſt auf ſo etwas gekommen war, ja kaum, wie er ſich eine ſolche Aufgabe hatte ſtellen können. Und doch war Niepce's und Daguerre's Kunſt damals bei weitem nicht, was ſie jezt iſt. Die Fortſchritte, die man darin gemacht, ſind wirklich unglaublich, und noch iſt die Welt kaum damit bekannt. Man ſehe z. B. nur, um wie viel die zur Operation nöthige Zeit abgekürzt worden iſt: ſie iſt um neun-und-zwanzig Theile von dreißig eingegangen, das heißt, ein Bild, zu deſſen Hervorbringung man Anfangs eine halbe Stunde brauchte, wird jezt in einer Minute, nicht ſelten in fünfzehn Sekunden fertig. Man verdankt dieß den bedeutenden Abänderungen, die theils mit den Gläſern des optiſchen Apparats, theils mit den für das Licht empfindlichen Stoffen vorgenommen worden. Mit bewundernswürdigem Scharfſinn hat man es dahin gebracht, daß das Licht beim Durchgang durch die Gläſer keine Schwächung erleidet; beſonders aber hat man Stoffe entdeckt, die für das Licht ſo empfindlich ſind, daß der kleinſte Strahl augenblicklich einen Eindruck hervorbringt. Fizeau's Entdeckung ſteht in dieſer Beziehung oben an; er hatte den glücklichen Gedanken, die Jodſchichte, wie Daguerre ſie angewendet, mit einer Schichte von Brom zu überziehen, und man wird wohl annehmen dürfen, daß hiemit das Aeußerſte in dieſer Richtung geleiſtet iſt. Eine mit Jod überzogene und dann leicht mit dem Dunſt von Brom überhauchte Silberplatte iſt, ſo zu ſagen, für

das Licht ſo empfindlich als das Auge ſelbſt, wenigſtens kommt der Empfindlichkeit des Sehnerven nichts ſo nahe als eine in der genannten Weiſe zubereitete Platte. Es iſt eine Art Netzhaut, auf welcher die äußern Gegenſtände einen augenblicklichen Eindruck hinterlaſſen, wie auf der lebendigen Netzhaut des Auges.

Mit dieſen und andern Fortſchritten in der Photographie geht freilich Hand in Hand, daß das Verfahren umſtändlicher, ſchwieriger geworden iſt; es begreift ſich, daß eine Operation, die in wenigen Sekunden abgethan ſeyn muß, große Aufmerkſamkeit, bedeutendes Geſchick, die ſorgfältigſte Beobachtung aller Vorſchriften erfordert; läßt man die Platte eine Sekunde zu lang oder zu kurz über den Bromdämpfen oder in der Camera obſcura, ſo iſt der Zweck verfehlt. Darum ſieht man auch ſo viele ſchlechte oder mittelmäßige Stücke ausgeſtellt, nach denen ſich das Publikum vom gegenwärtigen Standpunkt der Photographie eine ganz falſche Vorſtellung machen muß, und nur wenige wiſſen, was dieſe Kunſt in den Händen mancher vom Glück begünſtigten Liebhaber bereits zu leiſten vermag. Aber Alles dieß iſt nichts gegen die faſt wie Mirakel ausſehenden Erſcheinungen, mit denen heute die Akademie durch einen fremden Gelehrten, und zwar unter Bürgſchaft eines Encke und Alex. v. Humboldt, bekannt gemacht wurde. Man käme in Verſuchung, dergleichen für Phantaſiegebilde zu nehmen, wenn nicht in der Wiſſenſchaft ſo hoch ſtehende Männer ſich von den Ergebniſſen der Verſuche überzeugt hätten.

Das Verfahren bei Verfertigung der Lichtbilder beſteht bekanntlich vornehmlich darin, daß man eine Silberplatte den Dämpfen empfindlicher Stoffe, namentlich des Jods und Broms ausſezt, und dann dieſelbe in die Camera obſcura bringt, wo ſie von den äußern Gegenſtänden einen Eindruck empfängt, der vorerſt nicht ſichtbar iſt und dieß erſt durch die Queckſilberdämpfe wird. Nun weiß man ſchon ſeit einiger Zeit, daß das Bild auf der Jodſchichte ſelbſt, ohne Vermittlung von Queckſilber, herauskommt, wenn man die Platte lange in der Camera obſcura läßt oder ſie nach einiger Zeit unter einem rothen Glaſe an's Licht bringt, wie E. Becquerel gethan. Ein Berliner Phyſiker, Moßer, hat nun dieſe Verſuche wiederholt und erweitert und kündigt jezt der Akademie an, daß bei länger fortgeſezter Einwirkung des rothen Glaſes die Lichteffekte ſich umkehren, d. h. daß die Schatten zu Lichtern werden, und umgekehrt. Bringt man eine, mit Jod überzogene Platte, die ſo lange in der Camera obſcura geweſen, bis ſie den Queckſilberdämpfen ausgeſezt werden kann, unter gelbes Glas, ſo kommt zuerſt ein Bild mit richtig vertheilten Schatten und Lichtern zum Vorſchein, nicht lange aber, ſo kehrt ſich das Bild um. Der violette und blaue Strahl des Lichtes bringen, wie der deutſche Beobachter ſich ausdrückt, direkte oder poſitive Bilder mit richtigen Schatten und Lichtern hervor; die andern Strahlen, namentlich der rothe und gelbe, wirken entgegengeſezt.

Dieß iſt aber nicht Alles; das Erſtaunlichſte, Unbegreiflichſte kommt noch. Es iſt bekannt, daß, wenn man Buchſtaben oder irgend welche Figuren auf geſchliffenes Glas ſchreibt, daſſelbe anhaucht, Alles ſorgfältig abwiſcht und das Glas wieder anhaucht, die Figuren wiederum zum Vorſchein kommen, und daß ſich dieß wiederholen läßt, faſt ſo oft man will. Dieſe merkwürdige Eigenſchaft des Glaſes, ſich von ſcheinbar ſo gleichgültigen Stoffen wie die geringe Feuchtigkeit des Athems angreifen zu laſſen, geht nun viel weiter, als man bisher glaubte. Man braucht nur ein ausgeſchnittenes Papier auf Glas zu legen und darüber zu hauchen; nimmt man ſofort das Papier weg und iſt die auf das Glas niedergeſchlagene Feuchtigkeit völlig verdunſtet, ſo kommt die Zeichnung deutlich zum Vorſchein, wenn man wieder darüber hindaucht; und gleich dem Hauch wirkt jeder andere Dunſt. — Die mit Jod beſchlagenen Silberplatten zeigen unter denſelben Umſtänden, wenn nicht analoge, doch hinſichtlich der Empfindlichkeit gleiche Eigenſchaften. Legt man auf eine ſolche im Finſtern, bei Nacht zubereitete Platte ein paar Minuten lang ein ausgeſchnittenes Papier und ſezt ſie dann den Queckſilberdämpfen aus, ſo kommt die Zeichnung zum Vorſchein, wie wenn die Platte dem Licht ware ausgeſezt worden. — Aber noch mehr, reine Metallplatten, ohne eine Spur von Jod oder Brom oder ſonſt einen empfindlichen Ueberzug, nehmen von Körpern, die man im Finſtern auf ſie legt, einen Eindruck an, dergeſtalt, daß der Umriß des Körpers ſich ſtreng abzeichnet, wenn man darauf haucht oder irgend einen Dunſt auf das Metall ſich niederſchlagen läßt.

Endlich, und dieß iſt das Allerwunderbarſte, bedarf es zu dieſer Wirkung nicht einmal der unmittelbaren Berührung; irgend welche Naturkörper bringen ſie ſogar in einiger Entfernung hervor, wie folgende Verſuche zeigen. Moßer brachte im Finſtern (und wir wiederholen, daß Encke und Humboldt ſich durch Augenſchein von der Sache überzeugt haben) nahe über eine Silberplatte eine Medaille von Bronze, eine Kamee, irgend einen geſchnittenen Stein; nach einiger Zeit hatte die Medaille oder die Kamee auf die Silberplatte einen unſichtbaren Eindruck gemacht, der aber zum Vorſchein kam, ſobald man einen Dunſt darauf niederſchlug.

Dieſe merkwürdigen Verſuche werden nun wohl vielſeitig wiederholt werden, und die Theorien zu Erklärung der Erſcheinungen werden auch nicht auf ſich warten laſſen.

Der Eisenschuh.

(Fortsetzung.)

In meinem Verdruß kam mir einmal der Gedanke, ob ich nicht an jenen gesegneten, heiligen Mann schreiben sollte, an Daniel O'Connel, meine ich, den großen Mann, der alles Leiden und Unheil seines Landes heilen kann; ich wollte sehen, ob im Parlament keine Hülfe für den Nothstand eines ehrlichen Mannes zu finden sey, dessen Aussichten durch einen unverschämten Kerl zu Grunde gerichtet worden. Aber nach einigem Bedenken gab ich es auf; ich mochte keinem Andern trauen und konnte kaum Freund und Feind unterscheiden; auch hatte ich mein Genie für die Schreibkunst nicht sonderlich geübt.

Da eines Tages war Judy, die nun in Frieden ruht, ein wenig schärfer als gewöhnlich mit ihrer Zunge, und sie ging so weit, daß sie mich einen Faulpelz nannte und die Qual ihres Lebens. Und womit in aller Welt hatte ich das verdient, wenn ich ruhig mit meiner Pfeife im Munde bei der Asche saß und so ehrbar wie ein Richter berechnete, womit wir die Miethe bezahlen sollten; es war allerdings möglich, daß man sie begehrte, ehe ich Alles beieinander hatte.

Ich ertrug Alles, was die Frau sagte, so lange wie möglich; als sie mir aber am Ende vorwarf, daß kaum noch eine Kartoffel im Hause sey, und ich könne da sitzen wie ein Wicht, ohne alles Gefühl, während die Kinder vor Hunger weinten, da konnte ich's nicht länger aushalten, ich war ja ein Mensch. Auf sprang ich, und indem ich meine Pfeife auf die Erde warf, schwor ich einen hohen Eid, den ich jezt nicht wiederholen will, daß die Kinder ihr Abendbrod haben sollten, und müßte ich es vom „oud boy"* selber holen. Darauf ergriff ich meine Angelruthe, und fort zum Weidenbaum!

Aber wahrhaftig, es war, als ob der Teufel selbst meine Angel berührt hätte: kein einziger Fisch gab sich die Mühe, meinen Köder nur anzusehen, als wenn es nicht die glänzendste Fliege von der Welt gewesen wäre. — „Wahrlich!" sagte ich laut zu mir selbst, „ein herrliches Glück!" — „Was sagst du da, Jemmy Morrough?" sprach eine kleine kreischende Stimme hinter mir. — Ich sah mich um, hatte aber keine besondere Lust zu antworten; es war etwas Uebernatürliches in der Stimme. — „Was sagst du da vom Glück? Sollte man doch meinen, Jemmy, es habe Niemand je Unglück gehabt als du!" — „Es gibt wohl wenige, die so viel Unglück haben, wie ich," sagte ich, indem ich mich zwang, courageus zu scheinen; „das würdest du auch sagen, wenn du Alles wüßtest." — „Ich weiß Alles," sagte die Stimme, „ich weiß, daß du ein Faulpelz bist und daß du ein böses Weib hast, und das ist dein größtes Unglück. Schlimm genug ist's, aber es gibt noch schlimmere Dinge." — „Und wer bist denn du, daß du so viel von meinen Angelegenheiten weißt? Ich möchte lieber erst dein Gesicht sehen, ehe ich mich weiter mit dir einlasse, wenn du nichts dagegen hast."

„Ganz und gar nichts, es steht zu deinen Diensten," sagte die Stimme, und zugleich hörte ich ein Rauschen in den Blättern der Weide, als wenn ein Windzug durch sie führe, und auf dem langen Aste, der über'm Wasser hängt, stand ein kleiner Mann, der, wäre er nicht gar zu klein gewesen, den hübschesten Burschen von der Welt hätte vorstellen können. Aber so klein er auch war, so war er doch ein wahres Modell* nach Gestalt und Anzug. Er hatte einen langen grünen Rock an und seidene Strümpfe, und in seiner Hand hielt er eine kleine schwarze Mütze mit einer weißen Feder, die so lang war, daß sie ihm bis auf die Füße herabhing. Sein Gesicht war eben so hübsch und regelmäßig, wie ein Wachspuppengesicht, und seine Haare hingen in lauter Locken um seinen Kopf und glänzten wie die Sonnenstrahlen. Gewiß und wahrhaftig, es war ein hübsches Geschöpfchen, aber mir wurde doch ein bischen unheimlich zu Muthe dabei, denn ich hatte noch nie dergleichen gesehen.

„Nun, Jemmy Morrough," sagte das Männchen lachend, als ich es verwundert von Kopf zu Fuß betrachtete, „siehst du mich jezt? und wie gefall' ich dir?" — „O, Mylord," erwiderte ich, „Ihr gefallt mir über die Maßen wohl; aber wer seyd Ihr denn eigentlich? wo kommt Ihr her?" — „Kennst du mich denn nicht, Jemmy Morrough? ich bin ein Elfe und Hauptpage der Königin." — „Wirklich? das freut mich ungemein zu hören, Ew. Ehrwürden, und Ihr sollt mir immerdar willkommen seyn, Ew. Gnaden," sagte ich, denn ich hielt es für's Beste, mich ganz dreist und keck zu stellen, obgleich ich am ganzen Leibe zitterte, wie ein Hund in einem nassen Sacke.

(Fortsetzung folgt.)

* old boy, der alte Knabe, der Teufel.

* a perfect moral, spricht der radebrechende Irländer.

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., Juli.

(Schluß.)

Molière. — Der deutsche Theaterdirektor.

Das Nachspiel heißt Schauspielers Heimgang und ist ein Drama in einem Akt. Warum nicht Molières Heimgang? Wie wenig Schauspieler sterben in ihrem Berufe! Die meisten sterben im Besitze einer ruhigen Pension.

Und dann ist mit diesem „Heimgang" eine Apotheose verbunden, die auf die wenigsten Schauspieler anwendbar ist. „Molière ist todt!" ruft man dem eintretenden Ludwig XIV. zu; „Molière ist unsterblich," antwortet dieser. Molière ist zunächst als Dichter unsterblich, und wenn wir es auch den Schauspielern nachsehen wollen, daß sie, voll lebhafter Imagination, wie sie sind, sich mit Molière identificiren und mit Molières Tod eines Schauspielers Heimgang verbinden, so dürfen wir doch aus dem ästhetischen und nationalen Gesichtspunkte gegen die Naturalisirung des oberflächlichen französischen Dramas auf der deutschen Bühne protestiren. Wir haben nichts dagegen, daß man mit Victor Hugo Versuche macht, aber mit dem Herrn Desnoyer soll man keine Versuche machen. Dieselben können immerhin auf der Bühne gut ausfallen, die Kritik, die nicht bloß den Gesichtspunkt des Bühneneffekts hat, sondern hauptsächlich den literarisch-artistischen, kann, wenn sie tolerant seyn will, einen Molière als Aushülfe gelten lassen, aber nicht als einen Maßstab für die Beziehungen, welche die Bühne zum Jahrhunderte einhalten soll. Ich weiß wohl, daß eine Bühnendirektion, die auf sich selbst angewiesen ist, und von der es mehr als von jedem Andern heißt: aide-toi, dieu t'aidera, nicht wohl von der Höhe des deutschen Parnasses aus dirigiren kann; aber wenn sie selbst von dem Gesichtspunkt der Kasse aus dirigirt, kann sie immerhin die Manuscripte der deutschen Dichter kaufen, die heutzutage für die Bühne arbeiten. „Molière" von Desnoyer füllt ein paar Häuser mittelmäßig, dasselbe wird Laube's Monaldeschi veranlassen. Wir geben selbst zu, daß Laube's Monaldeschi durchfallen kann, aber schon die erste Vorstellung wird die Kosten des Manuscriptankaufs decken, da das Publikum aus Neugier das Theater besucht. Fällt aber Monaldeschi nicht durch, gefällt er nur halb, wie die meisten heutigen Stücke, so bietet er der Kasse dieselben günstigen oder ungünstigen Chancen, wie unzählige französische Dramen, die einem deutschen Publikum meistens in dem barbarischsten Kauderwelsch vorgeführt werden. So ist es bekannt, daß in einem Drama „Victorine" aus mont de piété „Mitleidsberg" gemacht wurde, und daß die Anrede mon ami einer Frau an ihren Mann, die in der französischen Conversation sehr gebräuchlich ist, im Deutschen hundertmal in einem Akte durch „mein Freund" gegeben wurde, was doch sehr undeutsch ist. Die kleine Rücksicht, daß die Theaterdirektion dafür verantwortlich gemacht werde, wenn die Stücke der neuern Dichter nicht reussiren, was doch am Ende weniger an den Schauspielern als an den Dichtern liege, kann gewiß nicht als vollgültig angesehen werden. Eine Theaterdirektion hat überhaupt jezt einen schwerern Stand, als früher, sie muß mit aller Welt unterhandeln und macht es Keinem recht. Deßhalb aber soll sie nicht verzagen. Diesen Rath richten wir insonders an die Direktion unseres Schauspiels. An der Spitze derselben steht ein Mann, der einen künstlerischen Ruf besizt, der nicht von gestern, noch weniger von heute ist, einen Ruf, der durch Leistungen auf den ersten deutschen Bühnen gegründet wurde. Daß er mit eben so viel Eifer wie Bedachtlichkeit dem Schauspiel unserer Bühne vorsteht, bezeugen nicht nur die Vorstellungen, die nirgends ein besseres Ensemble bieten mögen, sondern auch die Schauspieler, die häufig über Ermüdung durch die Proben klagen. Sollte sich Herr Meck dadurch irre machen lassen, daß man ihn verantwortlich macht für den Nichterfolg eines neuen deutschen Dramas, während der Erfolg selten ihm, sondern stets den Darstellern angerechnet wird, die sich im entgegengesezten Fall wohl hüten, den Dichter oder gar sich selbst als die Ursache des Mißfallens anzusehen? Diese Weise ist so natürlich, daß sich ein Direktor über sie hinwegsetzen, oder sich herablassen muß, eigene Organe der Presse für sich in Anspruch zu nehmen, die seinen Ruhm mit dem der Schauspieler in's Gleichgewicht bringen. Die lezteren verstehen es nämlich nicht selten vortrefflich, den mit den Bühnenverhältnissen und der Kunst selbst meistens wenig vertrauten Referenten ihre Ansichten und ihren Ruhm aufzuschwatzen, ja einige derselben besitzen sogar eine weit größere Geschicklichkeit zu Recensionen über ihre Leistungen, als zu den Leistungen selbst. Das weiß aber jeder Verständige, das wissen sogar die, welche jenen zu Gefallen sind. Mit dieser Weise kann man sich gegenseitig hinter den Coulissen ärgern, aber nicht einmal hinter's Licht führen. Ich glaube, man wird mir nicht Unrecht geben, wenn ich behaupte, der Direktor einer deutschen Bühne, für die ein höherer Gesichtspunkt nicht nur zulässig, sondern sogar Pflicht ist, soll, da die Direktion selbst kein kompetentes Tribunal für die deutsche dramatische Poesie dem Publikum gegenüber seyn kann, das Publikum als ein solches Tribunal anerkennen; er soll Alles geben, was auf den Namen deutsches Drama Anspruch machen kann und nicht gegen die Sitte verstößt, oder gegen die oberflächlichste Bühnentechnik. Sollten die Dichter so kleinlich seyn, der Bühnendirektion das Mißlingen ihres Stücks zuzuschreiben, das vielleicht an ihnen selbst liegt, oder an Parteien im Parterre, so bleibt der Direktion nichts übrig, als sich mit ihrem guten Gewissen zu trösten, das in unserer Zeit der Parteien, der Persönlichkeiten und der Leidenschaften mehr als je nicht nur ein sanftes Ruhekissen für Leiter von Theatern, sondern selbst für Leiter von Staaten seyn muß.

Wir glauben in dem Vorstehenden allgemein genug gewesen zu seyn, um damit einen Platz in diesen Blättern zu finden; im Uebrigen möchte es überhaupt gerathen seyn, daß die deutschen literarischen Journale, die eine solide Stellung einnehmen, dazu Berufenen gestatteten, öfter ihre Stimme über Details der deutschen Bühne, so weit dieselben von allgemeinem Interesse sind, zu erheben. Daß man von Thatsachen, die sich an diese oder jene Bühne knüpfen, ausgehen muß, um zum allgemeinen Interesse zu gelangen, ist schon aus dem Grunde erforderlich, weil die deutschen Schauspieler in lokalem Terrain fußen; man muß bei ihnen beginnen, um zu einem dramaturgischen Resultat zu kommen, sollen sie und das Publikum überhaupt davon Notiz nehmen. Und doch können nur gute Journale die höchst nachtheiligen Einflüsse jener paralysiren, in die der Schauspieler über sich selbst berichten kann.

Schließlich erlauben Sie mir noch einmal auf Molière zurückzukommen. Um dem deutschen Bearbeiter die Perspective eines Honorars nicht zu benehmen, erkläre ich ausdrücklich, daß es ein Stück voll Theatereffekt ist, mit „dankbaren" Rollen, die zunächst nur Routine erfordern, da die Charaktere durch Phrasen vertreten werden, und mit einer spannenden Handlung. Herr Bason gab Molière mit großer Virtuosität, mit jener Lebendigkeit, die hier das Leben ersetzen muß. Neben diesem Künstler verdient Mad. Frühauf als Armande um so mehr die Auszeichnung der Kritik, als diese Rolle vielleicht die einzige im Stück ist, die erst durch Liebenswürdigkeit und geistreiche Manier eine Fassung erhält, die sie über das Gewöhnliche erhebt.

Auflösung des Räthsels in Nr. 177:
Der Schalktag.

Beilage: Monatsregister Juli.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sechsunddreissigster Jahrgang.

1842.

August.

Stuttgart und Tübingen,
im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Morgenblatt.

Der Gedanke, in einer unterhaltenden und belehrenden Zeitschrift die Literatur und die ganze Bildung der Gegenwart, mit Ausschluß der politischen Tagesgeschichte, auf würdige Weise zu repräsentiren, ist dem Morgenblatt bei seiner Stiftung im Jahr 1806 zu Grund gelegt und seitdem festgehalten worden.

Für die literarische Kritik und für die Kunst sind längst besondere Beilagen angeordnet, und für diese beiden Zweige selbstständige Redaktionen bestellt.

Dem eigentlichen Unterhaltungsblatt bleibt im Allgemeinsten die Aufgabe, der vaterländischen Literatur, besonders der Poesie in ihren verschiedenen Zweigen, als Organ zu dienen, und dann, die allgemeinen Fortschritte in Literatur, Wissenschaft und Kunst in ihrem Bezug auf das Leben der Völker, die Bewegung und Entwicklung der Gesellschaft möglichst vielseitig zur Anschauung zu bringen. — Das **Morgenblatt** kann, der oben angedeuteten Idee gemäß, den verschiedenartigsten Stoff in sich aufnehmen. Hinsichtlich der Form wird dabei die Rücksicht festgehalten, daß das Ernste, wissenschaftlich Belehrende nicht sowohl erschöpfen, als anregend wirken, das Anziehende und Unterhaltende aber sich möglichst vom Gemeinen fernhalten soll.

Das Material zerfällt in folgende Hauptabschnitte:

Poesie. Gedichte lyrischen, beschreibenden, erzählenden, epigrammatischen, satirischen Inhalts; Bruchstücke ungedruckter dramatischer Dichtungen; Dichtungen jeder Form aus dem erzählenden Fache. Von den interessantesten Produkten fremder Literaturen werden Uebersetzungen oder Bruchstücke mitgetheilt.

Leben. Schilderungen des Volkslebens in allen Kreisen und Beziehungen, in ernster und komischer Form, Reisebeschreibungen und Auszüge aus solchen, fortlaufende Berichte von den wichtigsten Orten über die gesellschaftlichen und literarischen Verhältnisse, über Kunst, Bühne, Musik. Der Zweck und die Oekonomie der Blätter erlauben übrigens nicht, von irgend einem Orte eine eigentliche Musik- und Theater-Chronik zu geben, und dergleichen Leistungen überhaupt anders als in Bezug auf's Allgemeine zu besprechen. Auch dem Wechsel der äußern Lebensformen, den Moden, den Verfeinerungen aller Art wird die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt, mit der nothwendigen Rücksicht, daß hier nur die bezeichnendsten Formen angedeutet, die vornehmsten Resultate hervorgehoben werden können.

Geschichte. Das **Morgenblatt** eignet sich auf diesem Felde vorzüglich an: Kulturgeschichte, wichtige archäologische Entdeckungen, Denkwürdigkeiten aus der nächsten Vergangenheit, Beiträge zur Bildungsgeschichte berühmter Männer, ungedruckte Arbeiten und Briefe derselben u. s. w.

Wissenschaft. Fortlaufende Notizen über die wichtigsten Entdeckungen und Erfindungen; Darstellung der interessantesten Ansichten vorzüglich in den Fachern, welche in nächster Beziehung zum Leben und der Entwicklung der gesellschaftlichen Verhältnisse stehen, in den philosophischen und Naturwissenschaften im weitesten Sinne. Der Hauptgesichtspunkt dabei ist, sowohl elementarische Didaktik als streng wissenschaftliche Sprache zu vermeiden, und dem Ernsten und Wissenswürdigen durch ansprechende Form Eingang zu verschaffen.

Ein sich stets erneuernder und verjüngender Kreis schätzbarer Mitarbeiter sichert der Redaktion die Mittel, der Zeitschrift den Ruf zu erhalten, dessen sie schon so lange genießt. Schriftsteller, welche der Redaktion die Ehre erweisen, sie in ihren Bemühungen zu unterstützen, werden ihre Beiträge, wenn diese dem Zweck und dem Charakter der Blätter entsprechen, dankbar angenommen und von der Buchhandlung angemessen honorirt sehen.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. Für literarische Anzeigen werden besondere Intelligenzblätter beigelegt.

Jeder Monat erhalt ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhaltsanzeige.

Das Literaturblatt

stellt sich die Aufgabe, über alle Erscheinungen der neuesten Literatur zu berichten, die für den größern gebildeten Leserkreis von Interesse seyn können, d. h. über die vorzüglichsten neuern Dichterwerke, so wie über alle Gattungen der vorherrschenden Unterhaltungsliteratur; ferner über wichtige neue Forschungen aller Art, durch welche der Horizont des menschlichen Wissens erweitert wird, in Länder- und Völkerkunde und Geschichte, in allen Gebieten der socialen Kultur und selbst in den strengern Wissenschaften, sofern Werke dieser Art großes Aufsehen erregen und für das praktische Leben nicht ohne Folgen sind, so daß sie keinem Gebildeten fremd bleiben dürfen. Dem Zwecke solcher literarischen Mittheilungen sagt die referirende Form am besten zu, die in möglichster Kürze den wesentlichen Inhalt eines Werkes bezeichnet, und das Zusammenordnen nach Fächern, wodurch dem Leser eine Uebersicht und eine Vergleichung des Verwandten gewährt wird. Der scherzende Ton ist nicht ausgeschlossen, wo es der Gegenstand mit sich bringt oder erlaubt, die Strenge der verdammenden Kritik aber gewissenhaft nur ganz verwerflichen Tendenzen vorbehalten.

Das Kunstblatt.

Durch die Wahrnehmung einer vermehrten und vielversprechenden Wirksamkeit der bildenden Kunst wurde im Jahr 1819 das Erscheinen des **Kunstblatts** als regelmaßiger Beilage des **Morgenblatts** veranlaßt. Die Absicht dieses Unternehmens konnte nur seyn, die Kunstbestrebungen der Gegenwart und Vorzeit einem weitern Kreise als dem, welchem deren unmittelbare Anschauung zu Gebote steht, bekannt zu machen und dadurch zu allgemeiner Erweckung und Ausbildung des Kunstsinns beizutragen. Diesen Zweck hat die Redaktion von Anfang bis jezt verfolgt und betrachtet ihn, bei der weitgreifenden Entwicklung und vielfachen Begünstigung, welche die Kunst seitdem gewonnen hat, fortdauernd als Richtschnur ihres Bestrebens.

Das **Kunstblatt** bemüht sich zuvörderst, übersichtliche Berichte über die Leistungen der lebenden Kunst aus den Hauptorten ihrer Thatigkeit zu liefern, und was in diesen nicht Erwähnung findet, durch kurze Nachrichten zu ergänzen. Jene Berichte können erzählend und beurtheilend seyn; in denen lezterer Art spricht jeder Mitarbeiter seine individuelle Meinung aus, die Redaktion jedoch hat sich die Umsicht und Billigkeit zum Augenmerk gesezt, welche durch Liebe zur Sache überhaupt geboten ist.

An diese Uebersichten knüpfen sich Berichte über die Förderungen, welche der Kunst durch persönliche Gönner und die ihr gewidmeten Anstalten und Vereine zu Theil werden, Beschreibungen und Beurtheilungen einzelner ausgezeichneter Werke der Architektur, Sculptur und Malerei, Anzeigen neuer Kupferstiche und Lithographien, Nachrichten über neue Erfindungen, Biographien lebender oder kürzlich verstorbener Künstler, und Abhandlungen über Gegenstände der Theorie und Philosophie der Kunst.

Die Kenntniß früherer Kunstperioden suchen Beiträge mannigfaltiger Art zu fördern; das vorchristliche Alterthum und jede für dessen Verständniß wichtige Forschung und Entdeckung, ingleichen die Anfänge der christlichen Kunst, ihre Blüthe und ihr Fortgang bis auf unsere Zeit, sind in diesem Gebiete zu berücksichtigen.

Zugleich verlangt die archäologische und artistische Literatur eine fortwährende Beachtung, weßhalb Anzeigen, Beurtheilungen und kurze Notizen über neu erscheinende Bücher und Kunstwerke eine möglichst umfassende Uebersicht zu geben bestimmt sind.

Endlich steht auch den Anzeigen des Kunst- und Buchhandels, so weit sie die bildende Kunst angehen, ein mäßiger Raum des Blattes offen.

Dankbar erkennt die Redaktion die ihr bisher zu Theil gewordene Mitwirkung vieler ausgezeichneter Gelehrten und Künstler; im Einverständniß mit der Verlagshandlung wird sie bemüht seyn, dem **Kunstblatt** ferner eine gleiche Theilnahme zu erhalten.

Der Jahrgang des „**Morgenblatts,**" mit Einschluß des „**Literaturblatts**" und „**Kunstblatts,**" kostet 20 fl.
Der Jahrgang des „**Literaturblatts**" und „**Kunstblatts,**" ohne das „**Morgenblatt**" . . . . . 10 fl.
Der Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „**Literaturblatt**" . . . . . 6 fl.
das „**Kunstblatt**" . . . . . 5 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Hauptpostamt in Stuttgart, das „**Morgenblatt**" in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Proben aus Friedrich Rückerts Hamasa. 182. 191. 194. 201.
Gedichte von Nic. Lenau. 186.
Bagnères. Von H. v. Wessenberg. 187.
Die Taruswand. Von Annette Freiin v. Droste-Hülshoff. 192.
Der Mensch. Von J. G. Zimmermann. 199.
Gedichte von J. G. Zimmermann. 195.
Labasacca, der Pestprophet. Von Ph. Welcker. 196.
Der Schlummer im Aehrenfeld. Von Ph. H. Welcker. 200.
Am Thurme. Von Annette Freiin v. Droste-Hülshoff. 205.
Das Skelett in der Rüstung. Von F. Freiligrath. 205. 206.

Homonyme.

Der Stich. 186.

Räthsel.

Der Blick. 198.

Erzählungen.

Der Elfenschuh. (Fortsetzung.) 182. 183.
Die alte Wärterin. Von A. T. Beer. 188. 189.
Der Torfteufel. 202—204.
Der Findling. Von A. v. Sternberg. 207. 208.

Reisen.

Semlin und Belgrad. 189—193.
Drei Wochen in Ungarn im Herbst 1841. Von Louise von G. 200—205.

Naturwissenschaftliches.

Französische Beobachtungen während der letzten Sonnenfinsterniß. 198.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Aus den Hochpyrenäen. 185—187.
Vier Wochen in Berlin. 184—188.
Pariser Sommerleben. 191—196.
Der erste Akt des Schauspiels Alfieri. Von A. v. Sternberg. 195—200.
Eine Seltenheit. 197.
Das Jahrtyp, oder der Hutleist. 199.
Empfindsame Reisen. 206—208.

Korrespondenz.

Paris. 182. 183. 184. — 198. 199. 200. — Teplitz. 185. 186. — Dresden. 187. 188. — Mainz. 189. — Turin. 190. — Berlin. 191. 192. 193. 194. — Madrid. 195. 196. 197. — London. 201. — Diessen am Ammersee. 202. 203. 204. 205. 206. — Lausanne. 207. 208.

Literatur-Blatt.

Nro. 78.

Romane. 2) Gesammelte Novellen von Franz Berthold. Herausgegeben von Ludwig Tieck. — 3) Der Congreß von Verona. Ein Roman von Julius Mosen. — 4) Iwar der Stjuts-Junge von Emilie Flygare-Carlén. Aus dem Schwedischen. — 5) Der Bäckerjunge. Ein Roman aus der Geschichte Frankfurts am Main: Von Fr. von Stengel. — 6) Neue Abendgenossen. Von Eginhardt. — Kulturgeschichte. Wiener Skizzen aus dem Mittelalter von J. E. Schlager.

Nro. 79.

Politische Literatur. Gedanken über Recht, Staat und Kirche von P. A. Pfizer.

Nro. 80.

Politische Literatur. Gedanken über Recht, Staat und Kirche ꝛc. (Fortsetzung.)

Nro. 81.

Politiſche Literatur. Gedanken über Recht, Staat und Kirche ꝛc. (Schluß.) — Lyriſche Dichtkunſt. Dante Alighieris lyriſche Gedichte. Ueberſezt und erklärt von K. L. Kannegießer und K. Witte.

Nro. 82.

Botanik. Die Modepflanzen unſerer Zeit. Zweites Bändchen. Die Roſen. Ihre Beſchreibung, Kultur und Vermehrung. Mit beſonderer Rückſicht für Privatliebhaber herausgegeben von W. Neubert. — Rechtsgeſchichte. 1) Rectitudines singularum personarum; nebſt einer einleitenden Abhandlung über Landanſiedlung, Landbau, gutsherrliche und bäuerliche Verhältniſſe der Angelſachſen. Herausgegeben von H. Leo. — 2) Heſſiſche Rechtsgewohnheiten, geſammelt von Dr. Karl Sternberg.

Nro. 85.

Geſchichte. Geſchichte der lezten fünfundzwanzig Jahre. Von Karl Heinrich Hermes. — Kriminalrechtspflege. Das Unmoraliſche der Todesſtrafe. Von Dr. M. Peiker.

Nro. 84.

Lyriſche Dichtkunſt. Epheuranken. Dichtungen von H. J. Fried. — Geſchichte. Der deutſche Oberrhein während der Kriege ſeit dem weſtphäliſchen Frieden bis 1801, bearbeitet nach den Quellen des großherzogl. bad. Archivs, von Freiherrn Karl du Jarrys de la Roche.

Nro. 85.

Romane. 1) Der Vogelhändler von Imſt (Tirol vor hundert Jahren). Volksroman von E. Spindler. — Tagesgeſchichte. Der Kölner Dom und Deutſchlands Einheit.

Nr. 86.

Geſchichte der Preſſe. Die Preßfreiheit in England mit beſonderer Bezugnahme auf das Libell. — Romane. 1) Der Vogelhändler von Imſt ꝛc. (Schluß.) — 2) Das Tiroler Bauernſpiel. Charaktergemälde aus den Jahren 1809—1816. — 3) Das neue Novellenbuch von Eduard von Bülow.

Nro. 87.

Handelsrecht. Der freie deutſche Rhein. Geſchichtliche und ſtaatsrechtliche Entwicklung der Geſetzgebung des Rheins. Von H. B. Oppenheim. — Romane. 1) Novellen aus Süden von Robert Heller. — 2) Aus Haß Liebe. Roman von Amalie Schoppe, geb. Wieſe.

Nr. 88.

Schriften über Pauperismus. 1) Grundzüge der Geſellſchaftswiſſenſchaft von M. v. Lavergne-Perquilhen. — 2) Die Quellen der Armuth und des Verbrechens von E. R. — 3) Rechenſchaft der Centralleitung des Wohlthätigkeitsvereins im Königreich Württemberg über ihre Leiſtungen von 1817—1841. — 4) Denkſchrift über die zunehmende Nahrungsloſigkeit von Fr. v. Poſek.

Kunſt-Blatt.

Nro. 61.

Nekrolog. 1) Johann Schaller. 2) Pietro Bonci Caſuccini. — Die Vereinsgaben des württembergiſchen Kunſtvereins. — Perſönliches. — Ausſtellungen.

Nro. 62.

Kunſtnachrichten und Archäologiſches aus Rom. — Ausſtellungen. — Akademien und Vereine. — Muſeen und Sammlungen. — Denkmäler.

Nro. 65.

Kunſtnachrichten und Archäologiſches aus Rom. (Fortſezung.) — Denkmäler. — Bauwerke. — Kölner Dombau. — Malerei.

Nro. 64.

Kunſtnachrichten und Archäologiſches aus Rom. (Schluß.) — Malerei. — Plaſtik. — Medaillenkunde. — Daguerreotypie. — Alterthümer.

Nro. 65.

Können wir den Geſchmack der Renaiſſance nachahmen? — Alterthümer.

Nro. 66.

D. Fohrs landſchaftliche Cartons in München. — Neue Kupferſtiche und Lithographien. 16) Le rappel du Conscrit; Hippolyte Bellange pinx. Alex. Jaset fec. — 17) La marche forcée. — 18) Le champ de bataille. — 19) Napoléon visitant l'ambulance. — 20) Les trois Graces, peint. par Raphael à Urbino 1508. grav. par P. Forster à Paris 1841. — 21) Frederico, Herzog von Urbino; Raffael Sanzio gemalt, Laugier geſtochen. — 22) Napoleon, Halbfigur. P. de la Roche gem., Ariſtide Louis geſt. — 23) Carlo Alberto, Re di Sardegna, di Cypro et de Jerusalemme, Horace Vernet dip. Paolo Toschi incis. — Statiſtik. — Verſteigerungen.

Nro. 67.

Die Kunſtausſtellungen in London im Mai 1842. — Neue Kupferſtiche und Lithographien. 1) Griechen bekämpfen von einer Anhöhe herab ihre Feinde, nach Perlberg, lithographirt von Wölffle. — 2) Bildniß von G. F. Maßmann, gez. und lith. von Engelbach. — 3) Mlle. de Champmeslé chez Racine, Canon pinx. La Fosse lith. — 4) Spasimo de Sicilia, nach Raffaels erſtem Entwurf, von Philipp de Romanis lith. — 5) Confiance; H. Sheopin pinx. Le Noel lith. — 6) Défiance. — Chalkographie. — Kupferſtiche. — Kupferwerke. — Neue Lithographien.

Nro. 68.

Die Kunſtausſtellung in London im Mai 1842. (Schluß.) — Lithographiſche Werke. — Literatur.

Nro. 69.

Geſchichte der deutſchen Kunſt im Mittelalter. — Literatur. — Nekrolog. — Perſönliches.

№ 182.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Montag, den 1. Auguſt 1842.

— Stets zweimal zu:
Wer er auch ſey, leicht iſt er mehr als du.
B. Johnſon.

Proben aus Friedrich Rückerts Hamaſa,

oder Ueberſetzung altarabiſcher Volksgedichte.

Amru Ben Shas.

Ueber die Unverträglichkeit ſeiner Frau mit ihrem Stiefſohn Jrar, den ihm eine ſchwarze Sklavin geboren hatte.

Will den Jrar ſie ſchmähen?
Wer den Jrar
Will ſchmähen, der, beim Himmel,
Jrrt ganz und gar.

Drum, willſt du ſeyn die meine,
Und bleiben auch,
So ſey für ihn wie Butter
Im würz'gen Schlauch.

Doch willſt du ſeyn geſchieden
Und losgezählt,
So ſey ihm wie der Wolf, der
Den Raub verfehlt.

Wenn der Jrar iſt heftig,
Ertrag ihn nur;
Denn anders machen kann ich
Nicht die Natur.

Und wenn Jrar nicht blank iſt,
So lieb' ich doch
Den bräunlichen, an Schultern
So breit und hoch.

Dieſer Jrar ward nachmals einer der beredtſamen, verſtändigen Männer, und der erſte der obigen Verſe auf ihn ward ſprüchwörtlich berühmt. Einſt kam er als Abgeſandter zu dem omeiadiſchen Statthalter Hedſchedſch, und dieſer verachtete ihn, den er noch nicht kannte; doch als er ihn dann reden hieß, redete er ſo treffend und bündig, daß Hedſchedſch, den bekannten Vers anwendend, ausrief:

Will den Jrar ſie ſchmähen?
Wer den Jrar
Will ſchmähen, der, beim Himmel,
Jrrt ganz und gar.

Da ſprach Jrar: Gott erhalte den Emir! ich ſelbſt bin der Jrar. Und jener verwunderte ſich über den Mann und über den ſeltſamen Zufall.

Jſhak Ben Chalaf.

Von ſeiner Tochter Umrima.

Wo nicht Umrima wäre,
Den Mangel ſcheut' ich nicht,
Noch zög' ich auf Erwerb aus
In Nächten ohne Licht.

Ich wünſche mir nur länger
Zu leben für mein Kind;
Ich weiß wie Anverwandte
Hart gegen Waiſen ſind.

Sie wünſcht mein Leben; wünſchen
Kann ich ihr nur den Tod.
O glücklich, wenn die Hand ihr
Kein ſchlechtrer Freier bot!

Ein Oheim wird ſie kränken,
Ein Bruder weh ihr thun;
Und ich gab ihr im Leben
Kein hartes Wörtchen nun.

Hattam Ben Almoalla.

Das Glück hat mich herabgebracht,
Noch auf der Höhe war ich kaum.
Die nackte Ehre ließ es mir,
Des Reichthums Fülle ward zu Schaum.
Und drängten ſich nicht Töchterchen,
Wie junge Vöglein weich von Flaum,
So wäre die Welt mir weit genug,
Und feſſeln ſollte mich kein Zaum.
Doch unſre Kinder ſehen wir
Als unſre Herzen ſtehn im Raum.
Wo eines raub ein Wind anweht,
So flieht mein Auge Schlaf und Traum.

Dſchaber Ben Thaleb von Tai.

Der Raſtloſe.

Die Tadlerinnen ſtanden auf und ſprachen, mich zu ſchelten:
Wie lange willſt du ohne Raſt umrennen durch die Welten?

Doch ich ſprach: Ein entſchloßner Mann iſt, wer ſich ohne Zagen
Der Nacht entgegen werfen kann, um Schätze zu erjagen.

Denn wer bei ſeinem Volk verarmt, der lernt den Reichthum preiſen,
Und ſeiner Oheim' Adel wird ihm ſchlechten Dienſt erweiſen.

Es ſchmälert eines Manns Verſtand die Kleinheit ſeines Gutes,
Wie er als rüſtig ſey bekannt, und wie erprobten Mutes.

Doch iſt's, als war er niemals bloß, ſobald er kam zum Kleide,
Als ob er nie gedarbt, ſobald er fand die beßre Waide;

Als ob er nie in Trübſal war, wo eines Nachts er koſet
Ein zartes Reh, von Wimpern ſchwarz und Wangen wie beroſet.

Biſt du auf einer Seite müd, ſo wirf dich auf die andre;
Zu fußen findet überall ein Mann, wohin er wandre.

Dſchemil der Liebhaber Botheina's.

Die Männer deines Stammes,
Die mir den Tod gelobt,
Botheina! daß ſie kamen,
Und hätten es erprobt!

Wo ſie mich ſchreiten ſehen
Einher am Hügel hoch,
Fragen ſie: wer iſt dieſer?
Und kennen wohl mich doch.

Sie ſagen mir: Willkommen!
Glück auf! Gott ſey mit dir!
Und dürften ſie es wagen,
Sie tödteten mich hier.

Wie dürften ſie's? es zählt nicht
Ihr aller Blut mein Blut,
Noch, meinen Mord zu ſühnen,
Iſt reich genug ihr Gut.

2.

Und wehrten zu Botheina
Den Zugang Tauſend mir,
Mein grimmer Feind jedweder,
Und auf mein Blut voll Gier:

Doch wollt' ich ſie beſuchen,
Am Tag mit einem Gruß,
Und Nachts mit einem Gange,
Und bräche mir der Fuß.

Der Elfenſchuh.

(Fortſetzung.)

„Ja, es freut dich ohne Zweifel," ſprach der kleine Mann lachend; „das ſeh' ich klar an deiner Hand, die ſo ruhig iſt. Ei! wie kommt es nur, daß dein Kork im Waſſer auf und ab tanzt, als wenn alle Fiſche deinen Köder ganz beſonders anziehend fänden?" — „Seht," ſagte ich, „ich armer Mann bin eben nicht daran gewöhnt, mit vornehmen Leuten zu reden, und der Page einer Königin iſt nun gar zu hoch für mich — und ſo —" „Keine Entſchuldigung, Jemmy!" ſagte das Männchen; „ich habe wirklich Mitleid mit dir und möchte dir von Herzen gern helfen. Leider bin ich ſelber in dieſem Augenblick ſchlimm daran; aber vielleicht wäreſt du zu einem Gegendienſt bereit, wenn ich dir helfe?" — „Nun denn, könnt Ihr mir ſagen, wie ich meinen Kindern Abendbrod ſchaffen kann?" — „Ja wohl." — „Und womit ich die Miethe bezahlen ſoll?" — „Ganz gewiß."

Ich wußte wohl, daß es ſich nicht ganz ſchickte, ſo mit Jemanden zu ſprechen, der nicht meines Gleichen war, aber ich war der Verzweiflung nahe und dachte, wenn ich nur bekäme, was mir ſo groß Noth that, ſo wollte ich mich um die Folgen weiter nicht kümmern. Da ſagte er: „Komm, gib mir deine Angelrutde," und damit ſprang er von ſeinem Aſt herunter, nahm die Angel mir aus der Hand, kniff die Fliege ab und befeſtigte etwas anderes daran. Was es war, konnte ich nicht ſehen, und dann hieß er mich mein Glück verſuchen. Huſch! der Kork ſank, und kaum hatte ich Kraft genug, das Ungeheuer von einem Lachs heraufzuziehen, das an der Leine zappelte. Allermittelſt ſtand der kleine Burſche da und ſah mir zu. Verwundert war er nicht im mindeſten über das unbändige Thier. Es ſchien ihm aber großen Spaß zu machen, daß ich mich ſo quälen mußte, es an's Land zu ziehen.

„More power to your elbow, Jemmy Morrough!" ſagte er. „So, ſo iſt's recht! geſchwind! herauf damit!" — „Wahrhaftig, Mylord," ſagte ich, ſobald ich das Unthier glücklich in meinem Korb geborgen und tief Athem geholt hatte; „wahrhaftig, ich hätte dieſen Abend wohl wenig oder gar nichts gefangen, wären nicht Ew. Ehrwürden * mir beigeſprungen, und könnte ich nun ein Gleiches für Ew. Ehrwürden thun, ſo würde es mich recht ſtolz machen." — „In der That, du kannſt Großes für mich thun, Jemmy Morrough," ſprach der Elf, „du kannſt mich vor Ungnade bewahren, oder gar vor Verbannung. Siehſt her —"! Und damit zog er aus ſeiner Taſche ein kleines weißes Ding und legte es auf meine flache Hand. Es war ein kleiner Schuh, und wahrlich, das niedlichſte Ding von ſchneeweißem Atlas, und die Schnallen daran aus ächten glänzenden Perlen. „Die muß ein Füßchen zum küſſen haben, die Dame, der dieſer paßt," ſagte ich; „aber nein, ſie kann auf keinen Fall eine ſterbliche Frau ſeyn." — „Ja, Jemmy, das iſt ſie auch nicht," ſagte der Elf; „das Schühlein gehört Ihrer Majeſtät unſerer guten Königin, und ich hoffe und rathe dir, du wolleſt dich nicht erdreiſten, ſie mit einer Sterblichen zu vergleichen." — „Ei, und der Schuſter, der ihn gemacht, muß auch hübſche ſchlanke Fingerchen gehabt haben. Meiner Treu, wenn ich eine Reihe ſolcher Schühlein vor meinem Fenſter aufſtellen könnte, ſo würden mir zweimal ſo viel Käufer kommen als dem langen Tim Whittle."

„Nun, Jemmy," ſagte jezt das Männchen ganz ernſthaft, „mit eben dieſem Schuh bin ich in großer Noth. Ich machte eine weite, weite Reiſe, um ein Paar ſolcher Schuhe für unſere Königin zu holen; aber was geſchah? Als ich auf einem Sonnenſtrahle wieder heim ritt, kam ein böſer, ſchalkhafter Wind, ſtieß mich grob von meinem Pferde und im Fallen entſchlüpfte mir der eine Schuh. Er fiel in einen tiefen Sumpf, der ihn verſchlang. Bei Hofe kann ich mich nun nimmermehr ſehen laſſen ohne das Schühlein. Wiederfinden kann ich es auch nicht, da es ſo tief im Sumpfe liegt. Und wenn du mir nicht hilfſt, Jemmy Morrough" — ſagte er und wiſchte ſich die Augen mit der Hand, daß ich glauben ſollte, er weine — „wenn du mir nicht hilfſt, ſo bin ich verloren." — „Euch helfen, Mylord!" ſagte ich, „mit jedem Blutstropfen meines Herzens! nur ſagt mir, wie ich's anfangen ſoll?" — „Ei, du brauchſt mir nur ein anderes Paar Schuhe zu machen, dann kann Alles wieder gut werden." — „Es iſt ein wahres Modell von einem Schuh," ſagte ich; „aber wie ſoll ich das Zeug dazu bekommen?" — „Komm heute Nacht um zwölf Uhr hieher, dann will ich Alles, was dazu gehört, in Bereitſchaft haben, und das Werkzeug obendrein." — „Never fear me!" * rief ich, „ich will mich ſchon ſachte wegſchleichen und zur rechten Zeit hier ſeyn."

So trennten wir uns, ich mit meinem großen Lachs; er aber hatte, während er noch die lezten Worte ſprach, eine Heuſchrecke gefangen, ſchwang ſich auf ihren Rücken, griff ſie beim Nacken und galoppirte davon. — Nun, um die Sache kurz zu machen, die Judy machte große Augen, als ich den Lachs auf die Bank legte. Was meint Ihr wohl! ſolch einen König von einem Fiſch! Und daß er zehn oder zwölf Pfund wog, darauf will ich wetten. Sie wollten anfangs, ich ſolle ihn nach der Halle tragen zu Hiſthur O'Brien und ſehen, was er mir dafür geben wolle; aber die Kinder waren ſo hungrig, daß ich ihn aufſchnitt und kochte. Da hatten ſie denn einmal eine köſtliche Mahlzeit, die armen Schelmen!

Als ſie darauf alle zu Bett gegangen waren, lief ich geſchwind wie ein Elf nach dem Orte, wo ich den Pagen zu finden hoffte. Er war aber noch nicht da; ſo wartete ich denn ein Weilchen, und auf einmal ſchwang er ſich durch die Weide und ſtand neben mir. — „Nun, Jemmy Morrough, willkommen! friſch an's Werk!" — Mit dieſen Worten zog er ein Schächtelchen aus der Taſche, und wie er's öffnete, war es voll von Atlas, weiß wie der Schnee, und es glänzte darin von Perlen, und das hübſcheſte kleine Werkzeug ganz von Silber war auch darin. — „Wie käme ich mit ſolchem Handwerkszeug zu Stande!" ſagte ich. — „Mach dir keine Sorge!" erwiderte er, „ſetz' dich nur nieder und verſuch's."

(Schluß folgt.)

* „Your Honor" iſt die gewöhnliche Anrede Paddys für die „quality," für Leute höhern Standes; Jemmy ſagt, um noch höflicher zu ſeyn, „your Reverence."

* „Never fear me!" Paddy's drittes Wort, denn er iſt ſehr muthig.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juli.

Der Tod des Herzogs von Orleans. — Liszt. — Thorn. — Erfindungen.

Noch nicht lange hatte sich Paris von der Bestürzung erholt, welche der schreckliche Unfall auf der Versailler Eisenbahn verursacht hatte, und nun ist die Stadt auf's Neue durch den beklagenswerthen Tod des Herzogs von Orleans in Trauer versezt. Nichts Unerwarteteres und Bedauerlicheres hätte vorfallen können, als dieses Unglück. Man war gewohnt, den jungen rüstigen Prinzen in beständiger Bewegung zu sehen; kaum war er von seiner lezten Reise nach Lothringen zurück, als er sich anschickte nach dem nördlichen Frankreich abzureisen, die Festungen zu besichtigen, von dort seine Gemahlin von Plombières abzuholen und mit ihr eine Reise in's Elsaß zu unternehmen, welche für sie, als eine Deutsche, doppeltes Interesse gehabt hätte. Aber eben als der Prinz abreisen will, und nur noch Abschied von seinen Eltern und Geschwistern zu Neuilly zu nehmen hat, will es das Schicksal, daß die Pferde seines Wagens scheu werden und ein Sturz aus dem Wagen ihn tödtet. In Paris wird sein Tod aufrichtig und allgemein bedauert. Man ist hier nicht mehr gewohnt, den Prinzen zu schmeicheln, und der Hof ist hier nicht mehr, wie sonst, der Punkt, worauf Jedermann sein Auge richtet und von welchem Alles den Impuls erhält; die Pariser wissen aber einen Prinzen zu schätzen, welcher immer sehr aufgeklärte Ansichten und edle Gesinnungen an den Tag gelegt, der von allen eiteln Vorurtheilen der Geburt und des Ranges frei war, Kunst und Wissenschaft achtete und unterstützte, und überhaupt sich stets ehrenhaft betragen hat. Die Franzosen konnten sich von der Zeit, wo der Herzog von Orleans den Thron besteigen würde, nur Gutes versprechen, vorausgesezt, daß er bei seiner Erhebung seine Gesinnungen nicht geändert hätte, wie es nicht selten der Fall gewesen ist. Statt dessen haben die Franzosen nun eine Regentschaft zu gewärtigen, von welcher sich wenig Erfreuliches voraussehen läßt, und diese politische Betrachtung vermehrt noch die Trauer und die Bestürzung über den unglücklichen Fall. Zu gleicher Zeit wird Paris wieder ein politischer Tummelplaz, da die Kammern bereits zusammenberufen sind. An Zerstreuung wird es also wieder nicht fehlen. — Die großen Theater sind drei Tage lang geschlossen geblieben, die kleinern nur einen Tag. Jezt sind alle wieder im Gange. Außer einigen kleinen Stücken haben sie in der lezten Zeit nichts Neues gebracht. Das Theater der Porte St. Martin hat einige afrikanische Gaukler angeworben, welche sehr gewandt sind. Auf dem Anschlagzettel werden sie für Marocaner ausgegeben; es wäre aber nicht das erstemal, daß man den Parisern provençalische Matrosen oder dergleichen für Wilde, für Indianer u. s. w. aufgebunden hätte; die Zuschauer belustigen sich eine Zeit lang an ihren Gaukeleien und Cabriolen, ohne nach dem Geburtsbrief der Schauspieler zu fragen, und sehen sich dann nach etwas anderem um. — In den Tagblättern wurde gegen den Virtuosen Liszt die schwere Beschuldigung erhoben, daß er in Deutschland Konzerte gegeben habe, worin man Lieder gegen die französische Nation gesungen. Dem Virtuosen konnte ein Vorwurf, der, wenn er gegründet wäre, ihn allerdings trotz seines großen Talents hier verhaßt machen müßte, nicht gleichgültig seyn, zumal er seit seiner Jugend sich in Frankreich aufgehalten, daselbst seine Ausbildung und die ersten Aufmunterungen erhalten hat und stets wohl aufgenommen worden ist. Er hat also in den Tagblättern eine Erklärung gegeben, worin er sagt, daß er allerdings in Deutschland in einem Konzerte mitgewirkt habe, wo Lieder gegen die Franzosen gesungen worden. Diese musikalische Feierlichkeit sey aber nicht von ihm, sondern von einem Hrn. Wiprecht im Namen eines patriotischen Gesangvereins veranstaltet worden; er, Liszt, habe das Programm des Konzerts vorher nicht gesehen und sich blos anheischig gemacht, darin aufzutreten; weitern Antheil habe er gar nicht an der Sache gehabt. Hierauf wurde ihm erwidert, er habe Unrecht gethan, an einem Konzerte Theil zu nehmen, ohne sich zuvor nach dem Inhalt desselben zu erkundigen. Hiemit hat der Streit ein Ende gehabt, und einige seiner öffentlichen Leistungen werden denselben bald wieder in Vergessenheit bringen. Er hat bei Thorn zum Besten der Hamburger Verunglückten gespielt, und zwar auf Subscription; wahrscheinlich hat dieses Konzert eine bedeutende Summe eingebracht. Thorn ist ein reicher, in Paris lebender Amerikaner, welcher Bälle und Konzerte in seinem schönen Hôtel gibt, und mit manchen begüterten und angesehenen Familien in Paris in Verbindung steht, was er zuweilen zu wohlthätigen Zwecken benüzt. Er war es, welcher neulich in seinem Hôtel zum Besten der deutschen Choristen, welche sich seit der verunglückten Operunternehmung hier herumtreiben, ein Konzert veranstaltet hatte. Wahrscheinlich werden in der Folge deutsche Künstler, welche nach Paris kommen, an ihm einen Beschüzer und Einführer in die vornehme Welt finden, obschon die Virtuosität hier eher als anderswo des Schutzes entbehren kann.

So eben wird wieder von dem unter dem Namen Académie industrielle bekannten Privatvereine eine Ausstellung von Gewerbeprodukten veranstaltet, wo wie gewöhnlich viele Industrielle mit prahlenden Ankündigungen ihre kleinen Erfindungen zur Schau stellen. In Paris, wo der Gewerbfleiß niemals still steht, bedürfen die wahren Erfinder solcher kleinen Ausstellungen nicht, um bekannt zu werden; sie warten lieber die auf Staatskosten veranstalteten großen fünfjährigen Ausstellungen ab, wo sie sich mit Vortheil zeigen und auf eine öffentliche Belohnung Anspruch machen können. Es sind jezt einige bedeutende Erfindungen in voller Ausführung, welche mit Recht die Aufmerksamkeit des Publikums in Anspruch nehmen und besonders dem Pariser Gewerbfleiße förderlich sind. Dahin gehört die Vergoldung mittelst des galvanischen Prozesses, welche nicht mehr eine bloße Theorie ist, sondern bereits in einer Fabrik betrieben wird. Paris hat bekanntlich in allen Luxusgegenständen einen wohlverdienten Ruf. So hat es sich auch schon lange durch seine Vergoldungen ausgezeichnet. Aber diese Kunst konnte bisher nur mittelst des Quecksilbers betrieben werden, dessen Ausdünstungen der Gesundheit sehr nachtheilig sind; dabei war die Vergoldung von Sachen, welche mit kleinen Zierrathen versehen sind, sehr schwierig. Die Folgen der neuen Erfindung werden sich nun bald im gemeinen Leben bemerklich machen, und man verspricht uns schon vergoldete Küchengeschirre und vergoldetes Handwerkszeug, oder wenigstens versilbertes, oder im geringsten Falle verzinntes. Ein sinnreicher Kopf hat die neue Kunst auch schon auf das Daguerrotyp angewendet. Bekanntlich müssen die dazu gebrauchten Platten versilbert seyn, und dies hat die daguerrotypischen Bilder bis jezt vertheuert. Durch die neue Kunst wird aber das Kupfer so leicht versilbert, daß die Platten im Preise fallen müssen, und der königlichen Akademie sind bereits auf diese Art zubereitete Platten eingereicht worden.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 78.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 183.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Dienſtag, den 2. Auguſt 1842.

Seliges Land! kein Hügel in dir wächst ohne den Weinſtock,
Nieder in's ſchwellende Gras regnet im Herbſte das Obſt.
Fröhlich baden im Strom den Fuß die glühenden Berge,
Kränze von Zweigen und Moos kühlen ihr ſonniges Haupt.
Aber unten im Thal, wo die Blume ſich nährt von der Quelle,
Streckt das Dörfchen vergnügt über die Wieſe ſich aus.

Hölderlin.

Aus den Hochpyrenäen.

II.

Eaux bonnes. — Eaux chaudes.

Es war meine Abſicht geweſen, in Pau einen Guide und zwei Pferde zu miethen und mich geradewegs über Lourdes nach Bagnères-Bigorre zu begeben. Wer aber hat nicht ſchon auf Reiſen den Reiz kennen gelernt, welchen nahe, aber außerhalb eines urſprünglich entworfenen Plans gelegene intereſſante Punkte ausüben? — Ich für mein Theil habe von jeher alles zu ſyſtematiſche Reiſen verabſcheut, ich habe den ſüßeſten Genuß des Wanderlebens ſtets darin gefunden, den Eingebungen des Augenblicks folgen zu dürfen, und ich begreife den Zigeuner und den Araber, welche ſich unfähig fühlen, ihr freies, oft planloſes Umherſchweifen gegen den geregelten Gang und die Feſſeln des bequemern, ruhigern Lebens der Städte zu vertauſchen.

Als ich am Abend vor meiner Abreiſe von Pau aus meinem Hôtel trat, um die auf der place royale verſammelte und ausnahmsweiſe gute Muſik des 47ſten Infanterieregiments ſpielen zu hören, ſtieg eben ein großer und bedeutend corpulenter Engländer mühſam von einem kleinen Gebirgsklepper ab, während der längſt aus dem Sattel geſprungene flinke Guide an dem Bügel der rechten Seite des Pferdes hing, um wenigſtens einigermaßen ein Gegengewicht gegen die auf der andern Seite des Thieres ſchwankende Maſſe herzuſtellen. Die Steifheit des Gentleman ließ auf einen langen Ritt ſchließen, die Munterkeit des Pferdchens nach der Beförderung des gewichtigen Reiters, zuſammengenommen mit der erſtern Betrachtung, empfahl jenes ganz beſonders, und der Beſitzer, der es als ein ungemein glückliches Ereigniß betrachtete, nach kaum beendigter Reiſe ein neues Engagement zu finden, trat ſofort in meine Dienſte. — Der Guide war aus Eaux bonnes, und machte mir, mit der Freimüthigkeit des Bergbewohners und ſeiner Vorliebe für die Heimath, ſo lebhafte Vorwürfe über meine unverzeihliche Abſicht, direkt nach Bagnères gehen zu wollen, ohne die berühmten Bäder Eaux chaudes und Eaux bonnes geſehen zu haben, daß ich ihm bald vollkommen Recht gab und zu ſeiner größten Zufriedenheit mich zu dem mir vorgeſchlagenen Umwege verſtand.

Um fünf Uhr Morgens des folgenden Tages ritten wir an der Burg Heinrichs IV. vorüber, hatten bald die Marmorbrücke über den Gave paſſirt und das Dorf Gelos mit ſeinem Geſtüte und ſeinen Wieſen zur Linken hinter uns gelaſſen, um das enge Thal zu betreten, auf deſſen erſten geſegneten Hügeln die köſtlichen Weine von Jurançon und Vidlich wachſen.

Die lachenden Bilder der Ebene von Pau drängen sich hier mit uns durch die Schlucht in die niedern Regionen des Gebirges ein: Wiesen und Felder mit reichen Ernten von Mais und Korn reifen rechts und links der Sichel entgegen und wechseln lieblich mit Weinbergen und Landhäusern. — Erst vor dem Dorfe Gan, in dessen kleinem Thale sich die Straße von Oleron rechts von unserm Wege abzweigt, unterbrachen wir den lebhaften Trab unserer unermüdlichen kleinen Pferde, welche uns die 2½ Lieues von Pau bis dorthin in weniger als einer Stunde getragen hatten. Ich fand hier zum erstenmal Gelegenheit, Bekanntschaft mit jener im Gebirge unschätzbaren Race von Pferden zu machen, und es ist leicht möglich, daß meine Begeisterung für die Eigenschaften derselben mich demnächst noch einmal auf sie zurückkommen läßt.

Hinter dem Dorfe verengt das Thal sich wieder zur Schlucht. Noch immer bietet diese hier das Bild eines fruchtbaren Gartens dar; aber dieser Garten gewinnt bereits mehr und mehr das Ansehen eines Parks, denn in den Reichthum seiner Felder mischen sich schon hin und wieder die Launen des Gebirgs und die Pyrenäen fangen an, den ihnen eigenthümlichen Zauber der Abwechslung zu entfalten. Neben einem sorgsam gepflegten Weinberge breitet sich zuweilen eine mit Heidekraut bewachsene Steppe aus, über ein fruchtbares Korn- oder Maisfeld streckt ein mächtiger Fels seinen kahlen, zerrissenen Gipfel empor, mit dem Gesträuche von blühenden wilden Rosen, welches am Wege wuchert, wechseln Gruppen von jungen Eichen und Erlen ab, welche auf den grünen Teppich sich um sie ausbreitender und von schönem Vieh begangener Wiesen einladende Schatten werfen. Links am Wege rauscht ein lebhafter Bach, der Neiß, und die kleinen Cascaden, in welchen seine klaren Wellen anmuthig der Ebene zueilen, sagen uns, daß wir in fortwährendem Steigen begriffen sind. In das eintönige Murmeln dieses willkommenen Begleiters aber, welcher uns zwei Stunden lang treu bleibt, mischen sich die hellen Stimmen der Grasmücke, der Drossel, der Amsel und des Zeisigs und über uns schwebt trillernd die Lerche, unter deren hohem Fluge die umliegenden Berge zur Ebene hinabsinken. Und damit dieses hinreißende Bild noch vollkommener sey, windet sich der Weg in tausend Krümmungen seinem Ziele entgegen.

In einer kleinen Thalerweiterung liegt, von allen Reizen dieser Gegend umgeben, das Dorf Rebénac, und über demselben erhebt sich das alte Schloß Bitaubé. Mit frischem Grün bekleidete Abhänge steigen bis zu den Rändern des Plateaus hinan, auf welchem die Burg steht, und die übrigen, die kleine Ebene des Dorfs umgebenden Hügel sind nicht minder mit Wiesen und Wein überzogen. — Von Rebénac aus geht der Weg nach Nay ab; wir lassen ihn links liegen und folgen der bisher beibehaltenen Richtung nach Süden, welche uns zunächst nach Sévignac führen muß. Dem von Rebénac sich dahin ziehenden Thale bleibt zwar noch ein hoher Grad von Fruchtbarkeit, aber die Erzeugnisse nehmen bereits mehr und mehr den Gebirgscharakter an; Getreide und Wiesen fangen an die Weinberge zu verdrängen, und von Sévignac aus, welches auf einer Anhöhe liegt, sucht das Auge vergebens nach einem Ausgange aus der Schlucht, deren Horizont im Süden durch die mit Tannenwäldern bedeckten Gebirge des Thals Ossau wie durch eine riesenhafte Mauer geschlossen wird.

Sobald der Reisende Sévignac verlassen hat, erwartet ihn ein unbeschreiblich überraschender Blick. Da, wo sein Weg durch die Felsen des Gebirges abgeschnitten schien, breitet sich nach einer unvermutheten Wendung der Straße wie durch Zauber eine weite Ebene vor ihm aus. Die sorgsamste Kultur hat hier dem fruchtbarsten Boden die Hand gereicht und üppige Ernten steigen an den sanft sich wölbenden Hügeln hinauf, welche den Rand des Thals und den Uebergang desselben zu dem höhern Gebirge bilden. In der Mitte dieses gesegneten Thals liegt das Städtchen Arudy und unfern von demselben leuchtet blendend weiß vom Abhange des Gebirges die Kapelle St. Michel herab, nach der die Bewohner der Umgegend an Sonn- und Festtagen wallfahrten. Am Ende des Thals aber erhöhen die Dörfer Loubie und Jseste den Reichthum des schon so lebenvollen Gemäldes, hinter dessen lachenden Farben die Gebirge des Thals Ossau mit ihren Tannenwäldern sich doppelt ernst als Hintergrund erheben. Der Gave von Ossau scheint in den Fluren dieses Thals, das er seiner ganzen Länge nach mit seinen Fluthen nezt, den Ungestüm des Bergstroms zu vergessen und nur als Wohlthäter am Walten der Natur Theil nehmen zu wollen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Elfenschuh.

(Schluß.)

Und nun sage ich Euch, Mylady, sobald ich die Arbeit zur Hand nahm, ging Alles wie von selbst. Bis auf diesen Tag kann ich's nicht begreifen, wie's eigentlich zu Stande kam. Aber vor der Morgendämmerung hatte ich die Schüblein fertig, nate and decent, und hielt sie, eines auf jeden Daumen gesteckt, dem Männlein vor, das dicht an meiner Schulter auf einem Zweige der Weide saß. In der That, es war ein lustiger, munterer Bursche; Geschichten erzählte er mir so lang und

ſo wunderbar, Lieder ſang er ſo luſtig und ſo hübſch, daß die Stunden flogen wie der Wind und die Schuhe im Nu fertig waren.

„Und nun, Jemmy," ſagte der kleine Kerl (wir waren nun ſchon ſo dicke Freunde, wie Diebe), „nun muß ich dich auch für deine Arbeit bezahlen. Behalte den einzelnen Schuh, und ſo oft du fiſchen willſt, guck' hinein und dein Glück wird herauskollern, ſo viel du nur wünſchen magſt."

Gern hätte ich freilich etwas von dem Golde gehabt, das die guten Leute,* wie ich ſo oft gehört habe, zuweilen den Menſchen zukommen laſſen. Allein ich konnte das Schühlein doch auch nicht ſcheel anſehen; alſo bedankte ich mich ſchönſtens, ſteckte mein Geſchenk ein und wünſchte dem Männlein gute Nacht. — Da ſagte er: „Bleib, Jemmy, und behalte, was ich dir ſage: du darfſt keiner Seele ein Wort von dem ſagen, was hier vorgegangen; du darfſt auch keinem Menſchen das Schühlein zeigen, ſonſt fliegt dein ſchönes Glück davon." — „Und wollt Ihr denn nicht wieder kommen, mir zu ſagen, ob die Schuhe Ihrer Majeſtät der Königin paſſen?" ſagte ich, denn ich dachte, es wäre Schade, wenn die Bekanntſchaft ſo ſchnell abgebrochen werden ſollte. Er aber ſprach: „Das will ich ganz gewiß, komm nur morgen Abend wieder hieher, und wenn die Schuhe paſſen, kann ich dir vielleicht noch mehr Arbeit verſchaffen."

So trennten wir uns; das Schühlein nahm ich mit nach Haus, ging zu Bett und ſchlief, als ob ich nie wieder aufwachen wollte, bis endlich Judy mir in die Ohren ſchrie, es würde wieder Nacht werden, ehe ich auf wäre. — Ihr könnt leicht denken, daß ich deſſelbigen Tages wieder an den Fluß ging. Und was fand ich im Elfenſchuh, als ich hineinguckte? eine hübſche grüne Fliege, die hing ich an den Hacken und fing einen köſtlichen Lachs, noch größer als der geſtrige. Da kam auch mein Page, wie er verſprochen hatte, und dießmal brachte er Seidenzeug von allen Farben und ſagte, die Königin ſey über ihre Schühlein ganz entzückt und alle Damen bei Hofe ſterben vor Ungeduld, bis ſie auch ſo ein Paar hätten. „Drum mach' dich daran, Jemmy!" ſagte er, „halte reinen Mund, und du ſollſt ſehen, in kurzer Zeit biſt du ein gemachter Mann, du kannſt dich darauf verlaſſen." So arbeitete ich denn die ganze Nacht, während er mir zur Seite ſich auf dem Zweige ſchaukelte, und ſo ging's eine gute Weile fort. Am Tag aber hatte ich immer Glück beim Fiſchen, von wegen des Köders, den ich im Schuhe fand.

Nun aber kommt das Schlimme von der Geſchichte. Och! murther! * warum konnte ich meinen Mund nicht halten! eine ganze Lachsfiſcherei hätte ich haben können! Aber hört weiter. Es begab ſich eines Tages, daß der Comey Doolan, der Wirth von St. Patrick, ſtarb, und man gab ihm ein großes „Wake," und Whisky die Fülle wurde aufgetiſcht, und wie es denn zuweilen kommt, daß das Schickſal den Leuten Streiche ſpielt, ſo ging es, glaub' ich, den Abend mit mir. Wie konnte es mir ſonſt einfallen, mich zu Tim Whittle und Nora Kelly zu geſellen und mit ihnen zu ſprechen, als ob ſie mir nie das geringſte Leid gethan und meinen Kindern das Brod vom Munde weggenommen hätten? Dazu hatte ich noch den klugen Einfall, Tim zu fragen, ob er gute Geſchäfte mache, und wie es ihm überhaupt gehe und dergleichen. Und was denkt Ihr, Mylady, was der Schelm thut? Er zieht ein rothes Büchlein aus der Taſche und fängt an, mir ſeine Aufträge, wie er es nannte, zu zeigen und zu prahlen, wie viel er in einer Woche machen könne, und wie man es mit Fleiß und Häuslichkeit immer zu etwas bringe. Zuletzt fing Nora auch an mitzuſprechen und ſagte, Tim gelte für den ſauberſten Arbeiter in der Gegend, und erſt in der letzten Woche habe er ein Paar Atlasſchuhe für Miß Dora O'Brien gemacht, die einen Fuß habe wie eine Elfe.

„Was! wie eine Elfe?" rief ich, „bildeſt du dir das ein? Ei, damit ſollteſt du mir nicht kommen, Nora Kelly!" — Und wie der Whisky die Runde ging, trank ich ein Glas nach dem andern, um den Aerger zu verwinden, den der Hochmuth dieſer Kreaturen mir verurſachte. Aber daß Gott erbarm! ich trank und trank, wir ſchwatzten und ſchwatzten, bis ich zuletzt ganz den Kopf verlor, und ſo vergaß ich über dem Whisky Alles, was der Elf mir geſagt hatte. Meine Hand fuhr in die Taſche und ich zog den Elfenſchuh heraus. Ich hatte ihn, ſeit ich ihn bekommen, immer bei mir getragen, aus Furcht, Jemand möchte ihn zu ſehen bekommen.

„Ja," rief ich, „ſprich du nur von Miß Dora O'Brien! da iſt ein Elfenſchuh! mach ſo einen, Tim Whittle, wenn du kannſt!" Eine tüchtige Ohrfeige warf mich nieder, alle Beſinnung ſagte Ade, und als ich wieder zu mir kam, lag ich in meiner Hütte, Judy und die Kinder um mich her im feſteſten Schlaf. Ich hoffte, Alles ſey nur ein Traum geweſen; aber nein, der Elfenſchuh war fort, und obgleich ich manche liebe Nacht wieder zum Fluſſe ging und den Elfen bat und beſchwor, er möchte mir nur dieſes einemal vergeben, ſo hab' ich ihn doch nie wieder geſehen, oder je wieder einen Stich für die guten Leute zu machen bekommen. Und dazu wurde den Fiſchen vor meinem Hacken bange, und wollte mir

* „the good people" oder „the good folk," ſo nennen ſie die Elfen und Hexen. Der Name „fok glove" für unſere große ſchöne Fingerhutblume (Digitalis purpurea) iſt eine Verdrehung von folk's glove (Elfenhandſchuh).

* Ein beliebter iriſcher Fluch.

lange Zeit nachher keiner den Gefallen thun, meinen Köder auch nur anzusehen, noch viel weniger ihn zu probiren. „Misfortins never come single“ (Unglück kommt selten allein) meine kamen zu Dutzenden, das Schwein ging zu Grunde, die Kuh wurde fortgetrieben, um böse Menschen zu bezahlen, Judy bekam das Fieber und ging, wie ich schon sagte, im Frieden dahin, und Tim Whittle schaffte sich ein „jamting car“* an, worin er Nora und die Gossoons jeden Sonntag zur Kirche führt, als wenn er der größte Lord im Lande wäre; und all mein Unglück kam einzig und allein daher, daß ich meinen Mund nicht halten konnte von wegen des Elfenschuhs.

* Irischer Wagen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juli.

(Fortsetzung.)

Daguerrotypie. — Glasspinnerei. — Wasser und Wein. — Montrouge.

Was das Daguerrotyp betrifft, so konnte man sich neuerlich wieder von den Fortschritten dieser Kunst überzeugen. Bekanntlich waren die Bilder Anfangs so zu sagen leblos, es war nicht möglich, Menschen und Thiere darauf abzubilden, wenigstens nicht in bestimmten Zügen, indem die geringste Bewegung der lebendigen Wesen das Bild verwirrte. Seitdem hat man es bekanntlich dahin gebracht, mittelst des Daguerrotyps zu porträtiren, und jezt sieht man bei einem Optiker auf dem quai des lunettes eine Morgenparade in den Tuilerien daguerrotypisch dargestellt, auf welcher Platte die vielen Zuschauer sehr gut abgebildet erscheinen; selbst die Gesichtszüge der vielen Personen sind sehr kenntlich. Nur die marschirenden Pelotons sind noch undeutlich und gleichen einer schwarzen viereckigen Masse. Es kann seyn, daß der sie umgebende Staub die genauere Darstellung gehindert hat. Da diese Pelotons sich im Hintergrund befinden, so mögen sie schon deßhalb nicht so gut gerathen seyn, als die vielen im Vordergrunde vor dem Gitter des Tuilerienplatzes stehenden Personen; indessen ist doch das Tuilerienschloß, welches den Prospekt schließt, ziemlich deutlich abgebildet. So viel scheint nun gewiß, daß es möglich ist, große Versammlungen von Menschen, besonders wenn sie nicht in fortschreitender Bewegung sind, mittelst des Daguerrotyps gut aufzunehmen. — Eine andere Erfindung, welche seit einigen Jahren die Zahl der hiesigen Luxuswaaren vermehrt, ist die Glasspinnerei, deren herrlichen Produkte in einem prächtigen Magazin auf den Boulevards besonders zur Schau liegen und wirklich Bewunderung verdienen. Bekanntlich hat man es so weit gebracht, daß man das Glas zu den feinsten Fäden spinnen kann, welche ein glänzendes Ansehen behalten, und so gut wie Seide gewebt werden können und mit Seide zu kostbaren Stoffen verwendet werden. In dem Dubusschen Magazin auf den Boulevards sieht man Brokate, wo das Glasgewebe mit Seide, Gold und Silber auf eine künstliche Art verwebt ist, so daß es den kostbarsten Lyoner Brokaten gleich kommt. Bekanntlich war bei der feierlichen Beisetzung des Leichnams Napoleons der Trauerwagen mit Stoffen dieser Art behangen, welche wie Silber glänzten, und noch jezt ist die Kapelle des Invalidendoms, wo der Sarg einstweilen steht, mit ähnlichen Stoffen ausgeschlagen. Man macht Westen und Kopfbedeckungen aus solchem Gewebe, und die schwarzen Glasfäden, wenn sie sehr fein gesponnen werden, sollen die Haare dieser Farbe täuschend nachahmen und sich sehr gut zu Perrücken eignen. Vor mehreren Jahren hatte man es als einen großen Fortschritt betrachtet, daß man Menschenhaar mittelst Seide nachmachen könne. Wer damals von gläsernen Haaren gesprochen hätte, wäre ausgelacht worden, und doch ist jezt ein solches Fabrikat möglich geworden. Es könnte sich also einer mit einer gläsernen Weste bekleiden, gläsernes Haar tragen, und wenn er ein Priester ist, auch noch einen prächtigen gläsernen Ornat anlegen.

In diesem heißen Sommer hat die Stadt Paris erst recht die Wohlthat der von der Stadtbehörde angelegten vielen Springbrunnen und Wasserröhren empfunden, welche jezt allen Hauptstraßen zu gewissen Stunden des Tages Wasser geben, und zwar zum Theil aus der Umgegend mit großen Kosten herbeigeleitetes Wasser. Freilich haben es die Pariser dem Zoll auf die Einfuhr des Weins zu danken, daß sie jezt so leicht und unentgeldlich Wasser bekommen können. Da jedoch Wasser noch nöthiger als Wein, so ist und bleibt der Wasservorrath eine Wohlthat für die Stadt, wiewohl sie dieselbe mit schwerem Gelde bezahlt. Es wäre jedoch der Obrigkeit nicht zu rathen, den Zoll auf den Wein noch mehr zu erhöhen; das Volk würde sich schwerlich dazu verstehen, den Wein noch theurer zu bezahlen, als es bereits thut. Schon jezt müßte es sehr unzufrieden mit der Steuer seyn, wenn es nicht außerhalb der Barrièren sich schadlos halten könnte, daher auch der Pöbel dort an Sonntagen furchtbar zecht. Auch erklärt sich aus den Zöllen auf die in die Stadt eingeführten Lebensmittel die Zunahme der Bevölkerung außerhalb der Barrièren, welche Zunahme so stark ist, daß es der Stadtbehörde schon Besorgniß eingeflößt hat. Alle Orte der Umgegend haben jezt Omnibus, welche beständig zur Stadt und von dort zurück in die Dörfer fahren, so daß es jezt selbst Beamten und Geschäftsleuten ein Leichtes ist, vom Morgen bis zum Abend in der Stadt ihre Geschäfte zu verrichten und dann, sogar sehr spät Abends, wieder auf's Land zurückzukehren. Sie ersparen dabei nicht unbedeutend an Wohnung und Lebensunterhalt, und können daher die Kosten der Omnibus leicht tragen. Man bleibt mit der Stadt im Verkehr und genießt einige der Annehmlichkeiten des Landes; ich sage einige; denn ganz auf dem Lande ist man nicht, auch außerhalb der Stadt sucht man sich nach Paris zu modeln. Ich hielt mich neulich während der großen Hitze in einer ziemlich ländlichen Wohnung zu Montrouge auf. Die Gemeinde dieses Namens beginnt schon an der Barrière d'enfer, bei welcher die große Landstraße nach Orleans anfängt, eine der befahrensten im ganzen Reiche. Die Häuser von Montrouge erstrecken sich zu beiden Seiten der Landstraße, und außerdem befindet sich zur rechten Seite derselben ein großes Dorf desselben Namens. Auf der Landstraße haben sich Schenkwirthe und Krämer angesiedelt. Da diese Gegend reich an Steinbrüchen ist, so sind viele Bewohner bei denselben beschäftigt; der Landbau ist hier unbedeutend, auch ist das Erdreich zu dürr dazu; man zieht mehr Nutzen aus den Steinen als aus der Erde, und das Führen der Steine nach Paris, wo so viel gebaut wird, ernährt eine Menge Fuhrleute; die Landstraße ist daher auch immer mit Steinkarren bedeckt, und es befindet sich hier ein eigenes Bureau zum Berichtigen des Maßes der Steine, um dadurch den Streitigkeiten zwischen den Eigenthümern der Steinbrüche und den Bauunternehmern vorzubeugen.

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 61.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 184.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 3. August 1842.

Man konnte Preußen mit einem Januskopf vergleichen, mit einem militärischen und einem philosophischen Gesichte.

Frau v. Staël.

Vier Wochen in Berlin.

I.

Diese Ueberschrift will nicht sagen, daß der gefällige Leser in diesen Blättern nur über Berlin etwas erfahren werde, oder wohl gar das Neueste über Berlin. Man kann in Konstantinopel seyn und über Berlin schreiben, und umgekehrt in Berlin über Konstantinopel. Die Ueberschrift soll ein elastisches Band seyn, nach Willkühr ausgedehnt über mancherlei Dinge, die nichts weiter mit Berlin zu thun haben, als daß der Verfasser sich gerade in dieser Stadt befand, als jene Erscheinungen ihm aufstießen und sein Nachdenken in Bewegung sezten. Also kein Korrespondenzartikel, kein Bülletin des Neuesten in der Politik, in den Werkstätten der Künstler, in den Köpfen der Dichter. Werden diese Herrlichkeiten berührt, so geschieht es auf Umwegen. Zuerst aber doch etwas über Berlin selbst.

Berlin liegt etwas weit ab von der Völkerstraße, auf der die Kultur, der Luxus und die Moden ziehen, welche bekanntlich über den Kanal von London nach Paris und von Paris nach London wandern, und Belgien und die Rheinprovinzen am nächsten berühren. Petersburg, Berlin, Wien sind großartige Stapelplätze, die aus der ersten Hand kaufen, aber eben doch nicht unmittelbar am Wege liegen; Wien vielleicht noch am meisten, was die materiellen, Berlin, was die intellektuellen Interessen betrifft; Petersburg gibt sich die Miene, beide zu bedürfen, neigt sich indeß in der That auf die Seite Wiens. Berlin steht ziemlich isolirt da und repräsentirt den Norden Deutschlands. Sein Charakter ist neuerdings erhöht worden. Es hat dichterische und künstlerische Elemente in sich aufgenommen und diese mit dem seit hundert Jahren ihm eigenthümlichen philosophischen Geiste vermählt. Ob diese eingewanderten Dichter und Künstler, aus dem warmen Boden des Südens versezt, dort organisch sich fortbilden können, muß die Zeit lehren. Ob der Geist Friedrichs des Großen, der dem philosophischen Berlin den ersten Impuls gab, und der, in das Volk übergegangen, noch jezt in der scharfen Skepsis der Volkswitze und Volkskritiken sich zeigt, mit der Wärme und Gemüthsbeschaulichkeit der südlichen Intelligenzen sich verträgt, wird ebenfalls von der Zeit zu erwarten seyn. Thatsache ist es jedoch, daß die mannigfaltigsten Kräfte sich gegenwärtig hier befinden, und daß das übrige Deutschland, München ausgenommen, von den schaffenden Genien der Neuzeit fast entblößt ist. Es ist eine Völkerwanderung der Geister hieher; Philosophen predigen von den Dächern, Dichter wandeln vor den Thoren, Künstler nehmen zu ihren Monumenten jeden freien Platz in Beschlag, Theater mit ungewöhnlichen

Schauſtücken werden eröffnet. Wenn dieß nicht Leben iſt, was wäre Leben? Aber wir wollen zehn Jahre vorüber geben laſſen und zuſehen, welche von dieſen erotiſchen Erſcheinungen bleibt. Schwerlich viel mehr, als was der Populärphiloſophie Friedrichs des Großen angehört.

Friedrich der Große ſcherzte mit Voltaire über das, was die Menſchen Enthuſiasmus nennen, und da der große Mann den Enthuſiasmus verkleinerte, ſo erſchien er auch klein; das Jahrhundert der geiſtreichen Skepſis ließ nur dem militäriſchen Ruhm ſeine Größe. Es entſtand die Philoſophie der Kaſerne, die ſich recht gut mit der von Helvetius, d'Alembert und Diderot vertrug. Es war immer die Macht, und die Macht ſchuf Genuß, und der Genuß hatte das Recht auf ſeiner Seite. Die Großen der Erde genoſſen abwechſelnd ein Gemälde von Watteau, eine Gruppe von Bouchardon, ein Gedicht von Greſſet, eine Rede von Bourdaloue, eine philoſophiſche Epiſtel von Voltaire, einen Sarkasmus von Montesquieu, einen gefühlvollen Roman von Rouſſeau, eine ſchmutzige Leichtfertigkeit von Grecourt; ſie genoſſen ſie, und die Menge der geiſtigen Gourmands dachte nicht daran, daß mehr als Genuß dabei zu holen ſey. Nur Friedrich, der ſeine Zeit am tiefſten und durchdringendſten begriff, nahm für ſich und ſein Volk die Philoſophie des Jahrhunderts heraus. Was Voltaire nur als Spaß gemeint, nahm Friedrich als Geſinnung, und für dieſe Geſinnung fand er in ſeinem Volke leichtes Verſtändniß. Die Reformation hatte ſchon vorgearbeitet; der ganze Norden war entwöhnt vom Wunderſchatz des Katholizismus; Farben, Klänge, Bilder — Alles hatte in einen engen Rahmen ſich verkriechen müſſen, und vieles war als völlig unbrauchbar weggeworfen worden. Eine gewiſſe Ungläubigkeit gegen alles, was von Außen her geboten wurde, war geblieben. Nur Thatſachen ſprachen, die Wunder ſchwiegen. Friedrichs größte Stärke waren die Thatſachen. Faſt von ganz Europa angegriffen, ſiegte er durch Klugheit und mit geringer Macht über ſeine Feinde, und dieſe Feinde waren eben die Anhänger des alten verſpotteten und ausgetriebenen Glaubens, die Anhänger der Bilder, Farben, Töne. So mußte der Volksgeiſt mächtig auf das proteſtantiſche Element ſich ſtützen und aufbauen. Alles verfiel dem Spott. Der König machte Verſe, zwar nur franzöſiſch, aber das Volk machte innerlich die deutſche Ueberſetzung und ließ ſie in jeder Miene, jedem Wort laut werden. Wie weit war da der Süden Deutſchlands mit ſeinen Heiligenbildern, ſeinen weinenden Madonnen, von dem Norden deſſelben Deutſchlands getrennt, in dem man ſpottete und lachte!

Der Patriotismus der Preußen pflanzte ſich in der Soldateska fort; es blieb die Philoſophie der Kaſerne, die auf das Thatſächliche und Wirkliche geſtützte Lehre. Aber dieſe Thatſache und das Wirkliche arteten gleichwohl nie in materiellen Genuß aus; dazu fehlte der Wein, die Sieſta, die ſtechende Sommerwärme, ſondern der Geiſt blieb thätig und baute auf der Baſis der einmal angenommenen Ideen immer weiter. Es kamen Jahre des Friedens und die Syſteme der Philoſophen wuchſen; ſie drohten ſich ſchon in ihren Reſultaten zu verflüchtigen, da kam von Neuem die Soldateska und führte ſie auf ihre erſten Ausgänge zurück. Mittlerweile war aber manches fremde Element eingedrungen. Der ſüdliche Glauben, die katholiſche Andacht, die Romantik hatten angeklopft; man hatte ihnen ein wenig die Thür geöffnet, allein bald gemerkt, daß ſie fremde, unheimliche Gäſte waren, und die Thür wurde ihnen vor der Naſe zugeworfen. Nun war man wieder allein mit der Populärphiloſophie Friedrichs des Großen.

(Fortſetzung folgt.)

Aus den Hochpyrenäen.

(Fortſetzung.)

Schnell verwöhnt durch den Zauber, welcher über dem Thale von Arudy ausgebreitet liegt, fordert das Auge vergebens ähnliche Befriedigung von dem Thale von Oſſau, welches man nach jenem betritt. Sonne und Boden ſind noch immer hie und da der Arbeit des betriebſamen, fleißigen Bearners entgegen gekommen; aber die Zahl der Felder, Wieſen und Wohnungen nimmt ab, die Weinberge verſchwinden und der Gave von Oſſau, welcher unſern frühern Begleiter, den nur ſanft murmelnden Neiß erſezt hat, ſtürmt über Felſen an uns vorüber und ſeine donnernde Stimme verkündigt die Majeſtät der Pyrenäen, deren Sohn er iſt. Hin und wieder ein Dorf, namentlich Caſtets, mit den Ruinen des vom Grafen Gaſton Phöbus erbauten Schloſſes Caſtel jalour. Endlich kommt die freundliche kleine Stadt Laruns, wo der Reiſende entweder den Weg links nach Caur bonnes oder den gerade aus nach Caur chaudes einſchlagen kann. Beide Badeorte ſind von Laruns ungefähr gleich weit, d. h. eine Stunde Wegs entfernt.

Die Wahl ward mir dießmal ungemein erleichtert. Da mich für keinen der beiden Orte eine beſondere Vorliebe beſtimmte, ließ ich den ſehnſüchtigen Blick entſcheiden, den mein Führer, gerade jezt um die Stunde des Mittags, nach der nahen Heimath, nach dem von Frau und Kindern umringten Herde und nach dem muthmaßlich auf demſelben dampfenden Keſſel mit Kartoffeln und Miliaſſe * hinüberſandte. Zu diskret, um

* Miliaſſe iſt ein aus Maismehl beſtehender, mit Waſſer oder Milch gekochter Brei, welcher der untern Volksclaſſe der Pyrenäen als Hauptnahrung dient.

durch einen Vorſchlag ſeinen geſtern mir ertheilten Rath als Aeußerung des Egoismus zu verdächtigen und die Tugend des wahren Guiden zu compromittiren, welcher leidenſchaftlos ſich der Entſcheidung des Fremden fügt, enthielt ſich mein Führer jeder Meinung. Als ich ihn aber ſcheinbar unſchlüſſig und zögernd fragte: „Qu'en dites-vous, Jean Marie, si nous allions plutôt aux eaux bonnes aujourd'hui?“ — Da widerſtand er nicht länger der Verſuchung und antwortete: „Si Monsieur le pensait ainsi, je serais de son avis; il commence à faire chaud et nous serions plutôt aux eaux bonnes qu'aux eaux chaudes.“ — Und unſere kleinen Pferde ſchienen vollkommen der Anſicht ihres Herrn zu ſeyn; denn ſie ſezten beim Weiterreiten, trotz der zunehmenden Wärme, und obgleich wir auf einem Ritt von zehn Lieues nur einen einzigen kurzen Halt gemacht hatten, ohrſpitzend ihre kleinen eiſernen Hufe ſo kräftig und beſtimmt auf den ſteinigen Boden, daß ihre Theilnahme für den nahen Stall unverkennbar war.

Wir wenden uns alſo zunächſt in das enge Thal, welches in ſeinem Schooße die berühmten Bäder von Caur bonnes birgt. Natur und Kunſt haben ſich einen harten Kampf geliefert, bevor ſich dem Kranken der heutige bequeme Zugang zu einer der wirkſamſten Heilquellen der Pyrenäen eröffnet hat. In den beiden bei Laruns in dem Thale von Oſſau zuſammenfallenden Schluchten von Caur bonnes und Caur chaudes hat erſt in neuerer Zeit der enge Fußpfad, welchen früher nur der ſichere Fuß des Bergbewohners betrat, einer breiten, vortrefflich unterhaltenen Kunſtſtraße Platz gemacht, und der Luxus kann jezt unter allen Formen und mit aller Sicherheit und Bequemlichkeit in das vormals faſt abgeſperrte Thal eindringen. Nachdem man den Valentin, welcher von Caur bonnes her dem Gave von Oſſau zufließt, mittelſt einer ſteinernen Brücke paſſirt hat, folgt man jenem Bergſtrome auf ſeinem linken Ufer; bald bewundert man die maleriſchen Cascaden, mit denen der neue Begleiter des Reiſenden zur Ebene hinabeilt, bald die an den Ufern des Gave liegenden ungeheuern Felsmaſſen, welche aus mit Kalk zuſammengekitteten Kieſeln beſtehen; bald ein Dorf, welches amphitheatraliſch den Abhang eines Berges ziert oder ein altes Schloß, das von der Spitze einer ſchroffen Höhe herabdroht; dann ſieht man die Schlucht zum engſten Defilé zuſammentreten, die Straßen, Felſen und Abgründe bewältigen und endlich ſiegreich in den Thalkeſſel von Caur bonnes eindringen.

Seit Laruns hat ſich vor unſern Augen eine neue Welt ausgebildet: dort eine Natur, welche, trotz der Annäherung an die höhern Regionen des Gebirgs, immer noch reich an lieblichen Bildern iſt und den angenehmſten Eindruck zurückläßt; hier eine Schlucht, welche, von hohen Bergen eingeſchloſſen, von der Hauptkette der Pyrenäen majeſtätiſch überragt, von den ſich auf ihren Höhen ausbreitenden Tannenwäldern verfinſtert, mehr als ernſt, ja traurig anſpricht. Etwa fünfzehn dicht an den Felſen hinangedrängte, aber meiſtens elegante Gebäude, welche für die Aufnahme der Brunnengäſte beſtimmt ſind, reichen als faſt einzige Zeichen der waltenden Nähe des Menſchen eben ſo wenig hin, das dunkle Thal zu erhellen, als die hübſchen Promenaden um Caur bonnes herum und die ſchöne Cascade, welche unfern vom Dorfe wie ein Lichtſtrom vom Berge herabſtürzt.

Die Caur bonnes ſind nach der Meinung vieler Aerzte die durch ihre Wirkungen bedeutendſte Heilquelle der Pyrenäen; ein Urtheil, welches, bei der großen Anzahl der in dieſem Gebirge mit einander wetteifernden Bäder, einen hohen Begriff von dem Werthe der „Guten“ (des bonnes) geben muß, wie ſie Carrère und Alibert, die darüber geſchrieben haben, ohne weitern Zuſatz nennen; auch waren ſie ſchon in alter Zeit wegen ihrer heilenden Eigenſchaften bei äußerem Gebrauche berühmt. Henri d'Albret, der Großvater Heinrichs IV., welcher in der Schlacht bei Pavia verwundet worden war, führte den Hof von Navarra und mehrere ſeiner Soldaten dahin, welche aus eben derſelben Schlacht Wunden davon getragen hatten. Offenbar wegen ihrer Wirkſamkeit bei Verwundungen hieß die Quelle damals „les eaux d'arquebusades,“ und das Hoſpital für bleſſirte Soldaten, welches die Regierung in neuerer Zeit hat bauen laſſen und für welches der Platz dem Felſen durch Minen hat abgewonnen werden müſſen, iſt ein redender Beweis, daß mit dem Namen nicht die Eigenſchaften der eaux d'arquebusades verloren gegangen ſind.

Man unterſcheidet zu Caur bonnes drei oder eigentlich vier Quellen, obgleich eine derſelben faſt unbekannt iſt; ſie entſpringen am Fuße eines Kalkſteingebirges, da, wo die Bäche Valentin und Sonde zuſammenfließen. Die erſte der Quellen heißt la vieille und iſt die einzige, welche getrunken wird; ſie hat da, wo ſie zu dieſem Gebrauche geſchöpft wird, eine Wärme von 25° Reaumur. Die zweite Quelle, la neuve oder la Douche, hat 24°, und die dritte, la source d'Ortechy, iſt etwas weniger warm; die vierte, oberhalb der vieille, hat nur 11° R. und bleibt unbenuzt. Das Waſſer der nur in ihrem Wärmegrade verſchiedenen Quellen iſt klar, weich, riecht etwas nach Schwefel und ſchmeckt allenfalls wie gekochte, nicht aber wie faule Eier. Läßt man das Waſſer ſtehen, ſo bildet ſich ein geringer weißlicher Bodenſatz, welcher aus einer Miſchung von reiner Kieſelerde und kohlenſaurem Kalk beſteht. Ein Pfund des Waſſers der Quelle wiegt 20 Gran mehr als ein Pfund deſtillirtes Waſſer.

Die Geſellſchaft, welche durch die Saiſon in Caur bonnes verſammelt wird, muß den melancholiſchen

Eindruck der Umgebungen des Dorfs noch erhöhen. Die Phthisis, jene entsetzliche Krankheit, welche nur den Kranken mit trügerischer Hoffnung erfüllt, aber durch die, wie aus Ironie, auf seinen Wangen verbreiteten und aus seinen Augen leuchtenden Zeichen erhöhten Lebens die über dem Bedrohten wachende Liebe nicht täuscht, diese in ausgebildeter Form unheilbare Krankheit führt alljährlich zahlreiche Opfer hierher.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juli.

(Schluß.)

Die Befestigung.

Das Dorf Montrouge hatte sonst ein schönes Schloß, welches einst die bekannte Madame la Vallière bewohnt hat. Es stehen davon nur noch zwei Pavillons, im Geschmack Ludwigs XIV.; das Schloß selbst ist während oder nach der Revolution abgebrochen worden, und an der Stelle desselben steht jezt eine neue Kirche. Im ehemaligen Schloßparke werden Steine gebrochen, das beste Produkt der Gegend. Ehemals war in diesem Dorf ein großes, schönes, den Jesuiten gehöriges Haus; während der Restauration hatten sich hier wieder Jesuiten eingenistet, und es fehlte ihnen nichts als der alte Name. Die Julirevolution hat ihnen aber alle Lust benommen, sich hier wieder anzusiedeln. Das Volk war so erbost, daß es angefangen hatte, das große Gebäude niederzureißen, und es wäre kein Stein auf dem andern geblieben, wenn man nicht seiner Wuth Einhalt gethan hätte. Zwischen diesem Dorf und Paris wird jezt der Festungswall gezogen; es waren eine Menge Arbeiter damit beschäftigt, und da die Steine ganz nahe dabei gebrochen werden, so schreitet die Arbeit rasch vorwärts. Der Wall wird stark und hoch und vor demselben ein breiter Graben angelegt. Hinter dem Wall pflanzt man Alleen, welche sich wahrscheinlich längs des ganzen Befestigungskreises erstrecken werden. Wegen der nach den Dörfern führenden Landwege muß der Wall an manchen Stellen unterbrochen werden. Wahrscheinlich werden später Zugbrücken an diesen Durchbrüchen angelegt werden. Keine Stadt eignet sich, wenigstens was das Baumaterial betrifft, besser zu Anlegung von Werken, als Paris; die Umgegend ist überall voll von Steinen, obgleich schon seit Jahrhunderten die Steinbrüche ausgebeutet werden und unermeßliche unterirdische Gänge sich gebildet haben, welche an einigen Stellen die Festungsarbeiten erschweren, weil man genöthigt ist, entweder hohe steinerne Pfeiler aufzuführen, oder die unterirdischen Gänge zuzuwerfen, was beides die Kosten vermehrt; da jedoch der Millionen so viele zu diesen Arbeiten angewiesen sind, so werden sich auch wohl jene Kosten ausgleichen lassen. Von den vielen Bauunternehmern, welchen die Arbeiten Anfangs zugeschlagen worden waren, sind die meisten bankerott geworden. Man versicherte mich, es sitzen ihrer wenigstens zwanzig in der Schuldnerhaft. Entweder hatten sie schlecht gerechnet, oder die Materialien sind seit dem Beginn des Baues zu hoch gestiegen, als daß sie bei den Anfangs bestimmten Preisen hätten bestehen können. Auch sollen manche gehofft haben, man werde ihnen nicht auf die Finger sehen und ihre leichte und mit schlechtem Material ausgeführte Arbeit nicht streng untersuchen. Die Militäringenieurs haben aber Alles sehr genau besichtigt und schlechte Maurerarbeit wieder einreißen lassen. Bei solcher Aufsicht sind die Unterschleife schwierig und es lassen sich keine guten Geschäfte machen, wie die Leute sagen. Ein großer Theil der Arbeiten ist von Neuem zugeschlagen worden, und zwar zu höhern Preisen als früher. Nun rückt die Arbeit rasch vor und kann in einigen Jahren fertig seyn, zumal auch die einzelnen Forts schon zum Theile vollendet sind. Bis jezt hat man blos das zu den Wällen und Gräben nöthige Terrain angekauft, vor den Wällen aber nichts geändert; hier befinden sich noch alle alten Anlagen. Es versteht sich aber von selbst, daß der starke Wall mit seinen Forts im Falle eines Angriffs zu nichts dienen würde, wenn vor demselben Häuser, ja ganze Dörfer und Pflanzungen mit Mauern ständen. So z. B. ist das große Dorf Montrouge nur einen Flintenschuß vom Wall entfernt. Im Falle des Anrückens eines feindlichen Heeres müßten also diese so stark bevölkerten Dörfer, nebst so vielen schönen oder nüzlichen Anlagen niedergerissen und dem Boden gleich gemacht werden. Wer würde aber den Schaden ersezen können? Dann erst würde man einsehen, was es heißt, eine Stadt von so ungeheurem Umfang befestigt zu haben. Bis jezt sehen die leichtsinnigen Pariser dieß nicht ein, und da sie die Festungswerke von Paris aus nicht einmal erblicken, so legen sie auch kein großes Gewicht auf die Folgen, die es für sie dereinst haben wird. Es kann auch seyn, daß lange Zeit verstreicht, bis die Festungswerke gegen irgend einen Feind dienen. Eine nähere Folge wird aber wahrscheinlich seyn, daß die Umwallung, die man jezt für den Kriegsfall anlegt, über kurz oder lang die eigentliche Grenze der Stadt bildet. Ist einmal der ungeheure Wall fertig, so wird die Stadtbehörde bald Lust fühlen, ihre Barrièren hinaus zu verlegen und ihre Zölle daselbst zu erheben. Alles, was innerhalb des Walls liegt, unterläge dann dem Zoll auf Lebensmittel, der das Haupteinkommen der Pariser Stadtbehörde ausmacht, und die vor Paris liegenden Dörfer, deren Hauptgewinn jezt in der starken Weinconsumtion besteht, verlören diesen Vortheil und würden den Städtern gleichgestellt. Dieß haben sie auch gleich Anfangs gefürchtet, und die Regierung, um die Pariser und die Bewohner der Umgegend zu beruhigen, hat versprechen müssen, daß die Barrièren nicht bis zum Festungswall hinaus verlegt werden sollen; dieß ist auch in dem von den Kammern angenommenen Gesetze förmlich ausgesprochen. Allein später wird man wahrscheinlich den Kammern beweisen, daß die Stadt durch das Hinausziehen so vieler Familien und ihre Niederlassung in der Umgegend nicht allein stark am Zoll verliert, sondern daß auch der Werth der Häuser in der Stadt dadurch fällt, und es also sehr rathsam wäre, jene gesezliche Bedingung aufzuheben und die Barrièren bis zum Festungswalle vorzuschieben, da ohnehin Paris sich allmählig bis zu jenem Walle ausbreiten müsse. Da die Pariser einmal A gesagt haben, so werden sie auch B sagen müssen. Einstweilen gefällt die Befestigung den Dörfern der Umgegend nicht übel; denn die vielen Arbeiter und die Truppen setzen daselbst große Summen in Umlauf. Dg.

Beilage: Literaturblatt Nr. 79.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 185.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Donnerſtag, den 4. Auguſt 1842.

Thou cunning'st pattern of excelling nature,
I know not where is that Promethean heat,
That can thy light relume.

Shakespeare.

Aus den Hochpyrenäen.

(Fortſetzung.)

Ein junges Paar, welchem ich zu einer Stunde begegnete, wo die Promenade bereits von den Kurgäſten verlaſſen war, ſtellte mir den Charakter jener Krankheit in ſeiner ganzen tieferſchütternden Poeſie dar. Die Fremden waren, darüber konnte mich ein unverkennbar nationaler Zug ihrer Phyſiognomie nicht in Zweifel laſſen, Engländer. In der ſeltenen Schönheit der jungen Dame, welche ſich, man wußte nicht, ob mehr aus inniger Zuneigung oder aus Schwäche, auf den Arm ihres Begleiters ſtützte, lag etwas ſo Aetheriſches, daß man ſie für eine nur durch die Erinnerungen der Erde aus dem Jenſeits zurückgerufene Erſcheinung hätte halten mögen. Ihre großen blauen Augen glänzten fieberhaft unter langen ſchwarzen Wimpern hervor; noch war ihr, ein bewunderungswürdiges Oval bildendes Geſicht ſanft gerundet, denn das Geſicht des Sterbenden magert zuletzt ab; aber die in beſtimmten Umriſſen, wie mit Carmin gemalten Wangen und Lippen trugen offenbar nicht die Farbe der Geſundheit, ſondern zeigten nur die erſchreckenden Fortſchritte eines unheilbar gewordenen Uebels und hoben die Bläſſe des übrigen Geſichts und den blendend weißen, durchſichtigen Teint der Leidenden beunruhigend hervor. Reiche, blonde Locken umfloſſen das liebliche Geſicht, aber ſie hatten nicht mehr die Elaſticität, welche die Geſundheit ſelbſt dem Haare gibt; ſie ſanken gleichſam ermattet, wie das Laub einer zu ſchnell getriebenen und von der Hitze des Tages berührten Pflanze, mit erloſchenem Glanze auf die Schultern herab. In der einfachen, aber ausgeſucht eleganten Morgentoilette der jungen Frau ſprachen ſich zugleich der Geſchmack derſelben und die den Schwindſüchtigen eigenthümliche Eitelkeit aus, und man glaubte durch den indiſchen Shawl, in welchen die ſchöne Kranke ſich trotz der Mittagsſtunde eingehüllt hatte, die beginnende Abmagerung ihrer etwas über die gewöhnliche Größe hinausgehenden und doch ſo zarten Geſtalt zu erkennen. Der junge Mann dagegen, welcher die Dame führte, ſchien durch ſeine kräftigen und das vollkommenſte Ebenmaß zeigenden Formen für ein langes Leben beſtimmt, und die tiefe Schwermuth, welche ſeinen vielleicht zu regelmäßigen Zügen Ausdruck gab, ließ keinen Zweifel darüber aufkommen, daß er in dem, was ihm das Schickſal drohte, ein unabwendbares Unglück erkannt hatte. Suchte er nicht in die ängſtliche Sorgfalt, mit welcher er jeden Schritt der jungen Frau an ſeinem Arme begleitete, alle Liebe ſeines Herzens zuſammenzudrängen, und ſprach ſich in ſeinem Benehmen nicht die bange Ahnung aus, daß es ihm vielleicht bald nicht mehr vergönnt ſeyn werde, dieſem Bedürfniſſe ſeiner Seele zu

folgen! Das Alles glaubte ich in den wenigen Augenblicken zwischen Begegnen und Vorbeigehen zu erkennen, und warum hätte ein Moment nicht dazu hingereicht? — Ist der menschliche Geist nicht fähig, wie die Folge der Töne in der Musik es uns täglich lehrt, bis zu neun Vorstellungen in einer einzigen Sekunde zu fassen?

Worin aber liegt es, daß das Begegnen jener Fremden mir unvergeßlich geblieben ist, daß ihre flüchtig an mir vorübergegangenen schwermüthigen Gestalten meiner Erinnerung lebhafter vorschweben, als viele andere Ereignisse, deren tragische Entwicklung meine Augen bis zu ihrer Lösung durch den Tod verfolgt haben? Dort hat nur meine Phantasie den Grabhügel errichtet, welcher wahrscheinlich zwischen jenem Tage zu Eaux bonnes und dem heutigen sich erhoben, hier hatte ich selbst meine Hand voll Erde beigesteuert. Aber die Geheimnisse, die uns am nächsten liegen, die Geheimnisse der eigenen Seele, bleiben für uns oft die verborgensten und unerklärlichsten.

Es bedurfte der interessanten Stunde, welche der Abend in Eaux bonnes mir brachte, um mich der traurigen Stimmung zu entziehen, die in der ernsten Umgebung dieses Thals einmal Herrin meiner Seele geworden war. — Die Sonne war bereits hinter die Eaux bonnes im Westen begrenzenden hohen Berge hinabgesunken und die Wirkung ihres nur mittelbar über dem Kamm des Gebirges in das Thal eindringenden Lichts übergoß die entfernteren Höhen und Wälder mit einer violettblauen Tinte, unter deren Einflusse die einzelnen Gegenstände ihre Gestalt verloren und nur die Ränder des Gebirges scharfe Linien auf den reinen Himmel zeichneten. Die Tiefe der Schlucht aber füllte sich mit jener klaren Dämmerung des Abends, welche bei der Reinheit der Luft in den Pyrenäen und durch den Reflex der noch im Strahl der sinkenden Sonne glänzenden Schneegipfel des Gebirgs in den Thälern desselben oft lange noch den köstlichen Zwischenzustand zwischen Tag und Nacht erhält. Die milde Temperatur der Luft, die allein schon Eaux bonnes zu einem günstigen Aufenthalte für Brustleidende machen würde, hatte sich heute vom Tage auf den Abend übertragen und der bis dahin unter dem Drucke der Sonnengluth verhaltene Duft der Wiesenblumen und Wälder durchströmte jezt balsamisch die ganze Atmosphäre. Ich erinnere mich nicht, je einen schönern Abend erlebt zu haben, und vertieft in den Genuß desselben, glaubte ich kaum über den Badeort hinaus zu seyn, als ich mich bereits an der Thür eines bescheidenen, aber durch sein reinliches Aeußeres den Geist der Ordnung ankündigenden Bauernhauses im Dorfe Bagés-Bésst befand.

Ich klopfte an, aber es blieb still im Innern der Hütte, und eine alte Frau rief mir im Vorbeigehen und in ihrem schwer verständlichen Patois zu, Sacaze sey auf seiner Wiese beschäftigt, werde aber sogleich kommen. Ich hatte noch nicht lange auf einem der Thüre gegenüber liegenden Eichenstamme gesessen, als ich einen Mann auf mich zuschreiten sah, in welchem ich, ohne ihn je gesehen zu haben, sofort den erkannte, welchen ich suchte. Der sich mir nähernde Dorfbewohner war von hoher, schlanker Gestalt und seine Jacke von brauner Wolle, ein Beinkleid von demselben Stoffe, die rothe wollene Leibbinde und die blaue baskische Mütze, mit einem Worte, der vollständige Anzug des Hirten der Pyrenäen war weit entfernt, den edeln, fast würdevollen Anstand des Mannes zu verstecken; derselbe ward durch den Gegensatz, welchen die Kleidung bildete, nur um so überraschender hervorgehoben. Erst als Sacaze sich mir gegenüber befand und mich in dem Tone und mit der entgegenkommenden Höflichkeit eines Mannes von Welt fragte, was zu meinem Befehle stehe, konnte ich den ersten Eindruck der Erscheinung des berühmten Schäfers der Pyrenäen durch die Züge seines Gesichts vervollständigen. Sacaze läßt sein langes schwarzes Haar hinten auf die Schultern hinabfallen, während es vorn in der Breite des Gesichts kurz abgeschnitten ist, wie es alle Bauern des Landes tragen, um frei vor sich hinsehen zu können, wenn sie das Heu von ihren steilgelegenen Wiesen in die Scheunen tragen. Sacazes Profil ist schön zu nennen und nähert sich der römischen Form; lebhafte Augen, welche durch den Ausdruck bedeutender Intelligenz vollkommen im Einklange mit einer hohen und breiten Stirne stehen, seine scharf gezeichneten, gewölbten Augbraunen und die weißen, regelmäßigen Zähne bilden eine in hohem Grade anziehende Physiognomie, durch welche ein Zug von Herzensgüte schimmert. Nachdem ich Sacaze gesagt, daß ich ein Freund der Botanik sey und, noch fremd in den Pyrenäen, um so mehr seine Bekanntschaft zu machen gewünscht, da er die Flora dieses Gebirges mit so viel Erfolg studirt habe, bat er mich, in sein Haus einzutreten, zu dem er den Schlüssel in der Tasche führte.

(Fortsetzung folgt.)

Vier Wochen in Berlin.

(Fortsetzung.)

So förderlich diese Richtung für rein praktische Zwecke seyn mag, so wenig möchte sie gerade auf die Kunst günstig wirken, die viel Wärme und Enthusiasmus und südliches Sichgehenlassen fordert. Mit einer ätzenden Kritik kann man nie spät genug kommen, hier ist sie aber gleich das Erste. Das Genre, das der selige Nicolai bei der Widerlegung von Werthers Leiden in Ausübung brachte, ist noch immer das herrschende. Das erste Wort, das ein Berliner ausspricht, ist gewiß immer ein Tadel,

und weil er gerne und viel ſpricht, tadelt er gerne und viel. Hat einmal ein Paroxysmus von Enthuſiasmus ſtattgefunden, ſo kann man ſicher darauf rechnen, daß in einer Unzahl von Brochüren und Zeitbilderchen der Berliner ſich über ſich ſelbſt luſtig macht, und zwar immer boshaft kalt, nie gemüthlich warm, wie der Wiener. Ein neuer Beleg iſt der berüchtigte Liſztjubel. Hier müſſen wir jedoch auf ein beſonderes Zeichen unſerer Tage übergehen: es iſt dieß der ſo leicht geerntete Ruhm gewiſſer Virtuoſitäten.

Was iſt Ruhm? Wir wiſſen es nicht recht zu beantworten. Iſt es wirklich noch der Kranz, den das Genie durch Herzblut, Thränen und Nächte voll ſchmerzlichen Kampfes ſich auf den Knieen erbettelt? Iſt es noch die Glorie, die wir unſern größten edelſten Geiſtern im Rauſche der glühendſten Dankbarkeit um das Haupt winden? Iſt es noch der heilige Graalsbecher, den Drachen und Rieſen vor Entweihung beſchützen? Iſt es endlich noch die große ſeltene Perle, die wir lieber in's Meer zurückwerfen, wenn wir keinen ihrer Würdigen finden? — Faſt müſſen wir es bezweifeln. Wir ſehen zu oft „des Ruhmes heilge Kränze auf der gemeinen Stirn entweiht;" wir ſehen zu oft Tänzerinnen, Balletſpringer, Clavierhämmerer und Violinſtreicher mit dem geſchmückt, wonach Dantes heilige Seele lechzte. Wir ſtellen uns vor, es arbeite ein thätiger, würdiger Geiſt Jahre lang, ſey er Dichter, ſey er Staatskünſtler, ſey er Philoſoph, und in ſeinen ſchlafloſen Nächten, in den Qualen, die in der Verpuppung die dunkle Raupe leidet, um als farbiger Schmetterling einſt emporzubrechen, halte ihn nur das einzige glühende Gefühl aufrecht: „ſie werden dich erkennen! du wirſt Ruhm, du wirſt Ehre ernten!" — und nun hört er den Lärm eines Triumphzuges. Wer zieht ein? Iſt's ein König? iſt's ein ſiegender Held? Ihnen will ich weichen; aber nein, es iſt eine — Tänzerin. Und ſo viel Ruhm, ſo viel Entzücken, ſo unendlicher Glanz! Und ich mit meinen Ideen, in denen die innigſte Liebe, die reichſte Schöpferkraft ringt, ich wäre ſelig, wenn nur einer dieſer feurigen Blicke mir zugewendet wäre, wenn in mein dunkles Fenſter nur einer dieſer tauſend Kränze hereinflöge, wenn von dieſen tauſend Stimmen nur eine mir zurieſe: Du biſt genannt, du biſt berühmt! Aber ſie ziehen Alle vorüber, Alle! — Und eines Morgens wird dieſer Mann, der für ſeine Zeit ſich in Qualen geopfert, in tiefer Stille hinausgetragen zur Schlummerſtätte, und ein Grabſtein fällt auf ihn. Erſt nach hundert Jahren durchwühlt der Eigennutz ſeine Papiere und große Gedanken fallen heraus, die der Geiſt aufliest. Jezt feiert man ſeinen Namen, jezt läuft man nach Marmorblöcken und läßt Statuen meißeln! Undankbare Mühe! Teufliſches Spiel mit dem, was der Lebende verlangte und der Todte nicht mehr braucht.

Iſt das Ruhm? Vielleicht. Doch her mit dem andern Ruhm! Er iſt ſo glänzend, ſo reizend, ſo ganz das, was der Ruhm ſeyn ſoll. Wie ein König zieht der Bekränzte in die Thore der Städte, jedes Auge grüßt ihn, jedes Auge lächelt. Er iſt jung, er kann noch genießen und er genießt: die Liebe der Frauen, die Ordensſterne der Könige, die Huldigung des Genies, das Gold der Reichen. Die jubelnde Mitwelt verſpricht ihm bei wohlbeſezten Tafeln, beim ſchäumenden Becher die Ewigkeit, und er glaubt es: er iſt jung, er kann genießen und er genießt. Das nenne ich Ruhm. Hier Glanz, Liebesleben, Wein, Gold und Ordensſterne — dort Gichtbeulen und Grabſtein! Wählt!

Aber dieſe Betrachtungen, wird man ſagen, ſind ſchon oft da geweſen; es iſt dieß ein altes Thema! Wenn du ſelbſt Anſprüche haſt, ſo berühre es nicht, denn man würde es für Neid halten, und haſt du keine Anſprüche, ſo berühre es noch weniger, denn man würde ſagen, du bringeſt ſchon hundertmal Dageweſenes nochmals zu Markte. Ich aber bleibe dabei und frage immer wieder: Was iſt Ruhm? Gebt ihn euern Lebendigen und wartet nicht, bis ſie todt, kalt und gleichgültig für alle eure Gaben daliegen! Gebt der Jugend, gebt der Hoffnung, gebt — gebt! denn das *Geben* iſt die Hauptſache. Wenn ich ein berühmter Mann wäre, verkaufte ich mein künftiges Denkmal auf dem Markte an die Meiſtbietenden und kaufte mir ſüße Trauben, friſche Blumen, leckere Paſteten und einen hübſchen Reiſewagen dafür. Es iſt wahr, ich zöge mir dann den Vorwurf zu, mein Denkmal durchgebracht zu haben; allein was thäte das? ich frage euch, könntet ihr etwas dagegen haben, die ihr doch einmal das Denkmal bezahlen müßt? Wer die Millionen einer Catalani, eines Paganini, einer Elsner, einer Taglioni, eines Liſzt, wer ſie vertheilen könnte, und damit guten Bordeaux, feines Silbergeräthe, Teppiche, glänzende Fenſterſcheiben, Rebhühnerpaſteten, Lyoner Schlafröcke und den feinſten aromatiſchen Thee in die ärmlichen Wohnungen, in die Manſardenſtuben der heimlich und noch unbeachtet unter uns lebenden Humbolde, Rückerte, Daguerre's, Meyerbeer's und Thorwaldſen's bringen! Gebt nicht alles für ein Entrechat, für einen galop chromatique hin! Das Genie, einmal von euch abgewendet, wird lieber den einfachen Grabſtein als einen Kranz ſuchen, an dem der Schweiß einer alten, abgelebten und abgetanzten Tänzerin klebt. Es wird Ruhm ſeyn, *nicht* berühmt geweſen zu ſeyn.

Aber ſeyd ohne Sorge, ſo weit wird es nicht kommen. Im Beifallshymnencataract, der vor unſern Ohren betäubend vorüberfällt, fehlt *ein* Ton, ein Ton, den nur der ſcharf Hinhorchende vermißt, der *Ton der Achtung*. Dieſe Göttin, die ihr auf euern Schultern tragt, die ihr bewundert und liebkoſt — ihr *achtet* ſie nicht. Aber

ihr müßt den Mann achten, der unerkannt und unbewundert in die Grube stieg und Werke hinterließ, die euch nach hundert Jahren noch entzücken. Also doch her mit der Nachtlampe und den Gichtbeulen, mit dem dunkeln Stübchen und dem Wasserkruge! Denn dieß kleine fehlende Wörtchen: Achtung, ist gerade das, was das Genie am schmerzlichsten vermißt, ein Wörtchen, das, wenn man es dem „Ruhme" raubt, ihn zu einem bloßen „Rufe" herabsinken läßt. Hiemit ist aber die Predigt in der Wüste zu Ende.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Teplitz, Juli.

Theater. — Fürst Clary.

Als die Kurgäste, alter Sitte treu, eines Mittags sich zum Rendezvous im fürstlichen Schloßgarten begaben, erblickten sie vor dem am einen Ende des Schlosses angebauten Theater zwischen Kisten und Kasten, Mantelsäcken und Ballen, Requisiten der Bühne und des Lebens das sehnlich erwartete Leitmeritzer Theaterpersonal malerisch und unmalerisch gelagert, und schon am folgenden Morgen hüpfte der leichtgekleidete Zettelträger von Haus zu Haus, und was er brachte, klebte an allen Straßenecken. — Das Theater „unter der Direktion des Moriz Römer" wurde eröffnet mit Onkel und Nichte, von Charlotte Birch-Pfeiffer. Die seitdem über die Bühne gegangenen Stücke, öftere Wiederholungen ungerechnet, sind: „Das Mädel aus der Vorstadt, oder ehrlich währt am längsten," Posse von Nestroy; „einen Jux will er sich machen," von demselben; „der Sonderling in Wien," von Bäuerle; „das Glas Wasser;" „der Zigeuner in der Steinmetzwerkstatt," Lebensbild von Kaiser; „Doctor Fausts Hausläppchen, oder die Herberge im Walde," Zauberposse von Hopp, Musik von Hebenstreit; „der Talisman," Posse von Nestroy; „die beiden Nachtwandler, oder das Nothwendige und Ueberflüssige," Posse von demselben, Musik von Müller; „das Verbrechen aus Kindesliebe," nach dem Französischen l'éclat de rire, von Blum; „Scheibentoni," Nationalschauspiel nach Spindlers Erzählung von Madame Birch-Pfeiffer. Diese Liste zeigt also die Wiener Posse als vorherrschendes Element, und zugestanden, daß Wiener Possen, wenn gut gegeben, die rechte Sorte sind für einen Kurort, wo die Zuschauer fast insgesammt aus Fremden bestehen, die wohl lachen, aber nicht weinen, wohl heiter, aber niemals traurig seyn sollen, fehlte zum größern Theile nur die Bedingung des Lachens und Heiterseyns — das erträgliche Spiel. Nur zwei Individuen erheben sich über die trostloseste Mittelmäßigkeit, und es bestätigte sich hier wieder, daß zwei Sterne an einem Bühnenhimmel bloß dazu dienen, die Finsternis sichtbar zu machen. Anfangs war das Haus wenigstens voll, denn obgleich die Preise ziemlich hoch standen, viel zu hoch im Verhältniß zu den Leistungen, — ein Logenbillet 1 Gulden 12 Kreuzer Münze, ein Sperrsitz 56, ein Parterresitz 24 Kreuzer Münze, — so sind doch Kurgäste in der Regel keine Knauser, einer zog den andern, und das Haus wurde voll. Bald aber gesellte sich zu dem schaurigen Dunkel auch die schaurige Oede, und öfters ließ man den Vorhang nur aufgehen, um die Anwesenden zu bitten, ihr Legegeld zurückzunehmen. Daß die Kasse oder der Kredit des Moriz Römer diesem Zustand der Dinge gewachsen sey, wird von hiesiger chronique scandaleuse verneint. — Mit der kürzlich erfolgten Ankunft des Fürsten von Clary und seiner Gemahlin ist die Bedingung gegeben, von welcher ein regeres Badeleben erwartet wird. Das fürstliche Paar wurde festlich empfangen; die Ehre galt der jungen Fürstin, einer gebornen Gräfin von Figuelmont, welche zum erstenmal Teplitz betrat. Die fürstliche Beamtenwelt (auf den böhmischen Gütern ist eine solche Welt keine Hyperbel) fuhr ihr bis an die Grenze der Herrschaft entgegen; es fehlte nicht an Ehrenpforten, singenden Schulkindern, weißgekleideten Jungfrauen u. s. w. Die Zünfte mit ihren Fahnen waren aufgestellt, und als ich meine Verwunderung äußerte, daß die Schaar der zünftigen Meister in Teplitz so klein sey, belehrte mich ein poetischer Schneider, daß die Honneurs, welche die Zünfte dem fürstlichen Ehepaare machten, ein Tribut freiwilliger Liebe seyen; „denn wir sind dem Fürsten nicht unterthänig, sondern freie Bürger," sagte der Schneider; „und wer Liebe ernten will, muß Liebe säen," setzte er bedeutungsvoll hinzu, damit bestätigend, was ich bereits gehört, daß der Fürst nicht die schöne Kunst verstehe, sich Liebe zu erwerben. Dieß wurde von seinem Großvater, dem Fürsten Johann, nicht gesagt, aber schon unter dem succedirenden Sohne Karl fing das an sich zu ändern, und ich vermuthete, daß die Aenderung in der lezten Zeit noch weiter gegangen, als ich im Schloßgarten die eisernen Thüren und Gitter sah, mit welchen der Nachfolger die Plätze hat absperren lassen, wo die fürstliche Familie bei schönem Wetter zu frühstücken, Ball zu spielen und den Abendthee zu trinken pflegte. Fürst Johann plauderte da mit dem ersten besten, der unter den Nahestehenden ihm auffiel, und ich erinnere mich nicht, daß eine Ungezogenheit ihm dieß je verleidet hätte. Aber andere Zeiten bringen andere Sitten, und es hatte eben sieben Uhr Abends geschlagen, als der Donner eines zweiböthigen Böllers die Ankunft der Erwarteten verkündete. Teplitz besizt seit 1552 eine Schützengesellschaft, die gegenwärtig aus vierzig Mitgliedern besteht und in dem verstorbenen König von Preußen einen ihrer freigebigsten Patrone verloren hat. Er kam kein Jahr an die Heilquelle, ohne der Schützengesellschaft ein werthvolles Geschenk zu verehren. Durch seine Unterstützung vermochte sie im Jahr 1828 ein elegantes Haus zu erbauen, und obgleich es daselbst verschiedene sehenswerthe Kuriositäten gibt — unter andern die Porträts der kaiserlich österreichischen und königlich preußischen Familie und eine beträchtliche Sammlung oft recht sinnreicher und geschmackvoller Erinnerungsscheiben — so bittet doch der Custode vorzugsweise den einfachen Rohrstuhl zu beachten, auf welchem Friedrich Wilhelm saß, wenn er mit der ihm eigenen Pünktlichkeit jeden Sonntag von 2—5 Uhr Nachmittags den Schießübungen beiwohnte und meist selbst eine Büchse nach dem Vogel abdrückte. So dankt ihm auch die Gesellschaft zwei vierpfündige Kanonen, und da ich diese ehemals hatte losbrennen hören und sie noch jezt strahlend vor dem Schießhause aufgepflanzt stehen, war die Frage sehr natürlich, warum das fürstliche Paar, statt aus einem zweiböthigen Böller, nicht aus den Vierpfündern begrüßt werde. Die Antwort war aber sehr befriedigend: seit dem Tode Friedrich Wilhelms III. hat die Regierung den Gebrauch der Kanonen untersagt.

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 62.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 186.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Freitag, den 5. Auguſt 1842.

Stille, Liebchen, mein Herz!
Kracht's gleich, bricht's doch nicht!
Bricht's gleich, bricht's nicht mit dir!
Goethe.

Gedichte von Nic. Lenau.

Mein Herz.

Schlafloſe Nacht, der Regen rauſcht,
Sehr wach iſt mir das Herz und lauſcht
Zurück bald nach vergangnen Zeiten,
Bald horcht es, wie die künft'gen ſchreiten.

O Herz, dein Lauſchen iſt nicht gut;
Sey ewig, Herz, und hochgemuth!
Da hinten ruft ſo manche Klage,
Und vorwärts zittert manche Frage.

Wohlan! was ſterblich war, ſey todt!
Naht Sturm, wohlan! — wie einſt das Boot
Mit Chriſtus Stürme nicht zerſchellten,
So ruht in dir der Herr der Welten.

Lenz.

Die Bäume blühn,
Die Vöglein ſingen,
Die Wieſen bringen
Ihr erſtes Grün.

Schier thut's mir leid
Zu treten die Erden
Und ihr zu gefährden
Ihr neues Kleid.

Sie hat nicht Acht,
Ob Knospenſpringen
Und Frühlingsſingen
Mich traurig macht.

Das Kreuz.

Ich ſah ein Kreuz dort ohne Heiland ragen,
Als hätte dieſes kalte Herbſteswetter,
Das ſtürmend von den Baumen webt die Blätter,
Das Gottesbild vom Stamme fortgetragen.

Soll ich dafür den Gram, in tauſend Zügen
Rings ausgebreitet, in ein Bildniß kleiden?
Soll die Natur ich, und ihr Todesleiden
Dort an des Kreuzes leere Statte fügen?

Vier Wochen in Berlin.

(Fortsetzung.)

Franz Liszt ist eine Erscheinung, die sehr einfach den Uebergang bildet auf die heutige Frauenschriftstellerwelt. Er ist mit Madame Aurore Dudevant befreundet, und so wie er poetisch musikalisch ist, ist sie musikalisch poetisch; beide aber sind in jener leidenschaftlich tummelnden Bewegung, in jener athemlosen Hast und grellen Genußsucht unserer Tage versunken. Die Schriftsteller, die modern seyn wollen, taumeln, rasen, zucken und blinzeln alle auf diesem Wege nach. Politische Aufregung waltet am Pianoforte eben so gut wie am Schreibtische im Boudoir. Alles soll Bewegung athmen, Alles soll blenden, niederstürzen, zermalmen.

Unsere Unterhaltungsliteratur ist fast ausschließlich in den Händen der Frauen und hat deßhalb auch ein eigenes Gepräge. Diese Schriftstellerinnen sind einzutheilen in solche, die unbedingt der oben beschriebenen socialen Aufregung folgen, und in die, welche dem ältern System treu bleiben und mit Ruhe, Anstand und Geschmack schreiben. Der leztern sind wenige, aber ein großes Talent führt sie an, und dieß ist die Verfasserin von Godwie Castle. Die erstere Richtung wird in Deutschland von der Gräfin Hahn-Hahn repräsentirt. Wir wollen etwas näher auf die Beurtheilung der Thätigkeit dieser und anderer Dichterinnen der Neuzeit eingehen, so viel dieses möglich seyn wird, da die Erscheinungen, noch im Leben und Schaffen begriffen, uns sehr nahe stehen.

Die Erzeugnisse der Gräfin Hahn sind Produkte der aufregenden und aufgeregten Poesie unserer Tage; in ihren Romanen sind alle die kleinen spitzigen, zänkischen Dogmen unserer klein-großen Zeit eingestreut. Die Frauen revolutioniren darin gegen die Männer, und diese wissen sich in moderner Unbehaglichkeit weder vor dem Leben noch vor den Weibern zu schützen. Mit geistreicher Wildheit wird bis an's Ende der lezten Seite gestritten, gezankt, getrozt, geliebt, gehofft, ohne daß man jemals zur Ruhe kommen kann. Eine Masse parfümirter Spitzen und indischer Shawls ist um das Ganze gewickelt, und die Märtyrer und Märtyrinnen der Gesellschaft sind graziös und liebenswürdig bis an's Ende. Wenn die Gräfin weniger schöpferischen Geist besäße, so könnte dieß äußerst fade werden, so aber hilft die Poesie, und manchmal steigert sich diese so, daß sie eine Petrarchische Gluth annimmt, so z. B. in der „Faustine," wo Stellen vorkommen, welche die ewige Schönheit an sich tragen, die ein Gedicht unsterblich macht und über alle Zeitausschmückungen hinweghebt. Man würde irren, wenn man aus diesen Romanen den Zustand der Gesellschaft in Deutschland beurtheilte: es sind reine Schöpfungen einer subjectiven Anschauung. Wo blieben wir, wenn wir lauter solche Frauen hätten, lauter solche Salons, lauter solche wunderliche und phantastische Abgeschmacktheiten? Nein, das deutsche Phlegma duldet dergleichen nicht. Die hohe und feine Gesellschaft ist zu viel mit sich selbst beschäftigt, um so wunderlich und so poetisch schwärmen zu können; aber sie läßt sich gefallen, daß man es ihr gelegentlich zutraut, und in so fern ist die Gräfin eine beliebte Schriftstellerin auch bei ihren Standesgenossen. Aber als Beweis, wie wenig sie das eigentliche Leben kennt, das Gros der Erscheinungen, dient die kleine Anzahl von Figuren, die sie immer wieder vorbringt. Immer der Egoist-Mann und die schöne, geniale Revolutionsfrau und der Liebhaber, der ungesetzlich liebt und ungesetzlich wieder geliebt wird, der aber ebenfalls dem genialen Weibe sich demüthigst unterordnen muß. Das Alles klingt einem Manne schlecht in's Ohr. Er spottet oder er lächelt mitleidig, und da diese spottenden oder lächelnden Männer Kritiken schreiben, so geht es der poetischen Grafin oft nicht zum besten. Allein, wie gesagt, ihre positive Poesie überwindet jede Unbill.

Das Schönste, was sie geschaffen hat, ist, unserer Ansicht nach, Astralion. Da ist jene liebliche Fülle der Schönheit ohne den Zank der Gegenwart, da ist die feuchte, frische, kalte Frucht der Poesie ohne die daran hängenden Raupen der neuesten socialen Debatten. Wenn die schöne Gräfin sich entschließen könnte, einmal einsam in ihrem Park sich hinzusetzen und dem Geplätscher des Baches zu lauschen, dem Rauschen der Baumwipfel, und dem köstlichen reichen Leben der Natur um sie her sich hinzugeben, mit jenem fein zuhorchenden Ohr des Dichters, so könnte sie uns Gedichte schenken, die das Entzücken ihrer Zeit seyn müßten. Niemand ist würdiger als sie, als Hoheprieſterin im Hain der Diana zu stehen und die Mysterien der reichsten und schönsten Verwandlungen zu belauschen. Sie ist Dichterin, warum wirft sie ihr Diadem auf die Trödelmarktbude der Gegenwart und leidet es, daß man die Aechtheit der Diamanten, die diesen Königsreif schmücken, bezweifelt? Ein „Astralion" wird nicht untergehen, allein ein „Ulrich," ein „Faustin" sind versiegelte Briefe für das zukünftige Geschlecht, das nicht weiß, wie wir unsere Tage, von einer düstern, albernen Thorheit geplagt, hinbringen müssen, wie wir es nicht verstehen, weder wahrhaft fröhlich, noch wahrhaft ernst zu seyn, wie wir so viel wollen und so wenig können, mit einem Wort, wie wir ohne Lust leben und ohne Schmerz sterben.

Die Grafin Hahn ist eine Frau von Geschmack und Poesie und ihre Ansichten haben eine feine Würze der Bildung in hoher Stellung. Ein Schritt tiefer, und diese Richtung, die Welt aufzufassen, kann das Widrigste

und Beleidigendste für den gesunden Sinn erzeugen, was nur irgend existirt. Dieß zeigt sich bei den Nachahmerinnen der Gräfin, von denen wir nur Eine Schriftstellerin, Ida Frick, nennen wollen.

(Fortsetzung folgt.)

Aus den Hochpyrenäen.

(Fortsetzung.)

Die Wohnung meines neuen Bekannten glich, wie seine Kleidung, in ihrer Einrichtung vollkommen den Häusern aller andern Bauern des Landes; nur durch größere Reinlichkeit und Ordnung, durch eine kleine Bibliothek, in welcher ich im Vorbeigehen außer mehreren Werken über Botanik auch einige Bände lateinischer Classiker sah, durch einen auf einem Tisch ausgebreiteten Zeichenapparat und eine an der Wand hängende Laute zeichnete sie sich vor denen seiner Nachbarn aus.

Nachdem wir uns auf ein paar Schemeln niedergelassen, begann eine Unterhaltung, wobei mich nicht weniger die gründlichen Kenntnisse meines Wirths in Beziehung auf die Pflanzenkunde, als die edle Einfachheit, Eleganz und Wahl seines Ausdrucks mit Bewunderung erfüllten. Eine Wendung des Gesprächs veranlaßte Sacaze, mir manches Interessante aus seinem frühern Leben mitzutheilen und dadurch die Nachrichten zu vervollständigen, welche ich bereits über ihn eingezogen hatte.

Gaston Sacaze brachte, wie alle Bewohner seines Dorfs, die schöne Jahreszeit auf den höchsten Kuppen des Gebirges mit seiner Heerde zu. Dort in der vollkommensten Abgeschiedenheit von den Menschen, nur in Gesellschaft seines treuen Hundes und seiner Schafe lebend, fühle sein poetisches Gemüth sich nur um so mehr von den großen Erscheinungen um ihn her angezogen. Für ihn waren die Sterne, welche mit höherem Glanze an dem klaren Nachthimmel der Pyrenäen vorüberziehen, für ihn waren die Pflanzen, welche die entlegensten Klüfte der Felsen mit ihren Farben und ihrem Dufte erfüllen, nicht stumm geblieben; Sacaze strebte rastlos, die Gesetze dieser großen und lieblichen, seine Seele mit Ahnung erfüllenden Erscheinungen zu erfassen. Mit besonderer Vorliebe aber wandte er sich den Pflanzen zu, und sein beobachtender Geist beschäftigte sich lange, ohne alle fremde Hülfe, aber nicht ohne Erfolg, mit der Beobachtung des Lebens und der Eigenschaften der Pflanzenwelt. So lernte er nach und nach die Flora des Thals Ossau und namentlich die des pic d'Artouste, auf dem er oft seine Heerde weidete, vollständig kennen und ordnete sie in einem Herbarium; aber es fehlten ihm die Namen, wodurch er seine lieben Bekannten unterscheiden konnte. Da erfährt er durch den Prediger von Bagés-Béost, daß es Bücher gibt, welche die Pflanzen wissenschaftlich behandeln. Von diesem Augenblick an ruht Sacaze nicht, bis er sich in Besitz eines Bandes von Linné gesetzt hat. Aber ein neues Hinderniß stellt sich dem Wißbegierigen entgegen: das ersehnte Buch ist lateinisch geschrieben. Sacaze läßt sich nicht abschrecken, er will und muß den Schatz heben, welcher unter den für ihn noch todten Worten des lateinischen Werks begraben liegt; mit einer alten Grammatik von Lhomond, welche ihm der Schulmeister des Dorfs leiht, mit einem alten Wörterbuche aus der Bibliothek des Predigers beginnt er ohne Lehrer lateinisch zu lernen. Bald ist sein Linné ein für ihn verständliches Buch; aber auf halbem Wege kann der außerordentliche Geist des Hirten nicht stehen bleiben; er ruht nicht, bis er der klassischen Sprache der Römer vollständig Herr geworden ist und sie mit Reinheit schreibt und spricht. Eine Stelle aus Linné, welche Sacaze im Eifer des Gesprächs und ohne alle Affektation citirte, gab mir Gelegenheit, meine Erinnerungen aus den Schuljahren, wo ich für einen guten Lateiner galt, zurückzurufen und die Unterhaltung eine Zeit lang lateinisch fortzusetzen, wo ich denn bald fand, daß der Ruf der Gelehrsamkeit unseres Schäfers auch in dieser Hinsicht vollkommen begründet ist.

Nach seiner ersten großen Eroberung auf dem Gebiete der Wissenschaft sah der merkwürdige Mann ein weites Feld vor sich offen. Nachdem er das Linné'sche System gründlich studirt und seine bedeutenden Pflanzensammlungen darnach geordnet hatte, erkannte er die Nothwendigkeit, dieselben auch zeichnen zu können. Die Figuren in seiner Ausgabe des Linné wurden seine Vorlegeblätter, und als sein Talent diese enge Sphäre bald erschöpft hatte, wurden die großartigen Umgebungen des Gebirgs, in dem er lebt, Gegenstand der Nachahmung für ihn, und er hat seitdem so bedeutende Fortschritte als Landschaftszeichner gemacht, die Treue, die Richtigkeit in den Verhältnissen und Entfernungen in seinen Arbeiten ist so groß, daß mehrere derselben in das „Album des Pyrenées," eine Sammlung lithographirter, sehr gelungener Ansichten dieses Gebirges, aufgenommen worden sind.

Durch alle diese Erfolge noch nicht befriedigt, wurde das rastlose, umfassende Genie Sacazes auch zur Musik und zu ihrer Schwester der Dichtkunst geführt. Auf diesem neuen Gebiete abermals seiner schöpferischen Kraft allein überlassen, hat er sich eine Laute nach eigener Erfindung gebaut. Dieselbe hat acht Saiten und gleicht in den Tönen, welche dieser moderne Orpheus ihr zu entlocken weiß, der leider fast ganz in Vergessenheit

gerathenen Viole d'Amour, obgleich diese leztere mit dem Bogen gespielt wird und sich dadurch wesentlich von jeder Laute unterscheidet. Er spielte mir auf meine Bitte die Melodien einiger Volksgesange vor, die in ihrem ernsten, eigenthümlichen und vielleicht etwas monotonen Charakter ihr Vaterland, das von den strengsten Bergformen umgebene Thal nicht verleugnen konnten. Nur mit Widerstreben bekannte der bescheidene Sacaze sich als Componist einer dieser Weisen, in welcher einige Uebergänge von außerordentlicher Wirkung mich überraschten und welche er zu einem von ihm selbst gedichteten Liede erfunden hatte. — Leider bin ich des Bearner Patois nicht mächtig genug, um über Sacazes Verdienste als Dichter urtheilen zu können; doch haben Leute, welche die Sprache des Landes kennen und auf deren Urtheil ich mit Recht Werth lege, mir versichert, daß manche seiner Dichtungen in Beziehung auf Anmuth, Naivität und Gedankenfülle denen von Despourrins, dem Troubadour der Pyrenäen, keineswegs nachstehen.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Teplitz, Juli.

(Schluß.)

Gesellschaftliche Stimmung.

Es heißt, der Fürst von Clary beabsichtige einige Feste, und wenn namentlich die jungen Damen neue Hoffnungen an diese Sage knüpfen, so ist ihnen dieß nicht zu verargen, denn noch zeigt das gesellschaftliche Leben keine Regung. Vergebens bietet der hiesige Musikdirektor Schmit in den sogenannten Gartenserenaden von 11 bis 1 Uhr die ganze, nicht geringe Geschicklichkeit seines Orchesters auf, den Männern Lust zum Tanzen zu machen. Die junge Männerwelt hat gegen die, welcher ich vor vierzehn Jahren hier begegnete, sich so gewaltig verändert, daß sie in dieser Frist wenigstens um vierzig Jahre älter geworden zu seyn scheint. Nicht genug, daß sie ein Glas Wein und eine feine Cigarre dem Tanzen vorzieht, die Cigarre allein ist ihr lieber als Damengesellschaft. Noch vor vierzehn Jahren hätte jeder junge, wie überhaupt jeder auf Bildung Anspruch machende Mann es — mich gelind auszudrücken — für einen Akt der Flegelei gehalten, während der mittägigen Rendezvous im Schloßgarten, sey es beim Auf- und Niederwandeln in der „Hauptallee," oder beim Sitzen vor dem „Gartenhause," die Cigarre dampfen zu lassen. Als in Folge einiger, der verwittweten Fürstin von Clary in's Gesicht geblasenen Tabakswolken ein Anschlag das Rauchen in der Hauptallee „aus Anstandsrücksichten" verbot und fürstliche Diener mit dicken Amtsstöcken die Beobachtung des Verbots einschärften, was thaten viele junge Männer? Sie bleiben entweder ganz weg, oder promeniren rauchend in den abgelegenen Gartenpartien. Daher sind auch die ehemals so besuchten, einen großen Theil der Badegäste angenehm zusammenführenden Abendreunionen im Gartensaale noch nicht zu Stande gekommen. Der Gartensaal, neu und zierlich dekorirt, ist bereits am 12ten vorigen Monats eröffnet worden; täglich mehrt sich die Zahl der Fremden; schon weist deren die Badeliste über 1200 nach; die Entrée zur Reunion ist so billig, daß ein halbes Dutzend feine Cigarren mehr kostet; aber man will lieber rauchen und trinken, und daß die jungen Damen verdrießlich aussehen, „genirt nicht." Wahr ist indessen auch, daß es zur Zeit hier noch an Solchen fehlt, die aus einem oder dem andern Grunde das Vorrecht besitzen und ausüben, sich an die Spitze der Gesellschaft zu stellen. Die Badeliste enthält zwar eine Menge Hochwohl- und Hochgeborene; aber eigentliche Illustrationen des Adels, Notabilitäten der Kunst und Literatur werden vermißt. Nehme ich eine sehr kleine Zahl beider Klassen aus, denen Gesundheits- oder sonstige Rücksichten strenge Abgeschlossenheit zur Pflicht machen, so sind nur etwa folgende Namen aufzuführen: Graf von Bausdissin, August von Thielau, Karl Heun (H. Clauren), Oberhofprediger v. Ammon, Minister v. Zeschau; und es scheint, auch diese wollen lieber mit dem Strome schwimmen, als an den schwer zu umschiffenden Klippen des Tonangebens Kraft und Geschick prüfen. So sieht im Allgemeinen die Badegesellschaft sich auf vereinzelten Genuß beschränkt, auf das Familienleben, auf den Umgang mit einigen Bekannten und auf die hier allerdings ringsum wunderherrliche Natur. Selbst die einzige bis jezt bestehende Table d'hôte im Gartensaale ist ein lockeres Band für ein oder zwei Dutzend Menschen; die meisten Familien speisen zu Hause, die Andern zerstreuen sich von 12 bis 2 Uhr in die zahlreichen Speisehäuser, und sobald „die Begierde des Essens und Trinkens gestillt ist," verbeugt man sich oder auch nicht gegen die zunächst Sitzenden, nimmt Hut und Stock, geht eilig ab, und überlegt dann in der Hausthür, ob man seinen Weg gerade aus, ob rechts oder links fortsetzen soll. Eine menschenfreundliche Warnung muß ich hier beifügen. Am Schloßplatze heißt eines der stattlichsten Gebäude Hôtel du Prince de Ligne. Es ist Gasthaus, Speisehaus, Logirhaus, Weinhaus und Zeitungslesanstalt unter Einem Dache. Keine dieser Leistungen ist dort vorzüglicher als in jedem andern mittelmäßigen Hause solcher Art, aber jede um das Doppelte und Dreifache theurer.

Homonyme.

Ihn bringt die Sonn' hervor, und Niemand will
Darum sie loben;
Ihn gibt die Gicht, und Niemand hält gern still
Bei seinem Toben;
Wenn er den Most, den Wein, das Bier befällt,
Sind sie verachtet;
Oft hat Kritik mit ihm den Geist vergällt,
Der sie beachtet;
Ihn gibt der Stahl, ihn muß sich das Metall
Gefallen lassen;
Im Kartenspiel kommt Mancher in den Fall,
Auf ihn zu passen;
Ja deiner Haut auch droht von ihm Gefahr,
Wo Kerse wohnen,
Und Eine Hand macht oft in Einem Jahr
Fünf Millionen.

J. G. M.

Beilage: Literaturblatt Nr. 80.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 187.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Sonnabend, den 6. Auguſt 1842.

— wo heiß ein Quell entſpringt,
Der Sieche heilt und kräftigt, der Greiſe wieder jüngt.
Uhland.

Aus den Hochpyrenäen.

(Schluß.)

Sacaze iſt vor Kurzem Mitglied einer gelehrten Geſellſchaft geworden, welche ſich neuerdings zu Pau gebildet hat, obgleich er die Ehre, als weit über ſein Verdienſt hinausgehend, aus wahrer Beſcheidenheit lange abgelehnt hat. Er iſt trotz der Auszeichnungen, deren Gegenſtand er von Seiten vieler bedeutender und vornehmer Männer geworden, dennoch ſo beſcheiden und anſpruchslos geblieben, als zuvor in ſeiner Dunkelheit. Eine von ihm geordnete und beſchriebene Sammlung von Pyrenäengewächſen umfaßt bereits mehr als 2000 Arten, und der berühmte Botaniker Juſſieu, deſſen Freund und Korreſpondent Sacaze iſt, hat mehrere von dieſem entdeckte Gewächſe nach demſelben benannt.

Was aber an dieſem genialen Menſchen mehr Bewunderung verdient als alle ſeine ſonſtigen ausgezeichneten Eigenſchaften, das iſt ſeine Philoſophie. Nie haben die glänzendſten Anerbietungen ihn vermocht, ſein Dorf, ſeine Berge, ſeine Heerde zu verlaſſen; er bleibt unabhängig in ſeiner einfachen Lage, er bleibt als verdienſtvoller, raſtloſer Gelehrter zugleich der beſte und fleißigſte Schäfer der Gegend. Als ich ihn fragte, warum er der Aufforderung, nach Paris zu kommen, nicht gefolgt ſey, legte er die Hand auf die Bruſt und antwortete, indem er tief aufathmete: „la plaine me suffoque.“

Der Abend war längſt zur Nacht geworden, als ich dem merkwürdigen Manne Lebewohl ſagte, und die tiefe, das Thal einhüllende Dunkelheit ward nur etwas durch das Licht zerſtreut, welches der Himmel von dem noch hinter den Bergen verſteckten Mond empfing und in die Tiefen zurückſtrahlte. Sacaze beſtand darauf, mich bis an das Dorf zu begleiten; hier erſt ſchieden wir und ich nahm das Gefühl der Bewunderung und Achtung mit mir fort, welches uns ſo wohlthuend erfüllt, wenn wir dem Genie ohne Eigenſucht und Ehrgeiz begegnen.

Als ich am folgenden Morgen gegen fünf Uhr aus meinem Fenſter ſah, ſtand Jean Marie mit ſeinen wohlgepuzten und geſattelten Pferden ſchon reiſefertig vor der Thür, und ſein friſches, vergnügtes Geſicht war im vollſten Einklange mit dem hellen Morgen, welcher mir entgegenſtrahlte. Eine Minute ſpäter trabten wir den Weg nach Laruns hinab, von wo aus man in die Schlucht von Eaux chaudes gelangt.

Die wilde Natur des Gebirges hat der nach Eaux chaudes geführten Kunſtſtraße noch bedeutendere Hinderniſſe entgegengeſetzt, als der nach Eaux bonnes. Der Eingang in den Theil der Schlucht, in welchem hier die Heilquelle entſpringt, iſt ſo eng, daß der Gave von Oſſau

kaum den Weg durch die Felsen findet, und daß die Landstraße, indem sie sich in dem unter dem Namen Hourat bekannten Defilé an der Flanke des Gebirges über schauerliche Abgründe erhebt und eine Galerie durch den festen Marmorfelsen bildet, als das bedeutendste Bauwerk dieser Art im ganzen Bereiche der Pyrenäen betrachtet werden muß. Ein ehemaliger Intendant von Bearn, d'Etigny, dessen Mausoleum man in der Kathedrale zu Auch sieht, hat durch die Ausführung dieses großen Werks und vieler anderer öffentlichen Bauten seinen Namen der Dankbarkeit der Nachwelt überliefert.

Trotz der Schwierigkeiten der frühern Passage, begab sich der kleine Hof von Navarra alljährlich nach Eaux chaudes, und eine Inschrift auf dem Felsen über der Quelle Arefec ruft namentlich den Aufenthalt Catharinens, der liebenswürdigen und schönen Schwester Heinrichs IV. zurück. — Daran erinnert aber keine Inschrift, daß der berühmte de Thou, welcher im Jahre 1582 sich zu Eaux chaudes befand, jedesmal 25 Gläser der Quelle, wie er selbst sagt, „plutôt par plaisir que par nécessité“ leerte, und daß ein junger Deutscher in seinem Gefolge den uns schon von Tacitus gemachten Vorwurf einer zu großen Capacität für Flüssigkeiten einigermaßen rechtfertigte, indem er täglich, und zwar im Laufe einer Stunde, 50 Becher der Quelle von Eaux chaudes zu trinken pflegte.

Das Dorf Eaux chaudes liegt in der Hauptschlucht des Thals Ossau, an dem Gave desselben Namens und längs des Weges, welcher durch dasselbe nach einem der zahlreichen Ports oder Pässe zwischen Frankreich und Spanien führt. Dieses Thal ist noch ernster, noch finsterer, als das von Eaux bonnes; hohe Felsen von grauem Marmor, welche sich auf das granitische Urgebirge lagern, scheinen sich über der Schlucht schließen und den Bewohnern den Anblick des Himmels entziehen zu wollen. Die Höhen über dem Thale aber bieten großartige Blicke in das Gebirge, und wem ein Rest von Gesundheit erlaubt, die fast unwegsamen Pfade dort hinauf zu betreten, der folgt ihnen gern, um einmal wieder freier zu athmen und in die Weite zu sehen.

Drei Quellen füllen in Eaux chaudes binnen einer Stunde 16 Marmorwannen und entsprechen folglich durch die Quantität des Wassers kaum den Ansprüchen der 250 bis 300 Badegäste, welche die Saison hier zuweilen gleichzeitig versammelt und deren Zahl sich während des ganzen Verlaufes der Badezeit, vom Juni bis zur Mitte Septembers, bis zu 2000 steigert. — Die Quellen lau Rey (le Roi), l'Esquirette, le Clot oder l'Arefec haben bei einer Temperatur der Atmosphäre von 18° R. zwischen 30 und 32° Wärme; eine vierte Quelle, Mainvieille, hat nur 9° R. — Das Wasser wird getrunken, zu Bädern und Duschen verwendet, und es kommt in seinen Bestandtheilen und in den Verhältnissen derselben so ziemlich mit dem von Eaux bonnes überein. Es ist hell, ohne alle Farbe und riecht viel stärker nach Schwefel, als das von Eaux bonnes.

Nach einem kaum zweistündigen Aufenthalte zu Eaux chaudes brach ich auf, um mich der Ausführung meines nach reiflicher Ueberlegung entworfenen Reiseplans wieder zu nähern, von welchem ich bis jezt so leichtfertig abgewichen war. Meine Ungeduld, endlich in die eigentlichen Hochpyrenäen einzudringen, deren vielgepriesene Schönheiten so lange schon meine Phantasie im Wachen und Träumen beschäftigt hatten, ließ mich die Halt- und Ruhepunkte auf meinem Ritte von Eaux chaudes nach Bagnères-Bigorre möglichst abkürzen, und meine gerechte Besorgniß, daß dieß Gefühl der Ungeduld in dem Leser, meinem gütigen Begleiter auf diesen Neben- und Umwegen, vielleicht längst entstanden seyn könnte, veranlaßt mich, ihm nur in wenigen und flüchtigen Umrissen die Bilder zu zeichnen, an welchen ich ihn bis zu jenem nächsten Reiseziele vorüberführen werde.

W. v. R.

Vier Wochen in Berlin.

(Fortsetzung.)

Einen völlig verschiedenen Weg hat die Verfasserin von Godwie-Castle eingeschlagen. Ein nicht minder großes Talent zeigt sich hier in Ruhe, Sicherheit und Ordnung. Man kann sie gegen die aufgeregte gräfliche Sibylle kalt und trocken nennen, aber die nähere Betrachtung zeigt das Gegentheil. Eine kleine einfache Anekdote, ein Gespenstergeschichtchen oder etwas dergleichen bildet den Kern, um den herum eine zarte, still schaffende, aber immer blühende Erfindungsgabe dichtend ihr Gewebe schlingt. In diesen Erzählungen stolpert keine Figur über die andere; keine rasenden und erhizten Frauen jagen durch die Kapitel dieser Romane, keine Philosopheme, keine Systeme, keine Julirevolutionsstichworte, keine umschriebenen Zeitungsdebatten, sondern Ordnung, Stille, blühender Frieden und langsames Vorwärtsschreiten. Der erste Theil ist gewöhnlich breite Exposition, der zweite enthält die Schürzung des Knotens, der dritte dessen Lösung. Alles das ist mit Ordnung und Sicherheit angelegt, nach Weise der bessern englischen Romane. Es verkehren dort mit einander ehrenwerthe Väter, junge, kühne und galante Helden, junge, frische und unschuldvolle Mädchen, zarte Frauen, kräftige Männer, und diese Personen werden im Interesse

der Fabel fortwährend und paſſend beſchäftigt, keine bekommt zu viel, keine zu wenig zu thun. Es iſt nicht wie in den Geſchichten der Gräfin, wo oft plötzlich eine Lieblingsfigur den ganzen Roman allein auf die Schultern nimmt und damit davon läuft, ſondern Alles geht anſtändig und beſonnen neben einander bis an's Ende. Dieſe künſtleriſche Bedachtſamkeit war es, was Goethe ſo ſehr liebte; freilich muß es ein Poet ſeyn, der dieſe Bedachtſamkeit ausübt; die Mittelmäßigkeit, die vom ſtürmiſchen Drängen des Genius nichts zu leiden hat, kann ſchon bedachtſam ſeyn, aber Niemand dankt's ihr.

Die Gräfin Hahn-Hahn, wenn ſie dieſe künſtleriſche Ruhe hätte, würde ohne Zweifel großartige Schöpfungen zu Tage fördern, und die Verfaſſerin von Godwie-Caſtle, wenn ſie etwas von dem Feuer und der Leidenſchaftlichkeit der Gräfin beſäße, könnte ihre Romane veredeln und verſchönern; da man aber nicht der Einen etwas nehmen und es der Andern geben kann, ſo muß man zufrieden ſeyn, daß zwei ſo hübſche, blühende Talente unſere Tage verſchönern. Die Gräfin iſt lyriſch, die andere Dame epiſch, jene rein ſubjektiv, dieſe in einem für unſere Tage ſeltenen Grade objectiv. Die Erfindungsgabe der Verfaſſerin von Godwie-Caſtle iſt hervorſtechend, indeß die poetiſche Launenhaftigkeit der Gräfin uns entzückt. Es iſt ſehr charakteriſtiſch, daß die Dichterin des „Ulrich" fortwährend in Bewegung und auf Reiſen iſt, während die Verfaſſerin von „St. Roche" nie ihr ſchönes, elegantes Zimmer verläßt, und immer dieſelben ſchönen Gemälde, dieſelben zierlichen Statuen, dieſelben harmoniſchen Verhältniſſe an Draperien, Möbeln und Zimmerdekorationen vor ſich hat. Die Erſtere ſitzt, ausgelaſſen aufgeregt, im Zirkus eines Stiergefechts, die Andere in der Cantianerſtraße in Berlin in der tiefſten Ruhe und Einſamkeit. Jene ſieht an einem Abhange des Felſens von Gibraltar eine Heerde Affen ſich tummeln, dieſe ſieht durch ihre hellen Spiegelſcheiben nur die Berliner Schöngeiſter, aus einer Vorleſung von Schelling kommend, an ihrem Fenſter vorbeidefiliren. Jene durchſtreift in ihrer kleinen ſpaniſchen Mantille die Straßen von Sevilla, dieſe wirft einen matten, gleichgültigen Blick auf das neue und doch ſo alte Berlin; jene ſchwärmt vor einem heiligen Franziskus von Murillo, dieſe vor einem Porträt von Begas. Der Phantaſie laſſen ſich keine Geſetze vorſchreiben, ſie ſammelt und arbeitet fortwährend. Wir dürfen nicht mit ihr rechten, auf welche Weiſe ſie ihre Schätze zuſammenbringt; genug daß ſie eben Schätze vorzeigt.

Man kann nicht wohl von den Schriftſtellerinnen unſerer Tage ſcheiden, ohne jenes Kindes Erwähnung zu thun, das noch immer ſeine „poetiſchen Krämpfe" hat. Dieſe Dame, die ſich dadurch auszeichnet, daß ſie immer einſeitig geliebt hat, hat ſich jezt völlig auf das Feld der Politik geworfen. Ihre Offenbarungen darin theilt ſie nur Auserwählten mit, und die Kritik hat daher kein Recht, dieſe kleine Sibylle dort zu belauſchen, wo ſie auf ihrem Dreifuß ſitzend nur die Stammgäſte ihres Tempels erfreut. Seitdem ihre naiven Bekenntniſſe von den Engländern ſarkaſtiſch aufgenommen worden, und die Ueberſetzung des Briefwechſels eines Kindes mit Goethe nicht den erwünſchten Erfolg gehabt hat, iſt die Dame ernſtlich auf die Inſulaner böſe, die doch wahrhaftig nicht dafür beſtraft werden können, daß ſie es nicht amuſant finden, wenn ein altes Mädchen ſich in den Rock eines Jokeis ſteckt und auf dem Kutſcherſitze Platz nimmt; eben ſo wenig dafür, daß die lang und breit erzählten Anekdoten von der alten Frau Rath bei ihnen nicht das Intereſſe finden, das ihnen die Bewunderer des großen Dichters in Deutſchland zugeſtehen. Das nächſte Buch der Sibylle wird heißen: dieß Buch gehört dem König; ein pretioſer Titel. Jedem Andern würde dieſe Anmaßung nicht hingehen. Das Eigenthümliche an dieſer Frau iſt, daß ſie ſich an jede neu auftauchende Berühmtheit unabweislich heftet und immer in deren unmittelbare Nähe ſich zu placiren weiß. Ebenſo hat Rang und Stand eine große Anziehungskraft für ſie. Es gibt in Berlin Kreiſe, wo man auf ihre Worte ſchwört und ſie vergöttert. Wie ſchade um ein ſo ſchönes Talent, daß es ſo fratzenhaft endet! Hätte ſie ihre Briefe an Goethe ohne Prätenſion und mit Angabe ihres damals durchaus nicht kindlichen Alters herausgegeben, und hätte ſie es dabei bewenden laſſen, ſo wäre die poetiſche Literatur um ein hübſches Buch reicher geworden; aber nun kamen die Geſpreiztheiten und die Albernheiten, und Alles dieß mit der Prätenſion, daß man es für göttliche Schöpfung eines Genies ſonder Gleichen halten ſolle. Nächſtens werden wir von dieſer Frau gewiß das Abenteuerlichſte und Seltſamſte vernehmen.

(Schluß folgt.)

Bagnères.

1841.

Gern wall' ich hier im Schooß der Pyrenäen,
Im ſchönen Thal, durchfloſſen vom Adour.
Ihr Wellen, raſch wegſchäumend eure Spur
Seyd Sinnbild mir der Jahre, die vergehen!

Den Strom befrag' ich, rings die grünen Höhen,
Die ganze mich umlachende Natur
Befrag' ich ſehnſuchtsvoll: o ſagt mir nur:
Woher, wohin des Lebens Geiſter wehen?

Umsonst nicht frag' ich hier nach solchen Dingen;
Die Flücht'gen: Welle, Lufthauch, Strahlenglanz,
Bekennen, daß sie ew'ger Quell' entspringen,

Und ihrer Tön' harmonisch heiterm Klingen,
Und ihrem Schweben, gleich der Sterne Tanz
Entnehm' ich, daß nach Einem Ziel sie dringen.

Der Abend zu Bagnères.

Wann Abendschein der Berg' und Hügel Rücken,
Die sanft sich wölben in dem schmucken Thale,
In Zauber taucht mit röthlich goldnem Strahle,
Und durch die Still' ihr Lied Stromwellen schicken,

Wall' ich entlang dem Ufer mit Entzücken,
Und auch mein Tröpfchen gieß' ich in die Schale
An deren Rand ich seh' am Opfermale
Die Priesterin Natur die Lippe drücken.

Dem Nebelmeer farbloser Tag' entschweben
Mir im Verklärungsglanze frischer Jugend
Die schönsten Tag' aus meinem langen Leben.

Und jeden Herzenspuls hör' ich erbeben
Vom Hochgefühl der Wahrheit und der Tugend.
Kann süßerer Genuß die Brust erheben?

J. H. v. Wessenberg.

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, Juli.

Die Brühlsche Terrasse. — Vorschlag.

Die Brühlsche Terrasse spielt seit ihrer Wiedergeburt immer eine wichtige Rolle im hiesigen Sommer, aber so glanzvoll wie in diesem Jahre zeigte sie sich in neuerer Zeit noch nie. Der unvergleichliche Frühling bahnte ihrem neuesten Ruhme den Weg; dann kam die noch fortdauernde, an Pracht und Mannigfaltigkeit der Gemälde, Zeichnungen und Sculpturen großer Meister alter und neuester Zeit überreiche Ausstellung im dortigen langen Saale, welche aus dem In- und Auslande vom Tiedge-Verein zusammengebracht worden, und zuletzt die Eröffnung des mitten in der rauhesten Jahreszeit wunderbar aufgestiegenen Gesellschaftspalastes. Der größte Theil der einheimischen und fremden Eleganz aus allen Stadtgegenden fand sich dabei auf der Terrasse zusammen. Dem Imposanten des umfangreichen neuen Gebäudes, dessen feenhafter innerer Ausstattung, dem schönen, mit blühenden Gewächsen geschmückten Vorplatz konnte die allgemeine freudige Begrüßung nicht fehlen. Allerdings glaubten Manche mitten durch den bunten Flimmer den grellen Schrei eines Papageien aus dem mit vielem Schmutz versetzten Glanze des Zeitalters Ludwigs XV. zu vernehmen; aber die Freundlichkeit des heiter belebten Ganzen, das wirklich Comfortable der neuen Anstalt für geselliges Vergnügen versöhnte gewiß die Meisten mit solchen Mißtönen, so daß sie in den allgemeinen Beifall über die Eroberung, welche Dresden mit dieser neuen Restauration gemacht, von Herzen einstimmten. Sie wurde auch gleich in den ersten Tagen von Familien des höchsten Ranges besucht, und überhaupt hat es dem neuen Hause im Ganzen an reichlichem Zuspruche bis jetzt nicht gefehlt. Das Haus kündigt sich von selbst als eine Anstalt für die elegante Welt an; freilich aber zerfällt diese, wenn man sie im weiten Sinne nimmt, wie man hier muß, hauptsächlich in zwei, ihren Forderungen nach ganz entgegengesetzte Theile. Der eine fordert Alles in der Anstalt so ausgezeichnet als möglich, koste es was es wolle, der andere hingegen besteht zunächst auf der möglichsten Wohlfeilheit aller dort käuflichen Genüsse. Welch eine Aufgabe für den Unternehmer der Wirthschaft, die Klippen dieses Widerspruchs glücklich zu umschiffen! — Die Erfüllung eines Hauptdesiderium ist erst von der Zukunft zu erwarten; es besteht in der Erlösung der Damenwelt von der Beschwerde des Tabakrauchs. Gerade je tyrannischer das Scepter der Cigarre über die Majorität der Männerwelt herrscht, um so mehr muß auf die Verweisung der Dampfwolken aus dem Kreise der Damen gedrungen werden. Nur der Umstand, daß erst der untere Theil des neuen Gebäudes benuzt werden kann, macht, daß noch keine Trennung zwischen dem rauchenden und nicht rauchenden Universum dort erfolgt ist. Sicherem Vernehmen nach soll aber darauf fest bestanden werden, sobald das obere geräumige Lokal ebenfalls eingerichtet worden.

Der Beifall, den das neue, der Geselligkeit gewidmete Gebäude auf der Brühlschen Terrasse findet, gibt einen deutlichen Wink, daß eine zweite Anstalt der Art in der Stadt selbst, wenn dessen Pächter und Verwalter den Wünschen des eleganten einheimischen und fremden Publikums ebenfalls entgegen zu kommen verstünde, diesem unfehlbar höchst willkommen seyn würde. Der umfangreiche Garten am Japanischen Palais in der Neustadt bietet schon seit einigen Decennien in seinen Rasenplätzen und buschigen Anlagen einen tausendfarbigen Reichthum von blühenden Gewächsen, den der raffinirte Kunstsinn seines Dirigenten, des Hofgärtners Terscheck, in jedem Jahr auf das Ueberraschendste noch zu vermehren weiß. Alles, was die Blumenwelt während der milden Jahreszeit Reizendes besitzt, kommt in diesem Garten und geht, um neuen Erscheinungen aus dem Reiche der Flora Platz zu machen. Ein ewiger Wechsel waltet darin in Formen, Farben und Düften, von dem Crocus, den Hyacinthen und Tulpen an durch die Centifolien bis zur Schwelle des Winters, von dessen Eishauche nicht selten, wie im vorigen Jahre, das Abbild des Sonnenuntergangs, die prachtvolle Georgine, eines zu frühzeitigen Todes stirbt. Dieser Garten in seinem dermaligen sehr unvollkommenen Zustande fast ausschließend mit spielenden Kindern angefüllt, zieht jetzt alle die Natur liebenden Bewohner und Besucher Dresdens mächtig an. Dahin eine Restaurationsanstalt zu verlegen, hieße unstreitig nicht nur kein fruchtloses Geschäft unternehmen, sondern zugleich auch den in Neustadt wohnenden Einheimischen und Fremden einen Dienst erweisen. Namentlich bei unzuverlässigem Wetter, wo die Mehrheit der dem Vergnügen nachgehenden Gasthofbewohner zu den nächsten angenehmen Punkten (wie jetzt den in der Altstadt Wohnenden das Haus auf der Brühlschen Terrasse einen gewährt) am liebsten ihre Zuflucht nimmt, würde für die in Neustadt abgetretenen Fremden eine Restauration im Palaisgarten als das angenehmste Asyl erscheinen. Haben sich doch ohnehin seit Errichtung der Eisenbahn die Gasthöfe in Neustadt ausnehmend vermehrt und zum Theil gehoben.

(Schluß folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 188.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Montag, den 8. Auguſt 1842.

There's nought maturer age can find,
To equal those bright hours,
When the sunshine of the opening mind
Deck'd coming life with flowers.

Dover.

Die alte Wärterin.

Von A. T. Beer.

In meiner Kindheit hatte ich eine alte Wärterin, die mehr Einfluß auf die ſpätere Richtung meiner Bildung und meines Geſchmacks gehabt hat, als ich es damals ahnte. Jezt, nach zwanzig Jahren, ſteht ihr Bild noch ſo genau vor meiner Seele, daß die Zeichnung deſſelben in einer Zeit, wo die Erinnerungen der Kindheit an Werthe gewinnen, mir zur Freude gereicht.

Sie hieß Sophie und war die Tochter eines heruntergekommenen Kaufmannes aus Regensburg; den eigenthümlichen Dialekt dieſer jezt nicht minder heruntergekommenen Stadt hat ſie in größter Reinheit bis an ihr Ende, fünfzig Jahre nach ihrem Scheiden von derſelben, geſprochen. Sie war kaum zwanzig Jahre alt, als ihr hartes Geſchick ſie in die Fremde trieb; zu wem ſie damals kam, welche unartigen Kinder ſie hat waſchen und kämmen müſſen, von weſſen Launen ſie alle Qualen der Dienſtbarkeit hintereinander gelitten hat, dieß Alles iſt mir unbekannt geblieben, oder wenn ſie es uns erzählt hat, ſo iſt es mit vielen ihrer guten Lehren vergeſſen worden. Unſerer Tante wurde ſie von einer vornehmen Dame, die zu ihren Freunden gehörte, als eine treue, ſorgſame Pflegerin empfohlen. Ich war bis in mein neuntes Jahr in ganz andern Verhältniſſen geweſen, als die, zu denen ich jezt beſtimmt wurde; im Jahre 1812 nahm meine Tante mich und meine beiden Couſinen, alle drei die Töchter ihrer Geſchwiſter, zu ſich, um uns als ihre eigenen Kinder zu erziehen.

In V., wohin wir berufen wurden, trafen wir Alles zu unſerem Empfange bereit und unſere Sophie ſchon als Bonne inſtallirt; ſie kam uns am Thore entgegen, packte uns aus dem Reiſewagen aus und führte uns in zwei gute warme Zimmer im zweiten Stockwerke, die das Theater unſerer künftigen Leiden und Freuden werden ſollten. Sie war damals etwa fünfzig Jahre alt, hatte eine ſpitze, magere Naſe, an deren Ende nicht ſelten ein Tabaksſtropfen hing, obgleich ſie heftig leugnete, daß ſie ſchnupfe, und nur verſtohlen an ihre Doſe ging. Dieß war die einzige Heimlichkeit, auf der ich ſie je ertappt habe. Ihre Perſon war klein und möglichſt dürr, ihr Haar grau gemiſcht und ihr Mund neigte zu einer Untugend, die ich ſpäter gewöhnlich nur bei ſehr beſchränkten Menſchen wiedergefunden habe, bis ich ſie einſt bei Einem entdeckte, der dieſe Annahme gründlich widerlegte, beim Fürſten Talleyrand — er geiferte.

Man ſieht, daß Sophie keine körperlichen Reize beſaß, aber ein paar lebhafte, braune Augen, die

gewiſſenhafteſte Reinlichkeit an ihrer Perſon und ihrer Kleidung, und eine geſchickte Rührigkeit konnten dennoch als Empfehlungen ihrer äußern Erſcheinung gelten; ihre Stimme aber war gellend und in der Lebhaftigkeit durch alle Tonleitern kletternd. Eine kleine Harthörigkeit, an der ſie litt, hat den einzigen übeln Einfluß auf mich gehabt, deſſen ich ſie anklagen kann; ſie iſt Urſache, daß ich zu laut ſpreche.

So wie ſie war, liebten wir Kinder ſie gleich, weil wir, im Gegenſatz zu manchen andern, die ſich vornehmen, zu haſſen, was ihnen zu lieben befohlen iſt, im Gegentheil eine Empörung gegen ein ſolches, wenn auch nur ſtillſchweigend auferlegtes Gebot als eine arge Verſündigung angeſehen hätten. Am wenigſten Zuneigung entwickelte ſich zwiſchen ihr und Klara, der Schönſten von uns, dem Alter nach der Zweiten, die, obgleich ein treffliches Kind, doch ſtark an Sympathien und Antipathien litt; und doch hatten dieſe Beiden einen Berührungspunkt, der ſie zu treuen Alliirten machte, wenn derſelbe mich mit ihnen in die feindſeligſte Berührung brachte. Klara war eine Sachſin, und Sophie hatte in Sachſen mehrere der glücklichſten Jahre ihres Lebens zugebracht, deren ſie mit unauslöſchlicher Dankbarkeit gedachte. Jezt ſind Kinder wenig geneigt, an politiſche Parteiungen zu denken, aber meine früheſten Jahre fielen in eine Zeit, wo man noch eher die Franzoſen haſſen, als den erſten Buchſtaben unterſcheiden lernte, und faſt mehr noch als dieſe ihre deutſchen Bundesgenoſſen, ſo daß auch die Sachſen bei mir nur in geringem Anſehen ſtanden, eine Anſicht, die ich meiner lieben kleinen Freundin freilich nur dann mittheilte, wenn die politiſchen Leidenſchaften ungebührlich auffloderten. Sophie aber vertheidigte nicht nur Sachſen, ſondern ſie hatte, nach Art großer Charaktere, ihrer Zeit vorgegriffen und machte ſchon jezt Hymnen auf Napoleon, den erſt ſpäter unſere Dichter als eine poetiſche Perſon erkannt haben, während ſie damals tapfer gegen ihn hätten dreinſchlagen mögen, und es auch wirklich bald konnten. — Sophie aber liebte Napoleon und geſtand es ein, wenn man ſie um ihre Meinung befragte.

Wir waren noch nicht lange beiſammen, als ſie eine Gabe zu entwickeln begann, die uns alle politiſchen Meinungsverſchiedenheiten vergeſſen ließ; ſie erzählte Stunden lang, und mit einem Feuer, einer Lebendigkeit, die ihren Dialekt und ihre unangenehme Stimme ſiegreich bezwang, und die uns ſogar den Tropfen an der Naſe, der während ihrer Geſchichten oft wie das Schwert des Damokles hing, vergeſſen ließ. — Sie ſchöpfte ihre Stoffe meiſt aus früheren Verhältniſſen, großentheils aus den Reiſen, die ſie auf der Donau, in Steiermark, in Oberöſterreich und dem Salzkammergute gemacht hatte. Wir hingen mit dem größten Ergötzen an ihrem Munde, wenn ſie uns die Naturwunder jener Gegenden vor die Augen führte, wenn ſie vom Hallſtädter See, von ihrer Beſteigung des Schneeberges ſprach; ſie erregte damals ſchon eine unbeſchreibliche Sehnſucht nach jenen Gegenden in mir, die in weit ſpäterer Zeit durch einen theuren Freund, der mir wahrhaft berauſchte Briefe von den azurblauen Seen ſchrieb, von den kühnen ſchroffen Felſen, den Waldbächen, die ſich wie wilde losgelaſſene Roſſe durch das Waldesdunkel jener Gegenden ſtürzen, angefriſcht und erhöht wurde; doch liegen ſie wie ein gelobtes Land, in unbekanntem Zauber, nur als Bilder vor meiner Seele. — Auch von den Häuſern, in denen ſie früher gelebt hatte, ſprach ſie mit wahrer Herzenswärme, wenn man nur einigermaßen den Schatz der Liebe, der in ihrem Herzen wohnte, hatte anerkennen wollen. Immer und immer erwähnte ſie eines halbverkrüppelten Knaben: wie dieſer nicht hatte zu Bette gehen wollen, ohne daß ſie ihn hineinlegte und ihm die Hand beim Einſchlafen hielt, und nichts aß und trank, als was ſie ihm gab. Wir lernten ihn ſpäter kennen; er war ein unausſtehlicher, halb geiſtesſchwacher, halb tückiſcher Egoiſt; aber ihr blieb er ein lieber, rührender Menſch, dem man an Liebe erſetzen mußte, was ihm die Natur verſagt hatte. — Noch einen Knaben, den ſie früher gepflegt hatte, ſahen wir, ſo lange ſie bei uns war; ſie hatte zu uns nie anders als im Tone der mütterlichſten Zärtlichkeit von ihm geſprochen und uns viele Züge ſeiner Niedlichkeit, ſeiner Sanftmuth, ſeiner Liebe zu ihr erzählt; und als er ſie dann einmal beſuchte, war es ein ungeſchliffener Schulknabe von zweideutiger Reinlichkeit, der auf unſerem gewichſten Fußboden nicht gehen konnte, und ihr, die mit überſtrömenden Augen über ihm hing, nicht zwei Worte zu ſagen wußte und froh war, als er wieder weg kam. Aber das ſtörte ſie nicht; ſie ſah immer den kleinen lieben Franz in ihm, und auch wir theilten uns unſere Bemerkungen über ihn nur halb verſchämt mit, aus Pietät für unſere alte Sophie.

Riſſen einmal ihre eigenen Erzählungen ab, ſo hatte ſie noch ein weites Feld der Unterhaltung in ihren unzähligen auswendig behaltenen Gedichten, die ſie auf ſo eigenthümliche Weiſe, wie ich ſpäter nie etwas gehört habe, vortrug; die Verſe alle mit regelmäßigem Fall, ſowie ohne die mindeſte Ehrfurcht vor i und ü oder e und ö, dabei mit Bedacht nach einem lebhaften Vortrag ſtrebend; ſo ließ ſie „Frau Schnipſen“ im allerhöchſten Vogeldiskant ſprechen, während der Herr eine larmoyante, tiefe Redeweiſe anſtimmte. — Sie wußte die ganze Glocke, die Bürgſchaft, die Büßende, die ſie „die Vießende“ nannte, Leonardo und Blandine und Gott weiß was Alles noch auswendig, und recitirte ſie ganz in der Manier eines Leiermanns; dabei entſchlüpften

ihr oft die „ge“ in den Partizipien, nach Regensburger Weiſe, und ſie ſagte anſtatt gebaut „baut“: — „Sie war nicht baut von Menſchenhand, es hätte ſich's Keiner verwogen.“

(Schluß folgt.)

Vier Wochen in Berlin.

(Fortſetzung.)

Einmal von den dichtenden Frauen ſprechend, müſſen wir unſern Blick auch auf diejenigen heften, die in Deutſchland geleſen werden, ohne daß ſie deutſch ſchreiben. Es verſteht ſich, daß dieſe kleinen literariſchen Skizzen keine kritiſche Beleuchtung ſeyn ſollen, ſondern nur ein Geplauder. Man hat die liebenswürdige, ſtille und anſpruchloſe Bremer geringſchätzig anſehen wollen, weil ſie nicht Politik ſchreibt und keiner zerſetzenden Kritik huldigt. Es iſt wahr, die gute fromme Seele hadert nicht mit Gott und der Welt. Die ſocialen Conflicte, die den genialen Schriftſtellerinnen ſo viel Noth machen, löſen ſich bei der Schwedin in einen kleinen Familienzank, in einen Disput auf der Treppe, in eine Debatte am Theetiſch auf. Aber achtet die Frau! Bei ihr findet ihr das rein Menſchliche, bei ihr iſt das Haus, die Familie, die tägliche Sorge, die ſparſame Freude, die Liebe, die Heirath, das Grab. Ferner iſt ſie fromm; bei ihr kommen noch Gebete vor dem Einſchlafen vor. Die Liebe einer Mutter iſt doppelt rührend, wenn wir ſehen, daß ſie noch mit jener köſtlichen Einfalt, mit jenem ſüßen Zauber gemiſcht iſt, den ein unangetaſteter Glaube verleiht. Wir haben unendlich geiſtreichere Romane geleſen, aber wir haben keinen geleſen, der ſo warm und fromm geſchrieben wäre, als „das Haus.“ Dieſe Mutter liebt wirklich, dieſe Kinder lieben wirklich, dieſe treue, ehrliche Gouvernante iſt wirklich eine Seele ohne Falſch. Und die Schickſale, die dieſe Perſonen erleben, wie einfach! Aber ſie mögen gehen oder kommen, unſer Herz folgt ihnen. Sagt nicht, daß es hausbacken ſey, verſucht es nachzuahmen, und wir wollen ſehen, ob es euch gelingt, an ein elendes Landhaus, an ein halbes Dutzend ſchreiender Kinder, an eine Mutter, an einen Vater, an eine Hauslehrerin unſer Intereſſe zu knüpfen; aber es wird euch nicht gelingen. Ohne die durchdringende Liebe der frommen Bremer wird es nicht gelingen, man wird eure Schilderungen lächerlich und abgeſchmackt finden. Dieſe fromme Liebe geht uns ab; wir huldigen dem geiſtreichen Elemente, wir wollen Ideen aufſtellen, die wie Blitze erleuchten, zerſchmettern und über den Haufen ſtürzen; aber die Liebe, die zuſammenhält, die da trägt, die da ſchützt, die da aufbaut und einrichtet, deren haben wir zu wenig. Damit iſt aber nicht geſagt, daß unſer Roman in das Geleiſe der Bremerſchen Geſchichten lenken ſoll; o nein! Wie eben geſagt, es würde uns auch ſchwerlich gelingen. Der Roman, wie er ſich in unſern Tagen geſtaltet, iſt zu revolutionär geworden. Aber man ſpürt aus der Theilnahme, die dieſe ſchwediſchen Dichtungen finden, das Bedürfniß der Menge heraus, mit den einfachſten Mitteln das Herz und das Gemüth zu beſchäftigen. Wir müſſen unſere Schriftſtellerin tadeln, wo ſie romantiſche Figuren in ihre Alltagsſcenen einſchieben will; dieſe mißrathen durchaus. Ebenſo iſt's rührend anzuſehen, wie ſchwer es der frommen Dame wird, Böſewichter auftreten zu laſſen. Und dennoch muß es manchmal geſchehen. Sie bittet gleichſam um Entſchuldigung, ſie ſagt voraus: jezt komme ich mit einer laſterhaften Marionette angezogen; ich bitte euch, deutet mir das nicht übel, ich will ſo ſchnell als möglich die ſchlechte Puppe vorbeiſchlüpfen laſſen, ihr ſollt ſie nur im Fluge ſehen, und dann will ich ſie vor euern Augen in tauſend Stücke zerreißen! — Nach ſolchen Vorbemerkungen erſcheint dann der Böſewicht, der Verführer, und Frau Friederike ſchwizt Todesangſt, daß ihm ein Wort, eine Miene entſchlüpfen möchte, die das Publikum erſchrecken könnte. Unnöthige Sorge! Wie lammfromm ſind dieſe Ungeheuer, wenn man ſie gegen die franzöſiſchen Ungethüme der neueſten Schule hält! Es wird daher auch aus der Verführung nichts und Alles bleibt beim bloßen Schreck. Ebenſo iſt die Erfindungsgabe der guten Dame dürftig; in der „Nina“ fällt der ganze Roman wie eine Bretterbude zuſammen und eine improviſirte Waſſerfluth reißt Alles mit ſich fort. „Die Nachbarn“ ſind unbeſtritten ihr vorzüglichſter Roman. Die Figur der „chère mère“ iſt eine originelle und kühne Geſtalt, eine Geſtalt, auf die ein Dichter ſtolz ſeyn darf. Die Verwünſchung, die ſie über ihren Sohn ausſpricht, die Liebe zu dem Verſtoßenen, die in ihrem Herzen mit dem Stolz kämpft, die erſchütternde Scene ihres Erblindens und endlich die Verſöhnung zwiſchen Mutter und Sohn ſind treffliche, mit allem Feuer der Poeſie und Wahrheit ausgeſtattete Gemälde. Hier iſt das Menſchliche bis zu einer Höhe veredelt, wo es tragiſch und dämoniſch wirkt und daher den höchſten Vorwurf für die Poeſie bietet.

Die zweite ſchreibende Schwedin, Emilie Flygare-Carlén, bringt mehr Ordnung und künſtleriſches Intereſſe in ihre Romane, aber ſie hat nicht den gutmüthigen, naiven Humor der Bremer und auch nicht ihre Poeſie. Geſchmackloſigkeiten, übereilte und unmotivirte Ausgänge, ungehörige und lächerliche romantiſche Figuren, ſchleppende Schilderungen werden bei ihr nicht

gefunden, aber auch nicht die Tugenden, die mit diesen Fehlern der gutmüthigen Friederike verbunden sind.

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, Juli.

(Schluß.)

Fremde. — Theater. — Elbschiffahrt. — Gewerbverein. — Hübner. Sängerfest.

Der Strom von Reisenden, der so eben die vielbesuchten Museen unserer Stadt durchfluthet und den Bergen und Thälern der Umgegend allenthalben ein regeres Leben ertheilt, schwillt immer höher und glänzender an. Unter den sich hier aufhaltenden fremden Notabilitäten hat bis jezt der Fürst, dessen geistvolles Fortleben seine vormalige Behauptung, daß er ein Verstorbener sey, am besten widerlegt, die meiste Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Sein zum Theil ganz in orientalischem Styl erscheinendes Gefolge und die prächtigen Pferde, die ihm angehören, sind Gegenstände, die auch das Auge derjenigen im Volke fesseln, welche die Feuerwerke seines kaustischen Witzes weder kennen, noch zu würdigen wissen würden. — Läßt uns auch die Bühne in diesem ihr allerdings wenig günstigen heitern Sommer an dramatischen Neuigkeiten etwas darben, so zeigt sie sich doch von mancher andern erwünschten Seite. Namentlich bewährt die hiesige Schauspielergesellschaft ihren Personenreichthum dadurch, daß zu einer Zeit, wo mehrere der ersten Subjekte, wie Emil Devrient und die Damen Schröder-Devrient und Bauer, ihr Licht im Auslande leuchten lassen, an Einem Tage und in den nämlichen Stunden zugleich Stücke im neuen Schauspielhause und auf dem Theater des Linkeschen Bades aufgeführt werden.

Die Versandung des Elbbettes hat die Schiffahrt noch nie so gehemmt, als in diesem schönen, aber mit Regen sehr kargen Sommer. Schon seit mehreren Wochen hat sie unsere Dampfschiffe zur Ruhe verdammt. Dieß erregt um so mehr Bedauern, da der diesmalige ewig heitere Himmel den Reiz der Fahrt zwischen den höchst anmuthigen Stromesufern, an Loschwitz, Pillnitz und Schandau vorüber bis nach Tetschen in Böhmen, ungemein erhöhte und daher auch die stärkere Benutzung unserer Dampfschiffe der Aktiengesellschaft und den Aktien selbst sehr förderlich gewesen wäre. Sogar das seine Heimath schon durch den Namen Bohemia verkündende Dampffahrzeug, welches zwar, vermöge seines geringern Gewichts, seine täglichen Fahrten bis Tetschen noch einige Zeit länger fortzusetzen im Stande war, ist in den lezten Wochen mehrmals unterwegs zum Stillstehen gekommen, bis es aus Wassermangel am ersten jetzigen Monats seine Versuche vorläufig gänzlich einzustellen genöthigt war. Möchte es der zu Untersuchung des Uebels beauftragten Commission recht bald gelingen, Mittel zur Abhülfe aufzufinden, da der seitherige Zustand der Sache vorzüglich auch den Gewerben zu entschiedenem Nachtheile gereicht. — Alles Lob verdienen im Allgemeinen die raschen Fortschritte des hiesigen Gewerbfleißes und der sich immer mehr entwickelnde Sinn der Gewerbtreibenden für Vervollkommnung aller Art, auch auf wissenschaftlichem Wege. Einen Beweis davon gibt der Eifer und die Wärme, womit die Intelligenteren, über die träge Masse und den Schlendrian sich Erhebenden dem sinnvoll geleiteten hiesigen Gewerbvereine sich anschließen. Alle Gebildeten erfreuten sich an einer Rede, welche der durch seine vielfachen aerostatischen Versuche rühmlich bekannte Professor Reichard am lezten Stiftungsfeste des Vereins gehalten hat. Er besprach die mannigfachen, zum Theil sehr großartigen Gewerbanlagen, durch welche dem romantischen Thal des Plauenschen Grundes während des Zeitraums von fünfzig Jahren eine neue Seele eingeflößt worden ist. Professor Reichards Schwefelsäurefabrik hinter dem Dorfe Potschappel gehört selbst zu den wichtigsten dortigen Instituten. Sie hat es dahin gebracht, das Bedürfniß der inländischen Kattundruckereien, Färbereien, Bleichen, Stearinfabriken, Oelraffinerien u. s. w. zu höchstens dem fünften Theil der früheren Preise zu befriedigen und noch ansehnliche Quantitäten in's Ausland zu senden, woher sonst die Schwefelsäure geholt werden mußte. Auf den Antrag eines dem Stiftungsfeste des Gewerbvereins beiwohnenden hohen Staatsbeamten entschloß sich der Redner, seinen Vortrag unter dem Titel: „Spaziergang durch den Plauenschen Grund" zu veröffentlichen, und der der wesentlichen Belehrung in demselben beigemischte feine Humor und eine heitere, nirgends verletzende Ironie fanden solchen Anklang unter allen Gebildeten, daß bereits ein zweiter unveränderter Abdruck der Rede nöthig wurde. — Es kann aber nicht fehlen, daß bei allem Fortschritt der Intelligenz in gewerblichen Unternehmungen dennoch eine und die andere durch Mißgriffe, Mißgeschick oder sonstige zufällige Umstände der gehofften Früchte ganz oder zum Theil verlustig geht. So scheinen namentlich mehrere auf Aktien gegründete Nachahmungen bayerschen Biers die Anfangs verheißenen ungemeinen Vortheile nicht gewähren zu wollen. Die Ursache liegt unstreitig hauptsächlich in der für den Bedarf allzu großen Concurrenz der derartigen Entrepriſen und darin, daß auch unsere gewöhnlichen Brauereien, wenn sie nicht ganz zu Grunde gehen wollten, sich zu wesentlichen Verbesserungen ihrer Biere emporraffen mußten.

Die so würdige Besetzung der durch Hartmanns Tod erledigten Direktorsstelle bei hiesiger Kunstakademie mit dem berühmten Professor Hübner, dessen seelenvolle Gemälde: Hiob, Christus als Kind u. s. w. bekanntlich zu den Kleinoden der neuern Kunst gehören, leistet Gewähr für den dauernden Flor dieser im erfreulichsten Fortschreiten begriffenen Anstalt. Der so jugendlich rüstige, als für die Kunst glühende Meister wird sich gewiß ihrer Leitung mit seiner vollen Kraft unterziehen. Zugleich darf man von ihm die Vollendung der Fresken im königlichen Schlosse hoffen, wenn der bis jezt leider noch immer schlimme Zustand der Augen seinen Schwager Bendemann, nach dessen zu erwartender Heimkehr aus Italien, ferner daran verhindern sollte. — Das von den hiesigen zwei Gesellschaften Liedertafel und Orpheus ausgegangene, durch öffentliche Blätter auch dem Auslande kund gemachte Programm zu einem für den 8ten und 9ten des folgenden Monats in Dresden zu feiernden allgemeinen Gesangfeste erregt, als etwas hier Neues, recht bunte Erwartungen. Sowohl die Sängerfahrt des ersten Tages auf dem Elbstrome, als der Zug der Sänger am zweiten über die zu beiden Seiten des Plauenschen Grundes aufsteigenden Granitfelsen, beschäftigt schon im voraus die Einbildungskraft mit reizvollen Bildern traulicher und anständiger Geselligkeit.

Beilage: Literaturblatt Nr. 81.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 189.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Dienſtag, den 9. Auguſt 1842.

Hüben ſind wir nicht ſchlimm gefahren,
Vorm drüben woll' uns Gott bewahren.
Logau.

Semlin und Belgrad.

(ſ. Nr. 168—171.)

Gleich am erſten Tage unſeres Aufenthalts in Semlin beſchloſſen wir, nach Belgrad hinüberzufahren. Das Fahrzeug wurde aber erſt auf zehn Uhr beſtellt, und ſo hatten wir Zeit, erſt Semlin uns anzuſehen. Es war der 30. April, ein Sonnabend und Wochenmarkt, der ganz beſonders belebt war, als Vorabend der griechiſchen Oſtern. Alle, welche ſich zu dieſem Kultus bekannten, machten ihre Einkäufe an Lebensmitteln für das morgende Feſt. Beſonders waren die Fleiſchhauer in Anſpruch genommen. Wenn einer auch das ganze Jahr kein Fleiſch kaufen kann, zu Oſtern, nach dem langen, ſtrengen Faſten, muß dieß möglich gemacht werden. Am ſchlimmſten fuhren dabei die Lämmer, deren viele Hunderte zu Markt gebracht waren, um der traurigen Ehre eines Oſterlammes theilhaftig zu werden. Sehr unterhaltend war für uns Fremde der Markt durch die vielen, im Allgemeinen ſehr hübſchen Weiber, unter denen ich mehrere wahre Schönheiten bemerkte. Ihre Tracht iſt überdieß äußerſt günſtig; ein mit Grazie turbanartig um den Kopf gewundenes buntes Tuch, ein Oberkleid, ähnlich einer polniſchen Litewka, meiſtens mit Pelzwerk verbrämt und den gutgewachſenen, vollen Körper mehr hervorhebend als verhüllend, und meiſtentheils bunte Röcke bilden zuſammen eine Tracht, welche ungemein ziert. — Wir wunderten uns ſehr über die Wohlfeilheit der Lebensmittel, die faſt ohne Ausnahme kaum halb ſo theuer ausgeboten wurden, als in deutſchen Provinzialſtädten. Namentlich waren daſelbſt die herrlichſten und ſeltenſten Fiſche zu ſehen. Am meiſten erregten die Donaukarpfen, wahre Rieſen ihres Geſchlechts, unſere Aufmerkſamkeit. Es waren welche zu vierzig Wiener Pfunden darunter, und ein ſolches Stück koſtete 6 fl. W.W., weil das Pfund mit 3 Kreuzern bezahlt wurde.

Die Anſtalten zur Ueberfahrt nach Belgrad waren getroffen, unſere Päſſe vom Kommandanten von Semlin viſirt, ein Reinigungsdiener, der uns begleiten ſollte, war da, und ein Kahn, mit vier Pontonniers bemannt, lag zu unſerer Dispoſition. Wir bezahlten die Taxe, die ſehr mäßig war, ſtiegen ein und hatten zur Geſellſchaft einen Kaufmann aus Belgrad, welcher mit uns von Peſth herab gefahren war, und eine junge, redſelige Frau aus Semlin. Der Himmel war heiter und die Sonne ſchien warm. Wir fuhren raſch die Donau hinab, immer in der Nähe des rechten Ufers bleibend. — Jetzt kamen wir an die Einmündung der Save, und nun zogen unſere Pontonniers die Ruder wacker an. Ein weiter, glänzender Waſſerſpiegel lag rings um uns. Die Save ging hoch und verkleinerte die in ihr liegenden Inſeln.

Auf den Tschardaken hielten die Grenzer Wache; ihre Kameraden auf unserm Kahne riefen ihnen ihren Gruß zu. Auf der einen Seite hatten wir Semlin, staffelförmig an der Höhe hinaufgebaut und sich von außen imposanter ausnehmend, als von innen; auf der andern thronte die Veste von Belgrad, deren Name so romantisch in unsern Ohren klang, und die, von hier aus gesehen, fast unbezwinglich erscheint. Wir fanden freilich bald genug an ihr nur ein übertünchtes Grab. Schiffe, welche bis zu 5000 Centner geladen hatten und die Save herabgekommen waren, hatten am Sauspitz — so heißt der Ort, wo die Save in die Donau mündet — angelegt und die Matrosen auf denselben begrüßten uns freundlich. — Wie mit einem aus feinster Gaze gewobenen Schleier war die Gegend umzogen, aber die Luft dennoch sehr durchsichtig, so daß man die serbischen Gebirge, nicht minder die von Bosnien im weiten Zuge vor sich hingelagert sah. Ueber alle erhob sein Haupt der etwa vier Meilen entlegene Havala, der für einen großen Theil von Servien der Richtpunkt ist, indem man ihn fast vom ganzen Lande aus sieht.

Als wir in der untern Stadt Belgrad anlangten, war der erste Gegenstand, dem unsere Augen begegneten, eine Reihe türkischer Eselstreiber, welche Wasser aus der Save auf die Festung holten. Am Ufer hatten sich Müssiggänger gelagert, gleich den neapolitanischen Lazzaronis. — Die Stadt hat hier ein ziemlich stattliches Ansehen; das österreichische Consulatgebäude und einige andere neue Häuser bilden eine hübsche Fronte. Wir betrachteten Alles mit großer Aufmerksamkeit; das Bewußtseyn, in Belgrad zu seyn, schärfte unsere Blicke. Langsam gingen wir die an der Anhöhe sich fortziehende Gasse hinauf, die in die Türkenstadt so wie in die Festung führt. Die Mehrzahl der Häuser sind elende Hütten. Auch nur einige Ordnung und Eleganz in den Gassen sucht man hier vergeblich, obgleich man noch in der Serbenstadt ist und in dieser viel gebaut wird.

Vor einem neuen, ziemlich großen Gebäude standen zwei Schildwachen. Es war die Commandantur, und die Wachen waren die ersten serbischen Soldaten, die wir sahen. Mit Ausnahme der Flinten hätte man sie ohne weiteres für preußische Schützen halten können, so ähnlich ist die Montur und so gut die Haltung der Mannschaft. Junge, kräftige Leute von mittlerer Größe und vieler Körpergewandtheit, machen sie einen überaus günstigen Eindruck, und das um so mehr, wenn man sie mit dem neuen türkischen Militär vergleicht. Es gehört wenig Einbildungskraft dazu, auf den Gesichtern dieses beiderseitigen Militärs, wenn man es in der Gesammtheit betrachtet, seine Vergangenheit und Zukunft zu lesen. Ernst, ja fast Schwermuth blickt aus dem Antlitz der Serben; die Jahrhunderte lang erlittene Schmach liegt darauf, aber die Erhebung bricht durch, und man kann wohl mit Sicherheit voraussagen, wer Sieger bleiben muß, wenn es wieder einmal zum ernstlichen Conflikt kommen sollte. Auf dem Gesicht der Türken ist der sonstige Uebermuth durch das verwüstende Laster so verwischt, daß man ihn kaum noch erkennt. Ihre schlaffe Haltung verheißt ihnen den Sieg eben nicht. Dazu kommt, daß die neue Montur ihnen gerade so sizt und paßt, wie der hohen Pforte die Reformen der neuern Zeit.

(Fortsetzung folgt.)

Die alte Wärterin.

(Schluß.)

Diese Eigenheiten hinderten uns keineswegs, Sophiens Deklamatorien mit durstigem Ohre zuzuhören; bei mir namentlich nahm diese Balladenlust so überhand, daß sie mir auf unserem langen Wege zur Schule, durch die wimmelnde Stadt, immerfort die Schätze ihres Gedächtnisses auskramen mußte, und wir einmal meine beiden Cousinen, die vorausgingen, im Gedränge verloren; nach vielen Aengsten fanden wir sie endlich wieder. Dieser Vorfall, den Klara unserer Tante wieder erzählte, begründete zuerst eine Art Abneigung derselben gegen unsere gute Bonne; sie verlor die Zuversicht auf ihre Sorgsamkeit.

Im Sommer waren wir ihr beinahe ganz allein anvertraut. Wir bewohnten dann das weitläufige Haus der Tante mit ihr, einem Portier und unserem Stubenmädchen, das Sophie auch zu uns gebracht hatte. Unsere Lene war ein zwerghaft kleines, alterndes Mädchen, von der größten Treue und Zuverläßigkeit, an die wir uns bald so gewöhnten, daß Keine von uns ihr Bett anders bestiegen hätte, als auf Lenens Armen dahin getragen. Anfangs waren der Träger und seine Last in gehörigem Verhältnisse, als ich aber nach und nach zu einer, bei Frauen seltenen Höhe heranschoß und Lene mich mit vierzehn Jahren noch immer gutwillig zu Bette trug, berührten meine langen jungen Beine beinahe die Erde, wenn ich auf ihren Armen saß, und meine Einlagerung ging immer unter fröhlichem Gelächter vor sich. — Die einsamen Sommer, während die Tante auf dem Lande oder in Bädern herumreiste, waren Freudenzeiten für uns. Hinter der großen Stadt liegt ein prächtiger grüner Wald; schön gezeichnete Berge fassen den Horizont ein und ein breiter Strom umsäumt die Gebüsche. Man ist übereingekommen, diesen Wald die elegante Promenade der Stadt zu nennen, und wirklich sind prächtige Kastanienalleen hineingepflanzt und die wilden Bäume ausgehauen worden, und täglich fahren glänzende Wagenreihen darin auf und ab; aber für uns hatte er auch noch still überdachte Plätze, voll Vogelsang

und Stromesrauſchen und holder Einſamkeit, wo wir des Sonntags Stunden lang mit Sophien verweilten und uns Hütten aus Weidenzweigen zuſammenbogen und uns einbildeten, die h. Genovefa oder die Jungfrau von Orleans zu ſeyn, oder Tankred im verzauberten Walde vor Jeruſalem. Kam ein Tyrann in unſern Spielen vor, ſo weigerte Sophie ſich nie, denſelben mit Feuer und Anſtand zu agiren. Ich habe ſpäter kein Leid erfahren, deſſen Schatten nicht ſchon damals in meine junge Seele gefallen wäre.

Manchmal ward ein Fiaker für den ganzen Tag genommen, und ſie führte uns auf einen der Berge, oder an einen der maleriſchen Orte, welche die Stadt in weiteren Kreiſen umgeben. Das waren Tage voll Wonne, wo wir Blumen pflückten und im Schatten Kränze wanden. Noch immer ſind mir die Anemone und die Zeitloſe, die wir häufig auf den Wieſen fanden, von jenen Ausflügen her theuer, wie beſeelte Weſen. Einmal waren wir in einem waldartigen Parke, der von blauem Flieder ſtrozte, als wär's ein wildwachſender Buſch. Wir hatten Jede einen ungeheuren Strauß davon gepflückt und fächelten uns damit in der lauen Abendluft, als eine Art von Aufſeher uns ſchalt, daß wir ſo rückſichtslos gepflückt. Sophie aber trug zu ihrer großen Beſchämung den rieſenmäßigſten Strauß von uns Allen.

So machte ſie ſich, bei aller redlichen Strenge und Pedanterie, die manchmal mitten durch die ihr inwohnende Poeſie ſchimmerte, immer zu unſerer Geſpielin und Freundin, trotz dem Unterſchiede der Jahre und der Stellung. Manchmal lachten wir auch heimlich über ſie. Ihre Freude an der ſchönen Literatur und ihre ganz vernachläßigte Erziehung brachten die drolligſten Contraſte hervor. Sie ſchrieb nicht orthographiſch und ſchwärmte für Wilhelm Meiſter; von Mignon hatte ſie uns ſo viel Liebes und Schönes erzählt, daß wir lange Zeit geglaubt haben, ſie ſey ein Kind, das ſie gepflegt. Ich habe ſpäter oft lächeln müſſen, wenn ich hörte, wie Mütter die Lectüre dieſes Buchs für ihre Töchter verpönten, und dabei an die unſchuldige Begeiſterung unſerer Sophie dafür dachte. Doch war ihre Freude an der Literatur weit entfernt von der ſogenannten Stubenmädchenbildung; nie hat ſie etwas Schlechtes bewundert; unſere beſten deutſchen Dichter und die Steierſchen Schneeberge, das waren die würdigen Gegenſtände ihres Enthuſiasmus. Sie wollte nicht poetiſch ſeyn, aber ſie war es. Eine in ſich ſelbſt zufriedene alte Jungfrau, mit der wärmſten Liebe für die Kinder, die ſie pflegte, für Natur und Dichtkunſt, iſt gewiß eine ſeltene Erſcheinung unter den Wärterinnen.

Endlich waren wir herangewachſen, und kaum war dieß geſchehen, als Klara in höchſter Blüthe ihrer ſeltenen Schönheit ſtarb. Meine Tante aber zog auf mehrere Jahre auf das Land und hielt es für nöthig, meiner jüngſten Couſine eine Gouvernante zu geben. Somit war Sophiens Pflege unnütz geworden und ſie blieb in V. zurück, während wir weit wegzogen. Sie hatte ſich in ihrer langen Dienſtzeit ein kleines, beſcheidenes Kapital erworben, und manchmal zeigte ſie uns das Dokument, das ihr darüber ausgeſtellt worden war. Es lag in einem Schmuckkäſtchen aufbewahrt, das zugleich ein ſchönes Kreuz und Ohrgehänge von großen orientaliſchen Granaten enthielt, ein lezteſ Ueberbleibſel vom frühern Glanze ihrer Familie. Nie iſt mir der werthvolle Schmuck meiner Tante ſo prächtig und ſo geheimnißvoll erſchienen als dieſe Granaten, die ſie nie trug, und die ich mit den Karfunkelſteinen der Mährchenwelt in Verbindung ſezte. Von den Zinſen dieſes Kapitals und ihrer Hände Arbeit wollte ſie leben, denn ſie meinte Freunde genug zu haben, die ihr Verdienſt zukommen ließen.

Ich verließ ſie mit dem Verſprechen, wenn ich einſt meinen eigenen Herd haben ſollte, ſie zu mir einzuladen und ihre Augen einſt zu ſchließen. Nach drei Jahren hatte ich meinen eigenen Herd, aber ſo weit von Sophien, wie es nur immer in Deutſchland möglich iſt. Dennoch ſchrieb ich ihr mit Einwilligung meines Mannes und lud ſie ein, mein erſtes Kind in ihren Armen zu empfangen. Sie ſchrieb mir in gerührter Anerkennung meiner Treue; aber ſie war zu ſehr an V. gewöhnt, wo ſie ſo lange Jahre gewohnt hatte und wo es ihr an Erwerbmitteln nicht fehlte, und ſie wünſchte, dort ihre Augen zu ſchließen. Als ich lange, lange darauf an dieſen Ort zurückkam, war ſie todt. Sie hatte für Geld genäht bis zum lezten Tage ihres langen Lebens, in den Nebenſtunden für ſich ſelbſt ein weißes Sterbekleid und ein Häubchen von Battiſt für ihr ergrautes Todtenhaupt. In ihrem Schreibtiſch fand man die nöthige Summe zu ihrem anſtändigen Begräbniſſe; der Ertrag ihres Mobiliars reichte aus, um die kleinen Koſten, die ihre Hausleute für ſie gehabt hatten, zu decken, und um die Leichenwäſcherin zu bezahlen; auch für ein paar Arme blieb noch etwas übrig. Alles dieß hatte ſie weitläufig aufgeſchrieben, dann hatte ſie ſich ruhig und heiter zu Bette gelegt und ihre Augen ohne Schmerz geſchloſſen.

So iſt ſie ſpurlos dahin gegangen; es bedurfte nicht einmal der Zeit, um die Lücke zu ſchließen, die ihr Tod gemacht hat. Das Nähzeug ihrer Kunden ward zu einer andern geſchickt, und das Zimmerchen, das ſie bewohnt, andern Miethern anheim gegeben. Selbſt in uns, denen ſie die Pflegerin der Kindheit war, hat ihr Scheiden nicht einmal einen Schmerz, bloß eine Wehmuth zurückgelaſſen; denn die Zeit, wo ſie uns nahe ſtand, iſt zu ferne. Und doch hat ſie vielleicht den Keim desjenigen in uns genährt, was unſere Liebſten am meiſten an uns geliebt haben, und hat ihr Tod auch keinen Schmerz erregt, ſo war doch ihr Leben ein Segen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Mainz, Juli.

Das neue Stadtviertel. — Versammlung der deutschen Naturforscher. Maindampfschiffahrt.

Nachdem nun in diesem Jahre die lezten Bauplätze, die wir noch hatten, mit Häusern bedeckt worden sind, bleibt der hier herrschenden unbändigen Baulust keine andere Zuflucht mehr, als der neu zu eröffnende Stadttheil im ehemaligen Castrum moguntiacum, der einstigen Wiege des jetzigen Mainz. Wirklich scheint es auch mit der Anlage dieses neuen Stadttheils guten Fortgang zu haben; Viele haben Bauplätze auf diesem klassischen Boden gekauft, und man sieht bereits eine Thätigkeit in dieser Gegend, als sollte wirklich eine ganz neue Stadt dort angelegt werden. Der Anbau des Ganzen geschieht nach einem bestimmten, großartigen Plan. Es handelt sich aber bei diesem Unternehmen nicht bloß um eine Verschönerung und Vergrößerung der Stadt, sondern Mainz gewinnt dadurch auch in staatswirthschaftlicher und industrieller Beziehung. Angenommen, alle Besizer der Weinberge im Kästrich schließen sich der schönen und großartigen Idee an, ihre Weinberge in Häuser und Straßen zu verwandeln, so wird ein Stadttheil gewonnen, auf welchem zweihundert Familien gemächlich wohnen und ihre Geschäfte betreiben können. Gelingt es nun, für diese gesunde Stadtgegend fremde Baulustige, wie das in Wiesbaden und Mannheim der Fall ist, herbeizuziehen, so kommt dadurch jährlich eine bedeutende Summe Geldes mehr in Circulation, während sich die Staatseinnahmen vom Areal um das Zehnfache vermehren, wenn hier anderthalb Millionen Quadratfuß, die bisher Weinberg waren, nunmehr zu Wohnungen umgeschaffen werden. Am allerersten aber erkannte das Festungsgouvernement die Wichtigkeit dieser neuen Anlage, und vielleicht wäre ohne dessen kräftige Unterstützung der Plan dennoch an kleinlichen Rücksichten gescheitert. Das Gouvernement sah sogleich die bedeutenden Vortheile ein, welche die bequeme Verbindung eines seiner Hauptwaffenplätze (des Thiermarkts) innerhalb der Stadt mit der ganzen Befestigungslinie vom Gau's bis zum Münsterthore mit sich führen muß, und das Gouvernement gab dem Unternehmen das eigentliche Leben, indem es den Abbruch eines Theils der Weißfrauenkaserne bewilligte, ohne welchen Abbruch die Hauptstraße des neuen Viertels zu enge geworden wäre. Die Interessen der Stadt, des Staates so wie der Militärbehörde gehen also hier Hand in Hand.

Die Vorbereitungen für die Versammlung der deutschen Naturforscher und Aerzte nehmen das für die Septemberfestivitäten niedergesezte Comité nicht wenig in Anspruch, und unter den Aufgaben, welche dasselbe zu lösen hat, ist diejenige nicht die leichteste, welche sich auf das Unterbringen der Naturforscher bezieht. Bekanntlich sind hier im September die Gasthöfe ohnedieß überfüllt; es ist dieß die Zeit, wo die vielen Bäder unserer Gegend sich ihrer Fremden entledigen, welche dann noch einige Zeit in Frankfurt und Mainz sich aufzuhalten pflegen. In den ersten Hôtels ist also nur ein Theil der Naturforscher unterzubringen. Das Komité hat sich aber mit dem besten Erfolg an die Gastlichkeit unserer Begüterten gewendet, und mit großer Bereitwilligkeit haben viele derselben erklärt, daß es für sie ein besonderes Vergnügen sey, zur Aufnahme einiger dieser ausgezeichneten Gäste ihre Fremdenzimmer dem Comité zur Verfügung zu stellen. Doch damit ist noch nicht Alles gethan. Unter den Festlichkeiten, welche die Stadt den fremden Naturforschern gibt, ist das große Musikfest eines der wichtigsten. Zu diesem Feste sind 800 fremde Sänger geladen, und auch diese wollen untergebracht seyn, weßhalb das Comité in einem Circular an die Privaten für jene Zeit alle überflüssigen Wohnungen in Anspruch nimmt. Was die Lokalität betrifft, in welcher die Versammlungen der Naturforscher und Aerzte stattfinden, so ist auch diese ihrer Vollendung nahe, und sie wird so prachtvoll seyn, als je die Naturforscher eine für ihre Versammlungen hatten. Bekanntlich ist für diesen Zweck ein Flügel des ehemaligen kurfürstlichen Schlosses restaurirt worden, und die drei obern, herrlichen, erinnerungsreichen Säle werden durch die deutschen Naturforscher und Aerzte eingeweiht werden, und erst nach ihren Sitzungen wird das reiche Mainzer Museum (die Gemälde, die Alterthümer, die Bibliothek) in diese fürstlichen Räume versezt werden. — Daß der Stifter des Vereins der deutschen Naturforscher und Aerzte, Oken, der Versammlung in Mainz beiwohnen wird, kann ich als sicher berichten. Auch Alexander v. Humboldt wird die dießjährige Versammlung mit seiner Gegenwart erfreuen. Man erwartet, die Versammlung werde eine der zahlreichsten seyn, die in den lezten Jahren stattgefunden.

Die hiesigen Betheiligten bei der Maindampfschiffahrt sind nicht wenig betrübt über das traurige Schicksal dieser Unternehmung, die, kaum in's Leben getreten, schon wieder eingestellt werden mußte. Zwar hatte man hier nie viel Hoffnung auf diese Unternehmung gesezt, eben der Seichtigkeit des Flusses wegen, die keine geregelte Dampfschiffahrt gestattet, wenn nicht eine bedeutende und kostspielige Correction des Flusses vorgenommen wird. Allein an ein so unbedingtes Mißlingen dachte Niemand, und man zeichnete Aktien, um das Unternehmen zu unterstützen, das bei unserer bedeutenden Geschäftsverbindung mit Franken für unsern Handel von Nutzen seyn konnte. Jezt liegen die beiden Maindampfschiffe müßig hier, und sie werden mitunter für Lokalfahrten von ganz kurzer Dauer benüzt. Während aber diese Maindampfschiffahrt vorerst so kläglich geendet hat, kommt die rheinische mit jedem Tage mehr in Blüthe, und es tritt eine Concurrenz ein, wie man sie vor einigen Jahren nicht ahnte. So fährt jezt die kölnische Gesellschaft mit zwanzig Booten, und zwar so häufig, daß oft in einem Tage sechs bis acht Boote derselben hier ankommen. Diese Schiffe fahren zwischen Köln und Straßburg. Die Düsseldorfer Gesellschaft fährt mit sieben Booten zwischen Düsseldorf und Mainz und tritt hier in Verbindung mit der Adlerdampfschiffahrtsgesellschaft, welche bloß den Oberrhein in den Kreis ihrer Wirksamkeit zieht. Die holländische Gesellschaft endlich läßt ihre Boote zwischen Rotterdam und Mannheim gehen, und zwar in wöchentlich viermaliger Hin- und Rückfahrt, und diese Fahrt ist vorzugsweise auch dem Gütertransport gewidmet. Eine fünfte rheinische Dampfschiffahrtsgesellschaft bildet sich im Augenblick in Straßburg, und gerade diese ist es, welche die Adler- und Düsseldorfer Gesellschaft sehr beeinträchtigen dürfte. Es ist natürlich, daß durch diese ganz ungewöhnliche Concurrenz die Reiselustigen sich theilen, und daß jede Gesellschaft somit dieses Jahr etwas weniger Personentransport hat. Wenn man also behauptet, die Reiselust habe überhaupt dieses Jahr abgenommen, so übersieht man die Concurrenz. Ich meinerseits bin überzeugt, daß die Reiselust immer noch im Zunehmen ist, und man kann dieß am deutlichsten in den hiesigen großen Hôtels wahrnehmen, die nie so sehr mit Fremden bevölkert waren, als dieses Jahr.

Beilage: Kunstblatt Nr. 63.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 190.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Mittwoch, den 10. Auguſt 1842.

O mächtiger Prophet, beſchütze deinen Enkel,
Und gib, daß lange noch die Stärke ſeiner Schenkel
Sein Beduinenroß regiert!

Freiligrath.

Proben aus Friedrich Rückerts Hamaſa,

oder Ueberſetzung altarabiſcher Volksgedichte.

Abul Abjad von Abs.

Reiterlied.

Wiſſen möcht' ich, ob einſt ſagen werden Reiterſchaaren,
Eines Tages, wo ſie heim von ihren Kämpfen fahren:

Liegen ließen wir (und durften Vögeln nicht verſagen
Seinen Leib) Abul Abjad, den Abſiſchen, erſchlagen.

O wie mancher hoffnungsreiche wartet auf mein Erbe!
Und ich werd' ihm wenig hinterlaſſen, wenn ich ſterbe.

Denn mir blieb kein andres Gut als Helm und Panzerringe,
Und die blanke, feingeſchliffne, blutgeſtählte Klinge,

Und die bräunliche gerade, ſcharfgeſpitzte Lanze,
Und der glatte, langgeſtreckte mit gehobnem Schwanze,

Den ich mit dem Schenkel decke vor des Kampfes Wunden,
Und mit ſeinem Bug mich ſelber, ihm als Freund verbunden.

Alfadl Ben Alachdar von Dabba

eifert für die Ehre ſeines Geſchlechtes. Sid von Dabba, von dem er doch weiß, daß es ihm ſelber nicht wohlwolle.

Der du den Sid anbelleſt, wiß, daß ich es bin,
Der ihm, dem fernen, mutvoll ſchirmt den Rücken.

Laß ab von Sid! Sid iſt ein Stamm von Männern, die
Für ihre Frau'n am Nothtag Schwerter zücken.

Und gleichwohl wünſchten ſie, ich läg' am Brunnengrund
So tief, wo man hinab nicht reicht mit Stricken.

Elachram der Sinbiſiſche von Tai.

Ruhm des Stammes mit Seitenblick auf einen unwürdigen Nachbarn.

Arabiſches Maß Mutekaris.

⏑ ⏑ ⏑
– ⏑ – – ⏑ – – ⏑ –

Ein Mann iſt der Kort, und ein andrer bin ich;
Nicht ſo mich berath' ich, wie er ſich berieth.

Von Anſehn entfernt, und entfernt von der Treu;
Am glücklichſten iſt, wer am weitſten dich mied.

Doch hoch ſteht das Anſehn von uns, das gebaut
Hat Gott, der vor Alters uns Ruhmpreis beſchied.

Des Ruhmpreises Denkmale dauern bei uns,
Sie hat uns vererbt unser Vater Lebid.

Von unserer Hausflur der Schirmvogt ist scharf,
Es spottet des Drohers das Zwieberggebiet;

Darin wachsen indische Ruthen von Erz,
Und Ried, und die Leun brüllen zwischen dem Ried.

Es sind achtzigtausend, ich zählte sie nicht,
Ich rieth, und es sind leicht noch mehr als ich rieth.

Elhudhlul Ben Kaab von Anbar.

Als sein Weib ihn auf der Handmühle mahlen sieht und verwundert ausrief: Wie? ist das mein Mann?

Sie rief, und ihre rechte Hand war auf die Brust gezückt:
Ist dieser an der Mühle da mein Mann, der so sich bückt?

Da sprach ich: O, ich bitte doch dich nicht zu übereilen,
Und anzusehn mein Thun, wo's gilt, das Kampfgedräng zu theilen.

Bin ich's nicht, der den Gegner so zurückweist, daß mit Schrecken
Er abzieht, und in seiner Brust der Lanze Splitter stecken?

Der auf sich nimmt die schwere Wucht und aushält unter'm Gießen
Der Todeseimer, wo zur Flucht die Kühnsten sich entschließen?

Der weiß des Unfalls Nachtbesuch mit Gleichmuth zu empfangen,
Wo manchen der Besuch erfüllt mit unentschloßnem Bangen?

Wo alle stutzen, stürz' ich kühn mich in des Strudels Brausen,
Vor welchem auch dem Sprudelkopf und Wagehals mag grausen.

Bei deines braven Vaters Haupt! ein Diener meiner Gäste
Bin ich, und wo zu Roß ich sitz', ein Ritter wie der beste.

So kauf' ich reichen Ruhm mir ein, der nie mir soll versiegen
Und lasse meinen Gegner dumpf im Schlaf der Trägheit liegen.

Ein Weib vom Stamme der Beni Hisan, genannt Ummu Thewab.

Klage der Mutter über den ungerathenen Sohn.

Ich zog ihn auf, da war er
Als wie das Vöglein kaum,
Das Haut nur ist und Knochen,
Und auf der Haut ein Flaum.

Dann wuchs er auf zum Schafte
Des Palmbaums, dem man nimmt
Am Stamm die untern Aeste,
Daß Niemand ihn erklimmt.

Nun zerrt' er mich am Kragen
Und stieß mich her und hin;
In meinen alten Tagen
Will mich das Kind noch ziehn!

Wie er das Haar sich kämmet
Auf seiner Scheitel hoch,
Den Bart sich streicht, ich sehe
Daran mein Wunder doch.

Zu ihm sein Weib sprach neulich,
Sie sprach's, daß ich es hört':
„Ei, laß an unsrer Mutter
Uns thun, was sich gehört!"

Und wenn sie auf 'nem Feuer
Mich liegen säh', in Ruh
Ansähe sie's, und legte
Noch gern ein Scheitchen zu.

Semlin und Belgrad.

(Fortsetzung.)

Zur Rechten stößt uns ein großartiger Bau auf. Es ist das neue Schauspielhaus, an welches ein Museum und eine große Restauration in europäischem Styl und Geschmack angebaut wird. Die großartige Anlage wird eine Hauptzierde von Belgrad werden. Fürst Jephrem läßt es bauen; es kostet bereits ungeheure Summen und ist noch nicht zum dritten Theile vollendet. Seine politische Bedeutung darf man aber neben der architektonischen nicht übersehen; denn daß es der Fürst bauen lassen kann, zeugt von seiner pekuniären Potenz, daß er es aber ohne alle Hindernisse bauen darf, dieß weist auf die Macht hin, die er bereits erlangt.

Nachdem wir uns endlich bis zum höchsten Punkte durchgearbeitet haben und eben links nach der Festung einbiegen wollen, werden wir von mehreren türkischen Bettlerinnen angefallen, deren unverschleierter, oder vielmehr von schmutzigem Weißzeuge unbedeckter Theil des Gesichts eben nicht den Wunsch in uns rege macht, das Ganze zu sehen. Gibt man ihnen nichts, so zeigen

sie sich im höchsten Grade aufgebracht und rufen den Zorn des Propheten auf einen herab. Ein paar Paras, deren gegenwärtiger Werth nur einen halben Pfennig beträgt, schaffen sie uns vom Halse. Oesterreichisches Kupfergeld ist ihnen jedoch noch lieber, weil die kleinste Münze, ein Kreuzer, schon drei Paras werth ist. — Noch ein neues hübsches Haus fällt uns auf, ehe wir die Festung betreten. Es gehört einem serbischen Kaufmann, demselben, den wir auf dem Dampfschiffe getroffen und der mit uns von Semlin herübergefahren war. Eine Wache steht zu Ehren des russischen Consuls, der darin wohnt, vor demselben. Der Kaufmann hatte uns auf der Ueberfahrt erzählt, wie theuer das Bauen in Belgrad sey. Ein Maurer z. B. bekommt täglich 2—3 Zwanziger (14—21 Srg. preuß.); Bausteine kosten acht Gulden Conv.M. das Tausend; eine Metze Kalk einen Gulden u. s. w. Nach diesen Sätzen wird man sich nicht wundern, daß ein Haus, welches man in Deutschland für 10,000 Rthl. bauen würde, hier weit mehr als die Hälfte theurer zu stehen kommt. Die Miethpreise richten sich natürlich darnach, und eine anständige Wohnung ist unter 5—600 Gulden Conv.M. nicht zu haben. In Piastern ist dieß eine ungeheure Summe, da der innere Werth des neuen türkischen Geldes so gering ist, daß man für einen Conventionsgulden zwölf Piaster zahlt, mithin ein Zwanziger vier Piaster gilt, und daß man selbst dabei noch an Silberwerth verliert.

Wir treten in die Festung und sind erstaunt, sie so öde und halbverfallen zu finden. Unsere Verwunderung nimmt zu, indem wir weiter gehen. Hohes Gras bedeckt die Plätze und aus den Mauern sind allenthalben Steine herausgefallen, ohne daß an Ausbesserung gedacht würde. Oben auf den Kasematten sehen wir die Wachen, die sich unter die zum Schutze gegen die brennende Sonne errichteten Kiosks geflüchtet. An den verfallenden Mauern bemerken wir die Reste weißer Tünche, und unser Begleiter gibt uns die naive Erklärung: es sey vor einigen Jahren ein türkischer Großer zur Besichtigung der Festung erschienen, und da habe der damalige Pascha, dem dieß vorher gesteckt worden, in aller Eil alle Mauern übertünchen lassen. Der Erfolg habe auch der Erwartung entsprochen, und es sey Alles im besten Zustande gefunden worden. Man kann sich des Lachens nicht enthalten, wenn man sieht, wie alle Risse und Löcher mit übertüncht worden sind. Allenthalben, im Kleinen wie im Großen sieht man hier den innern Zustand des türkischen Reichs symbolisch dargestellt.

Wir sind durch das erste Thor gegangen und betreten jezt einen geräumigen Platz, den unser Begleiter das Palamedon nennt. Hier, sagte er, gehen wir auf lauter Menschengebeinen, denn hier liegen alle die Tausende von Hingerichteten begraben, oder vielmehr verscharrt, welche türkische Härte und Grausamkeit gemordet. Vor uns, am Thore zur innern Festung, sehen wir auf beiden Seiten spitze Pfähle; auf diese werden die Verurtheilten gespießt. Hier war es, wo beim lezten serbischen Aufstande die unglücklichen nach Belgrad gebrachten Gefangenen ein schreckliches Ende fanden, und unter andern ein Pope und sein Sohn die Qualen fast vier-und-zwanzig Stunden auszuhalten hatten, ehe sie den Geist aufgaben. Noch lebende Augenzeugen machen davon eine haarsträubende Beschreibung. Die Schlachtopfer flehten nur um wenige Tropfen Wasser, weil sie, sobald sie zu trinken bekommen, alsbald sterben. Die dabei stehenden türkischen Wachen aber bedrohten Jeden, der es wagen würde, ihnen Wasser zu reichen, mit der gleichen Strafe des Spießens. Man eilt hinweg von einem Platze, an den sich solche Erinnerungen knüpfen; man empfindet aber auch eine Art von moralischer Genugthuung, wenn man die Türken sammt ihrem ganzen Wesen in solchem Verfall sieht.

Jezt standen wir der Residenz des Pascha gegenüber. Wahrlich, man mußte es sich fast laut vorsagen, weil die Phantasie einen Lügen strafen wollte. Ein viereckiger, länglicher Platz, der über und über mit Gras bewachsen und mit Trümmern überschüttet ist, das ist der Hofraum des Palastes. Seine ganze Fläche mag hundert Quadratruthen betragen. Ein altes verfallenes Gebäude steht zur Linken des Eingangs in die Residenz. Der Vorhof ist gepflastert, aber das Pflaster ist unter dem Grase wenig sichtbar; und damit die Poesie nicht fehle, kommt eben ein possirlicher Zwerg und holt in einem Kruge von orientalischer Form Wasser an der mit einem Hahn verschlossenen Röhre. In den Palast führt eine von beiden Seiten in die Höhe gehende Stiege, die mit einem dreieckigen Dachschirm überwölbt ist. Oben führt eine Galerie in die Gemächer. Zur Linken kommt man in die des Paschas, zur Rechten in die der Frauen. Der gegenwärtige Pascha, Kiamil, lebt sehr enthaltsam und hat nur wenige Weiber. Das Dach springt ringsum so weit vor, daß die Galerie vor dem hereinschlagenden Regen geschüzt ist. Die Fenster in der Residenz sind schmal und niedrig, und mehrere mit Papier verklebt. Ich fand eine ungemeine Aehnlichkeit zwischen diesem Palast und den Bauerhäusern im Tyroler Gebirge, nur daß lezlere weit schmucker und reinlicher dastehen. Jene Bauern können sich etwas darauf einbilden, daß sie, wenigstens im Aeußern, comfortabler wohnen als der Pascha von Belgrad.

(Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Turin, Juli.

Cottolengo. — Ein Homagium. — Neophyten. — Philodramatischer Verein.

Die glänzenden Vermählungsfeierlichkeiten im April sind wohl auch in den deutschen Blättern gehörig besprochen worden. Sie zeichneten sich vor andern Festivitäten der Art im Grunde nur durch das historische Turnier aus, und ich gedenke auf dasselbe in einem eigenen Artikel zurückzukommen. — Kurz nach diesen Festen trat, gleichsam als ernste Mahnung, der Tod eines hochverdienten Mannes ein, des Kanonikus Cottolengo, von dessen merkwürdigem Hospiz ich voriges Jahr in diesen Blättern gesprochen habe. Dieser Held des Glaubens und felsenfesten Gottvertrauens, dieser ganz arme Gründer einer herrlichen Anstalt, starb als Opfer seiner nie ruhenden Thätigkeit, indem er sich bei Unpäßlichkeiten keinerlei Pflege gestatten wollte. Er, der über Hunderttausende zu verfügen hatte, mochte sich nicht zu Bette legen, als ihn das Fieber schüttelte, und er starb sitzend auf einer hölzernen Bank, als er eben die Aufnahme eines armen Judenkindes in sein Hospiz befahl. Aber nicht bloß alle Arme und Nothleidende Turins fühlten seinen Tod schmerzlich, auch der König und sein Haus.

Einige Zeit vor der glänzenden Vermählung hatten wir in Turin bei Hofe eine andere Ceremonie, die in unsern Zeiten anderwärts nicht leicht mehr vorkommt und daher hier wohl eine Erwähnung verdient. Im Fürstenthum Monaco (2 Quadratmeilen, 6500 Einwohner) herrschte vor Kurzem noch der Prinz Honoré V., der sich bekanntlich immer in Paris amusirte und wenig an die Regierung seiner Staaten und Völker dachte. Als er kinderlos starb, ging das Land an seinen Bruder Tancredi Florestan Ruggiero Louis Grimaldi über. Da der König von Sardinien seit dem Wiener Kongreß das Investiturrecht über Monaco hat, so mußte der neue Herrscher vom sardinischen Thron belehnt werden. Deßhalb hatte der junge Potentat seinen Generalgouverneur und Präsidenten des Staatsraths, den Cavaliere Rey de Villa-Rey, nach Turin gesendet, um in seinem Namen das Homagium und den Eid der Treue zu leisten und sich investiren zu lassen. Der König saß bei dieser Ceremonie in großem Ornate auf dem Thron, rechts stand der Herzog von Savoyen, links der Herzog von Genua und der Prinz von Savoyen-Carignan, sämmtlich mit bedecktem Haupte. An der rechten Seite des Throns standen die Ritter des Annunciaden- und des Lazarusordens im Kostüm, so wie die Großen der Krone; links die Staatsminister und andere Vornehme mit den grandes entrées. Hinter dem Throne hatten der Oberkammerherr und der diensthuende Kapitän der Garden ihre Stelle. Am Fuße des Throns stand der Oberstallmeister, rechts von dem Tische, worauf das Evangelienbuch und ein blankes Schwert lagen. Der Monaco'sche Gesandte und Prokurator, Cav. Rey, wurde nun gerufen, kam und stellte sich an die Stufen des Throns, rechts vom Tische. Darauf stieg der Graf Gallina, erster Staatssekretär des Innern und der Finanzen, auf die erste Thronstufe und las den Investiturakt vor. Während der Cav. Rey die feierliche Formel nachsprach, nahm der König aus den Händen des Oberstallmeisters das bloße Schwert, berührte damit den Cav. Rey und umarmte ihn hierauf, zum Zeichen der Annahme. Nach Vorlesung des Akts kniete der Gesandte vor dem König nieder, legte die Hand auf das Evangelienbuch und sprach den Eid nach, welchen ihm der Minister des Innern und der Finanzen vorsagte. — Kürzlich wohnte ich einer Ceremonie ganz anderer Art bei, auf die hier, wie in Rom, große Bedeutung gelegt wird, einer Protestanten- und Judentaufe. Dergleichen kommt in Turin ziemlich oft vor, da viele junge deutsche Handwerker hieher kommen, sich gut verheirathen und niederlassen, wozu vor Allem gehört, daß sie sich zur Landeskirche halten. Man hat deutsche Handwerker hier wegen ihres Geschicks, ihrer Ordnung und sonstigen guten Eigenschaften lieber als Eingeborne, Italiener und Franzosen. Im Hospiz der Katechumenen, das der Erzbruderschaft vom heiligen Geiste angehört, und wo Alle vorbereitet werden, die zur katholischen Kirche übergehen wollen, wurden zwei Deutsche, Johann Hurlemann, 26 Jahr alt, aus Görlitz, und Christian Späd, 25 Jahr alt, aus dem Großherzogthum Baden, in den Schooß der Kirche aufgenommen. Die hiesigen Zeitungen berichteten am folgenden Tage viel von der tiefen und freudigen Rührung der Neophyten und der zahlreichen Zuschauer. Mich zog mehr eine ähnliche Ceremonie an, als zwei, auch im Hospiz der Katechumenen vorbereitete, schöne Jüdinnen daselbst getauft wurden, eine 19 Jahr alt aus Fossaro, die andere 22 Jahr alt aus Turin. Jene besonders war in ihrem weißen Taufkostüm sehr reizend. Man sagt, sie sey eine Waise und die Geliebte eines jener jungen Deutschen, der sich nun mit ihr verheirathen und, da sie auch bedeutendes Vermögen hat, ein Geschäft in Genua gründen wird. Die ältere, Sara Helena, schien weniger froh bei ihrer Taufe, es war, als ob ein Schmerz aus ihren Karfunkelaugen unter orientalischen Augbrauen spräche. Später ist noch eine ganze Judenfamilie getauft worden.

Vor Kurzem ist hier eine nicht bloß für die dramatische Kunst, sondern auch für die glückliche Mischung gebildeter Stände sehr ersprießliche Anstalt gegründet worden, die philodramatische Akademie. Es ist ein Verein, der außer dem Kunstgenuß, den er gewährt, auch auf das gesellige Leben Turins den glücklichsten Einfluß haben dürfte; denn es treten dabei die königlichen Prinzen und die höchsten Familien mit andern gebildeten Ständen zusammen, um dramatische Darstellungen zu geben. Schon ist ein zwar nicht großer, aber sehr schöner Saal mit Nebenzimmern dazu eingerichtet. Die Anstalt steht — was mir sehr verständig scheint — unter der künstlerischen Leitung einer Frau, der vom Theater abgetretenen ausgezeichneten Schauspielerin Marchionni. Die neue Akademie wurde in Gegenwart der hiesigen Prinzen und des eben hier anwesenden Prinzen von Lucca eingeweiht. Man gab zuerst das Trauerspiel La Pia vom Cav. Marenco und dann une visite à Bedlam von Scribe, beides mit entschiedenem Erfolg. Die Eintrittsbillets standen in hohem Preis, da die Einnahme für die Kleinkinderschulen in Turin bestimmt war. Dergleichen Anstalten können aber nur in Italien recht gedeihen, denn da mischen sich die gebildeten Stände aller Abstufungen an sehr vielen Orten auf das Liberalste und Freundlichste, aber auch auf das Anständigste da, wo die Kunst sie zu gemeinschaftlichem Zwecke zusammenführt. Dieß wird jedoch in den übrigen Lebensbeziehungen von Niemand mißbraucht. Nirgends ist dieß schöner und wohlthuender in's Werk gesetzt, als in Bologna. Wir fühlen recht gut in Turin ein gleiches Bedürfniß, und da von oben herab ein glücklicher Impuls gegeben wird, so gedeiht vielleicht das gesellschaftliche Amalgam auch hier.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 20.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenz-Blatt. Nro. 20.

Mittwoch, 10. August 1842.

[208]

L. T. Freiherrn v. Spittler's
Sämmtliche Werke.

Herausgegeben
von
Carl Wächter.

15 Bände. gr. 8. Preis 53 fl. 45 kr. oder 31 Rthlr. 16 Gr.

Die hervorstechendsten Eigenschaften eines großen Geschichtschreibers, innigste Bekanntschaft mit den Quellen, literärisch-kritischer Scharfsinn, Fülle der Gedanken, Schnelligkeit des Ueberblickes, Leichtigkeit und Gewandtheit im Auffassen der Hauptpunkte, lebendige Phantasie, gezügelt durch die höchste historische Redlichkeit, Begeisterung für menschliche Größe, verbunden mit der feinsten Menschenkenntniß, Selbstständigkeit des Urtheils und eigenthümlicher Gang der Untersuchung, die sich überall Bahn bricht, sind charakterische Vorzüge Spittler's als Historiker. Wir zweifeln nicht, daß diese Sammlung von den vielen Zuhörern des ehemaligen berühmten akademischen Lehrers als ein werthes Andenken an den unvergeßlichen entgegengenommen, von dem Vaterlande, das ihn im Ganzen hochgehalten und den Ersten der Nation beigezählt hat, als ein Denkmal der geistigen Wirksamkeit eines großen Mannes und als eine reiche Fundgrube politischer Weisheit gebührend geehrt, und der Nachwelt als ein originelles Ganzes, das in der Geschichte der Literatur Epoche gemacht hat, den besten Nationalgütern beigezählt werden wird.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[260] In meinem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Politische Geschichte Deutschlands unter der Regierung der Kaiser Heinrich V. und Lothar III.

Von

Eduard Gervais.

Zwei Theile.

Gr. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Der erste Theil dieses ausgezeichneten Geschichtswerks führt den besondern Titel: „Kaiser Heinrich V." (1841, 2 Thlr.), der zweite: „Kaiser Lothar III." (1842, 2 Thlr. 15 Ngr.)

Leipzig, im Juli 1842.

F. A. Brockhaus.

---

[248] In Commission der Stahel'schen Buchhandlung in Würzburg ist so eben erschienen:

Erinnerung
an
Griechenland
aus den Jahren 1832—35
von
C. J. Bronzetti,
k. bayer. Major.

gr. 8. mit 1 Stahlstich. br. Preis 1 fl. 48 kr. oder 1 Rthlr. 5 Sgr.

Der Herr Verfasser hat in den Reihen der bayrischen Krieger König Otto nach Hellas begleitet. Die in diesem Werke niedergelegten Notizen über den dortigen Aufenthalt des Herrn Majors dürften nicht allein als ein in blühender, lebendiger Sprache geschriebenes Gedenkbuch seinen Waffenbrüdern wichtig seyn, sondern auch das Interesse des grössern Publikums in mannigfacher Weise verdienen. Sind ja genaue Kenntniss des griechischen Volkscharakters, unparteiische Beurtheilung desselben, eine kundige Darstellung mancher bis jetzt übergangener geographischer und socialer Momente Griechenlands Vorzüge desselben.

Die Ausstattung ist sehr elegant.

---

[251] In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen ist erschienen:

Dinglers
Polytechnisches Journal.

Erstes Juliheft 1842.

Williams, über die Ursachen der Beschädigungen und Explosionen der Dampfkessel. Mit Abbildungen. — Whitehouse, Verbesserungen an Dampfkesseln für Schiffsdampfmaschinen. Mit Abbild. — Das Abymney-Eisenwerk (in England) und die Verfertigung der Eisenbahnschienen daselbst. Mit Abbild. — Großes eisernes Dampfboot mit Schrauben statt der Ruderräder. Mit Abbild. — Granthams Apparat, um die Schaufelräder der Dampfschiffe mit den Maschinen in und außer Verbindung zu setzen. Mit Abbild. — Bromwichs Verbesserungen an Steigbügeln. Mit Abbild. — Hennmanns Verbesserungen an Pflügen. Mit Abbild. — Willie's und Schwieso's Verbesserungen in der Konstruction elastischer Sitze für Möbeln. Mit Abbild. — Murray's Verbesserungen in der Papierfabrikation. Mit Abbild. — Knowle's Verbesserungen an den Maschinen zum Vorbereiten und Verspinnen der Baumwolle und anderer Faserstoffe. Mit Abbild. — Houzeau-Muiron, über Leuchtgasfabrikation mittelst des Seifenwassers der Fabriken. Mit Abbild. — Lee's neuer

Apparat zur Chlorbereitung. Mit Abbild. — Ueber die Anwendung des Gebläses mit heißer Luft zum Ausschmelzen der Bleierze und die Vorbereitung dieser Erze. Mit Abbild. — Ueber die Zusammensetzung und Anwendung der Hohofengase, ein von Hrn. Chevreul der französischen Akademie der Wissenschaften über eine Abhandlung des Hrn. Ebelmen erstatteter Bericht. — Ueber Eisenwasserstoffgas und die Anwendung des Eisens im Marsh'schen Apparat zur Entdeckung des Arseniks, von Alphons Dupasquier. — Ueber die Darstellung der flüssigen und festen Kohlensäure, von Professor Johnson. — Verfahren zur Bereitung des blauen Ultramarins, von Hrn. v. Tiremon. — Ueber die technische Benutzung der Nobili'schen Figuren, von Dr. Elsner. — Färben des hellstrohgelben Buchsbaumholzes, von Dr. Elsner. — Ueber die Prüfung der käuflichen Oele auf eine Verfälschung, von Heydenreich. — Ueber die Zucht der Seidenraupen mit drei Häutungen, von Franzesko Spreafiko. — Miscellen. Englische Patente. Zweckmäßige Einrichtung auf Eisenbahnstationen in England. Neue Art Wasserleitung. Sandersons Gußstahlfabrik. Anfertigung der Flintenkugeln im Arsenal zu Woolwich. Pimonts sogenanntes Caloridore für Färbereien. Neue Bereitungsart des höchst fein zertheilten sogenannten Dampf-Calomels. Runkelrübenzuckerfabrik in Griechenland, Affodillzucker. Verfahren, reine Benzoesäure darzustellen. Korkholz-Matrazen.

Zweites Juliheft.

Ueber die Cornwall'schen Dampfmaschinen und James Sims' Wasserhebungsmaschine. Mit Abbild. — Ueber die rotirenden Dampfmaschinen der Patent-Disc-Engines-Company. Mit Abbild. — Bemerkungen bei Gelegenheit des unglücklichen Ereignisses auf der Eisenbahn zu Versailles (linkes Ufer) am 8. Mai 1842, von Hrn. A. Perdonnet. — Vertheidigung der vierräderigen Lokomotiven, von Hrn. Mamby. — Ueber das Eisenbahnwesen in England; ein Schreiben von Hrn. Prevost, Direktionsmitglied der London-Birmingham-Eisenbahn, an Hrn. Delessert. — Versuche über die Folgen eines Achsenbruchs an einer vierrädrigen Maschine. Schreiben des Hrn. Prevost in Birmingham an Hrn. Delessert. — Ueber die geeignetsten Maßregeln, um die Unglücksfälle auf Eisenbahnen seltener und weniger gefährlich zu machen, von Hrn. de Pambour. — Verbesserungen an den Buffers der Eisenbahnwagen, von William Wilkinson Taylor. Mit Abbild. — Verbesserungen an Wagenachsen und Achsenbüchsen, von Charles de Bergue. Mit Abbild. — Die sogenannten Bärenfallen-Schleußen des Lehighflusses, von Ellwood Morris. Mit Abbild. — Verbesserungen an Maschinen zum Vorspinnen, Feinspinnen und Doubliren von Baumwolle, Wolle, Seide und andern Faserstoffen, von Ezekiel Jones. Mit Abbild. — Verbesserungen in der Fabrikation der Hornknöpfe und in der Verfertigung der hiezu dienlichen Formen. Erfunden von Thomas Harris. Mit Abbild. — J. Jukes' Verbesserungen an Oefen mit beweglichem Roste. Mit Abbild. — Verbesserter Laugapparat, von Knight, Bleicher. Mit Abbild. — Die Schnellessigfabrikation, in Bezug auf den dabei sich ergebenden Verlust und dessen Quellen, beurtheilt von Dr. Fr. Knapp. — Miscellen. Die Eisenbahnen in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. — Verordnungen hinsichtlich der Eisenbahnfahrten in Frankreich. — Neue Mahlgänge. — Chuards Gasoskop. — Zum Gebrauch der Stahlfedern. — Verfahren, pulverige Farben mit Papiermasse im Holländer sehr innig zu vereinigen, um bunte Papiere zu erzeugen. — Pommereux's Verfahren, die Bierhefe auszutrocknen. — Bereitung einer verbesserten Toiletteseife. — Seifenwasser im Brode.

* * *

☞ Die Verlagshandlung kann vom

Polytechnischen Journal

noch einige ganz vollständige Exemplare, welche sie aufgekauft hat, und zwar 1ster bis 21ster Jahrgang oder Band 1 bis 78 zu 196 Rthlr. oder 336 fl. im 24 Guldenfuß anbieten. Die Jahrgänge 1820, 1821, 1822, 1823, 1824, 1826 bis 1841 sind fortwährend einzeln zum Preise von 16 fl. oder 9 Rthlr. 8 gGr. zu haben.

---

[230] Bei E. J. Fournier, Buchhändler in Znaim, ist so eben erschienen:

Komische Schaubühne
der Engländer.

Der englische Text vollständig accentuirt, mit deutscher Worterklärung, grammaticalischen und erläuternden Bemerkungen und der Aussprache der schwierigsten Wörter nach Voigtmann und Bassler.

Bearbeitet von

Joh. Chr. Nossek.

1—3s Bändchen.

Inhalt: 1. High life below Stairs.
2. The Old Maid.
3. The Bengal Tiger.

gr. 12. Znaim, 1842. broch. 26 Ngr.

Irving's

Alhambra.

Vollständig accentuirt und erläutert zum Schul- und Privatgebrauche von

Joh. Chr. Nossek.

gr. 12. Znaim, 1842. broch. 1 Rthlr. 6 Ngr.

Früher erschien:

Versuch
einer
vergleichenden Grammatik
der

latein., italien., span., portug., franz. u. engl. Sprache, mit einer nach der deutschen Bedeutung alphabetisch geordneten Sammlung der gebräuchlichsten Wörter;

für

jeden Sprachliebhaber und vorzüglich für Studirende bearbeitet

von **W. E. E. Krátky,**

Chorherrn und Kapitularen des Prämonstratenserstiftes Neureisch ꝛc.

gr. 4. Znaim, 1840. broch. 3 Rthlr. 22½ Ngr.

---

[252] Bei **G. Bethge** in Berlin ist eben erschienen:

R. des Cartes, Meditationes de prima Philosophia, in quibus Dei existentia et animae humanae a corpore distinctio demonstrantur. 6 gGr.

Die Meditationes, klar und übersichtlich geschrieben, bilden den Mittelpunkt der cartesischen Philosophie. Die sich darauf beziehenden Objektionen bedeutender gleichzeitiger Philosophen und die Responsionen des Cartesius werden in Kurzem erscheinen.

[158] In Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Handbuch
für
Officiere des Generalstabs,
mit besonderer Rücksicht auf die
Organisation des K. Württembergischen
und des
achten deutschen Armee-Corps,
von
F. v. Baur;
Hauptmann im K. W. Generalquartiermeisterstab.

Mit Genehmigung des K. W. Kriegsministeriums.

32½ Bogen, 5 Quart-Tabellen und 2 Lithographien.

Preis brochirt 3 fl. rhein. oder 1 Rthlr. 20 Gr.

Kurzer Inhalt des Handbuches:

1ster Abschnitt. **Heeresverfassung. Stärke und Eintheilung der deutschen Bundesarmee; Stärke und Eintheilung des 8ten deutschen Armee-Corps; Stärke und Eintheilung des K. Württembergischen, Großh. Badischen und Hessischen Armee-Corps,** je mit Anführung für jede Waffe ihrer Formation, Stände, Bewaffnung, Munition, Ausrüstung, Aufstellung, Bewegung, Fechtart. — 2ter Abschnitt. **Organisation des Hauptquartiers des 8ten deutschen Armee-Corps.** — 3ter Abschnitt. **Eintheilung und Funktionen des Generalstabs der 5 Divisionen des 8ten Armee-Corps.** — 4ter Abschnitt. **Organisation des K. Württembergischen Generalquartiermeisterstabs.** — 5ter Abschnitt. **Vorschriften und dienstliche Bestimmungen über den Wirkungskreis des Generalstabs.** 1ste Abthl. Bureaugeschäfte. 2te Abthl. Geschäfte im äußern Dienste. 3te Abthl. Kriegsoperationen. 6ter Abschnitt. **Heeresverpflegung.** — 7ter Abschnitt. **Militärische und allgemeine Notizen.**

Dieses sehr günstig beurtheilte Handbuch dürfte nicht allein allen Militärs von bleibendem Werthe, sondern im jetzigen Augenblicke, wo viele deutsche Kammern die Etats berathen, noch von besonderem Interesse seyn, da die Organisationen des deutschen Bundesheeres, des 8ten deutschen Armee-Corps und der Armee-Corps von Württemberg, Baden und Hessen, nach Originalquellen darin aufgenommen sind.

Stuttgart und Tübingen, Juli 1842.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[246] Bei **Gebhardt u. Reisland** in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Gespräche
für
das gesellschaftliche Leben
zur Erlernung der Umgangssprache
im **Deutschen und Italienischen,**
oder
vollständige Anleitung für Deutsche, welche sich im Italienischen, und für Italiener, welche sich im Deutschen richtig und geläufig ausdrücken wollen.

Von

Dr. Karl Benjamin Schade,
Verfasser mehrerer italienischer Schulschriften.

3 Bändchen in 12. broch. Preis 1 Thlr.

---

[249] Bei **J. Engelmann** in Heidelberg ist erschienen und so eben versandt worden:

Wegweiser für Fremde in St. Petersburg,
oder ausführliches Gemälde dieser Hauptstadt und ihrer Umgebung. Von Dr. P. A. F. K. Possart. Nebst Plan und 6 Ansichten in Stahl. 8. 3 fl. oder 2 Thlr.

---

[267] In Unterzeichnetem sind so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Württembergische
Jahrbücher
für
vaterländische Geschichte, Geographie, Statistik und Topographie.

Herausgegeben von
dem statistisch-topographischen Büreau.

Jahrgang 1840. Zweites Heft.

Subscriptionspreis 1 fl. 12 kr.

Ladenpreis 1 fl. 45 kr. oder 1 Rthlr.

Inhalt:

A. **Chronik.** I. Die Bevölkerung Württembergs im Jahr 1840. a) Gang und Stand der Bevölkerung überhaupt. b) Gang und Stand der Bevölkerung in Beziehung auf einzelne Verhältnisse. c) Vergleichung der Bevölkerungs-Aufnahme von 1840 mit den Ergebnissen der zuletzt vorangegangenen 8 Jahre. II. Nekrolog. 1) General der Infanterie ꝛc. Freiherr Friedr. v. Phull. 2) Generallieutenant Freiherr August v. Hügel. 3) Generalmajor v. Theobald. III. Staatsverwaltung. Kriegswesen in

den Jahren 1838, 1839 und 1840. B. **Abhandlungen, Aufsätze und Nachrichten.** I. Geschichte des adelichen Fräuleinstiftes Oberstenfeld. II. Die Beraubung des Stuttgarter Archivs im dreißigjährigen Krieg und die Bemühungen um Wiedererlangung des Geraubten. III. Römische Alterthümer, in den Jahren 1839 und 1840 aufgefunden. IV. Verwaltungs- und Vermögensstand der württembergischen Sparkasse von den Jahren 1818—41. V. Ergebnisse der Revision des Gebäudesteuerkatasters vom Jahr 1840. VI. Ergebnisse der Frucht-, Vieh- und Wollmärkte von 1838—1841. VII. Ergebnisse der Weinlese im J. 1841. VIII. Berichtigender Nachtrag zu dem Auszug aus den Nachrichten des Herrn Hofraths Hammer von den altdeutschen Grab- und Opferhügeln ꝛc. IX. Württembergische Literatur vom J. 1840.

Stuttgart und Tübingen, Juli 1842.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[266] In der **Hinrichs**'schen Buchhandlung in **Leipzig** sind neu erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Schmidt, Dr. C. C. G., kurzgefaßte Lebensbeschreibungen der merkwürdigsten evangelischen Missionare. (Buchanan, Rhenius ꝛc.) Nebst einer Uebersicht des gegenwärtigen Bestandes der Miss.-Gesellschaften und ihrer Wirksamkeit, so wie der von der britischen Hauptbibelgesellschaft besorgten und verbreiteten Uebersetzungen der h. Schrift. 6s Bändchen. 8. (14½ Bog.) 1842. geh. ¾ Thlr.

Mayor, Dr. Matth.,
Oberwundarzt zu Lausanne,

die populäre Chirurgie,

oder die Kunst, während der Abwesenheit eines Chirurgen bei schweren Verletzungen schnell Hülfe zu schaffen und einfache Verbände anzulegen. A. d. Franz. von **Dr. Carl Gust. Lincke,**
Stadtwund- und Gerichtsarzte zu Leipzig.
8. (4½ Bog.) geh. 7½ Ngr. = 6 gGr.

Heinze, Th.,
(Straf-Anstalt-Direktor)

Andeutungen zu einer zweckmäßigen Einrichtung der **Strafanstalten und Kriminalgefängnisse** in Deutschland. Mit 4 lithogr. Tafeln. gr. 8. (4½ Bog.) geh. ½ Thlr.

Feller, Dr. F. E.,
(Lehrer an der Handels-Lehranstalt und Lector publ. an der Universität Leipzig)

Kurze Englische Sprachlehre in Beispielen, umfassend das Nöthigste über Aussprache, Formen- und Satzlehre. gr. 8. (5¼ B.) Velinp. geh. 10 gGr. = 12½ Ngr.

---

[253] **Literarische Anzeige.**

In meinem Verlag ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Apel, Dr., Die Sänger unserer Tage, Blätter aus dem deutschen Dichterwald der Gegenwart. Altenburg 1842. gr. 8. 22½ Ngr.

Anthologien aus den Werken der älteren Dichter gab es bisher im Ueberfluß, dagegen fehlte eine Auswahl der besten Dichtungen unserer Zeit. Diese gibt aber vorstehendes Buch, welches zu Declamirübungen in geselligen Kreisen und zum Vorlesen für die reifere Jugend bestimmt, zugleich ein Handbuch für Freunde der Literatur seyn soll. Es ist deßhalb nach Dichterschulen geordnet und es sind kurze Notizen über die einzelnen Dichter unserer Zeit beigegeben worden.

Altenburg, Anfang Juli 1842.

H. A. Pierer.

---

[250] In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Beschreibung
des
Königreichs Württemberg.
Sechzehntes Heft:
Oberamt Kirchheim.

Herausgegeben von dem
königl. statistisch-topographischen Büreau.

Mit einer Karte des Oberamts, einer Ansicht von Kirchheim und vier Tabellen.
gr. 8. Velinpapier.

Die verehrlichen Subscribenten erhalten dieses neue Heft durch jede Sortimentshandlung für den Subscriptionspreis von 51 kr. Der Ladenpreis desselben ist 1 fl. 12 kr. oder 16 Gr.

Stuttgart und Tübingen, Juli 1842.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[261] Bei **A. Wienbrack** in **Leipzig** ist so eben erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Pragmatische Geschichte der gegenseitigen politischen und religiösen Verhältnisse zwischen England und Irland, vom ersten Beginn des socialen Verkehrs beider Länder bis auf unsere Tage. Von **Dr. E. F. Vogel.** gr. 8. geh. ⅚ Thlr.

Von demselben Verfasser:

Historisch-kritische Betrachtungen über die allmählige Gestaltung und besondere Eigenthümlichkeit der englischen Episcopalkirche im Verhältnisse zu den Grundsätzen und Ansprüchen des echten Protestantismus. gr. 8. geh. ½ Thlr.

Die Materialien zu der ersten Schrift sind aus den bekannten größeren Werken über die britische Geschichte von Rapin von Thoyras, Hume, Mac Geoghegan, Leland, Stuart, Robertson u. A. und aus den hierhergehörigen Monographien von Camden, Clarendon, Burnet, Cuningham, Fox, Gordon, Musgrave, Cooper, Moore u. s. w. geschöpft, sorgfältig verglichen und mit beständiger Beachtung der Nothwendigkeit, den Anstrich der Partheifärbung möglichst von der nackten Wahrheit zu trennen, zu einem Ganzen verarbeitet worden.

In der zweiten Schrift wird auch unter andern nachgewiesen, wie schon vor 100 Jahren alles mögliche gethan worden ist, das englische Kirchensystem in Deutschland einzuführen.

Beide Schriften sind gediegenen Inhalts und für Theologen und jeden Gebildeten von nicht geringem Interesse.

№ 191.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Donnerſtag, den 11. Auguſt 1842.

Prodigia et mores Urbis. —
Juvenal.

Pariſer Sommerleben.

1. Der Boulevard des Italiens.

In der heißen Jahreszeit iſt Paris ein zugleich qual- und genußvoller Aufenthalt, und wer dort den Sommer zubringen muß, iſt eben ſo ſehr zu beklagen, als zu beneiden. Wir haben hier in dieſem Augenblick eine gräßliche Hitze, 25 bis 26 Grad im Schatten, dazu fürchterlichen Staub und gräuliche Gerüche. Es iſt kaum zum Aushalten; alle Kreatur ſchnappt nach Luft und ſeufzt nach Regen. Man weiß nicht, wo man ſich hinwenden ſoll, um einige Kühlung zu athmen. Von allen Punkten der Windroſe weht uns die wüthende Hundstagshitze an. Man kann ſich fürwahr nach Libyens brennenden Sandwüſten, in Daniels feurigen Ofen, in Dantes Hölle, an irgend welchen Ort verſetzt wähnen, wo geſengt, gebraten, geröſtet und mit glühenden Zangen gezwickt wird. Den Tag über ſchmoren und ſchwitzen wir im Fegfeuer und im Vorhof der Teufelsküche; aber Abends luſtwandeln und verkehren wir im Paradieſe und im Worſaal zum Himmel; ich meine auf dem Boulevard des Italiens, den die Faſhion ſich gegenwärtig zur Lieblingspromenade erkoren.

Paris iſt launen- und grillenhaft wie eine ſchöne vornehme Frau, die gern ihre Günſtlinge wechſelt. Lange Zeit war das Quartier des Marais der bevorzugte Stadttheil und die Place-royale der Mittelpunkt des vornehmen Lebens, der Sammelplatz berühmter Schöngeiſter und der Hauptſchauplatz der galanten, liebenswürdigen Welt, in welcher Marion Delorme, Madame Scarron und Ninon de Lenclos als Favoritſultaninnen herrſchten. Aber eines ſchönen Morgens fiel das privilegirte Quartier bei dem wetterwendiſchen Großherrn, dem Pariſer Publikum, in Ungnade, und von Stunde an kam die Place-royale aus der Mode. Das noble Pflaſter erzitterte nicht mehr, wie ſonſt, von dem funkenſprühenden Hufſchlag galoppirender Pferde; das Gras, ob der ungewöhnlichen Ruhe verwundert, wagte ſich Anfangs ſchüchtern, dann unverſchämt zwiſchen den Steinen hervor und griff zuletzt luſtig wuchernd immer weiter um ſich, und das noch unlängſt wiederhallende tauſendfache Getöſe erſtarb alsbald in lautloſer Grabesſtille.

Das Palais-royal wurde darauf das Pariſer Schooßkind, der große Markt des Luxus und der Moden, der Herd des Wohllebens und der Schlemmerei, das Herz der Rieſenſtadt, in welches alle andern Quartiere, gleich untergeordneten Geädern, ihr Blut ſtrömen ließen. Prächtige Gewölbe, elegante Kaffeehäuſer, glänzende Speiſewirthſchaften, Pharobanken und alle Erzeugniſſe einer raffinirten und potenzirten Kultur wurden in dem engen Raum zuſammengedrängt; aber von der Stunde

an, wo dem Palais-royal seine zweideutige Spezialität genommen wurde, wo mit der Gasbeleuchtung die Moral in die Gänge und Alleen drang, und diese so berühmte wie berufene Oertlichkeit ausschließlich ehrsamen und gut bürgerlichen Gewerben und Handthierungen zufiel, minderte sich auf eine für die Pariser Moralität sehr bezeichnende Weise sichtbar der Andrang von Verkäufern und Kauflustigen. Seitdem fristet das Palais-royal ein glanz- und freudenloses Daseyn und ist nur noch ein schwacher Schatten von dem, was es einst gewesen. Dieser weitläuftige Palast, den der Stolz angelegt und der Finanzgeist ausgebaut, dieser welthistorische Garten, wo die Despotie Anfangs ihren Hof hielt und das Freiheitsgefühl zuerst die Ketten zerbrach, dieses denkwürdige Theater, wo mit genialer Keckheit das Vorspiel zu dem großen revolutionären Drama improvisirt wurde, ist nunmehr zu einem gewöhnlichen Durchgang herabgesunken. Man bedient sich jezt des Palais-royal nicht mehr zum Spazierengehen, sondern nur noch zum Durchgehen, und die Beileidsvisiten der Einheimischen und die Huldigungen der neu ankommenden Fremden sind alles, was ihm von seiner alten Pracht und Herrlichkeit geblieben.

Kaum hatte sich diese Thatsache herausgestellt, so war der Mittelpunkt des höhern Lebens anderswohin verlegt und die bisher dem Palais-royal zugewandte Huld auf den Boulevard des Italiens übertragen. Die Wahl konnte allerdings nicht leicht besser ausfallen; wir für unsern Theil wenigstens kennen nichts Lockenderes, als dieses wollüstige Pariser Paradies. Alles rund umher ist prächtig, reich, mannigfaltig; wir sehen hier den verfeinerten Menschengeist in seiner ganzen erfinderischen Thätigkeit, aber auch in seinem ganzen prahlerischen Uebermuthe leben und weben. — Manchem wäre es ein Leichtes, auf dem Boulevard des Italiens sein Leben zuzubringen, ohne einen Schritt über seine Grenzen zu thun. Es gibt kein natürliches oder erkünsteltes Bedürfniß, keine gröbere oder feinere Begierde, keine sinnliche oder geistige Laune, die hier nicht Nahrung und Befriedigung in hohem Grade fänden.

Mustern wir zuerst das Todte dieser glänzenden Oertlichkeit, ihre Lage, ihren Umfang, ihre Anstalten und Besonderheiten. — Der Boulevard des Italiens, auch mitunter Boulevard de Gand genannt, hebt von den Straßen Richelieu und Grange Batelière an und erstreckt sich bis zu den Straßen Louis-le-Grand und Chaussée-d'Antin in einer Länge von ungefähr 600 und in einer Breite von etwa 60 Schritten. Dieser kleine Raum, der am einen Ende an den Boulevard Montmartre, am andern Ende an den Boulevard der Kapuzinerinnen stößt und in den einerseits die Straßen Lepelletier, Lassitte, Taitbout und Helder, andererseits die Straßen de la Michodière, Choiseul, Grammont, Marivaux und Favart einmünden, ist der glänzendste und vornehmste Theil der Boulevards, ein Auszug der fashionablen Pariser Welt. In der Mitte ist der herrliche Weg für die Fahrenden und Reiter; daran grenzen links und rechts breite Trottoirs für die Fußgänger, mit Asphalt gepflastert und mit Bäumen bepflanzt, die aber noch nicht sattsam angewachsen sind, um vor der Sonne zu schützen. An beiden Seiten stehen hohe, prächtige Häuser, welche im Erd- und Hauptgeschosse Boutiken, Magazine, Waarenniederlagen und Anstalten aller Art in bunter Abwechslung enthalten. Selbst das Hintergebäude des Théâtre italien, der jetzigen Opera comique, ist für Anlagen dieser Art eingerichtet, die nichts von der Bestimmung des Gebäudes ahnen lassen. Man sagt gewöhnlich, die sogenannten Bouffes haben aus der kleinlichen Eitelkeit, damit die Vorderseite ihrer Bühne nicht, wie bei den kleinen Theatern, auf die Boulevards hinausgehen und sie mit diesen gemein machen solle, lieber ihr prächtiges Portal auf einen kleinen, engen Platz gestellt; aber diese Sage ist ganz ungegründet. Die wahre Ursache, warum die Italiener die Hauptfaçade ihres Theaters von den Boulevards abgekehrt, war Achtung für das Publikum, dem die Menge Kutschen zu Anfang und zu Ende der Vorstellungen auf seinem Lieblingsspaziergange unangenehme und gefährliche Störungen verursacht haben würde. Die Spaziergänger können auch leicht über den dampfenden Schüsseln der benachbarten Restaurateurs, über den niedlichen Eisthürmen und Limonadeflaschen der umliegenden Kaffeewirthe acht steinerne Säulen vergessen, wenn sie auch jonisch und von den größten und glücklichsten Verhältnissen wären.

(Fortsetzung folgt.)

Semlin und Belgrad.

(Fortsetzung.)

Von der Residenz gingen wir in die Moschee. Ein Imam öffnete uns bereitwillig, und da wir ihm freundlich einen Zwanziger in die Hand drückten, trat er bescheiden auf die Seite und ließ uns Ungläubige, gestiefelt wie wir waren, auf den heiligen Fußboden treten. Wir waren dadurch so dreist geworden, daß wir bis zum Altare vorschreiten wollten; da warnte uns unser Begleiter und der Imam gab uns einen Wink. Ersterer meinte, wenn wir das Wagstück ausgeführt hätten und Türken dazu gekommen wären, hätte es leicht einen Auflauf geben können. So blieben wir denn stehen und

überſahen die Moſchee mit Muße. Zur Rechten die Loge des Paſcha, zur Linken die der höhern Offiziere, vor uns der Altar, neben demſelben ein etwa um acht Stufen erhöhter Predigtſtuhl, auf welchem der Imam ſeine Vorträge hält, ringsum an den Mauern Verſe aus dem Koran angeſchrieben. — Es iſt dieß die Hauptmoſchee von Belgrad; ſie ſteht aber, was Pracht betrifft, gegen die allereinfachſte chriſtliche Kirche zurück. Sie iſt völlig leer, weil der Türke zum Sitzen und Knieen nur den Teppich braucht, womit ſie ausgeſchlagen iſt.

Von hier gingen wir in den Marſtall, fanden aber da nicht die ſchönen Thiere, die wir erwartet hatten. Dieß erklärt ſich aus den geringen Einkünften des Paſcha. Ihm ſtehen nicht die Hülfsquellen zu Gebote, aus denen ſich ſeine Collegen in den andern Provinzen bereichern. Im Grunde genommen iſt er hier nichts als Gouverneur von Belgrad. Bauern preſſen, Rajas drücken, Juden ſich zinspflichtig machen, das Alles kann er nicht. Man ſagt, Kiamil hätte längſt ein einträglicheres Paſchalik bekommen können, er habe es aber verſchmäht, weil ihm ſein Charakter jene Erpreſſungen verhaßt mache. Als ich dieß gehört, erſchienen mir ſeine Pferde viel ſchöner als die ausgezeichnetſten, die ich je geſehen.

Wir traten in's Freie, von wo man das Land weit hin überſchaut. Neben uns auf beiden Seiten und zu unſern Füßen rings um den Berg ſtanden unförmliche Kanonen, tief im Graſe verſunken, auf plumpen Lavetten mit Scheibenrädern, in großem Maßſtabe wie die an unſern gemeinen Kinderwagen. Faſt poſſierlich kam es mir vor, wenn ich dachte, daß dieſe Feſtung jezt eine ernſthafte Belagerung aushalten ſollte; indeſſen ward mir verſichert, die Türken ſeyen gute Artilleriſten und würden mit ihren unförmlichen Geſchützen nicht allein Lärmen machen, ſondern auch Schaden genug anrichten. Daß ſie dieſelben raſch zu bedienen verſtehen, ſah ich noch am ſelben Abend, wo das Dampfſchiff Karl vorbeifuhr, deſſen Salve ſie ſehr prompt erwiderten.

Wir ſtiegen hinab in die untere Feſtung, wo die Soldaten in den Kaſernen hauſten und wo man das türkiſche Weſen in ſeiner Glorie ſehen konnte. Die Subalternoffiziere verkehren ganz kameradſchaftlich mit den Gemeinen, worüber man ſich um ſo weniger wundert, wenn man hört, daß ſie mit ihnen in einer Kammer und zu dreien auf einem Lager liegen.

Von der Feſtung kommen wir auf einen Platz, auf welchem wir eine Menge von Hunden ſich herumtreiben ſehen; es iſt der Friedhof. Hin und wieder ſieht man Reſte von Gebeinen, an denen die Hunde nagen. Die Sitte der Türken, ihre Todten halb ſitzend, mit dem Rücken an ein Brett gelehnt und mit dem Geſicht nach Mekka gekehrt, zu begraben, macht, daß der obere Theil des Körpers, der übrigens frei und in keinen Sarg eingeſchloſſen iſt, ſo wenig tief mit Erde bedeckt wird, daß das Scharren der meiſt halbverhungerten Hunde den Kopf entblößt, und endlich den ganzen Leichnam den Beſtien preisgibt. — Ich habe mich oft bitter über die unwürdige Art geäußert, wie man in vielen Gegenden Ungarns — leider auch mitunter Deutſchlands — die Friedhöfe behandelt. Gegen die türkiſchen, wenigſtens gegen den in Belgrad, ſind ſie alle ſehr ſchön. Was ich oft in Reiſen durch die Türkei als die Urſache der Peſt angeführt gefunden hatte, das fand ich hier vollkommen beſtätigt. Wir eilten, ſo viel wir konnten, über dieſen unheimlichen Platz hinweg.

Endlich kamen wir in die eigentliche Türkenſtadt. Wer etwas Aehnliches nicht geſehen und ſich doch eine Vorſtellung davon machen will, der ſtelle ſich jede Gaſſe als zwei ſich gegenüberſtehende Reihen von Buden vor, ähnlich denen, wie man ſie noch in vielen Städten Deutſchlands mit feſter Grundlage auf den öffentlichen Plätzen antrifft. So ſind die türkiſchen Häuſer, nur mit dem Unterſchied, daß ſie mehr Tiefe haben als ſolche Buden. Gedeckt ſind ſie mit Ziegeln, aber die Dächer ſind alle ſehr flach. In dieſen Häuſern wird Alles vor den Augen der Welt getrieben, und nur für die Frauen, ſowie für die geheimſten Beſchäftigungen und Verrichtungen iſt im Hintergrund eine Schirmwand angebracht. — Unter dem Feilgebotenen ſpielen die Confituren und der Tabak mit allen ſeinen Requiſiten die Hauptrollen. Erſtere ſind in erſtaunlicher Mannigfaltigkeit und für einen wahren Spottpreis zu haben; ſo bekommt man die Okka, faſt 2½ preußiſche Pfunde, von allen Sorten gemiſcht, für einen ſilbernen Zwanziger. Der Tabak iſt ebenfalls wohl feil, nur nicht die Pfeifenrohre, am allerwenigſten die wohlriechenden Weichſelrohre. Die ächten Köpfe „von rothem Thon mit goldnen Streifchen" kauft man in den Buden, wo man ſich noch dazu an ihrer Verfertigung ergötzen kann, ebenfalls ſehr billig.

Wunderbar kommt es dem Nordländer vor, wenn er hier Alles vor den Augen der Vorübergehenden verrichten ſieht. Da ſchiebt eben der Bäcker ſein Brod in den Ofen, dort bereitet ein Garkoch das Mahl für ſeine Gäſte, von denen ſchon ein Theil mit dem Verzehren beſchäftigt iſt. Mit untergeſchlagenen Beinen ſitzen ſie da, Jeder hat ſeinen Napf, aus dem er mit den Händen zulangt und die Sauce herabtrieſen läßt; Andere bezahlen, und wenn ſie auch eben erſt das ſchmutzige Kupfergeld durch die Hände gehen ließen, ſo greifen ſie doch mit denſelben gleich wieder in die Schüſſel und laſſen es ſich trefflich ſchmecken. Mir machte dieß Alles ſo wenig Appetit, daß ich, ob es gleich Mittag war und die Muezzims von den Minarets zum Gebete riefen, eben keinen Hunger ſpürte. — Am luſtigſten ſieht es bei den Barbieren aus; da iſt eben einer kahl geſchoren, dort iſt

das Werk erſt zur Hälfte beendigt; hier müht ſich einer, den türkiſchen Gleichmuth zu behaupten, während ihm ſchreiend das Meſſer um die Ohren ſpielt. Einer, der barbirt wird — phyſiſch oder moraliſch — iſt ſtets eine höchſt komiſche Figur; der Türke in dieſem Falle iſt der Superlativ davon.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, Juli.

Halms Sohn der Wildniß. — Frl. v. Hagn. — Küſtner.

Halms Drama: „der Sohn der Wildniß," iſt kürzlich auch hier aufgeführt worden. Nachdem das Theater ſo lange in den Hintergrund getreten und beſonders das höhere Drama von den dramatiſchen Ereigniſſen und Handlungen der Wirklichkeit, welche jenes an Intereſſe überboten, bei Seite geſchoben war, iſt es gut, daß es ſich auch einmal wieder in ſeiner Bedeutung und in ſeinem nicht abzuſtreitenden Einfluß auf Leben, Sitte und Bildung zeige. Einſt ging das Theater der Bildung des Volkes voran, jezt ſteht es noch im frommen Wunſche, daß es nur mit der geiſtigen Bildung, die ſich ohne daſſelbe entwickelt, Schritt halte. Hoffen durften wir, daß mit der freier gewordenen Preſſe auch die Freiheit auf den Brettern ſich rege und geſtalte. Im Ganzen kann man ſagen, die Preſſe hat ſich in würdiger Weiſe bis jezt der gewordenen Licenz bedient; ſie ſchwelgt nicht im Frivolen, ſondern beſchäftigt ſich mit den ernſten Lebensfragen, mit mehr oder minderem Geſchick. Auf dem Theater ſahen wir zwar auch einige dieſer Fragen behandelt, aber es war nur der dramatiſche Wiederaufguß aller der Zerriſſenheitsthemate aus dem ſocialen Leben, die wir ſchon zum Ueberdruß in Romanen und Novellen geleſen hatten. Unſere Direction war zu loben, daß ſie dieſe geſchickten Arbeiten nicht vornehm von ſich wies, ſondern ihnen Raum gönnte, ihre Wirkſamkeit zu beweiſen. Aber ſie haben nicht gewirkt, wenigſtens nicht vorwärts, geſtaltend, anregend, erfriſchend. Sie intereſſirten in geringerem oder höherem Grade, aber ſie wirkten nur als gute Abdrücke von abgethanem Leben, in dem keine Keime für neues Leben enthalten ſind. Halms Sohn der Wildniß führt uns plötzlich in ganz andere Regionen, und auch ein Feind kann ihm nicht abſprechen, daß er auf das Publikum wirkt. Die eine Hälfte, die ſchöne, zerfließt in Thränen, von der andern Hälfte iſt ein guter Theil von der Schönheit der Diction, von den reinen, geläuterten Gefühlen, die er in edler Geſtaltung zu Tage ſchafft, hingeriſſen. Auch müſſen alle Kenner rühmen, wie er mit wenigen Mitteln Herr ſeines Stoffes und der Bühne und ihrer verwahrloſten Kräfte geworden. Andere meinten, um ſie zu bändigen, bedürfe es der raffinirteſten Künſte. Er hat bewieſen, daß es nur der Kunſt bedarf, die in der Natur und ihrer richtigen Auffaſſung ihren unverſiegbaren Quell hat. Ob ſein Drama ein Fortſchritt iſt, ob es zu Hoffnungen auf die Regeneration des deutſchen Theaters berechtigt, darüber ſind die Meinungen getheilt. Das Publikum aber war zufrieden mit dem Thema aus der alten Zeit, und es hatte ein Recht ſich zu freuen; denn es ſah eine edle dramatiſche Handlung, ein Stück, aus dem Vollen geſchnitten, eines, das nicht in zerriſſenen Phantaſien, in paradoxen Gedankenſprüngen und Antitheſen nach falſchem Effekt haſcht, ſondern in verſtändlichen Gefühlen, Gedanken, Worten und Bildern geraden Weges dem geſteckten Ziele zueilt. Jeder kann mit empfinden, mit folgen. Das lohnt ſich bei der Mehrzahl der neuern Stücke nicht, bei den andern iſt es eine ſchwierige Aufgabe. Die Frauen beſonders waren und ſind entzückt. Wie ſollte es anders ſeyn, wo ein Dichter ſo ihren Triumph beſingt? — Gegen eine herbe Kritik in einer politiſchen Zeitung erhob ſich Alt und Jung, und ſelbſt eine Dame legte ihre Lanze gegen den Kunſtrichter ein. Ich aber wünſche von Herzen überall Halms Sohn der Wildniß den wohlverdienten Erfolg wie in Berlin, denn unſere Bühne brachte ſeit langen Jahren kein ſo gutes Stück als dieſes.

Die geniale Parthenia, welche nicht wenig zum Erfolge beitrug, **Charlotte von Hagn**, verläßt uns; der Form nach nur wegen einer Urlaubsreiſe; wir haben aber Grund an die Wahrheit des Gerüchtes zu glauben, daß es wenigſtens jezt ihr Wille iſt, nicht wiederzukehren. Die Künſtlerin, die hier wohl Ruhm und Vergnügen, aber für ihren ſtrebſamen Sinn keine Ruhe gefunden, will ſich nirgends mehr feſſeln. Die lebenslängliche Penſion von 1600 Thalern kann ſie leicht aufgeben, da ſie, wie man weiß, ſich in den lezten Jahren ein ſehr beträchtliches Vermögen geſammelt hat. Auch wird ſie in ihrer Freiheit überall willkommen ſeyn, und kann noch lange als Gaſt Triumphzüge durch die deutſchen Hauptſtädte feiern. Das iſt ein beneidenswerthes Leben, werden Viele ſeufzen. Aber jede Bewegung, die eingeengt iſt in eine einzelne Menſchenkraft, hat ihr Ziel. Was iſt das Ziel des begabteſten Schauſpielers? Wahrlich, ihm kann man es vergeben, wenn er es nur im Genuß der Gegenwart ſucht, und mit durſtigen Zügen ihn aufſchlürft, da die ausſichtsreichſte Zukunft ihm keine Vergangenheit bietet. Ein Glück, wenn er Penſionen und Vermögen errungen hat; was iſt aber dem immer regen Geiſte, den die phyſiſche Kraft verläßt, der Rückblick auf die geiſtige Errungenſchaft? Gaukelnde Schaaren von bunten Triumphzügen. Ob dieſe ihn aber bis an's Grab begleiten? — Herr v. **Küſtner** hat mit dem Sohn der Wildniß glücklich debutirt. Auch rühmt man mehrere Anordnungen, welche die alte Theaterzucht wieder herſtellen ſollen. Noch wirft man ihm nichts vor, noch iſt kein Bonmot gegen ihn im Gange. Das iſt viel nach einer ſechswöchentlichen Anweſenheit. Doch erzählt man, daß der neue Director mit ſeinem höchſten Gönner in einem Zwiegeſpräche die Mittel und Wege zur Reformation des Theaters berathen habe, und das Reſultat war, daß Alles beim Alten bleiben müſſe. Die Rückſichten ſeyen nicht zu überwinden. Gegen die Anſchuldigung, daß er nur um zu ſparen berufen ſey, verwahrt ſich Herr v. Küſtner auf das Entſchiedenſte. Der Verluſt der Hagn muß ihm ſchmerzlich ſeyn, und es iſt ſehr zweifelhaft, ob eine der berufenen Gäſte ſie in der Gunſt des Publikums erſetzen dürfte. Jezt ſpielt Fräul. Anſchüz aus Wien mit Beifall.

(Fortſetzung folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 64.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 192.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Freitag, den 12. Auguſt 1842.

— Mein Sehnen ruft vergebens
Erſtorbne Freuden wieder wach!
Sie welken ſchnell, die Blumen unſers Lebens,
Und wir, wir welken langſam ihnen nach.

Mahlmann.

Die Taxuswand.

Ich ſtehe gern vor dir,
Du Fläche ſchwarz und rauh,
Du ſchartiges Viſier
Vor meines Liebſten Brau';
Gern mag ich vor dir ſtehen
Wie vor grundirtem Tuch,
Und drüber gleiten ſehen
Den bleichen Krönungszug;

Als mein die Krone hier
Von Händen, die nun kalt,
Als man geſungen mir
In Weiſen, die nun alt;
Vorhang am Heiligthume,
Mein Paradieſesthor,
Dahinter alles Blume
Und alles Dorn davor!

Denn jenſeits weiß ich ſie,
Die grüne Gartenbank,
Wo ich das Leben früh
Mit glühen Lippen trank;
Als mich mein Haar umwallte,
So golden wie ein Strahl,
Als noch mein Ruf erſchallte,
Ein Hornſtoß, durch das Thal.

Das zarte Epheureiß,
So Liebe pflegte dort —
Sechs Schritte — und ich weiß,
Ich weiß dann, daß es fort!
So will ich immer ſchleichen
Nur an dein dunkles Tuch,
Und achtzehn Jahre ſtreichen
Aus meinem Lebensbuch.

Du ſtarrteſt damals ſchon
So düſter treu wie heut,
Du unſrer Liebe Thron
Und Wächter manche Zeit.
Man ſagt, daß Schlaf, ein ſchlimmer,
Dir aus den Nadeln raucht:
Ach, wacher war ich nimmer,
Als rings von dir umhaucht!

Nun aber bin ich matt,
Und möcht' an dir im Traum
Hingleiten wie ein Blatt,
Geweht vom nächſten Baum.

Du lockſt mich wie ein Hafen,
Wo alle Stürme ſtumm:
O ſchlafen möcht' ich, ſchlafen
Bis meine Zeit herum!

Annette Freiin v. Droſte-Hülshoff.

Semlin und Belgrad.

(Fortſetzung.)

Von dem Verfalle der Türkenſtadt macht man ſich keinen Begriff. Recht gefliſſentlich läßt man auch alte feſte Gebäude zu Ruinen werden, und hilft getreulich nach. So ſteht noch ein hohes, ſtarkes Gemäuer von einem Gebäude, welches Herzog Eugen von Savoyen zur Zeit des öſterreichiſchen Beſitzes hatte aufführen laſſen, und das ſich leicht zu einem großen, ſchönen Hauſe herſtellen ließe. Aber kein Türke mag auch nur eine der Mauern zur Rückwand ſeiner Bude benützen.

In einem Kaffeehauſe, in welches wir traten, fanden wir einen Opiumraucher, deſſen verzerrtes und dabei ſtrahlendes Geſicht ſeine Verzückung verrieth. Ein Anderer ſchlürfte ſeinen Kaffee, der durch ſein Anſehen keineswegs einlud. Ein geſchäftiger, redſeliger Kellner lud uns zum Sitzen ein und führte uns, als wir dazu keine Luſt bezeigten, in den Garten, der nicht viel größer war, als das Kaffeehaus, und wo wir einen Derwiſch und ihm gegenüber einen jungen Türken trafen. Beide ſahen uns kaum an, aber auf dem Geſicht des Erſtern glaubte ich dennoch das Schimpfwort „Giaurs" zu leſen. Sonſt ſind die Türken jezt im Allgemeinen duldſam geworden, und die meiſten nennen, weil ſie ihre Unmacht fühlen, die Chriſten nicht mehr Giaurs (Ungläubige), ſondern Komſchas (Nachbarn).

Die Grandezza erlaubt dem Türken nicht, den Fremden anzugaffen oder ihm nachzuſehen, wenn er auch in noch ſo fremder Tracht an ihm vorübergeht. Ich fand dieſen Zug ſo ſtark, daß man in Belgrad weniger auf uns zu achten ſchien, als dieß bei uns geſchieht, wenn Jemand durch die Gaſſen ſeiner Vaterſtadt geht. Wenn wir in einen Laden traten, um etwas zu kaufen, warfen die Arbeiter, welche die Waaren fertigten, gewöhnlich nur einen einzigen Blick auf uns und trieben ſodann ihr Geſchäft ſo unbekümmert fort, als wäre außer ihrem Meiſter Niemand zugegen.

Nachdem wir uns in den holperigen Gaſſen faſt lahm gelaufen hatten, richteten wir unſere Schritte ſüdweſtlich zur Türkenſtadt hinaus, wieder in die Serbenſtadt. Noch einen Blick warf ich zurück in die ſo wenig anſprechende Türkenſtadt, die von außen, und zwar in einiger Entfernung, wie von der Donau aus, einen unendlich günſtigern Anblick gewährt, als in der Nähe und von innen.

Auf der Höhe angelangt, die mit der Feſtung faſt gleiches Niveau hat, genoſſen wir der reizendſten Rundſicht. Wenn man eben aus dem Wuſte der Türkenſtadt getreten iſt, erſcheint das öſterreichiſche Gebiet, wo zur Linken Semlin und zur Rechten jenſeits der Donau Pancſova liegt, um ſo freundlicher. Auf der öſtlichen Seite der Höhe, welche wir gewonnen, liegt in geringer Entfernung ein griechiſches Kloſter, welches, mit den Moſcheen und Minarets Belgrads ſich gruppirend, gleichſam den Kampf des Kreuzes mit dem Halbmonde verſinnlicht. — Und nun eilten wir die Höhe hinab, einer Reſtauration zu, welche uns Noth that. Wir traten in den neuen Gaſthof, welchen der Fürſt im Bezirk des Wirthſchaftshofes anlegen laſſen, der an ſein neues Schloß ſtößt. Wir wurden ziemlich gut bedient, mußten aber auch mehr bezahlen, als wären wir bei Very in Paris geweſen. — Als Entſchädigung gab uns jedoch der Wirth, ein ächter verſchmizter Raize (Serbe), eine Menge Erzählungen zum Beſten, eine wahre Chronique scandaleuse von Belgrad und der Umgegend. Daß dabei die Türken ſchlecht weg kamen, ſezt man wohl voraus. Von der Unzugänglichkeit der Frauenzimmer, meinte er unter andern, ſey keine Rede mehr, und der goldene Regen finde ſeinen Weg wie anderswo. Ueber die gegenwärtige Stellung der Parteien in Serbien erhielten wir von einem hier Angeſtellten, der mit zu Tiſche ſaß, recht intereſſante Winke, ſo wie Notizen über die bei der Erhebung der Serben ſowohl, als bei dem lezten Dynaſtenwechſel vorgekommenen Intriguen. Eine große, aber eben nicht ſehr liebenswürdige Rolle ſpielte dabei die alte Fürſtin, Gemahlin des jezt in Wien lebenden Fürſten Miloſch. Daß Eiferſucht ihre Schritte beſtimmt und geleitet habe, ward auch hier angedeutet, wie ſchon früher in Zeitungsberichten geſchehen. Gegenwärtig iſt zwar ihr Einfluß noch nicht ganz beſeitigt, aber durch eine ihr gegenüberſtehende Hauptpartei gelähmt. — Eben als wir von ihr ſprachen, fuhr ſie am Gaſthofe in einem offenen Wagen vorüber. Man läſe die Intrigue in ihrem Geſichte, wenn man auch nie von ihr gehört hätte.

Der junge Fürſt wurde von Allen als ein Mann von vielen Anlagen und guten Eigenſchaften gerühmt, und was ich hier von ihm Gutes erzählen hörte, beſtätigte mir ein paar Tage ſpäter mein Gaſtfreund, Baron von J. in Temesvar, in deſſen Hauſe er während der Gährung und Entfernung ſeines Vaters gelebt hatte. Seine Jugend, er iſt kaum 19 Jahre alt, macht freilich, daß er noch unter fremdem Einfluſſe ſteht; aber überall, wo ſeine Perſönlichkeit hervortritt, zeigt er Verſtand und den beſten Willen. Bedenkt man die Laufbahn, welche

sein Vater gemacht, und nimmt man an, daß, wie es scheint, dessen Geist auf ihm ruht, so kann man von ihm für die Zukunft Serbiens sehr viel erwarten.

(Schluß folgt.)

Pariser Sommerleben.

(Fortsetzung.)

In diesem dicht wie ein Bienenstock bewohnten prächtigen Revier wird, wie man sich vorstellen kann, jedes Plätzchen sehr theuer vermiethet, so daß es nicht zu hoch angegeben seyn möchte, wenn man die jährliche Rente eines fünfstockigen Hauses am Boulevard des Italiens auf eine halbe Million und darüber anschlägt. Zunächst machen sich die Gewölbe für Mode- und Putzwaaren im weitesten Verstande bemerklich, wie die Handlungen à la petite Jeannette, aux Bajadères, aux Italiens und au pavillon d'Hanövre etc. Die kostbarsten und feinsten Tücher, die neuesten und schönsten Zeuge, die geschmackvollsten und reichsten Stickereien, die zartesten und leichtesten Gewebe sind hier hinter hellen hohen Spiegelfenstern in lockender Entwicklung und Gruppirung ausgelegt. Fast noch glänzender sind die Bijouteriegewölbe und Galanteriewaarenlager, die, auf's reichste versehen, für das Bedürfniß der allerärmsten und allerreichsten Eitelkeit sorgen, und kleine goldene Ringe für eine arme Wäscherin und Armbänder von Brillanten für die luxuriöseste Herzogin verkaufen. Ihre funkelnden Gewölbe, bei Tage von der Sonne, Abends von Carcellampen erleuchtet, gewähren einen Anblick, dessen Reichthum und Glanz selbst Augen blendet, die das Kostbarste in dieser Art zu sehen gewohnt sind. Die geschliffenen Glasscheiben, auf denen die Waaren an den Fenstern ausliegen, und die Spiegelwände im Innern der Läden vermehren das magische Strahlen- und Farbenspiel, das sich vor unsern Blicken kräuselt.

Auf die Gold- und Silberläden folgen die herrlichen Magazine, worin feine Möbeln, Porzellansachen, Bronzen, Tafeluhren und dergleichen beliebte Luxuswaaren ausgestellt sind. Es ist unbeschreiblich, wie hoch der Luxus in reichen Möbeln und Zimmerverzierungen aller Art gestiegen ist. Seitdem die neue Geldaristokratie, welche statt der Ahnen Millionen aufweist, angefangen hat, ihre Hôtels in der Chaussée d'Antin mit beispiellosem Aufwand zu möbliren, und auch im Ausland eine große Menge solcher Sachen bestellt werden, ist jeder Arbeiter und Künstler darauf aus, hierin etwas Neues zu erfinden, und Alles immer noch schöner und reicher zu machen. Viele der besten Gold- und Silberarbeiter finden sogar jezt ihre Rechnung besser bei der feinen Bronzearbeit, die hier jezt eben so sorgfältig wie ehemals die kostbarste Gold- und Silberwaare gearbeitet und eben so hoch bezahlt wird. Von der Schönheit dieser Dinge macht sich Einer, der sie nicht gesehen, gar keinen Begriff. Was davon auf unsere Messen, selbst in den größern Städten, kommt, ist dagegen nur mittelmäßige, für's Ausland fabrikmäßig verfertigte Waare. Il travaille pour le nord, sagt man hier von einem Arbeiter, der nur gewöhnliche Arbeit liefert, zum Theil wohl die schönen Formen nachmacht, aber die Sachen nur so ausstattet, wie der Ausländer sie zu bezahlen gewohnt ist. Je weiter nach Norden diese Dinge bestimmt sind, desto weniger schön und sorgfältig sind sie ausgearbeitet, aber desto größer und in's Auge fallender. Uns Deutschen traut man doch noch mehr Geschmack zu als den Polen und Russen, welchen Alles zugeschickt wird, was hier Niemand haben will. Die vorzüglichsten Stücke behält man für die hiesigen Gewölbe zurück.

Wir gehen weiter und kommen zu zwei sehr geschmackvollen und ganz allerliebsten Gewölben, worin zwei Modehändlerinnen im engern Sinne ihren Thron aufgeschlagen haben: Mlle. Sabine Lefebvre und Mlle. Laure, welch leztere den Löwen und das Einhorn des englischen Wappens im Schilde führt. Damenputzwerk, mit Blumen, Federn und dergleichen Tand ausgeziert, aller mögliche Staat, der sich aus Band, Seide, Flor u. s. w. bauen läßt, bietet sich hier unsern Blicken dar. Fünf oder sechs junge Mädchen, leicht und mit Geschmack gekleidet, sitzen unter großen Haufen von zarten Materialien und spinnwebeleichten Stoffen, und stecken mit eben so zarten und spinnwebeleichten Fingern die künstlichen Gebäude zusammen, die zum Theil bis nach Rußland und in die Türkei halten müssen. Ihre Blicke wechseln zwischen der Nadel und den Vorübergehenden. Nichts kommt der ernsthaften, wichtigen, biegsamen, höflichen und anziehenden Geschwätzigkeit einer in solchem Gewölbe residirenden Putzhändlerin bei, wenn sie fremde Käuferinnen vor sich hat. Ihre Gehülfinnen reichen dabei ein Stück nach dem andern zu; man weiß es der Käuferin an den Leib zu bringen, und nach einem entscheidenden: Mais, Madame, cela vous va à merveille, wird für die Sache doppelt und dreimal so viel verlangt, als sie werth ist, besonders wenn es auf die Guineen einer eben angekommenen zu modernisirenden Engländerin losgeht. Oft habe ich solchem Handel mit Vergnügen zugehört, besonders wenn bei Käuferinnen von verschiedenen Nationen der ganze Charakter und Geschmack des Volks recht deutlich hervortrat. Bei solchen werden dann gewöhnlich die verlegenen Waaren angebracht, und je weiter sie von Norden herkommen, desto extravaganter und bunter werden sie bedient.

Auf der gegenüber liegenden Seite sehen wir den kleinen, höchst kokett eingerichteten Laden zur „Königin von Cypern," wo junge Männer comme il faut ihre Kravatten und ihre gelben Handschuhe einkaufen, welch leztere, wie früher die rothen Absätze, entschieden das Abzeichen der heutigen Petitmaitres geworden sind. Die Boutikenprinzessin, die hier als Alleinherrscherin thront, ist eine zarte, frische Blondine von achtzehn bis zwanzig Jahren, mit sehr feinen Zügen, schönen Zähnen, warmem Teint, einem Kopf von den lieblichsten Formen und dem graziösesten Ausdruck, ein wahres Modell für einen Guido Reni. Sie zeigt sich in diesen heißen Tagen beständig in einem reizenden Negligé von der feinsten Mousseline oder andern durchsichtigen Zeugen, das ihren Bau sehr leicht umwebt. Ihr Boudoir im Entresol, welches schwerseidene Vorhänge den neugierigen Blicken der Spaziergänger auf dem Boulevard entziehen, scheint auf's Prächtigste eingerichtet zu seyn. Sie ist in ihrem Laden selten allein, und Männer vom feinsten Tone schämen sich nicht, am hellen Tage oder am noch helleren Abend sich zu ihr an's Comptoir zu setzen und dort ganze Stunden zuzubringen.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Juli.

(Fortsetzung.)

Spontini. — Sammlungen für Hamburg. — Rückert.

Spontini hat seine Adieux à Berlin gesungen. Er geht fort, zwar ohne Orden pour le mérite, aber auch ohne im Gefängniß gesessen zu haben; in Ungnaden vom Könige beschieden, aber doch von ihm in Gnaden zur Tafel geladen; enthoben seiner Dienstleistungen, aber mit der Verpflichtung, seinen vollen Gehalt, ohne etwas dafür zu thun, zu behalten und wo er will zu verzehren; er geht, fortgeschickt durch Haß, Neid, Verwünschungen vieler Hunderte und Tausende, die ihn lieber am Stuppfahl gesehen, wo der Büttel ihn seiner Würden entkleidet hätte, und doch mit einem feierlichen Comitate und unter den Thränen zahlloser Verehrer. Das Comitat war zwar nicht mit Marschällen und Vorreitern da, aber die Abschiedsmusik, welche die ganz unabhängige Singakademie Spontini gab, konnte dafür gelten. Der Componist scheidet mit der Ueberzeugung, daß in Berlin ein furchtbares Nest von Haß und Kabale gegen ihn als Fremden ist; seine Gegner lassen ihn scheiden als einen Fremden, welcher aus Italien und Frankreich mit seinem Genie einen Vorrath von Kabalen und Intriguen nach Berlin herein gebracht habe, der bis dahin dort unbekannt war. Das Genie sey hier eingeschrumpft, die Kabale und Intrigue aber als üppige Saat aufgeschossen. Diese Saat habe alles einheimische Verdienst, in so fern es sich nicht parasitisch um ihn geschlungen, erdrückt. Er habe Oper und Theater zerstört, indem er alle Kräfte derselben auf seine eigenen Werke verwandt, ohne doch denselben, nämlich den hier verfertigten Spätlingen seiner Muse, damit aufzuhelfen. So habe Preußen seine Hauptstadt mit fremden Federn geschmückt, die aber bald verbleichten, da sie vom Körper gerupft waren, dem sie von Natur angehörten. Spontini habe als Componist hier nichts mehr hervorgebracht, was seinen frühern Werken an die Seite zu seyen gewesen, als Dirigent aber nur für sich gewirkt. Der Scheidende dagegen ruft den Bleibenden zu: Zeigt mir doch das heimische Genie, das ich erdrückte! Ich habe euch ja schon lange Raum gemacht, warum hat sich mein Nachfolger nicht erhoben! Wenn ich nur meine Werke vortrefflich dirigirte, so trat doch etwas aus der allgemeinen Mittelmäßigkeit und dem Schlendrian heraus. Wenn ich mein Brod nicht mit Thränen aß, sondern, wie ihr meint, mit zu viel Behagen, und für meine geringe Arbeit zu viel Ruhestunden genoß, für wen sparte und sammelte ich denn? Für den wohlthätigen Fonds, für den ich ein Konzert gab, dessen Einnahme kontraktlich mir zustand, und der meinen Namen trägt, um euch in späten Jahren zu mahnen, wie ihr mich mit Undank lohntet. — Die alte, ergiebige Grube des Gezänks ist nun hoffentlich erschöpft. Das Endresultat zeigt, daß man in Berlin zu unterscheiden wußte und das Genie vollständig vom Menschen trennte. Zu fordern aber, daß Alle, die ihr halbes Leben lang sich von Spontini gekränkt und beleidigt fühlten, nun mit einemmale Alles vergessen und sich freudig der Singakademie anschließen und den Scheidenden unter Thränen mitanfingen sollten, war doch unbillig.

Für Hamburg wird noch fort und fort gesammelt, jezt offiziell durch die angeordnete Haustollette. Die Zeit des ersten Impulses aber ist vorbei, auch scheint es unpassend, daß, nachdem Jeder nach seinen Kräften gegeben, noch diese Kollette in Umlauf gesezt wird. Dagegen dürfte von hier aus den Hamburgern eingreifender durch das Anleihegeschäft geholfen werden. Dem Vernehmen nach sind jezt Abgeordnete der Seehandlung und der hiesigen Kaufmannschaft nach Hamburg gereist, um die Sache zu arrangiren. Literatur und Kunst haben allerwärts den Abgebrannten beispringen wollen. Es verlohnte wohl, die Rechnungen darüber bekannt zu machen. Die bisherige Erfahrung hat noch immer gelehrt, daß bei Unterstützungen dieser Art, wenn sie überhaupt etwas einbringen, der Aufwand von Zeit und Mühe größer ist, als der verhältnißmäßige Ertrag; und wie spät kommt erst ein Gewinn heraus! Das hier von Klette, Alexander Duncker und Hänel veranstaltete Taschenbuch, mit Beiträgen der ersten Schriftsteller Berlins, sollte zum Besten der Hamburger in den ersten Wochen fertig seyn; es sind jezt aber bereits zwei Monate verstrichen, und trotz des regsten Willens und der eifrigsten Anstrengung der Unternehmer wird es wohl erst erscheinen, wenn Hamburgs Sache wieder ziemlich in den Hintergrund gedrängt ist. Auch sehen sich die Herausgeber, um der öffentlichen Stimme zu genügen, genöthigt, die eine Hälfte des gesicherten Ertrags für die Berliner Armen zu bestimmen. Sehr eigenthümliche Gedichte von Friedrich Rückert, die darin Aufnahme finden werden, circuliren in Abschriften. Es sind die Ergüsse seiner Dichterlaune, nachdem er der staubigen Residenz den Rücken gekehrt, um wieder in seinem Koburger Landhause sich zu erholen. Unter allen den gefeierten Männern, welche der König herberufen, dürfte Rückert, vermöge seiner ganzen Eigenthümlichkeit, sich am wenigsten an das Berliner Leben gewöhnen.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 82.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 193.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Sonnabend, den 13. Auguſt 1842.

Paris, le temple du génie,
Cette souveraine des arts
Et des agrémens de la vie,
Qui les verse de toutes parts
Sur l'univers qui l'étudie.

Gresset.

Semlin und Belgrad.

(Schluß.)

Eine Caravane von Saumroſſen zog eben vorüber. Sie hatte Rohprodukte des Landes geladen und wollte ſich noch heute in die Contumaz nach Semlin begeben. Auch bedeutende Heerden Schweine kommen faſt täglich aus dem Innern des Landes und paſſiren hier die Save, um in die öſterreichiſchen Staaten eingeführt zu werden. Bekanntlich erwarb ſich Fürſt Miloſch im Handel mit dieſen Thieren ſein großes Vermögen und mit dieſem ſeinen Einfluß auf ſein Volk. Wenn man hört und ſieht, wie viele Menſchen ein Großhändler der Art in ſeinem Solde hat und wie ihn ſeine Geſchäfte faſt in alle Gegenden und Ortſchaften des Landes bringen, ſo findet man den großen, weit ausgedehnten Einfluß, den er allmählig gewinnt, begreiflich, zumal bei einem Volke, welches anfängt, die Feſſeln ſeiner Knechtſchaft zu fühlen, und in welchem ſich der Wunſch regt, ſie abzuſtreifen. Dazu war Fürſt Miloſch mit viel Scharfſinn und Umſicht begabt, und er erſpähte genau den Moment, wo es Zeit war, ſich an die Spitze des Volks zu ſtellen. Es iſt aber nicht zu leugnen, daß er der Wohlthäter deſſelben geworden und daß ſeine hohe Stellung eine wohlverdiente iſt.

Wir überblickten nun noch einmal das merkwürdige Belgrad, und die Vergangenheit trat lebhaft vor meine Augen. Dort unten in der Donau liegt die Inſel, von wo aus Laudon bei der lezten Eroberung ſeinen Hauptangriff leitete. Dort ſind jezt mehrere Tſchardaken errichtet, von denen aus die Grenze bewacht wird, hauptſächlich damit nicht fremde Waaren oder die Peſt eingeſchmuggelt werden. — In dem Maße, als die Feſtung und die Türkenſtadt verfallen und leztere in ihrer Bevölkerung abnimmt, und in noch ſtärkerem Verhältniß, hebt und dehnt ſich die Serbenſtadt aus. Dort hinter dem neuen Schloße auf einer Anhöhe ſteht ein neues, freundliches Haus. Ein italieniſcher Arzt, der aber Belgrad längſt wieder verlaſſen hat, wurde verlacht, als er es in ſo großer Entfernung — wohl an fünfhundert Ruthen — von der Stadt bauen ließ. Er aber ſagte damals, vor etwa fünfzehn Jahren, Belgrad werde ſich ſo ausdehnen, daß das Haus in der Mitte ſtehen werde. Faſt ſcheint dieſe Prophezeihung in Erfüllung gehen zu wollen; von allen Seiten dehnen ſich die Gaſſen nach dieſer Richtung aus, und ſchon beträgt die Entfernung der nächſten neuen Häuſer kaum noch hundert Ruthen. Das ganze Terrain iſt aber uneben; es erhebt ſich immer ein Hügel neben dem andern, ſo daß es zulezt eine wahre Siebenhügelſtadt werden wird.

Bei der Rückkehr blieben unſere Blicke auf Belgrad geheftet, bis wir die Save hinab waren und nun in die

Donau einfuhren, wo Semlin in unſern Geſichtskreis trat. Ein Kahn mit einer Grenzpatrouille begegnete uns, ließ uns aber, da wir mit kaiſerlichen Pontonniers fuhren, ungehindert paſſiren. Dieſe Patrouillen ſind Tag und Nacht in Thätigkeit, und es iſt unmöglich, daß irgend ein auch noch ſo kleines Fahrzeug durchſchlüpft, ſelbſt wenn es, was gar nicht denkbar, der Wachſamkeit der Tſchardakenmannſchaften entginge. — Nur durch die Contumaz durften wir, wie es in unſerem Paßviſa vorgeſchrieben war, nach Semlin zurückkehren. Dieſe Contumaz iſt eine kleine Stadt für ſich, in welche man durch eine ſtets verſchloſſene Pforte eingelaſſen wird. Der uns begleitende Sanitätsbeamte war der Talisman, der uns überall ungehinderten Ein- und Durchgang verſchaffte. Nur im Durchgehen nahmen wir flüchtig Notiz von der innern Einrichtung der Contumaz, die übrigens von andern Reiſenden ſchon oft und genau genug beſchrieben worden.

So waren wir denn wieder in Semlin, und es dünkte uns, als hätten wir mit der kurzen Waſſerfahrt von einer halben Stunde fünfzig Meilen gegen Weſten zurückgelegt, ſo verſchieden war das hieſige Leben von dem drüben. — Die Sonne neigte ſich ſchon zum Untergange und wir eilten auf die Höhe, wo noch verworrene Trümmer von des Helden Johann von Hunnyadys Burg an die Vergangenheit mahnen. Ein paar Mähren weideten in einem Hofe und elende Hütten umgaben die Burg von außen. — Wir aber achteten nicht der Nähe, ſondern ſchauten nach dem von der untergehenden Sonne vergoldeten Weſten, dann auf den breiten Waſſerſpiegel im Norden, vor Allem aber nach der Feſtung Belgrad im Oſten. Da lag ſie wieder prahlend, als wäre ſie eine Herrſcherin über das ganze Umland, und als hätten die dort hauſenden Spahis recht, wenn ſie alles, was ihr Blick im Weſten erreicht, ihr Beſitzthum nennen. Wenn ſie durch das Nargile den Dampf des Opiums ſaugen, da träumen ſie ſich freilich im vollen Beſitze ihrer frühern Macht und Herrlichkeit. Warum ſollte man ihnen die Freude nicht gönnen? Leben ja doch auch bei uns manche kleine Nachkommen in ähnlichen Einbildungen, wenn ſie an ihre großen Vorfahren denken! — Während wir ſo ſtanden und ſchauten, ſtieg plötzlich eine kleine Rauchwolke von der Donau auf und ein Knall folgte unmittelbar. Er kam vom Dampfſchiffe Karl, welches auf ſeiner Fahrt nach Orſova begriffen war. Noch zweimal hallte ſein Donner, und dreimal ward er von Semlin erwidert. Im Fluge war er vor Belgrad und begrüßte mit ſeinem Geſchütz den Nachbar, welcher den Gruß höflichſt und prompt, und zwar jedesmal doppelt, zurückgab. So ändern ſich die Zeiten; jezt iſt der ſtolze Türke erfreut, wenn man nur ſeine Ebenbürtigkeit durch äußere Zeichen anerkennt; ſonſt waren Hund und Giaur ihm Synonyme. — Eine Weile ſpäter knallten die ſerbiſchen Geſchütze; ſie kündigten die morgigen Oſtern an.

Pariſer Sommerleben.

(Fortſetzung.)

Weiterhin treten wir in ein Gewölbe, das uns ſchon längſt durch ſeinen ſüßen Dunſtkreis angelockt hat. Es iſt der Sitz des Geruchskünſtlers Geslin; er verkauft uns Pomade, die wie Veilchen, Waſchwaſſer, das wie Lilien, Zahnpulver, das wie Narziſſen, Räucherpulver, das wie ein ganzes Blumenbeet, Sprengwaſſer, das wie Maiblumen duftet, und tauſend andere wohlriechende Waſſer, Eſſenzen und Salben in größter Auswahl. — Weiterhin kommen wir an das Gewölbe eines Künſtlers, deſſen größte Kunſt darin beſteht, die Natur zu verlarven; es iſt der Confiſeur Truchet. Er macht aus Mehl Häuſer, Früchte, Blumen, Figuren, Gruppen, färbt ſie mit Zucker, tränkt ſie mit ihrem natürlichen Geruch und Geſchmack, macht Eis zu Butter und Sahne, läßt es willkührlich wie Kaffee, Chokolade, Erdbeeren, Citronen, Piſtazien u. ſ. w. ſchmecken, bannt den allgemeinen Geiſt der Zerſtörung und Fäulniß mit Eſſenzen, und gibt Mandeln zu trinken und Milch zu käuen. — Nicht weit davon ſehen wir den prächtigen Laden eines Vergolders und Verzierers, bei dem ein reicher Vorrath von neuern und ältern Gemälden ausgeſtellt iſt. Nur glaube man nicht, daß dieſer Handwerksmann (ſein Name iſt Servais) dieſes prächtige Magazin mit eigenem Gelde oder auch nur auf Kredit zuſammengebracht hat. Künſtler, die ein neues Oelbild, ein Aquarell, eine Zeichnung u. ſ. w. zu verkaufen haben, bringen es dieſem Vergolder; derſelbe hält ein Buch, worin der Name des Verkäufers und der Preis des gelieferten Stücks verzeichnet ſind. Für die Commiſſion werden nach dem höhern oder geringern Preiſe der Waare gewiſſe Procente abgezogen, von welchen der Unternehmer die Miethe des Gewölbes und die ganze Einrichtung beſtreitet. Dieſe Anſtalt iſt für die Künſtler ſehr bequem und nicht drückend; manches ſchöne Kunſtprodukt würde man wohl in einem fünften Stockwerk oder in einer Bodenkammer aufſuchen müſſen; jezt ſticht es vielleicht unter ſeines Gleichen dem Liebhaber in's Auge und wird früher und bequemer an den Mann gebracht.

Nun ſtehen wir vor einem wunderlichen Gebäude, welches ganz im abenteuerlichen chineſiſchen Geſchmack angelegt, zugeſtuzt und verziert iſt. Ueberall kleine Thürme mit Glocken, überall Pavillons mit Wetterfahnen in Geſtalt von Fiſchen, grinſenden Pagoden und

dergleichen Karikaturen. Die hellſten Farben, hellroth, ſchwefelgelb, hellblau und hellgrün ſchreien einem im bunteſten Contraſte von Mauern, Galerien und Geländern entgegen und bilden mit den erwähnten Schnurrpfeifereien und Schnörkeleien ein Ganzes, das im höchſten Grade widerſinnig und kraus in's Auge fällt; aber dieſe Widerſinnigkeit lag im Plane des Erbauers, und er hat ſich, ſo lange die Anlage neu war, nicht übel dabei befunden. Das Gebäude ſelbſt, les bains chinois genannt, läuft in einem Halbcirkel, zwei Geſchoße hoch, herum und iſt von außen und im Hofe mit künſtlichen Felſengruppen eingefaßt, welche die Abenteuerlichkeit des Ganzen erhöhen. Das Vordergebäude enthält ein Kaffeehaus mit einer Speiſewirthſchaft und verſchiedene Waarenboutiken; im einen Flügel nach dem Hofe zu befinden ſich Bäder für Männer, im andern für Damen. Dieſe Bains chinois werden zwar noch beſucht, ſind aber von andern Badeanſtalten längſt überholt.

Jezt macht uns das rege Leben eines eben ſo reich als geſchmackvoll verzierten Kaffeehauſes aufmerkſam. Das Gewimmel in und vor demſelben, der mannigfache Ausdruck geſcheidter und einfältiger Geſichter, die Geſchmeidigkeit und Behendigkeit der nett gekleideten, zierlich friſirten Aufwärter, die ſich, ohne einen Tropfen von ihrem Kaffee oder Liqueur, von ihrer Limonade oder Bavaroiſe zu verſchütten, ohne die zart aufgebauten Eisthürmchen zu erſchüttern, durch das Gedränge hin- und herwinden; die Gravität, mit welcher die Kaffeewirthin hinter ihrem Zahltiſch das Gewühl überſieht, jedes Verlangen hört, jeden Kommenden bemerkt, jeden Weggehenden hütet, und doch dabei die Artigkeiten, die man ihr der Reihe nach ſagt, faßt und erwidert; der Geiſt des Anſtands und der Feinheit, der in dieſer ſo gemiſchten Geſellſchaft athmet: alles dieß lockt uns hinein, und was wir dort finden, können wir trinken ohne Durſt, können wir eſſen ohne Hunger, ſehen ohne Begierde darnach, und hören, ohne es zu billigen. Trotz dem hier beſtändig herrſchenden Gewühl wird man nie erinnert, ſogleich zu bezahlen, wie es an öffentlichen, ſtark beſuchten Orten in Deutſchland zu geſchehen pflegt. Wenn man beim Weggehen keinen Garçon rufen will, ſo legt man das Geld zu ſeiner Taſſe oder zu ſeinem Glaſe und geht. Wer es zufällig vergißt, iſt nicht in Gefahr, zurückgerufen, oder ſelbſt, wenn er wieder kommt und ſich nicht daran erinnert, gemahnt zu werden. „Ah! Monsieur, vous êtes bien sur," oder „vous êtes bien bon," ſagen die Aufwärter, wenn man ſich ſelbſt daran erinnert, und wenn ſie einen das erſtemal in ihrem Leben geſehen haben. Doch wollte ich Niemand rathen, auf dieſe Nachſicht hin das Vergeſſen öfters hinter einander zu wiederholen. Die Aufwärter haben einen ſehr geübten Blick, und würden nach mehreren Fällen der Art, wenn man wieder etwas verlangte, mit einem verbindlichen Achſelzucken ſagen: „Pardonnez-moi, Monsieur!" und nichts bringen, aber ſich auch weiter in keine Erörterung einlaſſen. Ich muß geſtehen, in dieſem Benehmen finde ich wahre Feinheit und Kultur; der Betrüger wird ſolchergeſtalt nicht öffentlich zu Schanden gemacht, und der Betrogene entgeht der Nachrede, daß er um ſolche Kleinigkeit öffentlich habe Lärm anfangen mögen. So iſt es in allen gewöhnlichen Kaffeehäuſern und Speiſewirthſchaften in Paris, und um ſo mehr hier auf unſerem Boulevard, wo die berühmteſten und beſuchteſten, die feinſten und vornehmſten Anſtalten dieſer Art blühen. Es ſind ihrer acht hier, die ſich vor allen auszeichnen: Café Foy, Café Dour, Café Cardinal, Café Anglais, Café Riche, Café Tortoni, der Reſtaurant de la Cité des Italiens, und Café de Paris; lauter Könige und Fürſten unter den Kaffeewirthen und Reſtaurateurs, welche ihre Vorgänger, die Véry und Veſour, die Foi und Lemblin im Palais-royal vom Thron geſtürzt haben und jezt als anerkannte ſouveräne Herrn über das Volk der Feinſchmecker herrſchen.

(Fortſezung folgt.)

Der Menſch.

Als er geſchaffen war — ſo erzählen uns alte Rabbinen,
Und im grotesken Gedicht finden wir tieferen Sinn —
Als er geſchaffen war, da dehnte ſich Adam vom einen
Ende der jungen Welt bis zu dem anderen aus.
Doch er fiel, von der Schlange berückt; es legte Jehova
Drückend die Hand auf ihn, und der gigantiſche Menſch
Sank zum jetzigen Maß der menſchlichen Größe herunter;
Aber auch ſo noch fühlt er den gigantiſchen Trieb.
Immer ſtrebt noch und ewig der Menſch, wie einſt vor dem Falle,
Weit in das Weite hinaus, hoch in die Höhen empor.
Geiſtig umſpannt er die Welt, vom Nordpol bis zu des Südens
Unbewohnbarem Pol ſtreckt er die forſchende Hand.
Lande, getrennt vom Meer, durchs Meer vereint er ſie wieder,
Und das fernſte Geſtad hört ſein gebietendes Wort.
Auch die Alles verzehrende Macht, er bändigt das Feuer,
Ihm zu fröhnen, er zwingt herriſch das harte Metall.
Mit ikariſchem Flug beſchifft er die Höh'n des Olympus,
Fernhin und ſchnell wie der Blitz ſchreibt er hinaus in die Luft,
Gräbt in die Tiefen der Erde hinab nach lockenden Schätzen,
Holt aus dem Grunde des Meers ſelber noch Schätze herauf.

Siehe, wie fliegt er im dampfenden Schiff! Ja, schnell wie Gedanken,
Führen auf eiserner Bahn dampfende Wagen ihn fort.
Glücklicher, armer Mensch, du bezwingst gewaltige Kräfte,
Ach, nur der eigenen Brust wilde Dämonen nicht auch;
Wunderbar bringst du nah, wie im Traum, die weiteste Ferne;
Aber, o strebender Mensch, nähern die Herzen sich auch?

J. G. Zimmermann.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Juli.

(Fortsetzung.)

Theologische Händel. — Judensache. — Meyerbeer.

In die theologisch-politischen Kämpfe hat die Sommerhitze einigen Stillstand gebracht. Die Brochurenliteratur will sich aber vermuthlich nur erholen. Gegen Bruno Bauer, dessen Name plötzlich durch seine Widersacher einen merkwürdigen Ruf erlangt hat, ist noch eine Schrift von Gruppe erschienen, welche die Maßregel des Ministeriums vertheidigt. Dessen hätte es kaum bedurft. Dem Wesen nach wird die große Mehrzahl des Publikums damit einverstanden seyn, daß der Staat einen Lehrer, der die Grundvesten der christlichen Lehre umstößt, nicht zum Lehrer der christlichen Religion für die Jugend bestellen darf. Nur die unbedingte Entziehung der Licenz zu lehren kann bei den ruhigen Beobachtern Zweifel erregen. Von Gruppe hatte man am wenigsten eine Gegenschrift gegen Bauers Doctrinen erwartet, da er selbst nichts weniger als zu den dogmatischen Christen zählen dürfte. Aber er hat die Sache als Verehrer der Antike betrachtet, dem die maßlose Heftigkeit der Opponenten des Positiven zum Indicium wird, daß sie, wie über die Schönheit, so über die Wahrheit hinaus sind. Schade nur, daß Gruppe selbst, im Eifer für das Maß, es häufig überspringt. Bei ihm ist es ein Naturfehler, und mit dem harmlosesten Sinn ist er sich nicht bewußt, daß er gegen seine eigenen Gesetze sündigt. — Als die Königsberger und dann die Leipziger Zeitung die ersten Nachrichten von dem Bunde der Freien brachten, der sich hier konstituirt haben sollte, erschraken Viele. Andere meinten, wenn man der Sache auf den Grund ginge, dürften drei Viertel unserer Intelligenten, ohne es zu bekennen oder selbst nur zu wissen, zu demselben gehören. Das ist wohl zu viel gesagt. Wenigstens zu dem Glaubensbekenntniß, welches aus dem Königsberger Artikel sich herauslesen läßt, schwört nur eine geringe Anzahl. Ein Dritter meinte — es war ein Katholik — den Männern, welche sich dazu offen vor dem Volke bekennten, würde er das größte Vertrauen schenken, nicht um ihres Glaubens, sondern um ihrer Ehrlichkeit willen. Freie gibt es ohne Zweifel; ob sie unter sich sich konstituirt haben, ist zweifelhaft; die offen erklärte Lossagung von der Kirche wird aber, aller Wahrscheinlichkeit nach, ein Luftbild bleiben. — Die Altlutheraner treten, vorläufig in Breslau, mit einer Keckheit auf, die nur aus der frühern strengen Verfolgung sich erklären läßt. Bei der Unduldsamkeit, die auch sie an den Tag legen, ist nur zu wünschen, daß ein starker Arm sie fasse; bei der Energie, welche sie beweisen, und in Betracht der kaum ausgesprochenen Toleranz wird indeß ein Eingreifen von oben jetzt zu den schwierigsten Maßregeln.

Der Kampf im Innern des Judenthums hat sich auch bis zu uns gewälzt; gewiß sehr ungelegen für die Juden in einem Augenblick, wo ihre Emancipation eifriger denn je von ihnen angeregt wird. Die argen Auftritte und Denunciationen, wie sie in Breslau und im Posenschen vorfielen, fehlen zwar hier noch am Sitze der jüdischen Intelligenz und Aufklärung, es sollen indessen schon ernsthafte Reibungen zwischen den Alt- und Neugläubigen da seyn. Unseres würdigen Staatsraths Hoffmann statistische Erörterung über die gegenwärtige Zahl und den Zustand der Juden im preußischen Staate, welche früher in der Staatszeitung, jetzt als besondere Schrift unter dem Titel: „Zur Judenfrage" hier (Verlag des Berliner Lesekabinets) erschienen ist, und ihrem Hauptinhalt nach doch nur ein vortreffliches Kataster der realen Zustände der Juden ist, hat auch, wegen einiger eingeschalteten Bemerkungen, sehr unerwarteten Anlaß zu Anfeindungen gegeben. Mit seiner bekannten Humanität spricht sich der verdiente Greis unter gewissen Voraussetzungen für eine unbedingte Emancipation aus. Den eifrigen Judenvertheidigern sind diese Voraussetzungen eben so anstößig, als daß Hoffmann, nach den erlassenen Gesetzen, noch die Berechtigung der Juden auf vollkommene Gleichstellung mit den Christen in Frage stellen kann. Sie betrachten daher die Schrift als gefährlich für ihre Ansprüche, und ihr Freund muß ernsthafte Angriffe von denen erleiden, für die er auf's Beste das Wort geführt zu haben glaubt. Aber eben so wenig hat er es auf der andern Seite recht gemacht. Jene Herrn schreiben weniger, aber sie denken und handeln. Von Männern, wo ich es nicht erwartete, hörte ich aussprechen, so habe noch kein Staatsbeamter für die Juden geredet. Liegt die Wahrheit in der Mitte? — Hoffmanns Schrift hat für die Kämpfer von beiden Seiten dauernden Werth; sie liefert ihnen das Fundament, das nicht umzustoßen ist, und sichert sie in ihren Behauptungen vor falschen thatsächlichen Angaben, die oft das schönste Gedankengebäude umstoßen. Wer zum Beispiel hätte geglaubt, daß die Zahl der Juden im ganzen preußischen Staate noch jetzt nicht zweimal hunderttausend übersteigt, und dieß trotz der verhältnißmäßig großen Vermehrung.

Meyerbeer hat nun eine bestimmte Anstellung als Kapellmeister bei der königlichen Oper erhalten und angenommen. Contractlich dient er aber nur die Hälfte jeden Jahres in Preußen, um sich die Freiheit zu bewahren, seine Opern in Paris dirigiren zu können, und nach Belieben auch in Italien zu leben. Deßhalb soll er den hohen Gehalt, welchen ihm der König zugewiesen, nur mit Widerstreben angenommen, nach Andern sogar bestimmt abgelehnt haben. Möchte diese edle Selbstbescheidung und Uneigennützigkeit auch anderwärts Nachahmung finden! Auf das halbe Jahr angestellte Staatsbeamte haben wir außer der Oper freilich nicht, aber die doppelten und dreifachen Chefs in derselben Branche, die ihren vollen Gehalt beziehen, könnten wohl in derselben Kategorie rangiren. — Für Felix Mendelssohn soll jetzt auch das, was ihm fehlt, nämlich eine bestimmte Thätigkeit, ermittelt seyn. Wie aber ein Conservatorium der Musik, ähnlich dem in Paris, neben der Singakademie zu schaffen wäre, scheint noch im Unklaren zu ruhen.

(Schluß folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 194.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Montag, den 15. Auguſt 1842.

Ingratitude! thou marble-hearted fiend,
More hideous, when thou show'st thee in a child,
Than the sea-monster!

Shakespeare.

Proben aus Friedrich Rückerts Hamaſa,

oder Ueberſetzung altarabiſcher Volksgedichte.

Omeia Ben Abi Salt.

Klage des Vaters über den ungerathnen Sohn.

Den neugebornen füttert' ich,
Den wachſenden ich nährte;
Getränket wardſt du und geſpeist
Mit dem, was ich gewährte.

Wenn eine Nacht du wurdeſt krank,
Wacht' ich an deinem Bette,
Und ſtöhnt' als ob die Krankheit mich,
Nicht dich, befallen hätte.

Und als du zu den Jahren kamſt,
Dem Ziel, wo nun erfüllen
Sich alles ſollte, was mein Herz
Von dir gehofft im Stillen;

Nun fängſt du an, zu meinem Lohn
Mich vor den Kopf zu ſtoßen,
Dich zu geberden gegen mich
Vornehm gleich einem Großen.

Und wenn du auch das Vaterrecht
An mir nicht wollteſt ehren,
So ſollteſt du, wie einem Knecht
Sein Herr, mir Schutz gewähren.

Du durfteſt mit dem Namen mich
Blödſinnigen benennen!
In deinem Sinn iſt Blödigkeit,
O könnteſt du's erkennen!

Allein auf Trotz gerichtet iſt
Sein Sinnen und ſein Denken,
Als hätt' er eigens den Beruf,
Die Beſſeren zu kränken.

Saad Ben Aſcheb von Maſen-Temim.

Als ſeine Feinde ihm Haus und Hof zerſtört hatten und er ſich zu den Beni Riſam begab.

Die Schande will ich waſchen
Von mir mit meinem Schwert,
Und mir mag widerfahren,
Was auch mir widerfährt!

Will aus dem Sinn mir ſchlagen
Mein Haus, und ſeinen Fall
Erbauen meiner Ehre
Vor ew'ger Schmach zum Wall.

Gering in meinem Aug' iſt
Mein Erbgut, wenn die Hand
Sich ſtrecket zu erfaſſen,
Worauf der Sinn mir ſtand.

Ja, reißen mit Verrath ſie
Mein Haus ein! es iſt ja
Das eines Manns, der, handelnd,
Nie auf die Folgen ſah;

Solch eines ſcheuelosen,
Der, da wo er betreibt
Das Mißliche, dazu nicht
Gehülfen ſich verſchreibt;

Nie, wo er ſich was vorſezt,
Den Vorſatz ſcheitern ließ,
Und wo an's Werk er ſchreitet,
Nie furchtſam ſich bewies.

Ihr von Riſam! zieht einen
Vorkämpfer groß an mir,
Der kühn dem Tod entgegen
Sich ſtürzt mit Ruhmbegier!

Der zwiſchen ſeine Augen
Feſt ſeinen Vorſatz ſtellt,
Den Sinn nicht auf die Folgen
Der That gerichtet hält!

Der außer ſeiner Seele
Niemand zu Rathe zieht,
Und außerm Schwertheft keinen
Geſellen gerne ſieht!

Pariſer Sommerleben.

(Fortſetzung.)

Das Café Tortoni hat einen europäiſchen Ruf wegen der Vollkommenheit und Mannigfaltigkeit ſeiner Sorbets und Eisſorten. Die Vor- und Nachbörſe, die früher vor dieſem Kaffeehauſe gehalten wurde, hat ſich neuerdings von hier weggezogen und im Café anglais ihren Sitz aufgeſchlagen, wo jedoch durch das Einſchreiten der Polizei den Couliſſiers das Spiel verdorben worden iſt. Lezteres Kaffeehaus iſt wegen ſeiner Soupers und zügelloſen Nachtpartien berühmt. Das Café Hardy iſt eingegangen und hat dem Restaurant de la Cité Platz gemacht, deſſen Lokal im „goldenen Hauſe" an der Ecke der Rue Laffitte überaus glänzend iſt. Die Säle ſind mit den feinſten Tapeten verziert und Abends mit großen Glaskugeln über Carcellampen erleuchtet; die Tiſche ſind vom feinſten Mahagoni, das Bureau, wo die Wirthin mit der Kaſſe thront, von Marmor und vergoldeter Bronze, die Stühle ſehr geſchmackvoll gearbeitet, Tiſchtücher und Servietten ſehr fein und immer blendend weiß, das Trinkgeſchirr feingeſchliffener Kryſtall, die Beſtecke von Silber, die Teller ausgeſuchtes Steingut; kurz, das Aeußere iſt wahrhaft prächtig und geſchmackvoll.

Man muß geſtehen, dieſe Kaffeehäuſer und Reſtaurants mit ihrem reichen Schmuck, mit den geſchmackvoll vertheilten Wandgemälden, Medaillons und Stukkaturen, mit der verſchwenderiſchen Fülle von Marmor, vergoldeter Bronze und Sammt, ſind prächtige Anſtalten, die mit dem Glanz und Reichthum fürſtlicher Gemächer wetteifern. Im ganzen Faubourg Saint-Germain gibt es vielleicht kein Hôtel, deſſen Säle ſo elegant ausgeſtattet wären, als die Speiſeſäle der Reſtaurateurs auf dem Boulevard des Italiens. Der Reichthum des alten Hofadels iſt eingeſchrumpft und im neuen Frankreich findet man wenige Familien, welche zugleich einen großen Namen und ein großes Vermögen beſitzen. Wurde doch vor einigen Jahren das Mobiliar des fürſtlichen Hauſes Talleyrand Perigord hier öffentlich an den Meiſtbietenden verſteigert, und im Erd- und Zwiſchengeſchoße des Hôtels der Straße Saint-Florentin, welches der Kaiſer Alexander im Jahr 1815 bewohnte, befindet ſich jezt ein Lager von Modeartikeln, und darüber im Hauptgeſchoß klappert eine Tafel mit der Inſchrift: Appartemens à louer. Wer ſich das Vergnügen machen will, auf Montmorency-ſchem Silbergeſchirr zu Mittag zu ſpeiſen, muß im Café anglais eſſen; man ſervirt dort die Gerichte in ſilbernen Schüſſeln mit dem Wappen dieſer berühmten Familie, welches bekanntlich beim Ausbruch der Sündfluth durch einen himmliſchen Expreſſen in die Arche Noahs nachgeſchickt wurde und die Deviſe trägt: Dieu aide au premier baron chrétien!

Die reichſte und nobelſte von allen gaſtronomiſchen Anſtalten des Boulevard des Italiens iſt das Café de Paris. Ehe es das erſte der falhionablen Speiſehäuſer wurde, war es die Wohnung des Grafen Demidoff, was noch zu merken iſt an den hohen, geräumigen Sälen, an deren Decken pausbackige, milch- und roſenfarbige Amoretten herumflattern, an den herrlichen Spiegeln, an den koſtbaren Thürbeſchlägen, an der feinen Gipsarbeit, kurz am geſchmackvollen Aufwande, der, wie ein feiner Duft, den fürſtlichen Urſprung dieſer Gemächer verräth. Man weiß wahrlich nicht, ob man im Café de Paris mehr den Küchencomfort oder die elegante Geſellſchaft von Koſtgängern bewundern ſoll, die daſelbſt ihre Mahlzeiten halten. Aber gar viele Leute denken ſo gemein, daß ihre Bewunderung ausſchließlich den Schüſſeln gilt. Die

Gesellschaft ist übrigens ausgesucht; sie besteht meist aus jungen reichen Männern, die erst in der Welt auftreten, aus Reisenden, Kapitalisten, Finanziers, Fabrikanten und dergleichen. Wie in allen Pariser Speiseanstalten, sind Tische für zwei, vier bis sechs Personen vorhanden, so daß man wählen kann, ob man allein oder bei mehreren sitzen will. Indessen muß man hier keine unterhaltende, lebhafte Gesellschaft suchen. Jeder ißt an seinem Tische seine Portion für sich, und selten spricht man mit seinem Nachbar. An eine allgemeine Unterhaltung ist nicht zu denken, man müßte denn einige Bekannte mitgebracht haben, und bei dem Gewimmel von seinen Abenteurern aller Art, die ihr Inneres unter einem sehr anständigen und fashionablen Aeußern zu verbergen wissen, und bei der Gefahr, die man läuft, allmählig von ihnen verstrickt zu werden, ist es immer besser gethan, man bleibt am öffentlichen Ort für sich und nimmt von seinem Nachbar keine Notiz.

Meine angenehmste Unterhaltung, wenn ich in diesen Tempeln des Magenkultus allein meine Andacht verrichte, ist die Speisekarte, ein kleiner, dünner Oktavband, wie selten einer im Buchhandel erscheint; ein vollkommenes, fleckenloses Werkchen, woran Vorrede, Einleitung, Verwicklung, Auflösung, kurz Alles von A bis Z zu loben; ein sinn- und gedankenreiches Büchlein, wo jede Seite, jedes Kapitel, jeder Abschnitt gleich bewundernswürdig ist. Die Suppen machen den Anfang, dann kommen die Hors d'œuvre, als Gewürzgurken, grüne Oliven, Sardellensalat u. s. w.; sodann die verschiedenen Entrées von Ochsen-, Kalbs- und Schöpsenfleisch; ferner die Fische, die Braten, die Wildpret- und Geflügelsorten, die Gemüse und Entremets, die Patisserien und süßen Schüsseln, die Desserts, die Weine, und endlich die Liqueurs, und von allen Artikeln sind viele verschiedene Arten angegeben, so daß man die Wahl unter mehr als zweihundert Gerichten, unter mehr als zwanzig Hors d'œuvre, unter mehr als dreißig Desserts, unter mehr als vierzig Sorten Wein und mehr als fünfzig Sorten Liqueurs hat. Man liest sich von den Gerichten aus, was man will, und selbst das feinste und zusammengesetzteste steht in wenigen Minuten dampfend vor einem. Das Brod ist vom feinsten Weizenmehl, Wein und Wasser sind in Eis gekühlt, und man wird eben so schnell, artig und gefällig bedient, wenn man bloß eine Suppe, als wenn man alle Gerichte bis zum Dessert durchißt. Schmeckt einem ein Gericht nicht, oder hat man gegen die Zurichtung etwas einzuwenden, so nimmt man es eben so verbindlich zurück, als man es gebracht hat; mit dem Wein kann man es eben so halten, wenn er einem nicht mundet.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Madrid, Juli.

Burgos.

Am 19ten Juni d. J. sind die Reste des berühmten Cid aus dem Kloster von San Pedro de Cardegna, zwei Meilen von Burgos, in die Kapelle des Munizipalitätshauses dieser Stadt einstweilen und bis zur Aufrichtung eines eigenen Monuments übertragen worden, und Burgos schließt nun also die Wiege und das Grab seines berühmtesten Sohnes in sich. Für den Reisenden, der diese wichtigen Denkmäler besuchen wird, mögen die folgenden kurzen Nachrichten nicht unwillkommen seyn.

Burgos ist nach Einigen das Braum oder Bravum des Ptolemäus, nach Andern das alte Segisama Julia; aber alle Vermuthungen römischen Ursprungs werden weder durch Denkmäler noch schriftliche Zeugnisse bestätigt. Gewisser ist, daß Alfonso I. das enge, von den Gebirgen von Oca herablaufende, damals unter dem Namen Bardulia bekannte Thal zu bevölkern anfing. Die Kolonisten, welche er herbeirief, um die von den Wassern des Arlanza und Arlanzon benezten, zum Anbau geeigneten Grundstücke zu kultiviren, legten mehrere Ortschaften (barriadas) an, deren Grenzen noch jezt erkennbar sind, bis sie Don Diego de Porcelos auf Befehl Alfons III. alle mit einander unter dem allgemeinen Namen Burgos (los burgos, die Flecken) vereinigte und die neue Stadt mit einem Schlosse gegen die Einfälle der Mohren beschüzte. Die Stadt dehnte sich gegen die Ebene aus, so daß die Straße von San Martin, welche Anfangs die niedrigste war, jezt die höchste der Stadt ist. Dort befindet sich der Triumphbogen des Grafen Fernan Gonzalez und der Grundplatz (solar) des Stammhauses des Cid. Die Grafen von Castilien und nachher die Könige hatten dort ihre Residenz, bis der Hof nach Toledo und Valladolid überging, von welcher Zeit an Burgos herabzukommen anfing. Dem ungeachtet machte Burgos in den Cortesversammlungen Toledo immer den Rang streitig. Burgos erhielt sich noch lange in großem Flor, zählte viele Manufakturen, trieb einen ausgebreiteten Handel, und seine Jahrmärkte waren weit und breit berühmt. Es war die Niederlage des Verkehrs aus dem Innern von Spanien nach den Häfen von Santander, Bilbao und Laredo; die Wolle von Altcastilien, die Tücher von Segovia und andere damals noch blühende Artikel, welche nach verschiedenen Gegenden von Europa und Amerika versendet wurden, machten die Geschäfte sehr lebhaft. Seit der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts gerieth Alles in Verfall; die Stadt, welche zur Zeit Karls V. noch 30,000 Einwohner hatte, zählt heute zwischen 12—13,000, mit einigen Wollenmanufakturen. Aber die vortreffliche Lage von Burgos ist geblieben; es ist nicht nur der Hauptpunkt auf der Straße von Madrid nach den genannten Häfen, sondern bei genauerer Untersuchung findet man, daß mittelst des Arlanza und des Oca eine schiffbare Verbindung zwischen dem Duero und dem Ebro und sofort bis Laredo und Santagna hergestellt werden kann, wodurch Burgos zu einer Stapelstadt der Schiffahrt mitten im Gebirge gemacht würde. — Die Stadt ist groß, aber unregelmäßig, in Form eines Halbmondes; sie hat alte Mauern und ziemlich regelmäßige Straßen, besonders diejenige, die zur Kathedralkirche führt. Die Häuser sind meistens klein und unansehnlich, aber die öffentlichen Denkmäler desto merkwürdiger. Unter diese rechnen wir auch den bischöflichen Palast und das Haus der Familie Velasco, der ehemaligen Connetables von Castilien. Von den vielen Springbrunnen sind verschiedene mit Statuen geziert, und

unter den neun Thoren dasjenige, welches zu einer Brücke über den Arlanzon führt und als ein Denkmal der Sitten der castilischen Monarchie angesehen werden kann; denn dort stehen die Bildsäulen der ersten souveränen Richter (Jueces) von Castilien im zehnten Jahrhundert, die des ersten Grafen von Castilien, Fernan Gonzalez, die Statuen des Diego Porcelos und des Cid Campeador, endlich die Kaiser Karls V. Der Triumphbogen des Fernan Gonzalez, der schöne Schwibbogen von Santa Maria und die Kathedralkirche sind durch die Reisebeschreibungen bekannt; die letztere, ein sehr ausgedehntes gothisches Werk mit unendlich kunstvollen Verzierungen und Thürmen, ist in den engen Gassen versteckt, und man kann ihres Anblicks nur vom Felde aus genießen; sie hat überdieß zwei Fehler, Mangel an Licht und die Ueberfüllung des Mittelschiffes. — Das Klima ist kalt und feucht, es fehlt an öffentlichen Unterhaltungen, und der verschlossene Charakter der Altcastilier macht den Aufenthalt, besondere Fälle ausgenommen, noch unangenehmer, und eine Verbesserung hierin wird nur langsam erfolgen.

(Fortsetzung folgt.)

Berlin, Juli.

(Schluß.)

Die Seehandlung. — Hausaussuchung bei Dr. Mügge. — Der König in Petersburg.

Einige Sturmwolken zogen neulich gegen die Seehandlung auf. Es kam aber nicht zum Gewitter. Der Staat macht nicht mehr auf Handelsmonopole Anspruch; daß er aber Handel treibt und Fabrikant ist, will man auch nicht mehr gelten lassen. Die Windmüller beschwerten sich, daß die Seehandlung Dampfmühlen anlege und sie ruinire; die Weinhändler, daß sie Wein aus Bordeaux verschreibe; die Stettiner Kaufleute (in den Ostseenachrichten), daß sie überhaupt Handel treibe, was ihren Handel störe. Schlosser sagt in seiner Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts: „Was soll man dazu sagen, wenn er (Friedrich II.) selbst Fabrikant und Handelsmann werden und Muster seyn will? Wir reden nicht von der Berliner Porzellanfabrik, die mochte ihren Nutzen haben, obgleich sich darüber Vieles sagen ließe; aber die königliche Gold- und Silberfabrik, die Manufaktur des bunten Papiers konnten, wie der Seidenbau, nur durch Verordnungen und Maßregeln, die das Privatgewerbe beschränkten, erhalten werden. Um die königliche Papierfabrik aufrecht zu halten, ward die Einfuhr bunter Papiere verboten.“ Diese Zeiten sind längst vorüber, diese Irrthümer erkannt; es fragt sich nun aber: ob der Staat auch nicht das Recht haben soll, das jeder Privatmann hat, Handel zu treiben? Freilich stört das Viele, gleich wie jeder reiche Concurrent die ärmern vermöge seines größern Kredits und seiner mehreren Mittel niederdrückt. Aber wo existirt ein Gesetz, außer dem der Klugheit, welches dem Staate eine Handlungsweise zum Verbrechen machte, die ehedem als Vorrecht und als Weisheit galt? Die Seehandlung glaubte sich vertheidigen zu müssen; es geschah in angemessener Weise, wenn gleich ihre Gegner nicht der Meinung sind, daß sie sich gerechtfertigt habe. Diese Vertheidigung ist das einzig Ersprießliche an der Sache. Früher hätte keine Censur diese Angriffe zugelassen; daß aber eine Behörde, die vom Staat ressortirt, gegen Anfechtungen, die von Privaten ausgehen, öffentlich sich vertheidigen zu müssen glaubte, hätte in der guten Zeit, die hinter uns liegt, zu den unerhörten Dingen gezählt. — Die Hausaussuchung, welche beim Dr. Mügge um deßwillen verfügt worden, weil derselbe als Verfasser gewisser Artikel in auswärtigen Blättern verdächtig war, ist neuerdings in einer auswärtigen Zeitung zu rechtfertigen versucht worden. Man liest diese Rechtfertigung mit noch mehr Bedauern, als man das Faktum selbst betrachtete. Dieses konnte noch als ein letzter Ausläufer ängstlicher Maximen gelten, die den großherzigen, von unserem Könige geheiligten Regierungsprinzipien entgegen sind. Wenn aber die Rechtfertigung die Maßregel dadurch begründet sehen will, daß jene Artikel (in einer deutschen Zeitung und unter Bunsdescensur gedruckt!) gehässiger Tendenz gewesen, und, während nicht einmal erwiesen war, daß sie von Herrn Mügge herrührten, es als genügendes Indicium hervorgehoben wird, daß derselbe unpatriotischer Gesinnungen verdächtig sey, so fragt man sich, was würde hier noch jeden Privatmann, der auch verdächtig seyn kann, ohne daß er eine Ahnung davon hat, sichern, daß die Polizei nicht morgen sein Pult erbricht und Hausaussuchung bei ihm anstellt? Es ist ein sehr mißliches Ding mit der Annahme unpatriotischer Gesinnungen, wenn kein Faktum vorher erwiesen ist. Ich kenne Herrn Mügges politische Gesinnung nicht, denn Aeußerungen, die in der Kaffeehausconversation unter jungen Leuten vielleicht Jemanden entschlüpfen, sind keine untrüglichen Kennzeichen. Ein Schriftsteller muß, wenn nichts anderes gegen ihn vorliegt, nach den von ihm anerkannten Schriften gerichtet werden; und in denen Mügges, der ein beliebter Novellist ist, wüßte ich nichts, was ihn, um jene Maßregel zu beschließen, rechtlich qualificirte. Korrespondenzartikel in fremde und deutsche Zeitungen liefern, ist kein Verbrechen, wobei das Gesetz eine Verletzung des Hausrechts wie bei einem Diebstahl oder Hochverrath rechtfertigte. Hoffen wir, daß dieser Fall ein letzter in seiner Art gewesen sey. Manchem scheint die Sache geringfügig; gerade einzelne Mißgriffe dieser Art aber sind es, die den Unzufriedenen immer neuen, willkommenen Stoff geben, auch die wohlgemeinten Maßregeln der neuen Regierung zu verdächtigen, und die Wohlgesinnten müssen dann schweigen, sie können weder ableugnen noch vertheidigen.

Unser König ist glücklich, wie uns die Zeitungen aus Preußen so eben melden, von Petersburg in Memel gelandet. Der Patriot sah nicht ohne Bangigkeit diese Reise an, und die Freude, daß sie nicht länger gedauert, ist eben so groß, als das Befremden, daß die Zeitungen uns so wenig oder gar nichts von dem Aufenthalt in der russischen Hauptstadt erzählen. Wie anders lauteten die Berichte aus England! die Zeitungsnachrichten und Privatbriefe überstürzten sich mit charakterischen Zügen von dem freudigen Empfange des Volks, von der Theilnahme, welche Friedrich Wilhelm für alle englischen Einrichtungen bewiesen, von der schönen Einigkeit zwischen Wirthen und Gästen. Mann konnte dieß freilich nicht in gleicher Weise erwarten; die Stille in den offiziellen Mittheilungen fiel aber doch hier auf und nährte die Meinung, daß das hochfreudige Fest in Petersburg bei der kaiserlichen Familie mit bangen Gefühlen gemischt gewesen wäre. Die umgegangenen Gerüchte von angeblichen Verschwörungen, Vergiftungsversuchen und blutigen Excessen haben sich indeß glücklicherweise nicht bestätigt, aber im Hinblick auf Rußlands Geschichte konnte das offizielle Schweigen wohl trüben Ahnungen einige Nahrung geben. — Indem ich dieß schreibe, wird die Stille durch einen grellen Schrei aus dem Westen unterbrochen. Der Herzog von Orleans ist todt! Die Wirkung wird durch ganz Europa groß seyn, denn was fest stand, wankt wieder. Hier kannte man auch den Menschen und hatte den edeln Jüngling liebgewonnen.

Beilage: Literaturblatt Nr. 83.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 195.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Dienſtag, den 16. Auguſt 1842.

Profecto expedict, fabulæ huic operam dare;
Non facta est item ut ceteræ.

Plautus.

Der erſte Akt des Schauſpiels Alfieri. *

Von A. v. Sternberg.

Erſte Scene.

(Kurzer Straßenproſpekt, im Hintergrunde der Hafen von Calais, mit Schiffen bedeckt, deren Maſten bei eintretender Nacht mit bunten Lampen erleuchtet erſcheinen. Eine Menge müßiger Zuſchauer drängt ſich auf dem Platze und den anſtoßenden Straßen. Im Vorgrunde ſind Matroſengruppen mit Spiel und Tanz beſchäftigt. Gauklerbuden bilden zum Theil die Wände der Scene. Rechts vom Zuſchauer ein Haus, deſſen oberes Stockwerk eine Reihe erleuchteter Fenſter zeigt. Beim Aufrollen des Vorhangs ertönt das engliſche Volkslied: God save the king.)

Alfieri (inmitten einer Gruppe Spieler, deren Treiben er zuſchaut).

Eine luſtige Geſellſchaft, meiner Treu! Ein bunter, toller Abend! Es behagt mir hier. Warum hab' ich geſtrebt, vor der Menge mich auszuzeichnen, aus der Maſſe emporzutauchen! Es war ein thörichter Wunſch! Der Hochgeſtellte erkaltet und erſtarrt auf ſeiner Höhe; nur wer unbekannt in dem Gewühl herumtreibt, lebt und ſchmeckt ſeine Zeit. Ich habe Stunden, wo ich mich eigenſinnig einſchließe, wo ich die Füße eines Verſes zähle und den Schönheiten der Rhetorik nachgrüble, wo ich mit der Poetik des Ariſtoteles und der Philoſophie des Plato liebäugle; aber ſind dieſe Stunden meine glücklichſten, ſind ſie wirklich gelebt? bringe ich ſie nicht vielmehr hin, im Staube wühlend, im Staube einer vermoderten Welt, die vielleicht nie ſo exiſtirte, wie wir ſie ſehen? Keuchend renne ich dem Geſpenſte eines Triumphwagens nach, der vor dreitauſend Jahren bei den olympiſchen Spielen Furchen zog. Ich küſſe den Saum des Mantels, der um die Schultern Cleopatras hing, und ſpiegle mich in der Klinge des Dolchs, der Cäſars Buſen durchbohrte. Alles das nur Schatten! Hier iſt eine wirkliche Welt! Hieher, Poet, gehörſt du! Achte ſie nicht gering, dieſe Menſchen, denn du biſt auserſehen, mit ihnen zu leben. Ihr Geſchick wird auch das deine ſeyn, ihre Thaten einſt du auch gethan haben; ihr Lächeln lernſt du nicht aus Pergamentblättern, ihre Thränen nicht aus Folianten kennen. Eine geſunde, friſche Welt! es iſt deine Welt!

Erſter Spieler. Wollt Ihr nicht auch werfen? Herr.

Zweiter Spieler. Die Reihe iſt an Euch.

Alfieri. Ich habe kein Glück im Spiel, Freunde.

* Wie uns der Verfaſſer ſchreibt, ſoll das Schauſpiel Alfieri in Berlin zur Aufführung kommen.

Anm. d. Red.

Zweiter Spieler. So habt Ihr's in der Liebe.

Alfieri. Vielleicht auch da nicht.

Erſter Spieler. So habt Ihr's nirgends, und da thätet Ihr beſſer, unſerm Spiel nicht zuzuſchauen; denn ein Mann, den die Weiber und die Karten haſſen, bringt Unglück.

Zweiter Spieler. Bleibt, Herr, bleibt. (Zum erſten Spieler:) Du, beleidige nicht den Herrn, es iſt ein vornehmer Mann; ſiehſt du nicht die goldene Kette, die er um den Hals hat?

Erſter Spieler (halb laut). Ich wünſchte, er hätte einen Strick darum, wenn er mir Unglück bringt.

Engliſche Matroſen (hinzutretend).

Zweiter Spieler (den Becher reichend). He! wollt ihr werfen?

Erſter Spieler (ihm den Becher aus der Hand ſchlagend). Biſt du toll! den Ketzern bieteſt du ein Spiel an?

Zweiter Spieler. Ich ſpiele mit der Hölle, wenn ſie Geld hat.

(Sie würfeln.)

Erſter Matroſe. Dick, haſt du je ſolch Volk geſchaut?

Zweiter Matroſe. So lange wir auf ihrem Boden ſind, müſſen wir Friede mit ihnen halten. Daheim will ich beten, daß Gott ſie mit Feuer und Schwefel von der Erde vertilge.

Dritter Matroſe. Das Lied! habt ihr das Lied gehört? Bei meiner Treu, kein beſſer Lied auf dieſer ſchlechten Welt!

Erſter Matroſe. Es iſt Britanniens Brautlied. Die Götter des Meeres ſangen es, als ſie ſich mit dem Ruhm vermählte.

Zweiter Matroſe. Eine naſſe Hochzeit! Puh! —

Erſter Matroſe. Nicht ganz ſo naß, als wenn ſie in deiner Kehle gefeiert worden wäre, alter Heuchler.

Zweiter Matroſe. Seit ſechs Wochen iſt kein Tropfen altengliſchen Branntweins über meine Kehle gegangen.

Dritter Matroſe. Getroſt! Du wirſt nun bald wieder beten und trinken.

Zweiter Matroſe. Ich will beides mit zerknirſchter Seele und gläubigem Herzen thun, ſo wahr ich Dick Brown heiße.

Ein Fremder (ſich durchdrängend). Sprecht, lieben Leute, ich reiſe zu meinem Vergnügen und zu meiner Belehrung. Weßhalb ſind die Schiffe mit bunten Lampen erleuchtet?

Dritter Matroſe (bei Seite). Dieſe lange ſpitzige Naſe! und das graue Hütchen, ſchief auf's Ohr geſetzt! Haha! Und die dünnen Beine!

Fremder. Ich reiſe zu meinem Vergnügen und zu meiner Belehrung.

Dritter Matroſe. Und Ihr wißt nicht, warum man die bunten Lampen anzündet? Es geſchieht der Fiſche wegen, die man belohnen will.

Fremder. Weßhalb?

Dritter Matroſe. Weil ſie ſtumm ſind und die Leute nicht durch unnütze Fragen beläſtigen.

Fremder. Aber ich reiſe zu meinem Vergnügen und zu meiner Belehrung —

Erſter Matroſe. Hört mich an. Es geſchieht, weil ſeine königliche Hoheit der Prinz von Chartres einen Beſuch dem Prinzen von Wales macht und engliſche Schiffe ihn hinüber bringen.

Fremder. Ah ſo!

Zweiter Matroſe. Es iſt auch recht nöthig, daß wir franzöſiſche Prinzen nach England bringen. Wozu dienen ſie dort? ſie machen die unſern nur liederlich.

Erſter Matroſe. Dick! wahre deine Zunge!

Zweiter Matroſe. Es iſt aber wahr! Das Heidenleben, das ſie in Paris führen, wenn das in unſer reines, ſpiegelglattes, jungfräuliches, ſonntägliches, gottgefälliges England hinverſetzt würde, die Gräber öffneten ſich und unſere Alten würden Zeter über uns ſchreien, ſo wahr ich Dick Brown heiße.

Fremder. Sagt mir, wie weit iſt es von Calais nach Dower?

Dritter Matroſe. Das will ich Euch ſagen, Herr: gerade ſo weit wie von Dower nach Calais.

Fremder. Ei, ei!

Dritter Matroſe. Habt Ihr etwas dagegen?

Fremder. Durchaus nichts. Sagt mir, England iſt wohl ein ſehr theures Land?

Dritter Matroſe. Gewiß; aber die Waare iſt auch nach dem Gelde. Es gibt Länder und Menſchen, die man nicht umſonſt haben möchte.

(Fortſetzung folgt.)

Pariſer Sommerleben.

(Fortſetzung.)

Die Seele des Ganzen ſind Geſchwindigkeit und Gedächtniß. In den Mittagsſtunden von fünf bis ſieben Uhr ſpeiſen hier gewöhnlich mehr als zweihundert Menſchen, und Alle mit ihren verſchiedenen Launen und Eigenheiten werden befriedigt, ohne Zank, ohne Zeitverluſt. Man kann in einer Stunde zehn Gerichte beſtellen und eſſen, ſo eng und raſch greift Alles in einander. Wenn ein Gaſt in den Saal tritt, ſo faſſen ihn die Aufwärter gleich in's Auge und ſehen, in weſſen Revier er ſich niederläßt. Jeder Garçon hat eine Anzahl Tiſche und

Cabinette zu beſorgen. Sobald der Eingetretene Platz genommen, ſpringt ein Aufwärter herzu; im Nu iſt das Couvert da, man beſtellt ſich etwas, und in kurzer Zeit ſteht es vor einem. Alles geht in der beſten Ordnung, und es iſt ein außerordentlicher Fall, wenn ein Gericht vergeſſen oder einem Unrechten gebracht wird. Garçon! ruft einer hier, Garçon! einer dort, und oft mehrere auf einmal, und Allen antwortet der geſchmeidige Burſche: oui Monsieur! à l'instant, Monsieur! und unermüdlich läßt er ſich ſo drei, vier Stunden lang hin und her jagen. Aber nicht genug, daß der Burſche alle unſere Aufträge behalten und pünktlich beſorgt hat, er weiß auch, wie viel Gerichte und was für Gerichte wir gehabt haben. Wenn wir gehen wollen, ſagen wir nur: Garçon, l'addition! und er läuft zum Comptoir, diktirt ſeiner Herrin die Zeche, bringt ſie uns, und wir können gewiß ſeyn, daß er uns keine Schüſſel zu viel oder zu wenig angerechnet hat.

Was nun alle dieſe Wunder möglich macht, das iſt das Geld. In der That, man muß den Appetit hier theuer bezahlen. Einige alte Herrn, die im Café de Paris hinter einer Taſſe Kaffee ſaßen und deren Mienen und trägen Bewegungen laut ſagten: je suis à mon aise! reizten mich neulich, es ihnen nachzuthun, ihnen nachzueſſen, um mich nachher unter ſie auch eine Weile à mon aise ſetzen zu können. Dieß geſchah, und ich ſah mich bald unter ſilbernen Schüſſeln, mit ſilbernem Beſteck bewaffnet, nach und nach hinter einer potage aux bisques (Krebsſuppe mit allerlei leckern Zuthaten), einem canneton sauce aux oranges (Ente mit Orangenſauce), einem turbot sauce à la crême (Steinbutte mit Rahmſauce), einem quart de poulet sauté à la Marengo, und endlich hinter einer plombière aux fruits. Dieſe feinen Schüſſeln hatte ich der Reihe nach vor mir, eine Flaſche Burgunder nicht zu vergeſſen, und es war mir, als ob ſie alle von Hunger machender Natur wären; denn die mit den Geſchmacksnerven beſtändig kokettirenden Gegenſätze und Accorde, welche die franzöſiſche Kochkunſt in ihren feinen Schüſſeln entwickelt, haben das Eigenthümliche, daß ſie die Eßluſt eher reizen, als beſchwichtigen. Ich mußte mir endlich nach der Menge der Schüſſeln bedeuten, daß ich ſatt ſey, bezahlte meine vierzehn Franken und ſetzte mich ſodann unter die oben erwähnten ſatten Menſchen, um durch ihren Anblick vollends ſatt zu werden. Ich dachte daran, wie paſſend der franzöſiſche Ausdruck: il a mangé son bien, für einen Mann von mittelmäßigen Einkünften wäre, der alle Tage im Café de Paris zu Mittag äße.

Es iſt ſieben Uhr, ich miſche mich wieder in das Getümmel und beginne meine Unterſuchung über die Menſchen, für die alle oben beſchriebenen Anſtalten auf dieſem wunderbaren Flecke vereinigt ſind. Equipagen und Cabriolette vom feinſten Geſchmack und eleganteſter Bauart rollen mit der großen und halbgroßen Welt den breiten Weg in der Mitte hinauf und herunter. Die meiſten Geſichter, die man in denſelben bemerkt, werden nur durch die ſchönen Wagen und Pferde bedeutend; edle Geſichtszüge, ſchöner Bau, Offenheit und Heiterkeit ſind äußerſt ſelten, und nur in den Cabrioletten ſieht man zuweilen einen friſchen, frohen jungen Mann mit ſeiner Frau oder ſeiner Geliebten.

Die beiden Seitenalleen ſind mit Spaziergängern angefüllt und bilden einen wandelnden Wald von Hüten, Mützen, Hauben u. ſ. w. der mannigfaltigſten Art. Stille Bürgerfamilien ziehen vorüber nach den elyſäiſchen Feldern, während andere nach der entgegengeſetzten Richtung in die Boulevardstheater hinunter eilen. Vor den Buden der Bilderhändler ſammelt ſich Klein und Groß und gafft; Kenner ſtehen vor den engliſchen, deutſchen und franzöſiſchen Kupferſtichen, die in gewählten Abdrücken bei Hauſer ausbängen, und das Volk vor den Karikaturen und Lithographien, die bei Gibaut zu ſehen ſind. Vor den Kaffeehäuſern ſitzen behagliche Gaffer, Trinker und Schwätzer bei Kaffee, Liqueur, Limonade und Gefrorenem. Am lebhafteſten und vornehmſten iſt es auf dem Trottoir vor dem Café de Paris. Hier ſteht eine Doppelreihe von Stühlen, auf welche ſich das Alter und die Jugend, die Schönheit und Häßlichkeit beider Geſchlechter aus verſchiedenen Ständen niedergelaſſen hat. Es iſt eine höchſt anziehende, bunte Allee, aber mehr für den Zeichner mit Bleiſtift, als für den Zeichner mit Worten. Hier ſitzt die Marquiſe bei der Kaufmannsfrau, das Opernmädchen bei dem Geſchäftsträger einer ganzen Nation, der alte, runzelvolle Wucherer bei dem jungen, vollwangigen Verſchwender, die decente Tochter bei der koketten Mutter, friſche, geſunde Kinder, wie Engel, neben kränklichen Eltern. — Das Gewimmel, das ſich zwiſchen der Doppelreihe hindrängt, iſt nicht minder mannigfaltig.

(Schluß folgt.)

Gedichte von J. G. Zimmermann.

Becher, Ring und Spiegel.

Nach dem Orientaliſchen.

Hätt' ich den Becher von Dſchem, den Siegelring Salomonis,
Hätt' ich den Spiegel, den einſt Held Alexander beſaß:
Und ich hätte nicht Dich, o du mit dem lieblichen Munde,
Der mit feurigem Kuß mehr als ein Becher berauſcht;
Du mit dem lieblichen Ring der bold umſchließenden Arme,
Du mit dem Spiegel des Augs, drin ſich die Seele verklärt:
O, ſo wär' ich nur arm, auch bei dem Schatz Salomonis,
Ja, erobert' ich auch, wie Alexander, die Welt.

Der Mammon.

Ja der Mammon, er iſt die größte der irdiſchen Mächte;
Vor dem goldenen Kalb knieet die opfernde Welt.
Hat ein Uſurpator nur Gold — er wird legitimer
Fürſt; es adelt das Gold auch den verächtlichen Schuft.
Das iſt der Schlüſſel der Welt, das öffnet die Thore der Städte,
Herzen und Kammern auch ſelber der ſpröderen Frau'n.
Gleichheit! riefen ſie einſt bethört; jezt iſt ſie gekommen!
Geld iſt der Gleicher: er ſtellt Schlechte den Edelſten gleich.
Sey ein Sokrates du, doch wandele arm auf der Erde,
Du biſt verachtet, dich ſtößt höhniſch die Erde zurück.
Sey ein niedriger Wicht, doch herrſch' über mächtige Summen,
Alles beugt ſich vor dir, als dem gewaltigſten Herrn.
Geld — wohl trägt es den Namen mit Recht: es nennt ſich vom Gelten,
Denn es gilt nur der Menſch, führt er das geltende Geld.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Madrid, Juli.

(Fortſezung.)

Denkmal und Ueberbleibſel des Cid in Burgos.

Zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts lagen am Fuße des Hügels, auf welchem das alte Schloß ſteht, und nicht weit von der Kathedrale die Ruinen eines Gebäudes, welche vielleicht von einigen Fremden mit Ehrfurcht beſucht, aber von den Einwohnern zum Zeitvertreib zerſtört oder zum Aufbau anderer Häuſer abgebrochen wurden. Endlich erkannte die Munizipalität ihre ſtrafbare Nachläßigkeit und ließ, wie man ſagt, aus dem Material des Hauſes ſelbſt, ein Denkmal aufrichten, welches aus drei Bauſtücken beſteht, auf deren mittlerem man folgende Inſchrift lieſt: „An dieſer Stelle hatte ſein Haus und wurde geboren im Jahr 1020 Rodrigo Diaz de Vivar, el Cid Campeador genannt. Er ſtarb in Valencia im Jahr 1099 und ſein Körper wurde in das Kloſter von Cardegna nahe bei dieſer Stadt übertragen, welche leztere, um das Andenken eines ſo erlauchten Stammhauſes eines ihrer Söhne und burgaleſiſchen Helden zu verewigen, auf den alten Ruinen dieſes Denkmal errichtete im Jahr 1784 unter der Regierung Karls III." Dieſe Inſchrift befindet ſich auf der Vorderſeite eines Parallelogramms, auf welchem ein anderes kleineres und zu oberſt der Wappenſchild des Helden aufgeſezt iſt. Das Piedeſtal iſt von Bruchſteinen, die Sokel und Pilaſter ſind von Granit. Auf beiden Seiten ſteht ein Obelisk, und in dem lezten Drittheil eines jeden ſieht man ein herzförmiges Wappenſchild. Die Obelisken und die Wappenſchilder ſind verſtümmelt; die alte Brutalität treibt noch immer ihr Spiel; mit barbariſchem Gelächter wird der Steinwurf gefeiert, der ein Stück des Denkmals, oder eine Figur vom Wappen des Cid oder der Stadt Burgos abgeſchlagen hat; mehr als einmal hat man geſehen, wie ſelbſt Soldaten das Denkmal des berühmteſten ſpaniſchen Feldherrn zerſtören halfen. Wenn es ſo fortgeht, wird man bald fragen müſſen, wo das Haus des Cid ſtand.

In einem der Säle, welche im Kreuzgang der Kathedrale ihren Eingang haben, ſieht man an einer ſtarken eiſernen Kette hängend und unten auf ungeheuern Eiſenſtangen geſtüzt, einen ſehr ſtarken hölzernen Koffer, dem Anſchein nach von ſchwarzem Pappelholz, ſchon ziemlich angefreſſen und von roher Arbeit, rings mit Reifen und Ringen von Eiſen verſtärkt und mit drei ſtarken Schlöſſern verſehen. Der Deckel iſt ganz aus einem Stücke, und alles weiſt auf das hohe Alter dieſes Ueberbleibſels hin. Der Koffer mißt ſechs Palmen in der Länge, drei in der Breite. Als Ferdinand VII. bei ſeiner Rückkehr von Catalonien Burgos beſuchte, ließen die Mitglieder des Domkapitels den Koffer herabnehmen und hoben aus demſelben ein zweihändiges Schwert, welches ſeiner Länge wegen ſchief von einem Winkel zum andern darin aufbewahrt wird. Nach der Ueberlieferung hat dieſer Koffer dem Cid gehört, und er war vielleicht einer von denjenigen, welche er den Juden als Pfand für eine beträchtliche Geldſumme gab, deren er zu ſeinem Zuge gegen Valencia bedurfte. Seine Redlichkeit war ſo bekannt, daß ihm die Juden auf's Wort glaubten, als er ſie verſicherte, ſie ſeyen voll Gold und Edelſteinen; ſie waren zwar nur mit Steinen gefüllt, über welche reiche Stoffe ausgebreitet waren, aber der Cid vertraute mehr auf ſeine Waffen als auf irgend ein Pfand, das er hätte geben können, und bezahlte die Schuld pünktlich nach der Einnahme von Valencia. — In Burgos wird auch der berühmte Riegel von Gadna, welches der Cid eroberte, die Stiefeln des Cid und andere wirkliche oder vorgebliche Ueberbleibſel dieſes Helden aufbewahrt, worüber wir jedoch keine beſondern Nachrichten haben.

Unter manchen andern wunderbaren Sagen findet man in einer alten Chronik folgendes: „Am dritten Tage, nachdem Don Alonſo in San Pedro de Cardegna angelangt, wollte er den Leichnam des Cid begraben. Der König erfuhr aber, daß Donna Ximena de Gomez geſagt habe, ſie wolle nicht, daß der Körper begraben werde, und er billigte es und ließ die Bank bringen, die er zu den Cortes von Toledo mitgebracht hatte, und ließ ſie zur Rechten des Altars des heiligen Petrus ſtellen, und darüber breitete er ein ſehr reiches Tuch und ließ über der Bank einen Tabernakel machen, der in Gold und Blau ſehr ſchön gearbeitet war und auf welchem die Wappenzeichen des Königs von Kaſtilien und Leon und des Königs von Navarra und des Infanten von Arragonien und die des Cid Rui Diaz el Campeador gemalt waren. Und der König Don Alonſo und der von Navarra und der Infant von Arragonien und der Biſchof Hieronymus, um dem Körper des Cid Ehre zu erweiſen, halfen eigenhändig denſelben aus den Tafeln, zwiſchen welche er in Valenzien gelegt worden war, herausnehmen. Und als ſie ihn herausgenommen, war der Leichnam ſo ſteif, daß er ſich nirgends beugte, und das Fleiſch ſo glatt und roth, daß es ſchien, als wäre er nicht todt, und ſo meinte der König, man könne wohl thun, was er im Sinne und ſchon begonnen hatte. Und ſie bekleideten den Körper mit einem ſehr reichen Talare von einem Tuche, welches ihm der Sultan von Perſien geſendet hatte, und zogen ihm eine Hoſe vom nämlichen Tuche an und ſezten ihn auf die Bank, die der König Don Alonſo hatte zurichten laſſen, und in die linke Hand gaben ſie ihm ſein Schwert la Tizona mit der Scheide, und mit der Rechten hielt er die Schnüre des Mantels. Und auf dieſe Weiſe erhielt ſich der Körper des Cid an jener Stelle zehn Jahre und mehr."

(Fortſezung folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 65.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 196.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Mittwoch, den 17. Auguſt 1842.

Sur ces lits qu'il dénombre étendant sa main nue,
Lentement il poursuit cette horrible revue.
Méry et Barthélemy.

Cabaſacca, der Peſtprophet.

Von Ph. H. Welcker.

Smyrna jammert, Smyrna peſtbefallen,
Und es ſinken Franken und Hellenen;
Scheu verbergen ſich die feigen Aerzte,
Opfer werden zahllos Saracenen.
An den Betten ſtehn erkaufte Wärter,
Die ſchon ſuchend nach der Beute faſſen,
Und die Siechen, unter Miethlingshänden
Halb gemordet, ſind im Tod verlaſſen.

Smyrnas Bürger haben keine Freunde,
Smyrnas Bürger meiden ſich, wie Diebe;
Nur die Juden, — hört es! — nur die Juden
Nahn einander dort mit Menſchenliebe,
Nahn dem Kranken, milden Troſt ihm ſprechend,
Pflegen ſeiner, helfen ihm, wie Brüder:
Und die Liebe wirkt, wie Zauberſegen,
Und das Mitleid heilt ſo Manchen wieder.

Aber für die Andern, welche liegen
Unter Miethlingshänden, ſo verlaſſen,
Schreitet Einer, wie ein Orcusrichter,
Cabaſacca, durch die ſchmalen Gaſſen.

Cabaſacca wird von bleichen Lippen
Hundertmal an einem Tag gerufen,
Und er wandelt, ein geprüfter Seher,
Auf und nieder an den Häuſerſtufen.

„Cabaſacca!" tönt's bei Händeringen,
Wenn die Kuppeln Smyrnas kaum ſich röthen,
Und am grauen Abend fragt noch Alles,
Ruft und ſendet nach dem Peſtpropheten.
Und mit hohlem Aug' im ſchwarzen Mantel,
Geiſterbleich die Wangen, lang und hager,
Tritt er ſchweigend, tritt er lange forſchend
Zu der Furchtgequälten ödem Lager.

Zeigt er hin auf eines Gliedes Stelle,
Muß ſich zeigen auch die Fieberbeule;
Spricht er leiſe: „Der muß bald ſchon wandern!"
Wandert der in's Grab auch ohne Weile.
Sagt der ernſte, bleiche Schickſalskünder:
„Der wird ſich vom Schmerzensbett erheben!"
Grüßt der Andre, wie's ihm ward verheißen,
Froh auch wieder das geſchenkte Leben.

Aber Cabaſacca kennt nicht Heilung,
Kennt nicht Rettung durch den Trank der Kräuter,
Gibt nur Antwort über Tod und Leben,
Iſt nur ſchauerlicher Schickſalsdeuter. —

Naht die Peſt ſich Smyrnas Mauerthoren,
Sieht man plötzlich Cabaſacca ſtehen;
Niemand weiß, woher er kam, und geht ſie,
Wird auch er nicht länger mehr geſehen.

Der erſte Akt des Schauſpiels Alfieri.

(Fortſetzung.)

Fremder. Hm! Werdet ihr bald abſegeln?

Dritter Matroſe. Wenn unſere Anker aufgewunden ſind und der Wind in die Segel bläst, dann ſegeln wir. Ihr könnt Euch darauf verlaſſen, nicht eine Stunde früher oder ſpäter.

Erſter Matroſe. Er hänſelt Euch, Herr. Ich will Euch die Wahrheit kurz und bündig ſagen. Unſere Schiffe liegen bereit, jeden Augenblick können wir ſegeln. Man wartet nur auf die Ankunft des Prinzen und ſeines Gefolges. Wenn Ihr das Signal hört, drei Kanonenſchüſſe, ſo kommt er. He! du Dick und Sam, folgt mir auf's Schiff. Es gibt noch allerlei zu thun.

(Die engliſchen Matroſen und der Fremde ab.)

Alfieri (iſt auf ſeiner Wanderung durch die Volksgruppen auf die rechte Seite unter die erleuchteten Fenſter gerathen. Man hört oben Stimmen, einzelne Karten fliegen aus dem Fenſter. Alfieri hebt ſie auf und betrachtet ſie gedankenvoll). — Arme Könige und Damen, was habt ihr verbrochen, daß ihr unter Flüchen in die Nacht und in die Gaſſe hinabgeſchleudert werdet? — Weil ihr dem Leichtſinn nicht Stich hieltet! Weil ihr freiheitsliebend das Häufchen Gold, mit dem der Verſchwender euch belaſtet, von euch ſchleudertet? — Der Undankbare! er vergaß, wie oft ihr ihm gedient, wie oft ihr ihm zehnfachen Gewinn gebracht! Gleichviel! in die Nacht, in die Gaſſe müßt ihr, und eure Purpurmäntel und eure Kronen helfen euch nichts. — Auch über uns kommt einſt ſolche Nacht. Aus dem wilden Saal voll Taumel und Leidenſchaft wirft uns die Hand des Schickſals in eine kalte, finſtere Nacht. Das Gold, das uns belaſtet, bleibt oben; uns bleibt nichts, als die Flecken, die Riſſe, mit denen das Spiel der Leidenſchaft uns geſchändet. — Arme Könige, arme Frauen, arme Dichter!

(Ein Boot landet. Antonio Tanna ſteigt aus und drängt ſich, von einem Schiffer gefolgt, durch's Volk.)

Zweiter Auftritt.

Antonio Tanna. Alfieri.

Tanna (zum Schiffer). Hier, ſagſt du, Alter, hätteſt du ihn verlaſſen?

Schiffer. Ja, Herr. In dieſe Straße führte ich ihn; es iſt noch keine Stunde her. Seht dort! der mit dem braunen Mantel iſt es. Baarhaupt ſteht er und zur Erde gebeugt.

Tanna. Er iſt's! Dem Himmel Dank, endlich habe ich ihn gefunden! — (Zum Schiffer:) Nimm dieſes Gold, Alter.

Schiffer. Freigebig wie ein Prinz! Ich danke Euch, Herr!

(Ab.)

Tanna. Alfieri!

Alfieri. Wer ruft mich?

Tanna. Ich, mein Vittorio.

Alfieri. Iſt's möglich! Tanna! (Sie umarmen ſich.) Du hier? Durch welches Wunder ſchließ ich dich in meine Arme?

Tanna. Kein Wunder, Vittorio. Nenne nicht Wunder, was treue Liebe nach langer Mühſal, nach langem vergeblichen Forſchen erſtrebt. Ich habe Frankreich, ich habe Deutſchland durchſucht — immer vergebens, endlich führte mich eine glückliche Spur an dieſes Geſtade. Laß mich ſchweigen, was ich deinetwegen gelitten; nur der Freude, dem Dank ſey dieſer ſchöne Augenblick geweiht.

Alfieri. Mein Freund! mein Bruder!

Tanna. Alfieri, bin ich es noch? Haſt du dich nicht von mir wie von allen den Deinen losgeſagt? Du biſt nicht mehr der unſere, Alfieri.

Alfieri. Ich bin es! In dieſer Stunde fühl' ich's doppelt.

Tanna. Nein, nein! Ein Sohn verläßt die Eltern nicht, ein Bruder nicht die Schweſter, ein Freund nicht den Freund, wenn das Herz noch immer in gleicher Liebe ſchlägt. Du aber, Vittorio, haſt uns verlaſſen. Drei lange Jahre vergingen, und kein Zeichen deines Lebens, deiner Liebe drang zu uns.

Alfieri. Konnte ich? Das Eis des Nordens hielt mich gefangen. Mein ſchwacher Nachen ſchwankte unter den Eisblöcken der Newa; widrige Stürme hielten mich im Sunde gefeſſelt, Norwegens und Schwedens ungebahnte Straßen legten mir tauſend Hinderniſſe in den Weg. Monate lang lag ich auf dem Krankenbette, dem Tode nah, unter Fremden, die meine Sprache nicht verſtanden, meine Klagen nicht achteten, den Gruß meiner Liebe nicht beſtellten. Und du verlangſt, daß ein ſo ruheloſer, bedrohter Wandersmann täglich, wohl gar ſtündlich von ſich Nachricht gebe?

Tanna. Empfinde ganz den Schmerz deiner Mutter, Alfieri, als öffentliche Blätter die Kunde deines Todes gaben.

Alfieri. Es iſt wahr; ich wünſchte meiner guten Mutter einen ruhigern Sohn.

Tanna. Sie iſt mit dieſem zufrieden. Sie liebt ihn, trotz der Qualen und Kümmerniſſe, die er ihr bereitet.

Alfieri. Und bereiten muß. Ein unruhig Leben, ein ewig ſchweifendes, ward mir vom Himmel gegeben. Mein Herz muß mit Gefahren aller Art kämpfen, um ſich glücklich zu fühlen; Ruhe erſtickt es, Glück lähmt ſeine beſſern Kräfte, Milde und Sanftmuth machen es erſtarren.

Tanna. O Vittorio! zähme, zähme dieſes Herz!

Alfieri. Es muß ſeiner wilden Freiheit froh werden. Eher bring' ich es nicht zur Ruhe, als bis es ausgetobt hat. Was könnt ihr mir daheim bieten?

Tanna. Den Segen deines heimathlichen Herdes.

Alfieri. Ich hatte ihn und warf ihn von mir.

(Fortſetzung folgt.)

Pariſer Sommerleben.

(Schluß.)

Um dieſe Zeit kommen auch Weiber der höhern Claſſen hieher, und dieſe bilden bis nach acht Uhr die Schule des Geſchmacks und der neueſten Moden, die hier auf allerlei Weiſe zur Schau getragen werden. Indeſſen iſt es doch hiemit nicht ſo, wie man es im deutſchen Vaterlande ſich vorſtellt, wo jede Modenärrin glaubt, ſo wie in Paris eine neue Mode aufkomme, müſſen gleich alle Hauben, Kleider, Schleppen, Schärpen u. ſ. w. denſelben Schnitt haben. Nirgends wird im Fach der Moden ſo viel erfunden und abgeändert, aber nirgends findet man auch ſo viel verſchiedene Moden zugleich im Gange, als in Paris. Es iſt in Paris zur Sitte geworden, daß Leute von gewiſſem Alter die Tracht behalten, die zur Zeit ihrer jüngern Jahre Mode geweſen war; daher ſieht man oft in derſelben Geſellſchaft eine ganze Modechronologie beiſammen, ſelbſt Trachten, wie wir ſie nur noch auf Familiengemälden ſuchen. Ueberhaupt ſind alle Moden in Paris ſelbſt viel weniger ausſchweifend, als man ſie in den franzöſiſchen Provinzialſtädten und vollends bei uns nachmacht. Wie früher Griechiſch, Egyptiſch, Türkiſch, Sarmatiſch Mode war, ſo iſt dermalen das Nationalfranzöſiſche, das Zeitalter Ludwigs XIII., Ludwigs XIV. und Ludwigs XV. an der Tagesordnung, und ſomit das Altmodiſche wieder neumodiſch. Nachdem die Dichter und Maler gewetteifert, in ſogenannten hiſtoriſchen Romanen, Dramen, Komödien, Vaudevilles die Epoche Richelieus, das große Jahrhundert, die Zeit der Regentſchaft und Mätreſſenwirthſchaft mit ihrem Koſtüm und allen Aeußerlichkeiten zu reproduziren, müſſen jezt die alten Stoffe bei der Putzmacherei zu Vorbildern dienen, und jede Modiſtin verarbeitet den ganzen alten Plunder nach ihrem ſubjektiven Wohlgefallen und Geſchmack, und nach den Umſtänden werden die Toilettenmotive bald aus den Zeiten des Fräuleins von Lafayette, bald aus denen der Frau von Maintenon und der Madame de Pompadour genommen. Im Augenblick herrſcht die Prüderie in den Damentrachten, und in der lezten traurigſten Periode der Regierung Ludwigs XIV., wo die Wittwe Scarron den Geiſt des ſchwachen Monarchen umſtrickt und die ganze Nation mit einem Gewebe von Scheinheiligkeit umſponnen hatte, konnten die Hof- und Stadtdamen kaum verhüllter einhergehen, als jezt viele Pariſerinnen von der vornehmen Welt. Die vom hoch hinaufgeſchlagenen Nackenhaar ſpitzwinklig weit abſtehenden und einen dunkeln Schatten über das Geſicht werfenden Hüte, die jede Taille verunzierenden Peleriнen, und noch mehr die alle Formen neidiſch verbergenden Camails geben den blühendſten, reizendſten Geſtalten ein eben ſo unſchönes und unäſthetiſches, als altmütterliches und betſchweſterliches Anſehen. Nie war eine franzöſiſche Modemacherin vom Genius des Geſchmacks ſchlechter inſpirirt. Nie war eine Tracht einer hohen, ſchlanken Figur ungünſtiger, bei keiner konnte ſich eine hübſche Geſichts- und Körperbildung weniger geltend machen, als bei dieſer garſtigen Kopfbedeckung, dieſer übermäßigen Verhüllung des Halſes und Oberleibes, beim ungefälligen Schnitt und ſchweren Faltenwurf des ſteifen Biſchofsmäntelchens. Aber die weibliche Koketterie hat bald Mittel gefunden, das Machtgebot der Mode zu umgehen. Statt der Alles verdeckenden Mäntel von ſchwerem, undurchſichtigem Seidenzeug tragen viele Damen Camails vom feinſten Filet, die, wie aus Luft gewoben und mit den koſtbarſten Spitzen beſezt, den Bau ätheriſch umfloren und das Spiel der Taille bei jeder Bewegung kaum verſchleiert durchblicken laſſen.

Jezt wird der Boulevard erleuchtet. Zu beiden Seiten der Trottoirs zwiſchen den neu angepflanzten Bäumen ſtehen Erzkandelaber mit Gaslaternen, und in den Gewölben flackern vor den großen Spiegeln, zwiſchen den ſchimmernden Geſchmeiden und Galanteriewaaren aller Art zahlreiche Gas- und Lampenlichter, die von den Gold- und Silberarbeiten, von den tauſendfarbigen Zeugen blendend zurückgegeben werden, während die großen Kronleuchter in den Kaffeehäuſern einzelne länglichte Feuermaſſen bilden, die aus den Spiegeln verdoppelt zurückſtrahlen. Dieß iſt die Zeit, wo der Boulevard des Italiens eine Zauber- und Feenwelt, ein großer Vorſaal des Himmels zu ſeyn ſcheint, in dem die Menſchen aus allen Ständen und von allen Nationen ſich bis zur großen Audienz umhertreiben, und jeder in

seiner Weise Unterhaltung und Vergnügen findet. Das Gedränge dauert hier Abends gewöhnlich bis zehn und eilf Uhr; und selbst der traurigste Franzose, der sich Morgens ersäufen möchte, ist Abends hier guter Dinge; ein Bonmot, ein hübsches Gesicht heitert ihn auf und er gibt sein Bischen Witz zum Besten. Dabei geht es, trotz der ungemein gemischten Gesellschaft, die hier zusammenfließt, wie in den gewähltesten Kreisen zu; man hört kein lautes Wort und bemerkt nie ein Gedränge oder Zusammenlaufen. Das Getümmel ist auf dem Trottoir zur Linken, von der Magdalenenkirche her, stärker als zur Rechten. Der größte Theil der Spaziergänger besteht aus rechtlichen Bürgern, die hieher kommen, um sich von den Mühen des Tags und der Stickluft der Bureaus zu erholen, und bloß spazierengehen, oder sich in einer der Anstalten erfrischen; den kleinern Theil bilden neugierige, geschäftslose, nach Abwechslung dürstende, junge und alte Wüstlinge, Verschwender, Stutzer und Fremde, und diese sind Schuld, wenn der glänzende Spaziergang zugleich ein übelberüchtigter ist. Mit einbrechender Dunkelheit strömt das Heer der Nachtschönen in mehr oder weniger lockender Verpuppung herbei und flattert zahlreich in den Alleen auf und ab, um seinen falschen Farbenstaub in die bewundernden Augen der Spaziergänger zu streuen, welche Welt und Menschen nicht kennen. Für junge, unerfahrene Fremde ist der Boulevard des Italiens eine sehr gefährliche Klippe, das glänzendste Grab, das je und irgendwo der Tugend von dem Laster gegraben worden. E. C.

Korrespondenz-Nachrichten.

Madrid, Juli.

(Fortsetzung.)

Das Grabmal des Cid.

Der Pater Risco macht hierüber Glossen, die man in seiner Chronik lesen kann. Gewiß ist, daß man den Leichnam des Cid begrub, und daß er an der nämlichen Stätte, wo ihn seine Gemahlin Donna Ximena beigesetzt hatte, verblieb, bis Don Alonso der Weise im Jahr 1272 ein Grabmal aus zwei sehr großen Steinen arbeiten und an der Epistelseite aufstellen ließ, so wie weiter abwärts ein hölzernes, sehr kunstvoll gemaltes Grab für Donna Ximena. Auf dem äußern Rande des untern Steines waren folgende, wie man sagt von Don Alonso selbst verfaßte Verse eingegraben: Belliger invictus, famosus Marte triumphis — Clauditur hoc tumulo magnus Didaci Rodericus. Noch jetzt ist dieser Stein vorhanden und bildet das Carnies des Sarkophags, auf welchem die Bildsäulen des Cid und seiner Gemahlin ausgestreckt liegen; nur sind die Buchstaben schon sehr verwittert. — Im Jahr 1447 mußten die Grabmäler aus ihrer Stelle gerückt werden, weil der Abt Don Pedro de Burgo den Grundstein zu einem neuen prächtigeren Kirchenbau legen ließ; das Grabmal des Cid wurde der Sakristei gegenüber auf vier Löwen aufgestellt, dergleichen man noch einige in dem Kloster de las Huelgas und an andern Orten sieht. Im Jänner 1541 fiel es dem damaligen Abte ein, das Grabmal auf die Seite des Evangeliums zu versetzen; eine Feierlichkeit, bei welcher großer Zulauf, selbst aus Frankreich, stattfand. Allein der Connetable von Castilien, Don Pedro Fernandez de Velasco, und die Munizipalität von Burgos beklagten sich darüber, und Karl V. befahl in einem Dekret aus Madrid im Juli 1541, das Grabmal wieder in der Mitte der Hauptkapelle aufzustellen. Dieses Dekret ist merkwürdig, sowohl weil es die hohe Achtung beweist, in welcher das Andenken des Cid stand, als weil es die Willkühr der Prälaten rügte, welche aus einem übel verstandenen Eifer die alten Denkmäler versetzten und verstümmelten, wie sie es nachher aus Sucht, die Kirche des Eskurial nachzuahmen, gethan haben. Zum drittenmal wurden die Reste beunruhigt, als man zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts die kleinliche Kapelle von San Sisebuto erbaute, welche auch die Kapelle der Helden genannt wird, weil in der Mitte das Grabmal des Cid und seiner Gemahlin aufgestellt ist, und zu beiden Seiten an der Wand Don Ramiro, König von Leon, Don Sancho, König von Arragonien, Donna Sol, Königin von Navarra und Tochter des Cid, Don Diego Laynez, Vater des Cid, Don Alvar Ragnez Minaya, Vetter des Cid, Donna Fronilda, Tochter des Gonzalez, Don Pedro Fernandez, Sohn desselben, Lain Calbo, Gonzalo Nugnez, der Graf Don Gomez de Gormez und andere Verwandte und Waffengefährten des Cid ihre Monumente haben. Alle diese Denkmäler sind mit Inschriften und Wappenschildern der Personen versehen, welche man einförmig im schlechtesten Geschmack und mit bunten Farben bemalt hat. Das Wappen des Cid besteht in einem mit einer Kette umgebenen Schilde und zwei gekreuzten Schwertern, über welchen sich ein Kreuz erhebt; das der Donna Ximena ist ein Thurm, mit einer Kette umgeben. Die liegenden Bildsäulen der beiden Gatten rühren wahrscheinlich aus der Zeit der oben erwähnten Restitution im Jahr 1541 her, wie man aus der reinen und eleganten Form und aus einem gewissen feinen Geschmack in der Wahl der Verzierungen und Siegeszeichen schließen muß. Auch beweist die genaue Uebereinstimmung der Verhältnisse und Dekorationen der Kapelle von San Sisebuto mit dem Denkmale, daß dieses letztere damals schon in dieser Form existirt habe. — Der französische General Thibaut, welcher 1809 und 1810 in Burgos kommandirte und ein großer Verehrer des Cid war, ließ das Grabmal aus dem Kloster, wo es der Zerstörung ausgesetzt schien, nach einer kleinen Insel des Arlanzon, welche unterhalb des Spazierganges von Burgos einen Garten bildet, bringen, empfing es mit den einem Generalissimus gebührenden Ehrenbezeugungen und ließ es mit einem auf sechs Pilastern ruhenden Dache, wie bei den römischen Grabmälern, bedecken. Im Jahr 1824 wurde es wieder nach dem Kloster zurückgebracht, und als die Mönche nach der Aufhebung der Klöster ausgezogen, unterhielt sich das rohe Volk damit, von einem nahen Hügel Steine durch die gemalten engen Fenster der Kapelle auf das Grabmal zu werfen; es ist daher jetzt nicht wenig verstümmelt, und zu spät hat man daran gedacht, es in Sicherheit zu bringen.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 84.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 197.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Donnerſtag, den 18. Auguſt 1842.

Rara avis in terris nigroque simillima cygno.
Juvenal.

Eine Seltenheit.

Auf der Fahrt von Inverneß nach Edinburg hatte ich das Unglück, meine Taſchenuhr zu verlieren. Ich tröſtete mich und fragte den eleganten Wirth von Waterloo-Hôtel — ein zwar theures, aber vortreffliches Hôtel — welchen Uhrenhändler er mir empfehlen könne. Warrington and Sons war die Antwort. Die Empfehlung hat dem Empfohlenen wie dem Empfehlenden Ehre gemacht. Das mag auch eine Seltenheit ſeyn; es iſt aber nicht die, von welcher ich erzählen will.

Ungefähr zwölf Jahre vor meinem Einſprechen bei Warrington and Sons war James Warrington ein geachteter Juwelier und Uhrenhändler in Edinburg, in demſelben Gewölbe, wo er mir eine Uhr verkaufte und als ein ſchöner alter Mann, die ſilberne Brille auf der Stirn, mit ſilberweißem Haupthaar und Freundlichkeit im Auge, hinter'm Ladentiſche ſtand. Er hatte damals eine Frau und vier Kinder. Sein älteſter Sohn Eduard war mit Eliſe Langdale verlobt und in ſechs Monaten ſollte Hochzeit ſeyn. Aber ehe dieſe Friſt abgelaufen war, kam James Warrington eines Montags früh zu ungewöhnlicher Stunde und in ungewöhnlicher Aufregung aus ſeinem Gewölbe nach Hauſe, ging auf das Zimmer ſeiner Frau, warf ſich in einen Seſſel und ſagte nach einigen Minuten bangen Schweigens: „Jeß, wir ſind ruinirt, ſind Bettler. Seit Sonnabend Nacht iſt mein Laden erbrochen, iſt mir an Silberzeug und Uhren wenigſtens für fünftauſend Pfund geſtohlen worden. Ich habe der Polizei Anzeige gemacht; alle Diebshöhlen ſind wir durchkrochen; nicht eine Spur haben wir entdeckt, weder von den Dieben, noch von meinem Eigenthum. Die Polizei ſagt, der Einbruch ſey von kundigen Händen verübt worden, ſauber und geſchickt, wie ſie's nennen, und mir bleibe wenig Hoffnung, zu meinem Eigenthume zu gelangen." — Und die Polizei hatte recht gehabt; weder vom Geſtohlenen, noch von den Dieben war eine Spur auszumitteln.

Der lezte Wechſel wurde fällig, den James Warrington für das ihm geſtohlene Silberzeug ſchuldete und den er hatte bezahlen wollen, ehe er ſeinen Sohn zum Compagnon annähme. Er bezahlte ihn am Verfalltage faſt mit dem lezten Schilling ſeines Vermögens; ſeine Gewiſſenhaftigkeit erlaubte ihm nicht, den Diebſtahl zum Vorwande für die Nichterfüllung ſeiner Verbindlichkeit zu machen. „Das Unglück," ſagte er, „hat mich getroffen; ſo muß ich es allein tragen." Es kam dem ehrlichen Mann nicht in den Sinn, auch nur einen Theil ſeines Unglücks nach dem Beiſpiele Anderer auf fremde Schultern zu legen.

Der Bettelſtab, welchem die Familie Warrington ſo unerwartet ſich nah gebracht ſah, hemmte die Verbindung

Eduards mit Miß Langdale. Auch Eliſe gehörte zu den Mädchen, deren Erſcheinung in der bürgerlichen Geſellſchaft eine nur zu häufige iſt; ſie war liebenswürdig und ſchön, aber arm. „Wir müſſen Geduld haben, Eduard,“ ſagte das ſanfte Mädchen und blickte lächelnd zu dem Geliebten auf, wenn dieſer in ungewohnter Heftigkeit dem Geſchicke zürnte, das ſo grauſam zwiſchen ſie getreten. — „Geduld, Lizzy, Geduld?“ pflegte er zu wiederholen; „nun ja, ich will Geduld haben, bei Gott! ich will; aber es iſt deßhalb nicht weniger hart, nicht weniger grauſam, den vollen Becher des Glücks ſich ſo plötzlich vom Munde weggeſchlagen zu ſehen!“

Zwei Jahre ſtrebten Vater und Sohn, durch Fleiß zu erſetzen, was böſe Menſchen ihnen genommen, aber das Glück hatte ihnen den Rücken gekehrt; kaum daß ſie für ſich und die Ihrigen den Bedarf des Lebens zu erwerben vermochten. Da erbot ſich ein Verwandter unter billigen Bedingungen zum Darleihen einiger hundert Pfund Sterling, wenn die ganze Familie nach Neu-Süd-Wallis auswandern und dort Ackerbau und Viehzucht treiben wollte. Sie hörten auf den gutgemeinten Rath, ſchloſſen das Geſchäft ab und gingen binnen zwei Monaten von Greenock nach Sydney unter Segel. Die Trennung Eduards und Eliſens bedarf keiner Beſchreibung; es war die Trennung zweier liebenden Herzen. Ewige Treue wurde gelobt, ein regelmäßiger Briefwechſel verſprochen, und im Fall der Erfolg die vereinigten Anſtrengungen der Warringtons belohnte, wollte Eduard kommen, Eliſe als Gattin heimzuführen.

Jahr um Jahr verging und die Warringtons hatten in Neu-Süd-Wallis mit all den Mühſeligkeiten zu kämpfen, denen neue Ankömmlinge mit beſchränkten Mitteln meiſt ausgeſezt ſind. Sie waren noch überdieß bei der Wahl ihrer Niederlaſſung getäuſcht worden, arbeiteten ohne Gewinn und ſtanden nach wenigen Jahren zum zweitenmale an der Schwelle des Elends. Eduards Briefe an Eliſen athmeten freilich fortwährend Liebe und Treue, aber ſie ſchilderten auch ohne Rückhalt ſeine und der Seinigen gedrückte Lage und die trüben Blicke in die Zukunft. Jeder ſtärkte Eliſens Vertrauen zu ihrem Geliebten, keiner die Hoffnung heitern Wiederſehens.

So waren neun Jahre ſeit dem Diebſtahle vergangen und der lezte Brief, den Eliſe von Eduard erhalten, glich allen frühern. Dann erfolgte ein zwölfmonatliches Schweigen, und mit bangem Herzen ſah Eliſe dem nächſten Briefe entgegen, als ſpät eines Abends Jemand laut und haſtig an ihres Vaters Hausthür klopfte. Eliſe war allein auf ihrem Zimmer, ſie hörte die Thür öffnen, lauſchte und hörte ihren Namen nennen. „Himmel, welche Stimme! Iſt das nicht ſeine Stimme?“ Eliſe erbleichte, zitterte, mußte die Stuhllehne faſſen. Raſch kam's die Treppe herauf, ihre Thüre flog auf, Jemand trat ein, und im nächſten Augenblicke lag Eliſe in Eduards Armen. Was konnte ſein Kommen bedeuten, was ihn nach Schottland gebracht haben? — Er ſah geſund und heiter, ſah nicht wie ein Mann aus, den Sorgen drücken und dem die Noth den Muth gelähmt. „Du wunderſt dich, Eliſe,“ begann er nach einiger Zeit, „nicht bloß, daß ich wieder hier, ſondern daß ich auch ein fröhlicher, glücklicher Menſch bin. Du ſollſt Alles erfahren, Alles, für jezt nur, daß ich nicht allein zurückgekehrt bin — wir Alle ſind zurück, Vater, Mutter, Schweſtern und Bruder, Alle geſund und heiter, und was dich nicht am wenigſten überraſchen wird, mit Geld die Hülle und Fülle. Der Vater, ich und mein Bruder, wir wollen unſer früheres Geſchäft fortſetzen, wo möglich im alten Hauſe, und je eher, je lieber gedenke ich Eliſe Langdale zum Traualtare zu führen, verſteht ſich, wenn ſie will.“

Eliſe, das Mädchen, erröthete, Eliſe, die Braut, bat um nähere Erklärung. „Du ſollſt ſie haben,“ lächelte Eduard, „obſchon heute nur in möglichſter Kürze; 's iſt aber eine ſeltſame Geſchichte und klingt faſt wie ein Roman. Es mögen anderthalb Jahre ſeyn, als ein Mann Namens Rapsley ſich in unſerer Nähe ankaufte. Er war ein Schaafzüchter, hatte dieſes Geſchäft bereits mehrere Jahre anderswo getrieben und ſollte durch verſchiedene glückliche Spekulationen in Wolle und Getreide ein beträchtliches Vermögen erworben haben. Er war unverheirathet, hatte auch ſonſt keine Familie und nur Dienſtleute um ſich. Mit dieſem Manne, deſſen Benehmen zwar etwas geradezu und eigen, jedoch im Ganzen nicht abſtoßend war, wurden wir bald vertraut. Er ſchien ſich für uns zu intereſſiren und ergriff jede Gelegenheit, uns gefällig zu ſeyn, was wir dankbar annahmen, ohne uns ſeine Motive erklären zu können. Er kam häufig zu uns, fragte nach unſern frühern Schickſalen und erkundigte ſich beſonders nach allen Einzelnheiten des Diebſtahls, worauf er gewöhnlich erſt in Nachdenken verfiel, dann ſchnell fortging. Natürlich befremdete uns das, doch hielten wir es für eine ſeiner Eigenheiten. Längere Zeit wußten wir von ſeinem frühern Leben nichts, als was ich eben geſagt. Auf einmal erfuhren wir, er ſey ein freigelaſſener Verbrecher. Nun änderten wir unſer Benehmen gegen ihn, vermieden ihn, ſo viel es ſich thun ließ, und waren kalt und förmlich, wenn er zu uns kam. Er mußte das bemerken, aber er beſuchte uns nach wie vor und blieb durchaus derſelbe. So ſtanden die Sachen; wir bemühten uns, ihn loszuwerden, er ſezte ſeine freundlichen Aufmerkſamkeiten fort, als er eines Morgens zur Frühſtückſtunde einſprach. Es war etwas Ungewöhnliches in ſeinem Weſen, er mußte etwas vorhaben, uns etwas ſagen wollen. Aus gemeiner Höflichkeit baten wir ihn, mit uns zu frühſtücken. In gewohnter ſchroffer Weiſe ſchlug er es ab, zündete ſeine Pfeife an, ſezte ſich an den

Herd und rauchte, ohne ein Wort zu reden, bis wir fertig waren. Sobald er das bemerkte, und es ſchien, er hatte mit Ungeduld darauf gewartet, nahm er ſeine Pfeife aus dem Munde und ſagte zum Vater: „Maſter Warrington, wenn es Ihnen nicht zuwider iſt, ſo möchte ich wohl, daß Sie ein Stück Wegs mit mir gingen; ich wünſche Ihnen eine Mittheilung zu machen.“ — „Recht gern, Maſter Rapsley,“ antwortete mein Vater, weniger von Rapsleys Wunſche als von ſeinem Ernſte überraſcht, und obwohl er recht gerne ſagte, verrieth doch der Ton ſeiner Stimme, daß ihm mit ſolcher Vertraulichkeit nicht gedient ſey. Beide gingen fort; uns Andere aber plagte die Neugier gewaltig, was Rapsley dem Vater mitzutheilen habe. Nach einer Stunde kam der Vater zurück. Er war ſehr aufgeregt, doch augenſcheinlich in freudiger Bewegung. Wir drängten uns um ihn, und ſobald er ſich geſetzt, hob er an: „Nun, Kinder, das iſt fürwahr eine ſeltſame Begebenheit. Wer denkt ihr wohl, daß Rapsley iſt? Bemüht euch nicht mit Rathen; ihr errathet es doch nicht. Er iſt Niemand anders, als derſelbe, der vor zehn Jahren in meinen Laden gebrochen und mich beſtohlen hat. Er hat mir das ſo eben geſtanden. Aber das iſt nicht Alles. Er ſagt, wenn ich ihm genau angebe, um wie viel er mich beſtohlen, ſo wolle er den Verluſt bei Heller und Pfennig und mit Zinſen erſetzen.“ Soll ich dir unſer Erſtaunen, unſere Freude beſchreiben, Eliſe? Unſer Zweifel war nur, ob Rapsley auch mit dem Gelde herausrücken würde; doch damit thaten wir ihm Unrecht. Drei Wochen ſpäter brachte er dem Vater drei Anweiſungen auf drei verſchiedene Bankiers in Sydney, im Geſammtbetrage von ſiebentauſend fünfhundert Pfund. In ſo unerwartetem Beſitze einer ſo bedeutenden Summe, beſchloſſen wir die Rückkehr in's Vaterland, und als Rapsley das hörte, beſtand er darauf, unſere Ueberfahrtskoſten zu bezahlen, und drückte außerdem dem Vater beim Abſchiede tauſend Pfund in die Hand, als Entſchädigung, wie er ſagte, für den Verluſt, den er ihm zugezogen.“ W. S.

Der erſte Akt des Schauſpiels Alfieri.

(Fortſetzung.)

Tanna. Die Liebe der Deinen.

Alfieri. Sie wird dem Thatenloſen zum Fluch.

Tanna. Das Lob deiner Väterſtadt —

Alfieri. Und den Tadel der Welt, der mich ſchilt, daß dieſes kleine, arme Florenz mir Alles war.

Tanna. Auch Dante war ein Florentiner.

Alfieri. Du ſprichſt von Zeiten, die nicht mehr ſind. Italiens Dichterruhm iſt hin! Ein ſchöner Traum ſagte mir, daß er mit mir einſt wieder erſtehen würde. Es war der Traum eines Knaben.

Tanna. Mach ihn wahr! Kehre zurück! Du haſt die Länder der Erde jetzt geſehen; bis zu ihrem fernen Pol biſt du gedrungen. Jetzt iſt es Zeit, deine Thatkraft nach innen zu wenden, die Welt des Gedankens zu bereiſen, damit du, nachdem du Bürger der großen Welt geworden, nicht Fremdling mit deinem eigenen Ich ſeyeſt.

Alfieri. Du ſprichſt ein wahres Wort. Ich bin fremd mit meinem eigenen Ich geworden. Der ewige ſinnliche Wechſel um mich her hat mir längſt jene beſchauliche Ruhe geraubt, die dem Dichter Noth thut.

Tanna. Unter dieſen Gauklerbuden, in dieſem Lärm, unter dieſen bunten Lampen, unter Guitarrengeklimper ſind' ich dich — ſind' ich Italiens Dichter!

Alfieri. Nenne mich nicht ſo! Ich bin es nicht, ich werde es niemals ſeyn! Was jene Heroen zu ſo hohem Ruhme rief, das fehlt mir, die Ruhe. Das Leben hält mich mit ſeinem Haß und ſeiner Liebe. Wo fände ich Zeit, um an ſtillen Bächen im Haine der Unſterblichen den großen Harmonien zu lauſchen, die durch eine geweihte Seele klingen? Ich bin elend, Antonio! Laß mich! laß mich!

Tanna. Komm in die Heimath! —

Alfieri. Ich komme — ja, ich komme!

Tanna. Triumph! Doch daß du nicht wieder den Entſchluß bereuſt, ſo komm! jetzt — jetzt gleich!

Alfieri. So ſchnell?

Tanna. Mein Reiſewagen wartet. Nur wenige Tage und die Deinen haben dich wieder. Lucrezia, deine Schweſter, weint an deinem Halſe, der würdige Kardinal, dein Oheim, kommt dir ſegenſpendend mit offenen Armen entgegen.

Alfieri. Wohlan, ſo laß uns gehen. Du trafſt mich in einer guten Stunde, Antonio.

Tanna. Daß daraus keine böſe werde, komm ſchnell!

Alfieri. Welch ein Geſchrei! welch ein Auflauf!

Tanna. Was kümmert's uns? Laß uns gehen! (Er will ihn fortziehen.)

Alfieri. Nur einen Augenblick!

Dritter Auftritt.

Grosbougi, Triptolem in den Vordergrund zerrend. Volk nachſtrömend.

Grosbougi. Hab' ich dich endlich, Spitzbube?

Triptolem. Welch eine Unverſchämtheit! Laßt mich los! Ich kenne Euch nicht!

Grosbougi. Ihr kennt mich nicht? Schaut mir einmal in's Geſicht.

Triptolem. Was ſoll das! Ich rufe die Wache.

Grosbougi. Die werde ich rufen, Gauner! Wo iſt dein Herr?

Triptolem. Welchen Herrn meint Ihr?

Grosbougi. Den Engländer.

Triptolem. Es gibt viele Engländer in Frankreich.

Grosbougi. Aber nur Einen, der meiner Nichte ein Eheverſprechen gegeben und ſie nachher ſchändlich betrogen hat; der aus Paris entwiſcht iſt, ohne meine Nichte zu heirathen und ohne mir auch nur einen Sous zu bezahlen.

Triptolem. Er wird ſeine Gründe haben.

Grosbougi. Ei! und ich habe meine Gründe, ihn feſtſetzen zu laſſen.

Triptolem. Wenn Ihr ihn habt.

Grosbougi. Ich halte dich am Kragen.

Triptolem. Sind ich und mein Herr eine und dieſelbe Perſon?

Grosbougi. Für's Erſte will ich dich hängen laſſen und dann deinen Herrn. (Zum Volke gewendet.) He! Franzoſen, Mitbürger! leidet nicht, daß mir Gewalt geſchieht in meinen Rechten, Gewalt von einem Engländer, einem Fremden.

Stimmen im Volke. Man hole die Wache!

Erſter und zweiter Spieler. Was gibt's? Platz, Platz!

Ein Bürger. Ein Scandal; ſie haben einen Fremden bei den Ohren.

Grosbougi. Franzoſen! Mitbürger! Meine Angelegenheit iſt die Sache Frankreichs — meine Ehre Frankreichs Ehre!

(Gelächter und Gemurmel.)

Alfieri (Tanna nach ſich ziehend). Komm, komm! Die Scene verſpricht luſtig zu werden. Wer mag der arme Schelm ſeyn, der hier in der Klemme ſizt?

Tanna. Was kümmert's uns? Verſchieben wir nicht unſere Reiſe!

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Madrid, Juli.

(Schluß.)

Der Stein des Cid.

Das eilfte Jahrhundert iſt eine der großen Epochen Spaniens. Die Mohren wollten die Oberherrſchaft des Kalifen von Cordova, Alhamar den Mahomed, nicht mehr ertragen und zerfielen unter ſich in neunzehn kleine Königreiche, gegen welche in der Perſon Ferdinands des Heiligen ein furchtbarer Gegner auftrat. Alkala und Guadalaxara wurden erobert, Toledo tributpflichtig gemacht, und während Donna Sancha die Mohren von Arragonien und Valencien bezähmte, machte die Schlacht von Carrion, in welcher Bermudo fiel, den innern Zwiſtigkeiten ein Ende. Ruy Diaz war das Racheſchwert Spaniens, der Ritter ohne Furcht und ohne Tadel, welcher das Reich bis an das Meeresufer ausbreitete. Während drei Regierungen erhielt er ſeinen Ruhm und ſein Glück ohne Flecken. Nach dem Tode Ferdinands diente er ſeinem Sohne Sancho, eben demſelben, welcher bei der Belagerung von Zamora durch den Verräther Bellido Dolfos getödtet wurde. Von den berühmten Mauern dieſer Stadt, welche zu dem Sprichwort: Zamora no si gano en una hora,* Anlaß gaben, erhält ſich noch ein ſtarkes Stück von Oſten gegen Norden, und in demſelben ein kleines Thor zwiſchen zwei Thürmen und einem großen ungeſchlachten Fenſter darüber, welches zu dem nahen Palaſte der Donna Urraca gehörte. Das Thor wurde, wie es ſcheint, el portillo de los Zambranos (wahrſcheinlich Muſikanten) de la reina genannt, und durch daſſelbe ſoll ſich Bellido Dolfos nach vollbrachter Miſſethat zurückgezogen haben. Damals verfluchte Ruy Diaz, wie die Ueberlieferung erzählt, den Ritter, welcher ohne Sporen einhergeht; denn dem Mangel derſelben ſchrieb er es zu, daß er den Verräther nicht eingeholt hatte. Indeſſen verabſcheuten Arias Gonzalo und die meiſten Zamoraner den zu ihrem Nutzen begangenen Verrath und ſezten Bellido Dolfos mit Ketten belegt in einen Thurm. Ober dem Thor ſieht man eine zwar neuere Tafel mit einem Basrelief der Donna Urraca und den Verſen des Romanzero des Cid: A fuera, a fuera Rodrigo, el soberbio Castellano. Es iſt, als vernehme man aus dem Fenſter noch die Klagen der Infantin an den Helden, mit dem ſie ſich hatte vermählen ſollen, und dem ſie die goldenen Sporen angelegt (ſiehe den 25ſten Geſang des Romanzero). Als nun Alonſo VI., dritter Bruder des Don Sancho und der Donna Urraca, den Thron beſtieg, ließ ihn der Cid dreimal in ſeine Hände ſchwören, daß er keinen Antheil an dem Verrathe gehabt habe. Der König ſcheint dieß übel genommen zu haben, denn er verbannte den Cid auf ein Jahr aus dem Bezirke der Krongüter; aber dieſe Verbannung gab ihm Gelegenheit, von Neuem ſeine Tapferkeit und ſeinen Edelmuth zu bewähren. Mudafar, der König von Granada, in Begleitung mehrerer chriſtlichen Ritter, die mit dem König nicht gut ſtanden, fiel in das Gebiet des Almucanis oder Alimonkar, Königs von Sevilla und Cordova, ein, welcher dem Don Alonſo tributpflichtig war. Er verheerte die Gegend von Monturque und Cabra bis zu dem Fluſſe dieſes Namens. Aber der Cid, der ſich eben in Sevilla aufhielt, brachte ſo viel eigene und mohriſche Leute, als er nur konnte, zuſammen, überwand den Granadiner in einer harten Schlacht und übergab dem König die eroberten Schätze und den Tribut, den er in Sevilla erhoben. Dieſe That erwarb ihm den Beinamen el Campeador (der das Feld hält), nachdem er ſchon vorher von einigen Mohren, die er edelmüthig mit Geſchenken entließ, mit dem Titel Cid (Sidi, Herr) begrüßt worden war. Damals ſoll er ſein Lager unter dem Thurm und der Stadt Monterique, etwa eine Viertelmeile von dem heutigen Monturque, an den Ufern des Flüßchens Caber in einem nordöſtlich von der Stadt gelegenen Felde aufgeſchlagen haben; dieſes Feld wird von einem Felſen beherrſcht, welcher der Stein des Cid Campeador genannt wird. Der Felſen zeigt eine 50 Ellen breite ganz glatte Wand auf der Seite gegen den Ort zu, von röthlicher Farbe, in der man eine Reihe von 15 Löchern ſieht, welche wahrſcheinlich dazu gedient haben, in denſelben die Querbalken des Zeltdaches zu befeſtigen.

* Die Einnahme dieſes Platzes hatte 10 Jahre gekoſtet.

Beilage: Kunſtblatt Nr. 66.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 198.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Freitag, den 19. Auguſt 1842.

Fye on sinful fantasy!
Fye on lust and luxury! —
Pinch him for his villainy!
Shakespeare.
Merry wives of Windsor.

Der erſte Akt des Schauſpiels Alfieri.

(Fortſetzung.)

Vierter Auftritt.

Amine (auf's Theater eilend). Wo, wo iſt er, der Undankbare, der Treuloſe?

Alfieri (zu Tanna). Jezt erhält das Drama ſeine rührende Partie. Eine Dido abandonnata.

Erſter Spieler. Platz, Platz für das hübſche Mädchen!

Amine. Wo iſt er?

Grosbougi. Wir haben ihn noch nicht, für's Erſte nur ſeinen Diener.

Triptolem. Mademoiſelle werden ſo vernünftig ſeyn und bitten, daß man mich frei läßt.

(Engliſche Matroſen treten auf.)

Erſter Matroſe. Wer wagt es, ſeine Hand an einen Unterthan Seiner Majeſtät des Königs von Großbritannien zu legen?

Triptolem (bei Seite). Dem Himmel ſey Dank, es kommt Succurs!

Grosbougi. Ich!

Dritter Matroſe. Ihr ſeyd ein Schuft!

(Volksgedränge.)

Alfieri. Ruhe! Friede! Hört mich!

Tanna. Was thuſt du? Gelüſtet dich nach engliſchen Püffen und franzöſiſchen Fauſtſchlägen?

Amine. Hülfe! Hülfe!

(Die Thüre des Hauſes rechts öffnet ſich; mehrere Spieler treten heraus, unter ihnen Lord Seymourville.)

Fünfter Auftritt.

Lord Seymourville. Die Vorigen.

Grosbougi. Ah da iſt Mylord!

Stimmen im Volke. Platz gemacht! Still! Wir wollen hören, was er ſagt.

Triptolem (bei Seite). Könnte ich ihm nur einen Wink geben! He — Mylord! — Ew. Herrlichkeit! — Er hört mich nicht.

Amine (dem Lord in den Weg tretend). Undankbarer! So ſollen wir uns wieder ſehen!

(Lord Seymourville betrachtet ſie mit großer Verwunderung, ohne ein Wort zu ſagen.)

Erſter Spieler. Sieh nur, welch ein Geſicht er macht!

Zweiter Spieler. Wahrhaftig, das dummſte, das man machen kann.

Amine. Du kennſt mich nicht mehr, Ungetreuer?

Grosbougi. Aber dieſes Papier wird er kennen.

(Es hoch empor hebend.)

Lord. Triptolem!

Triptolem. Mylord!

Lord. Was wollen diese Leute?

Triptolem (bei Seite). Unser Verderben, Mylord! Es ist Grosbougi und seine Nichte. Ew. Herrlichkeit werden sich besinnen auf das Variétéstheater in Paris, auf die Frau, welche die komischen Alten spielte.

Lord. Ganz recht, sie spielte die komischen Alten.

Triptolem. Aber ihre Bedingungen waren nicht komisch, als Ew. Herrlichkeit sich in die Tochter verliebten. Mylord mußten ein Eheversprechen unterzeichnen.

Lord. Possenspiel!

Triptolem. So dachte ich auch. Ew. Herrlichkeit haben schon viele Papiere der Art ausgestellt, ohne daß es irgend Folgen gehabt für dero Ruhe und Person. Allein die komische Alte hat den Teufel im Leib. Sie gab das Papier ihrem schlimmen Bruder, und der muß uns gerade hier treffen, im Begriff, diesem Gesindel auf immer zu entkommen.

Lord. Mach es mit den Leuten ab, ich gehe.

Triptolem. Man wird Sie nicht fortlassen, Mylord; der ganze Platz ist in Aufruhr, Aller Augen sind auf uns gerichtet!

Lord. God damn! was ist denn zu thun?

Triptolem. Zahlen, Mylord. Grosbougi, der Schuft, wird sich mit einer Entschädigung begnügen.

Grosbougi. Nun, wird's bald? Hier ist mein Papier.

Amine. Und hier bin ich. Wie, Treuloser! kannst du ungerührt meine Thränen sehen?

Triptolem (Grosbougi bei Seite ziehend). He! Grosbougi, auf ein Wort! Mylord besinnt sich.

Grosbougi. Ah, nun das freut mich, daß er sich besinnt —

Triptolem. Allein er kann Eure Nichte nicht heirathen aus dem einfachen Grunde, den Ihr gewiß einsehen werdet, weil er schon eine Frau hat.

Grosbougi. Geht mich nichts an. Auf diesem Papier steht nichts von einer Frau.

Triptolem. Dennoch existirt sie, verlaßt Euch darauf. Seyd vernünftig, wozu wollt Ihr Lärm schlagen? Was hälfe es Euch? Nehmt die Entschädigung, die Euch im Contrakt versichert ist, im Fall die Heirath rückgängig wird.

Grosbougi. Gut, ich nehme sie. Wo ist das Geld?

Triptolem. Wie groß ist die Summe?

Grosbougi. Fünfzehnhundert Franks.

Triptolem. Ihr seyd ein ehrlicher Mann, Ihr werdet Euch mit der Hälfte begnügen.

Grosbougi. Nicht einen Sous weniger!

Triptolem. Ihr sollt's haben. (Zum Lord:) Eine Bagatelle, Mylord: fünfzehnhundert Franks. Geben Sie mir Ihr Taschenbuch.

Lord. Da ist's. Wenn du etwas darin findest, soll es mir lieb seyn.

Triptolem. Wie, Mylord! Wo sind die zwanzigtausend, die ich erst heute Morgen vom Bankier in Boulogne löste?

(Lord zeigt mit einer stummen Pantomime hinauf zu den erleuchteten Fenstern.)

Triptolem. Verspielt! Wie sollen wir uns jezt retten! Ohne Geld! Und sogleich wird das Signal zur Abreise gegeben werden!

Lord. Schaffe Geld.

Triptolem. Mylord, wo soll ich's hernehmen? Mußten Sie nun auch gerade heute spielen!

Lord. Verdammt! ich spiele, wenn es mir einfällt.

Alfieri (zu Tanna). Der arme Mann ist zu beklagen.

Tanna. Genug der Posse; laß uns nun gehen!

Alfieri. So hartherzig, Antonio? Des ehrlichen Mannes Verlegenheit ist groß.

Grosbougi. Wollt Ihr zahlen, Mylord?

Lord. Ich zahle nicht.

Grosbougi. He! Wache! (Ein Polizeioffizier erscheint.)

Triptolem. Seyd Ihr von Sinnen, alter Schurke? Seine Herrlichkeit wollt Ihr verhaften?

Grosbougi. Wer will mir's wehren?

Erster Spieler. Recht so! Endlich einmal muß auch ein großer Dieb hängen.

Zweiter Spieler. Das gibt ein Gaudium!

Stimmen im Volk. Was ist geschehen?

Erster Spieler. Sie werden ihn in's Gefängniß führen. Nieder mit dem Engländer!

(Fortsezung folgt.)

Französische Beobachtungen während der lezten Sonnenfinsternis.

In der Akademie der Wissenschaften zu Toulouse wurde von den Herrn Piraud und Boisgiraud ein Bericht über die lezte große Sonnenfinsterniß vorgelesen, in welchem von Erscheinungen die Rede ist, die man, unseres Wissens, weder dießmal noch früher irgendwo beobachtet hat, und die so auffallend sind, daß sie schwerlich allgemeinen Glauben finden, wenn sie nicht von andern Seiten bestätigt werden. Wir geben im Folgenden den Haupttheil des Berichts in treuer Uebersetzung. — Die Finsterniß war am Orte der Beobachtung total.

„Nach frühern Beobachtungen totaler Sonnenfinsternisse wußte man, daß nach dem gänzlichen Verschwinden der Sonne die Mondscheibe sich wahrscheinlich mit einem Lichtkranz umgeben zeigen werde, und wirklich erschien

auch ein ſolcher im Augenblick der völligen Verfinſterung. Dieſer leuchtende Ring ſchien uns überall gleich breit; eine beſondere Färbung war nicht daran zu bemerken; es war ein weißes, gleichförmiges Licht, das von der dunkeln Mondſcheibe ab allmählig ſchwächer wurde.

„Die Mondſcheibe erſchien gleichförmig dunkel, wobei aber die Mikrometerfäden im Geſichtsfelde des Fernrohrs als ſchwarze Streifen noch deutlich zu erkennen waren. Wir bemerkten auf der dunkeln Mondfläche nichts von jenen wellenförmig zitternden Lichterſcheinungen, wie ſie Louville und Halley i. J. 1715 beobachtet; dagegen ſah einer von uns, um die Mitte der Finſterniß, eine kleine Weile vor dem Ende der totalen Bedeckung, ganz deutlich einen glänzenden, von ſchimmernden Strahlen umgebenen Punkt erſcheinen, der unten in Süd-Südweſt, etwas links vom ſenkrechten Durchmeſſer, nahe am Rand der Scheibe unverrückt ſtehen blieb. Sollte dieß derſelbe glänzende Punkt ſeyn, den der ſpaniſche Admiral Ulloa geſehen, und den er einem, die Mondkugel durchſetzenden Loche zuſchrieb, durch welches die von unſerem Trabanten bedeckte Sonne durchſcheinen? oder rührte dieſer Schimmer von einem Mondvulkan her, deſſen Ausbruch gerade mit der Finſterniß zuſammenfiel? oder wäre er vielleicht daher zu erklären, daß Sonnenſtrahlen, von einem beſchränkten Fleck der Waſſerbedeckung der Erde zurückgeworfen, von einer geeigneten Stelle der Mondoberfläche aufgefangen und durch nochmalige Reflexion uns ſichtbar worden? So viel iſt gewiß, daß das Licht ſich nicht da zeigte, wo Ulloa es geſehen, in Nordweſten, ſondern beinahe auf der entgegengeſezten Seite.

„Aber die merkwürdigſte, unerwarteſte Erſcheinung iſt folgende. — Am obern Rande der Mondſcheibe, vom ſenkrechten Durchmeſſer an und weſtwärts, zeigten ſich Erhabenheiten in Geſtalt von Feuerbergen, die nach links gerade aufſtiegen, auf der andern Seite in ſpitzen, ſteilen Höhen abfielen. Ganz deutlich unterſchied man in dieſer Gegend ihrer drei, wovon der erſte und größte an Höhe dem zwölften Theil des ſcheinbaren Monddurchmeſſers entſprechen mochte. Etwas weiter rechts ſah man am Rand der Mondſcheibe, aber immer außerhalb derſelben, mehrere Höhen wellenförmig ſich hinziehen, nicht ſo ſcharf gezeichnet als die erſtern, aber eben ſo glänzend. Zwei ähnliche Spitzen, nicht ſo hoch als die oben, aber mit denſelben Abdachungsverhältniſſen, ſchimmerten zu gleicher Zeit, die eine rechts, etwas unter dem wagerechten Durchmeſſer, die andere links, etwas über demſelben. Die links wurde unter allen zuerſt bemerkt.

„Schwer läßt ſich mit Worten ein Begriff von dieſen Feuerbergen geben. Sie erſchienen wie Felsgebirge von glühendem Kryſtall, zart roſenroth angehaucht, wie durchſichtig, und in ruhigem, nicht funkelndem Lichte glänzend. Ihre Umriſſe waren ſcharf umſchrieben, ihre Spitzen ganz deutlich gezeichnet; ſie blieben ſich nach Geſtalt und Lage durchaus gleich; nur ſchienen die Spitzen am obern Rand etwas größer zu werden, je mehr die totale Finſterniß ihrem Ende nahte, und ſie wurden größer, nicht wie ein Körper, der ſich in die Länge verzieht, ſondern wie hohe Felſen, von denen man Anfangs nur die Spitzen und den mittlern Theil ſieht und deren Grund zum Vorſchein kommt, ſo wie der Schleier, der ihn bedeckt, langſam niederſinkt.

„Dieſes herrliche Schauſpiel dauerte bis zum Schluß der totalen Verfinſterung. Als die Sonne unter der dunkeln Scheibe unſeres Trabanten wieder hervorkam, blizte der erſte Strahl mit weit hellerem, lebhafterem Lichte auf als der lezte vor der vollſtändigen Bedeckung. In dieſem Moment, aber erſt dann verſchwand auf einmal in den Strahlen des Tagesgeſtirns der den Mond umgebende Lichtſtreif ſammt jenen glühenden Berggipfeln, welche einen Theil des Mondrandes hatten uneben erſcheinen laſſen.

„Es fragt ſich nun, was ſind dieſe Berggipfel, dieſe feurigen Felſen? Mondberge können es, meinen wir, unmöglich ſeyn; da die dunkle Seite dieſer Berge der Erde zugekehrt iſt, ſo hätten ſie müſſen dunkel, ſchwarz erſcheinen; zudem hat man niemals am Mondrande Unebenheiten von ſolcher Größe geſehen. Der Diffraction des Lichts läßt ſich die Erſcheinung auch nicht zuſchreiben; die völlige Unbeweglichkeit dieſer leuchtenden Körper, die Schärfe ihrer Umriſſe, ihre unregelmäßige Vertheilung am Mondrande ſtreiten gegen eine ſolche Annahme, die von keiner bekannten phyſikaliſchen Erſcheinung unterſtüzt wird. Sind nun dieſe Körper unſerem Trabanten fremd, ſind ſie keine durch die Finſterniß ſelbſt hervorgerufenen Scheingebilde, ſo iſt der natürlichſte Gedanke, daß ſie der Sonne angehören. Damit iſt aber etwas ſo Unerwartetes gegeben, daß man es nur mit großer Vorſicht ausſprechen darf. Unmöglich iſt indeſſen die Sache nicht; da dieſe Sonnenberge, wenn ſie wirklich exiſtiren, nur ein ſehr kleiner Theil des Sonnenkörpers ſind, ſo werden ſie der Erde unendlich weniger Licht zuſenden, als die ganze Scheibe des Geſtirns; ſie werden alſo im ſtrahlenden Lichte der Sonne ganz verſchwinden, und vollends, wenn man den grellen Schein durch ſchwarze Gläſer bricht. Wir haben auch wirklich gefunden, daß dieſe feurigen Berge ſammt dem Lichtkreis, in dem ſie ſchwebten, völlig verſchwanden, wenn man ihr Bild im Focus des Fernrohrs durch ein gefärbtes Glas betrachtete; nur mittelſt durchſichtiger Gläſer waren ſie ſichtbar. Wir bemerken noch, daß, wenn die Spitzen am obern Mondrande größer zu werden ſchienen, ſich dieß in unſerer Vorausſetzung aus dem Fortrücken des Mondes vor der Sonnenſcheibe weg erklärte.“

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, August.

Die Leichenfeier des Herzogs von Orleans.

Das geräuschvolle Paris ist nicht im Stande, sich einer langen Trauer hinzugeben. Indessen muß es sich dießmal doch wohl einige Wochen mit dem höchst bedauernswürdigen frühen und jähen Tode des Herzogs von Orleans beschäftigen. Die Tageblätter hatten Langes und Breites von den Zurüstungen zu der Todtenfeier zu erzählen, und nun, da die Beisetzung des Leichnams in der hiesigen Kathedrale stattgefunden, sind sie mit Beschreibungen des feierlichen Zuges angefüllt, welcher in der That äußerst pompös, und für die, welche den Napoleonschen Leichenzug vor 17 Monaten nicht gesehen haben, etwas Außerordentliches war. Da der Tod des Herzogs von Orleans auf das künftige Schicksal Frankreichs bedeutenden Einfluß haben kann und einstweilen manche Unruhe in den Gemüthern erregt, so konnte dieses Leichenbegängniß Niemanden gleichgültig bleiben, und so strömten mehrere hundert tausend Menschen den Wegen und Straßen zu, durch welche der Zug sich bewegen sollte, und auf den Kais wurden die Fenster, an welchen man denselben sehen konnte, zu sehr hohen Preisen vermiethet. Manche Hauseigenthümer und Miethsleute haben dadurch bedeutende Summen gewonnen. Vom Ende des breiten und schönen Weges, welcher sich vom Concordeplatze durch die Champs élysées zieht, führt eine schnurgerade Landstraße bis zur Brücke von Neuilly, an deren rechten Seite das Schloß liegt, welches die königliche Familie in dieser Jahrszeit bewohnt, und wo der Leichnam des Prinzen in der Kapelle vorläufig beigesetzt worden war. Die Entfernung des Schlosses von der Barrière de l'Etoile beträgt eine halbe Meile. Dieser Landstraße waren die Bewohner der Umgegend schaarenweise zugeeilt; die Pariser hielten sich meist innerhalb der Barrière. Von derselben durch die ganzen Champs élysées hindurch wimmelte es von Menschen; noch größer aber war der Zudrang vom Concordeplatz an längs den Kais bis zur Brücke, welche zu der Citéinsel führt, auf welcher Notre Dame steht. Man muß Paris an einem solchen Tage, bei einer solchen Feierlichkeit sehen, um sich einen Begriff von der ungeheuern Menschenmenge zu machen, welche sonst in den vielen Revieren vertheilt lebt. Die Entfernung von der Barrière bis zur Kathedrale beträgt eine halbe deutsche Meile. Auf dieser langen Strecke standen die Zuschauer gedrängt zu beiden Seiten des Landweges, des Concordeplatzes und der Kais; in den Häusern sah man Menschen von oben bis unten; sogar Thürme und alle hohen Gebäude waren oben mit Neugierigen bedeckt. In den Champs élysées waren die Gamins in die Bäume geklettert, und die Armen vermietheten Stühle, Bänke, Tische, Leitern, kurz Alles, was ihre kleine Haushaltung abgeben und die zu spät kommenden Zuschauer in Stand setzen konnte, über die vordern Reihen hinüber zu schauen. Ein Maler hätte hier manche pikante Details auffassen können. Dazu kam das schöne Wetter, welches den Glanz des großartigen Schauspiels erhöhte; herrlich blitzte die Sonne auf den Waffen und Helmen der Garnison und erhöhte den Glanz der reichen Silberborten und Fransen an den Leichenwagen. Die Notredamekirche war mit einer Pracht, die nur ein großer Staat auf dergleichen Feierlichkeiten wenden kann, zu dem Seelenamte des 3ten Augusts geschmückt. Man sah aber nicht recht ein, warum man von dem Vorsatze abgegangen war, ein musikalisches Amt halten zu lassen, und warum man den alten, sicher weder sehr gefälligen noch imposanten Kirchengesang vorgezogen hatte; eben so, warum man die Trauermusik bei dem Leichenzuge abbestellt hatte, nachdem man bereits Auber den Auftrag gegeben, einen Trauermarsch eigens zu komponiren. Wollte man alles Gepränge vermeiden, warum veranstaltete man dennoch einen so pomphaften Leichenzug? und wollte man das Seelenamt ganz einfach einrichten, so hätte man auch nicht mit so großen Kosten die Kirche von außen und innen kostbar behängen und ein so stattliches Leichengerüste erbauen sollen. — Der Leichnam des Prinzen ist auf die alte Weise einbalsamirt worden, nicht nach der Gannalschen Methode, welche jetzt in Paris und in ganz Frankreich Eingang findet. Dieselbe ist nicht allein wenig kostspielig, sondern auch sehr leicht in's Werk zu setzen; namentlich braucht es dazu nicht der umständlichen Section, wie beim gewöhnlichen Einbalsamiren. Gannal öffnet blos eine Ader am Halse und spritzt eine Flüssigkeit ein, aus deren Bestandtheilen und Verfertigung er ein Geheimniß macht, und welche er in Flaschen in die Provinz versendet, so daß man auch ohne seine Hülfe einbalsamiren kann, wenn man nur ein wenig Anatomie versteht. Das Verfahren der Hofärzte und Hofapotheker im vorliegenden Fall erforderte zehnmal mehr Zeit, Mühe und Aufwand, wurde aber auch zehnmal besser belohnt. Andererseits ist aber allerdings das Gannalsche Verfahren noch zu neu, als daß man über die Wirkung desselben aburtheilen könnte. Vielleicht erhalten sich die Leichname nicht so vollständig und lange, als beim alten Verfahren; zwar besitzt Gannal einige Leichname, welche er vor mehreren Jahren einbalsamirt oder eingespritzt hat und die noch keine Spur von Verwesung zeigen. Der lezte Band der Abhandlungen der königlichen Akademie der Wissenschaften zu Rouen, enthält über diesen Gegenstand einen sehr vernünftigen Bericht. Gannal steht auf keinem guten Fuße mit den hiesigen Aerzten und Akademikern, und die Apotheker müssen ihm vollends gram seyn; denn wenn sein Prozeß allgemein Eingang findet, so ist es um den Absatz ihres Balsams geschehen.

(Fortsetzung folgt.)

Auflösung der Homonyme in Nr. 186:

Der Stich.

Räthsel.

Aus heiterem Himmel ein Blitz,
Der zündet und auch verzehrt,
Und was er entflammte zur Hitz',
In Asche doch nie verkehrt.

Streifschuß oft nur, doch in's Herz,
Gefährlich, doch tödtlich kaum;
Oft schmilzt er dreifaches Erz,
Oft schwindet sein Werk wie ein Traum.

Oft wirkt er später noch nach,
Wenn lange sein Licht verging;
Oft zündet er seligen Tag
An, wo sein Strahl sich verfing.

J. G. M.

Beilage: Literaturblatt Nr. 85.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 199.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Sonnabend, den 20. Auguſt 1842.

I fear, friend, said I, this buckle won't stand. — You may immerse it, replied he, into the ocean, and it will stand.

Sterne.

Das Jayotyp

oder der Hutleiſt.

Was einſt der Pariſer Haarkräusler von der Locke an Yoricks Perrücke ſagte, paßt vortrefflich als Ueberſchrift aller Zeilen, worin der Pariſer Gewerbfleiß ſeine Verbeſſerungen und Erfindungen auf dem weiten Gebiete der Mode und des Geſchmacks der Stadt und der Welt verkündigt. In dieſen zierlichen Geiſteserzeugniſſen, wie ſie der Leſer franzöſiſcher Zeitungen täglich vor Augen hat, tritt einem recht lebhaft der Charakter des ſonderbaren Volks entgegen, beſonders aber jene erſtaunliche Gleichförmigkeit der Kultur, welche dem Einzelnen wie der Nation ſo eigenthümliche Kraft und Virtuoſität gibt, und doch auch wieder beide in vielen Beziehungen ſo klein erſcheinen läßt. Eine neue Pomade wird zwanglos mit der Wiſſenſchaft in Verbindung gebracht, und an einen verbeſſerten Streichriemen knüpfen ſich die wichtigſten Intereſſen des menſchlichen Geſchlechts. Und alles dieß iſt ganz populär, nicht weil es Alle verſtehen, ſondern weil es in den geſtempelten und längſt wieder abgeſchliffenen Wendungen der beſchränkteſten Sprache geſagt iſt. Das Pathos, mit dem dergleichen vorgetragen wird, wirkt auf uns deſto ergötzlicher, je weniger in den allermeiſten Fällen der Schreiber ſelbſt einen ironiſchen Gedanken dabei gehabt hat. — Da hat ein denkender Hutmacher — und dort ſind alle denkenden Gewerbsleute „denkende Schauſpieler" — ein Ding erfunden, das in höherer Potenz für den Hut ſeyn ſoll, was der Leiſt für den Schuh. Der homme d'esprit, der dem Erfinder ſeine Feder geliehen, weiß ſelbſt nicht, ob es eines der tauſend Pariſer Eintagswunder iſt oder etwas wirklich Praktiſches, „das eine Zukunft hat." Aber man höre, mit welcher Leichtigkeit und welchem Ernſt zugleich er der Sache einen vornehmen wiſſenſchaftlichen Anſtrich und menſchheitliche Bedeutung zu geben weiß. Nach dem Daguerrotyp das Jayotyp, und es koſtet nur fünf Franken, zu haben Rue des fossés Montmartre. Der Artikel kann für ein Muſter dieſer Art von populärer Beredtſamkeit dienen.

Wir ſind Meiſter im Fache der Hutmacherei, wie im ganzen Gebiete des Geſchmacks und der Moden. Macht man uns auch die Palme ſtreitig, aus den Händen reißt ſie uns keiner. Und doch hatten wir einen wichtigen Punkt faſt ganz außer Acht gelaſſen. Sonderbar! der Schneider nimmt das Maß, um das Tuch der ganzen Körperform anzupaſſen; der Schuſter ſchmiegt das Leder allen Bildungslaunen des Fußes an, und bis auf dieſen Tag dachte kein Menſch daran, dem Körpertheil, der bei ſeiner Empfindlichkeit unſtreitig die meiſte Schonung in Anſpruch zu nehmen hat, dem Kopf, ſein Gefängniß

leichter und bequemer zu machen. Die Hutmacher blieben dabei ſtehen, daß ſie die Weite der Hüte nach der abſoluten Dicke der Köpfe abſtuften. Für zwei gleich dicke Köpfe zwei Hüte vom ſelben Durchmeſſer — das war die ganze Kunſt. Nun lehrt aber die Erfahrung, daß es nicht zwei Köpfe gibt, die einander vollkommen gleichen; jeder weicht im Umriß und im Verhältniß der Vorſprünge vom andern ab. Auf dieſe Aus- und Einbiegungen nimmt der Hutmacherſchlendrian gar keine Rückſicht. Wie geht es aber dabei? Ein neuer Hut drückt immer auf die Hervorragungen an den Seiten und der Stirne und zwängt ganz unleidlich. Dieſes Ungemach hört erſt dann auf, wenn der Hut durch fortgeſezte Reibung und Druck ſich dem Umriß des Kopfes angeſchmiegt hat, und dann hat man einen bequemen und — alten Hut.

Dieſer unermeßliche Uebelſtand war längſt dem Hutmacher Jay in ſeiner ganzen Größe aufgefallen, und er war ernſtlich auf Mittel bedacht, wie ſich in jedem einzelnen Fall die Kopfform vollſtändig und bequem aufnehmen ließe. Die Sache ſchien ihm von ſolchem Belang, daß er die Kopfformen ſeiner Kunden in ſeinen Büchern in ſorgfältiger Zeichnung niederlegte; aber er kam damit nicht weit; die Ausführung war auf dieſem Wege ſchwierig und unbefriedigend. Nach mancherlei, in der Stille des Ateliers angeſtellten Verſuchen gelangte Jay endlich an ſein Ziel; er erfand ein Werkzeug, das die Kopfform ganz genau, mathematiſch richtig aufnimmt, und er nannte daſſelbe, oder vielmehr den Model, der daraus hervorgeht, das Japotyp.

Das Verfahren iſt höchſt ſinnreich und dabei äußerſt einfach. Mittelſt dehnbaren, zum Zweck zugerichteten Metalls nimmt Jay das Maß des Kopfes mit allen ſeinen Ausbuchten; durch ein beſonderes Verfahren wird ſofort die vergängliche Form in einen feſten Model verwandelt, der für immer, für jedes künftige Bedürfniß den betreffenden Kopf repräſentirt. Ueber dieſen Model werden hinfort die Hüte gemacht, und er heißt Japotyp. Hat demnach Jay für dieſelbe Perſon fünfzig Hüte zu machen, er gibt allen dieſelbe unveränderliche Form, und ſie ſitzen alle vortrefflich vom erſten Augenblick an.

Die unermeßlichen Vortheile eines ſolchen Verfahrens ſpringen in die Augen. Keiner, der nicht die Qualen, die ein neuer Hut oft auf lange bereitet, mehr oder weniger empfunden hätte; keiner, dem nicht dieſes neue Syſtem zur wahren Wohlthat würde; beſonders aber haben diejenigen den Erfinder zu ſegnen, bei denen der Kopf ſeitlich oder an der Stirne mehr oder weniger ſtark entwickelt iſt, und deren ſind ſehr Viele. — Mit ganz beſonderem Vortheil möchte Jay's Syſtem auf die Tſchakos und Helme des Kriegsvolks angewendet werden, und wie wichtig dieſe Reform hinſichtlich der Kopfbedeckung der Jugend erſcheint, brauchen wir bloß anzudeuten. Der Kopf iſt erſt mit fünf-und-zwanzig Jahren ganz ausgebildet, und wie oft mag die bisherige abgeſchmackte, mangelhafte Manier, das Maß zu nehmen, oder vielmehr gar kein Maß zu nehmen, wie oft mag die damit gegebene unzweckmäßige Kopfbedeckung der Entwicklung des Gehirns Eintrag gethan haben! Hinfort iſt dergleichen nicht mehr zu befürchten.

Die lebhaften Dankſagungen und Glückwünſche ſeiner Kundſchaft haben Jay in kurzer Friſt überzeugt, daß er mit ſeiner Erfindung der Welt ein nützliches, werthvolles Geſchenk gemacht. Er hätte ſie, wie ſo mancher Erfinder, zu ſeinem Vortheil ausbeuten können; aber er ließ ſich in ſeiner Handlungsweiſe durch höhere Rückſichten leiten. Er beſchloß, das Ergebniß ſeiner Forſchungen zu veröffentlichen, und er glaubte damit weniger ſeine Uneigennützigkeit zu beweiſen, als eine Pflicht zu erfüllen. Um der Frucht ſeiner Erfindung zu genießen, muß man daher keineswegs einen Hut bei ihm kaufen; er verkauft ſein Japotyp beſonders, zu fünf Franken das Stück, und ſo läßt man denn bei Jay, wenn man will, nur ſein Kopfmaß nehmen, holt Tags darauf den fertigen Model ab, und kann ſich jezt buchſtäblich nach ſeinem Kopf einen Hut machen laſſen, wo man will, in der ganzen Welt.

Das Japotyp iſt ein kleines artiges Ding von eleganter Form, aus einem reinlichen, glatten, marmorähnlichen Stoff, ein wahrer Kunſtgegenſtand. Es iſt ganz leicht tragbar und ſchiebt ſich bequem in jeden Koffer. Im Schlaf- oder Arbeitszimmer an die Wand gehängt, nimmt es ſich ganz gut aus. In manchen Häuſern ſieht man bereits die Japotypen aller Familienglieder in einem Rahmen beiſammen, ein nützliches und zierendes Möbel zugleich. Das Japotyp kann unter Umſtänden auch als werthes Andenken dienen; hängt ſich doch das Herz oft an Gegenſtände, die ein geliebtes Weſen nicht ſo nahe angegangen haben. — Das Japotyp wird, ſobald man es ſich zu eigen gemacht, zum bequemen Hausrath; ſo braucht man es nur Abends in die Kopfbedeckung zu bringen, die man des andern Tags tragen will, und Hut oder Mütze ſitzen vortrefflich.

Um ſich zu überzeugen, wie ausnehmend die Köpfe, auch bei gleichem Durchmeſſer, im Umriß von einander abweichen, darf man nur Jay's Atelier beſuchen, wo er die Japotypen ſeiner ganzen Kundſchaft wie in einem Muſeum zuſammengeſtellt hat. Hier überſieht man recht die unglaubliche Mannigfaltigkeit der Schädelformen, und welch weſentlicher Unterſchied auch im Aeußern zwiſchen Kopf und Kopf ſtattfindet. Und all dieſe ſo verſchieden gebauten Köpfe hat bisher die Hutmacherei unter Einen Hut gebracht; ſie hat ihren Filz über dieſelbe, nur bald größere, bald kleinere Form geſchlagen! — Jay's Syſtem hat bereits in der gelehrten Welt Aufmerkſamkeit

erregt. Die Bedeutung deſſelben entgeht Aerzten und Phrenologen nicht, und verſchiedene Geſellſchaften laſſen es durch Commiſſäre prüfen. Die zu erwartenden Berichte werden die Erfindung in noch höheres Licht ſtellen und zu ihrer Verbreitung beitragen. Aber der Erfinder darf noch auf eine andere Belohnung rechnen: ſein nützliches Werkzeug wird gewiß überall dankbar aufgenommen, kommt in allgemeinen Gebrauch und wird ein Stück Hausrath.

Der erſte Akt des Schauſpiels Alfieri.

(Fortſetzung.)

Erſter Matroſe. Noch ein Wort, und ich werfe dich in den Staub, Burſche!

(Die engliſchen Matroſen dringen vor, das Volk umgibt die Spieler. Der Polizeioffizier, zwiſchen die Streitenden tretend, ruft: „Ruhe, im Namen des Königs!“)

Polizeioffizier (zum Lord). Mylord, Ihr folgt mir.

Triptolem. Der Spaß wird ernſthaft. Iſt denn nirgends Hülfe zu finden? (Zum Polizeioffizier:) Gebt uns nur einen Augenblick Friſt. Ihr ſeht, Ihr habt Mylord überraſcht. Gönnt uns Friſt, und er wird Euch die Summe einhändigen.

Polizeioffizier. Eine Friſt?

Triptolem. Ja doch — nur von wenigen Stunden.

(Das Signal zur Abreiſe wird gegeben. Die Matroſen eilen fort. Große Bewegung unter dem Volke.)

Grosbougi. Nichts von Friſt, Herr Commiſſär! Die Schiffe ſegeln ab, Mylord bleibt hier. Thut Eure Schuldigkeit!

Polizeioffizier. Mylord!

Lord. An dieſen verfluchten Ort werde ich denken.

Stimmen im Volk. Platz für ſeine königliche Hoheit den Herzog von Chartres!

(Vivatruf unter der Menge.)

Triptolem (bei Seite). Es iſt zu ſpät! — Alles iſt verloren!

Alfieri (der unterdeſſen den Lord beobachtet hat, tritt jetzt raſch näher zu ihm). Hier, Mylord, iſt die Summe.

Triptolem (bei Seite). Ein Engel des Himmels! (Zum Lord.) Nehmt, Mylord, nehmt!

Lord. Mein Herr, Ihr Name?

Alfieri. Thut nichts zur Sache.

Lord. Ich frage nach Ihrem Namen.

Alfieri. Und ich finde für gut, ihn nicht zu nennen.

Triptolem (bei Seite). Wollen Ew. Herrlichkeit noch viel Umſtände machen? Der Zug nähert ſich ſchon. (Er entreißt ihm das Taſchenbuch.) Ich zahle.

Lord. Wohlan, mein Herr, ich willige ein, Ihr Schuldner zu ſeyn. Hier meine Karte: Lord Seymourville auf Seymourvillehouſe, in London wohnhaft, Fleetſtreet, gegenüber dem Palaſt — —

Alfieri (die Karte einſteckend, gleichgültig). Gut, Mylord, gut.

Lord. Gegenüber dem Palaſt —

Triptolem (der Grosbougi die Banknoten einhändigt). Mylord, Lady Pamela wartet.

Lord. So wollen wir ihr entgegengehen.

Grosbougi (mit ſeiner Nichte am Arm). Tauſend Glückwünſche, gnädiger Herr. Und wenn Sie wieder nach Paris kommen, ſo empfehle ich Ihnen das Variétés-theater.

(Der Lord, Triptolem, Grosbougi, Amine und der Polizeioffizier ab.)

Fremder (auf eine Tonne kletternd). Nicht ſo gedrängt, lieben Leute! Ihr ſeht, mein Platz iſt ſehr unſicher und ſchwankend. Aha! nun kommt der Zug.

Eine Stimme. Still! der Prinz hält eine Rede.

(Gedränge um die Schiffe. Man ſieht die Fackeln des Zugs. Das Lied ertönt von Neuem, doch ſo gedämpft, daß es die Handlung im Vorgrunde nicht ſtört.)

Sechster Auftritt.

Alfieri. Tanna. Lord und Lady Seymourville. Triptolem nebſt Gefolge.

Tanna. Welche Thorheit! Was kümmerte dich des Mannes Leichtſinn und Verlegenheit? Hätteſt du nur der Sache ihren Lauf gelaſſen! es war eine Züchtigung, die er verdiente.

Alfieri (lachend). Freilich wohl! aber nicht alle Züchtigungen, die wir verdient haben, werden uns zu Theil.

Tanna. Nun laß uns gehen; die Farce iſt ausgeſpielt.

Alfieri. Komm! Mit dem Bewußtſeyn einer guten Handlung werfe ich mich in den Reiſewagen.

(Im Begriff abzugehen, treten ihnen Lord und Lady entgegen. Letztere iſt in einen ſchwarzen Schleier gehüllt. Zwei Diener mit Fackeln gehen ihr voran.)

Alfieri (zurücktretend). Ah!

(Der Zug geht über die Bühne den Schiffen zu. In der Mitte der Scene verliert Lady Pamela ihren Handſchuh. Alfieri hebt ihn auf. Lady mit einer ſtummen Verbeugung grüßend. Alfieri zögert, ihr den Handſchuh zu überreichen. Eine Pauſe. Der Zug geräth auf einen Augenblick ins Stocken.)

Lady. Mein Handſchuh, Sir.

Alfieri. Hier. (Ohne ihn zu geben.)

Lady (darnach greifend). Geben Sie.

Alfieri. Wenn ich ihn behielte, ſchöne Dame?

Lady (zum Lord). Mylord, wer iſt der Herr?

Lord (eilig). Zu Schiffe, Madame, zu Schiffe!

Lady. Den Handschuh, Sir.

Alfieri. Den Handschuh behalt' ich.

(Lord und Lady mit Gefolge ab. Der Platz wird nach und nach leer. Im Hintergrunde sieht man den Zug die Schiffe besteigen.)

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, August.

(Fortsetzung.)

Sitzung des geographischen Vereins. — Ein literarischer Betrug.

Von frühern Vorfällen habe ich noch eine öffentliche Sitzung der geographischen Gesellschaft nachzuholen, welche dießmal verspätet worden war, weil der dießjährige Vorstand, Villemain, Minister des öffentlichen Unterrichts, vor dem Schluß der Kammersitzung an keine andere Arbeit denken konnte. Die Minister hofften nach Auflösung der Kammer einige Monate Ruhe und Muße zu haben. Jezt hat der plözliche Tod des Herzogs von Orleans eine neue schnelle Zusammenberufung nöthig gemacht, welche den Ministern wieder viel zu thun gibt. In der Zwischenzeit hielt die geographische Gesellschaft ihre öffentliche Sitzung im Hôtel de Ville. Der Vorstand erinnerte in der Einleitungsrede daran, daß in der lezten öffentlichen Versammlung des Vereins der unglückliche Contreadmiral Dumont Durville den Vorsiz führte, daß dieser Mann, welcher siebenmal die tropischen Meere durchsegelt und auf seinen Weltumseglungen unendlichen Mühseligkeiten getrozt hatte, zwar körperlich sehr geschwächt, aber noch im vollen Besiz seiner Geisteskraft, außer der Beschreibung seiner lezten Reise noch wichtige geographische Arbeiten hätte liefern können, wenn nicht der schreckliche Unfall auf der Versailler Eisenbahn nicht allein seinem Leben, sondern auch dem seines hoffnungsvollen Sohnes ein klägliches Ende gemacht hätte. Villemain äußerte, am besten werde der Mann geehrt, indem man die Früchte seiner geographischen Forschungen sammle. Dazu kann er als Minister am besten beitragen, und in der That will die Regierung die Beschreibung der lezten Durvilleschen Weltumseglung vollenden lassen und auf Staatskosten herausgeben. Ferner hat die geographische Gesellschaft eine Subscription zur Errichtung eines Grabmals für Dumont Durville eröffnet und die meisten Mitglieder des Vereins haben subscribirt. Das Denkmal wird wahrscheinlich bald angefangen werden können. Noch wurde eines andern vor einiger Zeit verstorbenen französischen Reisenden von Villemain rühmend gedacht, des Nestor Lhote, welcher besonders Egypten und Nubien bereist, eine bedeutende Sammlung von Abbildungen alter Denkmäler mitgebracht, und als diese durch einen unglücklichen Zufall zu Grunde ging, den seltenen Muth hatte, von vorne anzufangen, mit Unterstüzung der Regierung abermals nach Egypten sich einzuschiffen und wieder zu sammeln und abzubilden, bis er im Stande war, mit einer eben so beträchtlichen Sammlung, als die vorige war, nach Frankreich zurückzukehren. Diese zweite Reise hatte aber seine Kräfte erschöpft und er starb einige Monate nach seiner Rückkehr in's Vaterland. Auch die Resultate seiner Forschungen und besonders seine vielen Abbildungen werden auf Kosten des Staats herausgegeben. Nestor Lhote war durch Champollions Entdeckungen zu ähnlichen Studien angefeuert worden, und sein heißer Wunsch war, diese Entdeckungen weiter zu führen, was ihm auch gelungen zu seyn scheint. Das Wenige, was von seinen Beobachtungen in Zeitschriften mitgetheilt worden ist, zeigt, daß er in den Geist der alten egyptischen Kunst und Religion tief eingedrungen. — Bei Erwähnung dieser Forschungen über das alte Egypten muß ich auf eine neulich von Champollion Figeac, dem Bruder des berühmten Forschers über egyptische Schrift und Kunst, herausgegebene Flugschrift aufmerksam machen, welche eine höchst merkwürdige Thatsache aufdeckt, nämlich einen literarischen Betrug, durch den die ganze gelehrte Welt hinter's Licht geführt worden ist. Als Champollion durch seine Arbeiten über die Hieroglyphen sich bekannt gemacht hatte, kamen mehrere junge Leute zu ihm, welche unter seiner Leitung die Alterthümer Egyptens zu studiren wünschten. Champollion, ein gefälliger und leicht zugänglicher Mann, nahm sie mit dem größten Wohlwollen auf, unter andern einen jungen Italiener, Namens Salvolini, welcher ganz besondern Eifer für diese Studien an den Tag legte, und dem der Lehrer deßhalb sein ganzes Zutrauen schenkte. Das Studierzimmer Champollions stand ihm täglich offen, die Benüzung aller Manuscripte desselben war ihm ohne Einschränkung gestattet. Salvolini benüzte diese Erlaubniß in vollem Maße; er kam zu Champollion, während dieser krank war, und arbeitete täglich im Kabinette desselben. Bei Champollions Tod war er derjenige seiner Schüler, welcher das lebhafteste Bedauern über den Verlust des bedeutenden Mannes zu erkennen gab. Als man nun ein Inventarium der nachgelassenen Schriften desselben aufnahm, fand es sich, daß einige Abhandlungen, die er in der Akademie der Inschriften vorgelesen hatte, fehlten. Von andern Handschriften vermuthete man bloß, daß sie da gewesen seyn mußten, wußte aber nichts Bestimmtes über ihren Inhalt. Als Silvestre de Sacy, als Secrétaire perpétuel der Akademie der Inschriften, eine Lobrede auf Champollion hielt, erwähnte er öffentlich des Verschwindens einiger handschriftlichen Arbeiten desselben, und äußerte den Wunsch, daß sie der gelehrten Welt nicht vorenthalten bleiben möchten. Die Handschriften blieben aber verloren, Niemand brachte sie zurück, und die Kommission, welche im Auftrag der Regierung den gelehrten Nachlaß Champollions herausgab, mußte sich auf das Vorhandene beschränken. Einige Zeit nach dem Tode Champollions trat der junge Salvolini auch als gelehrter Forscher im Fache der egyptischen Alterthümer, besonders der Hieroglyphik auf, und gab ein sehr wichtiges Werk heraus, welches ihm schnell zu bedeutendem Rufe verhalf und zu den größten Erwartungen hinsichtlich seiner künftigen Leistungen berechtigte. Salvolinis Lob erscholl in Frankreich so wie in Italien, seinem Vaterlande. Frankreich wollte ihm das Bürgerrecht geben; es war die Rede davon, ihn als Nachfolger Champollions zum Professor der egyptischen Archäologie am Collège de France zu ernennen. Zu Turin ging man damit um, Salvolini zum Vorsteher des egyptischen Museums zu ernennen. Viele Akademien beeiferten sich, dem jungen Forscher ihre Diplome zuzusenden. Aber Salvolini erkrankte und starb in Paris, nachdem er einen gewissen Berardi zu seinem Testamentsvollstrecker ernannt hatte. Dieser untersuchte die nachgelassenen Papiere des Verstorbenen und erstattete der Familie desselben Bericht darüber. Sie trug ihm auf, dieselben vortheilhaft zu veräußern. Sie wurden gelehrten Anstalten zum Kaufe angeboten, aber nicht angenommen.

(Schluß folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 200.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Montag, den 22. Auguſt 1842.

In keiner Geſtalt iſt die Liebe blinder und weniger enttäuſchbar als in der des Patriotismus.

G. Forſter.

Drei Wochen in Ungarn im Herbſt 1841.

Von Louiſe von G.

I.

Mein Paß, mein Paſſierſchein, alle jene in öſterreichiſchen Ländern ſo umſtändlichen Reiſerequiſiten waren glücklich in meinen Händen. Ich war froh, die Wiener Staubatmoſphäre auf einige Zeit mit der reinen Waſſerluft vertauſchen zu können, und fuhr mit meinen beiden Freunden, Herrn und Fräulein von H., durch den Prater, dem Dampfſchiffe zu, deſſen Rauch ich immer vergebens zu ſehen mich mühte; die hohen Bäume vergönnten mir erſt ſpät dieſes Vergnügen. Den vierten Platz im Wagen nahm eine ungeheure Maſſe von Gepäck ein; überall, wo ein Fuß, ein Arm noch Raum gelaſſen, hatte man einen Sack oder eine Schachtel eingezwängt, und wäre der Wagen umgeſtürzt, herausgefallen wäre ſicher Niemand, ſo feſt ſteckten wir zwiſchen unſern Effekten. Mit Lachen wurde bemerkt, daß Herr von H. allein ſo viel Dinge bei ſich hatte, wie kaum wir zwei zuſammen.

Auf dem Dampfſchiff trafen meine Freunde, die beide aus Oberungarn waren, einen Landsmann, der, wie ſie, jezt auch in Peſth wohnte. Herr von S. war in voller Freude, den falſchen, glatten deutſchen Boden, wie er ſich ausdrückte, zu verlaſſen, um nach ſeinem lieben Ungarn zurückzukehren. Er zog, indem er „Ungarn“ ausſprach, wie alle Magyaren, die lezte Sylbe ganz lang, während er die erſte beinahe verſchluckte, gerade umgekehrt, wie wir Rheinländer es ausſprechen. Ich kannte dieſes Land noch nicht und war recht neugierig, obgleich meine Erwartungen, trotz der lobpreiſenden Reden ſeiner Kinder, nicht ſehr hoch geſpannt waren.

Das Schiff war die „Marianne;“ wenig Eleganz von außen und innen; ich war noch verwöhnt durch unſere Rheindampfboote. Der Kapitän, ein ganz junger Mann, empfing uns mit affectirtem Compliment auf ſeinem Grund und Boden. „O weh!“ ſagte Fräulein von H., „der gefällt mir nicht; der Kapitän des „Ludwig,“ mit dem wir von Peſth herüberfuhren, hatte viele beſſere Manieren.“ — Es iſt auffallend, welche Rolle bei dieſen Reiſen die Kapitäne ſpielen. Die Direktion wählt dazu nicht bloß gute Schiffsleute, man ſucht auch elegante junge Männer dazu zu finden, mit vortheilhaftem Aeußern und geſelliger Bildung. Sie machen förmlich den Damen die Honneurs auf ihrem Schiff, und da ſie einen hohen Gehalt bekommen, ſo finden ſich leicht junge Leute aus guten Familien, die in Trieſt oder Venedig ein bischen Bekanntſchaft mit dem Meere machen und ſich dann um dieſe nicht ſehr mühevolle Anſtellung bewerben. „Unſere härteſte Strapaze,“ ſagte mir einer, „ſind die Launen der Damen; jede hat eine andere Klage

auf dem Schiff, und jede muß man anhören, jeder soll man helfen, und leider ist oft gerade der erfüllte Wunsch der Einen das Signal zur Klage der Andern; zwischen den entgegengesezten Meinungen der Damen ohne Anstoß glücklich hinzusteuern, ist beim Himmel schwere Schifffahrt!" Dennoch ist es eine vortreffliche Gelegenheit, den Herrn zu spielen, und ich glaube, daß ein Kapitän auf seinem Schiffe es in einem Grade ist, wie auf dem festen Lande Niemand, der nicht im Purpur geboren. Freilich sind ihm hier die Ufer, die Grenzen seiner Herrschaft, immer sehr nahe vor Augen, und nur ein Nebel kann ihn über den Umfang seiner Macht täuschen.

Die Gesellschaft war nicht besonders interessant: ein Offizier, der seine junge Frau in seine Garnison führte; eine Judenfamilie mit Eltern, Söhnen, Töchtern, Nichten, Neffen und Enkeln; eine junge Wittwe mit ihrem Söhnchen, die wegen Nervenschwäche das Bad in Gastein gebraucht und fortwährend von ihrem krankhaften Zustande sprach; zwei Frauen, die aussahen wie Putzmacherinnen, Löckchen à la Ninon trugen und die Hutbänder immer offen ließen, weßhalb ihnen der Wind alle Augenblicke den Hut entführte, den die Herrn dann mit Lebensgefahr auf der Galerie wieder auffingen; eine runde kleine Frau, auf einem Schemel sitzend, die aus Angst, bestohlen zu werden, ihren ungeheuern Reisesack beständig in beiden Armen hielt; zwei Studenten, die sich für die unbedeutende Rolle, die sie in Wien spielten, auf dem Dampfschiff zu entschädigen suchten; drei alte Herren, die Zeitungen lasen, Tabak schnupften und ihre Mäntel umhängen hatten, und zwei Männer, die mir Herr von S. als Individuen der geheimen Polizei bezeichnete. Es ist wahr, daß sie nur durch Blicke mit einander sprachen und sich möglichst immer in der Nähe der redenden Herrn aufhielten; übrigens sieht auch ein Ungar in jedem schweigsamen Mann einen Spion, und darum glaubte ich Herrn von S. nicht unbedingt. — Der Kapitän ging mit gemessenen Schritten auf dem Verdeck auf und ab und hatte ein kleines Hündchen vorne in den offenen carrirten Ueberrock gesteckt, daß sein Kopf herauslugte wie eine große Busennadel; dabei trug er gelbe Glacéhandschuhe und einen eleganten Hut.

Wir mochten etwas über eine Stunde gefahren seyn, als mit einemmale die Schiffsleute durcheinander stürzten, und einer von ihnen rannte mit einer großen Fahne an das Ende des Schiffes. Herr von S. hatte seither ruhig neben mir gesessen und von der italienischen Oper in Wien gesprochen, als er plötzlich wie toll auffuhr, seinen Hut abriß und laut jubelnd rief: „Gegrüßt mein Vaterland! wir sind wieder auf ungarischem Boden!" Wirklich mußte der stolze Doppeladler, der bisher in kühnem Schwung in der Luft geflattert, der ungarischen Fahne Platz machen; drei Ströme, drei Berge sind das Wappen.

Herr von S. hatte mich ordentlich erschreckt, nun kam auch Herr von H., der ruhige, stille Mann, mit leuchtenden Augen auf mich zu und bot mir die Hand mit den Worten: „Ich heiße Sie in Ungarn willkommen; wir haben die Grenze passirt." — „Empfinden Sie nicht," rief Herr von S. mir zu, „welch andere Luft hier weht, wie frei, wie leicht? Ich bin wieder der alte Mensch." Ich konnte ihn in seiner Extase nur verwundert ansehen; dann lachte ich ihn aus, was er mir sehr übel nahm. — Fräulein von H., obgleich auch eine gute Ungarin, blieb allein ruhig. Was mir aber nun wirklich auffiel, war, daß die beiden Männer, die Herr von S. für Spione erklärt, sich, seitdem der Adler nicht mehr seine Fittiche über sie ausstreckte, ganz still zusammen in eine Ecke gesezt hatten, als sey ihnen nicht behaglich zu Muthe.

Preßburg war bald erreicht; es liegt malerisch von Bergen umgeben. Nachdem Herr von H. sein vieles und unser weniges Gepäck glücklich zusammengetrieben, verließen wir das Schiff. In drei Gasthäusern wurden wir zurückgewiesen, endlich in dem vierten fanden wir eine Aufnahme. Zwei Zimmer waren noch zu haben; das bessere, wie der Wirth sagte, nahmen Fräulein von H. und ich in Beschlag, während Herr von H. sich in einem dunkeln Corridor verlor, an dessen Ende man ihm ein Asyl verheißen. Meine Freunde würden sich gerne zur Ruhe begeben haben, aber ich wünschte so sehr Preßburg wenigstens bei Nacht zu sehen, da wir den folgenden Tag in aller Frühe nach Pesth segeln wollten. Man war so freundlich, mir nachzugeben. Als wir auf die Straße traten, stürzten uns Massen Volkes entgegen. „Was ist geschehen?" fragten wir. „Der Zapfenstreich," war die Antwort. Alle Straßen in der Nähe waren vollgepfropft mit Menschen, und als die Musik herankam, mußten wir uns in einen Thorweg flüchten, um nicht erdrückt zu werden. So ein schöner Zapfenstreich in den Straßen gewinnt hier Oesterreich mehr Herzen als das wohlthätigste neue Gesetz; mir fiel dabei Goethes Rattenfänger ein:

Und wären Knaben noch so trutzig,
Und wären Mädchen noch so stutzig,
In meine Saiten greif' ich ein,
Sie müssen alle hinten drein!

Wir gingen zurück über die Promenade, eine lange Allee mit jungen Bäumen und altem Staub. In einer Bretterbude schimmerte ein Licht; wir traten näher und sahen hohe Körbe mit den herrlichsten Trauben dastehen. Ein altes Männchen saß dabei und sah uns fragend an. Herr von H., der unsere Wünsche uns aus den Augen las, bat den Verkäufer, jeder von uns einige Trauben auf einen Teller zu legen, und obgleich er Anfangs über unsere Eßlust lachte, so ahmte er doch bald unser Beispiel nach. Wir hatten alle drei eine gehörige Portion verzehrt; Herr

von H. fragte nach dem Preis. „Einen Groſchen.“ — „Für Alle?“ — „Ja wohl für Alle.“

(Fortſetzung folgt.)

Der erſte Akt des Schauſpiels Alfieri.

(Schluß.)

Siebenter Auftritt.

Alfieri. Tanna.

Alfieri (in tiefem Nachſinnen den Handſchuh betrachtend). Sie geht, doch ihre Hand ließ ſie in der meinen!

Tanna. Ich geſtehe, das iſt ein wunderliches Spiel. Da geht der arme Sünder ſtolz an der Seite ſeiner ſchönen Gemahlin dahin, und die edle Donna ahnt nicht, in welcher Gefahr ihr Vielgetreuer eben geſchwebt. Eine wunderliche Welt! Doch wir wollen daheim darüber lachen. Nun, Vittorio, weßhalb ſo trüb auf einmal, ſo ſinnend?

Alfieri (ohne auf Tanna zu achten). Wie ſie durch die Nacht daher kam, ihr ſchwarzer Schleier wehend im Winde! das Licht der Fackeln myſtiſche Flammenkreiſe um ihr Haupt bildend! So, denke ich, trat Beatrizens himmliſche Geſtalt Dante entgegen.

Tanna. Was ſpricht er da?

Alfieri. Und wie der Nachtwind den Schleier lüftete und ich ihre Züge ſchaute! wie dieſe dunkeln Augen bald zornig, bald ſpottend Blitze auf mich ſchleuderten! wie ward mir!

Tanna. Um Gotteswillen, du haſt dich doch nicht in die Dame verliebt?

Alfieri. Verliebt? Nein, aber ich liebe ſie, wie man die Schönheit liebt, die plötzlich ein Gott vor unſerem Aug' entfaltet, wie wir das Wunder lieben, das die Dichterſeele in einem ſchnellen, feurigen, glänzenden Worte vor uns aufbaut, ſo lieb' ich ſie.

Tanna. Was bedeutet das alles?

Alfieri. Ich werde dieſen Blick, dieſes Lächeln nie vergeſſen.

Tanna. So war es eine frühere Bekanntſchaft?

Alfieri. Ich ſah ſie heut zum erſtenmale.

Tanna. Geh, du treibſt mit mir dein Spiel. Lege dieſen lächerlichen Ernſt ab. Spricht man mit dieſen feierlichen Mienen, mit dieſen düſtern Worten von einem hübſchen Weibe, das uns der Zufall in den Weg geworfen, dem man lächelnd ein Lebewohl zunickt und das man in der nächſten Minute über ein anderes ſchönes Kind vergißt? Mache den Poſſen ein Ende! Oder iſt das ein Dichterparoxysmus? ein Stückchen Wahnſinn, den ich nicht verſtehe?

Alfieri. Recht! du verſtehſt ihn nicht.

Tanna. Den Wahnſinn?

Alfieri. Nenne ihn immerhin ſo. Kurz, dieſes Weib hat es mir angethan. Sie hat mich mit Einem Blick zum Sklaven gemacht. Ich muß ihr folgen, ich mag wollen oder nicht.

Tanna. Du wirſt doch nicht —

Alfieri. Nach England gehe ich. — Lebe wohl!

Tanna. Alfieri!

Alfieri. Kein Wort! ich muß!

Tanna. So iſt's denn wahr? Kein toller Ding auf dieſer ſchlimmen Welt als ſolch ein Dichterkopf! Der abenteuerlichſte Unſinn, in eines Narren Hirnſchale gebraut, iſt Weisheit gegen das, was ſo ein Poet Gedanken und Gefühl nennt! Ich möchte mich ſelbſt zerreißen vor Ingrimm! Da komme ich, ein müder Pilger durch alle Länder ziehend, endlich hieher an das Ziel, und vor der Naſe wird mir der Preis entriſſen, von wem? von einer Prinzeſſin Unbekannt, die durch die Nacht wandelt und ſich eine Fackel vortragen läßt! Tollheit! Und daheim trauern die Seinen! In tauſend Bekümmerniſſe ſtürzt die Armen Ungewißheit und Sorge! Tollheit, ſag' ich — Tollheit!

Alfieri. Lebe wohl!

Tanna. Nein, nein, ſag' ich — nein! Es darf nicht ſeyn — es ſoll nicht ſeyn!

Alfieri. Noch iſt's Zeit, ſiehſt du? die Schiffe zögern noch. (Auf einem dieſer dunkeln Koloſſe, die ihre finſtere Bahn durch Nacht und Wellen antreten, weilt ſie.

Tanna. Ich halte dich.

Alfieri. Ohnmächtiger Freundesarm! Die Liebe ruft! Leb' wohl!

(Er reißt ſich los und beſteigt im Hintergrund ein Boot.)

Tanna (ihm nachſehend). Er geht! — Er iſt nicht zu halten! Wildes Herz! Ich dachte, die Zeit der Prüfungen ſey vorüber, allein — armer Freund, noch ſtehen dir vielleicht die ſchwerſten, die härteſten bevor! — So lebe wohl!

Der Schlummer im Aehrenfeld.

Von Ph. H. Welcker.

Die Aehren rauſchen ein heiliges Lied.
Hier leg' ich mich nieder, wegemüd;
Hier ſchattet's, als weh' eine Gottespalm',
Es tönet, wie ferner Engelspſalm,
Es flüſtert und klinget von Halm zu Halm.

Ich ſchlummre fern von jeglicher Noth
Im Aehrenfeld mit dem Himmelsbrod.
Umſäusle mich, wogende Halmenflut!
Es ſchlummert ſelig, es ſchlummert gut,
Wer unter dem Segen des Himmels ruht.

Sanftblaue Cyanen umgaukeln mich ſchon,
Es nickt mir freundlich der Purpurmohn.
Du grünende Dämmrung, goldig umhellt,
Du duftiges Bett im Ernteſeld! —
Hier träum' ich von ſtillen Wonnen der Welt.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Auguſt.

(Schluß.)

Ein literariſcher Betrug. — Der geographiſche Verein.

Berardi wendete ſich ſodann an die hieſige Bibliothek, und auf ſein Bitten ging Lenormant, einer der Conſervatoren des Antikenkabinets, hin, um die Papiere zu beſichtigen. Wie erſtaunte er, als er faſt überall Champollions Handſchrift erkannte, die ihm wohl bekannt war, da er mit ihm in Egypten geweſen war. Nun ward Alles klar: Salvolini hatte Champollions Arbeiten geſtohlen und daraus ſeine Bücher geſchrieben. Da jedoch Berardi bat, das Andenken ſeines verſtorbenen Freundes zu ſchonen, ſo wurde der Nachlaß unter dem Namen Salvoliniſche Papiere von der Bibliothek angekauft. Jezt erſt konnte man überſehen, wie weit die Schelmerei des Italieners gegangen iſt. Er hat ohne weiteres die Champollionſchen Forſchungen für ſeine eigenen ausgegeben, oder wenn dieſes nicht wohl anging, hat er mit der größten Frechheit behauptet, Champollion habe ihm ſeiner Zeit dieß oder jenes mündlich mitgetheilt, und er ſey ſo glücklich geweſen, es ſeinem Gedächtniß einzuprägen. Einmal ſagt er ſogar, er ſey faſt inſtinktmäßig auf den rechten Weg zu einer gewiſſen Entdeckung gerathen. Wie leicht zu denken iſt, findet ſich die Entdeckung faſt buchſtäblich in den Champollionſchen Papieren. Zuweilen ſcheint dem Diebe jedoch der Gedanke gekommen zu ſeyn, die Gelehrten möchten fragen, wo Salvolini alles dieſes hergenommen habe, er, der noch ſo jung, ſo unerfahren, ſo wenig in der Welt herum gekommen ſey, und man könnte die Wahrheit vermuthen. Daher nahm er zur Heuchelei ſeine Zuflucht, und er ſagt an einer Stelle ſeines Werkes, wo er von Champollion ſpricht: „Aber iſt es nicht genug, daß der Tod ſo manchen ſchönen Arbeiten, die er noch unternehmen wollte, ein Ziel geſezt hat? Das Schickſal hat uns auch noch ſein lezтes Werk vielleicht auf immer geraubt. Champollion ſprach einige Tage vor ſeinem Tode den Namen eines Menſchen aus, dem ſeine große Güte ſein Manuſcript nicht hatte verſagen können; dieſer Name, welcher den ſein Bett umſtehenden Freunden nicht bekannt war, wurde während der ſchrecklichen Kataſtrophe, welche einige Tage darauf ein ſo koſtbares Leben endigte, vergeſſen, und ſo iſt durch eine Handlung, welche ich nicht zu qualifiziren wage, die Wiſſenſchaft vielleicht auf immer um dieſes Meiſterwerk gekommen.“ Champollion Figeac ſezt in ſeiner Flugſchrift hinzu: „Und der Elende, welcher dieſe Worte ſchrieb, beſaß das Manuſcript!“ Natürlich hat Salvolini daſſelbe ſo viel als möglich ausgeſchrieben; um aber noch mehr den Verdacht zu entfernen, als ob er ſelbſt das Champollionſche Manuſcript entwendet, fügt er folgende Bemerkung bei: „Ich hatte damals das Glück, von dieſer wichtigen Arbeit einige Kenntniß zu bekommen. Man erlaube mir, die Züge niederzuſchreiben, die ich meinem Gedächtniß einzuprägen im Stande war.“ Man kann Salvolini nicht einmal nachſagen, daß er ſein Plagiat mit Verſtand begangen; aus der Vergleichung ſeiner Schriften und der Champollionſchen Papiere geht hervor, daß er nicht ſelten das Original ungeſchickt oder fehlerhaft excerpirt, oder abgeſchrieben, oder nachgeahmt hat.

Ich komme auf die Sitzung der geographiſchen Geſellſchaft zurück. Villemain erwähnte noch, daß die Kammern eine bedeutende Summe zu Entdeckungsreiſen ausgeſezt haben, und daß man vom Wetteifer der franzöſiſchen Reiſenden künftig das Beſte hoffen dürfe. Es wurde ſodann ein Bericht über die neueſten Entdeckungsreiſen und über die Medaillen erſtattet, welche die Geſellſchaft dafür ertheilt. Die geographiſche Geſellſchaft hat eben keine großen Belohnungen auszutheilen, ſie beſizt wenig Vermögen; dießmal gab ſie nur ſilberne Medaillen. Eine erhielten die engliſchen Seefahrer Deaſe und Simpſon wegen Entdeckungen auf der Nordküſte von Amerika, eine andere erhielt Hr. Schomburgk (ſo wenigſtens wurde der Name geſchrieben), dem die Londoner geographiſche Geſellſchaft aufgetragen hatte, das engliſche Guyana und Südamerika zu bereiſen, eine dritte Hr. Abbadie, ein franzöſiſcher Reiſender, welcher jezt zum zweitenmal auf eigene Koſten Abyſſinien durchreiſt und mit der geographiſchen Geſellſchaft ſehr fleißig korreſpondirt, weßhalb das vom Verein herausgegebene Bülletin oft Briefe von ihm enthält. Frankreichs Schuld iſt es nicht, wenn Abyſſinien nicht bald eben ſo bekannt wird als Egypten. Mehrere franzöſiſche Reiſende haben kürzlich dieſes Land in verſchiedenen Richtungen durchwandert; einer derſelben, Lefevre, iſt dort geſtorben, aber Abbadie iſt noch ſehr rüſtig in Abyſſinien, obſchon er ein Auge verloren hat. Es war auch die Rede davon, irgendwo auf der abyſſiniſchen Küſte ein franzöſiſches Comptoir zu errichten; dieß ſcheint jedoch mehr Vorſchlag von Privatreiſenden, als Vorſaz der Regierung geweſen zu ſeyn. Frankreich hat genug mit Algerien zu thun und kann dort hinlänglich koloniſiren. Auch hat die ſogenannte orientaliſche Frage der Regierung zu viel Verdruß gemacht, als daß ſie große Luſt haben könnte, in jenem Striche des Orients eine Niederlaſſung zu verſuchen. Ein vom Herzog von Orleans ausgeſezter Preis wurde bloß wieder in Erinnerung gebracht, da derſelbe erſt im folgenden Jahre ertheilt werden ſoll. Es iſt die lezte Aufmunterung, welche dem geographiſchen Verein vom Prinzen zu Theil geworden. Sie hat zum Zweck, die Reiſenden, beſonders die Seefahrer, zur Einführung nüzlicher fremder Gewächſe zu veranlaſſen. Manche Vereine werden den Verluſt eines Prinzen, welcher an den Fortſchritten der Kunſt und Wiſſenſchaft ſo lebhaften Antheil nahm und beide kräftig unterſtüzte, ſchwer empfinden. Dg.

Beilage: Literaturblatt Nr. 86.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 201.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Dienſtag, den 23. Auguſt 1842.

By heaven, methinks it were an easy leap,
To pluck bright honour from the pale-fac'd moon.
Shakespeare.

Proben aus Friedrich Rückerts Hamaſa,

oder Ueberſetzung altarabiſcher Volksgedichte.

(Schluß.)

Amru Ben Maadi Karb.

Des Mannes Werth iſt nicht im Kleide,
Und ob du gehſt in Gold und Seide.

Des Mannes Werth iſt im Gemüthe
Und in der angeſtammten Güte.

Ich rüſte dem Geſchick entgegen
Den Harniſch und den Hengſt, den regen,

Den raſchen, und die ſtreif'ge Klinge,
Die ſpaltet Hemd und Panzerringe;

Und bin bereit zu einem Tage,
Wo ich mit Kaab und Nehd mich ſchlage;

Ein Volk, die im Gewand von Eiſen
Wie Leoparden ſich erweiſen:

Jedweder Mann wie Feuer lodert,
Und bringt zur Schlacht mit, was ſie fodert.

Als unſrer Fraun verſprengte Heerde
Ich rennen ſah auf harter Erde,

Und die Lamis war im Gewimmel
Entſchleiert wie der Mond am Himmel,

Ihr ſonſt verhülltes Antlitz offen,
Da war der Nothfall eingetroffen:

Da rannt' ich an den Feindeswidder,
Ihn anzurennen half kein Dritter.

Sie haben auf mein Blut gewettet;
Ich wette, daß mein Muth mich rettet.

Wie manchen Waffenbruder habe
Ich mit der Hand gebracht zu Grabe!

Nicht zittert' ich und zagt' und klagte;
Was hülf' es, daß ich klagt' und zagte?

Hin legt' ich ihn, mich aufzuraffen,
So feſt wie Gott mich hat geſchaffen.

Die Hingegangnen laß' ich gehen,
Und rüſte mich, dem Feind zu ſtehen.

Gegangen hin ſind meine Lieben,
Ich einſam wie das Schwert geblieben.

Al Kattal von Kelb
bringt ſeinen Blutsverwandten Sijad um.

In der Freunde Gegenwart ich den Sijad beſchwor,
Hielt ihm das Verwandtſchaftsband von Sir und Heitham vor.

Als ich ſah, daß gute Worte hatten keine Kraft,
Senkte mit der Hand ich gegen ihn den glatten Schaft.

Aber als ich ſah, daß ich um's Leben ihn gebracht,
War die Reu' in mir, o welche Reue war erwacht!

Schmachlied gegen die von Wabr.

Die Schand' iſt edler als Wabr und ſein Vater,
Die Schand' iſt edler als Wabr und ſein Kind.

Sie ſind ein Volk, das ungeſtraft darf freveln,
Weil ſie durch Schande vor Strafe ſicher ſind.

Schand' iſt die Krankheit, an der ſie einzig ſterben,
An keiner Krankheit ſterben ſie ſo geſchwind.

Abu Barſa.
Schlachtgeſang der Beni Dabba, als ſie, ſich zu Othman's, des ermordeten Chalifen, Bluträcher aufwerfend, in der vom Kamel zubenannten Schlacht, dieſes Kamel und A'iſcha vertheidigten.

Ich Abu Barſa in des Kampfes Wut.
Feſt, ohne Wank, geſchaffen iſt mein Mut.
Voll Kraft bin ich in friſcher Jugendglut.
Heut fürcht' ich nicht, was das Geſchick mir thut.
Der Tod iſt ſüßer uns als Honigflut.
Wir, Jabba's Stamm, ſind des Kameles Hut.
Des Tods Genoſſen, wo der Tod ausruht.
Mit Lanzen klagen wir um Othman's Blut.
Gebt unſern Scheich uns wieder! dann iſt's gut.

Al Kotami.
Lob der Beduinen.

Du Bewunderer der Städte,
Welche Männer ſind wir Beduinen!
Ei du Eſelsfüllenreiter,
Während uns die ſchönen Roſſe dienen;
Die, wenn ſie nach einer Seite
Streiften, und nichts blieb zu plündern ihnen,
Nach der andern Seite ſchwankend,
In Dibab, in Dabba jezt erſchienen,
Bald bei unſerm Bruder Bekr,
Wenn es ſonſtwo nichts gibt zu verdienen.

Artat Ben Suheia.
Die Vettern.

Wir, die nahverwandten Vettern,
Weit getrennt vom Groll,
Der im Innern unter'm Teppich
Der Verſtellung ſchwoll,

Sind wie ein geborſtner Becher,
Den man hingeſchafft
Zu dem Löther, doch die alte
Spalte bleibt und klafft.

So ſteht's unter uns, daß keiner
Dankt, wenn einer grüßt,
Oder ſagt zum Wohlbekommen,
Wenn der andre nieſt.

Ein Ungenannter
an ſeine Neider.

Wenn ſie mich neiden, darf ich ſie nicht ſchelten,
Und unbeneidet blieb ein Vorzug ſelten.

Ich bleib' an meinem, ſie an ihrem Platze,
Ob auch ein Theil von uns vor Grimm zerplatze.

Der Biſſen in dem Hals bin ich, den ſie nicht zwingen,
Den nicht hinunter noch heraus ſie bringen.

Drei Wochen im Ungarn im Herbſt 1841.

(Fortſetzung.)

Die Wohlfeilheit der Lebensmittel in Ungarn iſt wahrhaft lächerlich; in der Nähe von Peſth auf dem Lande koſtete ein junger Haſe fünf Kreuzer Conventionsmünze, ein Pfund Fleiſch zwei, ein junger Hahn fünf, eine Bouteille recht guten rothen Weins drei; ich würde es nicht geglaubt haben, wenn ich nicht alle dieſe Gegenſtände ſelbſt ſo meine Freundin zuweilen hätte bezahlen ſehen.

Als wir in unſern Gaſthof zurückkehrten und uns zu Bette begeben wollten, ſchauderte mir; ich rief Fräulein von H. und zeigte ihr mein mit dunkelfarbigem Zeug überzogenes Lager. Sie lachte mich aus. „Machen Sie es wie ich," ſagte ſie, „und wickeln Sie ſich in Ihren Mantel, binden Sie ein Tuch um den Kopf und legen Sie ſich ſo auf das Bett." — Ich verſuchte es; aber die Angſt, im Schlafe mit der Wange die ganz beſonders

unheimlichen dunkelblauen Kiſſen zu berühren, ließ mich nicht ruhen, und ich zog es vor, mir einen Stuhl an das Fenſter zu ziehen und dort den Morgen zu erwarten. Die Ausſicht, die ich hatte, war zwar nicht beſonders ſchön; es war ein mit hohen Mauern umzogener Hühnerhof. Meine Freundin ſchlief vortrefflich. In aller Frühe klopfte unſer Chevalier an die Thüre; wir verſicherten ihm, es ſey noch lange Zeit, aber er erklärte, der Wagen halte ſchon unten.

Aergerlich ſagte Fräulein von H.: „Welch ein Gedanke, einen Wagen zu nehmen für den kurzen Weg bis an das Dampfſchiff! In der Morgenluft wären wir ſo angenehm gegangen.“ Ich ſtimmte ihr bei; aber wie freudig erſtaunten wir, als unten Herr von H. uns erklärte, nicht nach Peſth wolle er uns jezt ſchon bringen, ſondern nach Tyrnau, um es mir zu zeigen; er habe ſeinem Bruder bereits geſtern geſchrieben und man erwarte uns.

Die Gegend zwiſchen Preßburg und Tyrnau iſt nichts weniger als ſchön; da es aber Sonntag war, ſo erfreuten mich die maleriſchen Koſtüme der Landleute. Die reich mit bunter Baumwolle geſtickten Hemdärmel und Krägen der Männer, die leicht über die Schulter geworfene Jacke, dazu die runden Hüte mit breitem Rand und niederem Kopf, alle mit Perlen und Blumen bekränzt, die bunten Röcke der Frauen, die hinten lang herabhängenden, mit buntem Band durchflochtenen Zöpfe, und dann die freundlichen, mit glänzenden dunkeln Augen erleuchteten Geſichter der Slawaken gaben ein heiteres Bild. Ungarn ſieht man in der Gegend von Tyrnau wenige, das ſlaviſche Volk herrſcht hier beinahe ausſchlieſſend. — „Aber, beſte Marie,“ ſagte ich zu meiner Freundin, „was wird Ihre Schwägerin zu mir, dem unbekannten, ungeladenen Gaſte ſagen? das fällt mir mit einemmale ſchwer auf das Herz.“ — „Sie denken nicht daran,“ ſagte ſie lächelnd, „daß wir Ungarn ſind, und einem Ungarn kann man kein größeres Vergnügen bereiten, als indem man ihm einen Gaſt bringt.“ Wirklich nahmen die Dame und ihr Gemahl mich auf wie eine Freude, wie einen Gewinn. Sie bewohnten ein ſchönes, großes, mit vielem Comfort eingerichtetes Haus, in dem ſie mir es möglichſt angenehm und bequem zu machen ſuchten. Ich war überraſcht über die Pracht und den Luxus bei den Mahlzeiten; ſpäter fand ich dieß bei den andern Edelleuten eben ſo, eine wahrhaft fürſtliche Verſchwendung in Speiſen und Getränken.

Tyrnau iſt ein kleines, reinliches Städtchen, wie wir auch in Deutſchland viele haben. — Den zweiten Tag beſuchten wir das Invalidenhaus in Tyrnau, ein ehemaliges Mönchskloſter, in edlem Styl gebaut. Der Kommandant war ein Bekannter der Familie H.; er zeigte uns ſelbſt mit der größten Freundlichkeit das ganze Haus; dann gingen wir zu ſeinen Töchtern. Ich war überraſcht, in dieſem kleinen ungariſchen Städtchen zwei ſo ausgebildete Damen kennen zu lernen. Ein Piano ſtand in ihrem Zimmer, Zeichnungen zierten die Wände, eine niedliche Bibliothek war aufgeſtellt mit einer Auswahl guter engliſcher und italieniſcher Bücher. Die jüngſte ſpielte, ich mußte ſingen, und bald waren wir ſo bekannt, als wären wir Geſpielinnen. Davon hat man am Rheine gar keinen Begriff, wie ſchnell man in dem gaſtfreundlichen Ungarn bekannt wird. Was das Verdienſt der beiden Mädchen noch erhöhte, war ihr Fleiß. Ich bewunderte ihre geſchmackvolle Toilette; da wurde mir denn erzählt, alles ſey eigene Fabrik. „Wir ſind hier in Tyrnau ſo abgeſchnitten von der Welt,“ ſagte die älteſte, „daß, wenn wir nicht ſelbſt Schneiderin, Stickerin und Putzmacherin wären, wir herum gehen müßten wie Modebilder des lezten Jahrzehents; Papa kann uns nicht die Sachen von Wien kommen laſſen, dazu hat ein Kommandant des Invalidenhauſes keine Mittel.“ — Alle Möbel waren geſtickt, die ſchönſten Teppiche lagen auf, und alles war das Werk der ſchönen Hände der beiden Fräulein. Ob alle Ungarinnen ſo ſind, weiß ich nicht, bezweifle es aber ſehr; doch da mir während der kurzen Zeit meines Aufenthalts in dieſem Lande zwei ſolche Prachtexemplare bekannt geworden, ſo glaube ich, daß es Unrecht iſt, dem weiblichen Geſchlecht in Ungarn geiſtige Ausbildung und häuslichen Fleiß gänzlich abzuſprechen, wie dieß ſo häufig geſchieht.

Als wir gegen Abend nach Hauſe gingen, führte uns der Weg an einer Schenke vorüber. Die Fenſter ſtanden offen, Muſik tönte uns entgegen. Neugierig blickte ich hinein; ein Zigeuner ſpielte die Geige. Nach dem Tone dieſes einſamen Inſtruments tanzten einige Männer, den runden Hut auf dem Kopf. Es war eigentlich nichts als Springen, und wer der Decke des niedern Zimmers mit dem Kopf am nächſten kam, wurde am meiſten bewundert. Frauen waren keine da; ſie ſtanden alle vor der Thüre auf der Straße. Es iſt Sitte, daß ſie dort den Tänzer erwarten, der ſie holt; aber dießmal fühlte ſich keiner der Herrn der Welt dazu bewogen; die armen Mädchen blickten vergeblich ſehnſüchtig durch die Fenſter. Mir fielen dabei unſere Bälle ein, wo die Männer es auch ſo oft als eine große Gnade betrachten, wenn ſie einmal herumwalzen; und ich fand die Mädchen hier auf der dunklen Straße noch beſſer daran, als unſere Damen, die im hellen Saal ihre verſchmähte Perſon in wohlgarnirter Reihe den Augen der boshaften Welt präſentiren müſſen.

Rings um die Stadt Tyrnau iſt eine hübſche Promenade angelegt. Zweimal die Woche iſt dort Abends Muſik. Die ſchöne Welt ſtrömte auf und ab und betrachtete

mich mit der höchsten Verwunderung; im abgelegenen Tyrnau ist eine Fremde eine Begebenheit.

Den folgenden Tag besuchten wir die große Weinhandlung des Herrn ** bei Tyrnau. Man hatte mir viel von den Kellern dieses Hauses erzählt, worin unter andern ein Faß sey, viel größer als das Heidelberger, und dazu mit dem besten rothen Weine gefüllt. Unterwegs sagte man mir noch, da Herr ** keine Söhne habe, seyen seine drei Töchter ganz kaufmännisch von ihm erzogen worden. Die Mädchen waren seine Buchhalter, im Comptoir brachten sie von früh Morgens bis spät Abends ihre Zeit zu. Jezt waren die zwei ältesten verheirathet, nur die jüngste achtzehnjährige präsidirte noch im Comptoir. Es war ein schönes Geschöpf mit blonden Haaren, zartem Teint und in eleganter Toilette. Als sie mich in dem schönen großen Garten herumführte, sagte ich ihr, wie ich gehört, sey sie ein vollständiger Kaufmann, ich beneide sie förmlich um ihr Rechentalent. „Beneiden Sie mich nicht," sagte sie; „ich habe eine traurige Jugend gehabt; wenn die andern jungen Mädchen zusammen spielten, mußte ich im düstern Comptoir rechnen und die Korrespondenz führen, und ich bin froh, diese Lebensweise zu verlassen, so leid mir auch der Abschied von meinen guten Eltern thut." — „Wo gehen Sie hin?" — „Ich werde mich nächstes Frühjahr verheirathen; vielleicht sehe ich Sie dann wieder, ich komme in Ihre Gegend, mein Bräutigam lebt in Frankfurt am Main."

(Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, August.

Zustand des Volksunterrichts und der Sittlichkeit.

Wie verwahrlost man auch die niedern Klassen des großbritannischen Reichs im Punkte des Schulunterrichts glauben mag, der dem Parlamente von seiner zu Untersuchung desselben niedergesezten Kommission kürzlich erstattete Bericht übersteigt wirklich jeden Glauben. Besonders auffallend ist der Theil desselben, der die Antworten der in Wales befragten Kinder und jungen Leute vom achten bis zum siebzehnten Jahre enthält. „Ich besuche die Sonntagsschule," sagte ein zehnjähriger Knabe, „doch von Jesus Christ habe ich nie gehört, und was das Vaterunser ist, weiß ich nicht." — „O ja, was Gott ist, weiß ich," erwiderte ein dreizehnjähriger Knabe; „Gott war der erste Mensch." — „Ich bin zwölf Monate lang in unsere Dorfschule gegangen," antwortete ein vierzehnjähriger Knabe; „Jesus Christ hat mich erschaffen, und so denke ich, er hat auch den lieben Gott erschaffen." — Ein siebzehnjähriges Mädchen sagte: „Von Jesus Christ habe ich wohl gehört, aber wer und was er gewesen, habe ich nicht erfahren." — Ein dreizehnjähriges Mädchen antwortete: „Von Jesus Christ weiß ich gar nichts; auch was Sie mit Gott meinen, weiß ich nicht; von Adam habe ich gehört, aber nicht von der heiligen Schrift; das Wort Bibel habe ich gehört, aber nicht, was es bedeutet; was nach dem Tode aus mir wird, wenn ich schlecht gewesen bin, hat mir kein Mensch gesagt." — Solche Antworten, und noch schmerzlichere, füllen viele Folioseiten. „Erlauben Sie mir, Ihnen ein paar Anekdoten zu erzählen," bemerkte der vor der Kommission stehende Dr. Leichfield, Pastor zu Kensington (ganz nahe bei London): „In Cornwallis fragte ich einen Kohlenarbeiter, ob er Jesus Christ kenne? Da schüttelte der Mann den Kopf und rief einem etwas entfernten Kameraden zu: Höre, John, ist ein Jesus Christ hier auf Arbeit? — Soll er in der Grube oder im Schuppen arbeiten? fragte John. — Ein anderesmal sprach ich mit einem erwachsenen Mädchen, das aus London kam und dem ich auf meinem Spaziergange begegnete. Ich fragte sie unter anderem, was sie von Jesus Christ wisse? Eigentlich nichts, antwortete sie, aber er soll ein grober, schöner Mann gewesen seyn." — Auf der einen Seite eine überreich dotirte Kirche, auf der andern ein in seiner Erziehung, in seiner moralischen und religiösen Kultur so unglaublich vernachlässigtes Volk — die Folgen lassen sich errathen, sie liegen aber auch durch Zahlen und Thatsachen erwiesen vor. Bei der lezten Sitzung des hiesigen Central Criminal Court wurden 526 Gefangene abgeurtheilt und ihre Verbrechen erschöpften Alles, was Verbrechen heißt. Manchester und Birmingham bleiben nicht zurück, und die dortigen Polizeiberichte liefern schauderhafte Belege von der Unwissenheit und Immoralität der Volksmasse. In Manchester wurden vom ersten Januar bis lezten December vorigen Jahrs 13,545 Personen von der Polizei eingebracht. Darunter waren 3069 noch nicht zwanzig Jahre alt; 6971 konnten weder lesen noch schreiben, und nur 220 hatten eine Erziehung genossen, welche zwar die Polizei eine gute nennt — a superior education — die sich aber im Ganzen wenig über eine schlechte erhebt. Liederliche Häuser verschiedener Klassen gab es gegen 700, berüchtigte Diebe 212, des Diebstahls Verdächtige 169, Diebshehler 160, Versammlungsorte von Dieben 103, und Häuser, wo beide Geschlechter bunt durch einander schlafen, 109. Unter solchen Umständen ist die Frage zu verzeihen, weßhalb denn eigentlich England seiner Geistlichkeit jährlich die enorme Summe von 9,459,565 Pf. St. bezahle und von 31,795,200 Ackern Landes den Zehnten entrichte? Die niedere Geistlichkeit hat meist mit Nahrungssorgen zu kämpfen, und da die höhere für Verbesserung des Schulunterrichts, für sittliche Hebung des Volks so gut wie nichts thut — ist da der Nation der Glaube zu verargen, daß jene ungeheure Steuer nur erhoben werde, damit die hohen Geistlichen schwelgen und dennoch ihren Familien reiche Erbtheile hinterlassen können? Die zehn zulezt verstorbenen Bischöfe haben mittelst Testamenten über ein Gesammtvermögen von 1,751,000 Pf. St. verfügt, und jeder derselben war ein jüngerer, folglich der arme Sohn eines vornehmen Hauses. Fast noch schneidender stellt sich die Vernachlässigung des Volksunterrichts heraus, wenn man die Summen berechnet, welche Privatfreigebigkeit zu Verbreitung des Christenthums und christlichen Sinnes den Händen der Geistlichkeit anvertraut. Laut kürzlich abgelegter Rechnungen haben im vorigen Jahre erhalten: der Gebetsbücherverein 2196, die Londoner Missionsanstalt 5554, die militärische Bibelgesellschaft 2509, der Verein zu Unterstüzung von Geistlichen 18,900, die Gesellschaft zu Beförderung der Sabbathsfeier 613, der Sonntagsschulverein 9554, der Missionsverein 101,688 und der Verein für Ausgabe religiöser Schriften 56,014 Pf. St. An Mitteln fehlt es also nicht, desto mehr an richtiger Verwendung.

Beilage: Kunstblatt Nr. 67.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 202.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Mittwoch, den 24. Auguſt 1842.

Wenn du nicht ganz dich zu verſtellen weißt,
So biſt du jener ſchlaue Poltergeiſt,
Der auf dem Dorf die Dirnen zu erhaſchen,
Zu necken pflegt, den Milchtopf zu benaſchen;
Der oft bei Nacht den Wanderer irre leitet,
Dann ſchadenfroh mit Lachen ihn begleitet.

A. W. Schlegel,
nach Shakespeare.

Der Torfteufel.

Eine niederdeutſche Geſchichte.

Für die dummſten unter den dummen Teufeln ſind die Torfteufel zu halten, von denen beſonders viele in Norddeutſchland ſich umhertreiben, und bei ziemlichem Willen, Böſes zu thun, doch ſo viel Ungeſchick zeigen, daß meiſtens ein pfiffiger Schäfer der Lüneburger Heide, oder ein verſchlagener Moorbauer in Frießland leicht mit ihnen fertig wird und ſie ohne viele Anſtrengung aufzieht. Sie ſind in der Regel ſchwarzbraun, wie der Torf, woher ſie ohnſtreitig ihren Namen haben, und halten ſich am liebſten und faſt immer im Moore auf, wo ſie bald unter den Torfhaufen hocken, bald in dem Schlamm der Waſſergruben wühlen, aus denen der Torf geſtochen iſt. Wie alle böſen Geiſter, können ſie ſich verwandeln; aber da ihr innerer Sinn ſtumpf und ihre Einbildungskraft gar ſchwach iſt, ſo ſind auch ihre Erfindungen, ſich täuſchende Geſtalten zu geben, ungemein dürftig. Bald erſchrecken ſie einen Torfgräber, indem ſie plötzlich wie ein ungeheurer ſchwarzer Froſch in die Schlammgrube ſpringen, oder als Waſſermolch, deſſen hölliſche Natur an den rothen und gelben Streifen leicht zu erkennen iſt, unter den Binſen und dem Schaftgraſe hervorrauſchen; bald legen ſie ſich als braune Eidechſe oder als rothe Adder* der einſam wandernden Eierfrau in den Fußſteig, ziſchen erſchrecklich und ſind plötzlich unter den Moosbulten verſchwunden; bald ſtrecken ſie aus einer Eller als Mink** den breiten Kopf hervor, wenn ein Knabe Brombeeren ſucht, oder zeigen ſich aus der Ferne als ein dreibeiniger Hund, der doch nirgends zu finden iſt, wenn man näher kommt. Nachts ahmen ſie höchſt täuſchend den dumpfen Ruf der Unken nach, oder ſetzen ſich als eine Eule auf die trockenen Zacken einer abgeſtorbenen Eiche und ſuchen durch ihr Geſchrei: „komm mit! komm mit!“ einen betrunkenen Schneidergeſellen,

* Die Adder (auch engliſch und holländiſch Adder) iſt in Norddeutſchland die Benennung der Giftſchlange coluber berus. Der Name „Moder“ iſt gewiß darum paſſender, als die Otter, weil leicht und häufig ein Mißverſtändniß entſteht; denn der Otter (lutra) bedeutet das Säugethier, die Fiſchotter und Sumpfotter.

** Der Mink iſt ein Säugethier (nach Oken mustela lutreola), gleichſam ein Fiſchotter im Kleinen, nicht viel größer, nur im Hintertheile etwas breiter als ein Iltis, dem er auch ungemein gleicht; nur hat er einen feineren Pelz und Schwimmhäute. Er beißt wegen ſeiner Aehnlichkeit mit jenem auch Waſſeriltis, und weil er nicht, wie Oken ſagt, an ſchnellfließenden Bächen, ſondern im Gegentheil an langſam fließenden Moorbächen und Flüſſen, an Kanälen, Abzugsgräben und in Sümpfen wohnt, der Sumpfotter. Er nährt ſich auch mehr von Krebſen und Fröſchen, als von Fiſchen, geht aber auch, wie der große Fiſchotter, das Waſſergeflügel an.

der auf der Wanderschaft ist, in den Sumpf zu locken, wo sie ihn dann als Ziegenbock, den er in der Dunkelheit für ein Pferd hält, aufnehmen, tüchtig durchstoßen und in den Abzugsgraben werfen, so daß der Geselle am andern Morgen, wenn er, steif an allen Gliedern und naß an allen Kleidern, erwacht, natürlich ausruft: das muß mit dem Teufel zugehen, wie ich hierher komme!

Selten erscheint der Torfteufel als alter, rothbärtiger Bettler mit einem Fuß, der hinter einem Torfhaufen hockt und plötzlich die Milchmädchen, welche einen Richtweg über das Moor einschlagen, am hellen Tage erschreckt, weil er eine so ungeheuer lange Nase und so lange Nägel an den Fingern hat; wenn sie ängstlich kreischend fortlaufen und nach fünf Minuten sich zum erstenmal umschauen, ist er verschwunden. Oder er nimmt die Gestalt eines Torfgräbers an, dessen unheimliches Wesen aber an den feuerrothen Augen und daran, daß der eine Stiefel im Fuße viel kürzer und dicker ist, von den pfiffigen Mooranwohnern leicht erkannt wird. Kurz, wie bei vielen unserer neuern Schriftsteller, erstrecken sich die Erfindungen des Torfteufels und seine Verwandlungen nicht darüber hinaus, was er gerade in oder bei dem Moor erblickt, und er gleicht jenen auch darin, daß er durch all seine Kunststücke kaum noch Kinder und Mägde in Bewegung sezt, und in allen Dingen, welche eben über seinen engen Gesichtskreis hinausliegen, ganz unglaublich unwissend ist.

Jedermann weiß, daß jenes große Moor, welches sich durch einen Theil des Herzogthums Bremen erstreckt, und der uralte Lieblingssitz der Torfteufel war, Düwelsmoor genannt ist. — Nun begab es sich zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts, also vor etwa hundert und vierzig Jahren, daß ein alter Torfteufel, um seinen Gesichtskreis zu erweitern, die enge Grenze des Düwelsmoor verlassen wollte, und davon handelt unsere Geschichte.

Es war um jene Zeit, daß zwei wichtige Erfindungen sich immer mehr ausbildeten und zum Besten der Menschheit immer allgemeiner verbreiteten: das Rauchen und die Postwagen. Man rauchte schon ziemlich allgemein in Norddeutschland aus langen und kurzen Pfeifen, und gegen die immer allgemeiner werdende Sitte halfen weder die Verbote gegen das Rauchen, welches man schon als eine Sünde gegen das sechste Gebot bezeichnete, noch die Predigt, in welcher bald dem Raucher das Schicksal der Rotte Kohra, Datam und Abiram geweissagt wurde, welche auch hätte rauchen wollen und verbrannt wäre, bald der Spruch auf ihn angewandt wurde, daß Alles, was in den Mund des Menschen eingehe, ihn nicht verunreinige, wohl aber das, was aus dem Munde herausgehe, wozu offenbar auch der Tabaksrauch gehöre. Die Sitte des Tabakrauchens nahm immer mehr zu, und es war schon so weit gekommen, daß Keiner für einen tüchtigen Kerl galt, der nicht rauchen konnte; daher auch besonders die Studenten und die Soldaten sich im Rauchen als tüchtige Männer bewähren wollten.

Die Postwagen fingen aber damals auch an, sich ungemein zu heben. Aus jenen schweren Karren mit zwei großen Rädern waren bereits vierspännige, ganz offene Wagen geworden, dauerhaft gearbeitet, zu beiden Seiten und hinten mit Brettern zugenagelt, mit vier Sitzen von festen eichenen Brettern, ohne Seiten- und Rücklehne. Die auf diesen freien Bänken saßen, erhielten von allen Seiten die freieste Luft, konnten aber wegen des unter den Bänken liegenden Gepäcks die Beine weder ausstrecken noch niedersetzen, sondern saßen fast immer mit aufgezogenen Knieen und verloren durchaus keinen Stoß des Wagens, welcher ihnen jeden Stein und jedes Schlagloch mit unverminderter Kraft bemerklich machte. Man sieht leicht, daß die damaligen Reisenden durch solche Anstalten gegen das auf dem Wege so bedenkliche Einschlafen vollkommen gesichert waren, und weil sie sich mit Anstrengung im Gleichgewicht halten, auch sich mit ihren Händen zu Zeiten wohl an die Sitzbretter anklammern mußten, beständig in jener Spannung und Aufmerksamkeit erhalten wurden, die auf Reisen so sehr zu empfehlen ist.

(Fortsetzung folgt.)

Drei Wochen in Ungarn im Herbst 1841.

(Fortsetzung.)

Ich versicherte das Mädchen, wie es mich freuen werde, ihre Bekanntschaft zu erneuern. Sie fragte mich, ob ich die Keller sehen wolle; ich verlangte nichts besseres. Ein Diener brachte mehrere Fackeln. Nachdem die junge schöne Buchhalterin sich fest in ihre Atlasmantille gewickelt — denn die Luft oben war glühend heiß — nahm sie eine Fackel und schritt uns voran. Es war keine Treppe da, nur ein sanft absteigender Weg führte hinab. Wie staunte ich! durch Gänge und abermals lange, lange Gänge führte uns die Tochter des Hauses; auf beiden Seiten immerfort hohe, ungeheure Fässer, wie ich nie welche gesehen; von Zeit zu Zeit schrack ich zusammen, denn in den Fässern klang es sonderbar. Meine Führerin lachte mich aus. „Warum erschrecken Sie? es ist ein Mann im Fasse, der es ausputzt.“ — „Wie ist denn der hineingekommen?“ Da zeigte sie mir eine kleine Oeffnung unten, und nun konnte ich erst nicht begreifen, wie da ein Mensch durchgekrochen. Endlich kamen wir an das große Faß; eine Treppe führt hinauf, oben ist

eine Galerie. Ich konnte nicht hinaufſteigen, denn mir ſchwindelte, und ich eilte, wieder fortzukommen. Der ſtarke Weindunſt hatte mich ſo betäubt, daß wie ein Nebel vor meinen Augen war. Das muthige freundliche Mädchen bedauerte die Fremde und gab mir den Arm, um mich hinan zu führen. Ich hatte mir einen förmlichen Rauſch in dieſer Weinatmoſphäre zugezogen; oben im Freien ging es bald vorüber. — Mir war es wie ein Beſuch in der Unterwelt vorgekommen; das ſchöne blonde Mädchen mit der hocherhobenen Fackel war mir wie der Genius des Todes erſchienen, und die bleichen, hie und da hervorkriechenden Slawaken mit ihrer weißen Kleidung und den dunkeln Augen, wie Geſpenſter, wie arme Seelen.

Vier Tage brachte ich in Tyrnau zu und nahm einen freundlichen, angenehmen Eindruck mit. Nach Tiſch ſtiegen wir Drei in den Wagen, hoffend, den andern Tag in aller Frühe in Gran zu ſeyn, wo wir das Dampfſchiff für Peſth beſteigen wollten. Unſern Weg zu ſchildern vermag ich nicht, ſo einförmig, traurig, ſchlecht und ſandig war er. Nur Schritt vor Schritt kamen die Pferde vorwärts; immerfort tiefer, troſtloſer Sand. Ich bekam von dem ſtundenlangen, langſamen Fahren ſolche Rückenſchmerzen, daß ich mitten in der Nacht den Entſchluß faßte, auszuſteigen und ein wenig zu Fuß zu gehen. Meine Freundin ſchlief, von Herrn von H. hoffte ich daſſelbe; als ich aber leiſe den Schlag aufmachte, fragte er überraſcht: „Wollen Sie ausſteigen?“ Ich klagte ihm nun meine Leiden und wie ich wünſche, nur ein klein wenig zu Fuß zu gehen. — „Bedenken Sie, was Sie thun! wie kann eine Dame in dieſem bis an die Knie reichenden Sand gehen? Geben Sie es auf.“ Er ließ ſeine Uhr repetiren, es war Mitternacht. Aber uns Frauen iſt nicht gut einreden. Ich beſtand darauf, auszuſteigen; Herr von H. wollte mich durchaus begleiten und gab auch meinen Bitten, im Wagen zurückzubleiben, nicht nach. Es mag gut ausgeſehen haben, wie wir mühſam im Sande fortkrochen, ich mit meinem langen ſchwarzen Kleide, Herr von H. mit ſeinem Makintoſh. Ich rief noch meiner Freundin in den Wagen einige Worte zu, damit ſie nicht erſchrecken möge, wenn ſie zufällig erwachte und uns nicht fände, aber ſie gab keine Antwort. Herr von H. ſchlug die Augen zum mondhellen Himmel auf und ſagte: „Die Glückliche ſchläft!“ — Ich glaube, er hätte gerne daſſelbe gethan, und er brachte der Artigkeit ein ſchweres Opfer.

Wir gingen aber doch raſcher als der Wagen und öfter entzog ihn ein Sandhügel unſern Augen. Herr von H. erzählte mir von einer Reiſe in der Türkei; ich hörte begierig zu, plötzlich aber fiel mir auf, daß ich die Wagenräder nicht mehr knarren hörte, wie die ganze Zeit über. — Ich bat meinen Begleiter ſtill zu ſtehen — wir hörten Beide nichts. „Wenn wir nur nicht in dieſer Sandwüſte den falſchen Weg eingeſchlagen haben.“ — „Das wäre möglich,“ ſagte lakoniſch Herr von H. — „Aber, mein Gott, das wäre ja entſetzlich!“ jammerte ich; „wir ſind ja hier wie in der Sahara.“ — Wir warteten und warteten — kein anderer Ton als das Rauſchen der über uns hinfliegenden Nachtvögel. Ruhig und ſtill lag die unermeßliche Ebene im Mondſchein vor uns, einzelne Sandhöhen ließen ſie wie einen großen Kirchhof erſcheinen. Ich ſchlug Herrn von H. vor, zurückzugehen und den Wagen zu ſuchen, ich wolle indeſſen hier warten, er könne ja nicht weit ſeyn, da er ſo langſam gefahren, und ich ſezte mich auf einen großen Stein, der am Wege lag. „Wie Sie aber wieder finden, wenn ich Sie nun verfehlte?“ fragte ängſtlich mein Begleiter. Ich erſann ein Mittel, ich wollte von Zeit zu Zeit laut rufen; da ich eine helle Stimme habe, mußte er mich weit hören; ich bat ihn nur, ſich nicht zu weit zu entfernen. So ging er.

Ich ſaß nun da wie ein armer hungriger Vogel in der Wüſte und rief in einem fort in die dunkle Nacht hinein; es war eine höchſt erbauliche Situation. Nach einer halben Stunde ohngefähr kam Herr von H. athemlos zurück und bald nach ihm der Wagen; er hatte *dieſen* auf einer falſchen Straße getroffen, *wir* hatten zufällig die rechte Richtung eingeſchlagen; ein begegnender Bauer hatte ſie zurechtgewieſen. Meine Freundin ſchlief noch immer feſt und hatte von Allem nichts bemerkt. Ich ſezte mich wieder zu ihr und beſchloß, bis zum Morgen auszuharren. Da aber verlangte ich mit wahrer Sehnſucht nach einem Frühſtück. Endlich erreichten wir ein paar mit Stroh gedeckte Hütten; eine davon wies ſich als Wirthshaus aus. Wir fragten nach Milch. „Nichts als Branntwein,“ war die Antwort. Fräulein von H. erklärte, bis Gran warten zu können, ich aber war ſo durſtig und hungrig, wie nie in meinem Leben. Herr von H. hatte Mitleid mit mir und ging von Haus zu Haus; endlich im lezten wohnte ein deutſcher Bauer (welchen Patriotismus fühlte ich in dieſem Augenblick!), der mir einen großen Topf mit Milch und ein Stück ganz ſchwarzes Brod gab. — Im Wagen wollte ich nicht bleiben; ich hatte ihn ſchon wieder ſo ſatt, daß mir jeder Platz lieber war; aber obgleich es lange nicht geregnet, war die Straße, der Hof *ein* Schlamm; ich erkletterte alſo ruhig mit meinen Schätzen einen großen, ganz trockenen Düngerhaufen, auf den mir oben ein Knecht ein Brett gelegt, und nachdem ich mir einen hölzernen Schemel darauf geſtellt, ließ ich mich nieder, um zu frühſtücken. Fräulein von H. lachte laut bei meinem Anblick.

(Fortſetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dießen am Ammersee, August.

Reise durch das Amperthal.

Es hat mir von jeher sehr wohl gefallen, daß Sie mit Ihren Brieffreunden auch auf Reisen gehen, oder daß Sie wenigstens geduldig zuhören, wenn jene, wieder im Standlager angekommen, von den kleinen Merkwürdigkeiten erzählen, die sie auf der kurzen Urlaubsreise in der Runde der nächsten zehn Meilen entdeckt haben. Unsererseits ist man nun auch auf Reisen, dazu etwas mittheilungslustig und daher gerne jener Vorgänger eingedenk, denen es so gut geworden. Was da folgen soll, ist nichts Wunderbares; es sind Gegenden und Memorabilien, wie wir sie eben haben, und wir werden auch keine Poesie daran wenden, um sie anders darzustellen, als sie wirklich sind; Steppen und Gletscher, Meer und Urwälder bleiben ausgeschlossen, und von den Gebirgen reicht nur der Fuß herein in unsern Bericht. Immerhin ist's aber ein Stück der grünen Erde von Deutschland, und da wir jetzt Alle darauf aus sind, einander kennen zu lernen, so sieht das vielleicht der Eine oder der Andere als einen Beitrag zu diesem schönen Unternehmen an.

Es ist allmählig sehr in Gebrauch gekommen, die Eisenbahn, welche von München nach Augsburg zieht, bei Landpartien wenigstens etliche Meilen weit in den Reiseplan zu verweben. Da, wie Jeder weiß, die Umgebungen der Hauptstadt mit alleiniger Ausnahme der waldigen Hochgestade der Isar flach, eintönig, öde und langweilig sind, so gewährt es dem landlustigen Städter großes Vergnügen, so gleichsam im Fluge über die nächsten Heiden hinwegzugleiten und sich in der ersten halben Stunde unter einem schönern Himmel, in frischerer Vegetation wiederzufinden, wo er seine Frauenthürme nur mehr wie zwei schwarze Kamine in die fernen Lüfte ragen sieht. So muß sich denn der eiserne Weg nach Umständen in alle Richtungen fügen, welche diesseits der Isar eingeschlagen werden; ein Bedürfniß, dem die Anstalt dadurch entgegen kommt, daß sie, was allerdings zum Vergnügen der Unbetheiligten wenig beiträgt, in kleinern Entfernungen an manchen namenlosen Bauernbrüchen halten läßt. Hat man sich nun dadurch auch ein paar Wegstunden von der Zielrichtung abführen lassen, so scheint dieß nur Gewinn, da sich die Natur in der That je weiter von der Hauptstadt desto mehr zu veredeln sucht. So kann man zum Beispiel schon eine Meile vor dem Thore aussteigen und links abbeugend durch das liebliche Thal der Würm an schönen Schlössern und Villen, an der Reismühle, wo Bertha den Kaiser Karl geboren haben soll, am Schlosse Gauting, der Einsiedelei jenes freiherrlichen Eremiten, an Leutstetten, dem Tusculum des Fürsten von Wallerstein, vorbei nach Starnberg gelangen. In gleicher Richtung mit diesem läuft ein paar Stunden weiter ein noch anmuthigerer Weg durch das Amperthal an den Ammersee, und dieß wird dießmal der unsrige seyn.

Wir verließen also in Maisach den Zug, der brausend gegen Augsburg rollt, während wir in einem kunstlosen Stellwagen dem Marktflecken Bruck zuwankten, welcher schön gebaute Häuser, mehrere Brauereien, einige schattenreiche Sommerkeller, im Ganzen aber nichts besitzt, was uns länger aufhalten könnte. Deßwegen gehen wir unverweilt über die Amperbrücke und schlagen den Fußpfad ein, der zur ehemaligen Abtei Fürstenfeld leitet, welche im dreizehnten Jahrhundert Herzog Ludwig von Bayern zur Sühne gestiftet, weil er in einem jähen Anfalle blinder Eifersucht sein Ehegemahl, Maria von Brabant, hatte enthaupten lassen. Von dieser That erhielt er den Beinamen der Strenge, der ihm auch verblieb, trotz der lebenslänglichen Reue und Zerknirschung, deren Gewalt und Tiefe die Sage dadurch bekräftigt, daß sie behauptet, es seyen ihm, als er sich von der Unschuld der Gemordeten überzeugt, in einer Nacht die Haare weiß geworden. Seit der Auflösung der Klöster ist seine Stiftung einer Kompagnie Invaliden eingeräumt, lustigen, alten Kumpanen, die erstaunliche Dinge von den Schlachten bei Polozk, bei Hanau und bei Brienne zu erzählen wissen, und ihr thatenloses Alter bei etwas Branntwein durch die Jugenderinnerungen aus den napoleonschen Kriegen würzen. Das Gotteshaus wird noch im Stand erhalten, hat aber die gothische Melancholie längst von sich gethan und schillert jetzt im farbenreichen Bombaste des letzten Jahrhunderts. Die Kirche gilt übrigens bei Bürgern und Bauern für die schönste weit und breit, und ihre Architektur hat in der That etwas einfach Erhabenes und besticht besonders durch die breite, sonnige Helle, die durch die hohen Fenster in die weiten Räume fällt; der angenehme Eindruck leidet aber eine bedeutende Beschränkung durch den ehemals modernen Aufputz, durch jene Tausende von schöngefärbten und vergoldeten Geschmacklosigkeiten, die die Prachtgebäude jener Periode entstellen, durch gewundene Säulen, verzerrte Statuen, elende Schnitzereien und schlechte Gemälde. Vorn am Chore stehen die Standbilder Ludwigs des Strengen und Ludwigs des Bayern, des Stifters und des Gutthäters der Abtei, beide mit Stoßdegen, Halskrausen und Manschetten, beide ungefähr so, wie im Jahre 1766, als sie gemacht wurden, die Churfürsten und Kaiser im Ornate ausgesehen haben. Von Alterthümern ist nichts mehr übrig, und da uns diese Neuigkeiten nicht lange anziehen, so geben wir bald im Amperthale hinauf, in einem grünen Wiesgrund am buschigen Ufer des Flusses hin, rings von Laubwald eingeschlossen, und gelangen nach Wildenroth, einem malerisch gelegenen Dörfchen, in einem waldigen Kessel, dessen niedere Häuser eng aufeinander an zwei Anhöhen sitzen, welche die blaue Amper trennt. Den Reiz der abgeschlossenen Lage erhöht noch der Umstand, daß der Fluß hier ein grünes Eiland bildet, auf dem ein weißes Kirchlein zur Andacht einladet. Vor langen Zeiten war dieser Ort der Stammsitz der Herrn von Wildenroth, deren Veste auf einem breiten Hügel lag, der heutzutage mit dichten Buchen bewachsen ist; in neuerer Zeit aber, d. h. vor etwa vierzig Jahren, als die Münchner noch nicht gern über eine halbe Tagreise von der Stadt wegzogen, war dieses Wildenroth berühmt als einer der schönsten Punkte des Gaus und wurde viel besucht. Jetzt, seitdem der Zug in die Gebirge geht, ist es fast vergessen. Es geht übrigens ein wahrscheinlich nicht sehr altes, aber jetzt allgemein verbreitetes Gerücht, es habe dieser Ort in seiner Lage auffallende Aehnlichkeit mit Bethlehem im gelobten Lande, dem Geburtsorte unseres Heilands, und Reisende, die aus Palästina gekommen, sollen durch diese Aehnlichkeit auf's seltsamste überrascht worden seyn. Wir haben zwar Bethlehem im gelobten Lande nie gesehen, glauben aber doch nicht zu frech zu seyn, wenn wir die ganze Vergleichung bis auf Weiteres für einen lustigen Schwank halten.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 21.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenz-Blatt. Nro. 21.

Mittwoch, 24. August 1842.

[287]

F. M. Klinger's ausgewählte Werke.

In Unterzeichnetem sind so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

F. M. Klinger's ausgewählte Werke.

Taschen-Ausgabe in zwölf Bänden,

mit einer Charakteristik und Lebensskizze Klinger's und dessen Bildniss in Stahlstich.

Erste Lieferung oder 1r, 8r und 11r Band.

Druck und Papier ganz gleich den beliebten Ausgaben von Schiller, Goethe, Wieland, Lessing ꝛc.

Subscriptionspreis für eine Lieferung 2 fl. oder 1 Rthlr. 4 Gr.

Der Preis des Ganzen in vier Lieferungen 8 fl. oder 4 Rthlr. 16 Gr.

Klinger ist der vornehmste Vertreter der in der deutschen Literaturgeschichte so wichtigen, von Goethe trefflich geschilderten „Sturm- und Drangperiode," welche ihren Namen selbst von einem Drama Klinger's: Sturm und Drang, erhielt, — er ist der Landsmann, Zeitgenosse und „Freund" Goethe's.* — Nur wenige Jahre nach diesem zu Frankfurt geboren, starb er ein Jahr vor ihm als pensionirter Generallieutenant in Petersburg — Klinger war ein Mann von stolzer „Unabhängigkeit," von ungemeiner Charakter- und Willenskraft, vom tiefsten Gefühl und imposanter Persönlichkeit, ein Schriftsteller, der, was er als Mensch empfand, dachte und wollte, mit der feurigsten Energie in seinen dichterischen Gebilden aussprach und dadurch reformatorisch zu wirken strebte, der die Gefühle, Gedanken, Zweifel eines gährenden, stürmenden Gemüthes, eines rastlos grübelnden und titanenhaft ringenden Geistes mit den Erfahrungen und Anschauungen eines mühsamen, bewegten, wunderbaren Lebens in niedern und in den höchsten Regionen verband, und beide in seinen Fiktionen und Betrachtungen niederlegte. Die Glut der empörtesten Leidenschaften und die Kälte des klarsten, nüchternsten, unbestechlichsten Verstandes stellt er mit gleicher Meisterschaft dar, und auf den Rausch der süßen Illusionen des Herzens versteht er sich so gut wie auf die Resignation des Rechts bewundernden Stoikers und des enttäuschten Misanthropen, indem er das letztere nur darum war oder scheint, weil das moralische Gefühl so mächtig in ihm lebte. Ein philosophischer Dichter, ringt er mit den großen Problemen der Zeit, welche Goethe und Schiller beschäftigten: Recht, Freiheit, moralische Weltordnung, ebenso rastlos wie diese, und wie diese schreitet er von der dramatischen Darstellung der Collisionen des bürgerlichen und gesellschaftlichen Lebens zu der erschütternden, wenn auch nicht befriedigenden Darstellung der Räthsel des Weltlaufs, der Einzel- und Völkerschicksale in seinen Erzählungen und Romanen fort. Als Prosaiker stellt sich sein Styl fast durchaus durch Frische, Klarheit, Schönheit und Gedrungenheit dem besten an die Seite und athmet die edelste Männlichkeit. Klinger ist ein deutscher Autor, der nicht minder seiner bleibenden Vorzüge als seiner literarhistorischen Bedeutung wegen in noch weiterem Umfang als bisher gekannt zu werden verdient. Den Selbstständigen und Geisteskräftigen wird er, mit all seinen ästhetischen, philosophischen und moralischen Schroffheiten und Härten, in seinen Schriften eine anziehende Geistesnahrung bieten, wenn auch ein allzu zarter Geschmack und ein sehr weiches Gemüth sich nicht mit ihm befreunden oder vertragen sollte. Wer Mannigfaltigkeit und Reichthum des Lebens liebt, und zur Erweiterung seiner Begriffe, Anschauungen und Weltkenntniß sich nicht scheut, auch in fremdartige und schroffe Ansichten einzugehen, wird diese kriegerische, trotzige Gestalt neben den vielen friedlicheren, milderen Vertretern der deutschen Literatur gern erblicken, und in dem, was Klinger von andern Schriftstellern unterscheidet, eine höchst fruchtbare Anregung, ja Nöthigung zum ernsten Nachdenken über sich und die Welt, zum gewissenhaften Suchen der Wahrheit finden.

* Vergleiche über Klinger: Goethe's Werke, Ausgabe in 55 Bändchen, B. XXVI, S. 251.

Die Rücksicht, von Klinger's verschiedenen Schriften als Probe verschiedenart'ges zu geben, bewog uns die Bände nicht in ihrer ordentlichen Reihe auf einander folgen zu lassen. Die weiteren 9 Bände werden aber in 3 Lieferungen, von je wieder 3 Bänden, und zu demselben Preise wie obige, so rasch fertig werden, daß das Ganze im Laufe dieses Jahres jedenfalls vollständig erscheinen wird und wir somit wohl hoffen dürfen, daß die bald wieder in Ordnung gebrachte Reihenfolge den verehrlichen Subscribenten nicht unangenehm seyn wird.

Stuttgart und Tübingen, Aug. 1842.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[262] Bei uns ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Des Sophokles

Antigone

übersetzt von

Victor Strauß.

8. geh. Preis 1/3 Rthlr. = 36 kr. rh. = 30 kr. C.-M.

Bielefeld, Juli 1842.

Velhagen u. Klasing.

---

[263] Im Verlag des Unterzeichneten ist so eben nachstehendes interessante Werk erschienen und in allen soliden Buchhandlungen vorräthig zu finden:

Friederich, G., Dr. Theol. et philos., Aus meinem Leben in amtlicher, literarischer und bürgerlicher Beziehung. 1ster Band: Religion und Kirchthum. Mit 1 Stahlstich und 3 Vignetten. gr. 8. Broch. 1 Rthlr. 12 gGr. = 2 fl. 42 kr.

Ein Recensent in Nr. 157 des theol. Liter. Bl. zur Allgemeinen Kirchenzeitung sagt über das Werk u. A.: Tiefe und Innigkeit des christlichen Glaubens, Wärme und hohe Begeisterung für das deutsche Vaterland sprechen sich allenthalben in diesen Vorträgen und besonders auch in den gehaltvollen Poesien aus ꝛc. ꝛc.

Gießen, im Juni 1842.

G. F. Meyer's Verlag.

---

[270] In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Kaiser Barbarossa.

Dichtergabe

zum Kölner Dombau

von

Ludwig Bauer.

8. Velinpap. broch. Preis 1 fl. 12 kr. oder 18 Gr.

Ein großer Gedanke hat im Laufe des letzten Jahrs Deutschland ergriffen, — der Ausbau des Kölner Domes; und vaterländische Herzen haben damit manche Hoffnung auf eine Wiederkehr deutscher Einigkeit und Größe verbunden. Von den ausgestreuten Samenkörnern ist hier eins in einem Dichterherzen aufgegangen: die oben angekündigte Schrift knüpft eine Erinnerung, die jedem deutschen Herzen theuer seyn muß, die um manche heilige Stätte vernehmlicher spricht, sie knüpft den Ruhm der Hohenstaufen an jenen hochfliegenden Wunsch nach Vollendung des deutschen Domes, und verheißt ihm, das Große mit Großem vermählend, reicheren Segen. Im Spiegel einer strahlenden Vorzeit betrachten wir die Gegenwart mit ihrem Hoffen und Fürchten, ihrem Haß und ihrer Liebe, denn nach dem uralten Rechte der Poesie ist auch dieses Gedicht nur äußerlich objektiv oder geschichtlich, sein Inneres ist ein treuer Abdruck vom Geiste des lebenden Geschlechts: der gefesselte Rhein, der Deutschen stäte Vereinzelungssucht, der alte Kampf von Staat und Kirche, der in unsern Tagen unter neuer Form Deutschlands Ruhm und Kraft zu gefährden droht, dieses und noch manche schwere Frage findet in dieser Dichtung seine Stelle, nicht minder als die entgegengesetzten Bilder von hoher Begeisterung, aufopfernder Vaterlandsliebe, schöner Eintracht, die sich die Hände reicht zum fruchtbaren Gedeihen.

Stuttgart und Tübingen, im Aug. 1841.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[280] Im Verlage der Unterzeichneten ist so eben erschienen:

Ein Tagebuch.

Von **Therese,**

Verfasserin der Briefe aus dem Süden.

8. fein Velinpapier, geh. Preis 1 Thlr. 12 gGr.

Braunschweig, 1. Juli 1842.

Friedrich Vieweg und Sohn.

---

[285] Bei F. Kupferberg in Mainz hat so eben die Presse verlassen und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Kunstschätze und Baudenkmäler am Rhein, von Basel bis Holland. Ein Leitfaden für reisende Kunstfreunde, von Dr. H. Püttmann. 8. 29½ Bogen. geh. 2 fl. 42 kr.

---

[275] In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Der deutsche Oberrhein

während der Kriege

seit dem westphälischen Frieden bis 1801.

Bearbeitet nach den Quellen des großherzoglich badischen Archivs

von

Freiherrn Carl du jarrys de la Roche,

großh. bad. Oberlieutenant und Regiments-Adjutanten.

gr. 8. broch. Preis 2 fl. 24 kr. oder 1 Rthlr. 12 Gr.

Dieses Werk umfaßt die Kriege am deutschen Oberrhein seit dem westphälischen Frieden bis 1801 und dürfte um so zeitgemäßer erscheinen in dem Augenblicke, wo der, nicht allein für das südwestliche Deutschland, sondern auch für Oesterreich so nothwendige Schutz des Oberrheins von Neuem in Frage gezogen wird.

Die Darstellung der Kriege liefert das Beispiel oder vielmehr das Resultat, daß eine kleinliche Eifersucht zwischen den Reichsgliedern die Veranlassung war,

daß sich die blutigen Einfälle der Franzosen wiederholen konnten. Die Reichsstände geizten, um die Operations-Casse mit Geld zu versehen, indessen damals kleine badische Länderstrecken in wenigen Jahren 8 auch 9 Millionen Contributionen an die Franzosen zahlen mußten.

Wenn gleich die Beilagen vorzüglich die nunmehr badischen Landestheile umfassen, so enthält das Werk doch genug Nachrichten über die Lasten, welche die andern dem Rheine nahe gelegenen Lande zu tragen hatten.

Für alle gebildeten Stände Deutschlands muß das Werk von dem größten Interesse seyn, für Baden gibt es aber einen wichtigen Beitrag zur badischen Landesgeschichte ab. Die Kriege dieser Periode, so einfach, mit ihren Folgen aber doch so genau geschildert, können nicht genug nachgelesen werden, denn sie mögen uns ein warnendes Beispiel seyn und werden.

Stuttgart und Tübingen, Aug. 1842.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[259] Neuer Roman.

In meinem Verlage erscheint so eben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Irma und Nanka.

Von

J. Bruno.

Zwei Theile.

Gr. 8. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Leipzig, im Juli 1842.

F. A. Brockhaus.

---

[281] So eben erschien:

Répertoire du théâtre français à Berlin. gr. 8. 6 Nr. (enthält: 8 vollst. Stücke) 1 Rthlr. 2e Série. Nr. 13—18:

Le bon moyen p. Leuven, Lorencino, drame p. Dumas, Les deux voleurs p. Leuven, Horace tragédie p. Corneille, L'Ambitieux comédie p. Scribe, Vatel p. Scribe, Indiana et Charlemagne p. Bayard, Les mémoires du diable p. Arago. Einzeln à 1/6 — 1/3 Rthlr.

Oscar, comédie p. Scribe. 1/6 Rthlr.

Berlin, *Schlesinger*'sche Buch- u. Musikhandlung.

---

[286] In Unterzeichnetem ist erschienen:

Correspondenzblatt

des

königl. württemb. landwirthschaftl. Vereins.

Neue Folge. Band XXI. Jahrgang 1842.

Erster Band. Drittes Heft.

gr. 8. Preis des Jahrgangs von 6 Heften 3 fl. od. 2 Rthlr.

Inhalt:

I. Aufsätze und Abhandlungen. 1) Auszug aus dem Reiseberichte des mit höchster Genehmigung zu der Versammlung deutscher Land- und Forstwirthe zu Doberan abgesendeten Geh. Hofraths, Directors v. Weckherlin zu Hohenheim. 2) Förderung der Rindviehzucht in Württemberg im J. 1841. 3) Bemerkungen über die Stoppels, Herbst- und Frühlings-Waiden.

II. Mittheilungen der Centralstelle aus ihrem unmittelbaren Wirkungskreise. Auszüge aus den Protokollen der Centralstelle. a) Landwirthschaftlicher Bericht von 1841, nebst Notizen über den Brand im Getreide. b) Landwirthschaftlicher Bericht des Cameralamts Schönthal vom J. 1841. c) Notiz über den Kornwurm, von dem Cameralamt Oehringen. d) Hohenheim. Zahl der Zöglinge an dem land- und forstwirthschaftlichen Institut im Sommersemester 1842. e) Patentertheilungen.

III. Beiträge zur Vaterlandskunde. 1) Einige Worte über den landwirthschaftlichen Betrieb auf der Alp, besonders der Zwiefalter Alp, und ihre materiellen Interessen, mit Rücksicht auf ihre Bevölkerung.

IV. Auszüge und Notizen. 1) Die für die Obstbaumzucht verderblichen Insekten. 2) Ueber die Zulässigkeit der mit Asphalt bedeckten Dächer in feuerpolizeilicher Hinsicht.

V. Literatur. Zeitschrift für Landwirthschaft. Organ mehrerer landwirthschaftlichen Gesellschaften und Vereine in Sachsen. Herausgegeben von Ludwig von Breitenbauch, k. preuß. Kammerherrn ꝛc.

VI. Meteorologische Chronik.

Stuttgart und Tübingen, Juli 1842.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[244] Bei **Gebhardt u. Reisland** in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Philipp Jakob Spener.

Eine Geschichte

vergangener Zeit für die unsere.

Von

C. A. Wildenhahn,

Pastor Sec. zu St. Petri in Bautzen.

2 Theile. 8. broch. Preis 1 Thlr. 15 Ngr.

---

[265] Bei **Hinrichs** in Leipzig ist erschienen und zu finden in allen Buchhandlungen:

Rudolphi, Dr. Aug.,

Anschauliche Belehrungen

über die

Natur

nach ihrer zeitgemäßen Entwickelung.

Lehr- und Lesebuch für Schule und Haus. In 4 Bänden. gr. 8. Subscriptionspreis 4 Thlr.

---

[292] In Unterzeichnetem sind so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Gedichte

ältere und neuere,

von

Friedrich Freiherrn v. Pechlin.

8. Velinp. broch. Preis 1 fl. 45 kr. oder 1 Rthlr.

Die hier mitgetheilten Poesien ergießen sich in edler Einfachheit und Wärme meistens über Gegenstände der Natur, und den Bildern, die an unserm Auge vorübergeführt werden, wird durch den Reiz besonderer Frische und des unmittelbar Erlebten ein erhöhtes, ungemeines Interesse verleihen. Auch kleinere, sonst weniger beachtete Begebnisse des äußern Lebens weiß der Dichter in seinen Darstellungen zu einem ansprechenden Ganzen zu verweben und ihnen eine neue Seite abzugewinnen. Seine Anschauungen zeugen überall von reinem, männlichem Sinne und von einem wohlbewußten Streben nach dem, was wahren Gehalt hat.

Stuttgart und Tübingen, Aug. 1842.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Johannes von Müller's Weltgeschichte
in Einem Bande.

[277] In Unterzeichnetem sind erschienen:

Vier und zwanzig Bücher
Allgemeiner Geschichten,
besonders der
europäischen Menschheit,
von
Johannes von Müller.
Neue Ausgabe in Einem Bande.
Mit dem Bildniß des Verfassers in Stahlstich.

Preis 5 fl. 24 kr. oder 3 Rthlr. 8 Gr.

Diese neue Ausgabe des anerkannt ausgezeichnetsten Geschichtswerks deutscher Zunge, welcher wir die beliebte Einrichtung der Ausgaben in Einem Bande gegeben haben, und die sich in Format, Schrift und Papier ganz der Ausgabe von „Menzels Geschichte der Deutschen" anreiht, ist durch ein ihren Werth gar sehr erhöhendes Register bereichert worden.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[283] **Neuestes Heft.**

Bei Jan. Jackowitz in Leipzig erschien so eben als Fortsetzung

Berlin wie es ist und — trinkt.

Von

Ad. Brennglas.

XV. Heft: „Ein Sonntag in Tempelhof."

Eine Lokalposse in einem Akt.

Mit color. Titelkupfer.

8. geh. im Umschlag. Preis 6 gGr., 7½ Ngr.

Der originelle Verfasser, der ein echter Volksdichter ist, da seine Erzeugnisse seit zehn Jahren bei Hoch und Niedrig denselben Beifall finden, und dessen große Wirkung im Geiste der Zeit nicht bestritten werden darf, bringt hier eine Lokalposse, auf welche, da sie vollkommen dramatisch ist, noch besonders die deutschen Bühnen aufmerksam mache.

---

[264] **Höchst interessantes Werk für Geschichtschreiber und Bibliotheken.**

So eben ist in unserem Verlage erschienen:

Geschichte der vormals kaiserlichen freien Reichsstadt Goslar am Harze von G. F. Eduard Crusius, Pastor zu Immenrode. Erstes Heft.

Die Geschichte Goslars, eine durch ihre höchst merkwürdigen Schicksale der Geschichtsfreunde besonders wichtige Stadt, entbehrt schon lange eine dem Interesse des Gegenstandes würdige Bearbeitung, da die bisher darüber erschienenen Werke meist veraltet sind. Um so mehr glauben wir in dieser neuen, vollständigen, auch durch äußere elegante Ausstattung sich empfehlenden Schrift, von der nun das erste Heft erschienen, allen Geschichtsforschern und Geschichtsfreunden eine willkommene Erscheinung darbieten zu können. Der Herr Verfasser dieses Werkes, bereits durch mehrere Leistungen der literarischen Welt bekannt, hat sich seit mehr denn drei Jahren mit dem Studium der Geschichte Goslars beschäftigt, und legt jetzt die Resultate seiner mühevollen Forschungen und Sammlungen in einem ansprechenden Gewande dem Publico vor. Das Werk selbst dürfte übrigens nicht bloß ein Lokal-Interesse haben, da sich die Geschichte einer vormaligen Reichsstadt und früheren Residenz der Kaiser auch auf allgemeinere Gegenstände der vaterländischen Geschichte nothwendig verbreiten muß. Das Ganze erscheint in 6—7 Liefer. gr. 8. auf gutem Papier mit großer Schrift gedruckt. Der Preis eines jeden Heftes ist 6 gGr. Sobald das Werk vollständig erschienen ist, wird der Preis erhöhet werden.

Osterode und Goslar, Juli 1842.

A. Sorge'sche Buchhandlung.

---

[274] In Unterzeichnetem sind so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Gedichte

von

Franz von Schober.

8. Velinp. br. Preis 2 fl. 24 kr. oder 1 Rthlr. 12 Gr.

Stuttgart und Tübingen, Aug. 1842.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Digitized by Google

№ 203.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Donnerſtag, den 25. Auguſt 1842.

— My courage try,
And thou shalt find, that I exceed my sex.
Shakespeare.

Am Thurm.

Ich ſteh' auf hohem Balkone am Thurm,
Umſtrichen vom ſchreienden Staare,
Und laß' gleich einer Ménade den Sturm
Mir wühlen im flatternden Haare.
O wilder Geſelle, o toller Fant,
Ich möchte dich kräftig umſchlingen,
Und Sehne an Sehne, zwei Schritte vom Rand,
Auf Tod und Leben dann ringen.

Und drunten ſeh' ich am Strande ſo friſch
Wie ſpielende Doggen die Wellen
Sich tummeln rings mit Geklaff und Geziſch
Und glänzende Flocken ſchnellen.
O ſpringen möcht' ich hinein alsbald
Recht in die tobende Meute,
Und jagen durch den korallenen Wald
Das Wallroß, die luſtige Beute.

Und drüben ſeh' ich ein Wimpel wehn
So keck, wie eine Standarte,
Seh' auf und nieder den Kiel ſich drehn
Von meiner luftigen Warte.

O ſitzen möcht' ich im kämpfenden Schiff,
Das Steuerruder ergreifen,
Und ziſchend über das brandende Riff
Wie eine Seemöve ſtreifen.

Wär' ich ein Jäger auf freier Flur,
Ein Stück nur von einem Soldaten!
Wär' ich ein Mann doch mindeſtens nur,
So würde der Himmel mir rathen.
Nun muß ich ſitzen ſo fein und klar
Gleich einem artigen Kinde,
Und darf nur heimlich löſen mein Haar
Und laſſen es flattern im Winde.

Annette Freiin von Droſte-Hülshoff.

Drei Wochen im Ungarn im Herbſt 1841.

(Fortſetzung.)

Um neun Uhr führte man uns über die Donau, dem ſchönen Gran zu. Das Gaſthaus war überfüllt mit Menſchen, denn zwei Dampfſchiffe hinter einander waren hier an der Maſchine beſchädigt worden und hatten in Gran ihre Paſſagiere abſetzen müſſen, die nun ungeduldig

ein drittes Schiff erwarteten, um nach Wien zu kommen. Mit Mühe erhielten wir Frauen ein kleines Zimmer. Um zwei Uhr ſollte das nach Peſth beſtimmte Schiff eintreffen; da es erſt eilf Uhr war, beſchloſſen wir, die neue Kirche auf dem Berge zu ſehen, die der Erzbiſchof bauen läßt.

Beim Weggehen hörte ich einen der Paſſagiere des verunglückten Dampfbootes den Wirth fragen, wer ich ſey. Dieſer antwortete auch laut genug, er wiſſe es nicht, ich wolle aber mit dem Herrn und der Dame dort nach Peſth zurückfahren. Ich zürnte dem unberufenen Frager, und wie dankbar war ich ihm ſpäter! — Wir ſtiegen in der glühenden Sonnenhitze den grünen Hügel hinan. Oben belohnte uns die bezauberndſte Ausſicht auf die ſchöne Donau mit ihren hügeligen Ufern. Die Kirche ſelbſt verdient auch, daß jeder Reiſende ſie beſuche. Ich bedaure, keine nähern Details über ſie geben zu können; das Notizenbuch, worin ich während meines Aufenthalts in Ungarn alles Merkwürdige aufgeſchrieben, liegt auf dem Grunde der Donau. Bei der Rückfahrt auf dem Schiffe ſchlug ein herabfallendes Tau es mir aus der Hand in die Wellen.

Die unterirdiſchen Grabgewölbe in der erzbiſchöflichen Kirche ſind wahrhaft impoſant, ſchöne, hohe Gänge mit langen Säulenreihen, auch zum Gottesdienſt eingerichtet; ein prächtiger Altar ſchmückt das mittelſte und höchſte Gewölbe. An den Seitenwänden ſind über einander die Reihen von Niſchen ausgehauen, in welche die Särge der verſtorbenen Erzbiſchöfe und Prälaten geſchoben werden. Aus allen Theilen des Landes werden die Särge hieher geſchafft. Mich ſchauderte, als ich die Höhlung ſah, in welche die ſterblichen Reſte des jetzigen Erzbiſchofs einſt kommen werden.

Als wir aus der Kirche traten und die Anſicht von der andern Seite des Berges betrachten wollten, ſtürzte ein blonder Mann, derſelbe, der den Wirth nach mir gefragt, auf mich zu. „Um Gotteswillen," rief er, „meine Gnädige, Sie ſehen ſich hier ganz behaglich um und das Dampfſchiff für Peſth kommt ſchon mit vollen Segeln! Ich ſah Sie hieher gehen, hatte aber gehört, daß Sie nach Peſth wollen, und da ich in Erwartung des Dampfſchiffs für Wien ausblickte, gewahrte ich zufällig die Dampfſäule, die raſch die Donau herunterſchoß." Er ſchwieg und wiſchte ſich die dunkelrothe Stirne ab; ich aber war ſtarr vor Verwunderung, daß ein mir gänzlich fremder Mann eine ſolche Aufmerkſamkeit gehabt habe. Wir eilten nun an die andere Seite des Berges, und wirklich, da kam der ſtolze Dämpfer angeflogen. Es war eine gute Viertelſtunde Wegs bis zum Landungsplatz; Herr von H. überhäufte den Fremden mit Dankſagungen, denn ohne ihn und ſeine freundliche Warnung hätten wir ohnfehlbar das Schiff verſäumt, und dann wäre in mehreren Tagen kein anderes gekommen, da ihrer drei keinen Dienſt verſehen konnten. — Trotz der glühenden Mittagshitze flog ich den Berg in Eile hinab, den Andern weit voran. Der Fremde war noch außer Athem von der ſchnellen Beſteigung des Berges, Herr von H. zu ruhig, und meine Freundin zu vernünftig, um zu laufen wie ich. — Am Fuße des Berges blieb ich ſtehen, um dem Fremden zu danken; denn wirklich erſchien mir, was er gethan, als die größte Artigkeit, die ich erlebt. Einer Fremden zu Gefallen bei dreißig Grad Hitze einen Berg erſteigen, ohne andern Lohn erwarten zu können, als den flüchtigen Dank einer Wegſegelnden, ohne ſie ſelbſt nach ihrem Namen zu fragen, wirklich, ich finde, daß es ein Ruhm für das neunzehnte Jahrhundert iſt, daß es noch ſolche Ritter zählt. — Meinen Dank nahm er nicht an und erbat ſich nur als Lohn, uns bis an das Dampfſchiff begleiten zu dürfen. Ich habe ihn nicht wieder geſehen und nie gehört, wer er war.

Herr von H. eilte in das Gaſthaus, um unſere Effekten auf das Boot zu beſorgen, Fräulein von H., der Fremde und ich betraten die Landungsbrücke. Ich hörte eine zornige Stimme auf Italieniſch ſchelten und zanken, und als wir an den Rand der Brücke traten, bot ſich meinen Augen ein bewegtes Bild dar. Das Dampfboot hatte anlegen wollen, die Taue, die man herübergeworfen, waren aber von den Matroſen nicht aufgefangen worden und ſie hatten ſie aus Ungeſchicklichkeit in's Waſſer fallen laſſen. Nun trieb das Schiff leiſe weiter durch die Fluth, und darauf hoch oben ſtand der Kapitän und ſchalt mit ſüdlichem Feuer in einer Sprache, von der die Geſcholtenen keine Sylbe verſtanden. Endlich wurde das Boot an der Brücke befeſtigt und das Brett gelegt; aber ich fürchtete, es zu betreten, denn mit funkelnden Augen ſtand der Kapitän drüben. Sein dunkler Teint, ſein krauſer ſchwarzer Bart, die feurigen dunkeln Augen, das lange, im Winde wallende Haar gaben ihm in ſeinem Zorn ein wahrhaft furchtbares Anſehen. Der Fremde bemerkte lächelnd meine Angſt, ich ſchämte mich derſelben und ging raſch hinunter. Meine Freunde waren beide an meiner Seite, noch einen lezten Dank rief ich auf die Brücke und rauſchte die Donau hinab.

(Fortſetzung folgt.)

Der Torfteufel.

(Fortſetzung.)

Ein ſolcher Poſtwagen fuhr am Tage, von dem hier die Rede iſt, von Stade nach Burtehude, und enthielt zwar keine eigentlichen Reiſenden, aber doch drei Menſchen. Auf der vorderſten Bank ſaß der Poſtillon, der alte Johann, der ſeit vier-und-dreißig Jahren dieſen Weg

fuhr und nie ſein Gelübde gebrochen hatte, bei jeder Schenke anzuhalten, auch die Fahrſtraßen ſo genau kannte, daß er ziemlich genau vorher wußte, wo er umwerfen würde. Auf der zweiten Bank aber ſaßen zwei Beſchützer der Poſt; denn es befand ſich auf dem Wagen eine Summe Geldes und die Gegend war nicht vollkommen ſicher. Die Beiden waren der Invalide Hans Baſt, der ehemals unter den Schweden gedient hatte und mit ſeinem einzigen Auge nicht ganz gut ſah, und der Landſoldat Henning Püttel, ein ſchlauer Kerl, welcher gewiß viele Kriegsthaten würde verrichtet haben, wie er ſelbſt ſagte, wenn er zu Felde gezogen wäre. Beide beklagten heute ein gemeinſchaftliches Unglück: ſie hatten den einen Tabaksbeutel verloren, welcher für Beide den Vorrath enthielt, und der alte Johann führte unterwegs keinen Tabak, weil er das Verbot des Poſtmeiſters ſcheute, auf dem Wagen zu rauchen, woraus ſich aber die beiden Soldaten wenig machten, welche unmuthig ihre geladenen Flinten ohne Bajonnet zwiſchen ihren Knieen hielten und mehr fluchten als gewöhnlich.

Da trat in der Nähe des Düvelsmoors, es mochte gegen zehn Uhr in der naßkalten Oktobernacht ſeyn, ein alter Mann, den ſie früher nicht bemerkt hatten, an den Wagen und bat mit rauher Stimme, ob ſie ihn nicht eine Strecke mitfahren laſſen wollten bis zum nächſten Dorfe, er könne nicht gut gehen. Der Poſtillon und Hans Baſt waren ſogleich willig, ſeine Bitte zu erfüllen, allein der vorſichtige Landſoldat betrachtete den Wanderer erſt genauer, ſo gut es die Nacht zuließ, welche nicht ſehr dunkel war. Er ſah ſcharf hin und bemerkte, daß der Alte eine ſehr krumme Naſe habe und an dem linken Bein einen offenbaren Klumpfuß, obgleich ihn der Stiefel verbergen ſollte. „Dat is de Düvel," raunte er ſeinem Gefährten zu. Nicht doch! meinte Baſt, der nicht gut ſah, und da auch Johann, der die zum Stehen ſehr willigen Pferde angehalten hatte, am Fremden nichts Verdächtiges bemerkte und ein Trinkgeld hoffte, ſo drangen die zwei Stimmen gegen die eine durch und es ward dem Alten erlaubt, aufzuſteigen. Doch war Henning Püttel ſo ſchlau, daß der Fremde zwar mit ihm auf eine Bank, aber ſo zu ſitzen kam, daß Hans Baſt die Mitte einnahm.

So fuhren ſie weiter; aber bald flüſterte Henning dem Invaliden zu: „Riechſt du nichts?" — „Es iſt von Knoblauch," erwiderte Hans. — „Ei was!" flüſterte Henning wieder, „der Kerl riecht ganz anders als der Jude Löw Sammel, der uns die Schweinsborſten abkauft." Bald aber ſteigerte ſich Hennings Verdacht, als der Alte anfing, allerlei ſeltſame Fragen zu thun, welche ganz deutlich anzeigten, daß er aus einer Gegend kommen müſſe, wo gar keine Menſchen lebten wie auf der Erde.

Nachdem der Wagen eine kleine halbe Stunde weiter gefahren war, kamen die Reiſenden in eine bewohnte Gegend und ſahen auch einen Menſchen, der aber oben am Galgen hing. „Was iſt das für ein Mann, der da oben tanzt?" fragte der Fremde, auf den vom Winde bewegten Gehängten weiſend. Nach dieſer Frage wurde es nun Henning vollkommen klar, daß der Burſche der Teufel ſeyn müſſe; hatte doch jeder Menſch zu damaliger Zeit ſo viel Einſicht, zu wiſſen, was ein Galgen iſt, und was es bedeutet, wenn einer daran hängt. Warte! dachte der Landſoldat, ich will dir deine krumme Naſe länger drehen.

„Das iſt," ſprach er laut, und ſtieß dabei mit dem linken Ellenbogen Baſten in die Seite, als ein Zeichen des Einverſtändniſſes; „das iſt eine Kanzel, und der darin umherſpringt, iſt der Paſtor, der darum ſo hoch hinaufgeſtiegen iſt, um den Leuten den Weg in den Himmel zu zeigen, und nun vor Freuden tanzt." — „So?" ſagte der Fremde gedehnt, dem das Wort Himmel nicht recht gefallen mochte, „der muß flinke Beine haben, weil er auf nichts tanzen kann."

Nicht lange, ſo kamen ſie bei einem Kreuzwege an einem Wegweiſer vorbei, der den einen Arm, den er noch beſaß, in die graue Nacht hinausſtreckte. „Was iſt denn das," fragte der Fremde, „was da am Wege ſteht und hinweiſt, wohin wir nicht fahren?" — „Ei," lachte der Landſoldat, „kennſt du denn keinen Amtmann? Der ſteht da immer ſteif und feſt und will die Leute auf den rechten Weg weiſen; er ſelber aber geht ihn nicht." — „Freilich!" meinte der Fremde, „das würde ihm auch ſauer werden! Es iſt aber doch eine anſehnliche Perſon."

Es ging weiter, und der Fremde ſah nicht fern vom Wege einen Schäferkarren und dabei auf einem ungepflügten Felde die ausgeſtellten Hürden, in welchen gegen fünfhundert Schaafe eingepfercht waren, um den Acker noch zur Roggenſaat zu düngen. Der Schäfer ſchlief feſt in ſeinem Karren und man hörte ihn ſchnarchen, als der Poſtwagen vorbeifuhr; der kluge Hund ſchlug nur einmal an, weil er keine Gefahr bemerkte, und die Schaafe lagen dicht gedrängt und ſtill; nur einige hoben die Köpfe und blöckten ein wenig. — „Was iſt das dort," fragte der Neugierige, „in dem Hauſe auf Rädern, und was ſich da umher bewegt?" — „Weißt du das nicht?" lachte Henning; „das iſt ja der allergnädigſte Herr Herzog mitten unter ſeinen Unterthanen: er iſt jezt in ſeinem Hauſe beſchäftigt und regiert, und die Unterthanen treiben Ackerbau und haben es gut, und der ſo etwas laut uns anſpricht, mit ſeiner feinen Naſe Alles ausſpürt und beſchnüffelt, die Unterthanen mit Bellen und Beißen ſchön in Ordnung hält, das iſt des Herzogs Polizeiminiſter." — „Ich meinte nicht anders," erwiderte der Alte, „als es wäre ein Hund."

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dießen am Ammersee, August.

(Fortsetzung.)

Grafenrath. — Greifenberg.

Dicht bei Wildenroth windet sich die Amper um einen Hügel, hinter dem ein uralter Spitzthurm hoch emporragt. Er soll seinem untern Theile nach ein römischer Wartthurm seyn und ist jezt Glockenträger für eine kleine Kirche, die jedenfalls viel neuer ist. Einen Büchsenschuß weiter steht mitten in der Amperwiese das Gotteshaus von Grafenrath, eine vielbesuchte Wallfahrt. Der heilige Graf Rath, dessen moderude Gebeine hier in ritterlichem Schmucke mit Krone und Wappenrock in einem Glaskasten zur schauderuden Verehrung ausgestellt sind, war, wie neuere Geschichtsschreiber wahrscheinlich machen, aus dem Stamme der Huosi, die in den uralten Gesetzen der Bojoarier, welche Theodorich, der König von Austrasien, auf dem Tage zu Chalons gegeben, als die ersten nach dem herzoglichen Geschlechte der Agilolfinger genannt werden. Sie waren reich begütert in den Gegenden an der Ammer und dieselben, die sich später von Andechs und Dießen nannten. Ratbod, Rapoto, Rasso, der Heilige, jezt Graf Rath genannt, strahlt als ein mächtiger Held in den Jahrbüchern seiner Tage, oftmals siegreich gegen die Ungarn kämpfend zu den Zeiten des großen Otto. Sein Kriegerleben gottselig zu schließen, ging er im Jahr 949 wallfahren zum heiligen Grab in Jerusalem und verrichtete seine Andacht. Heimkehrend that er zu Rom dasselbe und sammelte dort einen Schatz von heiligen Gebeinen, den er glücklich über die Alpen brachte und im schönen Ammerthale hier an dieser Stelle in dem Kloster niederlegte, das er selbst gebaut und das St. Ulrich, der Bischof von Augsburg, eingeweiht hatte. Zu gleicher Zeit nahm er Abschied von der Welt, hüllte die Glieder in härenes Gewand, ging als Laienbruder in sein Stift und starb am 19ten Juni 954; ein Tag, der noch jezt Tausende von Wallfahrern in das kleine Kirchlein und das nicht weit entlegene große Wirthshaus zieht. Der heilige Graf Rath wird von dem Landvolke der Umgegend in den verschiedensten Nöthen angerufen, und soll laut der volksthümlichen „Lebensgeschichte," welche 1839 zu Kaufbeuren gedruckt wurde, in dem kurzen Zeitraum von 191 Jahren mehr als fünfzehntausend Wunder gewirkt haben; dessen zum Zeugniß sind in der Kirche eine Anzahl Krücken zu sehen, deren ehemalige Besizer gesund davongingen und diese Zeichen ihrer Krüppelhaftigkeit zum Andenken zurückließen, so wie auch eine unzählige Menge von wächsernen Füßen, Händen, Augen und dergleichen, die auf langen Rahmen zum Gedächtniß ausgestellt sind. Endlich zieren auch noch viele hunderte von Votivtafeln die Wände. In der Mitte der Kirche liegt ein schöner Grabstein des ritterlichen Grafen, der übrigens nicht gleichzeitig, sondern aus dem fünfzehnten Jahrhundert ist.

Aus dem freundlichen Thalgelände verliert sich der Pfad bald wieder in den Forst, den er erst da verläßt, wo von der Höhe des Waldes herab der Ammersee erschaut wird. Bald erreichen wir die Hauptstraße, an welcher ein ärmliches, halb verfaultes Wirthshaus liegt, und zwar auf einer Stelle, die gewiß ein sehr glänzender Gasthof zieren würde, wenn es hier zu Lande gebräuchlich wäre, auf den Comfort der Reisenden zu spekuliren. In der That wird die Schönheit dieser Lage von jedem Pilger begrüßt, der hier vorbei wandert oder im Postwagen vorüber rollt; denn besagte Kneipe — Stegen heißt sie — an der äußersten Spize des vier Stunden langen Sees, nur wenige Fuß über dem Wasserspiegel gelegen, beherrscht an sonnigen Tagen eine wahrhaft feierliche Aussicht über die blizende blaue Fläche, die fächerartig auseinander geht und, von schönen Anhöhen begrenzt, oben, weit oben den Fuß der Hochgebirge zu bespülen scheint. Es wäre hier der einladendste Ort zum Landaufenthalte, günstige Gelegenheit zu Seebädern, sehr geeignete Lage für allerlei Ausflüge in die Ebenen und in's Gebirge, und dieses Stegen könnte ein Löwe werden unter den bayerischen Dörfern, ein Rendezvous für die Münchner Vornehmheit, während jezt nur die Fuhrleute dort zukehren, die ihre Pferde füttern und dann gedankenlos wieder weiter ziehen.

Von Stegen gelangen wir in einer Stunde nach Greifenberg, einem in Obstbäumen begrabenen Dörfchen, welches ein Besizthum der Freiherrn von Perfall ist, die in einem uralten Schlosse hausen, das sie nach dem Aussterben der alten Greif von Greifenberg im Jahre 1507 von den Herzogen von Bayern zu Lehen erhalten. Der Ort liegt an einem gegen Süden fallenden Abhange, und von dieser Höhe löst sich, wie eigens angefertigt, ein gleich hoher Kegel ab, auf dem die Burg erbaut ist. Außen herum zieht sich sowohl über die Hochebene als die Halde hinab in's Thal eine durch die Vorsprünge und Einbiegungen des Erdreichs malerisch gehobene englische Anlage mit allerlei Blumenbeeten, Kieswegen, Laubgängen und Pavillons. Oben auf dem Plateau bildet sie gerade dem Schlosse gegenüber am Jägerhause einen Erker, den eine Weinlaube überwölbt. Von dieser Ecke herab hat das Auge eine Ernte, welche zu den reichsten gehört, welche die Ebene bieten kann. Da geht der Blick an dem hohen Schlosse vorbei und über den abwärts laufenden Garten weg hinunter in grüne Auen und wogende Felder und über schöne Eichenforste hinein auf den See, der aus tiefem Becken heraufglänzt, auf einer Seite an dem waldigen Fuße des heiligen Berges sich bricht, gegen Mittag aber so nahe an die Gebirge reicht, daß sie aus seiner silbernen Tiefe in ungeheurer Höhe aufsteigen, und zwar gerade durch diese tiefe Unterlage so mächtig gehoben. Freilich ist dieß nur scheinbar, denn von dem obern Ufer des Sees breitet sich noch eine geräumige Fläche bis an die Vorberge der Alpen; aber diese Fläche zieht sich für das Auge so eng zusammen, daß die blauen Höhen fast unmittelbar in den See zu stürzen scheinen.

In dem Schlosse selbst ist eine Vorhalle, die noch manches Andenken an die vergangenen Tage des ritterlichen Geschlechtes bewahrt: Schwerter, die den dreißigjährigen Krieg mitgeschlagen, Bogen und Pfeile, die in den Türkenkriegen erbeutet worden, und einige stattliche Ahnenbilder. Im Archiv liegen viele alte Urkunden, darunter mehrere anziehende Schreiben, worin die Herzoge zu München in den gemüthlichen Worten der Zeit die getreuen Herrn von Perfall zu Greifenberg zu Hochzeiten und festlichen Tagen einluden. Es ist dabei nie unterlassen, den edlen und festen Rittern sowohl als den Knechten, die sie mitzubringen hatten, das Kostüm zu bestimmen, in dem sie erscheinen mußten, und zur größern Deutlichkeit legten die gnädigen Fürsten von kunstfertiger Hand gezeichnete und sauber illuminirte Musterbilder bei, von denen aber leider manche verloren gegangen sind. Wie wir hören, haben sich indessen in andern Burgarchiven noch mehrere Blätter der Art erhalten, und es wäre wohl kein verwerflicher Gedanke, diese Zeichnungen zu sammeln und sie als posthumes Modejournal bayerischer Trachten aus dem fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert herauszugeben.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 68.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 204.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Freitag, den 26. Auguſt 1842.

— Merkt euch, wie der Teufel ſpaße!
Goethe.

Der Torfteufel.

(Schluß.)

Der Poſtwagen fuhr nach einer Weile nicht fern von einem Dorfe vorbei, zum großen Aerger des alten Johann, daß noch immer der Weg nicht durch das Dorf führte, wenn er auch ein halb Stündchen dadurch länger geworden wäre; denn er ſah noch, als eben die Uhr auf dem Kirchthum eilf ſchlug, Lichter im Wirthshaus, und er hörte ſogar, oder meinte es doch, einige luſtige Stimmen herüber ſchallen; es war im Dorfe Markttag geweſen. — „Was iſt denn das, was da ſo hell herüberſchimmert?“ fragte der Fremde wieder. — „Ja, ſiehſt du,“ verſetzte treuherzig Henning, „das iſt eine Kirche, und da ſind die Leute andächtig und werden voll Geiſtes, und dann ſingen ſie und werden zuletzt ganz ſelig; und darin iſt ein Mann, der immer ermahnt und hilft, daß ſie ſelig werden. Es iſt eine wahre Luſt, in dieſe Kirche zu gehen und ſelig zu werden.“ — „Da möchte ich auch einmal hin, wenn es ſo leicht iſt, ſelig zu werden,“ meinte der Alte. — „Aber,“ fuhr er fort und zeigte mit einer ſchwarzen Hand in die halbdunkle Nacht hinaus auf einen Kirchthurm, „was iſt denn das Hohe und Spitze da über dem großen und finſtern Hauſe?“ — „Ei,“ rief der Landſoldat, „da gehen die Leute einmal oder zweimal in der Woche hin und ſpielen Verſtecken.“ — „Wie machen ſie das?“ fragte der Neugierige. — „Haſt du denn noch nie von der Faſtnacht gehört? und wie ſich die Leute da verkleiden und immer was anderes vorſtellen wollen, als ſie ſind, wobei die Hauptſache iſt, daß Niemand ſie erräth oder erkennt? So machen ſie es auch in jenem großen, finſtern Hauſe. Sie gehen dahin und nehmen ein ganz anderes Geſicht vor, als ſie ſonſt haben, ſo daß ſie anders erſcheinen als an andern Tagen. Die alten Zänker ſehen ganz milde aus, die biſſigen Weiber machen ſanfte Augen, die Geizhälſe ſchauen theilnehmend auf die Armen, die Feinde grüßen ſich und blicken ſich freundlich an, die luſtigſten Dirnen ſchlagen die Augen nieder, die Geſichter der jungen Burſche gleichen barbierten Schaafsköpfen; und was eigentlich recht ſchnakiſch iſt, Alle ſehen ſo ehrbar und verdroſſen aus und Keiner will lachen, wenn ihn auch der Schelm in den Nacken ſchlägt. Einer aber ſteht mitten unter ihnen und ſchreit und ficht mit den Händen und will Allen was weiß machen, was er ſelbſt nicht glaubt. Keiner darf ihm widerſprechen, und Alle ſtellen ſich auch, als wenn ſie glaubten, was er ihnen ſagt, und doch glauben ſie ihm nicht — kurz! Alle ſpielen mit einander Verſtecken.“ — „Ei!“ meinte der Alte, „da möcht' ich auch mitſpielen.“

Man kann unſchwer merken, daß die Nähe des Teufels auf den Landſoldaten ſtark zu wirken begann;

wie hätte er ſonſt ſo gottloſen Spott vorbringen können, wovor der alte Johann und Baſt ſich entſezten. Dieß aber beweist eben die Gewalt der Hölle, daß ſie auch die zu ihrem Dienſte zwingt, welche meinen, über ſie ſpotten zu können.

So hatte der Fremde im Geſpräch alle die merkwürdigen Dinge erſchöpft, welche möglicherweiſe einem Reiſenden in einer Haide- und Moorgegend von Norddeutſchland begegnen können. Man ſah nichts Neues mehr und es war gegen Mitternacht. Da richtete der Alte ſein Auge auf die Flinte, welche der ſchwediſche Invalide zwiſchen ſeinen Knien hielt, und fragte, als wenn er ſie jezt erſt erblickte: „Was iſt denn das, was du da zwiſchen deinen Beinen hältſt?“

Der alte Baſt wollte antworten und Auskunft geben; aber Henning ſtieß ihn mit dem Ellenbogen merklich in die Seite und ſagte, ehe der Kamerad zu Worte kommen konnte: „Das iſt eine Tabakspfeife; ich habe auch ſo eine, ſiehſt du? und daraus rauchen wir, wenn wir gerade Luſt haben, und es ſchmeckt einem tüchtigen Kerl der Tabak gut, das magſt du glauben, wenn er ſo den Dampf in ſich zieht und wieder ausbläst. Kannſt du auch Tabak rauchen?“ fragte er gedehnt. — „Rauch und Dampf,“ erwiderte der Alte, „mag ich wohl leiden, und ich kann ihn auch einziehen und ausblaſen, und wenn es paßt, auch Feuer dazu; aber Tabak geraucht habe ich noch nicht. Wie wird denn das gemacht?“ — „Ja,“ ſiehſt du wohl,“ erwiderte Henning, „zuerſt ſtopfen wir in dieſe lange Röhre Kraut —“ und Loth, wollte er hinzuſetzen, aber er beſann ſich noch; „denn der Tabak iſt ein Kraut — und dann nehmen wir oben die Röhre in den Mund und ſaugen tüchtig daran — ſieh, ſo!“ Und er nahm die Flinte in den Mund, that als wenn er daran ſöge, und blies dann ſeinen Odem ſtark von ſich, welcher in der kalten Nacht als Dampf erſchien. — „Siehſt du, dann kommt der Dampf herauf, und das iſt Rauchen. Willſt du es auch einmal verſuchen?“ — „Ja,“ ſprach der Fremde, „leih mir einmal deine Pfeife, ich will doch ſehen, ob ich auch Tabak rauchen kann.“

Der liſtige Landſoldat wollte nur dieſes, und er reichte dem Alten über des Invaliden Schooß die Flinte hin, indem er ſelbſt den Kolben in der Hand behielt. Indem aber der Fremde die Röhre der Flinte in den Mund ſezte und mit aller Kraft zu ſaugen anfing, hatte Henning ſachte den Hahn aufgezogen und drückte los. Mit gewaltigem Knall fuhr der Schuß heraus und dem Sauger in den Mund, welcher jedoch ganz gelaſſen die Flinte abſezte und ſagte: „Das iſt aber ſtarker Tabak.“

Da ergriff hölliſches Entſetzen den tapfern Invaliden und den liſtigen Landſoldaten; es war ihnen, als bekämen ſie einen Schlag an den Kopf, ſie flogen vom Poſtwagen, die Pferde vergaßen ihre Sanftmuth, bäumten ſich und riſſen aus. Der alte Johann wurde vom Wagen geworfen und fiel in eine Pfütze; die beiden Soldaten kamen aus einander und verirrten ſich im Moor. Erſt als der Tag grauete, trafen ſie wieder zuſammen und ſuchten den alten Johann auf, und alle drei fanden endlich den Poſtwagen umgeworfen und ein Pferd geſtürzt, aber vom Alten keine Spur mehr. Mit unglaublicher Mühe richteten ſie das Pferd und den Wagen wieder auf und ſezten ihre Reiſe fort und kamen ſieben Stunden ſpäter als gewöhnlich — man nahm es damals eben nicht ſo genau — in Burtehude an. Zu ihrer Entſchuldigung erzählten ſie ihre ſchreckliche Gefahr, Gott preiſend, daß der Teufel ſie nicht geholt habe; aber es war ärgerlich, daß Einige, und unter dieſen der Poſtmeiſter, ihnen nicht glauben wollten. Das aber hielt einen beliebten Versmacher damaliger Zeit nicht ab, die ſeltſame Begebenheit in ſchöne Reime zu faſſen, mit dieſer Nutzanwendung:

Wer mit dem Teufel ſpaßen will,
Der treibt ein gar gefährlich Spiel;
Der Böſ' hat einen harten Kopf,
Er greift dich, eh' du's merkſt, beim Schopf.
Drum lieber Chriſt, wahr deine Haut
Vor ſeinem ſtarken Tabaksſtraut!

W. Burg, Dr.

Drei Wochen in Ungarn im Herbſt 1841.

(Fortſetzung.)

Ich ſaß am Rande des Schiffes und blickte ſehnſüchtig nach der ſchönen Feſtung Gran, von der ich ſo wenig geſehen. Da hörte ich meinen Namen nennen; ich fuhr herum. Es war Herr von H., aber neben ihm ſtand der Kapitän; ich war überraſcht, ich erkannte ihn kaum wieder. Wie hatte der Zorn dieſes Antlitz entſtellt gehabt! Jezt war es ſchön, die edelſten, regelmäßigſten Züge, ein ächt römiſches Profil; ſein Blick war jezt ſanft und freundlich, und ich begriff nicht, daß dieß dieſelben Augen waren, die eben erſt ſo todbringend und wuthfunkelnd geblizt. Herr von H. ſtellte ihn mir vor. — Ohne Umſtände nahm der Kapitän an meiner Seite Platz; ich rückte ängſtlich ein Stückchen weg; er ſah mich erſtaunt an, Herr von H. lachte, ich wurde roth. „Sie lachen mich aus,“ ſagte Signor P. auf Franzöſiſch, denn Deutſch ſprach er nicht. „Nein,“ rief ich ſchnell, „Herr von H. lacht mich aus, weil ich mich vorhin ſo vor Ihnen gefürchtet, als Sie ſo böſe waren und den armen Schiffern ſo zürnten wegen ihrer Ungeſchicklichkeit.“ — „Ich ahnte nicht, daß Damen das Boot beſteigen wollten, ſonſt würde ich mich gemäßigt haben.“ — „Können

Sie das?" fragte ich. Er wurde dunkelroth; Herr von H. ging nun auch weg; es ſchien mir aber kindiſch, ihm nachzulaufen, und am Ende war ja der Furchtbare eben ganz tractabel. Er bemühte ſich, in einer angenehmen Unterhaltung den unangenehmen Eindruck zu verwiſchen, den er gemacht haben mußte. Ein ſolches Bild will kein Mann von ſich zurücklaſſen. Er fragte mich, ob ich das Meer kenne; ich mußte es leider verneinen. Er erzählte mir nun viel von ſeinen Seefahrten; es waren Bilder voll Leben und Friſche, die er mir entwarf. Er ſchloß mit den Worten: „Auf das Meer verſtehe ich mich; ich habe es ſechzehn Jahre lang befahren. Mit vierzehn Jahren ſchon nahm mich mein Vater mit; erſt kürzlich habe ich dieſe Laufbahn verlaſſen, um im ſüßen Waſſer zu „vegetiren."

Indem hörten wir wehklagende Stimmen. Zwei alte Herrn in geiſtlicher Kleidung eilten auf den Kapitän zu. „Ah, Monsieur le Capitaine!" rief jeder und keiner ließ den andern zum Worte kommen. Die Zornader ſchwoll ſchon wieder auf der dunkeln Stirne des Seemanns. „L'un après l'autre," ſagte er mit einer ausdrucksvollen Handbewegung. Endlich machte ſich der eine verſtändlich und erklärte, ſie ſeyen tödtlich erſchrocken, als ſie eben entdeckt, daß ſie ſich auf dem falſchen Dampfſchiff befinden. Sie ſeyen mit den andern Paſſagieren eingeſtiegen, ohne zu beachten, von welcher Seite das Schiff gekommen und nach welcher es gehe; eben erſt, als der Conducteur ihnen die Fahrt nach Peſth anrechnen wollen, ſey ihnen ihr Mißgeſchick klar geworden. „Wir ſind beide aus Comorn und müſſen dahin zurück. O Gott!" ſchloß er ſeine Jeremiade, „ich muß ja morgen in aller Frühe dort predigen!" — „Ich werde die Herren ſo bald wie möglich an das Land ſetzen," antwortete Signor P. „O jezt, jezt gleich!" riefen ſie mit Jammertönen, „ehe das andere Schiff kommt, das uns noch aufnehmen kann!" — „Nicht jezt!" ſagte mit rauher Stimme der Kapitän, der in ſeinem Aerger längſt wieder „die Gegenwart der Damen" vergeſſen hatte. „Je ne peux pas, mais plus tard!" — „O, wir bitten Sie, lieber, lieber Herr Kapitän!" — „Ah bah, Lieber!" rief dieſer mit gewaltig auflodernbem Zorn, ihre Worte ſpöttiſch nachahmend. Plözlich drehte er ihnen den Rücken, da traf ſein Auge mich; ein ſichtbarer Aerger überflog ſein vom Zorne geröthetes Geſicht, aber ſchnell glättete ſich ſeine Stirne und er nahte ſich mir, als ſey nichts auf der Welt vorgefallen; ich lachte. „Warum lachen Sie ſchon wieder?" fragte er. — „Weil es mich freut, zu ſehen, wie Sie ſich mäßigen." Er biß ſich auf die Lippen. Das ſtromaufwärts fahrende Dampfſchiff rauſchte an uns vorüber. Sehnſüchtig blickten ihm die beiden Geiſtlichen nach. Die Armen dauerten mich doppelt, weil die ganze Schiffsgeſellſchaft ſich über ſie luſtig machte. — Mit ruhiger Miene trat nun nach einer Weile Signor P. zu den Armen, denn ſie wagten nicht mehr ihn anzuſprechen. „Nun, meine verehrten Herrn," ſagte er ſo freundlich wie möglich, „nun kann ich Sie an das Land ſetzen laſſen; hier geht es. Ich werde ſo lange halten laſſen; es iſt mir leid, daß es früher unmöglich war." Tief verbeugten ſich die beiden Alten und kletterten das Schiffstreppchen hinab in den kleinen Kahn des Dampfſchiffs, den man für ſie losgehängt hatte. Zwei Matroſen ruderten ſie pfeilſchnell an das Land. Unſer Boot hielt und wartete des zurückkehrenden Nachens. — Die ganze Geſellſchaft ſtand auf der einen Seite und blickte lachend den armen Getäuſchten nach. Das Ufer, wo man ſie ausgeſezt, ging ziemlich ſteil in die Höhe und war mit Gras bewachſen. Die beiden Herren ſtiegen aus, jeder ſeinen großen Regenſchirm unter dem Arm, aber von der ſtarken Bewegung des Nachens, den das vom Dampfboot aufgeregte Waſſer hoch geſchaukelt hatte, waren die Beiden ſo ſchwindlig geworden, daß ſie ein paarmal hinfielen, als ſie gehen wollten; endlich reichten ſie ſich die Hände und erreichten mit großer Mühe die Landſtraße.

Alle Ferngläſer waren auf ſie gerichtet. Als ich mich umdrehte, ſtand hinter mir ein junger Mann mit auffallenden blauen Augen, ſo wie man ſie von Glas den Wachspuppen einſezt, und an eine ſolche, die ich in fröhlichen Kindertagen beſeſſen, erinnerte mich auch ſein Geſicht. Grelle, vergißmeinnichtblaue Augen ſind nicht ſchön für mich, eben ſo wenig dunkelbraune bei blondem Haar, obgleich dieß als eine Seltenheit bewundert wird. Ich liebe es, wenn das Feuer der ſchwarzen Augen durch die dunkeln Haare gemildert erſcheint; die Harmonie finde ich ſchöner als grelle Gegenſäze. Der Herr mit den Türkisaugen fand ſich aber ſelbſt gewiß wunderſchön. Er war auffallend nach der lezten Wiener Mode gekleidet, mit gelben glacirten Handſchuhen, was ſich auf dem Dampfſchiff lächerlich genug ausnahm. — Seine Cigarre rauchte er mit vielem Pomp, indem er jedesmal den Kopf ſtolz in die Höhe hob, um den Dampf aus dem Munde zu blaſen. Ich täuſchte mich mehreremale und glaubte, er wolle irgend eine großartige Bemerkung machen, wenn er den Mund öffnete, aber nichts als Dampf kam zum Vorſchein. Ich kehrte mich weg von ihm, einem ältern Manne zu, der in ſeinem ganzen Weſen die Behaglichkeit eines reichen Kaufmanns zeigte; dafür hielt ich ihn. Er hatte eine gutmüthige Phyſiognomie, ſein graues Haar war kurz geſchnitten und zurückgeſtrichen, und dadurch trat ſein volles rothes Antlitz um ſo auffallender vor. Seinen Strohhut hielt er gewöhnlich in der Hand; ſein Anzug war reinlich und fein, aber ſo weit und ſchlotterig, daß ich den Gedanken faßte, in dieſem Manne ſey keine Spur von Eitelkeit mehr.

(Fortſezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dießen am Ammersee, August.

(Fortsetzung.)

Theresienbad. — Der h. Berg Andecht.

Unten am Fuße des Schloßberges liegt eine kleine, bis jezt in Deutschland noch wenig besprochene Badanstalt, Theresien-Mineralbad genannt. Ihre Quelle wurde erst 1835 entdeckt, bald darauf durch die Doktoren A. Buchner, Vater und Sohn, chemisch untersucht und für ein Laugen- oder Seifenbad erkannt, das sich nicht so fast durch überwiegende Stärke eines Bestandtheils, als durch eine glückliche Mischung schwächerer auszeichne, wie es denn in der That sich bereits gegen die Gicht besonders wirksam erwiesen. — Im lezten Frühjahr ist an das alte unansehnliche Gebäude ein neues bedeutenderes gefügt worden, das zur Aufnahme der Gäste niedlich eingerichtet ist und auch einen hellen, freundlichen Kursaal enthält. Dieses Theresien-Mineralbad ist kein Luxusbad, aber ein recht einladender Ort, sich zu heilen und der Landluft zu genießen. Es ist nicht theuer zu leben, und deßwegen hat sich auch besonders der Mittelstand hier heimisch gemacht, solide Münchner Bürger und wohlhabende Oekonomen aus der Nachbarschaft, zu denen einzelne beurlaubte Beamte oder das Landleben liebende Offiziere treten. Sie hausen recht vergnügt miteinander und machen sich und ihren Frauen manchen unschuldigen Spaß. Die großen goldenen Glücksspiele werden zwar nicht betrieben, aber das feine Tarok ist desto beliebter, und zuweilen kommt es sogar zu einer Whistpartie. Lectüre ist kein großes Bedürfniß und deßwegen auch nicht viele Sorge dafür, doch ist es nicht schwer, die Allgemeine Zeitung aus dem Schlosse mitgetheilt zu erhalten. Eine Kegelbahn im kleinen Gärtchen hält die Genesenden zu stärkender Gymnastik an, und zu kleinen Spaziergängen in der Nähe bietet die englische Anlage an der Burghalde die schönste Gelegenheit. Zu größern Unternehmungen, für welche hin und wieder Gesellschaften zusammentreten, lockt das Fischerdörfchen Schondorf, eine halbe Stunde am See entlegen, wo die Nachen zu Lustfahrten bereit stehen, oder das edle Getränke, welches im Schlosse Seefeld gebraut wird, oder die prächtige Aussicht von der Höhe des heiligen Berges, oder die schmuckreiche Kirche im Stifte zu Dießen. Der Mittagstisch ist wohlweislich sehr gut bestellt und ihn verherrlicht oft ein ansehnliches Nagmaul, angeblich der kostbarste Fisch der süßen Gewässer, der aber nirgends gefunden wird als im Ammersee. Am Abend endlich steigen die Badgäste, so viele davon der Geselligkeit ergeben sind, die Halde hinauf und verlieren sich im Herrenstübchen des Wirthshauses, wo der Adel der Umgegend, die Pfarrer und Gerichtshalter oft als erheiternde Trinkgenossen erscheinen. Es ist ein stilles, heimliches Leben in diesem Bade, an das man in der geräuschvollen Stadt gerne zurückdenkt, und Mancher, der in vorigen Jahren hier seine Genesung gefunden, kommt noch in jedem Sommer auf ein paar Wochen wieder der Erinnerung wegen.

Indessen ist auch hier unseres Bleibens nicht; wir gehen nach Schondorf am See, und zwar durch den Weingarten, was eine Waldung ist, die durch ihren Namen noch an den in frühern Jahrhunderten über Bayern verbreiteten Weinbau erinnert, der jezt bis auf die unbesungenen Rebengelände bei Landshut und Regensburg ganz eingegangen ist. Aus dem Dorfe am See ragt eine uralte graue Kirche empor, deren Schiff, aus gehauenen Bruchsteinen erbaut, mit sechs Fuß dicken Mauern, ganz und gar der Cella eines antiken Tempels gleicht. Der Aufsatz, der das Dach trägt, und ein halbrunder Anbau auf der Seite gegen Morgen, in welchem der Hochaltar steht, sind wohl aus jüngerer Zeit, jedoch auch noch vor dem Aufkommen des gothischen Styls entstanden, da die Nische oben mit einem Saume von byzantinischen Rundbögen geziert ist. Eine andere kleine Kirche in der Nachbarschaft, die in ihrem Baue dieser ganz gleich gewesen seyn soll, ist vor etwa vierzig Jahren demolirt worden.

Nun besteigen wir den Nachen und rudern hinein in den einsamen See. Der Ammersee ist eine Stunde breit und vier Stunden lang, also etwas kleiner als der von Starnberg, sein Nachbar, aber immer noch eine ansehnliche Fläche. Die Fahrzeuge, die hier gebraucht werden, sind entweder aus Eichen gehauene Einbäume, schmale schwarze Tröge aus einem Stücke, oder aus Brettern gebaute „Zillen," welche etwas geräumiger sind. Der Gebrauch der Segel ist, wie auf allen altbayerischen Seen, unbekannt, oder wenigstens nicht Landesart; denn in einem Falle, wie wir später hin vom großen Floße zu Dießen hören werden, kommen sie allerdings zur Anwendung. An den Gestaden des Sees, welche sich gegen Morgen zu nicht unbeträchtlicher Höhe emporheben, grünen Wiesen und rauschen Wälder, aber die Ortschaften sind sparsam hingesäet. Nach den stattlichen Schlössern und Landhäusern, nach den städtischen Gasthöfen, die fast in ununterbrochener Reihe den Starnberger See zieren, sieht man sich vergeblich um, und daß daher dieser viel mehr gefeiert wird, versteht sich von selbst. Manche ziehen aber gerade den Ammersee vor wegen seiner reizenden Ländlichkeit.

Vom andern Ufer führt ein schattiger Weg aufwärts nach dem ehemaligen Kloster Andechs, das dem Volke bekannter ist unter dem Namen des heiligen Berges. Auf dem Gipfel steht die weitgesehene Wallfahrtskirche, neben ihr die hohen Gebäude des Stiftes, die jezt in Privathänden sind. Die Aussicht geht weit in die Runde über den Ammersee und das Hügelland zu beiden Seiten, über die Fläche gegen Norden; südlich schließen die Alpen, die sich breit und hoch erheben. Auf dieser Höhe prangte vor Zeiten eine Burg, von welcher in ihren Tagen wohl noch ungleich mehr die Rede war, als jezt von der wundervollen Wallfahrtskirche, die an ihrer Stelle erbaut worden ist. Hier saßen im frühern Mittelalter schon die Andechse, die Enkel des heiligen Rasso, ein glorreiches Geschlecht, bei Kreuzfahrten und Römerzügen, auf den Reichsversammlungen und auf den Schlachtfeldern hochansehnlich vor Allen, gefeiert in den Heldenliedern; Pfalzgrafen in Bayern, später auch zu Burgund, Bischöfe und Pröbste da und dort, einer sogar, Berthold, Patriarch zu Aquileja, seßhaft zu Andechs und Dießen, zu Wolfratshausen und Ambras, weit reichend mit ihrer Hausmacht von der istrischen Mark bis in's Vogtland, reich begütert in Kärnthen und Krain, im tyrolischen Innthale, an dem Inn, der Isar und der Amper, am Chiem- und Staffelsee, im bayerischen Nordgau, in Ostfranken; Lehensherrn stattlichen Dienstadels, von dem noch manche Geschlechter blühen, mit allen Fürstenhäusern verwandt, vieler Stifte Gründer, Wohlthäter und Schirmvögte. Von Graf Rapotho, der gegen das Ende des eilften Jahrhunderts starb, geht wohl zum erstenmale die später auch auf andere Geschlechter übertragene Sage, daß er von Andechs gen Rom reisend alle Nacht in eigenen Burgen herbergen konnte.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 87.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 205.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Sonnabend, den 27. Auguſt 1842.

— I lik'd her,
And boarded her i'the wanton way of youth.
Shakespoare.

Das Skelet in der Rüſtung.

Nach Henry Wadsworth Longfellow

von F. Freiligrath.

(Noch eine Probe von der Poeſie meines transatlantiſchen Freundes, und zwar dießmal eine, die es mit der vorcolon'ſchen Entdeckung Amerikas durch nordiſche Seefahrer zu thun hat. Ein alter Thurm zu Newport auf Rhode-Island, deſſen Erbauung von däniſchen Archäologen den Skandinaviern des zwölften Jahrhunderts zugeſchrieben wird, und ein vor wenigen Jahren in ſeiner Nähe, in der Stadt Fall-River, ausgegrabenes Skelet in vollſtändiger Rüſtung gaben den Stoff zu dieſem Gedichte.

F. F.)

„Rede, du finſtrer Gaſt!
Unter des Panzers Laſt,
Ganz noch gewappnet faſt,
Seh' ich dich bangend!
Ledig der Grabeszier,
Fleiſchloſe Hände mir
Streckſt du entgegen, ſchier
Gaben verlangend!"

Da, durch Viſir und Schien',
Flammt' es wie Blitzesſprüh'n
Oder wie Nordlichtglüh'n
Nachts auf den Klippen;
Und, wie die wüſte See
Unter Decemberſchnee,
Dröhnt' es mit dumpfem Weh
Her durch die Rippen.

„Ich war ein Wiking alt,
Kühn im Gefecht und kalt;
Doch keine Sage ſchallt,
Die es bezeuge.
Merk' dir des Todten Spruch!
Bring' ihn in Vers und Buch,
Daß nicht ein Todtenfluch
Machtvoll dich beuge!

„Fern in des Nordens Land,
Fern an des Beltes Strand,
Dort einſt mit Knabenhand
Zähmt' ich den Falken;
Dort auch bereiften Haars,
Sauſend wie Flug des Aars,
Prüft' ich des Schlittſchuhpaars
Stählerne Balken.

„Oft durch die eis'ge Flur
Folgt' ich des Bären Spur;
Rehbock und Hase fuhr
Auf, wie ein Schatten.
Ha, wie zum Forst ich stob,
Spät, wenn der Währwolf schnob,
Bis sich die Lerch' erhob
Ueber den Matten!

„Doch als ich älter ward,
Räubern der See geschaart,
Zog ich nach Wikingsart
Durch die Gewässer.
Ringsum der Meere Schreck,
Stand ich am Mastbaum keck,
Schwang ich auf blut'gem Deck
Ruchlos das Messer.

„Jubel und Trinkgelag
Kürzt' uns den Wintertag;
Oft schrie die Hähne wach
Nachts unser Zechen,
Wenn wir berserkerhaft
Schäumenden Gerstensaft,
Ledig des Eimers Haft,
Tranken in Bächen.

„Einst nach Matrosenbrauch
Seefahrt und Sturmeshauch
Pries ich, da traf ein Aug'
Heiß mich, doch milde;
Und wie der Sterne Licht
Süß in die Waldnacht bricht,
Hellte dieß Angesicht
Mein Herz, das wilde.

„Ungestüm warb ich dann;
Warte, wer warten kann!
Zitternd im wilden Tann
Schwur sie mir Treue.
Da stand sie, roth und bleich;
Unter des Mieders Zeuch
Flog es, dem Vöglein gleich,
Schreckt es der Weihe.

„Purpur und blank Metall
Schmückt' ihres Vaters Hall',
Harfner erhuben Schall
Laut ihm zu Ehren;
Bleich, wer im Saale stand,
Als ich Fürst Hildebrand
Antrat, der Tochter Hand
Kühn zu begehren.

(Schluß folgt.)

Drei Wochen in Ungarn im Herbst 1841.

(Fortsetzung.)

Die Aussicht war behindert durch die gegen die Sonne aufgespannten Zelte, darum nahm ich das Anerbieten des Kapitäns an, mit ihm auf den Radkasten zu steigen und von da aus die herrliche Gegend zu betrachten; aber immer von Neuem, selbst bei den schönsten Punkten der Donau, dachte ich mit Stolz an meinen vaterländischen Rhein. Als ich die Treppe hinunter kam, trat mir meine Freundin entgegen, an ihrer Seite der dicke Herr, den ich für einen Kaufmann gehalten und dem ich so gar keine Eitelkeit zugetraut. Er that nun alles Mögliche, um diesen guten Glauben in mir zu vernichten; er moquirte sich über die anwesenden jungen Männer, suchte jeden von ihnen in unsern Augen lächerlich zu machen und sprach so fade über sich und seine antiken Vorzüge, daß Fräulein von H. und ich froh waren, als der Ruf erscholl: „Zum Gepäcke!“ Die Fallthüre wurde geöffnet; da lag es in der Unterwelt wie ein Chaos durcheinander, und unten stand ein Mann, der die Koffer und Säcke an Stricke befestigte, an denen sie hinaufgewunden wurden, worauf jeder das Seinige ergriff und es dann die kurze Strecke selbst noch in Aufsicht nehmen mußte. Die Nummern wurden laut abgerufen und herum standen die Männer, ihre Bleche in der Hand, um das an's Tageslicht gekommene in Empfang zu nehmen. Die Verwechslungen und Entwendungen, die auf den Rheindampfbooten so oft vorfallen, werden durch diese Einrichtung unmöglich.

Ich saß mit Fräulein von H. ganz behaglich weit vom Lärmen; ihr Bruder besorgte Alles für uns. Wir blickten mit Lust in die schäumenden, tanzenden Wellen, die das Schiff mit lustigen Geberden umsprangen und begleiteten. Stunden lang kann ich das herrliche Element anstaunen und bewundern, diesen ewigen Wechsel. Wie viel mehr liebe ich es als seinen Gesellen, das Feuer! Dieses ist, sobald es großartig wird, auch zerstörend, todbringend, nur dann, wenn es klein, beschränkt ist, nützlich und angenehm; aber dann ist es nicht schön, nicht mächtig. Vom himmlischen Feuer der Sonne rede ich nicht; dieses hat ein gütiger Gott uns

in wohlthätige Ferne gerückt; da iſt die Sonne für das Sterbliche, was der Gedanke an den ewigen, auch unnahbaren Erhalter für das Unſterbliche, für die Seele iſt. — Roth und prachtvoll verſank der Feuerball und überſtrahlte noch einmal mit wunderbarem Leuchten die Gegend, das ſpritzende Waſſer, die verſchiedenen Geſtalten um uns her.

Nun ſind wir bald am Ziele, hieß es. Begierig trat ich vor und blickte ſehnſüchtig den Schweſterſtädten entgegen. — Himmel, welche Schönheit! welch großartig herrlicher Anblick! Ich glaubte zu träumen. Voll ſtrömte ſie vor mir hin, die breite, majeſtätiſche Donau, zu ihrer Linken Peſth mit ſeiner Reihe von Paläſten am Ufer, zu ihrer Rechten Ofen, aufwärts liegend an grünen Hügeln mit ſeinen weißen Häuſern, wie eine ruhende Lämmerſchaar am Bergesgipfel, obenauf die ſtolze Feſtung wie eine Mauerkrone. Ich habe nie Schöneres, Großartigeres geſehen, ich war ſprachlos vor Bewunderung. — Wir legten an. Der Kapitän empfahl ſich höflichſt den Damen, hoffte, wir werden die Rückreiſe auf ſeinem Schiffe machen, und verſprach in dieſem Falle feierlichſt, nicht ein einzigesmal in Zorn gerathen zu wollen.

Das Haus meiner Freunde lag ziemlich in der Nähe der Donau. Mir ſchauderte, als Fräulein von H. mir erzählte, das Waſſer habe bei der Ueberſchwemmung zwei Tage lang bis an ihre Fenſter gereicht, ſo daß ſie es mit der Hand berühren können. Zum Glück war aber das Gebäude ſo maſſiv, daß es ſiegreich in den Wellen ſtehen geblieben.

Da ich jezt nur wenige Tage in Peſth verweilen wollte, um ſo bald als möglich auf das Land zu gehen, freute es mich, daß gerade in dieſen Tagen eine akademiſche Nationalverſammlung ſtattfinden ſollte. Um zehn Uhr Morgens nahm ſie ihren Anfang; aber es hatte ſchon eilf geſchlagen, als wir die Galerie des Saales betraten, wo ſchon ſo viel Damen waren, daß wir mit Mühe einen Platz erhielten. Unten im Saale ſtand eine lange Tafel, an ihr ſaßen die Gelehrten, die Profeſſoren und mehrere Magnaten, alle in der Nationalkleidung. Ein ſchlanker junger Mann hielt eben einen Vortrag, das Heft in der einen Hand, die andere auf den Säbel geſtüzt. Dicht geſchaart umſtand die Tafel eine Menge von Zuhörern. Das Ganze nahm ſich von oben ſehr gut aus. Die Nationaltracht war Bedingung des Eintritts in den Saal. Alle trugen den ſchwarzen kurzen Rock mit ſtehendem Kragen, nach demſelben Schnitt, den man bei uns altdeutſch nennt; dazu hohe Stiefeln mit Quaſten, um den Hals die ſchwarze Atlasbinde mit langen, auf die Bruſt herabhängenden Enden, in der Hand die ungariſche Mütze, und den Hauptſchmuck, den blanken Säbel, am rothen Saffiangurt. Keinem der Anweſenden fehlte natürlich der Nationalſtolz, der lange Schnurrbart; die meiſten trugen noch dazu große Backenbärte, das Haar à la jeune France. Die dunkeln, ſchöngeſchnittenen Augen, das aſiatiſche Profil, die freie, ungezwungene Haltung dieſer Männer — es war ein ſchöner Anblick, wie ſie aufmerkſam horchend daſtanden, auf ihre Säbel gelehnt. Ich wandte mich zu meiner Freundin und ſagte: „Es iſt möglich, daß von allen dieſen Männern kein einziger eigentlich ſchön iſt, aber ſie ſehen Alle ſo aus.“

Die Damen, mit welchen ich gekommen, trafen mehrere Bekannte; auch einige Herren kamen vom Saale herauf. Ich fragte, wer denn eigentlich in Ungarn einen Säbel tragen dürfe. Meine Freundin wandte ſich mit dieſer Frage an einen ihrer Bekannten. „Jeder Edelmann,“ war die Antwort. — „Nicht doch,“ rief ein Anderer, „auch Gelehrte und Advokaten; dieſer Stand adelt ſeine Jünger in Ungarn.“ — „Glauben Sie davon gar nichts, meine Gnädige,“ ſagte langſam ein alter Mann, indem er ſich zu mir wandte; „ich will Ihnen die Wahrheit ſagen: Jeder, der in Ungarn fünf Gulden hat, um ſich einen Säbel zu kaufen, darf einen tragen.“ Wir lachten Alle. Schwer iſt es überhaupt hier, auch in wichtigeren Dingen, Auskunft zu erhalten; Alles iſt erſt im Werden, Geſetze, Sitten und Sprache, und jede Frage, die ich that, erregte unter den anweſenden Männern immer den heftigſten Widerſpruch. Selbſt über die Benennung der einfachſten Gegenſtände ſtritten ſie oft. Fragte ich: wie heißt dieſes oder jenes, ſo nannte ein Jeder ein anderes Wort dafür und Jeder erklärte das ſeine für das richtige. Ein alter Ungar auf dem Lande klagte mir einmal, er könne die Zeitungen gar nicht mehr verſtehen; „denn,“ ſagte er, „ſie erfinden jezt ſo viele neue Worte, daß man ſich in ſeiner eigenen Sprache gar nicht mehr zurecht findet.“ Uebrigens iſt Ungariſch ſprechen jezt erſt Mode in Ungarn geworden; früher ſprach man in den Städten faſt nur Deutſch, und den Damen war ihre Mutterſprache ganz fremd; aber jezt lernen ſie es Alle mit dem größten Eifer, und im Theater, auf den Promenaden hört man nur noch die Nationalſprache, obgleich oft noch ſehr fehlerhaft, wie man mir ſagte.

Uns gegenüber wohnten mehrere junge Leute, Studenten, die zu Advokaten beſtimmt ſind. Man hat in Ungarn eine eigene Benennung für ſie, die mir aber entfallen iſt. Etwas Fröhlicheres als dieſe Jünglinge kann man ſich nicht denken. Wir hatten Nacht und Tag die Jalouſieen geſchloſſen wegen der Sonnenhitze, aber unſere Fenſter waren immer offen, denn mitten im September hatten wir öfters dreißig Grad Wärme. Da hörten wir denn ſchon in aller Frühe die luſtigen Studenten lachen, Guitarre ſpielen, Horn blaſen, ſingen. Meine Freundin war immer froh, wenn die Zeit kam,

wo sie mit ihrer Mappe unter dem Arm weggingen; da war doch Ruhe in der Straße; aber gegen Abend, wenn sie nach Hause kamen, ging der Jubel wieder an. Mich ergözte das Ganze der Seltenheit wegen, und es war auch wirklich eine Freude, zu sehen, wie glücklich, sorglos und übermüthig diese Menschen waren, in vollkommener Seligkeit vom Morgen bis zum Abend. Schon von Weitem hörte man sie nach Hause kommen; sie schrieen und lärmten nicht, aber sie lachten, sie jubelten, sie sangen; es war nichts als ungebändigter Jugendmuth. Nie habe ich einen von ihnen betrunken gesehen, keiner von ihnen rauchte; ihre Glückseligkeit bedurfte dieser Hülfsmittel nicht, um den Himmel voll Baßgeigen zu sehen. Nur eines konnten sie nicht lassen: kein hübsches Mädchen ging vorüber, dem sie nicht einige Galanterien vom Fenster herunter zuriefen; aber die Bürgerinnen lachten sie aus und die „Gebildeten" überhörten es. — Wie gesezt und vernünftig erscheinen unsere deutschen Jünglinge dagegen! Diese werden freilich schon als Kinder zum Lernen gezwungen und an die Schulbank geschmiedet; da geht der fröhliche Lebensmuth verloren. In Ungarn fängt man erst spät an, die Knaben zu unterrichten und dann nur wenige Stunden des Tages. Freilich gibt es dort auch wenige Gelehrte, aber desto mehr fröhliche, gesunde Menschen.

Von meinem Landaufenthalt ein andermal.

(Schluß des ersten Artikels.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dießen am Ammersee, August.

(Fortsetzung.)

Die Andechser. — Der heilige Berg.

Als 1180 Konrad, der lezte Graf von Dachau, starb, erbten die Andechser mit großem Besizthume in Ostfranken auch die prächtigen Herzogstitel von Kroatien, Dalmatien und Meran, deren schwierige Erklärung von ältern Geschichtsforschern so oft beseufzt wurde, bis endlich Freiherr von Hormayer dargethan, daß es lediglich Anspruchs- und Repressalientitel des heiligen römischen Reichs gegen Ungarn und Venedig gewesen, auch unter Meranien nicht das damals noch unbekannte Meran in Tyrol gemeint sey, sondern die Meeresküsten abwärts von Triest. Herzog Berchtholds von Meran Tochter Agnes, auch Marie genannt, trug die Krone von Frankreich und war (1196) König Philipp Augusts Gemahlin, nachdem dieser aus einem bis jezt noch nicht erklärten Abscheu die schöne Dänenprinzessin Ingeburg, König Kanuts Schwester, am Hochzeittage von sich gestoßen hatte. Philipp trug große Liebe zu der Andechserin, aber der Papst erklärte die Ehe für nichtig, und da der Bannfluch kam und das Volk meuterisch wurde, mußte der König die geliebte Agnes aufgeben. Sie ging in's Kloster und starb ein Jahr darauf aus Gram (1201). Philipp überwand sich und nahm Prinzessin Ingeburg wieder als sein Gemahl an, aber zu Mantes auf dem Grabe Agnesens weihte er dem theuern Schatten ein großes Frauenstift. Eine Schwester Agnesens, Gertraud mit Namen, wurde Andreas, dem jungen Sohne Königs Bela des Dritten von Ungarn, angetraut und bestieg späterhin mit ihm den Thron dieses Reiches. Sie wurde die Mutter der heiligen Elisabeth, Landgräfin von Thüringen. Ihr Ende aber war noch tragischer als das ihrer Schwester, der Königin von Frankreich, denn sie fiel, ermordet unter dem Schwerte des Banns von Kroatien. Damals kamen auch für die Andechser lange Jahre der Noth und der Bedrängniß, als Otto von Wittelsbach den Kaiser Philipp zu Bamberg erschlagen hatte und die Andechser, der Mitschuld verdächtig, in des Reiches Acht verfielen. Herzog Ludwig von Bayern vollzog den Spruch in seinem Herzogthum und riß die Burg zu Andechs nieder; die Herren waren landesflüchtig und irrten geraume Zeit in der Fremde. Später fanden sie des Kaisers Gnade wieder, und eine lezte schöne Zeit erlebte das Geschlecht mit Herzog Otto dem Großen von Meran, der Innsbruck mit Mauern und Stadtrechten begabte. Nicht lange nachher (1248) starb Otto II., der lezte des glorreichen Geschlechts, verdächtigen Todes zu Nießen in Ostfranken. Er ruht in seinem Stifte zu Langheim, im vogtländischen Gebirge. Das reiche Erbe gerieth in viele Hände.

Auf den Trümmern der Burg zu Andechs erhob sich im Laufe der Jahre wieder eine kleine Kapelle, und in dieser wurde 1388 auf wunderbare Art eine vergrabene Truhe gefunden, die früher bei drohender Zerstörung hier unter die Erde in Verwahr gebracht worden seyn sollte. Man traf in ihr alle die Heiligthümer wieder, die seit Jahrhunderten, von den Zeiten des gottseligen Grafen Rasso an, von Kindern und Kindeskindern gesammelt worden waren, und die Freude der Gläubigen über den erhobenen Schaz war unendlich. Von jezt an beginnt der heilige Ruf des Berges, nachdem der ritterliche, der ihn einst verherrlicht, schon längst im Lande verklungen war. Die Heiligthümer wurden nach München gebracht und dort unter ungeheurem Zulauf der Andächtigen im alten Hofe zur Verehrung ausgesezt, bis zu Andechs ein würdiges Gotteshaus erbaut werden konnte. Nach siebenundvierzig Jahren war dieser Bau vollendet und die Reliquien wurden wieder auf den heiligen Berg zurückgebracht, wo sie seitdem verblieben sind. Herzog Albrecht III. († 1370) stiftete nachher eine Benediktinerabtei und wurde in der Gruft daselbst begraben. Neben ihm fand seine Gemahlin, Anna von Braunschweig, ihre Ruhestätte, und mit der Zeit wurden auch noch andere Sprossen des herzoglichen Hauses von Bayern hier beigesezt. Albrecht III., der edle Fürst, einst der Gatte der unglücklichen Bürgerstochter von Augsburg, Agnes Bernauerin, schlief da in stillem Frieden den ewigen Schlaf, bis in Bayern die Klöster aufgehoben wurden. Damals aber ging der Kommissär, der nach Andechs beordert war, mit brennender Pfeife hinunter in die Fürstengruft, die er hatte öffnen lassen, und befahl die Särge des Herzogs und seiner Gemahlin aufzusprengen. Albrecht lag da unverwest, nur eingetrocknet, in langem, blausammtenem Gewande, mit langen, vollen Haaren. Der Beamte schnitt eine Locke ab und ein Stück von dem Kleide, nahm die goldene Kette, die um den Hals hing, brach den Finger weg, der den goldenen Siegelring trug, weil dieser nicht von ihm lassen wollte, und steckte beide in die Westentasche. Der alte Pater, der ihn hinuntergeführt, fing zu weinen an, und weinte seiner Lebtage, so oft er die Geschichte erzählte.

(Schluß folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 206.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Montag, den 29. Auguſt 1842.

— It must be as it may; he passes some homours and careers.
Shakespeare.

Empfindſame Reiſen.

II.

Nach Montmorency.

Von der Imperiale eines Omnibus geſehen, nimmt ſich dieſe irdiſche Welt ganz eigenthümlich aus. Vorab geſagt, ich ſchwärme für das Inſtitut der Omnibuſſe, und wäre es dem Verdienſte nach unter den Sterblichen getheilt, ſo würde der Erfinder nicht im Spital, ſondern in der Pairskammer geſtorben ſeyn. Freilich, beides einerlei — jedoch erſt, wenn es vorüber. Mein Ehrgeiz kennt kaum eine höhere Stellung, als die eines Omnibuskutſchers, und die Mythe vom Phöbus deute ich lediglich auf ihn, mit ſo viel größerem Rechte, dünkt mich, als der Sonnenwagen ja auch ein Omnibus iſt. Ich verachte den Cabrioletlenker, den Citadinenbeweger, den Coucouführer, den Tapiſſier: lauter ordinäres Volk, Sklavengeſchlecht, das dem Einzelwillen gehorcht. Mein Omnibuskutſcher iſt die lezte Incarnation der Freiheitsidee, und ihre übergoldete Statue gehört nicht auf die Juliſäule, ſondern ſchwebend über die Inſchrift: „Bastille-Invalides. 15 Places. 30 Centimes.“

Während ich durch das Faubourg St. Denis rolle, entwickle ich wißbegierigen Leſern die erſten Grundſätze meiner vergleichenden Phyſiologie über und für Kutſcher.

Der Kutſcher, welcher die Citadine oder das Cabriolet führt, iſt ein Sklave, ſo ſagte ich; denn muß er nicht warten, bis es dem oder jenem gefällt, einzuſteigen oder nicht einzuſteigen? muß er ſeine Autonomie nicht gefangen geben unter eine fremde Beſtimmung und den „bourgeois“ führen wohin dieſer will?

Der Omnibuskutſcher, ſezte ich oben, iſt der freieſte Mann auf Erden. Beweis: erſtens, er folgt niemals einem fremden Einzelwillen, ſondern nur dem Geſammtwillen der Geſellſchaft, das heißt der Omnibusentrepriſe, welcher er angehört. Seine Bahn iſt und bleibt dieſelbe, der eines Planeten vergleichbar. Ewiges Geſetz iſt äqual ewiger Freiheit. Zweitens: der Omnibuskutſcher kümmert ſich nicht um das, was hinter ihm und unter ihm vorgeht; über ihm kann nichts vorgehen, außer höchſtens ein Donnerwetter. Steige aus, wer da will, ſteige ein, wer da kann. Er blickt ſtolz herab auf alles Treiben zu ſeinen Füßen, und die Aſche ſeiner kurzen Pfeife klopft er nicht ſelten aus auf die gepuderten Haare eines fürnehmen Lakaien. Der Omnibuskutſcher nimmt kein gemeines Geld aus allen Händen, denn es gibt ihm keine etwas; er ißt, er trinkt, er wacht, er ſchläft in contemplativer Einſamkeit auf ſeinem Sitze, er hat keinen Freund als ſeine Pferde, und keinen Feind, als den Conducteur, den verwünſchten Conducteur, welcher knechtiſch hinten auf dem Wagentritte hockt und alles Volk einladet und

alles Volk ausladet, mit Marken ſchachert und im Bureau Rechenſchaft ablegt.

Geduld, ich bin ſchon in La Chapelle. Ein herrliches Dörflein das, welches aufhört, wo Paris anfängt.

Abends beginnt die Verklärung des Omnibuskutſchers; das iſt ſeine poetiſche Zeit. Zwiſchen den bunten Signallaternen ſeines Wagens, feuerroth, meergrün, morgenrothgelb, ſitzt er groß und dunkel, magiſch beleuchtet, wie ein Meteor, ein Weſen aus der Fabelwelt, in den Mantel von Wachstafft eingehüllt, wenn es regnet, und bei heitern Nächten in unſchuldigen Hemdärmeln. Meine nächſte Ode wird ein Nachtlied an den Omnibuskutſcher ſeyn. Wenn nur die Schnur nicht wäre! — Welche Schnur? — Ach, keine ſeidene, Freund, nur ein gemeiner, hänfener, Strick, ausgefaſert, abgeriſſen, kaum ſichtbar, aber darum eben doppelt fürchterlich. Ein Zuck, ein Ruck, und der freieſte Menſch auf Erden fühlt ſich an ſeiner ſchwächſten Seite gefaßt: er hält inne, er ſeufzt, aus ſüßen Träumen geweckt. — O dieſe Schnur, dieſe Schnur! daß alles Licht in der Welt ſeinen grauſamen Schatten haben muß!

Zur rechten Zeit blies ein friſcher Landwind in meine wehmüthigen Betrachtungen. Paris vorbei, La Chapelle vorbei, der Montmartre ſchon weit hinter uns, dicht vor uns das weiße Kirchengeſpenſt von Saint-Denis. Geſegnet mein Sitz auf der Imperiale! Es iſt wahr, etwas hart fühlt er ſich an; aber ſitzen denn die da unten auf Roſen? — O Gott, höchſtens auf altem Schafleder oder verſchoſſenem Baumwollenſammt. — Und ich, wie von einem Kaiſerthrone — der Name ward alſo gut gewählt — blicke ich hinab auf Feld und Flur, und der Staub des Weges reicht nicht an meine heitere Luftregion, und ſtatt der unbequemen, ſchlecht gepolſterten Rücklehne im Intérieur ſchneidet nur ein ſchmales, modeſtes Eiſenſtäblein in mein Fleiſch, und meine Füße hängen maleriſch frei in die blaue Unendlichkeit. „Allez toujours!“ Nur nicht umwerfen: ein Kaiſer zerbricht, wenn die Imperiale ſtürzt, höchſtens ſeine Krone, ein Paſſagier hingegen Arm, Hals und Bein, je nachdem er fällt. Und nur nicht naß werden: ein Kaiſer wickelt ſich in ſeinen Hermelin, ſobald es gewittert, und tritt unter den Baldachin ſeines Thrones; ich habe meinen Paletot zu Hauſe gelaſſen und mein Baldachin iſt ein alter, zweideutiger Regenſchirm, der immerdar trockener bleibt als ich, weil er alles Waſſer durch hundert allerliebſte Dachtraufen freigebig mir überläßt.

Saint-Denis iſt mir ein unangenehmer Ort. Nicht einmal die Kirche konnt' ich liebgewinnen. Ein Geſpenſt habe ich ſie genannt. Ging ſie denn nicht nachtwandelnd durch viele Jahrhunderte, deren jedes ein weißes Laken, einen Zipfel, ein Tüchlein auf ihre Knochen warf? Nun iſt ſie nicht alt und nicht neu, nicht ganz und nicht halb, geſtückt von außen, geflickt von innen. Die Stätte, worüber ein großer Wind fuhr, ſollte in Trümmern liegen bleiben. Neue Glasmalereien haben ſie an die alten Scheiben geklebt: ein Fenſter, worauf Louis Philipp ſteht, Graf Montalivet, der Maire von Saint-Denis, allerlei Männer mit Ordensbändern und weißen Caſimirhoſen. Das iſt ein hübſcher Stoff für Glasmalerei, die uns nur brennende Glorien der Heiligen und ſteife, bibliſche Einfalt zu geben wagte. Ein Ehrenlegionsordensband auf Glas! eine braune Perrücke auf Glas! eine Mairesphyſiognomie auf Glas! — Nein, bleiben wir nicht in Saint-Denis; die alten Königsgräber ſind ja doch zerſtört, der Staub in die Winde geſtreut, die Aſche im Strome verſenkt. Daß es mit ſo wenig Ehrfurcht geſchah, nun, nehmen wir das einem berauſchten Volke nicht ſo gar übel. Vorüber!

Montmorency kündigt ſich weithinaus an durch den rothen Schein, der aus ſeinen Steinbrüchen und Sandgruben in den gelichteten Wald hinausfällt. Als ein natürliches Schild könnte man dieſe Röthe deuten, um ſymboliſch zu den weltberühmten Kirſchen von Montmorency einzuladen. Dieſe Kirſchen, es iſt traurig zu ſagen, theilen das Loos ſo vieler Celebritäten: ſie verſchwinden wie die Lilas von Romainville, wie die Faſanen von Fontainebleau, wie die Sechzehnender von St. Germain (ich meine das Faubourg, nicht das Schloß), und erhalten ſich nur noch in dem frommen Aberglauben jener ächten Pariſer, welche Sonntags auf's Land gehen und Früchte ſuchen, die ſie Sonnabends ſelbſt auf den Markt der Unſchuldigen zum Verkauf gebracht haben. Gönnen wir ihnen eine ſüße Täuſchung, die ſie bitter genug erkaufen müſſen, das Pfund nämlich um einen Franken. Aehnlichen Opfern und ähnlichen Pariſern entging ich, indem ich an einem gemeinen Werkeltage meine Wallfahrt nach Hermitage antrat.

Was ich dort ſuchte, brauche ich nicht zu ſagen: die Fußtapfen eines Mannes, den ich ſo ſehr lieb habe, beinahe mehr als Jeden, der in ſeiner Sprache geſchrieben. Hatte er denn eine beſondere Sprache, eine für ſich? Redete, ſtammelte, lallte er nicht jene großen, allmächtigen Laute, der Natur abgelauſcht, Allen und überall verſtändlich, wie dieſe? Ich wußte es wohl, auf den Waldpfaden war jede Spur ſeiner träumeriſchen Wanderungen lange, ach lange verweht und verwiſcht, ſein Haus übergegangen in fremden Beſitz, die Mauern vielleicht umgeworfen, die ſeine nächtlichen Seufzer wiedergaben und das heiße Herz kühl in die Arme nahmen. Aber ich mußte doch die Stätte ſehen, wo Jean Jacques eine Weile geruht hat; vielleicht, daß die wilden Kaſtanien ſein Andenken treuer bewahrten als die zahmen Menſchen und mir in abendlicher Stille ein Vermächtniß von ihm zurauſchten.

(Fortſetzung folgt.)

Das Skelet in der Rüſtung.

(Schluß.)

„Trinkhorn am bärt'gen Mund,
Lacht' er, und wie den Sund
Abſchäumt des Sturmes Mund,
Wild mit Frohlocken:
So, mit dem Eiſenſporn
Klirrend, voll Hohn und Zorn
Aus dem gewundnen Horn
Lacht' er die Flocken.

„Sie war ein Sproß vom Thron,
Ich nur ein Wikingsſohn,
Und, ob ſie flehte ſchon,
„Nein!" ſprach der Ritter.
Doch folgt der Taube Flug
Oft auch der Möve Zug —
Warum verſchloß man klug
Nachts nicht ihr Gitter?

„Kaum, ihrem Meerſchloß fern,
Auf meines Schiffes Stern
Stand ſie, ein lichter Stern
Meinen Begleitern —
Siehe, da kam zum Strand,
Winkend mit Schwert und Hand,
Zornig Fürſt Hildebrand
Mit zwanzig Reitern.

„Nach dann, um uns zu fah'n,
Sezt' er im offnen Kahn;
Wir indeß, weit voran,
Ließen ihn fegen.
Da, bei des Vorbergs Riff,
Packte der Wind mein Schiff,
Trieb es mit grellem Pfiff
Breit ihm entgegen.

„Trotzig, voll Kampfbegier,
Wandten das Segel wir;
„Tod euch und kein Quartier!"
Riefen die Brüder.
Und unter Jubeln, dumpf
Knirſchend, ſtieß Rumpf an Rumpf;
Ihr Boot mit Stiel und Stumpf
Bohrten wir nieder.

„Wie über'n Ocean,
Haſtend auf ſchräger Bahn,
Hinfliegt der Cormoran,
Beutebeladen:
So, meinen Raub am Bord,
Dreiſt durch den wüſten Nord,
Sauſt' ich in's Offne fort
Von den Geſtaden.

„Weſtlich dann fuhren wir,
Fuhren drei Wochen ſchier,
Bis wir das Ufer hier
Winken ſah'n leewärts;
Drauf meiner jungen Braut
Hab' ich den Thurm gebaut,
Der noch zur Stunde ſchaut
Trotziglich ſeewärts.

„Dort, ein beglücktes Paar,
Lebten wir manches Jahr;
Bald wieder ſtrahlte klar
Das Aug' der Reinen.
Dort wurde Mutter ſie,
Starb dann mit Lächeln; — nie
Wird noch ein Weib, wie die,
Der Tag beſcheinen!

Starr da gerann mein Blut;
Haſſend der Sonne Glut,
Haſſend der Menſchlein Brut,
Sann ich Verderben.
Hier, in der Rüſtung ſchwer,
Raſſelnd in voller Wehr,
Fiel ich auf meinen Speer —
Süß war das Sterben!

„Alſo, in trotzger Kraft,
Narbenvoll, unerſchlafft,
Sprengt' ich der Kerkerhaft
Hemmende Wände!
Flog zu der Sterne Port,
Voll kreis't die Schale dort;
Skål* dir, mein heim'ſcher Nord!"
— Das war das Ende.

---

* Skandinaviſcher Trinkſpruch.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Dießen am Ammerſee, Auguſt.

(Schluß.)

Andechs. — Der große Floß.

Von den Heiligthümern, die in der Kirche verehrt werden, iſt ſchon Vieles geſchrieben worden und ließe ſich daher

auch Vieles erzählen; wir wollen aber kurz seyn und nur erwähnen, daß außer den heiligen drei Hostien, die, in eine goldene Monstranz gefaßt, am höchsten geachtet werden, noch allerlei andere seltene Gegenstände zu sehen und zu verehren sind, als z. B. Stücke von dem Tischtuch und vom Schleier der Jungfrau Maria, von dem Tischtuch Jesu beim heiligen Abendmahle, ein Theil des Schweißtuches, das Jesus am Oelberge gebraucht, ein Zweig von der Dornenkrone Jesu, der Brautrock der heiligen Elisabeth, der Landgräfin, das Bild unserer lieben Frau, vom heiligen Lucas gemalt, eine Stole des Evangelisten Johannes, in welcher ein lateinisches Distichon, das Maria selbst hineingewirkt haben soll, ein metallenes Krucifix von wirklich uralter Arbeit, welches das Siegeskreuz Karls des Großen genannt wird und einst sein eigen gewesen seyn soll, u. s. w. Die unzähligen Wunder, die seit Auffindung der Truhe der Vermittlung dieser Heiligthümer zugeschrieben werden, haben die Kirche zu Andechs in den Geruch eines von oben besonders ausgezeichneten Gnadenortes gebracht, und führen noch zu allen Zeiten des Jahres Tausende von Wallfahrern herbei; die belebteste Epoche ist aber die Kreuzwoche im Mai, wo die Pilger pfarreienweise mit dem Kreuze anlangen, oft von mehreren Tagreisen her. Unter einem „Kreuze" versteht man übrigens eine Pfarrgemeinde, die unter Vortragung des Krucifixes und unter Obhut ihres Seelenhirten wallfahrten geht. Ehemals kamen die Churfürsten selbst, in sechsspännigen Wagen, begleitet von ihrem frommen Hofe, alljährlich als Kreuzgänger auf den heiligen Berg; jetzt sind die höhern Stände beinahe selten geworden und die Pilger bestehen fast nur aus Landleuten und Bürgern der benachbarten Städte. An besonders festlichen Tagen, wie an Christi Himmelfahrt, ist dann auch Markt, und das Gedränge zwischen den Buden, die den Berg hinab eine Gasse bilden, größer als auf den größten Messen. Anmuthiger als in diesem Gewühle ist es an solchen Tagen in den nahen Wäldern, wo von allen Seiten die Kreuze heranziehen mit wallenden Fahnen, Alles laut betend und paarweise, voran die Knaben, dann die Männer, hinter ihnen der Priester, hierauf die Jungfrauen und zuletzt die Weiber. Es ist ein malerischer Anblick, wenn ein solcher Betgang, um auszuruhen, im Walde Lager schlägt. Das mitgetragene Kreuz wird an einer lichten Stelle aufgepflanzt und eine Schaar von Jungfrauen im schönsten Feiertagsstaate kniet, wie eine Fahnenwache, betend in der Runde. Um den Pfarrer sammeln sich auf dem Rasen die Männer der Gemeinde, und in weiterm Kreise kauert das Weibervolk, während die Jugend das Lager spielend umschwärmt. Dieses Wallfahrerleben theilt überhaupt alle Genüsse des Fußreisens, und wenn auch Manche die Salbung, die sie Morgens in der Kirche gewonnen, Nachmittags in den vollen Wirthshäusern wieder in den Bierkrug fallen lassen, so bleibt doch für Alle die erquickende Erinnerung an den schönen Gang durch die gesegneten Fluren, durch die freundlichen Städte und Dörfer des Vaterlandes. Die Sitte erlaubt es dem Bürger so wenig als dem Landmann, seine Arbeit liegen zu lassen und auf Reisen zu gehen, der Recreation halber; die Nachbarschaft würde sich entsetzen über diese Vernachläßigung des Haushaltes. Wenn aber der Müde, das ganze Jahr Geplagte auf Wallfahrt geht im fröhlichen Mai, dann schweigt der Neid, denn der Nachbar ist gewöhnlich auch dabei.

Vom heiligen Berge herunter begeben wir uns wieder an den Ammersee und fahren nach Dießen, einem schönen Marktflecken, der in langer Zeile am obern Ende des Sees liegt. Es war, wie bereits erwähnt, in frühern Zeiten ein Sitz der Andechser, welche da eine Abtei stifteten, deren weitläufige und prächtige Gebäude jetzt einer adelichen Familie als Wohnung dienen, wogegen die hohe Stiftskirche, deren Thurm im vorigen Jahrhundert abgebrannt ist, noch ihren ursprünglichen Zwecken erhalten wird. Dießen ist das Emporium des Ammersees, und gerade in diesem Frühjahr war besondere Regsamkeit daselbst, denn es wurde der große Holzfloß gebaut, was nur alle drei Jahre geschieht. Ein solcher Floß ist ein Fahrzeug von sechshundert Fuß Länge, welches aus zweitausend Klaftern Scheiterholz besteht, das zu vierzehn Fuß Höhe aufgeschichtet ist und acht Fuß im Wasser geht. All dieß Material kommt auf der Amper herbei, die hier einmündet und den Reichthum der Gebirgswälder in den See flößt. Am vordern und hintern Ende des Fahrzeugs sind Masten aufgerichtet, deren jeder zwei mächtige Segel führt, und ein ansehnliches Bogspriet ist auch vorhanden. Das Steuer wird durch vierundzwanzig Ruder ersetzt, welche vorn und hinten angebracht sind; dagegen fehlt es nicht an großen Ankern. Wenn der Floß geht, so besetzen ihn sechzig Mann, darunter zwölf gelernte Schiffleute und einer, welcher der Matrose heißt und, wie die auf der See, das Klettern und die Betakelung in den Höhen zu beaufsichtigen hat. Dieser Mann ist sehr gut bezahlt, übrigens ein Landeskind, das seine hier seltenen Künste ohne Anleitung zu Hause eingeübt hat. Der Forstkommissär, der Triftmeister und der Floßmeister, die drei Hauptleute des Gefährts, hausen in den beiden eben nicht sehr wohnlichen Hütten, die für sie aufgeschlagen sind. Uebrigens hat dieser Mangel an Bequemlichkeit wenig zu sagen, denn die Fahrt geht nur von Dießen bis nach Stegen, von einem Ende des Sees bis zum andern, und soll nicht länger dauern als eine Nacht. Indessen hat die Sache immerhin ihre häßlichten Seiten; die größte Gefahr droht von einem Sturme, wie denn vor mehreren Jahren einmal ein solcher den ganzen Floß zertrümmert hat, so daß die Scheiter im weiten See mit unermeßlicher Arbeit zusammengefischt werden mußten. Ungünstige Winde verschlagen ihn auch leicht an die Küsten, von denen nur schwer wieder wegzukommen. Deßwegen werden denn die Anker auch nur beim Südwinde und bei völlig heiterem Himmel gelichtet. Bei klarer Witterung fängt der Süd gewöhnlich vor Mitternacht zu blasen an und weht bis in die Hälfte des Vormittags. Ist er nun kräftig genug, so langt der Floß um diese Zeit zu Stegen an, fällt der Wind aber unterwegs, so müssen die Anker geworfen und die Nacht abgewartet werden. In der Regel geht die Fahrt in einem Zuge ab, oft aber war der Floß auch schon acht Tage auf dem See. In Stegen werden die festgezimmerten Ansätze, welche die Masten tragen, abgenommen und nur der Nordclub abgewartet, um mit ihnen nach Dießen zu segeln, wo sie dann an den zweiten und nach diesem an den dritten Floß gespannt werden; denn man bildet gewöhnlich drei auf einander folgende Convois; das Scheiterholz aber wird aus einander gelöst und schwimmt auf der Amper, die in Stegen den See verläßt, in die königliche Triftanstalt zu Dachau. — So sind wir also in Dießen, fast am Fuße des Peißenberges. Da hinauf ist es aber ziemlich hoch, und ich glaube kaum, daß Sie mitgehen wollen.

Beilage: Literaturblatt Nr. 88.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 207.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Dienſtag, den 30. Auguſt 1842.

A pretty one! a very pretty one! Sure, some scape: though I am not bookish, yet I can read waiting-gentlewoman in the scape.

Shakespeare.

Der Findling.

Bruchſtück eines Romans von A. v. Sternberg.

(Wir geben im Folgenden die Introduction des Romans: Diane, den A. v. Sternberg, unſer langjähriger Mitarbeiter, im Laufe dieſes Jahres zu vollenden gedenkt.)

Die Dämmerung des frühen Morgens des 19. März des Jahres 183. wurde eben ſichtbar und erfüllte mit beſonders unbehaglichem Gefühl den armen Reiſenden, der die Nacht hatte durchfahren müſſen, als auf einer Station zwiſchen Küſtrin und Berlin der Wagen hielt und folgendes Ereigniß ſtattfand.

Der Conducteur wurde von einer rauhtönenden Männerſtimme angeſprochen und gefragt, wie viele Paſſagiere ſich im Wagen befinden. Auf die Antwort, daß nur Einer drinne ſey, unterhandelte die Stimme weiter und drang endlich darauf, den Reiſenden zu ſprechen. Nach einiger Weigerung und nach dem Bemerken, daß dieß eine unſtatthafte Verzögerung herbeiführe, wurde der Wagen geöffnet, ein ältlicher Mann von breitſchultrigem Wuchſe legte ſich tief hinein und wandte an den Reiſenden folgende, in dem Ton der Bitte vorgebrachte Worte: „Mein Herr, ich erſuche Sie, einem armen, kranken Kinde einen Platz zu vergönnen, das auf dieſe Weiſe koſtenfrei und ſchnell nach Berlin gelangt. Ich weiß, daß dieß Verfahren ungeſetzlich iſt und dem Herrn Conducteur eine Verantwortung zuziehen kann, allein ich weiß auch, daß die Geſetze der Menſchlichkeit beobachtet werden müſſen. Das Kind iſt eine Waiſe; ſein längerer Aufenthalt hier iſt unmöglich, und in Berlin findet es Unterſtützung, wenn es zur rechten Zeit dahin gelangt. Alſo darf ich?“ — Der einſame Paſſagier, an den dieſe Aufforderung der Menſchenfreundlichkeit erging, erhob ſich ſchlaftrunken aus der düſtern Ecke des Wagens und murmelte etwas, das wie eine Einwilligung klang. Sogleich verſchwand der dunkle, breite Körper des Sprechenden vom Wagenſchlage, und ſtatt ſeiner erſchien eine in ein dunkles Tuch gehüllte Geſtalt, die eilig die zwei Stufen hinaufgeſchoben wurde, worauf ſich die Wagenthür lärmend ſchloß. Gleich darauf wurde ſie wieder geöffnet und die Stimme des dicken Mannes fragte in beſonders ſcharfen Lauten: „Kind, haſt du auch deinen Brief? Verliere ihn ja nicht und beſorge ihn richtig an ſeine Adreſſe. Hörſt du?“ Ohne eine Antwort abzuwarten, verſchwand der Mahner, die Thür wurde wieder zugeſchloſſen und der Wagen rollte weiter.

Je mehr ſich das Licht des Morgens in dem düſtern Raume der Kutſche verbreitete, um ſo deutlicher entwickelten die beiden Nebelgeſtalten, die darin Platz genommen, ihre räthſelhaften Formen. Zuerſt wurde in

der Ecke links ein rother Fleck und darüber eine ringartige Einfassung sichtbar; diese bezeichneten den rothen Mantelkragen und die rothe Mützenkante eines Militärs. Ein weiter Mantel hüllte die Gestalt ein und ließ nichts weiter sehen, als ein paar Füße, die mit sehr zierlichen Stiefeln nach modischer Form bekleidet waren. Nach und nach beliebte es dem jungen Offizier, die Ansprüche des Morgens anzuerkennen, und er strich mit einer weißen, mit Ringen bedeckten Hand die dunkeln Locken, die üppig und in schöner Fülle unter der Mütze hervorquollen, aus der Stirne, öffnete die Augen und sah mit einem träumerischen Blicke vor sich hin. Es schien ihm auffallend, daß an seiner Seite ein Wesen sich befand, von dessen Existenz er keine Ahnung hatte. Er faßte es näher in's Auge und entdeckte, daß seine Reisegefährtin ein bleiches Mädchen von ungefähr sechs Jahren war, das, in einem zerlumpten grauen Umschlagtuch eingewickelt, stumm und mit geschlossenen Augen in der Wagenecke ihm gegenüber lag. Wie sie hereingekommen, wußte er durchaus nicht, und er fühlte auch nicht den mindesten Antrieb, das blasse Kind selbst darum zu befragen. So rollte der Wagen weiter und näherte sich schnell der Hauptstadt.

Ein Stoß der Kutsche entlockte der Kleinen einen Schmerzensschrei und lenkte dadurch die Aufmerksamkeit des Offiziers wieder auf sie. Auch das kranke Mädchen betrachtete ihn jezt mit großer Aufmerksamkeit. Es schien aus einer Erstarrung erwacht zu seyn und jezt die ersten Lebenszeichen wieder von sich zu geben. „Guten Morgen, mein Herr," flüsterte die Kleine mit schwacher Stimme, indem zugleich auf ihren bleichen Wangen ein schnell vorübergehendes Lächeln sich zeigte. „Sind wir bald in der Stadt?" — „In Berlin?" fragte der Offizier. „Ja, ich denke bald." — „O mich friert so sehr," sagte die Kleine, „und mein Arm schmerzt mich." Dabei richtete das Mädchen seine großen blauen Augen furchtlos und mit einem bittenden Blicke auf seinen Gefährten. — „Ich kann nichts dabei thun, mein Kind," erwiderte der Offizier.

Die Unterhaltung stockte und das kranke Mädchen sah zum Wagenfenster hinaus; endlich wandte sie sich wieder zu ihrem Mitreisenden und fragte: „Wenn ich in die Stadt komme, werde ich dort auch mein gutes Bett haben? denn seit drei Tagen habe ich fast nicht geschlafen." — „Gewiß wirst du dort Bett und Verpflegung finden," sagte der Offizier. „Du hast doch wohl Verwandte in Berlin?" — „Verwandte?" fragte die Kleine und sah den Fragenden groß an. „Ich glaube, ja. Der alte Mann sagte mir, daß ich Leute in der Stadt finden werde, die sich um mich kümmern würden."

Der junge Offizier besann sich jezt dunkel auf die nächtliche Scene, die der Eintritt seiner Reisegenossin veranlaßt hatte. „Wer war der dicke Mann," fragte er, „der dich in den Wagen hob?" — „Ich kenne ihn nicht," erwiderte das Mädchen. „Als ich vor Hunger und Ermüdung auf der Landstraße liegen blieb, hat er mich gefunden und in sein Haus gebracht. Von ihm habe ich auch dieses Tuch und diesen Beutel."

Sie wies auf das zerlumpte Tuch, in das sie sich gehüllt, und auf einen alten Damenarbeitsbeutel von eben so abgenuztem und unscheinbarem Stoffe. Der Offizier warf einen gleichgültigen Blick auf beides und öffnete dann ein Fenster, um die frische Morgenluft in den verdumpften Wagen einzulassen. Als er die Hand wieder zurückziehen wollte, fühlte er an derselben das Händchen der Kleinen. „Was Sie für einen hübschen Ring da haben!" rief sie, „wollen Sie ihn mir wohl zeigen?"

Der junge Offizier nahm mit einiger Beschwerde seinen Siegelring vom Zeigefinger der rechten Hand und gab ihn dem Mädchen. — „Das ist eine Grafenkrone oben über dem Wappen," sagte die Kleine. — „Ja, und ich denke, daß sie mir auch mit Recht zukommt," entgegnete der Offizier lächelnd. „Aber wie kommst du dazu, armes Kind, dergleichen Dinge zu kennen und zu unterscheiden?" — „O ich weiß das Alles und noch viel mehr," entgegnete sie mit einem altklugen, großsprecherischen Blick, der den Offizier zum Lachen zwang. „Aber mein Arm, o weh, er schmerzt so sehr! Sind wir noch immer weit von der Stadt?" — „Dort sind schon die ersten Häuser." — „Gott sey Dank! Wie werde ich froh seyn, wenn ich in meinem weichen, warmen Bett liege!"

Die Stöße des Wagens, der jezt auf dem Pflaster fuhr, schienen die Schmerzen der Kleinen zu vermehren. Sie lehnte ihr Köpfchen auf den Arm des Offiziers und über ihre bleichen Wangen liefen Thränen, ohne daß eine Klage ihren Lippen entfuhr. Allmählig schlummerte sie in Betäubung ein und lag nun so starr und regungslos da, wie sie früher gelegen hatte. Der junge Mann, der Anfangs sich gedrungen gefühlt, den Kopf des Mädchens von seinen Schultern zu entfernen, that dieß dennoch nicht, als er aufmerksamer ihre regelmäßigen Züge und das schöne, seidenweiche Haar, das in natürlichen, wiewohl spärlichen Locken auf Hals und Nacken der Kleinen fiel, betrachtete. Das Mitgefühl preßte ihm unwillkührlich die Worte aus: „So jung und schon dem Elend, der Verlassenheit dahingegeben!"

(Fortsezung folgt.)

Empfindsame Reisen.

(Fortsezung.)

Wo der Weg zur Hermitage und nach Ermenonville von der Straße nach Montmorency abbricht, verließ ich den Omnibus, zur sichtlichen Erleichterung unserer

wackern Klepper, die den ſteilen Hügel unwillig und mühſam hinankeuchten. Montmorency blieb mir links liegen; ein großes, prächtiges Landhaus am andern, Park an Park, ächte Pariſer Campagne. Griſetten kokettirten über den Zaun hinüber, und faule Livreen dehnten ſich an den Thoren. Ich verlor mich in den tiefern Wald. Ein Bekannter hatte mir den Namen eines kleinen Reſtaurant aufgeſchrieben, und dem Namen folgte ich, weil er ſo idylliſch klang: Damis. Sein Haus lag nur wenige Schritte, hieß es, von meinem eigentlichen Ziele. Es war bald gefunden, ganz in die Waldnacht hineingebaut, ganz umhegt von heimlichem Frieden, ganz vom Frühling umgrünt. Madame Damis machte ihrem Namen Ehre; ſie hätte ſogar Baucis getauft ſeyn dürfen, wäre ihr Mann nur ein wenig mehr Philemon geweſen. Aber nein, er war „un vieux," will ſagen, er rauchte ſchlechten Tabak, faullenzte den ganzen Tag und ruhte am Abend aus, indem er ſeinen Gäſten mit allerlei unnützem Geplauder läſtig fiel. Deſſen ungeachtet quartirte ich mich in einem ſeiner Zimmer ein und ließ mir ein äußerſt ländliches Diner vor der Hausthür behagen. Ein großer Hund erwies mir die Ehre, mitzuſpeiſen, was mir um ſo willkommener war, als ſein Appetit den meinigen reizte. Wir theilten eben einen Eierkuchen, da ritt eine kleine Eſelcavalcade unten vorbei und auf einem Seitenwege gerade auf uns zu. Der Hund verließ mich, weil er ſatt war und weil ſein Herr in der Nähe. Viel Menſchenverſtand in ſo einer Beſtie. Der Herr war eigentlich ein hübſches Mädchen von vielleicht vierzehn Jahren, ſchlank und zart, blaß, aber nicht gelblichblaß wie eine Franzöſin, ſondern bläulichblaß wie eine Engländerin. Sie ſprang vom Eſel auf den Hund, und wahrhaftig, dieſer war eben ſo groß und eine eben ſo brauchbare Monture für ſie als jener. Ein älteres Frauenzimmer, die Bonne wahrſcheinlich, folgte ihr, und ein grauer Ueberrock, worin ein Mann ſteckte. Der Mann ſchimpfte auf Herrn Damis, daß er ſeinen Platz einem Fremden eingeräumt habe. Natürlich, er war ein Engländer; es hätte ſeines gebrochenen Franzöſiſch nicht bedurft, mich davon zu überzeugen, die Grobheit reichte hin. Drei Jahre früher wäre ich noch deutſch genug geweſen, aufzuſtehen und mit einer verlegenen Entſchuldigung davonzuſchleichen. So aber nahm ich mir noch einen Stuhl, mich fein vollſtändig auszuſtrecken, beſtellte Kaffee und zündete, den Engländer und die Mücken zu vertreiben, eine Cigarre an. Er grinſte mich an und ſein Hund auch. Die undankbare Kreatur hatte den Eierkuchen lange verdaut, der mir noch wie ein Stein im Magen lag. Viel Menſchenverſtand wiederum, nicht wahr? Ich kümmerte mich weder um den Bulldog in Kameelhaar, noch um den Bulldog au naturel; ich lachte ſie beide aus, und das kleine Mädchen lachte mit.

Nachdem es beinahe dunkel geworden, ging ich die paar Schritte bis hinüber zur Hermitage. Es begegneten mir noch viele Leute, Luſtwandelnde und Laſtwandelnde, Bauern mit Holz auf der Karre und verſchleierte Städterinnen. Den Einen fragte ich: C'est bien la maison de Jean Jacques, n'est-ce pas? — Oui, Monsieur, c'est la maison Grétry. Voulez-vous la voir? — Non, merci. — Wozu auch? Reliquiendienſt treibe muß man nur in ſich, nicht draußen. Ich ſah über die niedrige Mauer weg und durch enge Palliſaden, die einen verwachſenen Garten ſchützten. Das war das Haus. Die niedere Thüre drinnen mit dem ſchräg zugehauenen Geſimſe, der Hof von jungem Gras überwuchert, alle Fenſter mit dichten Läden verſchloſſen, die Klingelzüge verroſtet, die Dachziegel übermoost. Ein ganz gewöhnliches Haus. Ich legte die Stirn an einen der ſteinernen Thorpfeiler und machte meine Augen zu. Fernher aus dem vielgrünen Walde ſchlugen die Nachtigallen. Ob ſie um das geraubte Herz des großen Tondichters klagten, das man nach Lüttich gebracht hat in ein ſtolzes Monument? oder um das gebrochene des Andern, der hier einmal glücklich war und ruhig eine ſchmale Zeitſpanne durch? Ich vergaß Alles, Montmorency und Ermenonville, Gretry und Rouſſeau, und wie der Menſch niemals egoiſtiſcher iſt als im Schmerze, ſo kehrten alle meine Gedanken auf der Scala ſchmetternder und ſchmelzender Nachtigallennoten in mich ſelbſt zurück, in Vergangenes und Künftiges, in Fernſtes und Nächſtes. Meine Arme ſchlangen ſich um die Säule. Ich hätte daheim ſeyn mögen eine Minute lang.

Geſang und Klang weckte mich. Eine Geſellſchaft kam vom Dorfe her; zwei artige Stimmen intonirten allerlei Weiſen aus „Richard Löwenherz," und eine mittelmäßige Flöte blies mitunter dazwiſchen. „O Richard, o mon Roi, l'univers t'abandonne," ſang ein Mann ganz hübſch. Die Idee war ſinnig, Gretrys berühmteſtes Lied an dieſer Thür ſchallen zu laſſen. Die Töne zogen ſo friedfertig, ſo voll durch die Luft. Ein halbes Jahrhundert früher hätten ſie ein Menſchenleben gekoſtet. Ich ging fort. Bei einer raſchen Wendung des Weges war ich auf einmal aus dem Walde heraus. Die Ebene lag vor mir, nachtſtill, nebelklar, hinter mir das grüne, dunkle Gebüſch. Montmartre mit den Windmühlen ragte heraus aus der verſchwimmenden Fläche, dunkle Thürme von Paris, ſchwarze Kuppeln, und wieder das Geſpenſt von Saint Denis. Eine Menge Lichter flimmerten im Thal, zerſtreut, ungewiß, verſteckt. Das Ganze machte ſo recht den Eindruck der Fremde, fremdes Land zu Füßen, fremder Wald im Rücken, und Alles ſtill, in Nacht getaucht, von leiſem Wehen überhaucht.

(Fortſetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Lausanne, August.

Im Jahr 1275.

Es war im Herbst 1275, als Rudolph von Habsburg nach Lausanne kam. Kurz vorher hatte er sich entschlossen, um jeden Preis römischer Kaiser und König in Germanien, und als solcher der Wiederhersteller und Wohlthäter seines vom Interregnum furchtbar zerrütteten Vaterlands zu werden. Deßhalb hatte er sich für's Erste in den mächtigen Willen und die politischen Schliche des Papstes Gregor X. und der großen deutschen Fürsten gefügt. Beide fürchteten damals nichts mehr als einen kräftigen Kaiser, der ihnen ihre angemaßten Rechte wieder entreißen und sie von Neuem gehorsam unter die Kaiserkrone hätte stellen können. Das arme Volk aber sehnte sich nach einem mächtigen Reichshaupt, um dadurch wieder frei aufzuathmen von dem Druck fürstlicher und ritterlicher Dränger. Um dem neuen Kaiser allen Vorwand zu einem Römerzug nach Italien und zur Einmischung in die Angelegenheiten dieses Landes zu nehmen, zog Gregor X. selbst zur päpstlichen Krönung und Einsegnung desselben über die Alpen. Mit ihm traf Rudolph und seine Gemahlin Anna, nebst den vier Söhnen Albert, Hartmann, Rudolph und Simson, und den vier schönen Töchtern Mechtild, Hedwig, Agnes und Katharina, in Lausanne zusammen, wo der Papst feierlich die neue Kathedrale einweihen wollte, die schon zu Anfang des eilften Jahrhunderts in großartigen Verhältnissen begonnen, aber wegen vieler Unterbrechungen erst jezt, fast drei Jahrhunderte später, vollendet worden war, eine glückliche Mischung byzantinischer, romanischer und gothischer Bauformen, Pfeiler mit korinthisirenden und selbst an Lotusblätter erinnernden Kapitälen, feine byzantinische Säulchen mit teilförmigen Knäufen, Rundbögen und Spitzbögen, gothische Säulenbündel im Innern, ein herrliches romanisches Portal im Süden, ein rein gothisches im Osten. — Zu dieser Doppelfeier kamen in dem damals noch kleinen Lausanne außer dem Papst, dem Kaiser (in den Urkunden heißt er hier immer Rex Allemanniæ) mit seiner zahlreichen Familie, auch sieben Kardinäle, fünf Erzbischöfe, siebzehn Bischöfe mit einer Unzahl von Aebten und Prälaten, desgleichen sieben deutsche Herzoge und Fürsten, fünfzehn Grafen und sehr viele Barone und Ritter zusammen. — Am vierzehnten vor den Calenden des Novembers 1275 hatte das weite Schiff der Kathedrale Sainte-Marie von Lausanne mit ihren breiten Säulengängen und ihren rundumlaufenden Emporkirchen fast nicht Raum für die Herrschaften und die aus allen Theilen Mitteleuropas, ja sogar aus Island, Skandinavien und England, aus Spanien, Welschland und Hungarn herbeigeströmten Fremden von Auszeichnung. Das Langschiff der Kirche hatte rechts und links zwei Abtheilungen mit Sitzen dem Hochaltar gegenüber. Auf einer Seite saß der Kaiser mit seiner Familie und hinter ihm die reichgeschmückten, in den Prachtkostümen der damaligen Zeit prunkenden Herzoge, Fürsten, Grafen und Ritter, auf der andern die Kardinäle, Erzbischöfe, Bischöfe, Prälaten, Aebte und andere Geistliche. Vor beiden Abtheilungen erhob sich auf mehreren Stufen der leere Thronsessel des Papstes, hinter dem zwei Kardinäle standen. Der Papst las zuerst die Messe am Hochaltar und weihte die Kathedrale. Vorher hatte er mit eigener Hand den Hochaltar gesalbt und eingeweiht, auch mehrere Reliquien eingelegt. Der Papst setzte sich sofort auf seinen Thronsessel und Kaiser Rudolph nahte sich, kniete nieder und gelobte in Person, was vorher schon schriftlich von ihm versprochen worden war, unbedingten Gehorsam gegen die Kirche. Unendliche Pracht, besonders durch kostbare, aus den Kreuzzügen stammende, orientalische Teppiche, herrschte in der Ausschmückung der innern Kathedrale. Die Kaiserin war mit ihren Töchtern byzantinisch gekleidet. Leztere strahlten in Schönheit, prächtigen Farben und morgenländischen Seidenstoffen, von Michael Paläologus aus Byzanz geschenkt; es waren vier Bräute, vor Kurzem mit Fürsten von Pfalzbayern, Brandenburg, Sachsen und Bayern verlobt. Die Klöster und Kathedralen von St. Gallen, Vienne und Besançon hatten ihre besten Sänger geschickt, um durch ihre Kunst das Fest zu verherrlichen. Unzähliges Volk füllte die Seitengänge und die Emporkirchen. Damals sollen gegen siebentausend Menschen in der Kathedrale gewesen seyn.

Ueber ein halbes Jahrtausend später, in den ersten Tagen des laufenden Augusts, war in diesem schönen Dom ein anderes Fest, freilich nicht so historisch und kirchlich wichtig, zwar ein Fest ohne Papst, Kaiser und bräutliche Kaisers-töchter, ohne Herzoge, Fürsten, Grafen und Ritter, ohne Kardinäle, Erzbischöfe, Bischöfe und Prälaten, aber doch nicht weniger anziehend. Nur Eines war 1275 schon in Lausanne wie vorige Woche, die herrliche und großartige See- und Gebirgsnatur, in die freilich damals an Dörfern und Landhäusern weniger mag eingewebt gewesen seyn. Doch sah man schon das uralte burgundische Schloß Wufflens mit seinem mächtigen Mittelthurm im nahen Südwesten oberhalb Morges, und nordöstlich ragte der Sarazenenthurm, la tour de Gourze, auf der nächsten Kuppe des Jorat. Viel mehr Waldung mag auch damals das Waadtland ernster und finsterer gemacht haben als jezt, wo es voll Freundlichkeit und lachender Mannichfaltigkeit daliegt. Sonst aber war wohl Alles gleich. Der mächtige dunkelblaue Seespiegel, den in reizenden Formen üppig reiche Ufer mit Vorsprüngen, Buchten und Golfen auf's mannichfaltigste zeichnen und ausschneiden, südwestlich hügeliges Flachland, darüber die weinreiche Cote und höher die dunkle Juramauer; nordöstlich die gleich weinreiche La Vaux mit ihren anmuthig am Abhang stehenden Städtchen und Dörfern; weiterhin die grünen Alpenkuppen über Vevey mit den krönenden Felszacken und Zähnen von Jamant, Naye und Ay, links darüber die hohe Masse des freiburgischen Molesson (die Römer nannten ihn Moles summa); gegenüber jenseits des Sees über den reichen Ufern die herrlichen und vielgestaltigen Berge Savoyens, wo die furchtbaren Felsenbastionen und Thürme der Dent d'Oche, von St. Julien und Grand-Clos sich aufbauen, südlich bis zu einer verlorenen Spize der Faucigny-gletscher oder des Montblanc, der damals Mont maudit hieß, und auf der andern Seite bis zur Dent de midi, wo sich das große Rhonethor wie ein Proscenium aufthut, gebildet von mächtigen Bergen, über welche die Dent de Morcles, die Diablerets und ganz oben der Wolan herrschen. Der Zauber dieser Wunderlandschaft am frühen Morgen und beim Untergang der Sonne war 1275 eben so reich und mannichfaltig; schwerlich aber hatten die Menschen so viel regen Sinn für derartige Schönheit, wie denn auch die eigentliche Landschaftsmalerei und Landschaftspoesie erst viel späterer Zeit angehört, ja von der Vorzeit kaum geahnt war, die doch in den verwandten architektonischen Formen so viel Schönes, Mannichfaltiges und Großes erdacht und durchgeführt hat.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 69.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 208.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Mittwoch, den 31. Auguſt 1842.

Enfant charmant, père bourru.
Piron.

Empfindſame Reiſen.

(Fortſetzung.)

Unter Damis Dache war ebenſo Alles ſchon dunkel. Eine alte Magd wartete auf mich und geleitete mich in mein Zimmer. Die Fenſter gingen in den Wald; dicht davor ſtanden hohe Kaſtanien. Auf ihren Zweigen ſchaukelte ſich ein lichter Schimmer, aus der Stube neben der meinigen ſtrahlend. Ich machte auf und lehnte mich noch eine Weile hinaus. Ein Strichregen hatte ſich droben zuſammengezogen und troff nun ſanft hernieder, langſam auf die breiten Blätter der Bäume klatſchend. Neben mir lachten noch zwei Weiberſtimmen, eine alte und eine junge; dann und wann glitten ſpielende Schatten in dem Widerſcheine des Fenſters draußen vorbei. Als ich im Bette lag, hörte ich die Kleine noch plaudern und kichern; die Wand zwiſchen uns war ſo dünn, daß jedes Kniſtern eines Vorhanges herüber und hinüber drang. Keine Minute nach dem lezten Worte, ſo ſäuſelten auch ſchon die ruhigen Athemzüge des Schlafes jenſeits. Die Alte huſtete noch leiſe, plötzlich war der Lichtſchimmer erloſchen. Glückliche Kindheit! Eben noch wach, eben noch im Gelächter und Geſchwätz, und nun ſchon in Traum und Schlummer!

Als ich am nächſten Morgen vor der Hausthüre frühſtückte, kam die kleine Schläferin ſchon von einem Geſchäfte zurück: ſie hatte ihre Thiere im Hofe gefüttert, garſtige, rothäugige Kaninchen, ein paar Hühner und eine alte, boshafte Elſter. Ihr Vater, der Engländer, war noch nicht erwacht; dagegen hing ein Winterpaletot und eine wollene Unterjacke ſchon in der heißen Sonne am Fenſter ſeines Schlafgemaches. Der Menſch hatte den Spleen, das iſt klar. Ich machte, während er ſeine eingebildeten oder wahren Leiden in geſundem Morgenſchlummer vergaß, raſche Bekanntſchaft mit dem Kinde. Die geſteifte und eckige Prüderie der engliſchen Miß, die Atmoſphäre der Ammenſtube und der Bonnenerziehung klebte nicht an meiner Kleinen; ſie plauderte luſtig in den blauen Tag hinein und ſah mich aus prächtigen Kornblumenäuglein klar und zutraulich an. Es that ihr wohl, ſagte ſie, ihre liebe Mutterſprache einmal reden zu dürfen, Papa leide das nicht, mit ihm und mit der Bonne müſſe ſie immer franzöſiſch parliren. Seit drei Jahren lebt die Familie nun in Montmorency, Winter und Sommer. Die Mutter des Kindes iſt geſtorben, kurz nach ihrem Abſchiede von England. Mir war, als ſtände ich vor einem jener unſcheinbaren Räthſel des kleinen Familienlebens, die wie die ſtille, ſpiegelglatte Welle eines Stromes über tiefen und entſetzlichen Abgründen liegen. Der Mann zieht mit ſeinem Weibe von

England fort auf immerdar; er vergißt oder will vergeſſen, was er verläßt, bis auf den bloßen Klang der Sprache; er wirft ſich in einen Winkel der Erde, wo er fremd, wildfremd ſeyn und bleiben kann, und ſelbſt ſein Weib, da es noch lebte, ſelbſt ſein Kind hält er ſich ſo fern als möglich. Seine Zimmer waren im Nebenhauſe, und Niemand durfte ſie betreten als die Hausmagd; die Tochter ſah den Vater nur bei ſich, wenige Stunden hindurch, ſie ſprachen in fremder Zunge mit einander, vielleicht eben nur die Zungen, die Herzen mochten lange verſtummt oder ewig geſchwiegen haben.

Harriet ahnete in ihrer ſeligen Blindheit gar nicht, wo ſie ſtand und wie und warum. Vierzehn Jahre! Es iſt ſo wenig, ſo gar wenig! War es ein Geheimniß, das ſie und ihre Nächſten umgab, ſie verſchwieg es nur, weil ſie es ſelbſt nicht kannte. Daß die Mutter ihr ſtarb, hatte einen kurzen, ſcharfen Schlagſchatten in die ſonnige Stille ihrer kleinen Exiſtenz geworfen, allein der erſte Schmerz kam zu früh, als daß er die Jungfrau im Kinde hätte wecken ſollen. Wenn der Vater ſie nicht liebte, ſo empfand ſie es nicht; ſie meinte wohl, das müſſe ſo ſeyn; ſie fütterte ihr Vieh, ritt ihr Eſelein, jagte ſich mit dem Bulldog im Wald umher und ſpottete der Bonne nach, wie dieſe die Naſenlaute und das Gegurgel der franzöſiſchen Sprache auf die ſpröden, ſpitzen Lippen der Engländerin zu verpflanzen ſich vergeblich abkaſteite. Das Kind war wunderbar ſchön in ſeiner Einfalt. Gleich einem Heiligenbilde auf dunklem Hintergrunde ſtand es vor mir und hielt meine Blicke aus, ohne zu erröthen, meine Fragen, ohne zu ſtocken. Wir hatten ganz enge Freundſchaft geſchloſſen, als die Bonne ſie abrief zu ihrem Frühſtück, und gegen Mittag zogen wir miteinander in den Wald, gerade wie die Flanelljacke vom Fenſterrahmen verſchwand. So ein Tag im Walde, lauter Spielerei und Geträume, der blaue Himmel eines kindlichen Lebens über uns, weiches Moos unter den Füßen, freie, friſche, frohe Luft rundum — o das verjüngt innerlichſt und plötzlichſt, das jagt die Seele aus ſich ſelbſt heraus, aus den alten Gedankenwinkeln voll Spinneweb und Staub, kehrt ſie um und führt zurück in das allererſte, in das allerbeſte, was der Menſch hat!

Von Montmorency aus bin ich mit Harriet und der Bonne auch noch nach Enghien gewallt. Der Engländer ſah, wie ich mit ſeinem Kinde ſpielte, er wußte uns Stunden lang beiſammen, und es wurde kaum je ein anderes Wort zwiſchen uns gewechſelt, als ein gelegentliches bon jour, Monsieur. Er bot mir den Gruß immer ſo, daß ich ihn nur mit einem guten Abend erwidern konnte. Sein Tag war die Nacht, ſein Lebenstag vielleicht auch ſo geweſen. Eines Morgens, da er ungewöhnlich früh herunterſtieg, fand er mich in der Schaukel, welche Damis kunſtſinnig und maleriſch zwiſchen zwei Marronniers aufgehängt hat. Ich wiegte mich, während meine kleine Freundin von der Bonne peripatetiſchen Sprachunterricht im Walde genoß, ſo ganz behaglich zwiſchen grünen Zweigen; das Buch, worin ich geleſen hatte, war auf die Erde gefallen, und der Wind blätterte darin, ein franzöſiſcher Wind in deutſchen Liedern, in denen meines lieben Lenau. Der Engländer ſah mir eine Weile zu; hernach fügte er zu ſeinem bon jour hinzu, auf den Druck in dem Buche mit dem Auge weiſend: „Vous êtes Allemand, Monsieur?“ — „Oui, Monsieur.“ — „J'aime les Allemands.“ — „Merci, Monsieur.“ Damit war es aus. Nein doch. Ein anderesmal, als ich mit Harriet einen Epheukranz für den Hund flocht, hat er mich auch gefragt: „Quel age avez-vous, Monsieur?“ Auf meine Antwort ging er kopfſchüttelnd davon. Ich war ihm nicht zu jung, o beileibe nicht, eher das Gegentheil. Ein Mann, der mit einem Kinde Haſchens ſpielt und einen Hund bekränzt, der Stunden lang in der Schaukel liegt und hernach im Graſe ausruht —! — Aber ich kann es nicht anders ſagen, der Engländer dauerte mich in tiefſter Seele.

(Fortſetzung folgt.)

Der Findling.

(Fortſetzung.)

Der Wagen machte jezt eine ſcharfe Wendung und lenkte in die Quergaſſe, in der das Poſtgebäude lag. Es war noch früher Morgen, trotz deſſen wimmelte der Platz von einer neugierigen und beſchäftigten Menge. Eine Anzahl Poſtwagen, von den verſchiedenſten Richtungen kommend, langten zugleich mit unſerm Wagen an, andere fuhren ab, und das Hin- und Herſchaffen des Gepäcks, die lärmenden Fragen der Reiſenden und die eben ſo lärmend ertheilten Antworten der Conducteurs, die gebieteriſchen Aufforderungen der Packträger, Platz zu machen, und das Hülferufen einiger ſich rathlos in der Maſſe umhertreibenden Kinder und Frauen, die ihren Wagen und ihre Plätze ſuchten, gaben ein Getöſe und das Bild einer Verwirrung, wie ſie nur eine große Stadt bieten kann. Die Königsberger Poſtkutſche hielt in der Nähe ihrer andern Schweſtern, und der Offizier ſo wie die Kleine ſtiegen aus. Zu ihr ſich niederbückend, ſagte er: „Wo haſt du deinen Brief? gib ihn mir, ich will ſehen, wohin er lautet, und Sorge tragen, daß man dich ſicher dorthin bringt.“

Die Kleine ſuchte in dem Beutel, ſie nahm alle darin befindlichen Sachen heraus, kehrte den Beutel um,

aber der Brief fand ſich nicht. „Ich hab' ihn verloren!“ rief ſie und brach in Thränen aus. — „Komm,“ ſagte der Offizier, „folge mir in die Paſſagierſtube. Es war recht unvorſichtig von dir, daß du deinen Brief verloren. Ich werde im Wagen darnach ſuchen laſſen.“ — „Ach, bitte, lieber Herr, verlaſſen Sie mich nicht!“ ſchluchzte die Kleine und klammerte ſich an dem Mantel ihres Begleiters feſt. Die Nachſuchung im Wagen wurde angeſtellt, allein nichts gefunden. Das Gedränge um die Wagen wurde immer ſtärker, und die Paſſagierſtube war ſo angefüllt, daß nur mit Mühe ein Plätzchen auf einem der Wanddivans für die Kleine aufgefunden werden konnte. „Hier bleibe ſitzen und halte dich ruhig,“ ſagte der Offizier. „Ich werde kommen und dich abholen, wenn ich erſt weiß, wo ich mit dir hin ſoll.“ Er entfernte ſich.

Die Stunde der Abfahrten machte die Poſtſtube bald leer. Es waren nur noch einige Gäſte geblieben, die einen ſpäten Wagen abwarteten. Die Thür des Zimmers ward aufgeriſſen und mehrere junge Herren ſtürmten mit dem jungen Offizier herein. — „Vortrefflich, daß du wieder da biſt!“ rief der Eine. „Haſt du meinen alten Onkel in Küſtrin geſehen? Ich hoffe, daß er endlich einmal Ernſt mit dem Sterben macht,“ bemerkte der Andere. „Wie geht es der kleinen Betty im grünen Eſel?“ ſchrie ein Dritter. „Ich habe für dich ein Billet in die Oper,“ bemerkte der Vierte. — „Wollen wir nicht ein Gläschen Punſch trinken?“ fragte der Fünfte. — „Punſch am frühen Morgen!“ rief ein blaſſer junger Mann, der gegen die Morgenfriſche in einer Menge von Ueberröcken ſteckte. — „Und weßhalb nicht?“ bemerkte der Gefragte. „Man muß nur denken, daß wir eben vom Ball kommen und daß es eigentlich noch geſtern und nicht heute iſt. Ein excellenter Ball, Derburg! Eis und ſchöne Mädchen, Champagner und Auſtern, Alles ſo gut, wie man ſich's wünſchen kann.“ — Der beſtellte Punſch wurde gebracht und die Geſellſchaft nahm um den runden Tiſch in der Paſſagierſtube Platz, zum nicht geringen Verdruß der einzeln wartenden Reiſenden, die noch einen kleinen Morgenſchlummer zu halten gedachten.

Der Offizier der Poſtkutſche, Graf Sejan Derburg, Lieutenant bei einem Regiment Cüraſſiere, zog den blaſſen jungen Herrn bei Seite und flüſterte ihm zu: „Auf ein Wort, Sellheim.“ Der blaſſe Herr hatte trotz ſeiner Proteſtation ein Glas Punſch getrunken, und fand demzufolge, daß ein Theil ſeiner Ueberröcke zu viel ſey. Er knöpfte ſich auf und zog einen Rock nach dem andern ab, bis er endlich, da er mit den Röcken ſchon ſehr dünnleibig war, jezt ohne ſie faſt bis zu einer geometriſchen Linie zuſammengeſchmälert erſchien. Die lezte Hülle beſtand in einem dünnen, kaum die Hüften deckenden, modiſchen Röckchen. „Nun, was begehrſt du?“ fragte dieſer elegante Kavalier. — „Deine Tante,“ ſagte Graf Sejan leiſe, „iſt ja Vorſteherin von einem — wie nennt man das Ding?“ — „Frauenverein,“ fiel der Dünnleibige ein. — „Ganz recht, Frauenverein. Ich habe dort ein armes Kind, das durch einen ſonderbaren Zufall ſich völlig verlaſſen findet, zu mir genommen, wenigſtens für den Augenblick. Berede deine Tante, daß ſie ſich mit dieſem Findling befaßt.“

Der Referendarius warf einen Blick auf das Mädchen, das in der Ecke des Sophas eingeſchlummert war, und ſagte dann: „Hör', lieber Junge, das wird nicht gehen. Meine Tante hat eine wahre Averſion gegen alle Bettelkinder. Ich verſichere dich, daß ſie keinen Bettelbrief entgegennimmt, ohne vorher ihre Handſchuhe angelegt zu haben.“ — „Mir zu Liebe wirſt du ihr jedoch den Vorſchlag machen,“ bat der Lieutenant. — „Unmöglich!“ entgegnete der Dünnleibige. „Ich kann mich unmöglich damit befaſſen.“ — „Aber was ſoll ich denn mit dem Kinde anfangen?“ rief der Lieutenant und ſtampfte vor Verdruß auf den Boden. — „Es thut mir herzlich leid, lieber Sejan,“ entgegnete der Referendar. „Wenn es ein Burſche wäre, ſo würde ich ihn dir auf der Stelle abnehmen, denn ich kann bei meinen Pferden immer noch Stalljungen brauchen; aber ein Mädchen — ich begreife auch gar nicht, wie du zu dieſem Funde gekommen biſt!“ — „Das iſt wahrlich zu weitläufig zu erzählen,“ rief der Lieutenant unmuthig und verſank in Nachdenken. „Mein Himmel!“ ſeufzte er endlich, „gibt es denn gar keine Anſtalten in dieſer großen Reſidenz?“ — „Gewiß gibt es ſolche; doch da ich nie in Verlegenheit gekommen bin, Kinder unterbringen zu müſſen, ſo kann ich dir keine paſſenden Inſtitute der Art nennen,“ ſagte der Referendar mit einem boshaften Lächeln. „Ueberdieß merke ich doch, daß es etwas kühl iſt; ich muß einen meiner Röcke wieder anziehen!“ Er rief den Kellner und fuhr mit deſſen Hülfe in eine der abgelegten Hüllen.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Lauſanne, Auguſt.

(Fortſetzung.)

Das ſchweizeriſche Muſikfeſt.

Wir haben ſchon vor einigen Jahren in dieſen Blättern von einem ſchönen Feſte in Lauſanne berichtet, vom ſchweizeriſchen Schützenfeſt. Dieſe an Koſten und Geldwerth der Preiſe immer mehr ſteigenden Feſte haben aber eine ganz andere, auf Knalleffekt berechnete Richtung. Nicht bloß die Standbüchſen laſſen ſich da über Alles laut vernehmen, ſondern auch gleich ihnen die Tiſchreden und Toaſte. Es iſt

darin viel Lärm und Dampf zu bemerken, der sich erst verzieht, wenn die Gesellschaft auseinander geht und Jeder nüchtern in seine Heimath zurückkehrt. Es wird da viel und laut von der schweizerischen Heroenzeit gesprochen und für ähnliche Fälle ein Gleiches versprochen; manchmal wird auch gedroht und herausgefordert. Dem schweizerischen Musikfest ist ein ganz anderer Charakter eigen. Es hat etwas Orphisches, das beruhigend, ausgleichend, bildend, sanft erfreuend und veredelnd wirkt, wie alle ächte Musenkunst.

So war es auch dießmal in Lausanne. Melodie und Harmonie herrschten überall und in allen Sphären, nicht bloß in den heiligen Hallen der Kathedrale, sondern auch auf dem großen Festball. Wohllaut und Einklang, Sitte und Freundlichkeit waren auf den engen Straßen bei Tag und bei Nacht, kein roher Schrei wurde gehört, nicht einmal von Straßenbuben; eben so wenig stießen sie und drängten sich vor, wie sie anderwärts pflegen. Lausanne hat es in der modischen Civilisation überhaupt noch nicht so weit gebracht, wie die Schwesterstadt Genf, wo das Pariser Gaminthum schon ganz zu Haus ist. Vielleicht meint man, gute Polizei habe in diesen Festtagen solches Wunder bewirkt. Mit nichten! Ordnung, Sitte und Anstand wurden hier vom ganzen Volke gehandhabt und geübt; wenige Gendarmen waren nur hier und da als Luxus aufgestellt.

Am 1sten und 2ten August trafen die Deputationen der Musikgesellschaft aus den andern Schweizerkantonen und Städten ein und wurden mit Aufstellung ihrer Fahnen feierlich im Centralbureau der Gesellschaft, im Jardin de l'Arc auf der herrlichen Promenade Montbenon, nahe bei der Stadt empfangen. Der Empfang war sehr feierlich und jede Deputation wurde mit Kanonensalven begrüßt. Hierbei fiel den Fremden die Gewandtheit und Fertigkeit auf, mit der die in passende Uniformen gekleideten ältern Schüler der école moyenne die Artillerie bedienten. Als alle Deputationen vereinigt waren, zogen sie zur ersten Sitzung mit ihren schönen Fahnen durch die Stadt. Die Sitzungen waren im großen Bibliothekſaal. Mendelssohn kam erst am 4ten August zum kleinen Konzert. — Am 2ten August war die Hauptprobe des großen Konzerts, zu der viertausend Freibillets an Arme und Unbemittelte ausgetheilt worden waren; denn auch diese sollten nach dem edeln Sinn der Festgeber ihren Antheil an der Feier haben. Man sagt, dieser glückliche Gedanke komme von Vinet. — Am 3ten Nachmittags war das große Konzert in der Kathedrale. Das Orchester für acht Solosänger und fünfhundertundsdreißig Chorsänger, deßgleichen für hundertundachtzig Instrumentalisten (vierzehn Contrebässe, zwanzig Violoncells, siebzig Violinen und sechsundsiebzig Blasinstrumente) war amphitheatralisch unter der Orgel, dem Chor gegenüber, errichtet. Das ganze Schiff der weiten Kirche, die Säulengänge, die rund herumlaufende Emporkirche waren für die Zuhörer bestimmt, deren einige tausend lange vor dem Anfang des Konzerts versammelt waren. Mir und vielen Andern sind die dritthalb Wartestunden schnell und angenehm vergangen. Es war ja des Interessanten hier so viel zu schauen. Zuerst, und hernach immer wieder bei jedem anders einfallenden Lichtstrahl, die schöne byzantinisch-romanisch-gothische Architektur, so anmuthig wechselnd in der mannichfaltigen Gestaltung ihrer Pfeiler und Säulenbündel. Dieses schöne Gebäude war vor einigen Jahren noch durch farbige Sudelei entstellt, wurde aber vor Kurzem durch eine ganz gleiche Steinfärbung in seiner alten Würde wiederhergestellt. Nichts anziehender als die Lichteffekte und Reflexe an den Wänden, den kleinen und großen Säulen, den mächtigen Pfeilern und den hundert Zierrathen mittelalterlicher Architektur. Manchmal wurde es dunkel und immer dunkler, denn während des Konzertes zogen Regenwolken vorüber, aber gleich darauf trat die Sonne wieder in voller Klarheit aus dem Wolkenschleier. Es war, als ob dieser Lichtwechsel dem Stabat mater als eigenthümliche Begleitung dienen wollte. So wurde es dunkel bei den Worten:

Cujus animam gementem,
Contristatam et dolentem
Pertransivit gladius,

noch dunkler bei:

Mater unigeniti,
Quae moerebat et dolebat
Et tremebat.

Dann aber bei den Worten:

Inflammatus et accensus

fielen neue Sonnenstrahlen ein, die bei:

Fac ut animae donetur
Paradisi gloria,

in den hellsten, Alles vergoldeten Glanz übergingen. — Wer an der Architektur keinen Gefallen fand, wurde von den vielen mittelalterlichen Grabmonumenten in der Kirche angezogen, wo geharnischte Kreuzritter mit Schwert und Schild, so wie reichgekleidete Ritterfrauen und Fürstinnen auf dem Sargdeckel liegen, jene grimmige Löwen, diese treue Hündlein zu ihren Füßen. Andere beschäftigten sich mit den modernen Marmormonumenten englischer Standesfrauen, die hier begraben liegen. Manche Fremde ließen sich unter den Männern im Vorgrunde mehrere ausgezeichnete nennen, z. B. den anmuthigen Fabulisten Porchat und das volle und joviale Gesicht des ehemaligen Führers der Radikalen, Druey, der noch immer ein geistreicher Mann ist. Vinet, Monnard, Olivier suchten wir umsonst. Endlich kamen zwischen den Pfeilern am Orchester die Chorsängerinnen, weiß gekleidet und verschleiert wie zum Fest geschmückte Nonnen, hervor und füllten ihre Plätze im Vorgrund; ein reizender Anblick. Sehr günstig fiel die Beleuchtung von oben auf sie, und die zweihundertundsechzig Frauen- und Mädchenhäupter auf weißem Grund erinnerten mich in glücklicher Entfernung an die Engelsköpfe in den Lichtwolken von Rafaels Madonnen. Das von Maschek aus Böhmen dirigirte, nur für ernste und großartige Musik bestimmte Konzert begann mit der herrlichen Beethovenschen Symphonie Nr. 5. Op. 67. Die Probe war gestern sehr mangelhaft gewesen, jetzt ließ das Orchester nur wenig zu wünschen übrig. Wer in der Musik noch etwas anderes sucht, als den bloßen Ohrenschmaus, der fühlte nach diesem großartigen, breitgewobenen und tiefgedachten Werke eine gewisse Leere bei dem folgenden Tonstücke, dem Stabat mater von Rossini, voll theatralischer Reminiscenzen, voll melodischen Schmucks, voll Anmuth, aber ohne religiöse Weihe. Der tief ergreifenden, in Gedanken und Wortkraft herrlichen lateinischen Poesie von Jacoponus (1306) hat der Maestro einen weichen, in gefällige Falten gelegten, geschmackvollen und schmuckreichen Tonmantel umgeworfen.

(Fortsetzung folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 198:
Der Blick.

Beilagen:
Intelligenzblatt Nr. 22 und Monatsregister August.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenz-Blatt. Nro. 22.

Mittwoch, 31. August 1842.

[283] **Neuestes Heft.**

Bei Jan. Jackowitz in Leipzig erschien so eben als Fortsetzung

Berlin wie es ist und — trinkt.

Von

Ad. Brennglas.

XV. Heft: „Ein Sonntag in Tempelhof."

Eine Lokalposse in einem Akt.

Mit color. Titelkupfer.

8. geh. im Umschlag. Preis 6 gGr., 7½ Ngr.

Der originelle Verfasser, der ein echter Volksdichter ist, da seine Erzeugnisse seit zehn Jahren bei Hoch und Niedrig denselben Beifall finden, und dessen große Wirkung im Geiste der Zeit nicht bestritten werden darf, bringt hier eine Lokalposse, auf welche, da sie vollkommen dramatisch ist, noch besonders die deutschen Bühnen aufmerksam mache.

---

[271] In Unterzeichnetem sind so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Physio-pathologische Studien

aus dem ärztlichen Leben

von

Vater und Sohn.

Eine Gedächtnißschrift

für

Johann Georg Heine den Orthopäden

von

Joseph Heine.

gr. 8. Velinpapier. Preis 2 fl. oder 1 Rthlr. 4 Gr.

Inhalt des ersten Theils:

I. Rhapsodie. II. Geschichte. III. Urtheil.

Inhalt des zweiten Theils:

Einleitung. — Tenotomie und Stromeyer. — Deutsche Aerzte und Physiologen. I. Räthselhaftes Pelzigwerden der benachbarten Hautstellen nach der Muskeldurchschneidung. — Stromeyer's Erklärungsversuch. — Unstatthaftigkeit desselben. — Eigener. II. Räthselhafter Verlust der Contractionsfähigkeit am durchschnittenen Muskel. — Fixationsgesetz der Muskulatur. — Spontane Näherung beider Muskelenden. — Verhältniß der Muskelspannung zu der Ernährung. III. Kurzer Rückblick auf die mechanisch-dynamischen Grundsätze J. G. Heine's. — Einfluß der Orthopädie auf Chirurgie und Medicin. — Gymnastik. — Ausschneidung von Muskelstücken aus der convexen Krümmungsseite bei erschlafften Muskelzuständen. IV. Belastungsgesetz der sensiblen durch die motorischen Nervenmassen. — Entdeckung der räumlichen Veränderung im sensiblen und motorischen Nervenmarke während seiner Thätigkeit. V. Vitaler Tonus des gesammten Fasergewebes nach Analogie des Muskels. VI. Thierischer Schlaf. VII. 1) Hypothetische Anschauung des sympathischen Nerven im besonderen Vergleiche mit den einschlägigen Entdeckungen und Hypothesen Valentins. 2) Theoretische Untersuchungen an den Experimenten Valentins zu der aufgeworfenen Frage: Ist es gewiß, daß die portio major des nervus trigeminus keine eigenen motorische Fasern an die Iris durch das ganglion ophthalmicum abgibt? VIII. Reizbare Schwäche. IX. 1) Allgemeine Theorie zur Entzündung. Controle derselben durch die experimentelle Nervenausschneidung am entzündeten Pferdhufe von Haussmann. 2) Entzündung und Congestion im Verhältnisse zum primären Nervenleiden betrachtet. — Unterschied der Gefäßconvulsion nach Längeraum. 3) Wärme und Kälte in ihrem physiologischen Eindrucke auf die Nerven, und in ihrem secundären auf die Gefäße. 4) Specifische Entzündungen in ihrem besondern Recht. X. Physiologische Theorie des Fieberfrostes. — Vermittlungsbahn zwischen Frost- und Hitze-Stadium des Fiebers durch die Unterleibsorgane. — Reinheit des Sensoriums während des Fieberfrostes im Gegensatze zu Schlaf und Hitzestadium, Ursache. — Succession der Frost- und localen Entzündungsspina. — Schluß.

Stuttgart und Tübingen, Aug. 1842.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[295] Interessante Anzeige für Lesezirkel und Leihbibliothen.

Wohlfeile Taschen-Ausgabe der Romane der Francis Trollope.

Aus dem Englischen.

So eben ist bei Weise u. Stoppani in Stuttgart in Commission erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Wittwe wieder verheirathet!

Fortsetzung des Romans:

„Die Wittwe."

Von

Francis Trollope.

Nach dem Englischen von A. Frhr. v. T.

4 Bände, Schillerformat, broch., Preis 2 fl. 42 kr. = 1 Thlr. 16 Gr.

Bereits sind in dieser Ausgabe erschienen:

Leben und Abenteuer Michael Armstrong's, des Fabrikjungens.

5 Bde., Schillerformat, br., 2 fl. 42 kr. = 1 Thlr. 16 Gr.

Die Wittwe.

5 Bände, Schillerformat, brochirt, Preis 2 fl. 42 kr. = 1 Thlr. 16 Gr.

Diese beiden im vorigen Jahre gelieferten Werke, die neuesten und gediegensten Romane der berühmten Verfasserin, hatten sich nicht nur des ungetheilten Beifalls des Publikums zu erfreuen, sondern hatten auch die glänzendsten Beurtheilungen aller belletristischen und gelehrten Zeitschriften zur Folge. „Die Wittwe wieder verheirathet" reiht sich würdig den erstern Werken an, sich ebenfalls durch Geist, Humor und Satyre in hohem Grade auszeichnend.

[106] **Gedichte Sr. Majestät des Königs Ludwig von Bayern.**

Dritte, um einen Band vermehrte Auflage.

In der Liter.-artistischen Anstalt in München ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gedichte
Ludwig des Ersten,
Königs von Bayern.

Drei Theile.

Preis geheftet 7 fl. rhein. oder 4 Rthlr.

Für die Besitzer der frühern Auflagen des ersten und zweiten Theils wird auch besonders abgegeben:

Derselben Gedichte

Dritter Theil.

Preis geheftet 3 fl. rhein. oder 1 Rthlr. 20 Gr.

---

[294] In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Gesta Romanorum,

herausgegeben

von

Adelbert Keller.

Erster Band.

Text.

gr. 8. Velinp. Preis 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 16 Gr.

Wir übergeben hier dem Publikum einen gereinigten sorgfältigen Abdruck der im spätern Mittelalter so viel gelesenen Erzählungssammlung, welche seit 300 Jahren nicht mehr gedruckt worden und doch für die Geschichte der Erzählungsliteratur älterer und neuerer Zeit von höchster Bedeutung ist. Die Extravaganten und den übrigen kritischen Apparat, so wie die Untersuchungen über die Entstehung des Buchs und die Verbreitung der darin behandelten Sagenstoffe seiner Zeit zu geben, behält sich der Herr Verfasser vor.

Stuttgart und Tübingen, im Aug. 1842.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[289] Kunstanzeige.

So eben ist erschienen:

Der letzte Wille König Friedrich Wilhelm III., symbolisch kalligraphisch dargestellt von Johann Heinrigs in Köln. Zwei große in Kupfer gestochene Kunstblätter. Imperial-Format.

Mit Hinweisung auf die früheren, über diese Unternehmung erlassenen ausführlichen Bekanntmachungen beschränken wir uns hier auf Folgendes:

Nachdem das Königliche Testament veröffentlicht worden war, erschien eine Menge der verschiedenartigsten Darstellungen desselben schnell auf einander, welche mehr oder weniger das Gepräge der flüchtigsten, durch merkantilische Rücksichten gebotenen, Eile trugen. Solche Motive ganz bei Seite setzend und nur den großen Gegenstand im Auge, begann Herr Heinrigs diese historische Reliquie ihrer würdig und mit großen Kosten so darzustellen, daß zur Ausführung fast zwei Jahre nöthig geworden sind. Jetzt liegt endlich diese, den gelungensten Produktionen des genannten Meisters sich anschließende Arbeit beendigt dem öffentlichen Urtheile vor Augen, mit welcher Herr Heinrigs die Reihe seiner größern kalligraphischen Kunstblätter zu beschließen gesonnen ist. Beide Blätter, welche nicht getrennt werden und denen eine gedruckte Erläuterung ihrer reichhaltigen Symbolik beigegeben wird, sind noch für den Subscriptionspreis von 6 Thalern sowohl bei uns, als durch alle Buch- und Kunsthandlungen auf feste Bestellung zu erhalten.

Das im vorigen Jahre erschienene Kunstblatt:

Zur Erinnerung an Friedrich den Großen

ist ebenfalls noch für den Subscriptionspreis von 1⅔ Thalern zu haben.

Berlin, im August 1842.

Trautwein und Comp.

---

[293] In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Der deutsche Zollverein

in

seiner Fortbildung.

Von

Gustav Höfken.

gr. 8. Velinp. br. Preis 5 fl. 24 kr. od. 3 Rthlr. 8 Gr.

Inhalt:

1) Einführung in das Bedürfniß einer kräftigen Organisation des Zollvereins. 2) Die Bedeutung und Fortbildung der Zollvereinstage, entwickelt aus der Geschichte ihrer Entstehung. 3) Der Vereinstarif als Grundlage der politischen Oekonomie des Zollvereins. 4) Der Eingang in den

zweiten Zeitabschnitt des Zollvereins. 5) Die Stellung des Zollvereins zu Oesterreich; Aussicht und Mittel zur Annäherung beider Handelskörper. 6) Des Zollvereins Beziehungen zu den Niederlanden, den Hansestädten und Dänemark; im Zusammenhange dargestellt mit der Handelspolitik dieser Staaten und ihrem Verkehr mit den übrigen Ländern. 7) Deutsche Beziehungen zu Großbritannien. 8) Organisirung der deutschen Schifffahrt. 9) Die Theorie der Continentalsperre gegenüber der Colonialausbreitung. Schlußwort. — Nachtrag zur Staatsökonomie des Zollvereins: Das Schutzbedürfniß der Gewerbe im Zollverein.

Die Erfahrungen unserer jüngsten Geschichte lehren, daß die Zeit gekommen, wo nur noch ein das Gesammtvaterland umfassendes Streben fruchtbar ist, auf jedem andern aber der Unsegen des Mißlingens ruht. Und ein solches Streben auf dem Gebiete des Zollvereins fruchtbar zu machen, zu seiner Kenntniß wie zu seiner Fortbildung beizutragen, dazu soll gegenwärtige Schrift dienen.

Stuttgart und Tübingen, Aug. 1842.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[310] Neuestes Werk

der **Gräfin Ida Hahn-Hahn:**

Erinnerungen aus und an Frankreich.

2 Thle. 8. eleg. geh. 3 Thlr.

In zweiter Auflage erscheint gleichzeitig von derselben Verfasserin:

Gräfin Faustine.

8. eleg. geh. 2 Thlr.

Dieß Buch, welches einige Zeit nicht zu haben war, kann nun wiederum durch alle Buchhandlungen bezogen werden.

Unlängst von der Gräfin Hahn herausgegebene Werke:

Astralion.
8. eleg. cart. 5/12 Thlr.

Der Rechte.
8. eleg. geh. 2 Thlr.

Ulrich.
2 Thle. eleg. geh. 3¾ Thlr.

Reisebriefe.
2 Thle. 8. eleg. geh. 4½ Thlr.

Vorstehende Werke sind in allen guten Buchhandlungen vorräthig.

Berlin, den 1. August 1842.

Alexander Duncker,
königlicher Hofbuchhändler.

Das in diesem Monat in demselben Verlage erscheinende:

Berliner Taschenbuch,

dessen voller Ertrag — ohne Abzug der Kosten — zur einen Hälfte

für die Nothleidenden Hamburgs, zur andern aber für die Armen Berlins bestimmt ist,

bringt Beiträge in Prosa und Poesie von:

Achim von Arnim, aus dessen Nachlasse mitgetheilt von Baronin Bettina von Arnim — Böckh — Freiherr von Eichendorff — Ferrand — F. Förster — Freiherr de la Motte Fouqué — Geibel — Goethe (ein ungedruckter Brief an den Grafen Brühl) — Wilhelm Grimm — Gruppe — Häring (Willibald Alexis) — Gräfin Hahn-Hahn — Hitzig, Mittheilungen über und von Immermann — Kopisch — Kugler — Th. Mügge — Mühlbach — Th. Mundt — Nellstab — C. Ritter — F. Rückert — Adelheid von Stolterfoth — Streckfuß — Varnhagen von Ense — Verfasserin von Godwie-Castle — Zeune.

---

[290] Bei **W. Einhorn** in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Kurzer Leitfaden
der
allgemeinen

Weltgeschichte

für

Töchterschulen

und zum Privatunterricht.

Mit besonderer Beziehung auf das weibliche Geschlecht

von

Chr. Oeser.

8. 15½ Bog. ⅓ Thlr.

☞ Der Herausgeber hat sich bereits als vorzüglicher Schriftsteller für die weibliche Jugend mehrfach bewährt, weßhalb dieser Leitfaden gewiß denselben Beifall finden wird, wie ihn schon die größere Weltgeschichte (3 Thle. 60 Bogen gr. 8., nur 2¼ Thlr.) überall fand.

Meistersang unserer Zeit.

Sorgfältig gewählte

Deklamationsstücke

aus neuern Dichtern

zur Bildung eines ächten und reinen poetischen Sinnes

bei

der reiferen Jugend.

Elegant brochirt ¾ Thlr.

Vitalis' Grundriß

der Färberei und des Zeugdrucks.

Zweite Auflage;

gänzlich umgearbeitet von

Dr. Emil Max. Dingler.

Mit einer Tafel Abbildungen.

gr. 8. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 20 Gr.

Bekanntlich erschien zuerst im Jahr 1824 in unserem Verlage eine deutsche Uebersetzung von Vitalis' Grundriß der Färberei und des Zeugdrucks, mit Anmerkungen von Dingler und Kurrer; die fortwährende Nachfrage nach diesem populären Werke veranlaßte den Herausgeber, dasselbe mit Berücksichtigung der gesammten neueren Literatur und besonders mit Benutzung des geschätzten Manuel du fabricant d'indiennes von Thüllaye gänzlich umzuarbeiten, um es sowohl in wissenschaftlicher als technischer Hinsicht den Anforderungen unserer Zeit möglichst anzupassen.

Da der Herausgeber, Dr. Emil Max. Dingler, praktischer Fabrikant und Chemiker ist, dem als Mitherausgeber des „Polytechnischen Journals" die neuesten Fortschritte in der Färberei in Frankreich und England, so wie in Deutschland wohlbekannt sind, so

wird hier keine Uebersetzung eines bekannten Werkes, sondern eine eigenthümliche Arbeit, worin die neuesten Entdeckungen in der Färberei und im Zeugdruck aufgenommen sind, geboten.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[309] Ein sehr nützliches Buch für erwachsene Töchter ist:

Die Bestimmung der Jungfrau

und ihr Verhältniß als Geliebte und Braut.

Herausgegeben von Dr. Seidler.

8. broch. 15 Sgr. oder 54 kr.

Dieses Buch lehrt, wie die Jungfrau seyn soll, — Bestimmung und Zweck derselben, — ihr Verhältniß gegen den Jüngling, — das Betragen gegen Männer, — worauf soll das Mädchen bei der Wahl eines Gatten vorzüglich sehen, und wann soll sie zur Ehe schreiten. — Ferner: Ideal eines Frauenzimmers mittlern Standes, — Werth der Religiosität, — ihr Verhältniß als Gattin, als Mutter, als Erzieherin, — das Verhältniß zu ihren erwachsenen Kindern, — die Jungfrau in ihren einfachen Lebensverhältnissen, — Bild einer sanften, guten und erleuchteten Hausmutter, Werth des Familienlebens und das Gemälde eines vollkommenen weiblichen Charakters.

Der Blumensprache neueste Deutung.

Der Liebe und Freundschaft gewidmet von

L. F. Bürger.

4te Auflage. Preis 7½ Sgr. oder 27 kr.

Von den bis jetzt erschienenen Blumensprachen möchte diese eine der vorzüglichsten seyn.

---

[272] In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Theater

von

Julius Mosen.

8. Velinp. broch. Preis 3 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr.

Inhalt:

Kaiser Otto III. — Cola Rienzi, der letzte Volkstribun der Römer. — Die Bräute von Florenz. — Wendelin und Helene.

Stuttgart und Tübingen, Aug. 1842.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[297] In unserm Verlage ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Ueber

den Selbstmord,

seine

Arten und Ursachen.

Von

Dr. J. H. Hoffbauer.

gr. 8. Preis 20 gGr.

Diese literarische Arbeit hat Betrachtungen über den Selbstmord zum Zweck, über einen Gegenstand, der für die Wissenschaft, wie für den Staat und die Menschheit von großem Interesse ist.

Lemgo, den 1. Juni 1842.

Meyer'sche Hofbuchhandlung.

---

[284] Die erste Auflage von Zschokke's Selbstschau im splendiden Großoctav-Format ist bereits vergriffen, und eine zweite, unveränderte Auflage in zwei Theilen in Duodezformat, ist nun im wohlfeileren Preise à 3 Thlr. = 4 fl. 30 kr. in allen Buchhandlungen vorräthig zu haben. — Es mag der innerhalb zwei Monaten erfolgte rasche Verkauf der ersten Auflage wohl zu erkennen geben, welchen vorzüglichen Werth das Publikum von einem solchen Werke hegt, das gleichsam als das letzte Geistesprodukt des sehr verehrten Verfassers der Stunden der Andacht zu betrachten ist, in welchem theils interessante Lebensereignisse dargestellt, theils geistreiche Ansichten und Wahrheiten über Welt und Gott entwickelt sind. —

Aarau, den 1. Aug. 1842.

H. R. Sauerländer, Verlagsbuchhandlung.

---

[276] In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Das Buch Hiob,

der Urschrift gemäß

metrisch übersetzt und erläutert

von

J. G. Vaihinger.

gr. 8. Velinp. br. Preis 2 fl. 12 kr. od. 1 Rthlr. 6 Gr.

Der Verfasser bemühte sich, den Grundtext eines der erhabensten Zeugnisse der hebräischen Literatur wortgetreu wieder zu geben, Fremdwörter, welche den Laien unverständlich sind, durchweg zu vermeiden, und die orientalische Sprachform mit dem Genius der deutschen Sprache möglichst zu verschwistern. Gründlichkeit der Auffassung, Reinheit der sprachlichen Form und Begeisterung für das hehre Wort der heiligen Schrift werden dieses Buch für Theologen und Nichttheologen zu einer nicht nur belehrenden, sondern auch erbaulichen und sehr anziehenden Lektüre machen.

Stuttgart und Tübingen, Aug. 1842.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[258] Neu erscheint in meinem Verlage:

Gesammelte Novellen

von

Theodor Mügge.

Erster bis dritter Theil.

Gr. 12. Geh. 4 Thlr. 15 Ngr.

Diese ersten drei Theile der gesammelten Novellen des beliebten Verfassers enthalten: **Angelica; Die Emigranten; Rosalie; Zwei Bräute; Lebensmagie; Paul Jones; Neffe und Nichte.**

Leipzig, im Juli 1842.

F. A. Brockhaus.

---

[296] So eben ist bei Meyer u. Zeller in Zürich erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Nizza

und

die Meeralpen.

Geschildert

von

einem Schweizer.

Mit einer Ansicht von Nizza und einer Karte.

8. broch. 2 fl.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Sechsunddreissigſter Jahrgang.

1842.

September.

Stuttgart und Tübingen,
im Verlage der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Das Morgenblatt.

Der Gedanke, in einer unterhaltenden und belehrenden Zeitschrift die Literatur und die ganze Bildung der Gegenwart, mit Ausschluß der politischen Tagesgeschichte, auf würdige Weise zu repräsentiren, ist dem Morgenblatt bei seiner Stiftung im Jahr 1806 zu Grund gelegt und seitdem festgehalten worden.

Für die literarische Kritik und für die Kunst sind längst besondere Beilagen angeordnet, und für diese beiden Zweige selbstständige Redaktionen bestellt.

Dem eigentlichen Unterhaltungsblatt bleibt im Allgemeinsten die Aufgabe, der vaterländischen Literatur, besonders der Poesie in ihren verschiedenen Zweigen, als Organ zu dienen, und dann, die allgemeinen Fortschritte in Literatur, Wissenschaft und Kunst in ihrem Bezug auf das Leben der Völker, die Bewegung und Entwicklung der Gesellschaft möglichst vielseitig zur Anschauung zu bringen. — Das **Morgenblatt** kann, der oben angedeuteten Idee gemäß, den verschiedenartigsten Stoff in sich aufnehmen. Hinsichtlich der Form wird dabei die Rücksicht festgehalten, daß das Ernste, wissenschaftlich Belehrende nicht sowohl erschöpfen, als anregend wirken, das Anziehende und Unterhaltende aber sich möglichst vom Gemeinen fernhalten soll.

Das Material zerfällt in folgende Hauptabschnitte:

Poesie. Gedichte lyrischen, beschreibenden, erzählenden, epigrammatischen, satirischen Inhalts; Bruchstücke ungedruckter dramatischer Dichtungen; Dichtungen jeder Form aus dem erzählenden Fache. Von den interessantesten Produkten fremder Literaturen werden Uebersetzungen oder Bruchstücke mitgetheilt.

Leben. Schilderungen des Volkslebens in allen Kreisen und Beziehungen, in ernster und komischer Form, Reisebeschreibungen und Auszüge aus solchen, fortlaufende Berichte von den wichtigsten Orten über die gesellschaftlichen und literarischen Verhältnisse, über Kunst, Bühne, Musik. Der Zweck und die Oekonomie der Blätter erlauben übrigens nicht, von irgend einem Orte eine eigentliche Musik- und Theater-Chronik zu geben, und dergleichen Leistungen überhaupt anders als in Bezug auf's Allgemeine zu besprechen. Auch dem Wechsel der äußern Lebensformen, den Moden, den Verfeinerungen aller Art wird die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt, mit der nothwendigen Rücksicht, daß hier nur die bezeichnendsten Formen angedeutet, die vornehmsten Resultate hervorgehoben werden können.

Geschichte. Das **Morgenblatt** eignet sich auf diesem Felde vorzüglich an: Kulturgeschichte, wichtige archäologische Entdeckungen, Denkwürdigkeiten aus der nächsten Vergangenheit, Beiträge zur Bildungsgeschichte berühmter Männer, ungedruckte Arbeiten und Briefe derselben u. s. w.

Wissenschaft. Fortlaufende Notizen über die wichtigsten Entdeckungen und Erfindungen; Darstellung der interessantesten Ansichten vorzüglich in den Fachern, welche in nächster Beziehung zum Leben und der Entwicklung der gesellschaftlichen Verhältnisse stehen, in den philosophischen und Naturwissenschaften im weitesten Sinne. Der Hauptgesichtspunkt dabei ist, sowohl elementarische Didaktik als streng wissenschaftliche Sprache zu vermeiden, und dem Ernsten und Wissenswürdigen durch ansprechende Form Eingang zu verschaffen.

Ein sich stets erneuernder und verjüngender Kreis schätzbarer Mitarbeiter sichert der Redaktion die Mittel, der Zeitschrift den Ruf zu erhalten, dessen sie schon so lange genießt. Schriftsteller, welche der Redaktion die Ehre erweisen, sie in ihren Bemühungen zu unterstützen, werden ihre Beiträge, wenn diese dem Zweck und dem Charakter der Blätter entsprechen, dankbar angenommen und von der Buchhandlung angemessen honorirt sehen.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. Für literarische Anzeigen werden besondere Intelligenzblätter beigelegt.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhaltsanzeige.

Das Literaturblatt

stellt sich die Aufgabe, über alle Erscheinungen der neuesten Literatur zu berichten, die für den größern gebildeten Leserkreis von Interesse seyn können, d. h. uber die vorzüglichsten neuern Dichterwerke, so wie über alle Gattungen der vorherrschenden Unterhaltungsliteratur; ferner über wichtige neue Forschungen aller Art, durch welche der Horizont des menschlichen Wissens erweitert wird, in Länder- und Völkerkunde und Geschichte, in allen Gebieten der socialen Kultur und selbst in den strengern Wissenschaften, sofern Werke dieser Art großes Aufsehen erregen und für das praktische Leben nicht ohne Folgen sind, so daß sie keinem Gebildeten fremd bleiben dürfen. Dem Zwecke solcher literarischen Mittheilungen sagt die referirende Form am besten zu, die in möglichster Kürze den wesentlichen Inhalt eines Werkes bezeichnet, und das Zusammenordnen nach Fächern, wodurch dem Leser eine Uebersicht und eine Vergleichung des Verwandten gewährt wird. Der scherzende Ton ist nicht ausgeschlossen, wo es der Gegenstand mit sich bringt oder erlaubt, die Strenge der verdammenden Kritik aber gewissenhaft nur ganz verwerflichen Tendenzen vorbehalten.

Das Kunstblatt.

Durch die Wahrnehmung einer vermehrten und vielversprechenden Wirksamkeit der bildenden Kunst wurde im Jahr 1819 das Erscheinen des **Kunstblatts** als regelmäßiger Beilage des **Morgenblatts** veranlaßt. Die Absicht dieses Unternehmens konnte nur seyn, die Kunstbestrebungen der Gegenwart und Vorzeit einem weitern Kreise als dem, welchem deren unmittelbare Anschauung zu Gebote steht, bekannt zu machen und dadurch zu allgemeiner Erweckung und Ausbildung des Kunstsinns beizutragen. Diesen Zweck hat die Redaktion von Anfang bis jezt verfolgt und betrachtet ihn, bei der weitgreifenden Entwicklung und vielfachen Begünstigung, welche die Kunst seitdem gewonnen hat, fortdauernd als Richtschnur ihres Bestrebens.

Das **Kunstblatt** bemüht sich zuvörderst, übersichtliche Berichte über die Leistungen der lebenden Kunst aus den Hauptorten ihrer Thatigkeit zu liefern, und was in diesen nicht Erwähnung findet, durch kurze Nachrichten zu ergänzen. Jene Berichte können erzählend und beurtheilend seyn; in denen lezterer Art spricht jeder Mitarbeiter seine individuelle Meinung aus, die Redaktion jedoch hat sich die Umsicht und Billigkeit zum Augenmerk gesezt, welche durch Liebe zur Sache überhaupt geboten ist.

An diese Uebersichten knüpfen sich Berichte über die Förderungen, welche der Kunst durch persönliche Gönner und die ihr gewidmeten Anstalten und Vereine zu Theil werden, Beschreibungen und Beurtheilungen einzelner ausgezeichneter Werke der Architektur, Sculptur und Malerei, Anzeigen neuer Kupferstiche und Lithographien, Nachrichten über neue Erfindungen, Biographien lebender oder kürzlich verstorbener Künstler, und Abhandlungen über Gegenstände der Theorie und Philosophie der Kunst.

Die Kenntniß früherer Kunstperioden suchen Beiträge mannigfaltiger Art zu fördern; das vorchristliche Alterthum und jede für dessen Verständniß wichtige Forschung und Entdeckung, ingleichen die Anfänge der christlichen Kunst, ihre Blüthe und ihr Fortgang bis auf unsere Zeit, sind in diesem Gebiete zu berücksichtigen.

Zugleich verlangt die archaologische und artistische Literatur eine fortwahrende Beachtung, weßhalb Anzeigen, Beurtheilungen und kurze Notizen über neu erscheinende Bücher und Kunstwerke eine möglichst umfassende Uebersicht zu geben bestimmt sind.

Endlich steht auch den Anzeigen des Kunst- und Buchhandels, so weit sie die bildende Kunst angehen, ein mäßiger Raum des Blattes offen.

Dankbar erkennt die Redaktion die ihr bisher zu Theil gewordene Mitwirkung vieler ausgezeichneter Gelehrten und Künstler; im Einverständniß mit der Verlagshandlung wird sie bemüht seyn, dem **Kunstblatt** ferner eine gleiche Theilnahme zu erhalten.

Der Jahrgang des „**Morgenblatts,**“ mit Einschluß des „**Literaturblatts**“ und „**Kunstblatts,**“ kostet 20 fl.
Der Jahrgang des „**Literaturblatts**“ und „**Kunstblatts,**“ ohne das „**Morgenblatt**“ . . . . . 10 fl.
Der Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „**Literaturblatt**“ . . . . . 6 fl.
das „**Kunstblatt**“ . . . . . 5 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Hauptpostamt in Stuttgart, das „**Morgenblatt**“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Einer Kranken. Von H. Kurz. 209.
Lucas Cranach. Von Ph. H. Welcker. 210.
Junge Liebe. Von Annette Freiin v. Droste-Hülshoff. 215.
Erzählendes. Von H. Viehoff. 215.
Helgolandica. Von A. Stahr. 219.
Die Singdrossel. Von Ph. H. Welcker. 222.
Unmögliches Glück. Von J. Ehrenbaum. 224.
Scenen aus: „Der Psycholog.“ Von Reinbeck. 227—254.

Homonyme.

Der Stoff. 217.

Räthsel.

Das Glück. 225.

Erzählungen.

Der Findling. Von A. v. Sternberg. (Fortsetzung.) 209—216.
Die Liebeserklärung. Von A. T. Beer. 253. 254.

Naturwissenschaftliches.

Die Menschen als Wettermacher. 224—226.

Reisen.

Drei Wochen in Ungarn im Herbst 1841. Von Louise von G. 230—231.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Empfindsame Reisen. 209. 210. — 217. 218. 219. 220. — 225. 226. 227. 228. 229.
Die Stadt in England. 211—214.
Sommerleben in Rom. 216—218.
Vier Wochen in Berlin. 220—225.
Kriegsspiele. 221—224.
Das Lager bei Grumlinghausen. 251.

Korrespondenz.

Lausanne. 209. 210. — Dresden. 210. 211. 212. — Aus Schlesien. 212. 213. — Mainz. 214. — Berlin. 215. 216. 217. 219. — Stuttgart. 218. — Hamburg. 219. 220. 221. 222. — Paris. 223. 224. — Prag. 225. — Köln. 226. 227. — Baden-Baden. 228. 229. 230. — Peißenberg. 230. 231. 232. — Wien. 233. 234.

Literatur-Blatt.

Nro. 89.

Schriften über Pauperismus. 5) Der Krieg der Stände. Von Friedrich von Sydow. — 6) Beitrag zur Förderung der Volkswohlfahrt von Ludwig Sorreck. — 7) Die Stadtbibliothek zu Graßenhayn, von K. Preusker. — 8) Ueber Nacherziehung und Nachschulen. Von demselben. — 9) Ueber Leseanstalten als Beförderungsmittel des Volkswohls. Von K. G. Schmid. — 10) Geschichte der Mäßigkeitsgesellschaften in den norddeutschen Bundesstaaten. Von J. H. Böttcher. — Schriften über Napoleon. Napoleons Ansichten von der Gottheit Jesu. Durch D. G. v. Etendahl.

Nro. 90.

Reisen. Reise durch Rußland nach dem kaukasischen Isthmus in den Jahren 1836—1838. Von Karl Koch.

Nro. 91.

Altdeutsche Dichtkunst. Ein schön alt Lied von Grave Friz von Zolre, dem Oettinger, und der Belagerung von Hohen Zolren, nebst noch etlichen andern Liedern. Also zum erstenmal, guten Freunden zu Lust und Lieb, in Druck ausgegeben durch den alten Meister Sepp auf der alten Meersburg. — Reisen. Reise durch Rußland nach dem kaukasischen Isthmus in den Jahren 1836—1838. Von Karl Koch. (Schluß.)

Nro. 92.

Dramatiſche Dichtkunſt. Spaniſche Dramen, überſezt von C. A. Dohrn. — Erbauungsſchriften. Geiſtliche Stimmen aus dem Mittelalter zur Erbauung geſammelt von Fr. Galle.

Nr. 93.

Handelsangelegenheiten. Erweiterung des deutſchen Handels und Einfluſſes durch Geſellſchaften, Verträge und Anſiedelung. Mit beſonderer Beziehung auf die Errichtung einer ſüddeutſchen Handels- und Coloniſationsgeſellſchaft. Von Guſtav Hoften. — Lyriſche Dichtkunſt. J. J. Bär's poetiſcher Nachlaß, herausgegeben von Ed. Bilteter. — Memoiren. Der Jakobiner in Wien. Oeſterreichiſche Memoiren aus dem lezten Decennium des achtzehnten Jahrhunderts.

Nro. 94.

Werke über Rußland und Polen. 1) Geſchichte des Urſprungs, Fortſchritts und Verfalls der Reformation in Polen und ihres Einfluſſes auf den politiſchen, ſittlichen und literariſchen Zuſtand des Landes. Vom Grafen Valerian Krasinski. Nach dem engliſchen Original bearbeitet von W. A. Lindau. — Dramatiſche Dichtkunſt. Der Ritter von Rhodus. Trauerſpiel in vier Akten vom Fürſten von Lynar.

Nro. 95.

Werke über Rußland und Polen. 1) Geſchichte des Urſprungs, Fortſchritts und Verfalls der Reformation in Polen und ihres Einfluſſes auf den politiſchen, ſittlichen und literariſchen Zuſtand des Landes ꝛc. (Schluß.) — 2) Persécution et souffrances de l'eglise catholique en Russie. Ouvrage appuyé de documents inédits par un ancien conseiller d'état de Russie. — Volksroman. Wie Uli der Knecht glücklich wird. Eine Gabe für Dienſtboten und Meiſterleute von Jeremias Gotthelf. — Biographie. Biographie des Herzogs Ferdinand von Würtemberg. Von J. B. Scheib.

Nro. 96.

Italieniſche Dichtkunſt. Der geraubte Eimer von Aleſſandro Taſſoni. Aus dem Italieniſchen überſezt von P. L. Kriß. — Geſchichte. 1) Geſchichte Roms in ſeinem Uebergange von der republikaniſchen zur monarchiſchen Verfaſſung, oder Pompejus, Cäſar, Cicero und ihre Zeitgenoſſen. Nach Geſchlechtern und mit genealogiſchen Tabellen. Von Prof W. Drumann. — 2) Der zweite puniſche Krieg und der Kriegsplan der Karthager. Von L. Freiherrn von Vincke. — 3) Römiſche Briefe aus den lezten Zeiten der Republik. Von Otto von Mirbach.

Nro. 97.

Reiſe. Fahrten und Wanderungen in Caſtilien, Aragon ꝛc. Mit ſteter Hinſicht auf Kultur, Verwaltung ꝛc. Nach dem Engliſchen von Dr. Guttenſtein.

Nr. 98.

Lyriſche Dichtkunſt. Lieder aus Tirol. Von Beda Weber. — Reiſe. Fahrten und Wanderungen in Caſtilien, Aragon ꝛc. (Schluß.)

Nro. 99.

Lyriſche Dichtkunſt. Lieder aus Tirol. (Schluß.) — Romane. 1) Nacht und Morgen. Ein Roman von Sir E. L. Bulwer. Aus dem Engliſchen von Guſtav Pfizer. 2) Daſſelbe überſezt von O. v. Czarnowski. — 3) Die Juden und die Kreuzfahrer in England unter Richard Löwenherz von Eugen Riſpart.

Kunſt-Blatt.

Nro. 70.

Geſchichte der deutſchen Kunſt im Mittelalter. (Fortſezung.) — Neue Medaille. — Perſönliches. — Ausſtellungen. — Muſeen und Sammlungen. — Kunſtanſtalten und Vereine. — Denkmäler.

Nro. 71.

Geſchichte der deutſchen Kunſt im Mittelalter. (Fortſezung.) — Literatur. Sammlung der Kupferſtiche und Handzeichnungen des Grafen Sternberg-Manderſcheid ꝛc. IV. Band, die franzöſiſche und engliſche Malerſchule, ſo wie die Bildnißſammlung enthaltend. Verfaßt von J. G. A. Frenzel. — Bauwerke.

Nro. 72.

Geſchichte der deutſchen Kunſt im Mittelalter. (Fortſezung.) — Kölner Dombau. — Malerei.

Nro. 73.

Geſchichte der deutſchen Kunſt im Mittelalter. (Schluß.) — Malerei.

Nro. 74.

Mittheilungen aus Berlin. — Malerei. — Plaſtik. — Medaillenkunde. — Numismatik. — Daguerreotypie. — Alterthümer.

Nro. 75.

Mittheilungen aus Berlin. (Schluß.) — Alterthümer. — Verſteigerungen. — Neue Kupferwerke. — Stiche. — Lithographien. — Literatur. — Zeitſchrift. — Nekrolog. — Perſönliches.

Nro. 76.

Alte Baukunſt. Antiquities of Jonia, published by the society of dilettanti. — Perſönliches. — Akademien und Vereine. — Muſeen und Sammlungen. — Denkmäler. — Bauwerke.

Nro. 77.

Kunſtnachrichten aus Florenz. — Bauwerke. — Kölner Dombau.

Nro. 78.

Kunſtnachrichten aus Florenz. (Schluß.) — Bauwerke. — Malerei. — Plaſtik. — Medaillenkunde. — Photographie. — Technik.

№ 209.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Donnerſtag, den 1. September 1842.

Good Madam, make me blessed in your care
In bringing up the child.

Shakespeare.

Der Findling.

(Fortſetzung.)

„Noch Ein's!" rief der Lieutenant, „du ſagſt natürlich Niemanden etwas von dem Mädchen!" — „Kein Wort, verlaß dich drauf! Bei allem dem kommſt du mir etwas ſonderbar vor. Ein königlich preußiſcher Lieutenant, der Bettelkinder feil bietet, iſt eine noch nicht dageweſene romantiſche Figur. Kellner, ich werde auch noch den zweiten Rock anlegen. Es iſt eigentlich verdammt kühl und ich beklage dich, daß du die Nacht im Poſtwagen haſt zubringen müſſen. Adieu! Seh' ich dich nicht Morgen zu Mittag bei dem Prinzen?" — „Möglich," entgegnete Sejan zerſtreut, ſeine Blicke auf die ſchlummernde Kleine gerichtet.

Die Geſellſchaft zerſtreute ſich, um alleſammt zu Bett zu gehen. Der Beſchützer und die Beſchützte blieben allein im Zimmer. „Komm," rief der Erſtere endlich, nachdem er eine Weile im Zimmer auf- und abgegangen, und ergriff die Hand des Mädchens, „ich will dich zu Frau Sempel bringen. Sie muß Rath ſchaffen." — „Werde ich dort endlich in's Bett kommen?" fragte die Kleine. — „Ich hoffe es," entgegnete der Offizier. Ein Miethwagen fuhr vor und erhielt die Weiſung, nach einem Hauſe vor dem Halleſchen Thor zu fahren.

Der Miethwagen hielt vor einem der kleinen Gaſthöfe vierten oder fünften Ranges, wie man ſie in den Vorſtädten Berlins findet. Dieſer war noch einer der ſtattlichſten. Das kleine einſtockige Haus, mit friſcher, hellblauer Farbe bemalt, lag in der Mitte eines Gärtchens, deſſen Umzäunung ein zierliches Gitter bildete, hinter deſſen ebenfalls hellblau bemalten Stäben man eine Fülle rother und gelber Frühtulpen in Blumentöpfen glänzen ſah. Das Schild der Garküche bildete ein ſtolzer weißer Schwan, der ſein Gefieder in einem Becken voll Seifenſchaum badete. Nichts konnte übermüthiger ſeyn, als der Blick dieſes poetiſchen Vogels, mit dem er die einkehrenden Gäſte von ſeiner Höhe willkommen hieß. Das Schild, wie das ganze Häuschen, war erſt neu aus der ſchöpferiſchen Hand des Anſtreichers hervorgegangen. Der Lieutenant ſtieg aus und zog ziemlich unſanft den meſſingenen Hammer an der Thür in Bewegung. Eine Magd öffnete und bemerkte, da ſie den Offizier begrüßte, in einem höflichen Tone, daß ſo früh keine Speiſen verabfolgt würden. — „Ich will Frau Sempel ſprechen," rief der Lieutenant barſch. „Schläft ſie noch?" — „Schlafen?" entgegnete das Mädchen mit einem verſchämten Lächeln; „wir ſind ſchon ſeit zwei Stunden wach, ich und die Madame, und im Garten

hinter dem Hause beschäftigt. Treten Ew. Gnaden in's Gastzimmer, ich will die Madame rufen."

Der Lieutenant und sein Schützling nahmen in dem hellen, freundlichen Zimmer an einem der einfachen rothgefärbten Tische Platz, die zur Bewirthung der täglichen Mittags- und Abendgäste des Gasthofes dienten. Nach wenigen Minuten trat eine korpulente, kleine Frau herein, die ein Messer in der Hand hielt und in der aufgewundenen weißen Schürze Küchenkräuter trug. „I je," rief sie, hinter sich sprechend, „du hast wahrlich Recht, Lene, es ist der junge Herr Graf. Und zu dieser Stunde! Was befehlen Ihro Gnaden? Womit kann ich dienen? Ei, ei — so früh!" — „Wie geht's, Frau Sempel?" — „Zu danken, liebwerthester Herr. Wie es nun eben einer alten Frau gehen kann. Lene, wer hat das Bettelkind hereingelassen? Um Vergebung, Herr Graf — Kleine, dein Platz ist nicht da —" — „Lassen Sie, Frau Sempel!" sagte der Lieutenant; „gerade dieses Kindes wegen bin ich hier." — „Dieses Kindes wegen?" rief die Gastwirthin und ließ vor Verwunderung einen Theil ihrer Kräuter fallen.

Der Lieutenant erzählte kurz das, was wir von unserer Heldin schon wissen. Aber er fand bei Frau Sempel nicht die bereitwillige Aufnahme seines Berichts, die er erwartet hatte. „Herr Graf," begann sie nach einer Weile, nachdem ihre kleinen, stechend schwarzen Augen das Kind gemustert hatten, „der Conducteur des Wagens ist, mit Verlaub, ein arger Gauner; er spielt mit, der Himmel weiß, welchem Gesindel unter einer Decke, und man hat Ihnen den kleinen zerlumpten Vogel mit guter Manier aufgebürdet. Das Ganze ist eine unverschämte Bettelei, verlassen Sie sich darauf. Man weiß, daß Sie ein wohlhabender junger Kavalier von Stande sind — ja, ja, das weiß man —" — „Der Conducteur," erwiderte der Lieutenant, „wollte das Kind durchaus nicht nehmen." — „Abgekartetes Spiel! ganz wie ich gesagt habe!" rief die Wirthin. „Wir kennen das! Und das mit dem Brief ist auch nur eine Lüge gewesen. Ich will keine ehrliche Frau seyn, wenn ich nicht diese ganze Teufelei klar durchschaue! Ist es nicht ein Greuel, einen so lieben, blutjungen Herrn, der selbst noch von der Welt wenig weiß, so zu betrügen! ihm ein Kind anzuhängen! einem solchen Kavalier!" — „Schweig!" rief der Lieutenant, indem eine schwache Röthe des Unwillens und der Scham sein jugendliches, schönes, fast noch mädchenhaftes Gesicht färbte; „wenn ich betrogen worden bin, so ist es einmal geschehen und nicht mehr zu ändern!" — „Daß sich Gott erbarm!" rief die Wirthin. „Ich will sogleich hingehen und den Spitzbuben von Conducteur zur Rede stellen." — „Stille! Für die arme kranke Kleine muß gesorgt werden. Nimm sie bei dir auf, Mutter. Was es kostet, will ich zahlen."

„Will ich zahlen!" wiederholte Frau Sempel in großem Erstaunen. Sie wollen, Graf Sejan, Sie wollen für das Bettelkind zahlen?" — „Ja, ich bin nun einmal entschlossen, Mutter. Die Kleine hat es mir angethan." Bei diesen Worten blickte der Lieutenant in die bittend auf ihn gerichteten Augen des Mädchens, in denen noch Thränen hingen. Sie hatte ihren gesunden Arm um den seinigen geschlungen und berührte mit ihrem Lockenkopfe seine Epauletten. „Wollen Sie mich also behalten?" rief sie. „Das ist gut!" — „Wie heißt du, Kleine?" fragte er, indem er zu ihrer Bitte bejahend den Kopf neigte. — „Man nennt mich Diane." — „Das ist dein Taufname, allein dein Familienname?" — Die Kleine schüttelte den Kopf. — „Sie hat keinen andern," seufzte Frau Sempel. „Daß sich Gott erbarm, sie hat keinen andern, als den einfältigen heidnischen Namen!" — „Und du weißt nicht, wer deine Eltern sind?" — Die Kleine schüttelte abermals das Haupt. — „Aber den Mann kanntest du doch, der dich in die Kutsche brachte?" — „Er gab mir Bonbons," entgegnete das Mädchen nach einem kleinen Nachdenken, „und ich sah ihn in einem Zimmer, wo eine Menge weiße große Pomadebüchsen standen." — „Es wird der Apotheker gewesen seyn," bemerkte Frau Sempel. — „Du sagtest, daß du auf der Landstraße gingst," fuhr der Lieutenant fort. „Von wo kamst du und wo wolltest du hingehen?"

(Fortsetzung folgt.)

Empfindsame Reisen.

(Fortsetzung.)

Enghien soll Jedermann sehen, der nach Paris reist. Das ist eine prächtige Campagne, aus welcher die Mode sogar ein allerliebstes Bad gemacht hat. Von Montmorency aus führt der Weg, immer absteigend, durch hübsche Weinpflanzungen an den Ort, der wie eine Geßnersche Schäferin sich kokett im Wald versteckt und im Wasser bespiegelt. Ich bin hinuntergeritten, den Zügel von Harriets Thier sammt dem meinigen um die Hand geschlungen, in einem unglaublichen Eseltrabe. Dem Kinde gingen die dunkeln weichen Haare los von dem Ritte und flatterten wild hinter uns drein. Da die Bonne nachkam, saßen wir schon im Nachen und wollten eben vom Lande stoßen, ohne sie. Der See von Enghien ist durchaus nichts Großes, kein Alpensee, nicht einmal etwas Holsteinisches oder Meklenburgisches; aber die Ufer sind ungemein schön angebaut, mit Häusern, welche die schläfrigste Phantasie reizen, mit allerlei Grün von Rasen und Bäumen, das sich in der Welle wiederholt.

Die unvermeidlichen Schwäne ziehen auch hier umher und nöthigen durch groteske und gewagte Stellungen strengen Wangen manche Schamröthe ab. Boote kreuzen sich in allen Richtungen, befrachtet mit eleganten Gästen, welche sich vergeblich in Ruderknechte zu verwandeln suchen. Wir haben herzlich gelacht, Harriet und ich, über einen Dandy, der sich vollständig nach der „Stummen von Portici" costümirt hatte und unter dem Strohhute, mit der seidenen Schärpe und den blendend weißen Hemdärmeln ganz unternehmend aussah. Er führte eine Menge Damen in seinen Kahn und war, trotz verzweifelter Kraftanstrengungen, nicht im Stande, denselben flott zu machen. Man stieß ihn vom Lande aus ab, da ging aber die rechte Noth erst an. Nicht rechts, nicht links, weder vorwärts noch zurück. Bald fuhr das eine Ruder in die Höhe, bald das andere, und alle beide glitten mit jeder Schwingung aus dem eisernen Ring am Bord widerspenstig heraus. Der Pariser schwitzte durch alle Poren, und die Damen, welche er entweder mit dem Ruder naß machte oder in die Seite stieß, schrieen laut auf. So ein Beispiel ließ ich mir fein zur Warnung dienen. Uns führte ein kleiner flinker Bursche hinaus, Harriet und die Bonne in der Mitte, ich am Ende des Kahnes. Das Wetter war herrlich. Wir hatten zweimal den schönen Himmel von Frankreich — wahrlich, ein gerechtes Sprüchwort nennt ihn so — unter und über uns. Eine künstliche Insel in dem See nahm uns ein Stündlein auf; wir suchten Schwanennester im Schilf, und Harriet war außer sich vor Freude, wenn die Mutter zischend und sprühend mit ausgebreiteten Flügeln auf sie losgeschossen kam.

Der Tag in Enghien war der lezte, den ich mit dem lieblichen Mädchen verträumt habe. Ich wußte das; es lag mir wie eine schwüle Wolke über der Seele. Nun wieder zurück nach Paris! dacht' ich, und statt der Abende in Wald und Feld, wo Harriet englische Lieder sang mit den Nachtigallen um die Wette, mindestens eben so natürlich als diese, wiederum Abende im Kaffeehause, auf den Boulevards, im Lesezimmer. Ich war, ohne es zu wissen oder zu wollen, verstimmt und verstummt. Die Trennung von einer Geliebten ist ein Schmerz, den wir selbst lieb haben, ein Kelch, den wir in langen und tiefen Zügen leeren, weil der Tropfen Wermuth, den er enthält, in einem ganzen Trunk stärkster und berauschendster Entzückung verschwimmt. Aber dieß Kind — ich liebte es ja nicht, mein Herz war noch gar erfüllt von dem Bildniß einer Andern; nein, o nein, ich hatte seine Hand nicht einmal berührt, seine schöne Stirn nicht einmal mit den Gedanken geküßt, ich gab mich nur hin an dieß reine, kleine Leben und spielte mit ihr, wie mit einer Schwester. Kein Wunsch, kein Verlangen, keine Sehnsucht reichte in den Frieden unserer Gemeinsamkeit hinein. Ich war so gut, so unschuldig, so jung mit ihr geworden!

Da wir von dem kleinen Eiland zurückfuhren, schwamm eine Schwanenfeder in der Nähe unseres Kahnes. Wir haschten darnach, und unser Junge mußte hinter ihr her rudern. Gleichzeitig griff Harriet in's Wasser, sie zu fangen, und ich; von der heftigen Bewegung wäre um ein Haar das Schiff umgeschlagen. Die Bonne schrie fürchterlich, Harriet war bis über die Schultern naß, ihr Aermel triefte; ich deßgleichen. Es war keine Gefahr, kaum ein Schreck, und dennoch fühlte ich, wie ich über und über blaß wurde. Das Mädchen erröthete und wollte lachen, aber ihre Hand, worin sie die weiße Feder hielt, zitterte sichtlich. Ein lange, stille Minute glitten wir schweigend dahin, ehe die Bonne Zeit fand und Athem, um zu schelten. Als sie fertig war, bat ich das Kind, mir die Feder zu schenken. Sie reichte sie mir lächelnd hin, und ihre Finger bebten noch, da sie gaben, und meine Finger bebten, da sie nahmen.

Harriet, liebe Harriet! ich habe dich — seit dem andern Morgen, wo wir, wieder fröhlich und leicht, von einander Abschied nahmen — nicht wieder gesehen, und ich werde es nicht, nirgends, niemals. Keine Kunde zwischen uns, kein Begegnen, kein Hören und kein Sehen; aber die weiße Schwanenfeder vom See zu Enghien, siehst du, ich bewahre sie unter meinen liebsten Erinnerungen, und keine Zeit soll mir ihren glänzenden, feuchten Schmelz beschmutzen, der wie dein Andenken vor mir liegt. Ich will mir einbilden, du bist ein Engel gewesen, einer jener biblischen, die selbst Kinder sind und an welche Kinder glauben, und dein Fittig hat, als er dich wieder hinauftrug, fort von mir, weit, weit und ewig fort, diese eine Feder auf mich fallen lassen. — Lebe wohl!

(Schluß des zweiten Artikels.)

Einer Kranken.

Ich habe dich im Traum gesehen:
Du selber lagst im Traume still,
Und um dich war ein leises Wehen,
Wie wenn was Neues werden will.

Du lagst, vom Sturm der Krankheit müde,
Und deine Augen waren zu,
Auf deiner Stirne saß der Friede,
Um deine Lippen spielte Ruh.

Es war so eine von den Stunden,
Die unser Lebensengel wählt,
Wenn Leib und Seele, neu verbunden,
Er zu erneutem Wirken stählt.

Und all die guten Augenblicke,
Die je dieß Daseyn dir verschafft,
Führt' er vor deinen Traum zurücke
Und nährte dich mit ihrer Kraft.

Und alle schönen Thaten kamen,
Verschleiert, wie du sie gethan,
Und nannten segnend deinen Namen
Und hauchten dich mit Kühlung an.

Dann trat, mit einer vollen Rose,
Der Engel an das Lager sacht:
Genesung weht aus ihrem Schooße,
Und sieh, nun war sein Werk vollbracht.

H. Kurz.

Korrespondenz-Nachrichten.

Lausanne, August.

(Fortsetzung.)

Das schweizerische Musikfest.

Es fragt sich überhaupt, ob Rossini diese im glühendsten Glauben geschriebene Dichtung versteht und faßt. Wohl mag er irdische Leidenschaft anmuthig aussprechen können, aber auch himmlischen Schmerz? Und was für ein furchtbarer Schmerz geht durch dieß ganze Gedicht! Nach der Introduktion und dem Quatuor hielten Alle den Athem an, und von den viertausend Menschen war auch kein Lebenszeichen hörbar, denn unter den Solosängern trat ein junger, blonder und kräftiger Mann mit freigewölbter, breiter Brust hervor, den sich schon Alle wie einen europäischen Potentaten gezeigt hatten. Allerdings ein Potentat, wenn man den Zauber der Natur und Kunst in glücklichem Verein als eine Macht will gelten lassen. Es war J. Mengis aus Leuk in Wallis, ein Brusttenor, wie nur wenige von der Natur in bester Laune gebildet werden. Manche haben ihn mit Nourrit und Moriani verglichen, wir aber glauben, daß er nach weiterem Studium an Rubini hinreichen kann. Er hat in Wien Medicin studirt und ist Gehülfe seines Vaters, des Badearztes in Leuk. Welcher Verlust für die Kunst, daß seine und seines Vaters Ansichten vom Leben auf dem Theater in großen Städten ihm nicht erlauben, in Paris, London u. s. f. Ruhm und Reichthum zu erwerben! Wer aber möchte sie darum tadeln? Wir ehren Mengis darum doppelt, daß er sich nicht durch den Reiz des Geldes und des Rufs bestimmen läßt, seinen engen, aber nützlichen Wirkungskreis zu verlassen und vom Fuß der furchtbaren Gemmi weg in das glänzende, aber auch frivole Kunstleben von Paris und London zu treten. Gott erhalte ihm diesen Sinn! Jene Hauptstädte werden einen seltenen, vielleicht einen großen Sänger weniger haben, sein Vaterland aber einen nützlichen Menschen mehr. Als Mendelssohn am folgenden Tage Mengis zum erstenmal hörte, war er erstaunt über seine Stimme und seine Kunst. Ebenbürtig mit ihm war nur Eine Solostimme, Madame Gaugler aus Lausanne, ein Sopran voll Wohllaut, Kraft und Ausdruck. — Den ganzen zweiten Theil des Konzerts füllte der Lobgesang Mendelssohn-Bartholdys, ein Werk voll heiliger Tiefe, voll Gefühl und harmonischer Schönheit, worin unter andern Nr. 8. ein Choral, von Luther gedichtet und komponirt, große Wirkung machte. Ich dachte dabei an den 19ten Oktober 1275, und Papst Gregor X., seine Kardinäle, Erzbischöfe Bischöfe, Aebte und Prälaten in demselben Raum versammelt. Wie Luther schwerlich ein Stabat mater fühlen, dichten und komponiren konnte, so auch Jacoponus keinen Choral mit protestantischer Klarheit, Willenskraft und Tonmacht. Mit dem herrlichen Finale des Lobgesangs war das Konzert erst gegen sieben Uhr zu Ende. Seltene Erscheinung! ein Konzert von vier Stunden, ohne einen Augenblick Ermüdung oder Abspannung, ein Konzert, dem zwei Stunden des Wartens vorausgegangen waren. Als wir durchaus befriedigt und froh aufgeregt aus der Kathedrale gingen, hatte sich darin schon purpurblaues Helldunkel um die untern Pfeiler und Bögen gelegt, nur ihre obern Rippen und Wölbungen standen noch in Hellung. Die Rittergräber in den Gängen waren schon nicht mehr deutlich von einander zu unterscheiden, und mir schien es, als wären einige Sargdeckel etwas aufgehoben, wie zum Horchen. Draußen aber war noch heller, goldener Tag und Neugierige zogen in dichten Gruppen auf der Terrasse der Kathedrale auf und ab, besonders um die weißen, geschleierten Sängerinnen an sich vorüber ziehen zu lassen. Auch ich sah sie, möchte sie aber nur in dem heiligen Helldunkel der Kathedrale in malerischer Entfernung erblickt haben.

Wir gingen durch das uralte Bischofsschloß auf das nahe Signal, von dem noch rothe Abendsonnenstrahlen auf die Mittelhöhen heruntergleiteten. Das reizende Land lag noch in seiner vollen Schönheit da, und der See schien nur still mit seinen Schiffen herbeigeflutet, um ihm einen Spiegel vorzuhalten, in den selbst die fernen Hochalpen und Gletscher von der andern Seite neugierig hineinschauten. Nach dem vielen Guten, was wir in diesen Festtagen hier gesehen, gehört und beobachtet hatten, in der freudig aufgeregten Stimmung des Moments, Beethovens, Mendelssohns und Rossinis Tonwogen noch im Herzen, sahen wir mit Dank auf das reizende Land zu unsern Füßen, ihm fortan Segen und Gedeihen wünschend, die es sich nur selbst durch Unverstand oder durch Schwäche nehmen lassen kann, da ihm die Natur mit verschwenderischer Hand Alles in reicher Fülle gegeben hat, was schon vereinzelt andere Länder beneidenswerth macht. — Am Abend hatten die Mitglieder der Musikgesellschaft in der sinnreich dazu eingerichteten Kornhalle ein großes Abendessen, bei dem der Großrathspräsident und Staatsrath Druey Geistreiches über den Kunstsinn und das sogenannte Protegiren der Kunst von oben herab gesagt haben soll.

Am 4ten August war das sogenannte kleine Konzert, ebenfalls in der Kathedrale. Wir hätten gewünscht, daß es mit seiner Opernmusik in einem passendern Raum gegeben worden wäre; wo ihn aber anderswo in Lausanne so geräumig und so akustisch finden? Vielleicht war etwas Ermüdung bei dem Orchester zu bemerken, das bisher, besonders für die Bässe und Violinen, beim langen Stehen einen sehr angreifenden Dienst gehabt hatte. Sechs Opernscenen von Donizetti, Mercadante, Meyerbeer und Beethoven wurden aufgeführt. Außer Mengis und Mad. Gaugler erfreuten uns noch der treffliche Bassist Bezona aus Mailand, der erst am Morgen zufällig hier angekommen war, und Madame Ernst Seidler aus Zürich. Man hatte gehofft, Mendelssohn werde auf dem Piano improvisiren, aber vergebens. Vielleicht fand er das Instrument für den weiten Raum der Kathedrale nicht ausreichend.

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 70.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 210.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Freitag, den 2. September 1842.

Künſtler. — Wohin, o Freundin, führſt du mich?
Muſe. — Sieh nieder und erkenne dich!
Dieß iſt der Schauplatz deiner Ehre.
Künſtler. — Ich fühle nur den Druck der Atmoſphäre.
Goethe.

Lucas Cranach.

Morgenroſen glühn im Oſten
Und zur Erde wallt ihr Strahl.
Zu dem Kirchhof zu Sanct Jakob *
Führt mich! öffnet das Portal!
Einen Meiſter will ich rufen.
Edler Meiſter, ſchlummerſt du?
Mit dem Schauer frommer Ehrfurcht
Schreit' ich deinem Grabe zu.

Lucas Cranach! Lucas Cranach!
Frommer Künſtler, hörſt du nicht? —
Spät iſt's in der Welt geworden;
Doch es kommt noch Tageslicht.
Tritt aus deiner Grabesdämmrung
Wieder ſchöpfungsreich hervor;
Sieh, es zieht die alte Sonne
Jung auch durch das Himmelsthor.

Zeig mir deine Malerhalle.
Aber iſt's ein holder Traum?
Welch ein langes Heer von Bildern
Regt ſich dort im weiten Raum!
Bin ich jezt in deinem Saale?
Welch ein heitrer Farbenſchein
Schwebt um alle die Geſtalten!
Und du trittſt nun ſelbſt herein?

Grüß' dich Gott, du Kunſtgewandter,
Der Natur getreuer Sohn!
Seit du gingſt aus deiner Werkſtatt,
Ach, es iſt wohl lange ſchon!
Ja, du ſahſt es dort im Zimmer,
In dem engen, wohl voraus:
Einſtens werde ſeyn ganz Deutſchland
Noch dein großes Malerhaus.

Ach, es war wohl früh noch damals,
Als du durch des Himmels Gunſt
Häuſer, Kirchen, Schlöſſer, Städte
Schmückteſt mit der heitern Kunſt?
Doch das nachgeahmte Leben
Auf Altar und Stein und Wand
Blüht noch jezt, als wär' es geſtern
Erſt entſprungen deiner Hand.

Meiſter, ach, es war wohl früh noch,
Als den Pilgerſtab du nahmſt,
Und mit gotterfüllter Seele
Hin nach Paläſtina kamſt?

* Auf dieſem Friedhofe zu Weimar iſt L. Cranach begraben.

Damals, als du niederknieend
Herz und Hand dem Schönen nur
Und der Kunst dein ganzes Leben
Weihtest durch den großen Schwur?

Weißt du noch, wie deine Fürsten
Ehrten dich geliebten Mann?
Dank dir! Nun auch groß und herrlich
Sieht uns noch ihr Bildniß an.
Deine Zeit hast du gemalt uns;
Kühn noch steht dein Luther da,
Als ob der bedrängten Kirche
Er noch einmal rettend nah'.

Weißt du noch, wie jene Elster
Nach gemalten Trauben flog,
Und die Tafel dann zerhackte,
Weil dein Farbenspiel ihr log?
Wie zu Logau dort im Schlosse
Einst dein Bild, dein Churfürst hing,
Und, mit baarem Haupt sich neigend,
Dann das Volk vorüberging?

Aber, du gepriesner Meister,
Noch ein Bild, das ewig strahlt,
Hast du mit dem glühnden Leben,
Mit dem Herzblut selbst gemalt.
Ewig sey dir das vergolten!
Aechten, kühnen Liebesmuth
Zeigt es, ächte deutsche Treue
Und der Freundschaft heil'ges Gut.

Sieh, es sizt dort in dem Kerker,
In dem felsigen Tyrol
Dein gefangner edler Churfürst!
Daran ach! gemahnt dich's wohl?
Ihm zur Seite bleibt ein treuer,
Liebergebner, biedrer Greis.
Kennst du ihn, dem Bart und Haupthaar
Niederwallen silberweiß?

Sprich, wer war's, der in's Gefängniß,
Als zurück sich Jeder zog,
Zum gefangnen Friedrich eilend,
Wie auf Liebesschwingen flog? —
Reich die Hand mir, edler Künstler!
In dem Kerker, scharf bewacht,
Hast du in drei langen Jahren
Dort dein schönstes Werk vollbracht.

Auf! zu seinem Malertempel,
Jünger all' im Kunstbereich!
Uebertrefft ihn in der Kunst noch,
Doch im Herzen seyd ihm gleich! —
Grüß' dich Gott, du großer Meister,
In dem vaterländ'schen Saal,
Thüringens geliebter Maler,
Schlummernd in dem Ilmethal.

Ph. H. Welcker.

Der Findling.

(Fortsetzung.)

„Ach!" rief die Kleine und schlug die Hände über dem Kopf zusammen, „wann werde ich endlich etwas zu essen erhalten und dann zu Bette gehen!" — „Sie will nicht weiter gefragt seyn," lächelte der junge Offizier. „Das Eine sollst du gleich bekommen," rief die Wirthin. „Ich will die gestern übrig gebliebene Brühe geschwind warm machen lassen. Lene, rücke das Bett zurecht, oben in der kleinen Gaststube unter'm Dach, wo der arme Doktor, der Zahnarzt — wie hieß er doch? — gewohnt hat, der nicht bezahlen konnte, weil sich Niemand im ganzen Viertel von ihm die theuern neuen Zähne wollte einsetzen lassen."

Die Anstalten zur Aufnahme unserer Heldin in dem Gasthofe zum Schwan waren bald getroffen. Sie nahm ihre mäßige Mahlzeit ein und begab sich dann zur Ruhe, nachdem sie ihrem Beschützer eine gute Nacht gewünscht, der sie auf ihre bleichen Wangen küssen wollte, aber von der Wirthin daran verhindert wurde. „Nein, Herr Graf," rief sie, „das Kind kommt aus unreinen Händen. Ehe ich erlaube, daß Sie sie küssen, muß sie erst meine Wäsche passirt haben. So ist es in der Ordnung." — Der Jüngling lächelte, empfahl der Alten nochmals, recht wohl für das arme Kind zu sorgen, stieg dann wieder in den Miethwagen und fuhr in die Stadt zurück.

Frau Sempel hatte den Tag über keine Zeit zu Grübeleien. Ihr kleines Gasthaus gehörte zu den besuchtesten des Vorstadtviertels, und da kein vornehmer französischer Koch, keine ausländische Köchin, sondern Frau Sempel und ihre Magd allein den stattlichen Raum der Küche einnahmen, so gab es für diese Beide alle Hände voll zu thun. War jedoch das Geschäft des Tages vollendet und saßen die stillern Gäste bei ihrer Flasche Bier in der Gaststube, keine andern Dienstleistungen mehr fodernd, als das Verabfolgen einer Cigarre, eines Fidibus oder einer Zeitung, alles Geschäfte, die Lene

beſorgte und dabei noch Zeit zu einigen Späßen nach beliebter Manier fand, zog ſich Frau Sempel in ihr Zimmer zurück. Obgleich Diane Genoſſe des Hauſes geworden war, fand ſie in dieſes Heiligthum der Frau Sempel doch erſt nach einigen vorhergegangenen Prüfungen Zugang. — Das Mädchen war nun ſchon acht Tage da, und noch war ihretwegen kein Verdruß im Hauſe vorgefallen. Der Arm des Kindes war von einem Doktor unterſucht und verbunden worden. Er erklärte, es ſey eine ſtarke äußere Verletzung, wie von einem Stockſchlage herrührend; allein das Kind wußte von einer ſolchen Mißhandlung nichts.

Eines Abends trat ſie in das Zimmer, als Frau Sempel eben einen Brief vollendet hatte und im Begriff ſtand, mit großer Mühe eine wohlgeſchriebene Adreſſe beizufügen. Sie wechſelte die Feder öfter und ſchien mit keiner zufrieden. „Der Barbierlehrling," rief ſie endlich, „ſchneidet mir die Federn immer nachläßiger. Meine Handſchrift wird durch ſeine Schuld faſt unleſerlich. — Kannſt du auch ſchreiben, Kleine?" — „Ich habe es gelernt, aber es iſt mir, als könnte ich es nicht mehr," antwortete das Kind, indem es aufmerkſame und forſchende Blicke auf den Brief unter Frau Sempels Händen richtete. „Wir wollen mit dem Schulmeiſter ſprechen, der alle Sonntage bei mir ſpeiſt," ſagte Frau Sempel; „aber warum ſtarrſt du mich ſo an?" — „Liebe Mama," rief das Kind lebhaft, „der Brief iſt am Ende wohl derſelbe, den ich verlor." — „Kind, wie kann das derſelbe ſeyn? Ich habe ihn ja eben geſchrieben." — „Ach Gott!" ſeufzte die Kleine.

Frau Sempel zog ſie zu ſich und fragte, indem ihr hochgeröthetes freundliches Geſicht einen beſondern Ernſt annahm: „Kind, haſt du wirklich jemals einen Brief zu beſorgen gehabt? rede die Wahrheit." — „Gewiß, Mama! Ich hatte einen Brief zu beſorgen; allein ich verlor ihn." — „Ich glaube kein Wort von alle dem," murmelte Frau Sempel. „Und kannſt du dich nicht auf den Namen der Perſon beſinnen, an die der Brief gerichtet war?" — „Heute Nacht habe ich darüber nachgeſonnen, und es iſt mir, als wenn er Berlin geheißen." — „Das war der Name der Stadt." — „Welcher Stadt?" — „Nun, der Stadt, in welcher wir wohnen," rief Frau Sempel verwundert. „Du wirſt doch wiſſen, daß wir in Berlin leben?" — „Ich wußte es nicht, aber jezt, da ich's weiß, will ich es mir merken."

Frau Sempel ſeufzte und ſchüttelte den Kopf. Sie ſiegelte jezt ihren Brief zu. Derſelbe war an den Apotheker des Städtchens Müncheberg gerichtet, wo Diane ſich muthmaßlich einige Zeit aufgehalten haben mußte. Die Gaſtwirthin hatte den Apotheker erſucht, ihr die genaueren, das Kind betreffenden Umſtände zu melden und zugleich die Adreſſe des verloren gegangenen Briefes anzugeben. Das Schreiben war in artigen Ausdrücken abgefaßt, denn Frau Sempel hatte ſich erkundigt und erfahren, daß Herr Sauer, ſo hieß der Apotheker, ein achtbarer Mann und von ihm daher kein Betrug zu erwarten ſey. „Wir wollen die Sache ſchon auf's Klare bringen," ſagte die Gaſtwirthin ſelbſtgefällig. „Herr Sauer wird auf meinen frankirten Brief antworten und wir werden dann ſehen — ja, wir werden ſehen. Er wird ſich freuen, einen ſo wohlgeſchriebenen Brief zu erhalten, und nach der Handſchrift ſowohl als nach dem Inhalt kann er wohl glauben, daß er es mit einer Dame zu thun hat."

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Dresden, Auguſt.

Gäſte und Gaſthöfe. — Wendemanns Heimkehr. — Beethovens Denkmal.

Während der Elbſtrom im jetzigen Sommer durch außerordentlichen Waſſermangel recht viel von ſeinem muntern Schiffsleben einbüßt, durchflutbet der Strom der Menſchen gewaltiger als je alle unſere Straßen und Plätze und fließt, vom klaren Himmel aufgefordert, weiter als ſonſt über den Umkreis der Stadt allenthalben hinaus. Die Beſucher aus der Nähe und Weite haben ſich vielleicht noch nie ſo zahlreich eingeſtellt. Ueberhaupt iſt ſeit Eröffnung der Eiſenbahn im Jahr 1839, zufolge polizeilicher Notizen, die ſchon während der vorlezten Zeit jährlich fortdauernd geſtiegene Fremdenzahl unverhältnißmäßig angewachſen. Im Jahr 1838 hatte ſie 25,158 betragen; im darauf folgenden belief ſie ſich ſchon auf 40,172. Das Jahr 1840 brachte Dresden 46,869 und das Jahr 1841 gar 56,146 fremde Gäſte, und zwar iſt hiebei jede Familie nur zu Einem Kopfe gerechnet. Daß in Folge dieſer ſteten Zunahme der Gäſte unſere Gaſthöfe ſich ebenfalls vermehren, iſt natürlich. Nebenher tritt bei lezteren fortdauernd manche Graduirung und Standeserhöhung ein. So machte vor Kurzem ein zuvor nach ſeinem Beſitzer genanntes Haus den Sprung bis zum „Kronprinzen" hinauf, und erſt in den lezten Wochen erlangte der Gaſthof zur goldenen Krone, indem er ſich mit dem anſtoſſenden geräumigen Hauſe vereinte, den ausgezeichneten Rang eines „engliſchen Hofes." Der neue engliſche Hof hat nebenher noch die Merkwürdigkeit, daß er, in der ſtattlichen Pirnaiſchen Gaſſe gelegen, zur eigentlichen Rococozeit von einem Fürſten Reuß erbaut, nunmehr plözlich neu abgeputzt, in dem Wahne ſtehen durfte, an Schönheit unſere geſammte neue Rococoarchitektur überflügeln und auslachen zu können. Aber durch die hohen, grandioſen Zimmer erhält er einen wirklichen Vorzug vor ſo vielen neu erbauten Privathäuſern, deren Eigenthümer nach einer Menge kleiner, niedriger, enger Zimmer geizen, die oft der Bequemlichkeit ſo wenig als dem Anſtande zuſagen. — So reich aber in dieſem Sommer Stadt und Gaſthöfe mit auswärtigen Beſuchern verſehen ſind, ſo hört man doch die hieſigen großen Waarenhandlungen darüber klagen, daß es an den ſonſt gewöhnlichen Einkäufern beinahe ganz fehle. Beſonders vermiſſen ſie die vornehmen ruſſiſchen und polniſchen Familien, an denen

freilich bis jezt ein großer Mangel wahrzunehmen ist. — Je weniger die kurze Anwesenheit der Königin von Preußen und des Königs von Würtemberg Prunk und Geräusch darbot, um so größeres Interesse schien man an beiden hohen Personen zu nehmen.

Ein wahrhaftes Heil ist der hiesigen Kunstakademie dadurch widerfahren, daß die Besorgnisse, welche das hartnäckige Augenübel unseres Professors Bendemann erregte, offenbar grundlos gewesen sind. Vielmehr hat der kürzlich heimgekehrte Künstler die volle Kraft seines Auges zurückerhalten, so daß er nicht nur bereits im Begriffe steht, die Fresken im Schlosse selbst zu vollenden, sondern auch die Leitung der Arbeiten in seinem Atelier, welche inzwischen sein Schwager, Professor Hübner, mit gleicher Umsicht und Thätigkeit besorgte, wieder selbst übernommen hat. Wer den unter Bendemanns Pflege bereits aufgegangenen hoffnungsvollen Kunstaufflug betrachtet, muß sich freuen, daß der geniale Meister ihm nicht verloren gegangen ist. — Während die Kunstfreunde klagen, daß, wie man schon zuvor besorgte, das seit Kurzem den Fries unseres stattlichen Schauspielhauses schmückende, von Hänel so genial erfundene, als elegant ausgeführte Hautrelief, „der Triumphzug des Bacchus," sogar scharfen Augen zu fern steht, beschäftigt diesen jungen, rüstigen Bildhauer so eben wieder in einem Atelier auf der Brühlschen Terrasse eine neue Schöpfung, das dem großen Tonseyer Beethoven zu Bonn zu errichtende Denkmal. Schon ist das Modell in kolossaler ganzer Figur von ihm angefangen. Mit einem bis zum Knie aufgenommenen vielfaltigen Mantel überkleidet, steht der mächtige Herrscher im Reiche der Töne da, und gleich dem Tiefsinn in der Physiognomie, deuten die über einander gelegten Arme den Augenvollen der Weihe und des geistigen Schaffens an. Eine, dem Vernehmen nach, dem Verewigten völlig gleichende Gesichtsmaske leitete Hänel bei seiner Nachbildung. Es verdient Bewunderung, in welchem Grade es ihm schon jezt gelungen ist, die ganze charakteristische Eigenthümlichkeit wiederzugeben. — Ein noch freieres Feld zur Feier des gewaltigen Musikers fand die Bildhauerei in den Emblemen, zu denen die vier Seiten des Fußgestells Gelegenheit bieten. So stellt die eine Seite eine, gleichsam auf den von ihr selbst angestimmten Melodien schwebende, schöne Frauengestalt, die Symphonie vor, deren vier Bestandtheile durch vier sie umgebende Genien mit ihren Attributen personificirt erscheinen. In gleicher Art werden die andern drei Seiten des Postaments mit sinnvollen Allegorien versehen werden. Das Monument wird vermuthlich in Nürnberg gegossen werden.

(Fortsezung folgt.)

Lausanne, August.

(Schluß.)

Das schweizerische Musikfest.

Am Abend des 4ten August war der große Ball der Gesellschaft. Allerdings ein beliebtes und heiteres Fest, selbst merkwürdig durch das sinnreich und zum Theil geschmackvoll benuzte Lokal der großen Kornhalle, aber Allem untergeordnet, was jezt für Festbälle in großen Städten geschieht. Der hohe Tanzsaal war übrigens verständig und heiter verziert. Auf Feldern standen in Goldschrift, von Genien gehalten, die Namen der Musikheroen Marcello, Pergolese, Händel, Seb. Bach, Gluck, Gretry, Mozart, Haydn, Cherubini, Mehul, Beethoven, Spontini, C. M. Weber, Bellini und Meyerbeer. Auf fünfzehn große europäische Namen acht deutsche. In der Mitte der einen Seite war tribünenartig das Ballorchester, mit dem silbernen Bundeskreuz zwischen den Namen Rossini und Mendelssohn, als den Gefeierten des großen Konzerts, eine feine Aufmerksamkeit, die den kurze Zeit im Saal gegenwärtigen Mendelssohn gefreut haben muß. Der Fries des Saals trug die Wappenschilder der zweiundzwanzig Schweizerkantone. Auf diesem Ball waren gegen Mitternacht über siebzehnhundert Personen. Trotz der großen Mischung der Stände herrschte auch hier die anständigste Haltung. In dieser Beziehung stand der Ball weit über den prächtigen und glänzenden in gewissen Königsstädten, wo sittenlose junge Leute, geschüzt durch ihren Stand, sich Unarten gegen Frauen erlauben. Dergleichen würden in der Schweiz überhaupt und vollends bei den kandfesten Waadtländern schlecht fahren, wenn sie überhaupt noch führen.

Hätte ich im Festcomité von Lausanne etwas zu sagen gehabt, so würde ich zum Schlußfest nicht auf einen bloßen Ball angetragen haben, sondern auf ein eigenthümliches, ganz neues Fest, das sich nur auf dieser Stelle geben läßt. Gegen Abend hätten die zwei sichern Dampfboote des Sees, der Leman und der Aigle, mit Blumen geschmückt, die Gäste nach Schloß Chillon gebracht. Dort wäre vorher der ungeheure Rittersaal mit wenig Kosten zum Tanzsaal eingerichtet worden; bunte Lampen hätten auch die andern geräumigen Gemächer und das große Bonnivardgewölbe mit seinen mächtigen romanischen Pfeilern und Bögen erleuchtet. Bei aufgehender Sonne, was gerade auf dieser Stelle ein wunderherrliches Schauspiel ist, wäre man wieder nach Ouchy zurückgefahren und dann in angenehmer Morgenkühle den kurzen anmuthigen Weg hinauf nach Lausanne gegangen. Vielleicht aber hätte die Regierung die Erlaubniß nicht ertheilt, weil Schloß Chillon ein Pulverdepot und Arsenal ist. Dann hätte das gleiche Fest in den herrlichen weiten Räumen des Hôtel des trois Couronnes in Vevay, oder im Hôtel Byron bei Villeneuve gegeben werden können.

Auf dem Lausanner Ball waren die schweizerischen Musikfreunde zum leztenmal dort vereinigt und hier nahmen sie Abschied von einander. Denn als gegen fünf Uhr der Ball zu Ende ging, eilten Viele nach Haus, um bald darauf in Wagen, Kutschen, Diligencen und Dampfbooten das gastliche Lausanne zu verlassen. Ich nenne die Stadt gastlich, denn auch die, welche als Nichtmitglieder der schweizerischen Musikgesellschaft nicht bei den Familien einquartirt waren, die sich zu diesem Freundschafts- und Liebesdienst gedrängt hatten, auch ich und viele hundert Andere konnten die Aufnahme in den guten Hôtels der Stadt rühmen, unter denen das neue Hôtel Gibbon durch seine herrliche Lage und einen Verein von Vorzügen wohl das ausgezeichnetste ist. — Zum Ort des nächsten schweizerischen Musikfestes, im August 1844, ist Bern bestimmt worden. Möge das dort im Umgang und in der Gesellschaft herrschende spröde und kalte Element, möge das dort überall vorkommende „Schwarzthum" und „Weißthum" die zusammenkommenden Musikfreunde das heitere, gastliche, fröhliche und trauliche Lausanne nicht zu sehr vermissen lassen!

Beilage: Literaturblatt Nr. 89.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 211.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Sonnabend, den 3. September 1842.

Promising is the very air o'the time: it opens the eyes of expectation; performance is ever the duller for the act.

Shakespeare.
Timon.

Die Stadt in England.

III.

(ſ. Nr. 205 u. f. und 249 v. J. 1841.)

Dem Fremden fällt in London nichts mehr auf als das Beſtreben des Handelsſtandes, Beachtung zu erregen, Käufer anzuziehen und dadurch, wie man ſowohl hier als jenſeits des Kanals ſagt, in der Welt vorwärts zu kommen — to get on in the world. Jedes Mittel, das Menſchenwitz zu erſinnen vermag, wird für dieſen Zweck aufgeboten, und oft dünkt es dem Fremden, daß die Koſten außer allem Verhältniß ſtehen müſſen zur Einträglichkeit des Geſchäftes ſelbſt. Ein Kaſten von der Größe eines Marionettentheaters fährt Tag für Tag — Sonntags ausgenommen — durch die Stadt, vorn und hinten und zu beiden Seiten in rieſenmäßigem Druck die wichtige Nachricht verkündend, wo die beſten Perrücken zu haben ſind, das Stück zu zehn Thaler und darüber. Ein ähnlicher Kaſten in Geſtalt eines Hutes, ein anderer in Geſtalt eines Stiefels weiſt den Hut- und Stiefelbedürftigen auf gleiche Weiſe nach, wo ein vortrefflicher Hut für anderthalb, ein exquiſites Paar Stiefeln für fünf Thaler und darüber zu bekommen ſind. Iſt ein Haus abgebrannt oder vor einem zum Behuf der Reparatur ein Gerüſte errichtet, ſo bedecken nach wenigen Stunden grüne, rothe, weiße und blaue Anſchläge die hölzernen oder ſteinernen Wände und reden zum Publikum mit wahrhaft demoſtheniſcher Beredtſamkeit. Ja, es geſchieht, daß Zettel ausgetheilt werden, welche „ein ſchönes Stück Mauer in frequenter Paſſage, ganz vorzüglich zum Anheften von Bekanntmachungen geeignet,“ dem Meiſtbietenden offeriren. In zartem apfelgrünem Umſchlage, auf dem feinſten Papiere gedruckt, 24 Oktavſeiten ſtark und mit 62 zierlich in Stahl geſtochenen Muſtern verſehen, ſchicken A. B. Savory and Sons, watchmackers and jewellers, No. 9 Cornhill, and furnishing silversmiths, No. 14 Cornhill, opposite the bank of England, ein Verzeichniß ihrer Waaren in London von Haus zu Haus, durch England, Schottland und Irland von Stadt zu Stadt und weit über's Meer nach allen Weltgegenden. So machen dieſe in einer der engſten Straßen des unfaſhionablen öſtlichen London wohnenden Uhren- und Juwelenhändler und Gold- und Silberſchmiede das weite Großbritannien zu ihrem Markte. Der Bruder, der ſeiner Schweſter, der Bräutigam, der ſeiner Braut, der Eheherr, der ſeiner Ehefrau eine Fünfviertel engliſche Ellen lange Halskette vom feinſten Gold zum Geſchenke machen will, braucht nur zu überlegen, ob ſie nach dem Kabeltau- oder nach dem Ring- und Riegelmuſter gearbeitet und von 3 bis 8 Sovereigns

ſchwer ſeyn ſoll, um aus der Preisliſte zu erſehen, daß das Kabeltaumuſter, 3 Sovereigns ſchwer, 4 Guineen, 8 Sovereigns ſchwer, 9 Guineen, das Ring- und Riegelmuſter in erſterer Schwere 5, in lezterer 10 Guineen koſtet. Mag er dann in London oder in Dublin, in Edinburg oder in Calcutta leben, ein Brief und eine Geldanweiſung überheben der Mühe, ſelbſt zu erſcheinen. Daſſelbe Syſtem befolgt Herr Eley, Inhaber eines Patents auf Drahtpatronen, deren Inhalt wenige Schritte vom Rohre ſich „nach Möglichkeit gleichmäßig ausbreitet.“ Dieß zu erläutern, fügt er ſeiner Anzeige zwei Bilder bei. Auf dem einen ſieht man ein Volk Rephühner fliegen; ein Jäger ſchießt, kein Schrot trifft — das iſt eine gewöhnliche Ladung. Auf dem andern fliegt auch ein Volk Rephühner, ein Jäger ſchießt und die Richtung ſeiner Schrote läßt nicht für einen einzigen Vogel Rettung hoffen: das iſt eine Eleyſche Patentladung. Der beſchränkteſte Menſch muß den Unterſchied, jeder Schütze das Verdienſt der Eleyſchen Erfindung begreifen. Nicht minder bequem macht Herr R. B. Ede das Erkaufen tragbarer Laboratorien, chemiſcher Kaſten, mineralogiſcher Sammlungen. Ein chemiſcher Spielkaſten für Kinder koſtet fünf und einen Drittelthaler, ein Laboratorium mit 90 Artikeln, „mit geſtöpſelten Flaſchen, franzöſiſcher Politur, verbeſſerter Spirituslampe und Schloß und Schlüſſel“ zwei Guineen. Man braucht nur zu beſtellen; es wird franco in's Haus gebracht.

Und wie ſinnreich und verführeriſch, zum Theil auch unverdeutſchbar ſind die Aufſchriften über den Verkaufsläden! The true noted house for the sale of Dublin brown stout — jedem Porterfreunde wäſſert der Mund; the original raised letter manufactory — wer erhabene Buchſtaben bedarf, kaufe hier; Observe this is the noted shop for giving a halfpenny a-pound for bones — vier Pfennige für ein Pfund Knochen, kein anderer Knochenhändler zahlt ſo viel; und in den Zwiſchenräumen von drei Stockwerken, mit erhabenen Buchſtaben, the weekly post, the largest, the boldest, the best, true anti-popery Journal — welcher eifrige Proteſtant kann vorübergehen, ohne den Beutel zu ziehen, ſich ein Exemplar dieſes größten, kühnſten, beſten, ächten antipapiſtiſchen Journals reichen zu laſſen?

Und wie rückſichtsvoll für die Kunden! Im Londoner Klima wird ein Gläschen Gin hie und da faſt jedem zum Bedürfniß. Der anſtändigſte Menſch trägt kein Bedenken, daheim in ſeinen vier Wänden oder im Kreiſe von Freunden den trefflichen Gin mit heißem Waſſer und Zucker als Labſal zu ſchlürfen; aber die Schwelle einer Branntweinſchenke, eines gin-palace zu betreten, gilt für die größte Unanſtändigkeit. Alſo ſteht leſerlich über einer benachbarten Thüre: Bottle and Jug department. Da darf der Anſtändigſte eintreten; es iſt das Geſchäftscomptoir, und keinem anſtändigen Manne wird hier ein Gläschen Gin verweigert. Man muß doch koſten, ehe man eine Quantität beſtellt.

An der kommerzreichen Straße Long Acre gibt es eine Anſtalt zu Befreiung von Würmern. Sehr einfach führt das Haus die Aufſchrift: Worm Museum. Der Inhaber ſtüzt ſeinen Ruf auf den Beiſatz: Established in 1795, und eine Heilanſtalt, die 47 wechſelvolle Jahre gedauert hat, bedarf keiner beſſern Empfehlung; indeſſen hat der Arzt doch noch eine angebracht. Zwei hohe Fenſter ſind mit Glasflaſchen beſezt, worin Würmer im Weingeiſt prangen, und der lezte Zweifel des Kranken muß ſchwinden, wenn er auf großen Etiketten lieſt, daß in der einen Flaſche das Fragment eines 220, in einer andern das eines 350 Fuß langen Bandwurms ſich befindet. Es kommt nur darauf an, daß man's glaubt; aber viele Kranke glauben gern.

(Fortſezung folgt.)

Der Findling.

(Fortſezung.)

Frau Sempel zeigte den Brief mit triumphirender Miene dem Kinde und ſchien deſſen Bewunderung zu erwarten. „Und das habe ich noch mit einer ſchlechten Feder geſchrieben,“ ſezte ſie hinzu. „Aber was ſagſt du dazu?“ — „Ich kann nicht leſen, was darauf ſteht, Mama,“ erwiderte die Kleine. — „Du kannſt's nicht leſen? wahrhaftig! Doch der Grund wird ſeyn, daß du wohl überhaupt nicht Geſchriebenes leſen kannſt, denn ſonſt wäre meine Handſchrift die erſte, die dir leſerlich wäre. Armes Kind, ich muß deinetwegen mit dem Schulmeiſter ſprechen. Du mußt in die Schule gehen.“ — „In die Schule, Mama?“ — „Ja. Der Mann heißt Weinhold und iſt, wie ſie es nennen, ein Candidat, der auf eine Anſtellung wartet. Gewiß iſt's, daß er ein Studirter iſt, aber die Herren haben ihn öfters im Examen durchfallen laſſen. Seitdem hat er den Muth verloren und unterrichtet ſo unter der Hand einige Kinder; eigentliche Erlaubniß dazu hat er nicht. Er macht für mich hie und da außer dem Hauſe ein kleines Geſchäft ab; dafür habe ich ihm alle Sonntag Mittag unentgeltlich einen Platz an meinem Tiſche eingeräumt, und er darf ſo viel Bier trinken, wie er immer will. Er trinkt jedoch nie übermäßig, denn es iſt ein beſcheidener junger Mann, ja, ſehr beſcheiden. Du wirſt ihn ſehen, Phillis, denn morgen iſt ſein Tag.“ — „Phillis?“ rief das Mädchen erſtaunt. — „Oder Diane, ich wußte, daß es ſo etwas war,“ entgegnete Frau Sempel ſeufzend. „Warum führſt du nicht einen ordentlichen Namen,

Kind? Katharine — Louiſe — oder Friederike — das wäre ſo etwas. Ich habe dir einſtweilen meinen Namen geliehen und dich auf der Polizeiliſte als eine Sempel eintragen laſſen, und zwar habe ich dich Katharine genannt." — Das Kind ſah die Gaſtwirthin groß an und erwiderte nichts.

„Ueberhaupt," fuhr dieſe fort, „wenn du bei uns bleibſt, das heißt bei mir, was noch ſehr zweifelhaft iſt, dann darfſt du nicht müßig gehen, ſondern mußt frühzeitig anfangen, dein Brod ſelbſt zu verdienen, ſo daß der gute junge Graf das Koſtgeld nicht lange mehr zu zahlen braucht. Ich weiß, daß er ſich mit dir eine große Laſt aufgebürdet hat. Ein junger Herr, der nicht ſo unbekümmert und weichherzig wäre, wie er, hätte ſich nimmermehr in einen ſolchen Handel eingelaſſen; er hätte dich auf der Straße ſtehen laſſen und du hätteſt gleich den Vögeln unter dem Himmel dein Futter ſuchen müſſen. Verſtehſt du, was ich ſage, Kind?" — „Ja, Mama. Wer iſt denn der junge Herr, der mich hieher brachte?" — „Die Frage hätteſt du ſchon längſt thun ſollen," ſagte die Wirthin verweiſend. Er iſt der Sohn vornehmer Eltern. Sein Vater war General beim hieſigen Militär, und wenn er an der Wache vorbeiging, mußten jedesmal alle Soldaten heraus unter's Gewehr. Selbſt mir machten die muntern und artigen Burſchen zuweilen die Honneurs, wie man es nennt, wenn ich mit dem kleinen Jungen auf dem Arm im Wagen des Generals und mit deſſen Diener in Livree ſpazieren fuhr. Ich war damals eine junge, recht hübſche Frau, und lebte erſt im zweiten Jahr der Ehe mit meinem Franz, der Koch beim Grafen war. Du mußt wiſſen, daß ich Amme bei allen drei Söhnen des guten Grafen geweſen bin. Zwei ſtarben als Kinder, nicht halb ſo alt, wie du jezt biſt; der dritte Knabe blieb leben und iſt jezt mit ſiebzehn Jahren königlich preußiſcher Lieutenant und ein ſehr ſchöner junger Herr." — „Gewiß, das iſt er," entgegnete Diane. — „So, findeſt du das auch ſchon?" rief Frau Sempel mit einem liſtigen Zwinkern ihrer kleinen lebhaften braunen Augen, indem ſie dabei dem Kinde auf die Schulter klopfte. „Du biſt doch nicht ſo einfältig, wie ich glaubte. Aber zeig' mal deine Hand her; was haſt du da für eine kleine, weiße, runde Hand, mein Kind!"

„Warum iſt er nicht wiedergekommen? er verſprach es doch," fragte die Kleine. — „Der Graf, meinſt du? Er wird morgen ſicherlich kommen. Dann werde ich dir das neue Kleidchen anlegen und das bunte kleine Tuch dazu. Du mußt dem Grafen entgegen gehen und ihm zum Willkommen die Hand küſſen." — „Wird er nicht mir die Hand küſſen?" — „O Himmel, Kind, das wird er gewiß nicht!" ſchrie Frau Sempel laut auf. „Wie kommſt du nur auf ſolche Gedanken?" — „Als ich noch in einem ſchönen, großen Saale wohnte," rief Diane und hielt den kleinen Finger wie ſinnend an die Stirn, „hat man mir immer die Hand geküßt." — „Als du noch wo wohnteſt?" fragte die Gaſtwirthin. — „In einem großen, ſchönen Saale, wo Abends Lichter brannten," ſagte das Kind. „Es waren viele, viele Menſchen um mich herum; aber es mag ſchon lange Zeit her ſeyn." — „Gewiß ſehr lange," erwiderte die Wirthin, „wenn du nicht gar alles das geträumt haſt, oder böſe Menſchen dir anbefohlen haben, dergleichen den Leuten vorzuſchwatzen. Geh' nun zu Bette, Kind, ich will zu meinem Buch greifen; denn ich kann nicht einſchlafen, ohne wenigſtens einige Seiten geleſen zu haben. Das hab' ich noch von meinem Ammendienſte. Damals hab' ich oft ganze Nächte lang an der Wiege geſeſſen und eitel Räubergeſchichten und Romane geleſen. Tags darauf erzählte ich den größern Knaben, was ich Merkwürdiges gefunden hatte. Graf Sejan hat von mir die meiſten und beſten Geſchichten gehört, und der gute, dankbare Junge, er weiß viele derſelben noch, und erzählt ſie mir, und wir lachen dann zuſammen, und denken der guten, alten Zeit. Denn ſeitdem, liebes Kind, mußt du wiſſen, hat ſich ſehr vieles verändert. Der alte General ſtarb und hinterließ viele Schulden. Ich und mein Franz hatten uns etwas erübrigt, und kauften uns dieſe Gaſthofgelegenheit. Aber ſeit Jahr und Tag koche ich allein, denn meinen Franz haben ſie auch aus dem Thore hinausgetragen."

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Aus Schleſien, Auguſt.

Jüdiſche Anſprüche.

Seit einiger Zeit machen ſich die Schriften jüdiſcher Autoren über die ſtaatsbürgerlichen Verhältniſſe des Judenthums in Preußen geltend, und zu ihrer Beleuchtung erſchien zulezt, in freiwilliger Vertretung des chriſtlichen Intereſſes, von Theodor Brand in Breslau die Oppoſitionsſchrift: „Jüdiſche Prätenſionen, oder Einwurf auf den Entwurf zu einer zeitgemäßen Verfaſſung der Juden in Preußen." Dieſer im jüdiſchen Intereſſe geſchriebene Entwurf war anonym bei P. G. Aderholz erſchienen. Th. Brand begründet ſeine intereſſante Entgegnung auf den im Allgemeinen nicht wegzuleugnenden Erfahrungsſatz, „daß die Juden die Erwartungen, namentlich in Mitübernahme der Volksarbeit, nicht erfüllt hätten, zu denen das zu ihren Gunſten gegebene Edikt vom 11ten März 1812 berechtigte;" daß ihre Hauptmaſſe vielmehr nach wie vor ſich auf den Handelsbetrieb in ſeinen ausgedehnteſten Verzweigungen und Hülfsmitteln beſchränkt, und dadurch die Intereſſen der chriſtlichen Bevölkerung beeinträchtigt. Wie wenig dieſe Behauptung aus der Luft gegriffen, iſt z. B. in Breslau ſehr augenſcheinlich, wenn man die Beſchränkung der Juden vor der Zeit des Edikts mit der jetzigen Ausbreitung dieſes Volks vergleicht.

Dort war es damals, wie in Prag noch heute, auf einen bestimmten Stadttheil verwiesen; jezt wuchert seine Industrie in den elegantesten Läden auf den vorzüglichsten Plätzen und verdrängt von diesen allmählig um jeden Preis die christlichen Kaufleute. Auch in Mittelstädten, wie z. B. Brieg, greift das jüdische Element im öffentlichen Verkehr auf eine wahrhaft erstaunliche Weise um sich. Bei solcher Progression dürfte sich in nicht gar ferner Zeit die ganz neue geschichtliche Thatsache herausstellen, daß ein bisher nur geduldetes Volk sich lediglich durch kluge und beharrliche Anwendung seiner immer erweiterten Geldmittel das Terrain dergestalt erobert, daß es aus Bedrückten vollständig zu Bedrückern wird. Einer solchen Perspective auf Zerstörung des christlichen Volkslebens will nun Th. Brand durch geeignete Modificationen des erwähnten Edikts, das nicht für alle Zeiten und deren Zustände gegeben seyn konnte, vorgebeugt wissen, während der anonyme jüdische Autor die Möglichkeit einer gesetzlichen Veränderung nicht anders als zum direkten Vortheile des Judenthums scheint fassen zu können. Da jedoch die Behörde das Judengesetz bisher in den neuen preußischen Provinzen nicht einführte, obschon sie nach dem Kriege den Grundsatz gleichmäßiger Behandlung der Juden im ganzen Staate noch festhielt, so erhellt daraus, daß man sich thatsächlich von einer irrigen Ansicht vom Wesen des Judenthums, auf welche jenes Gesetz fußte, zu überzeugen anfing. Wie schwierig aber die Abfassung eines alle Verhältnisse berücksichtigenden Gesetzes seyn mag, ist aus der bisherigen Verzögerung desselben zu entnehmen, nachdem es seit 1817 versprochen, berathen und endlich vom Staatsrath verworfen war. Die seit 1816 außer den Provinzen Brandenburg, Preußen, Schlesien und Pommern verschiedenartig bestehenden Judenverhältnisse in Preußen sind es nun, welche jener jüdische Verfasser als Inconsequenz der Kraft jenes Edikts beklagt, und weßhalb er auf eine „zeitgemäße Verfassung der Juden" vorschlagsweise hinarbeitet. Brand sagt aber sehr treffend: „Die christliche Bevölkerung verwarf in ihrer praktischen Erfahrung die Theorie, welche Seitens der Staatsbehörde aus Humanität in die Wirklichkeit hoffnungsvoll eingeführt worden war, und da die ungeheure Mehrzahl der Bewohner mit Recht eine ganz andere Vorstellung von den Juden hatte, als jene Theorie in sich schloß, so konnte die Staatsregierung diesem Volkswillen um so weniger entgegentreten, da die Juden gar nichts thaten, um sich dem Volke zu nähern." Es ist nämlich klar, daß in dieser Beziehung die Regierung mit dem vier-und-siebzigmal größern christlichen Volke gehen muß, und wegen eines Juden, der eine Gunst erzwingen will, sich mit vier-und-siebzig Christen, welche Gerechtigkeit verlangen, nicht in Conflict setzen kann. Dieß aber ist das Wesentliche des ganzen Fragepunkts. Die Humanität der Jetztzeit darf in der Begünstigung der Juden nicht ferner zur Ungerechtigkeit gegen die Christen werden, wie das Zugeständniß gleicher Staatsbürgerrechte mit diesen sie in der Erfahrung herausgestellt hat. Denn sie sind offenbar zu Vorrechten geworden, da die Juden während der dreißig Jahre seit jenem Zugeständnisse nicht die damit verknüpfte Voraussetzung ihrer Mitübernahme der Volksarbeit erfüllt haben. Wäre dieß nur irgendwie geschehen, hätten die Juden sich von den christlichen Staatsbürgern durch nichts weiter als ein nichtchristliches Glaubensbekenntniß unterschieden, so möchte die raffinirte jüdische Spekulation unangetastet mit demselben Rechte, wie die christliche, weitergreifen und Straßen und ganze Städte neben dem ländlichen Grundbesitze erwerben.

(Fortsetzung folgt.)

Dresden, August.

(Fortsetzung.)

Kunstausstellung.

Unsere im vorigen Monat begonnene akademische Kunstausstellung besteht dießmal, dem gedruckten Verzeichnisse nach, aus 312 Nummern. Doch finden sich, wie gewöhnlich, immer noch manche darin nicht aufgeführte Beiträge ein. Es gibt ihr aber die damit verbundene Tiedgeausstellung ein ungewöhnliches Uebergewicht über ihre Vorgängerinnen. Der lange Saal auf der Brühlschen Terrasse bot hinlänglichen Raum für beide Ausstellungen, daher verglich sich der akademische Rath mit dem Tiedgeverein wegen dieser Verbindung auf eine dem Zwecke des leztern förderliche Weise, die dem kunstliebenden Publikum ebenfalls nur erwünscht seyn konnte. Nur ein paar Worte über die akademische Ausstellung. Ein Oelgemälde vom Professor Hübner, „Felicitas und der Schlaf," nach Tiecks Octavianus, ist ein gar lieblicher Beitrag zu derselben. Erfreulich treten überhaupt immer mehr lobenswerthe Bestrebungen in der Historienmalerei wieder hervor, die eine Zeit lang beinahe in Vergessenheit gerathen wollte. Der, besonders durch geistvolle Darstellungen nach Gedichten von Goethe und andern rühmlich bekannte Künstler Peschel hat durch eine Madonna mit dem Kinde sein schönes Talent von Neuem bewährt. Die von ihm nach Goethes Romanzen der Fischer und der Erlkönig schon vor einigen Jahren gefertigten Arbeiten bietet die Ausstellung in saubern Kupferstichen vom Professor Krüger. Vorzüglich hat sich auch dießmal in geschichtlichen Werken Bendemanns Atelier hervorgethan. So erregt ein Gemälde von Merz, Nikemis Wiederkehr, welches im Katalog als erster Versuch dieses Schülers von Bendemann in der Oelmalerei aufgeführt steht, neben seinem Verdienst in Zeichnung und Kolorit, vorzüglich durch sprechenden Ausdruck der Gesichtszüge und Geberden recht schöne Hoffnungen. Auch verschiedene Porträts aus dieser Schule sind bedeutend. — Die „Loskaufung von Christensklaven durch die Mönche della Mercede," von Oer, gehört zu denen Gemälden, welche vorzüglichen Beifall finden. Unter den Genrebildern haben die von L. Vogel und Hanzsch und der „Wildprethändler" von Junge besonders gefallen. An Landschaften findet man viel Reizendes beisammen. Außer Werken von Dahl, Kummer, Oehme, Sparmann, Papperiz und Andern zieht ein Seestück von Götke durch Kraft in der Darstellung einer gewaltigen Naturerscheinung besonders an. — Einen hohen Werth behauptet das überaus ähnliche Porträt des Professors Grahl von ihm selbst gemalt. Beim ersten Blick darauf glaubt man vor dem wunderbar gut erhaltenen Werke eines der bedeutendsten Maler des sechzehnten Jahrhunderts zu stehen, so wahr und trefflich ist Alles an diesem Bildnisse. Eben so merkwürdig wird dasselbe durch seine Farbe. Es ist keine Oelfarbe, obgleich das Bild wie Oelmalerei aussieht. Diese Farbe soll außer dem ungemeinen Vorzuge größerer Dauer und Unveränderlichkeit durch die Zeit noch das Gute haben, daß sie in einer halben Stunde nach dem Auftragen mit dem Pinsel schon völlig trocken ist.

Der Tiedgeverein bietet die interessanteste Auswahl trefflicher Kunstwerke der verschiedensten Zeiten dar. Unser Professor Hübner allein hat aus seinem Gemäldeschatze eine sehr große Anzahl Bilder, theils von ihm selbst, theils von Meistern gleich hohen Kunstranges gefertigt, beigesteuert. Es würde aber hier zu weit führen, der einzelnen Werke der Tiedgeausstellung Erwähnung zu thun.

(Schluß folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 212.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Montag, den 5. September 1842.

— Eccum præsto militem —
Hominem tam pulchrum, et præclara virtute, et forma, et factis.
Plautus.

Der Findling.

(Fortſetzung.)

Dieſe Erinnerungen ſtimmten das Herz der Wittwe ſo weich, daß ſie am Schluß ihrer Erzählung in ein lautes Schluchzen ausbrach. Die kleine Diane ſchmiegte ſich mit dem Inſtinkt eines Kindes, das Thränen nicht fließen ſehen kann, ohne ſelbſt zu weinen, an die Alte, und dieſer Beweis kindlicher Theilnahme rührte die gute Frau noch mehr. Die Pflegemutter und das Adoptivkind vermiſchten ihre Thränen mit einander, während es in der Vorſtadtgaſſe ſtille ward und die kleine, ſchrillende Pfeife des Nachtwächters aus der Ferne die zehnte Stunde verkündete.

Am andern Tage, gleich nach der Parade, ſprengte die breite Straße vor dem Gaſthauſe vorbei ein Reiter auf einem ſtolzen, ſchönen Braunen; er hielt bei einem Sattler an, ließ einen ſchadhaften Riemen ausbeſſern, und während dieſes geſchah, ſchlenderte er die paar Schritte zum Gaſthofe hin. In der Thür deſſelben ſtand Frau Sempel in ihrem Sonntagspuße und mit der freundlichſten Miene in ihrem glatten, rothwangigen Geſichte, dem man das Alter nicht anſah. „Wo iſt ſie?“ fragte der Lieutenant. „Ich kann mich nicht lange aufhalten.“ — „Ich bringe ſie ſogleich, Ew. Gnaden. Es iſt wahrlich ein ganz artiges Kind.“

Diane erſchien. Sie trug ein feines, weißes Kleidchen, ihr dunkles Haar, zierlich geſcheitelt, hing auf die Schultern herab, ihre großen ſchönen Augen glänzten, und auf den Wangen ſchimmerte das Roth der Geſundheit und der Freude, als ſie ihren Beſchützer wiederſah. Der Lieutenant ſeinerſeits war in voller Uniform. Sein ſchlanker Wuchs wurde durch ein anſchließendes Collet gehoben, ein Federhut, eine Schärpe mit langen ſilbernen Quaſten und blitzende Epauletten gaben ihm ein imponirendes Anſehen. Die Kleine blieb einen Augenblick befangen ſtehen, dann aber eilte ſie mit ausgebreiteten Armen auf ihn zu.

„Nicht ſo, mein Kind!“ rief die Sempel. „Was ſagte ich dir wegen des Handkuſſes? He!“ Dianens Wangen überzog eine Purpurröthe, ſie faßte ſchnell nach der Rechten des Offiziers, doch dieſer, ihre Abſicht errathend, nahm das kleine Mädchen in ſeine Arme, hob ſie zu ſich hinauf und gab ihr einen herzlichen Kuß. — Dieſe rührende Scene fiel in dem Gaſtzimmer des Hauſes vor. Niemand war dabei, als Frau Sempel und Lene, die an der Thür lauſchte.

„Wenn du das jemals vergißt, Kind,“ rief die Wirthin, indem ſie die Schürze an die Augen brachte,

„ſo haſt du kein gutes Herz und es wird dir ſchlimm gehen im Leben.“ — „Ich werde es nicht vergeſſen,“ rief die Kleine und klammerte ſich mit beiden Armen um den Hals und den Nacken des Jünglings. — „Beſchmutze nicht die Stickerei! Herr Graf, Sie laſſen das Kind auch machen, was es will. Wahrlich, das iſt ein recht beſonderer Auftritt. Lene, du wirſt gut thun, wenn du in die Küche gehſt, nachläßiges, neugieriges Mädchen!“

Der Lieutenant verfügte ſich jezt mit Frau Sempel in's Nebenzimmer und ließ ſich in der Eile von dieſer alle Vorſchläge und Rathſchläge mittheilen, die in Betreff des Kindes der Gaſtwirthin in den Kopf gekommen waren. Es wurde ausgemacht, daß man das Reſultat der angeſtellten Forſchungen während eines Monats noch abwarten wolle; wäre dann nichts erfolgt, ſo ſollte Diane bei der Wirthin in Dienſte treten und zugleich die nahgelegene Schule des Kandidaten Weinhold beſuchen. Der junge Graf legte ein paar Louisd'or auf den Tiſch, über die Frau Sempel einſtweilen quittirte, und dann trennte man ſich. Als Diane die Schritte ihres Beſchützers auf dem Flur vernahm, ſtürzte ſie hervor und warf ſich nochmals an ſeinen Hals. Sie ſah ihm nach, als er ſtolz vorübergaloppirte, und ihr ſcharfes Auge erblickte noch das Flattern des weißen Federbuſches, als der Reiter um die Ecke ſchwenkte. Dann ſchlich ſie ſtill hinauf in ihr Zimmer und weinte.

Neben dem lärmenden Gaſtzimmer befand ſich ein kleines Stübchen, das Frau Sempel zu ihrem Speiſezimmer und zugleich zur Vorrathskammer diente. Eine Menge Gläſer und Flaſchen mit Eingemachtem ſtanden daſelbſt, je nachdem ihr Inhalt der Wärme oder der Kühlung bedurfte, an den Wänden und an dem Fenſter vertheilt. Ein Schränkchen mit Silbergeräth und geſchliffenen Gläſern war ſo geſtellt, daß der Blick des Eintretenden ſogleich auf dieſe Reichthümer fiel; ein Sopha, gerade ſo viel Platz gewährend, um die korpulente Geſtalt der Eigenthümerin und einen Gaſt, aber einen Gaſt von etwas ſchmächtiger Taille, zu faſſen, war an einen behaglichen Platz am Fenſter gerückt. Als Diane eintrat, fand ſie die Gaſtwirthin und den Pädagogen auf dem Sopha vor der dampfenden Suppe ſitzend.

„Da iſt ſie!“ rief Frau Sempel bei Dianens Erſcheinen, „und nun begrüße den Herrn Weinhold, mein Kind. Er iſt ein ſehr gelehrter und ſehr gütiger Herr.“ — „O, ich bitte,“ entgegnete der Kandidat, indem er eine kleine Verbeugung machte. — „Es iſt die Wahrheit!“ rief ſeine Gönnerin. „Wenn Sie auch zehnmal durchgefallen wären, Herr Kandidat, ſo würde ich doch daſſelbe behaupten; denn ich entſinne mich, daß der ſelige Herr General, Excellenz, zu ſagen pflegte, die geſcheidteſten Leute ließe man gerade am häufigſten durch's Examen fallen.“ — „O, ich bitte,“ ſagte der Kandidat und machte nochmals eine kleine Verbeugung.

(Fortſetzung folgt.)

Die Stadt in England.

(Fortſetzung.)

Hat ein Fremder bei der Wanderung durch die City verwundert die Mittel und Wege der Handelsleute betrachtet, die ſo verſchieden ſind von den ſtillen, ruhigen Wegen in ſeiner Vaterſtadt, und biegt er dann in das Weſtende ein und erblickt die prächtigen Handelstempel eines Swan and Edgar am Fuße des Quadrant, oder eines Woolley and Saunders in der Regentſtraße, äußerlich die herrlichſte Architektur, ungeheure Spiegelſcheiben, im Innern die edelſten Proportionen und eine Ueberfülle von reichen, köſtlichen Waaren, ſo erſtaunt er noch mehr und begreift zum erſtenmale die Größe einer großen Hauptſtadt.

Alle dieſe Dinge ſind das natürliche Reſultat des ungeheuern Zuſammenfluſſes von Menſchen, von Geſchäften und Angelegenheiten. Wo ſo viel Geld aufgehäuft und im Umlaufe iſt, wie in London, finden ſich von ſelbſt mehr Bewerber als nöthig; Ringen und Kämpfen ſind die unvermeidliche Folge. Jeder ſtrengt ſich auf's Aeußerſte an, das Geld aus anderer Leute Taſchen in die ſeinige zu locken. Kaufen und Verkaufen in jener einfach unſchuldigen Weiſe, wie die Arkadier unter den Philoſophen, die Staatsökonomen es beſchreiben, reicht nicht aus. Da müſſen ganz andere Hebel angeſezt werden. Kann A. es dahin bringen, daß B. ihm abkauft und ihn bezahlt — was kümmert es A., daß B. mit all den Seinigen gleich nachher in den Abgrund des Verderbens ſtürzt! C. verleitet D's Gattin zu einer extravaganten Ausgabe für Seidenſtoffe, und D. verleitet C's Gattin zu einem gleich ausſchweifenden Aufwand für Brüſſeler Spitzen. Ein Seidenhändler in New Bondſtreet legt jezt einer vornehmen Dame Fallen, damit ſie für das Doppelte und Dreifache ihres Nadelgeldes kaufe, und einen Moment ſpäter ſeufzt er ſchwer ob der Saumſeligkeit der vornehmen Dame in Berichtigung ihrer Rechnungen. Vom Oberſten bis zum Unterſten klagt Jedermann, daß in London faſt durchgängig über die ökonomiſchen Kräfte gelebt werde; aber von oben bis unten iſt ſo ziemlich Jedermann ein Rad in der großen Maſchine, welche die Menſchen dazu zwingt. Würde plötzlich jeder in ſeinem Haushalte vernünftig, balancirte er Einnahme und Ausgabe, und gäbe weniger aus, als er einnimmt — ich möchte das Wehgeſchrei

nicht hören, das in Orford- und New Bondstreet, auf dem Strand und in der Regentstraße erschallte.

Wo der Wettkampf so stark und die Ueberwachung unter den Nachbarn so schwach ist, kann es nicht Wunder nehmen, daß die in der Handelswelt angewendeten Kniffe, sich Kunden und Gewinn zu verschaffen, oft eben so seltsam als erbärmlich sind. Schon das Fälschen und Nachmachen muß jeden mit Staunen erfüllen, der an den ehrlichen Krämerverkehr einer kleinen Stadt gewöhnt ist. Kein kluger Mensch kann etwas erfinden, ohne daß, wenn es nur einigermaßen rentirt, unverzüglich hundert Nachahmungen auftauchen. Hat er kein Patent, so ist er ohne Schutz, und hat er eines, ist er es auch. Es bedarf nur einer kleinen Veränderung der Sache, und alle Rechtshülfe fällt weg. Daher die pathetischen, oft herzbrechenden Bitten der Erfinder von Kraftbrühen und Kinderpulvern, auf Siegel und Unterschrift zu achten. „Nur die sind ächt, die einen Abdruck meines Siegels und meinen Namenszug führen u. dgl." Verdienen Avertissements Glauben, so können sogar die Patentinhaber von Instrumenten, welche vor artigen Ohren nicht näher bezeichnet werden dürfen, die Ehre und den Profit ihres Scharfsinns keineswegs in Frieden genießen; sie müssen immerwährend gegen Eindringlinge zu Felde liegen. Im Freistaate der Schriftsteller und der Verleger ist die Zahl der Originalhändler überhaupt gering; aber in London beschäftigen sich Legionen, bald mehr, bald weniger, mit Nachfabriciren. Ein eigener Styl, ein neues Geschlecht von Fiktionen, eine noch nicht dagewesene Veröffentlichungsmanier — bewirkt das Ding Absatz, so machen es Hunderte nach. Der ehrwürdige, am 4ten April 1840 gestorbene Missionär, John Campbell, gab in London unter dem Titel Teacher's offering ein religiöses Pfennigmagazin für Kinder heraus, von dem in Kurzem 40 bis 50,000 Exemplare abgesezt wurden. Der Verleger zeigte dieß wohlgefällig auf dem Umschlage an. Als Campbell dieß gelesen, ging er zu ihm, deutete mit dem Finger darauf und sagte: „Das ist ein Stock, den Ihr für Euern eigenen Rücken vom Zaune gebrochen habt. Merkt, was ich prophezeihe: ehe sechs Monate in's Land gehen, wird das Land sechs neue Pfennigmagazine für Kinder haben." * Und so geschah es; vor Ablauf der nächsten sechs Monate existirten sechs neue Pfennigmagazine für Kinder.

Nicht genug, daß selbst Titelblätter nachgemacht werden, es hat Schelme gegeben, die sogar einen Namen gestohlen haben, um damit Käufer für ihre erbärmlichen Produkte zu ködern. Wie schmeichelhaft für einen Nebenbuhler, sich für ihn auszugeben! Derjenige muß wahrlich in seinen eigenen Augen sehr niedrig stehen, der nicht bloß für einen Andern gehalten zu werden wünscht, sondern sogar mittelst eines Schelmstücks es darauf anlegt. — Vor einigen Jahren ereignete sich in der diesigen Krämerwelt ein Namendiebstahl, der seiner Zeit juristisches Aufsehen erregte. Ein Kind wurde in der Taufe nach einem beneideten Krämerkollegen genannt und dann der Vorname des Kindes in der Firma so angebracht, daß der Familienname unbemerkt blieb.

(Fortsetzung folgt.)

* Aus Life, Times, and Missionary Enterprises of the Rev. John Campbell, by the Rev. Mr. Philip, London, Snow, 1841, ein Buch, nebenbei zu bemerken, das in mehrfacher Hinsicht weit interessanter ist, als man dem Titel nach vermuthen sollte.

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, August.

(Schluß.)

Theater. — Gesangfest.

Das kürzlich zum erstenmal auf diesiger Bühne gegebene Drama von Halm: „der Sohn der Wildniß," hat wegen seines reichen poetischen Fonds und besonders auch durch den Glanz seiner Sprache, sich, bereits wiederholt, einer überaus günstigen Aufnahme zu erfreuen gehabt. Zugleich ist nach der neuerlich erfolgten Heimkehr unserer Prinzessin Amalie ein neues Schauspiel von ihr unter dem Titel: „der alte Herr," recht willkommen gewesen. Die Kritik hat der Verfasserin eine Familienähnlichkeit ihrer Stücke zum Vorwurf machen wollen. Bekanntlich aber ist die dramatische Kritik eine Dame, die damals schon wunderlich zu nennen war, als sie noch wußte, was sie wollte, und die, seit sie lezteres vergessen hat, jenes nicht weniger geworden. Ganz abgesehen von der persönlichen Stellung der Dichterin, stammen ihre Stücke aus sehr guter Familie. Die ihnen allenthalben widerfahrende günstige Aufnahme führt dafür den besten Beweis. Dazu zeichnet sich in der Regel ein jedes derselben durch interessante Eigenthümlichkeit aus. Möchten doch mehrere solche gute Familien sich, wie vormals Kozebue und Iffland, auf dem deutschen Theater ansiedeln. Die Bühnenfreunde würden sich gewiß viel besser befinden, als seither. — Eine auf dem Theater am Linkeschen Bade unter dem Titel romantisch-komisches Zauberspiel mit Gesang gegebene Neuigkeit: „Sylphide, oder das Seefräulein," von Therese Krones, hatte den Hauptfehler, daß sie nicht von Nestroy geschrieben war, der für die sogenannte Wiener Posse eine Feder von ganz eigenthümlichem Reize besizt. Für Wien aber, den Geburtsort Sylphidens, war freilich bei der dortigen Aufführung der Fehler durch eine große Tugend ausgeglichen. Therese Krones nämlich, die durch Schönheit und ein glänzendes Bühnentalent Alles bezaubernde Schauspielerin, gab eine der weiblichen Hauptrollen mit solcher Genialität, daß die Kritik über sie als Dichterin wohl verstummen mußte. Auch hier in Dresden schlug sich das gute Spiel für die schwache Dichtung in's Mittel. Unser trefflicher Räder machte Furore, als Verwalter Wolfert, mit seinem Parodiren des Grotesktanzes und mit mehreren aus eigenem Fonds beigesteuerten guten Witzen. Koch und Fischer sekundirten ihn wacker, so weit es ihre ziemlich matten Rollen zuließen. Besonders aber zeichnete sich Fräulein Allram in derselben Rolle, worin die Dichterin auf der Wiener Bühne triumphirte, durch eine

allerliebste Lebendigkeit und Laune aus. So wird denn heute Abend schon das Stück wiederholt. An Wechsel der Scenen fehlt es ihm durchaus nicht; doch fallen manche Tänze im zweiten Akt, vermöge allzu langer Dauer, ziemlich in's Langweilige. Allerdings regt das wohlberechnete Durcheinander ungeschickter Bewegungen und Sprünge die Lachlust mächtig an; doch kann in solchen Dingen des Guten gar leicht zu viel gethan werden. — Madame Rettich vom Wiener Burgtheater rief durch die Gastrollen, die sie und ihr Gatte hier gaben, uns ihr früheres schönes Wirken auf hiesiger Bühne als Fräulein Glev recht erfreulich zurück. Auch der brave Schauspieler Hendrichs vom Theater zu Hamburg war ein sehr willkommener Gast.

Das öffentliche, vom heitersten Himmel begünstigte Männergesangfest am 8ten und 9ten August ging zu Wasser wie zu Land recht erfreulich von statten. Die Theilnahme auch ausländischer Sänger war lebhaft und der Zusammenfluß von Zuschauern am ersten Tage um den Elbstrom herum über alle Beschreibung groß. Die Elbe hatte gewiß, seit den Zeiten der Könige von Polen aus dem sächsischen Hause, sich keines so muntern Treibens zu rühmen, und der einstimmige Gesang hauchte ihm erst die rechte Seele ein. Gemüthlich schwamm die singende sowohl als nicht singende Versammlung auf dem Wasserspiegel nach den nur durch den Strom getrennten Dörfern Blasewiz und Loschwiz, und eben so befriedigend war am folgenden Tage die Fußpartie nach den Höhen des Plauenschen Grundes. Die wohleingeübten Gesänge, vierzehn an der Zahl, schienen mehr oder weniger den Verfassern aus dem Herzen geflossen. Vielleicht war keines davon früher schon einmal gedruckt gewesen, als das besonders willkommene, köstliche Lied: „Singe, wem Gesang gegeben," womit unser Uhland schon vor mehreren Jahrzehnten seinen unvergeßlichen „deutschen Dichterwald" so klangreich und wohlgemuth eröffnete. — Auch des Wohlthuns in einer plötzlich entstandenen dringenden Noth wurde dabei nicht vergessen. Die Festunternehmer ließen für die unglückliche Stadt Camenz unter den Umherstehenden einsammeln, und schon am ersten Tage waren nahe an 900 Thaler eingekommen, eine Summe, die um so höher in Anschlag zu bringen ist, da gewiß ein großer Theil der Kontribuirenden bereits weit größere Beiträge zu den vielen Sammlungen geliefert hatte, die zu demselben Zwecke in Dresden veranstaltet worden.

Aus Schlesien, August.

(Fortsetzung.)

Jüdische Ansprüche. — Eröffnung der oberschlesischen Eisenbahn bis Brieg.

Da aber die niedere jüdische Volksklasse nur trödeln und schachern will, und mit ihrer bekannten Virtuosität im Kleinhandel, welche der Druck der Jahrhunderte ihr anerzogen, entsittlichend und verderblich einwirkt, da überhaupt die Juden in den vier alten Provinzen ihre erlangten Berechtigungen nur zur Ausdehnung ihrer pecuniären Macht benutzten, immer nur Vermittler zwischen Producenten und Consumenten, die erstern nicht anders als mit christlichen Arbeitern wurden, indem sie ihre Religionsgebräuche als Hindernisse vorschützten, im Allgemeinen ersichtlich alle Rechte nach Belieben sich auswählten, alle Pflichten nach Belieben ablehnen wollen, so kann man wohl behaupten, daß der Geist des Judenthums mit dem Geiste der preußischen Staatsregierung nicht harmonirt, und es ist zu wünschen, daß auch in den vier alten Provinzen Preußens entweder wieder angemessene Beschränkungen für das israelitische Volk eintreten, oder daß dessen allgemeine Emancipation unter Bedingungen erfolge, welche seine staatsbürgerliche Berechtigung nicht zu einem Vorrechte zum Nachtheil der Christen werden läßt. Brand meint in dieser Hinsicht, die gleichmäßig fortsteigende Entwickelung des jüdischen und christlichen Elements neben einander sey ein Unding. Eines müsse sich freiwillig, nothgedrungen oder gezwungen dem andern unterordnen. Wenn unter 100,000 Christen im Durchschnitt sich so und so viel Landleute aller Klassen, Bürger und Gewerbtreibende, und so und so viel Beamte befinden, so müßten 100,000 Juden ganz in ähnlicher Art eingetheilt, und ihnen überlassen werden, nach und nach ihre Volkszahl in die einzelnen Gebiete der Volksarbeit einzureihen. Sobald ein gewisser Theil der jüdischen Bevölkerung dieses System unter sich vollständig ausgeführt hätte, erlangte derselbe die Emancipation. Die in Rede stehende Schrift ist zwar nicht von Bitterkeit frei, erörtert aber die jüdischen Zustände in Preußen mit gründlicher Sachkenntniß und vielem Scharfsinn.

Die oberschlesische Eisenbahn hat mit ihrer Eröffnung bis Brieg, welche am 31ten August für das Publikum stattfand, schon eine festere Grundlage für die Rentabilität erlangt, als dieß auf ihrer bisherigen Erstreckung bis zu dem Städtchen Oblau der Fall seyn konnte. Brieg, der alte piastische Herzogssitz an der Oder, ist eine der ansehnlichern Mittelstädte Schlesiens, die Hauptpforte Niederschlesiens von Nordosten her und ein Durchgangspunkt für den oberschlesischen Verkehr. Dabei ist Briegs eigene lokale Industrie nicht unbedeutend, und sie findet in der dortigen königlichen Strafanstalt wohlfeile Produktionskräfte. Die Stadt ist wohlgebaut, doch besitzt sie keine ausgezeichneten Gebäude, denn an dem historisch interessanten Piastenschlosse, welches bei der preußischen Belagerung im Jahr 1741 fast ganz zerstört wurde, erinnert nur noch ein schönes Portal mit plastischem Figurenreichthum an die ehemalige architektonische Bedeutung, welche Herzog Georg II. diesem Fürstensitze um das Jahr 1550 gab. Die Gebäude desselben werden theils als Magazin, theils als Lokale für einige Aemter benutzt. Unfern davon ist das von jenem Fürsten errichtete Gymnasium, welchem einst der bekannte Lexikograph Scheller vorstand, der 1803 zu Brieg starb. Auf den ehemaligen Festungswällen der Stadt sind schöne Baumgänge und reizende Bosketts angelegt. Die Gegend selbst ist reizlos, wiewohl in Nebelferne noch das Gebirge sichtbar wird; aber historisch bedeutsam ist sie durch die Schlacht bei dem Dorfe Mollwiz, eine Meile westlich von Brieg, mit welcher vor hundert Jahren das Preußenthum unter dem großen Friedrich vor Oesterreich seine erste militärische und vor dem staunenden Europa damit auch seine höhere staatliche Geltung erlangte. In der gothischen evangelischen Pfarrkirche zu Brieg ruht ein Held aus dem siebenjährigen Kriege, der preußische Feldmarschall Graf v. Geßler, der sich in der Schlacht bei Hohenfriedberg besonders auszeichnete und 1762 zu Brieg starb. Hier war es auch, wo 1675 Georg Wilhelm, der letzte Sprößling des Fürstenhauses Liegnitz-Brieg im jugendlichen Alter von 15 Jahren an den schwarzen Blattern starb. Er ruht zu Liegnitz in der Fürstengruft der dortigen Johanniskirche neben drei andern Gliedern aus dem alten Stamm der Piaste, aus welchem für Polen so viele Könige, für Schlesien seit der Trennung von diesem Mutterlande während neunhundert Jahren so viele Herzogsgeschlechter hervorgingen, deren letzter Zweig mit jenem Prinzen erlosch.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 90.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 213.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Dienſtag, den 6. September 1842.

Herz, mein Herz, was ſoll das geben?
Was bedränget dich ſo ſehr?
Welch ein fremdes, neues Leben!
Ich erkenne dich nicht mehr.

Goethe.

Junge Liebe.

Ueber dem Brünnlein nicket der Zweig,
Waldvögel zwitſchern und flöten;
Wild' Anemon' und Schneedorn bleich
Im Abendſtrahle ſich röthen;
Und ein Mädchen mit blondem Haar
Beugt über der glitzernden Welle,
Schlankes Mädchen, kaum fünfzehn Jahr,
Mit dem Auge der ſcheuen Gazelle.

Ringelblumen blättert ſie ab:
— „Liebt er?" — „liebt er mich nimmer?"
Und wenn: „liebt" das Orakel gab,
Um ihr Antlitz gleitet ein Schimmer:
— „Liebt er nicht!" — o Grimm und Graus!
Daß der Himmel den Blüthen gnade!
Gras und Blumen, den ganzen Strauß,
Wirft ſie zürnend in die Caskade.

Gleitet dann in die Kräuter lind,
Und ihr Auge wird ernſt und ſinnend;
Frommer Eltern heftiges Kind,
Nur Minne gebend und minnend,
Kannte nie ſie andres Band,
Als des Blutes, die ſchüchterne Hinde;
Und nun Einer, der nicht verwandt —
Iſt das nicht eine ſchwere Sünde?

Muthlos ſeufzet ſie niederwärts
In argem Schämen und Grämen,
Will zuletzt ihr verſtocktes Herz
Recht ernſtlich in Frage nehmen;
Abenteuer ſinnet ſie aus:
Wenn das Haus nun ſtände in Flammen,
Und um Hülfe riefen heraus
Der Karl und die Mutter zuſammen?

Plötzlich ein Thränenregen dicht
Stürzt ihr glänzend aus beiden Augen;
In die Kräuter gedrückt ihr Geſicht,
Wie das Blut der Erde zu ſaugen,
Ruft ſie ſchluchzend: Ja, ja, ja —
Ihre kleinen Hände ſich ringen:
Retten — retten würd' ich Mama,
Und zum Karl in die Flamme ſpringen!

Annette Freiin von Droſte-Hülshoff.

Der Findling.

(Fortsetzung.)

„Jezt wollen wir speisen, mein lieber Herr. Nach der Mahlzeit müssen Sie das Kind prüfen und sehen, ob es Talente hat.“ — „Es wird gewiß welche haben,“ entgegnete der junge Mann, indem er seinen Teller mit Suppe in Empfang nahm; „allein sicherlich wird es nie dazu gelangen, eine so vortreffliche Handschrift zu schreiben, wie Sie, Madame.“ — Frau Sempel sah äußerst geschmeichelt aus. — „Ueberhaupt,“ fuhr der Kandidat fort, „wird man lange suchen müssen, ehe man eine so gebildete Dame findet, das heißt in dem Stande, dem Sie sich gewidmet haben, Frau Sempel. Da ist die Frau des Gastwirths zum Kreuz; sie muß sich jede noch so kleine Rechnung von ihrem Kellner schreiben lassen, und nicht allein das, sondern ihre Privatkorrespondenz muß der fremde Mensch führen.“ — „Dazu könnte ich mich nie entschließen. Meine Privatkorrespondenz dürfte Niemand lesen, den sie nichts angeht.“ — „Wie erlangten Sie nur diese Fertigkeit?“ fragte der Kandidat, indem er sich noch einen Teller mit Suppe ausbat.

„Das will ich Ihnen sagen. Als ich noch bei Sr. Excellenz dem Herrn General conditionirte, brachte ich meine müßigen Stunden größtentheils mit Lesen zu. Einst gerieth ich an ein Buch, in welchem gezeigt wurde, daß die Hauptperson einzig und allein dadurch ihr Glück gemacht, daß sie eine vortreffliche Handschrift schrieb. Früher hatte ich das Bischen, was ich schreiben konnte, gerade so hingekritzelt, wie eben die Hand gehen wollte; als mir aber die Geschichte im Kopf zu spucken begann, fing ich an, Tage lang nichts als Buchstaben zu malen, und brachte es bald so weit, daß ich sie dergestalt verschnörkelte und ihre Züge in einander malte, daß es ein wahres Kunstwerk wurde. Ich saß wie eine Närrin Nächte lang und peinigte mich, recht ausgesuchte und noch nie dagewesene Schnörkel an meine Buchstaben zu bringen, und so brauchte ich zu einem Waschzettel, der von einem Kammerdiener in einigen Sekunden gefertigt wurde, immer eine, oft zwei Stunden; allein meine schmutzige Wäsche sah auf dem Zettel auch ganz pompös aus. Mit der Rechtschreibung nahm ich es nicht so genau; denn in dem Romane stand nicht, daß die Heldin durch den Gebrauch des richtigen oder falschen Artikels glücklich oder unglücklich geworden.“ — „Solche Romane, die einen gewissen Bildungszweck verfolgen, sind von großem Nutzen,“ bemerkte der Kandidat. — „Als ich meinen seligen Mann, den Koch, heirathete,“ fuhr die Gastwirthin fort, „mußte ich, da er meine Liebhaberei für die Schönschreibekunst nicht theilte, mich lediglich mit der Küche beschäftigen. Seitdem ich jedoch Wittwe bin und meinen Neigungen folgen darf, bin ich zu der Feder zurückgekehrt. Aber ich sehe, Herr Kandidat, daß Ihre Flasche leer ist. Lene, wo denkst du hin, daß du dem Herrn nicht eine neue vorsetzest? Zum Nachtisch müssen Sie etwas von meinem Liqueur versuchen, Herr Weinhold.“

Der Kandidat bemerkte, daß er des Guten zu viel zu thun fürchte. Das Dienstmädchen sezte die zweite Flasche Bier auf den Tisch und meldete zugleich, daß Herr Pädus in der Gaststube anfrage, ob er seinen Besuch abstatten dürfe? — „Er mag kommen,“ entgegnete die Wittwe. „Setze einen Stuhl hierher an meine linke Seite.“

Der Angemeldete lauschte schon hinter der Thür. Es war ein korpulenter Mann, weit über die Vierzig hinaus, in einem sehr auffallenden Sonntagsputz. Sein stattlich gerundeter Leib steckte in einer Weste von rothem Plüsch mit Goldknöpfen; ein leberbrauner Frack mit eben solchen Knöpfen, schwarze faltige Beinkleider und orangefarbige Handschuhe, die er beim Hereintreten und beim Schwenken des neuen Seidenhuts in's rechte Licht zu setzen wußte, machten seinen Anzug vollständig. Das rothe Gesicht des Bierbrauers — denn das war Herr Pädus, und er stand im Rufe, daß er von seinem eigenen Fabrikate etwas allzureichlich genoß — strahlte von einer schwitzenden Freundlichkeit, als er in die Stube trat. Er fuhr mit der Hand leicht über die Stirne, um sich zu überzeugen, daß die zwei glänzend schwarzen Locken der Haartour noch an ihrer gehörigen Stelle klebten, dann brachte er in graziöser Wendung die linke Hand ein wenig auf den Rücken, obgleich dieses Manöver ihm schwer fiel, und rief lächelnd: „Was ich verstecke, liebe Frau, ist meine Cigarre; denn ich weiß nicht, ob ich in Damengesellschaft rauchen darf?“

Diese Feinheit des Bierbrauers fand Beifall, und er und seine Cigarre wurden in Gnaden aufgenommen. Die breite Gestalt ließ sich nun nieder, machte aber keine Anstalten, die orangefarbenen Handschuhe auszuziehen; diese blieben als ein kostbares Blendwerk fortwährend an den Händen, so wie der seidene Hut zwischen den Knieen geklemmt. Herr Pädus hielt es für eine sehr feine und vornehme Manier, sich in dem Gesellschaftszimmer einer „Dame“ zu betragen.

„Also das ist die neue Verwandtschaft?“ fragte er nach einer Pause, indem er zwischen den dicken Lippen hervor eine Wolke Tabak Dianen in das Gesicht blies. „Ich habe nie davon gehört, Frau Sempel, daß Sie solche Kleinigkeiten noch in der Nähe hätten? Ich kenne Ihre Verwandtschaft doch so ziemlich.“ — „Ich wüßte nicht,“ entgegnete die Gastwirthin in einem spitzigen Tone, „daß ich Ihnen jemals über meine Verwandtschaft

Auskunft ertheilt hätte, Herr Pädus. Dergleichen gehört zu meinen Privatangelegenheiten. Herr Kandidat, noch ein Stückchen von diesem Apfelkuchen?" — „Er ist excellent," bemerkte der Pädagog. — „Sie mag des Teufels Verwandte seyn," murmelte der Bierbrauer; „ich glaube gar, Sie haben mir meine unschuldige Frage übel genommen, beste Frau Nachbarin?" — „Hier ist ein Gläschen Parfait-amour," rief die Gastwirthin, indem sie ein zierliches Becherchen von Silber mit einer rothen Flüssigkeit füllte und dem Brauer hinreichte. — „Parfait-amour!" wiederholte dieser, den Becher an die Lippen bringend. „Trinke ich doch in diesem Hause nichts lieber als Parfait-amour!"

(Fortsetzung folgt.)

Die Stadt in England.

(Fortsetzung.)

Es gibt eine Ameisenart, welche andere Ameisen fängt, um sie für sich arbeiten zu lassen. Ein solcher Staat theilt sich in die zwei Hauptclassen: Herren und Sklaven. Dasselbe ist in London der Fall. Auch hier fangen die Einen die Andern und machen sie zu ihren Arbeitssklaven. Die Grundlage dieses seltsamen Despotismus im Lande der Freiheit ist — Geld. Weil die Concurrenz so wild rast, selbst einfaches Leben sehr kostspielig ist und die Verlockungen zu den Freuden dieser Welt dem armen Adamssohn von allen Seiten gewaltig zusetzen, befinden sich eine Menge Handelsleute wegen des nervus rerum in beständiger Verlegenheit. Und viele sind höchst achtbare Männer; sie sind thätig bis zum Verzicht auf jeden vernünftigen Lebensgenuß und bis zum Nachtheil für ihre Gesundheit; sie sind klug in ihrem Geschäft, streben mit ängstlicher Sorge, sich und die Ihrigen in der Welt vorwärts zu bringen und suchen jede Pflicht und jede Verbindlichkeit treu und redlich zu erfüllen. Aber sie haben ein klein wenig über die Grenzen der Klugheit hinaus spekulirt, leben ein klein wenig zu anständig, haben ihren Kunden ein klein wenig zu lang oder zu viel geborgt, haben ein klein wenig zu große Vorräthe angekauft, und das kleine Wenig beträgt im Ganzen Summen, für welche sie fremde Hülfe in Anspruch nehmen müssen. Nun gibt es allerdings in London auch eine Menge Leute, die, was das Geld betrifft, ganz gut oder noch etwas mehr als gut daran sind. Solche Leute wünschen dann die minder Glücklichen nach Möglichkeit zu benützen. Und das kann auf verschiedene Weise geschehen. Es geschieht z. B. durch Diskontiren von Wechseln gegen hohe Zinsen oder andere wucherische Vortheile, und diese Art, Geld nutzbar anzulegen, wird in ungeheurem Umfange, wenn auch oft halb im Verborgenen getrieben. Die Höhe der Zinsen richtet sich zwar genau nach dem muthmaßlichen Risiko des Darleihers oder nach der augenscheinlichen Bedrängniß des Borgers, ist aber stets beträchtlich genug, einen großen Theil vom Erwerbe des unglücklichen Handelsmannes aufzuzehren. Oder es geschieht, daß Waaren, die er anders nicht bekommen kann, ihm zu hohem Preise verschafft werden. Und da trägt es sich häufig zu, daß er nicht bloß Waaren bekommt, die er braucht, sondern, im Fall er die Prolongation eines Wechselchens nachzusuchen hat, Waaren nehmen muß, die er nicht braucht.

Diese Bejochungsmethode wird namentlich von denen getrieben, welche die Mittelspersonen machen zwischen Fabrikanten und Detaillisten. Ich habe einen Buchhändler gekannt in Chancery-lane, einen jungen, thätigen Mann. Seine ersten Verlagsunternehmungen schlugen günstig aus. Dieß bewog ihn zu größeren; er wollte zu rasch vorwärts, fiel in das Netz eines Papierhändlers en gros und mußte von diesem nicht bloß alles Papier zu seinen Verlagsartikeln um zwanzig Prozent über dem Fabrikpreis, sondern auch zu gleichem Preise Quantitäten nehmen, die er im Momente nicht brauchte. Ich bin Zeuge gewesen, wie eines Tages in Antwort auf seine schriftliche Bitte, einen fälligen Wechsel um drei Monate zu verlängern, ein Karren mit unbestelltem Papier vor seiner Thür ankam. Die Annahme des leztern sollte die Bedingung der Prolongation seyn. Zwei Jahre später war der junge, thätige Mann bankerott, der Papierhändler sein Hauptgläubiger, und bald nachher ertrank jener, es hieß beim Baden, im Serpentinefluß.

Ich kenne noch einen andern Buchhändler, der einer der bedeutendsten Londoner Verleger, ein geistreicher Mann und Urheber mehrerer in seinem Verlage erschienenen werthvollen Werke ist. Ich weiß aus dem Munde dieses Mannes, daß es für ihn eine Zeit gegeben, wo er sich genöthigt gesehen, Papier auf langen Kredit siebzig Prozent über dem Fabrikpreis zu kaufen. „Ich arbeitete Tag und Nacht," sagte er mir; „mein Geschäft ging gut, mein Gewinn war beträchtlich, aber jene Harppie verschlang ihn, und erst seit ich aus diesen Klauen frei geworden, kann ich an mich und die Meinigen und an Lebensfreude denken. Sollte je unter meinen Kollegen ein d'Israeli die Leiden der Buchhändler schreiben, so würde die Welt aus der Privatgeschichte manches Mannes, der zu seiner Zeit ein Murray war, ganz kurioſe Umstände erfahren. Kurz vor der Sklavenemancipation gehörte es zur Mode, die Damen beim Thee glauben zu machen, jedes Stückchen Zucker sey von den Thränen der Schwarzen weiß gewaschen; aber Niemand

hat wohl noch den mitleidigen Damen zugeflüstert, aus welchem Unterdrückungssysteme viele der schmucken, goldgeränderten Büchelchen hervorgegangen sind, die auf ihren Toilettetischen und in ihren Besuchszimmern zur Schau liegen. Alles schreit und jammert über den Despotismus in unsern Fabriken und in unsern Arbeitshäusern; aber so arg er seyn mag, er hält keinen Vergleich aus mit der Sklaverei in unserem Handelsstande, wo alle Arbeit und jeder Lebensgenuß für Kredit zum Opfer gebracht werden muß."

Eine dritte Manier, Geld auf Kosten eines Handelsmannes nutzbar anzulegen, darf nicht unerwähnt bleiben. Sollte sie im Verhältniß die seltenere seyn, so erklärt sich das daraus, daß sie nur bei Geschäften angewendet zu werden pflegt, die besonders einträglich und mit der wenigsten Gefahr verknüpft sind. Sie besteht darin, daß der Geldmann stiller, nach englischem Ausdrucke, schlafender Compagnon seines Opferlamms wird und als solcher durch Einschießung eines, oft nicht sehr ansehnlichen Kapitals aus dem Handelsgewinne ein hübsches jährliches Einkommen realisirt. Die Gelegenheit hiezu mag, wie gesagt, im Verhältniß die seltenere seyn; doch kommt es oft genug vor, daß einer einen solchen Saugeschlauch an die Tasche eines Andern hängt, was denn zugleich die auffallende Thatsache erklärt, daß fleißige und haushälterische Inhaber eines einträglichen Geschäftes demungeachtet nicht reich werden. Worüber Jedermann sich wundert, wäre Niemanden ein Räthsel, kennte man die Abzapfungen, denen jene eben so regelmäßig unterliegen, wie der Unglückliche, den ein fabelhafter Vampyr sich zum Aussaugen erkoren. Das Hauptbestreben des Londoner Lebens ist, mit wenig Mühe viel zu erwerben, und dazu gibt es allerdings kein geeigneteres Mittel, als einen armen ehrlichen Teufel zu fangen und für sich arbeiten zu lassen.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus Schlesien, August.

(Schluß.)

Eisenbahnen.

Eine bedeutsame Rivalität stellt sich zwischen schlesischen und österreichischen Bahnen, den geographischen Verhältnissen nach, dergestalt heraus, daß man von unserer Provinz aus so eilig als möglich nach Sachsen hin bauen muß, um durch die projektirte böhmische Bahn unsere alte Handelsstraße dahin nicht verloren geben zu sehen. Aus anderem Gesichtspunkte rivalisirt wieder im Kleinen die oberschlesische Bahn mit der nach dem Gebirge von Breslau aus, welche bereits in Angriff genommen worden ist und die günstigsten Stimmungen für sich hat. Denn da sie nur etwa ein Drittheil der Strecke von jener beträgt, den reizendsten und gewerbreichsten Theil des Mittelgebirges nebst den nahen Badeorten mit der Hauptstadt verbindet, so wird sie in rascher Vollendung ihre nächsten Zwecke vollkommen erfüllen und hauptsächlich die Personenfrequenz gewinnen. Diese aber ist bei der oberschlesischen Bahn, in einer reizlosen Gegend und in der Verbindung mit zwei Städten ohne allgemeines Interesse, jetzt vorzugsweise nur auf den Reiz der Neuheit begründet, aber eine wesentliche Bedingung des Ertrags, so lange die Bahn nicht in ihrer ganzen Ausdehnung von etwa achtundzwanzig Meilen, im Anschlusse an die österreichische Nordbahn und als wohlfeiler und zuverlässiger Transportweg für die Berg- und Hüttenprodukte Oberschlesiens, alle Vortheile an sich ziehen kann, deren Wahrscheinlichkeit ihre Anlegung rechtfertigte. Inzwischen dürfte schon mit der Vollendung der Bahnstrecke bis Oppeln, welche binnen einem Jahre möglich ist, der wichtigste Vorsprung vor jener Gebirgsbahn gewonnen seyn, da jene Stadt Sitz der Regierung, wenn auch nicht der Mittelpunkt des industriellen Verkehrs von Oberschlesien ist, und also die Personenfrequenz dann auch aus den östlichern Gegenden herbeigeführt wird, dabei aber schon das Frachtwesen bei der Unzuverlässigkeit der Oder mit zwölf Meilen Bahnstrecke eine wesentliche Veränderung seiner Verhältnisse erfährt.

Wie das weltverbindende Eisenband auch im Kleinen einen raschen und wohlthätigen Einfluß auf das geistige Gesammtleben äußert, indem es die Bürgerschaften verschiedener Städte zu einem höhern Bewußtseyn des Staatsbürgerthums, zu leichterem Verständnisse und innigerer Vereinigung der Gemüther anregt, zeigt sich seit dem kurzen Bestehen unserer Bahnstrecken schon in mehreren Erscheinungen. So hat insbesondere ein zahlreicher bürgerlicher Verein zu Breslau, der seit mehreren Jahren eine Lustschiffahrt auf der Oder unternahm, dieselbe für dieses Jahr am 1sten August in eine Eisenbahnfahrt nach Ohlau verwandelt, welcher das Wetter leider nicht günstig war. In einem eigenen Train zogen zweihundert Bewohner Breslaus gegen zwei Uhr Nachmittags zu der kleinen Schwesterstadt. Acht Wagen waren mit Fahnen und andern Emblemen festlich dekorirt, und ein mitfahrendes Musikcorps verkürzte den mit Sturmeseile in drei Viertelstunden zurückgelegten Weg. Nach einem kurzen Aufenthalt im Bahnhof zu Ohlau zog die frohe Schaar zu dem Schießhause, an welches sich ein anmuthiger Park schließt, und von hier hinter der Fahne mit dem Breslauer Wappen unter Musik vor das Rathhaus des Städtchens, wo ein Festgedicht abgesungen und die Einwohnerschaft durch ein Lebehoch begrüßt wurde. Man kehrte hierauf nach dem Schießhaus und von da nach dem Bahnhof zurück, in dessen freundlichem Restaurationssaale das abendliche Festmahl, zu welchem außer dem Bürgermeister von Ohlau auch Repräsentanten der Stadt Brieg eingeladen waren, unter Reden, Trinksprüchen und Gesängen eingenommen wurde. Endlich erfolgte die Rückfahrt, wobei freilich die Hoffnung Tausender von Zuschauern, welche zu beiden Seiten der Bahn eine meilenlange Kette bildeten, um die angekündigte Illumination des Wagenzugs und das Feuerwerk zu sehen, durch den Regen buchstäblich zu Wasser wurde. Geist und Anordnung des Ganzen aber machten die Fahrt zu einem wahren schlesischen Volksfeste der modernen Zeit.

Beilage: Kunstblatt Nr. 71.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 214.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Mittwoch, den 7. September 1842.

Apemantus. — Art thou not a merchant?
Merchant. — Ay.
Apem. — Traffick confound thee, if the gods will not!
Mer. — If traffick do it, the gods do it.
Apem. — Traffick's thy god, and thy god confound thee!

Shakespeare.
Timon.

Die Stadt in England.

(Schluß.)

In Dublin war und iſt es vielleicht noch eine gewöhnliche Rede, daß ein Erbtheil von drei- oder vierhundert Pfund Sterling nutzbarer nicht angelegt werden könne als durch Verleihung an einen Werforder Landjunker, bei welchem dann der Darleiher vom erſten Januar bis zum lezten December wohnen, reiten, ſchießen, jagen, eſſen, trinken und ſich anderweitig amuſiren, ſolches auch bis zur Rückzahlung des Kapitals, d. h. bis an das Ende ſeiner Tage ungeſtört fortſetzen kann. Und mit einem etwas größern Kapitale können geſchickte Leute ziemlich daſſelbe in London thun. Man kaufe einem Krämer ſeine Unabhängigkeit und die Löwenportion ſeines Erwerbes ab, und man kann als plaſtertretender Gentleman angenehm vegetiren. Der alte Mann vom Meere in Sindad kann für das Vorbild dieſer geſchickten Leute gelten. Nur geſchieht leider ſehr ſelten, daß das Londoner Laſtthier ſeine Bürde abzuſchütteln vermag. Indeſſen drängt ſich auch hier eine erfreuliche Betrachtung auf. Die Bürde wird im Allgemeinen mit merkwürdigem, wahrhaft philoſophiſchem Phlegma getragen. Die Londoner Krämer ſind dergeſtalt daran gewöhnt, Ruhe, Freude und Selbſtſtändigkeit ihrem Geſchäfte aufzuopfern, daß es manchem gewiß ganz unheimlich zu Sinne würde, fühlte er nicht Jemand ſich auf den Schultern ſitzen, der mit ſeinen Zangenbeinen ihn bei jedem Schritte am Halſe würgt. Sieht er ſich ferner unter ſeinen Kollegen um — der Krämer, der neben ihm, wie der Krämer, der Meilen weit von ihm wohnt, beide befinden ſich mit ihm in gleicher Lage. Ich glaube deßhalb kaum, daß ein Londoner Krämer im Zuſtande der Unabhängigkeit große Achtung vor ſich ſelbſt fühlen würde. Frei von Verbindlichkeiten ſeyn, heißt in der Londoner Handelsſprache ſein Geſchäft auf gemeine Provinzialmanier betreiben, und wer nicht mit geläufiger Zunge von acceptance, transaction, firm und state of the money-market zu reden weiß, mag immerhin nicht der Sklave eines alten Mannes vom Meere ſeyn, aber merkantiliſche Wichtigkeit hat er nicht, er genießt keines merkantiliſchen Rufs.

Ich ſchreibe allerdings nicht zuerſt über dieſen Gegenſtand, allein befremdet hat es mich oft, ihn nirgends ausführlich beſprochen, kaum je flüchtig berührt zu ſehen. Und doch gibt es in Großbritanniens Hauptſtadt ganze Handelsclaſſen, die in ſo harter Dienſtbarkeit leben als die Vaſallen in der ſchlimmſten Feudalzeit. Die großen Londoner Brauherrn haben die meiſten Londoner Bierſchenken eben ſo ſcharf unter der Fuchtel, wie einſt Warwick, der Königmacher, ſeine dreitauſend Trabanten oder der

Häuptling von Glengarry ſeine Macdonnells. Wer mit irgend einem Artikel en gros handelt, braucht nur die Detailliſten bis zu einem gewiſſen Betrage, einem Betrage, nicht ſo groß, um ihm Gefahr, doch groß genug, jene in Verlegenheit zu bringen, ſich zu Schuldnern zu machen, und dieſe ſeine Schuldner ſind ſeine gehorſamſten Sklaven. Vor zwei oder drei Jahren ließ ſich in meiner Nähe ein Deſtillateur nieder. Er war ein junger Mann vom Lande, beſaß einiges Kapital und verſtand ſein Geſchäft. Seine Waare war gut und er bot ſie den Schenkwirthen zu billigem Preiſe. Keiner kaufte; viele geſtanden, ſeine Liqueurs ſeyen beſſer und wohlfeiler, als die ſie jezt führten; aber ſie geſtanden auch, daß ſie mit ihrem dermaligen Lieferanten nicht brechen, d. h. von ihren Schuldverbindlichkeiten ſich nicht befreien und folglich den Vortheil nicht benutzen könnten, den ſein Anerbieten ihnen gewährte. Ich erfuhr ſpäter, daß der junge Mann ſich genöthigt geſehen, ſein Geſchäft aufzugeben und nach Auſtralien auszuwandern.

Aehnliches mag ſehr häufig vorkommen. „Mit ehrlichem Verkehr kommt man heutzutage nicht fort — fair business will not serve now-a-days“ — hörte ich neulich beim Nachtiſch einen alten Kaufherrn ſagen, der mit ſeinem in's Trockene gebrachten Schäfchen von der Handelsbühne abgetreten war und in otio cum dignitate auf ſeinem romantiſch an der Themſe gelegenen Landhauſe lebte. Ich fand bald darauf Gelegenheit, ſeines Spruchs zu gedenken. Ich hatte mit einem Notabeln unter den Seidenhändlern der City zu reden, traf ihn in ſeiner Niederlage zwiſchen Ballen friſch angekommener Waaren und fragte im Geſpräch, ob er ſeine Einkäufe in den Fabrikdiſtrikten zu beſtimmten Terminen mache. „Das war ehemals allerdings Brauch,“ antwortete der Notable; „aber dieſe Zeiten ſind vorüber; wir könnten dabei nicht mehr beſtehen. Jezt gilt's den Moment abzupaſſen, wo ein Fabrikant in Geldverlegenheit iſt; dann macht er gegen baares Geld niedrige Preiſe, und damit allein können wir die enorme Concurrenz aushalten.“ Es begreift ſich, daß die Fabrikanten für ihre Bedürfniſſe wo möglich daſſelbe thun, und was das Aushalten der Concurrenz betrifft, ſo iſt zur Genüge bekannt, welche Summen bisweilen daran geſezt werden, mehrere oder auch nur einen Concurrenten vom Markte zu treiben — in order to run competitors out of the market. Ich führe ein großartiges Beiſpiel dieſes monopoliſirenden Beſtrebens an. Als vom Manſion-Hauſe nach der Londonbrücke die King Williamſtraße durchgebrochen werden ſollte, erforderte die Ausführung ein Anlehen von 500,000 Pfund Sterling. Eine Feuerverſicherungsanſtalt erbot ſich dazu gegen ſehr billige Zinſen, irre ich nicht, waren es nur anderthalb Procent, aber unter der Bedingung, daß ſämmtliche neue Gebäude bei ihr aſſekurirt würden. Der Contrakt wurde abgeſchloſſen und jene Bedingung in die den Bau der Straße betreffende Parlamentsakte aufgenommen. Das erwirkte Monopol dauert daher, ſo lange die Straße, oder die Anſtalt, oder ein Parlamentsbeſchluß in ſeiner Kraft beſteht.

Es ließe ſich über dieſes Kapitel noch viel ſagen; vielleicht komme ich ein andermal darauf zurück.

Der Findling.

(Fortſetzung.)

Herr Pädus zwinkerte bei dieſen Worten ſehr bedeutſam mit den Augen und ſchnalzte mit den Lippen, indem er zugleich unter dem Tiſch mit ſeinem Fuß Frau Sempels Schuhſpitze zu berühren trachtete. Bei dieſem Verſuche entglitt der Hut ſeinen Knieen, und um ſeiner wieder habhaft zu werden, mußte er außergewöhnliche Anſtrengungen machen, die ihm auf mehrere Sekunden den Athem verſezten und ſeine Stirn und Wangen blauroth färbten. Der Kandidat ſah hin und lächelte, Frau Sempel ſah auch hin und lächelte und der Bierbrauer wurde merklich übler Laune.

Als man ſich vom Tiſch erhoben hatte, führte der Pädagog Dianen an das entlegene Fenſter und ſtellte an ſie allerlei Fragen, die das Kind ihm nur unvollkommen beantwortete. Unterdeſſen machte der Brauer einen Verſuch, ſich neben Frau Sempel auf's Sopha zu ſetzen, was jedoch mißlang. „Wir paſſen nicht zuſammen,“ rief die Gaſtwirthin in demſelben etwas höhniſchen Tone, wie früher. — „Ich will verdammt ſeyn, wenn ich begreife, wie Sie mir heute vorkommen, Sempel!“ rief der Bierbrauer. „Iſt's doch, als wollten Sie durchaus mit mir in die Tinte!“ — „Sie können auch gar keinen Scherz vertragen, Herr Pädus,“ bemerkte die Dame. — „In dieſem Punkte nicht!“ entgegnete er. „Ich denke, wir paſſen recht gut zuſammen, Frau, und wahrlich, der Eſel von Tiſchler hat die Nußſchale von Sopha viel zu eng gemacht. He! wir ſollen nicht zuſammen paſſen? Gott ſtrafe mich, Frau, das war ein hartes Wort! Ich hätte lieber, daß mir das beſte Faß in meinem Keller ſauer geworden wäre, als daß Ihre Lippen dergleichen ausgeſprochen!“

Die Gaſtwirthin lächelte triumphirend. — „Die Hand, Frau!“ rief der Brauer, „die Hand zur Verſöhnung!“ — „Ich könnte Ihre ſchönen gelben Handſchuhe beſchmutzen,“ entgegnete die Gaſtwirthin. — „Wieder ein Stich, auf meine Ehre! Stich auf Stich! Aber ſo ſoll auch das Leder gleich herunter. Da — da!“ — Es war nicht ſo leicht, von der derben, gedrungenen Hand den mühſam angezwängten Handſchuh abzulöſen; er zerriß von oben bis unten, und der Brauer

warf die Fetzen wüthend in den Winkel. „Hier iſt meine Hand!“ rief er, „und wenn Sie jezt nicht einſchlagen, ſo —“

Die Wirthin reichte ihm ihre Hand hin, die von dem Brauer geküßt wurde, und der Friede war geſchloſſen. „Jezt mache ich die Propoſition, heute in die Oper zu gehen,“ ſagte er vergnügt. „Man gibt den Ritter und die Fee. Ich möchte doch gar zu gerne das Rudel Nymphen im Waſſer ſchwimmen ſehen. Was meinen Sie, Herr Kandidat?“ — „Ich?“ ſeufzte Herr Weinhold, „ich habe nothwendige Geſchäfte.“ — „Nichts da! Sie nehmen ein Billet von mir an,“ rief der Brauer. „Wollen wir uns aufmachen? Es wird Zeit ſeyn.“ — „Lene, meinen Hut und mein großes Umſchlagetuch mit den Nelkenbouquets!“ rief die Wittwe. „Nun, Herr Kandidat, was ſagen Sie zu der Kleinen?“ — „Ein fähiges Kind, ganz ohne Zweifel. Ich werde ihm mit Vergnügen Unterricht ertheilen,“ verſezte der Gefragte mit unterthänigem Lächeln.

Die Geſellſchaft brach auf; Diane wurde mitgenommen. Man hatte ziemlich weit bis zu dem großen Opernhauſe zu gehen; endlich langte man an. Der Brauer machte als Mauerbrecher ſich und ſeiner Geſellſchaft Platz, indem er mit der einen orangefarbenen Hand durch die Maſſe vorwärts drängte, um die Kaſſe zu erreichen. Es wurden Billete für den dritten Logenrang genommen, und ſchwitzend und keuchend, ſeine Dame am Arme, erſtieg der Brauer die Treppen, Diane und der Kandidat folgten. Die beſten Plätze waren ſchon genommen, demnach mußte ein dünner Herr mit einem ſehr dicken Stocke dem Andrängen der Frau Sempel weichen, die an die Logenbrüſtung heranſtrebte und Diane nach ſich zog. — Die Oper mit ihren Herrlichkeiten ging vorüber, und die Geſellſchaft arbeitete ſich wiederum zum Ausgange hin. Die Abendkühle war eingetreten, und heller Mondſchein machte, daß der Rückweg behaglicher war, als der Ausmarſch.

Am andern Morgen empfing Frau Sempel einen dicken Brief von der Poſt, der mit dem Zeichen des Städtchens Müncheberg verſehen war. Begierig, das Geheimniß zu erfahren, öffnete ſie geſchwind, und war nicht wenig verwundert, ihr eigenes Schreiben in die Hände zu bekommen, um das ein Papierſtreifen gewickelt war, welcher die Worte enthielt: „Beiliegender Brief iſt vollkommen unleſerlich geſchrieben. Der Unterzeichnette bittet, ihn mit dergleichen in Zukunft zu verſchonen. Adam Sauer, Pharmaceut.“ Frau Sempel ſchlief die darauf folgende Nacht nicht und hatte drei Tage hintereinander keinen Appetit. Sie hielt mehrere Stunden den Brief des Apothekers in der Hand und ſah ſtarr auf denſelben hin. Lene getraute ſich nicht, ihre Gebieterin nach dem Grunde dieſes auffallenden Betragens zu fragen, und Frau Sempel beharrte in einem beunruhigenden Stillſchweigen. So herrſchte eine Woche hindurch dumpfe Stille in dem Gaſthauſe zum Schwan vor dem Halleſchen Thore.

Diane brachte die erſten Tage ihres Aufenthaltes in dem kleinen Gaſthauſe faſt wie im Traume zu. Alle neuen Eindrücke wirken auf Kinder ſtark, allein ſie verflüchtigen ſich auch eben ſo ſchnell, als ſie heftig ſind. Welches auch die früheren Schickſale der armen Waiſe und die Umgebung, in der ſie aufgewachſen, geweſen ſeyn mochten, ſie mußten vom Schauplatz, auf dem ſie ſich jezt befand, gänzlich verſchieden geweſen ſeyn. Man erkannte dieß an den neugierigen, verwunderten Blicken, welche die Kleine auf Geſtalten richtete, wie der Bierbrauer, der Kandidat und ſelbſt Lene waren. Die zuthuliche Freundlichkeit und das offene Weſen der Mutter Sempel hatten jedoch das Kind ſchnell angezogen. Von der Stunde an, wo Diane die Wittwe hatte weinen ſehen, war dieſe ihr keine fremde Erſcheinung mehr; die gute Frau hatte, ohne es zu wiſſen, eine bleibende Eroberung gemacht. Es iſt eine eigenthümliche Erſcheinung, daß Scherz und Lachen Kinder nicht ſo ſehr anzieht, als Ernſt und Trauer. Die Bekümmerniß einer Mutter, die verſteckte Thräne, der halbunterdrückte Seufzer finden in dem offenen, unverfälſchten Buſen eines Kindes einen Anklang geheimer, tiefgehender Sympathie. Ein Heraklit würde dieſe Erſcheinung durch die Behauptung erklären, daß der Schmerz zu den primitiven Gefühlen der menſchlichen Organiſation gehöre, daß wir zu Thränen geboren ſeyen. Wir theilen dieſe düſtere Anſicht nicht und wollen lieber annehmen, daß Heiterkeit und Frohſinn das uns beſtimmte Erbe ſey, daß jedoch, um wahrhaft heiter und geiſtesfroh zu ſeyn, unſere Lebensbildung eine Reiſe erlangt haben muß, von der ein Kind, das dem rein ſinnlichen Inſtinkte ſo nah ſteht, noch weit entfernt iſt. Seine Thränen und ſein Lachen ſind Sonnenblicke und Wolkenſchatten, ſo flüchtig, ſo reizend für den Augenblick, wie dieſe, aber auch ſo geſtaltlos und ohne bleibenden Einfluß.

Wir ſagten ohne bleibenden Einfluß — aber wer darf dieß beſtimmen? Wer kann in die geheime Werkſtätte ſchauen, wo das Gewebe unſerer kommenden Tage zubereitet wird, wo die Farben und Stoffe zuſammengeſtellt und aneinander gepaßt werden? Wenn auch für den Augenblick ſpurlos von der roſigen Wange abgetrocknet, fiel dennoch dieſe Thränenperle vielleicht in einen dunkeln Boden, der ſpät ſeinen Keim zum Licht emporſendet und jene „Thränenblume“ zeugt, die damals geſäet wurde. Wir wiſſen nicht, wo dieſe Blume herkam, die Dornenkrone und Marterwerkzeuge in ihrem Innern trägt, und ahnen nicht, daß jener längſtvergeſſene Kinderſchmerz ſie erzeugt.

(Fortſezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Mainz, August.

Wiesbaden. — Die Bäder am Rhein und Taunus.

Das bewegte Leben in unserem nachbarlichen Wiesbaden hat jezt wohl seinen Gipfel erreicht, besonders was die Zahl der anwesenden Fremden betrifft, obwohl der Qualität nach die Saison nicht eben die glänzendste ist; es fehlen die reichen Notabilitäten, mit einem Worte, es fehlen die Leute, die bei Chabert mit Louisd'or pointiren. Was nüzen ihm die 12,000 Kurgäste, die gegenwärtig in der Kurliste aufgeführt werden, wenn mit armseligen Gulden- und Thalerstücken gespielt wird? Indeß dürften im Spätsommer die Versammlung der deutschen Naturforscher und die militärischen Feste am Mittelrhein noch eine bedeutende Menschenmenge nach Wiesbaden bringen. Da ich Chaberts erwähnte, will ich gleich hinzufügen, daß wir ihm nach zwei Richtungen Verdienste um die Badanstalt nicht absprechen können. Es ist ausserordentlich, was dieser Mann vorerst für lokale Verschönerungen und für die Bequemlichkeit der Badgäste thut. Nachdem auf sein Betreiben erst im vorigen Jahre die herrliche zweite Colonade gebaut worden, hat er dieses Jahr einen neuen (zweiten) Marmorsaal herrichten lassen, der seines Gleichen auf weit und breit nicht hat. Alles, was der raffinirteste Luxus und der feinste Geschmack nur irgend hat auftreiben können, ist an diesen Feensaal verschwendet; er wird wohl gegen 80,000 Franken kosten. Geschähe nur von Seiten der Stadt eben so viel für die Blüthe des Badeorts! Aber da bot sich kürzlich Gelegenheit, in der Nähe des Kochbrunnens die so nöthige und längst ersehnte Trinkhalle mit schönen Anlagen entstehen zu lassen; allein man versäumte die gute Gelegenheit, und nun werden Häuser in dieser Gegend neu erbaut, um den Platz, wo die Kurgäste ihre Gesundheit holen wollen, noch mehr zu verdüstern. — Ein anderes Verdienst Chaberts besteht in seiner wirklich großartigen Wohlthätigkeit. So gibt er im Sommer öfters Bälle zum Besten der Armen, für die er die Kosten trägt und noch eine ansehnliche Gabe hinzufügt; in der schlimmen Jahreszeit aber sucht er durch Vertheilungen von Holz und Lebensmitteln zu helfen. Wenn man annimmt, daß das Spiel in den Bädern einmal ein Bedürfniß ist, so ist es gut für einen Badeort, wenn die Bank in den Händen eines gentilen Mannes wie Chabert sich befindet, der seinen Sinn mit Wohlthätigkeit zu verbinden weiß. — Der gegenwärtige Augenblick ist besonders interessant durch die fremden Künstler. Welch eine Masse von Virtuosen! Die Kunstgenüsse und die Resommeen drängen sich; Sivori, Batta, Hauser, Waldmüller, lauter Namen von gutem Klang in der musikalischen Welt, waren oder sind noch hier und haben Konzerte gegeben. Schade, daß nicht einige tausend Musikfreunde mehr hier sind; das Konzertpublikum ist selten so groß, daß es dem Wunsche des Konzertgebers entspricht, und wäre nicht Tanz mit den Konzerten verbunden, es würde noch schlimmer stehen. Der Tanz rettet zuweilen noch die Ehre. Unter diesen Virtuosen hat Camillo Sivori am meisten Aufsehen hier gemacht. Sivoris titanenhafte Kunststücke auf der Violine versetzen den Hörer in tiefes Staunen und er glaubt an Zauberei. Schade, daß Sivori keine hagere, gespenstisch-grauenhafte Gestalt hat, mit langen, unregelmäßig über das bleiche Gesicht hängenden Haaren; er wäre dann der leibhafte Paganini. — Auch das Theater in Wiesbaden thut das Seinige, um die Saison zu heben und zu beleben. Zwar ist das Institut an sich nicht eben ausgezeichnet, obwohl es sehr viel kostet, und die Mehrzahl der stehenden Mitglieder erhebt sich nicht über die Mittelmäßigkeit. Aber es vergeht in dieser Saison fast kein Abend, wo nicht irgend ein Gast von mehr oder weniger Bedeutung auftritt, ja ich habe noch nie so viele wandernde Schauspieler und Sänger in Wiesbaden gesehen, als eben in diesem Jahre. Mehrere derselben sind für die Wiesbadener Bühne gewonnen worden, auch spricht man von einem Engagement des berühmten Komponisten Konradin Kreuzer als Kapellmeister. — Noch eines aus dem Gebiete der Kunst. Es bestand hier seit vielen Jahren eine ganz ausgezeichnete, fast aus lauter Virtuosen bestehende Hofkapelle, die vom Landesherrn nur für die Hofkonzerte unterhalten wurde. Diese ist als solche leider kürzlich aufgelöst worden, und die Mitglieder sollen nun dem Bühnenorchester eingereiht werden, was natürlich Manchem nicht zusagt, obwohl das Orchester unläugbar dadurch gewinnt.

Jezt einige Worte von den übrigen Bädern am Taunus und Rhein. Am schlechtesten besucht ist dieses Jahr das romantische Ems mit seinen herrlichen Heilquellen, während Schwalbach und Schlangenbad dieses Jahr nicht klagen können. Ems wird immer mehr durch Wiesbaden in die Reihe der Bäder zweiten Ranges gedrängt; dagegen stehen Schwalbach und Schlangenbad selbstständig da und haben, wegen der verschiedenen Qualität der Quellen, von der Concurrenz Wiesbadens nichts zu fürchten. Was Weilbach betrifft, so sind die dortigen Quellen zu unbedeutend und die Einrichtungen zu beschränkt, als daß Wiesbaden von diesem Ort je etwas zu befürchten hätte. Dennoch vermehrt sich die Zahl der Badgäste mit jedem Jahr, und es sind auch dießmal mehrere hundert dort, doch nur Leute, die wirklich der Bäder wegen in's Bad gehen, d. h. wirkliche Kranke. Ebenso ist Soden nur ein Kurplatz für die Frankfurter, die sich dort auch in großer Zahl einfinden. Zwei Bäder aber sind in unserer Nähe, die sich mit jedem Jahr mehr hervorthun, und die allerdings dereinst für Wiesbaden sehr nachtheilig werden können, Homburg v. d. H. und Kreuznach. Die Quellen zu Homburg sind wirksamer als die in Wiesbaden, und bereits sind dort merkwürdige Kuren gemacht worden. Dabei war Homburg so glücklich (oder auch so unglücklich), daß sich in der Person des Hrn. Blank aus Paris ein Hazardspieler seiner angenommen hat, der, gegen das Spielprivilegium auf eine gewisse Anzahl von Jahren, großartige und mächtige Bauten in Homburg hat herstellen lassen, so daß dieser Kurort jezt das Ansehen eines Bades ersten Ranges hat. Es sind dieses Jahr über 2000 Fremde in Homburg und so viele flüchtige Gäste, die, meist aus Frankfurt, nur des Spiels wegen kommen, daß es sogar lebhafter als in Wiesbaden aussieht. In Homburg schließt die Saison das ganze Jahr nicht, die Frankfurter gehen auch im Winter nach Homburg und lassen sich vom Spielpächter rupfen. — Endlich Kreuznach, eines der ersten und wirksamsten Solbäder Deutschlands, reich mit Brom und Jod versehen und für chronische Krankheiten der Haut und des Nervensystems wie geschaffen — Kreuznach ist dieses Jahr sehr stark besucht, und die Kranken müssen, gemäß den Ordinationen der Aerzte, wenigstens drei Monate hier bleiben, wenn sie nachhaltig geheilt seyn wollen. Hierher hat sich auch bis jezt noch die Pest des Spiels nicht ausbreiten können, so oft sie schon Neigung dazu hatte. Die Regierung will diesen Ort nicht auf Kosten der Moralität heben, und möge sie nur bei diesem Grundsaz beharren und überzeugt seyn, daß Kreuznach auch ohne Hazardspiele bestehen und blühend werden kann.

Beilage: Literaturblatt Nr. 91.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 215.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Donnerſtag, den 8. September 1842.

Er iſt niemals geſtorben,
Er lebt im Schloß noch jetzt;
Er hat darin verborgen
Zum Schlaf ſich hingeſetzt.
Rückert.

Erzählendes.

Von H. Viehoff.

1. Holger Dansver.

Däniſche Sage.

Im Kronenburger Schloſſe, im Lande Dänemark,
Da ſchläft im Grabgewölbe ein Held, gar kühn und ſtark.
Er focht in alten Tagen wohl manchen blut'gen Strauß;
Nun ruht er dort im Grabe von ſeinen Fahrten aus.

Der Held iſt Holger Dansver, deß Schwert einſt kräftig traf.
Er iſt niemals geſtorben, er ſchläft nur tiefen Schlaf;
Dereinſt erwacht er wieder und wezt die Klinge ſcharf,
Wenn ſeines Heldenarmes der Dänen Volk bedarf.

Der Mähre Grund zu prüfen, ſtieg einſt ein Bauersmann
In's Grabmal, wo den Alten umfängt des Schlummers Bann.
Mit einem Eiſenbarren bewehrt die rüſt'ge Fauſt,
So naht er dem Gewölbe, wo Holger Dansver hauſt.

Er tritt hinein, er ſieht ihn bei ſeiner Leuchte Licht
Auf hohem Throne ſitzen, mit ernſtem Angeſicht;
Die dicke, düſtre Braue beſchattet ihm das Aug',
Der Bauer hört des Schläfers langſamen, ſchweren Hauch.

Es hat des Seſſels Füße ſein langes Haar umringt,
Wie um den Schaft der Säule ſich Bärenklau verſchlingt;
Er rückt im Traum zuweilen die mächt'ge Heldenfauſt,
Daß es dem kecken Bauer beim Anblick bangt und grauſt.

Und ſieh! er regt ſich ſtärker, doch blinzt ſein Auge kaum,
Der bärt'ge Mund bewegt ſich ganz leiſe wie im Traum:
„Was iſt das für ein Schimmern? wer kam zu mir herab?
„Wer ſucht den alten Holger noch auf im düſtern Grab?"

Der Bauer ſpricht (ihm ſchüttelt die Glieder eiſig Graun):
„Ich kam, ein armer Landmann, dich, großer Held, zu ſchaun." —
„So komm' und reich zum Gruße mir deine Rechte her!" —
Der Bauer reicht den Barren, gerundet, dick und ſchwer.

Ihn faſſend, ſpricht der Alte: „Dein Arm iſt feſt und ſtark;
„Ich ſeh', noch gibt es Männer in meinem Dänemark,
„Noch braucht es Holgers Arm nicht, wenn ein Geſchick es traf" —
Er ſagt's und lehnt ſich wieder zurück zu tieferm Schlaf.

Und ſchnell verläßt der Bauer des Grabmals düſtern Schlund;
Und daß kein Wahn ihn täuſchte, das thut ein Zeichen kund:
Als er den Eiſenbarren beſchaut am Tagesſtrahl,
Sieht er von Holgers Rechten klar ausgeprägt das Maal.

2. Der Kaiser und der Rabbi.

Vor Trajan, dem Römerkaiser, stand der Rabbi Josua,
„Rabbi, wie! die Gottheit wär' uns immer, aller Orten nah?
Wäre jezt auch gegenwärtig, hier im Palast, hier im Saal?
Gerne glaubt' ich deinen Worten, säh' ich sie ein einzigmal."

„Ja, sie ist allgegenwärtig; doch dein Auge trüg' es nicht,
Sähest du sie, hoher Kaiser, ganz in ihrer Glorie Licht.
Du belächelst noch ungläubig meine Rede? Nun, wohlan!
Komm, versuch', ob seines Herolds Blick dein Aug' ertragen kann!

Tritt an's Fenster hier; die Sonne leuchtet just im Mittagslicht;
Sieh ihr nur zwei Augenblicke fest in's Strahlenangesicht!"
„Nimmermehr!" versezt der Kaiser, „blind zeitlebens würd' ich ganz,
Wollt' ich meine schwachen Blicke tauchen in dieß Meer von Glanz."—

„Wie! der Lichtglanz des Geschöpfes füllt dich, Kaiser, schon mit Graun,
Und doch wolltest du den Schöpfer selbst von Aug' zu Auge schaun?
Wahrlich! wir versänken beide allsogleich zurück in Nichts,
Göß' er zürnend auf uns Einen Strom nur seines reinen Lichts!"

3. Karl V. und der Rosenstock.

Lau war die Lenznacht; Morgenroth umglüht
Die hohen Klostermauern von Sankt Just;
Im Garten ist ein Rosenstock erblüht,
Versunken steht ein Mann vor ihm in Lust.

„Hat denn der Nachtigallen heller Sang,
„Ihr Holden, diese Nacht euch so entzückt,
„Daß ihr so plözlich all in süßem Drang
„Der Kelche grüne Mieder aufgedrückt?

„Wie blickt ihr mich mit holden Augen an!
„Wie haucht ihr Wohlgerüche durch die Luft!
„Wollt ihr, was pflegend ich für euch gethan,
„Vergelten mir durch Farb' und Nektarduft?"

Noch lange schwelgt er in unschuld'ger Lust,
Anstaunend ihren zarten Wunderbau,
Die halberschloss'ne, blätterreiche Brust,
Ihr schillerndfarbig Prachtgeschmeid von Thau.

Dann blickt er sinnend in sich selbst zurück:
„O Weisheit, warum kommst du mir so spät!
„Wie wenig unser Herz bedarf zum Glück,
„Das lern' ich erst von diesem Rosenbeet.

„Einst war für mich Europa nicht genug,
„Zwei Welten machten meinen Wunsch nicht satt —
„Nun, da ich mich der Leidenschaft entschlug,
„Genügt zu meinem Glück ein Rosenblatt."

Der Findling.

(Fortsezung.)

So hatte auch Diane jezt mit Eindrücken zu kämpfen, die später in ihr Leben wieder hineinschauten, um dann mehr geordnet und nicht mehr als kindische Träume, sondern als selbstbewußte Gefühle aufzutreten. — Die Kleine, als sie sich nach dem Tumult und dem bunten Bilderreichthum des Theaterabends in ihrem Bette fand, sank alsbald in eine phantastische Welt voll Träumen. Der herrliche Palast, den die Feen bewohnten, bildete bald den Schauplaz, auf dem auch sie und ihre lustigen Gefährten sich bewegten. Gerade diese Oper war dem Kinde vollkommen verständlich. Ein armer Edelknabe, der eine schöne Fee liebt, mit seinem Leben ihre Freiheit erkauft und sie vor Gefahren schüzt, diese Begebenheiten bildeten einen einfachen Faden, den die Aufmerksamkeit eines Kindes festzuhalten im Stande ist. Diane hatte keinen Umstand des Zauberspiels außer Acht gelassen, und jezt im Traume war sie die Fee, und der arme Page trug die Züge des jungen Grafen. Er hatte dieselben schwarzen, glänzenden Locken, dieselben großen dunkeln Augen, er sprach mit derselben sanften Stimme zu ihr. Er hielt sie in seinen Armen, gerade so, wie er sie unten in der Gaststube gehalten hatte, und sie fühlte sich glücklich, in seiner Nähe zu leben. Dann aber war es, als müßte sie fort, und als er zurückblieb und sie in den Lüften schwebte, immer höher, immer weiter von ihm weg, und er seine Arme sehnend nach ihr ausstreckte, da erwachte sie mit einem lauten Aufschrei, ihr kleines Herz klopfte heftig und Thränen nezten das Kopfkissen.

Den ganzen Tag über blieb sie in aufgeregter Stimmung, und als der Abend kam, verlangte sie wieder in's Schauspiel geführt zu werden. Frau Sempel, die dieses Begehren für eine höchst verdammungswürdige Neigung zu kostspieliger Zerstreuung ansah, schlug ihr die Bitte ab und bemerkte dabei, daß dieß ein im Leben einer kleinen Gasthausaufwärterin nur höchst selten vorkommendes, außerordentliches Ereigniß sey. „Behalte das, mein Kind," sezte sie hinzu; „nur vornehme Damen können sich erlauben, wöchentlich, ja wohl gar täglich jenes Haus zu besuchen, dessen viele Lichter und wundervolle Ergözlichkeiten wir gestern bewundert haben." Diane, die sich eingebildet hatte, den herrlichen Palast und die tanzenden Feen alle Abend besuchen zu können,

fühlte eine schmerzliche Enttäuschung bei diesem Bescheid, und dachte darüber nach, wie traurig es sey, daß sie keine vornehme Dame geworden. Sie fragte jezt, wann der Graf wieder komme, und als die Wittwe ihr antwortete, es könne einen Monat anstehen, schlich die Kleine, die alle ihre Freuden zerstört sah, betrübt fort, um in ihrem Zimmer ungestört zu weinen.

Unterdessen hatte ihre Pflegemutter ebenfalls einen Kampf mit ihren aufgeregten Gefühlen zu bestehen. Diese bezogen sich auf den vom Apotheker zurückgesendeten Brief. Das Schicksal hatte gewollt, daß Frau Sempel bis jezt über die eigentliche Beschaffenheit ihrer Schönschreibekunst vollkommen im Dunkel gehalten worden war. Als die Tochter eines armen herabgekommenen Dorfschulmeisters besaß Frau Sempel den Stolz, in irgend einem Zweig des menschlichen Wissens, ihrer Abstammung gemäß, glänzen zu wollen, und die Lesung jenes unheilvollen Romans, von dem wir schon gesprochen, hatte sie bestimmt, die Schönschreibekunst dazu zu wählen. Ihre ganze Schreibekunst hatte früher in jenem anspruchlosen Gekrizel bestanden, in welchem Ammen, Kindermägde und Köchinnen, wenn sie diesen Grad von Bildung überhaupt erreicht haben, sich auszuzeichnen pflegen. Frau Sempels Geist nahm einen höhern Schwung. Sie kopirte die extravaganten Schreibeschwingungen, welche die modernen Virtuosen der Schönschreibekunst aufgebracht haben, aber sie that hierin des Guten zu viel. Der Buchstabe selbst ward bei ihr Nebensache, nur sein Gewand galt, und bald gelangte die hochstrebende Amme dahin, daß sie bewunderte, aber nicht zu lesende Zettel schrieb. Der Brief, den sie dem Apotheker hatte zukommen lassen, war einer von denen, bei welchen sie sich die meiste Mühe gegeben, und der daher am wenigsten zu dechiffriren war. Der Koch, ihr Mann, hatte sich um die Thorheit seiner Erwählten nicht gekümmert, und der Kandidat, der ihr die Augen hierüber hätte öffnen können, zumal er die Rechnungen seiner Gönnerin an ihre Kunden zu vertheilen hatte, war bemüht, ihr zu schmeicheln, und indem er heimlich die übergebenen Noten in lesbare Schrift brachte, versicherte er ihr, die Kunden seyen entzückt gewesen, ihr Geld auf so schön geschriebene Conto's, die den Kindern als kalligraphische Muster vorgelegt würden, zu zahlen. Man sieht, daß Frau Sempel sich von Schmeichlern umgeben fand, als wenn sie die schönste und reichste Dame gewesen wäre.

Der Gegenstand war zu wichtig, als daß die Gastwirthin, wie sie Anfangs sich vornahm, die Beleidigung mit einem stolzen Stillschweigen hätte erwidern können. Die Nachrichten über Dianen mußten um jeden Preis herbeigeschafft werden. Sie ließ also den Pädagogen kommen und hieß ihn sich zu einer kleinen Reise fertig machen. Sie machte ihn unter dem Siegel des Geheimnisses mit den Umständen, die Dianens Erscheinen begleitet hatten, bekannt, und trug ihm auf, dem Apotheker genaue Nachrichten über die Kleine, und vor Allem die Adresse des verlorenen Briefes abzufordern. Dabei händigte sie dem Kandidaten eine Summe ein, groß genug, um die Reisekosten und den Aufenthalt im Gasthause des Städtchens zu bestreiten; zugleich bat sie ihn, ihrer beim Apotheker auf keine Weise zu gedenken.

„Aber, meine liebe Frau," rief der Kandidat, „wäre es nicht besser, Sie schrieben ihm das Alles? Wir ersparten die Kosten." — „Schreiben?" rief die Wittwe, und zeigte einige Befangenheit. „Nein, Herr Weinhold, ich vermehre nicht gern meine Privatkorrespondenz, die, wie Sie wissen, ohnedieß schon sehr groß ist. Zudem muß eine Dame mit Briefen sehr vorsichtig seyn — sehr vorsichtig, Herr Weinhold!" — „Ich sehe es vollkommen ein," entgegnete der Kandidat, „obgleich ich zum Besten des Apothekers im Städtchen gewünscht hätte, er empfinge einen Brief von Ihrer Hand. Es gibt wenige Frauen, die —" — „Lassen Sie das, Herr Weinhold; es gibt auch wenige Männer, welche die ihnen erwiesenen Aufmerksamkeiten zu würdigen wissen. Wann reisen Sie?" — „Heute Abend geht die Postkutsche ab; mein Gepäck wird sehr bald geordnet seyn." — „Nun denn, meinen Segen!" rief die Gastwirthin.

Der Schulmeister traf im Städtchen ein und richtete beim Apotheker seinen Auftrag aus. — Der große, finsterblickende Mann sah unsern Gesandten mit einem forschenden Blick an und sagte dann: „Also hat das Kind den Brief verloren?" — „Wie ich Ihnen gesagt habe, mein Herr." — „Das ist sehr schlimm. Ich weiß nicht, was in dem Schreiben stand; jedenfalls bürgt jedoch der Name dessen, an den es gerichtet war, daß man das Kind unterstüzt hätte." — „Und wie lautete dieser Name?" fragte der Kandidat. — „Jonathan Rusbruck, Bankier in der Leipziger Straße," erwiderte der Pharmazeut, indem er mit fast zugekniffenen Augen den Schulmeister anblinzelte. — „Ein reicher Mann?" fragte dieser. — „Ganz gewiß. Er wird im Stande seyn, mehr zu geben, als die paar Lumpen, die meine Haushälterin ihr umhing, als ich das arme Geschöpf im Graben an der Landstraße fand und nach Hause brachte." — „Im Graben? an der Landstraße?" — „Ja." — „Wahrlich eine sehr edle Handlung von Ihnen, Herr Sauer."

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, August.

Turnkünste. — Der Sommer. — Eisenbahnen.

Mit unsern Turnkünsten geht es wieder vorwärts. Man thut wenigstens von Seiten der Regierung dafür so

viel, als man Anno 1819 dagegen that. Inzwiſchen wäre die Turnerei, wie ſie beſchaffen war, damals, aller Wahrſcheinlichkeit nach, bald eines natürlichen Todes verſtorben, auch wenn man nicht mit Keulen auf ſie losgeſchlagen hätte, und es iſt daher ſehr zweifelhaft, ob ſie jezt, da ſie in integrum reſtituirt werden ſoll, wieder aufleben wird und kann, d. h. in einer ſelbſtſtändigern Bedeutung denn als Privatunterricht in gymnaſtiſchen Uebungen. Der den Turnern angewieſene Platz, in der Nähe des ſogenannten Moabit, wird ihnen wieder genommen werden, da man ſich endlich entſchieden hat, hier das neue Kriminalgefängniß aufzubauen. Möge es kein Omen für das Turninſtitut ſeyn, daß es den Anſprüchen der Verbrecher weichen muß! Die Gymnaſtik hat ſich auf eine andere Seite geworfen, die freilich ſchon immer kultivirt wurde, in dieſem heißen Sommer aber beſonders anziehend erſcheint, die Schwimmkunſt. Die von dem ehemaligen Gouverneur von Neufchatel, dem General von Pfuel, hier errichtete Schwimmſchule, die fortwährend proſperirt hat, beging neulich das 25jährige Gedächtnißfeſt ihrer Begründung durch ein wirklich originelles Feſt: eine Maskerade im Waſſer. Die Schilderung dieſer ſehr gelungenen humoriſtiſchen Feſtlichkeit iſt ſchon durch alle Zeitungen gelaufen, ſo daß ich wohl nicht nöthig habe, die Details Ihnen aufzuführen. Gewiß ſah man nie in Berlin, auch wohl ſchwerlich anderswo, ſeit den Mummenſchanzen des Mittelalters etwas Aehnliches. Der Witz blieb aber im Waſſer harmlos und ſtreifte nicht aus dem allgemeinen menſchlichen Humor in Politik und Zeitfragen über. Man wünſcht die Wiederholung, da verhältnißmäßig nur Wenige, die von dem ſeltſamen Schauſpiele Kenntniß hatten, Zuſchauer waren. So etwas läßt ſich auch wohl wiederholen. Ein improviſirter Ball nachher, aber zwiſchen Luft und Erde, zählt auch zu den Dingen, die hier nicht zu dem Alltäglichen gehören. Einige Wochen früher hatte ein Offizier der Potsdamer Garde bekanntlich ſeine heroiſche Schwimmfahrt von dem Luſtſchloß Glinicke nach der eiſernen Brücke am Potsdamer Bahnhofe gemacht, und damit eine große und gefährliche Wette gewonnen. Wer die Strecke kennt, und annimmt, daß Leander wahrſcheinlich nicht mit Sprungriemen, Handſchuhen und zugeknöpfter Gardeuniform von Abydos nach Seſtos ſchwamm (wie es auch Lord Byron nach ihm nicht that), wird unbedingt dem preußiſchen Leander den Vorzug einräumen, zumal in Erwägung, daß es hier keine Hero, ſondern nur hundert Flaſchen Champagner galt.

Der Sommer übt eine niederdrückende Kraft auf alle geiſtigen Potenzen. Wie könnte es anders ſeyn! Wenn ſelbſt die Pflaume zuſammenſchrumpft und die Kartoffel verzweifelt, wo ſoll der Fortſchritt bleiben? Nur der Wein wächst und erweckt auch bei uns Hoffnungen. Ein Wein von poſitiver Qualität, von Feuer und Gehalt und nachhaltigem Geſchmack käme nach ſo vielen Negationen und Surrogaten zur rechten Zeit. — Keine Zeitung ohne ein neues Brandunglück auf dem Kontinent; darin bleiben wir denn auch nicht zurück. Die Aſſekuranzkompagnien zanken ſich noch über ihre Solidität, und täglich kommen neue Aufforderungen, ſie zu beweiſen. Iſt der Grund nur ein zufällig materieller, die große Dürre, oder geht ein Fluidum durch die Welt, welches, wie ehedem Choleradünſte, nur Pech und Schwefel athmet, und ſeinen brennenden Durſt nur an den Flammen von Dörfern und halben Städten ſättigt? — Wer die Geſchichte aller dieſer Dröhnungen verfolgen wollte, die ohne allen ſpirituellen und materiellen Zuſammenhang ſind, wenigſtens keinen, den Verſtand und Sinn des Weiſeſten faßt, wo ſuchte er die Löſung? Sind es nur Naturkräfte, deren Stimmungen und Geſetze uns verborgen bleiben, oder waltet eine überſinnliche Kraft darin, deren Motive wir noch weniger begreifen? Jezt ſind die Juden erweckt und zanken unter ſich, und fordern ungeſtüm von den chriſtlichen Regierungen die Emancipation. Wenn in dieſem Augenblick ein reaktionärer Strom durchbräche, ſo ließe er ſich erklären; was aber regte jenes unerklärbare Heppheppgeſchrei an, das vor einigen Jahren faſt von den Säulen des Herkules bis an die chineſiſche Mauer fortdröhnte? Gehört dieſer anſcheinend unzuſammenhängende Zuſammenhang von Ereigniſſen, außer der ſittlichen und phyſiſchen Nothwendigkeit und Controle, zu den Schattenſeiten der Natur, oder ſind es Meteore, die zur weitern Entdeckung ihrer Lichtſeiten hinführen werden?

Das Manöver iſt, der Hitze wegen, abbeſtellt werden. Es fängt an in den Brunnen an Waſſer zu mangeln. Trotz der verſchrieenen Wäſte, in welcher unſere Stadt liegt, litten wir ſeit Menſchengedenken nicht an dieſem Mangel, und Scenen von Waſſersnoth, wie die Geſchichte Wiens ſie bietet, kamen glücklicherweiſe in der unſern nicht vor. Die große alljährliche Entvölkerung durch die hieſigen Reiſeluſtigen merkt man dießmal weniger. Trotz der Gluthhitze ſind die Straßen keineswegs öde und verlaſſen. Für die Abgereisten bringen uns die Eiſenbahnen die Reiſenden von anderwärts, die noch in keinem Sommer in ſolcher Anzahl ſich einfanden. Ob ſie ihre Erwartung befriedigt finden, bleibe dahingeſtellt. Doch fällen ſich ſelbſt zuweilen die Theater; etwas ganz Ungewöhnliches in der Auguſthitze von 20 — 26 Grad, wenn nicht dagegen etwas ganz Ungewöhnliches geboten wird. — Die Eiſenbahnen machen glänzende Geſchäfte. Der Anfang der Stettiner Bahn, welche nur mit Noth zu Stande kam, iſt über alle Erwartung befriedigend. Freilich iſt es erſt das Drittel des Weges und die Station, das betriebreiche Städtchen Neuſtadt-Eberswalde, zugleich einer der angenehmſten Punkte in der Mark, und endlich — es iſt ein unvergleichlicher Sommer. Gute Auſpicien für den Fortgang der Bahn liefert der Anfang deſſen ungeachtet. Eine Bahn mit ſolchem Ertrage und ſolchem Zudrange in einem Drittel ihrer Ausdehnung hat wenigſtens die Chance für ſich, daß ſie, eines zum andern gerechnet, ſich im Ganzen rentiren wird. Noch lebhafter iſt die Frequenz auf der Anhaltſchen Bahn, der Ertrag iſt über die Berechnung, obgleich der Waarentransport unter aller Berechnung bleibt, und dennoch ſind die Aktien geſunken. Ein leiſer Schrecken, der ſich unſerer Börſenmänner bemächtigt hat, weil im lezten Koſtenanſchlage einige bedeutende Nachliquidationen vergeſſen waren, iſt der erklärliche und doch leicht zu beſeitigende Grund. Sobald man den Muth haben wird, es vor den Aktionären auszuſprechen, daß man ſich ſehr geirrt hatte, und daß dieſes Deficit nicht länger unter den laufenden Ausgaben verſteckt bleiben, ſondern offen deklarirt und durch eine neue Kapitalaufnahme von etwa 200,000 Thalern gedeckt werden ſolle, wird auch der Kredit ſchnell zurückkehren. Frequenz und Einnahme ſind gleich bedeutend und beide können ſich mit Jahr zu Jahr nur vermehren, ſo lange Leipzig und Berlin ihre heutige Bedeutung behalten. Ein neuer techniſcher Direktor iſt aus Düſſeldorf berufen, von dem man — obgleich ihn Niemand kennt — ſich das Beſte verſpricht, weil er ein Militär iſt, und alſo mit militäriſcher Oekonomie und Strenge die ſplendidere oder laxere Adminiſtration, welche ihm die Financiers hinterließen, corrigiren ſoll.

(Fortſetzung folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 72.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 216.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Freitag, den 9. September 1842.

— Mihi jam non regia Roma,
Sed vacuum Tibur placet.

Horat.

Sommerleben in Rom.

Wer lernen will, was Einſamkeit iſt, muß als Fremder den Sommer in Rom zubringen. Es iſt dieß eine Sache, die keinem einfällt, der nicht dazu genöthigt iſt. Rom hat glänzende Zeiten: den Oktober für das Volk, den Winter für die Geſellſchaft, Karneval und Oſtertage für beide. Dann iſt's zu Ende; die lezten koloſſalen Feuergarben der Girandola, welche praſſelnd aus dem Grabmal Hadrians emporſteigen, ſind das Signal, daß es mit der Herrlichkeit aus iſt. Wie Grillparzers Ahnfrau, geht dann Alles „nach Hauſe.“ Freilich bleibt ein geringer Theil der Wintergäſte noch einige Zeit länger; ſie benuzen die längeren Tage und das freundlichere Wetter, um Ausflüge zu machen und die reizenden Umgebungen der Stadt in einem Flor zu ſehen, deſſen ſie entbehren müſſen, ſo lange das friſche Grün noch nicht mit dem dunkeln der Steineichen, Pinien und Cypreſſen ſich vermengt hat. Nur Tivoli mit ſeinen pittoresken Felſenmaſſen, ſeinen Cascaden und den Terraſſen der Villa d'Eſte, und Oſtia ſammt dem nahen Caſtel Fuſano mit den unabſehbaren Weiden und dem wogenden Pinſenwalde und dem gelben Strande, machen im Winter eine gleich große Wirkung; Frascati und Albano und das ganze Gebirge muß man dann ſehen, wenn die Vegetation wieder ihre volle Kraft und ihren ganzen Reichthum gewonnen hat. Dazu iſt der Frühling die paſſendſte Zeit.

So erleben denn manche Fremde noch die Prozeſſion des Corpus Domini, beinahe gar keiner das Peterofeſt, an welchem eine zweite Girandola auf drei Monate lang dem Leben und der Bewegung Abſchied gibt. Die große Hize iſt dann gewöhnlich längſt da, und wer von neun Uhr Morgens an bis ſechs nach Mittag nicht nothwendig ausgehen muß, bleibt gerne zu Hauſe. Die „umwölkt ſchwermüthige Fieberluft Roms,“ die man mit Platen gerne hinter ſich ließe, wenn man könnte, laſtet centnerſchwer. Auch der eigentliche Fond der Geſellſchaft iſt auseinandergeſprengt. Vom diplomatiſchen Corps hat der Eine Urlaub genommen und iſt nach Hauſe oder in's Bad gegangen, der Andere hat eine Villa in der Nachbarſchaft bezogen; die römiſchen Häuſer, welche Winters empfingen, ſind ſämmtlich geſchloſſen und ihre Bewohner ſind theils auf dem Lande, theils ſo gänzlich zurückgezogen, daß man nicht weiß, ob ſie noch leben oder todt ſind. Ueberhaupt nimmt, die genaueſten Bekannten ausgenommen, keiner mehr Notiz vom Andern, und man ſieht ſich nicht, außer wenn man einander zufällig beim Spazierenfahren begegnet. Aber auch vom Spazierenfahren iſt nicht viel die Rede. Wenn die Sonne dem Untergange ſich zuzuneigen beginnt, ſo fährt man zur Porta del Popolo hinaus, wo bis zu zwei Dritteln

des Weges nach Pontemolle jeden Nachmittag gesprengt wird, und wo man sich zwischen zwei Reihen langweiliger Häuser befindet, welche nur von Zeit zu Zeit einen Blick auf den Monte Mario frei lassen. An Sonntagen ist die Villa Borghese der Versammlungsort und mit Equipagen und Lustwandelnden gefüllt. Aber man befindet sich inmitten einer fast völlig unbekannten Welt: unter zehn und zwanzig Wagen ist kaum ein einziger, in dem man die Leute kennt, und höchstens sieht man bekannte Gesichter, denen man hundertmal begegnet, ohne je in der Gesellschaft mit ihnen zusammengekommen zu seyn und auch nur ihren Namen zu wissen.

An Sonntagen ist die Stadt keineswegs stille, wie auf dem Corso auch an Wochentagen gegen Sonnenuntergang immer noch genug Leben ist. Aber auf den Corso und wenige andere Straßen ist auch dieß Leben beschränkt; alles Uebrige ist ruhig. Auf dem Pincio, dessen Reihen von Akazien herrliche Laubgänge bilden und wo man Grün und Blumenbeete mit löblicher Sorgfalt unterhält, begegnet man beinahe Niemanden, außer einsamen Wanderern, die sich an der schönen Aussicht und dem tiefglühenden Purpur des westlichen Himmels nach Sonnenuntergang erfreuen wollen. Nach der großartigen Villa Pamfilj, welche die mannigfaltigsten Abwechslungen des Terrains, die Reize der Waldung und des freien Feldes mit der regelmäßigen Schönheit und den geraden Linien eines Gartens im alten Styl mit kunstreichen Laubwänden, Wasserkünsten und zierlich ausgelegten Beeten vereinigt, geht fast keiner. Die übrigen, im Winter besuchten Spaziergänge und Wege sind ganz verlassen, und nur auf de[r] nach der Paulskirche fahren noch einige Omnibus hin und her. Es ist freilich ein schlechtes Vergnügen, von Staubwolken umhüllt zu seyn, oder mitten in den um nichts erfreulicheren Rauchwolken sich zu befinden, durch die man die Aria cattiva zu verscheuchen wähnt, und links und rechts auf sonneverbrannte Wiesen und gelbe Stoppelfelder zu blicken. Die Villen in der nächsten Umgebung sind alle leer; die Malaria allein wohnt in ihnen, und sie ist ein Gast, der keinen ungestraft neben sich läßt. Nur an den Abhängen des Albanergebirges sind alle Landhäuser voll Uebersommernder.

Das römische Volk ist ein sehr genügsames Volk. Ich möchte die Einwohner irgend einer deutschen Stadt sehen, die sich mit so wenigem Amüsement begnügte. Wo gibt es hier die Schenken und Gärten, Tanzplätze und Concerte, welche dort vor allen Thoren sich finden? wo die Stralaus und Treptows, Blumen- und Schulgarten, die Tivolis und Villabellas Norddeutschlands? Die paar schlechten Osterien mit Küchen, die man an den Wegen sieht, können hier kaum in Anschlag kommen, und selten vernimmt man in dieser Jahreszeit das Prasseln und Klingen des den Saltarello begleitenden Tamburins. Alle Heiterkeit wird für den Oktober und den Fasching aufgespart. Nachdem die Prozessionen der Frohnleichnamsoktave vorüber sind, gibt es kaum irgend ein öffentliches Fest mehr, wenn ich ein paar populäre Kirchenfeierlichkeiten ausnehme. Dazu gehört das Fest des h. Antonius von Padua, eines der volksthümlichsten Heiligen Italiens und eines der am meisten angerufenen Patrone, welches in Sta Maria Araceli auf dem Capitol gefeiert wird. Namentlich Abends macht es sich malerisch. Die hundertstufige breite Marmortreppe hinauf, die in Folge der Pest von 1348, Boccaccioschen Andenkens, angelegt ward, brennen Lichter bis zu der Basilika, deren ungeschmückte, leider ihrer gothischen Zierrathen beraubte Backsteinfaçade von dem flackenden Schein unstät beleuchtet wird. Am Fuße derselben ist ein Gerüst für eine Musikbande errichtet, und auf der Rampe wie auf dem Platze des Capitols wird ein brillantes Feuerwerk abgebrannt, dessen Raketen und bengalischen Lichter den alten Marc Aurel umspielen, Michelangelos Bauten bald hell erscheinen lassen, bald in tiefes Dunkel stürzen, während der hohe Thurm des Senatorischen Palastes in die Luft emporragt.

(Fortsetzung folgt.)

Der Findling.

(Schluß.)

„Schnupfen Sie Tabak?“ fragte der Apotheker, indem er auf dem Ladentische verschiedene Tabaksorten mischte und jezt eine kleine Düte zur Hand nahm. „Ich zweifle, daß Sie in Berlin welchen von so guter Qualität finden, obgleich ich immer hören muß, daß in Berlin nichts als Vortreffliches sey. Hm, hm!“ — „Ich schnupfe nicht,“ sagte der Kandidat und verbeugte sich. — „Ich habe mich aus Berlin entfernt,“ hob der Pharmazeut wieder an, „aus keinem andern Grunde, als weil ich müde war, so viel Vortreffliches um mich her zu sehen. Aber in wessen Gewahrsam befindet sich denn jezt das Kind?“ — „Es hält sich bei einer sehr würdigen Dame auf,“ sagte der Kandidat. — „Ist sie auch vortrefflich?“ fragte der Apotheker und schob eine ungeheure Prise der eben fertig gewordenen Composition mit großem Geräusch in die Nase. — „Ich glaube dreist behaupten zu dürfen, daß sie es ist.“ — „Nun, so bewahre mich der Himmel, je mit ihr zusammen zu treffen,“ erwiderte der hypochondrische Apotheker und öffnete seinem Gaste die Thür.

Nachdem dieser den Namen des Bankiers in seine Schreibtafel gezeichnet und noch gefragt hatte, ob keine weitern Nachrichten über das Kind vorhanden seyen, was

der Apotheker verneinte, empfahl sich der Schulmeister und langte wohlbehalten von seiner Entdeckungsreise wieder in der Hauptstadt an. Frau Sempel faßte schnell den Entschluß, an den Bankier zu schreiben; aber, des lezten Vorfalls gedenkend, fehlte ihr zum erstenmal in ihrem Leben der Muth dazu und sie entschloß sich, selbst hinzugehen. Sie warf sich in eine ausgesuchte Toilette, der Pädagog gab ihr den Arm, und so machte sich das Paar nach der Leipziger Straße auf den Weg.

„Es soll mir leid thun," sagte die Dame unterwegs, „wenn ich die Kleine verliere. Es scheint ein gutgeartetes Kind, und da der junge Graf nun einmal die edle Handlung begangen hat, und da der Himmel mir selbst Kinder versagt hat" — „Hier ist eine Gosse, liebe Frau," bemerkte der Pädagog, und leitete die in ihren melancholischen Erinnerungen schwärmende Wittwe seitwärts auf das Trottoir. Sie that einen raschen Schritt hinauf und streifte hart an den Korb einer Höckerin, die erzürnt ausrief: „Nun, Sie könnten mit Ihrem Schatz auch wohl vorsichtiger gehen, Madam!" — Es beleidigte das Zartgefühl der Wittwe, daß der junge Pädagog für ihren Schatz galt. Sie eilte schneller vorwärts, und bald war das stattliche Haus des Geldhändlers erreicht. Frau Sempel ließ sich im Comptoir melden, wurde hereingeführt und erhielt einen Stuhl.

„Herr Rusbruck ist verreist, Madame," gab der zweite Commis auf die Anfrage der Wittwe mit einem artigen Lächeln zur Antwort, indem er dabei den ersten Commis anstarrte, der seine Stellung auf einem hohen Polstersitz benuzte, um in dem gegenüber befindlichen Spiegel seinen Backenbart zu mustern. — „Das thut mir herzlich leid. Wann wird er wieder kommen?" — „Er ist in Geschäften nach London, Madame." — „Nach London! O du lieber Himmel! Von da kehrt man ja nie zurück!" — „O, doch, Herr Rusbruck wird unfehlbar in drei Wochen wieder da seyn. Ist es ein Geldgeschäft, so könnte indeß Herr Liepmann hier —" Der erste Buchhalter ließ von der Bewunderung des Backenbarts einstweilen ab und gab sich die Miene, als lauschte er auf die Befehle der Dame. — „Nein, mein Herr, es ist eine Angelegenheit besonderer Art. Ich werde zu Ende dieses Monats mich wieder einfinden." — „Was uns unbeschreibliches Vergnügen gewähren wird," rief der zweite Buchhalter, sich die Hände reibend. Frau Sempel raffte ihre schwarze Mantille wieder auf, gab ihrem Begleiter den Arm und verschwand aus dem Comptoir. — —

(Eine Bande flüchtiger Betrüger befindet sich gerade im Gasthaus zu Müncheberg, als der Apotheker mit dem eben gefundenen Kinde eintritt, sein Abenteuer erzählt und namentlich des Briefs an den Berliner Bankier erwähnt. Judith, die Tochter eines Banknotenfälschers, wenige Jahre älter als der Findling, stiehlt Dianen ihren Brief, noch ehe sie in den Postwagen aufgenommen wird. Die Schelme beschließen sogleich, aus diesem Umstand, wo möglich, Nuzen zu ziehen. Judith stellt sich am selben Tage, wo Diane vom mitleidigen Offizier in das Gasthaus gebracht wird, dem Bankier mit dem Briefe vor. Dieser äußert über den Inhalt desselben großes Erstaunen, nimmt das Kind sehr gut auf und bringt es sofort in einer vornehmen Erziehungsanstalt unter. Dieß ist bereits längere Zeit geschehen, als die Gastgeberin noch einmal zum Bankier kommt und sich mit dem folgenden Auftritt der Knoten des Romans vollends schürzt.)

Ungefähr sechs Wochen, nachdem Diane im Gasthause und Judith in der Pension Aufnahme gefunden, ließ sich bei dem Bankier, der eben sehr beschäftigt war, eine Dame melden, die ihn in besonders wichtigen Angelegenheiten zu sprechen wünschte. Er gebot, das Audienzgemach zu öffnen, und Frau Sempel trat ein. Der Pädagog, der sie begleitet hatte, blieb ehrerbietig im Vorzimmer zurück.

„Mein Herr," hob die Gastwirthin an, indem sie einen wichtigen, geheimnißvollen Ton annahm, „ich komme, um Sie an die hohen und höchsten Pflichten der Menschlichkeit zu erinnern. Es ist ohne Zweifel ein feierlicher und großer Augenblick, mein Herr." — „Mit wem habe ich die Ehre zu sprechen?" fragte der Bankier kurz. — „Ich heiße Katharina Sempel, geborene Fröhlich, und bin Eigenthümerin des Gasthofs zum Schwan vor dem Halleschen Thore." — „Nun, Frau Gastwirthin?" — „Um wieder auf die Menschheit und die Menschlichkeit zurückzukommen," hob Frau Sempel wieder an, indem sie sich mit einem bunten, seidenen Tuch den Schweiß von der Stirne trocknete, „so will ich Ihnen eine schöne Handlung erzählen, eine schöne Handlung der Menschheit und der Menschlichkeit, die sich in unsern Tagen zugetragen." — „Das ist mir lieb," rief der Bankier, „denn Geschichten aus der Vorzeit anzuhören möchte mir die Zeit fehlen." — „Nein, sie ist in unsern Tagen vorgefallen. Ein junger Mann vom Militär, dessen Name ich nicht nennen darf, reist von Küstrin nach Berlin —"

„Eine Fahrt, die sehr oft von jungen Militärs gemacht wird," rief der Bankier ungeduldig. „Ich muß bitten, mir zu sagen, Madame, welchen Antheil ich an dieser Geschichte habe?" — „Den allergrößten, mein Herr. Dieser edle, junge Militär, dessen Namen ich gewiß nie nennen werde, nimmt unterwegs ein Bettelkind auf, und dieses Kind hat einen Bettelbrief bei sich, der gerichtet ist an — —" — „An den Offizier wahrscheinlich?" — „Nein, an Sie, mein Herr, an Sie!" rief Frau Sempel, und machte eine großartige Kopfbewegung. — „Wo ist der Brief?" fragte der Bankier. — „Ich hab' ihn nicht," entgegnete Frau Sempel, „und das Kind hat ihn auch nicht." — „Wer hat ihn denn?" — Niemand, er ist verloren."

Der Bankier ſprang unwillig auf. „Hören Sie, meine liebe Frau,“ rief er, „Sie kommen her, um mir von einem verlorenen Bettelbrief zu erzählen. Glauben Sie denn, daß ich in der Welt Gottes gar nichts zu thun habe? Ich finde das unverſchämt — ja, ja, ſo finde ich das!“ — „Wahrhaftig!“ rief Frau Sempel beleidigt, „wenn ich nicht glaubte, ein gutes Werk zu thun, ſo würde ich nicht länger hier ſitzen bleiben.“ — „Sie wollen für das Kind Almoſen ſuchen?“ fragte der Kaufmann. — „Nein, mein Herr, um keinen Preis wollte ich das,“ erwiderte die Gaſtwirthin mit Stolz. — „Und was zum Henker wollen Sie denn?“ ſchrie der Bankier jezt völlig wild. — „Nunmehr nichts, gar nichts,“ rief Frau Sempel, und erhob ſich mit einer kalten, anſtandsvollen Verbeugung vom Stuhl. „Da ich Sie ſo gefunden habe, mein Herr, ſo würde ich es nie verantworten können, das arme Geſchöpf in Ihr Haus zu führen.“ — „Was ich mir auch ſehr verbitten würde,“ ſagte Herr Rusbruck verwundert. — „Ich empfehle mich!“ rief Frau Sempel. — „Adieu, meine liebe Frau. Ich hoffe, Sie haben mir nichts übel genommen.“ — „Ich mache Ihnen keinen Vorwurf,“ rief die Gaſtwirthin und ſchlug ihre Augen mit einer ſehr ausdrucksvollen Geberde gen Himmel. „Es gibt aber harte und eigenſüchtige Menſchen.“ — „Ja wohl, deren gibt es,“ entgegnete der Bankier, der froh war, daß die Unterredung ihrem Ende nahte, und bereits an ganz andere Dinge dachte. Als Frau Sempel die Thür hinter ſich zugemacht, murmelte er vor ſich hin: „Das iſt wieder eines von den verrückten Weibern, die mir in die Schreibſtube laufen, um mir meine koſtbare Zeit zu ſtehlen, indem ſie mich verſichern, daß ſie nicht wiſſen, was ſie wollen.“

„Das Kind bleibt bei mir, und ſollte ich meinen lezten Groſchen mit ihm theilen!“ rief Frau Sempel pathetiſch, als ſie erhizt und roth vor Zorn an dem Arm des Pädagogen hing. „O, mein lieber Herr Weinhold, es gibt Thüren und Thore in dieſer ſchönen Stadt, an die ſelbſt ein Apoſtel vergebens klopfen würde, wenn er nach Mitleid und Erbarmen ſuchte. Ich will kein Haus bezeichnen, aber ich könnte es.“

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, Auguſt.

(Fortſezung.)

Religiöſe Kämpfe.

Der theologiſche Brand glimmt im Stillen fort, und bricht da in helle Flammen aus, wo man ihn durchaus löſchen will und die Kraft zu haben vermeint, es zu können. Dieſer Irrthum, dieſe Selbſtüberſchäzung iſt vielleicht das allein Traurige an dieſem großen Ringen zweier Lebensſtrömungen. Die Verdammten und Verfolgten und Gekreuzigten von 1819 ſtehen jezt an der Spize der Macht. Eine würdige Vergeltung für all die Leiden, welche ſie unſchuldiger Weiſe ertragen müſſen. Sie haben ſich den alten Glauben gerettet. Das iſt gewiß lobenswerth, aber hat ihnen die traurige Erfahrung, daß ihr guter Wille damals einem mächtigern Willen unterliegen mußte, die traurige Lehre eingeimpft: daß man mit äußerer Gewalt geiſtige Anſtrengungen unterdrücken könne? Es wäre eine betrübte Erbſchaft. — So können alle Unbefangenen die Geſchichte mit dem Studentenbunde vom hiſtoriſchen Chriſtus nur mit Bedauern betrachten. Von einem guten, redlichen Willen zu gutem Zwecke darf man von Seiten aller dabei Handelnden überzeugt ſeyn. Die Gläubigen unter den Studirenden fühlten ſich zu einem Zuſammenhalten gedrungen. Wer verargt es ihnen, wenn ſie, ſich gegenüber, die Regirenden in ſo engen Vereinen, ja als thätige Phalanx durch ganz Deutſchland erblicken? Aber dieſe Phalanx iſt kein Bund mit geſchriebenen Geſezen und Regeln und Verſammlungsorten. Sie wirken durch Einen Geiſt. War dieſer bei den gläubigen Studirenden nun nicht ſtark genug, daß ſie ſich auf ihn verlaſſen konnten? Mußten ſie zur Stärkung auch Mittel und Kräfte von auswärts aufrufen? Sie fühlten das Bedürfniß ſich zu conſtituiren und wandten ſich deßhalb an Neander, der, wie ſich erwarten ließ, mit Freuden ihren Entſchluß vernahm und ſie darin beſtärkte. Alles das iſt in der Ordnung, und wenn man des edeln, liebenswürdigen Neander Eigenthümlichkeit kennt, auch das, daß er ihnen anrieth, zu ihrem löblichen Entſchluß die Autorität der Behörden aufzurufen. Ein anderer Profeſſor, der mehr das Leben und ſeine Verhältniſſe kennt, würde ihren Entſchluß zwar auch gebilligt, ihnen aber vorgeſtellt haben, daß nichts auf der Welt, alſo auch nicht die Berliner Univerſität, ſie hindere, in ihren Geſinnungen zuſammen zu halten, zu denken, zu ſprechen, zu ſchreiben und drucken zu laſſen, ſofern ſie nicht die gewöhnlichen Polizeigeſeze überſchreiten. Aber ein ausgeſprochenes Bündniß ſey nicht nöthig, da ſie ja nichts erlangen wollten, was nicht ſchon von Staatswegen anerkannt iſt, und, um daſſelbe zu retten und zu bewahren, tauſend andere Wege ihnen offen ſtünden, mit beſſerer Ausſicht auf Erfolg, als durch ein unter gewiſſen Formen geſchloſſenes Bündniß. Neander, ein Mann vom wärmſten Gefühl und hellem Kopfe, hat doch gerade nicht die praktiſche Ueberſicht, um zu erkennen, was in ſo bewegter Zeit nach Außen noth thue. Der Senat verweigerte die Anerkennung des neuen Bundes um eine alte Sache, weil er die gefährlichen Conſequenzen vorausſieht; das Miniſterium ſah nur die alte Sache an, zu deren Aufrechthaltung Alles beizutragen es ſich berufen hält. Zwar hat man in der Beſtätigung alle möglichen Klauſeln und Vorſichtsmaßregeln angewandt, um gefährliche Uebergriffe zu verhindern; das Factum aber iſt da: die Regierung hat ein Bündniß der Studirenden unter ſich zu einem beſtimmten Zwecke, der ihr lobenswerth erſcheint, ſanctionirt. Auf der einen Seite werden ſich der lobenswerthen Zwecke noch mehrere finden, auf der andern Seite bleibt der Kritik, ob ſie lobenswerth ſind, ein freies Feld, und der große Kampf zweier ſtarken Geiſtesrichtungen hat neue Schranken gefunden, die er durchbrechen muß, und neue Breſchen und Schlachtfelder, um ſeine Sturmwuth auszulaſſen. Das Marheineke gebrachte Ständchen, von dem viel Aufhebens gemacht wird, war gewiß nur durch die Demonſtration von der andern Seite hervorgerufen.

(Fortſezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 92.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 217.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Sonnabend, den 10. September 1842.

The lunatic, the lover, and the poet
Are of imagination all compact.
Shakespeare.

Empfindſame Reiſen.

III.

Seine abwärts.

Iſt es nicht ſo, geneigter Leſer, daß Ströme Charakter und Phyſiognomie haben, ſo gut wie Menſchen, wenn nicht beſſer? Die bloße Farbe des Waſſers redet, wie die Farbe eines Weiberauges. „Flavus Tiberis," ſagten die alten Römer ſchon; und welches deutſche Herz hätte die wunderbare Sehnſucht in die Tiefe nicht ſchon einmal empfunden, die aus den unbeſchreiblich grünen Wellen des Rheins an uns heranſteigt, wenn wir auf der Schiffbrücke zu Mainz luſtwandeln unter weißen Oeſterreichern und blauen Preußen?

Der Rhein, o der Rhein! Warum kann ich denn auf keinem Dampfſchiffe fahren, ohne an den Rhein zu denken? Du mein deutſcher Lieblingsfluß, Spiegel meines Volkes, Sinnbild ſeiner Hiſtorie! Mikrokosmos und Makrokosmos des deutſchen Lebens, von der Idyllenpoeſie der Jugend und den fauſtiniſchen Waſſerſtürzen an bis zur politiſchen Zerriſſenheit des Alters! Es iſt ein Unglück, aber oft bekommen die Ströme ihren Charakter, wiederum wie halbe Menſchen, faſt wie ganze Deutſche, erſt durch die Umgebung. Wenn ſich ein Felſen in ihnen ſpiegelt, ein Gletſcher, eine Burg, da gehen ſie raſch, groß, entſchloſſen ihres Weges, und wenn die baumwollene Jacke eines Holländers, o dann wie ſchleichend, wie träge, wie ſelbſt holländiſch!

Erbauliche Morgenbetrachtungen, geſchrieben auf der Dorade, welche die Seine hinunter raucht. „Vitesse sans égal," ſteht auf dem Zettel. Die Dorade macht es ſich aber ziemlich bequem; ihr Kiel geht langſamer als der meinige, und doch treibt jenen der moderne Vapor, dieſen nur der modernere Humor. Dampf und Laune ſind innig verwandt; welcher Autor kennte nicht, wäre er ſelbſt männlichen Geſchlechts, die Vapeurs?

Neben mir raſirt ſich ein Engländer. Ein angenehmes Geſchäft, zu vollziehen in einer Kajüte, während die Maſchine ſtößt, daß alle Tiſchbeine wackeln, ſchwache Menſchenbeine mit eingerechnet. Das unglückliche Schlachtopfer engliſcher Reinlichkeit ſchneidet fürchterliche Geſichter und in das eine, fürchterlichſte und natürlichſte von allen, jede Minute eine neue Wunde. Ich möchte nur eines wiſſen: weßwegen hat der Jüngling von Albion ſich nicht in aller Bequemlichkeit den Bart daheim geputzt, wo er bis ſechs Uhr Morgens Zeit hatte? Daß er ſich ſchneidet, nimmt den Beobachter weniger Wunder als ihn; der arme Bengel muß den Bart unter der Haut ſuchen, draußen iſt ihm noch keiner gewachſen. Raſire nur; Geduld überwindet Hobelſpäne!

Paris liegt ſchon eine geraume Weile hinter mir. Sechs oder ſieben Monate einer bewegten, ſchaukelnden und gaukelnden Menſchenexiſtenz ſind mit den Zinnen der reizenden Stadt verſunken. Ich könnte wehmüthig werden, wenn ich nicht — wahrhaftig aus purer Langeweile — ſchon eine Cotelette vertilgt hätte in aller Frühe. So gucke ich äußerſt gemüthlich eine Viertelſtunde auf das Waſſer und dann eine Viertelſtunde auf das Papier. Daß nur meine ſchöne Leſerin die Wechſelwirkung dieſer beiden Körper nicht verſpürt! Ich verſpreche ihr, aufzuhören, ſobald der Engländer ſeine Toilette vollendet hat. Der erſte Gang iſt vorüber, das heißt eine Seite glatt. Wenn es mein Geſicht wäre, ich wüßte nicht, welche Region die abgemähte wäre und auf welcher Hälfte ich mit der Sichel fortfahren ſollte. Der Engländer ruht erſchöpft aus, weniger auf ſeinen Lorbeeren als auf ſeinem Raſirzeuge. Dieſes iſt ſo groß, daß ein deutſcher Schriftſteller ſeine ſämmtliche Habe, Manuſcript ausgenommen, darin einpacken könnte, ohne in eine andere Verlegenheit zu kommen, als in die, alle Fächer, Laden, Auszüge, Büchſen, Schachteln, Doſen, Etuis und ſo weiter auszufüllen.

Die Seine hat ein Geſicht, einen Gang und ein Benehmen, ein Leben und eine Liebe, wie eine Franzöſin. Hier eine Neigung, dort eine, dann und wann eine intrigante Untiefe, eine oberflächliche, unwiſſende Sandbank, eine künſtliche Schleuſe, die wie natürlicher Waſſerfall ausſehen ſoll, und immer ein feines Kleid, manierlich geſtickt, geſtickt, wo es Noth that. Die Seine iſt geizig wie die Pariſerin, denn ſie entſpringt an der Côte d'Or. Die Seine iſt eigennützig wie die Pariſerin, denn ſie läßt alle die kleinen, fleißigen Mädchen aus der Provinz, die Ourque, die Aube, die Marne, die Oiſe, die Yonne, die Eſſonne für ihren Glanz und ihre Größe arbeiten. Die Seine iſt liſtig wie die Pariſerin, denn ſie erreicht ihr Ziel auf ungeheuren Umwegen und nimmt mit, was ſie in der Eile aufraffen kann, ein Brückendiadem, ein Quaibracelet; ein Waldbouquet ſogar verſchmäht ſie nicht. Aber die Seine iſt, wie die Pariſerin, auch groß und frei und ſchön, wenn ſie wahr und wahrhaftig liebt; denn ſobald ſie den Meergott, den erſehnten Freund, gen Abend auf ſie harren weiß, wie ſtark ſtößt ſie da alle Hinderniſſe und Hemmungen von ihrem Pfade fort; da duldet ſie keiner Brücke Joch oder Ketten mehr, da läßt ſie ſich nicht feſſeln von den ſie umſchwärmenden Anbetern am Lande, trivialen Kaufmannsſtädten, beſchränkten Dörfern mit Epiciersgeſinnungen, nein, groß und frei und ſchön öffnet ſie ihr Bett dem heranſtürmenden Geliebten und wirft ſich jauchzend in ſeine unſterblichen Arme.

Guter Okeanos! du mußt mit deinem Schatz nicht rechten und nicht rechnen um vergangene Tage. Es iſt wahr, viele Helden haben ſie vor dir geküßt, Cäſar, Conſtantin, der große Chriſt und der größere Heide Julian, Attila, Chlodwig, Karolus Magnus, Rollo, der wilde Normann, und Bonaparte, der wilde, gezähmte Corſe. Der Celte, der Gallier, der Römer, der Franke, der Normanne, der Burgunder, der Engländer, der Germane vom Rhein, von der Elbe, von der Weſer, ſogar der Koſak vom Dnieper und der Baſchkir aus der Wüſte von Uſa waren gaſtfrei von ihr aufgenommen, von der wackern, freilich ein Bischen leichtfertigen und ein Bischen wandelbaren Frau. Indeſſen, guter Okeanos, du weißt ja — Und dann, du ſelbſt, Okeanos —!—

(Fortſetzung folgt.)

Sommerleben in Rom.

(Fortſetzung.)

Das größte Feſt aber iſt das der Himmelfahrt Mariä. Es gibt keine Straße in Rom, in welcher nicht mehrere Tabernakel und Heiligenbilder an den Ecken, über den Thüren und ſonſt an den Häuſern ſich befinden, meiſt Madonnen, vor denen Lampen brennen, die noch zu Pius VI. Zeiten die einzige Straßenbeleuchtung Roms bildeten. Jeden Abend hört man vor dieſen Madonnenbildern die lateiniſche, an poetiſchen Bildern ſo reiche Litanei der h. Jungfrau beten, und es geben ganze Reihen von Männern, Weibern und Kindern umher und bleiben vor den Tabernakeln ſtehen, zwiſchen der Litanei ein Loblied ſingend, worin es unter Anderm heißt:

Evviva di Roma
La gran protettrice,
La madre felice
Che tanto ci amò.

und worin, mit einigen Veränderungen in der lezten Zeile, der gewöhnliche Refrain nach jeder Strophe heißt:

Evviva Maria,
Maria evviva,
Evviva Maria
Che Roma salvò.

Am Vorabende nun des Feſtes der Aſſunta ſind alle Madonnenbilder mit Blumen und Lichtern und ſeidenen Draperien geſchmückt; vor manchen ſind ganze Altäre aufgebaut, und an manchen Orten, ſo beim Trajansforum und in der engen Straße der Pedacchia, welche von dort zum Capitol führt, Gerüſte mit Muſikern aufgeſtellt, welche die halbe Nacht hindurch lärmende Militärmuſik erſchallen laſſen, während Litaneien und fromme Lieder abgeſungen werden, die Menge in einzelnen

Haufen betend umherzieht, meiſt aber gaffend das Ganze als ein Schauſpiel betrachtet. Dem, der vor fünf Jahren um dieſe Zeit in Rom war, werden die Prozeſſionen des Himmelfahrtsfeſtes, denen die Cholera mit raſender Heftigkeit auf dem Fuße folgte, nachdem ſie bis dahin, einzelne Opfer ſuchend, in der Stille umhergeſchlichen, in unheimlichem Andenken ſeyn.

Doch ſind dem Volke noch einige andere Sommervergnügungen geboten, an denen es freilich zum Theil nur in geringer Menge Antheil nimmt. Dazu gehören das Tagstheater und die Fuochetti im Mauſoleum des Auguſt. Die Rotunde, welche die ſterblichen Reſte der Cäſaren und ihrer Familien bis auf Trajan umſchloß, deſſen Nachfolger Hadrian keinen Raum mehr in ihr fand, dieſer große Bau, deſſen Eingang mit Obelisken geſchmückt, deſſen Wölbung von einem mit Pappeln bepflanzten Hügel überragt war, wurde, nachdem er eine Burg der Colonneſen, ein Weinberg und Küchengarten geweſen, in ein Amphitheater umgeſchaffen, in deſſen Area Reiterkünſte producirt, das Lotto gezogen, Theater geſpielt, Feuerwerke abgebrannt werden. Solche Tagsſchauſpiele, wie ſie in Verona im Amphitheater, in Florenz in der Arena Goldoni ſtattfinden, machen eine eigene Wirkung. Die ganze Bühneneinrichtung, die ſchlechten gekleckten Couliſſen, die ſchäbige Garderobe der Spielenden, die grobe Bemalung ihrer Geſichter — Alles ſtimmt zu einander, und die Stücke, die ſie aufführen, wie die Art und Weiſe, wie ſie dieſelben aufführen, ſtimmen ihrerſeits wieder zu dem geſammten Apparat. Gewöhnlich ſind es Spektakelſtücke mit gewaltigem Lärmen, oder thränenreiche Schauſpiele, wozu Kotzebue immer noch den Italienern Stoff liefern muß, von Zeit zu Zeit auch Luſtſpiele von Goldoni, Federici, Albergati, Nota. Es trifft ſich wohl, daß unter dem Wuſt von Uebertreibung und Karikatur, der überhaupt nur zu ſehr auf dem italieniſchen Theater Platz genommen hat, auch ein beſſeres, verſtändigeres, naturgemäßeres Spiel ſich zeigt. Meiſt aber iſt's ein endloſes, geſpreiztes Bramarbaſiren, ein pathetiſches Abſchreien der Reden, Telegraphenmanövers und Geſichterſchneiden. Die Frauen ſind am wenigſten anzuſehen, namentlich im Luſtſpiel, worin faſt durchgehends eine widerliche Gemeinheit herrſcht und die männlich ſtarken Stimmen der Mehrzahl der Italienerinnen vollends jeden Reſt von Illuſion zerſtören. So iſt das Teatro diurno.

Die Fuochetti ſind amuſant. Das große Amphitheater iſt mit Menſchen gefüllt; in der Area, die das Parterre bildet, ſpaziert man umher, bis man müde oder von der Kreisbewegung ſchwindligt wird; dann zieht man ſich auf die offenen Sitze oder in die Logen zurück, und ſieht von dort dem Feuerwerk zu, das in der Mitte eneb dieſer Area abgebrannt wird und, durch die Lokalität unterſtützt, eine oft ſehr maleriſche Wirkung macht. Rauch bekommt man hier freilich mehr denn anderswo zu verſchlucken. Feuerwerke ſind das nationale Hauptvergnügen der Italiener; keine Feſtlichkeit würde ohne ein ſolches vollſtändig ſeyn. In allen kleinen Orten der römiſchen Gebirge müſſen Feuerwerke die Feſtabende beſchließen; je mehr dabei geſchoſſen wird, um ſo größer iſt die Freude. Eine Prozeſſion, Wettrennen der Barbari und eine Tombola oder Lotto ſind nächſt dem Feuerwerk die vornehmſten Requiſiten. An den Straßenecken Roms verkünden acht bis vierzehn Tage voraus große Anſchlagzettel die Feſte dieſer Art, welche in Albano, Genzano, Marino, Frascati, Tivoli, Paleſtrina, ſelbſt in Anagni, Valmontone und andern entfernteren Orten ſtattfinden, und jedesmal wird als Köder dabei bekannt gemacht, wie hoch der Hauptgewinn in der Tombola ſich beläuft. So groß iſt die Wichtigkeit und Anziehungskraft des Lotto's für das hieſige Volk.

Eine Tombola in der Villa Borgheſe, wie ſie im Oktober ſtattzufinden pflegt, und ausnahmsweiſe auf beſondere Veranlaſſung im lezten Mai ſtattfand, iſt ein ſo eigenthümliches wie maleriſches Schauſpiel. In dem großen Circus, der einen Theil der Niederung dieſer reizenden Villa einnimmt, bewegt ſich die Menge, ſizt auf den herumlaufenden Stufenreihen, oder nimmt hölzerne Gerüſte ein, die oben angebracht ſind, während auf einem erhöhten Gerüſt an dem einen ſchmalen Ende das Lotto gezogen wird, die Nummern abgerufen und auf verſchiedenen Seiten wiederholt und aufgeſteckt werden. Die mehrfarbigen Draperien, welche die Gerüſte zieren, die viele Tauſende von Zuſchauern, theils ſitzend und Kopf an Kopf gedrängt, theils umherwandelnd auf dem Raſen, die Hebungen und Senkungen des den Circus umgebenden Terrains, die benachbarten und ferneren Gebäude, die herrlichen Boskets von Bäumen aller Art, über welche die dunkelgrünen Baldachine der Pinien majeſtätiſch emporragen, darüber der heitere blaue Himmel eines ſonnigen Frühlingstages — alles dieß zuſammen vollendet ein Bild, wie man es nicht leicht anderswo in ſolcher pittoresken Schönheit und Größe finden dürfte.

(Schluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, Auguſt.

(Fortſetzung.)

Eichhorn. — v. Raumer. — Kugler.

Der luſtige Mummenſchanz der Breslauer Studenten bei dem altberühmten Todtencommers iſt hier ebenfalls nur luſtig aufgenommen worden. Auch zweifeln wir nicht, daß ſelbſt das im Käfigt umſpringende Eichhörnchen nur die heitere

Laune des würdigen Mannes, auf den es möglicherweise anspielt, angeregt hat. Die ernstern Angriffe gegen denselben kann man nur bedauern, wenn man den ernsten reinen Willen des vielgeprüften Mannes kennt, dessen ganzes Leben ein Kampf für die Rechte eines freien Geistes war, und der jetzt, in einer hohen, wirkungsreichen Stellung, Vorwürfen unterliegt, die er mit mehrerem Rechte seinen ehemaligen Verfolgern machen dürfte. Ein Theil derselben ist gewiß nur Produkt der gekränkten Parteimeinung; er wird und kann sich, seiner edlern Natur nach, nicht von einem höhern Willen und mächtigen Einflüssen, gegen seine Ueberzeugung, aus Devotion leiten lassen. Es ist gewiß seine innerste Ueberzeugung, die ihn zu gewissen Schritten bewog, in denen er nur mit einer kleinen Partei, nicht mit dem großen intelligenten Publikum übereinstimmt. Und das allein ist zu bedauern, daß ihm die Gefahr, die dem Christenthum in der Nation droht, so ungewöhnlich groß erscheint, daß er ihr mit ungewöhnlichen Mitteln zu begegnen für Pflicht hält. Dahin sey weder Schellings Berufung und die Anstrengungen, ihm Einfluß und Autorität beizulegen, gerechnet, wie die Gegner thun, noch selbst die Absetzung Bruno Bauers als theologischer Docent, die wohl mehr stille Beistimmung als laute Tadler findet; aber Schritte, wie diese Sanctionirung eines Studentenbundes für den positiv christlichen Glauben, wirken nur als Indicien einer Besorgniß, die gerade dadurch, daß man sie zeigt, den Gegnern Kraft gibt.

Friedrich v. Raumers Wahl zum Rektor der Universität wird als ein freudiges und auch als ein bedeutungsvolles Ereigniß angesehen. Gewiß ist es ein Akt der Genugthuung für das beleidigte sittliche und rechtliche Gefühl. Vor Jahren, als eine Faction, die jetzt in ihr verdientes Nichts versunken ist, das ängstliche Zwischenregiment zwischen Thron und Volk zum unverwindlichen Schaden des Nationalgefühls und des Vertrauens zwischen König und Nation führte, wurde Raumers Wahl zurückgewiesen, weil seine Loyalität zu freisinnig war. Die Universität war dem verdienten Manne diese Restitution schuldig. Die Wahl indessen lediglich als das Resultat eines Kampfes zwischen den Retrograden und Progressisten darzustellen, ist wohl die Sache auf die Spitze getrieben. Raumer repräsentirt keine Partei, als die der Unabhängigen. Er gehörte nicht zum Nachzug, auch nicht zu den obligaten Socii, als Hegel und seine Partei am Ruder waren; im Gegentheil opponirte er gegen die ungebührlichen Vergünstigungen, welche diese Partei unter dem Altensteinschen Ministerium zum Schaden anderer Geistesrichtungen genoß. Aber eben so wenig kann er es der Billigkeit und dem Recht angemessen finden, daß sie jetzt in demselben Maße zurückgedrängt und verfolgt wird, und, was damals als idyllisch, jetzt als verderblich erklärt wird. Daher mag er sich näher den Zurückgewiesenen anschließen, und auch er vielleicht es nicht schicklich finden, daß Schelling, nachdem er ein Vierteljahrhundert geschwiegen, während Hegel lebte und in der Sonne der Gunst sich wärmte, jetzt, nachdem das Gras seinen Mund verschlossen, als Todtenrichter auftritt. Eine Opposition bei Raumers Wahl war da, man wollte einem Mediciner zur Würde verhelfen; ob diese Opposition aber von den Medicinern ausging, oder wirklich eine andere Partei sie nur vorgeschoben und benutzt hat, ist ungewiß.

Die Protestation der Akademie der Künste gegen die Aufnahme des Professors Kugler als Mitglied des Senats hat hier viel Aufsehen erregt. Die Akademie ist energischer zu Werk gegangen als die Universität, und, wie es dem Buchstaben nach scheint, mit Recht. Die Statuten sind aus einer alten Zeit und ihre Bestimmungen lassen sich, angewandt auf die heutigen Verhältnisse, so oder so auslegen. Die Usance spricht aber dafür, daß die Akademie ihre Mitglieder nur aus wirklich ausübenden Künstlern gewählt und das Ministerium sie immer bestätigt hat. Dagegen kann man die Absicht des Ministeriums, die hier durchaus eine progressive ist, nur billigen, das heißt frisches Blut und Jugend und mehr Regsamkeit in das Leben der Akademie zu bringen. So ausgezeichnete einzelne Mitglieder dieselbe auch hat, steht sie doch als Corporation und Schule für junge Künstler gegen andere deutsche Akademien zurück. Aus ihr ist noch kein Künstler von Ruf hervorgegangen, der nicht später bei einem einzelnen, berühmten Meister seine eigentlichen Studien gemacht hätte. Früher ließ sich dieses Mißverhältniß übersehen, wo überhaupt in der Kunst nichts Eminentes geleistet wurde; seit aber die Düsseldorfer und Münchener Akademie bewiesen haben, was auch aus einer Akademie hervorgehen kann, erwächst von selbst die Frage, woher es kommt, daß die reich ausgestattete Akademie der preußischen Hauptstadt als Schule nichts leistet und keine Künstler producirt? Ein jugendliches Leben in unserer Akademie hervorzubringen, war schon längst der Wunsch des Ministeriums, und dieser Wunsch wird wohl allgemeinen Anklang finden. Kugler ist zwar nicht ausübender Künstler, aber als eifriger Forscher und Schriftsteller im Kunstgebiete anerkannt, und ein Mann, der die Kunstgeschichte in allen ihren lebendigen Regungen auf's Eifrigste verfolgt hat; als Mitglied und als Lehrer wäre daher seine Aufnahme gewiß ein Fortschritt zum Bessern gewesen. Die Akademie hat sich kräftig gezeigt in Behauptung ihrer Rechte; möge sie es auch künftig darin, daß sie ihre geistige große Aufgabe nicht vergißt. Jede Corporation, die aus sich heraus wählt, das heißt aus dem Kreise ihrer nächsten Bekannten und Geistesverwandten, geht den Weg unserer alten deutschen Magistrate, die auch nur aus ihrer Sippschaft sich rekrutirend, in solche Blutstockung geriethen, bis es Jedermann klar wurde, daß sie nicht mehr lebten und leben konnten. Da sagte man ihnen: ihr lebt nicht mehr, und sie mußten es glauben, denn sie selbst hatten keinen Glauben mehr beim Volke.

(Schluß folgt.)

Homonyme.

Mich brauchen Fürstinnen und Zofen;
Vom niedrigsten Handwerker an
Bis zum geistreichsten Philosophen
Ist Keiner, der mich missen kann.

Bald bin ich Holz, bald bin ich Seide,
Bald gar die neuste Neuigkeit;
Oft Anlaß nur zum Haß, zum Neide,
Für Lästerzungen und zum Streit.

Ein Mancher ist um mich verlegen;
Der Dichter hat mich überall.
Ihm komm' ich ungesucht entgegen
In Wald und Kluft, in Berg und Thal.

Doch wird es Niemand ihm verdenken,
Daß er sich mit dem regen Sinn
In mich am liebsten mag versenken,
Wenn ich ein — Rosenknöspchen bin.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 23.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenz-Blatt. Nro. 23.

Sonnabend, 10. September 1842.

[319] Anfang Oktober werden wir versenden:

Kalender auf das Jahr 1843.

Auf Veranlassung und mit besonderer Unterstützung

Sr. königl. Hoheit des Kronprinzen von Bayern

herausgegeben von

Hofrath Dr. F. B. Hermann.

Mit Holzschnitten nach Cornelius, Kaulbach und Andern, und mit einem schönen Kupferstich nach Kaulbach, den Kaiser Friedrich Barbarossa im Untersberge darstellend, geziert.

Preis 1 fl. rhn. oder 16 Gr.

NB. Auch Exemplare ohne den Jahres-Kalender werden abgegeben.

München, August 1842.

Fiter. artist. Anstalt.

---

[296] So eben ist bei **Meyer u. Zeller** in Zürich erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Nizza

und

die Meeralpen.

Geschildert

von

einem Schweizer.

Mit einer Ansicht von Nizza und einer Karte.

8. broch. 2 fl.

---

[279] Ansichten

über

Natur- und Seelenleben

von

Joh. Heinrich Ferdinand Autenrieth,

Kanzler der Universität Tübingen.

nach seinem Tode herausgegeben von seinem Sohne

Hermann Friedrich Autenrieth,

ordentl. Lehrer der Heilkunde zu Tübingen.

gr. 8. Preis 4 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr. 16 Gr.

Inhalt: 1) Die Verhältnisse des Lebens und der ihm zu Grund liegenden Kraft. 2) Der Instinkt und seine Begründung in dem Bildungstriebe der vegetativen Lebenskraft. 3) Natürliche Geschichte des Menschen. 4) Welche Erscheinung ist der Mensch in der Natur? 5) Verbindung der Seele mit dem organischen Körper; Entwicklung des Charakters der Persönlichkeit in der Reihe der Wesen. 6) Gründe gegen den Materialismus. 7) Natürliche Hoffnung des Menschen in Bezug auf ein Jenseits. 8) Die Raumwelt und die Unräumlichkeit der Seele. 9) Meinungen verschiedener Zeitalter vom Sitze der Seele. 10) Wissenschaft des Menschen; seine angeborene Beschränktheit hierin.

Vor mehr als dreißig Jahren eröffnete Autenrieth seine Laufbahn als Naturforscher mit einem Umriß der Physiologie, welcher eine wahre Fundgrube der scharfsinnigsten Beobachtungen und wahrhaft divinatorischer Ideen war, die auch für die Wissenschaft die reichsten Früchte getragen haben. Nachdem der geniale Mann in einem reichen, thätigen Leben die mannigfachsten Kenntnisse und Erfahrungen gesammelt, nachdem sein umfassender Geist die höchste Reife erlangt, welche dem Menschen überhaupt diesseits beschieden ist, drängte es ihn in seinen letzten Jahren, seine Weltansicht und seine Ueberzeugung in einem eigenen Werke niederzulegen. Seine Laufbahn und ganze Geistesrichtung mußten ihn dahin treiben, daß er die Welt des Uebersinnlichen auf dem Grund der unmittelbaren sinnlichen Beobachtung construirte, und die Quelle einer ewig wahren Psychologie in der Physiologie suchte und fand. Er beabsichtigte, vom Standpunkt des Naturforschers aus das Räthsel des Lebens in seiner sinnlichen Erscheinung und seinem Zusammenhang mit einer übersinnlichen jenseitigen Welt in einem vollständigen System zu entwickeln. Leider hat der Tod die große, jedoch in den Hauptzügen schon ziemlich weit gediehene Arbeit unterbrochen, aber auch als Bruchstück ist sie von großer Bedeutung, und der Herausgeber, der Sohn des Verstorbenen, hat sich bemüht, indem er die größern Abhandlungen, welche er im schriftlichen Nachlaß seines Vaters fand, mit kurzen Stücken aus frühern Schriften desselben verflocht, ein Ganzes mit Halt und Zusammenhang darzustellen. Das vorliegende Werk enthält somit, was einer der genialsten Männer, einer der scharfsinnigsten Forscher über die wichtigsten Interessen und theuersten Hoffnungen der Menschheit, über Leben überhaupt, über das flüchtige Auftreten des Menschen auf Erden und seine Stellung im All, über das Verhältniß der Lebenskraft einerseits zum organischen Stoff, andrerseits zur ewigen Quelle alles Lebens, über Raum und Unräumlichkeit der Seele, über die Ansprüche des

Menschen auf Fortdauer gedacht und in den letzten Lebensjahren niedergeschrieben hat, und es mag wohl für die Wissenschaft des Uebersinnlichen so viele fruchtbare Keime enthalten, als seiner Zeit jene berühmte Physiologie für die Kenntniß des organischen Körpers.

Stuttgart und Tübingen, Aug. 1842.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Geschichte
des
Trojanischen Krieges.
Mit
Beilagen über die älteste Geschichte Griechenlands und Troja's
von
Johann Uschold.

Prof. am königl. bayer. Gymnasium zu Straubing.

gr. 8. broch. Preis 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 16 Gr.

Inhalt: I. Prüfung der bisherigen Annahmen über die Entstehung und die Zeit des trojanischen Krieges. II. Bedeutung der ersten Einnahme Troja's durch Herakles. III. Veranlassung und Bedeutung des eigentlichen trojanischen Krieges. IV. Verrätherei der Antenoriden. V. Begründung der aufgestellten Ansicht vom trojanischen Krieg aus den Homerischen Gesängen. VI. Ueber die Einheit der Ilias. — Beilagen. 1) Ueber die Bedeutung der Helena und ihrer Wanderungen. 2) Ueber die Atriden und die südlichen Achäer. 3) Ueber die Abstammung der Pelasger und ihren Heros Herakles 4) Ueber die Irrfahrten des Odysseus. 5) Uebersicht der Geschichte des trojanischen Reiches. 6) Ueber die Bedeutung des Aeneas und seine Wanderungen.

Der Verfasser, welcher diese Schrift seinem Lehrer Welker und dem Begründer und hochherzigen Kenner der hellenischen Geschichte C. O. Müller gewidmet hat, übergibt (wie er in seiner Bescheidenheit sagt) diesen Versuch dem Publikum nicht ohne Besorgniß. So schwierig der Gegenstand auch seyn mag, in wie undurchdringliches Dunkel die einzelnen über denselben erhaltenen Nachrichten gehüllt, wie groß die Forderungen der Gelehrten und wie verschieden ihre Ansichten über Behandlung der griechischen Mythengeschichte seyn mögen, immerhin glauben wir, daß des Verfassers Besorgniß nicht gerechtfertigt, daß im Gegentheil seine Bescheidenheit in um so helleremem Lichte glänzen werde, je gediegener und scharfsinniger seine Forschungen, je geistreicher die Zusammenstellung und je fleißiger die Ausführung erfunden werden wird.

Stuttgart und Tübingen, im Aug. 1842.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[318] Stuttgart. Im Verlag der J. F. Gast'schen Buchhandlung ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die
Götter Syriens.
Mit Rücksichtnahme der neuesten Forschungen im Gebiete der biblischen Archäologie.
Von
Fr. York.

gr. 8. broch. 1 Rthlr.

Die verdiente Aufmerksamkeit, welche jüngst „Movers Religion der Phönizier" bei dem gelehrten Publikum gefunden, läßt hoffen, daß auch diese hier angekündigte Schrift nicht unbeachtet bleiben werde, und um so gewisser, da hier sich ein vollständiges Pantheon syrischer Gottheiten vor den Blicken des Lesers ausbreitet, und durch Verweisung des gelehrten Materials in zahlreiche unter dem Texte fortlaufende Noten auch auf bibellesende Laien Rücksicht genommen wurde.

Andenken
an
Bartholomäus Fischenich.
Meist aus Briefen
Friedrichs von Schiller und Charlottens von Schiller.
Von
Dr. J. H. Hennes.

8. broch. Preis 1 fl. oder 16 Gr.

Diese dem Andenken eines bisher nur in engerm Kreise geliebten und geehrten Mannes gewidmete Schrift wird durch die hier zum ersten Mal gedruckten Briefe Schillers und seiner Gattin, die ihm Beide auf ihr Familienleben sich beziehende Mittheilungen der vertraulichsten Art machen, eine der anziehendsten von allen, die uns Beiträge zur Biographie des großen Dichters geliefert haben. Indem uns in das Innerste seiner häuslichen Verhältnisse ein Blick vergönnt wird, und wir hier sehen, wie sehr er geliebt wurde, tritt er mehr als durch irgend ein anderes Werk auch unserem Herzen näher. Vor Allem, was diese Schrift enthält, sind die darin mitgetheilten Briefe der Wittwe Schillers interessant und bedeutend. Neben der hohen Gestalt des Dichters sehen wir ein anderes, nicht minder edles und schönes Bild vor uns stehen, das Bild seiner Gattin, die wir, bei ihrem reichen und tiefen Gefühl und ihrer seelenvollen Innigkeit, als ihm geistig ebenbürtig kennen lernen. Man darf vielleicht von ihr behaupten, daß sie, ohne selbst je eine Ahnung davon gehabt zu haben, künftig durch ihre Briefe eine hohe Stelle in unserer Literatur einnehmen wird. Wenn die Briefe der Frau von Sevigné, auf die unsere Nachbarn als auf ein berühmtes Denkmal ihrer Literatur hinweisen, gleichsam inhaltleer sind, uns kalt lassen und nur der schönen Form wegen Gegenstand der Bewunderung sind: so werden die Briefe von Frau von Schiller, die durch die schöne Form und den edlen und reichen Gehalt zugleich anziehen, mit größerem Rechte in den Kreis der deutschen Literatur eintreten und als eine ihrer schönsten Zierden gelten.

Die Kölner Zeitung vom 14. März d. J. äußert sich über diese Schrift wie folgt: „Nicht allein über Fischenich erhalten wir hier manche authentische Nachricht, sondern auch über Schiller, in sehr interessanten, von ihm und seiner Gattin an Fischenich, den Freund gerichteten Briefen, welche viele Beziehungen des Herzens und des Privatlebens von Schiller besser aufschließen, als andere der Oeffentlichkeit von vorn herein bestimmte Mittheilungen. Schiller und Fischenich, beide gewinnen dadurch in ihrer menschlichen Würdigkeit ein nur noch höher hervortretendes Relief."

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[288] So eben erschien und ist durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Heinrich von Sternfels.
Roman aus unserer Zeit.
Von Julian Chownitz.

2 Bände, 8. Velinpapier. broch. 2⅔ Rthlr.

Leipzig, im August 1842.

Aug. Taubert's Buchhandlung.

[158] In Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Handbuch
für
Officiere des Generalstabs,
mit besonderer Rücksicht auf die
Organisation des K. Württembergischen
und des
achten deutschen Armee-Corps,
von
F. v. Baur,
Hauptmann im K. W. Generalquartiermeisterstab.

Mit Genehmigung des K. W. Kriegsministeriums.

32½ Bogen, 5 Quart-Tabellen und 2 Lithographien.

Preis brochirt 3 fl. rhein. oder 1 Rthlr. 20 Gr.

Kurzer Inhalt des Handbuches:

1ster Abschnitt. Heeresverfassung. Stärke und Eintheilung der deutschen Bundesarmee; Stärke und Eintheilung des 8ten deutschen Armee-Corps; Stärke und Eintheilung des K. Württembergischen, Großh. Badischen und Hessischen Armee-Corps, je mit Anführung für jede Waffe ihrer Formation, Stände, Bewaffnung, Munition, Ausrüstung, Aufstellung, Bewegung, Fechtart. — 2ter Abschnitt. Organisation des Hauptquartiers des 8ten deutschen Armee-Corps. — 3ter Abschnitt. Eintheilung und Funktionen des Generalstabs der 3 Divisionen des 8ten Armee-Corps. — 4ter Abschnitt. Organisation des K. Württembergischen Generalquartiermeisterstabs. — 5ter Abschnitt. Vorschriften und dienstliche Bestimmungen über den Wirkungskreis des Generalstabs. 1ste Abthl. Bureaugeschäfte. 2te Abthl. Geschäfte im äußern Dienste. 3te Abthl. Kriegsoperationen. 6ter Abschnitt. Heeresverpflegung. — 7ter Abschnitt. Militärische und allgemeine Notizen.

Dieses sehr günstig beurtheilte Handbuch dürfte nicht allein allen Militärs von bleibendem Werthe, sondern im jetzigen Augenblicke, wo viele deutsche Kammern die Etats berathen, noch von besonderem Interesse seyn, da die Organisationen des deutschen Bundesheeres, des 8ten deutschen Armee-Corps und der Armee-Corps von Württemberg, Baden und Hessen, nach Originalquellen darin aufgenommen sind.

Stuttgart und Tübingen, Aug. 1842.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[311] In unserm Verlage ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Arthroplastik
oder
die sämmtlichen, bisher bekannt gewordenen
künstlichen Hände und Füsse,
zum
Ersatz dieser verloren gegangenen Gliedmassen,
nach Manuscripten
des
Königl. Geheimen Medicinalraths, Professors
Dr. C. A. F. Kluge,
Ritters u. s. w.
bearbeitet und abgebildet
von
Dr. H. E. Fritze.
Mit 26 in Stein gravirten Tafeln.
gr. 4. geh. Preis 4 Rthlr.

Lemgo, im Juli 1842.

Meyer'sche Hofbuchhandlung.

---

[273] In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Ein weibliches Herz.
Dramatisches Gedicht in fünf Akten
von
Theodor Stamm.
Aufgeführt im k. k. Hofburgtheater.
8. Velinp. br. Preis 2 fl. 24 kr. oder 1 Rthlr. 12 Gr.

Stuttgart und Tübingen, Aug. 1842.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[257] ## Denkwürdigkeiten
und
vermischte Schriften
von
K. A. Varnhagen von Ense.
Neue Folge. Zweiter Band.
Gr. 8. Geh. 3 Thlr.

Dieser neu erscheinende Band ist nicht minder reich an den interessantesten Mittheilungen wie die frühern

Bände. Die erste Folge (4 Bde., 1837—38) ist aus dem Verlage von H. Hoff in Mannheim an mich übergegangen und kostet 9 Thlr., der erste Band der Neuen Folge (1840) 2 Thlr. 15 Ngr.

Leipzig, im Juli 1842.

F. A. Brockhaus.

---

[306] Als ein für Jedermann nützliches Buch ist zu empfehlen:

☞ Die 7te verbesserte Auflage von:

Sammlung und Erklärung von (6000) fremden Wörtern,

welche in der Umgangssprache, in Zeitungen und Büchern oft vorkommen. Vom Dr. und Rektor W. J. Wiedemann.

7te verb. Aufl. br. Preis 12½ Sgr. od. 45 kr.

☞ Selbst der Herr Professor Petri hat dieß Buch als sehr brauchbar empfohlen. — Es enthält die Rechtschreibung und richtige Aussprache der im gemeinen Leben oft vorkommenden Fremdwörter, deren Sinn man häufig nicht versteht, die man so oft unrichtig auffaßt, und selbst unrichtig ausspricht.

---

[298] **Für Damen und Hausfrauen.**

Bei Eduard Eisenach in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Neuestes Lehrbuch der Conditorei,

oder

gründliche und faßliche Anleitung zur Verfertigung aller Arten Torten, Confitüren, Gefrornem, Crêmes, Gelées, Extrakten, kalten und warmen Getränken, Conserven, Glasuren, ferner zum Einmachen der Früchte u. s. w., für Conditoren und Haushaltungen

und als

Anhang zu jedem Kochbuche,

von J. C. Lichtenberg.

Dritte Auflage. broch. ½ Rthlr.

In Unterzeichnetem sind in zweitem ganz unverändertem Abdruck erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Aufzeichnungen

eines

nachgebornen Prinzen

aus der

nachgelassenen französischen Handschrift übersetzt

von

G. G. v. R.

gr. 8. in Umschl. broch. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 20 Gr.

Inhalt: 1. Die regierenden Familien. 2. Antritt der Regierung. 3. Die Liebe des Volks. 4. Die öffentliche Meinung. 5. Humanität. 6. Die Tagblätter. 7. Die Freiheit. 8. Die Werkzeuge der Herrschaft. 9. Aeußeres Erscheinen der Regierung. 10. Die Kunst, sich durch Wohlthun beliebt zu machen. 11. Sorge für das Wohlergehen des Volks. 12. Erhalten und Erneuern. 13. Nachahmung und Originalität. 14. Wahl der Werkzeuge. 15. Einfluß der Wohnung auf den Volkscharakter. 16. Die Statistik. 17. Die Zeit. 18. Vertrauen auf die Zukunft. 19. Erziehung und Unterricht. 20. Realismus und Formalismus. 21. Kräftigung des Volks. 22. Beförderung der Geistesbildung. 23. Pflege der schönen Künste. 24. Beförderung des Kunstfleißes. 25. Geheime Gesellschaften. 26. Von den Religionen überhaupt. 27. Die evangelischen Kirchen. 28. Die römisch-katholische Kirche. 29. Nachbarlichkeit. 30. Die Grenzen. 31. Colonien. 32. Die Gemeinden. 33. Geschichtliche Grundlagen. 34. Verbindungsmittel. 35. Der Adel. 36. Ritterorden. 37. Der Hof. 38. Unbeschränkte Herrschaft. 39. Verfassungsmäßige Herrschaft. 40. Die Völker. 41. Die bewaffnete Macht. 42. Auswärtige Angelegenheiten. 43. Rechtspflege. 44. Gesetzgebung. 45. Finanzen. 46. Handel und Verkehr. 47. Austausch der Gedanken. 48. Fortleitung der Ideen. 49. Die Ehe. 50. Klöster. 51. Sittlichkeit. 52. Schnell erworbener Reichthum. 53. Ist eine Nationaleintracht möglich? 54. Von etwas, was überall fehlt. 55. Vorhersagungen.

Die Erfahrungen und Ergebnisse eines langen und sehr bewegten Lebens sind in dieser Schrift in der Weise zwangloser Besprechung niedergelegt. Sie umfassen, wie die Inhaltsanzeige ausweist, die wichtigsten Gegenstände des öffentlichen Lebens, und wenn die Herausgeber den Titel: **Das Buch vom Fürsten des 19ten Jahrhunderts**, nicht wählten, so geschah es lediglich, weil hier die dogmatische Behandlung Machiavells vermieden wurde, und über die durchgeführte Richtung dieser Schrift — Vermittlung des Bestehenden mit den Bedürfnissen der Zeit — leicht Mißverständnisse hätten entstehen können.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[317] Im Verlage von F. H. Köhler in Stuttgart erschien so eben und ist in allen Buchhandlungen Deutschlands, der Schweiz und Oesterreichs vorräthig:

Tivoli.

Neues Museum des Witzes und der Laune.

Eine humoristische Anthologie,

herausgegeben

von

Dr. Ernst Ortlepp.

1stes bis 8tes Bändchen.

Eleg. broch. Preis jedes Bändchens 6 gGr. = 6½ Sgr. = 24 kr. rhein.

Der Titel bezeichnet hinlänglich, was der Leser hier zu erwarten hat. Man wird in dieser Anthologie, welche auf 12 Bändchen berechnet ist, das Beste finden, was im Gebiete der Humoristik geleistet wurde, und verweisen wir auf das Inhalts-Verzeichniß, welches jedem Bändchen vorgedruckt ist.

Das Ganze wird bis Oktober 1842 beendigt seyn.

Im Verlage von F. H. Köhler in Stuttgart ist nun vollständig erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Große musikalische Anthologie.

Herausgegeben

von

Dr. Ernst Ortlepp.

16 Bände Taschenformat, elegant brochirt.

Preis 4 Thlr. = 6 fl. 24 kr. rhein.

Man findet in dieser Anthologie das Beste, was je über Musik geschrieben wurde, so daß kein Musiker oder Dilettant dieses Werk ungelesen lassen sollte.

№ 218.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Montag, den 12. September 1842.

Repente ingentibus procellis fusus imber victoriam diremit.
Livius.

Sommerleben in Rom.

(Schluß.)

Das lezte Frühjahr war überhaupt einigermaßen reicher an Beluſtigungen, als es in der Regel zu ſeyn pflegt. Das Feſt in der Torloniaſchen Villa bei Gelegenheit der Aufrichtung des Obelisken muß dazu mehr der Intention als der Wirklichkeit nach gezählt werden. Es war wirklich viel aufgeboten, es glänzend zu machen. Vor vier Uhr ſchon war die ganze Strada Pia, von den Quattro Fontane an, und die ganze Straße vom Thor an bis zu der Villa mit Wagen und Menſchen bedeckt; Tauſende ſpazierten in dem ſchönen großen Garten, das über allen Begriff glänzende Hauptgebäude nahm die beſonders eingeladenen Gäſte auf, und von der Terraſſe aus ſahen der Papſt, der König von Bayern, eine Menge Kardinäle, Botſchafter und Geſandte, römiſche Principi und Fremde von Rang und andere Gebetene zu, wie der Obelisk, zwar kein egyptiſcher mit Inſchriften aus der Pharaonenzeit, doch ein ſchönpolirter granitner vom Simplon mit Champollionſchen Hieroglyphen zur Ehre des Hauſes Torlonia, die der Pater Ungarelli componirt, langſam auf ſeine Baſis geſtellt ward. Alles ging gut, als ein vernichtendes Gewitter, das ſchon den Morgen über gedroht, mit ſolcher Gewalt hereinbrach, daß nach wenigen Minuten Alles aus dem Garten verſcheucht war und in die Gebäude drang und bald die tiefer liegenden Partien der Villa unter Waſſer ſtanden. Hier war nicht, wie einſt bei Fontana's Obelisken, aqua alle fuoi nöthig, es war troppʼ aqua. Die Nacht brach an, bevor der Regen nachließ, und da an kein Spazierengehen zu denken war, ja man nicht einmal zu dem abgeſondert liegenden Ballſaal gelangen konnte, ſo mußte man ſich damit begnügen, in den gedrängt vollen Zimmern mühſam ſich zu bewegen und die vielen ſchönen Malereien und ſonſtigen Kunſtwerke, die Pracht der Möbeln, den Reichthum der ganzen Ausſtattung zu bewundern und darüber zu klagen, daß die Räume nicht, nach italieniſcher Sitte, groß und hoch, ſondern meiſt in kleinen Dimenſionen, mehr Kabinette und Boudoirs als Zimmer und Säle ſind, am wenigſten geeignet, eine ſolche Menſchenmenge in ſich aufzunehmen. Feuerwerk und Illumination hatten zwar von der Feuchtigkeit gelitten, konnten ſich aber doch ſehen laſſen. Daß in Italien ein Feſt zu Waſſer wird, iſt ein ſeltenes Unglück. Vor Kurzem wurde ein zweiter Obelisk aufgerichtet, aber mit minder großen Feierlichkeiten. War beim erſten zu viel Waſſerſegen geweſen, ſo war dießmal zu viel Weinſegen, vor dem ſelbſt die geprieſene Mäßigkeit des römiſchen Volkes nicht Stich zu halten vermochte.

An Waſſer fehlt's übrigens in dieſem Sommer nicht. Nachdem mehr denn drei Monate lang zu Leid und Weh der Italiener, wie der Nordländer, der Südwind beinahe anhaltend geblaſen, fand eine ſolche Maſſe von Feuchtigkeit ſich zuſammen, daß jezt in der Mitte Auguſts, wo die Sonne noch im Löwen ſteht und es in der Regel faſt immer trockenes Wetter iſt, mit großer Hitze und wolkenfreiem Himmel Tag auf Tag heftige Gewitter kommen. Wir gewinnen nichts dabei, denn es wird zwar zu Zeiten kühler, aber die Beſchaffenheit der Luft beſſert ſich nicht, und es zeigt ſich an der unendlichen Menge von Kranken, namentlich Fieberkranken, die die Spitäler füllen, wie ſehr man Recht hat, in dieſen Gegenden die Sommerregen zu fürchten. Die Villen und zum Theil ſelbſt die Campagna, wo ſie nicht Saatfeld iſt, ſind dabei freilich friſcher geblieben als ſonſt, und in lezterer ſieht man noch hie und da Grün, was in andern Jahren eine Seltenheit iſt. Ich will gerade nicht behaupten, daß es auch dießmal viel auf ſich hat; aber es iſt doch nicht die gewöhnliche Dürre. Daß man dieſe Extravaganzen der Jahrszeit keineswegs liebt, iſt ganz natürlich.

Beim Waſſer zu bleiben, ſo iſt noch ein altes Volksvergnügen zu nennen: die Ueberſchwemmung der Piazza Navona. Es iſt ein ſeltſames Amuſement, dieſen großen Platz, den geräumigſten der Stadt, der an Wochentagen zum Markte und Trödel dient, auf dem der Domitianiſche Obelisk, von Bernini aufgerichtet, auf Felſenmaſſen ſich erhebt, aus denen Waſſer hervorſprudeln und wo die Statuen der vier größten Flüſſe der Welt um ihn herumſitzen, unter denen der Nil ſich das Geſicht bedeckt, um Borrominis Kirchenbau nicht zu ſehen; der durch zwei andere Fontänen geſchmückt iſt, und an dem die Kirchen S. Agneſe und S. Giacomo, die Paläſte Pamfilj, Braſchi u. a. liegen — dieſen Platz, ſage ich, in einen See verwandelt zu ſehen, in welchem, unter tönender Muſik, Wagen umherfahren wie auf dem Corſo, Buben umherplätſchern und ſich balgen, während die Fenſter der benachbarten Häuſer mit Zuſchauern gefüllt ſind, die ſich an dem Schauſpiel und dem Fresco ergötzen. Am unbequemſten iſt's für die Marktleute, die am folgenden Morgen das ohnedieß ſchon grauenvoll ſchlechte Pflaſter mit ſupplementärem Schlamm und Koth bedeckt finden.

Dieß ſind die Vergnügungen des römiſchen Sommerlebens. Unter dieſen Umſtänden ſind für Manche die Kaffeehäuſer eine Reſſource. Das zum buon gusto auf der Piazza di Spagna, das eigentliche Fremdencafé Roms, iſt gegen Abend immer mit Gäſten gefüllt, die großentheils aber vor demſelben unter freiem Himmel Platz nehmen. Am heiterſten iſt der Garten des großen Café Ruspoli, der hübſch erleuchtet kaum ſo viel Menſchen faſſen kann, als ſich hindrängen. Da ſteht denn Tiſch an Tiſch unter dem Porticus des Erdgeſchoſſes, oder zwiſchen den grünen Hecken und Umzäunungen, und Muſik erſchallt, oft mehr zum Davonlaufen als zum Anhören, aber auch bisweilen komiſch und originell. Wer ſolche Zerſtreuungen nicht liebt, kann im alten Rom umherwandern, unter den Baumreihen der Via ſacra, in der Palatiniſchen Villa, deren Roſenflor Sommer und Winter in gleicher Fülle ausdauert, unter den blühenden Akazien des Spaziergangs am Cälius. Hier wird er ſelten in ſeinen Betrachtungen geſtört werden. Oder er mag, von der koloſſalen Plattform des in Trümmern liegenden Tempels der Venus und Roma aus, den Abendſtern aufgehen ſehen, während der weſtliche Himmel noch glühend leuchtet, vor ſich im Thale das dunkelnde Coloſſeum, in welchem eben noch der Franziskanermönch die Predigt hielt und die Brüderſchaft der Via Crucis, von einem zum andern Stationsaltärchen ziehend, das alte Lied ſang, welches beginnt:

L'orme sanguigne del mio Signore
Tutto dolore seguiterò,
E'l cuore intanto per gli occhi in pianto
Sopra il Calvario distillerò.

Empfindſame Reiſen.

(Fortſetzung.)

Laſſen wir es gut ſeyn! Ich gehe auf's Deck. Der Engländer hat ſeine Moſaik aus vaterländiſchem Tafftpflaſter glücklich fertig gebracht; er ſieht aus wie eine Marquiſe des alten Regimes, äußerſt ſchalkhaft. Und wie hübſch ihm der weiße, waſſerdichte Paletot ſizt, bei einer Hitze von einigen zwanzig Graden abſonderlich!

Gute Gedanken kommen mir alle Zeit zu ſpät, zu ſpät wenigſtens für mich, vielleicht nicht ſo für andere. Wer ſich von dem Trompetenton der Guides des Voyageurs verführen läßt, die Reiſe von Paris nach Rouen auf der Seine zu machen, der iſt eben angeführt. Dieß meine Empfindung, nachdem ich Abends in Rouen glücklich gelandet war. Ich brachte keinen fremden Maßſtab, gleich dem Magdeburger, ungenügſamen Andenkens, mit, im Gegentheil, ich ſuchte Elbe, Donau und Rhein mit rechter Abſicht zu vergeſſen und der fremden Waſſerſchönheit jeden Reiz gewiſſenhaft abzulauſchen. Auf dem Decke eines Dampfſchiffes iſt es für mich, von älteſter Zeit meiner Odyſſeen her, ſo furchtbar langweilig geweſen, daß ich mit der beſcheidenſten Dekoration der Ufer begnügt und vergnügt bin. Mit fremden Leuten zu reden liebe ich viel weniger als mit fremden Gegenden. Meine Reiſegeſellſchaft war obendrein gerade

so wie die Seine. Ich habe den Wegweiser sammt allen historischen Angaben über ein Dorf links und einen Flecken rechts mit dem Fleiße eines deutschen Quellenschriftstellers durchgelesen; ich habe mich über ein Inselchen mitten im Wasser in künstlichen Enthusiasmus versezt; ich habe bei jedem Thurm, unter jeder Brücke, gegenüber jedem Hügel mit dem Fernrohr des Steuermannes nach versteckten Wundern spionirt. „Lieber Leser, es that's nun einmal nicht. Tohu, wabohu. Wenn du den Rhein bei Straßburg, die Elbe bei Magdeburg, die Oder bei Frankfurt schön findest, nun so mag es dir etwa gelingen, für die Seine bei Elbeuf zu schwärmen, mit mehr Erfolg, als dein unglücklicher Freund, welcher um Mittag trostlos und verzweifelnd von einer zweiten Cotelette aufstieg, um sich auf die Erde zu strecken. Ueber ihm, auf der Bank lag ein Weinreisender, unter ihm zu Häupten ein Nachtsack und zu Füßen der Guide. Dort — es ist entsezlich zu sagen — schlief ein gewissenloser Tourist jenen gesunden Siebenschläferschlaf, welchen die Natur nur den Murmelthieren und die (ärztliche) Kunst nur den Gelehrten als nothwendige Stärkung erlaubt. Lieber Leser, es war mir vollständig einerlei, freilich nur in jenem pflichtvergessenen Moment, ob du mich zu den Murmelthieren oder zu den Gelehrten gezählt hättest, ob droben die Seine noch so hübsch geworden wäre und drunten eine Mamsell aus Paris, die mit dem Weinreisenden kokettirte, noch so häßlich, ob ich endlich einen halben Bogen aus der Tour herausschreiben würde oder ob ein ganzes Reisegeld. Ich schlief, und nur das war mir nicht einerlei, daß der Nachtsack, den ich „gefunden" hatte, urplözlich unter meinem müden Leib hinweggerissen werden oder der ebenfalls schlaf- und liebestrunkene Weinreisende urplözlich auf denselben müden Leib herabstürzen konnte.

Zum Glücke geschah keines von beiden. Im Gegentheil, ich erfuhr auf's Neue, daß guten Kindern der Segen im Schlaf beschеert wird. Ich erwachte von einer sanften Berührung an der Schulter, die sich wohl schon einigemale wiederholt haben mochte, ehe sie ihren Zweck erreichte. Ein allerliebstes Mädchengesicht beugte sich über mich herab, und die zarteste Stimme bat: „Mille pardons, Monsieur, mais c'est qu'il me faut mon sac de nuit pour partir." Ich fuhr mit einigen unstreitig äußerst schlecht stylisirten Entschuldigungen auf und fragte, wo wir wären. Noch nicht in Rouen, hieß es. Die Französin wollte in Pont de l'Arche aussteigen, deßhalb weckte sie mich halb lächelnd, halb schmollend. Ich nahm, wie die Kranken in der Bibel, mein Bett auf mich und trug, immer noch apologirend, den Nachtsack der artigen Reisegefährtin bis zu ihrem Abschiede nach. Mittlerweile war auch — oder ob ich nur aus hellern Augen blickte? — die Seine viel hübscher geworden. Höhenzüge von mehr Ausdruck und Kraft begleiteten sie an den Ufern hinab, mit ihren gewölbten Rücken und den breiten, starken Flanken normännischen Rossen vergleichbar. Es dauerte nicht gar lange, so tauchten, zwischen Berg und Waldung versteckt, bei einer neuen Wendung des Wassers die Spizen von Rouen vor uns auf. Gegen Abend legten wir ohnweit dem Pontneuf an. Getümmel und Getöse einer großen Stadt empfing uns.

(Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart, September.

Eröffnung des Theaters. — Prolog zu Göz von Berlichingen.

Vor einigen Jahren war es, als ob das deutsche Schauspiel, nachdem es längst die bedenklichste Ermattung verrathen, vollends einschlafen wollte. Gegenwärtig reibt es sich die Augen, reckt und dehnt die Glieder, und man ist begierig, ob es ernstlich aufwachen oder sich nur bequemer auf's andere Ohr legen will. Eine Anzahl deutscher Schriftsteller hat sich wieder mit Eifer der Bühne zugewandt, die zulezt fast ganz vom fremden Geiste gezehrt. Sie versuchen es von verschiedenen Seiten, das Publikum zu packen, wie der Kunstausdruck lautet; bis jezt ohne merklichen Erfolg. Die Masse, mit der es der nach dem Bessern strebende Dramatiker zu thun hat, ist nicht etwa zu hart, um sich packen zu lassen, vielmehr zu weich und widerstandslos. Die Gemüther des deutschen Theaterpublikums sind so gelockert und durchweicht von den Wellen der Opernmusik, vom Geist der scenischen Geistlosigkeit, des durch die Patrone gemalten Lustspielchens, der Lappalie, des Vaudevilles, daß die Hebel des Dichters keineswegs abprallen, sondern plump hineinsinken, daß sie in der Masse nur rühren, statt Funken aus ihr zu schlagen. Dieß ist eine Thatsache, die schwerlich ein Urtheilsfähiger läugnet. Was ist nun aber von den gegenwärtigen Bemühungen zu Hebung des deutschen Schauspiels hinsichtlich ihrer Bedeutung für die Zukunft zu halten? Die Antwort auf diese Frage fällt vorzüglich deßhalb so verschieden aus, weil fast Jeder vom Einfluß der Bühne auf die allgemeine Bildung sich einen andern Begriff macht. Manche begrüßen die Knospen eines neuen Bühnenfrühlings in denselben Erscheinungen, in denen Andere nur buntbemaltes Herbstlaub erblicken. Wer wollte nicht wünschen, daß Jene recht gesehen? Leider scheint die Geschichte der ganzen dramatischen Kunst, und besonders die der deutschen Bühne dafür zu sprechen, daß die willkührlichen Reformversuche der Poesie zu nichts von Belang führen werden, so lange nicht der Geist des Publikums, ganz unabhängig von der Bühne, eine andere Richtung einschlägt und die Poesie von selbst mit sich zieht. Wer aber eine solche Umkehr bemerken will, muß scharfe Augen haben.

Indessen sind durch die Versuche der Poesie, dem deutschen Schauspiel einiges frische Leben zuzuführen, hier und da auch die Bühnendirektionen aufgerüttelt worden. Was man bisher offiziell geläugnet oder ignorirt, daß die Schauspielkunst geraden Wegs dem gänzlichen Verfall entgegenging, das gesteht man jezt durch die Thatsache ungewöhnlicher

Geschäftigkeit, um den ärgsten Mängeln abzuhelfen. Mehrere deutsche Bühnen haben ihre Regenten gewechselt, mit der ausgesprochenen Absicht, an Haupt und Gliedern zu reformiren; und so hat auch die hiesige Bühne im vorigen Jahre eine andere Direktion erhalten. Sie that alsbald, was früher nur zögernd geschehen war: sie brachte mit großer Anstrengung die Stücke unserer modernen Dramatiker zur Aufführung, mit demselben zweideutigen Erfolg wie im übrigen Deutschland. Der Einfluß einer kräftigeren und verständigeren Leitung auf Verbesserung der Truppe selbst konnte im ersten Winter nicht merkbar seyn. Erst die eben eröffnete zweite Campagne wird zeigen, ob sie will, was sie kann, wenn sie anders kann, was sie will. Vor Allem ist zu wünschen, daß sie die bedeutenden Lücken im Personal mit einigem Glück ausfülle. Die Direktion hat zur Wiedereröffnung der Bühne nach den Sommerferien den 28sten August, einen Tag des Glücks für die deutsche Poesie gewählt. Sie hat sich ein gutes Omen herbeigezogen, indem sie mit dem Beginn eines neuen Abschnitts ihrer Wirksamkeit Goethes Geburtstag feierte. Vor der Aufführung des Götz von Berlichingen wurde dabei der von Dr. Ehrenbaum verfaßte Prolog gesprochen, den wir hier mittheilen. Der Verfasser hat unsern Blättern die Ehre erwiesen, dieselben zum Organ der Veröffentlichung zu wählen. D. Red.

Des Sommers Reize neigen sich zum Fallen,
Und ihren Schmuck verliert die grüne Flur.
Gesättigt von der Schönheit der Natur,
Betretet Ihr von Neuem diese Hallen;
Und was die Wirklichkeit an Reiz entbehrt,
Wird von der blüh'nden Welt der Kunst begehrt. —

Zersplitternd ist das Leben, alle Kräfte
Vereinzeln sich in jeglichem Geschäfte;
Da geht ein Jeder seine eig'ne Bahn
Und ist des eig'nen Schicksals Unterthan.
Allein die Kunst vereint die Geister wieder;
In ihrem Reich schlägt nur ein Menschenherz,
Hier gibt's nur eine Freude, einen Schmerz,
Und Alle sind nur eines Geistes Glieder. —

Auch Euch vereinigt hier derselbe Zweck:
Es soll das Lustspiel Euern Sinn erheitern,
Das Trauerspiel durch Mitleid und durch Schreck
Das Herz erschüttern und zugleich erweitern;
Und was kein Wort erreichen kann im Schönen,
Wollt Ihr vernehmen in Gesang und Tönen.
Es soll die Phantasie mit ihrer Gabe
Den Ernst erwecken und die Heiterkeit,
Von ihr berührt, steigt die Vergangenheit
Vor unsrem Blick lebendig aus dem Grabe.
Ihr bringt ein Herz hieher, der Täuschung offen;
Ihr nehmet an dem fremden Schicksal Theil,
Euch rührt der Edlen Schmerz, Euch freut ihr Heil,
Ihr theilet ihre Sorgen und ihr Hoffen.
Und wie auf fremdem Schicksal weilt Eu'r Blick,
So lernt ihr oft das eigene vergessen,
Und lernet an dem großen Weltgeschick
Mit rechtem Maßstab eignes Leiden messen.
Die Thränen, die Ihr fremdem Kummer weint,
Wohlthuend werden sie den eignen mildern,
Und was Euch räthselhaft im Leben scheint —
Das löst die Kunst in Worten und in Bildern.
Doch mit dem Ernst soll auch der Scherz sich mischen,
Dem Großen folge spielend auch das Kleine.
Wie hier am Schicksal eine hohe Kraft,
Dort an sich selbst zerschellt die Leidenschaft,
So soll der Frohsinn auch das Herz erfrischen;
Nur ausgeschlossen bleibe das Gemeine. —

Kein würd'ger Schauspiel kann der Tag uns geben,
Als das den Namen unsres Dichters trägt,
Der überall, in der Natur, im Leben
Die Wahrheit in der Schönheit ausgeprägt;
Dem stets die Grazie zur Seite stand,
Wenn er sein Auge in Begeistrung tauchte;
Der Leben selbst in's Unbelebte hauchte,
Was er berührt mit seiner Schöpferhand.
Der große Mann, den dieser Tag uns gab,
Der große Dichter schlummert in dem Grab.
Die er so warm verehrte, die Natur,
Sie hätte gern den treuen Freund belohnt,
Drum hat sie lang sein Alter auch geschont;
Doch ist sie selber eine Sklavin nur,
Und muß nach ewig göttlichen Gesetzen
Ihr Theuerstes, so wie sich selbst verletzen;
Doch wie sie auch die besten Menschen tödte —
Unsterblichkeit wohnt in dem Namen Goethe.

Im heut'gen Stück, dem Drama seiner Jugend,
Erscheint ein Held, voll edler Männlichkeit;
Doch alle seine Kraft und Rittertugend
Zerschellen an dem Schritt der neuern Zeit.
Wie herrlich zeigt in diesem kräft'gen Bilde
Sich starker Muth, gepaart mit echter Milde!
Doch dringt der Geist der neuern Zeit heran,
Bewaffnet mit lebendigen Gesetzen;
Und wen der Eifer treibt, sie zu verletzen,
Im Kampf erliegen muß der beste Mann.
Und ist der Muth, die Absicht auch erhaben,
Wer sich dem Geist der Zeit entgegenstellt,
Wird doch zuletzt von seinem Tritt begraben,
Und da ist aller Widerstand vergebens.
Von dieser Wahrheit zeugt der Lauf der Welt —
Und darin liegt das Trauerspiel des Lebens. —

Ihr aber, die Ihr hier versammelt seyd,
Und Euren Antheil unsrem Spiele weiht,
Begegnet uns in Eurem Urtheil mild,
Und unsern Eifer stärkt durch Eure Gunst.
Denn schwer vor Allen ist des Mimen Kunst:
Er ist zugleich der Bildner und das Bild.
Er kann, wie Andre, nicht von weitem stehen,
Und was sein Geist erschaffen, prüfend sehen;
Das ist des Mimen eigenster Beruf —
Er ist das Kunstwerk selbst, das er erschuf. —
Ach! selten nur ist des Gelingens Wonne!
Drum blickt auf unser Streben mit Geduld!
So wie die Blume reift am Strahl der Sonne,
So reift des Künstlers Muth an Eurer Huld.
Die Kälte ist's, die schon im Keime tödtet
Den Eifer, wenn er kaum die Wangen rothet.
Der Vorhang rauscht empor — das Spiel beginnt.
O bleibt, ihr Lieben, freundlich uns gesinnt!

Beilage: Literaturblatt Nr. 93.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 219.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Dienſtag, den 13. September 1842.

Vom Meere fährt heran der Wind,
Die Körner wehn, Meergräſer ſchwanken.
Auf flücht'gem Meeresſande ſind
Unſtet und flüchtig die Gedanken.

Freiligrath.

Helgolandica.

Auf der Klippe.

Wo die Felſenklippe ragt in die See,
Da lieg' ich in wachenden Träumen.
Die Wolken ziehen in blauer Höh,
Tief unten die Wellen ſchäumen.

Die Wolken die ziehn mit den Winden dahin,
Die Wellen am Felſen zerſchellen.
Ach Freude und Liebe und Leben ſie fliehn
Noch ſchneller als Wolken und Wellen.

Abſchied.

Der Regen rauſcht, der Wind ſauſt hohl,
Der Fährmann harrt am Strande.
Ein Kuß, ein letztes Lebewohl!
Nun, Fährmann, ſtoß vom Lande!

An ſtolzer Schiffe Rieſenbau
Der Nachen ſchwebt vorüber.
Schon birgt ihn faſt das Nebelgrau;
Die Augen gehn mir über.

Noch kann des Tuches Abſchiedswehn
Die Scheidende erreichen;
Noch kann ich durch die Dämmrung ſehn
Ihr gleiches Liebeszeichen.

Und jezt — ein lezter, lezter Blick! —
Noch könnt' ich ſie ereilen!
Bald trennen mich von meinem Glück
Viel hundert weite Meilen.

O Scheideſchmerz, o Trennungsqual,
Wann endeſt du auf Erden?
Nicht ehr, bis all' dein Weh einmal
Wird ausgeſungen werden.

Am Bollwerk.

Durch das Bollwerk mit Gebraus
Schaumbemähnte Wellen ſchwanken,
Wie zum Käfig ſtreckt hinaus
Wild ein Raubthier ſeine Pranken.

Schaudernd unter meinem Fuß
Hör' ich dumpf die Balken ſtöhnen,
Dran mit ſtets erneutem Guß
Wilder Brandung Fluthen dröhnen.

Höher steigt die mächt'ge Fluth
Auf zum schwach geschützten Lande;
Was in nächt'ger Tiefe ruht,
Rollt sie schäumend auf zum Strande;

Läßt der Muscheln bunte Pracht,
Riesig schlanke Meerespflanzen
Aus der feuchten Tiefe Nacht
Brausend hin zum Ufer tanzen.

Jeder Welle dumpfen Schall
Fühl' ich an das Herz mir schlagen,
Und es weckt der Brandung Schwall
Bilder aus vergangnen Tagen.

Leidenvolle Leidenschaft
Wühlt hervor in wildem Schwanken,
Rastlos mit erneuter Kraft
Tief begrabene Gedanken.

Der Anker am Strande.

Der Nebel hüllte rings das Meer, die Wellen bäumten sich zum Strand,
Der Nordwind spornte jach sein Roß zornschnaubend gegen Helgoland.
Es schauerten bei seinem Nahn die Schifflein in der Felsenbucht,
Wie Hirsche zittern beim Gebrüll des Löwen in der Waldesschlucht.

Zur Erde hin den Blick gesenkt schritt einsam ich den Strand entlang,
Wo an des Pfahlwerks Eichenkern sich schäumend bricht der Wellen Drang.
Rings Trümmerhaufen, Plankenwerk, zerbrochne Masten klein und groß
Von einem Wrack, das jüngst der Sturm begraben tief im Meeresschooß.

Und eines Ankers Eisenleib ragt hoch darneben hingestreckt,
Des pfeilgespizten Fußes Wucht von rothem Flugsand überdeckt;
Es starrt des Riesen Eichenarm so dräuend durch die finstre Nacht,
Als hielt' ein Krieger todeswund bei seines Herren Leiche Wacht.

Adolph Stahr.

Empfindsame Reisen.

(Fortsetzung.)

Die Seine war mit Masten, der Quai mit Menschen bedeckt. Zahllose Commissionäre fielen über die aussteigenden Fremdlinge her, zu tragen und zu führen, Alle mit großem Pathos deklamirend, was Niemand anhörte. Ich folgte dem ersten schlechtesten in das Hôtel de Rouen. Praktischem Nutzen zu Liebe und den Lesern aus Bremen zu Gefallen schalte ich die empfindsame Bemerkung ein, „daß man im Hôtel de Rouen äußerst gut ist," auch ißt und trinkt und schläft, also überhaupt gut ist. Preiscourant deßgleichen gut: ein Zimmer im dritten Stock drei Franken per Nacht; Speisen und Getränke auf ähnlichem Fuße. Betrag meiner Zeche über Nacht: 15, sage fünfzehn Franken französische Währung. — Wer mir nun noch einmal den Vorwurf macht, daß ich ohne Interesse reise und ohne Interesse schreibe, den heiße ich einen Lästerer.

Rouen ist eine wunderbare Stadt. Man könnte sie das französische Nürnberg nennen, seiner Häuser wegen, oder auch das französische Köln, dem Strome und den Quais nach, oder endlich das französische Linz, der umgebenden Berge halber. In Rouen soll längere Zeit verweilen, wer schöne Aussichten liebt, schöne Kirchen, schöne Schiffe, also eigentlich jeder Mann. Die Stadt hat einen doppelten Charakter und 96,000 Seelen. Die Seelen stecken theils in den gothischen Häusern, theils in den antigothischen Kauffahrern. Die Seine geht wie eine große Giftader hindurch, und ihr zunächst bleicht ein Ton nach dem andern von der alten, grauen, malerischen Grundfarbe ab, während sie ihre neumodige, eintönige weiße Tünche mit ein Bischen goldenem Firniß über das statt vollendete, vielmehr verstümmelte Meisterstück schwemmt. Der Geist von ehemals flüchtet bergan in die winkeligen, engen Gassen, wo ihn überhängende Giebel, geschnizte Erker und gespizte Thürmlein nicht lange mehr werden schirmen können. An die ehrwürdigen Kirchenhäupter rückt das zudringliche, profane Gesindel von Segeln und Masten immer näher heran, und auf den herrlichsten Rumpf einer absterbenden Kunst hat jezt schon die junge, bauernstolze und bubendreiste Industrie ihr nichtssagendes Puppengesicht und eine Mütze aus der Pariser Fabrik gestülpt, auf den steinernen Dom nämlich einen Thurm aus Gußeisen. An der Seine ist der Kampf längst entschieden, die neue Zeit hat dort vollkommen gesiegt und als ihre Trophäe eine glänzende Kettenbrücke aufgehängt. Eine Börse, eine Douane, ein indirectes Steuerhaus, lauter Paläste, spreizen sich auf dem breiten, nüchtern hellen Quai; Boulevards im Pariser Style sind dazwischen geworfen,

und damit die ekelhafteste Affektation und die abgeſchmackteſte Modethorheit des Jahrhunderts vollſtändigſt repräſentirt ſey, ſtehen auch ſchon zwei Bildſäulen da, Pierre Corneille und Boyeldieu, jener auf dem Pontneuf, dieſer vor der Börſe.

Mein Gaſthof lag mitten im neuen Rouen, den Schloten der Dampfſchiffe und den Maſten der Kauffahrer gerade gegenüber; aber ein Abendgang durch die Gaſſen, über den Platz, wo Jeanne d'Arc verbrannt wurde, an den verſchloſſenen Kirchenthoren vorbei, war voll eigenthümlichſter Eindrücke. Die Menſchen, die mir begegneten, bildeten, im Zwielichte geſehen, eine minder ſtörſame Staffage zu dem Nachtbilde, als ich dachte. Zumal die Weiber aus dem Volk ſehen poetiſch aus: ihre hohen, gewagten Mützen in normänniſchem Style ſind eine Art gothiſcher Bauwerke, woran die neue Mode nur ein paar wehende Bänder mehr geknüpft hat. So eine Aepfelfrau trägt ein ganzes Symbol ihrer Stadt auf der Stirne. Victor Hugo würde drei Bogen füllen mit der Beſchreibung ihres Kopfputzes in allem techniſchen Detail und ſechſe mit Jeremiaden über deſſen Herabwürdigung. Ich höre ihn die Worte badigeonnage, impiété, vandalisme verſchwenden, bis ſein Verleger, Herr Dellope am Börſenplatze zu Paris, ſchier außer ſich geräth über ſolchen Reichthum, bei dem er ein armer Mann wird. Immer zu, Hugo, wenn auch noch nicht Victor! Für unſereins auch einige Seiten! Räche die deutſchen confrères an unſeren gemeinſamen Erbfeinden!

Ich verließ Rouen mit aufrichtigen Seufzern, von denen einige — abſcheulich, aber wahr — weniger dem Dom als den fünfzehn Franken galten; ſiehe oben. Wenn ein Menſch über ein mißhandeltes Kunſtwerk gerührt ſeyn kann, warum nicht auch über eine mißhandelte Börſe, zumal wo dieſelbe ſo empfindſam iſt wie bei dem empfindſam Reiſenden? Traurig ſaß ich auf dem Hinterdeck des vortrefflichen, ſtattlichen Dämpfers, „La Normandie“ geheißen. Viele Leute um mich her ſahen Rouen verſchwinden und freueten ſich an der ſchönen Natur. Drei Engländer nur, meine Nachbarn auf der hölzernen Bank, unterhielten ſich lieber mit einander ſtatt mit jener. Ihr Geſpräch war Politik. „Ihr glaubt doch nicht, Sir,“ ſagte der Aeltere zu dem Jüngſten, der ſo fantaſtiſch ausſah, wie ein Cockney nur ausſehen kann, „Ihr glaubt doch nicht, daß wir dieſem franzöſiſchen Volke etwas laſſen möchten, was uns noch in irgend einer Weiſe dienen könnte? somewhat in some way useful to us?“ — Lord Byron (ſo nenne ich den Jüngſten, weil er eine ſeidene Schleife à la Byron um den Hals trug, zu haben in der Regentſtreet, um einen Schilling das Stück) Lord Byron deklamirte über die poetiſche Verklärung, welche man Helena genommen habe; er ſprach von der ewigen See und von der untergehenden Sonne, von Albion und Korſika, von Napoleon und Nelſon, während der Alte die Beine mit unnachahmlicher engliſcher Grazie überſchlug und mit den Händen auf ſeinen ſchottiſch karrirten Modeſten trommelte. Der Dritte im Bunde war ein Politiker par excellence; denn er ſchimpfte auf little Thiers, pries our good friend Mr. Guizot, und nannte die ganze Aſchentransportation a humbug, as ridiculous as Frenchmen ever made one.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Hamburg, Auguſt.

Der Miethewucher. — Die Anleihe.

Ein Unglück, worüber wir ſchon in unſerem lezten Bericht klagten, hat mit reißender, grauenvoller Schnelle zugenommen: der Miethewucher, dieſe Schande Hamburgs der großen Theilnahme gegenüber, die ihm von auswärts geworden. Wenn überhaupt in einem Freiſtaat eine Claſſification der Bürger zuläſſig iſt, ſo wünſchten wir, ſie hier geben zu können. Nicht die „Reichen“ ſind es, die ihren Mitbürgern die Haut über die Ohren ziehen, ſondern die Miethewucherer gehören mit geringen Ausnahmen recht eigentlich dem Mittelſtande an, und zwar dem begüterten, der zwiſchen denen, die man im Volke „Vornehme“ nennt, und dem eigentlichen Gewerbſtande ſteht, obwohl auch mancher grundbeſitzende Handwerker zu den argen Wucherern gehört. So lange noch die Größe der Laſt, welche die Anleihe den Eigenthümern auflegen würde, unbeſtimmt war, flüchtete ſich der ſchändliche Wucher immer hinter den Mantel der eigenen unerſchwinglichen Abgaben; nachdem aber durch den Rath- und Bürgerſchluß vom 2ten Juli die Laſt ganz und gar auf den Mittelſtand gewälzt worden iſt, fällt auch dieſe Ausflucht weg. Die Wucherer aber haben eben den Ausſchlag gegeben zu jenem Bürgerſchluß; denn wenn ſonſt der Convent kaum 260 Beſucher zählte, ſo ward die erwähnte Bürgerverſammlung dießmal von 705 erbgeſeſſenen Bürgern beſucht, und die Mehrzahl war eben deßhalb hingegangen, um die Abgabe auf ihrer ärmern Mitbürger Schultern zu wälzen. Gewiß hat manchem der gewöhnlichen Vertreter der Bürgerſchaft die Seele dabei geſchmerzt, aber Stimmenmehrheit gilt. — Einzelne Hauswirthe haben ihre jährliche Miethe bis auf das Doppelte, ja auf das Dreifache in die Höhe geſchnellt und von den Unglücklichen, die keine Wahl hatten, ſogar noch einen mehrjährigen Contract erzwungen. Ein Mann, welcher verſchiedene kleine Wohnungen auf dem Valentinskamp beſitzt und in Folge der Anleihe etwa 600 Mark jährlich zu ſteuern hat, ſteigerte ſeine Miethen ſo weit, daß er außer ſeiner Abgabe jährlich etwa 1000 Mark Miethe mehr einnimmt als zuvor. Ein anderer Mann, deſſen Wohnungen auf den großen Bleichen liegen und der ſein Geld im Auslande verzehrt, preßte ſeine Miethsleute ſo ſehr, daß ihm jezt gegen früher ein jährlicher Ueberſchuß von etwa 2000 Thalern Preußiſch erwachſen iſt. Ein Profeſſor der Naturgeſchichte, welcher von der Stadt freie Wohnung hat, überließ den untern Theil derſelben an Abgebrannte für jährliche

1150 Thaler Preußisch, und derselbe im Volke längst verurtheilte Gelehrte machte dem Inspektor des botanischen Gartens Vorwürfe darüber, daß er in den Schreckensnächten vom 5ten bis zum 8ten Mai die Flüchtigen und Abgebrannten in das Gebäude des botanischen Gartens aufgenommen, ohne ihn, den Direktor, deßhalb zu fragen. Dagegen theilte der Inspektor, Oylendorf, der im botanischen Garten wohnt, Stuben, Betten, Küche und Kammern mit den Unglücklichen, welche die Flamme zum Thore hinauspeitschte. — Der Hülfsverein und die öffentliche Unterstützungsbehörde haben verschiedene Maßregeln ergriffen, dem Wucher indirekt Schranken zu setzen; sie errichteten schnell eine große Anzahl recht wohnlicher Häuschen vor dem Steinthore und dem Dammthore, so wie auf dem Walle an einzelnen Stellen; im alten Jungfernstieg und auf der Esplanade erhoben sich wie unter eines Zauberers Stab Buden und Boutiken, um dem Bedürfnisse an Verkaufslokalen für Detaillisten abzuhelfen. Alle, welche Platz hatten, kleinere Wohnungen zu bauen, wurden aufgefordert, sich zu melden, um gegen dreijährige freie Ueberlassung an die Unterstützungsbehörde einen guten Theil der Baukosten entgegen zu nehmen; man veranlaßte viele der Vermögenderen, einen Theil ihrer Häuser unentgeldlich für die Abgebrannten herzuleihen, und mit sehr großer Menschenfreundlichkeit gaben Viele den Verunglückten nicht bloß Obdach, sondern auch Speise und Trank. Aber alle diese Anstrengungen und das Eifern gegen den Wucher in den öffentlichen Blättern halfen nichts; das Uebel fraß um sich, gleich einem Krebs, und selbst bessere Hauswirthe wurden durch die von Miethern ihnen gemachten Gebote mit fortgerissen. Das Drängen nach Wohnungen und Läden, die mehr in der Mitte der Stadt sich befinden, ist zu groß, und davon abgesehen, sind 20,000 Seelen nicht so leicht untergebracht.

Ein anderes Uebel, das der Stadt aus dem Brande zu erwachsen drohte, war die gänzliche Zerrüttung ihres Hypothekenwesens. Die großen Kapitalisten, welche ihr Vermögen in verschiedenen Häusern stecken haben, begannen bereits die Posten zu kündigen, und zwar einmal, weil die Sicherheit derselben vor der Bestimmung der Deckungs- und Tilgungsart der Anleihe eine sehr relative schien, zweitens aber, weil die Anleihe eine lockende Gelegenheit zum Gewinn darbot. Wenn diese Kündigung einriß, so war es schlimm für den Wohlstand Hamburgs; aber sie ließ bald nach, als der Modus der Deckung und Tilgung ein für die Besitzer so leichter ward, und diejenigen, welche gekündigt hatten, wußten mit ihrem disponiblen Geld um so weniger etwas anzufangen, als der ganze Antheil, den Hamburgs Kapitalisten an der Anleihe nehmen sollten, auf 5 Millionen Mark beschränkt ward. Daher war der Zudrang, zu diesen 5 Millionen zu zeichnen, so stark, daß innerhalb fünf Tagen 25—27 Millionen gezeichnet wurden, woraus denn glänzend hervorgeht, daß Hamburg die Anleihe aus eigener Mitte ohne Mühe ganz hätte übernehmen können. Und es ist in verschiedenen deutschen Zeitungen stark getadelt worden, daß der Staat nicht seine eigenen Bürger zu Gläubigern gewählt. Allein eben, weil der Staat die Mittel im Verkehr nicht beschränken, weil er die Gelder nicht aus den Häusern und Erben ziehen lassen wollte, opferte er einen freilich nicht geringen Betrag; aber die Folge dürfte zeigen, daß dieses Opfer keineswegs zu groß war. Schon jetzt ist der Disconto so niedrig, wie er nur zu den Zeiten des größten Ueberflusses gewesen, und Kapitalien zu jedem Geschäfte sind leicht zu erhalten. Könnte irgend ein Zauberstab jetzt die Häuser und Straßen herstellen, vermöchte er's, die Speicher und die Läden im Nu hervorzurufen, Niemand würde am Stand des Hamburger Geldmarktes merken, daß Hamburg vor drei Monaten abgebrannt ist.

(Fortsetzung folgt.)

Berlin, August.

(Schluß.)

Hallmann. — Der Berliner Galgen.

Im selben Augenblick mit Kuglers Zurückweisung (gegen dessen ehrenwerthe Persönlichkeit übrigens Niemand etwas einzuwenden hat) erscheint hier von dem Architekten Hallmann aus Hannover ein sehr bedeutsames Werk: „Kunstbestrebungen der Gegenwart," welches mit Feuerzungen gegen den Schlendrian und die Schulen in der Kunst, die einseitig bestimmten Richtungen der Vorzeit folgen, ankämpft und die Künstler (namentlich die Architekten) nur auf das Studium der ununterbrochenen Entwickelungen der lebendigen Wirklichkeit hinweist. Er möchte sogar die freie Kunst von allem Zwange des Beamtenwesens, welches nothwendig zur Pedanterie führe, emancipiren. Das kleine Buch ist mit einem Feuer und einer Beredtsamkeit geschrieben, die man bei ausübenden Künstlern noch nicht erlebt hat. Da es mit großer Schärfe gegen viele preußische Institutionen ankämpft, auf die wir stolz zu seyn vermeinen, so macht es auch in dieser Beziehung Aufsehen. Hallmann, unbezweifelt ein großes Talent, hat übrigens sehr nahe liegende Gründe, mit den Verhältnissen hier unzufrieden zu seyn. Von unserem Könige nach dessen Thronbesteigung als Hofbauinspektor berufen, hatte er mit derselben Ungunst der älter berechtigten Künstler zu kämpfen, und mußte wie Kugler dem Buchstabenrechte weichen. Man forderte von ihm, daß er die preußischen Examina mache, gleich den andern Architekten, die nur unter dieser schwierigen, kostspieligen und zeitraubenden Bedingung, auch bei eminentem Talente, zur Praxis und zum Staatsdienste zugelassen werden. Hallmann wollte sich dem nicht fügen, und schied darauf durch einen Vergleich wieder aus den preußischen Diensten. Seine Schrift ist daher auch eine Appellation an das Gericht des Publikums. Daß solche freimüthige und kräftige Sprache auch in diesem Gebiete gegen die Bureaukratie geführt werden darf, ist ein neuer Beleg der Annäherung an eine freie Presse.

Der Berliner Galgen ist abgebrochen. Die Kultur hatte ihn, früher in einer äußersten Sandwüste der Stadt vor dem Oranienburger Thor angelegt, bereits erreicht, die Stettiner Eisenbahn hat ihn überflügelt. Er war keine graue Ruine des Alterthums, und es geben damit weder ehrwürdige, noch besonders remarkable Erinnerungen unter. Nur der eiserne Judengalgen, an der äußern Seite angebracht, hätte in jetziger Zeit, wenn etwa ein Jude zum Tode wäre verurtheilt worden, zu Beleuchtung wichtiger Zeitfragen Anlaß geben können. Wir sind nun ohne Galgen; noch merkt man nicht den Einfluß. Aber unter dem Galgen fand man, merkwürdiger Weise, beim Abbrechen — einen Schatz; gestohlenes Gut, nicht ohne Werth, das die Diebe nicht sicherer verbergen zu können vermeint, als da, wo es Niemand suchen würde. Ueber die Zeit der Vergrabung ist nichts ermittelt. Möglich, daß der Dieb an demselben Galgen sein Leben endete und auf ewig stumm wurde, unter dem sein verborgenes Gut ruhte.

Beilage: Kunstblatt Nr. 73.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 220.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Mittwoch, den 14. September 1842.

Oh ye, who make the fortunes of all books,
Benign Ceruleans of the second sex!

Byron.

Vier Wochen in Berlin.

II.

(ſ. Nr. 184—188.)

Ich habe im vorigen Briefe von einigen modernſten Schriftſtellerinnen geſprochen; ich nehme das Thema heute wieder auf.

England hat in der Perſon der Gräfin Bleſſington eine Schriftſtellerin, die im Fach des ſocialen Romans mit Glück arbeitet. Sie beſitzt nicht die poetiſche Rückſichtloſigkeit der Madame Aurora Dudevant, von der dieſe Richtung moderner Romane ausgegangen iſt; doch neigt ſie ſich entſchieden ebenfalls zu den Intereſſen einer revolutionirenden Geſellſchaft, ſo weit dieß einer Engländerin möglich iſt. In ihrem Roman: „die Opfer der Geſellſchaft" ſind die intereſſanteſten Figuren diejenigen, die mit der geſelligen Ordnung und dem Codex der Moral im Streit liegen. Hier trifft ſie gänzlich mit der deutſchen Gräfin Hahn-Hahn zuſammen, nur daß dieſe ſich nicht entſchließen kann, am Schluß des Buchs ein hochnothpeinliches Gericht zum Beſten der Moral zu halten, wie die Engländerin es für nöthig findet, wenn ſie nicht geſteinigt werden will. Dieſer Schluß der „Opfer der Geſellſchaft" iſt abſurd. Wahnſinn und Tod, Schmach und Entſetzen werden der Heldin an den Kopf geworfen, und dieſe hat doch weiter nichts verbrochen, als deſſen jede elegante Frau, die in der Geſellſchaft lebt, allenfalls fähig iſt. Wer das Leben der vornehmen Kreiſe kennt, weiß, wie ächt und wahr ein ſolcher weiblicher Charakter iſt, wie er in der Perſon des Fräuleins Montreſſor geſchildert iſt, und wie er durchaus nicht die ſtrenge Züchtigung verdient, der ihn die Verfaſſerin unterwirft, lediglich um ſich bei der Moral einen guten Namen zu machen und es mit den Prüden ihrer Nation nicht zu verderben. Dieſer Zug geht durch die ganze engliſche ſchöne Literatur. Byron unterließ dieſe „Hinrichtungen" und wurde geſtraft. Wenn Bulwer ſeine intereſſanten Böſewichte, wie im „Eugen Aram," wirklich an den Galgen abliefert, ſo thut er es wenigſtens mit dem ganzen pomphaften Gefolge von Trauerſtören, weinenden Jungfrauen und händeringenden ſchönen Geiſtern, ſo daß der Juſtiz der Biſſen, der ihr ſo thränendurchweicht in den Mund geſchoben wird, gar nicht mehr recht ſchmecken will und ſie eigentlich ſich ſchämen muß, daß ſie ihn noch annimmt. Auf dieſe Weiſe dient man freilich der Moral, ohne ſich dabei die Finger zu verbrennen. Es kommt auf den alten Satz des ſchalkhaften Montaigne zurück, „daß die Poeten von der Sünde leben."

Die Gräfin Bleſſington nennt ſich irgendwo die Freundin Byrons; es iſt daher glaublich, daß ſie von

ihrem im Purpur der Poeſie geborenen durchlauchtigen Freunde die Kühnheit überkommen hat, mit der ſie hie und da die Feder führt und Mißbräuche in der Geſellſchaft aufdeckt. Ihr Talent iſt ein ſchönes, allein kein bedeutendes, und Damen der alten Garde der Literatur, wie Lady Morgan zum Beiſpiel, ſehen auf die Ideenarmuth dieſer Romanſchöpferinnen unſerer Tage mit Geringſchätzung herab. Allein die doktrinären Frauen ſterben nach und nach aus. Man hatte von der Frau von Staël her eine ſolche Maſſe ſpiritueller Funken über die Literatur dahinſtäuben ſehen, daß dieſes Feuerſpiel anfing zu ermüden. Die Geſellſchaft hatte ſich von den neuen Lehren angeeignet, was ſie ſich aneignen durfte und mochte; dann aber war auch die Wirkſamkeit dieſer Miſſionärinnen abgeſchloſſen, und ſie mochten nun ſagen, was ſie wollten, man hörte nicht mehr auf ſie. Die Inſtitute, deren Boden ſie auflockern wollten, wurden von der Zeit dennoch gehalten, und das Geſchrei der Stimmen ohne die Wirklichkeit, ja ſogar ohne die Möglichkeit einer That, wurde läſtig. So iſt die Miſſion einer Madame Dudevant ſo wie die einer Lady Morgan abgethan; es iſt nicht abzuſehen, was ähnliche Geiſter jezt noch wirken ſollen. Die Ehe lächerlich und abſurd, quälend und grauſam hinzuſtellen, iſt bis auf einen gewiſſen Grad geglückt; allein da die Zeit das Inſtitut einmal hält, ſo iſt der weitere Kampf zwecklos. Wer zum erſtenmal die geheimen Schäden der Ehe aufdeckte, machte mit ſeinem Buche eine gewaltige Wirkung; wer es aber noch thut und auf dieſelbe Weiſe thut, wie es Tauſende vor ihm gethan, iſt ein alberner und langweiliger Schwätzer und wir kehren ihm den Rücken.

Nach den vielen und mannigfaltigen Bildungsſtoffen, die unſere Zeit aufgenommen hat, ſcheint es, iſt's nöthig, daß ihr Ruhe werde, um das Empfangene zu geſtalten. Eine Menge Reformen haben bis jezt nur auf dem Papier geſtanden; es iſt nichts davon in's Leben getreten. Dieß zeigt, wie langſam der Organismus arbeitet, wie ſich die Zeit Zeit nimmt und wie wir mit unſerer krankhaften Haſt ohnmächtig abprallen von der feſten, geſunden, breiten Bruſt des vorſchreitenden Genius der Menſchheit, der ſeinen geheimnißvollen Weg ruhig verfolgt, über deſſen Haupt die ewigen Geſtirne kreiſen. Wenn ſich ein Inſtitut, ſey es des Staats oder der Geſellſchaft, wirklich nicht mehr halten kann, ſo wirft es die Hand eines Kindes um, und es braucht dazu nicht der tauſend Kräfte, die wir heutzutage ſich anſtrengen ſehen. Darum, ihr Romane, gebt uns wieder Stille, Ruhe, gebt uns den grünen Schmelz der Wieſen, das thaubeperlte Blatt der Roſe, die ſchöne Fülle und Klarheit lieblicher Jugend und Geſundheit. Laßt die Muſen, die auf dem Wege waren, ſich in politiſche Schreierinnen zu verwandeln, wieder die fröhlichen Tänze aufführen, die ſie einſt tanzten, als die Flöte Virgils ſie begleitete, als die Leyer Arioſts ſie hüpfen machte. Dieſe armen Mädchen des Olymps, wie ſchmählich habt ihr ſie vernachläßigt, wie wenig wißt ihr noch von der Grazie und Süßigkeit eines griechiſchen Mundes, der die Zauberformeln göttlicher Anmuth, heitern Scherzes, köſtlichen Muthwillens in den friſchen Formen einer ſchönen Sprache rundet! Eure Bücher wimmeln von ſchlechten Sprachformen, eure Gebete an die Götter ſind trocken und albern, eure Liebesbriefe ſelbſt ſind Gezänke. Ihr ſeyd nicht mehr im Stande, euch im Schatten eines Baumes hinzuwerfen und ein Liedchen vor euch hinzuſummen; ihr nehmt jeden jungen zappelnden Vers und laßt ihn, in ſchwarze Farbe getaucht, in Bücher drucken. Wie wenig lieben das die Muſen, wie gehäſſig iſt dieß den Grazien!

(Fortſezung folgt.)

Empfindſame Reiſen.

(Fortſezung.)

Wiſſe, günſtiger Leſer, daß dieſe Diskuſſion, welche dir ſehr außer der Zeit zu liegen ſcheint, uns deſto näher, örtlich nächſt ſogar lag. Die Bank, worauf wir ſaßen, war die Einfriedigung eines kleinen Monuments, beſtehend aus einer Meſſingplatte mit der Inſchrift: „Hier hat die Aſche Napoleons geſtanden, auf ihrer Ueberfahrt von St. Helena nach Frankreich.“ Ein Modell des Sarges, weiß eingehüllt, an den Ecken die Adler des Kaiſers, auf der Decke ſeine große mythiſche Chiffer N. erhob ſich über dem Denkworte. Die „Normandie“ hatte die Belle Poule abgelöst und war ihrerſeits von einer „Dorade“ abgelöst worden. Unterhalb Paris, bei Courbevoie, däucht mich, landete er — dießmal wohl zum leztenmale, empfangen, wie ſonſt, geleitet, wie ſonſt, aber Aſche, Aſche. Kein Funken mehr, nicht einmal ſo viel Gluth, um das franzöſiſche Stroh anzuzünden oder die ſtrenge Kälte des Wintertages durchzuwärmen. Die Engländer ſchwazten in ihrer Weiſe noch lange darüber, bis Lord Byron Hunger bekam und in die Kajüte eilte.

Von Rouen bis zum Havre fährt das Dampfſchiff ohngefähr ſechs Stunden, eine Strecke nicht ohne Reiz, mit ſchönen Ufern, felſig, bewaldet, romantiſch und mit noch ſchöneren Waſſerſichten, Inſelbildungen, Stromgängen, in immer wachſender, immer beſchleunigter Entfaltung der Seine. Tancarville mit ſeinen heroiſchen Reminiscenzen, die ſtolze Abtei Jumièges, die Mährchenwelt von Robert dem Teufel, Caudebec und ſeine ſchöne Kirche, Quillebeuf, auf dem Waſſer ſcheinbar

ſchwimmend, lauter vergangene Herrlichkeiten tauchen auf, tauchen nieder; der Kiel rauſcht durch das reiche Sagengebiet der Normandie wie ein mächtiger Rhapſode, mit dem Stab die tönende Waſſerharfe ſchlagend.

Leider — nur in einer ſchändlichen Parentheſe ſey es geſagt — war die Muſik an Bord gegen dieſe Sphärenharmonie eine bloße abſcheuliche Bierfiedelei. Und wiederum leider waren dieſe bloßen abſcheulichen Bierfiedler, welche nach einer unbegreiflichen Uebereinkunft in der menſchlichen Geſellſchaft das Recht beſitzen, ruhige Bürger oder luſtige Reiſende, trotz aller Gegenvereine, Thierzuquälen, ſie waren Deutſche, ſie waren mehr als Deutſche, aus Fulda waren ſie, wie der Dialekt der langen Clarinette unwiderleglich bewies. Mich ſchauderte. Aber nein, iſt es nicht in ganzem Ernſte ſpaßhaft, daß es faſt auf allen Dampfſchiffen ſolche Tonwanzen gibt, die man obendrein noch zahlen muß? Ich bin kein verwöhntes Ohr, kein ſtrenges Urtheil, kein ekler Nerv, und wohl weiß ich ein leichtes Lied, eine Flöte oder Guitarre zur Waſſerfahrt, Abends in freundlichem Kahne, zu ſchätzen, wie ich ſoll; nur dürfen ſolche Profeſſioniſten nicht den ganzen lieben langen Tag ſtreichen, blaſen und greifen, obendrein jede Note fälſchend, jeden Laut zerreißend, jedes liebe oder unliebe Muſikſtück bis zur Unkenntlichkeit karikirend.

Dringendes Bedürfniß der Zeit iſt eine Waſſerpolizei gegen vagirende Muſikanten; Deklamatoren werden mit eingeſchloſſen. Vielleicht kommen diejenigen obrigkeitlichen Perſonen dieſem mannigfach gefühlten Bedürfniß entgegen, welche jetzo nur die Päſſe der Reiſenden ſorgfältigſt viſitiren und viſiren. Meine Herren, erſtrecken Sie doch Ihre äußerſt dankenswerthe Mühewaltung auch auf die Bäſſe. Ein abſcheuliches Wortſpiel, nicht wahr? Gut noch, daß ich nicht auf ein anderes Inſtrument gefallen bin.

Bei Honfleur dämmert uns eine graue, friſche, weite, kühle Meeresahnung voll entgegen. Schiffe ſchon von allen Seiten; ſie mehren ſich im Maße, als die Häuſer ſich mindern. Die Ufer treten immer weiter zurück. Kaum erkenne ich die maleriſch geſchwungenen Höhenzüge hinter Havre. Ueber Honfleur auf der äußerſten Spitze der ſcharf abgeſchnittenen Küſte ſteht ein großes Kreuz und eine kleine Kapelle für die Dankgebete geretteter Seefahrer und für die Verzweiflung vergeblich ausſchauender Wittwen und Waiſen. Die Tonnen im Waſſer, Meilenzeiger und Wegweiſer, ſchwanken ſchon gleich Irrlichtern, aber ſchwarzen, bald hoch auf, bald tief unter den Wellen. Standesperſonen, inſonderheit Damen von gutem Ton und öffentlichem Zartgefühl, müſſen hier ſeekrank zu werden ſuchen. Der Bediente breitet dann einen Teppich auf dem Deck aus, der Steward bringt ein Kiſſen, der Ehemann einen Mantel, und der Freund entfernt ſich, ob lächelnd oder ſeufzend, ich weiß nicht. Welche Gelegenheit für plaſtiſche Talente, Stellungen, Gewandwürfe, künſtliche Lockenzerſtörungen —! —

Havre liegt auf einem Dreieck, das in die verſchlungenen Gewäſſer des Kanals und der Seine keck hineinragt. Wenn der Dämpfer um die Jetée herumſchwenkt, thut ſich der Binnenhafen der Stadt gaſtlich auf. Langſam keucht der verſchnaufende Gigant die ſchmale Straße in das Baſſin hinauf, an Wartthürmen, Leuchten, Seebollwerken, Kriegs- und Friedensfahrzeugen vorüber. Wer noch keine ähnliche Scene geſehen hat, wird nicht eher aus dem Erſtaunen kommen, bis er in das Wirthshaus „Hôtel de l'Amirauté“ tritt. Mir ging es umgekehrt. Ich wunderte mich mehr über das leztere, als über die erſtere, denn jenes war eben ſo ſchlecht, als dieſe ſchön und verheißungsreich. Nur das Zimmer mit dem Blick auf das Baſſin und über's Meer ſöhnte mich aus mit einem äußerſt mittelmäßigen Mahle.

Nach einem tüchtigen Gange durch eine fremde Stadt Abends im Fenſter liegen, das Weltmeer rauſchen hören in langen, feierlichen Athemzügen, und dazwiſchen auf das kleine Geräuſch der nachtdunkeln Menſchen zu Füßen lauſchen, das iſt ein Augenblick, den ich um Vieles in der Welt ſo ganz ausſchöpfen und ausſchildern möchte, ſchriebe ich nur für mich, zum Schreiben, nicht zum Leſen für Andere, die das hundertmal beſſer geleſen haben und hundertmal ſchlechter. Ich ſchweige. Es ſchwatzen für mich die Windfahne über meinem Haupt und der Wimpel des großen Dreimaſters drüben. Seltſames Nachtgeſpräch das, und ſeltſame Nachbarn. „Gevatterin,“ klatſcht die Fahne, „Ihr wißt nicht, was hier im Hauſe alles vorgeht, und am Lande erſt und in der Stadt; ich ſage Euch, es iſt ein Scandal.“ — Und der Wimpel: „Als ob es beſſer wäre auf dem Waſſer! Geht mir doch, Frau Baſe! Ihr ſeyd mir auch die Rechte: immer auf einem Fleck und doch nach jedem Winde.“ — „Ei, Ihr ſeyd ja ein recht grober Geſell.“ — „Schiffers Art, Alte.“ — „Ihr verlaufenes Volk“ . . .

Da kletterte der kleine Schiffsjunge an den Stangen und Tauen in die Höhe und ſchlug den Wimpel in's Geſicht, daß er ſtill war. Er ſteckte die Laterne am Maſte an. Ueberall funkelten Lichtlein auf, unter den großen Baumwollenballen, aus trüben Kajüten- und Hüttenfenſterlein, droben am Himmel auch. Mein Kopf wäre faſt eingeſchlafen auf der harten Brüſtung, ſo ſangen Wind und Welle das müde, alte Kind gemeinſam ein.

(Schluß des dritten Artikels.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Hamburg, August.

(Fortsetzung.)

Luxus. — Neubau der Stadt.

Daraus folgt aber nicht, daß in Hamburg alle Noth verschwunden wäre. Viele Tausende bluten und viele Hunderte verbluten an den Wunden, die der Brand ihrem Wohlstand geschlagen. Für sie sind jene Kapitalien nur vorhanden, um ihnen ihr eigenes Elend in desto grellerem Lichte zu zeigen, ja um sie wirklich noch stärker zu benachtheiligen, da sie, die Mittellosen, mit denen, welche die Hände voll Geld haben, die Concurrenz nicht aushalten können. Zu diesen gehören vorzugsweise die Versicherten der insolventen Brandversicherungsassociationen, etwa 5000 Familien, die zum Theil Alles, zum Theil die Hälfte ihrer Habe und ihre Geschäfte verloren. — Einige große Fallissemente, die nach dem Brande ausgebrochen, stehen zu diesem in keiner Beziehung; vielmehr sind Insolvenzerklärungen in Folge der Maitage bis jezt, so viel wir wissen, nicht vorgekommen. Sie werden aber ohne Unterstützung der bei Bieber Versicherten gewiß nicht ausbleiben, denn zu viele derselben haben Verbindlichkeiten, zu deren Erfüllung ihnen die Mittel abgehen.

In dem Convent, in dem die Deckung und Tilgung der Anleihe beliebt ward, wies der Senat auch auf Ersparungen hin, die von Seiten des Staates gemacht werden sollten, und Sparsamkeit wird überall empfohlen. Einige der größern Familien schränkten sich in der That bedeutend ein, namentlich im Geben von Gesellschaften und anderem theuern Luxus, so daß die Leute des Mittelstands, welche von ihnen zu verdienen gewohnt sind, es alsbald merken konnten. Sparsamkeit ist gewiß eine weise Tugend, aber nur die rechte, die ihre Grenzen kennt und nicht vergißt, daß der Luxus in großen Städten der Ernährer eines bedeutenden Theils ihrer Einwohner ist. So weit also in Staatsausgaben Sparsamkeit eingeführt wird, läßt sich nichts dagegen sagen, aber im Privatleben lassen sich große und plötzliche Beschränkungen nicht ohne bedeutenden Nachtheil für viele fleißige und sorgsame Bürger in's Werk seyen. Uebrigens ist von einer solchen Sparsamkeit im Mittelstand, dem sie zuerst empfohlen werden möchte, keine Spur zu bemerken, vielmehr steht hier der Luxus auf einer Höhe, wie bisher nie. Mobilien, Hausgeräth, Kleidungsstücke sind so elegant, wie bei dem reichen Manne; die Vergnügungssucht ist viel größer und die Lustbarkeiten augenfälliger. An den Sonntagen dieses Sommers waren trotz des Brandunglücks alle Lustörter in einem Umkreise von zwei Meilen so stark besucht, wie je in einem der vorhergehenden Jahre. Die Dampfschiffe, welche Vergnügungsfahrten nach dem dänischen Fischerdorfe Blankenese, nach dem hannöverschen Städtchen Harburg, nach Cuxhaven oder Helgoland, nach Stade oder Glückstadt, nach Boyzenburg oder den Vierlanden machten, waren alle mit Passagieren bedeckt, und die Hamburg-Bergedorfer Eisenbahn, die vorläufig doch vorzugsweise auf die Vergnügungslust der Hamburger angewiesen ist, hatte mitunter Sonntags bei der lezten Tour ihre sämmtlichen Wagen besezt. Außerdem fahren nach allen Orten um Hamburg Omnibus und Journalièren, die ihre Rechnung finden. Wenn der Sonntag erscheint, strömt es in mächtigen Strahlen nach allen Seiten aus den Thoren in's Freie.

Der Neubau der abgebrannten Stadttheile hat viele Federn in Bewegung gesezt, und einstimmig ist der Wunsch, daß die engen, regellosen Schlangenwindungen der Straßen nicht wieder erscheinen mögen. Unbeschadet dessen wünscht aber auch jeder Grundeigenthümer, dessen Erbe eine gute Lage hatte, das Seinige unverändert zu behalten. Der Egoismus dieses Theils der Bevölkerung ist in der That sehr groß. Eine lang ersehnte Verschönerung Hamburgs wäre die Anlegung eines dritten Spazierganges (Jungfernstiegs) um das Bassin der Binnenalster, auf ihrer östlichen Seite, wo das nun auch eingeäscherte Zuchthaus stand, bis an den Wall beim Detentionshause. Dadurch wäre die Binnenalster von vier prachtvollen Spaziergängen eingeschlossen worden, und nicht leicht möchte eine andere Stadt eine solche Zierde aufzuweisen haben. Aber die Eigner mehrerer Grundstücke in der Zuchthausstraße und am Holzdamm weigern sich, auch nur von ihren am Alsterufer liegenden Gärten einen Theil dazu herzugeben, versteht sich gegen gute Entschädigung. Wenn also auch nicht wegen seiner Kostspieligkeit, so mußte schon wegen dieser Halsstarrigkeit der Eigenthümer der großartige Lindley'sche Plan bei Seite gelegt werden. Man bezeichnet den Plan des hiesigen Architekten de Chateauneuf als denjenigen, welcher dem Aufbau zu Grunde gelegt werden dürfte; nach diesem würden nur dort Erweiterungen und Verbesserungen eintreten, wo die Mängel der Lokalitäten allzu merkbar geworden waren, im Uebrigen aber die Stadt, nur in größerer Regelmäßigkeit, hergestellt werden, wie sie war. Doch auch dabei wird man noch auf viele Schwierigkeiten stoßen, denn das Expropriationsgesez darf auf Verschönerungen nicht ausgedehnt werden, und wo ist bei diesem Wiederaufbau die Grenze zwischen nöthiger Verbesserung und bloßer Verschönerung zu finden? Das für die Herstellung der Stadt verheißene eigene Expropriationsgesez ist bis jezt noch nicht gemacht; wohl aber erheben sich in verschiedenen Straßen schon neue Häuser aus der Asche der niedergebrannten, und kürzlich wurde auf dem Holzdamm der erste Baukranz über der Ruinenstadt aufgehängt. In den Straßen, welche breiter gelegt werden sollen, werden, wie es heißt, die Eigenthümer der Häuser auf der ihren Platz behaltenden Seite die Hälfte der Entschädigung derer tragen, die ihre Erben einziehen müssen. Den Bau der öffentlichen Gebäude anlangend, so werden die Kirchen zuerst bedacht. Die am Bußtage für das Brandunglück zum Besten der Kirchen veranstaltete Collecte ertrug 21,000 Mark; freilich nicht den fünften Theil dessen, was 1750 für die abgebrannte Michaeliskirche einkam. Aber es bildete sich zunächst zum Aufbau der Petrikirche eine Commission, dann eine für den Aufbau beider eingeäscherter Gotteshäuser, und endlich kam ein Verein von Frauen und Jungfrauen Hamburgs dazu, welche für denselben Zweck arbeiten und sammeln wollen. Von dem Petrikirchenthurm kann das Gemäuer benuzt werden, auch vieles von dem Steinwerk der Kirche, deren innere Ausschmückung auch großentheils gerettet ist, namentlich die Gemälde von der Stadt aus dem dreizehnten und fünfzehnten Jahrhundert. Die Nikolaikirche dagegen hat fast Alles verloren und ist so sehr zerstört, daß nicht ein Stein der Ruine wird benuzt werden können. Die kleine Gertrudenkapelle wird bereits einigermaßen ausgebessert, um später der Petrigemeinde als Gotteshaus zu dienen. Diese Gemeinde hält jezt in der Aula des Johanneums ihren Gottesdienst; die Nikolaigemeinde hat sich in der Waisenhauskirche eingerichtet.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 94.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 221.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Donnerſtag, den 15. September 1842.

Where's the roll? where's the roll? — Let them appear as I call; let them do so, let them do so! Let me see! Where is Mouldy?

Shakespeare.

Kriegsſpiele.

Einberufung der Landwehr. — Marſch der Linie.

(Im gegenwärtigen Augenblick, wo die großen Kriegsübungen am preußiſchen Rhein die Aufmerkſamkeit beſchäftigen, dürfen die folgenden Skizzen auf gute Aufnahme rechnen, zumal den meiſten Leſern das preußiſche Wehrſyſtem nur im Allgemeinſten bekannt iſt. Wir werden vom ſelben Verfaſſer eine Beſchreibung des Lagers bei Grimlinghauſen und der Kölner Feſte folgen laſſen.)

Bei den großen Manövern, welche in Preußen alle drei bis vier Jahre gehalten werden, wie überhaupt in der ganzen Bewaffnung dieſes Militärſtaates, ſpielt die Landwehr eine ſehr große Rolle. Jeder Staatsbürger wird in ſeinem ein-und-zwanzigſten Jahre vor eine Aushebungscommiſſion geſtellt, die ihn auf das Gutachten von Aerzten zum Militärdienſte körperlich tauglich oder untauglich erklärt. Lezteres kommt viel ſeltener vor, als man glauben könnte; wer befreit werden will, muß für jede Waffenart, ſelbſt für den Train, untauglich ſeyn. Mit einem fehlenden Auge oder einer verkrüppelten Hand iſt es nicht gethan. So erinnere ich mich ſehr gut, unter den „Fahrern" der Geſchütze ſchöne ſtarke Leute gekannt zu haben, die an der linken Hand verwachſene, unbrauchbare Finger hatten, und doch nach einiger Uebung ihren Zügel ganz gut zu führen wußten und den Dienſt auf's Beſte verſahen. Die Dauer der Dienſtzeit für jede Waffenart iſt geſetzlich auf drei nach einander folgende Jahre feſtgeſezt; ſie wird jedoch bei der Infanterie auf ein und ein halbes Jahr, bei der Reiterei und Artillerie auf zwei und ein halbes Jahr ermäßigt, nach welcher Zeit die Leute zur Kriegsreſerve entlaſſen werden, von der ſie zur Landwehr übergehen, um in dieſem Verbande bis zum vierzigſten Lebensjahr zu verbleiben.

Dieß klingt hart; ein ſolche Feſſel, welche alle Lebensverhältniſſe einzuzwängen ſcheint, kommt dem Ungewohnten unerträglich vor. Der Preuße macht ſich auch im Allgemeinen keineswegs ein Vergnügen daraus, nach der Dienſtzeit in der Linie noch eine Reihe von Jahren Landwehrmann zu bleiben; aber jeder erkennt die Nothwendigkeit des großartigen Inſtituts und bringt gern dem allgemeinen Beſten alle drei bis vier Jahre einige mühevolle Wochen zum Opfer. Denn vom Appell, der jährlich zweimal die Landwehr zuſammenruft, iſt gar nicht zu reden; dieſe Verſammlungen werden von den Leuten meiſt als Luſtpartieen angeſehen. Der Appell wird in der Nähe ſelbſt jedes größern Dorfes Compagnienweiſe abgehalten. Man wählt hiezu gewöhnlich den Sonntag, um keine Arbeitszeit zu verderben. Außer den Landwehrmännern ſelbſt findet ſich eine Menge von Zuſchauern aller Claſſen ein, und ein buntes Gewühl bedeckt den

Platz. Schenkwirthe und Marketender haben sich ebenfalls eingefunden, und wenn nicht der lustige Ton der Fidel fehlte, könnte das Ganze für ein Volksfest gelten; es wird dabei gelacht, gejubelt und zuweilen etwas geprügelt, gerade wie bei den Kirchweihfesten. Die Soldaten, die hier manchen alten Bekannten treffen, den sie vielleicht im ganzen Jahre nicht gesehen, und sich dabei mancher Streiche aus dem Garnisonsleben erinnern, necken einander, und selbst gesezte Familienväter gedenken mit Lust der Zeit ihres Rekrutenstandes und lachen und scherzen, als habe ihnen so eben erst der Capitän d'Armes die Exerzierjacke angezogen. Natürlich erscheinen dabei Alle in ihren Civilkleidern, und nur die Lieutenants, die gestern noch mit der Feder hinter'm Ohr ihren beutigen Soldaten die Rechnungen ausgestellt oder fertige Waaren abgenommen, brüsten sich in ihren Uniformen, ohne sich heimlich darin zu fühlen. Bald zwängt sie der steife Kragen, bald kommt ihnen der Degen zwischen die Beine, und so sehr sie sich bemühen, recht militärisch auszusehen, so blickt doch beständig ihr friedliches Gewerbe störend aus dem Waffenschmucke hervor.

Endlich kommt etwas Ruhe in den bewegten Haufen; man gewahrt den Landwehrmajor, der mit seinem Adjutanten zu Pferde auf dem Appellplatze erscheint. Ihm folgt der Feldwebel, der sich vor seinen Kameraden in der Linie durch ein noch würdevolleres, gemesseneres Benehmen und eine weit stärkere Brieftasche unterscheidet, die zwischen dem zweiten und fünften Knopfe seiner Uniform wie ein Vorgebirge hervorsieht. Daß sich der Feldwebel der Landwehr an solchen Tagen ein großes Ansehen zu geben sucht, ist sehr natürlich; er ist ein entlaubter Stamm, dem innen im Marke die schaffende Gewalt wohnt, die schaffende Gewalt der Landwehrliste, die ihm am Appelltage wie mit einem Zauberschlage eine dreimal größere Anzahl Untergebener zuwirft, als seine Collegen in der Linie commandiren. — Beim Erscheinen des Majors und des Feldwebels ordnet sich der Haufen der alten Soldaten von selbst in drei Glieder und bildet eine Fronte; der Feldwebel liest darauf die Namen Aller ab, die zu seiner Compagnie gehören und demnach auf dem Platze seyn müssen. Jeder Gerufene tritt aus dem Gliede und stellt sich einige Schritte abwärts, so eine neue Linie bildend, damit keine Unterschleife vorkommen und etwa einer für drei, vier Bekannte, die es nicht für gut gefunden hätten, beim Appell zu erscheinen, auf ihre Namen mit „Hier" antwortet. Nachdem die Compagnie verlesen und die Fehlenden notirt sind, läßt der Major einen Kreis schließen, theilt der Compagnie mit, was im Laufe des halben Jahrs im Bataillon vorgefallen ist, als da sind Urlaubsbewilligungen, Arrestverleihungen, kurz Alles, was die Soldaten angeht, und entläßt darauf die Mannschaft mit einer Rede voll Salbung.

Etwas ganz Anderes als diese jährlichen Musterungen sind die kleinern und größern Manöver. Schon bei den erstern wird die Landwehr in Regimenter und Brigaden zusammenberufen, erhält Waffen und Montirungsstücke und exerziert vierzehn Tage bis drei Wochen in verschiedenen Bezirken. Alle vier bis sechs Jahre wird nun aber ein sogenanntes großes Manöver abgehalten, an welchem ein oder, wie in diesem Jahre, zwei Armeecorps Theil nehmen.

(Fortsetzung folgt.)

Vier Wochen in Berlin.

(Fortsetzung.)

In die Galerie der modernen schreibenden Frauen gehört die Gräfin Rostopschin in Petersburg, ein Talent, ähnlich dem der Lady Blessington, ebenfalls die jezt bestehenden Formen der Gesellschaft als Gegenstand geistreicher Persiflage ergreifend. Sie hat nicht das Feuer Lermontoffs, nicht die Libertinage des Grafen Salahoup, aber auch nicht die kühle, kalte Feder Joukoffskys. Sie gehört ganz der Gegenwart an, und ihre Schilderungen der Gesellschaft sind blühend und wahr, obgleich man englische und französische Muster nicht verkennen kann. Das Leben der höhern Stände in Petersburg ist nach französischem Styl geformt; es läßt sich also denken, daß, was man in Paris anbetet und verdammt, man auch in Petersburg anbeten und verdammen wird. Eine Schriftstellerin wie die Gräfin Rostopschin kann also unmöglich original seyn; wenn man russische Originalität finden will, muß man sie nicht in den Petersburger Salons suchen.

Unter den deutschen Schriftstellerinnen zeigt sich Amalie Winter als eine bedeutende Erscheinung. Die kleinen Produktionen, mit denen sie bis jezt hervorgetreten, durchleuchtet eine scharfe, lebendige Auffassung, und diese Schärfe wird gemildert durch einen bei einer Frau seltenen Humor. Die Stoffe der Gegenwart liegen auch ihr sehr nahe und sie greift sie mit großer Selbstständigkeit und ohne jene poetische Beschränkung an, die ihre leidenschaftlicheren Mitschwestern mitbringen und wodurch ihre Lehrsätze so oft getrübt und unsicher werden. Es ist Schade, daß diese Dame kleinen Verhältnissen angehört; mit ihrem scharfen Auge, ihrer suchenden Seele, ihrem Herzen, das für jedes menschliche Interesse pulsirt, gehörte sie recht eigentlich auf den Markt unseres Lebens. Einige flüchtig hingeworfene Skizzen von ihrer

Feder zeigen, wie sie mit ihrem geistigen Wollen überall hintastet und das Wesen der Dinge ergründen möchte, die sie nicht in der Nähe sehen kann. In aristokratischen Verhältnissen geboren, ist sie weit entfernt, an diese Schranken sich zu halten; jede Volks- und Gesellschaftseigenthümlichkeit reizt sie zu einer Menge von Combinationen, von denen die meisten aus Unkenntniß der Dinge nur witzige Spielereien sind, andere jedoch in das Ziel treffen und überraschende Resultate geben. Das einsame, stille, in Liebe und Entsagung hinsterbende Leben einer Frau hat wohl Niemand schöner geschildert und in so wenig wortreicher Schilderung als sie, und nur lediglich deßhalb, weil ihr ein solches Leben in der Nähe vorlag. Erfunden hätte sie es nicht, die Poesie in ihrer Fülle ist ihr nicht zugetheilt; allein das Wirkliche, das Bestehende findet an ihr eine Darstellerin, wie es wenige gab und keine gibt.

Noch erwähne ich einer deutschen Dichterin, welche die zartesten, tiefsten und bedeutungsvollsten Töne der Lyrik, fast ungekannt in unsern guten deutschen Landen, anschlägt. Es ist Betty Pauli, eine Wienerin. Die Journale in ihrem ewigen Geschwätz, in ihrer Mißgunst, ihrer Tadelsucht und unerhörten Leichtfertigkeit überhüpfen, indem sie uns bogenlange Episteln über insipide Schauspieler und Tänzer bringen, oft das wahre Talent, dessen Verkünder sie seyn sollen. Wir erinnern uns, die schönsten Verse Betty Paulis in den Wiener Jahrbüchern gelesen zu haben, ohne daß auch nur einer bedeutenden Zeitschrift es eingefallen wäre, auf sie aufmerksam zu machen. Es ist dieß eine Unart unserer Zeit. Während sie die geschmacklosen, poesielosen, aus Zeitungsartikeln in Reime metamorphosirten Produktionen eines Hoffmann von Fallersleben erhebt, nur weil sie dem Geschrei des Tages schmeicheln, übergeht sie die duftenden Blumen ursprünglicher Dichterkraft. Uns fehlt ein ganz unabhängiges Journal, das sich der stillen, keuschen, scheuen Namen annähme, die gleich den pauvres honteux einen Nimbus der innern Würde um sich tragen, aber zu stolz sind, sich den Ruhm zu erbettelu, und zu arm, ihn zu erkaufen. Es gibt in Deutschland viele solcher Talente, und ein Journal dieser Art, eine wahre, ächte Adelszeitung des Talents, thäte uns noth.

Malerei und Sculptur haben, viel mehr als Poesie und Musik, die Freiheit hinzugehen, wohin sie wollen. Die politische Karrikatur wäre das eigentliche Feld für die Genremalerei unserer Tage, wenn sie mit den Liedern eines Hoffmann wetteifern wollte. Statt dessen haben wir in allen Ausstellungen bis zum Ueberdruß Matrosen, Helgoländer Schiffer, Beduinengruppen, italienische Mädchen am Brunnen, und halbnackte Sklavinnen, von Korsaren geraubt und feilgeboten. Wie dieß Alles gerade für uns und unser deutsches Leben paßt, begreift man nicht. Es weht auch kein Hauch des Gemüths, der Fröhlichkeit, der Laune in diesen pretiösen und doch so inhaltsleeren Compositionen. Man sieht nur Bärte, schwarze Augen, fliegende Schleier, rothe Mieder, ein so oder so gestelltes Bein, einen auf eine Marmorplatte gestützten Arm, ein fades Lächeln oder einen eben so faden Ernst. Was sollen uns die Figuren des alten Testaments im nationalen Aufputz, den ihnen Vernet umhängt? Wird uns dadurch ein altes, köstliches, süßes Geschichtchen näher gerückt? Geht nicht hier auch alles in Bart, Burnus und Thierfell unter? Ist's bei Rebecca nicht mit kohlschwarzem Haar und dunkeln Augen abgethan? Sieht man noch sonst Charakter an ihr? Ueber jedem ächten Kunstwerk, so auch über den Poesieen des alten Testaments, schwebt jener Athem der Ironie, jene süße, in Lächeln verklärte Anmuth, die bei dem ernstesten Gegenstand immer das helle, klare, unbewußte Kindesauge durchblicken läßt. Diese Ironie ist unsern Schöpfungen völlig fremd geworden, und nur in den Bildern Overbecks und Veits blickt sie erhebend und erfreuend durch; allein sie ist durchaus nicht vorhanden bei den Franzosen, und namentlich ist Vernet ihr unleidlichster Antagonist, und diese Art, die alten heiligen Geschichten zu behandeln, ist die unleidlichste, die es geben kann. Es soll so viel Wahrheit darin liegen; aber es ist die Wahrheit einer Flanellfalte, es ist die Wahrheit eines gutgepuzten Beduinenbartes. Dagegen halte man das Blättchen von Overbecks Composition, die Eltern des Tobias, die am Fenster sitzen und nach ihm ausschauen. Hier ist die innere Wahrheit, die Wahrheit der Seele, entgegengesezt der Wahrheit des Flanells.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Hamburg, August.

(Fortsetzung.)

Unterstützungsbehörde und Hülfsverein. — Die Hefe des Volks.

Im Waisenhause, dessen Zöglinge nach dem freundlichen Harvestehude, dem Sitz Hageborns, verlegt sind, ist der Rath mit seinen Angehörigen einquartirt; das öffentliche Leihhaus ist zum Detentionshause umgewandelt, und lezteres, bereits wieder aufgebaut und mit Asphalt gedeckt, soll fortan die schweren Verbrecher beherbergen. Das Zucht-, Werk- und Armenhaus ist in der Uhlenhorst, einem Landgute an der Außenalster, eingerichtet. In die Vorstadt St. Georg sollen späterhin auch die Kasernen verlegt werden. Der Staat stand auch wegen Ankauf des berühmten Tivoli mit seinem Theater und Wintergarten in Unterhandlung, allein er wollte

die Forderung des Eigners, 190,000 Mark B., nicht bewilligen und der Kauf unterblieb. Dieses großartige Gebäude sollte zum Armenhause dienen, dessen jetzige Insassen auch in einem prachtvollen Palast wohnen.

Einen provisorischen Aufbau der Stadt haben Privaten, der Hülfsverein und die Unterstützungsbehörde bereits fast vollendet; die Privatpersonen, in so fern sie sich im alten Jungfernstieg und an den freien Plätzen inmitten der Brandwüste Geschäftslokale und Läden, so gut es sich in der Eile thun ließ, wieder herstellten; die Unterstützungsbehörde und der Hülfsverein, eigentlich nur im Namen verschieden, ließen auf der Esplanade und an andern Orten schon besser eingerichtete Boutiken, und vor dem Stein- und Dammthore, so wie auf dem Walle, an derselben Stelle, wo im vorigen Jahre beim Musikfest ein Tempel der Freude, die Tonhalle stand, viele Wohnungen für ärmere Leute errichten. Dem großen Bedürfniß abzuhelfen und dem Miethewucher vorzubeugen, war ihr gedoppelter Zweck. Den leztern haben sie dadurch leider nicht erreicht, denn sie werden von den Miethern schlecht unterstüzt, weil diese sich lieber den härtesten Forderungen der Hauseigner unterwerfen, als in Buden wohnen wollen. Indeß sind diese leztern dennoch besezt, und es werden deren immer neue gebaut. Weislich gibt die Unterstützungsbehörde diese Lokalitäten nicht umsonst hin, denn sonst wäre das Mißverhältniß, den Opfern des Miethewuchers gegenüber, noch größer. — Die Hülfe, welche von diesen wohlthätigen Behörden anderweitig geleistet worden, ist, Dank der Theilnahme Deutschlands und der Fremde, wirklich großartig in ihren Erfolgen. Allein der Hülfsverein, dessen ganzes Vermögen mit einem Zuschuß von der Unterstützungsbehörde nur etwas über eine halbe Million Mark B. betrug, hat gegen 5000 Familien damit unterstüzt, wovon 4000 jede 50 bis 100 Mark bekamen, die übrigen je 150, 200—500 Mark. In viel größerem Maße half die Unterstützungsbehörde, die über bedeutendere Summen verfügt und namentlich Vorschüsse gemacht hat, welche wohl nie wieder zurückgezahlt werden möchten. Freilich war der Form wegen Bürgschaft für diese Anleihen erforderlich; aber es haben sich Bürgen gestellt für Abgebrannte, die sie nie gekannt und von denen sie nur das Zeugniß der Rechtlichkeit erhalten hatten. Auf diese Weise hatten Unterstützungsbehörde und Hülfsverein bereits in der Mitte des Juli mehr denn die Hälfte der milden Gaben an die vertheilt, für welche sie so schnell herbeigeflossen waren, und es darf gesagt werden, daß diese Hülfe Hamburg vor unendlicher Noth, vor großer Zerrüttung seiner Zustände, vor vielem Frevel bewahrt hat.

Freilich sind wohl nicht alle Gaben in die rechten Hände gekommen, was auch fast unmöglich gewesen wäre; denn wie schwer ist in solchen Fällen die wahre Noth von der zudringlichen, schlauen Unverschämtheit zu unterscheiden! Und es darf nicht geleugnet werden, daß auch bei dieser Gelegenheit eine nicht geringe Zahl jener Faullenzer und Taugenichtse, die stets von Anderer Arbeit zu leben trachten, ihre schmierigen Hände zum Nehmen vor den Bedürftigen vorausgestreckt hat. Erfüllt auch dieser Gedanke mit Unwillen, so muß man doch einräumen, daß in der ersten Zeit, wo noch Alles ungewiß war, es klüger schien, selbst den erkannten Schmarotzern etwas zuzustecken, damit sie durch ihr leidiges Geschwätz und ihre Frechheit die große Calamität nicht noch vermehrten. Diese schlechteste Klasse unserer Bevölkerung ist von der Polizei und von den Wohlthätigkeitsbehörden mit vieler Umsicht in Schranken gehalten worden, indem man ihnen sofort auch den Vorwand der Noth benahm und sie scharf im Auge behielt. Wenn in England durch eine Stadt 14,000 Menschen in tiefstem Schweigen ziehen, oder 25,000 eine Versammlung in größter Ruhe abhalten können, so möchte es für Hamburg mehr als schlimm seyn, wenn nur 400 Bewohner der Pracherherbergen und ähnlicher Höhlen durch die Straßen zögen. Der Uebermuth dieser Menschen hat noch nie wahre Noth gekannt; sie werden wegen Bettelei und Vagabundirens von Zeit zu Zeit verhaftet, und sie tragen eine mehr als bettelhafte Armuth zur Schau; aber wer sie bei ihren Orgien belauschen könnte, würde mit Erstaunen sehen, wie sehr sie aller Noth Hohn sprechen. Wenn in England die Gesellschaften zur Abstellung der allgemeinen Noth bei Rostbeef, Plumpudding, Ale und Porter sich von dem Elend der irischen Kartoffelesser mitleidig unterhalten, so erzählen die „Budje's" in den Bettlerherbergen, im tiefen Keller und andern Orten, sich von den Dreilingen und Sechslingen, die sie zusammengebettelt, bei Mahlzeiten, welche viele Thaler herzustellen gekostet. Einige Züge mögen dieß beleuchten. Ein Kaufmann sah vor dem Hause eines Schlächters eine ausgezeichnet schöne Kalbskeule hängen, und da er gerade Gesellschaft geben wollte, so ging er hin, sie zu kaufen. Der Schlächter bedauerte, daß sie bereits bestellt sey. Der Kaufmann bietet einen höheren Preis als den gewöhnlichen; lächelnd sagt der Schlächter, einen solchen habe er bereits bekommen. Neugierig fragt jener, wohin denn die Keule komme, und erhält zur Antwort: nach der Pracherherberge. — Eine Dame, welche sich eine Gans beim Bäcker hatte braten lassen, und der die erhaltene nicht die übrige schien, untersuchte dieselbe und fand sie ganz mit Austern gefüllt. Sie sandte sie sogleich zum Bäcker zurück und dieser freute sich, daß der Irrthum entdeckt worden; denn die mit Austern gefüllte Martinsgans gehörte — nach der Pracherherberge. — Man versichert uns, daß in diesen Höhlen des Elends und der Verbrechen Faro mit Schillingseinsätzen und Whist, den Point zu einem und zwei Schillingen, gespielt wird. Was hätte Hamburg von dieser allezeit zum Skandal und Raub aufgelegten Hefe des Volks zu erwarten gehabt, wenn Klugheit und Festigkeit ihnen nicht ihr gewöhnliches Aushängeschild, Armuth und Noth, aus der Hand genommen hätte! Ebenso ist der Polizei, die jezt so vielfach angefochten wird, nachzurühmen, daß sie mit vieler Gewandtheit fast alle Diebereien ausforscht, welche in so großem Maßstabe während der unheilvollen Maitage verübt worden sind. Namentlich sind die meisten der Räuber aufgefunden, welche, als die Flammen in wildester Gluth über Hamburg zusammenschlugen, die Axt auf der Schulter und die weiße Binde um den Arm, mit den Zeichen rettender Gewerke, umherzogen, in die Häuser stürmten, verschlossene Thüren und Schränke erbrachen und die widerstrebenden Eigenthümer mißhandelten. Die Polizei hat ferner einige Subjekte ausgemittelt, welche in der Uniform der Bürgergarde, dem Kleide der Sicherheitswache, ihre diebischen Klauen nach dem Eigenthum des Nächsten in der lodernden Flamme ausstreckten. Sodann ist die heilige Hermandad noch immer beschäftigt, die Mobilien und Waaren, welche während des Brandes in Schlupfwinkel verschleppt wurden, aus denen sie ohne ihre Hülfe wohl nie zu Tag gefördert würden, nach dem Stadthause zu schaffen und die rechtmäßigen Eigner auszuforschen.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 74.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 222.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Freitag, den 16. September 1842.

— Wie ſüß erklinget
Ein ſonders Vögelein,
So ſeinen Sang vollbringet
Bei Mon- und Sonnenſchein!
Der hohle Wald ertönet
Ob ſeinem krauſen Sang,
Mit Grauden ſtolz getrönet
Die Gruften geben Klang.

Friedrich von Spee.

Die Singdroſſel.

Von Ph. H. Welcker.

In Weihrauch duftenden Föhrenkronen,
In immergrünenden Tannengärten,
Wo Balſamtropfen in Schatten ſich härten
Und ſtille Gedanken einſam wohnen:
Da weckſt du den ſchlafenden Wiederhall,
Gebirgestochter,
Waldnachtigall!

Begeiſterrade Sängerin, deine Lieder
Vernahm ich ſchon früh in der Blätterklauſe.
Bei deinem Geſang im grünen Hauſe
Entſchlummert das Wild, erwacht es wieder;
Es ziehn deine Töne, ein lieblicher Traum,
Von Bergen zu Bergen,
Von Baum zu Baum.

Wann ſchneeig noch blitzen die Höhn im Norden;
Wann Nebel noch kämpft mit Sonnenglanze,
Wer weckt dann Erinn'rung am Hügelkranze
Und todte Luſt mit den Frühlingsaccorden?
Du weckſt den ſchlafenden Wiederhall
Vergangener Zeiten,
Waldnachtigall.

Viel hab' ich verloren an dieſem Ringe
Des Heimathdorfes. Von fern entſteigen,
Die Nebel, geliebte Geſtalten und — ſchweigen.
O wenn mich doch wieder ihr Arm umfinge!
Hier bin ich allein; die Luſt weht rauh:
Du aber ſingſt noch
An meiner Au.

Sing fort da, wo die ſmaragdenen Lohden
Verwandelt ſich haben in mächtige Stämme!
Belebend Heiden und Bergeskämme,
Sing fort deine ſchallenden Frühlingsoden!
Tön' fort mit vertraulicher Liebesgewalt,
Du Stimme der Kindheit,
In meinem Wald!

Vier Wochen in Berlin.

(Fortſetzung.)

Man hält es für ausgemacht, daß ein Fortſchreiten in Auffaſſung der heiligen Geſchichte nicht mehr möglich iſt, daß man ſich begnügen muß, das Alte zu copiren. Die Imagination ſtockt, das ſuchende innere Auge

findet keine neue Gestaltung, und statt dessen stellt sich die geistreiche Reminiscenz ein, und was vorige Jahrhunderte noch mit eigenem Nerv und aus dem rohen Lebensstoff ihrer Zeiten geschaffen, gibt man jezt als ein Aufgewärmtes, hie und da mit ein paar lebendigen Blümchen Geschmücktes. Aechte Künstler haben jedoch auch hier noch Offenbarungen, so Veit in seinem Bild der beiden Marien; aber sehr weislich hält sich hier die fromme Imagination in bescheidener Schranke. Der Stein des Grabes schließt das Unerreichbare ein und unsere noch wahrhaft frommen Gemüther sitzen vor dem verschlossenen Grabe mit jenen Mienen tief ergebenen Duldens, frommer Sehergabe und glühender Hoffnung auf bessere Stunden, wie sie die beiden Marien zeigen.

Die Skulptur hat einen überzärtlichen und doch dabei wieder grimassirt ernsten Charakter angenommen. Dahin gehören die ewig sich wiederholenden wasserschöpfenden Nymphen, kokett aufgepuzten Victorien, Heben, Amazonen und sonstiges marmornes Mädchenvolk. In den Ateliers sieht man fast keine Männer und Helden; es ist, als wäre die männliche Form im Leben ausgestorben und als gäbe es nichts mehr darzustellen, als diese Wasserschöpferinnen mit ihren Füßchen, ihren lächelnden Mäulchen, die ihre schwächliche Sinnlichkeit unter der beständig geschwungenen Fliegenklappe der Moral nur verstohlen zeigen können. Seit Canovas Hebe und Grazien sind wahre Mädchenpensionen in Marmor entstanden, ein Figürchen immer koketter als das andere, bis in den Statuetten der Ballettänzerinnen dieses Genre seine Spitze gefunden. Das „Ewig Weibliche," wer wollte es leugnen? ist in der plastischen Kunst ein bedeutender Vorwurf. Wer die ernste Majestät einer Juno, die keusche, strenge Schönheit einer Diana gesehen, wer den Schmerz der Niobe, den Reiz Aphroditens empfunden, der bewundert die herrlichen Motive, die aus dem Seelenleben des Weibes hervorgehen und einen schönen Körper durchgeistigen; allein hier ist dieß nicht der Fall. In dieser ewig wiederholten zarten, kindischen Form liegt nichts, was die Seele anregt; es ist nur der vulgäre Reiz für ein frivoles Auge; es ist der Ballettänzerinnengeschmack unserer Zeit. Eine gewisse Classe von Zuschauern und Zuhörern kommt nur in die Säle der Kunstausstellung und des Theaters, um diesen frivolen Reiz zu befriedigen. Eine solche Classe hat es zu allen Zeiten gegeben und wird es immer geben, allein sie ist kläglicherweise noch nie so herrschend gewesen, wie heutzutage. Im Marmor und in Farben kann diesem Sinne noch allenfalls gehuldigt werden; aber auch in der dramatischen Kunst? Wie läßt sich diese Pensionsmädchenfrische und Schnippigkeit, diese Unreife, körperlich wie geistig, mit den Forderungen der Kunst einigen, die Erlebtes, Durchkämpftes, Erforschtes geben soll, und wo eine Medea, eine Sappho, eine Phädra, ein Gretchen sogar mit fünfzehn Jahren ein Unding wäre? Deßhalb will man auch dergleichen ernste große Gestalten auf der Bühne nicht sehen; aber höchst willkommen ist eine kleine, unsinnige, lüsterne Piece, am liebsten Verkleidungen, wo Männerrollen von Mädchen dargestellt werden, wo sich denn dieser Grisettengeschmack in seiner ganzen fetten, ekeln, niedrig sinnlichen Breite blähen kann. Es wird Sitte, den Romeo von einem Weibe darstellen zu lassen, und die tumultuarischen Liebesscenen zwischen den zwei Weibern sind dem ernsten Auge widrig genug; allein hier kann das musikalische Element vermittelnd eintreten. Wie ist's aber möglich, den köstlichen, in seiner frischen Keckheit und derben, treuherzigen Knabennatur so vollendeten Georg im Götz von Berlichingen von einem in Sammthosen gesteckten Kammermädchen in koketter Haltung und Schürzentournure darstellen zu sehen, ohne sich von dieser durch und durch vergifteten Lüsternheit, die in diesem Quiproquo steckt, auf's Aeußerste empört zu fühlen! Der männliche Entwicklungsgang der Seele wie des Körpers ist so durchaus, so innerlichst verschieden vom weiblichen, daß es ein Frevel ist, zu glauben, was ein Goethe einem jungen Knappen in den Mund legt, könne auch ein modernes Kammermädchen empfinden und sprechen. Die sieben Mädchen in Uniform legen diese Gemeinheit vollends ganz unverholen an den Tag.

In Rauchs Atelier gibt es auch marmorne Grisetten, allein doch weniger als in den Werkstätten der andern Künstler von Ruf. Die Walhalla-Victorien, sechs an der Zahl, sind auch schöne moderne Frauen, allein es ruht auf ihnen doch der Ernst neben der Heiterkeit künstlerischer Weihe. Hie und da sind die Füße auch wohl etwas zu weichlich und die Wendungen des Körpers zu gesucht; aber wie soll auch dieser Gedanke besonders begeistern? welche Formen des Ausdrucks läßt er zu? Der Zweck und die ganze Mission einer Victoria ist, einen Kranz zu überreichen; sie ist dabei ein Werkzeug, und da sie keine Kritik auszuüben hat, so legt sie ihren Kranz auf den dafür bestimmten Kopf, und damit ist's gut. Und nun sich sechs zu denken, die mit ihren Kränzen kommen! — Wie soll man da Verschiedenheit im Charakter anbringen, wenn es nicht damit genug seyn darf, daß eine den Arm so, die andere so hebt? Es bleiben immer sechs hübsche Mädchen, die etwas gelangweilt dasitzen und einen Kranz lässig hinhalten. Rauch hat als Poet diese sechs Kränzlerinnen in verschiedenen Seelenstimmungen gedacht. Die Eine ist offenbar erfreut, daß sie gesendet worden ist, um einen Liebling, den auch sie kennt und verehrt, zu krönen. Die zweite kommt mit ihrem Kranz, möchte man glauben, etwas zu spät, denn ihre erstaunte Miene scheint auszudrücken, daß Alles bereits bekränzt ist und daß man ihr Erscheinen gar nicht

abgewartet hat. Die dritte sizt und schmollt allerliebst vor sich hin, als dächte sie: Wartet nur, ich will erst sehen, welchen von euch sonderbaren Käuzen ich mir zu meinem Kranze erwähle! Die vierte steht pretiös und theatralisch da und übersieht sich die Menge zu ihren Füßen. Die fünfte und sechste betreiben ihr Geschäft schlecht und recht, wie es ehrlichen Dienerinnen ziemt, die von ihrer Herrschaft etwas auszurichten haben und ein „schönes Compliment" bringen.

(Schluß folgt.)

Kriegsspiele.

(Fortsetzung.)

Wenn es schon bei den gewöhnlichen Appells und kleinen Manövern schwer hält, Urlaub zu erhalten, so ist es dem Landwehrmann fast unmöglich, sich vom Dienst bei den großen Manövern zu befreien. Wer nicht die in's Kleinste eingreifende Pünktlichkeit des Landwehrinstituts kennt, begreift freilich nicht, daß es dem Einzelnen nicht möglich seyn sollte, in der Masse zu verschwinden. Aber wie der Herr der himmlischen Heerschaaren die Haare auf unserem Haupte zählt, so weiß der Landwehrfeldwebel genau, wie es um jeden seiner Untergebenen steht. Er hat ihn vielleicht nie gesehen und weiß dennoch von der Farbe seiner Haare bis zum Untergestell des Körpers, die besondern Kennzeichen mit eingeschlossen, ganz genau, wie der Mann aussieht; ja seine Laster und Untugenden sind in den Annalen der Regimenter für ewige Zeiten niedergelegt, und diese Zeugen der Vergangenheit können oft recht unangenehm in die Gegenwart hinüber spielen.

Die Landwehr kann unglaublich schnell zusammengezogen werden. Alle Vorräthe sind da; Uniformen, Waffen, Geschirre hängen, Nummerweise geordnet, in den Zeughäusern und sind rasch ausgegeben. Auf dem Bureau des Landwehrmajors liegen gedruckte Einberufungszettel unterschrieben bereit, in denen nur das Datum ausgefüllt zu werden braucht. So kommt denn an einem schönen Morgen mittelst Telegraphen von Berlin der Befehl, die Landwehr dieses oder jenes Armeecorps in kürzester Zeit zusammenzuziehen. Eine halbe Stunde darauf gehen Estafetten an die betreffenden Bataillonscommandanten, welche die Einberufungszettel augenblicklich ausfüllen und den verschiedenen Landräthen übersenden. Diese wissen innerhalb vier-und-zwanzig Stunden jedem Manne diese geschriebene Ordre zuzustellen und haben außerdem die Verpflichtung, alsbald eine Bekanntmachung zu erlassen, nach welcher alle Pferde des Kreises an einem bestimmten Tage in die Kreisstadt gebracht werden müssen, damit dort die zum Dienst der Reiterei und des Fuhrwesens nöthigen und tauglichen ausgewählt werden. Zugleich sind vom Commando des Armeecorps die Linienoffiziere bezeichnet worden, welche als Hauptleute und Regimentscommandanten bei der Landwehr den Dienst versehen sollen.

So kommt denn der Tag, der Alles in der Provinz in die größte Bewegung versezt. Die Landwehrmänner ziehen von ihren Dörfern oder Städten in großen Haufen nach dem Versammlungsort, und wer nicht weiß, von was es sich handelt, könnte an eine Völkerwanderung glauben. Da fährt nun dem ehrsamen Schmied- und Webermeister der alte muntere Handwerksbursche in die Knochen. Die bestaubten und längst vergessenen Attribute dieses lustigen Standes, das schwere Felleisen und der knotige Wanderstab werden hervorgesucht, hinter dem Ofen hervor langt er eine alte Regimentsmütze, die er während seiner Dienstzeit getragen, und ist der Einberufene ein Reiter, so werden die Stiefeln schon zu Hause mit großen Sporen besezt, damit man gleich auf dem Marsche sieht, er gehöre zu dem bei den Mädchen weit renommirteren Pferdevolke. Die Zeit vor dem Ausmarsch zu den Manövern ist eine Zeit der Thränen und der Noth, und man könnte wirklich glauben, es gehe gegen den Feind und der Abschied sey auf Nimmerwiedersehen. Da werden alle zarten Verhältnisse noch einmal genau durchgemustert, die schadhaften entweder ausgebessert und für die Ewigkeit prolongirt, oder zerrissen. Wenn sich der Landwehrmann freut, wieder einmal eine Weile mit seinen alten Kameraden lustig zu verleben und ein Glas über den Durst trinken zu dürfen, ohne daß er dafür zu Hause eine Gardinenpredigt erwartet, so sehen die Zurückbleibenden dem Auszug der Soldaten mit weit minder behaglichem Gefühle zu. Weib und Kind haben daheim nicht selten mit Nahrungssorgen zu kämpfen, und die Geliebte entläßt ihren Jüngling fast mit denselben Gefühlen, als sähe sie ihn den Kugeln des Feindes entgegen ziehen. Ach! und sie hat nicht Unrecht. In was für neue Verhältnisse kann er kommen! und die Angriffe schöner Augen, denen sich sein Herz bloß stellt, sind für ihre Liebe wohl gefährlicher, als das Gewehrfeuer.

Die Comptoirchefs und die alten Handwerksmeister sind in diesen Tagen verdrießlicher als je; denn Feder, Elle und Nadel werden nicht mehr gehandhabt wie sonst; die jungen Leute erzählen einander von den Heldenthaten, die sie auszuführen gedenken, singen Kriegs- und Schelmenlieder, und auf mancher Oberlippe erscheint vorwitzig ein, besonders bei den alten Kaufherren hoch verpönter Schnurrbart.

Endlich gerathen die Kreisſtädte in die lebhafteſte Bewegung. Die Landwehrmänner ſind angelangt und umſtehen das Rathhaus in allerlei Koſtümen. Ein geübtes Auge unterſcheidet leicht die verſchiedenen Handwerke und Waffenarten. Der Schuſter trägt einen kurzen Rock, der Schmied einen langen, der ihm bis auf die Füße reicht, und der Schneider iſt nach der neueſten Mode gekleidet. Die Artillerie und Reiterei halten ſich geſezt, ſo wie ſie pflegen, und die Infanterie ſucht ſich ein Anſehen zu geben, indem ſie am meiſten lärmt und ſich vor den Wirthshausthüren herumtreibt.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Hamburg, Auguſt.

(Fortſetzung.)

Cenſur. — Literatur.

Wir kommen von der Polizei auf die Cenſur. Wollte Gott, wir könnten von derſelben die gleiche Umſicht, Gewandtheit und — ſo ſonderbar das klingen mag — die gleiche Thätigkeit rühmen. Das anerkannt ſchlimmſte Uebel der Cenſur iſt, daß ſie von der zufälligen Perſönlichkeit des Cenſors abhängt. Schon Fr. v. Florencourt ſagte darüber ſehr Bitteres in ſeinem Aufſatze: „Was iſt beſſer, ein geiſtreicher oder ein dummer Cenſor?“ Dieſer Aufſatz iſt in Hamburg geſchrieben und in Leipzig gedruckt worden. Er ſtimmt für einen geiſtreichen Cenſor, und aus Erfahrung anderer Art ſtimmen wir ihm bei. Die politiſche Cenſur ward in Hamburg von jeher wichtig genug erachtet, um ſie dem älteſten Herrn Syndicus zu übergeben. Dieſer, Karl Sieveking, iſt, wie männiglich weiß, ein ſehr freiſinniger, aber auch, da er die auswärtigen Angelegenheiten beſorgt, ein ſehr vielbeſchäftigter Mann. Die Cenſur der politiſchen Blätter theilte vor dem Brande der Syndicus Banks mit einem Secretär des Senats, einem jungen Mann, Sohn eines kürzlich verſtorbenen Senators. Die großen Geſchäfte, welche dem Rath in Folge des Brandunglücks oblegen, ließen den Mitgliedern deſſelben nicht Zeit zur Cenſur; dieſe unterblieb nicht etwa, nein, ſie wurde dem Cenſor für die belletriſtiſche und Lokalpreſſe übertragen. Dieß iſt ein ſehr gutmüthiger, äußerſt gefälliger Mann, ſelbſt Schriftſteller, und zwar einer von denen, welchen nie ein Cenſor etwas geſtrichen; er iſt ein großer Freund geſellſchaftlicher Unterhaltung und des Theaters, er iſt der ſehr eifrige Bibliothekar der Harmonie, er fertigt für Auktionen Kataloge großer Büchерſammlungen an, und treibt die Bibliographie mit ſeltener Kenntniß und Vorliebe. Wir führen alles dieß nur darum auf, um anzudeuten, wie vielbeſchäftigt der Mann iſt. Und ihm, der unter der Laſt ſeiner Geſchäfte gebückt gehen müßte, ſind die ſämmtlichen politiſchen Zeitungen dieſer guten freien und Hanſeſtadt Hamburg zur genauen und aufmerkſamen Cenſur übertragen, und dem Vernehmen nach ihm noch ſpeciell dabei bemerkt worden, daß — „ſintemal ſothane geſammte deutſche Fürſten- und Unterthanenſchaft ſich ſehr lieb- und mildreich gegen die von Gott ſchwer geprüfte Stadt unſerer Väter benommen“ — mit gedachter Cenſur inſonderheit vorſichtig gegen deutſche Fürſten und Völker zu verfahren ſey. Die Zeitungen aber, die er täglich zu cenſiren hat, ſind: „Die Börſenhalle,“ enthaltend etwa 150,000 Buchſtaben, die „Neue Zeitung“ mit 90,000, der „Korreſpondent“ mit 120,000, und die „W. G. Nachrichten“ mit 140,000 Buchſtaben, zuſammen alſo mit einer halben Million Buchſtaben täglich, außer den Theaterzetteln, den Hochzeitgedichten, den Fremdenliſten und den laufenden Werken. Außerdem cenſirt er wöchentlich den „Freiſchützen,“ ſo groß wie die Nachrichten, den „Beobachter,“ ebenſo, den Erzähler von der Größe des Korreſpondenten, die Pariſer und die Hamburger Modeblätter; die Originalien, die Leſefrüchte und kritiſch-literariſchen Blätter mehrmals wöchentlich, und eine Menge anderer Zeitungen, von denen man ſelbſt in Hamburg den Namen nicht kennt. Alles dieß beſorgt ein einziger Menſch, und wie beſorgt er es! Scharf iſt ſeine Scheere, trotz des vielen Schneidens, ſcharf, wie keine andere in deutſchen Landen. Säze, die in der Augsburger Allgemeinen, in der Preußiſchen Staatszeitung, in der Frankfurter Oberpoſtamtszeitung und in vielen andern wohl cenſirten Blättern erſchienen ſind, ſie ſinken nieder vor der Schärfe der Hamburgiſchen Cenſur nach dem Brande. Sogar gegen Frankreich und England ſind Rückſichten nöthig, und vollends gegen Rußland! — Mit wahrer Bekümmerniß betrachtet dieſer Mann die Einführung verſchiedener benachbarten Blätter, die ſeiner Cenſur nicht unterliegen, namentlich des Itzehoer und des Bergedorfer Wochenblattes, von denen das leztere in gemäßigter Freiheit und unter einem milden Cenſor die Hamburgiſchen Angelegenheiten zum Hauptthema gewählt hat und deßhalb ſtark geleſen wird. Einige unbekanntere und von Hamburg entferntere Zeitſchriften hatten eine förmliche Polemik gegen die Behörden und Zuſtände der nordalbingiſchen Hauptſtadt eröffnet, in Folge deren der hamburgiſche Senat bei den holſteiniſchen Behörden auf Schärfung der Cenſur antrug. Als einige Zeit darauf die Hamburger Neue Zeitung eine ſpöttiſche Bemerkung über die beſchloſſene Kiel-Altonaer Eiſenbahn enthielt, ſah ſich das Kieler Korreſpondenzblatt veranlaßt, ſich darüber zu beſchweren, daß es in Hamburg mit der Cenſur nicht auch ſchärfer genommen werde, und die Neue Zeitung erwiderte darauf, ſo lange wir ſelbſt die Cenſur zu Hülfe rufen, ſeyen wir der Preßfreiheit nicht werth. Das hat ſich denn unſer Cenſor wohl zu Herzen genommen, und ſeitdem ſtreicht er namentlich jeder Rubrik die ausgezeichneten Lettern und ſchreibt dazu: „mit gewöhnlichen.“ Dennoch hat der geplagte Mann wegen Durchſchlüpfens einiger mißfälligen Artikel ſich verſchiedentlich Verweiſe und Strafen zugezogen.

Die Literatur iſt in Hamburg, die genannten Zeitſchriften abgerechnet, vollkommen todt, denn das Wenige, was erſcheint, zählt für nichts. Die Fluth der Schriften über Hamburgs Brandunglück iſt zwar noch immer in gelindem Steigen begriffen, aber die Theilnahme dafür iſt geſunken. Nur noch größere lithographiſche Arbeiten, wie die Panoramen der Brandſtätte von Fuchs, im Verlage von Berendſohn, machen Glück, da ſie gediegen ſind. Um übrigens die Brandgeſchichte claſſiſch zu machen, werden noch größere Werke darüber angekündigt; eine Anzahl Männer beabſichtigt eine pragmatiſche Hiſtorie des Brandes, der durch ſeine Fahrt nach Griechenland bekannte Adjutant Dannerberg eine ſynchroniſtiſche Darſtellung deſſelben. Die Buchhändler, namentlich die Sortimentshäuſer, klagen bitter über das Sinken des Geſchäfts, beſonders ſeit nun auch die Frage nach Brandſchriften und Brandanſichten ſich gelegt hat.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 95.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 223.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 17. September 1842.

— Nun ist die Jugend ganz in Gluth,
Und seidne Buhlschaft liegt im Kleiderschrank;
Die Waffenschmiede nun gedeihn, der Ehre
Gedanke herrscht allein in Aller Brust.

A. W. Schlegel,
nach Shakespeare.

Kriegsspiele.

(Fortsetzung.)

Von hier aus zieht jede Compagnie nach der Stadt, wo sich der Major aufhält und wo sich die Kammer befindet, von der der Landwehr die Uniformen und Waffen abgegeben werden. Auch die Pferde sind hier versammelt, und von den dazu commandirten Reiteroffizieren der Linie werden von den tauglichen so viele ausgesucht, als für die Escadron nöthig sind. Jeder Eigenthümer erhält sodann für sein Pferd einen Empfangschein, worauf die Summe bezeichnet ist, die er während der Dauer der Manöver täglich für sein Pferd erhält. In einigen Kreisen beträgt die tägliche Miethe einen preußischen Thaler, in andern sogar einen Thaler und zehn Groschen, und außerdem versteht es sich von selbst, daß jeder Schaden, der dem Pferde zustößt, sey es, daß das Thier bei der Zurückkunft lahmt oder gedrückt ist, dem Eigenthümer besonders vergütet wird. Welch große Kosten dem Staate schon hieraus erwachsen, ermißt sich leicht, wenn man bedenkt, daß oft die Escadronen und Regimenter, die sehr weit zum Sammelplatz haben, mit Einschluß der Manöverzeit, zwei Monate im Dienst sind. — Die Mannschaft wird sofort equipirt und vom Gewehr bis zum Ueberzug des Kochgeschirrs mit allem Nöthigen versehen. Alle Landwehrmänner erhalten nun ihre Quartierbillets und haben für morgen Stunde und Ort erfahren, wann und wo das Exerzieren beginnen soll.

Am Einzug und dem Zusammentreten der Landwehr nimmt Alles in den Kreisstädten, von dem Alten, der das eiserne Kreuz auf der Brust trägt, bis zum kleinsten Schulknaben, den lebhaftesten Antheil. Die Hauseigenthümer haben lieber Landwehr im Quartier als Linienfoldaten und die Buben laufen den ankommenden Soldaten entgegen, um ihnen Tschako und Waffen nachzutragen, was äußerst possierlich aussieht. Jezt beginnen die Exerzitien, und nachdem sich die Leute erst wieder in der entwöhnten Kleidung etwas zurecht gefunden haben, erlangen sie in kurzer Zeit ihre frühere Fertigkeit im Gebrauch der Waffen. Da die Landwehr meistens aus ältern, kräftigern Leuten besteht und gewissermaßen mit der Linie rivalisirt, so bemüht sich Alles, die Handgriffe und Bewegungen auf's Pünktlichste auszuführen. Gewöhnlich weiß es auch die Militärbehörde so einzurichten, daß auf demselben Platze ein Linienregiment neben der Landwehr exerziert, wo dann leztere ihr Möglichstes thut, um nicht hinter den Rekruten zurückzubleiben. Beide Theile schielen eifersüchtig zu einander hin und jeder sucht den andern an Genauigkeit zu überbieten. Der Hause der Zuschauer,

die sich immer sehr zahlreich einfinden, ist in gleicher Erregung und tritt bald zu diesem, bald zu jenem Corps, je nachdem da oder dort das Exerzitium exacter und prompter ausgeführt wird. Wie bei einem Wettrennen feuert der Volkshaufe beide Parteien durch lautes Geschrei zu immer größerer Anstrengung an, und das Regiment, das nach der Ansicht des Demos am besten exerziert hat, wird mit lautem Jubel nach der Stadt zurückbegleitet. Die Menge, in der die Meisten selbst Soldaten waren, irrt sich selten, und wenn der Sieg gewöhnlich der Landwehr zuerkannt wird, so ist dieß nicht Parteilichkeit; man muß im Allgemeinen wirklich anerkennen, daß die gesetzten, ruhigen Männer der Landwehr nach wenigen Tagen besser exerzieren, als die jungen Leute der Linie.

Mit der Reiterei hält es freilich etwas schwerer wegen der fehlerhaften, kaum gerittenen Pferde. Diese Thiere kommen vom Wagen des Fiakers, vom Pfluge des Bauern, aus den Ställen der Vermiether und haben alle möglichen Untugenden an sich, hauptsächlich die, daß sie neben fremden Pferden nie ruhig gehen und einander vorauseilen wollen, wodurch ein beständiges Anprellen, Vorspringen und so ein Zerreißen der Fronte entsteht. Doch schon während der Vorübungen, welche etwa vierzehn Tage dauern, gewöhnen sich die Pferde, mit einigen Ausnahmen, an einander, und es wird bald möglich, selbst in schnellerer Gangart mit dem Regimente vorzugehen. In diesem Zeitpunkte ist, was die Haltung und das militärische Aussehen betrifft, der Landwehrmann von dem Linienſoldaten nur dadurch zu unterscheiden, daß ersterer viel kräftiger und energischer auftritt und einen größern Bart trägt als dieser, der kaum erst in das Alter getreten ist, wo uns die Natur diesen Gesichtsschmuck bewilligt.

Nach den Vorübungen wird die Landwehr in Brigaden und Divisionen zusammengezogen. Jedes Infanterieregiment besteht aus drei Bataillonen und einem Reservebataillon und wird von einem Major der Linie commandirt. Auch jedes Reiterregiment zu drei Escadronen hat eine Reserveescadron. Die Bataillone und Escadronen werden von dem betreffenden Landwehrmajor, der auch den jährlichen Appell abhält, befehligt; aber die Compagnieführer sind meist Offiziere aus der Linie, zuweilen aber auch avancirte Landwehrlieutenants. Für und wieder dieses Einschieben der Subalternoffiziere der Linie in die Landwehr ist besonders in neuerer Zeit viel gesprochen und geschrieben worden. So viel ist gewiß, daß der Landwehrmann eine kameradschaftlichere Behandlung von seinen Offizieren verlangt, als sie die Subalternoffiziere den Soldaten der Linie meistens angedeihen lassen.

(Schluß folgt.)

Vier Wochen in Berlin.

(Schluß.)

Rauch hat übrigens gezeigt, daß er auch Männer schaffen kann. Seine preußischen Helden sind charaktervolle Köpfe, und es ist nur Schade, daß sie die Mäntel nicht ablegen. Es ist eine Unmasse von Manteldraperie, die Blücher um sich hängen hat und die den Beschauer um die kräftige Körperform bringt, welche unter diesem eisernen Tuche steckt. Schadow hat seinen Ziethen ohne Mantel hingestellt, und es wirkt besser. Auch der kolossalen Reiterstatue Friedrichs II. ist ein Mantel umgehängt worden, doch hier vielleicht mit künstlerischer Einsicht, weil sich die Figur des Königs wohl zu dünn gegen den Himmel abgezeichnet hätte. Das Trefflichste in derber, gesunder Kraft ist doch immer die alte Reiterstatue des großen Kurfürsten. Man muß im Mondschein über die Brücke gehen; was da dieser alte, „wilde und feste" Reiter für einen Eindruck macht!

Bei der plastischen Darstellung von Fürsten sollte man doch mehr die Individualität berücksichtigen. Es gibt welche, deren ganze Eigenthümlichkeit durchaus nicht auf's Pferd paßt. Es gab Fürsten, die vielleicht in ihrem Leben nie ein Pferd als Krieger bestiegen, und die im Tode jezt als ewige kriegerische Reiter glänzen. Will man das Pferd nur als eine Art Piedestal, eine Erhöhung der Figur betrachten, so vergißt man, daß es seine eigene Individualität geltend macht, und daß es gar wohl geschehen kann, daß selbst ein bronzenes Pferd noch seinen Reiter abwirft. Ein alter Reitergeneral, der mit seinem Pferde zu Einem Wesen verschmolzen ist, kann nicht füglich ohne dasselbe dargestellt werden; allein ein eleganter Herr, der immer in der Kutsche fuhr oder in zierlichem Gang über den Parkettboden glitt, ist nicht auf's Pferd zu bringen, ohne daß die Gestalt die Aehnlichkeit einbüßt. Es ist, als wollte man eine Frau schlittschuhlaufend darstellen. Krügers Porträts, wo die großen Herren immerwährend reiten und Staub aufwirbeln, haben daher eine unangenehme Einförmigkeit. Man möchte gar zu gern einmal sehen, ob diese Herrn auch gehen und stehen können. Die Engländer lassen ihre großen Männer stehen, und zwar sehr würdevoll stehen, und wahrlich, wir vermissen das Vieh und den Staub durchaus nicht.

Die Kißsche Amazone ist wie ein Rückertsches Gedicht, eben so schön, aber auch eben so kalt fremdartig. Was soll uns eine Gruppe von drei Geschöpfen, von denen uns nur eines, das Roß, so recht bekannt ist, während es Noth thäte, man zöge über das andere Raffs Naturgeschichte und über das dritte ein Handbuch der Welthistorie zu Rath. Allein Berlin hat von Zeit zu Zeit solche „exotische Träume." Die alte junge Stadt

amüsirt sich manchmal, so einen recht wüsten Spuck über sich hingehen zu lassen; dann kehrt sie wieder desto zufriedener zu ihren Soldaten, gelehrten Sammlungen und geordneten Archiven zurück. Ueberhaupt erwartet man, daß ein Volk von Statuen aus der Erde steigen werde, und eines schönen Tages wird man diese steinernen Gäste sich auf die Brückenpfeiler schwingen und ihr Antlitz in den Wellen der bescheidenen Spree spiegeln sehen. Alles ist in Arbeit, doch die Werkstätten sind noch verschlossen; ebenso klebt noch das ewige Schwalbennest zwischen den Säulen des Museums, wo geheimnißvoll die Fresken nach hinterlassenen Zeichnungen Schinkels geschaffen werden.

Die vornehme Gesellschaft in Berlin hat nicht das Besondere der Pariser, Londoner oder Petersburger. Die historischen Figuren der ersten zwei Städte und die glänzenden der leztern fehlen. Dieß gibt ein etwas eintöniges Kolorit. Man ist hier sehr comme il faut, man hat Geist, man hat feine Sitten, aber weil Alles Geist hat und Alles feine Sitten, so erzeugt das ein zwar sehr befriedigendes, aber nicht sehr aufregendes Element. Ein gewisses Etwas fehlt, wodurch die steife Form gemildert würde. Die Gesellschaft ist sehr exclusiv und läßt die Gelehrten und Künstler bei Seite stehen. Indessen zeigt die moderne Gestalt der europäischen Gesellschaft, daß dieß nicht wohl gethan ist. Die Dichter und Künstler können der Soupers der Exclusiven entbehren, aber die Soupers können der Künstler schwerlich entbehren. Man erwidert hierauf, jene Capacitäten passen nicht für den Zuschnitt, den die exclusive Gesellschaft nun einmal hat. Sie sprechen nicht französisch, sie sitzen nicht gerne im Fauteuil, sie ertragen nicht das grelle Licht der Lampen, tausend Dinge seyen ihnen zuwider, und diese Dinge vertragen sich wiederum nicht mit den Gelehrten. Sie gehen zu Bette, wenn die vornehme Gesellschaft zu Tisch sizt, und wenn die vornehme Gesellschaft aufsteht, so speisen die Gelehrten. Die späte vornehme Speisestunde ist ein Stein des Anstoßes für einen Künstler, dessen früher Mittag wieder die Exclusiven empört. Das Patronat und Mäcenat früherer Zeiten hat aufgehört; die Gegensätze haben sich ausgeglichen; eine gute Tafel also lockt den Mann der Farbe, der Verse oder der Wahrheit nicht mehr, denn er kann sie auch in seinem Kreise haben. Aber immer noch würde die elegantere, höhere Lebensstellung ihn locken, wenn man ihm entgegen käme, ohne Güte, denn die schmeckt nach Herablassung, auch ohne Förmlichkeit, denn die würde Ansprüche verrathen, sondern ganz natürlich, offen und frei, wie Leute mit einander verkehren, die sich suchen, weil sie sich gegenseitig gefallen. Es thut nichts, wenn die Form etwas darunter leidet; Geist und Mannigfaltigkeit würden wieder dafür schadlos halten. Man ist so unendlich im Vortheil, wenn man gegen eine hübsche französische Phrase eine gute deutsche Wahrheit eintauscht, gegen einen faden Gedanken von Lamartine eine historische Forschung Rankes.

Freilich wird französisches und englisches Staatsleben immerdar der Mittelpunkt seyn, um den sich der diplomatische Charakter unserer exclusiven Gesellschaft dreht; allein wie Wenige sind hier berufen mitzusprechen! Das Gros der Gesellschaft hat hieran keinen Theil; es verfällt dem insipiden Theater- und Modegespräch, und dieß geht Jahrzlang immer so fort, ohne daß ein anderes, kräftigeres Element sich Eingang bräche. Ein Fremder, der Berlin besucht, findet kein Haus, wo ihm die volle Physiognomie der Intelligenz dieser bedeutenden Stadt entgegenträte. Gehört er durch Geburt und Rang einer gewissen Lebensstellung an, so werden ihm die betreffenden Kreise geöffnet; aber es wird ihm schwer fallen, über diese hinaus andere Reviere sich zu öffnen, und oft kommt das Wild, auf das man es eigentlich angelegt hat, nie in die Schußweite. Für eine große Stadt, die den Mittelpunkt eines mächtigen schöpferischen Staates bildet, ist dieß immer ein Uebelstand. — Besonders wird jezt dieses fehlende Band sehr vermißt, das die Männer der Kunst und Wissenschaft an die Männer des Salons knüpfte, da vom Thron aus so manches künstlerische und poetische Interesse angeregt wird. Man sieht fremdartige Schauspiele aufführen, und so muß man hie und da ein Buch aufschlagen und sich mit einiger Mühe Nachricht über dieß und jenes holen. Alles das könnte man leichter haben, wenn man den Gelehrten, den Künstler, den Poeten selbst vor sich hätte, der jene Bücher geschrieben hat, die man mit so vieler Anstrengung zu Rathe zieht. Man brauchte nur über die Straße zu schicken, so wäre das lebendige Wissen statt des todten Buches in unserer Nähe.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, September.

Die große Hitze.

Hundstage wie die dießjährigen hat Paris seit langen Jahren nicht gehabt. Die öffentlichen Plätze und die Kais gleichen brennenden Oefen; die Seine schmälert sich mit jedem Tage, und wenn es so fortgeht, wird sie zu einem Bache reduzirt werden; die armen Kastanienbäume, welche die Hauptzierde der hiesigen Lustgärten ausmachen, sind von der Sonne so versengt worden, daß ihr Laub ganz gedörrt umherliegt, wie sonst im Herbst. Wer nur immer sich entfernen kann, thut es, obschon es in der Umgegend oft noch schlimmer ist als in der Stadt selbst. Die Staubwolken von den Landstraßen bedecken dort alles Grün. Wären die Pariser auf eine solche Hitze gefaßt gewesen, so hätten sie sich vielleicht eingerichtet, wie man sich zu Neapel einrichtet. Zum Glück sind die Springbrunnen auf den Straßen großentheils fertig, und Paris hat doch frisches Wasser. Die großen Plätze und die Hauptalleen in den Lustgärten werden mittelst der Spritztonnen, welche auf Karren liegen, benezt. Auch die Blumenbeete in diesen Lustgärten begießt man fleißig, so viel Mühe dieß kostet. Aber die Sonne ist noch

stärker als der Fleiß der Menschen; sie versengt und dörrt überall, wo sie freien Spielraum hat, und die kühlsten Orte in Paris sind jezt die engen, von den Armen bewohnten Gäßchen. Sogar die Börse, welche doch sonst gegen die Witterung ganz gleichgültig ist und sich nur bei politischen Ereignissen zu erhizen pflegt, unterliegt dießmal dem Einflusse der Hundstage; man läßt im Spekuliren nach, und erscheint gar nicht auf dem Kampfplaze, wo sonst mit Tausenden und Hunderttausenden gewettet wird. Alle Geschäfte scheinen zu stocken und werden so schnell als möglich abgemacht, weil Jeder eilt, auf dem Land in's Kühle zu kommen, wenn es ihm irgend die Umstände erlauben. — Ich wohnte der Vertheilung der Preise im Collège Charlemagne bei; es war eine sehr glänzende Versammlung beisammen; Dubois, der Akademiker und Mitglied des Unterrichtsrathes und der Deputirtenkammer, hatte den Vorsiz; einer der Professoren hielt an die von der Anstalt Abgehenden eine sehr gelehrte Rede über Philosophie, wovon wahrscheinlich die andern Schüler nichts verstanden. Unterdessen fächelten sich die Damen aus allen Kräften, und die Herren ertrugen mit Geduld die drückende Hize, so gut sie konnten, obschon man alles Mögliche gethan hatte, um etwas Luft in den großen Saal des alten Jesuitenkollegiums hineinzubringen. Die Reden waren auch kurz; und die Vertheilung der Preise ging rasch von statten, um der hochansehnlichen Versammlung keine allzu große Last aufzubürden. In den vielen Privatlehranstalten hatte man zu Zeiten in den Gärten seine Zuflucht genommen, und zum Theil die musikalischen Uebungen und dergleichen auf den Abend verschoben. Leider sind die Abende fast so schwül wie die Tage. — Die Eigenthümer der Cisteller haben seit Monaten bessere Geschäfte gemacht, als die Unternehmer von Schauspielen; einer der leztern hat sich durch ein besonderes Aviso beim Publikum beliebt zu machen gesucht, indem er ankündigte, der Schauspielsaal werde vortrefflich ventilirt. Dieß ist in der That jezt ein Vorzug, welcher so sehr Berücksichtigung verdient, als das Spiel auf der Bühne, und vielleicht allein im Stande ist, Zuschauer herbeizuziehen. Es gibt Leute in Paris, welchen der Besuch der Schauspiele zu allen Jahreszeiten ein Bedürfniß ist, und diese werden jezt sicher einen gut ventilirten Saal jedem andern vorziehen. Im Allgemeinen aber ist diese ausserordentliche und so lang anhaltende Hize den Schauspielen sehr verderblich. Alle ihre Ausgaben gehen fort wie sonst, aber die Einnahmen stocken. Dazu kommt, daß die Sommerzeit von den Hauptschauspielern zu dem meist im Contract bedungenen Urlaub gewählt wird, so daß ein Hauptreiz für die Zuschauer wegfällt. Einige Schauspielunternehmer kaufen daher auch den Virtuosen ihrer Truppe den vertragsmäßigen Urlaub ganz oder zum Theil ab. Dieß sind neue Kosten für sie, ohne welche aber ihr Saal Gefahr läuft, leer zu bleiben.

(Schluß folgt.)

Hamburg, August.

(Schluß.)

Theater. — Pferderennen. — Eisenbahn.

Das Theater hat bessere Sommermonate gehabt, als es nach einer so argen Zerrüttung aller Verhältnisse erwarten durfte. Die Direktion konnte, in Folge der großen Frequenz ihres Hauses im Juli, für diesen Monat schon die volle Gage allen ihren Mitgliedern zahlen, und daß sie es gethan, gereicht ihr um so mehr zur Ehre, als sie nach dem Brande den Schauspielern und Sängern eröffnet, daß sie nur halbe Gage zahlen könne. Die erste Sängerin, Madame Walter, befand sich eben in Paris, und sie richtete von dort eine Anfrage an die Direktion, die ihr jene Mittheilung machte, worauf sie den Entschluß faßte, nicht nach Hamburg zurückzukehren. Edler haben andere Mitglieder der Hamburger Bühne gehandelt. Indeß entschuldigt die genannte Sängerin sich damit, daß sie jedenfalls zu kommenden Ostern ihre Stelle in Hamburg hätte aufgeben müssen, da sie die Chikanen der Direktion seit vier bis fünf Monaten und die gröblichen Beleidigungen von Seiten des Herrn Cornet nicht länger zu ertragen im Stande sey. Diese lezere Beschwerde theilen mehrere der bessern Mitglieder der Bühne, und sie werden, so weit sie nicht durch Alter und damit verbundene Hoffnung auf Pension gebunden sind, wohl nacheinander fortgehen, da Cornet mitunter sogar eine schwere Hand führen soll. — An Neuigkeiten hat das Repertoire seit der Katastrophe nichts von Bedeutung gebracht. Von ältern Stücken sind Werners „Luther" und Goethes „Faust" gegeben worden; aber obwohl durch Gäste das Interesse gesteigert war, blieb es doch nur gering gegen das, welches unser Publikum an Lappalien und Kunststücken nimmt. — Das Tivolitheater fährt fort, sich in der Gunst des Publikums zu erhalten, ohne ein abwechselnderes Repertoire zu haben. Das Gerücht vom bevorstehenden Verkauf dieser stark besuchten Volksbühne hatte die vielen Freunde derselben erschreckt; um so mehr freuten sie sich, als die Unterhandlungen sich zerschlagen hatten, und der Besizer des Tivoli, Maurice, erklärte, er werde dieses Institut, das ihn reich gemacht, nicht aufgeben, da sein neues Etablissement, Frascati, an der Mündung der Eisenbahn bei Bergedorf, noch nicht auf festen Füßen stehe.

Die Hamburg-Wandsbecker Pferderennen fanden auch in diesem Jahre statt und hatten sich trotz des Brandunglücks am zweiten Tage einer großen Menge von Zuschauern zu erfreuen. Freilich wird die Zahl derer, welche diesen Rennen keinen größern Nuzen als den Stierkämpfen in Spanien oder den Hahnenkämpfen in England zuschreiben, mit jedem Jahre größer. Viele machen den Weg von Hamburg nach dem Rennplaze, eine starke deutsche Meile, nur, um ihr Geld im Roulettespiel los zu werden. Doch ist es lobend anzuerkennen, daß der Zutritt zu der großen RouletteBank in den lezten Jahren sehr erschwert worden ist, und daß die kleinern Institute dieser Art, die in Wandsbeck und auf dem Rennfelde sonst häufig anzutreffen waren, gänzlich verbannt sind. So können doch nur die Bemittelteren spielen.

Der Hamburg-Bergedorfer Eisenbahn kommt der ausgezeichnet schöne Sommer zu gut. Sie ist vor der Hand hauptsächlich auf den Vergnügungssinn der Hamburger angewiesen, und doch hatte sie im Juli 54,500 Passagiere mit einer Einnahme von mehr denn 8000 Thalern Preußisch. — Der gewöhnliche jährliche Umgang der Waisenkinder durch die Stadt konnte dießmal nicht stattfinden; zur Entschädigung wurden die Kinder auf der Eisenbahn nach Bergedorf gefährt, wo sie sich den Tag über vergnügten, um Abends wieder zurückzufahren nach ihrem neuen Asyl in Harvestehude. Wenige Tage zuvor hatten sie von ihrem bisher bewohnten Hause oder vielmehr Schlosse in der Admiralitätsstraße Abschied genommen. Nachmittags zogen sie, nachdem ihr Prediger Klauke zuvor eine ergreifende Abschiedsrede gehalten, von ihren Lehrern und Lehrerinnen begleitet, aus den Thoren des gastlichen Palastes, und am Ende der Admiralitätsstraße standen Alle, Lehrer und Kinder, wie von Einem Gefühle beseelt, still, wendeten sich noch einmal um nach ihrer verlassenen Wohnung, und Aller Augen füllten sich bei diesem Scheideblick mit Thränen der innigsten Rührung.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 224.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Montag, den 19. September 1842.

Exstat annalium memoria, sacris quibusdam et precationibus vel cogi fulmina, vel impetrari.

Plinius.

Die Menſchen als Wettermacher.

Daß der Menſch Wetter machen könne, war in Deutſchland durch viele Jahrhunderte ein Volksglaube, den ſelbſt die Geſetze anerkannt hatten. Und dieſe Meinung war bei allen Völkern des Mittelalters verbreitet und hat ihre Wurzeln in noch höherem Alterthum, in den älteſten Urkunden der Hebräer, Perſer u. ſ. f., welche einen urſächlichen Zuſammenhang zwiſchen den geiſtigen Zuſtänden der Menſchen und den Erſcheinungen der Witterung annahmen. Die erweiterte Kenntniß der Naturgeſetze hatte die Gebildeten gelehrt, dieſen Glauben früherer Zeiten zu den vernunftloſen Träumen der kindlichern Menſchheit zu zählen, während bei den Ungebildeten derſelbe ſich bis auf dieſen Tag in vielfacher Weiſe erhalten hat, und zum Beiſpiel die Schiffsleute der aufgeklärteſten Nationen ſo feſt an den Zuſammenhang einzelner Töne und Worte mit Witterungserſcheinungen glauben, daß ſelbſt Vorgeſetzte ſich ſelten getrauen, dieſer Anſicht geradezu entgegenzuhandeln.

Als wir in dieſem Jahr in den meiſten Strichen Deutſchlands uns ſo viele Monate vergebens nach einem durchdringenden Regen ſehnten, und die Wolken, welche ſo oft am Himmel ſich zeigten, bald wieder ohne Hülfe für die durſtenden Felder, von den Winden gejagt, forteilten, entſtand manchmal der Wunſch, es möchte in jenem Kinderglauben eine Wahrheit enthalten ſeyn, es möchte wohlthätige Wettermacher geben, es möchte der menſchlichen Kunſt gelingen, jene fliehenden Wolken zu feſſeln und herunter zu ziehen.

Oefters ſchon hat die Naturwiſſenſchaft bei höherer Ausbildung in den Anſichten des Alterthums prophetiſche Ahndung, tiefen Sinn entdeckt, nachdem ſie vorher bei geringerer Entwicklung ſolche für unverſtändige Träume erklärt hatte. Die Erzählungen der Alten von Steinregen hielten alle Gebildeten vor fünfzig Jahren noch für Beweiſe der kindiſchen Leichtgläubigkeit jener Zeitalter. Bald aber kamen ſolche Regen ſo unläugbar an verſchiedenen Orten vor, daß ſie nicht mehr bezweifelt werden konnten, daß man nun vielmehr gar eine neue Theorie der Erdbildung auf dieſe Erſcheinung gründete. Es wäre einer Unterſuchung werth, auf welchen Grundlagen die Ausſicht ruht, daß auch in jenem Glauben an eine Kunſt der Menſchen, Wetter zu machen, eine Wahrheit verborgen ſeyn könnte.

Die folgenden Betrachtungen ſind zwar Phantaſien, aber doch auf den jetzigen Stand der Wiſſenſchaft gegründet; ſie regen vielleicht doch da und dort Gedanken an und gewähren zum mindeſten Unterhaltung. — Zwei Erfahrungen liegen vor Augen, welche für jenen Glauben ſprechen, wenigſtens aufmuntern, ihn näher zu prüfen.

Die Wetterableiter lenken nicht bloß die Blitze, die ohnedieß gekommen wären, unschädlich in den Boden, sie leiten oft auch auf weniger auffallende Weise allmählig den Stoff der Blitze herunter; denn häufig bemerkt man an den Wetterableitern ein Leuchten, ein Knistern und Schläge, wie an einer Elektrisirmaschine. Viele Wetterableiter einer Stadt zusammen können daher einer Gewitterwolke einen Theil ihrer gefährlichen Wirkung entziehen. In einem gewissen Sinne erscheint also der Mensch schon hier als Wetterlenker. — Die zweite Thatsache ist, daß die Waldungen Wolken anziehen. Die Witterungsverhältnisse ganzer Länder haben sich mit dem Verlust oder der Verminderung ihrer Waldungen verändert. Palästina, ein großer Theil von Syrien, einzelne Distrikte in Italien und Südfrankreich waren einst ungemein fruchtbar, hatten fast ununterbrochene Frühlingswitterung; sie sind aber seit dem Verlust ihrer Waldungen zum Theil unfruchtbare Wüsten geworden, sind anhaltender Trockenheit im Sommer und Winter ausgesezt, die nur von Zeit zu Zeit durch verderbliche Regengüsse, durch Ueberschwemmungen und Orkane unterbrochen wird.

Auch in Deutschland hat man die Erfahrung gemacht, wie mit dem Lichten der Waldungen seine Witterung sich geändert, und man bemerkt da und dort selbst noch in neuerer Zeit, wie mit der Fällung eines Waldes in der Nähe einer Markung einzelne Arten des Landbaus Aenderungen erlitten haben, Weingärten keinen Ertrag mehr lieferten u. dgl. Genauere meteorologische Beobachtungen haben gezeigt, wie in den mit Waldung bewachsenen Bergen von nicht sehr beträchtlicher Höhe die Menge des in einem Jahr gefallenen Regens das Doppelte des im Thal gefallenen übersteigt, wie Gewitter von solchen bewaldeten Bergen festgehalten werden, wie in waldlosen Gegenden die Sommer trockener und heißer, die Winter strenger und kälter sind, die Regen aber durch ihre Heftigkeit auch öfter Gefahr und Schaden bringen. Der Mensch, dessen Art die Waldungen lichtet, erscheint hier also auch im Großen als ein Wettermacher.

Es fragt sich daher nur, ob es nicht möglich wäre, auf andere Art auf die Witterung einzuwirken, nicht so ganz im Kleinen, wie bei den Wetterableitern, nicht so ganz im Großen und meist nachtheilig, wie durch das Lichten der Waldungen.

Man hat nun Wetterableiter in gewitterreiche Wolken hineinragen lassen mittelst Drachen, wie sich die Kinder derselben als Spielzeug bedienen, die mit einem eisernen Draht oder einer Metallsaite am Boden befestigt waren, und man hat auf solche Art den Blitz aus den Wolken herunter geleitet. — Ein Naturforscher in Frankreich, de Romas, erhielt auf diese Weise elektrische Feuerstreifen von 9 bis 10 Fuß Länge und einem Zoll Dicke, die ein Geräusch wie Pistolenschüsse gaben, und deren er in einer Stunde über dreißig von sieben Fuß und kleinerer mehr als tausend zählte. Ein deutscher Gelehrter verlor bei einem solchen Experiment sein Leben. — Der Amerikaner Franklin kam durch den gleichen Versuch auf den Gedanken, Wetterableiter zu errichten. Die dergleichen Versuche anstellten, waren aber mehr als Lenker der Wetter, sie waren Wettermacher. Sie leiteten nicht bloß einen Blitz, der ohnedieß gekommen wäre, auf unschädliche Weise in die Erde; sie führten vielmehr die Kraft einer Wolke, die sich sonst vielleicht wieder vertheilt hätte oder von den Winden vor der Entladung fortgejagt worden wäre, in den Boden. Die tausend Lichtstreifen, welche jener Gelehrte mit pistolenschußgleichem Getöse herunterzog, waren ein ganzes Ungewitter, das sich sonst gewiß nicht auf solche Art entladen hätte.

(Fortsezung folgt.)

Kriegsspiele.

(Schluß.)

Die Landwehrreiterei besteht nur aus Lanzenreitern, zu welchen Alle übergehen, die in der Linie als Husaren, Dragoner und Kürassiere gedient. Ihre Bewaffnung besteht in der Lanze, dem Säbel, der Pistole, und außerdem ist der vierte Zug jeder Schwadron, die Flankeurs, mit Karabinern versehen. Die Landwehrartillerie hält nur ihre jährlichen Schießübungen, zu welchen ihr Geschütze und Pferde von der Linie gestellt werden. Da die Artilleriebrigaden der Linie stark genug sind, um bei den großen Manövern zu markiren, und da es dem Staate zu große Kosten machen würde, der Landwehrartillerie ebenfalls die nöthigen Pferde zu stellen, so wird diese nicht herangezogen, sondern von ihren besondern Schießübungen nach Hause entlassen.

Das gleichzeitige Zusammenziehen der Linie zu Brigaden, Divisionen und Armeecorps ist natürlich mit weit weniger Schwierigkeiten verbunden und kann rascher bewerkstelligt werden; doch werden auch hiezu große Vorbereitungen gemacht. Auf den Kammern wird Alles revidirt, bei der Reiterei und Artillerie Pferde und Geschirre sorgfältig gemustert und überall fleißiger als je exerziert. Beim Appell, wo früher nach fehlenden Knöpfen oder zerrissener Uniform gespäht wurde, müssen jezt Mantelsäcke und Tornister kriegsmäßig gepackt vorgezeigt werden, und dieß geschieht oft, ehe der Soldat im Stande ist, die vielerlei vorgeschriebenen und nöthigen Sachen in das enge Behältniß hinein zu zwängen. Bei

Tag und bei Nacht werden Marſchübungen gehalten, wobei Alles mit vollſtändigem Gepäck und Waffen ausrückt, damit ſich die Mannſchaft vorläufig etwas daran gewöhne, die ſchwere Rüſtung halbe Tage lang, oft in brennender Sonnenhitze, mit ſich herumzuſchleppen. Auch die Soldaten ordnen ihre kleinen Privatangelegenheiten, als ginge es in Krieg und Tod, das heißt, ſie rechnen mit den Marketendern und Commisweibern ab und bezahlen ihre Schulden, um auf dem Marſche und im Lager neue machen zu können. Endlich werden aus den Unteroffizieren und Gemeinen ein paar tüchtige Leute ausgeſucht und zum Quartiermachen vorausgeſchickt. Sie erhalten eine Marſchroute, worin die Dörfer verzeichnet ſind, durch welche das Regiment kommt, ſo wie einen Etat der Stärke deſſelben, welchen ſie den betreffenden Ortsbehörden vorzuzeigen haben.

Das Quartiermachen hat, wie Alles im Leben, ſeine Licht- und Schattenſeite. Der Infanteriſt darf gewöhnlich hiebei nicht den ſchweren Torniſter ſchleppen; er wird ihm auf dem Wagen der Compagnie nachgeführt; er, wie der Reiter, braucht nicht im unerträglichen Staube, den das Regiment beim Marſche emporwirbelt, dahin zu ziehen; er kann ſich beim Ausruhen den ſchattigſten Platz auf der Bank vor einem Wirthshauſe ausſuchen und braucht ſich nicht, wie ſeine Kameraden, in voller Sonnenhitze auf den Rand der Landſtraße zu ſetzen, und endlich verwehrt ihm Niemand, ſich in das beſte Quartier zu legen. So weit ginge Alles gut; aber jezt, ſtatt ſich, müde vom Marſch, auf ſein Lager hinzuſtrecken, muß er Stunden lang auf dem Rathhauſe ſtehen, bis die Quartierbillets ausgefertigt und ihm zugeſtellt ſind; dann hat er Brod und Fourage für die ganze Batterie oder Compagnie zu empfangen, hat die Quartierbillets für die Corporalſchaften, Beritte oder Geſchütze zu ordnen, und muß die Quartiere des Capitäns, der Lieutenants und des Feldwebels beſichtigen, damit nicht einmal einer dieſer geſtrengen Herrn zufälliger und entſetzlicher Weiſe ein Unterkommen findet, das nicht beſſer iſt, als das jedes ſeiner Untergebenen. Dabei hat der Quartiermacher noch allerlei Privataufträge zu beſorgen. Der Capitän wünſcht nicht zu weit vom Feldwebel und ſeinem Liedlinge, dem Lieutenant X., zu liegen, der Lieutenant Y. hofft einen guten Trunk in der Nähe zu finden, und der Lieutenant Z. beſteht auf einem Quartier, in dem ſich wenigſtens Ein hübſches Mädchen befindet. Wehe dem Quartiermacher, wenn es ihm nicht gelingt, dieſe Forderungen einigermaßen zu befriedigen. Man mag ſich noch ſo große Mühe gegeben haben, man geht am andern Morgen immer mit Zittern und Zagen der anrückenden Truppe entgegen; denn man kann ſicher darauf rechnen, daß man es Niemanden recht gemacht hat. So erinnere ich mich, daß ich eines Tages, weil auf meinem Zettel ſtand, die Fourage für die Pferde der Herren Offiziere werde auf einem Wagen nachgeführt, in die Quartiere derſelben keine hinlegen ließ, worauf mir mein Herr Hauptmann, mit dem ich ohnehin nicht im beſten Vernehmen ſtand, die Bemerkung machte, ich müſſe auf dem Marſche ſehr ſtark gefrühſtückt haben, und mir allergnädigſt einen Arreſt von vier-und-zwanzig Stunden zukommen ließ. — Der Quartiermacher empfängt das einrückende Regiment, übergibt ſeine Zettel, nimmt, wie geſagt, ſeine Verweiſe in Empfang, und bricht alsbald nach dem nächſten Orte auf, wo dieſelbe Geſchichte mit andern Variationen wiederkehrt.

Da die Infanterie nur vier bis fünf, die Cavallerie nur ſechs bis ſieben Stunden täglich zurücklegt, ſo dauern die Märſche zum Lager, bei etwas entfernter Garniſon, ſehr lange. Trotz dieſer kleinen Etappen leidet die Mannſchaft auf dem Marſche häufig ſehr bedeutend. Die Manöver werden meiſt im Auguſt oder September gehalten, wo die Hitze und noch mehr der Staub die Leute quält. Offiziere und Unteroffiziere haben an ſolchen Tagen genug zu thun, um die erhizten Menſchen vom voreiligen Waſſertrinken abzuhalten. Arreſtverheißungen helfen da nicht mehr, und wir haben oft unſere Säbel brauchen müſſen. Wegen dieſer Mühſeligkeiten ſieht der Soldat ſehnſüchtig dem lezten Marſchtage entgegen und betritt freudig die Zeltſtadt, die ſich vor ſeinen Blicken ausbreitet. Reiterei und Geſchütze beziehen, ſo wie die Landwehr, die umliegenden Dörfer, und ein allgemeiner Ruhetag, der auf den Einzug in's Lager folgt, wird dazu benuzt, um Waffen und Kleider wieder in gehörigen Stand zu ſetzen.

Im nächſten Briefe rücke auch ich mit dem Leſer in das Lager bei Grimlinghauſen ein.

Unmögliches Glück.

Hätt' ich alles Glück auf Erden,
Nimmer könnt' ich glücklich werden,
Denn mich ſchmerzt der Andern Pein;
Wenn ich ſo viel Noth und Wehe
Ueberall im Leben ſehe —
Kann ich froh im Herzen ſeyn? —

Ach! wer kann mit beſtem Willen
Die Millionen Thränen ſtillen,
Die dem Kummer ſind geweiht!
Aber lieber will ich tragen
Gleich den Andern, Schmerz und Plagen —
Als des Glückes Einſamkeit!

J. Ehrenbaum.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, September.

(Schluß.)

Das Diligencenwesen. — Eine Ahnenprobe. — Theater.

Die Hitze hat vielleicht auch Einfluß auf das Regentschaftsgesetz gehabt. Ohne die unausstehliche Schwüle im Saale hätten die Deputirten vielleicht den Gesetzentwurf länger und umständlicher erörtert, Minister und Hof in Unruhe gesezt, und die entworfenen Plane und gehegten Erwartungen vereitelt. Da es ihnen aber nicht möglich war, es auf ihren Bänken im zwar kunstmäßig, aber doch schlecht ventilirten Saale länger auszuhalten, so wurde die Debatte mit bewundernswürdiger Schnelligkeit abgefertigt, und eben so schnell sind die Herren in ihre Heimath zurückgeeilt. Die Justiz kann sich solche Behendigkeit nicht erlauben; aber sie hat ihre zweimonatlichen Ferien, während welcher Richter, Advokaten und Klienten sich wie die Studirenden in die Provinz begeben und alle Diligencen füllen, welche daher um diese Zeit auch viel mehr zu thun haben, als in den übrigen Jahreszeiten. Das Diligencenwesen hat in Frankreich einen großen Aufschwung genommen; hunderte von Fuhrwerken begegnen sich täglich auf allen Landstraßen. Schnelle Beförderung der Reisenden und wohlfeile Preise sind die ersten Bedingungen, um Kunden zu bekommen. Beides ist daher auch fast auf's Aeußerste getrieben. Da jedoch die kleinern Unternehmungen die Concurrenz im Großen nicht aushalten können, so müssen sie, wenigstens was die Landstraßen betrifft, welche bis zu den Grenzen des Reiches sich erstrecken, den beiden Hauptmessagerien weichen, den sogenannten „königlichen Messagerien," mit denen aber der König nichts zu thun hat, und den messageries générales, die von der bekannten Compagnie Lafitte und Caillard geleitet werden. Diese Anstalten bringen z. B. für 50 Francs den Reisenden in 48 Stunden von Paris nach Straßburg, und wer sich mit minder bequemen Sitzen als denen im Innern der Diligence begnügen will, kann noch wohlfeiler reisen. Es geht so rasch vorwärts, daß zu Essen und Trinken für die Reisenden wenig Zeit übrig bleibt. Die Leibesnahrung wird nur noch als Nebensache, als etwas Beiläufiges betrachtet; die Hauptsache ist, daß die Leute in möglichst kurzer Zeit am Bestimmungsorte ankommen; wie sie unterwegs leben, ist ihre Sache, nicht die der Messagerien. Diese Rührigkeit wird den Diligencenunternehmern besonders durch die Aussicht auf die Concurrenz der Eisenbahnen geboten. Bereits werden die Postbedienten sehr höflich, und auf den Scheinen, welche man den Reisenden ausfertigt, werden dieselben gebeten, etwaige Klagen auf den Stationen vorzubringen. Früher waren die Postbeamten eben nicht wegen ihrer Höflichkeit und Zuvorkommenheit berühmt; jezt aber lehrt sie die Nothwendigkeit eine Tugend, welche ihnen fremd war. Die Diligencenunternehmer sehen mit Schrecken einer Zukunft entgegen, wo die Diligencen fast entbehrlich seyn werden. Mit jedem Jahre nimmt ihre Wirksamkeit ab; sind einmal die projektirten großen Eisenbahnen bis zu den Grenzen des Reiches fertig, so bleiben für die Diligencen nur noch die Nebenstraßen, und mit dem großen Gewinn, den sie jezt abwerfen, ist es auf immer aus. Ob die Inhaber des Fuhrwesens ein Recht auf Entschädigung haben werden, ist zweifelhaft. Ihre Unternehmungen sind Privatsache; Niemand hat sie weder dazu aufgefordert noch gezwungen. Anders verhält es sich mit den Postmeistern, welche von der Regierung bestellt worden, und ihr Amt als ein beständiges anzusehen berechtigt sind; ihre Entschädigung wird daher auch in einer der nächsten Sessionen zur Sprache kommen, und die Rechtmäßigkeit derselben wahrscheinlich als Grundsaz angenommen werden. — Ist einmal die Eisenbahn nach der nördlichen Grenze fertig, so werden wir hier noch viel mehr Engländer haben als bisher. Diese Gentlemen geben zuweilen zu sonderbaren gerichtlichen Verhandlungen Anlaß. Neulich haben die Zeitungen einen Vorfall berichtet, welcher den schon längst in Frankreich ansäßigen Lord Seymour betraf, oder vielmehr seine Pferde, mit denen er bei allen hiesigen Pferderennen zu erscheinen pflegt. Es handelte sich um die Abkunft eines von ihm angekauften Pferdes, welches, der Behauptung des Verkäufers zufolge, von einer berühmten Stute abstammen sollte, was jedoch vom Jockeyklubb bezweifelt wurde. Nach dem Richterspruch sollten die urkundlichen Beweise über die adeliche Abkunft des Pferdes beigebracht werden. Ich glaube, es ist das erstemal, daß in Frankreich eine Pferdeahnenprobe angestellt wird; es ist dieß um so merkwürdiger, da es mit den menschlichen Ahnenproben in Frankreich längst aus ist. Vielleicht ist der berüchtigte Emile de Girardin der einzige, um dessen Geburt sich der Staat bekümmert hat, aber nur, weil es vor seinem Eintritt in die Deputirtenkammer auf die Belege seines französischen Ursprungs ankam, und der Mann leider einen Schleier über seine Geburt zu werfen genöthigt ist.

In den Theatern gibt es natürlich gegenwärtig so gut als nichts Neues. Um der ewigen Klage der jungen Komponisten ein Ende zu machen, hat man endlich beschlossen, ein zweites Operettentheater zu eröffnen, wofern die komische Oper nicht allzustarke Einsprache dagegen erhebt. Meines Erachtens ist das Projekt nicht sehr weise. Mit der Eröffnung eines neuen Theaters ist noch wenig gethan. Das Theater muß auch Fortgang haben; dazu braucht es aber außer vortrefflichen Stücken auch vortreffliche Sänger, eine sehr verständige Leitung und ein sehr zahlreiches Publikum, lauter Dinge, welche bei der Menge bestehender Theater und dem Mangel an ausgezeichneten Künstlern nicht wohl zu erwarten sind. Vor einigen Jahren hat das ephemere Renaissancetheater eine Menge von Operetten gegeben; sie sind aber seit dem Eingehen dieser Bühne bald wieder vergessen worden, und die jungen Tonkünstler, welche für dasselbe gearbeitet, haben wenig damit gewonnen, daß ihre Stücke unter einem solchen Wuste von Neuigkeiten erschienen sind. Dazu kommt, daß Schauspieldirektoren und Verfasser schlecht mit einander auskommen. Es ist schon seit mehreren Jahren ein Comité von Dichtern und Componisten zusammengetreten, um sich den Anmaßungen der Theaterdirektoren zu widersezen und ihre Interessen gemeinschaftlich zu wahren. Dagegen haben nun auch die Direktoren mehrerer kleiner Theater einen Bund geschlossen, um von den Dichtern und Componisten nicht übervortheilt zu werden. Dieß führte kürzlich zu der sonderbaren Erscheinung, daß die Dichter dem Direktor des Theaters Gymnase dramatique nicht mehr gestatten wollten, ihre Stücke aufzuführen, und dieser alte Stücke hervorsuchen, oder von einigen armen Schluckern, welche nicht zum Dichterbunde gehören, neue Stücke annehmen mußte. Am empfindlichsten mußte ihm seyn, daß ihm die Scribeschen Stücke vorenthalten wurden, welche allein ein großes und vollständiges Repertoire bilden, von welchem das Gymnase dramatique seit mehr als zwanzig Jahren zehrt. Der Streit zwischen Direktoren und Dichtern wird sich endigen, wie alle ähnlichen Zwiste, da beide Theile einander nicht entbehren können.

Dg.

Beilage: Literaturblatt Nr. 96.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 225.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Dienſtag, den 20. September 1842.

Wer fertig iſt, dem iſt nichts recht zu machen,
Ein Werdender wird immer dankbar ſeyn.

Goethe.

Empfindſame Reiſen.

IV.

Zur See.

„They order the matter better in France“ . .! — Das war eine gar ſchöne Zeit, da ein Autor ſeine Bücher noch ſo anfangen konnte, wie ein Kindermädchen ſeinen Sonntagsſtrumpf, „neunmal herum und dann abnehmen.“ Am Rande oder im Rändchen durften ſie, Autor und Dienſtmädchen, jeder Laune den Zügel ſchießen laſſen, und alle Muſter waren neu, willkommen, gefällig. Wie haben wir verwöhnt, erſt uns, hernach das Publikum! Man weiß gar nicht mehr, wo und wie anheben, und das Ende erſt! Sonſt, regte das nicht ſchon für ganze acht Tage an, wenn Einer auf's Land fuhr wie der alte Stephan Schütze, Liebe- und Freundſchaft-lichen Andenkens, Eierkuchen im Grünen aß, ſich von den Bauern auslachen ließ und ſeelenvergnügt in die kleine Stadt heimkehrte? Als Student preßte man gutherzigen Tanten fünfzig Gulden ab und reiſte damit vier „göttliche“ Herbſtwochen lang vom Rheinfall zu Schaffhauſen bis an die Rheinbrücke zu Köln, den unumgänglichen Ranzen auf dem Buckel, über jede Schulter ein naiver Stiefelfuß lugend, daheim neu beſohlt; und Mainz, und Frankfurt, und Köln, und Aachen, ſie wurden mit einer Andacht begrüßt, mit einer erwartungsvollen, traumſeligen Liebe, ach! von der uns das erweiterte, beſchleunigte Leben keinen Strahl mehr gelaſſen hat, keinen Ton. Jean Paul hat ſeine Sehnſucht nach den Alpen mit in das enge Grab genommen, und der Dichter der Maria Stuart ſah England und das Weltmeer nur im Geiſte. Wir leſen Alles, wir ſehen Alles, wir genießen Alles; wir ſchämen uns, in der zweiten Kajüte oder im Waggon zu fahren, wir kommen überall an, wir reiſen überall ab, und für unſere niemals befriedigten Anſprüche und nirgends erfüllten Erwartungen rächen wir uns furchtbar, indem wir nun auch die unſerer Leſer freventlich täuſchen.

Die See! der Ocean! das Weltmeer! Welche Bilder, welche Eindrücke, welche Ausdrücke! Ein großes Dampfſchiff und ein kleiner Sturm! Nichts als der blaſſe Himmel über mir und bläſſere Engländerinnen um mich! Wann ich als Junge auf dem „Weſeranger“ ſpazieren ging, Waſſerjungfern warf, das heißt glatte Steinchen, die über die Spiegelfläche des Stromes hinglitten, ſo leicht, wie meine Gedanken, und den Bullen und Böcken nachſtarrte, die höchſtens von Hannöveriſch Münden kamen und wenigſtens bis Preußiſch Minden gingen: wer mir damals geſagt hätte, ich ſollte das Meer von Angeſicht zu Angeſicht ſchauen, im Havre baden, in Portsmouth landen, von Paris fortgehen, zu

London eintreffen, dem würd' ich gottvergessen zu Füßen gefallen seyn, wenn er es gewollt! Das ist nun zwanzig Jahre her, und noch nicht einmal. Zwanzig Jahre: ist denn das ein Alter?

Der „Robert Burns" ist ein recht hübsches, großes, flinkes Dampfschiff, das vom Havre Abends gegen sechs Uhr abgeht und gegen zehn Uhr Morgens in Southampton landet. Vorne am Kiel steht ein hölzernes Conterfei seines Taufpathen, des alten, wackern Hochländers, der seine Verse wahrscheinlich auch besser gebütet hat, als seine Schafe. Oben auf dem Deck stand Einer, der um Vieles in der Welt gern einen rechtschaffenen Vers gemacht hätte, der aber nicht dazu kommen konnte und in den „Aermel" der Nordsee so gleichgültig hineinfuhr wie in den seines Schlafrocks. Und doch, die Nacht war so reich, so weich! Da lag sie, schon weit, weit hinter uns, gleich einem Nebelstreifen, die Küste von Frankreich, und die zwei stolzen Leuchtthürme vom Havre funkelten wie zwei Kometen unter den bescheidenen Sternen. Kein Wölkchen am Himmel. Der Mond ging auf, nicht voll, sondern halb, schmachtend, unsicher, wehmüthig über die stille Welle hinwandelnd. Viele Menschen saßen auf dem Deck umher, plauderten, lachten, sangen. Die Matrosen tanzten den Hornpipe am Mast des Schiffes, und so oft im Dämmerlicht ein anderer Meerwanderer an uns vorüberrauschte, grüßten sie sich mit Hurrah und Halloh. Ich hatte mich hinten, nahe dem Steuer, auf den Boden gelegt. Mir gegenüber, auf einer schmalen Bank, von flatterndem Segeltuch überbaut, saß ein junges Ehepaar, Arm in Arm. Der Mann war müde und lehnte an ihrer Schulter; sie breitete um sich und um ihn ihren Schleier aus, und wenn der Wind mit dem Doppelvorhang ihrer kleinen Stiftshütte spielte, sah ich gerade in die feinen Züge, in die tiefen, offenen Augen des englischen Gesichts, wie es besorgt und zärtlich über dem in Schlummer hingesunkenen Freund hing. Eine so innig empfundene Gruppe! Jedes Bild hätte sie geziert. Der Steward selbst trat in ihrer Nähe leiser auf, wenn er Teppiche und Matratzen heraufbrachte. Ich fühlte, wie der kalte, garstige Neid in mir aufringelte und nach dem fremden Glücke schielen wollte. Lieber hinunter! Ich war der ersten einer in der Kajüte. Die Matrosen stampften, sammt der Maschine, noch weidlich über meinem Kopfe umher. Allmählig kam dieser und jener nach, ein Bett nach dem andern wurde genommen, ein sanftes Schnarchen klang hier auf, dort wieder, und wenn ich mich — schlafen konnt' ich doch nicht — aufrichtete, sah ich, bei dem schwankenden Lichte an der Decke, nichts als männliche Nachtmützen, senkrecht und wagerecht, Reisesäcke, die wie Reisende dalagen, oder umgekehrt, aber überall nur die friedlichen Bilder einer Herberge, kein Lazareth. Poseidon war über die Maßen gnädig; nicht ein Opfer aus der ganzen Schiffsgesellschaft. „She does not move a bit," sagte der Kapitän sehr stolz von seinem Schiffe. Eine Seereise ohne Seekrankheit! Es wird nur denen leid darum seyn, die noch niemals die leztere gekannt haben.

(Fortsetzung folgt.)

Die Menschen als Wettermacher.

(Fortsetzung.)

Nun sind aber Gewitterwolken nicht der Art nach, sondern nur durch die Menge des in ihnen angehäuften elektrischen Stoffes von gewöhnlichen Wolken verschieden. So wie unmittelbar nach der Entladung eines Gewitters fast immer Regen eintritt, so ist umgekehrt auch jeder Regen die Wirkung eines blitz- und donnerlosen Gewitters. — Jeder Leser hat wohl schon an Elektrisirmaschinen den Unterschied der zum Vorschein kommenden zwei Lichter beobachtet, von denen das eine roth ist, das andere blau, das eine die Gestalt eines strahlenden Sterns, das andere die Form eines Kügelchens hat, und die man durch die Worte: positive und negative Elektricität unterscheidet. — Diese zwei entgegengesezten Stoffe suchen sich, ziehen sich an und verbinden sich unter den angegebenen Lichterscheinungen, und auch mit Getöse und mit Wirkungen auf das Gefühl, wenn man mit einem leitenden Körper die Verbindung erleichtert; sie vertheilen sich aber spurlos, wenn man die Verbindung nicht herstellt, oder mit geringer Wirkung, wenn man dieselbe langsamer vor sich gehen läßt.

Diese elektrischen Stoffe sind nun durch die ganze Natur verbreitet, in der Luft, in den Wolken, in der Erde. Besonders hat man allgemein bemerkt, daß in der Regel in der Luft und in den Wolken die positive, die strahlenförmige, rothe herrscht, auf der Erde dagegen oder in deren Nähe die negative, die blaue, kugelförmige, und daß nicht bloß die Erscheinung des Gewitters, sondern das Eintreten eines jeden Regens hauptsächlich durch die Ausgleichungen jener zwei Gegensätze bedingt ist. — Häufig nehmen nun aber die untern Wolken die Elektricität der Erde an, während die obern Luftschichten die entgegengesezte enthalten. Diese elektrisch entgegengesezten Wolken ziehen sich an, nähern sich und bringen, wenn die Annäherung gelingt, durch mechanische Zusammendrückung der zwischen ihnen befindlichen Luftschichten und Wasserdünste, oder aber durch chemische Zersetzung Regen hervor, unter Begleitung von Blitz und Donner, wenn die Gegensätze sehr stark sind, ohne solche Erscheinung in gewöhnlichen Fällen. Der Regen erscheint daher als die Frucht der gelungenen Vereinigung der entgegengesezten

Kräfte des Himmels und der Erde, ein Gedanke, den, nach der Ansicht mancher Alterthumsforscher, schon die Griechen in der Mythe von der Verbindung des Jupiters und der Juno angedeutet haben. Bei nicht gelungener Vereinigung dagegen vertheilen sich die Wolken wieder ohne Regen, Blitz und Donner, wie die durch eine Elektrisirmaschine in einer Flasche gesammelte Elektricität bald wieder ohne Wirkung, und ohne eine Spur zu hinterlassen, sich in der Luft vertheilt, wenn ihr nicht die Verbindung mit der entgegengesezten Elektricität an der äußern Fläche des Gefässes durch einen Leitungsdraht möglich gemacht wird.

Die Frage wäre nun, ob nicht auch die Verbindung entgegengesezter Wolkenschichten, die, wie man oft bemerken kann, gleichsam zu einander hinstreben und doch nicht zusammen kommen, und somit auch keinen Regen hervorbringen können, erleichtert werden könnte durch in dieselben hinaufragende Leitungsdrähte, wie es bei jenem Versuch dem de Romas bei einer Gewitterwolke gelungen ist. — So ganz unwahrscheinlich ist dieß nicht, daß es sich nicht verlohnen sollte, darüber nachzudenken.

Indessen wird kaum zu hoffen seyn, daß dieß so leicht auszuführen wäre, wie etwa durch jenen in die Gewitterwolke gesendeten Drachen. Denn eine Gewitterwolke ist nicht bloß sehr nahe an der Erde, sondern auch mit Elektricität so gefüllt, so nach Ausgleichung strebend, daß der kürzeste Weg hinreicht, die Entladung herbeizuführen. Ganz anders ist es aber bei einer gewöhnlichen Wolke oder bei wolkenloser Luft, wo derselbe Gegensaz gegen die Erde zwar auch vorhanden ist, aber weit nicht so stark entwickelt, nicht so sehr nach Ausgleichung sich drängend, wo also auch die leztere nicht so einfach, etwa durch einen einzigen Leiter, herbeigeführt werden kann. — Es wurde auch jener Versuch des de Romas nur angeführt, um den Gedanken im Allgemeinen einleuchtender zu machen, nicht in der Hoffnung, daß er unmittelbar zum Ziel führen könnte. — Einige weitere Entdeckungen werden noch in Verbindung zu bringen seyn, um der Ausführung auch nur in der Vorstellung näher zu kommen.

Durch die gewöhnliche Elektrisirmaschine erhält man nur eine momentane Wirkung; die durch dieses Werkzeug hervorgerufene Elektricität verschwindet im selben Augenblick, wo sie sich entwickelt, auch wieder spurlos, und ihre Eigenschaften können daher auf diesem Wege nur unvollkommen erforscht werden. Durch die Entdeckungen Voltas und Galvanis gelang es nun aber, zusammengesezte Elektrisirmaschinen zu verfertigen, welche zwar nicht leicht so große Funken und so gewaltige Schläge geben, dafür aber längere Zeit, mehrere Stunden und Tage lang, sich von selbst laden, so daß die Elektricität hier eine Existenz in der Zeit erhält, und man nachhaltige Wirkungen derselben erfährt. Auch hat die galvanische Säule oder Batterie zu den wichtigsten Aufschlüssen geführt. Eines der bedeutendsten Ergebnisse ist die Erfindung des Schweden Oerstädt, nach welcher die Elektricität in dieser Form, die sogenannte galvanische, so lange ihre Gegensäze durch einen Schließungsdraht vereinigt sind, anzieht und abstößt gleich einem Magnet, daß also der Schließungsdraht selbst ein Magnet wird, der im Verhältniß der Stärke der Elektricität und der Größe des Apparats an Kraft zunimmt.

Die Steigerung der elektrischen Kraft, welche durch solche Vorrichtung möglich ist, und die auf solche Art leicht zu erreichenden magnetischen Wirkungen legten den Gedanken nahe, die galvanische Batterie als bewegende Kraft zu benützen, und statt durch Menschenhände, durch Thiere und Dampfmaschinen nun durch Galvanismus Lasten in Bewegung zu setzen, ein Gedanke, der besonders in Deutschland viele Aufmerksamkeit erregt und durch einen Beschluß des Bundestags nationale Bedeutung erhalten hat. Allein der Erfolg hat bis jezt den Erwartungen nicht entsprochen. Man wollte sogleich die schwierigste aller Maschinen, ein Lokomotiv für Eisenbahnen, in Bewegung setzen, ehe man im Stande war, ein einfaches Wasserrad nachhaltig durch die galvanische Batterie zu ersetzen, und man hat auch wohl nicht recht bedacht, daß die Unterhaltung einer Batterie so große Kosten verursacht, als die einer Dampfmaschine. Anstatt Holz und Steinkohlen müßte man nun andere Stoffe, namentlich Zink und Schwefelsäule, aufwenden, Stoffe, die zum Theil nicht einmal in Deutschland selbst gewonnen werden und deren billige Zufuhr von Fremden abhängig ist, wie wir vor einigen Jahren schmerzlich empfinden mußten, als unsere Fabrikanten der Erscheinung einer englischen Flotte vor Sicilien mit Sehnsucht entgegen sahen. Man ist übrigens eifrig bemüht, einestheils die Kraft zu verstärken, durch Multiplikationsapparate u. dgl., anderntheils den Aufwand an Zink und Schwefelsäure zu vermindern oder die verbrauchten Stoffe und Kräfte wieder zu gewinnen und in einen Kreislauf zu bringen, welchen Bemühungen wir von Herzen glücklichen Erfolg wünschen.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Prag, September.

Almanac de Carlsbad. — Theater.

Der heurige „Almanac de Carlsbad“ des Ritters de Carro bleibt an Interesse nicht hinter seinen Vorgängern zurück; doch ist in demselben der medizinische Theil überwiegend im Vergleich mit den übrigen Gegenständen. Das Verzeichniß der vorzüglichern Personen, womit de Carro gewöhnlich seinen Almanach eröffnet, zählt dießmal acht Personen aus regierenden Häusern, drei hohe Geistliche (darunter der berühmte Patriarch von Dalmatien und Erzbischof von Erlau,

Ladislaus Porker), eine ziemlich große Anzahl von Generalen, Staatsmännern und Gelehrten, insbesondere neunundsiebzig Aerzte, von welchen der Herausgeber sagt: „Sie waren theils wegen ihrer Gesundheit hieher gekommen, theils in Begleitung von Kranken, und, wir hoffen es, um unsere Quellen zu studiren.“ Niemals hat vielleicht Carlsbad so viele Polen, meist aus Galizien, gesehen; dagegen waren die Russen minder zahlreich. Auch weniger Engländer erschienen als im vorigen Jahre, was man den Wahlen zuschreibt. Von episcopalen und presbyterianischen Geistlichen waren acht vorhanden, so daß der englische Gottesdienst Sonntags beinahe an embarras de richesse litt. Derselbe wurde im österreichischen Wappen abgehalten, wo die fromme Lady Harriet Garnier ihm einen Salon gewidmet hatte. Auch viele andere geistliche Personen erschienen an den Quellen, unter andern zwei armenische Mechitaristen, drei griechische Archimandriten und zwei englische Fräulein aus Prag. Maler und Tonkünstler fanden sich hinlänglich ein, und sogar ein französisches Theater, welches die ehemals berühmte Dem. Georges als Mitglied aufzuweisen hatte, und dennoch schlechte Geschäfte machte. — Ein Auszug aus den „Pilgrimages to the Spas“ des bekannten englischen Arztes James Johnson nennt zwar Carlsbad eine große Krankenanstalt, spricht jedoch viel zu Gunsten dieser Brunnenstadt.

Dr. Reyber gibt eine sehr ausführliche und gelehrte Abhandlung über den Gebrauch von Carlsbad in Augenkrankheiten. — Dr. Wagners Bericht über den Zustand des Fremdenhospitals liefert sehr erfreuliche Resultate. Von 169 Kranken ist nur einer (an der Wassersucht) gestorben, 41 genasen und 115 wurden mit Besserung ihres Zustandes entlassen. — Eine sonderbare Krankengeschichte ist die einer 45jährigen Frau, die von einem Appetitus spurius auf Kreide geheilt wurde; sie genoß davon seit zwölf Jahren täglich vierzehn Unzen, was der Verfasser des Aufsatzes auf beinahe 52 Centner berechnet. — Eine zweite Krankengeschichte, datirt vom Jahr 1770, wird interessant durch die Briefe von Becher, Springsfeld und Van Swieten. Der Herausgeber kettet daran einige durch Facta belegte Bemerkungen über diejenigen Kranken, die ganz gegen den Willen ihrer Aerzte Carlsbad gebrauchen, und nicht selten das Ende ihrer Leiden — durch den Tod finden. — Herr Denis macht den Vorschlag, die Sprudeldämpfe zur Errichtung eines großen Gewächshauses zu benützen; der Herausgeber theilt zugleich die Ansichten der Professoren Kostelezky und Reitenbacher, so wie eines Engländers aus Liverpol mit, von welchen jedoch nur der leztere unbedingt mit dem Plane einverstanden ist. — An Klutschaks Notiz über das Monument des Premisl zu Stadiz kettet der Herausgeber eine höchst interessante Uebersicht all des Guten und Schönen, was unser Landeschef, Graf von Chotek, in dem kurzen Zeitraum von ungefähr fünfzehn Jahren für Böhmen gewirkt hat. Die Masse ist so groß, daß man kaum an die Möglichkeit glauben sollte, wenn nicht Auge und Ohr den Beweis vor sich hätten, und ich bedaure nichts so sehr, als daß der Raum dieser Blätter es nicht erlaubt, den ganzen Artikel hier zu übersezen. — Winaczitzky gibt eine treffliche Abhandlung über den Ursprung der Zigeuner, und eben so interessant ist die Notiz über den jugendlichen Philologen Dr. Pfitzmayer, der mit dem Plane umgeht, eine periodische Schrift: „Das Morgen- und Abendland,“ erscheinen zu lassen.

Unsere Bühne hat in der lezten Zeit sehr viele Gäste gehabt, und zwar recht angenehme. Nach Scholz kam der wackere Tenorist Wurda aus Hamburg, dann Hr. und Mad. Fichtner vom Hofburgtheater in Wien, und Nestroy, der Komikus und Lokaldichter. Alle diese Gäste machten Glück, mitunter Furore, und ihren Benefizen verdankten wir auch einige mehr und minder erfreuliche Neuigkeiten. So lieferten die Fichtnerschen Gastrollen drei Lustspiele, ein französisches, ein Wiener und ein Prager Produkt. Das erste: „Liebe nach der Hochzeit,“ nach A. Dumas von Castelli, ist ein sehr feines Stück, sehr plump übersezt, und gefiel vorzüglich durch die vortreffliche Darstellung der Hauptpersonen durch Hrn. und Mad. Fichtner. „Liebe und Beruf,“ von Franz v. Braunau, zeigt mehr Liebe zur Dichtkunst als Beruf; Handlung und Charakteristik sind weder neu noch interessant, der Dialog kalt, in fünf Aufzügen nicht ein Witzfunke, und das Stück mißfiel. „Die kranken Doctoren,“ dem Vernehmen nach von zwei ungenannten hiesigen Dichtern, welche nach dem dritten Akte gerufen wurden, aber nicht erschienen, hat ein reiches Leben und viel Bewegung, und beweist Talent, wenn es gleich an Unwahrscheinlichkeiten und Effekthascherei nicht fehlt, auch ziemlich flüchtig gearbeitet zu seyn scheint. Den beiden Verfassern wäre der Fleiß des Verfassers von „Liebe und Beruf“ zu wünschen. — Nestroy brachte nur eine neue Posse: „Einen Jux will er sich machen,“ und wenn es wahr ist, was Viele behaupten, er habe auch diesen Stoff aus einem außerdeutschen Roman entlehnt, so ist ihm das Oesterreichisiren diesmal besonders gelungen. Die Situationen sind frappant, der Dialog derb, mitunter etwas indecent, aber witzig, und das Ganze machte so viel Glück, daß es zehnmal wiederholt wurde.

Auflösung der Homonyme in Nr. 217:
Der Stoff.

Räthsel.

Laudo manentem. Hor.

Dich will ich freundlich grüßen,
Du allerliebste Maid,
Gibt's doch kein Herzeleid,
Wenn du es weg willst küssen!

Du nimmst gar viel Gestalten
Für deine Lieben an,
Kommst, Mädchen oder Mann,
Mit stets willkommnem Walten.

Als goldgefüllte Tasche
Hast du mich auch begrüßt,
Oft Bittres mir versüßt
Als geistgefüllte Flasche.

Du hast, mit mir zu kosen,
Dich oft zu mir gebückt,
Und mir die Stirn geschmückt
Mit einem Kranz von Rosen.

Nur kann dich Niemand zwingen;
Wer deine Rosen brach
Und sich dabei nicht stach,
Mißtraue deinen Schwingen.

Verrathe mir die Bande,
Mit welchen man dich hält,
Dann leb' ich in der Welt
Wie in der Selgen Lande.

J. G. M.

Beilage: Kunstblatt Nr. 75.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 226.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 21. September 1842.

— Dieser Erdenkreis
Gewährt noch Raum zu großen Thaten;
Erstaunenswürdiges soll gerathen.

Goethe.

Die Menschen als Wettermacher.

(Schluß.)

Nähere Prüfung verdient nun aber der Gedanke, ob man nicht die Elektricität der Luft und der Wolken und den Gegensatz zwischen Luft- und Erdelektricität als bewegende Kraft in Anwendung bringen könnte. Die über uns ausgebreitete Luft ist eine galvanische Batterie, welche sich jeden Tag, ohne Aufwand von Zink und Schwefel, von Neuem ladet, die jeden Tag, fast den Arbeitsstunden der Menschen gleich, Vormittags und Abends ein Maximum der Stärke erreicht und deren Gebrauch jedem offen stände. Die einzige Schwierigkeit wäre die Verbindung der Luft- und der Erdelektricität durch einen Schließungsdraht, und Kosten würde es auch genug verursachen. Indessen möchte die Schwierigkeit nicht unüberwindlich seyn, und die Kosten, so groß sie seyn möchten, erneuerten sich wenigstens nicht in dem Grad und so unaufhörlich, wie bei der Speisung einer galvanischen Batterie. Als de Romas unter den angeführten Erscheinungen eine Wolke herunterleitete, führte er eine Kraft in den Boden, welche die größte Last zu tragen im Stande gewesen wäre.

Der etwa zehn Schuh lange Leitungsdraht eines gewöhnlichen Luftelektrometers bewegt zwar bei ruhiger Witterung nur dünne Hölzchen und Strohhälmchen; aber wenn man denselben mit einem Multiplikationsapparat versähe, indem man ihn spiralförmig aufwände, so könnte seine Kraft schon bedeutend, wohl um's zehnfache, verstärkt werden. Nun ist ferner zu bedenken, daß der Unterschied der entgegengesezten Elektricitäten der Luft und der Erde in der Entfernung von nur zehn Schuhen von der Erdoberfläche nur sehr gering seyn kann, weil sich an der Oberfläche an unzähligen Stellen Gelegenheit zur Ausgleichung bietet, und daß gerade im Sommer, wegen größerer Leitungsfähigkeit der Luft, die Luftelektricität in ruhigen Zeiten unten geringer erscheint, während sie oben viel größer ist. Und dieser Unterschied nimmt bei der Erhebung über die Oberfläche auffallend, in einem mehr als arithmetischen Verhältniß zu; das Elektrometer z. B., welches sonst nur 14 bis 15 anzeigt, deutet in dem Augenblick, wo durch fallenden Regen die Verbindung der Oberfläche mit den obern Schichten der Luft hergestellt wird, eine 30 bis 50mal stärkere Elektricität an. Endlich ist nicht zu vergessen, daß die Stärke der Luftelektricität nicht sowohl von der absoluten Höhe des Leiters, sondern von der relativen Höhe über benachbarten Gegenständen abhängt, wie schon Saussure bemerkt hat.

Wenn man daher den Schließungsdraht von zehn Fuß auf zweihundert erhöhte, etwa mittelst Thürmen, oder nach dem Vorgang des Romas und Franklin noch höher,

so ließe sich in Verbindung mit Multiplikationsapparaten eine solche Steigerung der Kraft denken, daß die Bewegung von Lasten, von Mühlrädern und Maschinen aller Art dadurch möglich würde.

Da solche Leitungsapparate allen Zweigen der Industrie dienten, so wäre in stark bevölkerten Ländern einer ungeheuern Vervielfältigung derselben entgegenzusehen. — Viele tausend Obelisken würden sich erheben, um Kräfte vom Himmel herunter zu leiten, so oft die Hände der Menschen und die Kräfte der Thiere, des Wassers, des Holzes und der Kohlen nicht ausreichten. Und durch solche in großem Maßstab angelegte Schließungsdrähte zu Zwecken der Mechanik wäre es nun auch allein möglich, daß der oben angedeutete Gedanke hinsichtlich der Einwirkung des Menschen auf die Witterung sich einigermaßen verwirklichte; denn wegen eines vorübergehenden, häufig sehr entgegengesezten oder doch ungleichen Bedürfnisses könnte man nicht daran denken, große, kostspielige Apparate aufzustellen. — Es wäre möglich, daß dieselben Leitungsapparate, welche unsere Maschinen trieben, zugleich durch ihre Zahl und Verbreitung dazu dienten, die Verbindung der elektrischen Kraft der Erde mit der obern Luft zu erleichtern und dadurch die Niederschläge, das Produkt der Vereinigung, häufiger und weniger anhaltend zu machen.

Es wäre denkbar, daß auf diese Art die Zeiten anhaltenden Regens und anhaltender Trockenheit, welch beide der Gesundheit der Menschen und Thiere und dem Gedeihen der Pflanzen gleich nachtheilig sind, abgekürzt und die Abwechslung zwischen beiden jener Regelmäßigkeit näher gebracht werden könnte, die in einzelnen paradiesischen Ländern der Erde herrscht, wo der Regen täglich in Form eines Thaus die Fluren erquickt und die Sonne mit selten getrübter Klarheit jeden Tag leuchtet. Die vorgeschrittene Kultur könnte auf diese Weise den Unsegen, welchen sie so vielen Ländern durch die Verwüstung oder allzugroße Lichtung der Waldungen gebracht hat, aus ihrem eigenen Schooße wieder gut machen. Statt der Waldbäume, dieser natürlichen Leiter zwischen den Kräften der Erde und des Himmels, deren Zahl und Verbreitung aller Kultur einschränkend entgegen tritt, würden auf den Wohnsitzen der Menschen Wälder von künstlichen Bäumen sich erheben, die, zwar weniger zahlreich, aber in höhere Luftregionen emporsteigend, der Erde die verlorenen Bedingungen der Fruchtbarkeit zurückführen könnten.

Die höhern Grade der Kultur sind bisher unter den Völkern der Erde unstät umhergewandert, und die Frage hinsichtlich eines allgemeinen Fortschritts der Menschheit ist dadurch zweifelhaft geworden. Wenigstens war der Fortschritt sehr langsam, weil jedes Volk gewisse Grade der Bildung nur auf den Trümmern der Kultur anderer Völker erreichte und in Vielem wieder von vorne anfangen mußte. Dieses Wanderleben der Kultur war aber, wenn auch nicht ausschließlich, doch großentheils veranlaßt durch die steigende Bevölkerung, durch den wegen derselben nöthig gewordenen unverhältnißmäßigen Verbrauch der natürlichen Kräfte des Bodens und die damit zusammenhängende Aenderung der Witterung, welche dann ungleiche Vertheilung der Güter, Verarmung einzelner Classen des Volks, Kriege und Entvölkerung zur Folge hatte.

Was wäre wünschenswerther, als daß diesem heimathlosen Zustand des Geistes auf Erden ein Ende gemacht würde, so daß die Völker *neben* einander und nicht bloß *nach* einander fortschreiten und jedes in seiner Art, alle zusammen vollkommen die höhern Zwecke der Menschheit erfüllen könnten? Das angedeutete Moment könnte nun aber ein Weg zu diesem hohen Ziel seyn. — Des großen Republikaners Franklin Erfindung ist nur der schwache Anfang von dem, was kommen müßte, und sie kann auch in dieser ihrer Unvollkommenheit, bei der Kostspieligkeit der Einrichtung, und weil dabei kein tägliches Bedürfniß im Spiel ist, nur die Wohnungen der Großen und Reichen, niemals auch die Hütten der Armen und die Scheunen des Landmanns schützen. — Gelänge es aber einst, den Gott des Donners, diesen uralten Schrecken der Menschheit, nicht bloß ungefährlich zu machen, sondern sich ihm so zu befreunden, daß er sich herbeiließe, uns Kräfte zu spenden und uns Lasten tragen zu helfen, wo die irdischen Elemente nicht ausreichen, dann würden jene Schrecken nicht bloß dem Reichen, sondern auch dem Armen, dem ganzen Volke erspart seyn. Und dann würde der weiter fortgeschrittene Geist des Volks wieder gut machen am Boden, was er auf niedrigerer Stufe verdorben hatte, und dadurch den uralten Glauben der Menschheit an die Macht des Geistes über die Natur und die ursprüngliche Einheit beider zur Wahrheit machen.

Empfindsame Reisen.

(Fortsetzung.)

Als ich am Morgen darauf aus meinem „birth“ heraus und die steile Schiffstreppe hinanstolperte, hatte sich die Scene geändert. Um das friedliche Nachtstück war ein Vorhang niedergerollt, dicht, faltenreich, schwer. Kaum daß das Auge, über den Rand des Schiffes starrend, die Woge sehen konnte, welche uns hin und her warf. Ein undurchdringlicher Nebel lag auf dem Meere. Meine Uhr wies auf vier; eine unerhörte Stunde! Niemand wach, als die Matrosen, welche das Deck abspülten und ausbürsteten, der Steuermann, wie eine Bildsäule an sein Rad gedrückt, und ein armer deutscher Landsmann, das erste Exempel der Seekrankheit, mit

verzweifelter Resignation über das Geländer gebeugt. Sollt' ich zurück zu den Schlafenden drunten? Wäre es nur minder schwierig gewesen, in mein Nest hinaufzuklettern! Aber unter mir lag ein Engländer, dem ich dabei auf die Nase hätte treten müssen, und über mir ein Querbalken, an dem ich jedesmal mit der Stirne aufstieß, wenn ich mich in die Höhe schwang. Zudem, die Betten in der Kajüte sind nicht auf große Dimensionen eingerichtet: aus dem meinigen sah, lag ich drin, alle Zeit ein langer Fuß wehmüthig heraus, und mir gegenüber schaukelte der Bauch eines holländischen Kunstgärtners gefährlich in der freien Luft. Kurz und schmal, zwei Bretter und zwei Brettchen, eine wollene Decke und ein leinenes Kissen, um das Ganze eine bunte Gardine: das ist ein Bett auf den Dampfschiffen. Die Gardine daran ist das Wohlthätigste. Ziehet sie nicht auf, ihr könntet eine entsetzliche Isis dahinter entdecken!

Droben geblieben also! Die Matrosen jagten mich mit ihren Besen und Bürsten von einem Fleck auf den andern, der Koch warf mir Eierschalen von gestern Abend über den Kopf, der Steuermann grunzte mich an zur Antwort auf eine höfliche Frage, und am Schlimmsten fuhr ich bei dem deutschen Landsmann, dem ich menschenfreundlichst den Kopf halten wollte. Er meinte, ich machte mich lustig über sein Elend; und ein Deutscher kann entsetzlich grob werden, wenn er entsetzlich schwach ist. Gekränkt zog ich mich in mein Bewußtseyn zurück und dankte Gott, wie der Nebel so allgemach zerfloß, die grüne Welle bäumend zu mir emporschlug und ein heller, voller Tag die schönen Ufer der Insel Wight in der Ferne blau anlaufen ließ. Der Kiel schoß wie eine Möve dahin. Um acht Uhr waren wir der weißen, felsigen Südküste des Eilandes schon hart nahe; durch das Glas sah man die Needles, senkrechte Spitzen, die vom Meere aufsteigen, an Helgoland erinnernd, nur eben so lichtgrau, als dieses dunkelroth. Wight hat Aehnlichkeit mit Rügen; die Südküste ist öde, während die Nordseite vortrefflich angebaut scheint. Ein Landhaus nach dem andern leuchtete aus fettem Wiesengrün zu uns herüber; Waldungen und Dörfer zogen sich am Gestade hin, und wir flogen an dem lockend nahen Bilde der ganzen Insel pfeilschnell vorüber wie an Sirenenküsten. Portsmouth bot eine andere Scene: grüne Wälle und graue Mauern am Strande, auf der Rhede prachtvolle, gewappnete Dämpfer, Dreidecker, mit der stolzen englischen Flagge geschmückt, reisefertige Kauffahrer, kokette Fregatten, die auf Eroberungen ausgingen, bescheidene Friedensboote, deren eines bei uns anlegte und eine hübsche Engländerin entführte. Ich stand einen Augenblick unschlüssig, ob ich nachfolgen sollte oder bleiben. Portsmouth wäre schon des Besuches werth, sagte mein Verstand, und er wies dabei auf die „Victoria" hin, welche dicht vor mir ankerte, dasselbe Schiff, das Held Nelson zum Siege führte, und das ihn zum Tode. Aber mein Gefühl hielt mich zurück. Dieß Gefühl war ein tief menschliches — der Hunger. Unten in der Kajüte deckten sie den Frühstückstisch, Tassen klapperten, der Thee dampfte: welch erquickliches Morgenopfer! Und wenn ich in Portsmouth hätte landen wollen, so mußte ich vorerst Quarantäne in der Zollbude halten, mich durch Lastträger und Commissionäre durchfechten und vielleicht in dem ersten besten, vielleicht auch in dem ersten schlechtesten Gasthause noch stundenlang auf das harren, was am Bord des Robert Burns schon mit der Hand zu greifen war. Adieu, Portsmouth, stattlicher Kriegshafen, mit deinen Bastionen und Schleusen, großmächtige Dreidecker, und du, weltgeschichtliche Victoria, Adieu! Ich lasse euch hinter mir und versinke in der Kajüte, wo die Teller bereits bis an den Messingrand der Tafel rutschen und ängstliche Damen ihre Nachbarn fester, als just nöthig wäre, in den Arm kneipen, wenn ihr Feldstuhl einem Windstoß, einer Wellenlaune mit menschlichem Verstande nachgibt.

Durch Southampton-Water und durch Southampton bin ich essend gefahren; nächst der Ankunft des Odysseus, im Schlafe, ohnstreitig die bequemste Weise. Ich stieg erst hinauf, da das Schiff am Pier anlegte. Englischer Grund und Boden unter meinen Füßen, englischer Himmel und Steinkohlendampf über meinem Haupte! Sey gegrüßt, herrliches Albion, und verarge mir's nicht, wenn ich nicht andächtig niederfalle, deine Scholle zu küssen; habe ich doch den Tribut meiner Ehrfurcht in einer dir wohlgefälligeren Weise dargebracht, indem ich für die Passage der Brücke vom Hafen an den Strand meinen lezten Franken in meinen ersten Sixpence metamorphosirte und dir als Opfer zu Füßen legte!

Southampton ist eine sehr hübsche Stadt und sieht aus wie alle ihre Schwestern: gerade Straßen, niedere Häuser, ziegelgedeckt, mit verschlossenen Pforten, mit verrammelten Souterrains, mit verhangnen Fenstern. An dieser Thür sieht eine sauber gescheuerte Messingplatte mit dem Namen: John Williams, und darunter: Knock and ring, und an jener Thür steht eine sauber gescheuerte Messingplatte mit dem Namen: William Johns, und darunter: Ring and knock. An dieser Ecke steckt ein Anschlagzettel: Stick no bills, commit no nuisance, und an jener Ecke steckt wieder ein Anschlagzettel: Decency forbids. Gott behüt' dich, hübsches Southampton!

Nach einem Gang durch die Stadt eilte ich wieder in den Hafen zurück, um mein Bischen Hab und Gut aus den Fingern der Douane zu retten. Das Custom-House liegt ganz nahe am Strande und hat eine sehr angenehme Aussicht auf seelenvergnügte Lastträger und herzensbetrübte Reisende. Drinnen sitzen in olympischer

Gemüthsruhe die Götter dieser Welt und frühstücken eine Stunde lang, um dann wieder eine Stunde lang zu regieren. Ich trat in den Vorhof des Allerheiligsten: meine Reisegesellschaft und noch ein paar andere waren bereits starkzählig versammelt und harrten. Dieser Vorhof glich einer deutschen Wachtstube wie ein faules Ei dem andern; hölzerne Bänke standen an den Wänden umher, hölzerne Pflöcke stacken in der Mauer, woran die Passagiere ihre Mäntel und im Nothfalle der Verzweiflung ihre Hälse aufhängen konnten, sogar der Gestank war täuschend nachgebildet. Ich fiel malerisch auf eine Bank und mein Auge auf eine Inschrift: No smoking allowed. Diese Götter lieben den Rauch nicht wie die homerischen, und doch riecht ein schlechter Tabak wohl immer noch eben so gut, wie ein angesengter Hammelschwanz, dessen „Fettduft" — prächtig verdeutscht für κνίσση und als vollbackiger Hexameterschluß sehr zu empfehlen — dem alten Jupiter so über die Maßen angenehm in die unsterbliche Nase stieg.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Köln, September.

Die Dombaufeier.

Wer den freien deutschen Rhein in den ersten Tagen Septembers d. J. sah, der erkannte den alten, ruhigen und ernsten Fluß gar nicht wieder. Neben den zwanzig Dämpfern, die, dem Herkommen nach, sein Wasser beunruhigen, hatten sich noch kleine Schiffe aus der Mosel, aus dem Main, ja sogar eines aus der Seine eingefunden, um die ungeheure Menge der Reisenden, die überall, im eigentlichen Sinn des Worts, die Landungsbrücken stürmten, vom Fleck zu schaffen. Das zischte, rauschte und klapperte durcheinander, und diese Fahrzeuge trieben sich am dichtesten zwischen Mannheim und Mainz herum, mit Menschen besäet, bunt beflaggt, und sie schossen unter den Klängen lustiger Musik den Strom hinab. — All dieß Getreibe galt Köln, der alten Stadt, oder vielmehr mittelbar der Stadt selbst, aber unmittelbar der Krone, dem Siegel der alten Colonia, dem wunderherrlichen Dom. Wenn man den alten Herrn in diesen Tagen ansah, so schien er viel jugendlicher, aufgeräumter wie sonst; besonders der alte Thurm ließ es sich gern gefallen, daß die Menschen auf ihm herumkrochen, um sein Aeußeres so herzurichten, daß Jeder schon von Weitem sehen konnte, im alten Köln gehe etwas Besonderes vor. — Die ganze Rheinseite der Stadt, so wie alle Schiffe waren mit Flaggen bedeckt, und vor lauter schwarz und weiß, blau und weiß oder roth und schwarz sah man nicht, welch seltsame Mienen die uralten Häuser machten, als sie von allen Seiten das gewaltige Kanonieren hörten. — Die Postwagen kamen, wie auf der Eisenbahn, in ganzen Convois an, und die Locomotiven warfen jedesmal einige hundert Passagiere zugleich in die Stadt, die sich alsbald in alle Reviere verliefen, um noch ein Unterkommen zu finden, was in diesen Tagen nicht leicht war. An den Gasthöfen, wo die unglücklichen Ankömmlinge förmlich in Prozessionen vorbeizogen, konnte man interessante Studien machen. Der ruhige, gemüthliche Deutsche ließ sich wiederholt abweisen und steuerte hoffnungsvoll dem nächsten Schild entgegen; der Engländer war wie aus den Wolken gefallen, daß ein deutscher Gastwirth es gewagt, ihm Zimmer zu verweigern, und glaubte nicht recht gehört zu haben; der Franzose endlich lachte beide aus, sprang behend in die Portierloge, machte der Frau vom Hause sein Kompliment, haranguirte den Kellner, und eroberte glücklich noch ein Stübchen. Das Tempelhaus, an das man seit einigen hundert Jahren kaum mehr gedacht, war neu aufgeputzt, und wer fünf Silbergroschen Entrée bezahlte, konnte daselbst sehen, wie es zu einem Mahle für den König und die höchsten Herrschaften eingerichtet war. Selbst das Militär hatte in das Alterthum zurückgegriffen, und alle Posten waren mit Soldaten besetzt, die statt der Tschakos Helme aufhatten, was übrigens ganz gut aussah. Der Jubel war allgemein; hatte doch selbst die Kölnische Zeitung heute eine Nummer erscheinen lassen, deren erste Seite in schönen Holzschnitten die Feierlichkeiten der Grundsteinlegung zeigte. Rechts war der erste Gründer des Baues, der Erzbischof Konrad, links der deutsche König Friedrich Wilhelm IV., der sich des schönen Werks auf's Neue angenommen und dessen Beharrlichkeit dem großartigen Baue ein gutes Ende prophezeit. Unter diesen wehten die Fahnen der hohen Herrschaften, die sich hier zusammengefunden, über den Strömen Deutschlands, die männlich und weiblich mit ihren Urnen erschienen waren. In der Mitte sah man den vollendeten Dom, von einer jauchzenden Menge umgeben, und unten zischte das böhmische Heer, im tiefsten Ingrimm über das herrliche Werk, dessen Ausbau es nicht stören konnte.

So brach der Morgen des 4ten Septembers an, und die engen Straßen Kölns konnten die Menge der geputzten Menschen, die zum Dome strömte, kaum fassen. Der Krahn auf dem südlichen Thurme war hergestellt worden und mit lang herabwallenden Fahnen geziert; oben auf der Spitze saß der preußische Adler und überschaute vergnügt die Stadt und den herrlichen Strom. An der südlichen Seite des Schiffs war in gothischem Styl ein Pavillon erbaut aus vergoldeten Stäben und Laubwerk, mit zwei Galerien, und hier lag der Stein, der als Grundstein gelegt werden sollte zum Wiederanfang des mächtigen Baus. Das Hauptportal wird nach vorhandenen Zeichnungen und Plänen ausgeführt, und soll, wie ein Kunstkenner versichert, ein fast unbegreifliches Wunder künstlerischer Conception seyn. — Um acht Uhr versammelten sich auf dem Neumarkte die Mitglieder des kölnischen Dombauvereins, sowie die Deputirten der auswärtigen Dombauvereine, um sich in feierlichem Zuge nach dem Dome zu begeben. Voraus wurde das Vereinsbanner, welches die Damen Kölns gestickt und dem Dome verehrt, von einem Katholiken, einem Protestanten und einem Juden getragen; mehrere Musikcorps begleiteten den Zug, und so kam er mit einer ungeheuern Menschenmasse vor dem Dome an, wo sich die Theilnehmenden im Chor und in den Vorhallen aufstellten. Der Chor, der heute nach Jahresfrist zum erstenmale wieder dem größern Publikum geöffnet war, macht in seiner Vollendung den großartigsten Eindruck; die Pracht der reichen Bildhauerarbeit mit der glänzenden Vergoldung, die himmelhoben gemalten Fenster zwischen den riesenhaften, glatten, einfach grauen Säulen — ein unbeschreiblicher Anblick. Nach dem Pontificalamt fand die Feier der Grundsteinlegung statt. Ich enthalte mich einer Beschreibung derselben; der Hergang dabei und die Rede des Königs sind durch die Zeitungen allgemein bekannt geworden.

(Schluß folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 24.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenz-Blatt. Nro. 24.

Mittwoch, 21. September 1842.

[319] Anfang Oktober werden wir versenden:

Kalender auf das Jahr 1843.

Auf Veranlassung und mit besonderer Unterstützung

Sr. königl. Hoheit des Kronprinzen von Bayern

herausgegeben von

Hofrath Dr. F. B. Hermann.

Mit Holzschnitten nach Cornelius, Kaulbach und Andern, und mit einem schönen Kupferstich nach Kaulbach, den Kaiser Friedrich Barbarossa im Untersberge darstellend, geziert.

Preis 1 fl. rhn. oder 16 Gr.

NB. Auch Exemplare ohne den Jahres-Kalender werden abgegeben.

München, August 1842.

Liter. artist. Anstalt.

---

[328] # PAULITZKY'S GESUNDHEITSLEHRE.

9te Auflage.

So eben ist neu erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Anleitung für Landleute zu einer vernünftigen Gesundheitspflege, worin gelehrt wird, wie man die gewöhnlichen Krankheiten durch wenige und sichere Mittel hauptsächlich aber durch ein gutes Verhalten verhüten und heilen kann. Ein Hausbuch für Landgeistliche, Wundärzte und verständige Hauswirthe zumal in Gegenden, wo keine Aerzte sind. Von Dr. **H. F. Paulitzky.** **9te verm. und verbesserte Auflage** (4te neubearbeitete Original-Ausgabe.) **Giessen in G. F. Heyer's Verlag.** 35 Bogen groß Octav. Brochirt. Preis 1 Rthlr. = 1 fl. 48 kr.

Während der vollen Hälfte eines Jahrhunderts hat jetzt vorstehendes Volksbuch, das 1791 zum ersten Mal erschienen und in 8 starken Auflagen eine weite Verbreitung in Deutschland erlangt hat, sich eines so allgemeinen und ungetheilten Beifalls erfreut, wie kein anderes Werk ähnlicher Art von sich rühmen kann. Dadurch haben denn auch viele Tausende Trost und Hülfe in demselben gefunden, zu Zeiten, wo sie oder die Ihrigen von Leiden und Krankheiten heimgesucht worden und ärztliche Berathung ihnen mangelte, oder nur in unzuverlässiger Weise zu Gebote stand. Bei der hier erscheinenden 9ten Auflage hat der Herr Herausgeber das Werk nochmals sorgfältig durchgesehen und die Brauchbarkeit desselben durch mannigfache Berichtigungen, Ergänzungen, auch mehrere neue Zusätze und Erweiterungen, so wie sie der heutige Standpunkt der Wissenschaft erforderte, erhöhet: es ist somit kein Zweifel, daß das Buch auch künftighin seinen bisherigen ausgezeichneten Ruf aufrecht erhalten und in immer weiterer Verbreitung nicht geringeren Nutzen, wie bisher, nahe und fern gewähren möge.

---

[324] In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Anleitung

zum Waldwegbau

von

H. Karl,

Fürstl. Sigmaringen'schem Oberforstmeister.

Mit Tabellen und Figurentafeln.

8. Velinpap. broch. Preis 1 fl. 30 kr. oder 21 Gr.

Daß der geregelte Waldwegbau von großem Einfluß auf Herstellung und Erhaltung des bessern Waldzustandes, sowie auf Erhöhung des Geldertrags der Forste sey, wird von Niemand in Abrede gestellt werden wollen. Gleichwohl ist die gegenwärtige Beschaffenheit der Waldwege im Allgemeinen eine sehr mangelhafte und unvollkommene zu nennen. Namentlich tritt der gerügte Mangel in kleinern und gesonderten Waldungen und am auffallendsten in Gebirgsforsten hervor, wo die nöthigen Wege oft ganz abgehen oder in so trauriger Beschaffenheit vorhanden sind, daß sie kaum gebraucht werden können. Die Ursache dieses Uebelstandes ist hauptsächlich in der unverdienten Geringachtung und oberflächlichen Behandlung zu suchen, welche der wichtige Gegenstand des Waldwegbaues gewöhnlich in den Forstschulen, so wie in den Kompendien der Forstwissenschaft findet. Es dürfte daher gegenwärtige Schrift, deren Zweck es ist, dem Forstpersonale eine Anleitung zu geben, sich mit der Wichtigkeit und der grundsätzlichen Behandlung des Waldwegbaues vertraut zu machen, ein um

so willkommner Beitrag zu nennen seyn und eine gewiß von jedem Forstmanne erkannte Lücke in der Forstliteratur ausfüllen.

Stuttgart und Tübingen, Sept. 1842.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[312] In unserm Verlage ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die

Entwicklung

der

Menschen-Rassen

durch

Einwirkungen der Außenwelt.

Von

Dr. C. Wurth.

gr. 8. Preis: 1 Rthlr. 12 gGr.

Lemgo, den 16. Juni 1842.

Meyer'sche Hofbuchhandlung.

---

[251] In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen ist erschienen:

Dinglers Polytechnisches Journal.

Erstes Augustheft 1842.

Inhalt: Taurinus über die Percussionswirkung des Dampfes. Mit Abbild. — Ueber einen neuen pneumatischen Kraftapparat. Mit Abb. — Napiers verbesserter Treibapparat für Schiffe. Mit Abbild. — Thorntons Verbesserungen an Lokomotiven, Eisenbahnen und Eisenbahnwagen. Mit Abb. — Collins Injektionspumpe zum Einpressen von Mörtel in schadhafte Stellen der Wasserbauwerke. Mit Abbild. — Bericht des Hrn. Francoeur über Merciers Verbesserung an dem Mechanismus aufrechtstehender Pianofortes. Mit Abb. — v. Ducie, Elyburn und Buddings Verbesserungen an Maschinen zum Schneiden von Häuten, ferner Rüben und andern vegetabilischen Substanzen. Mit Abbild. — Versuche von Lespinasse, Pin, Castel und d'Aubuisson über den Ausfluß des Wassers durch mehrere benachbarte Oeffnungen. — Noone's Verbesserungen an trockenen Gasmessern. Mit Abb. — Balmains neues Verfahren, Sauerstoffgas zu bereiten. — Colla's Verfahren, Stahlplatten zu härten. — Bericht des Hrn. Heinrich Schlumberger über ein von Hrn. Camille Köchlin angegebenes Verfahren, den Farbstoff aus dem Krapp zu extrahiren. Mit Abbild. — Bouchers Verfahren, den Rohzucker in raffinirten Zucker zu verwandeln, ohne ihn aus der Form zu nehmen. — Ueber Mathieu v. Dombasle's Macerationsverfahren bei der Rübenzucker-Fabrikation; ein der Société d'Encouragement von Hrn. Péligot erstatteter Bericht. — Chevreul über die Fettstoffe der Wolle. — Fyfe, über die Verbrennung des Anthracits und seinen Werth als Brennmaterial für Dampfmaschinen- und andere Oefen. — Ueber Ersparung an Brennmaterial bei Rostfeuern. — Der Oelgemäldedruck, erfunden und beschrieben von Jakob Liepmann. — Miscellen. Dauer der schmiedeisernen Schienen. — Geschwindigkeiten auf Eisenbahnen. — Vier- und sechsräderige Lokomotive. — Verhütung des Verbrennens der Wagenräder. — Anwendung des Magnets in Maschinenfabriken. — Das Leben unter Wasser ohne Kommunikation mit der Atmosphäre. — Anwendung des Natronsalpeters bei Daniell'schen Batterien. — Mosers Versuche, Lichtbilder in der Finsterniß hervorzubringen. — Vorkommen von Jod in der aus Natronsalpeter bereiteten Salpetersäure. — Ueber die Zusammensetzung des Rückstandes von mit Schwefelsäure und Wasser behandeltem käuflichem Zink. — Neue Quecksilberminen. — Baumwollzeuge zum Schiffdienst. — Theersurrogat zum Kalfatern ꝛc. — Aneinanderleimen der Papierblätter. — Verfälschung der Milch mit Hammelgehirn. — Kartoffelbrod für die Pferde. — Gesundheitsbetten.

Zweites Augustheft.

Joseph Gibb's Fortbewegungssystem auf Eisenbahnen. Mit Abbild. — Klein über die Dampfwagenmanufaktur von Baldwin, Vail und Hufty in Philadelphia. — Craig und Sharp's Verbesserungen an Mule-Spinnmaschinen und Vorspinn-Mulemaschinen. Mit Abbild. — Heimanns Verbesserungen in der Fabrikation der Drahtseile und Taue. Mit Abbild. — Barshams Verbesserungen in der Fabrikation und Befestigung der Knöpfe. Mit Abbild. — Gauci's und Bains Verbesserungen an Untenfässern. Mit Abbild. — Crosskills Verbesserungen an Säemaschinen zum Anbau von Wiesen. Mit Abbild. — Yeates' Ventilationsapparate in Anwendung auf die nach Dr. Arnotts Princip gebauten Oefen. Mit Abbild. — Browns Verbesserungen an Oefen. Mit Abbild. — Leese's Verbesserungen an Kattundruckmaschinen und neue Walzendrucktücher. Mit Abbild. — Roberts' galvanischer Apparat zum Felsensprengen. Mit Abb. — Ueber das Bude-Licht, von Dr. Andr. Ure. — Ueber die Zusammensetzung der eingesperrten Luft, von Hrn. F. Leblanc. — Neue Methoden, den Chlorkalk und den Braunstein zu prüfen. — Ueber die Zerfressung des Eisens bei Dampfkesseln und Ofenröhren, wo Anthracit als Feuerungsmaterial dient. Ein dem Franklin Institute in Pennsylvanien von einer Kommission erstatteter Bericht. — Das Thermo-Hygrometer des Hrn. Mollet in Brüssel. — Bergers Verfahren, Stärke aus Reis zu bereiten. — Verdünnte Salzsäure als Mittel zur Untersuchung, ob Reismehl oder westindischer Salep mit Kartoffelstärke gemischt sind, von Dr. Scharling. — Miscellen. Verzeichniß der vom 28. Mai bis 25. Junius 1842 in England ertheilten Patente. — Dampfkutschen auf Landstraßen. — Vorkommen von Jod in käuflichem Bromkalium. — Aufbewahrung und Anwendung des Höllensteins. — Entdeckung der Verfälschung des Zuckers mit Stärkezucker. — Neues seifenartiges Extrakt zum Waschen der Wolle. — Färbendes und gerbendes Extrakt. — Ueber die Gewinnung des Indigos aus dem Färberknöterich. — Zugutmachen zerknickter Federn. — Löschen von Feuersbrünsten.

* * *

Von diesem gemeinnützigsten und wohlfeilsten Journale Deutschlands erscheinen wie bisher monatlich zwei Hefte mit Abbildungen. Der Jahrgang aus 24 Heften mit 30 bis 36 großen Tafeln Abbildungen bestehend, mit einem vollständigen Sachregister versehen, macht für sich ein Ganzes aus, und kostet durch die Postämter und Buchhandlungen nur 9 Rthlr. oder 16 fl. In das Abonnement kann nur für den ganzen Jahrgang eingetreten werden.

☞ **Die Verlagshandlung kann vom**

Polytechnischen Journal

noch einige ganz vollständige Exemplare, welche sie aufgekauft hat, und zwar 1ster bis 21ster Jahrgang oder Band 1 bis 78 zu 196 Rthlr. oder 336 fl. im 24 Guldenfuß anbieten. Die Jahrgänge 1820, 1821, 1822, 1823, 1824, 1826 bis 1841 sind fortwährend einzeln zum Preise von 16 fl. oder 9 Rthlr. 8 gGr. zu haben.

---

[256] **Der letzte König.**

Politisches Drama in fünf Aufzügen

von

O. S. Seemann.

Gr. 12. Geh. 24 Ngr.

Leipzig, bei F. A. Brockhaus.

[220] In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Der Nibelungen Noth

illustrirt

mit Holzschnitten

nach Zeichnungen von

Julius Schnorr von Carolsfeld und Eugen Neureuther.

Die Bearbeitung des Textes

von

Dr. Gustav Pfizer.

Siebente Lieferung. Preis 1 fl. oder 14 Gr.

Wir übergeben das siebente Heft des Nibelungen-Liedes mit der zuversichtlichen Erwartung, daß das edle Gedicht in der Form und Gestalt, worin es hier vorliegt, sich den Beifall derjenigen gewinnen werde, welche ächter Poesie und würdiger Kunst zugethan, eine harmonische Verbindung beider zum erhöhten, befriedigendsten Genuß gerne anerkennen und willkommen heißen; mit der Hoffnung, es werden die Grundsätze, welche die künstlerischen und sprachlichen Bearbeiter geleitet haben, und welche dahin gingen, dem großen, reinen und einfachen Charakter des alten, ehrwürdigen Nationalepos in keiner Weise Gewalt anzuthun, sich ihm mit sorgfältigster, treuester Auffassung seiner Eigenthümlichkeit anzuschließen und seine Originalität in Ton, Haltung und Gestalten eben so sehr einerseits schonend zu bewahren, als andrerseits zur lebendigen Anschauung zu bringen, in der Billigung der zum Urtheile Befähigten, der für Ehre und Reinerhaltung dieses herrlichen, alten Denkmals von deutscher Sprache, Poesie, Sitte und Kraft Antheil Nehmenden, ihre Rechtfertigung und Bewährung finden; es werde das in dieser neuen Gestalt unentstellte Alte die bleibende Liebe zu ächter, volksthümlicher Kunst und Poesie in vielen Gemüthern zu erwecken und zu befestigen beitragen.

Die achte und letzte Lieferung wird in möglichst kurzer Frist erscheinen.

Stuttgart und Tübingen, Sept. 1842.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[342] Im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung in Hannover ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Novellen-Almanach

für das Jahr 1843.

Herausgegeben

von

Karl Gödeke.

Mit Beiträgen von der Baronin von B. (Verfasserin der Familie von Steinfels), M. Honek, G. Schirges, Fr. Voigts und E. Wedekind.

8. broch. Preis 2 Rthlr.

---

[334]

Das Buch

der

Sagen und Legenden

Jüdischer Vorzeit.

Nach den Quellen bearbeitet

nebst

Anmerkungen und Erläuterungen

von

Abraham M. Tendlau.

8. broch. Preis 1 fl. 48 kr.

Der Verfasser führt uns meist in gebundener Rede eine Reihe altjüdischer Sagen und Legenden vor Augen, die sich nur zerstreut in vergilbten, oft nur dem rabbinisch Gebildeten, verständlichen Büchern finden, und nur noch hie und da im Munde Einzelner leben. Indem derselbe diese gleichsam versunkenen Schätze aus der Tiefe der Vergangenheit wieder ans Licht zieht und in neuer Gestalt und Bearbeitung uns bietet, hat er sich gerechte Ansprüche nicht bloß auf den Dank seiner Volksgenossen, sondern auch auf die Beachtung des übrigen Publikums erworben, dem sein Buch neben einer anziehenden Unterhaltung, tiefe Blicke in die Eigenthümlichkeiten und das innere Leben einer so oft vielseitig aufgefaßten Klasse von Menschen gewährt. Der ascetische Werth des Buchs machte es bei der trefflichen Moral fast sämmtlicher Stücke auch als passende Festgabe für die höhere Jugend und andern Familienglieder empfehlenswerth.

---

[346] In unserem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Bilder und Sagen

aus der Schweiz.

Von

Jeremias Gotthelf.

Erstes Bändchen.

Die schwarze Spinne. — Der Ritter von Brandis. — Das gelbe Vögelein und das arme Margrithli.

8. eleg. geh. Preis 10 Batzen. 48 kr. = 12 gGr.

Jeremias Gotthelf ist schon längst im lieben Schweizerlande ein sehr bekannter und sehr geachteter Volksschriftsteller; alle seine bis jetzt erschienenen Schriften haben den schönen Zweck, in einer unterhaltenden, erzählenden, oft humoristischen, oft rührenden Weise, das Volk, namentlich den Bauernstand, zu belehren, zu veredeln, und dadurch auf eine höhere Stufe der Civilisation empor zu heben. Jeremias Gotthelf schreibt für das Volk und versteht es meisterhaft in seinen Schriften zu demselben zu sprechen. — Auch diese Bilder und Sagen

sind für das Volk geschrieben. „In aller Ehrlichkeit" — sagt Jeremias Gotthelf in seinem Vorwort — „will der Verfasser erzählen, was er von der Schweiz, ihren Sitten und Sagen weiß und erfahren hat, und nicht deßwegen will er es erzählen, um es eben zu erzählen, sondern er möchte als guten Samen freundliche Worte streuen in die Herzen seiner lieben Landsleute, die auch ihm bereits so manches liebe Wort haben zukommen lassen. Worte sollten es seyn, welche das Gemüth erheitern, den Glauben stärken: daß noch etwas Gutes an uns ist, daß dieses Gute mit Gottes Hülfe und unter treuer Pflege Teufel und Welt zum Trotz gedeihen werde mitten in dieser Zeit. Diese Büchlein sollen freundliche Grüße werden, die zweimal im Jahre der Verfasser denen senden will, die an seinem rauhen Wesen sich nicht ärgern, sondern ihn liebgewonnen haben, wie er ist und bleiben wird."

Solothurn.

Jent u. Gaßmann.

---

[314] In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Die Albigenser.

Freie Dichtungen

von

Nicolaus Lenau.

8. Velinp. broch. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 20 Gr.

Dem Genius des berühmten Dichters ward es vorbehalten, in einem welthistorischen Gegenstand die Idee unsrer Zeit zu erfassen, und in einer neuen Form, durch die eindringende Gewalt der Poesie zur Anschauung zu bringen.

Stuttgart und Tübingen, Sept. 1842.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[315] In meinem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Das Dekameron von Boccaccio.

Neu übersetzt von E. Ortlepp.

3 Theile in 8 Bändchen. à 24 kr. oder 6 Gr.

Nicht umsonst nimmt dieß Buch seit einigen Jahrhunderten in der Unterhaltungs-Lektüre einen bedeutenden Platz ein, und ist in alle Sprachen übersetzt worden. Die Gabe der Erzählung und mit ihr die Kunst, den Leser zu fesseln, ist dem Verfasser in gleichem Grade eigen wie der Scheherazade, und das Dekameron ist auch die **Tausend und Eine Nacht der Italiener.**

Stuttgart, im August 1842.

Die Buchhandlung von F. H. Köhler.

---

[338] Bei W. Einhorn in Leipzig ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Geschichte

der

merkwürdigsten deutschen Frauen.

Von

Dr. Carl Ramshorn.

1ste Lieferung, eleg. geh. Subscriptionspreis 10 Ngr. = 30 kr. Conv.-Mze. = 36 kr. rhein.

Alle zwei Monate erscheint eine Lieferung, und das Ganze wird 2 Bände oder 8 Lieferungen umfassen.

☞ Ein Werk, welches das deutsche Frauenleben aller Zeiten schildert und in einigen hundert Biographien den Charakter des Weibes in allen Farben malt, bedarf gewiß keiner besonderen Anpreisung. Nur möge hiermit auf dasselbe als auf ein wahrhaft deutsches Nationalwerk aufmerksam gemacht werden.

Die

Aufgabe des Jahrhunderts.

Eine Festrede zur Einweihung des Bonifacius Denkmals in Fulda.

Von H. König.

Elegant geheftet. 7½ Ngr.

---

[308] Als ein in jeder Hinsicht guter Rathgeber zur Selbstbesorgung des Gartens ist zur Anschaffung zu empfehlen:

☞ Der populäre Gartenfreund,

oder die Kunst, alle in Deutschland vegetirenden Blumen und Gartengemüse auf die leichteste und einträglichste Weise zu ziehen.

Auf praktische Erfahrungen gegründet und von O. Schmidt und F. Herzog (Kunstgärtner in Weimar) herausgegeben. Preis 20 Sgr. oder 1 fl. 12 kr.

Die Gartenfreunde erhalten hiermit ein Werk, worin die Ziehung, Wartung und Pflege der verschiedenen Blumen und Gartengewächse beschrieben, und dazu noch die besten Vertilgungsmittel gegen schädliche Insekten enthält.

Zur Selbst-Färbekunst:

K. Richters Färbebuch.

Eine Anleitung, Seide, Wolle, Baumwolle, Leinwand in allen Couleuren, sehr schön und haltbar zu färben. — Für Färber und zum Hausgebrauch.

3te Aufl. 8. broch. Preis 10 Sgr. oder 36 kr.

---

[325] In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Teutschlands Vertheidigung

gegen den äußeren Feind

und das sie befördernde System der Eisenbahnen.

Mit einer Tafel Abbildungen.

Von einem Offizier.

8. Velinp. broch. Preis 1 fl. 45 kr. oder 1 Rthlr.

Inhalt: Einleitung. I. Vertheidigung gegen den äußeren Feind. a) Vertheidigung gegen die Franzosen. b) Vertheidigung gegen die Russen. c) Vertheidigung gegen die Russen und Franzosen zugleich. II. Befestigungen, welche sich aus vorliegender Vertheidigung ergeben. a) Befestigung von Ulm und Rastatt. b) Befestigung der aus unserer Vertheidigung weiter hervorgehenden Punkte. c) Verstärkung der zu unserer Vertheidigung dienenden bestehenden Festungen. d) Besondere, nur der Offensive dienende Anlagen. III. System der Eisenbahnen zur Beförderung unserer Vertheidigung. a) Eisenbahnen zur Beförderung der Vertheidigung gegen die Franzosen. b) Eisenbahnen zur Beförderung der Vertheidigung gegen die Russen. c) Eisenbahnen zur Beförderung unserer Vertheidigung gegen Franzosen und Russen zugleich.

Stuttgart und Tübingen, Sept. 1842.

J. G. Cotta'scher Verlag.

№ 227.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Donnerſtag, den 22. September 1842.

Ich rechnete auf einen weiſen Sohn.
Schiller.

Scenen aus: „Der Pſycholog.“

Trauerſpiel in fünf Abtheilungen von Reinbeck.*

Erſte Abtheilung.

(Zimmer des Doktor Irmentraut.)

Doktor (Vorſtand des Irrenhauſes), Hugo (ſein Sohn).

Doktor.

Du ſchon zurück? So bald hätt' ich dich nicht
Erwartet; und in beſter Laune nicht,
Wie's ſcheint. War die Durchlaucht'ge nicht bei Laune?

Hugo.

Nicht in der Laune mindeſtens, dem Bürger
Ihr hohes Antlitz zum Beſchau'n zu geben.

Doktor.

Du wardſt nicht vorgelaſſen? — War die Gräfin —

Hugo.

Die gnäd'ge Gräfin brachte mir die Kunde,
Daß die Durchlaucht'ge zum Inſpektor mich
Der Galerie in Hochberg hab' ernannt,
Und daß ich mich ſofort dahin verfügen
Und Alles in Bereitſchaft ſetzen ſolle,
In ein'gen Tagen meine Huldigung
Dort Ihrer Durchlaucht ſchuldigſt darzubringen:
Hier wären Höchſtdieſelben zu beſchäftigt.

Doktor.

Nun, um ſo beſſer: folge dem Gebot.
Dort wirſt du ſelbſt behaglicher dich fühlen;
Du naheſt dort der Durchlaucht ohne Zwang.

Hugo.

Zu naben ihr, iſt Zwang genug, mein Vater:
Der ſeelenloſen Puppe, der die Welt
Um ihretwillen ſcheint allein geſchaffen,
Die niemals Menſchen ſah, nur immer Larven.

Doktor.

So lehr' ſie Menſchen kennen ohne Larve.

Hugo.

Dafür, mein Vater, hat ſie keinen Sinn:
Nur für den Rang der Kaſte, die ſich anmaßt
Ein angebor'nes Recht, zu ſchreiten über
Die Häupter, die ſie nur in Maſſe zählt
Und Volk ſie nennt. — Bedarf es des Beweiſes?
Sie ſind der gültigſte Beleg dazu.
Sie, der Sie kühn auftraten für das Land,
An deſſen Feuerwort die Hand verbrannte,

* Die Idee zu dieſem Trauerſpiele gab zum Theil die Erzählung gleiches Titels von Dr. Ehrenbaum. Die Handlung geht um das Jahr 1740 vor.

Die frech in wohlerworb'ne Rechte griff,
Und Sie jezt Wächter hier im Narrenhause!

Doktor.

Und ich verdiente hier, mein Sohn, nicht Wächter,
Verdiente Mitgenoß der Narr'n zu seyn,
Wenn nicht ein höh'rer Zweck mich hielte fest.
Es ist ein Studium, mein Sohn; ich lernte
Hier, wo der Mensch die Narrheit offen zeigt,
Erkennen sie, da sonst sie sich verschleiert.
Ich hab' gelernt, wie man ihr kann beikommen.
Nicht, wenn man schroff sich ihr entgegenstemmt,
Nein, wenn man in sie eingeht, wird man Herr.
Dann läßt sich ein Gefühl durch's andre dämpfen,
Versteht man das Gesetz der Schwellung nur.
Wenn dieses steigt, fällt jenes.

Hugo.

Ich bewundre
Den Mann, der mit Gefühlen rechnen kann.
Zu solcher Rechnung taug' ich nicht, mein Vater.
Ich würde fürchten, das Gefühl zersprengte
Die Schleuse leicht, in die ich's zwängen wollte,
Und risse mich in seiner Fluth mit fort.
Darum möcht' ich entfernt dem Schauplaß bleiben,
Wo solch Berechnen gilt. O! lassen Sie
Mich dem Gefühle folgen, das nicht brausend,
In sanfter Wallung mich zum Ziele führt.
Gewähren Sie durch Adeline mir
Ein Glück, das mir den sichern Hafen beut.
Warum soll ich von Fürstengunst erbetteln,
Was durch mich selbst ich mir gewähren kann?
Sie haben väterlich für meinen Geist
Gesorgt, ich fühl' ihn stark genug, mein Vater,
Mir meinen eig'nen Lebensweg zu bahnen.

Doktor.

Gewiß! Doch deinem Geist kann nicht genügen
Der breite Weg durch niedriges Gesträuch:
Er hat die Kraft, sich eine Bahn zu lichten
Durch dichtverschlung'nen Forst der Eichenwaldung.

Hugo.

Und wohin führt die Bahn?

Doktor.

Zur Höhe, wo
Dem edlern Geiste Selbstbewußtseyn lohnt. — —
Du siehst mich an mit trübem Lächeln, Hugo,
Das fragt, ob mich denn solch Bewußtseyn lohnt
Am Ziel, an dem du wähnst mich zu erblicken?
Du äußertest vorhin Verwunderung,
Daß du mich hier als Narrenwächter findest.
So wisse denn, ich überwache nicht
Die Narren hinter jenen Gittern nur;
Auch die, die vor der Welt die Klugen spielen,
Und deren Narrheit mehr zu fürchten ist
Als Wahnsinn, der für weiter nichts will gelten.
Und weißt du denn, wie das gekommen ist,
Daß du als Vorstand eines Irrenhauses
Den Landstand findest, der als Schirm des Landes
Fest, unerschütterlich zu stehen schien?

Hugo.

Als ich auf Reisen ging, da standen Sie
Als ächter Volksvertreter würdig da,
Und Ihrer Weisheit lauschte jedes Ohr.

Doktor.

Der Landtag war zu End', ich wandte mich
Zur Praxis wieder, doch ich fand die Kreise,
Die meiner Kunst sonst offen, fest verschlossen.
Wer in Verbindung mit dem Hofe stand,
Ja wer die fernste Aussicht dazu hatte,
Vermied sorgfältig jede Näherung.
Da traf es sich, daß auf dem Land ich war,
Und daß der Herzog durch den Ort passirte
Und plötzlich dort ein Schlaganfall ihn traf.
Man hörte, daß ein Arzt anwesend sey,
Ich ward gerufen und am nächsten Tage
Vermochten Ihre Durchlaucht ihren Weg
Zur Residenz gefahrlos zu vollenden.
Wie staunte man, als in des Herzogs Retter
Man den verhaßten Landtagsredner fand;
Doch Seine Durchlaucht drangen auf Belohnung
Für mich, und Baron Eichthal Excellenz,
Gemeint mit einem Schlag zwei Fliegen wohl
Zu treffen, trug mir diesen Posten an,
Um mich zugleich vom Landtag fern zu halten.
Hier hätt' ich, äußerte der Narr mit Hohn,
Gelegenheit, Verstand dem abzugeben,
Von meinem Ueberflusse, dem er mangle.

(Fortsetzung folgt.)

Empfindsame Reisen.

(Fortsetzung.)

Eine Stunde verging, es schlug zwölf. Um halb eins ging der Eisenbahnzug nach London, auf den ich gerechnet hatte. Kein Gedanke mehr daran. Ich gerieth in eine gelinde Wuth. Mein Nachbar goß Oel in's Feuer, indem er mir die Vortrefflichkeit vaterländischer Institutionen auseinandersetzte. „No country," sagte er, „like England, for travelling, I mean." — Ich starrte ihn an, weil ich es für ungeheure Ironie nahm. Ganz im Gegentheil. „Hier brauchen Sie," fuhr der Patriot fort, „keinen Paß; nicht eine Seele wird Sie darnach fragen.

Und dann, der Zeitgewinn! Poob, unſere Railroads! Time is rather a precious thing in England, Sir!“ Dieſe Naivetät — nein, der lange Menſch mit ſeinen lederfarbenen Gamaſchen, Rockſchöſſen und Hängebacken, ich hätte ihn küſſen mögen! Erklärt mir, wie koſtbar die Zeit ſey und wie raſch die Menſchen reiſen, während wir, ein halbes Hundert vielleicht, nun ſchon eine Stunde lang auf einen Einzigen warten, der frühſtückt, ſtatt ſeine Schuldigkeit zu thun.

Murrende Stimmen wurden laut, franzöſiſche Flüche und deutſche Klagen; nur die Engländer rührten ſich nicht. „He is at breakfast“ und „He will soon be down,“ das war Alles, was die beſtürmten Götter inferioris ordinis zur Antwort gaben. Endlich klirrt der Riegel, das Pförtchen knarrt — ein Geſicht und eine Hand werden ſichtbar. Das Geſicht war feuerroth wie der Porter in abstracto und ſchneckenfett wie ein Roaſtbeef in concreto. Die Hand hielt ein ellenlanges Regiſter, gleich dem Leporellos. Nachdem der Mund noch einige wiederkäuende Bewegungen überſtanden hatte, that er ſich weit auf und rief etwas, was keine Seele verſtand, was aber vermuthlich einen Namen, irgend einen aus dem Leporelloregiſter, vorſtellen ſollte. Ein allgemeiner Schrei war die Antwort. Die Engländer, auf ihre Lokalkenntniß geſtützt, drängten vor, der Pforte zu, die Franzoſen fluchten wieder, die Deutſchen klagten wieder — meine edle, liebe Nation! — und der Kunſtgärtner aus dem Haag lag auf der Bank und ſchlief, ſein Bäuchlein herausfordernd in das Weite gekehrt. Ein Menſch, ein Einzelner, Einziger, Beneideter, Bewunderter ſchlug ſich durch die Menge, zwängte mit Lebensgefahr ſeinen Leib in die Thürſpalte, ſchrie dem Geſichte zu, lauter als alle übrigen Schreier: „Here I am!“ und das Geſicht verſchwand und der Menſch verſchwand, und der Riegel klirrte und das Pförtchen knarrte. Ein fürchterliches Gelächter, halb Hohn, halb Verzweiflung, ſchlug an die Wände der Zollbude; ſie konnten nicht erröthen, ach! ſie waren vor Scham ſchon lange ergraut. „No country like England,“ ſagte mein Nachbar wieder, „there is such an ordre in business.“ Ich fragte ihn, ob er vielleicht Mr. Dickens ſey? — „Don't know him.“

Lieber Leſer, neun-und-vierzig Male ſah ich das Porter-Roaſtbeef- und Compagnie-Geſicht aus der Thürſpalte lugen, neun-und-vierzig Male hörte ich das Pförtchen gehen, den Riegel klirren, neun-und-vierzig Namen — Gott weiß, wie ausgeſprochen — tönten gleich der Poſaune des jüngſten Gerichts an mein Ohr, neun-und-vierzig Menſchen, Männlein und Weiblein, verſchwanden, einzeln, beneidet und bewundert, vor mir, und — ich ſaß noch immer an meiner alten Stelle. Einigemale wohl klang etwas, wie mein „werther“ Name aus der Thürſpalte; aber wenn ich hinzuſtürzte, war ſchon ein Anderer da, und ich ſah meine Sonne, das Geſicht, hoffnungslos wieder verſinken. Es ward Mittag, es ward Nachmittag, es ward Abend; Stunden gingen und kamen, Schubkarren mit Koffern und Nachtſäcken fuhren draußen ab, und — ich ſaß noch immer an meiner alten Stelle. Mein Charakter zeigte ſich in ſeiner ganzen, ächten, deutſchen Bedeutung; ſtatt immer unmuthiger zu werden, ward ich immer muthiger — denn unſer Muth iſt die Geduld —, und voll jener großartigen Reſignation, die nur ein deutſcher Poet kennt, ſtreckte ich mich auf die Bank, zog meine Schreibtafel heraus und entwarf die Skizze zu einem Gedicht: „Des Wanderers Heimkehr.“

Endlich, zum fünfzigſten Male, war keine Wahl mehr. Das Geſicht ſtreckte ſich weiter heraus als gewöhnlich, zu ſehen, ob außer mir vielleicht noch Jemand exiſtire, unter dem Ofen vielleicht, und da dieß leider nicht der Fall war, wandte es ſich holdſelig mir zu: „Walk in, Sir.“ — Ich that ſo. — „You are of the India-Steamer?“ — „No, Sir.“ — „You are not?“ — „I am not, Sir.“ — Zu bemerken nämlich, daß eine Stunde vor uns ein Dampfboot aus Weſt- oder Oſtindien eingelaufen war, deſſen Paſſagiere gleichzeitig mit uns, natürlich nur viel ſorgfältiger, durchſucht wurden. Der Zöllner ſchmeichelte mir augenſcheinlich, wenn er annahm, ich müſſe aus Indien kommen. Du lieber Gott, es ſah weder meine Wange ſo aus, als ob eine wärmere Sonne, denn die Studierlampe, ſie beſchienen habe, noch mein Koffer, wie wenn er Contrebande enthalten könnte, vorderindiſche Shawls oder hinterindiſche Gewürze. Der Zöllner war ein kleiner, kurzer Menſch. Dieß erklärte mir Vieles, zum Beiſpiel, daß er mich bis zuletzt aufgeſpart hatte: nun, er wollte an mir ſein Müthchen kühlen — weil er mich nämlich nicht leiden mochte — weil ich nämlich ſehr lang bin. Wir maßen uns mit zwei Blicken, und ich lachte. Verwünſchte Gewohnheit, das! Hat mir ſchon oft geſchadet!

„Your name, Sir?“ — „Mr. ***“ — „How, Sir?“ — „Mr. ***, Sir.“ — „Do not understand, Sir.“ — Ich faßte in meine Briefta ſche, eine Karte zu holen, aber es war keine mehr darin. So ſchrieb ich ihm den Namen auf; er beſah ſich die Züge genau, eine Minute lang mit bloßem Auge, eine andere Minute lang durch die Brille. Dann ſagte er äußerſt ruhig: „Cannot read, Sir.“ — Er ſchüttelte den Kopf, ich ſchüttelte den Kopf. Dann ſuchte ich auf ſeiner Liſte meinen Namen und in dem Speicher meine Effekten. „I called that name before,“ murrte er, auf das für meinen Namen gemeinte Logogriph tippend. — „Perhaps you did, Sir, but it is not mine.“

Mein Koffer ſtand offen vor ihm da, wie ein unſchuldiges Gewiſſen; der Nachtſack ſperrte ſich noch, und die Hutſchachtel — ach, aus deutſcher Pappe, mit deutſchem Buntpapier verklebt, mit deutſchem Band

zugeknüpft — sie seufzte unter den verächtlichen Handgriffen eines englischen Unterzöllners. Wie diese beiden Menschen eine halbe Stunde lang wenigstens in meinem Eigenthum umherwühlten, meine Mappen aufrissen, meine Wäsche entfalteten, in jeden Stiefel schielten und an jeder Tasche rochen, nämlich ob Cigarren darin seyen, Briefe auf die Erde streueten, nach versiegelten zu spähen, und Bücher ausklopften, der möglichen Einlagen wegen — diese Scene zu schildern, „Decency forbids.“ Ich stand dabei, wie Gil Blas unter den Räubern, wie Robinson unter den Wilden, wie irgend kein Held unter irgend welchen Ungeheuern; ich stand, sah und — schwieg. Vortreffliche Gewohnheit, das! nur etwas mühselig zu erwerben, namentlich außer Deutschland!

Als mein Schubkarren und ich am Eisenbahnhof anlangten, war der lezte Train nach London so eben abgefahren; ein Umstand, welchem das „Great Family-Hotel“ zu Southampton eine halbe Guinee verdankt und der Leser dieser Zeilen eine halbstündige — ob Langeweile, ob Unterhaltung — weiß ich nicht. Beides war wenigstens nicht im Vergleich zu dem, was ich an beidem ertragen.

(Schluß des vierten Artikels.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Köln, September.

(Schluß.)

Die Dombgufeier.

Die Scene auf dem Dombof war in hohem Grade merkwürdig. Die Tausende von Menschen auf den Gerüsten, in den Fenstern, auf den Dächern der umstehenden Häuser, dem alten Gemäuer gegenüber, das mit bunten Fahnen und Guirlanden bekränzt war — der Anblick war phantastisch. Mir schien der Dom zu lächeln und darüber nachzudenken, wie viel Generationen dieser gepuzten kleinen Geschöpfe er schon entstehen und vergehen sehen, und wie er, ihrer Hände Werk, ihnen über den Kopf gewachsen und ihnen zu groß geworden, daß sie von ihm abließen; er lächelte, und doch hatte der wimmelnde Menschenhaufe ihm gegenüber, diese Tausende, denen Ein Gedanke, ein mächtiger Wille in diesem Augenblick die Brust durcherang, etwas Großartiges, ja Gewaltiges, das sich wohl messen konnte mit dem Riesenbau. — Die mit großem Feuer gesprochene Rede des Königs fuhr wie ein Blitz in die Herzen der Tausende, die ihn umstanden, und rief einen Sturm des Jubels und der Begeisterung hervor, wie ich nie etwas Aehnliches gehört. — Nach Beendigung der Ceremonie der Grundsteinlegung richteten sich die Blicke der Zuschauer nach dem südlichen Thurm, auf welchem jezt der Krahn langsam herumgedreht wurde, nach dreihundert Jahren zum erstenmal wieder durch Menschenhände, nachdem ihn in wilden Nächten der Sturmwind so oft hin und her geschleudert. Das Gesumme und Geschrei in der Menschenmasse verstummte allmählig; Jeder schien den Athem an sich zu halten, als nun die Spize des mächtigen Gebälks über den Rand des Thurms herniedersah. Alles schwieg, und als jezt das verrostete Räderwerk anfing zu knarren, und das Seil langsam herabschwebte, lag eine ergreifende Todtenstille über dem Menschenmeer. Von den versammelten Sängerchören und der Domkapelle wurde eine Festkantate vorgetragen, während nach so langer Zeit der erste Stein wieder emporgewunden wurde, um den Bau des Thurms auf's Neue zu beginnen und hoffentlich zu beendigen. Alles schaute schweigend empor, und mich hat nicht leicht etwas ergriffen wie dieser Anblick. Jezt kam der Stein oben an, wurde sogleich von den Maurern ergriffen und festgelegt — — hurrah, er liegt! er liegt! scholl es von oben herab, und die Stille der Zuschauermassen löste sich in ein donnerndes Beifallgeschrei auf, das vermischt mit den Geschüzsalven verschiedener Batterien gen Himmel stieg. Der König hatte seinen Hut abgenommen und winkte dem emporsteigenden Stein freudig nach.

Den Beschluß der großartigen Festlichkeit machte eine Beleuchtung der Stadt von der Rheinseite. Schwerlich eignet sich eine Stadt zu dergleichen Pomp so gut, wie Köln, das, in einem Halbmond am Rhein gelagert, so viel hoch emporragende Gebäude und so viel Mittel besizt, ein solches Fest großartig anzulegen. Und heute hatten die Kölner wirklich etwas Imposantes geliefert. Längs dem ganzen Ufer des Rheins, vom Bayenthurm bis zum Thürmchen, waren Pechtonnen aufgestellt, mit ihren dicken, dunkelrothen Flammen den Grund der Illumination bildend, auf dem sich die bewegliche flimmernde Beleuchtung der Häuser phantastisch emporhob. Der hohe Rathhausthurm war mit bunten Lampen bedeckt und sah aus der Entfernung wie ein schimmerndes Riesenjuwel aus; besonders schön nahm es sich aus, daß seine untern Partien unbeleuchtet waren, und daher die farbige, glänzende Krone in der Luft zu schweben schien. Gegen acht Uhr bestieg der König mit seinen Gästen ein Dampfboot der Kölner Gesellschaft, um daselbst ein Souper einzunehmen; zwei andere Boote folgten, und die Flottille schwamm an der Stadt hin und her und brachte die hohe Gesellschaft an die verschiedenen Punkte, wo irgend eine Ueberraschung für sie bereitet war. Dort oben stand der riesige Bayenthurm und man wunderte sich, ihn nicht erleuchtet zu sehen; aber kaum kam das Dampfboot in seine Nähe, so flammte das Mauerwerk, und hoch von der Brüstung des Thurms stiegen prasselnd Hunderte von Raketen auf, ein neues feuriges Gemäuer bildend. Auf der Rheininsel sollte die Königin durch eine zarte Aufmerksamkeit erfreut werden. Hier glühte und prasselte es plözlich hell auf. Tausende von feurigen Linien durchkreuzten einander, immer höher und tiefer steigend und immer neue entzündend; eine Zeit lang war das Ganze ein unregelmäßiger Brand, doch bald bildeten sich einzelne regelmäßige Linien; zwei Thürme und ein Kirchenschiff traten hervor, und mit Erstaunen und Freude erkannte man den Aufriß der Münchener Liebfrauenkirche, in welcher die geliebte Königin die Taufe empfangen. — Wie aber schon den Tag über der Dom der Punkt war, um den sich alle Festlichkeiten drehten, so war auch am Abend sein Anblick so groß, daß Alles daneben verschwand. Der riesenhafte Chor wurde mit rothem bengalischem Feuer beleuchtet, ein unaussprechlich schönes und erhabenes Schauspiel; wie eine dunkelglühende Felsmasse sah das Gebäude aus, und die glänzenden Fenster schienen lange Flammen, die hie und da hervorbrachen. Ein lauter Schrei des Erstaunens wälzte sich durch die Menschenmasse, die das Ufer bedeckte, und die Batterien, die an verschiedenen Punkten aufgestellt waren, vermochten trotz ihres verdoppelten Feuers den Jubel der Menge nicht zu übertönen.

Beilage: Kunstblatt Nr. 76.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 228.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Freitag, den 23. September 1842.

Das Mal der Dichtung iſt ein Kainsſtempel!
Es ſieht und richtet nüchtern ihn die Welt!
Freiligrath.

Empfindſame Reiſen.

V.

Nach Moorfields-Chapel.

Sie wiſſen nicht, freundliche Leſerin, wo Moorfields-Chapel liegt? Bitte, ſchämen Sie ſich deſſen nicht im Geringſten. Ging es doch dem Miethkutſcher nicht beſſer als Ihnen, welchem ich in St. James Street dieſen Namen zurief. Und er war einer der erfahrenſten und älteſten von jener ehrwürdigen Zunft, die vom hohen Bocke aus ihre Peitſche winkend in die Höhe ſtreckt — deutſche Schuljugend thut ſo mit dem Finger, wenn ſie ihrem Sokrates zeigen will, ſie habe etwas in petto — oder dem Vorüberwandelnden ein interjectives „Cab, Sir?“ in die Ohren ſchreit. So ſah ich mich alſo, zum gerechten Seelengaudium einiger Cockneys in Miniatur, vulgo Londoner Gaſſenjungen, gemüſſiget, meinen Plan, gewiſſenhaft auf Leinwand geklebt, an der Ecke auszubreiten, daß er daß im Winde flatterte, und mit einem unbeſchreiblichen Fremdengeſicht in dem Labyrinth von ſchwarzen Strichen, die als Ariadnefaden ſelber dienen ſollen, nach Moorfields-Chapel zu ſuchen. Mein Cabman war einſtweilen zu mir herabgeſtiegen und öffnete die enge Pforte ſeines dickbauchigen, hangenden, plumpen Gefährtes. „Near Finsbury-Circus.“ — „Get in, Sir.“

Ein ſtarke Stunde verſtrich, während ich, die Füße im Stroh und das Haupt an der Wagendecke, durch London umherraſſelte. Fantaſtiſche Reiſende erzählen zu Hauſe Wunder, wie raſch ein britiſcher Miethgaul rennt. Süße Täuſchung! Fahret einmal den Strand entlang, Ludgate-Hill hinauf, und ihr werdet mit Schrecken inne werden, daß ihr, inmitten eines dreifach geſchlungenen Knäuels von Omnibuſſen, Frachtwagen, Miethkutſchen, Tonnenſchleifen und Milchkarren im langſamſten Andantetempo vorrückt; obendrein mit großen Kunſtpauſen, wo die ganze, unabſehbare, ſtoßende, drängende Reihe ſtockt. Dankt Gott, wenn nicht ein Policeman mit weißgeändertem Kragen euerm Roß in die Zügel fällt und, um Unordnungen zu verhüten, den Wagen geſchickt in das nächſte Boutikenfenſter lenkt. Strand, Fleetſtreet, Ludgate werden Jahr ein, Jahr aus gepflaſtert. So geſchieht es, daß von dem ohnehin ſchmalen Raum der Straße zwei Drittheile continuirlich geſperrt ſind. O die glücklichen Fußgänger auf den Trottoirs rechts und links!

Moorfields-Chapel, nahe Finsbury-Circus, in der City ſieht eher aus wie eine Bude oder ein Comtoir, denn wie eine Kapelle. Es war Sonntag, vielleicht zwei Uhr Nachmittags, als ich an der Schwelle hielt. Der Küſter, den ich im Vorhauſe aufgriff, bedeutet mich, vor

fünf werde nicht geöffnet, worüber drei Erinssöhne, die gleich mir auf der Treppe ſtanden, in ein gottesläſterliches Fluchen ausbrachen, Alles in purer Frömmigkeit. Sie wollten beten; ich auch, nur an einem andern Altar. Bei näherer Erklärung meiner Abſicht und nächſt einigen verheißungsreichen Winken auf die Börſe, ergriff der Mann Gottes, der Küſter oder Clerk, wie ihr ihn heißen mögt, ein Bund Schlüſſel und ein Licht. Ich folgte ihm, die Irländer mir, eine andere, inzwiſchen angelangte Geſellſchaft den Irländern. Ein paar Stufen hinab, einen dunkeln Gang hindurch, und: „There it is,“ rief unſer Führer. Wir umringten den Sarg, der Küſter hielt das Licht und ich las, was folgt:

C. M. von Weber.
obiit Juni 5. 1826.
vixi. scripsi. dixi.

Um den Namen und den Tag ein Lorbeerkranz. Lorbeeren fehlen den Todten nie, ſo wenig wie den Lebendigen Dornen. Unter dem Kranze ſteht: This humble inscription was affixed as a tribute of respect to the genius of the great composer, January 1840, by W. H. Grattann. Punktum. Der Küſter zog ſein Licht zurück. Alles dunkel, Alles ſtill.

Herr Gott in deinen blauen Himmeln droben, von denen kein Sonnenſtrahl und kein Sommerlüftchen in die enge, moderige, vergitterte, gewölbte Todtenzelle fiel, du haſt in das Herz, das hier unten verweſt iſt, einſt deiner Gaben ſchönſte, reichſte und herrlichſte gegoſſen — ein großes Talent! Du haſt auf die Stirn, die hinten an der verſchimmelten und träufelnden Mauer ſo kühl und ſo hart liegt, Stein an Stein, den Stempel des einzigen göttlichen Berufes gedrückt, den es auf Erden gibt, und geboten: ſchaffe du, gleichwie ich ſchaffe! Und jener Mann iſt gegangen, dein Apoſtel, und hat alle Lande, zuerſt ſein eigenes, ſchönes, fernes Heimathland, mit ſeinen Tönen gefüllt, alle Wälder mit Hornesklang durchklungen, alle Spinnſtuben mit Volksweiſen belebt, und alle Salons, und alle — verwünſchten — Gaukelbühnen. Herr Gott, warum muß er nun hier unter fremdem, dunklem, taubem, ſtummem Staube liegen, neben Esquire ſo und ſo, und Maſter What-do-you-call-him, ſtatt in einem Eichenhaine, deſſen Zweige die geſtorbene Nachtigall grün und rauſchend zudecken? Und ſein eigenes, ſchönes, fernes Heimathland, deſſen Ruhm er über alle Meere trug, o mein Herr und mein Gott! es wärmte ſich Jahrelang an ſeinem Feuer, und ſeine Aſche — was iſt ihm ein Häuflein Aſche, dem ſchönen, fernen Lande! — die läßt es gleichgültig von fremden Händen beſtatten und gleichgültig, ein paar Luſtra nach dem 5ten Juni 1826, mit einigen fremden Mitleidsworten ſchmücken .... Nein, wenn du wieder in ein Ohr deine göttlichen Liedesweiſen raunen willſt und wieder auf eine Lippe den Honig des Geſanges gießen, laß dieſes Ohr ein italiſches ſeyn, dieſe Lippe eine franzöſiſche! Gib uns, was wir ſchätzen: — Unſer tägliches Brod gib uns!

(Fortſetzung folgt.)

Scenen aus: „Der Pſycholog.“

(Fortſetzung.)

Hugo.

Und Sie, mein Vater, fügten ſolchem Hohne
Geduldig ſich?

Doktor.

Ich denk' ihn zu vergelten,
Und dazu bietet ſich der Augenblick.
Der Herzog, der ſein Ende nahen fühlt,
Wünſcht ſeines Enkels Erbrecht auf den Thron
Geſichert unter Vormundſchaft der Mutter,
Und ihr zur Stütze wünſcht er ſie vermählt
Mit ſeinem Neffen, der dem Thron der nächſte.
Baron Eichthal hat gegen die Verbindung
Die Herrſchſucht der Prinzeſſin aufgeſtachelt.
Sie will allein des Landes Herrſchaft führen,
Mit Niemand theilen die Gewalt, die ſie
Als angeſtammtes Recht in Anſpruch nimmt.
Sie zürnet, daß die Stände ſich anmaßen,
Die Huldigung als Mitregentin ihr
Zu weigern; doch der Hader wär' alsbald
Geſchlichtet, wenn, wie Land und Herzog wünſchen,
Dem Prinzen Theobald ſie ſich vermählte,
Der mehr, als Herrſchaft noch, ihr Herz begehrt.

Hugo.

Und was hat der Miniſter denn dawider?

Doktor.

Trügt alles nicht — und bald hoff' ich Gewißheit —
So hat der Nachbarſtaat, der Anſpruch macht
Auf unſer Land, dafür gewonnen ihn,
Die Huldigung bis zu des Herzogs Tode
Hinauszuziehn, damit der Thron erledigt
Und leichter Spiel der Macht gewonnen ſey,
Vom herrenloſen Land Beſitz zu nehmen.

Hugo.

Wie? Unſer ſchönes Ländchen ſoll aufhören
Sein tauſendjähr'ges Daſeyn fortzuſetzen?
Soll wie ein Tropfen ſich in's Meer verlieren?

Doktor.

Die Fürſtin ahnet nicht, welch ein Verrath
Die Mine gräbt, mit ihrer eignen Hand

All ihre Hoffnung in die Luft zu sprengen.
Verblendet durch die Dienstbeflissenheit,
Mit welcher der Baron all ihren Launen
Zu dienen scheint, verschmäht sie jede Warnung.

Hugo.

Und der Baron, wodurch gewann er nur
Ein solch Vertrauen?

Doktor.

Durch den Gaunerstreich,
Der zum Minister ihn erhoben hat.
Die Stände waren schwierig und man wußte
Sich nicht zu helfen; da rieth er, die Häupter
Zur Nachtzeit unversehens aufzuheben,
Als habe Spuren man von Hochverrath.
Die Stände waren eingeschüchtert und —
Bewilligten, was man von ihnen wollte.
Ich selbst war unter den Verhafteten.

Hugo.

Abscheulich!

Doktor.

Sieh! in solchen Händen sind wir.
Verloren ist das Land und die Prinzessin,
Wenn nicht ein Schutzgeist ihr zur Seite steht. —
Ich habe dich dazu ersehen, Hugo.

Hugo.

Wie? mich?

Doktor.

Die Stellung, die dich unverdächtig
In ihre Nähe bringt — es kann nicht fehlen,
Daß sie den Blick der Fürstin auf dich zieht.
Sie hat Gefühl für Kunst.

Hugo.

Gefühl für Kunst?
Unmöglich! Kunst macht menschlich, mild: ein Herz
Voll Herrschsucht ist kein Tempel, ihr geweiht.
Dem Spiel der Eitelkeit mag ich nicht fröhnen.

Doktor.

Die Eitelkeit ist oft ein mächt'ger Hebel
Zu Großem, weiß man ihn nur zu gebrauchen.
In höh'rer Richtung wird sie selbst zur Größe.
Doch irrst du, wenn du meinst, Prinzeß Alwina
Sey ohne allen Sinn für geistig Höh'res.
Ihr Geist genoß sorgfält'ger Bidung. Herrschsucht
Füllt eine Leere nur in Weibes Herzen;
Es mag gern dienen, wo sich Kraft ihm zeigt.
Sie hat die Mutter früh verloren, früh
Erkannt des Vaters Schwäche gegen sie,
Der heißgeliebten Gattin schön'res Bild.
Beinah noch Kind vermählte sie der Herzog
Mit einem Prinzen aus der Nebenlinie,
Den er durch Adoption als Sohn erkannte,
Und sie beherrschte Gatten wie den Vater.
Ein Nervenfieber legte jenen bald,
Nachdem ein Sohn zuvor ihm war geboren,
Auf's Todtenbett; als Mutter des Thronerben
Stieg höher noch ihr Einfluß bei dem Herzog.
Kein Wille trat entgegen ihrem Willen,
Und sie wuchs auf als ein verwöhntes Kind.

Hugo.

Als ein verwöhntes Fürstenkind, mein Vater:
Was ist mit dem zu machen, wie zu wirken!

Doktor.

Such' ihr Int'resse für die Kunst zu fesseln,
Und du gewinnst Int'resse für dich selbst.
In Hochberg lockern sich die Bande mehr
Der Etikette, traulich nahet sich da,
Was sich begegnet in der gleichen Bahn,
Und nichts reizt so zur Traulichkeit als Kunst,
In welcher die Gefühle leicht verschmelzen.
Und kömmt der Zeitpunkt — und ich hoff' ihn nah —
Daß wir im Stande sind, ihr aufzudecken
Den Abgrund, der zu ihren Füßen gähnt,
Wohin wird ihr Vertrau'n zunächst sich wenden?
Doch wohl zu dem, deß Werth sie hat erkannt,
Und du erwirbst den Dank des Vaterlandes,
Und bahnst dir selbst den Weg zu höher'm Wirken.

Hugo.

Ich fürchte, dieser Weg führt ab vom Ziele,
Das meine Wünsche krönt. Sie sagen nichts
Von Adelinen, Vater.

Doktor.

Adeline? — —
Zwar ist sie nicht geeignet, die Verbindung
Mit einer Fremden, eines Malers Tochter,
Zu heben dich.

Hugo.

Die Liebe hebt den Geist.

Doktor.

Nun, näher kennen lernen will ich sie.
Geh', künd'ge mich bei Mutter und bei Tochter
Heut auf den Abend an.

Hugo.

Mein güt'ger Vater!

Doktor.

Doch deine Anstellung in Hochberg bleibt
Auch jetzt noch ein Geheimniß, Hugo, hörst du?
Auch selbst für Adelinen, drauf dein Wort!
Ich habe dazu meine guten Gründe.

Hugo.

Mein Schweigen wird sie schmerzen.

Doktor.

Es wird euch
Dem Ziele näher bringen, hoff' ich, gleicht
Dem Bilde sie, das du von ihr entwirfst.

Hugo.

Sie werden es weit übertroffen finden.

Doktor.

Des Vaters Auge, das sieht schärfer, Hugo,
Als eines Jünglings Blick, den Liebe blendet.

Hugo.

Dem Vaterherzen, dem vertrau' ich kindlich
Mein ganzes Glück, mein theurer, theurer Vater!

(Ab.)

Doktor allein.

(Blickt ihm nach.)

Dein ganzes Glück? dein ganzes Glück, mein Sohn?
Mein Einziger, in dessen Glück allein
Für mich noch Reiz des armen Lebens liegt!
Was jezt dein Glück dir scheint, wird sich's bewähren?
Die Wahl scheint tadellos, und Adeline
Würd' im beschränkten Kreis den Mann beglücken,
Der ihrer Liebe lebt: ich führe dich
Auf eine Bahn, die weit're Kreise öffnet,
Gefahrvoll für ein unerfahrnes Herz,
Und schlüpfrig selbst für den erfahrnen Mann.
Wird Adelinens Lieb' ein Talisman
Für jeden Zauber seyn, der Sinn und Herz bethöret?
Wo ist die Wissenschaft, die das mich lehret!

(Ab.)

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Baden-Baden, September.

Die Saison.

Das ungewöhnlich frühe Beginnen und die Dauer des sich auf gleicher Höhe erhaltenden Glanzes der Saison in dem anmuthvollen Baden, während aus so vielen Bädern mancherlei Klagen über die Unstetigkeit der Gäste sich vernehmen ließen, legt dießmal ein nicht zu verwerfendes Zeugniß von dem hohen Rang ab, welchen dieser Kurort in der Vorliebe der vornehmen Gesellschaft Europas einnimmt, von dem Vorzug, welchen die Mode ihm gewährt, wie von den Reizen seiner herrlichen Natur, welche seit zwei Jahrtausenden den wechselnden Kreislauf flüchtiger Neigung stets wieder anzuziehen verstanden, wenn manchmal auch erst nach längern Zwischenräumen, und denen der Ort seine unzerstörbare Lebenskraft verdankt. Die dießjährige Saison war die reizvollste und belebteste, welche jemals hier erlebt worden, und steht jezt noch in genügender Blüthe, obschon manches Blatt bereits abgefallen und die meisten dem Abfallen nahe genug seyn mögen. Dennoch las man zu Anbeginn der Kurzeit in verschiedenen rheinischen Blättern, Badens Stern sey im Sinken begriffen; und namentlich ist es die Kölner Zeitung, welche Baden so ungünstig als nur möglich betrachtet, und seitdem sie nothgedrungen der Wahrheit in Betreff des lebensvollen Treibens die Ehre geben muß, mit unverkennbarer Böswilligkeit, die wohl hauptsächlich vom Berichterstatter ausgeht, sich in allerlei bittern Tadel einzelner Dinge und Persönlichkeiten ergießt, und einen Principienkrieg eröffnet, worin sie zweifelsohne sehr sittliche Ansichten gegen das öffentliche Spiel in's Feld führt, die nur den einzigen Fehler haben, daß sie nicht in haltbarem Grunde wurzeln, und ihbrichte, eitle Träumereien heißen müssen, so lange die Menschen eben Menschen bleiben. Aber das ist ja der Menschheit allgemeines Loos, daß jede Theorie, sey sie noch so unhaltbar, ihre Vertreter findet, welche, da es doch nun einmal ihre eigenen Beine sind, mit denen das Steckenpferd galoppirt, sich selber außer Athem hetzen. Wir haben einen Esquirol gesehen, der, ein wahrhaft vermessener Arzt, Verbrechen und Laster in die Apotheke weist, und gegen dessen Lehre der ernste und strenge Jarcke sich wie ein Cherub mit dem Flammenschwert vor die Schwelle deutscher Gerechtigkeit stellte. Wir haben Victor Hugos lezten Tag eines Verurtheilten gelesen, und noch ist der Dichter nicht aufgestanden, welcher ihm einen „Begnadigten" entgegenstellte, einen Begnadigten, der selbst um den Tod flieht; denn weil der ganze Eindruck, welchen Hugos Werk hervorruft, sich auf den Abscheu des Lebenden gegen das gewaltsame Ende gründet, so müßte das Gegengift vorzüglich auch gegen diesen Punkt sich richten. In unserer nächsten Nähe erblicken wir die vom Blut edler Rosse triefenden Hippophagen .... Doch wohin verirren sich meine Gedanken von dem Gegenstand reizender und freundlicher Erinnerungen, und so weit ab von der lächelnden, bunten Gegenwart! Das Spiel mag immerhin ein Uebel seyn, und es wäre vielleicht den Menschen sehr zuträglich, wenn sie einer so verderblichen Leidenschaft nicht fröhnten; da aber die Leidenschaft selbst sich nicht gewaltsam ausrotten läßt, so ist es heilsam, ihr Zaum und Gebiß öffentlicher Aufsicht anzulegen und die wilde Bestie dem allgemeinen Nutzen dienstbar zu machen. Und das ist es, was hier geschieht. Auch Benazet, der Verwalter des Conversationshauses und Pächter der Spielbank, faßt die Angelegenheit aus diesem Gesichtspunkt auf. Nicht um sich zu bereichern, hat er die Bank übernommen, denn sein Vermögen zählt sich nach Millionen und erträgt jährlich an Zinsen mehr, als er verzehren mag; aber die übernommene Bank gibt ihm die gewünschte Gelegenheit, eine großartige Thätigkeit zu entwickeln, reiche Mittel an große Zwecke zu setzen, Künste und Industrie unmittelbar und mittelbar zu unterstützen und zu fördern; und daß er dieß Alles vollführt und vollführen kann, gereicht Baden zwiefach zum Nutzen, erstens und hauptsächlich durch das, was geschieht, und nebenbei zweitens, weil die Stelle nicht ein Anderer einnimmt, der etwa bloß seines eigenen Vortheils wegen da wäre, oder Kinder und Kindeskinder erst noch zu versorgen hätte.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 97.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 229.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Sonnabend, den 24. September 1842.

Imogen. — I am ſprighted with a fool,
Frighted, and anger'd worse.
Shakespeare.

Scenen aus: „Der Pſycholog.“

(Fortſetzung.)

(Zimmer der Hofmalerin Sanchez.)

Frau Sanchez. Adeline, ihre Tochter.

Eintretend.

Frau Sanchez.

Was haſt du denn? Du ſtürzeſt außer Athem
Die Trepp' herauf, als ob dich Jemand jagte.

Adeline.

Ach! ich bin ſo erſchrocken, liebe Mutter.
Ich komm' die Straß' herauf nach unſerm Hauſe,
Da kömmt entgegen mir, verhüllt vom Mantel,
Ein Mann, blickt unter meinen Hut und faßt
Mich bei dem Arm. Was er geſagt, ich weiß
Es nicht. Ich riß mich von ihm los, befliigle
Die Schritte, — ſeh', er folgt mir, als zum Glück
Ein Wagen auf des Nachbars Haus zubiegt.
Er trennte mich von dem Verfolger, ſchnell
Ereil' die Hausthür' ich und ſpring' herauf.
Nie geh' ich in der Dämmrung mehr allein.

Fr. Sanchez.

Du biſt zu furchtſam, Kind. Auf off'ner Straße,
Was konnt' dir da geſchehn? Gewiß hat dich
Der Mann für eine Andere gehalten.

Adeline.

Mag ſeyn; doch ſeine Art war unverſchämt.
Wenn Jemand es geſehn, was mußt' er denken!
Ich zittre noch an allen Gliedern, fühle
Nur, Mutter, wie das Herz mir heftig ſchlägt.

(Halb ſcherzend.)

Ich ſtecke künftig Hugo's Dolch zu mir.

Fr. Sanchez.

Ja, der wird ſchützen dich! Du machſt mich lachen.
Du Heldin kannſt kein Täubchen bluten ſehn.

Adeline.

Das Täubchen hat mir nichts gethan; doch wer
Mein Innerſtes verletzt, deß Blut könnt' ich
Wohl unter meinem Dolche fließen ſehn.
Ich fühl' die Spanierin in mir.

Fr. Sanchez (unwillig).

Das iſt
Nur ſo geſchwätzt; doch bitt' ich ernſtlich dich,
Gib Hugo ſeinen Dolch zurück, er mag
Ihn ſelbſt verwahren, wenn in deiner Hand
Er mir auch weiter keine Sorge macht.

Adeline (schmeichelnd).

War Hugo noch nicht hier, lieb' Mutter?

Fr. Sanchez.

Nein;
Beruhige dich aber, wenn er nun
Mit seinem Vater kommt und dich so findet —

Adeline.

O ich erzähl' ihm gleich, was mir begegnet,
Gelob' ihm, daß es niemals wieder soll . . .
(Es wird an die Thüre geklopft, sie eilt sie zu öffnen.)
Da ist er schon! (Schrickt zurück.) Ha, Mutter, mein Verfolger!

Vorige. Prinz Demetrius (in einem Mantel).

Demetrius.

Warum erschrecken Sie so, schönes Kind?
Ich bin kein Räuber, wenn auch gleich ein Kleinod
Von seltnem Werthe mich hieher gelockt.

Fr. Sanchez.

Wen suchen Sie, mein Herr?

Demetrius.

Mein Ideal,
Das ich gefunden, und das läßt ein Künstler
Sich nicht so leicht entschlüpfen, edle Frau.
Die Schönheit ist sein Element. Ich bin
Ein Maler, erst unlängst hier angekommen.
Des schönen Fräuleins Anblick hat den Wunsch
In mir lebhaft erweckt, die holden Züge
Als Studium ächter Schönheit aufzufassen,
Und ich erbitte mir die hohe Gunst,
Daß Sie dem Künstler dieß gestatten mögen.

Fr. Sanchez.

Sie sind ein Fremder? — Fremd auch ist die Weise,
Wie Sie, mein Herr, sich bei uns eingeführt.

Demetrius.

Sie müssen das dem Künstler schon verzeihen,
Wenn er, begeistert von dem höchsten Schönen,
Den Alltagsweg verläßt und seinem Ziele
Unmittelbar zustrebt. Auch wüßt' ich nicht,
Welch einen andern Weg als Fremder ich
Einschlagen konnte, da mein Aufenthalt
Hier wohl von langer Dauer nicht wird seyn.
Nur flüchtig muß den günst'gen Augenblick
Ich haschen, darum hoff' ich auf Verzeihung,
Und glaub' im mütterlichen Auge sie
Zu lesen schon, dem Spiegel des Ideals,
Das mich entzückt, vor dem mein Geist sich beugt.

Fr. Sanchez.

Als Maler sind Sie diesem Haus nicht fremd.
Mein sel'ger Gatte, meiner Tochter Vater,
War auch ein Maler.

Demetrius.

So hat mich fürwahr
Ein glücklicher Instinkt hieher geleitet.
Daß er auf Schönheit sich verstand, das seh' ich,
Und nur der Geist der Schönheit konnt' ein Bild
Ausprägen, wie sich's in der Tochter zeigt.

Adeline (zur Mutter).

Der Mensch ist widerlich. Er ist so dreist, —
Und seine Schmeichelei'n — —

Fr. Sanchez (zur Tochter).

Ein Enthusiast.
Beim Künstler ist das nicht so hoch zu nehmen.
Dein Vater war es auch in seinem Alter.

Demetrius.

Sie tragen billig wohl Bedenken, ob
Ich auch die Gunst verdiene, daß die Schönheit
Sich meiner Kunst vertrau'? Ich werde mir
Erlauben Ihnen ein'ge flücht'ge Skizzen
Zu bringen, wie mein Portefeuille sie bietet.

Adeline.

Wir wissen nicht davon Gebrauch zu machen.

Demetrius.

Die Tochter eines Künstlers wird doch nicht
Die Kunst verschmäh'n, die holder Schönheit Blüthe
Unsterblichkeit gewinnt?

Adeline (freudig).

Ah! Hugo kömmt!
Ich hör' den Wagen, eben fährt er an.
(Eilt hinaus.)

(Fortsetzung folgt.)

Empfindsame Reisen.

(Fortsetzung.)

Es war ein Glück, daß mich die Irländer weckten. Sie hatten, während ich an dem Sarge niedergefallen war, die Hände auf die dickbestäubte Kupferplatte

gepreßt, ſtill dageſtanden und barhaupt. Sie kannten den Namen und den Mann wie ich, aber ſie konnten an dem Grabe weilen, nicht nur ohne das bittere Gefühl, das meine ganze Seele zuſammenzog, ſondern auch mit dem Stolze: unſer Land hat den Todten behalten. Sie fragten mich nach dem Lebendigen aus, wo er geboren ſey und wie er bei uns exiſtirt habe, und was wir denn für ſeine Wittwe thäten, und da ich ihnen erwiderte, wir unterzeichneten ſeit einiger Zeit für ein Denkmal, ſogar Seitens verſchiedener Hofbühnen, da bekamen ſie einen ungeheuren Reſpekt vor der deutſchen Pietät.

Es war, wie ich geſagt habe, außer den Irländern und mir noch eine Geſellſchaft herabgeſtiegen in das Gewölbe von Moorfields-Chapel, darunter eine Dame, die ich erſt ſpät erkannte, eine berühmte Sängerin, mit der deutſchen Oper nach London herübergekommen. Wir fanden und begrüßten uns an Webers Sarge. Und als ob wir den Schlafenden mit ſeinem eigenen Liede hätten wecken können, bat ich ſie, nur ein paar Töne in die Nacht um uns zu ſtreuen, Blumen auf des Meiſters enges Bette. Sie ſchlug an: „Und ob die Wolke ſie verhülle.“ Die Klänge brachen ſich an der niedern Steindecke und fielen matt herab, ihre Flügel erlahmt in der dumpfen Todesatmoſphäre; aber die Minute war doch ſchön. Ich ſehe die ſtolze Geſtalt der deutſchen Künſtlerin noch ſtehen, uns um ſie her, vor ihr der kupferne Sarg, deſſen ehemalige Sammtdecke ſchon ganz vermodert war, eingeklemmt zwiſchen zwei fremde Särge; einer über ihm, der andere drunter. Es herrſcht in den Katakomben von Moorfields-Chapel eine fürtreffliche Ordnung: zwei Reihen Särge in jedem Gewölbe, rechts und links, in der Mitte ein Gang. Die Todten liegen, „um Raum zu erſparen,“ der eine mit dem Kopf gegen die Mauer, der andere mit den Füßen und ſo fort. Drei bis vier Särge werden über einander geſtapelt, accurat wie die Koffer auf dem Dampfſchiffe. Und wenn noch ein paar Jahre vorbei, oder wann der Küſter geſtorben, oder aber wenn die „humble Inscription of H. W. Grattann Esq.“ ganz von Roſt und Schimmel verzehrt worden, oder aber endlich, wenn die Gemeinde von Moorfields-Chapel Platz bedarf für neue Ankömmlinge, nun dann wird man den Sarg Karl Marigs ſtill bei Seite ſchaffen, ſofern er noch erkennbar, und der Schädel, woraus der Jungfernkranz ſproß, rollt in irgend einen Winkel. „Was gleicht wohl auf Erden dem Jägervergnügen?“

Der Küſter iſt ein gefälliger Kerl. Er fragte meine Landsmännin, ob ſie nicht einen Nagel aus Webers Sarg zum Andenken mitnehmen wollte? Als ſie bejahte, grub er mit dem Federmeſſer einen der vielen breitköpfigen Stifte aus, wickelte ihn in ein Stückchen abgeriſſenen und verſchimmelten Sammt von der Sargdecke und überreichte ihn, die andere Hand hohl und verlangſam dabei ausſtreckend. Sie barg die Reliquie an ihrer Bruſt. Lauf der Welt, dacht' ich bei mir ſelbſt. Wie manchen Nagel zu Webers Sarg hat das deutſche Theatervölklein wohl geliefert! Da iſt denn doch einmal eine, die einen herauszieht! — Der Küſter ſchien Luſt zu haben, Federmeſſer und Hand da capo auszurecken, mir zu Liebe; allein ich dankte. Andenken genug, beinahe zu viel Andenken!

Eine heiße Sonne, wie ſie London ſelten beſtrahlt, lag über den breiten Plätzen und den ſonntagsſtillen, ſonntagsleeren Straßen. Im Schatten der verriegelten Häuſer ſchlich ich allein von dannen. Aehnlicher Weiſe war ich, ein halb Dutzend Monate zurück, die verſchneiten Wege von Père-Lachaiſe herabgeklettert, wo ich auch ein Stiefkind Deutſchlands beſucht hatte, freilich eines, das nicht viel gedichtet hat, aber deſto mehr getrachtet. Aehnlicher Weiſe will ich, ein halb Dutzend Monate vorwärts, in Sizilien wiederum ein Grab grüßen, aus dem jezt erſt ein ſpäter Lorbeer und eine edle Ernte für den früh Geſtorbenen aufgeht; für ihn, der Zeit ſeines Lebens nicht einen Schritt, nicht einen Fuß breit von ſeiner Stelle gewichen iſt, nicht einen Zoll von ſeiner Höhe herabgeſtiegen, welcher der Poeſie nichts vergeben hat, der kalten, eiteln, anmaßenden Proſa gegenüber, und den ſie deßwegen, die Marktſchreierin, für ſehr kalt und eitel und höchſt anmaßend verſchrieen hat. Mein armer Platen! mein armer Börne! mein armer Weber! Und du, unbegreiflicher Meiſter, du Erſter der Romantiker in der heiligen Tonkunſt, deſſen taubes Ohr in Sphärenharmonien ſchwelgte — hat denn nicht auch dich engliſches Mitleid begraben laſſen, nachdem dich die deutſche Bewunderung ſterben ließ?

Nehmt es mir nicht übel, lieben Landsleute jenſeits des Kanals, aber ein Reiſender hat im Auslande mehr Commiſſionen zu machen in deutſcher Empfindſamkeit, als in deutſcher Wolle oder Farbwaare. Ich wünſchte, mein Haus riefe mich ab und ſendete einen andern Muſterreiter. Ich bin verdammt müde und die Speſen werden alle Tage ſchlechter.

(Schluß des fünften Artikels.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Baden-Baden, September.

(Fortſetzung.)

Die Saiſon.

Unter den ſchönen Künſten war es wiederum das Schooskind der Mode, die Muſik, welche in dieſem Sommer beſondere

Berücksichtigung fand. Der Zudrang der Konzertgeber war zwar geringer als sonst, weil die Virtuosen nach und nach einsehen lernen, daß die Gesellschaft nicht um ihretwillen da ist; dafür aber sind zwei große musikalische Werke bei ganz verschiedenen Veranlassungen zur Ausführung gekommen, nämlich Mozarts Requiem und Rossinis Stabat, beide unter Panofkas Leitung wunderbar schnell einstudirt und meisterlich ausgeführt — das Requiem in der Kirche bei der Todtenfeier für den Herzog von Orleans, und das Stabat im großen Saal des Conversationshauses unter Gewährleistung Benazets, der nicht nur den Saal und die Beleuchtung umsonst stellte, sondern auch noch an baarem Geld über viertausend Francs zuschoß, obschon die Einnahme der zweimaligen Aufführung nicht gering war, wie sich leicht berechnen läßt, da beidemale der weite Saal gedrängt voll war. Die Solopartien hatten Kathinka Heinefetter, Fräulein Dobré, der Tenor Ronzi und der Karlsruher Bariton Oberhoffer übernommen, den Kern der Chöre bildeten die Mitglieder des hier den Sommer über spielenden Freiburger Theaters, und die treffliche Leitung war, wie gesagt, Heinrich Panofkas Verdienst, der, bisher als vorzüglicher Violinspieler und als geachteter kritischer Schriftsteller bekannt, nun auch den unverkennbarsten Beruf zum Kapellmeister an den Tag gelegt hat. — Von öffentlicher Musik vernahm man ferner an jedem Sonntag Abend ein kleines Konzert, welches der von Benazet dazu bestellte Virtuos auf dem Klappphorn, König aus München, zum Besten gab; der Saal war dabei jedesmal so voll, daß kaum ein Apfel hätte zur Erde fallen können. So oft das Orchester im Theater durch eine Oper beschäftigt war, spielte die Musik des Rastadter Regiments auf der Promenade, ebenfalls auf Kosten Benazets, welcher diese, im Verlauf des Sommers zu einer sehr beträchtlichen Summe gesteigerte Ausgabe nicht scheute, um die Lustwandler zu verbinden, denen ohne den Schall der Musik die milde Luft der lieblichen Abende nicht recht zu behagen schien. Ich weiß nicht, ob wirklich damit und mit andern Veranstaltungen „die Leute an die Bank gelockt werden sollen," wie man von gewissen Seiten her behauptet; aber das weiß ich, daß alle diese Dinge lediglich denen zu gute kommen, die nicht spielen, während den Spieler die Musik stört oder mindestens zerstreut, und er an nichts Gefallen findet, als an dem grünen Teppich, der seinetwegen eben so gut in der dunkelsten, räucherichsten Spelunke stände, als in den heitern, von Gold und Spiegelglas strahlenden Sälen unseres Conversationshauses. — Wenn indessen, wie oben gesagt, die Zahl der Konzerte einzelner Künstler geringer war, als ehedem der Fall zu seyn pflegte, so war sie doch noch beträchtlich genug. Artot, der Violinist, Döhler, der Pianist, und der junge Sivori aus Genua, der sich Paganinis einziger Schüler zu seyn rühmt, trugen die ersten Preise davon, sowohl was den Beifall, als was das Gold betrifft. Sivori, als eine neue Erscheinung, erregte besonderes Aufsehen und ist in der That ein ganz vorzüglicher Virtuos; aber den Carneval von Venedig sollte er nicht spielen, weil er dadurch den Hörer zwingt, ihn mit dem genialen und unvergleichlichen Ernst zu vergleichen, mit Ernst, welchem die Virtuosität nur Mittel, nicht Zweck ist. — Der gesellige Verkehr war dießmal so lebhaft, wie sich's bei einem solchen Zusammenströmen der Gesellschaft aus allen Enden und Ecken der bewohnten Welt allenfalls von selber versteht, und dabei von einer anmuthigen, unbefangenen und nie getrübten Heiterkeit, welche den Theilnehmern ungemein zu statten kam, und selbst den unbetheiligtsten Zuschauer angenehm berührte. Die Ursache dieses Zusammenhaltens der gesammten Gesellschaft, die sonst gar zu gern in Coterien zerfällt, war die glückliche Uebereinstimmung unter einer erlesenen Zahl jüngerer Männer von verschiedenen Nationen, welche, den Kern und die Triebkraft der Tanzunterhaltungen vorstellend, sich der Gunst der Damenwelt erfreuten, und somit die Gesellschaft zusammenhielten. Darum waren die Ausflüge zu Roß und Wagen in zahlreichen bunten Schwärmen so fröhlich, der Corso in der Lichtenthaler Allee zwischen sieben und acht Uhr Abends, gleich dem Morgenspaziergang vor der neuen Trinkhalle, und die abendliche Reunion so belebt, und darum gab es so hübsche, von Einzelnen oder auf Subscription veranstaltete besondere Bälle in den vorbehaltenen Räumen des Conversationshauses, unter welchen vor allen der Ball sich auszeichnete, welchen am 4ten August der Freiherr Alfred von Loxbeck (aus Bayern) gab, und der eine Menge von schönen und ausgezeichnet hübschen Frauen und Mädchen aller Nationen vereinte, so daß vor solchem Glanz der geblendete Blick sich verwirrte. Den Mittelpunkt der meisten Huldigungen bildeten zwei Damen aus Frankreich: die Marquise von Bethisy, eine Tochter des Prinzen Rohan, und die Gräfin Chabrillan, eine geborene Spanierin. — Unter den vornehmen und berühmten Gästen dieses Sommers nenne ich vor allen Ihren König, der Baden den ganzen Augustmonat mit seiner Gegenwart beehrte. Der Fürst von Leiningen verweilte über vierzehn Tage lang im englischen Hof, einem Hotel, welches seit den wenigen Jahren seines Bestehens sich zu der ersten Stelle emporgeschwungen hat, so daß es zwar während der Saison mit den andern ersten Häusern: dem Badischen, Zähringer, Französischen, Rheinischen und einigen andern „Höfen" eben nur in einer und derselben Reihe steht, außer der Saison aber vor allen andern den Vorzug der allgemeinen wohlverdienten Gunst behauptet. Der Prinz Karl zu Solms-Braunfels wohnte mit Moriz von Haber, dem Freunde des entthronten Don Karlos, zusammen. Der greise Held, Fürst Wittgenstein, hatte sein Absteigquartier in der Villa Chezy genommen, und konnte sich nicht genug über Badens verändertes Aussehen verwundern, das er seit beinahe dreißig Jahren nicht mehr gesehen hatte. Der alte Herr ist noch ziemlich rüstig, und schien sich darüber zu freuen, wenn er von Bekannten aus vergangenen Tagen angeredet wurde. Als man ihn nach einem Zimmermann fragte, den er mit andern Handwerkern aus Baden auf seine Güter verpflanzt, gab er die Auskunft: derselbe sey, wie es die Deutschen gar zu gern in Rußland zu machen pflegten, ein „Schnappsfüffel" geworden, doch möge er sich in Gottes Namen geruhig vollends zu Tode trinken, denn er habe, seine Bestimmung erfüllend, tüchtige Zimmerleute aus eingebornen Russen gebildet. — Ist es nicht merkwürdig, daß die Deutschen überall ausschließlich der flüssigen Versuchung zum Opfer fallen? — Der Prinz Emil von Hessen, seit Jahren ein beständiger Gast, kam auch dießmal wieder, und blieb desto länger, nachdem er im vorigen Sommer nur auf einen Sprung hatte kommen können. Der Fürst Pückler-Muskau erschien mit seinen edlen Rossen und seinem abenteuerlichen Gefolge, um sich ungefähr zwei Wochen aufzuhalten. Da ich keinen Anlaß fand, mit ihm zu reden, weiß ich nicht, wie es ihm hier gefiel, doch wird er vermuthlich einmal gelegentlich sich öffentlich darüber aussprechen, und vielleicht nicht unterlassen, manche Seite zu beleuchten, welche wir andere nicht so genau in's Auge zu fassen pflegen. Ein Schriftsteller, welcher eine Lebensbeschreibung des Fürsten herauszugeben beabsichtigt, scheint dazu die Erlaubniß desselben persönlich hier eingeholt zu haben.

(Schluß folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 230.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Montag, den 26. September 1842.

— Hic tibi copia
Manabit ad plenum benigno
Ruris honorum opulenta cornu.
Horat.

Drei Wochen in Ungarn im Herbſt 1841.

Von Louiſe von G.

II.

(ſ. Nr. 200—205.)

Nach kurzem Aufenthalt in Peſth begleitete ich meine Freundin auf das Land zu ihrem Vater. Sein Wohnſitz Buggi liegt einige Meilen hinter Peſth. Herr von H. mußte Geſchäfte halber in der Stadt zurückbleiben, und als er uns zwei Frauen der Sorgſamkeit ſeines Kutſchers empfahl, machte dieſer eine ſo ſtolze Bewegung, indem er lächelnd ſagte: „ohne Sorge," als habe er die Fahrkunſt von einem Gott erhalten, wie Rückerts Nal. — Die Gegend hinter Peſth iſt ganz flach, aber eine herrliche milde Luft wehte uns an, wie mir überhaupt das Klima in Ungarn ganz ſüdlich vorkam. Drei Pferde neben einander waren nach ungariſcher Weiſe vorgeſpannt, mit denen wir über die Ebene dahinflogen, während der ſchnurrbärtige Kutſcher ſie durch die liebenswürdigſten Schmeichelworte aufzumuntern ſuchte. Beſtändig redete er zu ihnen, und immer mit der ſüßeſten Stimme, ſo wie man geliebten Kindern zuſpricht, artig zu ſeyn. Er war ein ſchöner Menſch, mit ſcharfgeſchnittenem Profil und in das Stahlblaue ſpielendem ſchwarzen Haar und Bart. Mit einer gewiſſen Eitelkeit war das breitkrempige Hütchen auf die langen Haare geſtülpt; eine blaue Tuchweſte, weite weiße Hemdärmel und noch weitere faltenreiche leinene Beinkleider, das war das ganze Koſtüm, wie es alle Bauern in Ungarn tragen; nur bei feierlicher Gelegenheit kommt noch ein bis auf die Ferſen reichender Pelz hinzu, deſſen einziger Schmuck ein kleiner viereckiger ſchwarzer Pelzkragen iſt.

Nach drei Stunden langten wir auf dem Landhaus meiner Freunde in Buggi an. Es wird das Caſtell genannt und iſt ein für Ungarn ungewöhnlich hoch und maſſiv gebautes ſteinernes Haus mit Gitterfenſtern und geſchnörkelten Verzierungen an den Thüren. Ein ruſſiſcher General hat es vor hundert Jahren erbaut, und Alles iſt noch wohl erhalten, ſogar die gemalten Wände der Zimmer, auf denen der ganze Olymp zu ſehen iſt. Venus hat noch ſo ſchöne rothe Wangen, wie vor hundert Jahren.

Hier auf dem Lande that ich nun den ganzen Tag nichts, als in Feld und Garten die herrliche, reine, weiche Luft einathmen. Von Morgen bis Abend ſaß ich draußen oder ging in den Weinbergen herum. In einem derſelben ſtand ein kleines Hüttchen; ein Bauer bewohnte es. Meine Freundin ſchlug mir vor, mit ihr einzutreten. In der Thüre kam uns die junge Frau entgegen,

an jeder Hand ein blühendes Kind, einen Knaben und ein Mädchen. Die Kleine küßte mir freundlich die Hand, was hier im Lande allgemeine Sitte ist, aber der Junge hatte eine so entsetzliche Furcht vor den fremden Damen, daß er laut aufschrie, als ich mich ihm näherte. Das Häuschen bestand nur aus zwei Räumen; die Küche, durch die wir gingen, war weiß getüncht und sehr reinlich, trotz dem wenigen armen Geschirr. Ein ziemlich großer Kessel hing an einer Kette über dem Herde. Das Zimmer war eben so reinlich wie die Küche, aber wie erschrack ich, als ich sah, daß der Boden nichts als festgestampfte Erde war! Keine Diele, kein Stein, nur feuchter schwarzer Grund! Ein mächtig hohes Bett, zwei Stühle, ein Tisch, das war Alles, in einer Ecke die spärliche Garderobe der Familie auf einem kleinen Gestelle. Ueber den Tisch war ein blendend weißes Tuch gebreitet. Fräulein von H. hieß mich es aufheben und von dem darunter liegenden Brode mir etwas abschneiden; es schmeckte sehr gut. Der Bauer brachte einige Trauben, die außerordentlich süß waren und uns zu dem Brode vortrefflich mundeten. Auf unserem Rückwege über die Felder sahen wir viele Arbeiter beschäftigt; sie grüßten uns mit leichtem Anstande, nicht ungeschickt und treuherzig wie unsere Bauern. Auf einem kleinen Pfade kamen uns abenteuerliche Gestalten entgegen; sie traten zur Seite, indem sie demüthig die Hüte zogen. Jeder trug ein Instrument, der Eine eine Art Zither, der Zweite eine Violine, der Dritte einen Baß. Kohlschwarz funkelten uns ihre Augen aus den gelben Gesichtern, umweht von schwarzen Locken, entgegen. Es waren Zigeuner; sie trugen die Landestracht, und sie kleidete sie besonders malerisch.

Wir begaben uns spät zur Ruhe; es war schon nahe an Mitternacht. Ich hatte eben die Augen geschlossen, als ich mit einemmale wunderbare Töne vernahm, wie aus einer andern Welt, aber auch aus einer Welt der Schmerzen. Tiefe, wehmuthsvolle Klagen trug die stille Nachtluft zu mir herüber. Ich warf schnell die Kleider um und eilte an die Thüre meiner Freundin und fragte, was das bedeute. „Es sind die Zigeuner, die vor der Schenke spielen," antwortete sie mit schläfriger Stimme. Ich beschwor sie, zu mir zu kommen, und sie war wirklich so gut, aufzustehen, um mit mir in den Garten hinab zu gehen, der dicht an den Hof der Schenke stieß.

Athemlos lauschte ich dort den Tönen der sonderbaren Musik. Welche Sprache war denn dieß? So hatte ich nie etwas gehört. Die russischen Volksmelodieen sind auch originell, aber es ist immer dieselbe einförmige Klage, wie eines ergebenen, trostlosen Kindes in der Wüste, hoffnunglos; aber so waren diese Töne nicht. Einmal jammerte es leise, dann sprang mit grellem Laut eine andere Tonart hervor und rief drohend und heftig, als wolle sie reden von ihrer Kraft und Stärke; aber als sie prahlend sich auf ihre Macht berief, kam wieder das ganze Bewußtseyn ihrer Schmerzen über sie und entmuthigt sank sie herab zur bangen Klage. Dann flehten weiche Molltöne wieder wehmuthsvoll wie ein Kind, dann mit einemmale zuckte ein Laut in gewaltigem Hohn und lachte grell auf — dann war es still.

Ich fühlte Thränen in den Augen und nahm die Hand meiner Freundin. „Nicht wahr, die Violine spielte schön? Diese Zigeuner sind alle solche Talente," sagte sie mit ihrer sanften Stimme. „Welche Musik!" sagte ich, „welche Erfindung! aus welchem zerrissenen Menschenherzen mögen diese Töne geflossen seyn?" — „O, so sind alle unsere Melodieen — das war ein ächt ungarischer," sezte sie mit trübem Lächeln hinzu.

Einige Tage später kündigte mir Fräulein von H. an, daß wir zusammen einen Besuch bei einer benachbarten Edelfrau machen würden, von welcher sie am Morgen in der Kirche eingeladen worden. „Wir sollen zur „Jausse" hinkommen," sagte meine Freundin auf gut österreichisch (Jausse ist Vesperbrod). — „Sie werden eine merkwürdige Frau kennen lernen von alt ungarischem Schnitt," sagte sie unterwegs. „Frau von N. und ihre Familie führen ein ächt patriarchalisches Leben. Sie hat drei Söhne und drei Töchter und ist sehr reich. Die Söhne sind alle verheirathet, und jedem hat sie auf ihrer großen Pusta ein eigenes Haus gebaut und ihm Gärten und Felder dazu gegeben, sammt seinem Antheil am baaren Vermögen. Von den drei Töchtern aber ist keine verheirathet, obgleich es ihnen nicht an Freiern gefehlt; denn sie sind gut und brav, nicht häßlich und — reich.

(Fortsetzung folgt.)

Scenen aus: „Der Psycholog."

(Fortsetzung.)

Vorige (ohne Adeline).

Demetrius.

Hugo? — Und darf ich fragen, wer der ist,
Der Glückliche, dem Ihre schöne Tochter
So freudenvoll entgegen eilt? Vielleicht
Ein Bruder?

Fr. Sanchez.

Nein; ich hab' nur diese Tochter.
Er ist ein junger Mann, der um sie wirbt,
Und dessen Vater wir mit ihm erwarten.

Demetrius.

Das Fräulein ist bereits verfagt? (Für sich.) Verdammt! —
Und wer ist dieser Glückliche?

Fr. Sanchez.
Der Sohn
Des Doktor Irmentraut in hies'ger Stadt.

Demetrius.
Des Irrendoktors?

Fr. Sanchez.
Wie? Sie kennen ihn?

Demetrius.
Von Hörensagen. — Doch ich will nicht länger
Beschwerlich fallen. Ungebet'ne Gäste
Sind nicht willkommen. Ich behalte mir
Die Ehr' auf morgen vor, um meinen Glückwunsch
Dem Fräulein abzustatten. (Für sich.) Wär' ich nur
Erst unbemerkt hinaus. Verdammter Zufall!
(Tritt ganz nahe zur Seite der Thüre.)

Vorige. Doktor, Hugo und Adeline Hand in Hand. Magd.

Magd (leuchtet voraus, setzt die Lichter auf den Tisch und geht ab).
Demetrius (eilt, mit dem Mantel sich verhüllend, sobald sie eingetreten, hinaus).

Fr. Sanchez (dem Doktor entgegentretend).
Seyn Sie willkommen, würd'ger Mann.

Doktor (streng).
Warum
Schlich dieser Mensch hinaus? Was macht er hier?

Fr. Sanchez.
Ein fremder Maler, der sich wollt' empfehlen.

Doktor.
Er hätte bleiben können, denn ich gehe.
(Wendet sich zum Abgehen.)

Fr. Sanchez. }
Adeline. } Was soll das heißen? Was bedeutet das?
Hugo. }

Doktor.
Mein armer Sohn, faß dich und sey ein Mann!
Zu gut bist du für eines Prinzen Dirne!

Adeline.
Ihr Heiligen!

Fr. Sanchez.
Herr Doktor, welch ein Irrthum!

Doktor.
Ich hab' ihn wohl erkannt, trotz der Verhüllung:
Es war der Prinz Demetrius.

Hugo (heftig ausbrechend).
Der Wüstling?
Er? hier bei dir zu dieser Stunde, der?

Adeline (angstvoll sich an ihn schmiegend).
Um aller Heil'gen — Hugo — höre mich!

Hugo (stößt sie heftig zurück).
Hinweg, Verworfne! Nie siehst du mich wieder!

Fr. Sanchez.
Wie? Sie mißhandeln mein unschuld'ges Kind?

Doktor.
Die Unschuld, ha! von der im Dunkeln sich
Ein Prinz Demetrius wegschleicht!

Hugo.
Fort! fort!
Mein Vater, fort aus der Verpestung, fort!
(Zieht den Doktor zur Thüre hinaus.)

Adeline (ihm nach, kann nicht weiter, wie gelähmt).
Hugo! Hugo!

Fr. Sanchez (eilt zu ihr).
Mein armes, armes Kind!

Adeline (stürzt zu Boden).
Ich bin zerschmettert, Mutter!

(Schluß der ersten Abtheilung.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Peißenberg, September.

Fernsicht.

Der Peißenberg, den man, ehe die Aesthetik das Paralleliſiren verboten hatte, den bayrischen Rigi nannte, erhebt sich 3417 Fuß hoch über die Meeresfläche und ist ein Ausläufer jenes mächtigen Alpenstockes zwischen der Isar und dem Lech, zwischen der Zugspitze und dem Seiling, der seine waldigen Vorberge nordwärts fast im Dreieck gegen das Flachland hinaussendet und schier zur Ebene werden läßt, bis sie sich hier im lezten Aufschwunge noch zur ragenden Hochwarte erheben. Auf dem Berge weiden viele schöne Heerden mit melodischem Geläute, und zwischen seinen Obstbäumen stehen viele schöne Gehöfte, niedlich eingehegt und vergattert, idyllisch reizend in der schmucken Bauart des Gebirges, mit vorspringenden Dächern, herumlaufenden Galerien, während die Fluren, welche sie umgeben, mit Bergpfaden, Laubgängen und Waldpartien fast parkmäßig ausgelegt sind. Oben auf der Höhe prangt seit dreihundert Jahren, weithinschauend und in weiten Fernen gesehen, eine vielbesuchte Wallfahrtskirche, frommer Landleute geweihte Zuflucht, und ein stattliches Pfarrhaus, daran angebaut, auf dessen Dache das Observatorium angeschmiedet ist. Ein Gärtchen des Pfarrers, das Wirthshaus und die Kegelstatt unter zwei großen Linden, endlich der kleine Friedhof füllen die Platte aus, zu welcher ringsum geebnete Halden emporführen. Auf jenem Belvedere über dem Pfarrhause nehmen nun die Pilger schwindelnd jene bewundernswerthe Fernsicht ein, die dem Berge so hohen Ruhm verschafft. Hier oben erscheint ihnen — und gar Vielen zum erstenmale — der gezackte Alpenkranz in seiner vollen Pracht vom Säntis bis zum Watzmann, die Vorberge dick mit Wald bewachsen, jene in zweiter Reihe wild und steil abgerissen, mit spitzigen Hörnern, mit klaffenden Schründen, mit silbernen Rinnen

und glänzenden Schneefeldern; mitten drin der Glockner,* der in seinem ewigen Eismantel als ungeheure Pyramide aus dem fernen Kärnthen fast geisterhaft und verschwimmend herüberschimmert. Ueber dem Flachland hinaus sind die blauen Rücken der rauhen Alp, und weiter rechts sollen die Höhen des Böhmerwaldes zu sehen seyn; wenigstens will der Lehrer einmal nach einem Hochgewitter den vormaligen Pfarrherrn überrascht und ihm Arber und Ossa im Böhmerwald, die Berge seiner Heimath, gezeigt haben. Am äußersten Saum der Scheibe, die diese fernen Ränder einfassen, flimmern die Frauenthürme von München, die Domthürme zu Freising und die Ulrichskirche zu Augsburg als graue Marksteine der äußersten Tragweite. In der Nähe liegen mehrere kleine Städte und Flecken, deutlich und in vollem Umfange, während von andern die Thürme über die Wälder heraus blinken. Auch sind manche von den ehmaligen Stiften zu sehen, welche die Frömmigkeit der alten Herzoge und Grafen in Bojoarien gegründet, so Wessobrunn, Rothenbuch, Polling und Diessen. In all seiner Länge und Breite legt sich der Ammersee, aus dessen Wellen der heilige Berg emporsteigt, mitten in die Landschaft, und wie ein langer Streif glänzt der Würmsee durch die Gegend gegen Morgen. Rückwärts vom Gebirge kommend blizt die Amper in ihrem tiefen Waldthale, die bald mit breitem gewundenem Kiesbette aus dem Dickicht hervortritt, bald wieder im Tannenforst verschwindet. Die Hochwälder nehmen allerdings große, ununterbrochene Flächen ein, aber dazwischen heben sich desto trößlicher die grünen Auen und die korngelben Felder hervor, in denen unzählbar die Flecken und Dörfer, die Schlösser und Edelsitze, die Einödhöfe und Waldkapellen liegen im obern Lande Bayern, im Lechrain, im Allgäu und im fernen Schwaben. Darin gleichen diese blinkenden Punkte dem Sternenheere, daß sie, je länger betrachtet, desto zahlreicher zu werden scheinen; ja, wenn einer stundenlang oben steht und immer von Neuem die Runde macht, er wird immer wieder Neues entdecken, und immer wieder frisch überrascht werden.

(Fortsetzung folgt.)

* Von Manchen wird diese Spitze für das Venediger Horn gehalten.

Baden-Baden, September.

(Schluß.)

Die Saison.

Es läßt sich leicht denken, daß an einem Orte, wo Könige, Fürsten, Grafen und Herrn, schöne Damen aus den höchsten Kreisen und Berühmtheiten aller Art zusammenkommen, auch der Troß nicht fehlt, welcher der Spur des eleganten Heereszuges folgt, denn ohne Troß gibt es kein Heer. So stießen im Beginn des Augusts unter der Thüre des Hauptsaales zwei schöne Frauen auf einander, von denen eine hinkte, beide Französinnen, beide von Paris, die eine aber eine Gräfin aus einem reichen Hause, die andere ... von ihr über die Achsel angesehen. Und dennoch war die Gräfin kürzlich erst mit einem Abenteurer dem Gatten entlaufen, den sie ein Jahr zuvor aus Liebe geheirathet hatte, und die andere hinkte, weil sie sich aus Liebeskummer aus dem Fenster gestürzt hatte. Welch ein Gegensatz! Und die Gräfin war es, welche durch den Zusammenstoß sich beleidigt wähnte. — Für diejenigen Abenteurer, deren Gewerbsfleiß die lezten Grenzen des Erlaubten und Geduldeten überschreitet, wäre Baden ein reiches Erntefeld, wenn nicht so strenge Aufsicht geübt würde, was nicht so leicht ist, als vielleicht anderwärts, weil besondere Rücksichten obwalten, deren taktloses Verletzen höchst nachtheilig wirken müßte. Darum machte es auch einen allgemein guten Eindruck, als man kürzlich die Verdienste des Vorstandes der Fremdenpolizei, des Rittmeisters von Chastellain, durch die Ertheilung des Ordens vom Zähringer Löwen mit einer besondern Anerkennung bedacht sah. Für Baden wäre ein trockener, pedantischer, engherziger Kanzleimann als Polizeivorstand ein wahres Unglück, und man kann sich Glück wünschen, in Herrn von Chastellain einen so ritterlichen, welterfahrnen, sprachenkundigen und thätigen Beamten zu besitzen, der in jeglichem Betracht auf der Höhe der Verhältnisse steht und seine Stelle vortrefflich ausfüllt. — Die bildende Kunst und der Kunsthandel waren nicht müßig während des so belebten Sommers. Ihre Landsleute (in des Wortes engerer Bedeutung) Holder d. j. und Büttgen verweilten ziemlich lange und lieferten erfreuliche Arbeiten, der eine Miniaturen, der andere Landschaften aus unserer Gegend von kunstreicher Ausführung und poetischer Auffassung; der Lithograph Wagner von Karlsruhe gab, wie das seit einigen Jahren Mode ist, ein Album von Porträts aus der anwesenden Gesellschaft heraus, in leichter geistreicher Ausführung, und gelungener, als die ähnlichen Arbeiten früherer Vorgänger. Die ältern Gemälde, welche der Kunsthändler Manega sehen läßt, sind zum Theil vom höchsten Werth; auch Goldmann hat wieder schöne Sachen mitgebracht, aber sie ein wenig gar zu spät aufgestellt, nämlich erst mit Anbeginn dieses Monats, als Manega bereits für etwa 20,000 Gulden Geschäfte gemacht hatte. Die bedeutendsten Einkäufe von Bildern hat ein russischer Edelmann gemacht. — Die Frequenz dieses Sommers faßt sich, in Zahlen ausgesprochen, ungefähr also zusammen: die Zahl der auf einmal Anwesenden betrug am 28sten Mai: 592 Personen, überstieg in den ersten Tagen des Juni bereits 1000, wuchs während dieses Monats gegen 2000 hin, erreichte um die Mitte des Juli 2600, überstieg bald darauf in schneller Zunahme 3000 und 3500, auf welcher Höhe sie sich bis gegen das Ende des Augusts erhielt, um dann nach und nach abzunehmen, so daß sie jezt zwischen 1500 und 2000 steht, welcher Stand sich noch ein Weilchen halten dürfte, weil von dem großen Fremdenzug gen Süden tagtäglich eine bedeutende Menge hier einkehrt, um wenigstens drei bis vier Tage zu verweilen, wobei es meistens vorkommt, daß die Ankömmlinge erst an verschiedenen Hôtels vorfahren müssen, bevor sie Unterkunft finden. Die Zahl der im Ganzen Angekommenen übersteigt bereits 20,000, und die der täglich Anlangenden ist durchschnittlich noch 150 bis 150. Mithin ist, wie Sie sehen, die Rechnung bei weitem noch nicht geschlossen; noch sind die Tage fröhlich und die Abende im Conversationshaus belebt, aber der eigentliche Glanz und Lärm entschwunden und verklungen, und das befriedigende Ergebniß der Saison steht fest. Unleugbar hat Baden mit dem Sommer 1842 einen neuen Aufschwung genommen, und rechtfertigt wiederum die Anerkennung der Nothwendigkeit, einen Bahnhof der im Werden begriffenen Eisenbahn in seiner Nähe zu einem Hauptstapelplatz zu machen. Der Bahnhof zu Oos wird dieser Ansicht gemäß eingerichtet, und es sollte mich wundern, wenn nicht bald auch eine Zweigbahn die kleine Strecke durch das Thal mit Baden verbände, etwa ein Schienenweg für Pferde, da es kaum der Mühe werth seyn dürfte, für die so geringe Entfernung einen Lichter zu heizen; denn von Baden bis Oos ist es nicht viel weiter, als aus dem Herzen der Städte München und Augsburg zu ihren Bahnhöfen.

Beilage: Literaturblatt Nr. 98.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 231.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Dienſtag, den 27. September 1842.

Ringsum dampft' aus Gezelten der Rauch, und ſie nahmen das Frühmahl;
Andere opferten andern der ewigwaltenden Götter.

Homer.

Das Lager bei Grimlinghauſen.

Wenn einer vor Kurzem die Ortſchaften an beiden Ufern des Unterrheins noch ſo genau kannte, ſo wußte er vielleicht doch nicht, wo Grimlinghauſen liegt, ein Dörfchen, aus wenigen ſchlechten Häuſern beſtehend, das durch das Lager des preußiſchen ſiebten Armeecorps auf einmal eine, wenn auch raſch vorübergehende Bedeutung erlangt hat. Früher war hier kaum eine Nachenſtation, wo die Dampfboote die allenfallſigen Paſſagiere ein- und ausluden, und wenn nicht zufällig hinter dem Dorfe die große Chauſſee von Köln nach Holland vorbei führte, wäre der Weg zum Ort zu Lande nicht praktikabel geweſen. Das Alles hat ſich ſeit Kurzem bedeutend geändert. Am Rhein erhebt ſich eine Landungsbrücke, wo Dampfboote vier bis ſechsmal im Tage anlegen; denn Grimlinghauſen iſt ein Punkt geworden, nach welchem aus dem ganzen Gebiet des Rheins Tauſende von Zuſchauern ſtrömen, um das große Lager anzuſchauen. Oberhalb der Landungsbrücke der Dampfſchiffe haben die Pioniere eine Schiffbrücke über den Rhein geſchlagen, um die Communikation mit dem andern Ufer zu erleichtern. Dort halten zahlreiche Omnibus, die den Reiſenden nach Düſſeldorf bringen, von wo er zu Waſſer, zu Land und zu Eiſen in alle Welt gehen kann.

Eine Viertelſtunde vom Rhein, wo die großen Flächen des Jülicher Landes beginnen, iſt das Lager aufgeſchlagen. Ich ſah es zum erſtenmal am 31. Auguſt. Am Morgen war Manöver des ganzen Armeecorps mit markirtem Feinde, und ſchon in Düſſeldorf hörte man deutlich das Knattern des Gewehrfeuers und das Rollen der Geſchützſalven.

Ohne ſehr ausführlich, ja für manchen Leſer langweilig zu werden, iſt es nicht möglich, den Verlauf eines Manövers zu erzählen, auch war ich keineswegs zu ſtrategiſchen Studien aufgelegt. Ich ergötzte mich naiv am maſſenhaften Auftreten der einzelnen Truppentheile und am weißlichen Pulverdampf, der in dicken Wolken über die Ebene hinzog. Auf den Höhen war das Geſchütz in Thätigkeit und lange Infanterielinien ſchienen die feuerſpeienden Baſtionen gleich glänzenden Courtinen zu vereinigen. Der Generalſtab ſah wie ein glänzender Stern aus; man ſah da nichts als Goldſtickereien und weiße Federbüſche. Das Manöver beſchloß ein großer Kavallerieangriff, und es war wirklich ein großartiger Anblick, wie acht Reiterregimenter mit donnerähnlichem Getöſe über die Ebene hinjagten. Als Alles vorbei war, zogen einige Reiterregimenter und reitende Batterien über die Schiffbrücke auf das jenſeitige Ufer des Rheins, wo ſie ihre Quartiere hatten. Der ſchmale glänzende Streif über dem grünen Fluſſe nahm ſich ſehr gut aus; an beiden

Ufern ſtanden zahlreiche Zuſchauer, unterhalb harrte ein Dampfboot auf die Oeffnung der Brücke und von oben=her kam ein großes Floß mit einförmigem, taktmäßigem Ruderſchlag.

Die Stadt der Zelte war heute nicht ſo belebt wie an den vorhergehenden Tagen; die dunkeln Regenwolken, die den Himmel bedeckten, ſchreckten Manchen zurück. Indeſſen hatte ich ſo beſſer Gelegenheit, Alles in der Nähe zu beſehen. Das Lager bildet ein großes, länglliches Viereck, deſſen Fronte vom Rheine abgekehrt iſt. Die Zelte der Soldaten ſtehen in gleichen Reihen neben einander, und jede ſolche Reihe der ſchmalen Seite iſt von einer Compagnie bewohnt. Die Zelte ſind von grauer Leinwand und mit einer grünlichen Spitze verſehen. Zwiſchen den Zelten und in derſelben Reihe befinden ſich kleinere, worin die Gewehre der Soldaten aufbewahrt werden, die ſogenannten Gewehrmäntel. Die Zelte der Offiziere zeichnen ſich durch eine kleine weiße Flagge aus, welche je nach ihrem Range mit ſchwarzen Streifen verſehen iſt; die des Kapitäns hat zwei Streifen, die des Oberlieutenants nur einen. An der hintern Seite des Lagers befinden ſich die Kochöfen, aus einem großen Schornſtein beſtehend, der an jeder Seite einen Herd hat, worin drei große Keſſel eingemauert ſind. Jedes Bataillon hat ſeinen Kochherd und jedes Regiment ſeinen Pumpbrunnen, die ein überaus gutes und klares Waſſer liefern. Dieſe Anſtalten ſind von Backſteinen auf's Sorgfältigſte aufgeführt und werden ſtehen bleiben, um ſpäter bei einer ähnlichen Gelegenheit wieder zu dienen. Auch die große Commisbrodbäckerei des Lagers befindet ſich mit vielen Oefen einige hundert Schritte hinter dem Lager und iſt ebenfalls maſſiv aus Steinen und wohl auf länger als die Dauer des Manövers errichtet. Vor der Fronte der Lagerſeite ſtehen die Zelte der Stabsoffiziere, vor welchen die Fahnen des Regiments aufgepflanzt ſind.

Da ich das Lager in der Mittagsſtunde ſah, wo die Soldaten gerade beſchäftigt waren, ihre Suppe zu verzehren, und die fallenden Regentropfen faſt alle Zuſchauer verjagt hatten, war der Anblick des Lagers ſehr einförmig, ohne alle Poeſie. Nur hie und da ſtanden einige Nachzügler um die Kochherde und ließen ſich in ihre blechernen Kochgeſchirre die Suppenportionen einmeſſen. Die Soldaten hatten ihre Zelte verſchloſſen, um ſich vor dem hereindringenden Regen zu ſchützen. Die weißen Zelte auf dem gelben Sandgrunde unter dem trüben Himmel blickten mich ſehr melancholiſch an, weßhalb ich meinen Rückzug antrat, um die Stadt der Buden in der Nähe zu beſehen.

Dieſe umgibt die hintere Seite des Lagers in einem Dreieck und bietet alle möglichen Genüſſe des Geiſtes und des Herzens. Was mich bei dergleichen Anſtalten am meiſten intereſſirt, ſind die Aushängeſchilder, in deren Epigrammen die Eigenthümer gewöhnlich all ihren Witz verſchleudern. Die Wirthe des Grimlinghauſer Lagers hatten aber vorzugsweiſe auf das Gefühl für die ſüße Heimath, das in der Bruſt eines jeden lebt, ſpekulirt; die Buden führten gewöhnlich als Aufſchrift den Namen irgend eines Ortes, von dem ſich Landwehrmänner hier befanden, als: Schützenzelt aus Mettmann, oder noch bündiger und anziehender, zur Schwelmer oder Gott weiß welcher Landwehr. Man ſieht da unzählige Schenkbuden neben kleinen Boutiken, wo die Soldaten allerlei Nothdurft einkaufen können. Die erſtern theilen ſich von ſelbſt in gewiſſe Claſſen. Hier findet man guten Branntwein und ein Glas ſchlechten Biers; dort iſt das Bier beſſer und man kann ſchon eine Flaſche ſauern Wein haben; höher hinauf findet man Speiſe= und Weinkarten, doch iſt beſonders den leztern nicht zu trauen. Um die Oberherrſchaft der Schenkbuden ſtreiten ſich zwei Anſtalten, von denen es jedoch ſchwer zu entſcheiden iſt, wo man am ſchlechteſten und theuerſten bedient wird. Ich begab mich in eine dieſer Buden, um zu Mittag zu ſpeiſen; ich ſezte mich auch mit dieſem Vorſatz an eine der Tafeln, wo vielleicht ſchon vierhundert Perſonen ſaßen, und that mein Möglichſtes, konnte aber meinen Zweck nicht erreichen. Von den Dingen, die da ſervirt wurden, war das Meiſte für die Meiſten nur Schaugericht. Das einzige Genießbare war die Muſik eines Militärchors, das mit guter Auswahl und vieler Präziſion ſpielte. Während wir ſo bei Tiſche ſaßen, verfinſterte ſich der Himmel noch mehr und ſandte endlich ſolche Regenſchauer hernieder, daß ſie das ſchlechtgebaute Zelt nicht mehr abhalten konnte. An den Wänden herab lief das Waſſer zuerſt,

> Und dann und wann ein ſchwerer Tropfen
> Fiel in den Meſſineſer Wein.

Bald entſtand allgemeine Verwirrung im Saal. Büffet und Küche wurden von den Regenfluthen zuerſt überſchwemmt, und wir mußten es geduldig mit anſehen, wie die ohnehin genug gewäſſerten Saucen und Gemüſe noch mehr verdünnt wurden. Obendrein ſpielte die Muſik, wie zum Hohne: „O welche Luſt, Soldat zu ſeyn!“

Feierlich iſt der Zapfenſtreich, wie er jeden Abend im großen Lager abgehalten wird. Durch die Zeltgaſſen hindurch wirbeln die Trommeln auf und ab und rufen jeden in den Bezirk des Lagers. Vor den Zelten der Stabsoffiziere ſpielen die verſchiedenen Muſikchöre, worauf die Soldaten Compagnieweiſe zuſammentreten. Das Signal zum Gebet erſchallt, und während dieſer Ceremonie ſang heute Abend das Sängerchor: „O Sanctissima.“

Ich verließ bei einbrechender Nacht das Lager und ſah noch lange den Schein der erhellten Buden durch die

Nacht glänzen und hörte noch fernhin den ſchreienden Ton der Violinen und Clarinetten. — Noch drei Tage, und das ganze bunte Getümmel iſt gleich einem Zauberſpucke verſchwunden. Der Herbſtwind ſtreift über die öde Fläche und irgend ein vagabundirender Marder erkieſt ſich einen der Kochherde ohne obrigkeitliche Erlaubniß zum Schlupfwinkel.

Drei Wochen in Ungarn im Herbſt 1841.

(Fortſetzung.)

So willig ſich die Mutter bei den Heirathen der Söhne finden laſſen, ſo unbeugſam war ſie im ſelben Punkt bei den Töchtern. Für einen Mann, ſagte ſie, iſt es ein Glück, eine Frau zu haben, aber für uns iſt es ein großes Unglück, verheirathet zu ſeyn, und ich will meine Töchter alle drei lieber im Sarge als am Altare ſehen. Sie ſelbſt ſoll gar nicht unglücklich verheirathet geweſen ſeyn, aber ihren Mann ſchon verloren haben, als noch ein Theil der Kinder klein war. Mit eiſerner Feſtigkeit hat ſie die Kinder erzogen, das Gut bewirthſchaftet, das Vermögen verwaltet, und obgleich die Söhne und ſelbſt die Töchter längſt ihr Vermögen in Händen haben, wagt dennoch keines von ihnen, der Mutter auch nur im Geringſten zu widerſprechen.

Als wir in den Hof der Puſta einfuhren, trat uns in der Thüre des Hauſes eine große Geſtalt mit ſtarken, männlichen Zügen entgegen. Es war eine Frau, nahe den Siebzigen. Sie trug einen blauen faltigen Rock von Baumwolle, ein ſchwarzes Tuchjäckchen mit Schößen, und um Kopf und Hals hatte ſie ein dunkelbraunes Tuch gewickelt, ſo daß man weder Haube noch Haare ſah. Sie umarmte Fräulein von H. zärtlich; wie ſtaunte ich! es war Frau von N. Ich wurde ebenfalls umarmt und auf beide Wangen geküßt; dann wendete ſie ſich wieder zu meiner Freundin und dankte dieſer, daß ſie ihr den Gaſt gebracht. Sie ſprach leider nur ungariſch, ich konnte mich alſo nur durch die Gefälligkeit eines Dritten mit ihr unterhalten. An der Thüre des Zimmers ſtanden die drei Fräulein, die eine fünfzig, die andere vierzig, die jüngſte dreißig Jahre alt. Dieſe waren ſtädtiſch, aber äußerſt einfach gekleidet: ein Kattunkleid, ein Mollkragen mit Säumen, glatt geſcheitelte Haare. Es waren drei blaſſe, ſchmale, verblichene Geſichter, voll ſtiller Reſignation und Duldung; aber was ſie alle drei anziehend machte, war die unendliche Herzensgüte, die aus ihren Zügen ſprach. Auch ſie begrüßten mich mit Umarmungen.

Das Gemach, in das wir nun traten, war lang, niedrig und finſter. In der Mitte ſtand ein Tiſch, der beinahe die Länge des ganzen Zimmers einnahm. Er war mit einem weißen Tuche bedeckt, worauf Früchte aller Art, Melonen, Trauben, Pfirſiche, Aepfel, Birnen, in altfränkiſchen Schüſſeln und Tellern ſtanden. An den Wänden waren hohe geſchnizte Seſſel zu ſehen, in einer Ecke ſtand ein Wandſchrank mit verhangenen Glasthüren, in einer andern ein alterthümliches Klavier, kein Kanapee.

Die jüngſte Tochter holte ſelbſt den Kaffee. Fräulein von H. und ich mußten uns nun ſetzen, während keine der Frauen des Hauſes Platz nahm; jede ſtellte ſich an eine Ecke des Tiſches, um uns aufzuwarten. Ich war darüber im höchſten Grade betroffen, und da die drei Töchter deutſch ſprachen, ſo fragte ich leiſe meine Freundin auf Franzöſiſch, was das zu bedeuten habe. „Alte Sitte," ſagte ſie lächelnd, „jeder Gaſt iſt ihnen ein König." — Mit unglaublichem Eifer wurde in uns gedrungen, zu eſſen und zu trinken; wir aßen fortwährend, um ihre Wünſche zu erfüllen, und das Obſt lag gehäuft auf den Tellern vor uns. Die Damen waren troſtlos, als wir bald erklärten, fertig zu ſeyn und aufſtehen zu wollen.

Fräulein von H. bat die Mädchen, zu ſingen und zu ſpielen. Die Jüngſte ſezte ſich ſogleich gefällig an das Klavier und ſang mit ihrer ſchwachen, ſanften Stimme ein melancholiſches Volkslied. — Meine Freundin verrieth nun, daß ich auch ſinge. Mir war das leid, hier that ich es nicht gerne, hier wollte ich nur ſehen und hören. Die Mädchen aber fielen beinahe auf die Knie vor mir; ſie beſchworen mich, ihnen etwas aus einer Oper vorzuſingen; ſie hatten nie eine gehört. Mir war unbeſchreiblich traurig zu Muthe, darum fielen mir Normas melancholiſche Melodien ein, und ſo ſang ich denn „Casta diva." Die drei Fräulein umſtanden mich aufmerkſam mit weit offenen Augen und ſagten, als ich geendigt: „Das war eine andere Muſik als unſer armes Spiel." Die jüngſte nahm meine Hand und ſagte traurig: „O warum bleiben Sie nicht bei uns, Sie liebes Weltkind! Aber freilich, Sie ſind noch jung, Sie müſſen hinaus, aber ich — ich muß hier bleiben, bis ich ſterbe, dann iſt ja Alles gut!"

Sie führten mich nun im Hauſe herum. Das Zimmer ihres jüngſten Bruders war noch eingerichtet, weil ſeine Frau ſich öfters bei ihren Eltern aufhält und er während dieſer Zeit im Hauſe der Mutter bleibt. Da ſtand ein Kanapee, ein Fauteuil, Alles modern; welch ein Contraſt gegen den Saal! Ich wünſchte nun die Zimmer der Mädchen zu ſehen, aber ſie ſchlugen es mir ab mit trübem Lächeln. Als wir wegfuhren, ſteckten ſie uns noch alle Wagentaſchen voll Obſt und ſelbſtgebackenen Kuchen.

In Wien sprach ich später einmal von diesem Besuche im Hause einer ungarischen Baronin von D., der Besitzerin mehrerer Millionen und herrlicher Landgüter. „Mein Gott!“ rief sie, „Sie haben Frau von N. besucht, Sie lernten auch diese merkwürdige, starre Frau kennen! Es ist meine Tante, die Schwester meines Vaters.“ Wie nah verwandt waren diese beiden Frauen, und wie verschieden in Person, Lebensweise und Umgebung!

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Peißenberg, September.

(Fortsetzung.)

Sonnenaufgang. — Ländliche Musik.

Der Peißenberg ist ein schöner Hintergrund für jene anmuthigen Reisen um den Ammer- und Würmsee, welche die Münchner jezt, von der Eisenbahn und dem Starnberger Stellwagen unterstüzt, täglich lieber gewinnen. Wenn sie dann in der Abtei zu Fürstenfeld das heitere Rococo der Kirche bewundert, im Bade zu Greifenberg den herrlichen Fisch Nagmaul gegessen (welcher so und nicht Amaul heißt, wie er fälschlich auf den Münchner Speisezetteln genannt wird, weßwegen ich auch die Meinung eines verehrten Freundes, das Amaul sey unter den Fischen, was der Ahorn unter den Bäumen, als durchaus irrig bezeichnen muß); wenn sie in Seefeld jenen Ehrentrank, der im alten Schlosse gebraut wird, versucht, und in Andechs auf dem heiligen Berge ihre Andacht verrichtet haben, dann steigen sie den Peißenberg hinan, der ihnen Alles wieder von oben herunter zeigt, was sie von unten hinauf durchwandelt haben. Dabei ist viel vom Sonnenaufgang die Rede, vom Sonnenaufgang, der hier eine Lokalmerkwürdigkeit ist, von Manchen mit eben so ruhiger Gewissenhaftigkeit betrachtet, als der Passauer Tölpel zu Passau, von Andern mit poetischer Begeisterung angestaunt. Es sind vielleicht wenige darunter, für die es nicht eine Seltenheit ist, die Sonne aufgehen zu sehen, und manche nehmen eigens Urlaub, reißen sich los von Weib und Kind, von Geschäft und Dienst, um die alte Erinnerung von Zeit zu Zeit zu erneuern. So langen sie denn sehnsüchtig oben an und begeben sich, Männlein und Weiblein, junge Herrn und Fräulein, bei Zeiten zu Bette, mit einem stillen Seufzer zum Allerhöchsten, das hohe Steigen und die heutigen Athemlosigkeiten barmherzigst zu erwägen und ihnen doch ja die Freude nicht zu verderben. Am andern Morgen aber schlagen sie erwartungsvoll die Augen auf und blicken, wenn es heiter geblieben, freudetrunken hinaus in die graue Welt, wo jezt das große Spectakel losgehen wird. Nicht Alle treffen vielleicht die rechte Stunde; wer aber im Hochsommer so um drei Uhr vor die Thüre tritt, der sieht weit unter und um sich ein seltsames Wesen. Da verliert sich alles Land in derselben graugrünen, düstern Unendlichkeit der Wälder; aber was Menschenhand hineingesezt, Wege und Stege, Kirchen und Schlösser, Dörfer und Städte, ist vergraben in dem ungewissen Heldunkel der brechenden Nacht, und das Gebirge steht ehrfurchtgebietend da wie eine finstere Mauer mit zerrissenen Zinnen. Das Gewässer aber, der Ammersee, die ungeheure Lache, die andern kleinen Binnenmeere, die schlängelnden Ströme dehnen sich in bleifarbenem, märchenhaftem Glanze, scheinbar viel mächtiger, als am Tage. So weit das Auge reicht, nichts als bleiches Gewässer und wüstes, dunkles Land. Man meint, am vierten Schöpfungsmorgen als Vorausgeschaffener auf der Welt zu stehen. Wenn es aber beginnt zu tagen und die feuerrothe Gluth im Osten in helles Gold übergeht, das die nahe Sonne verkündet, so ist es gar besonders schön wahrzunehmen, wie allmählig die Farben des gestrigen Tages zurückkehren, gleichwie bei weichender Ohnmacht die Röthe auf das menschliche Antlitz, wie die Augen der Gegend den matten, geisterhaften Glanz verlieren und ein frisches, blaues Leben gewinnen, und wie sich von dem dunkeln Einerlei der Wälder die verschiedenen Tinten der Flur ablösen, wie die grünen Auen, die goldgelben Kornfelder, die rothen Moore selbstständig werden. Wenn es so weit gediehen, tritt auch der Mensch auf; seine Dächer fangen an zu scheinen, die Dörfer bauen sich auf, die Dorfkirchen strecken ihre weißen Fingerchen zu Gott empor und der Morgenstern schenkt ihnen als Abschiedsgruß sein lezles Blinzeln. So ist es, da die alte Planetenleuchte noch unter dem Horizonte weilt, als wenn die Erde sich von inwendig heraus färbte und aus sich selbst erwärmte und Leben annähme. Endlich steigt die Sonne herrlich strahlend herauf und verleiht den verjüngten Farben der Erde den Glanz und die Kraft und die feuchte Lasur des Morgens.

Heute ist ein Feiertag und ein wunderschöner, klarer Himmel. Die Kirchenglocken tönen aus den Wäldern herauf und die Landleute der Pfarrei klimmen rüstig die Halden heran zum Hochamt, das bald beginnen wird. Während ein summender Haufe vor den Kirchenpforten wartet, wandelt ein anderer durch den kleinen Friedhof, still verloren über den Gräbern, die von Nelkenbüschen duften, und eine gute Anzahl sizt in der Wirthsstube und sieht daselbst der Messe und der Predigt entgegen, die da kommen sollen. Es liegt ein seliger Gottesfriede auf dieser Höhe und auf dem ganzen weiten grünen Lande, das zu unsern Füßen liegt, und die Wälder wie die Berge scheinen in sich selbst versunken den geweihten Tag mitzufeiern. Nachgerade geben wir auch in die Kirche, wo vom Chor herab die Jugend der Höhe in vollen Bergstimmen die Messe singt und die Orgel sich mit dem mächtigen Schall der Trompeten und Pauken festlich vereint. Das hat der Hörer dem jungen Lehrer zu verdanken, einem freundlichen Herrn und in mannichfacher Musik wohl erfahren. Es ist überraschend, wie in diesen Gegenden seit wenigen Jahren unter liebevoller Pflege des Lehrerstandes sich Bauernorchester bilden, die es bald mit den städtischen werden aufnehmen können. Ohne Mühe finden sich Liebhaber für den Gesang, Andere lassen sich für die Saiteninstrumente werben, aber vor Allem ist die kriegerische Blechmusik ihre Freude, und der nöthige Vorrath an Posaunen, Hörnern und Trompeten wird mit schwerem Gelde, aber mit leichtem Herzen angekauft. Sofort werden Hochämter und Kirchenstücke, dann Walzer und pompöse Märsche eingeübt, und so wird man bald an Vorabenden großer Tage in der Stille der lezten Tagesstunde den Hörnerschall über wogende Kornfelder von einer Dorfflur in die andere durchs ganze Land vernehmen, wie bei vor Anker liegenden Flotten von einem Linienschiff auf's andere über die spielenden Wogen.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 77.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 232.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Mittwoch, den 28. September 1812.

Das Licht muß von der Seite ſpielen. Ziehen Sie jenen Vorhang auf, dieſen laſſen Sie fallen. Gut.

Schiller.

Scenen aus: „Der Pſycholog.“

(Fortſetzung.)

Zweite Abtheilung.

Saal im Luſtſchloſſe Hochberg.

Hugo. Kämmerer. Schloßbediente.

(Schloßbediente tragen mehrere Staffeleien und vier Gemälde und ein großes länglichtes Basrelief herein.)

Kämmerer.

In dieſem Saal geruhen Ihre Hoheit,
Was neu zur Galerie gekommen iſt,
In höchſten Augenſchein zu nehmen. Hier,
Behaupten Höchſtdieſelben, ſey dafür
Das beſte Licht. Ich ſehe zwar nicht ein,
Warum das liebe Gotteslicht hier beſſer
Als ſonſt wo ſeyn ſoll. Liegt ja doch nach Norden
Der Saal, hat nicht das helle Sonnenlicht.
Doch wenn die Hoheit ſo befiehlt, ſo muß
Es freilich wohl ſo gelten, Herr Inſpektor.

Hugo.

Das Licht iſt hier vortrefflich für Kunſtwerke.
Ich ſtimme gänzlich Ihrer Hoheit bei.

Kämmerer.

Ei, das verſteht von ſelbſt ſich, Herr Inſpektor.

Hugo.

Nun, ob das jedesmal der Fall ſeyn dürfte,
Dafür, Herr Kämmrer, möcht' ich doch nicht ſtehn.

Kämmerer.

Seyn Sie nur ein'ge Wochen bei uns hier,
Dann wird ſich das wohl finden, Herr Inſpektor.
Ich werde melden, wann die Hoheit kömmt.
Sie liebt es, daß ein jeder in Reſpekt
An ſeinem Poſten ſteht, wenn ſie erſcheint.

(Geht ab.)

Hugo. Schloßbediente.

Hugo (anordnend).

Die Landſchaft findet hier den beſten Platz.
Hier das Porträt. — Doch halt! Das Genrebild,
Das will das volle Licht. — Hier das Porträt. —
Dort das Madonnenbild. — Das Basrelief
Auf jener Seite, daß es den Gemälden
Zu weh nicht thue. — So! — Nun iſt es gut.

(Schloßbediente haben die Gegenſtände nach der Anordnung aufgeſtellt und gehen ab.)

Hugo. (Er betrachtet die Kunſtwerke.)

Die Kunſt und ihre Mutter, die Natur,
Sie haben doch allein die Zaubermacht,
Durch milden Reiz das wunde Herz zu heilen.

Sie haben sich in diesem Feenschlosse
Vereint. Nicht ohne Schmerz fühl' ihre Macht ich.
Das Bild, das meine Seele sonst beherrschte,
Ein dunkler Schleier legt sich drüber her,
Verhüllt es, wie der Cenci Bild in Rom.
Ich will nicht lüften ihn, vergessen ewig,
Was für getäuschte Hoffnungen er birgt.

(Vor dem Basrelief.)

In diesem kalten Marmor spricht Natur
So wahr, und lügt auf eines Weibes Wange!
Wer löset mir das Räthsel? — Und jezt harr' ich? —
Der Unnatur, die wenigstens nicht heuchelt,
Und meinen Blick nicht täuschen will, noch kann.
Sie läßt sich lang erwarten.

(Er zieht die Taschenuhr hervor, die an einer Haarschnur um seinen Hals geschlungen hängt.)

Du noch hier
An meiner Brust und trägst mir noch die Zeit,
Als wär's die alte? — Die ist abgelaufen,
Still steht ihr Zeiger: eine neue Zeit
Beginnt.

(Er reißt die Schnur gewaltsam ab.)

Hinweg! Dein Zauber ist gelöst.

(Er wirft die Uhr in einen Winkel.)

— — —

Hugo. Kämmerer.

Kämmerer.

Die Hoheit naht mit der Frau Gräfin Zander.

(Oeffnet die mittlere Flügelthür, an der sich eine reiche Livree zeigt.)

Hugo.

Hinweg Gefühl! Die dürre Prosa naht.

(Er stellt sich zu den Kunstwerken.)

(Fortsetzung folgt.)

Drei Wochen in Ungarn im Herbst 1841.

(Schluß.)

Buggl ist ein ziemlich großes Dorf; es hat gegen zweitausend Einwohner und zwei Kirchen, eine protestantische und eine katholische, beide am Eingange des Dorfes einander schräg gegenüber. Meine Freundin besuchte mit mir die beiden Geistlichen. Jeder bewohnt ganz nahe bei seiner Kirche eine niedere Hütte, mit Stroh gedeckt, wie alle andern. Von außen waren sie gleich, die beiden Pfarrwohnungen, aber im Innern wie verschieden! — Der Protestant saß mit heiterm Antlitz neben seiner blühenden jungen Frau, drei liebliche Kinder wälzten sich in fröhlichem Spiele an der Erde, die Fenster waren umzogen mit grünen Ranken, und geschäftig rannte eine junge Magd mit dem Eßgeräthe durch das Zimmer, so daß ihr mit rothem Band durchflochtener, dick herabhängender Zopf auf dem Rücken hin und her hüpfte. Hühner, Enten und Gänse belebten den Hof, das Feuer knatterte lustig um das Pfannchen mit Kinderbrei und am Thore unter dem schattigen Baum stand eine kleine Wiege, die der große Hund mit eifersüchtigem Auge bewachte.

Bei dem armen Katholiken dagegen war Alles still und öde. Der Hof war leer, und eine alte grämliche Haushalterin öffnete uns die Thüre. Im ersten Zimmer trafen wir einen bleichen, schmalen Knaben mit trüben Augen; es war der Neffe des Geistlichen, den dieser zu sich genommen, um ihn später auch dem geistlichen Stande zu widmen. Der Knabe sah kaum auf von seinem Schreibheft und sagte nur mit leiser Stimme: „Der Oheim ist drinnen." Der Pfarrer war ein wohlwollender Mann, der sein Beichtkind und die Ketzerin gleich freundlich empfing. Er sprach etwas deutsch, während der Protestant nur ungarisch und lateinisch verstand. Wie klein, arm und kahl war aber hier das Gemach! Einige Bücher auf einem Brett, ein gekreuzigter Christus mit schrecklichen, schmerzentstellten Zügen, das war der ganze Schmuck der kahlen, weißen Wände, die einzigen Möbeln eine Rohrbank, worauf ein paar alte Kissen lagen, zwei hölzerne Stühle, ein grober Tisch und ein gebrechliches altes Wandschränkchen. Todtenstille herrschte hier; nur aus dem halbgeöffneten Nebenzimmer hörte man das Rauschen der Feder auf dem Papier; der fleißige Neffe schrieb und schrieb.

Mir wurde unbeschreiblich wehmüthig zu Sinn. Nachdem der alte Mann mich bewillkommt, begann er meiner Freundin auf ungarisch vorzuklagen, daß der Bischof in einigen Tagen hier eintreffen werde und nichts zu seinem Empfange würdig geschmückt sey; in der Kirche fehle so Vieles, Teppiche und Vorhänge. Wahrlich, der Mann genoß nichts vom Reichthum der katholischen Kirche; er war arm, im vollen Sinne des Wortes, und wäre doch zufrieden und heiter gewesen, wie meine Freundin ihn immer gesehen zu haben versicherte, wenn nur nicht die Ankunft seines Oberhauptes ihn zum Bewußtseyn seiner Entbehrungen gebracht hätte. — „Ich muß seine bischöfliche Gnaden zu Tische bitten," sagte er. „Welch großes Glück für mich, wäre ich passend eingerichtet für solch hohen Gast! aber hier in diesem armen Zimmer" — und dabei sah er mit trostlosen Blicken die kahlen Wände an. Warum durfte dieser arme Mann nicht in seiner glücklichen Genügsamkeit beharren! — Ach, keinem wird die Erkenntniß erspart! — Meine Freundin tröstete ihren Beichtvater so gut wie möglich, und versprach ihm, aus ihrem Hause Alles zu schicken, was er zur Ausschmückung wünsche, Möbeln und Teppiche.

Den zweiten Sonntag, den ich in Buggl zubrachte, konnte ich dem Drange, meine Kirche zu besuchen, nicht widerstehen, obgleich ich natürlich von der Predigt kein

Wort verſtehen konnte. Fräulein von H. begleitete mich bis an die Thüre; dort wies ſie einen Bauern an, mich in den erſten Stuhl zu führen. Der Mann ging würdevoll vor mir her; am Stuhle blieb er ſtehen, öffnete mit leichtem Anſtand die Thüre, wies mir meinen Platz an und verbeugte ſich dann ſo cavalièrement, daß mir war, als ſey ich an einem mittelalterlichen Hofe und dieß ein dienſtthuender Ritter. Denn ſo ſah er aus und alle die Männer mir gegenüber mit ihren langen weißen Pelzen; dazu das bis auf die Schultern reichende Haar, die gewichsten Schnurrbärte — wahrhaftig, ſie kamen mir vor wie eine Verſammlung deutſcher Ordensritter, aber nicht wie ein Trupp Bauern.

Unerwartet erhielt ich Briefe, die mich nach Wien zurückriefen, und ich mußte nun mein liebes ungariſches Landleben viel früher aufgeben, als ich mir vorgenommen. Fräulein von H. wollte mich ſelbſt zurück bringen. Am Morgen unſerer Abreiſe trat der Kutſcher herein, um zu fragen, welchen Wagen er nehmen ſolle. „Wir fahren in der Kaleſche," ſagte Fräulein von H., „und da mein Bruder den kleinen Wagen nach Peſth haben will, ſo ſoll Sandor leer damit nachfahren." — „Wozu das?" rief ich, „wir können ja ſelbſt im kleinen Wagen fahren." Meine Freundin lachte. „Sie wiſſen nicht, was Sie verlangen; der kleine Wagen hängt nicht in Federn; das können Sie nicht ertragen." — „Können Sie es denn?" frägte ich. — „O, ich bin daran gewöhnt, da ich in Oberungarn ſo oft mit meinem Bruder gereist bin und auf den ſchlechten Wegen kein anderer Wagen zu brauchen war." Ich beſtand darauf, in dem kleinen Wagen zu fahren. Fräulein von H. ſagte: „Erſt ſollen Sie ihn ſehen." Wir traten in den Hof, wo er ſtand. Es war eine Art Jagdwagen, oben mit einer Lederdecke. Als ich die Seitenleder aufhob, um hineinzuſehen, ſcholl mir ein helles Kichern entgegen. Miſchka, mein kleiner Liebling, hatte ſich dort eingeniſtet. Es war ein herrlicher dreijähriger Bube, mit braunem Teint und pechſchwarzen Haaren, und zwei brennenden Kohlen im Kopf mit langen ſeidenen Wimpern, die ihm, wenn er die Augen niederſchlug, die Wangen beſchatteten. Er konnte ſeine Abſtammung, worauf die Ungarn ja auch ſo ſtolz ſind, nicht verleugnen; er hatte eine ächt aſiatiſche Bildung und die niedlichſten Hände und Füße. In der kurzen Zeit meines Hierſeyns hatte ſich das Kind, das älteſte des Verwalters, ungemein an mich attachirt; es folgte mir, ſobald ich mich im Hofe blicken ließ, auf jedem Schritte, und die Trennung von dem prächtigen Jungen that mir leid; ich hätte ihn gerne mitgenommen, um den Leuten am Rhein zu zeigen, was ſchwarze Augen ſind. Seitdem mußte ich hier oft lächeln, wenn man vor mir Augen ſchwarz nannte; was waren die gegen Miſchka's! Für ihn hatte ich auch beſonders gelernt, wie auf ungariſch ſchwarze Augen heißen, und wenn ich ſagte „fekette ſeem," dann lachte er immer hell auf und deutete mit den zarten Fingern auf ſeine „Brander." — Ich hob ihn jezt aus dem Wagen und küßte ihn herzlich, indem ich „kedweſch djernek" zu ihm ſagte, und gerührt küßte er mir dafür mit übermäßig geſpiztem Mund die Hand. Dieſe Worte, die „liebes Kind" heißen, und „fekette ſeem" ſind mein ganzer ungariſcher Sprachſchatz; ſonſt lernte ich nichts, und auch das nur Miſchka zu Gefallen.

Fräulein von H. hatte endlich meinen Bitten in Betreff des Wagens nachgegeben, als ich ihr verſicherte, bei Landpartien am Rheine in ähnlichen gefahren zu ſeyn. „Sie werden es bereuen," ſagte ſie, „aber Ihr Wille geſchehe." Und ſie hatte Recht. Drei muthige Pferde zogen den leichten Wagen; wir flogen über die Ebene hin, aber jeder am Wege liegende Stein machte uns noch höher fliegen, und ſolcher Fluggelegenheiten gab es gar zu viele. Anfangs kam mir dieß ſehr ſpaßhaft vor, und ich lachte fortwährend; aber meine Heiterkeit ließ bald nach; ich bekam furchtbares Kopfweh, und wäre ich allein geweſen, ich hätte gerne geweint. Peſth lag endlich vor uns, aber die Fahrt über das Pflaſter war vollends eine ſchlimme Ausſicht.

Es ſchlug mein Herz, geſchwind zur Erde!
Es war gethan, faſt eh gedacht.
Der Abend wiegte ſchon die Erde,
Und an den Bergen hing die Nacht.

Und ſo geſchah es. Wir ſtiegen aus und gingen im Dunkel demüthiglich nach Hauſe. Meine Freundin war gefällig genug, zu behaupten, die Promenade ſey ihr ganz angenehm.

Nun brach mein lezter Tag in Peſth und überhaupt in Ungarn an. Mir that es leid, dieſes Land zu verlaſſen; man war ſo freundlich gegen mich geweſen, hatte mich überall ſo herzlich aufgenommen. Ich ſollte heute noch im Fluge Alles in Peſth ſehen; ſchon den nächſten Morgen wollte ich gegen den Strom der Donau und den Strom meines Herzens zurückſegeln. Wir wurden durch Allerlei aufgehalten, ſo daß wir uns erſt um Mittag nach Ofen in Bewegung ſezten. Glühend brannte die Sonne über unſerm Scheitel und die Feſtung und die Ausſicht wollte ich doch um keinen Preis daran geben. Wenn man die am höchſten liegenden Straßen Ofens betritt, ſo wird einem ein wundervoller Blick in das grüne Thal hinter der Stadt zu Theil, welches ſie ſelbſt mit den Hügeln, auf denen ſie ruht, von dem Fluſſe trennt. Dieſe grünen, ſchöngeformten Berge, dieſe rebenbepflanzten Anhöhen, abwechſelnd mit ſchönen Waldpartien, erinnerten mich lebhaft an den Charakter der Gegend um Baden-Baden. Die Donau trennt hier in grellem Abſchnitt zwei ganz verſchiedene Landſtriche. Die Seite, wo Ofen liegt, iſt fruchtbar, waldig und Hügel an Hügel; drüben, wo Peſth liegt, iſt nichts als eine unabſehbare dürre Sandfläche.

Mit schwerem Herzen trennte ich mich am andern Morgen vom schönen Ungarn. Die Sonne beleuchtete die Schwesterstädte mit ihrem hellsten Strahl. Ich ließ meinen Schleier über die Augen fallen, denn eine wehmüthige Ahnung rief in mir: Ade für immer!

Korrespondenz-Nachrichten.

Peißenberg, September.

(Fortsetzung.)

Das Fremdenbuch.

Noch am nämlichen Abend — vorausgreifend erzählen wir dieß — als im Steinkohlenwerke am Fuß des Berges der Steiger die Honoratioren der Gegend zum Besuch geladen hatte und diese, aus den erleuchteten Stollen wieder an's Tageslicht zurückgekehrt, sich im Fichtenhaine unter frischgeschaffener Laube zu leiblicher Erholung zusammengesetzt hatten, brach auf einmal aus dem Walde der Normannarsch hervor, so satyrn und voll geblasen, daß die Herrn von Schongau und die anwesenden Kunstkenner aus der Hauptstadt laut ihre Freude zu erkennen gaben und der Peißenberger Burschenschaft viele Achtung bezeigten. Und als ein anderes Beispiel, wie sehr es ihnen am Herzen liegt, künstlerische Fertigkeit zu erlangen, getraue ich mir anzuführen, daß ich gestern in der Abenddämmerung auf der Flur eines stillen Dörfchens einem minderjährigen Bauernjungen begegnete, welcher einsam, oder vielmehr nur von einem Möpschen begleitet, langsamen Schrittes den Wiesenrain auf und ab ging und dabei die Posaune blies, fast zappelnd in seinem Eifer sich zu üben; mir wäre es bald darauf freilich lieber gewesen, er hätte sich erboten, mir den Weg zu weisen, denn ich verirrte mich der Dämmerung wegen gleich nachher im Sumpfe.

Nach dem Gottesdienste sammeln sich die Leute vom Berge im Wirthshause und an der Kegelstatt unter den Linden. Die Fremden gesellen sich auch dazu oder gehen in's Pfarrhaus, das seit Menschengedenken seine Pforten den Pilgern gastfreundlich öffnet, da das Wirthshaus, obgleich in den lezten Jahren etwas vorwärts gebracht, noch immer nur sehr bescheidenen Anforderungen entspricht. Schöne Tage vergehen selten, ohne daß neues Volk den Berg heraufsteigt. Manche davon bleiben auch wohl Tage lang da, froh der stillen, contemplativen Atmosphäre in der freien Höhe. So kommt die große Zeit des Sonnenuntergangs heran, weniger gefeiert als der Aufgang, aber deßwegen nicht weniger zu feiern, und darnach hat es schon manchmal sehr vergnügte und denkenswerthe Abende gegeben, wie es die Reisenden oft dankbar in das Fremdenbuch verzeichnet. Wenn andauerndes Regenwetter eintritt, ist oft freilich Mühe und Müdigkeit und Keuchen umsonst dahin gegeben; wer's aber abwarten will und nicht gar zu lange warten muß, der findet einstweilen sicherlich hinreichende Unterhaltung in dem besagten Fremdenbuche des Pfarrhauses. Ein Fremdenbuch an so poetischer Stelle hoch über dem Hauch der Grüfte verliert seinen polizeilichen Charakter und wird gleichsam zu einer englischen Anlage, in der die köstlichsten Blumen und die herrlichsten Blüthen nicken; aber die Blumen und die Blüthen sind hingepflanzt mitten unter lächerliche Pagoden, unter malicidse Wasserkünste, pedantische Baumfrisuren und liebenswürdige Albernheiten. Das Ganze kann man sich von allen Seiten mit steifen Pappelalleen durchzogen denken, worunter jene symbolisirt sind, welche nur schlecht und recht ihren Namen und Charakter einsetzen, während unter dem Uebrigen natürlich jene verstanden werden, welche auch einen „Gedanken" spendiren. Dem kalten, hartherzigen Verstande nach dürfte freilich Jedem zu rathen seyn, lezteres zu unterlassen. Weise Männer thun es auch in der Regel; die großen Celebritäten, die europäischen Renommeen, die Kandidaten des Ordens pour le mérite drücken in stolzer Selbstbeschränkung ihren ewigen Hausbuchstaben auf's Papier und geben wieder vergas. Dasselbe beobachten die untern Schichten, die Köchinnen, Stubenmädchen, die Kleinbürger und Landgerichtsschreiber; nur der Mittelstand verspritzt sein poetisches Herzblut, um den Nachkommenden ein Vergnügen oder sich selbst lächerlich zu machen. Der Mittelstand hat überhaupt am meisten Physiognomie in den Fremdenbüchern, und wenn er auch nur seinen Namenszug hier niederlegt, so gibt er sich doch oft viel Mühe, ihn eigens zu cestumiren. So ereignet es sich häufig, daß er eine fremde Sprache wählt, und gleich auf dem lezten Dutzend Seiten finden sich zwei Schneider und zwei „Privatiere" aus München, ein Professor aus Ingolstadt und ein Lehrer aus Aichach, welche ihre werthen Namen französisch eintrugen. Es ist dieß eine sehr zu entschuldigende Halbmaske; bei den Schneidern ist ja ohnedem Französisch noch die Hofsprache, und die andern haben durch diese leichte Verkleidung die Notiz ihrer Anwesenheit gewissermaßen zum Gemeingut unseres Planeten gemacht, sicherlich in der guten Meinung, den Berg dadurch an Bedeutsamkeit zu heben. Weiter rückwärts trifft man noch auf eine gebildete Gesellschaft von vier oder fünf Münchener Etudiants en droit, lauter alltägliche deutsche Namen, lauter gute Bekannte, jezt allbereits in Ehren und Würden, die ich aber an ihre Studiantschaft namentlich nicht erinnern will, hoffend, der Name sey das einzige Französische daran gewesen. Gymnasiasten schreiben in der Regel lateinisch und in der Regel nicht ohne Böcke. Ein merkwürdiges Beispiel von Frühreife gibt unter diesen Jakob Spindler, Studiosus litterarum Kempodunensis, natus Tongæ VI Calendas Octobris 1850, der noch im selben Monate, wenige Tage nach seiner Geburt, den Berg besuchte und diese lateinischen Worte eintrug. Deutsche Lieutenants, welche in Griechenland gewesen, schreiben ihre Namen gerne griechisch, die Griechen dagegen, die in München studiren, die übrigen aus Rache gewöhnlich deutsch. Die übrigen Ausländer bleiben bei ihrer Muttersprache, nur ein einziger Engländer gab seinen Namen in der unsrigen; es ist indeß zu bezweifeln, ob dieß ein rechter war. Den Uebergang von den kalten Namen zu den warmen Herzensergießungen bilden jene Einträge, wo der Etikette noch ein kleines, kurz abgestoßenes Schnörkelchen angefügt ist, eine schwärmerische Interjection, ein sprechender Athemzug einer wonnevollen Seele; als zum Beispiel: „Wunderschön!" — „Kein Schritt gereut!!" oder auch: „Sehr lustig gewesen!!! Treffliches Bier!!!" — beim Hrn. Pfarrer nämlich, denn das im Wirthshause ist keine Exclamation werth — u. s. w. Fast komisch wollt' es uns bedünken, wenn Mancher mit den bestimmtesten Worten versichert: — — „ist auf dem Peißenberg gewesen;" — — „hat den weltberühmten Peißenberg bestiegen," obgleich am Ende nichts dahinter steckt, als ein bescheidener und lobenswerther Sinn für Deutlichkeit, welcher der Vermuthung entgegen arbeiten will, sie seyen etwa daheim geblieben und das Fremdenbuch ihnen in's Haus geschickt worden.

(Schluß folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 25.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenz-Blatt. Nro. 25.

Mittwoch, 28. September 1842.

PROSPECTUS.

[331] Im Verlage der Liter. artist. Anstalt in München erscheint (die erste und zweite Lieferung ist bereits ausgegeben):

Denkmale der Baukunst

vom 7ten bis zum 13ten Jahrhundert

am Niederrhein.

Herausgegeben

von

Sulpice Boisserée.

72 Blatt Kupfer (worunter 2 Bauten) und 6 Bogen Text.

Neue im Preise ermäßigte Ausgabe.

In 12 Lieferungen von je 6 Blatt Kupfern. Folio.

Je nach Wunsche mit deutschem oder französischem Text.

Preis einer jeden Lieferung 1 fl. 48 kr. oder 1 Rthlr. 2 gGr.

Einzelne Blätter werden zu 36 kr. oder 8 gGr. abgegeben.

Der Preis der ersten Auflage war 48 fl.

Da das obige Werk in der ersten Ausgabe wegen seines hohen Preises nur eine sehr geringe Verbreitung erhalten konnte, so halten wir es für nöthig, die Freunde älterer Architektur, denen es noch nicht bekannt seyn sollte, mit den Gesichtspunkten bekannt zu machen, von welchen aus der Herr Verfasser desselben bei der Zusammenstellung und Ausarbeitung ausging.

Derselbe sagt in der Vorrede: „Wir kennen in keinem Lande eine Gegend, wo sich so viele und so bedeutende „Bau-Denkmale aus der ersten, größern Hälfte des Mittelalters erhalten haben, als an den Ufern des Niederrheins „von Koblenz bis Köln, und in der Umgebung dieser beiden Städte. Nirgend findet man in einem so kleinen „Kreise eine so vollständige Reihe von Gebäuden, welche die verschiedenen Epochen der rundbogigen oder romanischen „Baukunst und die erste Entwicklung der spitzbogigen oder deutschen Baukunst bezeichnen. Vor den Zerstörungen, „welche im Anfang unseres Jahrhunderts durch die Aufhebung so vieler kirchlichen und klösterlichen Anstalten her„beigeführt wurden, war das noch weit mehr der Fall.

„Indessen weckten gerade diese Zerstörungen meine Aufmerksamkeit, und durch die Theilnahme liebevoller „Geschwister und eines stets anregenden Freundes unterstützt, war ich so glücklich, von den wichtigsten der zum „Untergang bestimmten Gebäuden Zeichnungen sammeln, und damit 1809 den Grund zu gegenwärtigem Werk „legen zu können. Erst nachdem ich diese Messungen und Abbildungen besaß, suchte ich mir dergleichen auch von „den merkwürdigsten Denkmalen zu verschaffen, welche noch erhalten blieben, und so sehe ich mich denn endlich im „Stande, eine Auswahl der noch bestehenden und der seit etwa dreißig Jahren zerstörten Denkmale jener Gegend „herauszugeben, in so ferne sie dem Zeitraum vom 7ten bis zum 13ten Jahrhundert angehören.

„Bei dieser Auswahl habe ich nicht nur das kirchliche, sondern auch das klösterliche und städtisch-bürgerliche „Bauwesen, so wie die verschiedenen Künste berücksichtigt, welche dabei mitgewirkt haben; hauptsächlich hatte ich „aber dabei den Zweck im Auge, eine Reihe von Denkmalen aufzustellen, an denen man die wesentlichsten Ver„änderungen, welche während dem genannten Zeitraum in der romanischen Baukunst stattgefunden, nachweisen, „und dadurch den Uebergang zu der so ganz von ihr verschiedenen deutschen Baukunst begreiflich machen kann. In „den geschichtlichen Forschungen, womit ich die Tafeln begleite, suche ich nun diese Aufgabe zu lösen, und so viel „als möglich Klarheit über die höchst merkwürdige Entwicklung zu verbreiten, welche in der zweiten Hälfte des „12ten Jahrhunderts der Entstehung jener neuen, durchaus eigenthümlichen Baukunst vorherging, deren schönste „Blüthe wir in der Domkirche von Köln bewundern.

„Gegenwärtiges Werk reiht sich in so fern an mein früheres über diese Domkirche an. Aus Rücksicht darauf, „und um die Vergleichung zu erleichtern, habe ich alle größeren Gebaude in demselben Verhältniß wie den Kölner „Dom zeichnen lassen; zugleich habe ich das bei diesem ursprünglich zu Grunde gelegte römische Fußmaß beibehalten, „und zwar um so mehr, weil es scheint, daß dasselbe in den älteren Zeiten bei dem deutschen Kirchenbauwesen „fast allgemein gebräuchlich gewesen ist."

In Bezug auf die neue Ausgabe, von welcher Lieferungen und Proben bereits vorliegen, haben wir nur noch hinzuzusetzen, daß sie an Schönheit der Ausstattung die frühere wo möglich noch übertreffen soll. Jeden Monat wird regelmäßig eine Lieferung ausgegeben.

Preis-Herabsetzung.

Die unterzeichnete Verlagshandlung hat sich durch mehrere erschienene Nachstiche genöthigt gesehen, folgende bei ihr vor sechs Jahren erschienenen ausgezeichneten Werke der Kupferstechkunst im Preise bedeutend herabzusetzen, nämlich:

B. Thorwaldsen,

Alexander des Großen Einzug in Babylon.

Nach Zeichnungen von F. Overbeck und Andern, in Kupfer gestochen

von

Samuel Amsler,

mit Erläuterungen von Ludwig Schorn.

22 Blatt Kupferstiche und 3 Blatt Text. Querfolio.

Früherer Preis 24 fl. rhein. oder 14 Thlr.

jetziger Preis 10 fl. 48 kr. rhein. oder 6 Thlr. 8 Gr.

Ferner:

Das Narrenhaus,

von

W. Kaulbach,

in Kupfer gestochen von H. Merz.

Früherer Preis 8 fl. rhein. oder 4 Thlr. 16 Gr.

jetziger Preis 4 fl. rhein. oder 2 Thlr. 8 Gr.

Alle Buch- und Kunsthandlungen nehmen darauf Bestellungen an.

München, im Juli 1842.

Lit. artist. Anstalt,
der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

---

[313] In unserm Verlage ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Des

Kaisers Pathe.

Novelle

aus

den fränkischen Revolutionskriegen

von

Ferd. Aug. Oldenburg.

Zwei Theile.

gr. 8. geh. Preis 3 Rthlr.

Lemgo, im Juli 1842.

Meyer'sche Hofbuchhandlung.

---

[335] In Unterzeichnetem sind so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Lieder aus Tirol

von

Beda Weber.

8. Velinp. br. Preis 2 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr. 12 Gr.

Dichtungen von eben so großer Schönheit als Eigenthümlichkeit. Ein in jeder Beziehung erfreulicher Zuwachs zu den poetischen Reichthümern der oberdeutschen Dichterschule, in der Tirol bisher nicht vertreten war. Je mehr dieses schöne Bergland in neuerer Zeit allgemein die Aufmerksamkeit auf sich gezogen hat, von vielen Reisenden beschrieben und von auswärtigen Dichtern besungen worden ist, um so mehr muß ein einheimischer Tiroler Dichter von so großem Talent und von so neuer und überraschender Eigenthümlichkeit hohes Interesse erregen.

Stuttgart und Tübingen, Sept. 1842.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[307] In allen Buchhandlungen zu Augsburg — Stuttgart — München und Breslau ist zu haben:

Zur gesellschaftlichen Belustigung ist zu empfehlen:

Carlo Bosco,

das Ganze der Taschenspielerkunst,

oder 61 Wunder erregende Kunststücke, durch die natürliche Zauberkunst, mit Karten, Würfeln, Ringen, Kugeln, Geldstücken u. s. w. Zur gesellschaftlichen Belustigung mit und ohne Gehülfen auszuführen. — Vom Professor Kerndörfer. 8. brochirt. Preis 20 Sgr. oder 1 fl. 12 kr.

In Prag bei Calve — Pesth bei Hartleben — Wien in der Gerold'schen Buchhandlung vorräthig.

---

[333] Alemannische

Volkssagen, Geschichten

und

Mährchen.

Gesammelt und neu erzählt

von

Dr. W. Binder.

Erster Band. gr. 8. Velinpap. eleg. broch. 1 fl. 48 kr.

Im Vorliegenden beschenkt der durch seine poetischen und historischen Leistungen verdiente Herr Verfasser das

Publikum mit einem hübschen Kranze seltener Blumen, der insbesondere den schwäbischen Lesern um so lieblicher entgegenduftet, als jene Sagen gerade dem heimischen Boden desselben entstammen. Aber auch dem weiteren Kreise der deutschen Lesewelt wird diese Sammlung theils um der Originalität ihres Inhaltes, theils um der einfach schönen und natürlich gefälligen Darstellung willen großes Interesse und eine der leichtern Unterhaltung so wie der sinnvollen Beschäftigung des Geistes dienende Lektüre gewähren.

---

[336] In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart ist erschienen:

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Monat August 1842.

Größere Aufsätze.

Gotha-Canal-Passage. Erster Abschnitt. Zweiter Abschnitt. — Die Ureinwohner der Westküste von Neuguinea. — Die Civilisirung der wilden Stämme in Indien. — Ueber den Handel auf dem Niger. — Ueber die indianischen Stämme an der Nordwestküste Amerikas. — Die alte Religion der Tscherkessen. — Forschungen in Lycien. — Verhandlungen der englischen Naturforschergesellschaft. — Reise durch Ungarn. Dritter Brief. Vierter Brief. Fünfter Brief. — Neuentdeckte Alterthümer in der Sierra de Elvira bei Granada und über die Lage des alten Iuliberis. — Ueber die allgemeinen magnetischen und meteorologischen Beobachtungen. — Gegenwärtiger Zustand von Hayti. Verfassung, Armee, die Kirche, Handel, Finanzen, Beschäftigung des Volks, Bevölkerung, Ausflug ins Innere des Landes. — Wohlgefallen der Negerhäuptlinge an europäischer Kleidung. — Briefe aus Indien. — Die Schulen in Serbien. — England und Nordamerika. — Ueber die neuen Ackerbaucolonien in Venezuela. — Uebertragung der Reste des Cid nach Burgos. — Ein Besuch in der Stadt des Chalifen. — Die Stellung Persiens. — Die spanische Glocke. — Die Philippinen. Vierter Artikel. — Jahresbericht der asiatischen Gesellschaft in Paris. — Die Robbeninseln im caspischen Meere. — Die Mammuthhöhle in Kentucky. — Der Schluß des englischen Parlaments. — Die Genueser. — Ein Ausflug in Scio. — Hospitäler und Wohlthätigkeitsanstalten in Paris: Das Invalidenhôtel. — Der Marquis v. Villena. — England und der Sklavenhandel. — Götzenstatistik von Nasik in Vorderindien. — Seltsames Fest der Ai Sawa in Algier.

Chronik der Reisen.

Das südliche Ufer der Krim. — Prof. Preiß in Friaul. — Neueste Reise in Südafrika.

Kleinere Mittheilungen.

Nachrichten von der amerikanischen Südpolarexpedition. — Ueber die Spuren der alten gallischen Sprachen in den heutigen Dialekten. — Die beabsichtigte Durchstechung des Montcenis. — Abermaliges Erdbeben in Schottland. — Die Stadt Yezd. — Meteorologische Vereinigung. — Das Plattdrücken des Kopfes bei einigen Indianerstämmen Nordamerikas. — Ansteckung von Menschen durch die Roxkrankheit der Pferde. — Die heiligen Bücher des Orients. — Die Bibliothek Sismondis. — Artesische Brunnen zur Bewässerung. — Vorschlag zur Einführung eines Decimalsystems in England. — Ungeheure Kanone. — Besuch der öffentlichen Anstalten in England. — Das Himalaya-Murmelthier. — Pensionseinrichtung für die arbeitenden Classen in Paris. — Gewaltsame Todesfälle in England. — Ablösung des Schenkels aus dem Hüftknochen. — Seltsame Witterung in New-York. — Nachricht aus Centro-Amerika. — Pferdezahl in den verschiedenen Staaten. — Römische Alterthümer in Bordeaux. — Der Reisende Meliton. — Rattennoth in Paris. — Naturverkünstelung der Chinesen. — Französisches Kriegsdampfboot. — Neger-Zweikampf in Paris. — Chinesische Sammlung in London. — Verbesserungen an den Dampfbooten. — Druckmethode in China. — Notizen aus spanischen Journalen. — Regen bei völlig reinem Himmel. — Das alte Quantovicum. — Blindenanstalt in Algier. — Elektromagnetischer Telegraph in Belgien. — Nährung von Vieh mit gekochtem Futter. — Verfälschung des Salzes. — Ausbreitung des Zimmtbaues. — Centralseidenspinnerei in Paris. — Straßenreinigung in Manchester. — Neue Methode des Beschlagens der Pferde. — Aufkauf von alten Kirchenvätern in Spanien. — Ueber das Eisen aus Hochöfen mit erhitzter Luft. — Tabakfälschung in England. — Versuch mit einem unterseeischen Brander in New-York.

---

[374] **Interessante Neuigkeit.**

Briefe aus Paris

von

Karl Gutzkow.

Zwei Theile.

Gr. 12. Geh. 3 Thlr.

Leipzig, bei F. A. Brockhaus.

---

[362] **C. M. v. Weber's Aufforderung zum Tanz,**

arr. f. d. Orchester von Berlioz 3½ Rthlr.

erschien so eben. Diese Bearbeitung hat in Paris den allerglänzendsten Erfolg gehabt und gehört zu den beliebtesten Stücken bei Concertaufführungen.

Weber's Aufforderung zum Tanz für Piano und zu 4 Händen in unserer rechtmässigen neuen Auflage ist in allen Musikhandlungen vorräthig.

Berlin, *Schlesinger*'sche Buch- u. Musikhandlung.

---

[347] So eben ist in unserem Verlage erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die

Besteigung des Jungfrauhorns

durch

Agassiz

und seine Gefährten.

Von

E. Desor.

Aus dem Französischen

von

C. Vogt.

Mit 3 Ansichten der Jungfrau und einer Karte der Gletscher des Berner Oberlandes.

8. eleg. geh. Preis 15 gGr. oder 1 fl. 30 kr.

Wer eine gesunde Ansicht der Natur in den starren Hochregionen der Gletscher, eine getreue Schilderung der Gefahren und Genüsse, die man dort findet, will, der nehme diesen Bericht über die Ersteigung der Jungfrau zur Hand; er wird die Begegnisse der Reise nicht ins Groteske übertrieben, und auch die Darstellung nicht mit Gefühlen und Empfindungen aller Art geschmückt finden, — wohl aber einen offenen, regen Sinn für alle die Schönheiten der Natur entdecken, die das Hochgebirge vor Augen führt.

Solothurn.

Jent u. Gaßmann.

[337] In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Der Fürst

des

Nicolò Machiavelli

nebst einer authentischen Beilage

übersetzt von

Gottlob Regis.

8. Velinp. in Umschl. broch. Preis 1 fl. 30 kr. od. 1 Rthlr.

Inhalt: Wie viele Gattungen von Fürstenthümern es gibt, und auf welche Arten sie erworben worden. — Von den erblichen Fürstenthümern. — Von den gemischten Fürstenthümern. — Warum das durch Alexander eroberte Reich des Darius nicht Alexanders Nachfolgern nach seinem Tode abtrünnig ward. — Wie Städte und Staaten regiert werden müssen, welche vor ihrer Occupation nach ihren eigenen Gesetzen gelebt haben. — Von denen neuen Fürstenthümern, die man durch eigene Waffen und Tugend erwirbt. — Von denen neuen Fürstenthümern, die man durch fremde Gewalt und durch Glück erwirbt. — Von solchen, die durch Frevelthaten zum Fürstenthum gekommen sind. — Vom bürgerlichen Fürstenthum. — Nach welchem Maßstab die Kräfte aller Fürstenthümer zu messen sind. — Von den kirchlichen Fürstenthümern. — Wie viele Arten von Miliz es gibt, und von den Miethsoldaten. — Von den Hülfssoldaten, den gemischten und den eigenen. — Was dem Fürsten in Hinsicht auf Kriegswesen obliegt. — Von denen Dingen, die den Menschen, und namentlich den Fürsten, Lob oder Tadel zuziehen. — Von der Freigebigkeit und Kargheit. — Von der Grausamkeit und Milde, und ob es besser ist, geliebt, oder gefürchtet zu werden. — Auf welche Weise die Fürsten Treu und Glauben halten müssen. — Daß man vermeiden muß, geringgeschätzt und gehaßt zu werden. — Ob die Festungen und viele andere Dinge, die Fürsten öfters unternehmen, nützlich oder schädlich sind. — Wie sich ein Fürst benehmen muß, um sich Ansehen zu verschaffen. — Von den Secretären der Fürsten. — Wie man die Schmeichler fliehen müsse. — Warum die Fürsten Italiens ihre Staaten verloren haben. — Wie viel in menschlichen Dingen das Glück vermag, und auf welche Weise man ihm begegnen könne. — Ermahnung, Italien von den Barbaren zu befreien. — Beilage zum achten Kapitel des Fürsten. Verfahren des Herzogs von Valenza, bei Hinrichtung des Vitellozo Vitelli, Oliverotto von Fermo, Signor Paulo und Herzogs von Gravina Orsini, beschrieben von Nicolò Machiavelli.

Stuttgart und Tübingen, Sept. 1842.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[372] Im Verlag von **C. L. Fritzsche** in Leipzig erschien so eben und ist durch alle Buchhandlungen zu haben:

Der conversirende Franzose oder der sicherste Führer, die französische Umgangs-Sprache, wie man sie in Frankreich spricht, sich auf eine leichte Weise anzueignen. Abgefasst in 52 Abschnitten mit untergelegten Wörtern und Redensarten etc. Von Dr. C. Lohmann, Lehrer der englischen und französischen Sprache in Leipzig. 8. 22½ Ngr.

Der Verleger hält es für ganz unnötig, den Werth dieses Werkes, das Jeder besitzen sollte, der in der französischen Sprache nicht bloß zum höchsten Nothbedarfe sich unterrichten, sondern in ihr für alle Lebensverhältnisse Gewandheit erlangen will, und dieß auf eine leichte spielende Weise, etwas Lobpreisendes zu sagen, da der wackere Autor desselben bereits durch seine frühern ähnlichen Werke, deren Werth in einer Menge belobender Recensionen anerkannt wurde, namentlich durch seinen praktischen Wegweiser in der französischen Sprache, dessen rascher Absatz wohl den vollgültigsten Beweis für seine Trefflichkeit gibt, allen Freunden der französischen Sprache bereits rühmlichst bekannt geworden ist. Es wäre daher zu wünschen, daß dieses Werk, das sich durch seine fesselnde Unterhaltungslektüre besonders auszeichnet, ebenfalls in die Hände recht vieler Freunde der französischen Sprache kommen möchte wie die frühern Werke des Verfassers.

---

[340] **Henriette Hanke's sämmtliche Schriften.**

Von der mit so vieler Theilnahme aufgenommenen neuen eleganten und wohlfeilen Ausgabe letzter Hand der

Sämmtlichen Schriften

von Henriette Hanke, geb. Arndt,

sind so eben der 22ste bis 29ste Band bei uns erschienen und an alle Buchhandlungen versandt. Diese neue Fortsetzung enthält: „Ich suchte. — Die Verlobung. — Der Ring. — Der letzte Wille. — Die Wittwen."

Jeder Band dieser ununterbrochen fortschreitenden, sehr verbesserten und bereicherten Ausgabe kostet nur ⅕ Rthlr.

Hahn'sche Hofbuchhandlung in Hannover.

---

[367] In **Carl Gerold's** Buchhandlung in Wien ist so eben erschienen und daselbst, so wie in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Lustiges

und

Lehrreiches

für

Kinder aller Stände.

Von

Franz Schuselka.

Wien 1842.

gr. 8. In Umschlag kartonirt. Preis 16 gGr.

Der Herr Verfasser, durch seine frühern Schriften, die geistreichen Weltgedanken und den gemüthlichen, im ächten Volkston gehaltenen, Herz und Gefühl, wo dergleichen sich findet, aufs innigste ansprechenden Karl Gutherz rühmlich bekannt und beliebt, beweist durch diese Kinderschrift, daß er auch den Ton für das kindliche Alter sehr gut zu treffen weiß, und wir können diese seine neueste Gabe allen Kindern und Kinderfreunden als eine höchst anmuthige, ihrem Zwecke, die kleinen Menschen zu ergötzen und zu belehren, trefflich genügende Lektüre empfehlen.

---

[365] Bei **Carl Focke** in Leipzig erschien:

Frauen-Novellen

aus dem historischen und modernen Leben.

Toilettengeschenk für 1843,

von Friedrich Adami.

Eleg. cart., mit einem Stahlstiche à 1½ Rthlr

Inhalt: Die Jesuitenbraut. — Eine Rococo-Ehe. — Die Feuer des Erzengels.

№ 233.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Donnerſtag, den 29. September 1842.

I am glad this parcel of wovers are so reasonable; for there is not one among them but I dote on his very absence.

Shakespeare.

Die Liebeserklärung.

Novelle von A. T. Beer.

Erneſtine war im Schooße des Reichthums geboren, ſchön genug, um bei allen Bewunderern der Glücklichen für ſehr ſchön zu gelten, und durch ein unabhängiges Vermögen, das ihr nach dem Tode ihrer Mutter zugefallen war, ſo geſtellt, daß ſie ein wahrer Fang für junge Leute war, die nach guten Heirathen fiſchen. Dieſe Unabhängigkeit hinderte ſie aber nicht, ihrem Vater die zärtlichſte Tochter zu ſeyn, dem ſie auch einen Erſatz für ihre früh verſtorbene Mutter durch verdoppelte Liebe und Sorgfalt ſchuldig zu ſeyn glaubte. Dafür verzog er ſie auch unerhört, wenn man die Gewährung jeder unſchuldigen Freude ein Verziehen nennen will. Er war ein hochgeſtellter Staatsbeamter und ſein künftiger Schwiegerſohn errang nicht nur den Reichthum der Tochter und die Tochter ſelbſt, ſondern auch die mächtige Protektion des Schwiegervaters. Dieſen Umſtänden gewöhnte ſich Erneſtine es zuzuſchreiben, wenn die Zahl der Aſpiranten für dieſe vereinten Vortheile ſich unglaublich häufte. Der Erſte, den ſie abwies, machte ihr gewaltig viel Kummer: ſie fand es faſt ſo ſchrecklich für ein junges Mädchen, einem ſtarken Manne alle ſeine Anwartſchaften auf künftiges Glück durch ein einziges „Nein“ zu nehmen, als es einem Könige vorkommen mag, ſein erſtes Todesurtheil zu unterſchreiben. Indeſſen war ſie zu ihrem harten Entſchluſſe noch weit peremptoriſcher genöthigt als dieſer: denn wenn glücklich zu machen der höchſte Zweck des Daſeyns iſt, ſo iſt ſich ſelbſt glücklich zu machen gewiß der allerhöchſte; und ſie verzweifelte daran, dieſen Zweck je erreichen zu können, wenn ſie den langweiligen, unbärtigen Knaben, der ſich als künftiger Beſchützer antrug, dazu erwählen ſollte; während es dem Könige in ſeinem Vergnügen wenig Eintrag thäte, wenn ein armer Sünder mehr ſein freudenloſes Daſeyn im Kerker auslebte. Nach acht Tagen war ſie beruhigter, als ſie vernahm, ihr Freier habe bereits den zerbrochenen Stab mit einer Reitgerte vertauſcht und ſpiele bei dem Wettrennen eine ruhmvolle Rolle, und nach vierzehn Tagen war ſie ganz in ihrem alten Gleichmuthe, als er ſtolz eine Verlobungskarte in's Haus ſchickte.

Sie hatte noch oft Gelegenheit, ihre Macht des Verneinens auszuüben, und gewöhnte ſich nach und nach daran, es nicht ſchwerer zu nehmen als eine Hoftrauer; nur einmal ward es ihr weniger leicht. Der Freier war ein ſchöner, glänzender Mann, mit hinlänglichen Kenntniſſen, um intereſſant ſprechen zu können, mit Talent und Phantaſie, folglich mit Allem begabt, was den Frauen den Kopf zu verrücken pflegt; auch ſchien er ſie unerhört zu lieben. Sie erfuhr aber zu rechter Zeit,

daß er ein Spieler und überhaupt von sehr tadelnswerthen Antecedenzien sey. Anstatt die Praxis zu ergreifen, die den Frauen gewöhnlich am nächsten liegt, wenn sie sich in liebenswürdige Sünder verlieben, nämlich sie bekehren zu wollen, überließ sie diese Sorge Gott und seinem Schicksale, weinte ein paar stille Thränen und ließ ihn laufen. Auch er hat sich später getröstet.

Der Präsident, ihr Vater, sagte mit heimlicher Zufriedenheit: „Wie ist's, Erneſtine, willst du denn nie heirathen?" Sie erwiderte: „Vermuthlich doch einmal, aber wenn ich dir's überließe, nach eigener Vernunft unter meinen Bewunderern zu wählen, würdest du Einen finden, dem du mein Glück so ruhig anvertrauen möchtest, als dir selbst? — Also laß mich warten; vielleicht entgehe ich dennoch der Schmach, eine alte Jungfrau zu bleiben, wenn nicht, so will ich sie tragen." Eine väterliche Umarmung war immer der Schluß ähnlicher Unterhaltungen.

Erneſtine hatte, wie die meisten Mädchen in ihren Verhältnissen, eine vortreffliche Erziehung erhalten, bis in ihr sechzehntes Jahr wöchentlich so und so viel Stunden bei so und so viel Lehrern gehabt, und in der That die Fertigkeit erlangt, die allergewöhnlichsten Dinge in elegant geschriebenen, vollkommen orthographischen Aufsätzen niederzulegen, was ihre Lehrer „vortrefflich schreiben" nannten; auch sprach sie zwei fremde Sprachen korrekt und geläufig; der Grund, auf dem sie die Blumengewinde ihrer Talente anpflanzen konnte, war folglich da. Diese Talente bestanden in denjenigen, die Gott jedem vornehmen Fräulein als Pathengeschenk gegeben hat, nämlich in Musik und Malerei. Seit ihrem zehnten Jahre hatte Erneſtine die leztere dieser Künste geübt und zu solcher Höhe gebracht, daß ihre fertigen Bilder gerade so gut wie die ihrer Lehrer auf der Ausstellung hatten produzirt werden können, und sie wirklich zu dem redlichen Glauben gekommen war, ein kleines Genie zu seyn. Da traf es sich, daß eine Cousine einmal auf ein paar Wochen ihr Haus besuchte, welche die Gewohnheit hatte, Abends beim Sprechen oder beim Vorlesen die ausdrucksvollsten, theils anmuthigen, theils drolligen Figuren auf das Papier zu werfen, das gerade vor ihr lag. Erneſtine war es nie in den Sinn gekommen, dergleichen außer der Stunde und ohne Vorzeichnung zu versuchen, aber, ihres Talentes sich bewußt, wollte auch sie einmal etwas hinwerfen — aber ach! das war kein Wurf in der jetzigen Bedeutung des Wortes; die Skizze sah keiner menschlichen Figur ähnlich, viel weniger konnte Erneſtine Bewegungen oder Gemüthseffekte in ein Gesicht legen. Sie klagte diese traurige Entdeckung ihrem Lehrer; dieser sagte: „Die Landschaft ist eigentlich Ihr Fach." — Das Frühjahr war da, und so ging sie mit schöngebundenem Maroquinbuche auf die Jagd nach Naturskizzen; der Bediente trug den Stuhl nach, sie sezte sich, betrachtete, genoß, wollte zeichnen; doch Gott allein hat außer ihr diese Entwürfe zu sehen bekommen, denn gleich bei dem ersten Versuch fühlte ihr richtiger Takt heraus, daß ein ängstliches Nachzeichnen noch kein Talent sey, und sie nahm sich vor, ihre Zeit in Zukunft besser auszufüllen, als indem sie einer ganz hoffnungslosen Fertigkeit nachjagte.

(Fortsetzung folgt.)

Scenen aus: „Der Psycholog."

(Fortsetzung.)

Hugo. Prinzessin. Gräfin (Ehrendame.)

Hugo (verbeugt sich).

Gräfin.

Ich habe hier die Gnade, Ihrer Hoheit
Den neuen Herrn Inspektor vorzustellen.

Prinzessin (stolz und kalt).

Graf Armencourts Empfehlung ist mir Bürge,
Daß unsre Galerie den Mann gefunden,
Der mit Geschmack und Kenntniß sie wird leiten.

Hugo.

Was ich zu leisten immerhin vermag,
Wird Ihrer Hoheit Dienst gewidmet seyn.

Prinzessin (zur Gräfin).

Der Herr war in Italien?

Gräfin (sieht Hugo fragend an).

Hugo.

Fünf Jahre,
Und vier davon im kunsterfahr'nen Rom.

Prinzessin (ohne ihn anzublicken).

Ich kenn' es wohl, ich war erst kürzlich dort. —
Hier, Gräfin, bietet sich uns Schönes dar.
Die Landschaft ist von gutem Lichteffekt.
Auf jener Anhöh' dort im griech'schen Tempel,
Doch nicht Ruine, nein, in voller Pracht,
Der Mittelpunkt, wie's scheint, zu einem Feste.
Wir sind, glaub' ich, im alten Griechenland.

Gräfin.

Wo findet sich die Gegend, Herr Inspektor?

Hugo.

In ihres Schöpfers Phantasie, Frau Gräfin.
Die Landschaft ist historisch, wie man's nennt:
Der Siegeszug der Priesterin des Tempels,
Den fromme Kindesliebe ihr bereitet.
Es sind die Söhne, die hinauf sie ziehen.

Gräfin (gleichgültig, beinahe verächtlich).
So? — Nicht Natur? — Bloß componirt?

Hugo (mit Accent).
Gedichtet,
Begeistert von Natur und Göttlichkeit.

Prinzessin.
Die ganze Gegend feiert den Triumph,
Geschmückt in ihrem festlichsten Gewande.
Es spricht sich die Idee sehr glücklich aus.

Gräfin (beim Genrebild).
Das ist, scheint mir, der Fall noch mehr bei diesem.
O sehen Ihre Hoheit nur, wie schelmisch
Die hübsche Beckersfrau mit ihrem Kinde
Zu spielen scheint, indeß mit Wohlgefallen
Dem Wort sie lauscht, das durch das offne Fenster
Der schöne Krieger draußen ihr zuflüstert.
Das läßt sich leicht verstehn, man braucht nicht erst
Zu fragen, was es wohl bedeuten soll.
Und die Ausführung, wie natürlich ist
Hier jedes einzelne Geräth behandelt!

Prinzessin.
Darin liegt mir der Werth des Genrebildes.

(Vor dem Porträt.)
Doch hier in diesem Bilde, da liegt mehr.
Hier ist Charakter, Seele, Leben, Geist.
Man kennt den Mann und braucht den Namen nicht.
Es ist ein Held voll edeln Selbstgefühls.
Die hohe Stirn, auf der das Denken thront,
Das schöne Aug', aus welchem Flammen sprühen,
Und um den Mund ein Zug voll hoher Milde.

Gräfin.
Das ist doch wohl Natur, nicht Phantasie.
Und wen soll es vorstellen, Herr Inspektor?

Hugo.
Den Marschall Herzog Heinrich Montmorency,
Von Lesueur gemalt.

Prinzessin (zur Gräfin.)
Das Bild ist besser,
Als der war, den es darstellt: dieser lehnte
Sich gegen seinen Lehnsherrn auf.

Gräfin.
Ist's möglich!

Hugo.
Nur gegen die Herrschsucht des Kardinals,
Der Ludwigs Schwäche zu benutzen wußte,
Frankreich in Eisenfesseln einzuschmieden.

Gräfin (erschrocken, flüstert ihm zu).
Den Widerspruch liebt Ihre Hoheit nicht.

Prinzessin (bei der Madonna).
Und die Madonna, Gräfin, mit dem Kinde —
Sie mahnt an Raphael in seiner Blüthe.
Mit welcher Hoheit blickt sie auf das Kind,
Das schlummernd sich an ihren Busen lehnt,
Und doch mit welcher sel'gen Mutterfreude:
Es liegt Murillo's Innigkeit darin.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, September.

Die Wiederherstellung des Stephansthurms.

Eine der großartigsten Bauunternehmungen unserer Zeit ist die Reparatur des St. Stephansthurms. Auffallender Weise geschieht dieses merkwürdigen Baues — denn das ist er doch eigentlich, und nicht nur Reparatur — in öffentlichen Blättern fast nirgends Erwähnung. Unser Thurmbau hat freilich nicht die nationale Bedeutung, wie der Kölner Domsbau; aber der St. Stephansdom und seine Thürme — leider der eine unvollendet — gehören zu den ältesten und ehrwürdigsten Baudenkmalen Deutschlands, und das an das hiesige Unternehmen sich knüpfende Interesse reicht weit über die lokale Sphäre hinaus. — Vielleicht wären hier einige historische Angaben nicht ganz am unrechten Platze; um aber den mir gegönnten Raum nicht zu überschreiten, beschränke ich mich auf Weniges. Die Gründung des Stephansdoms fällt in die Zeit von 1140—1144; wenigstens ließ Herzog Heinrich II. (Jasomirgott) von Oesterreich um diese Zeit an der Stelle des jetzigen Domes ein Gotteshaus bauen, das von Bischof Reimbart von Passau 1147 geweiht ward. Spätere Brände zerstörten den Bau (1258 und 1275). Bernhard von Prambach, unterstützt von König Ottokar von Böhmen, arbeitete an dessen Wiederherstellung und Erhöhung. Merkwürdig ist, daß schon 1278 Rudolph von Habsburg darin Gott für den Sieg über seinen glorreichen Gegner dankte. Spätere Regenten förderten nach Umständen den Bau, namentlich vollendete Albrecht II. den großen Chor. Seine eigentliche gegenwärtige, dem Urplane entsprechende Gestalt erhielt der Dom unter dem ersten Erzherzoge, Rudolph von Oesterreich, genannt „der Stifter." Unter ihm wurden auch die beiden hohen Thürme gegründet (um 1359). Meister Wenzla von Klosterneuburg vollendete an der Mittagseite des rechts stehenden großen Thurms zwei Drittel seiner Höhe. Albrecht III. und Kaiser Albrecht II. ließen den Bau durch Peter von Brachowitz und Hans Puchsbaum fortsetzen, und letzterer vollendete denselben auch 1433 am vierten Tage nach Michaelis. Vier- und siebzig Jahre waren über dem Bau hingegangen. Nicht ganz ohne Grund ist die von dem zum Thurmbau gebrauchten Weine verbreitete Sage; es war nämlich während des Baues ein Mißjahr eingetreten und viel saurer Wein gewachsen; da machte es eine Verordnung Jedem zur Pflicht, den sauern Wein nicht bei Seite zu schaffen, sondern zum Bau zu liefern, wo er zum Kalklöschen verwendet wurde. Der Grund zum zweiten unausgebauten Thurme wurde 1450 gelegt. Hans Puchsbaum, Leonhard Steinhäuser, Lorenz Pfennig, Seyfried König, Georg Khlaig von Erfurth, Anton Pilgram von Brünn und Georg Hauser leiteten bis 1516 den Bau, den man aufzugeben sich endlich gezwungen sah. 1579 wurde dieser Torso mit einem von Hans Saphey ausgeführten Aufsatze bedeckt. Letztern mit eingerechnet beträgt

seine ganze Höhe 205 Fuß. Der vollendete große Thurm dagegen mißt 455 Fuß. Er ist bis zur Spitze aus Quadern erbaut; der obere Theil ist eine achtseitige gestuzte Spitzsäule, die sich dreimal verjüngt. Einfluß der Zeit, Stürme und Unbilden des Wetters, Kriegsschicksale (die Türkenbelagerungen und in unsern Tagen die Franzosen vor Wien) mußten im Laufe der Jahrhunderte bedeutende Spuren zurücklassen; das Gestein verwitterte an der dem Wind und Regen vorzüglich ausgesezten Nordseite und die Spitze des Thurms bekam eine merkliche Neigung. Schon vor 50 Jahren betrug die Abweichung der Spitze von der Vertikallinie 5′ 1½″. Dieser Zustand ward immer bedenklicher, und man mußte sich endlich 1839 zu radikaler Abhülfe entschließen. Eine eigens constituirte Bautommission beschloß nach genauer Untersuchung und längeren Debatten die gänzliche Abtragung des schadhaftesten Theils der Spitze; doch wurde auch zugleich die Wiederherstellung derselben nach dem ursprünglichen Typus, und mit Zugabe einiger Schuh Höhe, damit der Thurm seinen deutschen Rivalen, den Thürmen zu Straßburg und Landshut, ebenbürtiger werde, zum Grundsatze gemacht. Hinsichtlich des anzuwendenden Baumaterials schwankten anfänglich die Meinungen; manchen schien Gußeisen das geeignetste, endlich entschied man sich für die Herstellung eines inneren Gerippes von geschmiedetem Eisen und die Bekleidung desselben mit massiver, den früheren Formen nachgebildeter Steinmetzarbeit.

(Fortsetzung folgt.)

Peißenberg, September.

(Schluß.)

Das Fremdenbuch.

Prosaische Gedanken finden sich wenige, oder vielmehr sehr viele, aber die meisten sind in Versen. Ein Augsburger Commis weiht seinen Empfindungen zwei Zeilen französischer Prosa, muß sich aber von einem Nachkommenden korrigiren lassen, weil er in sein Gefühl fünf Sprachfehler hineingewoben hat. Ein Naturforscher drückt den Wunsch aus, es möchten die Besucher ihre naturhistorischen Beobachtungen in dem Buche niederlegen, und diesem Ansinnen entgegengehend, macht einer der Nächsten das Phänomen aktenmäßig, er sey im stärksten Regen „patschnaß" hier oben angelangt und vom gastfreundlichen Herrn Pfarrer mit frischer Wäsche versehen worden. In ähnlicher Weise ist seitdem dem Wunsche häufig entsprochen worden, und der Forscher hat jezt eine reiche Auswahl von interessanten Naturbeobachtungen. Was metrische Depositen betrifft, so wurden ehemals viele Geschäfte in fremden Versen gemacht und Schillers: Auf den Bergen ist Freiheit u. s. w. war ehedem das Organ für eine große Anzahl von Emotionen, die ob der übermäßigen Aufregung nicht zu eigenen Worten kommen konnten. Diese Reminiscenz hat übrigens nicht allenthalben befriedigt, und eine spätere Hand hat hie und da: „O du Papagei!" oder so etwas darunter gesezt. Einige Wanderer, welche weniger weitläufige Verse anbrachten, ohne den Dichter zu citiren, vielleicht nicht ohne die Absicht, sie für eigene gelten zu lassen, wurden dadurch bloßgestellt, daß fremde Hand mit mehreren kolossalen Ausrufungszeichen den Autor beisezte. Bei andern scheint diese Anrufung des Verfassers gleichwohl eine Persiflage zu seyn, wie denn z. B. „Jean Paul" unter manchen Albernheiten steht, welche wir doch nie in demselben gelesen zu haben uns erinnern. Diese Muthwilligkeit der Kritik hat übrigens den Originalproduktionen vielen Vorschub geleistet, und seit mehreren Jahren behaupten leztere fast ausschließlich das Feld. So heißt es denn auch hier: „Singe, wem Gesang gegeben u. s. w." und daß die Dichtkunst bei uns auch nicht mehr zünftig ist, geht schon daraus hervor, daß außer den gedruckten Dichtern auch Elementarlehrer, Kaplane, junge Philologen, Assessoren, Rentbeamte und sogar eine Gerichtsdienerswittwe etwas zurückgelassen haben. Wir dürfen übrigens nicht verheimlichen, daß nichts übersehende, grimmige Recensentenhände durch das Buch gehen, wenigstens bis zum lezten Herbste, so daß wir auf den Gedanken kommen, diese derbe Censur mit den Ferienreisen der Studirenden in Verbindung zu bringen, wie denn auch in lezterer Zeit ein reisender Herr aus Stuttgart und ein Professor aus J., der viele Entzückung über „Schwangau, den göttlichen Punkt," und „Peißenberg, den göttlichen Punkt," genossen zu haben scheint, sich zu ziemlich schlechten Versen herbeigelassen haben, ohne bisher katechisirt worden zu seyn. Die neuere Sitte der Münchner und der Augsburger, den Ehestand im Postwagen zu beginnen, ist im zarten Duft ihrer Wirkungen auch hier leicht zu verfolgen. Wenn da schon auf jeder Station der Himmel frisch aufgeschlagen wird, so culminirt der Flitterwochenjubel auf dieser Höhe, wo es so bequem ist für den ersten Rasttag. Da besingt der junge Gatte, hoch auffjauchzend in bräutlicher Lust, seine Neuvermählte und legt ihr, voll noch immer nicht gestillter Sehnsucht, gereimte Myrthenkränze um das Haupt, und sie, die sanfte, gute, mildert seine stürmende Hize mit dem süßen Balsam eigener Reime. Eine dieser jungen Liebenden hat dabei mit schüchterner, geschämiger Hand ein anziehendes Factum constatirt durch den Beisaz: „hier zum drittenmale — scilicet gewesen, nämlich zweimal lediger Standes und einmal jezo." Glückliche Gatten in ihrer Liebeseligkeit dreitausend vierhundert und siebzehn Fuß hoch über dem mittelländischen Meere — hoch und hehr über dem irdischen Jammerthal, doppelt glücklich durch Gesang und Liebe!

Doch schlagen wir das Buch zu, das vielleicht schon zu lange offen vor dem Leser liegt; unsere Absicht war, den Peißenberg und die Fernsicht von seinem Gipfel zu besprechen und Andere zum Besuch der schönen Höhe zu ermuntern. Schade ist es, daß einer Ansammlung vieler Pilger die Umstände so wenig günstig sind; denn es ließen sich, wenn für größere Menge Unterkommen wäre, hier oben gar fröhliche Feste feiern, zwiefach begeisternd durch die reine Bergluft und den Blick auf das weite Land und die nahen Alpen. Johannisabend, wo die Feuer im Gebirge glänzen, würde sich wohl gelegen bieten für einen solchen Freudentag in der Höhe mit Liedern und Hörnerklang, und die Münchner wären wohl nicht schwer zu erbitten. Von da aus liegen die Wege offen in die bayrischen Berge, an den Bodensee und in's Tyrol. Da könnten sich alte Freunde wieder treffen und die Abschiede genommen werden unter denen, die den Sommer im Gebirge verleben wollen, und den andern, die wieder heimwärts ziehen. — Unterdessen ist's ein herrlicher Abend geworden, die Sonne geht feurig unter und verspricht einen goldenen Morgen. Die Tyrolerbrüner ragen prächtig herein über ihre bayrischen Vordermänner, und ich denke mehr und mehr an die schönen Thäler, die zu ihren Füßen liegen. — Dorthin geht mein Weg; und voll freudiger Reiselust, herrliche Berglandschaften vor den Augen, herzerquickendes Jodeln in den Ohren, Meranertrauben vorgeschmacklich auf der Zunge, etwas Tyrolerwein allbereits im Kopfe und etwas Gletscherwasser ahnungsweise in den Strümpfen, biete ich Ihnen meinen lezten Gruß von diesseits der Berge.

Beilage: Kunstblatt Nr. 78.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 234.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Freitag, den 30. September 1842.

As she lives peerless,
So her dead likeness, I do well believe,
Excels whatever yet you look'd upon,
Or hand of man hath done.

Shakespeare.

Scenen aus: „Der Psychолog."

(Schluß.)

Gräfin.

Das ſcheint kein altes Bild.

Hugo.

Nein, gnäd'ge Gräfin,
Es iſt von einem jungen Deutſchen, der
In Rom ſich Raphael zum Muſter wählte.

Gräfin.

Dann paßt es doch nicht für die Galerie.

Prinzeſſin.

Warum denn nicht?

Gräfin.

Man wird's für neu erkennen,
Und eine Galerie will alte Bilder.
Die neuen Künſtler können mit den alten
Sich doch nicht meſſen.

Hugo.

Nicht im Allgemeinen
Doch wohl im Einzelnen;
(Auf die andere Seite zum Basrelief ſich wendend.)
So iſt bekanntlich
Das Alterthum unübertroffen noch
In ſeiner Plaſtik, und doch läßt ſich wohl
Dieß Basrelief, beſtellt von Ihrer Hoheit
In Rom, den allerbeſten ſolcher Werke
Des Alterthums kühn an die Seite ſtellen.
Mit liebenswürd'ger Schalkheit greifet Eros,
Minerva gegenüber, nach dem Pfeile.
Die hohe Göttin blickt nicht zürnend ihn,
Nein, lächelnd an mit warnender Geberde.
Daher die Scheu, die ſeiner Miene noch
Ein höheres Intereſſe gibt. — Wer wagte
Zu freveln auch an ihr, der Herrlichen!
Welch eine göttliche Geſtalt, die Stirn,
Wie rein und edel und voll hoher Würde!
(Die Prinzeſſin, die ſchon vorüber war, kehrt langſam zurück und horcht, indem ihr Blick auf Hugo weilt.)
Die ſchön gewölbten Augen, das Oval
Des ſeelenvollen Angeſichts, umwallt
Von einer Fülle leicht geſchwungner Flechten,
Um welche der Olivenkranz ſich ſchlingt.
Und bei der hohen Anmuth, welch ein Liebreiz
Iſt ausgegoſſen über die Geſtalt!
Es iſt nicht die ſtrengblickende Athene;
Mit jugendlichen Zügen höchſter Schönheit
Prangt hier die, Jovis hauptgeborne Tochter.
Ja, dieſe Göttin konnte kühn es wagen,
Der Schönheit Preis Cytheren zu beſtreiten.

Gräfin.

Es iſt doch ſchön, wenn man von einem Kenner
Ein Urtheil hört, ſo weiß man doch, was man
Bei einem Werk der Kunſt zu ſagen hat.
(Beſchaut es ganz in der Nähe.)
Doch, Ihre Hoheit — täuſcht mich Alles nicht —
Das iſt — in aller Ehrfurcht wag' ich es
Zu ſagen — iſt — iſt Ihrer Hoheit Bild.

Hugo
(überraſcht, blickt die Prinzeſſin an, ihre Blicke begegnen ſich).
Wie? — Dieſes Götterbild! — Beim Himmel, ja,
Es iſt ein Raub an der Natur begangen!

Prinzeſſin (verlegen).
Ich gab dem Künſtler die Idee; wie's ſcheint,
Hat er beinah zu kühn ſie ausgeführt,
Wenn wahr iſt, Gräfin, was Sie finden wollen.

Hugo (feurig).
Er hat Unſterblichkeit damit gewonnen!

Gräfin.
Die Aehnlichkeit iſt gar nicht zu verkennen!

Prinzeſſin (mit ſteigender Verlegenheit).
Wir weilen hier zu lange, liebe Gräfin.
Der Herzog wird vor Abend noch eintreffen:
Wir müſſen uns auf den Empfang bereiten.
(Befangen, mit großer Milde zu Hugo.)
Was Sie von dieſen Werken würdig achten
Für unſre Galerie, das, Herr Inſpektor,
Bleib' Ihrem Urtheil ganz anheimgeſtellt.
Doch dieſes Bild (auf das Genrebild deutend), das unſre liebe Gräfin
Beſonders angeſprochen, laſſen Sie
Als mein Geſchenk in ihre Zimmer tragen.

Gräfin.
Ich küſſe dankbar Ihrer Hoheit Hand
Für dieſe hohe Gnade.
(Beide Damen geben mit einer leichten Verbeugung gegen Hugo durch die ſich öffnende Mittelthüre. Im Hinausgehen ſieht die Prinzeſſin ſich noch nach Hugo um.)

Hugo
(folgt der Prinzeſſin mit dem Blicke und tritt dann zum Basrelief).
Iſt's möglich! ſtand dieß Götterbild vor mir
In vollem Leben? — Wo hatt' ich die Augen!
Die ſchönen Züge ſind's, die hohe Anmuth,
Der unwillkührlich ſich das Knie muß beugen!

Wie Liebeserklärung.

(Fortſetzung.)

Nicht viel beſſer ging es Erneſtinen mit der Muſik; ſie konnte es nie zu etwas Tüchtigem und wahrhaft Ergötzlichem für Andere bringen; dennoch gab ſie dieſelbe nicht auf, und für ihre einſamen Stunden blieb es ihr immer ein Genuß, Beethovens Sonaten, oder Schuberts und Mendelsſohns Lieder, wenn auch ſtümperhaft, zu ſpielen. Sie dachte manchmal darüber nach, warum ein von ihr gemaltes Bild ſie ſo wenig, und der Verſuch, ein Muſikſtück auszuführen, ſie ſo ſehr ergötzte. Sie meinte es darin zu finden, daß die Striche auf dem Bilde unveränderlich, wie ſie einmal ſind, ſtehen bleiben, während die Flüchtigkeit des Tons ihr im Augenblick, wo er verhallt iſt, ſchon erlaubte, ſich das Richtige vorzuſtellen, wie der Schöpfer des Muſikſtücks es gewollt hat. „Und ſo ſollſt du denn ohne Talente durch's Leben gehen!" ſeufzte ſie vor ſich hin, „ſollſt dieſen Schmuck des Geiſtes entbehren! Aber zehnmal beſſer, ich kenne meine Unfähigkeit, als ich plage die Menſchen mit meinen eingebildeten Vorzügen." Erneſtine las auch gern, aber oft ohne Auswahl; ſie nahm Klingklang leicht für Poeſie, Romane voll falſchen Gefühls für erhaben, die ſie ſich gehalten glaubte zu bewundern — wie es jungen Perſonen leicht geſchieht, die Bücher in der Ueberzeugung leſen, ſie bilden eine Welt für ſich und brauchen gar nicht die wirkliche abzuſpiegeln, mit einem Worte, die noch nie etwas Eigenes erfahren haben.

Nachdem wir alle Unvollkommenheiten unſerer Erneſtine vorausgeſchickt haben, nach Art kluger Mütter, die ihre Töchter häßlich ſchildern, in der Abſicht, dann deſto mehr damit zu überraſchen, hoffen wir, doch ihr eine Portion geſunden Menſchenverſtandes vindizirt und den Leſer, der weder gerne ſchlechte Bilder ſieht, noch falſche Muſik hört, ganz auf ihre Seite geſtellt zu haben. Daß man ſich, wie ſie war, um ſie riß, auch wenn man ſie nicht zu heirathen gedachte, glaube man mir auf's Wort; denn ſie beſaß Alles, was den Umgang angenehm macht und was das Herz erfreut — gute Laune, Natur, und ein liebevolles, warmes Gemüth.

Erneſtine war neunzehn Jahre alt, als ſie einſt gegen eine Bekannte den Wunſch ausſprach, einmal einen tüchtigen Geſchichtskurſus mit einem geſcheuten Manne durchzumachen. Dieſe ſagte ihr, daß, wenn dieß ihr Ernſt ſey, ſie ihr den ausgezeichneten Lehrer ihrer Brüder empfehlen könne, einen Mann von ſo abſchreckendem Ernſt und ſo tiefer Gelehrſamkeit, als man es nur verlangen könne. Erneſtine lächelte und wünſchte denſelben kennen zu lernen; ehe wir aber zu dem Diner gelangen, das dieſe Bekanntſchaft herbeiführen ſoll, müſſen wir einen zweiten Faden in unſere Erzählung einſpinnen und denſelben vom Anfange der Dinge aufnehmen.

Wilhelm Karbeck war der Sohn armer Handwerksleute in W.; ſeine Mutter war früh geſtorben, ſein Vater hatte eine kleine Werkſtatt in einem Hauſe, das von den verſchiedenartigſten Individuen und Familien

bewohnt wurde, wie es in weniger hochaufgethürmten Städten kaum je der Fall ist. — Den ersten Stock hatte eine Herrschaft gemiethet, und im zweiten hatte ein Musiker ein paar Zimmer nach dem Hofe inne. Zu diesem kamen mancherlei Knaben, um Unterricht im Clavierspiel zu nehmen, und oft hörte Wilhelm im Sommer, wenn die Fenster offen waren, wundervolle Melodien von oben herunter schallen, während er seinem Vater bei seinem Schuhmachergewerbe half. Besonders war Einer, der, obgleich er selbst noch ein Kind war, dem Kleinen als ein großer Künstler erschien, und dem er oft mit Entzücken zuhörte. Diese Musikstunden waren das Erste, was von oben herab wie Poesie in das dunkle Leben des armen Knaben klang; er freute sich lange vorher auf diese Melodien, die er bald nachsummte, und am Sonntage, wenn er F. phantasiren oder Fugen ausführen hörte, vergaß er alle Spiele der Kindheit darüber.

Endlich kam der Winter, und des Musiklehrers Fenster wurden nicht nur geschlossen, sondern mit doppelten Scheiben verdichtet; die langen Blumenranken, die die Fenster überwebten, hingen nicht mehr in prächtigen Gewinden über die Mauern herab, sondern waren an ein Gitterwerk in ihr Winterquartier hinter die Doppelfenster verwiesen worden; kein Akkord tönte mehr in die kleine Schuhmacherwerkstatt. Wilhelm seufzte still über diese Entbehrung; sie war zu stark für seine Gewissenhaftigkeit; wenn er den talentvollen Knaben kommen sah, schlich er ihm sachte die Treppe hinauf nach und lehnte sich an die Thüre des Meisters, wo er Alles, was gespielt wurde, so schön hörte, als stünde er im Zimmer.

Lange Zeit war es auf diese Weise gut gegangen, und Wilhelm war dieß Horchen, trotz der oft scharfen Kälte, schon eine gewohnte Freude geworden. Auf einmal fühlte er sich eines Tages von hinten heftig angepackt und durch die schnell geöffnete Thüre mit einem raschen Ruck mitten in das Wohnzimmer des Herrn F. versetzt, zu seinem unbeschreiblichen Schrecken. Die unsanfte Hand, die ihn so schnell aus dem Reich der Träume vor der Thüre in das Reich der Erfüllung, in das Zimmer, versetzt hatte, gehörte der Köchin und Haushälterin des Herrn F. an, welche die Ungezogenheit des fremden Buben, den sie schon oft an demselben Flecke bemerkt hatte, mit einemmale zu heilen beabsichtigte. Sie kannte Herrn F's energische Handlungsweise und ahnte die schnelle Justiz, die er ausüben würde. Auch Wilhelm hegte ähnliche Erwartungen, denn schon oft hatte er für seinen kleinen Liebling gezittert, wenn dieser den geringsten Fehlgriff that und Herr F. die fleischige Hand erhob, und ihn mit herabsetzenden Worten zur Ordnung brachte.

Die Haushälterin schrie das Verbrechen des Delinquenten mit aller Geläufigkeit des Aergers heraus. Herr F. war ein großer, dicker Mann, mit blondem Haare und ziemlich regelmäßigem, aber durch Fett und Alter schon nicht mehr schönem Gesichte. Und als er im stillen Zorne mit seiner gewaltigen Stimme den armen Wilhelm um die Erklärung seines Frevels anging, glaubte dieser, es werde sehr heiß hergehen; indessen war er von Natur nicht verzagt, und das Bewußtseyn, nichts Böses im Sinne gehabt zu haben, ermuthigte ihn vollends. Er sagte gefaßt: das schöne Spiel des jungen Herrn habe ihn herauf gelockt, da jezt die Fenster geschlossen seyen und er im Hofe nichts mehr davon hören könne.

„Wohnst denn du im Hofe?" donnerte Herr F. — „Nein, aber zu ebener Erde, nach dem Hofe hinaus hat mein Vater seine Schusterwerkstatt." — „Was hast denn du gehört?" rief Herr F., noch immer höchst entrüstet. — „Heute zwei Stücke, wovon das eine so schön war, daß ich den ganzen Tag hätte zuhören mögen." — „Welches war schön?" fragte F. mit einer Miene, als wolle er sagen: nun hab' ich dich! — „Das Erste, das ging mir so lieblich in das Ohr herein, als hörte ich Glockengeläute und dürfte draußen auf einer Wiese spielen." — „Margarethe, Sie kann gehen," winkte Herr F. seiner Köchin zu, die bisher schadenfroh dagestanden hatte; und sich zu seinem Schüler wendend, sagte er diesem: „siehst du, Fritz, was ein natürliches Gefühl vermag? Das ist ein roher, ungebildeter Schusterjunge, den der Himmel auch in seinem Gesichte nicht zum besten bedacht hat, und der findet das Göttliche in unserem Haydn gleich heraus; und du kommst mir immer mit deinen kunterbunten Variationchen, und klimperst sie mit einem Wohlgefallen ab, als freute sich Gott im Himmel darüber. Wenn der Bube deinen Unterricht gehabt hätte, der würde ein anderer Musiker werden als du. Nun marschir Er, Musje!" schnauzte er Wilhelm an, „und morgen komm' Er wieder, aber in's Zimmer und nicht vor die Thür! Der Fritz hat dann wieder Lektion und Er kann zuhören."

Wilhelm ging im Herzen froh und dankend hinunter, und am andern Tage, als er Fritz erspähte, wieder hinauf. Herr F. wies ihn auf einen Stuhl am Fenster, auf dem eine Tasse Kaffee nebst Kuchen stand. „Da friß!" sagte er barsch, „und rühr' dich nicht." Wilhelm that sein Möglichstes, um diese beiden Befehle der Ruhe und der Bewegung im Einklang zu vollführen. Fritz spielte wieder mehrere Stücke; nachdem er fertig war, stellte sich F. in seiner ganzen Höhe vor Wilhelm hin und fragte: „Welches hat Ihm am besten gefallen?" Und wieder traf es sich, daß Wilhelms einfaches, ungeschultes Urtheil das klassische Musikstück dem leeren Klingklang vorzog. F. sagte nichts, als: „Du kannst wieder kommen." So ging es mehrere Tage: die Tasse Kaffee, der Tagsbefehl, das Fragen, die Weisung, wieder zu kommen.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, September.

(Fortsetzung.)

Bauten. — Literatur.

Dieß zu vollenden, ist nun die eben so schwierige, als kostspielige, aber doch nun schon bald gelöste Aufgabe; denn bereits steht die beinahe fertige eiserne Riesenpyramide des Gerippes, ein wahrhaft cyclopisches Werk, in der Schlosserkunstwerkstätte Bollingers aufgerichtet, und schon scheinen alle Anstalten getroffen, um die Zusammensetzung aller vollendeten Bestandtheile in der schwindelnden Höhe zu bewerkstelligen. Ein wahres Meisterstück der Zimmerkunst ist das ungefähr — von der Uhr an gerechnet — 15 Stockwerke hohe hölzerne Gerüste; die Festigkeit und die sinnreiche Combination dieses nun schon mehrere Jahre allen Stürmen trotzenden Werkes sind gleich bewundernswürdig. Der Stephansthurm, wie er eng und dicht von dieser hölzernen kunstreichen Schnürbrust umstrickt dastebt, gewährt einen merkwürdigen Anblick. Ob wohl unsere Enkel je die Vollendung des zweiten, zu gleicher Majestät bestimmten Thurmes schauen und somit die Verwirklichung eines großartig entworfenen, christlicher Kunstbegeisterung entsprungenen Planes erleben werden?

Bei dieser Gelegenheit muß ich noch einiger großen Bauten gedenken, der Ferdinandswasserleitung und der Winterschwimmschule beim Dianabade. Erstere ist ein wahrhaft grandioses Unternehmen und wird einem längst gefühlten dringenden Bedürfnisse abhelfen, indem es auf Versorgung der wasserarmen Vorstadtbezirke mit dem unentbehrlichsten aller Bedürfnisse abzielt. Mittelst eines höchst sinnreichen, durch Dampf getriebenen Apparats wird das Wasser aus dem Donaubette gehoben und in nicht unbedeutender Steigung eine weite Strecke in die verschiedenen Bassins geleitet. Schon sind mehrere Distrikte mit den neuen Reservoirs versehen und können nicht genug die ihnen zu Theil gewordene Wohlthat preisen. Der Aquäduct besteht aus einer doppelten Röhrenlage, so daß bei zufällig eintretenden Störungen leicht abgeholfen werden kann. Die Hydraulik hat hier einen schönen Sieg gefeiert, aber auch die Humanität; denn wenn ich nicht irre, so ist der Fonds zu dem wichtigen und weitaussehenden Unternehmen mittelst Subscription gegründet worden. — Eine andere, wenn auch nicht vom Staat ausgehende, doch dem Publikum zu Statten kommende Unternehmung ist die Winterschwimmschule beim Dianabade. Wenn man bedenkt, von welchem Einflusse Bäder auf den öffentlichen Gesundheitszustand sind, besonders in großen Städten, deren eng zusammengepferchte Bevölkerung der Wohlthat des Badens im fließenden Wasser meistens entbehrt, so muß man eine Anstalt willkommen nennen, die diesem Uebelstande einigermaßen abhilft. Die Winterschwimmschule besteht aus einem 168′ in der Länge, 46′ in der Breite und 46′ in der Höhe messenden Saal; achtzehn gußeiserne Bogen werden die geschmackvolle Saaldecke tragen, und zwei Reihen Ankleidezimmer befinden sich an den Seiten. Das Bassin ist 112′ lang und 40′ breit; Fayencetafeln bilden das Belege. Baumeister Engel, ein Württemberger, leitet den nun bald vollendeten Bau. — Ein kostspieliges Werk ist die Ueberwölbung des den nordwestlichen Theil Wiens durchziehenden Alserbaches, eigentlich mehr Kloake als Bach; wollte Gott, der, besonders zu gewissen Zeiten, furchtbar mephitische Wienfluß könnte auch eine solche Hülle erhalten!

Unsere bekannten literarischen Zustände sind sich im Allgemeinen in der letzten Zeit vollkommen gleich geblieben. Die gelesensten der hiesigen Journale für schöne Literatur sind die „Theaterzeitung," die „Wiener Zeitschrift," der „Humorist," das „Oesterreichische Morgenblatt," der „Wiener Zuschauer," die „Allgemeine Musikzeitung," die von Dr. Frankl neu begründeten „Sonntagsblätter," eine Wochenschrift. Der „Sammler" und „Wanderer" sind zwar alte, aber auch verlebte Tageblätter, Compilationen, die sich nur noch durch ihre ungemeine Wohlfeilheit halten. Eine gewisse Färbung ist zwar diesem oder jenem Blatte nicht abzusprechen, aber dieser Anflug von Colorit kann schwerlich Charakter genannt werden. — Die Rubriken: „Unterhaltendes," „Tageschronik" und „Theaterkritik" sind die Hauptstücke unserer sämmtlichen ästhetischen Blätter; was würde ohne Theater aus der heutigen Journalistik werden? Einen Uebergang zu den wissenschaftlichen Zeitschriften bilden die bekannten „Wiener Jahrbücher der Literatur" unter Deinhardsteins Leitung und Beihülfe tüchtiger Mitarbeiter. Von den periodischen Blättern für streng wissenschaftliche Fächer sind vorzüglich zu nennen: die „Zeitschrift für österreichische Gelehrsamkeit und politische Gesetzkunde," „die medizinischen Jahrbücher," „das polytechnische Journal," „die Bauzeitung." Alle diese wissenschaftlichen Organe können hier nicht charakterisirt werden; Verdienst ist übrigens keinem abzusprechen. Zu den bedeutendsten, in neuester Zeit erschienenen wissenschaftlichen Werken gehören: Rußeggers, kaiserl. Bergraths, höchst lehrreiches Reisewerk, und des Freiherrn von Hügel „Kaschmir und das Reich der Sikhs," von welchem letzteren der vierte Band nächstens erwartet wird. Albrecht Krafft, ein ausgezeichneter Orientalist, hat die arabischen, persischen und türkischen Handschriften der Wiener orientalischen Akademie edirt. Krafft arbeitet gegenwärtig an einem großen Katalog der orientalischen Handschriften der Wiener Hofbibliothek, bekanntlich nebst der großen Bibliothek in Paris eine der reichsten an solchen Schätzen. Der vielseitig gelehrte Endlicher, nach Jaquins Tode der Hauptrepräsentant der hiesigen naturwissenschaftlichen und überhaupt gelehrten Bestrebungen, hat die berühmte, von Jesuiten verfertigte große Karte von China (im Jahre 1786 wurde diese Karte in Kupfer gestochen) lithographirt herauszugeben begonnen. Vorläufig sind auf zwei Blättern die Provinzen Tse Kiang und Kiang Son erschienen. Statt der chinesischen Zeichen wurden lateinische Lettern gewählt. — Unsere Poeten par excellence schweigen seit geraumer Zeit. Halm und Bauernfeld etwa ausgenommen, die von Zeit zu Zeit ein dramatisches Produkt vom Stapel laufen lassen. — Unsere Hauptlyriker haben sich zurückgezogen, oder lassen sich höchstens dann und wann in einem oder dem andern Journale vernehmen. Dagegen sind einige jüngere Poeten mit ihren ersten Sammlungen aufgetreten, so Ritter v. Levitschnigg, Hermann Rollet, denen eine mehr und minder glänzende Zukunft zu prophezeien. Auch eine Dichterin lebt in unserer Mitte, Betty Paoli; ihre kürzlich erschienenen gesammelten Gedichte fanden warme Aufnahme. Eine andere Dichterin, deren Vaterstadt Wien ist, Nina Guyon, Gemahlin eines Arztes in Algier, ist fern von der Heimath gestorben.

(Fortsetzung folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 225:
Das Glück.

Beilagen: Literaturblatt Nr. 99 u. Monatsreg. Sept.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sechsunddreissigster Jahrgang.

1842.

Oktober.

Stuttgart und Tübingen,
im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Morgenblatt.

Der Gedanke, in einer unterhaltenden und belehrenden Zeitschrift die Literatur und die ganze Bildung der Gegenwart, mit Ausschluß der politischen Tagesgeschichte, auf würdige Weise zu repräsentiren, ist dem Morgenblatt bei seiner Stiftung im Jahr 1806 zu Grund gelegt und seitdem festgehalten worden.

Für die literarische Kritik und für die Kunst sind längst besondere Beilagen angeordnet, und für diese beiden Zweige selbstständige Redaktionen bestellt.

Dem eigentlichen Unterhaltungsblatt bleibt im Allgemeinsten die Aufgabe, der vaterländischen Literatur, besonders der Poesie in ihren verschiedenen Zweigen, als Organ zu dienen, und dann, die allgemeinen Fortschritte in Literatur, Wissenschaft und Kunst in ihrem Bezug auf das Leben der Völker, die Bewegung und Entwicklung der Gesellschaft möglichst vielseitig zur Anschauung zu bringen. — Das **Morgenblatt** kann, der oben angedeuteten Idee gemäß, den verschiedenartigsten Stoff in sich aufnehmen. Hinsichtlich der Form wird dabei die Rücksicht festgehalten, daß das Ernste, wissenschaftlich Belehrende nicht sowohl erschöpfen, als anregend wirken, das Anziehende und Unterhaltende aber sich möglichst vom Gemeinen fernhalten soll.

Das Material zerfällt in folgende Hauptabschnitte:

Poesie. Gedichte lyrischen, beschreibenden, erzählenden, epigrammatischen, satirischen Inhalts; Bruchstücke ungedruckter dramatischer Dichtungen; Dichtungen jeder Form aus dem erzählenden Fache. Von den interessantesten Produkten fremder Literaturen werden Uebersetzungen oder Bruchstücke mitgetheilt.

Leben. Schilderungen des Volkslebens in allen Kreisen und Beziehungen, in ernster und komischer Form, Reisebeschreibungen und Auszüge aus solchen, fortlaufende Berichte von den wichtigsten Orten über die gesellschaftlichen und literarischen Verhältnisse, über Kunst, Bühne, Musik. Der Zweck und die Oekonomie der Blätter erlauben übrigens nicht, von irgend einem Orte eine eigentliche Musik- und Theater-Chronik zu geben, und dergleichen Leistungen überhaupt anders als in Bezug auf's Allgemeine zu besprechen. Auch dem Wechsel der äußern Lebensformen, den Moden, den Verfeinerungen aller Art wird die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt, mit der nothwendigen Rücksicht, daß hier nur die bezeichnendsten Formen angedeutet, die vornehmsten Resultate hervorgehoben werden können.

Geschichte. Das **Morgenblatt** eignet sich auf diesem Felde vorzüglich an: Kulturgeschichte, wichtige archäologische Entdeckungen, Denkwürdigkeiten aus der nächsten Vergangenheit, Beiträge zur Bildungsgeschichte berühmter Männer, ungedruckte Arbeiten und Briefe derselben u. s. w.

Wissenschaft. Fortlaufende Notizen über die wichtigsten Entdeckungen und Erfindungen; Darstellung der interessantesten Ansichten vorzüglich in den Fachern, welche in nächster Beziehung zum Leben und der Entwicklung der gesellschaftlichen Verhältnisse stehen, in den philosophischen und Naturwissenschaften im weitesten Sinne. Der Hauptgesichtspunkt dabei ist, sowohl elementarische Didaktik als streng wissenschaftliche Sprache zu vermeiden, und dem Ernsten und Wissenswürdigen durch ansprechende Form Eingang zu verschaffen.

Ein sich stets erneuernder und verjüngender Kreis schätzbarer Mitarbeiter sichert der Redaktion die Mittel, der Zeitschrift den Ruf zu erhalten, dessen sie schon so lange genießt. Schriftsteller, welche der Redaktion die Ehre erweisen, sie in ihren Bemühungen zu unterstützen, werden ihre Beiträge, wenn diese dem Zweck und dem Charakter der Blätter entsprechen, dankbar angenommen und von der Buchhandlung angemessen honorirt sehen.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. Für literarische Anzeigen werden besondere Intelligenzblatter beigelegt.

Jeder Monat erhalt ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhaltsanzeige.

Das Literaturblatt

stellt sich die Aufgabe, über alle Erscheinungen der neuesten Literatur zu berichten, die für den größern gebildeten Leserkreis von Interesse seyn können, d. h. über die vorzüglichsten neuern Dichterwerke, so wie über alle Gattungen der vorherrschenden Unterhaltungsliteratur; ferner über wichtige neue Forschungen aller Art, durch welche der Horizont des menschlichen Wissens erweitert wird, in Länder- und Völkerkunde und Geschichte, in allen Gebieten der socialen Kultur und selbst in den strengern Wissenschaften, sofern Werke dieser Art großes Aufsehen erregen und für das praktische Leben nicht ohne Folgen sind, so daß sie keinem Gebildeten fremd bleiben dürfen. Dem Zwecke solcher literarischen Mittheilungen sagt die referirende Form am besten zu, die in möglichster Kürze den wesentlichen Inhalt eines Werkes bezeichnet, und das Zusammenordnen nach Fächern, wodurch dem Leser eine Uebersicht und eine Vergleichung des Verwandten gewahrt wird. Der scherzende Ton ist nicht ausgeschlossen, wo es der Gegenstand mit sich bringt oder erlaubt, die Strenge der verdammenden Kritik aber gewissenhaft nur ganz verwerflichen Tendenzen vorbehalten.

Das Kunstblatt.

Durch die Wahrnehmung einer vermehrten und vielversprechenden Wirksamkeit der bildenden Kunst wurde im Jahr 1819 das Erscheinen des **Kunstblatts** als regelmäßiger Beilage des **Morgenblatts** veranlaßt. Die Absicht dieses Unternehmens konnte nur seyn, die Kunstbestrebungen der Gegenwart und Vorzeit einem weitern Kreise als dem, welchem deren unmittelbare Anschauung zu Gebote steht, bekannt zu machen und dadurch zu allgemeiner Erweckung und Ausbildung des Kunstsinns beizutragen. Diesen Zweck hat die Redaktion von Anfang bis jezt verfolgt und betrachtet ihn, bei der weitgreifenden Entwicklung und vielfachen Begünstigung, welche die Kunst seitdem gewonnen hat, fortdauernd als Richtschnur ihres Bestrebens.

Das **Kunstblatt** bemüht sich zuvörderst, übersichtliche Berichte über die Leistungen der lebenden Kunst aus den Hauptorten ihrer Thatigkeit zu liefern, und was in diesen nicht Erwähnung findet, durch kurze Nachrichten zu erganzen. Jene Berichte können erzahlend und beurtheilend seyn; in denen lezterer Art spricht jeder Mitarbeiter seine individuelle Meinung aus, die Redaktion jedoch hat sich die Umsicht und Billigkeit zum Augenmerk gesezt, welche durch Liebe zur Sache überhaupt geboten ist.

An diese Uebersichten knüpfen sich Berichte über die Förderungen, welche der Kunst durch persönliche Gönner und die ihr gewidmeten Anstalten und Vereine zu Theil werden, Beschreibungen und Beurtheilungen einzelner ausgezeichneter Werke der Architektur, Sculptur und Malerei, Anzeigen neuer Kupferstiche und Lithographien, Nachrichten über neue Erfindungen, Biographien lebender oder kürzlich verstorbener Künstler, und Abhandlungen über Gegenstände der Theorie und Philosophie der Kunst.

Die Kenntniß früherer Kunstperioden suchen Beiträge mannigfaltiger Art zu fördern; das vorchristliche Alterthum und jede für dessen Verständniß wichtige Forschung und Entdeckung, ingleichen die Anfänge der christlichen Kunst, ihre Blüthe und ihr Fortgang bis auf unsere Zeit, sind in diesem Gebiete zu berücksichtigen.

Zugleich verlangt die archäologische und artistische Literatur eine fortwährende Beachtung, weßhalb Anzeigen, Beurtheilungen und kurze Notizen über neu erscheinende Bücher und Kunstwerke eine möglichst umfassende Uebersicht zu geben bestimmt sind.

Endlich steht auch den Anzeigen des Kunst- und Buchhandels, so weit sie die bildende Kunst angehen, ein mäßiger Raum des Blattes offen.

Dankbar erkennt die Redaktion die ihr bisher zu Theil gewordene Mitwirkung vieler ausgezeichneter Gelehrten und Künstler; im Einverständniß mit der Verlagshandlung wird sie bemüht seyn, dem **Kunstblatt** ferner eine gleiche Theilnahme zu erhalten.

Der Jahrgang des „**Morgenblatts,**“ mit Einschluß des „**Literaturblatts**“ und „**Kunstblatts,**“ kostet 20 fl.
Der Jahrgang des „**Literaturblatts**“ und „**Kunstblatts,**“ ohne das „**Morgenblatt**“ . . . . . 10 fl.
Der Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „**Literaturblatt**“ . . . . . 6 fl.
das „**Kunstblatt**“ . . . . . 5 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Hauptpostamt in Stuttgart, das „**Morgenblatt**“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Ein Flecken am Rhein. Von F. Freiligrath. 235.
Mein Krystallglas. Von J. Kerner. 237.
Winterstille. Von O. Prechtler. 238.
Der schwarze Shawl. Von J. G. M. 240.
Die Zeit. 241.
In ein Album. Von H. Kurz. 242.
Bruchstücke aus einem Gedicht: „Blicke aus der Glöcknerstube in einer Decembernacht.“ Von Ph. H. Welcker. 243. 244. 245. — 249.
Distichen in bunter Reihe. Von H. Viehoff. 247.
Sommerfrüchte. 248.
Mit einem Röschen. Von H. Kurz. 251.
Liebeslied. Von W. Limberg. 254.
Die Sage von der zurückgebliebenen Nachtigall. Von Ph. H. Welcker. 257.
Der renovirte St. Stephansthurm. Von J. Kerner. 260.

Räthsel.

Die Frage. 255.

Erzählungen.

Die Liebeserklärung. Von A. T. Beer. 235 — 242.
Ein Reiterstücklein. 245 — 252.
L'homme aux aventures. 256 — 258.

Reisen.

Ein Gang durch Böhmen. 250 — 256.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Tagebuch aus Ostende. 236. 237. 238. 239. 240. — 242. 243. 244.
Homer. 246 — 248.
Der Cultus des Todes. Von A. v. Sternberg. 253. 254.
Holländische Schilderein. 258 — 260.
Die Antigone. 260.

Korrespondenz.

Wien. 255. 256. — Köln. 236. 237. — 250. 251. 252. — Dresden. 257. 258. — 260. — London. 239. 240. — Mainz. 241. 242. — Lausanne. 243. 244. 245. — Paris. 246. 247. 248. 249. — Berlin. 252. 253. 254. 255. 256. — Neuchatel. 257. 258. 259.

Literatur-Blatt.

Nro. 100.

Vermischte Schriften. Nachgelassene Schriften B. G. Niebuhrs, nichtphilologischen Inhalts. — Reisehandbuch. Die Mosel und ihre nächsten Umgebungen von Metz bis Coblenz, historisch-topographisch.

Nro. 101.

Kriegswissenschaft. Deutschlands Vertheidigung gegen den äußern Feind und das sie befördernde System der Eisenbahnen. Mit einer Tafel Abbildungen. Von einem Offizier ꝛc. — Lyrische Dichtkunst. Gedichte von K. F. H. Straß (Otto von Deppen).

Nro. 102.

Roman. Der Missionär. Ein Roman von A. v. Sternberg. — Kirchliche Literatur. Ueber das Verhältniß der bischöflichen Kirche von England zu der ursprünglichen apostolischen von Dr. W. Cylebus.

Nro. 103.

Slawische Literatur. 1) Die Wissenschaft des slawischen Mythus im weitesten, den altpreußisch-lithauischen Mythus mit umfassenden Sinne. Nach Quellen ꝛc. von Dr. Ignaz

Johann Hanusch. — 2) Die Slawen in den älteſten Zeiten bis Samo (625). Eine linguiſtiſch-geographiſch-hiſtoriſche Unterſuchung. Von P. St. Kaulfuß. — 3) Ueber den gegenwärtigen Zuſtand der böhmiſchen Literatur und ihre Bedeutung. Von Leo Grafen von Thun.

Nro. 104.

Slawiſche Literatur. 4) Geſchichte von Böhmen. Größtentheils nach Urkunden und Handſchriften. Von Franz Palacky. — Dichtkunſt. Der Fürſt der Liebe. Dichtungen von Eduard Duller. — Dramatiſche Dichtkunſt. 1) Konradin, der lezte Hohenſtaufe. Trauerſpiel in fünf Aufzügen. Lyriſches und Epiſches. Von Wilhelm Rueß. — 2) Konradin. Trauerſpiel in fünf Aufzügen von F. Lindner.

Nro. 105.

Dichtkunſt. 1) Kaiſer Barbaroſſa. Dichtergabe zum Kölner Dombau von Ludwig Bauer. — 2) Barbaroſſa. Ein Eichenkranz um ein altdeutſches Kaiſerbild. Von Buſſo von Hagen. — Militäriſche Schriften. 1) Sechsundzwanzig Friedensjahre. — 2) Preußen als Militärſtaat. Von C. L. Hellrung. — Kriminalgeſchichte. 1) Der neue Pitaval. Eine Sammlung intereſſanter Kriminalgeſchichten. Herausgegeben vom Kriminaldirektor Dr. Hitzig und Dr. Häring (W. Alexis). — 2) Mein Wahnſinn im Kerker. Von Angelo Frignani.

Nro. 106.

Lyriſche Dichtkunſt. 1) Caledon. Sammlung der beſten ſchottiſchen Gedichte. Zweiter Band. William Mothers wells und Robert Tannahills Gedichte, deutſch von H. J. Heintze. — 2) Rhein- und Weinlieder von Bernhard Brach. — Literargeſchichte. Geſchichte der Stiftbibliothek von St. Gallen ſeit ihrer Gründung. Aus den Quellen bearbeitet auf die tauſendjährige Jubelfeier von Bibliothekar Weidmann.

Nro. 107.

Slawiſche Literatur. 5) Die älteſten Denkmäler der böhmiſchen Sprache. Kritiſch beleuchtet von P. J. Safarik und F. Palacky. — Lyriſche Dichtkunſt. Prophetenſtimmen. An das Geſchlecht dieſer Zeit nach den Ausſprüchen der heiligen Seher des Morgenlandes von Leopold Haupt. — Verfaſſungsweſen. Das poſitive Staatsrecht nach den Verfaſſungsurkunden. Von Pölitz. Ergänzungsband. Darſtellung der europäiſchen Verfaſſung ſeit 1828 von Fr. Bülau.

Nro. 108.

Geſchichte. 1) Forſchungen auf dem Gebiete der neuern Geſchichte. Herausgegeben von Karl Auguſt Müller. — Romanzen und Volksſagen. 1) Die Sagen der Pfalz. Aus dem Munde des Volks und deutſcher Dichter von Friedrich Baader und Laurian Moris. — 2) Sachſens große Erinnerungen. Ein Kreis von Gedichten von Bruno Lindner. — 3) Preußens Volksſagen, Mährchen und Legenden, bearbeitet von Widar Ziehnert. — 4) Schleſiſche Sagenchronik. Von A. Kern. — 5) Thüringen und der Harz mit ihren Merkwürdigkeiten, Volksſagen und Legenden. — 6) Das zwölfjährige Mönchlein. Ein Gedicht des 14ten Jahrhunderts.

Nro. 109.

Werke über Preußen. 1) Ueber die Grenzverhältniſſe der öſtlichen Provinzen der preußiſchen Monarchie. Ein politiſch-militäriſches Fragment. — Dramatiſche Dichtkunſt. 1) Aby oder der verjüngte Greis. Dramatiſirtes Mährchen von C. M. Winterling. — 2) B. von Beskow. Schwediſche Tragödien, überſezt von Adam Oehlenſchläger. 3) Demoſthenes. Ein Trauerſpiel in vier Akten von W. F. C. Meſſenhauſer. — 4) Répertoire du théâtre français à Berlin. — 5) Theater von Carl Blum. — 6) Dramatiſche Neujahrsgabe für 1842. Von Chr. Dehn. — 7) Liebe, Tragödie in fünf Akten von Held. — 8) Irrfahrten eines Komödianten.

Nro. 110.

Geſchichte. 2) Geſchichte der europäiſchen Staaten. Herausgegeben von Heeren und Ukert. Geſchichte des preußiſchen Staats von Stenzel. — 3) Briefwechſel der berühmteſten Gelehrten des Zeitalters der Reformation mit Herzog Albrecht von Preußen. Von Joh. Voigt. — 4) Geſchichte des Entwicklungsgangs der brandenburgiſch-preußiſchen Monarchie von Herrmann von Ohneſorge.

Kunſt-Blatt.

Nro. 79.

Goya. — Statiſtik der Kunſt. — Feſt. — Gerichtserkenntniß in Kunſtſachen. — Alterthümer.

Nro. 80.

Allerlei aus London. — Berichtigung. — Neue Kupferſtiche. 1) Franz I., Kaiſer von Oeſterreich, Büſte. Kupelwieſner gem., G. Leybold geſt. — 2) Ferdinand I., Kaiſer von Oeſterreich, Büſte. Kupelwieſner gem., G. Leybold geſt. — 3) Ludwig, Erzherzog von Oeſterreich, Halbfigur. Leopold Fiſcher gem., Ign. Krepp geſt. — 4) Afrikaniſche Löwen. C. Rahl gez. u. geſt. — 5) Holzbauer aus dem Steyermärker Hochgebirge beim Waſſer an einem Gebirgswald. Gauermann gem. 1850. C. Rahl geſt. — 6) Twelfth night or what you will (Shakespeare). Edw. Landseer pinx., J. H. Robinson engr. — 7) Mercur and Argus, J. M. W. Turner pinx., Willmore sc. — 8) Pilgrim's arriving in sight of the holy city. C. L. Eastleake pinx., George Doo sc. — 9) Pierre le Grand sauvé par sa mère, peint par Steuben, grav. par Jazet. — Alterthümer. — Neue Stiche. — Lithographiſche Werke. — Literatur. — Neue Zeitſchrift. — Nekrolog.

Nro. 81.

Ueber den gegenwärtigen Zuſtand der franzöſiſchen Schule und den Pariſer Salon im Jahr 1842. (Fortſetzung zu Nr. 55.) — Mailand. — Perſönliches. — Ausſtellungen. Akademien und Vereine.

Nro. 82.

Ueber den gegenwärtigen Zuſtand der franzöſiſchen Schule und den Pariſer Salon im Jahr 1842. (Fortſetzung.) — Neue Kupferſtiche und Lithographien. 10) Les enfans d'Edouard separés de leur mère, peint. par N. Gosse, grav. par Eug. Jazet. — 11) Murillo, Blanchard del. et sc. — 12) Helena Adelsfriet, A. de Lemud del. Lemercier impr. — 13) Der Violinſpieler, gem. von Geiger, lith. von Pfaff. — Akademien und Vereine. — Muſeen und Sammlungen. — Denkmäler.

Nro. 85.

Ueber den gegenwärtigen Zuſtand der franzöſiſchen Schule und den Pariſer Salon im Jahr 1842. (Schluß.) — Lithographie. Der Schwur im Grütli, am Martinstag 1307. Erfunden, gemalt und auf Stein gezeichnet von Eduard Steiner. — Denkmäler. — Bauwerke.

Nro. 84.

Der römiſche Baſilikenbau, näher entwickelt nach den Reſten der antiken Baſilika von Trier. — Bauwerke.

Nro. 85.

Ueber die bronzene Apollons-Statue im Louvre. — Der römiſche Baſilikenbau ꝛc. (Fortſetzung.) — Kölner Dombau. — Plaſtik.

Nro. 86.

Der römiſche Baſilikenbau ꝛc. (Schluß.) — Ulm. — Plaſtik. — Malerei. — Medaillenkunde. — Galvanoplaſtik. — Alterthümer.

№ 235.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Sonnabend, den 1. Oktober 1842.

— Erfriſchet neue Lieder,
Steht nicht länger tiefgebeugt!
Denn der Boden zeugt ſie wieder,
Wie von je er ſie gezeugt.

Goethe.

Ein Flecken am Rheine. *

Von F. Freiligrath.

Gruß dir, Romantik! — Welch ein prächtig Neſt!
Mit ſeines ſchlanken Mauerthurmes Zinnen,
Mit ſeiner Thore moosbewachsnem Reſt,
Mit ſeiner Burg, ſo ſchartig und ſo feſt,
Wie reißt es ſieghaft meinen Geiſt von hinnen!
Gruß dir, Romantik! Träumend zieh' ich ein
In deinem ſchönſten Zufluchtsort am Rhein!

Drin weilſt du noch! Im ſchlichten Nonnenkleid
Blickſt du mich an durch die bemalten Scheiben.
Es hat geächtet dich die Nüchternheit,
Ach, und die Klugheit dieſer haſt'gen Zeit;
Sie möchten gern dich ganz und gar vertreiben.
In kleinen Uferveſten, morſch und grau,
Birgſt du dich zitternd, wunderbare Frau!

Dort — ach, in Kirchen, die des Schmuckes baar,
Dort iſt die Statt, wo deine Seele jammert!
In öden Kirchen, mit zerwehtem Haar,
In öden Kirchen knie'ſt du am Altar,
Und hältſt mit Weinen brünſtig ihn umklammert.
In ſeines Schattens ewigheil'ger Ruh'
Suchſt eine Freiſtatt deinem Schmerze du.

Und biſt dieſelbe doch, die einſt mit Lob
Und trunkner Scheu des Volkes Beſte nannten;
Die Ludwig Tieck einſt auf den Zelter hob,
Die keck den Forſt der Poeſie durchſtob,
Arnim, Brentano, deines Zugs Trabanten.
Die Waldung glühte, ſilbern ſprang der Born,
Und wie ein Mährchen ſcholl das Wunderhorn.

Das war vordem! — Jüngſt ging ich am Geſtad;
Grün floß der Strom: nicht Volker ſah ihn reiner.
Ein Dampfboot zog vorüber ſeinen Pfad,
Tief in die Wellen griff es mit dem Rad,
Und auf dem Deck ſtand deiner Prieſter Einer:
Der jüngſte wohl — und doch ſchon grauen Haars
Um die gewölbten Schläfen: Uhland war's!

Wir kannten uns — wir grüßten uns. Vorbei
Mein einſam Städtchen ſchwamm er zu den Dänen.
Auf uns hernieder ſah die Lorelei,
Im Hals erſtickt' ich einen Freudenſchrei,
Doch in den Augen hatt' ich helle Thränen.
Trüb klang ein Lied in meiner Seele Schrein;
Das hieß: „Drei Burſche zogen über'n Rhein!"

* Proben aus dem nächſtens erſcheinenden Hanſa-Album von A. Harniſch.

Ja, dieß der Rhein! Die Woge mit dem Hort,
In deſſen Strahl ſich Uhlands Wimper ſonnte!
Und dort er ſelbſt! Die Sängerlippe dort,
Romantik, ach, die mit gefeitem Wort
All' deinen Zauber noch verkünden konnte!
Das Auge dort, das tief im Elfenbuſch
In deiner Bronnen Spiegel klar ſich wuſch!

Du wußteſt es, daß er vorüberzog!
Aus Burg und Felsriß durch des Morgens Näſſe
Sahſt du hernieder, und ein Lächeln flog,
Ein ſonnig Lächeln, als das Schiff ſich bog,
Durch deiner Züge kummervolle Bläſſe.
Mit trüber Freude ſahſt du auf den Knie'n
Auf deinem Strome deinen Dichter ziehn.

Da flog er hin! Der lezte Rauch verſchwämm!
Da flog er hin, dein jüngſter, reinſter Kämpfer!
Dein Lächeln floh, trüb ſtand der Berge Kamm,
In meinem Herzen pocht' es wunderſam:
Dein lezter Ritter — ach, und auf dem Dämpfer!
Dahingeriſſen von der neuen Zeit
Des Mittelalters fromme Trunkenheit!

Ein Gleichniß nur! — Doch kam es über mich,
Und nicht vermocht' ich's trotzig abzuweiſen;
Daher die Trauer, die mich überſchlich.
Du Stille, Bleiche, ja verhülle dich!
Die Zeit, o Herrin, iſt für dich von Eiſen!
Kalt unterwühlt ſie dein vermorſcht Aſyl —
Ach, nicht allein mit ihrer Dämpfer Kiel!

Dein Reich iſt aus! — Ja, ich verhehl' es nicht:
Ein andrer Geiſt regiert die Welt, als deiner.
Wir fühlen's Alle, wie er Bahn ſich bricht;
Er pulst im Leben, lodert im Gedicht,
Er ſtrebt, er ringt — ſo ſtrebte vor ihm keiner!
Ich dien' ihm auch und wünſch' ihm frohen Sieg —
Doch warum dir, Verbannte, deßhalb Krieg?

Dir, deren prächtig Banner ohnehin
Einſam nur weht noch auf zerfallner Mauer!
Dir, der Entthronten! — Mit bewegtem Sinn
Zu deinen Füßen werf' ich ſtill mich hin,
Ein ernſter Zeuge deiner Wittwentrauer!
Ein Kind der Neuzeit, fiebernd und erregt,
Das um die alte fromm doch Leide trägt!

Nicht wie ein Knabe! — Dieſe Stunde nur
Zu deinen Füßen klagend will ich ſitzen!
Der friſche Geiſt, der dieſe Zeit durchfuhr,
Er hat mein Wort, ich gab ihm meinen Schwur,
Noch muß mein Schwert in jungen Schlachten blitzen.
Nur eine Stunde! Aber die auch ganz
An deiner Bruſt, in deiner Glorie Glanz!

Da, nimm mich hin! Nimm mich und halt' mich feſt!
Ha, dieſe Scharten, dieſe Mauerzinnen,
Ha, dieſer Thore moosbewachsner Reſt,
Ha, dieſe Burg, dieß alte Falkenneſt —
Sieghaft, erobernd reißt es mich von hinnen!
Stromauf die Pfalz im Abendſonnenbrand —
Die Wolken Schlöſſer — ja, das iſt dein Land!

Ein Kirchenthor! — Wie träumend tret' ich ein;
Die Fenſter lodern, dunkelbunt geſchildert;
Die ſtolzen Roſen werfen prächt'gen Schein,
Und durch des Kreuzgangs düſtre Bogenreihn
Herſchaut ein Gärtlein, rankig und verwildert;
Still mit des Chores ewigernſtem Grau
Sein Laubgrün miſcht es und ſein Himmelblau.

Und leiſe zitternd überfliegt die Wand
Der wolk'ge Schatten ſeiner wehn'den Büſche;
Dort iſt der Ritter und der Burgfrau'n Stand;
Aus Stein gehauen, flehend ihre Hand
Zur Bruſt gehoben, ſtehn ſie in der Niſche;
Mild und ergeben ſtrahlt ihr bleich Geſicht —
Friede des Todes überſtrömt es licht.

Lautlos die Stätte! Markt und Strom wird weit!
Romantik, ha, mein Trauern iſt gebrochen!
Den Gottesfrieden, die Gotttrunkenheit,
Die du nur kennſt — nicht, ach, die neue Zeit! —
Hier fühl' ich rein ſie meine Bruſt durchpochen.
Die Erde weicht, in ſel'gen Armen hält
Der Himmel mich — verſchollen iſt die Welt!

Genug, genug! Nicht lange ſolch ein Port!
Zurück in's Leben! Mächtig ruft das Neue!
Doch was in's Herz mir ſenkte dieſer Ort,
Für immer flamm' es! Poch' es fort und fort
In meinen Adern! Geb' es mir die Weihe!
Geb' es mir Muth und Freudigkeit und Halt,
Wenn laut und fordernd mich der Tag umſchallt!

So wird mein Dienſt der Zeit ein reiner ſeyn. —
Verbanntes Weib, ich wollte mit dir klagen,
Mit Thränen netzen wollt' ich deinen Schrein —
Ich kam, und ſieh', du hauchteſt Ruh' mir ein!
Ich gehe fort, von neuer Kraft getragen;
Von deinem Licht umfloſſen, geh' ich hin:
Du biſt verbannt — doch ſtets noch Königin!

Leb' wohl für heut'! — Des Abends lezтes Gold
Strömt durch die Scheiben; über mir Geläute!
Die Kirchenfahnen flattern, halb entrollt! —
Ihr allzeit Klugen, die ihr wissen wollt,
Was alles Ding, was auch dieß Lied bedeute:
Der Lettner glüht, die ew'ge Lampe flammt —
Nennt für Brentano es ein Todtenamt!

Die Liebeserklärung.

(Fortsezung.)

Nach ein 'paar Wochen fragte F. Wilhelm: „Was hast du bisher gelernt?" Er erwiderte: „Wenig, mein Vater hat die Mittel nicht, aber schreiben und lesen kann ich doch." — „Ich will dir Lektionen geben," sagte F., „dreimal die Woche, und wenn ich nicht zu Hause bin, so kannst du dich auf meinem Clavier üben." Wilhelms Augen strahlten vor Freude, aber seiner zurückhaltenden Natur gemäß dankte er nur mit den Worten: „Ich will fleißig seyn!" — Den andern Tag kam er. Herr F. nahm seine Hände, untersuchte deren Sauberkeit und die Länge seiner Nägel; er schüttelte aber den Kopf dabei. „Eine schmuzige Hand," sagte er, „kann nicht auf diesen melodischen Tasten einhergehen; wer sich mit der Kunst befassen will, muß rein an Seele und Körper seyn. Margarethe!" schrie er, daß die Decke dröhnte. Sie kam verdrießlich herein. „Bring' Sie heißes Wasser und Seife." Sie that es brummend. Nun hieß er den Knaben sich waschen, und als er sauber war, stuzte er ihm die Nägel zu gehöriger Länge und sagte feierlich: „So kommst du mir jeden Tag zum Instrumente, und wenn du nicht sauber bist, so rührst du mir's nicht an." Die Lektion begann. F. unterrichtete vortrefflich, Wilhelm faßte schnell und begierig; in wenigen Monaten war er der Liebling seines Meisters. Eines Tages sagte ihm dieser: „Glaube nicht, daß es gut thut, wenn die Kunst in ein sonst ungebildetes Gemüth fällt; je mehr du überhaupt lernst, je tiefer wirst du auch von ihrem Geiste durchdrungen werden. Ich will dich in die Schule schicken: du sollst Latein und Mathematik und allerlei Dinge lernen, die den Geist überhaupt schärfen, und die dich in der Welt einmal zu einem tauglichen Manne machen werden."

Wilhelm theilte seinem Vater die frohe Nachricht mit, und dieser fand sich gerne darein, die Hülfe seines Sohnes zu entbehren, da dieser so große Vortheile aus der günstigen Stimmung seines Lehrers ziehen konnte. F. ließ es sich selbst sauer werden, er war auch gar nicht, was man gewöhnlich einen guten Mann zu nennen pflegt; er zankte und tobte oft unerhört, wies manchen Bettler mit Härte zurück; aber Wilhelm hatte, troz eines wenig gewinnenden Aeußern, auf's erstemal den Weg zu seinem Herzen gefunden, und je näher er ihn kennen lernte, desto mehr zog ihn der Fleiß, die Wißbegierde, die glänzende Fassungsgabe, mit einem Worte, die Tüchtigkeit des Knaben an. Manchmal ging er mit ihm in den herrlichen Wald vor der Stadt und machte ihm ein Sonntagsvergnügen. F. hinkte etwas; er ging dann gewöhnlich, seine stattliche Gestalt auf einen goldbeknopften Stock gestüzt, eine lange goldene Uhrkette mit dickem Petschaft an der Seite, ein paar Schritte voraus, und Wilhelm bescheiden, in seinem gewendeten, fadenscheinigen Jäckchen, die abgetragene Müze auf dem Kopfe, hinterdrein. Wenn sie aber an ein Carrousell kamen, stand F. still, bis Wilhelm ihm zur Seite war, und sagte: „Setze dich auf, Junge!" Und wenn dieser dann schnell auf dem hölzernen Pferde vor ihm vorbeischoß, dann konnte F. recht gutmüthig lächeln und die anmuthlose Gestalt seines Schüzlings mit wahrem Vergnügen betrachten. Dann wurde eine Erfrischung genommen und man ging wieder nach Hause. Aus diesem Verkehr entstand eine leidenschaftliche Verehrung des Knaben für seinen Lehrer und Wohlthäter, und auf der Seite des leztern ein Bedürfniß, dem Knaben Gutes zu thun, dessen Befriedigung ihn wahrhaft beglückte. Er erwies ihm aber auch unberechenbar viel Gutes, indem er die erste Grundlage zur Bildung in ein nach Kenntnissen dürstendes Gemüth legte, dem ein tüchtiger Verstand zu Hülfe kam. Wilhelm faßte so rasch und sicher, daß er in den zwei Jahren, während deren dieses Verhältniß fortdauerte, mehr lernte, als viele vom Schicksal Begünstigtere in dreimal derselben Zeit.

Jezt aber trat eine traurige Veränderung in Wilhelms Verhältnissen ein. Sein Vater konnte sich nur spärlich nähren in der großen, mit Arbeitern überfüllten Hauptstadt, und nahm daher einen Vorschlag, den ihm der Bruder seiner Frau machte, zu ihm nach Weimar zu ziehen, mit Freuden an. Er verkaufte Hab und Gut, und ging seinem Schicksale in der Fremde entgegen. Der Ruf, den die Schuhmacher seiner Vaterstadt durch ganz Deutschland behaupten, berechtigte ihn, in Sachsen auf größern Verdienst zu hoffen. Wilhelm trennte sich mit tiefem Schmerze von seinem Lehrer und Wohlthäter. Dieser sagte ihm, Gottes Regen falle überall hin, und er möge nur gut bleiben und immer ein richtiges Auge für das wahre und falsche Verdienst behalten; darauf drückte er ihm einen holländischen Dukaten in die Hand, die er ihm zum Abschied herzlich schüttelte. So traten sie ihre Wanderschaft mit einem Fuhrmann an, bei dem sie sich für geringen Lohn bedungen hatten. Es war Herbst und die Jahreszeit rauh; der Vater Karbeck, wenig

an Strapazen gewöhnt, fühlte sich am zweiten Tage ihrer Reise schon sehr unwohl. Wilhelm suchte es ihm im Wagen und in den Wirthshäusern so bequem als möglich zu machen; auch schleppte sich der Mann weiter, aber es ward nicht besser. Des armen Knaben Angst wuchs mit jedem Tage; endlich kamen sie ihrem Bestimmungsort ganz nahe. N. war das lezte Nachtquartier, dort aber blieb der Vater liegen, und es war unmöglich, ihn weiter zu bringen. Wilhelm weinte bitterlich an seinem Bette in der kleinen Kammer, die ihm die Wirthsleute gut und bequem eingerichtet hatten. Es ward zum Arzt, endlich zum Geistlichen geschickt, der mehr als jener ausrichtete, indem er den Leidenden zu einem sanften Tode vorbereitete, der eines Abends unerwartet schnell erfolgte.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, September.

(Fortsetzung.)

Literatur. — Theater.

Das von Carlopago redigirte „Oesterreichische Odeon" ist zunächst bestimmt, jüngern lyrischen, epischen und zum Theil auch dramatischen Talenten als Sammelplatz zu dienen und gewissermaßen einen im Augenblick fehlenden Musenalmanach zu ersetzen. — Andreas Schumacher beabsichtigt zum neuen Jahre einen Novellenalmanach. — Freiherr v. Feuchtersleben hat den literarischen Nachlaß Meyerns, des Verfassers von Dya-Na-Sore, mit Vorwort und Biographie herausgegeben, und sich die Freunde dieses zu früh geschiedenen geistvollen Schriftstellers verbunden. — Zum Schlusse dieser sehr flüchtigen Notizen über die laufende Belletristik gedenke ich einer Erscheinung aus dem Mittelalter. Es sind dieß vier poetische Erzählungen des steyermärkischen Herrn und Sängers Heran von Wildon, aus der Mitte des 13ten Jahrhunderts. Jos. Bergmann, Custos des k. k. Münz- und Antikenkabinets und der Ambraserssammlung, bereits durch ähnliche literarische Arbeiten bekannt, hat diese interessanten Denkmale altdeutscher Dichtkunst aus der einzigen Handschrift im sogenannten Heldenbuche der Ambraserssammlung zum erstenmale mitgetheilt und mit schätzbaren Anmerkungen begleitet.

In unserer Theaterwelt herrschte trotz Sommer und Hitze immerwährende hohe Fluth. Neuigkeiten und Gäste in Hülle und Fülle. Eine periodische Lücke bildeten die Ferien des Hofburgtheaters. Unsere Hofschauspieler hatten sich nach allen Richtungen zerstreut, um auf fremden Bühnen Lorbeeren zu sammeln. Nach Ablauf des Ferienmonats kehrten Alle wieder zur großen Satisfaktion des Publikums zurück zum heimischen Kunstherde. Auf dieser ersten Bühne Deutschlands kam endlich Gutzkows lang erwarteter „Richard Savage" zur Aufführung. Immerhin ein der Neugierde würdiges Stück. Damit ist nun freilich weder Lob noch Tadel ausgesprochen, und in der That schwankte auch die Stimmung des Publikums zwischen beiden. Weitere Neuigkeiten waren: „Der alte Herr" und „Lord wider Willen;" ersteres Stück von der Verfasserin des Oheims ꝛc., mit der auch hier wieder hervortretenden, fast allen Stücken der Dichterin gemeinsamen Grundidee; lezteres ein Scribesches Werk. Unter den Reprisen älterer Stücke nenne ich Grillparzers Ahnfrau. — Halms häufig gegebener „Sohn der Wildniß" zieht noch immer gewaltig an. — Carl Devrient kam heuer als Gast hierher, jedoch nicht zu seinem entschiedenen Glücke. Schade, daß dieser so begabte und feurige Künstler sich nicht gewöhnen zu können scheint, das rechte Maß zu halten. — Unserem Hofoperntheater waren Gäste über Gäste zugeströmt, gleichwohl wüßte ich, unbeschadet der Verdienstlichkeit Einzelner, keine besonders bedeutende Erscheinung hervorzuheben. Mit Vergnügen sah man die Lutzer und Standigl, unsere Koryphäen, wieder heimkehren. Zur Genugthuung ihrer hiesigen Verehrer haben Beide von ihrem heimischen Ruhme auswärts nichts eingebüßt, obgleich das Schicksal der deutschen Oper in London eben nicht das glänzendste war. Die Zauberflöte, Figaro, Jessonda, Kreutzers Nachtlager, Marino Faliero, die Nachtwandlerin und andere beliebte ältere und neuere Opern bildeten das Repertoire, ohne einen besonders ergiebigen Theaterbesuch erzwingen zu können. Nicht viel mehr wirkten die längst gewünschten Reprisen einiger ältern Stücke, wie Spontinis Vestalin und Cherubinis Wasserträger, lezztere Oper seit 11 Jahren hier zum erstenmale wieder gegeben. Diente nicht der Sommer zur Entschuldigung, so müßte man billig fragen: wo sind die Freunde des Klassischen geblieben? Lortzings „Czar und Zimmermann" ist verheißen, aber uns bis jezt nicht geboten worden. Da war eine Vorstadtbühne, das Josephstädter Theater, schneller damit zur Hand und machte volle Häuser; die Oper wurde dort recht gefällig aufgeführt. Ueberhaupt ist das Josephstädter Theater unter seinem tüchtigen Direktor Pokorny seit geraumer Zeit mit seinen Unternehmungen recht glücklich. Welche andere Bühne in Deutschland kann sich z. B. rühmen, mit ihren besten Stücken so großes Glück gemacht zu haben, wie das Josephstädter Theater mit seinem „Zauberschleier," einem Zauberstücke à la Raimund? Hundert Vorstellungen hinter einander, und noch fast ein halbes Hundert mit wenigen Unterbrechungen dazu, sind gewiß etwas kaum Erhörtes. So ein Erfolg ist aber auch vielleicht nur in Wien möglich. Um es an Ueberraschungen keiner Art fehlen zu lassen, wurde auf derselben Bühne ein sogenanntes Compagniestück auf Pariser Weise, nur mit dem Unterschiede gegeben, daß, statt zwei oder drei, gleich sechs Dichter sich der Arbeit unterzogen. Es war ein Lokalstück, unter dem Titel: „das grüne Band." Die Couplets waren das Gelungenste daran. — Während Nestroy auf Reisen ist, hat der Berliner Komiker Beckmann auf den Theatern an der Wien und in der Leopoldstadt im wahren Sinne des Wortes Furore gemacht. Ein kühnes Wagstück war Beckmanns Auftreten in Nestroyschen Charakteren, wie z. B. im „Lumpacivagabundus" oder als Titus Feuerfuchs im „Talismann;" indessen vermied er klugerweise alles Kopiren der Nestroyschen Manier und ließ sich nach seiner Weise gehen. Beckmann trat auch in mehreren Neuigkeiten auf, so in Holteis: „Aolerhorst, oder die Ereignisse im Riesengebirge" (nach einer Schoppenhauerschen Novelle), und in Friedr. Adams: „Lord und Seeräuber, oder des Meeres und des Lebens Wogen," einem französischen Effektstücke. Bekanntlich hat das Gerücht fälschlich Beckmanns Tod verbreitet; der lebenslustige Komiker hat sich darüber sehr philosophisch lustig gemacht.

(Schluß folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 26.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenz-Blatt. Nro. 26.

Sonnabend, 1. Oktober 1842.

[345] Im Verlag von Jent und Gaßmann in Solothurn ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

NOMENCLATOR ZOOLOGICUS,

CONTINENS

NOMINA SYSTEMATICA GENERUM ANIMALIUM

TAM VIVENTIUM QUAM FOSSILIUM,

SECUNDUM ORDINEM ALPHABETICUM DISPOSITA, ADJECTIS AUCTORIBUS, LIBRIS IN QUIBUS REPERIUNTUR, ANNO EDITIONIS, ETYMOLOGIA ET FAMILIIS, AD QUAS PERTINENT, IN VARIIS CLASSIBUS.

AUCTORE

L. AGASSIZ,

HIST. NAT. IN ACAD. NEOCOM. PROFESSORE.

Fasc. I. continens: **Mammalia, Echinodermata et Acalephas.**
Fasc. II. continens: **Aves.**

gr. 4. eleg. geh. Subscr.-Preis für das vollständige Werk von 700 bis 800 Quartseiten 24 fl. rhein. oder 14 Thlr.

Bei Bearbeitung dieses Werkes ist folgender Plan befolgt worden:

Es sind alle Genera, die je vorgeschlagen wurden, aufgenommen worden; und zwar ist nicht bloß der systematische Name angegeben, sondern auch der Verfasser, der das Genus aufgestellt hat; dann das Werk, in welchem das Genus zuerst bekannt gemacht wurde, mit beigefügter Jahreszahl, was bei Prioritätsangelegenheiten nicht ohne Wichtigkeit ist; ferner die Etymologie der Namen; und endlich die Familie, zu der jedes Genus gehört. Jede Klasse bildet ein für sich abgeschlossenes Ganzes; dagegen verbindet wiederum ein allgemeines einfaches Namenregister sämmtliche Klassen, und zeigt neben einander alle in verschiedenen Klassen mehrfach verbrauchte Namen. Dadurch, daß am Ende einer jeden Zeile die Familie, zu der jedes Genus gehört, angegeben ist, wird es möglich, ohne langes Suchen die natürliche Verwandtschaft sämmtlicher Genera im ganzen Thierreich ohne Zeitverlust zu finden, was bei Anordnung von Sammlungen eine große Erleichterung gewährt. Umgekehrt ist es möglich, beim einfachen Durchsehen des letzten Wortes aller Zeilen einer Klasse sogleich sämmtliche Genera kennen zu lernen, die je in einer Familie vorgeschlagen worden sind, und zugleich die Quellen zu erfahren, wo weitere Angaben über diese Genera mitgetheilt worden, was bei den jetzigen literarischen Hülfsmitteln für keine Klasse ohne bedeutenden Zeitaufwand geschehen kann.

Das Manuscript ist so weit durchgesehen, daß dem regelmäßigen Erscheinen der Lieferungen kein Hinderniß in den Weg treten kann. Die Anzahl der bisher aufgestellten und hier aufgeführten Genera übersteigt die überraschende Zahl von 17,000. Es wird daher auch Niemand mehr wundern, wenn mit jedem Jahre so viele neue Genera unwillkürlich unter Namen, die bereits vergeben waren, publicirt werden. Diesem großen Uebelstande wird hoffentlich das Register ein Ende machen, und dieß um so eher, als die Doppelnamen aus dem Pflanzenreiche ebenfalls aufgeführt werden, um für die Zukunft alle Kollision zu beseitigen.

---

[353] In Unterzeichnetem sind erschienen:

Fabeln

und

poetische Erzählungen

von

Gottl. Conr. Pfeffel,

in Auswahl herausgegeben von

H. Hauff,

Redakteur des Morgenblattes.

2 Theile. Taschen-Format, mit Pfeffels Portrait in Stahlstich.

Preis 1 fl. 36 kr. oder 1 Rthlr.

Pfeffel behauptet unter den deutschen Dichtern der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts eine sehr ehrenvolle Stelle. Er genießt eines bedeutenden Rufs, und seine Werke werden überall gelesen und hochgeachtet. Sein Geist ergoß sich vorzugsweise in die Form der Fabel und der derselben durch moralische oder satirische Pointe zunächst stehenden poetischen Erzählung. In diesen Gattungen, denen er auch vorzüglich seinen Ruhm verdankte, spricht sich sein lebendiger, liebenswürdiger Geist bei weitem am eigenthümlichsten aus, und nur auf sie konnte Rücksicht genommen werden, wenn es sich davon handelte, eine Auswahl von Pfeffels Werken zu treffen.

Viele der Pfeffel'schen Fabeln und poetischen Erzählungen sind, nicht selten mit großer Freiheit, immer mit Glück, fremden, namentlich französischen Mustern nachgebildet; wohl noch mehr gehören dem Dichter ganz an. Die Stoffe sind meist den Erfahrungen des täglichen Lebens oder den öffentlichen Ereignissen entnommen; besonders bot ihm die französische Revolution reiche Gelegenheit, sein schönes Talent zu üben und die Wechsel der großen Zeitgeschichte in heitern, launigten Bildern zu parodiren. — Viele seiner Schöpfungen in diesem Fache sind den besten gleichartigen in

allen Literaturen an die Seite zu setzen, und werden noch lange Genuß und Nutzen gewähren.

In gegenwärtiger Ausgabe sind fast alle Fabeln und ein großer Theil der poetischen Erzählungen vereinigt. Beigegeben ist aus den prosaischen Werken die Biographie eines Pudels, in der sich Pfeffels munterer Geist so rein ausspricht.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[358] Von dem in meinem Verlage unter dem Titel:

Jules Gailhabaud's

DENKMÆLER DER BAUKUNST

aller Zeiten und Länder.

Nach Zeichnungen der vorzüglichsten Künstler gestochen von *Lemaître, Bury, Olivier* und andern, mit erläuterndem Text von *de Caumont, Champollion-Figeac, L. Dubeux, Jomard, Kugler, Langlois, A. Lenoir, Girault de Prangey, Raoul-Rochette, L. Vaudoyer* etc.

Für Deutschland herausgegeben unter der Leitung von

Dr. Franz Kugler,

Prof. der königl. Akademie der Künste in Berlin.

200 Lieferungen in gross Quart. 400 Stahlstiche. Mindestens 100 Bogen Text.

Preis einer Lieferung, deren monatlich zwei erscheinen, bei ungetrennter Abnahme des ganzen Werkes, 12 gGr. oder 15 Sgr.

erscheinenden Werke werden die ersten zwei Lieferungen noch in diesem Monat versandt und dann in allen Buch- und Kunsthandlungen einzusehen seyn.

Dem Werk seine Einführung selbst überlassend habe ich nur noch auf den darüber ausgegebenen ausführlichen Prospect zu verweisen.

Hamburg, 15. August 1842.

Johann August Meissner.

---

[364] Die Ouverture für Orchester zur Oper:

Die Königin von Cypern von Halevy

erschien so eben. Preis 2½ Rthlr. Das Arrang. für Piano 17½ Ngr., zu 4 Händen ⅔ Rthlr., für Piano und Violine oder Flöte ⅔ Rthlr.

Clavierauszug mit franz. und deutschem Text. compl. 10 Rthlr.

ohne Finale 7½ Rthlr., alle Gesangs-No. à ⅙ — 1 Rthlr. empfehlen und bemerken, dass namentlich

No. 2. Duett (Sopran u. Tenor) Gerard, mein Gerard,
— 5. Der Gondolierchor, der zugleich für Quatuor, Trio, Duo und für eine Singstimme arr. ist.
— 9. Duett (Tenor u. Bass), Cavatine f. Bass, dito arr. f. Tenor einzeln.
— 16. Schlussquartett.

Bei den 45 Aufführungen, die in den letzten fünf Monaten unter grösstem Beifall in der Pariser grossen Oper stattgefunden haben, vom Publikum ausgezeichnet und zum Theil stets da Capo begehrt sind.

Piano-Compositionen über Lieblingsthemas dieser Oper von Kalkbrenner Op. 157., Herz, Schubert, Op. 35 — 38., Hünten, Osborne Op. 46., Rosellen Op. 43., Tolbecque (Contretänze) sind jetzt erschienen und von den musikalischen Zeitungen bereits sehr günstig beurtheilt worden.

Berlin, *Schlesinger*'sche Buch- u. Musikhandlung.

---

[380] Im Unterzeichneter sind so eben von nachstehenden klassischen Werken neue Ausgaben im elegantesten Taschenformat erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Oberon.

Romantisches Heldengedicht in zwölf Gesängen von

C. M. Wieland.

Englischer Einband mit goldenem Schnitt nebst einem Stahlstich. Preis 1 Rthlr. 16 Gr.

Emilia Galotti.

Trauerspiel in fünf Aufzügen von

G. E. Lessing.

Englischer Einband mit goldenem Schnitt. Preis 1 Rthlr.

Minna von Barnhelm.

Lustspiel in fünf Aufzügen von

G. E. Lessing.

Englischer Einband mit goldenem Schnitt. Preis 1 Rthlr.

Nathan der Weise.

Dramatisches Gedicht in fünf Aufzügen von

G. E. Lessing.

Englischer Einband mit goldenem Schnitt. Preis 1 Rthlr. 6 Gr.

Diese ausgezeichnet hübschen Bändchen reihen sich an die in gleichem Format und in derselben Ausstattung bereits erschienenen Editionen von Goethe's Hermann und Dorothea, Schillers Tell, Lenaus Gedichten u. s. w. und eignen sich ganz vorzüglich zu Festgeschenken.

Leipzig, im Sept. 1842.

G. J. Göschen'sche Verlagshandlung.

Allerneueste Beschreibung von Wien!

[366] In Carl Gerold's Buchhandlung in Wien ist so eben erschienen und daselbst, so wie in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Eine Woche in Wien.

Zuverläßiger und zeitsparender

Führer durch die Kaiserstadt

und ihre

nächsten Umgebungen.

Herausgegeben durch

A. A. Schmidl.

12. Wien 1842. Kartonirt mit Plan 14 gGr.

Diese neueste und bei solcher Vollständigkeit unzweifelhaft gedrängteste und compendiöseste Darstellung der Merkwürdigkeiten Wiens dürfte sich allen, deren Zeit und Aufenthalt in Wien beschränkt ist, als ganz vorzüglich zweckmäßig und brauchbar bewähren. Der beigefügte Plan kann als untrüglicher Wegweiser zu den interessantesten Punkten dienen, zu welchem Zweck die zu nehmenden Richtungen genau darauf bezeichnet sind.

Mozin's grosses Wörterbuch

in der französisch-deutschen Abtheilung nunmehr vollständig.

In nächster Woche versenden wir die letzte Abtheilung des zweiten französischen Theils von

Mozin's

vollständigem Wörterbuch

der deutschen und französischen Sprache,

nach den neuesten und besten Werken

über Sprache, Künste und Wissenschaften;

enthaltend die Erklärung aller Wörter, die Aussprache der schwierigeren, eine Auswahl erläuternder Beispiele zur Verständlichkeit ihrer verschiedenen Bedeutungen, die hauptsächlichsten sinnverwandten Wörter, Sprüchwörter und sprüchwörtlichen Redensarten beider Sprachen, die Ausdrücke des französischen Gesetzbuchs, die Münzen, Gewichte und Maaße der verschiedenen Staaten, ein Verzeichniß der gebräuchlichsten Eigennamen von Personen, Ländern, Flüssen ꝛc.

Mit Beiträgen von

Guizot, Biber, Hölder, Courtin und **mehreren andern Mitarbeitern.**

Auf's Neue durchgesehen und vermehrt

von

Dr. A. Peschier,

Professor an der Universität Tübingen.

4 Bände. In 8 Lieferungen von ungefähr 30 Bogen. Subscriptionspreis 14 fl. od. 8 Rthlr. 8 Gr.

Jede Lieferung 1 fl. 45 kr. oder 1 Rthlr. 1 Gr.

wovon wir den verehrlichen Herren Subscribenten hiemit vorläufige Nachricht geben wollen.

Stuttgart und Tübingen, 30. Sept. 1842.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[375] Bei Fr. Volckmar in Leipzig ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu finden:

Die Juden in Oesterreich, Preußen und Sachsen. Ihre allgemeine Stellung, ihre Rechte, Forderungen und Wünsche, mit legalen Nachweisen belegt von Ferd. Graf Schirnding.

gr. 8. broch. Preis 15 Ngr. = 54 kr. rh. = 36 kr. C.-M.

---

[341] **Neuester Roman von Henriette Hanke,** geb. Arndt.

Im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung in Hannover ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Der Frau Tagebuch

von

Henriette Hanke, geb. Arndt.

8. 1842. geh. 2½ Rthlr.

Dieser neue anziehende und gehaltvolle Roman bildet zugleich die längst gewünschte Fortsetzung von der Braut Tagebuch, welches mit so großem Beifalle aufgenommen wurde und 2⅓ Rthlr. kostet.

---

[354] In Unterzeichnetem sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu kaufen:

Skizzen aus dem Leben und der Natur.

Vermischte Schriften

von

H. Hauff.

Zwei Bände.

gr. 8. broch. Preis 6 fl. 27 kr. oder 4 Rthlr.

Nachdem der Verfasser seit einer Reihe von Jahren im Morgenblatt, dessen Redakteur er ist, und in andern Zeitschriften Aufsätze verschiedenen Inhalts anonym niedergelegt, hat er sich entschlossen, eine Auswahl derselben in einer Sammlung dem Publikum vorzulegen. Die beiden Bände, mit denen die Sammlung geschlossen

ist, enthalten Erzählungen, Satiren, heitere Kritiken unserer gesellschaftlichen und literarischen Zustände, populäre Naturbetrachtungen. — Der Inhalt des ersten Bandes ist folgender: 1) Madelon. 2) Postdilurianische Kritik. 3) Indiscretion. 4) Vom Theater. 5) Rheinfahrt. 6) Vom Mond. 7) Gedanken über die natürliche Verschiedenheit und die Urzeit des Menschengeschlechts. 8) Miß Dieck. Zur Geschichte des Elephanten. 9) Die große Wasserschlange.

Der zweite Band enthält: Die kleine Stadt und der Jahrmarkt. Literarische Grillen: I. Das Jahr 1740. II. Schalksnarren. III. Der deutsche und der französische Feuilletonist. IV. Ueber deutsche Dramatik, besonders über das Lustspiel. V. Der Holzschnitt als typographischer Schmuck. — Die Bajaderen. — Vom Geisterglauben. — Geologische Briefe. 1) Das Verhältniß der Geologie zu unserer Zeit. 2) Orientirung. 3) Aeltere Ansichten. 4) Werner. 5) James Hutton. Leopold von Buch. 6) Elie de Beaumont. 6) Neueste Beobachtungen.

Stuttgart und Tübingen, Sept. 1842.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[373] So eben erscheint bei mir:

Der neue Pitaval.

Eine Sammlung der interessantesten Kriminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit.

Herausgegeben von

Dr. J. E. Hitzig und Dr. W. Häring (W. Alexis).

Erster und zweiter Theil.

Gr. 12. Geh. 3 Thlr. 24 Ngr.

Von dieser interessanten Sammlung anziehender Kriminalgeschichten, die sich des allgemeinsten Beifalls erfreut, werden auch im nächsten Jahre wieder zwei Theile erscheinen.

Leipzig, im Sept. 1842.

F. A. Brockhaus.

---

[382] In Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Französisches Elementarwerk.

Lehr- und Lesebuch

für untere Gymnasial-Classen,

höhere Bürger- (Real-) Schulen, Cadettenhäuser, Institute und Privatunterricht.

Von

Dr. Mager.

Zwei Theile.

Neue Auflage. Preis 3 fl. 42 kr. oder 2 Rthlr. 6 Gr.

Inhalt und Preise der einzelnen Theile:

I. Französisches Sprachbuch. Elementarmethodische Unterweisung in den Anfängen der Grammatik, Onomatik, und Technik der französischen Sprache. 23 Bog. Preis 1 fl. 30 kr. oder 22 Gr.

II. in zwei Abtheilungen: Französisches Lesebuch für untere Classen. 36 Bog.

59 Bog.

Preis 2 fl. 12 kr. oder 1 Rthlr. 9 Gr.

Parthiepreise für Schulen bei Abnahme von wenigstens 25 Exemplaren:

a) für beide Theile 2 fl. 24 kr. oder 1 Rthlr. 12 Gr.
b) für das Sprachbuch einzeln 1 fl. oder 16 Gr.
c) für das Lesebuch in 2 Thln. 1 fl. 28 kr. oder 22 Gr.

Eine große Anzahl Schulmänner von Namen und Ruf haben die in dem französischen Elementarwerk befolgte Methode als einen merklichen didaktischen Fortschritt bezeichnet, und ebenso mehrere Sprachforscher ersten Ranges (von denen wir nur die Herren Becker, Herling und Schmitthenner anführen wollen) die in diesem Buche aufgestellte Theorie der französischen Sprache als einen wissenschaftlichen Fortschritt und Gewinn anerkannt, wie denn auch das k. preuß. Ministerium der geistlichen, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten „nach näherer Prüfung" erklärt hat, „daß dasselbe mit Geist, mit Kenntniß der Sache und mit pädagogischer Einsicht verfaßt ist." — Die Verlagshandlung, die ihrerseits für eine splendide Ausstattung dieser neuen verbesserten und vermehrten Auflage gesorgt und den Preis derselben so billig als möglich gestellt hat, erlaubt sich daher die Herren Direktoren der Gelehrten- und Realschulen, so wie die Herren Lehrer der französischen Sprache erneuert auf ein Schulbuch aufmerksam zu machen, das den Erfolg des Unterrichts so wesentlich zu erleichtern und zu steigern geeignet ist.

Stuttgart und Tübingen, Sept. 1842.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[305] In allen Buchhandlungen zu Augsburg — Stuttgart — München und Breslau ist zu haben:

Eine für Jedermann empfehlenswerthe Schrift ist:

Die Kunst,

ein gutes Gedächtniß

zu erlangen,

auf Wahrheit, Erfahrung und Vernunft begründet.

Zum Besten aller Stände und aller Lebensalter. Herausgegeben vom Dr. Hartenbach.

8. br. Preis 10 Sgr. od. 36 kr.

Zur Empfehlung dient, daß in kurzer Zeit 10,000 Exemplare davon abgesetzt wurden, und bis jetzt die 4te verbesserte Auflage erschienen ist. — Tausende von Menschen haben durch den Gebrauch dieses Buches ein geschärftes Gedächtniß erhalten.

In Prag bei Calve — Pesth bei Hartleben — Wien in der Gerold'schen Buchhandlung vorräthig.

---

[339] Bei **Ed. Anton** in Halle ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Leo, H., Dr., Lehrbuch der Universalgeschichte zum Gebrauch in höheren Unterrichtsanstalten. 4ter Band, der neueren Geschichte zweite Hälfte enthaltend. Zweite mit Register vers. Aufl. gr. 8. 3 Rthlr. 3¾ Sgr.

Hankel, W. G., Dr., Anleitung zur Experimentalchemie, mit einer Kupfertafel, gr. 8. 1 Rthlr. 15 Sgr.

Diese Anleitung wird dem Studirenden bei der Wiederholung und der Anstellung von chemischen Versuchen sehr brauchbar seyn, nicht minder wird sie beim Unterrichte der Chemie auf Realschulen mit Nutzen angewandt werden können. Sie sucht zugleich die Schwierigkeiten, die dem wissenschaftlichen Unterrichte in der Chemie im Anfange entgegentreten, zu beseitigen und wird darum auch beim Selbststudium als bequemer, vollkommen genügender Leitfaden dienen.

Weckherlin (A. v.),

Landwirthschaftliche Beschreibung der königlichen Besitzungen Weil, Scharnhausen, Klein-Hohenheim, Monrepos, der Favorite und Achalm ꝛc. Mit 5 Steinabdrücken. 1 fl. 12 kr. oder 18 Gr.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

№ 236.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Montag, den 3. Oktober 1842.

O rühmliche Wonne,
Mit Mönd und mit Sonne
Zu baden im Meer!
Die wallenden Gluthen
Der purpurnen Fluthen
So rund um uns her!
F. L. v. Stollberg.

Tagebuch aus Oſtende.

Auguſt 1842.

1.

Der Doktor hat Recht: aus dem ſüßen Waſſer der Belletriſtik, aus dem fein ruhigen Teiche der Politik — im Sommer trocknet er ab zum Sumpf und fängt unmaßgeblich an zu ſtinken — „in des Meeres heilige Salzfluth," das thut wohl. Da ſitz' ich denn wieder, den Rumpf und die Glieder im Seewaſſer, den Kopf in einer Hitze von fünf-und-zwanzig Grad Reaumur. Eine Stunde im Bade, eine Stunde auf dem Dyk, eine Stunde Frühſtück, eine Stunde Mittagsruhe; dann abermals Dyk, abermals Eſſen, und abermals Ruhe. Der Arzt hat mir jede geiſtige Anſtrengung verboten, ſogar jede Aufregung und heftige Bewegung des Körpers. Ich halte dieſen Arzt für einen ſehr geſcheidten Mann, er kennt meine Natur, als ob er ſie ſelbſt gemacht hätte.

Alle Seebäder gleichen ſich wie Schweſtern, ſagte heute Morgen ein geiſtvoller und vielgereiſter Landgerichtsaſſeſſor aus dem Paderbörniſchen. Der Aſſeſſor iſt ein ſchlechter Phyſiognom. Ich kenne nur ein paar Nordſeebäder, und die ſind alle ausnehmend verſchieden, charakteriſtiſch ausdrucksvoll. Wenn ich die Metapher des Schweſterlichen und Weiblichen beibehalten darf, ohne Plagiat, verſteht ſich, an dem Verfaſſer, ſo ſtelle ich wie folgt dar. Helgoland — vom Beſten anzuheben — Helgoland iſt ein ächtes, rechtes Schiffer- und Fiſcherkind, ein wilde Seejungfrau. An ihre einſamen Felſen hat die Civiliſation noch nichts angeſchwemmt von ihrem langweiligen Grasgefaſer und Tanggefaſel. In Helgoland biſt du abgeſchloſſen von aller Welt, nur dem Meer und dem Himmel gegenüber. Eine Stunde im Umkreis iſt dein ganzes Lebensterrain. Du fährſt am frühen Morgen zum baden hinüber auf die Düne; nach dem Bade läufſt du in dem tiefſandigen Gehügel auf und ab, neben Engländern vorüber, die mit nackten Füßen auf die Robbenjagd gehen und Möwen fehlen, an ſchönen, nordiſchkalten, nordiſchbleichen Frauenbildern vorbei, denen das triefende Haar lang und maleriſch um die Schultern flattert. Mittags ruheſt du oben am Falm aus, umſchwärmt von alten, wettergrauen, ſteinharten Lootſenmännern, die mit dem kleinen Fernrohr gierig nach fernen Sturmwolken und verſchlagenen Seglern ſpähen, umſchwärmt von muntern Buben, welche dir die drei mageren Kühe des Gouverneurs als die einzig merkwürdigen „Löwen" des Eilandes, als große Quadrupeden zu weiſen anbieten. Und Abends ſiehſt du die Sonne untergehen, von der wunderbaren Treppe ab, die wie ein künſtliches Band um den Bau der Inſel gewunden iſt. Zur Nacht ſingt dich die große Mutter

See, in deren Armen du dich am Morgen gewiegt hast, selbst in den Schlaf. Sie ist dir überall nahe, allezeit.

Eine Tagfahrt mehr gen Westen, und wir sind in Norderney. Vorüber daran. Norderney ist ein flache, gespreizte, leere Schönheit; sie gibt sich Airs und Manieren, weil sie sich der natürlichen Einfalt und Unbefangenheit schämt. Die Seejungfer ist schon zur Städterin geworden. Im Conversationshause werden Zeitungen gelesen.

Noch ein Sprung, ein tüchtiger, um die Westecke. Da liegt Scheveningen. Das ist ein raffinirtes, geschultes, pfiffiges Weib; so kühl und so streng sie aussieht, diese Holländerin, sie weiß ihre Reize künstlich zu steigern und zu erhalten. Der Fremde fährt ihr entgegen in weiten, bequemen Badeequipagen. Der simple Wellenschlag genügt hier nicht mehr, er wird durch flatternde Zeltwände aufgefangen, verstärkt, concentrirt. Ein holländischer Gulden jedes Bad: du merkst schon, wen du vor dir hast. In der Nähe ladet die Residenzstadt Haag zu Zerstreuung, Genuß und Ausflucht. Ein prächtiger Wald — eine wahre Rarität im Seebad — birgt im kühlen, weichen Schatten jede zufällige und absichtliche Begegnung.

Havre ist ein französisches Mädchen, rasch, flink, frei, ohne viel Zuthat und Spreizen. Du badest im Etablissement Frascati; nicht einmal so viel Rücksicht ist auf zarte Sohlen genommen, daß die Steine vom Strand aufgelesen wären. Wer ohne Gegend nicht auskommt, soll im Havre bleiben. Die Hügel von Ingouville und Graville bieten eine prachtvolle Aussicht.

Ostende, woran ich so vorbeistrich, um desto länger nun zu verweilen, Ostende gleicht einem ordentlichen Bürgerkinde, zwischen der Einfalt vom Lande und dem Reize der Großstädterei behaglich mitteninne schwebend. Der Strand ist nicht so glücklich gelegen, auch nicht so klug benuzt, wie der von Scheveningen, die Umgebung nicht so reich, wie die des Havre, der besondere, fremde, große Ausdruck nicht so gebietend wie zu Helgoland. Eines hat Ostende vor allen Schwestern voraus: den Dyk; ein langer, mit Ziegelsteinen gepflasterter Gang längs dem Gestade, ohne Säulen, ohne Bäume, nicht von der Kunst, nicht von der Natur verschwenderisch ausgestattet, aber ein wahrer Wind- und Sonnenfang. Das ist der Corso von Ostende, der Boulevard, das Conversationshaus, Alles in Allem. Stunden und Tage lang wird auf dem Dyk gesessen, gewandelt, geplaudert, gegähnt, geraucht; die Fluth kommt, die Ebbe geht, die Sonne erlischt, der Leuchtthurm entzündet sich, und der Dyk wird nimmer leer, bis die Trommeln und die Glocken in der Stadt, hinter den Gräben, Wällen und Mauern, die Thorsperre anzeigen. Dann erst steht der Dyk verlassen und nur einzelne, treue, unermüdliche Freunde messen seine stattliche Ausdehnung zum unzähligsten Male, auf ein Meerleuchten wartend, wenn nicht auf etwas dunkleres.

Beim ersten Anblicke macht Ostende nicht den vollen Seeeindruck. Zwei schwarze Hafenarme geben zudringlich in die blaue Breite weit hinein und zerreißen unharmonisch genug das Bild der Unendlichkeit. Auch sieht das Auge von jedem Punkte in die trockene, klare, nahe Ebene des flämischen Landes hinein. Kirchthürme und Viehweiden stören rückwärts die Illusion, der man sich vorwärts hingab. Der Mensch ist nicht, wie auf Helgoland, von dem Continent ganz abgelöst oder erlöst; dort kommen alle Wochen nur zwei Male die Hamburger Blätter an, Kohl und andere, während hier die Eisenbahn allstündlich pfeift und keift. Auch besizt Ostende einen Hafen, und an Helgoland wagt sich kein Schiff heran; jenes ist eine künstliche Feste, von belgischen Soldaten bewacht, dieses eine natürliche Burg, die keiner Besatzung und keines Walles bedarf. Ostende hat städtische Einflüsse, ländliche Ausflüchte, es hat, wenn auch in respektvoller Entfernung, Bäume und Büsche; in Helgoland hingegen gibt es nur Helgoland, keine Thiere des Feldes, keine Früchte, kaum ein paar Blumen und Schafe, einen einzigen Hund, der um deßwillen auch gar keinen Namen führt, und eine einzige Allee, die Bindfadenallee, worin man zwischen den zwei Fäden eines Seilerrades empfindsame Redensarten abhaspeln darf. Der Seiler geht neben Einem, rückwärts. Ich besinne mich, daß es meinen Redensarten seiner Zeit ähnlich erging. Und doch —

Nein, diese Gedanken grenzen an Gemüthsbewegung. Wenn mein Doktor wüßte! Geschwind aufgehört!

(Fortsetzung folgt.)

Die Liebeserklärung.

(Fortsetzung.)

Wilhelm konnte die Begräbnißkosten und die bescheidene Zeche der Wirthsleute von dem übrig gebliebenen kleinen Geldvorrathe entrichten, und ohne Trauerkleider, aber mit halb gebrochenem Herzen machte er sich endlich zu Fuße und allein auf den Weg zu seinem Oheim. Dieser, ebenfalls ein Handwerker, hörte das harte Geschick des armen Knaben mit Theilnahme und nahm ihn barmherzig für die erste Zeit bei sich auf; dann wollte er suchen, ein ferneres Unterkommen für ihn ausfindig zu machen. Als er aber seines Hanges zum Lernen und der hübschen Kenntnisse, die derselbe schon besaß, inne ward, wünschte er ihn bei einem Jenaer Vetter, der Schullehrer war, unterzubringen, und nach einigem Hin- und Herreden vermochte er diesen wirklich, Wilhelm, halb

als Pflegesohn, bald als Diener in's Haus zu nehmen. Er durfte dort den Unterricht, in welchem sich sein Verwandter nicht untüchtig bewies, mitgenießen, und dieß versöhnte ihn mit den schweren Pflichten seiner neuen Stellung; denn der Vetter war weder freundlich gegen ihn, noch überhaupt von liebenswerther Gemüthsart, und Wilhelm fühlte bei ihm die ganze Vereinsamung seiner Lage. Dennoch wußte er sich bald sein Wohlwollen zu erwerben. Auch war es unmöglich, fleißiger und genauer in seinen Arbeiten zu seyn, als Wilhelm. Er mußte meistentheils abschreiben, sowohl Noten als Schriften, und aß auf diese Art sein täglich Brod, ohne das drückende Gefühl, von Almosen zu leben.

Wie Wilhelm endlich aus dieser Lage, durch alle möglichen Schwierigkeiten sich durchkämpfend, von tausend kleinen Stacheln des Schicksals gequält, doch bis zu dem glücklichen Tage gelangte, wo er als Student in die Universitätsliste eingetragen ward, würde Voz durch die Länge eines ganzen Bandes ausmalen, ohne den Leser einen Augenblick zu ermüden. Die Poesie der Armuth und der einfachsten Schicksale hat gewiß nie Jemand rührender darzustellen gewußt. Aber da der Schreiber dieses nicht Voz ist und ihm durchaus keine Materialien über diese Lebensepoche des armen Wilhelm vorliegen, so begnüge man sich damit, daß dieser wirklich in seinem zwanzigsten Lebensjahre immatrikulirt und Mitglied der Burschenschaft ward. Man lebte damals in Jena ungefähr von nichts, daher auch einige Lektionen hinreichten, Karbecks Existenz in einer Zeit zu fristen, wo Ausgaben zu machen für eine Schande, Mäßigkeit und Keuschheit aber für die größten Tugenden galten. Bald wurde die Burschenschaft aufgelöst und ihr ganzes Treiben verdächtigt. Karbeck war noch sehr jung, und ohne alle üble Absicht von seiner Seite und mit seiner natürlichen Abneigung, sich viel zu vertheidigen, wenn sein Stolz durch eine unbegründete Anklage beleidigt war, kam er ziemlich tief in allerlei unangenehme Händel und ward endlich zu anderthalbjähriger Festungsstrafe verurtheilt. Da der Grund dieses Arrestes weder ein ehrenrühriger noch überhaupt sehr wichtig war, so ließ man ihn während seiner Gefangenschaft aller möglichen Freiheit genießen; er durfte Unterricht ertheilen und für einige Journale, mit denen er schon als Student in Verbindung gekommen war, fortfahren, Aufsätze zu schreiben. Auf diese Art ward es ihm möglich, während dieser Zeit eine kleine Summe zurückzulegen, die ihm gestattete, nach wieder erlangter Freiheit in seine Vaterstadt heimzukehren und sich dort die Mittel seines fernern Fortkommens zu suchen, da ihn ein unwiderstehlicher Hang nach dem Lande seiner Kindheit zurückzog und er dort allein die Sympathien wieder zu finden glaubte, die er in der Fremde schmerzlich entbehrte.

Im Begriff, diesen Plan auszuführen, machte er die Bekanntschaft eines ausgezeichneten Gelehrten, der eben nach Rom reisen wollte, und ihm den Antrag machte, ihn als Sekretär dorthin zu begleiten. Karbeck glaubte ein solches Anerbieten nicht ausschlagen zu dürfen, das ihn sowohl aller augenblicklichen Sorgen für seine Existenz enthob, als ihm auch für seine fernere Ausbildung unermeßliche Vortheile darbot. N., mit dem Karbeck die ganz auf wissenschaftliche Zwecke gerichtete Reise antrat, war zwar verheirathet, hatte aber seine Familie am nördlichsten Ende von Deutschland zurückgelassen, daher sich bald ein intimes Verhältniß zwischen dem jungen und dem ältern Manne bildete, das immer mehr an Innigkeit zunahm, je mehr N. die Ueberzeugung faßte, daß sein Schützling für die ernstesten Studien Geschick und Sinn habe; auch gab er ihm mit Freuden alle Hülfsmittel an die Hand, die ihn dabei fördern konnten. Die Archäologie war N's besonderes Fach; Karbeck warf sich mit aller Macht auf die ihr befreundete Geschichte und auf alte Sprachen. Die besten Bibliotheken standen durch die Protektion seines Gönners ihm zur Verfügung. Ein merkwürdiger Unterschied ist es, wie junge Männer, je nach Beschaffenheit und Neigung, ihren Aufenthalt in bedeutenden Orten benutzen; wie der Eine mit wenigen sterilen gesellschaftlichen Erinnerungen, einigen Theaterreminiscenzen, einigen Guacheansichten vom Pantheon und St. Peter, als einziger Ausbeute eines römischen Jahres zurückkehrt, während der Andere sich dort eine reiche Ernte von Kunstansichten, Wissenschaft und Lebenserfahrungen gesammelt hat, die ihn in Stand setzen, seine Kenntnisse immer fruchtbringender zu erweitern. Nur nach einer Richtung hin machte Karbeck keine Fortschritte: er blieb ungeschickt im geselligen Verkehr, und seine äußere Erscheinung hemmte das Hervorbrechen seiner liebenswerthen Eigenschaften. Das Beispiel, das er vor sich hatte, war nicht vorleuchtend: N. legte keinen Werth auf seine Person; er war unansehnlich, schlecht gekämmt und gewaschen, zu einer hohen Stufe des Ruhms und der Bedeutsamkeit emporgestiegen; er war sich bewußt, ein hohes Ziel vor Augen zu haben, und einer edlen, redlichen Meinung; daher kam ihm kein Argwohn, daß es Menschen gebe, die ihn abschreckend häßlich und durch seinen äußern Cynismus unerträglich fanden.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Köln, September.

Das Bürgerfest.

Das Volksfest — das Bürgerfest, von diesen beiden, die Eins waren, hörte man lange vorher sehr viel sprechen

Indessen war es mehr ein Bürgers als ein Volksfest, und noch eigentlicher ein Fest, das einzelne reiche Bürger ihrem Könige gaben. Ein Volksfest war es nur in so fern, als das ganze Volk Kölns in lautem Jubel durch die Straßen wogte und den König nebst seinen hohen Gästen von dem Thore, zu welchem sie hereingefahren, nach dem Neumarkt geleitete. Dieser Platz, einer der größten Kölns, faßt wohl bequem 8000 Menschen, und war daher ganz geeignet zu einem Volksfest, wo sich das Volk um seinen König gedrängt hätte, um ihn behaglich eine Zeit lang zu umgeben und sich an seiner Heiterkeit zu erfreuen. Aber ob es überhaupt der Plan war, aus der Sache zu machen, was die Meisten sich darunter gedacht, oder ob man darauf gerechnet hatte, daß eine zahlreiche Menge Volks den hohen Eintrittspreis bezahlen und so den Platz beleben würde, weiß ich nicht. Genug, der ganze große Platz war mit hohen Schranken eingefaßt, über die man Mühe hatte hinwegzuschauen, und außerdem waren in größerem Kreise um die Schranken herum noch große Taue gespannt, welche das Volk vom Andringen an die Schranken abhalten sollten. Um den Raum innerhalb derselben auf's Herrlichste auszuschmücken, hatte man freilich weder Kosten noch Fleiß gespart. Rings herum liefen Bogengänge von frischem Laub, unter denen Buden mit Erfrischungen aller Art aufgestellt waren. An der einen Seite stand ein großer, wirklich prachtvoller Pavillon, zum Aufenthalt für die hohen Herrschaften bestimmt. In der Mitte desselben befand sich ein kleiner Springbrunnen, aus welchem wohlriechendes kölnisches Wasser sprudelte. Diesem Gebäude gegenüber befand sich ein Springbrunnen aus grünem Laubwerk in Gestalt von drei Becken über einander, aus deren oberstem sich eine Wassersäule erhob. Um das Steigen dieses Wassers zu bewirken, hatte man an einem der nahe liegenden Thürme eigens eine Leitung angebracht. In der Mitte des Platzes waren Kletterstangen aufgestellt, so wie eine Weinkelter, wo später vor den Augen des Königs Trauben ausgepreßt wurden. Den Eingang zum Platze bildete ein großes Thor, das in kleinerem Maßstabe dem Brandenburger Thor zu Berlin nachgebildet war. Schon von Mittag an wogte eine gewaltige Menschenmenge durch die Severinstraße, Hochstraße und Schildergasse, durch welche der König und die hohen Gäste von Brühl her kommen mußten. Es wurde aber fünf Uhr, bis der König eintraf, der von der ungeheuern Menschenmasse mit einem dreimaligen donnernden Lebehoch empfangen wurde. Der Himmel war nicht gut gelaunt und sandte zuweilen kleine Streifregen, was anfänglich auf das gewaltige Treiben in den Straßen keinen Einfluß hatte. Bald befanden sich die hohen Herrschaften mit den Bürgerdeputationen im eingezäunten Raum, und jezt sah man erst recht, wie verkehrt die Maßregeln des Komités gewesen waren, indem es den Eintrittspreis auf fünf Thaler gestellt hatte. Gegen die Einwohnerzahl Kölns und gegen die Menge gut gekleideter Zuschauer, die sich um die Schranken drängten, verschwanden die paar Menschen, die sich innerhalb derselben befanden, gänzlich. Es war Schade um die großartige Einrichtung des Platzes, aber der Schaden, der den Anordnern durch die geringe Theilnahme erwuchs, war ihnen recht wohl zu gönnen. Schon beim Dombaufeste scheiterte eine ähnliche Spekulation auf den Beutel der Schaulustigen, indem Tribünen, die fast den ganzen Domhof versperrten, und wo ebenfalls der Platz fünf Thaler kostete, größtentheils leer blieben. Man erzählte und glaubte in Köln sehr gern, daß sich der König hierüber sehr ungnädig ausgesprochen.

(Schluß folgt.)

Wien, September.

(Schluß.)

Sommertheater. — Konzerte. — Feste.

Der bekannte Theaterheros Kunst gab ein paar Dutzend Heldenrollen auf den hiesigen Vorstadtbühnen. Obgleich Ritterstücke längst der Rumpelkammer anheim gefallen sind, so fanden sich doch auch Bewunderer dieses Genres. Auf dem Theater an der Wien pflegen den Sommer über auch mehrere Spektakelstücke, mit Aufstellung eines sogenannten lebendigen Theaters, vorgeführt zu werden; dieß war auch heuer der Fall. An Geschmack darf dabei nicht gedacht werden. — Einige neuere Lokalstücke sind bald wieder verschwunden. Nestroy ist noch die einzige Stütze der hiesigen Lokalmuse. — In Wiens Umgebungen gibt es einige Sommertheater, die während der schönen Jahreszeit den ungerne einer der gewohnten Vergnügungen entbehrenden Städtern das Landleben verschönern helfen. Das interessanteste derselben ist das Badener Tagstheater, Arena genannt. Theaterdirektor Pokorny gibt hier häufig Vorstellungen. Kürzlich erst war die Arena der Schauplatz eines großartigen Sommerfestes. Bekanntlich lassen sich die Wiener zu so etwas nicht zweimal bitten, wenn auch die Einladung noch so seltsam klingt. Läßt sich z. B. ein albernerer Titel als der des erwähnten Festes denken? er lautete: „Die Wiener in Baden, oder wenn's regn't, hat's 'n Faden." Aber trotz dieser ziemlich gemeinen Insinuation kam doch das Publikum haufenweise herbeigeströmt. Ein anderes glänzendes Fest dieser Art, fälschlich Volksfest genannt, hatte kurz vorher Strauß, der populäre Walzerheld, mit großem Aufwande in der so malerischen Brühl veranstaltet. An 50,000 Gäste sollen sich dabei eingefunden haben. Dieß gibt einen beiläufigen Begriff von unsern Belustigungen, von denen sich viel erzählen ließe, da Wien zu den Städten gehört, von denen man sagen könnte: „Die schönen Tage in Aranjuez sind noch nicht zu Ende," und wo sich auf das Publikum alle Tage die Phrase: „le Roi s'amuse," anwenden läßt. In dieser Art ist Wien vielleicht einzig; aber mancher Besorgte fragt, wo es mit all der ewig aufgeregten und doch nie ersättigten Vergnügungs- und Zerstreuungslust hinaus will? — Erwähnung verdient ein großartiges Konzert im Augarten zum Besten der durch Brand verunglückten Stadt Steyer. Gegen 500 Musiker hatten dabei mitgewirkt. Ein Hauptstück war Beethovens „Schlacht bei Vittoria." Um des Effekts ganz gewiß zu seyn, mußte der bekannte Feuerwerker Stuwer den Kanonendonner im Hintergrunde in natura produciren. — Eine erhebende Feier war die Fahnenweihe des sogenannten bürgerlichen Corps der bildenden Künste, d. i. eines Bürgercorps, dessen Mitglieder einem der höhern technischen Gewerbe angehören, und das sich bei den frühern Belagerungen Wiens durch Bürgertreue und Waffenthaten hervorgethan. Die regierende Kaiserin war Pathin der neuen Fahne. — Eine Reihe glänzender Feste hatte der Besuch des Prinzen Luitpold von Bayern und die Anwesenheit mehrerer andern hohen Gäste am hiesigen kaiserlichen Hofe hervorgerufen. Die kaiserl. Lustschlösser Schönbrunn und Laxenburg waren die Schauplätze dieser Festins, und das Publikum versäumte nicht, Zeuge davon zu seyn.

Beilage: Literaturblatt Nr. 100.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 237.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Dienſtag, den 4. Oktober 1842.

Moveri digna bono die.
Horat:
ad Amphoram.

Mein Kryſtallglas.

(An Nicolaus Lenau.)

Ein Glas, das iſt mein Lieben;
Schon ſind es zehen Jahr,
Daß es mir treu geblieben,
Voll Scharten, dennoch klar.
Viel Riſſe, Ehrenzeichen,
Die Fahne zeigt im Wind;
Den Riſſen zu vergleichen
Des Glaſes Scharten ſind.

Oft ward es angeſtoßen
Mit Sang und Klang die Rund,
Daß ſtürzte roth wie Roſen
Der Wein aus ſeinem Grund.
Drob iſt es nicht zerſprungen,
Es ſchließt in ſich noch gut
Den Alten und den Jungen,
Gleichwie ein Herz das Blut.

Treu wie mein lichtes Lieben
Iſt ſelbſt die Sonne nicht,
Im Winter noch, dem trüben,
Gibt's Wärme mir und Licht.

Im Winter wie im Lenze
Füllt ſich's mit goldnem Wein
Und hüllt in Roſenkränze
Den Schmerz des Trinkers ein.

Schau' ich in ſeine Tiefe,
Wird es gar ſeltſam mir,
Als ob ein Freund mir riefe:
Herz! Herz! ich bin bei dir!
Ein Freund hat mir gegeben
Dieß Glas im Trennungsſchmerz;
Zerſpringt's mit meinem Leben,
Legt mir's im Sarg auf's Herz.

Juſtinus Kerner.

Die Liebeserklärung.

(Fortſetzung.)

So war Karbeck in guter Schule. Von Natur unſchön, pflegte er den einzigen körperlichen Reiz, den er beſaß, nur aus Pietät für ſeinen alten Lehrer, eine hübſche weiße Hand. Sein düſteres Geſicht hellte ſich nur ſelten durch einen Zug von Intereſſe oder Freundlichkeit auf; die kleinen tiefliegenden Augen waren ſcharf

wie die eines Falken, aber gewöhnlich lag wenig Ausdruck darin; seine Züge waren dicht aneinander gedrängt, das Gesicht kurz und etwas slavisch; die dunkeln Haare fielen über eine eigensinnige Stirn, die Zähne waren vortrefflich, die Gestalt mittelgroß, gedrungen und kräftig, ohne jenen unbeschreiblichen Zug von Eleganz und Leichtigkeit, den nur frühes Glück und eine von Anfang an sorgfältige Erziehung geben. In seinem Charakter lag etwas Träumerisches, in sich Zurückgezogenes; unmöglich war es, von ihm eine zusammenhängende Erzählung irgend einer ihn betreffenden Begebenheit zu erlangen; aber sprach er über seine Wissenschaft, so war sein Urtheil klar, sein Vortrag gedrängt, verständlich und kräftig.

Fünf Jahre dauerte dieses römische Leben, während deren er dem Interesse seines Gönners und Freundes, wie seinem eigenen Studium unermüdet oblag, fast gar keine andere als wissenschaftliche Bekanntschaften machte und seine Ausgänge ganz auf die Ruinen Roms und die Bibliothek des Vaticans beschränkte. Diese Lebensepoche ward plötzlich durch N's Tod, der ihm tief in's Herz schnitt, beendet, und Karbeck sah sich aus seinen erwünschten Verhältnissen herausgerissen. Sein erster Gedanke war, wieder in seine Vaterstadt zurückzukehren; jezt freilich mit weit gegründeteren Hoffnungen auf einen ehrenvollen Wirkungskreis, da er durch N., der ihn überall hervorgehoben, mit manchen gelehrten und sonst angesehenen Männern Verbindungen angeknüpft hatte und wohl auf Schutz und Ermuthigung rechnen konnte. Auch ward ihm augenblicklich von einer gelehrten Gesellschaft ein Antrag gemacht, den er annehmen zu müssen glaubte, der ihn aber noch einmal so weit von seiner Vaterstadt entfernte. Er ward dazu angewiesen, gewisse unbestimmte, zweideutige Angaben über die Ruinen von Athen an Ort und Stelle zu berichtigen. Sein Aufenthalt dort verlängerte sich mehrere Jahre, deren würdige Benutzung nicht hieher gehört, und nach deren Ablauf er endlich in seine Vaterstadt zurückkehrte, aus reiner Liebe zu Deutschland, denn es wäre ihm ein Leichtes gewesen, in Griechenland Unterkommen zu finden; aber sein Herz, das für kalt ausgeschrieen wurde, hatte die Liebe zum Vaterland so durchdrungen, daß der Gedanke, die Laute seiner Sprache wieder aus dem Munde des Volkes zu vernehmen, dort etwas zu wirken oder auch nur in Deutschland zu athmen und endlich zu sterben, Alles überwog, was die Fremde ihm bieten konnte. Seine Aussichten beruhten bloß auf dem guten Namen, den er sich in der Gelehrtenwelt gemacht; andere Verbindungen hatte er nicht, und große Summen zu sparen, gehörte auch nicht zu seinen Talenten. Indessen war er vor augenblicklichem Mangel gesichert, und so finden wir ihn, die Jugend hinter sich, als ernsten Mann in seiner Vaterstadt wieder, in dem großen Haufen der Harrenden einregistrirt und vor der Hand in mehreren guten Häusern Unterricht ertheilend.

Als Karbeck sich in einem kleinen Zimmer im vierten Stocke eingerichtet hatte und ein Clavier mit großer Mühe die Treppen hinauf transportirt worden war, ging sein erster Gedanke dahin, sich Nachrichten von Herrn F., seinem alten Wohlthäter, zu verschaffen, der auch in der That der einzige Bekannte war, um den er sich zu bekümmern hatte. Aber alle seine Nachfragen, sowohl im Hause, wo F. früher gewohnt hatte, als bei Instrumentenmachern und Musiklehrern, waren vergeblich. Auf der Polizei nannte man ihm so viele Leute dieses Namens, daß es unmöglich war, den Rechten heraus zu finden, und Clavierlehrer war kein einziger. So mußte er sich für den Augenblick zufrieden geben und auf ein glückliches Ungefähr hoffen. Sein jetziges Geschäft trieb er mit Eifer und erwarb sich bald die Achtung der Familien, in denen er Unterricht gab; man lud ihn ein und suchte aus seinen Gesprächen Nutzen zu ziehen.

So befand er sich eines Tages zum Mittagessen bei einem Freunde von Erneſtinens Vater, mit diesem und seiner Tochter, und hatte das Glück, auf Beide einen vortheilhaften Eindruck zu machen, ein Glück, dessen er sich nicht immer auf den ersten Anblick rühmen durfte. Wir wissen, daß Erneſtine schon vor seiner Bekanntschaft mit dem Gedanken umgegangen war, mit irgend einem gescheidten Manne Geschichte zu lesen; es ward ihr schnell klar, daß dieses der Rechte sey, und ihr Vater, der jeder Grille seiner Tochter, wie viel mehr einem so verständigen Wunsch, nachgab, willigte auf der Stelle darein. Karbecks Verkehr mit dem Hause des Präsidenten war Anfangs auf drei Unterrichtsstunden in der Woche, die er von sechs bis sieben der jungen Dame ertheilte, beschränkt. Er fand natürlich ziemlich viel nachzuholen, wie es gewöhnlich der Fall ist, wenn ein wirklich gebildeter Mann auf dem spärlich bebauten Felde einer Frauenerziehung fortzubauen hat; doch fühlte er bald, daß es der Mühe werth sey, sich mit Erneſtine zu beschäftigen.

(Fortsetzung folgt.)

Tagebuch aus Ostende.

(Fortsetzung.)

2.

Ich lerne die menschliche Ausdauer bewundern, die Ausdauer im Nichtsthun. Wenigstens zwei-, dreihundert Männlein und Fräulein, welche wenigstens zwei, drei Wochen hindurch auf dem Dyk spazieren gehen und im Wasser plätschern können. Die große Mehrzahl derselben, zur Erklärung des Phänomens, sind Deutsche; Engländer

kommen ſpäter im Jahre, wenn die Bäder „toniſcher“ ſind — dieſer Ausdruck iſt ein Lieblingsjuwel meines Doktors, den er täglich trägt, und ich wiederhole ihn gern, weil ich ihn gar nicht verſtehe — der Franzoſen und Belgier ſind auch nicht viele, und einen Holländer ſuche ich nun ſchon acht Tage lang mit ängſtlichem Verlangen, um an ihm die Kunſt der Geduld und der Apathie methodiſch zu ſtudiren. Der Niederrhein und ſeine Nebenflüßlein haben dem Strand von Oſtende die meiſten Gäſte zugeführt; wohin ich höre, ziſcht das liebe Sch und die zweifelhafte Vocaliſation des heimathlichen Sauerländchens. „O ſüßer Klang vom Ufer der Garonne!“

Hinter den Charakter der Saiſon und der Geſellſchaft zu kommen, das hält nicht ſchwer. Außer einem regierenden Fürſten Deutſchlands und einigen ariſtokratiſchen Namen iſt der Mittelſtand am ſtärkſten vertreten. Sehr vornehme Herrſchaften thun gut, in den nächſten Jahren noch nicht nach Oſtende zu gehen. Für ſie iſt es hier noch nicht theuer genug. Indeß das macht ſich von ſelbſt, binnen kürzeſter Zeit. Auch für genügende Unterhaltung ward nicht geſorgt; es dreht ſich keine Roulette, es lockt kein grüner Tiſch, alle Wochen ein Bällchen, dann und wann ein Conzertchen, zwei Theaterchen, und vor allem der Dyk, der Dyk, der Dyk. Wahrhaftig, ich unterhalte mich vortrefflich; ich weiß nicht, was der Doktor will, wenn er mich unaufhörlich ermahnt, Geſellſchaft zu ſuchen, mich zu zerſtreuen, anzuſchließen. Lieber Doktor, ich war ſo lange angeſchloſſen; laſſen Sie mich doch ein Bischen „baumeln!“

Zwei Perſonen erwecken mir Gewiſſensbiſſe, ſo oft ich ihnen begegne: die Eine ein Republikaner, ein Mann von Uri, Schwyz, Unterwalden, oder ſonſt wo her; die Andere eine ſehr intereſſante Dame aus Norddeutſchland. Beide erſcheinen nicht anders, als er mit Herweghs Gedichten und ſie mit Schefers „Laienbrevier“ unter dem Arme. Dieſe Leute leſen, und ich laſſe drei unaufgeſchnittene Romane und ein ganzes Ries Schreibpapier, ohne einmal auszupacken, im Koffer liegen. Im Grunde bin ich vielleicht zu entſchuldigen, nicht etwa, weil es ſo heiß iſt — o Gott, mein Schreiben und mein Leſen würde mich ſchon abkühlen; aber nein: öffne ich den Koffer einmal, ſo iſt das wie eine Pandorabüchſe, und wer weiß, ob nicht alles daraus wegflattert, ſogar die treuloſe Hoffnung? Alſo lieber zugelaſſen!

Ich gehöre zu den Badenden „im Geiſt und in der Wahrheit.“ Es exiſtiren hier leichtſinnige Menſchen, welche in die Badekarre ſteigen wie in eine Droſchke und in das Meer wie in den Salon, ohne Andacht, ohne Glauben. Meine erſte Lebensfrage: haben wir heute Wellenſchlag? die zweite: um welche Stunde hohes Waſſer? Und dann werfe ich mich in das maleriſche Coſtüm, gleich einem Hohenprieſter in ſein Gewand. Ein Bramine verrichtet die ſieben Waſchungen nicht mit größerer Sammlung, Ernſthaftigkeit und Inbrunſt. Gottlob, die ſchöne Hälfte der hieſigen Geſellſchaft denkt und handelt gerade wie ich; bei den Frauen iſt noch Berufsſinn. „Wie viele Minuten haben Sie denn heute ausgehalten?“ — „Zehn; morgen aber darf ich ſchon zwölfe bleiben, ſagt der Doktor.“ — „Hatten Sie den Morgen ordentliche Wellen?“ — „Ach nein, aber ich habe mich von der Badefrau tüchtig ſleepen laſſen, das iſt eben ſo gut, ſagt der Doktor.“ — „Nehmen Sie auch täglich zwei Bäder?“ — „J, beileibe nicht, meine Gute, wohin denken Sie! Zwei Bäder mit meinen Nerven! Und dann, das zweite neutraliſirt das erſte, ſagt der Doktor.“ — Solche Geſpräche hör' ich mit wahrem Vergnügen. Geſtern ſtellten zwei Damen, welche in der Karre neben mir ſich wieder ankleideten, gewiſſenhafte Selbſtbeſchauungen an, ſo laut, daß ich, wohl oder übel, jedes Wort verſtehen mußte. „Ne, guck' mal, Mile,“ rief die Eine aus; „ich bin doch von dat mechante Waſſer blitzeblau geworden über und über.“ Die Andere entgegnete: „O, dat will nichts ſagen, Ricke; ich bin immer ritzerotd wie en' geſottenen Krebs.“ Mir ſchauderte vor dieſen zwei Wilden. Blau und roth, welche Geſtalten!

Eine Badekarre iſt der gemüthlichſte Tempel von der Welt. Auf zwei Rädern ruhend, mit einem Treppchen verſehen, das von der Thüre in's Waſſer leitet, oft nicht ohne gefährliche Schwankung im Wogendrange, wird dieſelbe durch ein flämiſches Roß, das an Rubens Pferde erinnert, in die heranbrauſende Fluth gezogen. Der Mechanismus iſt zweckdienlicher Weiſe ſo eingerichtet, daß eine ungeheure Erſchütterung des Gefahrenen bewerkſtelligt wird, inſonderheit durch die Wendung im Waſſer, wodurch das Nervenſyſtem auf das Wohlthätigſte ſich aufregt und anreizt. Um einen ganz vorzüglichen Effekt hervorzubringen, ſind die Fuhrleute, die in ihren rothen Jacken auf dem Pferde hocken wie Affen auf dem Kameel, ſtreng angewieſen, mit dem Peitſchenſtiel unvermuthet an die dünne Bretterwand zu ſchlagen, damit der drinnen nicht erſchrecke, wenn die Maſchine in Gang kommt, oder gar niederfalle.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Dresden, September.

Der Sommer.

Endlich, mit Eintritt des jetzigen Monats, kam auch wieder der Regen, der ſo lange auf ſich warten laſſen; freilich zu ſpät, viel zu ſpät, um die faſt überall verſchwundene Vegetation zurückzubringen. Der ewig klare, blaue Himmel war uns das größte Aergerniß geworden. Der Landmann hatte in vielen Stücken ein ſo kurzes Gedächtniß wie der Stadtbewohner. Er wußte ſo wenig mehr davon, daß er

eine recht schöne Korn-, Weizen- und Repsernte gemacht, als wir in der Stadt, wesch köstliche Naturgenüsse wir dem unvergleichlichen Mai und Juni zu verdanken hatten. Unser Dank wurde damals dem Jahre gut geschrieben; aber wenn wir auch in den seitdem sich über uns verwälzenden Staubwolken noch nicht ganz umgekommen sind, so ist doch die über unsern Dank ausgestellte Schrift von der unaufhörlichen Sonnengluth bis auf die lezte Spur verbrannt und verstoben. Und wir selbst, könnte man sagen, sind mit verbrannt, wenn unsere rastlosen Klagelieder über den Mangel des uns sonst immer so unausstehlichen Regens unsere Forterisstenz nicht zu deutlich bewiesen hätten. Da übrigens das Amphibium zwischen Land und Stadt, die Gärtnerei, ebenfalls den jezigen Sommer einen miserabeln nennt, so wird er schwerlich von Schuld freizusprechen seyn. In der That entsinnen sich die ältesten Personen keines Jahres, in dem das schöne Grün der Wiesen, Felder und Gärten so ganz vernichtet gewesen wäre als dießmal, und zwar schon in den Monaten Juli und August. Daß daher bald ein wesentlicher Mangel an Sommerfelsfrüchten und an Fütterung eintrat, war nothwendige Folge. Bis über die Erdbeeren und Kirschen, die im Ueberfluß vorhanden und vorzüglich waren, reichte das Gedeihen des Obstes nicht hinaus. Der ungewöhnliche Fruchtreichthum der Aprikosenbäume verlor seinen Werth durch die Kleinheit und Saftlosigkeit der Frucht. An den schönsten, mitunter ebenfalls in Menge vorhandenen Birnen ist die nämliche Ausstellung zu machen: sie haben so wenig Saft, als den ihnen eigenthümlichen guten Geschmack. Sehr schlecht ist auch die liebenswürdige Flora in der zweiten Hälfte des Sommers von diesem abgefunden worden. Die Gärtner besaßen nicht Hände genug, um der Alles verderbenden Trockenheit auch nur einigen Abbruch zu thun. So verkrüppelte denn, von der Rose an, der größte Theil der lieblichsten Blumen. Namentlich wird von diesem Unfall die neuerlich mit jedem Jahr gestiegene Pracht der stolzen Georgine hart betroffen. — Die zweite Sommerhälfte gleicht mit den überaus lieblichen Blicken aus hinreißend blauem Auge einer Kokette, die aber durch ihre offenbare Fühllosigkeit bereits in solchen Verruf gekommen ist, daß keine Seele mehr etwas von ihr wissen will. — Fast alle kleinern Flüsse und Bäche unserer Gegend sind vertrocknet, und der allgemeine Wassermangel ist hauptsächlich in höher gelegenen Ortschaften äußerst empfindlich. Der Elbstrom hat vielleicht noch nie einen so niedrigen Stand gehabt. Ohne Zweifel war die ausserordentliche Trockenheit meistens Ursache der nah und fern mehr wie jemals ausbrechenden Brände und des gewaltsamen Umsichgreifens derselben. Der Wassermangel geht in vielen Gegenden Sachsens so weit, daß von Seiten der Obrigkeit wegen des Verbrauchs dieser sonst für gar nichts geachteten Flüssigkeit beschränkende Maßregeln getroffen werden mußten, die recht unangenehm in das häusliche Leben und dessen Ordnung und Nettigkeit eingreifen.

(Schluß folgt.)

Köln, September.

(Schluß.)

Das Bürgerfest.

Bald nach dem Eintreffen des Königs und seiner hohen Gäste begannen die Feierlichkeiten auf dem Platze. Da wurde an den Stangen emporgeklettert und der glückliche Sieger durfte von oben herunter langen, was da war und wonach sein Herz gelüstete. Da erschienen Winzer und Winzerinnen, und vor dem Pavillon wurde Wein gekeltert und dem König in silbernem Pokale dargebracht. Acht Brautpaare, in altertümlicher Kleidung, erschienen vor den Herrschaften und führten altdänische Tänze auf. Dieß dauerte ungefähr eine Viertelstunde, worauf der König, so wie die höchsten und hohen Gäste, alle Einrichtungen auf dem Platze genau besahen und sich dann in ihre Wagen sezten, um nach der Rheingasse zu fahren, wo in einem der ältesten Häuser Kölns, dem sogenannten Tempelhause, ein großer Ball die Feier des Tages beschließen sollte.

Während innerhalb der Schranken die Feierlichkeiten vor sich gingen, wurde das Volk draußen auf andere Art belustigt. An beiden Ecken des Neumarktes waren große Wagen aufgefahren, auf welchen sich Stückfässer Wein, so wie Körbe mit Weißbrod, Käse und Tabak befanden, und die vom jauchzenden Volke umringt wurden. Alles reichte Flaschen, Krüge, Gläser zu und erhielt sie mit Wein gefüllt zurück. Bei den Körben standen Männer, welche die Sachen darin nach allen Seiten unter das Volk warfen. Wer die Lustigkeit der Kölner kennt, kann sich wohl denken, daß dieß zu allerlei lächerlichen Auftritten Veranlassung gab. Bald flog ein Stück Käse auf einen Balkon, wo sich zierlich gekleidete Damen befanden, bald durchbrach ein Paket Tabak eine Fensterscheibe, und nicht selten riß ein Stück Brod einem der reich gallonirten Reitknechte, die mit ihren Pferden und Wagen vor dem Portale hielten, den Hut vom Kopfe. Es war wirklich Schade, daß der stärker fallende Regen die Lustigkeit auf der Straße, so wie die glänzende Illumination nicht recht aufkommen ließ. Alles drängte sich bei einbrechender Dunkelheit nach der Rheinseite, wo es bald in den engen Straßen für den Wandelnden gefährlich wurde. Da fuhren Hunderte von Wagen herum, um die Ballgäste nach dem Tempelhause zu bringen, und vor den tausend flackernden Lichtern, die den Blick verwirrten und das Auge blendeten, war es kaum möglich, immer auszuweichen. Das Tempelhaus, oder das Haus der Overstolzen, da es der Stammsiz dieses altdänischen Geschlechtes ist, wurde bis vor Kurzem zu Waarenlagern und Getreidespeichern benüzt. Man hatte den glücklichen Gedanken, es im alten Geschmacke herstellen zu lassen, was denn auch mit sehr großen Kosten geschah. Im Hofe, der an das Gebäude stößt, war ein großer prächtiger Pavillon erbaut, der zum Ballsaal diente. Die Menge der am Balle Theilnehmenden war ungeheuer und deßhalb die Hize erdrückend. Der König eröffnete mit der Frau des Oberbürgermeisters von Köln den Ball, und die Königin hatte die Gnade, den Oberbürgermeister zum Tanze zu commandiren. — Die Dombaufeier und das Bürgerfest bildeten zugleich Anfang und Ende der großen Manöver des sieben und achten Armeecorps. Die Anstalten von Seiten des Staats, um die fremden Offiziere der Unannehmlichkeit zu überheben, sich in der überfüllten Stadt selbst Quartiere zu suchen, waren wirklich großartig und äußerst kostspielig. Jeder fremde Offizier bis zum Lieutenant abwärts hatte, sobald er das preußische Gebiet betrat, für nichts mehr zu sorgen; in Bonn, wo die meisten einquartiert waren, war ihnen, so wie ihren Bedienten und Pferden, Alles frei gestellt. Sie wurden in Extrapostchaisen zu den Manövern geführt und wieder abgeholt. Dann speisten sie entweder in Brühl an der königlichen Tafel, oder in Bonn auf dem Rathhause, das zu diesem Zwecke festlich beleuchtet wurde, und wo der Restaurateur für jedes Couvert fünf preuß. Thaler erhielt. Jeder Offiziersbediente bekam für den Tag einen Thaler, und für die Pferde wurde die ganze Ration nebst Stallung frei geliefert.

Beilage: Kunstblatt Nr. 79.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 238.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Mittwoch, den 5. Oktober 1842.

Is yon despis'd and ruinous man my lord?
Full of decay and failing! —
He has caught me in his eye: I will present
My honest grief unto him.

Shakespeare.

Die Liebeserklärung.

(Fortſetzung.)

Wir laſſen Karbeck jezt ein Jahr in dem Hauſe des Präſidenten aus- und eingehen, nach und nach deſſen volle Anerkennung gewinnen und aus dem Verhältniß eines Fremden heraus in das eines Freundes treten. Erneſtine betrachtete ihn mit einer gewiſſen Scheu, da ſie behauptete, noch nie eine menſchliche Schwäche an ihm entdeckt zu haben, was ihn, wie ſie ſagte, zu einem Weſen ohne Handhabe mache, an das nie zu gelangen ſey. Nur eine kleine Begebenheit haben wir aus Karbecks Leben nachzuholen, die in den Lauf dieſes Jahres fiel.

Was er durch die ernſtlichſten Nachforſchungen nicht ausgekundſchaftet, erfuhr er einſt geſprächsweiſe von einem Fremden, nämlich, daß Herr F., der einſt ſo geachtete Muſiklehrer, nun in einem Armenhauſe der Vorſtadt ſein Leben beſchließe. Dieſe Nachricht machte einen ſchmerzlichen Eindruck auf ihn; er dachte an alle die Schüler aus reichen Familien, die F. gebildet hatte; ja es waren derer, die zu der höchſten Claſſe der Geſellſchaft gehörten und deren Kinder er, vom älteſten bis zum jüngſten, vielleicht zehn und zwölf Jahre hintereinander unterrichtet hatte, die Paläſte in der weiten Stadt beſaßen, die in hohe Aemter und Würden hineingewachſen waren. Und keiner von allen dieſen hatte daran gedacht, ſeinem alten Lehrer ein ſtilles Stübchen mit einem Claviere anzubieten und eine warme Suppe zu Mittag. Karbeck konnte den Gedanken nicht faſſen, ſolchen Leichtſinn nicht begreifen. Er beſchloß, ſeinen alten Wohlthäter gleich des andern Morgens aufzuſuchen, und ging in einem gelinden Staubregen, früh am Morgen, um keine Pflichten zu verſäumen, durch die engen Straßen der Stadt vor das Thor, wo ſich das Armenhaus befand. Erſt nach langem Hin- und Herfragen fand er ſich zurecht und trat durch ein Einfahrtsthor in einen Garten, der aber noch kahl war und deſſen ſchlüpfrige Wege und eben grünende Stachelbeerſträucher den Aufenthalt in demſelben eben nicht reizend machten. Eine Art Thürhüter, den er nach Herrn F. fragte, antwortete ihm, F. ſey in ſeinem Zimmer, wohin er ſogleich erbötig ſey, ihn zu bringen.

Die Weglaſſung des Wörtchens „Herr" vor dem Namen durchfuhr Karbeck wie eine Beleidigung, ihn, der ſonſt nichts auf äußere Bezeichnungen gab. Er folgte ſeinem Führer und trat in ein kleines, reinliches, weißgetünchtes Zimmer mit zwei Betten, die trotz der frühen Tagesſtunde aufgemacht waren. Zwiſchen den Betten ſtanden zwei hölzerne Truhen und in jedem der beiden Fenſter ein Tiſch mit einem ungepolſterten Stuhle. Es

saß nur einer der Bewohner im Zimmer, und wie Karbeck auf den ersten Blick erkannte, war es F. Er blätterte in einer Naturgeschichte und hatte eben die Abbildung eines Schmetterlings vor sich, die er aufmerksam betrachtete. „Hier kommt Besuch," sagte der Thürhüter und verließ wieder das Zimmer. Karbeck schwoll das Herz, und er konnte im ersten Moment nichts sagen. F. sah ihn mit einiger Verwunderung, aber sanften Blickes an, himmelweit von dem verschieden, der ihm einst Angst und Schrecken eingejagt hatte, wenn er einmal fehlgriff.

„Herr F.," hob Karbeck an, „Sie sehen in mir einen alten, Ihnen vielfach verpflichteten Bekannten, und sobald es mir möglich war, Ihren Aufenthaltsort zu erfahren, bin ich hergeeilt, um Sie zu besuchen." — F. sah ihn genau an, aber es war begreiflich, daß ihn diese Besichtigung zu keinem Resultate führte. — „Ich will Ihre Neugierde nicht spannen," fuhr Karbeck fort. „Erinnern Sie sich des armen Schusterbuben, dem Sie in seiner Jugend die unermeßliche Wohlthat erwiesen haben, ihn zuerst unterrichten zu lassen? Der bin ich: Wilhelm Karbeck."

F's Gesicht unterlag einer gänzlichen Veränderung; eine hohe Röthe durchflammte seine Stirn, der lebendigste Ausdruck der Rührung verbreitete sich über seine Züge, und während er beide Hände nach seinem Besucher ausstreckte, traten ihm Thränen in die Augen. Sie sprachen eine Weile kein Wort; endlich sagte F.: „Ja, ja, Herr Karbeck, früher war ich ein Mann, der sich mit Ehren durch die Welt half und der noch manchem Andern den Weg bahnen konnte; jezt bin ich ein Hospitant im X-Spital und lebe von Mildthätigkeit. Aber Ihnen, wie ist es Ihnen gegangen, was haben Sie getrieben, wie haben Sie gelebt?" — „Ich will Ihnen meine kleine Geschichte erzählen und Ihnen dadurch zeigen, wie leidlich mir's im Ganzen gegangen ist, und wie ich alles Gute, was mir im Leben geworden ist, Ihnen verdanke."

Karbeck theilte ihm nun seine Schicksale, die bescheidenen Glücksfälle in demselben, mit der Genügsamkeit eines Mannes mit, der nicht gewohnt ist, bei jeder Anstrengung gleich auf eine Belohnung zu rechnen. Er sezte ihn durch das Geständniß seiner früheren Armuth in die Stimmung, der eigenen ohne Beschämung zu gedenken, und so durfte er ihn auch nach dem Verlaufe seines Schicksals fragen.

F. war ein Clavierlehrer aus der alten Schule, und nicht fähig, den Riesenfortschritten der neuern zu folgen. Dazu kamen die Beschwerden an seinem Fuße, die ihn manche Lektion versäumen machten, und so verlor er nach und nach alle. — Die reichen Schüler, die er unterrichtet hatte, waren meist nicht von der Beschaffenheit, daß sie sich einem Lehrer verpflichtet geglaubt hätten, den sie zur Zeit für seinen Unterricht bezahlt hatten; andere hatten, als F. sie nicht mehr besuchte, nie darnach gefragt, was aus ihm geworden sey. Dennoch half ihm einer seiner Schüler durch Fürsprache zu der Versorgung, die ihm jezt Obdach und Speise gab. — „Mir geht auch nichts ab, was eigentlich zum Leben nöthig ist," sagte F. „Ich bekomme täglich meine Suppe zum Frühstück, meine Suppe und ein Stück Fleisch zum Mittagessen und ein Gericht Abends; zweimal des Jahrs ein paar Schuhe und einmal einen Rock und die unentbehrliche Wäsche. Was mir hart ankömmt, ist, daß ich mein Lebtag gewohnt war, ein Glas Bier zu Mittag zu trinken, was ich jezt entbehren muß; aber das ist wieder meine Schuld: warum hab' ich's mir früher zum Bedürfnisse werden lassen? Auch noch eine andere Kleinigkeit fällt mir schwer, obgleich ein Mann, der dem Tode so nahe steht, wie ich, solche Dinge ohne Klage hinnehmen sollte: die Schuhe, die ich bekomme, sind so hart und schwer, daß sie meine kranken Füße oft verletzen."

(Fortsezung folgt.)

Tagebuch aus Ostende.

(Fortsezung.)

Ich glaube bemerkt zu haben, daß dieser Peitschenschlag unendlich „tonischer" wirkt als jeder Wellenschlag. Der Karren sind ferner zweierlei Arten, runde und eckig längliche; ich ziehe die runden vor, weil die Drehung derselben einen sehr hübschen künstlichen Schwindel in schwachen Personen hervorbringt. Jede Karre ist numerirt; die Nummern steigen bis in die sechzig. Man würde sich täuschen, wollte man diese Zahl für ungenügend halten im Verhältniß zu den Bedürfenden. Gerade daß leztere genöthigt werden, möglichst früh auszurücken, einander den Rang abzulaufen, oft nüchtern eine Stunde lang zu warten und mit dem Bademeister oder mit langsamen Gästen, die des Anziehens kein Ende finden können, sich umherzustreiten, gerade diese Umstände zwingen nicht bloß zum zeitigen Aufstehen, sondern bringen auch eine große Blut- und Hautwärme in reizbaren Constitutionen hervor, auf welche die frische Luft und das kühle Wasser heilsam absticht.

Das Badecostüm theilt sich philosophisch ab wie folgt: Erstlich nach dem Geschlechte in männliches und weibliches. Das männliche besteht in einer Jacke und einem Unterbeinkleid, welche langen Menschen zu kurz und dicken Menschen zu eng sind, oder umgekehrt. Die Badefrau versicherte mir, sie weiteten sich im Wasser, und da meine Erfahrung das leidige Gegentheil bewies, rechtfertigte sie sich mit dem allgemeinen Naturgesetz, daß das Wasser

zuſammenziehe. Das weibliche Coſtüm iſt ein langer, weiter Mantel. Perſonen, welche äſthetiſchen Sinn haben, knüpfen ein Handtuch um die Taille, was von ſehr maleriſchem Erfolg ſcheint. Leute, welche auf dem Feſtland eine falſche Haartour tragen, ſetzen gewöhnlich ſtatt derſelben im Waſſer eine Mütze aus Blaſenhaut auf, der Illuſion zu Gefallen. Innerhalb dieſer polizeilich vorgeſchriebenen Feigenblätter haben Phantaſie und Erfindungsgabe noch einen ungeheuern Spielraum. Ihr könnt euch in einfach weiße, oder hellgelbe Hüllen wickeln, gleich den drei Schweſtern, welche ich „die Nixen" nenne; ihr könnt tricolor geſtreifte Modeſten tragen, wie der Dicke, der darin wie ein Armadill oder Gürtelthier ausſieht; Männer dürfen, als ſchalkhafte Spielart in das andere Geſchlecht, einen Mantel tragen, und Frauen, namentlich ſolche, die auch zu Hauſe die Hoſen anhaben, mögen ſie im Meere beibehalten. Es gibt förmlich Waſſermoden in Oſtende, kokette Gewänder, ſittſame, dunkle, lichte, wollene, leinene. Ich höre, daß im nächſten Jahre auch imperméables von Paris und macintoshes von London werden eingebracht werden zu Nutz' und Frommen ſolcher, die nur des guten Tones willen ſeebaden oder gern in's Waſſer gehen möchten, jedoch ohne ſich naß zu machen.

Die zweite Eintheilung des Coſtüms fußt auf deſſen Beſtimmung. Hier haben wir univerſelle und individuelle Jacken, beziehungsweiſe Beinkleider und Mäntel ſcharf zu unterſcheiden. Das Univerſelle iſt Eigenthum der Geſellſchaft, welche die Badeanſtalt ſammt Karren übernommen hat; es wandert von Perſon zu Perſon, von Generation zu Generation. Beſondere Kennzeichen: äußerſte Einfachheit in Stoff, Schnitt und Farbe, häufige Verbeſſerungen, ſtellenweiſe Mängel. Das Individuelle haftet, wie ſchon im Namen liegt, am Individuum, am engſten natürlich, wenn lezteres aus dem Waſſer ſteigt. Reinliche Menſchen kaufen es aus eigenen Mitteln an, in jenen Läden, woran die engliſchen Damen nie ohne Schauder vorübergehen. Nach dem Bade wird es zum Trocknen an die Dienſtleute gegeben, welche, um das Geſellſchaftsvermögen zu ſchonen oder im Drange des Geſchäftes, daſſelbe ohne Anſehen der Perſon den nach dem Eigenthümer Kommenden verabfolgen. Somit geht jene Doppelheit wieder in der Einheit auf und in einander. Die individuellen Jacken et caetera beruhen nur auf dem Bewußtſeyn des Individuums, das ſich als ſolches in ſolchen ſezt, reſpective ſtellt oder legt. Die univerſellen Beinkleider et caetera ſtreifen ſich und ihren Charakter ab, ſobald das Individuum aus dem Bewußtſeyn des Individuums in das allgemeine Geſammtbewußtſeyn tritt, oder umgekehrt. Senza grazia . . in infinitum . . .

(Fortſeyung folgt.)

Windſtille.

Es graut dem Segler mehr vor Windesſtille,
Als vor des Sturmes feindlichen Gewalten;
Im Sturme kann ſich Muth und Kraft entfalten,
Bewältigen das Meer der ſtarke Wille.

Daß Zornesluft die ſchlaffen Segel fülle
Siehſt du den Schiffer bang die Hände falten;
Herauf beſchwört er ſelbſt die Nachtgeſtalten,
Daß Sturm und Dunkel Meer und Schiff verhülle.

Windſtill' im Herzen! Krankes, ödes Schweigen!
Der Lebenspulſe lüſternes Verſiegen —
Herauf beſchwör' ich dir den Höllenreigen.

Auf! Herzensſturm! mein Schifflein wild zu wiegen!
Reiß es hinein tief in der Brandung Grauſen,
Daß wieder frei die alten Kräfte hauſen!

Otto Prechtler.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Dresden, September.

(Schluß.)

Sommerfamilien. — Theater. — Literatur. — Magnetismus.

Weil in Dresden und deſſen Gegend zum Mahlen des Getreides nur Waſſermühlen angewendet werden, und die meiſten durch Waſſermangel zum Stillſtand gekommen ſind, ſo wollte während der lezten Wochen das Brod für den allgemeinen Bedarf nicht mehr zureichen, und auf dem Markte wie an den Bäckerläden erſchollen darüber die bitterſten Klagen. Es iſt jezt aber dem Uebel durch Einrichtung von Roß- und Dampfmühlen und auch dadurch abgeholfen worden, daß den Gemeinden der Umgegend der Brodverkauf in der Stadt erlaubt wurde. Am meiſten ſieht man wegen des künftigen Winters in Sorgen. Da Gras, Klee u. ſ. w. faſt gänzlich fehlen, auch die grünen Gemüſe theils abgehen, theils von böſem Mehlthau betroffen worden, ſo fragt man, wo im Winter das Viehfutter herkommen ſoll. Schon jezt ſind, aus Mangel daran, die Landwirthe und Fleiſcher genöthigt, ihren Viehſtand anſehnlich zu vermindern. Dazu merkt man bereits gar ſehr den nachtheiligen Einfluß der ſchlechten Qualität des Fütterungsmaterials auf die Geſundheit und Beſchaffenheit des geſchlachteten Viehes und prophezeit Epidemien jeder Art. Ein großes Unglück ſind ferner die durch den Stillſtand vieler an das Waſſer gebundenen Fabriken müſſig gewordenen Hände, zumal im Vogtlande und Erzgebirge das ſo wichtige Nahrungsmittel, die Kartoffel, großentheils ſehr geringe Ausbeute verheißt. Das Rathſamſte iſt wohl, ſich mit dergleichen Sorgen die Gegenwart nicht zu verbittern, da man doch bedenken ſollte, wie oft ſchon die Natur unſere Befürchtungen ähnlicher Art durch ihr gütiges Walten beſeitigt hat. — Ueberhaupt bietet das Wetter in dieſem Sommer manche Seltſamkeit dar. Zuweilen trübte

sich der blaue Himmel so schnell und dergestalt, daß man meinte, ein Wolkenbruch könne kaum ausbleiben. Da aber trat eben so plötzlich ein das ganze Gewölk wieder auseinanderjagender Wind ein. So erhob sich auch ganz unerwartet am 29sten v. M. in den Nachmittagsstunden mit einemmale auf hiesigem Altmarkte ein Wirbelwind, der sehr vielen Verkaufsbuden die Dächer abhob und sie hoch durch die Luft in die anstoßenden Straßen hineinführte, auch auf dem Markte Tische, Bänke, Waarenkörbe und Alles wild durcheinander warf. Eine davon umgerissene Gurkenverkäuferin heulte, auf das Pflaster mit dem Gesichte stürzend, laut auf, daß nun endlich doch der immer so sündhaft bezweifelte jüngste Tag wirklich gekommen sey. Diesmal kam sie indessen mit dem Schrecken davon; denn kaum zwei Minuten, so war die ganze Explosion vorüber, die allen dabei Betheiligten eine nie erhörte Erscheinung gewesen.

Daß der lebendige Sinn für Wohlthätigkeit in der jezt so staubigen Atmosphäre nicht erstickt ist, das beweisen besonders auch die zahlreichen Kollekten für die hülfsbedürftigen Abgebrannten der Stadt Camenz. Zu den vielen nebenher zu gleichem Zwecke gegebenen Konzerten gehörte auch ein von der königlichen Kapelle veranstaltetes, welches sich eines ungemeinen Beifalls erfreute; und die beiden Hauptkräfte des im vorigen Monat hier stattgefundenen Männergesangfestes, die Gesellschaften der Liedertafel und des Orpheus, die schon hier in Dresden beim Feste selbst in gleicher Art gewirkt hatten, führten im Verein mit dem Organisten Eckardt aus Freiberg noch nachträglich einen Chorgesang von 80 Männerstimmen, dessen Ertrag jenen Abgebrannten gewidmet war, in dem uralten, herrlichen Dome zu Meißen auf.

Man sollte glauben, der fortdauernde Thermometerstand zwischen 23 bis 25 Grad Hitze benehme den Menschen alle Lust zum Theaterbesuche; aber keineswegs. Als am 24sten August der Freischütz zum hundertsten Male in Dresden aufgeführt wurde, war das neue Schauspielhaus gedrängt voll. Auch hatte die darin herrschende Gluth den Enthusiasmus der Zuhörer nicht im mindesten abzukühlen vermocht. Gewiß verdient diese Oper ihn vor vielen andern. Vielleicht gibt es keine, in welcher Tonkunst und Dichtkunst so innig verknüpft sind. Der geniale Weber ertheilte auch einst dem noch lebenden wackern Dichter die Genugthuung, zu gestehen, daß der große Erfolg der Musik der darin vorkommenden Gesänge einzig von den ihr zu Grunde liegenden Texten bedingt worden. — Auf gleiche Weise, wie Musik und Poesie in der Oper, verschmelzen sich Gesang und Schauspielkunst in unserer Schröder-Devrient. Sie glänzte in der Rolle der Agathe wieder ganz ungemein, und die Versammlung hörte nicht auf, der Hochgefeierten ihren Dank durch Mund und Hand laut zu erkennen zu geben. Aehnliche Auszeichnung widerfuhr einem andern Lieblinge aller Kunstfreunde, der zurückgekehrten Mlle. Bauer, als sie zum erstenmale wieder die Donna Diana darstellte, einen Charakter, in dem es wohl schwer halten würde, die so geistvolle als gewandte Künstlerin zu übertreffen. — Eine Neuigkeit, das Trauerspiel: „die Söhne Eduards," nach Delavigne von Th. Hell, fand recht günstige Aufnahme.

Daß die deutsche Literatur wieder durch mehrere hiesige Gelehrte und Schriftsteller eine zum Theil bedeutende Bereicherung erhalten hat, verkünden manche in der lezten Zeit erschienene Schriften, von denen mir folgende vorgekommen sind: „Die großen Sagenkreise des Mittelalters," zum erstenmale historisch entwickelt und in ihrem Zusammenhange dargestellt, eine Schrift, die zugleich den Supplementband des so tiefgelehrten als vielumfassenden Werks des Dr. Gräffe: „Lehrbuch einer allgemeinen Literargeschichte" ausmacht; ferner von demselben Verfasser die erste Hälfte einer Uebersetzung des unter dem Titel „Gesta Romanorum" berühmten Historiettenbuchs; Ludwig Tiecks Novellen 11. bis 14. Bd.; Julius Mosens dramatische Werke und „Ulrich von Hutten" von Ernst von Brunnow, erstes Bändchen. Außerdem werden wir in Kurzem von Fr. Kind unter dem Titel: „Freischützbuch," eine Schrift erhalten, die dadurch Interesse gewinnt, daß sie in einer biographischen Novelle Notizen über die Entstehung des Freischützen verspricht. Bekanntlich entlehnte Kind den Text dieser Oper einer den ersten Theil des von Apel und Laun herausgegebenen „Gespensterbuchs" eröffnenden Erzählung, zu welcher Apel den Stoff, wenn ich nicht irre, einem Schriftsteller des 17ten Jahrhunderts, dem als Mitglied der damals existirenden fruchtbringenden Gesellschaft sehr thätigen Harsdörfer, abgeborgt hatte. — Auch die periodische Literatur fährt fort sich hier zu regen. Neben der Abendzeitung besteht nun schon mehrere Jahre eine Dresdener Dorfzeitung, deren Inhalt mit dem unter dem Namen Dorfzeitung schon seit einer Reihe von Jahren beliebten Blatte nicht ohne Glück zu wetteifern strebt. Dagegen ist eine den Titel: „Dresdener Omnibus" führende Zeitung, die, nachdem sie zu Michaelis vorigen Jahrs aufgehört, zu Neujahr 1842 wiederzukommen versprochen hatte, ausgeblieben, auch ihr lezter Herausgeber, Julius Krebs, der eine Zeit lang hier lebte, dem Vernehmen nach nicht mehr in Dresden. Ein anderes, in Grimma erscheinendes Blatt: „Die Ameise," findet hier großen Eingang, besonders in der Umgegend; es scheint überhaupt auf dem Lande und in den kleinen Städten Sachsens sich eines ansehnlichen Absatzes zu erfreuen, und mit großem Recht. Eben dadurch, daß Manches darin der höhern Bildung Anstoß erregt, beweist die mir durchaus unbekannte Redaktion ihre verständige Berechnung der Fassungskraft und der Erwartungen derjenigen Leser, denen sie diese ganz populäre Zeitschrift zunächst widmet. Der Landmann und kleinere Gewerbetreibende findet in Ton und Art sich selbst darin wieder und nebenher gar manches ihm in seinem Kreise recht Nützliche. Wenn auch hie und da ein etwas zu massiver Scherz die Feinzängler in diesem Artikel anwidert, so gleicht doch auch der Scherz dieser Zeitung im Allgemeinen einem kecken, tüchtigen Holzschnitte aus alter Zeit, den der Kenner der Markloſigkeit vieler der sorgfältigst ausgeführten neuen Modestahlstiche bei Weitem vorzuziehen pflegt.

Bei der Abreise des ungarischen Grafen Szapari blieb man im Dunkel über die Fortdauer der von ihm gestifteten und unter ärztlicher Aufsicht betriebenen magnetischen Heilanstalt. Endlich kündigte ein hiesiger praktischer Arzt, D. Robert Ficinus (der Sohn des durch mehrere Schriften und zulezt noch durch die im Jahr 1839 erschienene allgemeine Naturkunde rühmlich bekannten Professors D. Ficinus), am 23sten vorigen Monats an, daß er in einem von ihm schon vor mehreren Jahren gegründeten ärztlichen Institute, in Verbindung mit andern Sachkennern, sich nun auch mit magnetischen Kuren befassen werde. Es müssen jedoch unerwartete Hindernisse eingetreten seyn, denn schon wenige Tage nachher erklärte der Unternehmer im hiesigen Anzeiger, daß in seiner Anstalt magnetische Behandlungen nicht mehr stattfinden würden.

Beilage: Literaturblatt Nr. 101.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 239.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Donnerſtag, den 6. Oktober 1842.

Sous quel astre, bon Dieu, faut-il que je sois né!
Molière.

Tagebuch aus Oſtende.

(Fortſetzung.)

3.

Ein ganz verdrießliches Abenteuer. Mein Gedächtniß für Zahlen iſt unverantwortlich ſchlecht und läßt mich am eheſten im Stich, wenn und wo ich recht peinlich und angſtvoll auf daſſelbe rechne. So geſchieht es, daß ich regelmäßig die Nummer meines Wagens vergeſſe und mich von einem Baigneur muß zurückführen laſſen. Nach Reventlows mnemoniſcher Anleitung brauche ich allerlei Hausmittelchen; zum Exempel ich knüpfe das Gedächtniß, ſtatt an die verwünſchte Ziffer, an irgend ein äußeres Merkmal, an eine Begebenheit aus Bredow's allgemeiner Weltgeſchichte oder aus Kohlrauſch's Tabellen. Zum erſtenmal merkte ich mir über der Zahl einen großen weißen flämiſchen Löwen, den ein Jünger von Rubens ſehr keck und feſt auf die grüne Thür geworfen hat. Nun luſtig in's Meer hinein. Ich kehre um; hui! da haben wenigſtens dreißig Karren das nämliche Wahrzeichen als Wappen der Geſellſchaft, und ich tappe, unter Gequick und Geſchrei ängſtlicher Stimmen, von einer zur andern, während mir die Zähne im Munde klappern und das Salzwaſſer in Strömen von mir abläuft. Ein anderesmal ſchlinge ich ein weißes Handtuch um die Treppe der Karre; ich komme wieder, da hat der Wind oder die Welle das Handtuch entführt, und ich habe nun das doppelte Plaiſir, naß in meine Kleider zu ſchlüpfen und einen kleinen, alten, groben Hanfleinenlappen wie die feinſte Damaſtſerviette zu bezahlen. Das drittemal ging ich ſehr ſicher; ich fuhr in Nummer 31. Flugs in der Chronologie nachgeſchlagen. Vgl. Kohlrauſch a. a. O. „31 v. Chr. Geb. Seeſchlacht bei Actium. Auguſtus, römiſcher Alleinherrſcher.“ Herr Gott, wie hab' ich mich abgequält, den Auguſtus nicht zu vergeſſen; ſchlimmer wie der gewiſſenhafteſte Abiturient am furchtbaren Maturitäts-Examen-Vorabend. Ich murmelte in den Bart: „31 ante Chriſtum, Seeſchlacht bei Actium;“ eine ungeheure Welle überſtürzt mich, und da ſie vorüber, tauche ich ſprudelnd auf und ſtöhne athemlos: „Auguſtus, römiſcher Alleinherrſcher.“ Dabei ſoll ein Menſch Vergnügen und Erholung ſich ſchaffen!

Heut' früh ging mir's am allerärgſten. Natürlich: ich bekam Nummer 13. Hätt' ich nicht ſchon eine volle Stunde gewartet, ich würde, abergläubiſch wie ich bin, nicht in die ominöſe Zahl gekrochen ſeyn; aber was war zu machen? Mit dem verzweifelten Rufe „Dreizehn“ werfe ich mich in's Waſſer. Das Meer war vortrefflich; Sturzwellen, daß Einem Hören und Sehen verging. Länger, als der Doktor erlaubt, ließ ich mich treiben und

peitſchen, zumal eine Wette einen Bekannten und mich ſehr beluſtigte. Unweit von uns tauchte nämlich alle Minuten eine weiße, kahle, kegelförmig abgeſtumpfte Fläche empor, etwa wie eine Kürbisſchale anzuſehen. „Was iſt das?“ ſchrie mir der Bekannte zu. — „Ein Knie.“ — „Fehlgeſchoſſen; ich ſage ein Kopf.“ — Huſch, da war's wieder. — „Nein, Knie.“ — „Nein, Kopf.“ — „Pariez.“ — „Eine Flaſche Bordeaux.“ — „Bon.“ — Wir ſteuern hin: es war ein Knie, aber was für eines! Ich hatte gewonnen. Lachend hüpfte ich aus dem Waſſer, dieſes Mal meines Rückzugs ganz ſicher; die Unglückszahl konnte ich nicht vergeſſen. Die Luft war empfindlich friſch, der Wind hoch. Das Seewaſſer aus den Augen wiſchend, ſpähe ich nach Nummer dreizehn. Nirgends zu finden. Die Fluth hatte während meiner Badezeit raſche Fortſchritte gemacht und die Stellung der ganzen Wagenburg verändert. Karren waren vor- und zurückgeſchoben, gedreht und gerichtet, durcheinander gewürfelt nach allen Seiten. Mit einem gotteslaſterlichen Fluche rufe ich den Baigneur. Wir gehen, wir ſuchen, er lachend, ich ausgelacht, und — wir finden. Da ſteht der Karren, dicht am Strande — — Himmel, und wie!

Auf meiner Wäſche liegt ein kalbsgroßer Hund, engliſcher Race, triefend vom Behäng, von den Pfoten; die ganze Karre ſah aus wie ein Rinnſtein. Ich will wüthend hinein, er fährt noch wüthender heraus, mir um ein Haar in die Waden. Der Baigneur reißt aus; ich ſtehe allein an der Treppe, vor Froſt und Verdruß an allen Gliedern ſchlotternd, und die Beſtie ſchüttelt ſich behaglich ab und ſtreckt ſich, zufrieden, meinen Angriff ſiegreich zurückgewieſen zu haben, zähnefletſchend auf meinem Rock aus. Denke ſich eine gefühlvolle Seele meine Situation. Ich erſchöpfte alle möglichen Mittel: ich drohe, ich ſchmeichle, ich locke, ich rufe alle erdenklichen Hunde- und Menſchennamen; er rührt ſich nicht. So wie ich den Fuß wieder auf die Schwelle ſetze, richtet er ſich auf, mit einer ſo unzweideutigen Miene, daß ich mich gern zurückziehe. Ich klopfe hinterliſtig rückwärts an die Karre, ihn herauszuſchrecken, er antwortet mit einem ausdrucksvollen Gebell. In den benachbarten Karren wird es lebendig, die Scene erhält Zuſchauer, kichernde, flüſternde, lachende. „Mais, Monsieur, chassez-le donc!“ — „Vous avez beau dire, Monsieur; comment faire?“ — „Da haben Sie meinen Stock,“ ruft mir ein mitleidiger Landsmann zu. Ich brauche ihn, aus Leibeskräften; mein Feind ſpringt an mir auf, und ich muß Gott danken, daß ich noch unzerriſſen die Thüre zwiſchen ihm und mir zuwerfen kann, ihn drinnen einſperrend, ihn ſtatt meiner.

Eine Viertelſtunde lang ſpielte dieſe ſchauerliche Epiſode; ich wollte ſchon einen verzweifelten Entſchluß faſſen, und ſchwankte nur noch, ob in das Meer zurückeilen, um wenigſtens den Fieberfroſt loszuwerden, ob wie Archimedes durch die entſezte Stadt Oſtende rennen, ob endlich Gaſtfreundſchaft ſuchen in einer der nächſten Karren, wo möglich in Nummer zwanzig, durch deren verhangenes Fenſterlein zwei ſchöne Augen, halb theilnehmend, halb ſpottluſtig meinen tragiſchen Monolog belauſchten. Endlich kam mein Baigneur zurück; er hatte den Herrn des Hundes im Waſſer aufgetrieben, unter hundert Badenden wenigſtens. Es war ein Engländer; dieſe Nation hat ſich wider mich verſchworen. Er floß über von Entſchuldigungen und Seewaſſer, während ich tobte und ſchäumte. Das hoffnungsvolle Thier iſt, erzählte er, in der Dreſſur; er nimmt es alle Tage mit in's Waſſer und jagt es aus hohem Meere, wohin er ſchwimmt, zurück, damit es ſich gewöhne, den rechten Karren und ſeines Gebieters Eigenthum wieder zu finden. Von allen Seiten erſchollen Proteſtationen gegen dieſe gräßliche Erziehungsmethode, deren Opfer ich geworden. Der Karren wurde aufgemacht und entſezt. Während ich hineinkroch, zu retten was noch zu retten war, gerieth der Engländer, der erſt ſeinen Hund ex postero abprügelte, gleichſam um mich zu verſöhnen, in wahren Enthuſiasmus beim Anblick meiner übel zugerichteten Beinkleider. „A capital dog, Sir,“ ſchrie er, ihn — wie gänzlich unkynagogiſch! — zärtlichſt liebkoſend. „He knows the colour of my trowsers. Yours are exactly the same. That is the reason, you know —“ Ich ſchickte ihn mit ſammt dem Hund zum Teufel und den Baigneur in's Hôtel de Flandre, mir andere Wäſche und Kleidung zu holen.

Nun ſitz' ich daheim und ärgere mich. Wenn ich die ſchottiſch karrirten Inexpreſſibles betrachte, welche ein ſo fatales Quiproquo veranlaßten, gerathe ich in einen förmlichen Ingrimm. Vor allen Leuten und in dieſem Zuſtande eine Cynomachie liefern, gar als Beſiegter von dannen gehen und nur durch Intervention einer dritten Macht zu einem höchſt ſchimpflichen Frieden gelangen — nein! es iſt zu arg! Oſtende wird mit Fingern auf mich weiſen!

Die Liebeserklärung.

(Fortſetzung.)

„Uebrigens glauben Sie mir, mein Freund,“ fuhr F. fort, „daß keine Schande darauf ruht, Hoſpitant in dieſer Verſorgungsanſtalt zu ſeyn; ehe man herein kommt, muß man ſeine Ehrenprobe machen und das Zeugniß eines unbeſcholtenen Lebens und unverſchuldeter Armuth mitbringen. Was kann denn aber einen Menſchen in einer Lage beſchämen, deren Bedingungen dieſe zwei

Punkte sind? Ein Mann, der im Alter durch seine Einkünfte eine sogenannte ehrenvolle Existenz hat, kann dieselbe durch Wucher und Betrug erworben haben; ich aber kann meine Stelle hier nur finden, wenn man mich von allem Unehrenhaften frei spricht. Ich habe gehört, daß es in Rußland eine Medaille gibt, die nur nach einer langen Reihe tadelloser Dienstjahre ertheilt wird. Der Beamte, der Ansprüche darauf hat, muß nie vor einem Gerichte gestanden, nie einen Verweis erhalten haben. Mancher große Herr, dessen Brust mit Orden gespickt ist, kann diese kleine, unscheinbare Medaille nicht bekommen, auf die auch in der Gesellschaft kein großer Werth gelegt wird; aber derjenige, der sie hat, betrachtet sie mit gerechtem Stolze und zieht sie vielleicht einem glänzenden Orden vor. Sehen Sie, so sucht jeder sich seinen Trost, wo er ihn finden kann; ich finde ihn darin, daß kein Schuft dieses niedern Zimmers, dieser einfachen Kost theilhaftig werden kann; das würzt mir das Mahl, mein Freund, und doch wünsch' ich Ihnen von Herzen, daß es Ihnen nie so gut werde," sezte er gutmüthig lächelnd hinzu.

Während dieser ganzen Rede war Karbeck in einem Zustande so unbekämpfbarer Rührung, daß es ihm unmöglich war, ein Wort hervorzubringen; seine Lippen bebten und Thränen verdunkelten seine Augen. F. bemerkte seine Bewegung und sah ihn heiter, mit einem schönen, guten Blicke an. „Was ist Ihnen?" sagte er. „Ich bin wirklich nicht unglücklich; selbst das Gefühl, von Almosen zu leben, kann mich nicht drücken: das Geld, das ich verzehre, hat ein Todter, der es doch nicht mitnehmen konnte, zur Errichtung dieser Anstalt bestimmt. So lange ich konnte, habe ich mich mit Anstrengung und nach meinen besten Fähigkeiten nützlich gemacht. Nicht mittelmäßig in seinem Berufe zu seyn, ist tadelnswerth, sondern denselben nicht nach Kräften ausgefüllt zu haben. Dieß hab' ich mir nicht vorzuwerfen; ich habe auch Manchem wohl gethan; Sie selbst sind mir eine trostreiche Bestätigung hievon. Aber die Härten meines Charakters abzuschleifen, das wäre mir nimmermehr in einer Welt gelungen, in der meine Eitelkeit und mein Hochmuth noch immer Nahrung finden konnten; hier lerne ich Demuth, die mir fehlte, und ich habe Muße und Gelegenheit, an eine bessere Welt zu denken. Sie sehen, daß ich jezt Naturgeschichte studire, was mir viele frohe Stunden macht. Zwar ist's mir oft fatal, daß wir im Sommer unabänderlich um vier, im Winter um fünf Uhr aufstehen müssen; doch haben mir auch gerade diese ersten Morgenstunden, die ich ohne meinen Willen genießen muß, oft große Freuden gewährt, und ich habe in unserem Garten das Erwachen der Insekten und der Blumendüfte mit Wonne beobachtet. Sehen Sie sich in der Welt um: wer sich der unmäßigsten, herrlichsten Güter des Lebens zu erfreuen hat, kam es nur so weit, als er die Fähigkeit des Genusses in sich fühlt; wer diese aber hat, kann sich auch am Kleinsten und Einfachsten befriedigen. Es sind so viele schöne Dinge, und die allerschönsten sind die, die den Menschen, wenn er nur gut seyn will, in jedem Verhältnisse beglücken."

Karbeck erwiderte bloß: „Sie müssen hier fort; Sie müssen zu mir ziehen. Ich bin jung und gesund: ich helfe mir fort, und werd' es in Zukunft immer besser können, denn ich darf es sagen, ich habe was Rechtschaffenes gelernt, und durch Sie. Es wird mir leicht seyn, für Sie und mich zu sorgen, ja ich werde ein doppeltes Interesse haben in dem Gedanken, für Jemanden zu leben, denn ich bin ganz einsam!" — F. schüttelte ernsthaft mit dem Kopfe. „Auf keinen Fall!" sagte er. „Besuchen Sie mich oft, aber mein Leben will ich hier beschließen; und wenn einer meiner fürstlichen Schüler mich jezt aus meiner Lage reißen wollte, ich verließe sie nicht mehr. Ich habe hier meine Gewohnheiten, meinen Umgang; es ist mancher Arme von guter Erziehung in diesem Hause; wir sind Alle alt und streben nach Einem Ziele. Der Herr, der mir die Aufnahme in diese Stiftung verschafft hat, besucht mich oft und erzählt mir vom Jenseits dieser Mauern, die ich auch zuweilen verlasse, um einen Spaziergang zu machen."

„Aber Sie haben kein Klavier, und ich habe eines, und wenn ich darf, will ich es Ihnen morgen schicken." — „Ich dürft' es hier nicht hinstellen; ein solches Möbel würde meinem Mitbewohner den Raum allzusehr beengen; zudem, sehen Sie meine Finger an, sie sind von Gicht geschwollen und ungelenk. Lassen Sie mich die Ihren sehen," sagte er auf einmal in heiterster Laune, „ob Sie auch täglich an mich gedacht haben. Ja, wahrhaftig, Sie haben eine Hand wie ein Fürst!" — „Nun sollen Sie auch täglich meiner gedenken, wie ich Ihrer gedacht habe," fiel Karbeck lebhaft ein; „lassen Sie mich Ihren Bierlieferanten seyn und trinken Sie jeden Mittag ein Glas auf meine Gesundheit."

F. schlug freudig ein und sie schieden mit dem herzlichen Versprechen, sich oft zu sehen. Karbeck eilte mit verlezten Gefühlen nach Hause; der Gedanke war ihm unaussprechlich bitter, einen Mann, der ihm im Unglück so höchst achtungswerth erschienen war, in einer solchen Lage lassen zu müssen; wenigstens wollte er ihm dieselbe erleichtern. Er erschöpfte seine Kasse durch den Ankauf eines guten Lehnsessels, welcher Pantoffeln und eines tüchtigen Korbs voll wohlverpfropfter Bierkrüge, die sogleich den Weg nach der Vorstadt antraten. Der Gedanke, daß der Mann, dessen hübsches Wohnzimmer ihm das erste Gefühl der Behaglichkeit gegeben hatte, nun auf einem hölzernen Schemel sitzen und aller körperlichen Bequemlichkeiten entbehren sollte, war ihm unerträglich,

und er jubelte im Herzen, als er die Karre mit den Sachen unterwegs sah.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, September.

Die chinesische Ausstellung.

Immerhin mögen die unglückseligen Zerwürfnisse zwischen England und China einer unweit von Hyde park corner — der Gegend, wo Wellington wohnt — zur Schau gestellten Sammlung von „zehntausend chinesischen Sachen" in den Augen John Bulls ungewöhnlichen Reiz geben; indessen ist das Schaugericht keineswegs zu den Alltäglichkeiten zu zählen, und es ist nicht bloß Neugier, was die Leute zu Tausenden hinführt und das Lokal von früh bis in die Nacht füllt. Die Sammlung bietet ein fast vollständiges Gemälde des Geistes, der Regierung, der Geschichte und Literatur, des Ackerbaus, der Künste und Gewerbe, der Sitten und Gebräuche, so wie des geselligen Lebens der Bewohner des himmlischen Reiches, und ist die Schöpfung und das Eigenthum eines Amerikaners, Namens Dunn, der sie während eines eilfjährigen Aufenthalts in China zusammengebracht hat. Nicht genug aber, daß er den meisten Zuschauern ein neues Gebiet öffnet, reicht er ihnen auch in einem catalogue raisonné einen tüchtigen Leitfaden. Der Schilling für den Eintritt, die halbe Krone für den Katalog sind bezahlt — treten wir ein. Aber schon vor dem Eintreten interessirt das Aeußere des Gebäudes. Es ist auf dem St. Georgs-Platze genau nach dem Muster eines chinesischen Landhauses errichtet und besteht im Erdgeschoß und einem Stockwerk. Unter einer von hochrothen Säulen mit weißen Kapitälen getragenen, bei einbrechender Dämmerung von einer ungeheuern Laterne erleuchteten Verandah und durch ein Thor, über welchem in chinesischer Schrift die Worte stehen: zehntausend chinesische Sachen, gelangen wir in eine ungeschmückte Vorhalle und aus dieser in den 225 Fuß langen und 50 Fuß breiten Hauptsaal. Eine Menge Laternen hängen von der Decke herab, Laternen von jeder Größe und Gestalt, die einen aus Horn, andere aus Seide, noch andere aus Glaspapier, und die zierlichsten aus feinem, mit Firniß überkleidetem Zwirnnetze. Der Schritt in den Saal versetzt in eine neue Welt — ringsum China, und das Auge bedarf einiger Zeit, sich an die fremden Gegenstände zu gewöhnen. Die künstlich geschnitzten und reich vergoldeten Schirme an beiden Enden des Saals, das bunt sich kreuzende Licht, die originellen Gemälde an den Wänden, die Sprüche an den Säulen und Querbalken, die geschmackvolle Draperie von gestickter Seide, die Glaskasten mit lebensgroßen Figuren, eine Unzahl kleinerer Kasten voll Merkwürdigkeiten — Alles lockt und blendet und mischt sich zu einem Ganzen, das bei Keinem eines wunderbaren Eindrucks verfehlen dürfte. — Wir beginnen die Schau rechts von dem auf apfelgrünem Grunde mit Blumen, Booten und Schiffen bemalten Schirme am obern Ende des Saals und stehen vor drei kolossalen, über und über vergoldeten Idolen der mächtigen Trias, den drei Buddhas, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Ihnen zunächst erblicken wir drei bürgerliche Mandarine von der ersten, zweiten und sechsten Rangordnung. Der Vornehmste sitzt mit unbedecktem Haupte, die zwei andern mit bedeckten Häuptern bezeugen ihm die übliche Reverenz. Sie halten sich zu seiner Rechten, denn in China ist der Ehrenplatz zur Linken, wie dort auch nicht der Niedere vor dem Höhern, sondern der Höhere in Gegenwart des Niedern das Haupt entblößt. Dahinter steht ein Schreiber, Depeschen in der Hand. Die Staatsroben der zwei Vornehmsten starren von Gold und Stickerei; aber den größern Theil der Pracht verbirgt ein weiter Ueberwurf von schwarzem Atlas, dergleichen diese Herren bei allen öffentlichen Gelegenheiten tragen. Jedem hängt ein Halsband von aneinander gereihten Kügelchen vorne bis über den Unterleib, hinten bis über die Mitte des Rückens. Die Mützen laufen spitz aus, haben eine breite, aufgeschlagene Krempe und sind mit schwarzem Sammt gefüttert. Die Spitze überragt ein kugelrunder Knopf, und ein Stück karmosinrothen Seidenzeugs hängt vom Knopfe dergestalt nieder, daß es sich über den ganzen Deckel breitet. Stoff und Farbe des leztern deuten den Rang an, wie bekanntlich auch der Knopf ein unterscheidendes Rangzeichen ist. Außerdem trägt jeder Mandarin auf Brust und Rücken als Merkzeichen seiner Rangstufe ein viereckiges Stück schwarzer Seide mit eingesticktem Vogel, Drachen oder Tiger. Der Tisch und die Stühle sind von hartem Holz, einer Art Rosenholz, und an der Wand hängen seidene Rollen mit den Weisheitssprüchen: „Die Ruhe einer Nation wird von der Treue ihrer Minister bedingt," und „eine Hauptpflicht der Söhne der Menschen ist Achtung ihrer Eltern." Vielleicht ist es nicht allgemein bekannt, daß unter allen Völkern des Orients nur die Chinesen Stühle gebrauchen. — Auf die Mandarine folgt eine andere Gruppe. Zuerst ein Priester des Buddha, dann einer des Tao in vollem Ornat. Die dritte und vierte Figur sind ein Herr und sein Diener in Trauer, buchstäblich in Sackleinwand, dem üblichen Trauerstoffe der Chinesen; dann ein Soldat in rother, mit Weiß verbrämten Tunika und sehr weiten blauen Pantalons von grobem Nanking. Auch die Mütze ist von Nanking, an einer Seite emporgekrempt und obenauf ein rother Knopf. Die Armatur dieses Braven besteht in einem ungeschickten Luntenschlosse. Dennoch ist er ein Braver, denn auf seiner Brust lesen wir das Wort yoong, d. h. Tapferkeit, und nur das erscheint seltsam, daß er dasselbe Wort auch auf dem Rücken trägt. An der Wand hängt sein Bambusschild, ungefähr wie ein Korbdeckel. Neben ihm steht ein Schütze der kaiserlichen Reiterei mit Bogen, Pfeilen und Köcher. Wir rücken weiter, zu drei Literaten in leichten Sommerkleidern. Der Eine liest eine übersezte äsopische Fabel vor; der Zweite bedient sich einer Schnupftabaksflasche — nicht Dose — der Dritte raucht und hört zu. Im Hintergrunde auf ebenholzenem Regal stehen die Bücher und dabei ein Diener, denn die chinesischen Literaten, bemerkt der Katalog, „sind keine armen Schlucker." Dann kommen drei vornehme Chinesinnen, in vollem, prächtig gesticktem Kostüm, das Haar mit Blumen und Nadeln geschmückt. Diese Art Schmuck ist jedoch keine Eigenthümlichkeit der höhern Stände. „Kein Weib," sagt Staunton in seinem Werke über China, „ist so arm, daß sie diesen Schmuck vernachläßigte, keines so alt, daß sie darauf verzichtete." Die Kleider sind sittsam, durchaus nicht so tief nach dem Busen herab geschnitten, wie die gegenwärtige Mode in Europa es gebietet oder erlaubt. Ein solches Kleid wäre in China ein schreiender Verstoß gegen weibliche Zucht. Aber in Parenthese erwähne ich, daß, wie tief ausgeschnitten auch die englischen Damen ihre Kleider auf Bällen und in Gesellschaften tragen, sie doch damit nie, gleich ihren Schwestern in Frankreich und Deutschland, auf der Straße und an öffentlichen Orten erscheinen.

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 80.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 240.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Freitag, den 7. Oktober 1842.

Weht Anſteckung ſo gar geſchwind uns an?
Mich däucht, ich fühle dieſes Jünglings Gaben
Mit unſichtbarer, leiſer Ueberraſchung
Sich in mein Auge ſchleichen. — Wohl, es ſey!
A. W. Schlegel,
nach Shakeſpeare.

Die Liebeserklärung.

(Fortſetzung.)

Es traf ſich, daß der Herr, welcher F. das Unterkommen, deſſen er ſich jezt erfreute, verſchafft hatte, ein guter Bekannter von Erneſtinens Vater war. Wenige Tage, nachdem Karbecks kleine Ladung im Hoſpiz angekommen war, beſuchte er F., der ihm die ganze Geſchichte von ſeinem alten Schützlinge erzählte. Da es in der Welt ſo viel Kaltherzigkeit gibt, ſo rührte den Herrn die ganz natürliche Handlungsweiſe unſeres Freundes und gab ihm eine gute Meinung von dieſem, ihm ganz unbekannten Manne. Eines Tages führte er mit dem Präſidenten ein Geſchäftsgeſpräch, während Erneſtine im Nebenzimmer ihren gewöhnlichen Unterricht bei Karbeck nahm. Als die Stunde abgelaufen war, ging dieſer durch den Salon, wo die Herrn ſich aufhielten, hinaus. Der Fremde fragte Erneſtine neckend, wer der Herr ſey, mit dem ſie eines ſo tiefen Tete-a-Tete gepflogen habe. Sie nannte ihm deſſen Namen ſowohl als die Befugniß, die er zu dergleichen Privilegien habe. Bei dem Namen fuhr der Mann lebhaft auf und erzählte mit Feuer Karbecks Geſchichte mit F. Dieſelbe machte auf Erneſtine einen außerordentlichen Eindruck, was zu der Vermuthung Veranlaſſung gibt, daß die Vorarbeiten, die dieſen Eindruck bedingten, lange gemacht ſeyn mußten, da hier weder von großer Aufopferung, noch ungemeinem Seelenadel, ſondern bloß von einem Gefühle natürlicher Dankbarkeit die Rede war. Aber Erneſtine brachte die kleine Begebenheit mit mehreren Aeußerungen Karbecks in Verbindung, mit ſeiner ſcheinbaren Härte, mit ſeiner Prunkloſigkeit, und konſtruirte ſich daraus einen ſo außerordentlichen Charakter, daß uns ſchwindeln würde, wenn wir gezwungen wären, denſelben zu ſchildern.

Da ihre Geſchichtsſtunde eben vor ſich gegangen war, ſo hatte ſie drei Tage Zeit, bis ſie hoffen konnte, den Helden ihres ſelbſt ausgeſponnenen Epos wieder zu ſehen, und während dieſer drei Tage war ihre Phantaſie und ihr Herz ſo ſehr mit ihm beſchäftigt, daß wir es mit Beſchämung für dieſes uns ſehr werthe Mädchen geſtehen müſſen: ſie hatte ſich in ihn verliebt! in einen Mann ohne alle äußere Annehmlichkeit — trocken — unerfahren in den gewöhnlichſten Formen — arm — ohne Stellung — ohne Geburt (außer dem Bischen auf die Welt kommen, was in der Schuſterſtube vor ſich gegangen war, und was er mit jeder Katze gemein hatte) und — was das Schlimmſte war, ja das Einzige, was ſie wirklich ſtörte — in einen Mann, der nicht das mindeſte Wohlgefallen an ihrer eigenen Liebenswürdigkeit und Schönheit zu finden ſchien. Nach den gewöhnlichen Lebensregeln

wäre Erneſtine, ſobald ſie dieſe Entdeckung gemacht hatte, dem Gegenſtande ihrer Liebe gegenüber, unerträglich geworden: ſie hätte ihn aufreizen müſſen, durch pikante Aeußerungen, durch Minauderien und all die kleine Bagage der Gefallſucht, die die Frauen mit ſich führen, ſobald ſie die Kinderkleider ausgezogen haben. Zum Glück that ſie von Allem dem nichts und nahm ſich mit Charakterſtärke vor, natürlich und unbefangen gegen ihn zu bleiben. Dieß ward ihr dadurch erleichtert, daß Niemand auch nur die entfernteſte Ahnung von dem Zuſtande ihres Herzens hatte, und daher alle naſeweiſen Anſpielungen und Neckereien, wodurch ſchon manches Glück zerſtört worden iſt, von ſelbſt wegfielen. Ja die Sache war ſo unglaublich, daß, wenn ſie dieſelbe einer Freundin anvertraut hätte, dieſe darauf geſchworen haben würde, ſie habe ſich verhört.

Erneſtine aber faßte im Grunde ihrer Seele den Entſchluß, dieſen Mann, wie er da war, ſo fern er ſich nur irgend entſchließen könne, ſie wieder zu lieben, zu heirathen. Ihr Vater war geſcheidt und gut genug, daß ſie von ſeiner Seite keine Hinderniſſe zu befürchten hatte; er ſprach öfter mit ihr von Karbeck, und als er einſt ſeiner Tochter deſſen Gelehrſamkeit und ſchöne Talente, ſo wie ſeine klare Darſtellungsart in allem, was ſich auf die Wiſſenſchaft bezog, eifrig lobte, ließ dieſe die Bemerkung fallen, daß es ihrem Vater zum nicht geringen Ruhm gereichen würde, wenn ein ſolcher Mann durch ihn ſeinen gebührenden Wirkungskreis bekäme. Dieſer Gedanke ſchmeichelte dem Präſidenten, und er that ſofort die vorbereitenden Schritte, um Karbecks Anſtellung zu bewirken.

Der Gegenſtand dieſer gütigen Bemühungen blieb denſelben ganz fremd und trabte täglich ſechs bis ſiebenmal durch die Straßen, um junge, heißhungrige Gemüther zu füttern. Auf dieſen Wegen freute es ihn wohl auch gelegentlich, wenn der Tag herannahte, an dem er in Erneſtinens Straße einbog, und gelegentlich ärgerte er ſich etwas, wenn ihm ſeine Gönner verſicherten, gerade ſein Fach ſey ſo überfüllt, daß vor der Hand noch an kein Amt zu denken ſey. Indeſſen fiel ſeine Kaſſe nie ſo tief, daß er Mangel gelitten hätte, oder ſeine Liebesgaben an den alten F. hätte unterlaſſen müſſen, und ſo lange dünkte er ſich reich.

So verging ein halbes Jahr ſeit der Veränderung, die ſich in Erneſtinens Herzen zugetragen hatte; während dieſer Zeit beobachtete ſie ihn, nicht wie eine vorübergehende Erſcheinung, ſondern wie Jemanden, dem man ſein ganzes Leben hingeben will; und ſie ſagte ſich zuweilen: „er iſt es werth!“ — Jezt war ſie glücklich, reich und ſchön zu ſeyn, und mit der liebenswürdigen Großmuth des Weibes war ſie unerſchöpflich in ihren Bemühungen, auch ihr Inneres immer würdiger und beglückender zu geſtalten. Karbeck wurde indeſſen auch von andern Seiten anerkannt. Schon der Platz, den ihm der Präſident in ſeinem Hauſe angewieſen hatte, trug das ſeine dazu bei. Ein geſchichtliches Memoire wurde allgemein als eine ausgezeichnete Arbeit gerühmt. Erneſtine benuzte den Augenblick, um ihren Vater zu vermögen, alle Segel in Rückſicht auf ſeine Anſtellung aufzuſpannen, und hatte endlich wirklich das Glück, einen Profeſſor an der Univerſität der Hauptſtadt zu freiren. Karbeck nahm dieſen Glücksfall mit würdiger Freude auf, hatte aber keine Ahnung von deſſen Urheber; er gab ſeine Stunden auf und behielt nur die bei Erneſtinen bei, worüber ihr das Herz im Leibe lachte; denn es war das erſte Zeichen beſonderer Theilnahme, das er ihr gab.

(Fortſezung folgt.)

Tagebuch aus Oſtende.

(Fortſetzung.)

4.

Geſtern Abend ſollte Meerleuchten ſeyn. Der Thorwart ſtreut alle drei, vier Tage dieſe große Kunde aus, damit er Gäſte in das Freie und Centimen in ſeinen Sack locke. Der ganze Dyk lebte und webte noch um neun Uhr von allerlei Menſchheit. Die Nacht war prachtvoll, warm und weich. Der Mond hing ſo milde über der Erde und goß zitternde, lange Strahlen in das weite Meer hinaus. In breiten Wellen kam dieſes angerollt, und zwiſchen dem ſchwarzen Pfahlwerke des Hafens ſprizte und ſprühete wirklich ſchon ein goldig funkelnder Schaum auf. Ein Fiſcher ſtach in See; die Furche ſeines Bootes war ganz licht, und wenn er das Netz warf oder zog, zeichnete ſich deſſen ganzer Contour, jedes Fädlein, jede Maſche, in deutlichen, blaugrünen Lichtern, erſt ſchwach, dann ſtark, zulezt wieder ſanft zerronnen. Es war eine wunderbar ſchöne Scene, auch belebt und luſtig. Viele Mädchen gingen am Strande auf und ab, faßten mit den ſchönen Händen ſpielend in den feuchten Sand und freuten ſich, wenn durch die verwunderten Finger lauter kleine helle, ſtiebende Pünktlein glitten. Ich war erſt heiter mit den Heitern und ſah und hörte und lachte mit und warf glatte Steine in das Waſſer, die eine hüpfende elektriſche Leiter in's Meer ſchlugen. Dann fing ich an langweilig zu werden, oder empfindſam, wie man will; ich dachte, daß es eigentlich ſchmerzlich ſey, ſo allein da umherzulaufen in der ſchönen Nacht, während alles Uebrige ſich freundlich paarte und ſchaarte; an vergangene liebe Zeiten dacht' ich und

an entfernte liebe Menſchen. Nicht lange, ſo ſchlich ich aus dem muntern Gewimmel fort, in die ſtillere Stadt hinein.

Am innern Walle, nahe dem Thore nach dem Dyk hinaus, ſteht eine Windmühle, von wo man eine artige Ausſicht hat auf den ganzen Strand. Ich verirrte mich an den Hügel. Oben ſaßen auch noch ſpäte Fremdlinge, Herren und Damen, welche das Meer und die Nacht bewunderten. Der Aſſeſſor, der aus dem Paderbörniſchen, war auch dabei; er machte den Redner der kleinen Gruppe und zeigte ſich ſehr geiſtvoll und glücklich in Wendungen, Einfällen und Gedanken. Ich ſtreckte mich grüßend neben ihn in das Gras, hoffend, ich werde mich unter andern Menſchen eher vergeſſen als mit mir allein. Die Damen waren entzückt über das Meer und über den Aſſeſſor; beide leuchteten um die Wette. Wieder kam eine ſo recht langgeſtreckte, mondbeglänzte Woge am Strande hergewandelt, und wieder jauchzte der niederrheiniſche Dialekt ihr entgegen. Sie rollte ſich ab, ohne zu erlöſchen. Sie ging ordentlich hin und her auf dem Sande. „Na, dat is doch ſonderbar," ſagten die Frauen, und der Aſſeſſor: „Sehen Sie, dieſe Welle iſt ſehr galant, meine Damen; ſie möchte gerne zu Ihren Füßen ſterben, kann 'er aber man nicht zukommen." Zu bemerken, daß der Strand, der Dyk, der Stadtgraben und der Wall zwiſchen der Galanterie und den Füßen lagen.

Je mehr meine Geſellſchaft in Entzücken gerieth über die Welle, die gar kein Ende nehmen wollte, und je ſchärfer ich hinüberſah, deſto verdächtiger kam mir dieſe Pſeudoleuchtung vor. Endlich wußte ich, was es war, und mitten in einen Schwall begeiſterter Ausrufungen fiel ich, ich plumper, proſaiſcher Menſch, mit dem Donnerworte: „Entſchuldigen Sie, Verehrteſte, aber was da drunten am Strande auf- und ableuchtet, iſt nichts weniger als eine Welle." — „Na, wat is et denn?" — „Sie werden mich auslachen, oder gar böſe werden." — „J, bewahre, klären Sie uns auf, Aufgeklärteſter," lachte der Aſſeſſor. — „Bitte ſchön. Dieſe Welle iſt eigentlich, von ihrer Natur her, eine weiße Sommerhoſe. — „Warum nich jar!" — „Bemerken Sie gefälligſt, daß Sie jetzunder, wo der Mond hinter eine kleine Wolke getreten iſt, verſchwindet." — „Wirklich, ich ſehe nichts mehr." — „Ich och nicht." — „Einen Augenblick Geduld." — Der Mond trat wieder hervor. Sein bleiches, maleriſches Licht fiel matt auf den weißen Piqué — oder war es engliſches Leder? — und da leuchtete die Welle wieder längſt dem Strande hin. Es entſtand ein unauslöſchliches Gelächter, in das nur der Aſſeſſor nicht ganz aufrichtig einſtimmte. Er hatte die leuchtende Woge ſchön mit einem Gedichte des Oceans verglichen, und wiederum mit dem Liebesblicke, den der Meergott ſeiner ſchlafenden Geliebten, der Erde, zuſende: nun mußte Gedicht und Liebesblick ſich als Sommermodeſte eines ſpäten Wandlers am Strande auflöſen. Die Welle kam zuletzt, uns den letzten Scrupel zu nehmen, wie ein Menſch den Dyk herauf, uns gerade entgegen, als wolle ſie wirklich zu den Füßen der Damen ſterben. Nun ſahen wir äußerſt deutlich, daß ſie auch einen grauen Rock anhatte und einen grauen Hut auf. Wir gingen lachend auseinander.

Aber es iſt ſonderbar: der Aſſeſſor mag mich nicht wohl mehr leiden ſeit dieſer Stunde. Er grüßt mit einer gezwungenen Freundlichkeit. Man ſoll den Menſchen doch niemals eine Illuſion rauben.

Der ſchwarze Shawl.

Ballade, aus dem Ruſſiſchen von Puſchkin.

Wie von Sinnen blick' ich auf den ſchwarzen Shawl,
Und es frißt am kalten Herzen mir die Qual.

Als ich leicht zu täuſchen, als ich jung noch war,
Bracht' ich einer Griechin Leib und Seele dar.

Selig, wenn die Schöne Schmeichelworte ſprach!
Aber bald erlebt' ich meinen ſchwarzen Tag.

In mein Haus geladen hatt' ich frohe Gäſte;
Ungeladen kam ein — Jude zu dem Feſte.

Mit dir ſchmauſen Freunde, ſprach er leis zu mir,
Aber deine Griechin übt Verrath an dir.

Ich bezahlte Gold ihm und verfluchte ihn,
Hieß den treuen Sklaven eilig mit mir ziehn.

Jetzt hinaus! wie flog mein Roß in wilder Luſt;
Ach! das zarte Mitleid ſchwieg in meiner Bruſt.

Siehe da der Griechin Schwelle ſchon von fern!
Schwach ward mir und finſter meiner Augen Stern. —

In das inn're Zimmer tret' ich haſtig ein: —
Ein Armenier küßt ſie, die ich wähnte mein!

Dunkelt mir's vor Augen, klirrt der ſcharfe Stahl, —
Seinen Kuß vollenden konnt' er nicht einmal.

Lang trat ich mit Füßen den kopfloſen Leib
Und erbleichend ſchaut' ich auf das ſchöne Weib.

Noch liegt mir ihr Flehn, ihr ſtrömend Blut im Sinn, —
Hin war meine Griechin und die Liebe hin!

Ab nahm ich vom todten Haupt den ſchwarzen Shawl,
Wiſchte ſtumm die Flecken von dem blut'gen Stahl.

Als der Abend graute, trug die Leichen dort
In ihr Grab, die Donau, schnell mein Sklave fort.

Schöne Augen küss' ich seit der Zeit nicht mehr,
Frohe Nächte kenn' ich seit der Zeit nicht mehr.

Wie von Sinnen blick' ich auf den schwarzen Shawl,
Und es frißt am kalten Herzen mir die Qual.

J. G. M.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, September.

(Schluß.)

Die chinesische Ausstellung.

Die Hände der Chinesinnen sind außerordentlich zart, bei ihnen wie bei uns ein Merkmal vornehmer Geburt. Die Augenbrauen sind graziös gewölbt, die Züge regelmäßig, die Nasen zu flach, um schön zu seyn, und das ganze Gesicht zwar hübsch, aber ohne Ausdruck. Eine spielt Guitarre, die Zweite raucht, die Dritte handhabt den Fächer. Jede hat in Einem Ohre drei Ringe, führt einen eleganten Tabaksbeutel und läßt die Füße, „die goldenen Lilien," auf gesticktem Schemel ruhen. Zwei Dienerinnen, mit Füßen von natürlicher Größe, warten auf. „Im Allgemeinen," berichtet der Katalog, „können die Chinesinnen sich nicht mit Schönheit brüsten, und diesem Mangel suchen sie durch starken Gebrauch von Schminke abzuhelfen; weßhalb auch Schminktöpfchen zu den Hochzeitgeschenken einer Braut gehören. Die persönlichen Reize eines Chinesen sind: wohlhäbige, der Korpulenz zuneigende Gestalt, ein volles, glänzendes Gesicht und große, niederhängende Ohren — letztere ein Zeichen hoher Abkunft. Bei den Frauen findet ziemlich das Gegentheil statt; zarte Figuren und schmächtige Taillen sind Erfordernisse der Schönheit. Die Augen heißen Silberseen, überstrahlen also Salomos Fischteiche. Die Augenbrauen werden nicht selten abrasirt und mit Weidenblättern aufgemalt. Die Weide ist den Chinesen das Sinnbild des Vergnügens, der Lust; daher die Redensart: „betrogen und verdummt durch Weiden und Blumen," d. h. durch Ausschweifung. Aber der unerläßlichste Körperreiz sind bekanntlich die goldenen Lilien, die Füße, deren Zehen bei der Geburt unter die Sohlen gebunden und Jahre lang in dieser schmerzhaften Lage erhalten werden. Allerdings ein dummer, grausamer, schändlicher Gebrauch; nur soll, wer ein gläsernes Haus bewohnt, sich hüten, mit Steinen zu werfen. Jener Gebrauch ist am Ende um nichts schlechter, wohl aber um Vieles minder unvernünftig und schädlich, als die Abscheulichkeit des engen Schnürens." So der Katalog. — Der fünfte Glaskasten enthält Theatralisches, unter Anderem einen lebensgroßen Tragiker, stattlicher ausstaffirt als je ein Bühnenheld Deutschlands oder Englands, und zwei Kinder in weiblichen Rollen, indem Frauen auf der chinesischen Bühne nicht geduldet werden. Die meisten Stücke haben einen geschichtlichen Boden; aber alle Ereignisse seit der tartarischen Eroberung sind censurwidrig und deßhalb die Bühnenkostüme alt chinesisch. Bei der Tracht der Frauen macht dieß wenig, bei den Männern einen bedeutenden Unterschied. Zum Theatralischen gehört in China der Gaukler. Ein solcher präsentirt sich in aller Herrlichkeit seiner Kunst, mit einem Porzellangefäße auf dem Kopfe, so schräg, daß die Bewegung eines Gesichtsmuskels es zu Falle bringen müßte. Wie das himmlische Reich keine stehenden Bühnen hat, der Thespiskarren von Ort zu Ort wandert, so führen dort auch viele Gewerbe ein poetisches Wanderleben. Das sehen wir in figura an einem Schuhmacher, einem Barbier und einem Kesselflicker; jeder mit seinem Schemel und seinen Utensilien auf dem Rücken, Fächer und Pfeife in der Hand. Der siebente Kasten ist ziemlich von der Breite einer Straße in Canton, und ein Tragsessel nimmt fast die ganze Breite ein. Die Seiten desselben sind von buntfarbigem Seidenzeug mit wachstaffetnem Ueberzug; drin sitzt Einer sehr gemächlich; die Stangen ruhen auf den Schultern der zwei Träger, und nebenher geht ein Leibdiener mit der Laterne. Je nach dem Range des Inhabers steigt die Zahl der Träger und Diener. — Am Ende des Saals treten wir in einen abgesonderten Raum, das vollständige Facsimile eines Wohnzimmers im Hause eines reichen Chinesen. Alles Geräth ist glänzend, die Tische haben marmorne Platten und gestickte Sammetdecken; an Stühlen, Fußbänken, Blumentöpfen, Spucknäpfen und seidenen Laternen ist kein Mangel. Die Stelle des Fensters vertritt eine ovale Oeffnung mit vergoldetem Gitter; seidene Rollen mit Weisheitssprüchen schmücken die Wände. Sechs Figuren veranschaulichen den Pomp und die Formalitäten des Visitenmachens und Annehmens. Die Ceremonien sind steif; aber Thee und Pfeife, Zuckerwerk und trockene Früchte versprechen Ersatz. Eine lange karmosinrothe Rolle enthält eine Einladung zum Diner; sie bittet den Geladenen um die „Erleuchtung seiner Person." Eine kleinere enthält die Worte: „ich habe frischen Thee bereitet und erwarte Ihre Gesellschaft zur Unterhaltung." — Im Saale steht endlich ein zwei Stockwerke hohes Haus, dessen Erdgeschoß einen Porzellanladen und eine Seidenhandlung zeigt, und darin in voller Thätigkeit den Eigenthümer und seine Gehülfen, die Käufer und Käuferinnen, und den unverdrossenen Bettler mit seinen lärmenden Bambusstöcken. Auch die unzähligen einzelnen kleinen Gegenstände sind sehr sehens- und beachtenswerth; unter Anderem ein kostbares Theeservice, wie Mandarinen ersten Ranges es auf Reisen bei sich führen, ein alter Metallspiegel, dergleichen die Chinesen vor Erfindung des Glases gebrauchten, herrliche lakirte Gefäße, ein Handofen von bronzirtem Kupfer zum Warmhalten der Finger — Handschuhe tragen die Chinesen nicht —, Kompaß und Sonnenuhr an Einem Stücke, eine Kerze, deren Niederbrennen die Stunden anzeigt, ein Sarg aus Cedernholz, eine gelbe Vase mit grünem Drachen in erhabener Arbeit, dem mythologischen Embleme des großen Drachens, der den Mond verschlingen will und dadurch Mondfinsterniß verursacht, über 500 Jahre alte Vasen, in welchen die Blumen ungewöhnlich lange frisch bleiben sollen, schöngemalte Gartenstühle von Porzellan, wegen ihrer Form Steintrommeln genannt, ein Modell der berühmten Porzellanpagode zu Nankin, Modelle von Booten aller Art, Opiumpfeifen, eine steinerne Brücke von fünf Bogen ohne Schlußsteine, eine Kriegsschaluppe, zierlich in Elfenbein geschnitzt, eine prächtige Staatslaterne, zehn Fuß hoch und vier Fuß im Durchmesser, mit 258 rothen Quasten, drei Behältnisse voll Vögel und Muscheln, ein paar silberne Deckelkrüge zu heißem Weine, mehrere seltsame Theekannen, musikalische Instrumente, Handwerkszeug, Bücher mit den Titeln zuletzt, Schuhe für Herren und Damen, für die kleinsten wie für die größten Füße, künstliche Lichter aus Reispapier, und noch manches interessante Tausend der „zehntausend chinesischen Sachen."

Beilage: Literaturblatt Nr. 102.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 241.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Sonnabend, den 8. Oktober 1842.

Du biſt des Morgens Hauch, du biſt des Abends Luft,
Du biſt des Frühlings Strauch, du biſt des Herbſtes Duft.
Du biſt's und biſt es nicht, du biſt wie Tag und Jahr,
Der Kreis, der in ſich kreiſt, unwandelbar wandelbar.

Fr. Rückert.

Die Zeit.

Auf wach' ich auf dem Pfühl von Mooſe
Aus einem bunten Mittagstraum;
Der Schatten zeigt mir an der Roſe,
Daß ich ſchlief eine Stunde kaum;
Und doch ward ich hinausgeriſſen
In eine ſturmbewegte Welt;
In Sonnenglanz, in Finſterniſſen
Hat Luſt und Weh mein Herz geſchwellt.

Ich habe dunkler Weisheit Lehre
Von unſichtbarem Mund gelauſcht;
Ich hab' in brauſendem Verkehre
Manch Wort der Leidenſchaft getauſcht;
Und nun erwacht — um eine Stunde
Die Welt gealtert find' ich nur;
Beſtätigend mit ehr'nem Munde
Der Glocke, hallt es dort die Uhr! —

Was iſt die Zeit? Ein Zauberrahmen,
Der ſich zuſammenzieht und dehnt,
Für Unerfaßliches ein Namen,
Das ſo der Geiſt zu bannen wähnt;
Ein Nichts, ein Schatten der Gedanken,
Der geiſtigen, der ſtoffesfrei'n,
Die ſich gebaut die luft'gen Schranken,
Um nicht des Schwindels Raub zu ſeyn!

Ein Wort, das Menſchenwitz erſonnen,
Der Pulsſchlag nur von Nacht und Licht,
Hält ſie, beim erſten Griff zerronnen,
Des Denkens ſtrenge Probe nicht!
Was bleibt vom wellenleeren Strome,
Von welchem ſie ihr Bild entlehnt?
Wo ſind die ſtürmenden Atome,
Daraus ihr Schlangenleib ſich dehnt?

Was iſt ihr Maß? Wenn ſich die Urne
Von ſchwachem Glas des Sands entleert?
Die Rieſenwucht ſich der Saturne
In ihre ew'ge Ringbahn kehrt?
Iſt es der Lüfte Spiel, der Falter,
An Einem Tage Kind und Greis?
Der Falke, dem neun Menſchenalter
Sein ſchwarz Gefieder färben weiß?

Die Pyramiden, die geſogen
Viertauſend Sommer lang die Glut?
Granite, über die die Wogen
Hinwälzte die chaot'ſche Fluth?

Ein Herz, das in des Glücks Erkennung,
Noch erst ein Kind, sich mündig sprach,
Und das der bittre Schmerz der Trennung
In einem Mondeswechsel brach?

Die Zeit ist Nichts! Wer mag gestalten
Die Leere und das Einerlei?
Sie kann dem Geiste Stand nicht halten!
Kein Mund verkündet, was sie sey!
Recht wär's, daß dieses Wahnes Schleppe
Abrisse der lichtklare Geist,
Zertrümmerte die myst'sche Treppe,
Die keinen Gipfel ihm verheißt! —

So tief sank ich in solches Klügeln,
Daß träumend sich der Geist verlor;
Da rauscht' ein Lüftchen von den Hügeln
Und raunte flüsternd mir in's Ohr:
„Laß ab zu scheiden Nichts und Wesen!
Eh du durch's Feu'r des Denkgerichts
Zur reinen Wahrheit bist genesen,
Wird Welt und selbst dein Geist zu Nichts!

Wirst du auch mich zu leugnen wagen,
Wenn ich ein kosend linder Hauch
Jezt, in den sommerlichen Tagen,
Sanft wiege diesen Rosenstrauch?
Und doch im Herbst die alten Eichen
Knick' ab mit unsichtbarer Hand,
Mit Schiffestrümmern, Menschenleichen
Als Sturm bestreu' den Felsenstrand?

Was in der Vollkraft braune Locken
Die trübe, graue Asche streut —
Was heißer Jugend Blut macht stocken —
Nenn's Wechsel — Altern — oder Zeit —
Es ist — es ist! — Indeß du spaltend
Und grübelnd sie auflösst in Nichts,
Trifft dich, unsichtbar mächtig waltend,
Ihr Scepter, ehernen Gewichts!

Sie ist der Hauch, den du nicht fühlest,
Der mächtigste, doch leise Sturm,
Der Quell, nach dem umsonst du wühlest,
Der nagend niemals satte Wurm;
Das Feuer, welches still verzehrend
Mit blasser Gluth die Welt besiegt,
Der Phönix, der, sich neu gebärend,
Empor aus seiner Asche fliegt.

Doch Bild, fern ihrem Seyn, bleibt Alles,
Entstellend ihres Wesens Art,
Das, geist'ger als der Leib des Schalles,
In Thaten nur sich offenbart;

Das spurlos ist im Reich der Dinge,
Dem Grübler in ein Nichts zerfließt,
Und doch mit lezterm, mächt'gem Ringe
Die große Räthselkette schließt!

Oh! mit der Mächt'gen dich vermähle,
Statt zweifelnd ihr zu widerstehn!
Laß ihren Hauch durch deine Seele,
Durch deines Blutes Ströme gehn!
Dem Glaubenden ist sie das Leben,
Das Morgen- und das Abendroth;
Mit krankem Auge schaut, voll Beben,
In ihr der Zweifler Nacht und Tod!"

Da rasch der Muth sich mir ermannte,
Beschämt von diesem Warnungswort;
Den grüblerischen Wahn verbannte
Ich aus gefaßter Seele fort.
Von Bild zu Bilde wird begegnen
Dem Suchenden der Geist der Welt,
Indeß dem Stürmer, dem verwegnen,
Zum Chaos sie zusammenfällt.

Was rauscht? Ich seh' aus grünem Gange,
Voraus der Mutter eilend kühn,
Die Knaben springen, deren Wange
Der Wettlauf rosig macht erglühn.
In Eurer Blüthe, frisch entglommen,
Stellt mir die Hast der Zeit sich dar,
Doch in der Mutter Aug', dem frommen,
Wird mir das Zeitlosew'ge klar.

Die Liebeserklärung.

(Fortsetzung.)

Es war Frühling, als Karbeck nach dem Essen in freundlichem Gespräche mit dem Präsidenten, Ernestinen und noch mehreren Personen zusammensaß. Ernestine behauptete auf weibliche Art allerlei kleinen Unsinn, den sie lustig durchzufechten wußte, etwa wie uns die Spanier in ihren Schauspielen durch anmuthige Sophismen ergötzen. „Schade," sagte ihr Karbeck, im halben Aerger lächelnd, „daß Sie, wie alle Frauen, Ihren schönen Verstand verdrehen und verrenken mögen; Sie könnten es schon wagen, eine Ausnahme zu seyn." Darauf versank er in eine tiefe Träumerei und nahm weiter am Gespräche keinen Antheil. Auf einmal sprang Ernestine lebhaft auf. „Es ist heute eine Mondfinsterniß," sagte sie; „lassen Sie uns in mein Kabinet treten, das liegt gegen Osten." Alles folgte ihr, auch Karbeck.

Die Vorhänge ihres Zimmers waren offen; eine Epheulaube und Blumen gitterten sie ein; der Mond schien voll hinein und malte die feinen Blätter auf den Fußboden; das Zimmer war sanft durchwärmt, aber ohne Licht und Lampe, nur von den Mondstrahlen durchleuchtet. — „Es ist fast sieben," sagte Erneſtine, „der Culminationspunkt der Finſterniß naht; aber der Mond ist rund wie eine Kugel und unbeſchreiblich hell und schön." — Alle wunderten sich außerordentlich über dieſes Phänomen; ja wir sind sogar nicht sicher, ob einige der Herren nicht glaubten, es müſſe ein Irrthum in der aſtronomiſchen Berechnung vorgefallen ſeyn, wie noch kürzlich eine große jüdiſche Autorität Jemanden ſagte, der von der Sonnenfinſterniß des 8ten Juli ſprach: „Glauben Sie auch an die Dummheiten?"

Karbeck ſprach kein Wort, ſondern ſah auf den Schreibtiſch und auf die hundert Kleinigkeiten, die im Halbſchatten wie Erinnerungen darauf ſtanden. Endlich ſagte der Präſident: „Iſt denn heute auch wirklich Mittwoch?" — „Nein, Dienſtag," erwiderte einer der Herrn. — „Da haben wir das Räthſel gelöst!" ſagte Erneſtine, „und nun iſt mir's nur unbegreiflich, wie unſer gelehrter Profeſſor ſich meine Einladung zur Mondfinſterniß gefallen ließ und hineinſah und unſer Staunen unbarmherzig mit hinnahm." Karbeck erwiderte mit bewegter Stimme: „Ich hatte gar nichts davon gehört, ich weiß gar nicht, wie ich hier herein gekommen bin!" — „Aber an was dachten Sie denn?" — „An unſere Geſchichtsſtunden," erwiderte er in einem Ton, der eine ganze Geſchichte eigener Erfahrungen in ſich ſchloß. — Erneſtine jubelte im Herzen; ſie ſagte: „iſt's nicht ſchön hier? viel ſchöner, als wenn der Mond wirklich verfinſtert wäre? Wir wollen hier bleiben und den Abend verplaudern." — „Wir wollen im Gegentheil in's Theater gehen," ſagte der Präſident und zog die Uhr.

Als Erneſtine zum erſtenmale wieder allein war, gab ſie ſich der Hoffnung hin, die ſeit einiger Zeit in ihr zu keimen begonnen hatte, geliebt zu ſeyn. Ihre Freude darüber war ernſt und fromm; ſie fühlte, daß dadurch zwei Menſchen ein großes Glück tage, denn ſie hatte in ſich das Bewußtſeyn, daß demjenigen, der ihre Liebe begehre und erhalte, mit derſelben ein Schatz gegeben werde; was aber ſie ſelbſt anbelangte, ſo fühlte ſie eine wohlbegründete, feſte Anhänglichkeit für Karbeck, weil ſie auf Charakter, tüchtige Ausbildung und ſtille Tugenden des Herzens einen unvergleichlichen Werth legte. Das Alles hatte ſie in ihm gefunden, und zudem hatte ſeine Perſönlichkeit das Glück gehabt, ihr intereſſant zu erſcheinen, und ſeine edle Männlichkeit hatte alle ihre weiblichen Sympathien angeregt. Aber was thun! Daß er nie ſeine Hand nach einem Mädchen ausſtrecken werde, das den äußern Verhältniſſen nach ſo hoch über ihm ſtand, ohne vorher von ihrer wahren Liebe überzeugt zu ſeyn, das wußte ſie. Zweideutige Ermuthigungen würde er in ſeiner Herzensunſchuld nicht verſtehen. Was blieb alſo übrig? Alle anerzogenen Grundſätze und Vorurtheile empörten ſich in Erneſtinen, als ſie ſich die Antwort auf dieſe Frage gab. Und dennoch mußten ſie überwunden werden. — Sie nahm ſich vor, ſich den ſtolzen Mann, der ſich nicht wohlfeilen Preiſes erlangen ließ, auf's Muthigſte zu erringen, und wie die Verhältniſſe einmal waren, glaubte ſie ihrer weiblichen Würde nichts zu vergeben, wenn ſie's that. Noch einmal alſo rief ſie ſich manchen unwillkührlichen Blick, manchen kleinen, verrätheriſchen Zug aus ihrem Beiſammenleben zurück: ſeine offenbare Luſt, ſie unwiſſendes Ding zu unterrichten, ja, trotz dem Drange der Geſchäfte, ihre Stunden beizubehalten, nachdem er alle andern aufgegeben; die kleine Veränderung, die in ſeiner Stimme vorging, wenn er mit ihr ſprach; ſeine Sarkasmen über die Weiber, die immer mit einem Blicke begleitet waren, der bedeutete: „Sie ſind anders!" — Vor Allem aber ſagte ihr eine gewiſſe heimliche, untrügliche Stimme, die ſicher iſt wie das Gewiſſen: „Du biſt geliebt!" — „Wie ſie's nun anfangen wird, um einem ungeleckten Bären eine Liebeserklärung zu machen, und wie es ihr gelingt, das ſoll der Schluß dieſer kleinen Geſchichte ſeyn, denn von Seiten des Vaters haben wir kein Hinderniß zu erwarten, wenn er nur will.

(Schluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Mainz, September.

Die Verſammlung der deutſchen Naturforſcher und Aerzte.

Schon eine Woche vor der zur Verſammlung der deutſchen Naturforſcher beſtimmten Friſt kamen die Gelehrten in großer Anzahl hier an, und man ſah bald, daß man ſich nicht getäuſcht, wenn man in Mainz einen ſehr ſtarken und ſehr intereſſanten Congreß erwartet hatte. Am eigentlichen Empfangstage, den 18ten September, waren bereits gegen 600 Naturforſcher aus allen Gegenden Europas hier eingetroffen, und zwei Tage ſpäter war die Zahl 1000 beinahe voll, ſo daß es in unſern Straßen von gelehrten Phyſiognomien wimmelte. Der „rheiniſche Telegraph" begrüßte die deutſchen Naturforſcher in einem Artikel, worin es unter Anderem heißt: „Ihr habt die alte Rheinſtadt zu euern Verſammlungen gewählt, ſie, die in alter und neuer Zeit ſo redlich fortbauen half am großen Bau des Naturſtudiums. Die alte Moguntia dankt euch für dieſe Ehre. Sie bietet euch freundlich ein freundliches Aſyl, und wünſcht von Herzen, daß ihr bei ihren lebensluſtigen Bewohnern das Leben ſchön und lebenswerth finden möget. Mainz kann euch vielleicht weniger Schätze des Wiſſens, weniger Prunk bieten, als manche andern Städte; dafür findet ihr hier rheiniſchen Lebensmuth, ächt deutſche Hoſpitalität, und jenes heitere, ſociale Wohlbehagen, das den Fremden hier immer den kalten und ſtolzen Pomp der Reſidenzſtädte vergeſſen ließ. Wenn

ihr in den Muße- und Erholungsstunden den beschiedenen Erheiterungen euch hingebet, die wir darzubieten vermögen, so genießet mit voller und ganzer Lust, denn die ganze Bevölkerung erfreut sich an der festlichen Gastlichkeit, mit der Mainz die Blüthe deutscher Wissenschaft ehrt, und mit der sie den ersten und wichtigsten deutschen wissenschaftlichen Nationalverein bewirthet." — Dieser Gruß war aus dem Herzen der ganzen Bevölkerung gesprochen.

Die Anordnungen, welche das Festcomité in Bezug auf Unterbringung der ungeheuern Fremdenmenge getroffen, dürfen wir füglich übergehen. Die begüterten Bewohner nahmen einen Theil der Fremden aufs Uneigennützigste als Gäste in ihre Wohnungen auf, und die Andern wurden in unsern ersten Gasthöfen einquartirt. Nur diejenigen, die sich nicht vorher angemeldet hatten, mußten sich selbst ein Unterkommen suchen, was übrigens nicht schwer war, da hier die Zahl der Gasthöfe ungewöhnlich groß ist. — Da der 18te September auf einen Sonntag fiel, wurden die Generalversammlungen einen Tag später eröffnet; jedoch wurde am 18ten Mittags eine vorbereitende Versammlung im Casino gehalten. Der Präsident stellte dabei die Fremden der Versammlung einzeln vor, indem er laut ihre Namen ausrief und sie vortreten ließ. Diese Maßregel war sehr zweckmäßig; man erfuhr dadurch rasch, welche Männer von Bedeutung anwesend waren, und man konnte sich alsbald gegenseitig nähern. Dieses Präludium war von so heiterer und herzlicher Natur, daß es den besten Eindruck machte und Jeder die Ueberzeugung gewann, die 20ste Versammlung in Mainz werde eine der interessantesten seit der Stiftung der Gesellschaft werden. — Zum erstenmale in ihrer officiellen Wirksamkeit sahen wir die Naturforscher am Morgen des 19ten Septembers, und wenn sich nicht Mancher eingeschmuggelt hat, dem die Naturkunde eine terra incognita ist, so waren wohl 800 Jünger der Natur im Saale. Man hatte sich zeitig eingefunden; schon der prachtvolle Aulasaal im ehemaligen kurfürstlichen Schlosse, welchen die Stadt für 30,000 Gulden mit zu diesem Zwecke einrichten lassen, zog die Neugierde an, namentlich der Damen, welche die Galerien einnahmen, und man hatte wirklich ein Ständchen nöthig, um Alles im ungeheuern Saal zu betrachten und die gelehrten Leute, zum Theil mit Orden und Sternen, zu mustern. Die Eröffnungsrede des Präsidenten der Versammlung, des Medicinalraths Gröser aus Mainz, war lang und inhaltreich; er begrüßte die Versammlung, berührte die Geschichte der Wahl der Stadt Mainz in der vorjährigen Versammlung zu Braunschweig, ging auf die Bedeutung des Instituts über, gab dann Andeutungen über mainzer wissenschaftliche Bestrebungen, und schloß mit den reichen geschichtlichen Erinnerungen, die sich an das Versammlungslokal knüpfen, woselbst so lange die edelsten Fürsten, die so viel für die Wissenschaft gethan, residirten. — Die darauf vom zweiten Geschäftsführer, Notar Bruch, gehaltene Rede behandelte die Frage, ob die Statuten der deutschen Naturforscher und Aerzte, wie es in der vorjährigen Versammlung gewünscht worden, wirklich modificirt werden sollten, da die Stimmen darüber im Verlaufe der Zeit sich sehr getheilt hätten. Diese Rede führte zu einer Discussion und zum Beschluß, ein provisorisches Comité aus acht der ältesten Geschäftsführer der Versammlung niederzusetzen, welches die Frage der Statutenerneuerung berathen und darüber weiter berichten sollte. (Ich bemerke hier gleich, daß dieses Comité, bestehend aus den ersten Notabilitäten der Versammlung, sich einstimmig gegen die Statutenerneuerung aussprach, welcher Ausspruch auch von der Versammlung gut geheißen wurde). — Pastor Brechter aus Neuhendorf, bekannt als ausgezeichneter Ornitholog, verbreitete sich in langer Rede über die Intelligenz in den Thiergeschlechtern und speciell über den Schutz und die Vertheidigung der Nachkommenschaft von Seiten der weiblichen Thiere und dieser von Seiten der männlichen. — Der Geheime Hofrath Stiebel aus Frankfurt besprach eine sehr interessante Krankengeschichte, wobei sich im menschlichen Harn ein neues Infusorium in großer Menge darstellte. — Hofrath Kastner aus Erlangen verbreitete sich über eine neue Theorie vom Wesen des Lichts, und begleitete den Vortrag mit einer Fülle interessanter physischer und chemischer Notizen. — Diese erste Generalversammlung dauerte fünf Stunden. — Man schritt sofort zur Bildung der acht Sectionen, die alle täglich mehrstündige Sitzungen hielten.

Die zweite Versammlung am 23sten September war unstreitig die interessanteste von allen, wie sie auch die besuchteste war. Es kamen diesmal Gegenstände zur Sprache, die an sich schon keinen Anwesenden theilnahmlos ließen. Ein Straßburger Deputirter lud die Gesellschaft zum Gelehrtencongreß ein, der zu Anfang Octobers in Straßburg zusammentritt. Es war dieß keine gewöhnliche nachbarliche Höflichkeit, man sah es dem Ernste des Deputirten an, daß es sich hier, abgesehen von allem Politischen, von einer Verbrüderung der Pfleger der Wissenschaft beider großen Nationen handelte. Der ehrenwerthe französische Gelehrte hielt den Vortrag in seiner Landessprache; er vermied alle politischen Anspielungen und behielt einzig die Wissenschaft im Auge. Dem Deputirten wurde ein so jubelnder Beifall von der Versammlung zu Theil, daß er mit tiefer Rührung die Tribüne verließ. — Man ging sofort zur Wahl des nächsten Versammlungsortes im Jahr 1843 über. Die Wahl drehte sich um die beiden Städte Gräz und Bremen, denn von beiden Orten waren Deputationen hier eingetroffen, die um die Ehre concurrirten. Gräz siegte, obgleich die Ansichten in der Versammlung ziemlich getheilt waren. Und was gab den Ausschlag? Ein ganz zufälliger Umstand. Am Tage der Wahl war der Erzherzog Johann von Oesterreich, der bekanntlich in Gräz residirt, vom Niederrhein kommend, zufällig in Mainz, wenn auch nicht in der Versammlung. Ein Anhänger von Gräz hatte den guten Gedanken, die Worte in der Versammlung laut auszurufen, die kürzlich dieser Fürst in einem Toaste gesprochen, als er zu Brühl am Rhein kürzlich mit dem König von Preußen speiste. Dieß entschied, und unter Jubel wurde Gräz als nächster Versammlungsort proclamirt, weil man wußte, daß auch der Erzherzog sich bei dieser Wahl für Gräz interessirte. Ettingshausen aus Wien, der bekannte Daguerreotypist, war es, der auf diese Weise die Wahl entschied. — Auch die wissenschaftlichen Vorträge waren heute von großem Interesse. Hofrath Martius aus München sprach über die Krankheiten der Brasilianer; Professor Leukard aus Freiburg über die menschenähnlichsten Thiere; Professor Fischer v. Waldheim aus Moskau über das neue, von ihm entdeckte, panceratische Microscop. Mancherlei Anträge wurden gestellt und berathen, zum Theil angenommen, zum Theil verworfen, zu welchen letztern der Antrag des Hofraths Schwarz aus Fulda gehörte, dahin gehend, man möge allen Theilnehmern an den Versammlungen ein Schild anheften, worauf ihr Name verzeichnet sey, zum Zweck leichterer Erkennung. Wie der Antrag etwas spaßhaft ist, so wurde er auch humoristisch bekämpft. „Keine Eckensteher!" hieß es allgemein.

(Schluß folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 27.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenz-Blatt. Nro. 27.

Sonnabend, 8. Oktober 1842.

[337] **Urania.**

Taschenbuch auf das Jahr 1843.

Neue Folge. Fünfter Jahrgang.

Mit dem Bildnisse Meyerbeer's.

8. Auf feinem Velinpapier. Eleg. cart. 1 Thlr. 20 Ngr.

Inhalt: I. Das diamantene Kreuz. Novelle von **L. Rellstab.** — II. Der Erbe von Thronstein. Novelle von **W. Martell.** — III. Reden oder Schweigen? Von **O. Ludwig.**

Von frühern Jahrgängen der Urania sind nur noch einzelne Exemplare von 1831—38 vorräthig, die im herabgesetzten Preise zu 15 Ngr. der Jahrgang abgelassen werden. Die Jahrgänge 1839 und 1840 kosten jeder 1 Thlr. 15 Ngr., die Jahrgänge 1841 und 1842 jeder 1 Thlr. 20 Ngr.

Leipzig, im Sept. 1842.

F. A. Brockhaus.

[355] In Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Neue Untersuchung

der

National-Oekonomie

und der natürlichen

Volkswirthschafts-Ordnung

von

Johann Schön,

Doctor der Philosophie und der Rechte und Professor der Staatswissenschaften an der Universität in Breslau.

Preis 3 fl. 48 kr. oder 2 Rthlr. 8 Gr.

Inhalt: Einleitung. Bedeutung und Entwickelung der National-Oekonomie. — I. Begriff der Volkswirthschaft. — II. Ursprung der Volkswirthschaftslehre. — III. Die Systeme der Volkswirthschaftslehre.

Erster Theil.

Umriß der bürgerlichen Wirthschaft.

Begriff der wirthschaftlichen Güter und ihrer Erzeugung. Die Güterquellen und ihre Bedingungen. Die Unternehmungen der Produktion oder die Gewerbe. Der Ertrag und seine Beziehungen zu den einzelnen und zur Gesammtheit. Die Grundlagen der ursprünglichen Güter-Vertheilung. Natur und Gesetze des Preises, insbesondere des Produktenpreises. Die Bildung der Renten nach den Gesetzen des Preises. Verhältniß der Renten und Produktenpreise und seine Folgen. Das Geld und sein Einfluß auf die Preise und Renten. Das Verhältniß der Renten zur Nationalwohlfahrt. Die Hingabe körperlicher Güter gegen unkörperliche. Leibliche Verwendung der ökonomischen Güter. Die Capitalisation. Verhältniß der Verzehrung zur Nationalwohlfahrt.

Zweiter Theil.

Umriß der Pflege der bürgerlichen Wirthschaft.

Die Aufgabe der Wirthschaftspflege. Beruf der Regierung zur Wirthschaftspflege. Die Mittel der Regierung zur Wirthschaftspflege. Die Systeme der Wirthschaftspflege. Sorge für die Güterquellen und ihre Bedingungen. Pflege des Gewerbsbetriebes. Pflege des Absatzes und des auswärtigen Handels. Pflege des Geldwesens. Pflege der Credit-Anstalten. Pflege der ursprünglichen Renten. Pflege der wirthschaftlichen Bilanz. Pflege der Lebensnothwendigkeiten. Pflege des edlern Lebensgenusses.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

[337] So eben erschienen und sind durch alle Musikhandlungen zu haben:

1er Trio facile et brillant p. C. G. Reissiger pour Piano, Violon et Violoncelle. Op. 161. 2 Rthlr.

Eine höchst empfehlenswerthe leicht auszuführende Composition!

Le Moine — Der Mönch — de Meyerbeer, transcrit p. l. Piano par F. Liszt. 1 Rthlr.

12 Vocalizzi per Soprano da Quattrini. Livr. I. 1 Rthlr.

Beabsichtigt wie Bordogni die höhere Ausbildung.

50 Solfeggien für 2 Soprane vom Prof. Panseron. 4 Lief. à 1⅓ Rthlr.

Sind im Pariser Conservatorium eingeführt und von Auber, Cherubini, Halevy etc. auf's wärmste empfohlen!

Die zweite Auflage von

Meyerbeer's 24 Melodien oder Romanzen für eine Stimme mit deutschem und französischem Text. à 5—10 Sgr.

Berlin, *Schlesinger*'sche Buch- u. Musikhandlung.

In Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der freie deutsche Rhein.

Geschichtliche und staatswirthschaftliche Entwicklung der Gesetzgebung des Rheins.

Von

H. B. Oppenheim,

Dozenten der Rechte zu Heidelberg.

8. broch. Preis 1 fl. 36 kr. oder 1 Rthlr.

Inhalt: 1) Einleitung. 2) Ueber Flußrecht im Allgemeinen. 3) Aelteste Geschichte des Rheins. Fränkische Zeit. 4) Erste deutsche Zeit. Das Reich. 5) Zeit der Städte-Verbindungen. Rheinischer Bund. 6) Von der goldenen Bulle an. Einfluß der Rheinischen Churfürsten. 7) Zeit des Verfalls. 8) Letzte Entwicklung durch Wahlcapitulationen und Friedensschlüsse. 9) Neuere Zeit. Französische Zeit und Rheinbund. 10) Verhandlungen zu Wien seit dem Pariser Frieden. 11) Zustände nach der Wiener Convention und Verhandlungen der Central-Commission. 12) Neueste Gesetzgebung.

Ein Theil unseres schönen Bodens und der schiffbarste Strom Deutschlands ist der Stoff zu so viel nationalen und rein praktischen Fragen, daß diese historische Beleuchtung derselben in unserer Zeit gewiß mit allgemeinem Interesse aufgenommen werden wird.

Stuttgart und Tübingen, Sept. 1842.

J. G. Cotta'scher Verlag.

[348] Im Verlage von Jent und Gaßmann in Solothurn ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Agassiz, Dr. L., Monographies d'Echinodermes vivans et fossiles.

2me Livraison, contenant les Scutelles. 11⅓ Rthlr. — 19 fl. — 40 fr.

3me Livraison, contenant la Monographie des Galérites et des Dysasters par M. Desor. 7 Rthlr. — 12 fl. — 24 fr.

4me Livraison, contenant l'Anatomie du genre Echinus par M. Valentin. 7 Rthlr. — 12 fl. — 24 fr.

Die 1ste Lieferung dieser Monographien erschien im vorigen Jahre, und kostet 2 Rthlr. 20 gGr. — 5 fl. — 10 Fr. Jede Lieferung bildet eine für sich bestehende, abgeschlossene Monographie und wird auch einzeln abgegeben.

— — Etudes critiques sur les Mollusques fossiles.

2me Livraison, contenant les Myes du Jura et de la Craie Suisse 1re Partie 3⅓ Rthlr. — 24 fl. — 48 fr.

Die 1ste Lieferung enthaltend: les Trigonie du Jura et de la Craie Suisse, erschien im vorigen Jahre, und ist auch einzeln zum Preise von 3 Rthlr. 12 gGr. — 5 fl. 48 kr. — 12 Fr., zu haben.

— — Etudes sur les glaciers Text et Atlas. 11⅓ Rthlr. — 19 fl.

— — Untersuchungen über die Gletscher. Text und Atlas. 11⅓ Rthlr. — 19 fl.

Charpentier, J. de, Essai sur les Glaciers et sur le terrain erratique du Bassin du Rhone.

Gr.-in-8° avec Planches, 3½ Rthlr. — 6 fl. 24 kr.

Kottmann, Dr. J. B. C., Notizen aus dem ärztlichen Tagebuch einer vierzigjährigen Praxis. 8. geh. 12 gGr.

Meyer, L. R., Verzeichniss der in der Schweiz einheimischen Rhynchoten, (Hemiptera Linn.) Bevorwortet von Prof. Schinz. 1stes Heft, enth. die Familie der Capsini. Mit 7 colorirten Steindrucktafeln. gr. 8. eleg. geh. (unter der Presse.)

Sowerby, J., Mineral-Conchologie Grossbritanniens, oder ausgemalte Abbildungen und Beschreibungen der Schalthierüberreste, welche zu verschiedenen Zeiten und in verschiedenen Tiefen der Erde erhalten worden sind. Deutsch bearbeitet von E. Desor. Durchgesehen und mit Anmerkungen und Berichtigungen versehen von Dr. L. Agassiz. 1ste Liefrg. mit 20 color. Tafeln. gr. 8. geh. 2⅔ Rthlr. — 4 fl. 48 kr.

Es erscheint auch gleichzeitig eine Ausgabe mit französischem Text. Das vollständige Werk wird aus 20 Lieferungen bestehen.

Vogt, Dr. C., Untersuchungen über die Entwicklungs-Geschichte der Geburtshelferkröte (Alytes obstetricans). Mit 3 lithogr. Tafeln. gr. 4. geh. 1⅔ Rthlr. — 3 fl.

---

[352] In Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die

materiellen Grundlagen

und

sittlichen Forderungen

der

europäischen Kultur,

von

Karl Arnd.

Preis 3 fl. 12 kr. oder 2 Rthlr.

Inhalt: Begründung. Die Volkswirthschaft. Natur der Werthe. Naturgesetze der Production. Die Bodenfläche. Die Urproduction. Die Gewerbsproduction. Der Handel. Die mittelbare Production. Einwirkung der Production auf die Bevölkerung. Vertheilung der materiellen Güter. Verwendung der materiellen Güter. Die staatswirthschaftlichen Systeme. Die Staatsverwaltung. Einwirkung der Regierung auf die Urproduction, auf die Gewerbe, auf den Handel, auf die Bevölkerung, auf die Geistesentwicklung und auf das Ehrgefühl. Die Rechtspflege. Die bewaffnete Macht. Der Staatshaushalt. Die Staatsverfassung.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[304] In allen Buchhandlungen zu Augsburg — Stuttgart — München und Breslau ist zu haben:

Zur Erhöhung der Feier von Familienfesten:

L. Schellhorn, 120 auserlesene

Geburtstags-, Hochzeits- und Abschiedsgedichte.

Ferner Stammbuchsverse, Räthsel und Polterabendscherze.

3te verb. Aufl. Preis 15 Sgr. oder 54 kr.

Zu oben benannten wird man in dieser Sammlung die passendsten Gedichte finden. — Wie z. B. Geburtstagsgedichte an Vater, Mutter, Großeltern, — an Freunde und Freundinnen. — Ernste und scherzhafte Hochzeitsgedichte, — Rezept zu einer guten Ehe. — Abschiedsgedichte. — Vermischte Gedichte. — Bei Ueberreichung eines Blumenkranzes — an die Geliebte u. s. w. — Neujahrswünsche. — 10 schöne Polterabendscherze, Stammbuchsverse und Räthsel.

In Prag bei Calve — Pesth bei Hartleben — Wien in der Gerold'schen Buchhandlung vorräthig.

---

[385] So eben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu finden:

Erinnerungen

aus dem äußern Leben

von

Ernst Moritz Arndt.

Dritte durchgängig verbesserte Auflage.

Mit Porträt. Geheftet. gr. 12. Preis 1⅙ Rthlr.

Leipzig, 1. Sept. 1842.

Weidmann'sche Buchhandlung.

351] In Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Anleitung
zum
praktischen Ackerbau
von
Joh. Nep. von Schwerz.
Drei Bände.
Mit 15 lithographirten Tafeln.
Zweite vermehrte, mit dem Bildniß des Verfassers geschmückte Auflage.
Preis 10 fl. 48 kr. oder 6 Rthlr. 16 Gr.

Der dritte Band führt den besondern Titel:

Unterricht
für
Anfänger in der Landwirthschaft
über
Natur, Wahl und Werth aller bekannten Feldsysteme oder Fruchtfolgen.

Es ist gewiß überflüssig, bei der zweiten Auflage dieser Schrift sich über ihren Inhalt und ihren Werth zu verbreiten, da diese jedem gebildeten Landwirthe Deutschlands bereits bekannt sind. Auch außerhalb der Grenzen unseres Vaterlandes findet sie immer mehr Anerkennung. Besonders hat der dritte Band, welcher die Feldsysteme oder Fruchtfolgen umfaßt, diese wichtige Materie auf eine bis jetzt unübertroffene Weise erschöpft und sich daher des allgemeinsten Beifalls zu erfreuen; im Jahr 1831 erschien zu Metz eine von C. und F. Villeroy unternommene Uebersetzung desselben ins Französische und im Jahr 1834 veranstaltete die Petersburger Landwirthschaftsgesellschaft eine Uebertragung in die russische Sprache.

Vermehrt ist diese zweite Auflage durch das Bildniß, ein Facsimile der Handschrift, ein Vorwort und eine kurze Biographie des berühmten Verfassers; dessenungeachtet wurde der Preis des Werks von 14 fl., was die erste Auflage gekostet, auf 10 fl. 48 kr. ermäßigt.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[386] Bei J. E. Schaub in Düsseldorf ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Deutsches Lesebuch
für die obere Klasse der Volksschulen
und die
untern Klassen der höhern Lehranstalten,
herausgegeben
von
F. P. Dens, F. Hobirk und H. M. Printz,
Lehrer in Rheidt.

20 Bogen in 8. Auf weißem Papier. Preis nur 10 Sgr.

Die Verfasser dieses Lesebuches haben es sich zur Aufgabe gestellt, durch eine sorgfältige Auswahl passender Stücke aus unsern besten Nationalschriftstellern den höhern Leseunterricht zu fördern. Es wird dem Sachkenner beim ersten Blick auf den so reichen Inhalt der in der klarsten und strengst logischen Anordnung einleuchten, wie vortrefflich diese Aufgabe gelöst ist. Wir machen daher alle Lehrer der Volksschulen und der untern Klassen und der höhern Lehranstalten auf ein Lesebuch aufmerksam, das die interessantesten Momente aus Menschenleben und Natur in den schönsten Erzählungen, Mährchen, Parabeln, Charakter- und Naturschilderungen, Darstellungen aus der allgemeinen und preußischen Geschichte, so wie auch die besten, Geist und Gemüth der Jugend ansprechenden und kräftigenden Poesien unserer Volksdichter enthält. Der schöne und reine Druck auf sehr weißem Papier bei dem billigen Preise wird nichts zu wünschen übrig lassen.

---

[356] In Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Betrachtungen
über Diplomatie
von
Friedrich Kölle.

8. in Umschl. geh. Preis 2 fl. 42 kr. od. 1 Rthlr. 16 Gr.

Die Verlagshandlung nimmt sich die Freiheit auf dieses Buch nicht nur die Männer vom Fach, sondern das gebildete Publikum überhaupt aufmerksam zu machen. Es enthält das Ergebniß vieljähriger Uebung und Beobachtung, und behandelt eine so sehr verkannte Disciplin unparteiischer, vollständiger und mit mehr Rücksicht auf die Richtung der Geister als irgend eine Schrift älterer und neuerer Zeit deutscher oder ausländischer Literatur.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

[376] **Die neuesten und interessantesten englischen Romane.**

In der Hof-Buchhandlung von **E. Leibrock** in Braunschweig erscheinen zur Mich.-Messe in guter Uebersetzung, eleg. Ausstattung auf Velinp. in 8.

Die Lebenslotterie. Von **Lady Blessington**, übers. v. W. A. Neumann. 3 Bde.

Leidenschaft und Grundsatz. Von **Fr. Chamier**, übers. v. W. Schulze. 3 Bde.

Die Frauenschule. Von d. Verf. von „Die einzige Tochter." Uebers. v. W. A. Neumann. 3 Bde.

Charles O'Malley, der irische Dragoner. Von **Harry Lorrequer**. Uebers. v. C. K. Frei. 4 Bde.

☞ **H. Lorrequer**, dessen lebensfrische Schilderungen ihn schon längst zum Liebling des engl. Publikums machten, wird durch dieses Werk zuerst in Deutschland eingeführt.

In Unterzeichnetem ist erschienen:

Erweiterung
des
deutschen Handels und Einflusses
durch Gesellschaften, Verträge und Ansiedelung.

Mit besonderer Beziehung auf die Errichtung einer

süddeutschen Handels- und Colonisations-Gesellschaft.

Von

Gustav Höfken.

8. broch. Preis 30 kr. oder 9 Gr.

Stuttgart und Tübingen, Sept. 1842.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[368] In **Carl Gerold's** Buchhandlung in Wien ist erschienen:

Jahrbücher der Literatur.

Acht und neunzigster Band. 1842.

April, Mai, Juni.

Inhalt:

I. Die Wunder des Himmels, oder gemeinfaßliche Darstellung des Weltsystems von J. J. v. Littrow. Zweite, verbesserte Auflage in Einem Bande. Zweiter Abdruck. Stuttgart 1842. — II. Geschichte Roms in seinem Uebergange von der republikanischen zur monarchischen Verfassung, oder Pompejus, Cäsar, Cicero und ihre Zeitgenossen. Nach Geschlechtern und mit genealogischen Tabellen. Von W. Drumann, Professor zu Königsberg 1835. — III. Uebersicht von neunzig Werken orientalischer Literatur. (Forts.) — IV. Palästina und die südlich angrenzenden Länder. Tagebuch einer Reise im Jahr 1838 in Bezug auf eine biblische Geographie unternommen von E. Robinson und E. Smith. Nach den Originalpapieren herausgegeben von Eduard Robinson, Professor in Neu-York. Erster Band; zweiter Band; dritten Bandes erste Abtheilung. Halle 1841. — V. De la Misère des classes laborieuses en Angleterre et en France, par Eugène Buret. Paris und Leipzig 1841. — VI. Statistische Uebersicht der Bevölkerung der österreichischen Monarchie, nach den Ergebnissen der Jahre 1834—1840, von Siegfr. Becher. Stuttgart und Tübingen 1841. — VII. Legenden der Heiligen auf alle Sonn- und Festtage des Jahres. Von Joh. Ladislaus Porker. Mit 70 Vignetten und 11 Randverzierungen. Wien 1842. — VIII. Der Ritter von Rhodus. Trauerspiel in vier Akten, vom Fürsten von Lynar. Leipzig 1842. — IX. Andenken an Bartholomäus Fischenich. Meist aus Briefen Friedrichs von Schiller und Charlottens von Schiller. Von Dr. J. K. Hennes. Stuttgart und Tübingen 1841. — X. Mittheilungen aus dem Reisetagebuche eines deutschen Naturforschers: England. Basel 1842. — XI. Poesias de Don José Zorilla. Madrid 1840. VIII. T. — XII. Karl Gutzkow's dramatische Werke. Erster Band. Leipzig 1842.

Inhalt des Anzeigeblattes Nr. XCVIII.

Einiges über die Dalmatiner. Von Wilhelm Hoppe.

---

[371] Hannover. Im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Der Hof-Marschall.

Handbuch

zur Einrichtung und Führung eines Hofhalts

von

C. E. von Malortie,

Königl. Hannov. Oberschenk und Kammerherrn, auch Reise-Marschall Seiner Majestät des Königs von Hannover, Commandeur des Königl. Hannov. Guelphen-Ordens erster Klasse u. s. w.

gr. 8. 1842. Velinpap. geh. Preis 1⅔ Rthlr.

Versuch
einer Physiologie der Sprache

nebst historischer Entwicklung der abendländischen Idiome nach physiologischen Grundsätzen.

Von

Dr. K. M. Rapp.

Vier Bände.

gr. 8. Preis 9 fl. 48 kr. oder 6 Rthlr. 6 Gr.

Der Verfasser hat sich die neue Aufgabe gestellt, den Kreis älterer und neuerer Sprachen, worin sich die Bildung des Abendlands bewegt, vergleichend zu schildern. Neben getreuer Benützung der strengwissenschaftlichen Werke eines Schneider, Buttmann, Grimm, Raynouard, Diez, sind seine Vorbilder insbesondere Rask, dessen Unterricht er in Kopenhagen aufgesucht hat, und Schmeller. Ihnen, und einem ausgedehnten Studium der Idiome wie sie gesprochen werden, verdankt er die Auffassung der Sprache als eines lebendigen Stoffes. Die vielgestaltigen Erscheinungen desselben, hier vorerst der Lautlehre, weiß er darzustellen als Ausstrahlungen einer ursprünglichen Einheit. Dieß wird besonders anschaulich durch das Band einer gleichmäßigen Orthographie, mit deren Beistand er den oft so wunderlichen Eigensinn der bestehenden Orthographien bändigt. Die beigefügten Sprachproben sind in dieser Gesammtorthographie gegeben und meist von Uebersetzungen in einer bekannten verwandten Sprache begleitet. — Der erste Band enthält die Theorie, d. h. die Laute und die Erscheinungen der Quantität und des Accents, sowie sich diese Seiten der Sprache auf dem Gesammtgebiet der beigezogenen Sprachen darstellen; außerdem noch den Anfang der historischen Schilderung, nämlich die Sprachen der alten Welt: Griechisch, Latein, Gothisch. — Im zweiten Band sind die mittelalterlichen Sprachen dargestellt: Byzantinisch, Provenzalisch, Nordfranzösisch, Altnordisch, Angelsächsisch, Nieder- und Oberdeutsch. — Den dritten Band füllen die lebenden Sprachen, mit Ausschluß des Deutschen, von dem nur das Niederdeutsche aufgenommen ist, indem das Oberdeutsche sammt unsrer Schriftsprache dem vierten Band angehören.

Stuttgart und Tübingen, Sept. 1842.

J. G. Cotta'scher Verlag.

№ 242.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Montag, den 10. Oktober 1842.

— Ich bin ein ungelehrtes Mädchen,
Darin beglückt, daß ſie noch nicht zu alt
Zum Lernen iſt; noch glücklicher, daß ſie
Zum Lernen nicht zu blöde ward geboren;
Am glücklichſten, weil ſich ihr weich Gemüth
Dem Euren überläßt, daß Ihr ſie lenkt,
Als ihr Gemahl, ihr Führer und ihr König.

A. W. Schlegel,
nach Shakespeare.

Die Liebeserklärung.

(Schluß.)

Karbeck und Erneſtine ſaßen zur gewöhnlichen Zeit beiſammen, was, nachdem er ein Freund des Hauſes geworden war, oft ohne Zeugen geſchah. Er erzählte ihr von den Sitten der Neugriechen, wie in denſelben noch immer die Spuren ihrer alten Abkunft zu finden ſeyen, ſo unverkennbar, wie das Original ihres Kopfputzes ſich in den Münchner Aegineten wiederfindet. Sie hätte noch lange zuhören mögen, als die Stunde der Trennung ſchlug. Da zog plötzlich eine Wolke über Karbecks Stirn und er ſagte kurz und trocken: „Ich muß unſere Unterrichtsſtunden aufgeben, Fräulein!“ — „Warum?“ fragte ſie etwas beſtürzt. — „Sie thun mir nicht gut,“ erwiderte er und fuhr ſich mit der Hand über die Stirn; „ſie zerſtreuen mich für meine Berufsarbeiten. Es geht nicht! Sie nehmen kein Intereſſe daran, und ich bereite mich den ganzen Tag darauf vor. Ich mag mich nicht von einem Dinge abſorbiren laſſen! Ich haſſe Frauenherrſchaft!“

Dieſes Sturzbad von guten Gründen ward auf einmal herausgeſchüttet. Erneſtine hörte gelaſſen zu, dann ſagte ſie ganz freundlich: „Geſtehen Sie es mir, Karbeck, haben Sie einen Begriff davon, was Frauenherrſchaft, oder, um es richtig zu bezeichnen, weibliche Einwirkung heißt?“ — Er antwortete verdrießlich: „Es hat's nie Eine der Mühe werth gehalten, auf mich zu wirken. Dies: der Mühe werth, iſt überhaupt die Sache; zu welchem Zwecke mag ſich eine Frau Mühe geben? Die Luſt, die ihnen von ſelbſt zufliegt, erhaſchen ſie, den Schaden, der ihnen durch ihre Indolenz zufließt, ertragen ſie, das nennen ſie hernach weibliche Würde. Nur nicht arbeiten; das iſt ihnen ein Greuel. Ich rede nicht von unnützen Stickereien und Kreidezeichnungen, daß ſich Gott erbarme! das können ſie, aber mit wahrem innerlichem Eifer nach etwas ſtreben, mit dem Charakter, mit dem Geiſte arbeiten — da iſt's aus.“

„Sie irren ſich,“ ſagte Erneſtine; „ich bin ein Mädchen, und doch gibt es ein Ding, um das ich mir ſchon unſägliche Mühe gegeben habe, und das ich auch noch zu erreichen gedenke; dann will ich Ihnen auch ſagen, was es iſt. Nun aber haben Sie gehörig über die Frauen geſchmält, und es iſt nicht mehr als billig, daß Sie mir ſagen, wie wir Armen eigentlich ſeyn müſſen, um Ihren Beifall zu erringen.“ — „Meinen Sie die Haare? die Naſe? die Augen?“ — „Nein, nein, das Innere mein' ich, das, was ſich ewig gleich bleibt.“ — „Vor Allem muß ich Ihnen ſagen, daß ich keine Frau lieben könnte, die ſich ewig gleich bleibt. Vor meiner Seele ſteht ein Bild, das

in beſtändiger Entfaltung, in reizender Lebendigkeit von Augenblick zu Augenblick der höchſten Entwicklung entgegen geht. Sie müßte von Jahr zu Jahr mit beſcheidenem Sinne die Vorzüge, die ſie ſich erworben, die Fehler, die ſie abgelegt hat, erwägen und dadurch zur Einſicht kommen, daß für den Menſchen auf Erden nie der Tag erſcheinen wird, wo er ſich ſagen kann: jezt hab' ich mein Ziel erreicht!" — „O wer erreichte das je!" ſagte Erneſtine, indem ſie die Hände im Schooß faltete.

„Kennen Sie," fuhr Karbeck fort, „ein Gedicht von Zedlitz: „Schwere Wahl"? Der hat's empfunden und tiefſinnig ausgedrückt, was die Frau dem Manne ſeyn muß." Erneſtine citirte:

„Ein Herz, zu fühlen, was im Herzen
Des unruhvollſten Buſens glüht;
Ein Herz, das, ſelbſt vertraut mit Schmerzen,
Weich rühret an ein wund Gemüth;
Ein Geiſt, der lichte Funken ſprühet,
Wie ihn das Herrliche erregt,
Und der, wo meine Seele glühet,
Im gleichen Fluge ſich bewegt."

Er ſagte mit bewegter Stimme: „So mein' ich's!" Sie fuhr fort:

„Und eine Hand, die hold mir ſchmeichelt,
Wenn mich ein wilder Strom ergreift,
Die lind an meiner Seele ſtreichelt,
Wenn ſie oft nah am Abgrund ſchweift."

Als ſie geendet hatte, ſagte Karbeck: „Alle Bedürfniſſe, die der Mann im Weibe ſucht, ſind hier auf's Schönſte berührt; aber wie iſt's mit den Männern beſchaffen? Die beſten werden von leeren Alltagsmenſchen in den Schatten geſtellt, und die Frauen ſuchen ganz etwas Anderes als den gleichen Flug der Seele. — Wer nicht ſchön iſt, der gefällt ihnen nicht, und es kann doch auch ein tiefes Gemüth in unſcheinbarer Hülle untergehen in der Sehnſucht nach Sympathie und Liebe!"

„Sie haben Recht," erwiderte Erneſtine, „es gibt Menſchen, bei denen man nachgraben muß, eh man die Schätze entdeckt, die ſie bergen. Karbeck," fügte ſie mit einer gewiſſen Feierlichkeit hinzu, welche die Wichtigkeit des Augenblicks ihr unbewußt in die Stimme legte, „ich kenne Einen, den die Welt kalt und rauh und proſaiſch nennt, bei dem ſie meint auf kein Mitgefühl rechnen zu dürfen, den ſie als Egoiſten verſchreit — und auf den ich mein ganzes Vertrauen ſetze, ja mein ganzes künftiges Glück bauen möchte; von dem ich überzeugt bin, daß, wenn Alle zagend am Ufer ſtehen, er es ſeyn wird, der in den Strom ſpringt, um das ertrinkende Kind zu retten; von dem ich glaube, daß er ſein Herzblut hingeben würde für ſein Deutſchland, für ſeine Deutſchen; von dem ich endlich glaube, daß eine gute Frau die kleinen Härten ſeines Charakters, die man ihm ſo ſehr übel nimmt, mit leiſer Hand abſchleifen könnte; ich kenne einen ſolchen Mann und — ich liebe ihn!" Karbeck ſah ſie ſtumm, aber mit beredten, flammenden Augen an. „Darf ich ihn errathen?" fragte er endlich, nachdem er ihren Blicken die entzückende Wahrheit abgeleſen hatte. — „Nein! nein!" rief ſie, „ich will ihn Ihnen nennen! aus meinem Munde ſollen Sie es hören!" — Sie ſtand auf, breitete beide Arme aus und rief wie eine Begeiſterte: „Ich liebe Sie!" — Er ſchloß ſie überwältigt und überwältigend an ſeine Bruſt.

Tagebuch aus Oſtende.

(Fortſetzung.)

5.

Der Oberkellner hat mir eben meine Wochenrechnung gebracht: ein äußerſt feierlicher Moment, geeignet zu ernſter Sammlung und zu ſinnigen Betrachtungen, wie keiner mehr. Es iſt Alles ſehr in der Ordnung, ach nur zu ſehr! Da kann ich nicht ein Centchen abhandeln. Fünf Franken per Tag für Wohnung und Koſt eines ausgewachſenen Menſchen, das ſcheint gar nicht übertrieben zu ſeyn. Im Gegentheil; ich dachte Wunder was ich für Oekonomien machen würde, da ich den Akkord ſchloß; fünf Franken dünkte mich, der ich von London kam, kaum eine Summe. Nun addirt es ſich doch recht erklecklich zuſammen. Für Bedienung ein halber Frank täglich; das nimmt natürlich der Herr. Die Bedienung wird ſich ſelbſt auch ſchon melden, am jüngſten Tage, dem Tage der fürchterlichſten Ausgleichung. Drei Flaſchen Bordeaux: ich finde das mäßig, nur den Preis unmäßig, drei Franks jede. Wenn mir der Doktor nicht Stärkung zur Pflicht gemacht hätte, ich würde mir den Wein abgewöhnen. Bier vertrag' ich nur, leider Gottes, nicht, am wenigſten das Oſtender, das ein verkappter Eſſig iſt. Cigarren — viel, ſehr viel! Das Rauchen iſt eine ekelhafte, widerwärtige Gewohnheit, die dem deutſchen Volke keineswegs zur Ehre gereicht; ein Bedürfniß mehr, eine Freiheit weniger. Sobald ich wieder in Thätigkeit ſeyn werde, ſchaffe ich die Cigarrendoſe ab. Hier muß ich rauchen, um doch etwas zu thun. Wäſche — nun, das iſt in der Ordnung. Den 12ten eine halbe Flaſche Champagner extra; es galt der Repräſentation. Alle Leute tranken, der König war angekommen, und ich würde aufgefallen, vielleicht gar verdächtig geworden ſeyn . .

Halt, da iſt ein Poſten: „Déboursé pour une lettre 1 Franc 50 centimes." Dieſe Schuld wälze ich von mir; ich bin rein von dieſem Verbrechen. Kein Sterblicher

wußte, daß ich in Oſtende ſey; ich hatte alle Korreſpondenz abgeſchworen. Vier Wochen lang keinen Brief erhalten, keinen Brief abſenden — o ſüßer Traum! Und dieſes Ungeheuer! Wiſſen Sie, von wem der Brief iſt? was er enthält? — Herr, eine Aufforderung zu Beiträgen in ein poetiſches Album. Dieſes Album verfolgt mich von Paris nach London, von London nach Oſtende. Woher weiß der übernatürliche Redakteur, daß ich in Oſtende bade? Wenn ich von Paris aus ſchweige und von London aus nicht antworte, glaubt er, ich werde im Seebad andern Sinnes ſeyn? O dieſe Albums, oder Alba, oder Albümmer! — Anderthalb Franken! Sobald ich über die Grenze komme, zeige ich den Mann auf allen Poſtämtern an; er ſoll unſchädlich gemacht werden, oder — Ich will doch ſehen, ob in Deutſchland Recht und Schutz zu finden iſt.

6.

Es geht nichts über einen Sonntag in Oſtende. Da brechen alle Dämme durch und das ganze Königreich Belgien überſchwemmt durch die Kanäle des dankenswerthen Eiſenbahninſtituts unſern ſtillen Strand. Die geſammte Judenſchaft kommt ſchon am Freitag Abend, um ſich gründlich auszuwäſſern und auszulüften. In den Gaſthöfen entſteht ein unaufhörliches Drängen, Toben, Schreien; im Meer kein Platz, auf dem Lande auch nicht, Morgens keine Karre im Bade zu haben, Mittags keine Schüſſel am Tiſch, kaum Abends das eigene Bett im Zimmer. Stellen Sie ſich vor, daß mir neulich ſo ein Orientale eine Gaſtfreundſchaft im Style ſeiner Heimath alles Ernſtes anſann: ich ſollt' ihn auf meinem Sopha ſchlafen laſſen! Par exemple!

Das Bad wird Einem gründlich verdorben. Gewöhnliche Berechnung würde vorausſetzen, daß die Abonnenten vor den einbrechenden Barbarenhorden ihre Berückſichtigung fänden, die Stammgäſte vor den Sonntagsgäſten; weit gefehlt. Jene mit ihren genommenen Karten ſind den Unternehmern ja ſicher genug; dieſe bringen baares Geld, und das muß vor allen Dingen eingeſteckt werden. Am Strande die Scene iſt zum Malen ſchön, ſehr ſchön vielleicht, aber zum Mitſpielen äußerſt unangenehm, zumal wenn hohe Fluth den Kampfplatz verengt und beſchränkt. Die Bademeiſter verlieren zuerſt den Kopf, dann die Geduld, zuletzt Alles, ſogar die Wäſche, nur ihre Bezahlung nicht. Baigneurs und Baigneuſen der verſchiedenen Geſellſchaften raufen ſich unter einander der Fremden wegen, und dieſe zanken, ein Dutzend oder zwei, um jede Karre, die aus dem Waſſer rollt. Von Rückſicht auf das zarte Geſchlecht iſt gar keine Rede mehr. Man ſchlägt ungeduldig an die Thüre: „Mais, Madame, dépêchez-vous donc un peu.“ Eine grobe Baßſtimme entgegnet: „Laissez-moi tranquille.“ — „Der Wagen gehört mein.“ — „Nummer eilfe für mich.“ — „Nein, vor mir.“ — „Herr, ich bin länger hier, wie Sie.“ ...

Heute iſt Sonntag. Heute früh habe ich fünf Viertelſtunden gewartet; dann riß meine Langmuth. Ich zog meine Stiefeln aus, krämpelte das Beinkleid in die Höhe und ſtürzte, zum Aeußerſten entſchloſſen, in das Meer. Die erſte Karre, welche herauslenkte, ich fiel ſie wie ein Seeräuber an, enterte an der Treppe hinten und fuhr, die Strümpfe triumphirend hochgeſchwungen, an den ſtaunend zu mir emporblickenden Strand. „Das jilt nicht,“ ſchrieen mir die Laute meiner Mutterſprache entgegen; „wir warten hier ſchon eine jute Stunde.“ — „Thun Sie wie ich, meine Herren.“ — „Aber wenn es nun Jeder ſo machte,“ ſchalt eine kleine Franzöſin, „was ſollte denn aus uns werden?“ — Ich hatte eine Antwort für ſie, leider nur eine franzöſiſche, die ſich nicht überſetzen läßt. Auf der Treppe niederkauernd, half ich wie ein ächter Lazzarone der Dame drinnen aus der Kutſche und ergriff ſofort Beſitz.

(Fortſetzung folgt.)

In ein Album.

Unter allen Gottesgaben
Iſt doch keine ſo geſegnet,
Als ein gutes Herz zu haben,
Das den Menſchen hold begegnet.

Ja, das Herz, das ächte, reine,
(Nicht der Sitz der eitlen Schwächen)
Iſt der Born der Welt, der Eine,
Der da quillt mit Lebensbächen.

Und ſo brauche du vor allen
Deine Herzensfreundlichkeit!
Allen Engeln muß gefallen,
Was des Menſchen Herz erfreut.

Nimmer iſt ſie ja verloren,
Selbſt bei Glück und Freude nicht!
Aber der wird noch geboren,
Dem das Herz der Tod erſt bricht.

Soll ich jenen Schleier lüften,
Der der Menſchheit Sünden birgt?
Siehſt du, wie ſie ſich vergiften,
Koſend eins das andre würgt?

Jeder Jubel deckt ein Leiden,
Banger Unmuth jede Ruh,
Jedes glatte Wort die Schneiden
Stummer Mordgedanken zu.

Brauche deine Gottesgabe!
Ring' um's Leben mit dem Tod!
Frage keinen, ob's ihn labe,
Denn bei allen thut es noth.

Falschen sey zur Schaam und Rüge,
Reinen sey zum Trost gesellt,
Und vergüte so die Lüge
Dieser gottverlassnen Welt.

H. Kurz.

Korrespondenz-Nachrichten.

Mainz, September.

(Schluß.)

Die Versammlung der deutschen Naturforscher und Aerzte.

In der dritten und lezten Generalversammlung erschien auf der Tribüne ein Abgeordneter der Akademie zu Livorno, Dr. Meyer, brachte der Versammlung seine Huldigung dar und führte aus, wie seit dem Wiederaufblühen der Wissenschaften und Künste Germanien und Italien stets einträchtig in ihren Bestrebungen Hand in Hand gegangen. — Der Geheime Rath Crève aus Frankfurt sprach über die Macht der Einbildungskraft in der somatischen Sphäre des Menschen; Dr. Kernberger aus Mainz über Wesen und innern Zusammenhang der Imponderabilien; Dr. Vogt aus Neuchatel über Gletscher; Professor Plagge aus Gießen über eine neue Theorie des Sehens. — Die Schlußrede des Präsidenten wurde von Professor Mansfeld aus Braunschweig erwidert. Die Rede des Präsidenten war voll Herzlichkeit und Wärme, was die Versammlung durch lange anhaltenden Beifall bestätigte. In der Dankrede äußerte Professor Mansfeld, Mainz sey weder Residenz- noch Universitätsstadt, sondern eine durch Industrie und Gewerbe, durch wissenschaftliche und künstlerische Bestrebungen selbstständig aufblühende Stadt, und ihr Verdienst um die zwanzigste Versammlung um so höher anzuschlagen, als das Geleistete einzig aus der Mitte der Bevölkerung hervorgegangen und herzlich und wohlwollend dargereicht worden. Aehnliches sprach am Schlusse der Versammlung Professor Nöggerath aus, und auf seinen Vorschlag beschloß die Gesellschaft, noch speciell eine Deputation an die ersten Magistrate der Stadt abzusenden, um ihnen den Dank der zwanzigsten Versammlung auszusprechen. — So endete eine Versammlung, die hinsichtlich ihrer numerischen Stärke und der großen Zahl bedeutender Männer, die sie in ihrer Mitte zählte, zu den denkwürdigsten gehört, die seit zwanzig Jahren im Norden und im Süden Deutschlands gehalten worden, und die Mitglieder der Versammlung haben die erfreulichsten Eindrücke von Mainz mit in die Heimath genommen; denn was Mainz bei zwei Gutenbergsfesten gethan, das that es in noch umfassenderer Weise gegenüber dieser Versammlung, die Männer fast aus allen Welttheilen hier zusammenführte.

Zur Vervollständigung dieser Schilderung darf ich nicht unterlassen, wenn auch nur kurz, auf die Erheiterungen hinzudeuten, welche zu Ehren der Versammlung veranstaltet worden. Dahin gehören: 1) die täglichen Zusammenkünfte in der „neuen Anlage," in jenem reizenden Park, von wo aus man einer Aussicht nach dem Rheingau und dem Taunus genießt, wie sie in Deutschland nicht noch einmal zu finden ist. Hier nahmen die Naturforscher gemeinsam den Kaffee nach Tisch; meist war dabei Konzert im Freien. 2) Das große Festbankett in der Fruchthalle, ein wahres Diner monstre, an dem 1100 Naturforscher Theil nahmen. Hier konnte die Gesellschaft Forschungen über die ungeheure, vernichtende Kraft des Magens anstellen. Dieses Bankett war übrigens wohl eines der heitersten, dem je die deutschen Naturforscher und Aerzte beigewohnt haben. Toaste in Unzahl kamen vor, aber es gehörte eine Riesenstimme dazu, in dem ungeheuern Raume durchzudringen, zumal der Rheinwein und der Champagner bereits ihre Wirkung äußerten, als die ersten Toaste aufkamen. 3) Das Musikfest der Liedertafel. Wohl 6000 Zuhörer wohnten dieser großartigen Feier in der Fruchthalle bei, und der Mitwirkenden waren es wenigstens tausend. Der Anblick des Festlokals an jenem Abende war bezaubernd, und in diesem herrlichen Raum, bei festlicher Beleuchtung und festlicher Stimmung, ertönten nun die himmlischen Klänge des Händelschen „Belsazar" und die erhebenden Weisen Mozarts und Beethovens. 4) Ein großes Ballfest in der Fruchthalle, ein Fest, das den Fremden wohl den besten Begriff von der Mainzer Lust en masse gegeben haben muß, denn trotz eines Volks von 7000 tanzlustigen Personen war nur Heiterkeit und Ordnung im Lokale wahrzunehmen, durchaus keine Ausgelassenheit und Störung. 5) Zwei Fest-Reunionen in den Sälen des Hofs zum Gutenberg. Die Naturforscher lernten hier unsere haute volée und ihre reizenden Töchter und Frauen kennen, und waren entzückt von der feinen und ungezwungenen Geselligkeit, die sich an diesen Abenden in den prachtvollen Räumen geltend machte. 6) Festliche Eisenbahnfahrt nach Frankfurt. Wir reisten, 600 an Zahl, auf der Eisenbahn nach Frankfurt, und zwar gratis, denn auch die Direktion der Eisenbahn wollte sich der Versammlung gefällig zeigen. Die Gesellschaft besuchte in Frankfurt das Städelsche Museum, das Senkenbergsche Stift, Danneckers Ariadne bei Bethmann, den Kaisersaal im Römer und mehrere andere merkwürdige Plätze der Bundesstadt. Bei der Rückkehr wollte es der Zufall, daß in dem Waggon, wo ich saß, auch Naturforscher aus Paris und Kasan, aus Amsterdam und Danzig, aus Brüssel und Philadelphia saßen, und man kann sich denken, daß die 40 Minuten der Rückfahrt interessant vorübergingen. 7) Die Lustfahrt auf dem Dampfschiff nach Bingen. Dieß war wohl der interessanteste Moment. Unsere Naturforscher waren wie umgewandelt hier auf dem Rhein; alles Lust und Leben, auch nicht eine Spur von der Pedanterie und dem Ernst des Berufs und der Jahre; es war, als habe der göttliche Strom mit seinem unwiderstehlichen Zauber Jeden durchdrungen. Auf der ganzen Reise, hin wie zurück, nichts als Musik und Jubel, Hurrahs und Vivats, Kanonendonner und Gesang, Scherze und patriotische Erhebungen, Begeisterung und gottvergnügte Behaglichkeit. Von Bingen aus machten wir dem „Rheinstein," wo Prinz Friedrich von Preußen residirt, und der Veste Klopp unsere Aufwartung. — Dieß ist nur eine flüchtige Skizze der mannigfachen Feste, welche Mainz zu Ehren der zwanzigsten Versammlung der deutschen Naturforscher veranstaltete.

Beilage: Literaturblatt Nr. 103.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 243.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Dienſtag, den 11. Oktober 1842.

— Heil'ge, ſtille Mutter
Der Geſtirn' und himmliſcher Gedanken,
Kommſt du?

Herder.

Bruchſtücke aus dem Gedicht:

Blicke aus der Glöcknerſtube in einer Decembernacht.

Von Ph. H. Welcker.

Mir war's, als hätte mich ein Gott gerufen,
Daß ich zu dieſer dunkeln Kirche ſchritt
Und zu des Glockenthurmes alten Stufen.

Von einem Tag, der jüngſt vorüberglitt
Mit Grabgeſange, dumpf wie Sturmgedröhne,
Bracht' ich noch eine friſche Thräne mit.

Nun bin ich oben. — Ach, wie ich mich ſehne,
Nur eine Nacht der Glöckner hier zu ſeyn,
Mein Lied zu weben zwiſchen Glockentöne!

Sieh, Glöckner, ſieh! ich trete für dich ein.
Laß mich, die Hand hier an den Hammer legend,
Nun reden mit dem Himmel ganz allein,
Mit mir, mit dieſer Stadt und dieſer Gegend!

Du wandelſt her von Meeresküſten ſchon,
Nachtkönigin, weltkundige Sibylle,
In deiner ſternumblizten Flatterhülle,
Und ſchreiteſt her um deinen dunkeln Thron,
Und hörſt der Himmelslyra Silberton.
Weh' du von ihrer ew'gen Liederfülle
Mir Klänge zu, mir, von dem Schlaf geflohn,
Indeß zur Erde ſinkt dein Schlummermohn!

Wie ſtarret jener Wald ſo düſter
Hinüber an die Himmelswand!
Doch hier mit ſeinem Opferbrand
Erſcheint der Mond, der königliche Prieſter.
Den heil'gen Wagen hat er angeſpannt,
Das heil'ge Feuer angezündet.
Nun wallen Schimmer über Meer und Land.

Hold'ſeliger Mond im Lichtazur,
Leg' heute den Madonnenſchleier
Nur um das Schlummerantlitz der Natur! —
Nun ungeblendet ſieht mein Auge freier.
Oft, wenn an dieſer bleichen Himmelsmauer
Du kamſt, war ich dein eifriger Beſchauer;
Oft ſchon, wenn du mir rein, wie heut, erſchienſt,
Du ewigjunger Wunderthäter,
War ich ein frommer Beter
In deinem hohen Wonnedienſt.

Es ſchlafen nicht die trauten Schwalben mehr
Dort an der Häuſer trocknen Balken;
Sie ſind geflohn, ein banges Heer,
Vor'm Winterſturme, dieſem weißen Falken.
Und ferne ragt die Bergeshöh',
Nun eine ſchmerzverſtummte Niobe, —
Hoch über ihr die Sternenfabel;
Und dieſe Gegend ſcheint ein todtes Babel,
Ein wüſtgewordnes Ninive.

In jenem Garten drüben
Iſt wieder Alles abgedorrt;
Die Freuden ſind geflohn vom öden Ort.
Wie ſchnell die Herrlichkeiten doch zerſtieben!
Die muntern Vögel ſind vertrieben,
Und mit den Blumen ſind die Jahre fort.
Orkane toſen:
Fahr wohl, du Schmelz gebrochner Roſen!
Es flogen in den Blüthenſchein
Die Blicke ſonſt, wie Bienen, ein.
Nur was das Herz davon getragen
Aus Frühlingsflor und Sommertagen,
Iſt noch im Herbſt und Winter ſein:
Erinn'rungshonig, mild und rein.
Der Rebe Blätter hat der Wind zerſchlagen,
Doch in dem Keller glüht der Wein.

Ach! eine Blume legte froh ſich nieder
Dort mit der Sonne, ſtand auch auf mit ihr,
Und hob ſich früh dann immer ſchöner wieder.
Und nun? — Wer raubte denn ſo ſtolze Zier?
Einſt fand der Gärtner bleich die zarten Glieder.
Und, meine Freundin, ach, ſo war's mit dir!
Jezt freuen mich nicht mehr die Gartenlieder:
Die Räume blieben, doch nun fehlſt du mir.

O wie begann das Leben zu veröden,
Wie ward um mich die Welt ſo ſtumm!
Viel Bilder aber ſtehn um mich herum,
Und mit den Bildern allen muß ich reden.

Tagebuch aus Oſtende.

(Fortſetzung.)

Das Meer wimmelte von ſchwarzen, weißen, blonden, rothen und kahlen Köpfen; ein wahrer Ameiſenhaufen. Ein Parfümeriehändler aus Brüſſel, der als ſeine eigene Reclame in Oſtende umherwandert, verpeſtete die friſche Seeatmoſphäre mit ſchlechter Pomade; er tauchte nicht unter, beſorgend, die Welle möchte die Roſendüfte von ſeinem Haupte verwiſchen, dagegen ſalbte er daſſelbe verſchwenderiſch mit Eau de Cologne. Eine altteſtamentariſche Familie, welche an Hydrophobie leiden muß, ſtand bis an die Knöchel im Waſſer; der Patriarch faßte die Aeltermutter an der Hand, die Aeltermutter die Mutter, die Mutter den älteſten Sohn, und ſo fort. Es waren ihrer ein-und-zwanzig, bald in langer Reihe, bald in großem Kreiſe; gleich den Iſraeliten im rothen Meer gingen ſie trockenen Fußes durch die Waſſer und führten Alles mit ſich, Kinder, Knechte und Mägde, nur kein Viehwerk, und ſo oft eine Welle geſchoſſen kam, ſchrie der Patriarch und Alle ihm nach, und zwei-und-vierzig Beine ſprangen hoch in die Luft, die Welle durchzulaſſen. „Röschen, duck' dich!" rief die Mutter. „Memme, ich hab' Forcht!" ſchrie der Jüngſtgeborene, ein gar lieber Benjamin, den die Baigneuſe ſleepen laſſen wollte, das heißt durch das Waſſer ziehen. Neben dieſem hiſtoriſchen Familiengemälde lag das Armadill in dem Sande, ſonnte ſeine bunten Gürtelfarben und lachte, daß ihm das Bäuchlein ſchwabbelte. Die Nixen führten ferne einen anmuthigen Reigen auf, zu dem ſich dann und wann ein Nix geſellte; Alles zutraulich durcheinander, ein Paradies im Waſſer.

Hat man es überſtanden, ſo gewährt das Ganze, vom Pavillon aus geſehen, ein allerliebſtes, unerſchöpflich reiches Bild, ſofern ſich auf den grünen Bänken noch ein Platz oder ein Stuhl auf dem Dyk erobern läßt. Rundum gepuzte Menſchen, frühſtückend, luſtwandelnd, plaudernd. Am Strande zunächſt die Waſchbuden und Trockenſeile mit weitflatternden Gewändern; dann Karren, Pferde, Reiter, ein lautes Chaos. Im Meere ſchwarze Pünktlein, welche in jeder Welle verſchwinden und aus jeder Welle wieder emportauchen; ein kühner Schwimmer weit, weit hinaus, bis an die Grenzpfähle des Hafens von beſorgten Augen verfolgt, ein banger Neuling unter den ſennigen Armen eines Baigneurs zappelnd. Im Hintergrunde das blaue, grüne, weiße, ſonnige Meer mit hundert Segeln; links, gen England hinüber, die langgezogene Rauchfahne eines Dämpfers, rechts, nach Blankenberge hinan, die grünen Häupter der Dünen, Fort Napoleon darauf und der Leuchtthurm. Kleine Segelboote mit Luſtfahrenden ſchwanken hinaus; am Strande ſpielen Kinder und Erwachſene, jene mit hölzernen Spätchen Wälle im Sande bauend und Graben ſtechend, dieſe Muſcheln ſammelnd, Seeſpinnen, Ungethüme aller Art. Eine artige Equipage, mit zwei Ponys beſpannt, rollt lautlos über die weiße Fläche des Strandes. In den Hafen hinein ſteuert eine große Brigg, dicht an den Trümmern, den noch ſichtbaren, des hier geſcheiterten Dampfbootes vorüber, und der Schiffsjunge oben

im Tauwerk nickt dem Müllermädchen freundlich zu, das, mit dem Sonntagsputze angethan, aus der Lucke der Windmühle guckt. Krabbenfischer kehren, die Netze an langen Stangen auf den Schultern tragend, von ihrem Morgenzuge heim; mit den nackten Beinen und den schmutzigen Kitteln stoßen sie sich durch die Menschenmenge durch, die ihnen neugierig in das leere Garn lugt. Auf einmal fangen die Sonntagsglocken in der Stadt zu läuten an, und fern aus dem klaren, flachen Lande antworten die frommen Dorfthürmlein. Im Pavillon wird Clavier gespielt; ein wunderhübsches Kind von Metz — ihretwegen allein würde mir der Vertrag zu Verdun schon leid genug seyn — spielt deutsche Weisen mit deutscher Innigkeit. Oben unter dem Zeltdache sitzt die Interessante aus Norddeutschland; das „Laienbrevier" ist ihr in den Schooß gefallen, und sie denkt im Augenblicke gewiß mehr an einen aus dem sie umschwärmenden Kreise aller Nationen, als an Leopold Schefer. Ein Mann mit einem Waschkorbe voll Crevetten bietet Frühstück aus, ein Weib seltene Muscheln, die nicht in Ostende gefunden worden, aber als Andenken von Ostende gelten, und ein Bettelbube läuft mit dem Ersten auf dem Dyk hin und mit dem Zweiten her, wie ein Pendel schwingend, ohne etwas zu erhaschen außer einem flämischen Rippenstoß hie und da.

Meine Sabbathsidylle ist fertig. Ich sitze mitten drin und freue mich meines Daseyns. Der blinde Orgelmann im Estaminet neben an spielt auf: „Wenn's immer, wenn's immer, wenn's immer so wär'!"

7.

Eben bin ich dem Könige begegnet, König Leopold von Belgien mein' ich. Ich erschrack beinahe, als ich die bekannte, hohe Gestalt, die ich Tags über so oft über den Dyk schreiten sehe oder am Strande auf und nieder, plötzlich dicht neben mir erblickte, in später Stunde, auf der ganz und gar verwaisten Jetée des Hafens. Es war zehn Uhr vorüber; eine dunkle, wolken- und winderfüllte Nacht. Das Meer pochte mit brausender Gewalt an die schwankenden Bretter der langen, schmalen Brücke. Ich lag auf der Bank, ganz draußen, am äußersten Rande des Hafens, wo die schwarzen, stumpfen Baken dem irrenden Schiffer eine Richtung geben sollen. Schaum und Gischt der Wellen wurde hoch über das Geländer und über meinen Mantel geworfen, und die Treppe, welche zu der Fluth hinabführt, ächzte wie ein armer Mensch unter Peitschenhieben. Was ich dort suchte, der nacht- und meer-frohe Poet, ich weiß es wohl; aber was der König? Er hatte nur einen einzigen Begleiter, mit dem er schweigend und langsam die Brücke herunterkam. Der Mond schien, mit seiner schmalen, feinen Sichel eine Wolkenflucht durchschneidend, gerade auf das ernste, sinnende Gesicht des Fürsten. Ich erhob mich, sobald ich merkte, daß er, die kleine Treppe herauf, dem Baken zuschritt. Wir streiften uns beinahe im Vorübergehen, so eng ist diese Passage. König Leopold sollte nicht gestört werden von mir, nicht einmal durch ein Zeichen der Erkennung und des Respekts. Ich glitt rasch an ihm vorüber nach Hause. Es geht mir ein Gedicht von unserem Uhland durch die Gedanken: „Der König auf dem Thurme." Hätt' ich's da, überhaupt nur ein deutsches Buch, einen deutschen Dichter!

Mitternacht mag vorbei seyn. Der Gasthof ist wie abgestorben. Im Hofe plätschert der Brunnen und drüben, die Gartenmauer hinüber, rüttelt der Wind die müden, unwilligen Bäume zornig auf. Ach, laß schlafen, wer da schlafen kann! — Ich mag nicht. Ich reiße das Fenster auf. Die Kerze auf dem Nachttisch und dieß Blättchen zittern und schwanken im frischen Luftzuge. Ich wollte, ich könnte sie hinausschwimmen und hinausweben lassen, einen Nachtgruß, einen Nachtwunsch, ein Nachtlied an Alle, die noch wachen oder wandeln, an die von der Last des glänzenden Tages einsam und wehmüthig ausruhende Nacht, an die sorgenvolle und bekümmerte Armuth, an weinende und küssende Liebe . . . Gute Nacht, o gute, beste Nacht!

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Lausanne, September.

Versammlung der schweizerischen gemeinnützigen Gesellschaft.

Nicht bloß der August hat dem Waadtland ein schönes Fest gebracht — das große Schweizer Konzert — von dem wir neulich schon in diesen Blättern sprachen, auch der September war für uns voll Genüge und Freude. Freilich hatte der ganze Sommer überhaupt viel Festliches. Der herrliche, immer sonnige und warme Himmel, der unser reizendes Land noch reizender und anmuthiger machte, die vielen interessanten Fremden, dazu der Ueberfluß an Allem, an Blüthe und Frucht, die Aussicht auf eine treffliche und überreiche Weinlese, alles dieß zusammen war und ist uns Fest und Feier. Darüber können die Waadtländer leicht die widerliche, politische Zerrissenheit und Spaltung des Schweizerbundes vergessen, an der sie nicht schuld sind. — Dieses Bundesunwesen vergessen auch die Fremden, wenn sie Festen beiwohnen, die hier zu Lande durch eine prachtvolle Natur voll mannichfaltiger Schönheit und Milde, so wie durch die ächte Liberalität, durch die natürliche Freundlichkeit und Gastlichkeit des Volks gehoben werden. So war es bei dem großen Musikfeste, so auch bei denen, die ihm gefolgt sind.

Am 6ten und 7ten war hier die Jahresversammlung der schweizerischen gemeinnützigen Gesellschaft, wo mehrere interessante Gegenstände der Erziehung, der Industrie und des Armenwesens besprochen wurden. Diese Gesellschaft hat keinen andern Fonds, als den kleinen Beitrag, den jährlich jedes Mitglied erlegt; sie kann also keine eigenen Unternehmungen machen, keine Preise aussetzen, sondern muß sich darauf beschränken, denen mit Rath und That zu helfen, die in ihrem Sinne arbeiten; außerdem macht sie ihre eigenen Untersuchungen bekannt. So ist sie gleichsam nur eine Versammlung von Lieferanten, die ihre Kenntnisse, Studien, Beobachtungen und Erfahrungen über eine Summe gemeinnütziger Gegenstände herbeibringen und besprechen. Da die Gesellschaft aus Landwirthen, Gelehrten, Fabrikanten, Aerzten, Geistlichen, Schullehrern, Professoren, Kaufleuten, obrigkeitlichen Personen ꝛc. besteht, so bringt Jeder aus seiner Sphäre das ihm Wohlbekannte und wohl Durchdachte zum Austausch, und trägt seinerseits aus der Versammlung etwas in sein Leben zurück. Alle aber vereinigen sich in kleinerem oder größerem Wirkungskreis, um der Gesellschaft die rechte Richtung zu bewahren. Die meisten Mitglieder freilich bringen nichts, hören aber desto mehr und wenden es darauf zu Haus an. Jeder Schweizerkanton hat seine gemeinnützige Gesellschaft, oft von mehreren hundert Mitgliedern, und die Vereinigung dieser Kantonalgesellschaften bildet die Schweizer gemeinnützige Gesellschaft, die sich alle Jahre in einem andern Kanton versammelt. Bei diesen Vereinigungen herrscht noch in Haltung, Mittheilung und Sprache, so wie bei den gemeinschaftlichen Mahlen die größte Einfachheit, damit auch der Unbemittelte nicht davon zurückgeschreckt werde. — Wenn Deutschland bei seinem schönen Aufschwung nach dem siebenjährigen Kriege so eine gemeinnützige Gesellschaft bei sich eingeführt, dieselbe mit Eifer und Liebe fortgesezt und gepflegt hätte, so wäre wohl seitdem dort manch Trauriges, manche Demüthigung ungeschehen geblieben, von dem Unsinn eines nationalen „Norddeutschlands und Süddeutschlands" wäre nicht die Rede gewesen, der Pommer und der Schwabe, der Friesländer und Tyroler, der Böhme und Schwarzwälder, der Preuße und Oesterreicher hätten sich seit lange kennen, achten, lieben und im Nothfall helfen lernen. Dieses sich näher Kennenlernen, Versöhnen, Annähern und aneinander Festhalten deutscher Elemente hat man aber früher von oben herab gefürchet, und dadurch ist Deutschland zum Dienst und Spott der Fremden herabgesunken. Noch jezt haben nur Naturforscher, Philologen und Landwirthe ähnliche Vereine und Zusammenkünfte in Deutschland, nicht aber alle Gutdenkenden, das Gute Wollenden und Erleuchteten der Nation. Warum folgen wir hierin nicht dem Beispiel der Schweiz? Bei der Leichtigkeit, Kürze und Wohlfeilheit der Reisen in dem von Eisenbahnen und Dampfbooten nach allen Richtungen durchschnittenen Lande wären solche gemeinnützige Gesellschaften in deutschen Ländern und ihre jährliche Zusammenkunft in einer andern Hauptstadt ein großer Fortschritt für Deutschlands nationales, intellektuelles, sittliches und materielles Gedeihen; sie wären das sicherste Mittel, alles noch Ungleiche bei uns auszugleichen, alle Ueberhebung, Anmaßung und Selbstüberschäzung, alle Hegemonieträume aufhören zu lassen und aus dem Grunde zu kuriren. Wir haben bei Frankreichs leztem Droben, beim Kölner Dom und bei Hamburgs Brand gesehen, daß solcher Bund jezt in Deutschland an der Zeit wäre.

Doch zurück in die Schweiz. Die Schweizer gemeinnützige Gesellschaft stellt sich jährlich drei Fragen, nach den drei Hauptrichtungen ihrer Thätigkeit: Erziehung, Industrie und Armenwesen. Die eingeschickten Denkschriften werden in der allgemeinen Sitzung gelesen und hierauf diskutirt, dann folgen die besondern Vorschläge. Jährlich wird ein ziemlich genauer Rechenschaftsbericht gedruckt, durch den auch die Entfernten und in den Sitzungen nicht Gegenwärtigen in Kenntnis erhalten werden. — In der ersten Sitzung, die der Erziehung angehört, wurden interessante Denkschriften und Bemerkungen über das von dem würdigen Zellweger von Trogen in Bächtelen gestiftete Asyl für die christliche Erziehung ausgearteter und verdorbener Kinder vorgelesen. Diese Anstalt ist in vollem Gedeihen und zeigt bereits die glücklichsten Resultate. Hierauf war von den écoles moyennes die Rede, über deren Nutzen und zweckmäßige Einrichtung Zellweger, Vinet und Vulliemin sprachen. — In der zweiten Sitzung beschäftigte man sich mit genauen Angaben über das Cretinenhospiz auf dem Arenberg bei Interlacken, das der für den Gegenstand glühende Dr. Guggenbühler aus Glarus gegründet hat und dem er mit Trubler aus Zürich vorsteht. Nur Cretinenkinder, zu deren Heilung einige Hoffnung ist, werden da aufgenommen. Dr. Delaharpe aus Lausanne ging darüber sehr in's Einzelne, indem er den Cretinismus scharf von dem Idiotismus unterschied; lezterer, meinte er, befalle nur einzelne Personen, nicht ganze Familien, und da er das Gehirn, den Mittelpunkt der Nerven, angreife, so gebe er wenig Aussicht zur Genesung; in allen Ländern gebe es eine gewisse Zahl Idioten. Der Cretinismus hingegen ergreife ganze Familien und komme immer vom Einfluß der Nahrung, des Wassers, der Luft u. s. w., wodurch sich der Kopf verbilde, wodurch Haut und Magen ihren Dienst schlecht verrichten und im Allgemeinen alles Gleichgewicht gestört werde; die an einem dem Cretinismus günstigen Orte sich niederlassenden Fremden werden leichter davon ergriffen, als die Einheimischen. Dr. Gosse von Genf — den Deutschland und England bereits durch seinen reinen und aufopfernden Eifer für die Griechen, so wie durch seine trefflichen Schriften über den Einfluß der Gefängnisse nach Auburnschem und Philadelphischem System kennen — behauptete, der Cretinismus lasse sich nicht heilen, in Sion seyen aber glückliche Versuche angestellt worden, aus denen hervorgehe, daß sein Fortschreiten und seine Entwickelung gehindert werden können. Dr. Stettler aus Bern, der zweimal die Anstalt auf dem Arenberg besucht und geprüft hat, glaubt, durch dergleichen Hospize könnten idiotische Kinder geheilt und entwickelt werden, der Cretinismus hingegen sey nur dadurch auszurotten, daß man ihn bei der Wurzel angreife, indem auf dessen Ursachen, auf den Zustand der Luft, des Wassers, der Wohnung und Nahrung gewirkt werde. Die schweizerische naturforschende Gesellschaft stellt jezt in allen Kantonen genaue Untersuchungen über den Cretinismus an. Die gemeinnützige Gesellschaft läßt dem Hospiz auf dem Arenberg eine Unterstützung von sechshundert Franken zufließen. Auffallend war es, daß des zum Besten dieser Anstalt herausgegebenen Werks von Dr. Rösch in Württemberg keine Erwähnung geschah.

(Fortsezung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 81.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 244.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Mittwoch, den 12. Oktober 1842.

Dixero si quid forte jocosius, hoc mihi juris
Cum venia dabis.

Horat.

Tagebuch aus Oſtende.

(Schluß.)

8.

Dieß Tagebuch iſt von mir zu dick angelegt, ich werde es nicht voll kriegen. Die vielen leeren Blätter hinten ſehen mich an wie die vielen leeren Tage hier, einer gleich dem andern, und jeder einzelne eben ſo ſchwerfällig und langſam über mir fortgewälzt, als alle zuſammen raſch und ſpurlos verſchwunden. Wenn meine Wittwe — noch bin ich freilich unverheirathet — aber wenn meine Wittwe einſt auf den Einfall käme, dieſe Tage und dieſe Blätter der Oeffentlichkeit zu überantworten! — Wer weiß? Schriftſtellerwittwen und Waiſen müſſen Alles zu Geld machen; was nämlich Gatte und Vater nicht ſchon ſelbſt dazu machte. Nun, da käm' ich gut weg, da müßt' ich mich vor Schaam ja noch im Grabe umdrehen.

Ich weiß etwas. Wenn die „Abendzeitung" oder andere gute deutſche Blätter weder ein Gedicht an ſie noch eine Korreſpondenz von ihm in den Schubfächern des Redaktionsbureaus finden, um eine halbe Spalte auszufüllen, dann machen ſie „Gedankenſpäne." Stopft man mit Hobelſpänen ein Todtenkiſſen aus, warum nicht ein Journal mit Gedankenſpänen? Zumal in einem Tagebuche nehmen ſich geiſtreiche Aphorismen äußerſt vortheilhaft aus. Ottiliens, Bettinas, Rahels, Thereſens Tagebücher haben alle ihre Aphorismen. Ich werde mich auch an die Hobelbank ſetzen. Alſo: „Gedankenſpäne."

— Geſtern iſt der Fürſt von Lichtenſtein nebſt hoher Gemahlin, Gefolge und Dienerſchaft dahier eingetroffen und im Hôtel d'Allemagne abgeſtiegen. Die Frau Fürſtin iſt eine ſehr ſchöne Dame. Schönheit ziert den Thron wie die Hütte. Erſter Gedankenſpan.

— Das Meer gleicht der menſchlichen Leidenſchaft. Dieſe hat, wie jenes, Ebbe und Fluth, aber nicht immer einen Leuchtthurm und einen Hafen. Zweiter Gedankenſpan.

Mir kommt es vor — in parenthesi geſagt — als wäre ich ein miſerabeler Tiſchlermeiſter. Dieſe Gedankenſpäne meine ich unter einer fremden Hobelbank ſchon einmal gefunden zu haben. Nun, es ſchadet nichts.

— Genießt die Jugend doch, ihr Thoren,
Man iſt nur einmal jung;
Der Augenblick, den man verloren,
Rächt die Erinnerung.

Nein, wahrhaftig, das iſt zu arg. Auch dieſer gereimte Span ſtammt von einem andern Baume, Namens Langbein. Ich will den Hobel wegwerfen und den

Apfelbrecher zur Hand nehmen. „Lesefrüchte" nehmen sich auch sehr gut aus, wie ich mich besinne, und sind nebenbei viel leichter zu liefern als Gedankenspäne. — Also: „Lesefrüchte."

— In einer der gediegensten politischen Zeitungen Deutschlands steht wörtlich die folgende Korrespondenz: „Stuttgart, 3. Juni. Bei der Berathung über die Hundesteuer wurde die persönliche Freiheit der Bürger lebhaft vertheidigt."

— „An den Zimmerthüren des Gasthofs Belle-Vue zu Koblenz am Rheine: Die verehrlichen Reisenden werden ersucht, bei ihrer Abreise nicht, wie wohl öfters aus Versehen geschehen, Schlüssel, Kommoden oder Thüren einzustecken." Als ehemaliger Philolog hab' ich diese schwierige und äußerst dunkle Stelle dadurch geheilt, daß ich scharfsinnig die Conjectur wage: Zwischen dem vocabulo Schlüssel und der vox Kommoden ist die praepositio „von" böslicherweise wegradirt und (scribae cuiusdam ignorantia) ein Comma oder eine virgula interpolirt worden. Was sagt Hermann zu dieser interpretio? Hermannus noster sollte sich den Codex doch im Original zur Einsicht senden lassen.

Meine Lesefrüchte sind schon alle vergriffen. Ich habe auch damit kein Glück. Begreiflicherweise, ich lese gar nicht. Ich will aufhören. Meine Wittwe mag drucken lassen, was sie kann. Ich bin müde.

9.

Die ersten Austern gegessen, fünf-und-zwanzig Stück. Ein merkwürdiger Tag, den ich roth im Kalender anstreiche. Mit einem zufällig und glücklich wiedergefundenen Landsmanne ging ich, dem Hafen entlang, zur Huitrière, so heißt das Austernschiff, welches die kleinen, geliebten Thiere von England herüberführt. Sie sitzen unten fest auf dem zu größerer Kühlhaltung steingepflasterten Kiele. Da lagen sie, eine neben der andern, die Schalen behaglich geöffnet, und sogen das Seewasser und das Tageslicht ein. Der Austernmann stach mit seinem in Eisen gefaßten Netze hinein, und wir konnten deutlich wahrnehmen, wie das geängstete, bedrohte Leben sich krampfhaft zusammenklemmte. Half aber nichts. Das erste Dutzend vertilgten wir in der nahgelegenen Schenke, die ein wahres Kleinbild flämischer Schule ist. Schreibe darunter: „Das Innere einer niederländischen Bauernwirthschaft," und du hast ein Genrestück, wie es die Kunstausstellungen und Galerien und Kabinette seit dreihundert Jahren auch haben; nur daß sie immer schlechter malen, Natur immer sich gleich bleibt. Frischer Sand auf dem Estrich aus rothem Ziegelstein, das Kamin spiegelblank, ein prachtvoller Rococoschrank mit Porzellanpüppchen, an der Wand Kaiser Napoleon und Marie Louise. Die Wirthin unterrichtete eben einen grauen Papagei. „Papje," rief sie, „die Preußen sind da;" da schüttelte der Vogel sein Gefieder, trommelte täuschend ähnlich und quakte mit dem unleidlichen Organ seines Geschlechts: „Portez armes!"

Papje machte einen so fürchterlichen Lärm, daß wir das zweite, dritte und vierte Dutzend lieber auf dem Hofe zu uns nahmen, als in der artigen Stube. Hierbei erhalte ich Gelegenheit, eine äußerst merkwürdige Beobachtung im Fache der Naturgeschichte anzustellen. Unser Frühstück sammelte den ganzen Hühnerhof der Frau Wirthin um sich, und ich sah, wie eine gewöhnliche Hausbenne die weggeworfenen Austerschalen mit wahrer Gourmandise auspickte. Biete man einmal einem rechtschaffenen deutschen Hahn eine Auster an; er stirbt von dem bloßen Anblick. — Der Mensch und der Hahn sind doch rechte Gewohnheitsthiere. Unwillkührlicher, sehr tiefer und neuer Gedankenspahn. — Uebrigens waren die Austern noch herzlich schlecht. O Rocher de Cancale! O Georg! „Des Lebens Lenz blüht einmal und nicht wieder," sagt Schiller.

10.

Conzert, Ball, Casino und Theater; über Mangel an Unterhaltung kann man nicht klagen. Im Conzert wird ein Stückchen Stabat aufgeführt, ich hab' es aber nicht gehört. Auf dem Ball werden Walzer und Quadrillen getanzt; ich tanze aber nicht mit. Das Casino besteht aus Lectüre, Conversation, Restauration und freiwilligem Vergnügen, ich besuche es aber nicht. Im Theater gibt die Familie Picolo französische Vaudevilles, ich gehe aber nicht hinein. Die geselligen Zustände von Ostende — vortreffliche Phrase — laboriren an dem Mangel eines Mittelpunktes. Gott erhalte ihnen diesen Mangel noch recht lange Zeit. Es werden vier Sprachen hier gesprochen: belgisch, was gern französisch klingen möchte, flämisch, was gern niederdeutsch, niederdeutsch, was gern hochdeutsch, und englisch, was gern gar nicht. Ich liebe die Redeträgheit der Britten sehr. Nichts Alberneres als ein Wirthshausgespräch, eine Unterhaltung im Bade, ein großer Redeversuch auf dem Dyk. In Ostende soll der Mensch nur mit der See plaudern, tanzen und lieben. Das gefällt mir bei weitem am meisten, daß mein schwarzer Frack noch unentfaltet im tiefsten Abgrund meines Koffers schläft. In der ganzen Zeit zwei Paar Handschuhe!

11.

In Slyken gewesen; ein hübsches flämisches Dorf, eine halbe Stunde entfernt, gen Brügge zu. Ein deutscher Maler war mit, ein lieber, sinniger Mensch, von dem ich viel lerne. Die klaren, trockenen Töne einer niederländischen Ebene, das wunderliche Farbenspiel des Meeres, Licht- und Lufteffekte, Wolkenbildungen, von denen sich das Land nichts träumen läßt, ich sehe sie

durch das geübte Auge des Künſtlers an, viel beſſer als durch das eigene. Slyken liegt an dem großen Brügger Kanal hinauf. Schleuſenbauten, Segelſtangen, Tauwerk, Windmühlenflügel hängen überall, wohin man blickt, wie Spinnweb über der Landſchaft. Oſtende im grünen Rahmen ſeiner Wälle nimmt ſich gut aus. Auch Wald hebt die und da an, überragt von den Thürmen Brügges. Das Meer ahnt man nur hinter den Dünen. Jedermänniglich ſey vor dem Naturalienkabinet und dem Wirthshaus in Slyken chriſtlich verwarnt; beide ergänzen ſich auf das Furchtbarſte. Das Naturalienkabinet liefert dem Wirthshauſe Geflügel und Fiſche in die Küche — o ihr ewigen Götter, welches Geflügel und welche Fiſche! — und das Wirthshaus macht dem gratis ausgebotenen Naturalienkabinet den Preiscourant in ſeinem eigenen mit. Die wilde Ente ſah uns oben ausgeſtopft ſo unſchuldig und harmlos an, und hernach ſollten wir unten das arme Thier gebraten vernichten . . . O nein!

12.

Morgen reiſe ich ab. Mein Tagebuch reist aber ſchon heute ab. Ein wahres Glück; denn ſonſt gäbe es eine Nummer dreizehn.

Bruchſtücke aus dem Gedicht:

Blicke aus der Glöcknerſtube in einer Decembernacht.

Von Ph. H. Welcker.

Vielleicht verreist, vielleicht begraben
Sind ſie, die du geliebt! —
Zur Ferne laß die Roſſe traben
Daß Sand in Wolken ſtiebt.
Nur Eile kann dein Herz noch laben:
Verluſt erleidet, wer verſchiebt!

Vielleicht verreist, vielleicht begraben
Der Freund, ſein Haus verwaist, —
Es kehren noch mit Liebesgaben,
Die viel die Welt umkreist;
Doch unter'm Kreuz mit Goldbuchſtaben
Iſt Einer ewig dann verreist.

Vielleicht verreist, vielleicht begraben! — —
Ihr wär't Euch nah ſo gern,
Jungfrauen, Mütter, Männer, Knaben;
Doch Trennung hält uns fern.
Einſt ſollen wir uns wieder haben!
Dort oben leuchtet Stern an Stern.

Vielleicht verreist, vielleicht begraben,
Vielleicht auch falſch geſinnt! —
Ach, weiße Tauben wurden Raben,
Verrätheriſch der Wind.
Doch lieber ſey verreist, begraben
Mir der und der, als falſch geſinnt!

Und du,* von dem ich ſoll mich ewig trennen,
Sieh dieſes Blatt, — vom grauen Thurmaltan
Dir zugeſendet, — ſieh es an!
Dein ſchönes Herz wird meine Lieb' erkennen:

„Wer hat mit kühner Hand ſo ſchnell genommen
Sich die Sandalen und den Muſchelhut?
Ach, du? — Schon fliegt dein Pilgerſchiff nach Weſten
Und donnernd hinter dir erbraust die Fluth.

Geliebter! Wenn dir Abends von Europa
Die Sonnenkugel röthlich niederzieht,
Und an der Kugel eine große Thräne,
Gleich einer Perle, deinem Blicke glüht:

Die Thräne weint' ich dir! — Und wenn das Weltmeer
Stets treulos ſeinen Fluthring dort zerſchlägt:
Treu ſoll mein Herz dein Bild, dein edles, wahren,
Wie deinen Liebesring mein Finger trägt.

Gedenkſt du noch, wie wir des Nachts entſchliefen
Hier, Arm in Arm, am deutſchen Bergesquell?
Am Morgen ſtand der ganze Wald in Flammen,
Und unſer Herz war frühroth —, liederhell.

Was redet jezt zu dir in dieſer Stunde?
Iſt Deutſchlands Erde dir ſo ſtumm und taub?
Hier rauſchten deine erſten Bäum' und Flüſſe,
Und unſre Freundſchaft trieb ihr junges Laub.

Die Heimath ſteht, ein holdes Weib, am Meere
Und weint dem Sohn noch Mutterworte zu.
Horch, horch! das iſt des Vaterlandes Glocke!
Was ſagt ſie dir, geliebter Pilger du?

Der neuen Welt Freibrief und düſtre Strecken
Urwaldes, fremde Saatflur, eingetauſcht? — — —
Und ewig nun von alten Herrlichkeiten
Und alten Gräbern, ewig weggerauſcht? . . . .

Hier ruft dich noch dein erſter Blumengarten,
Dein Kindheit-Eden und der alte Dom,
Hier war dein Jugendgott, dein Jugendhimmel,
Und drüben? — — Drüben iſt kein Letheſtrom!

* Ein Freund, der im Begriff iſt, nach Amerika auszuwandern.

Doch welch ein Nachen schwebt mit Purpurwimpeln
Nach deinem Schiffe durch das Fluthgebraus?
Sieh, meine Liebe folgt dir durch die Wellen
Und steigt mit dir an den Savannen aus.

Fahr wohl, du schönes Herz! Wir Alle segeln
Nach oben auf der Erde, diesem Kahn.
Fahr wohl! Im Winter scheiden wir und ewig
Ist's Frühling dann, wenn wir uns wieder nahn!"

Korrespondenz-Nachrichten.

Lausanne, September.

(Fortsetzung.)

Versammlung der schweizerischen gemeinnützigen Gesellschaft.

In Beziehung auf Industrie wurden die großen Vortheile hervorgehoben, die aus den Handwerkerassociationen hervorgehen. In Lausanne besteht unter der Leitung eines Vorstands eine Association von hundertundzwanzig jungen Handwerkern, die gemeinschaftlich einen Koch haben, sehr gut und sehr wohlfeil essen, wo der Arbeiter, welcher sich betrinkt, dafür bestraft, und der, welcher sich dem Trunk oder anderer Unsittlichkeit ergibt, ganz aus der Gemeinschaft gestoßen wird; wo Vorträge über Arithmetik, Geometrie, Uebungen in vierstimmigem Gesang u. s. w. gehalten werden. Aehnliches zeigt der regenerirte Verein der deutschen Handwerker in Genf. — Zuletzt kam das Armenwesen zur Sprache. Es erhoben sich verschiedene Stimmen darüber, ob es besser sey, arme Kinder Familien zur Pflege anzuvertrauen, oder in Armenasyle zu thun. Linder von Basel und Zellweger von Trogen erklärten sich entschieden für Asyle, in denen für der Kinder Bildung und Zukunft viel besser gesorgt sey, als in den nach ihren schädlichen Einflüssen lange nicht genug bekannten Familien. Dagegen ziehen viele Orte, z. B. Lausanne, die Erziehung in Familien vor, wobei bekanntlich arme Kinder öffentlich ausgeboten und dann den am Wenigsten fordernden Familien auf dem Lande zur Pflege und Erziehung überlassen werden.

Von dieser schönen Versammlung verfügten sich am 8ten September Morgens mehrere Mitglieder zu einer andern, die einen engern, wissenschaftlichern, aber nicht weniger nationalen Charakter hat, zur öffentlichen Jahressitzung der Gesellschaft für romanische Geschichte. Sehr sinnreich und bedeutungsvoll war zu dieser Sitzung ein großer Saal des Schlosses Chillon erwählt. Wer kennte Chillon nicht, das sich wie eine große mittelalterliche Seelilie aus den tiefblauen Lemanfluthen erhebt und von den reizenden Alpen und Felsenzähnen des Waadtlands umstanden ist? Ein gar anmuthiges, durch reiche Baumgruppen abgerundetes Bild, auf dessen Jugend die Felsenbastionen der Hochalpen spottend herabzublicken scheinen. Bisher glaubte man immer, Chillon sey von dem tapfern und kriegsgeübten Grafen Peter von Savoyen, zugenannt der petit Charlemagne, um 1268 erbaut worden. Wahrscheinlich aber stand es schon viel früher und wurde von Peter nur ausgebessert, erweitert, mehr befestigt und besonders sein Inneres verschönert, daß Gräfinnen von Savoyen — bisweilen waren es Prinzessinnen von England oder Frankreich — darin wohnen konnten, freilich eng und dunkel genug, da das Boudoir der Gräfin auf einen Zwinger mit hohen Mauern ging. Sie mit dem See in Verbindung zu lassen, schien den Grafen zu bedenklich. Der Bau ist offenbar romanisch, mit späterer germanischer Beimischung. Urkundlich und geschichtlich ist nichts über Chillon festgestellt. Das Schloß war bis 1536, wo es die Berner und Genfer nahmen, der Hauptknoten, um den sich die Landesgeschichte dreht. Von seinem Rittersaal aus gingen mächtige Kriegsunternehmungen; in den Gemächern der Grafen und in jenem Boudoir der Gräfinnen, die noch Spuren von Wandmalereien mit Lilien tragen, wurde viel Politisches verhandelt. Aber auch Troubadourgesang ertönte manchmal aus diesen Hallen in das reizende See- und Alpengemälde hinaus. So war auch die Liebe nicht von diesen ernsten und festen Mauern ausgeschlossen. Sie lebt noch in manchen traurigen Sagen, wo Herzensgluth in den umfluthenden Wellen abgekühlt wurde. Pagen der Gräfin Yolanda verschwanden darin, weil sie Verdacht oder Rache erreicht hatte; Kähne, zur Flucht bereit, gingen mit den Vertrauten unter; ein aus Lutry geraubtes schönes Winzermädchen stürzte sich von dem äußersten Wachthurm in den See, und sie erscheint noch jetzt im Mondlicht auf der Oberfläche, wenn sie recht ruhig und spiegelklar ist. Auch eine weiße Frau geht in den Gemächern und Sälen um. Die aus dem Felsen gehauenen Gewölbe mit ihren romanischen mächtigen Pfeilern liegen unter der Seefläche, und wenn das Wasser in Sturmeszeit an den Schloßmauern hinaufschlägt, dringt es oft durch die schmalen Oeffnungen der Gewölbe in diese hinunter. Gefangene, die nicht in den Verließen lagen und da umkamen oder erdrosselt und ertränkt, hernach aber in den See geworfen wurden, verwahrten die Grafen und Herzoge in jenen schönen mächtigen Gewölben, wo sie mit Ketten an die Pfeiler gefesselt waren. So der Kanonikus Bonnivard und die drei Genfer Gesandten Lambert, Tocquet und d'Arlod, welche bis zum 29sten März 1536, d. h. bis zur Einnahme des Schlosses durch die vereinigten Berner und Genfer, hier festgehalten wurden. Damals hatte das Schloß eine starke Garnison von Savoyern und Piemontesern, davor aber lag noch zur Vertheidigung von der Seeseite eine bewaffnete Fregatte. Man war übereingekommen, daß Bern Chillon von der Landseite, Genf vom See aus angreifen sollte. Die Genfer vereinigten in einer Nacht ihre Barken und zogen damit am 20sten März aus. Die kleine Escadre bestand aus zwei großen Barken mit Lebensmitteln und Wollsäcken gegen die Flinten- und Kanonenkugeln, ferner aus einer Anzahl bewaffneter kleiner Fahrzeuge. Hundert entschlossene Männer unter Anführung von Franz Chamois und Franz Favre waren zum Angriff des Schlosses bereit. Die savoyische Fregatte wartete jedoch das kleine, aber entschlossene Genfer Geschwader nicht ab, sondern floh über den See nach Chablais. Auch das Schloß hielt sich aus Mangel an Lebensmitteln und aus Besorgniß vor einem Sturm der damals über Alles gefürchteten Berner nur eine Woche, wo der Commandant auf freien Abzug mit Mannschaft und Gepäck kapitulirte. Ein schöner Moment war es, als die Genfer ihre Gesandten und Bonnivard im Gewölbe fanden, freilich elend und verkümmert von der langen Gefangenschaft und der armseligen Nahrung. Von alle dem wußte Lord Byron unbegreiflicher Weise nicht das Geringste, als er seinen Prisonner of Chillon schrieb. Seit der Eroberung des savoyischen Schlosses und Landes 1536 ist beides Bern geblieben bis zur Losreißung Waadts von der Kette des Bären.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 104.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 245.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Donnerſtag, den 13. Oktober 1842.

— Our castle's strength
Will laugh a siege to scorn.
Shakespeare.

Ein Reiterſtücklein.

Wo die Abdachung des auslaufenden Gebirgszuges am rechten Elbufer ſich gegen die fruchtbare Ebene niederſezt, erhebt ſich wenige Meilen von Dresden die Bergveſte Stolpen über dem gleichnamigen Städtlein auf ihrem berühmten Baſaltkegel, der, aus ſchwarzen Rieſenkryſtallen wunderſam gefügt, die Thürme und Zinnen der Burg wie eine ſtolze Kronenzierde dem Himmel entgegenſtreckt, und ſeines Gleichen vielleicht nirgends mehr findet, als im benachbarten Böheim, an der Stelle, wo auf Säulen von Baſalt Schloß Friedland ruht, von welchem Albrecht von Waldſtein den herzoglichen Namen trug. Das Städtchen war einſt blühend und wohlhabend durch Handel und Gewerbe, als noch auf dem Baſaltfelſen die Biſchöfe von Meißen in Glanz und Freuden Hof hielten, als Schwärme von Gäſten hin und her zogen, als den hellen Morgen nach dem Glöcklein, das zur erſten Frühmeſſe in der Kapelle gerufen, alsbald der ſchmetternde Ton der Waldhörner begrüßte, und dem ſcheidenden Tag Zinken und Poſaunen nachbliefen, die zur leckern Abendtafel und zum üppigen Zechgelag das Zeichen gaben. In dem verhängnißvollen Jahr 1756 jedoch war die Zeit dieſes Glanzes längſt ſchon ſpurlos verſchwunden; die Häuſer der vor länger denn einem Jahrhundert von den Schweden niedergebrannten Stadt waren ſeitdem aus nicht viel beſſerem Stoff neu erbaut, als die zahlreichen Schwalbenneſter an ihren Geſimſen, und bewohnt von einem armſeligen Völklein, das ſeine Zeit zwiſchen Spaten, Pflug, Egge und Webſtuhl theilte, um mühſelig genug ſich ſelbſt mit ſeinen reizloſen, abgehärmten und doch ſo entſetzlich fruchtbaren Weibern und den ungezählt wie Ameiſen umherwimmelnden Kindern das nothwendigſte Stückchen Brod zu erwerben, das um ſo ſchmaler zugemeſſen war, als dazumal noch nicht jene amerikaniſche Knollenfrucht ihren vollen Segen entfaltet hatte, welcher ſeitdem das Land vor Hunger und Seuchen beſchirmt, wie ſie ſonſt im Gefolge des Krieges und ſogar mißrathener Kornernten einherzogen als unbarmherzige Dränger und Würger. Das feſte Haus aber über der armſeligen Leinewebersſtadt ſtand eben noch ſo drohend und unerſchüttert, wie in jenen Tagen des dreißigjährigen Krieges, in welchen wilde Kroaten und noch wildere Gothen vergebens die ſchwarzen Säulen ſeines Fußgeſtelles beſchoſſen und berannt hatten. Die in den Felſengehauenen tiefen Gräben gähnten als ſchroffe Abgründe; leicht beweglich und jeglichen Augenblick bereit, ſich an den raſſelnden Ketten emporzuwinden, lagen die ſchmalen Zugbrücken, immer eine zwiſchen jedem der vier Höfe des Schloſſes, deren erſter, die Klengelsburg geheißen, den im Zickzack emporführenden Felſenweg von außen aufnimmt; aus

den Schießscharten ragten starr die Mündungen metallener und eiserner Geschütze, und der Anblick, welchen die Veste von außen darbot, war wohl geeignet, auch im kühnsten Soldatenherzen die sieggewohnte Zuversicht herabzustimmen, selbst wenn der anrückende Feind gewußt hätte, daß es nicht eine entschlossene Schaar tapferer Krieger in der Vollkraft des männlichen Alters war, welche das Schloß bewachte, sondern nur eine Handvoll müder Greise unter dem Befehl eines ehrwürdigen Großvaters von drei-und-siebenzig Jahren, des guten alten Generallieutenants von Liebenau, der seine ersten Sporen schon als Cornet im nordischen Kriege gegen den ungestümen Karl XII. verdient hatte, als dieser im Jahr 1701 die sächsischen Völker des Königs von Polen an der Düna unwiderstehlich niederwarf und zu Paaren trieb. Das war aber schon gewaltig lange her, und wenn jetzo der alte Herr von jenen unruhigen Tagen sprach, dann gedachte er nimmermehr der Demüthigungen, welche dazumal die sächsischen Waffen hatten erfahren müssen, sondern wußte nur noch von der Pracht und dem Glanze der gedoppelten Hofhaltung zu Dresden und Warschau zu berichten und die nie wiederkehrende Herrlichkeit der versunkenen Zeit zu preisen, die für ihn freilich die beste und schönste seyn mußte, weil er seine grünen Jahre darin verlebt hatte. Wie leuchtete in jugendlichem Feuer sein halberloschenes Augenpaar, wie rötheten sich die gefurchten Wangen, wie beredt wurde der zahnlose Mund, wenn der Greis, erquickt durch Speis und Trank und das friedliche Mittagsschläfchen in dem lederüberzogenen Sorgenstuhl mit den breiten Ohren, im Hofe lustwandelnd aus der blanken Thonpfeife ächten holländischen „Canaster" rauchte und dabei von August des Starken Heldenthaten — in der Galanterie erzählte.

Für seine hohen Jahre sah er noch ganz stattlich aus, der alte General in der wohlgepuderten Perücke mit dem dicken, langen Zopf, in Federhut und blankgewichsten Steifstiefeln mit schweren Silbersporen, zur Seite den Stoßdegen, in der rechten Hand das spanische Rohr mit dem Knopf von Elfenbein und der goldenen Troddelschnur, und in der linken die Pfeife, die er mit der Zierlichkeit eines Holländers zum Munde führte, um ihr die blauen Wölklein zu entlocken. Er war viel rüstiger, als der kaum sechzigjährige schwarzgallige Hauptmann, der schleppenden Ganges ihn auf seinem Nachmittagsspaziergang begleitete und jeden Augenblick stehen blieb, um unter dem Vorwand, den einen lahmen Fuß nachzuziehen, der keuchenden Brust einige Erholung zu gönnen, bis endlich, die Geduld verlierend, der General sich auf die Steinbank vor den Trümmern der alten Schloßkapelle niederließ und in ärgerlichem Tone anhob: „Für so einen jungen Springinsfeld, wie Er einer ist, macht Er sich verdammt alt, Kapitän. Wenn Er Athem holt, so klingt's wie eine Wasserorgel, und ich glaube gar, Gott vergebe mir die Sünde! daß Er einen Kropf bekommt."

Der Hauptmann griff bedenklich nach seiner Halsbinde, die allerdings zur Rechten und zur Linken bedeutende Böschungen zeigte; doch schwieg er, verdrossener denn gewöhnlich, weil Beide sich bereits den ganzen Vormittag über gezankt hatten, und der andere fuhr fort: „Mein Gott, Er ist ja eigentlich noch blutjung. Anno dreizehn, als ich und mein Bruder längst schon Kapitänsrang hatten, war Er noch ein lustiger Page, der nach einem Cornetspatent angelte und zappelte, und dem Barbier die besten Worte sammt den schönsten Dukaten gab, damit er Ihn nur einseifte und mit dem Messer Ihm über das Gesicht führe, wenn es auch so wenig abzukratzen gab, als hier in meiner flachen Hand." — Mürrisch und alle Zurückhaltung bei Seite setzend, versezte der Hauptmann: „Wenn Er schon mein Vorgesezter ist, so hat Er doch kein Recht, mich zu verhöhnen. Nicht alle Offiziere Seiner Majestät können es bis zum Generallieutenant bringen, und manch einer sogar vermag nicht einmal den Stabsoffizier zu erschwingen, oder hat höchstens die Aussicht, mit dem Titel und den Ehren eines Obristwachtmeisters begraben zu werden —" — „Freilich, freilich, Kapitän, das war unrecht von mir," unterbrach ihn Liebenau; „und alldieweil Er ein ehrenwerther Offizier und mein ganz besonders guter Freund ist, so will ich um Seinetwillen dem Vorrecht meines Ranges im Dienst entsagen und Ihm als ein einfacher Edelmann Genugthuung geben. Komm Er her, Kapitän, und zieh Er vom Leder!

(Fortsetzung folgt.)

Bruchstücke aus dem Gedicht:
Blicke aus der Glöcknerstube in einer Decembernacht.

Von Ph. H. Welcker.

Horch! wie die Windsbraut unten erwacht,
Rüttelt die Linden, gellt und lacht;
Horch! sie pfiff
In das schlafende Kirchenschiff;
Und in des Thurmes hohlen Gang
Fährt sie brausend mit wildem Gesang,
Hundertstimmig, hoch hinauf
Bis zu der Zinnen leztem Knauf.

Hei, wie doch streicht das große Nebelroß,
Der Sturm, das Riesenpferd mit Flattermähnen,
Hinbrausend um den Erdkoloß! —
Die schlummermüden Wolken, welche lehnen

Am ſternengoldnen Himmelsſchloß
Fern oben, jagt es auf, und die da ſchliefen
Hoch über Städten, über Meerestiefen
Und ob der Pyramiden Afrika's
Und dem amerikan'ſchen Steppengras
Und ob des Niagara Donnerguß,
Und die da ruhen an Britanniens Dünen:
Es wecket alle mit dem wilden Gruß.
Und am Prometheusfels, am Kaukaſus,
Da taumeln auf ſchlaftrunkne Wolkenhünen;
Und wach wird das Gewölk der Apenninen
Nun an der Alpen jähem Adlerhorſt
Und über Deutſchlands altem Eichenforſt.

Da kommen ſchon auf langen Schimmerbahnen
In Sternenwüſten über Oceanen
Die ſchwerbeladnen Wolkencaravanen
Mit Hoffnung und Gebet, mit Heil und Fluch;
Dort mit dem Allaruf der Muſelmanen,
Nachhallend hier den ſanften Spruch
Der Schönen mit Gazellenaugen,
Und hegend dort Vampyre, welche ſaugen
An einem blutgetränkten Todtentuch,
Bei Schlachtenlärm und Peſtgeruch!

Jezt ziehn dahin hohlaugige Geſchwader
Am breiten Himmelsfenſter.
Sind's Nachtgeſpenſter?
Sind's Männer, die gewürgt der Kriegeshader?
Es ſitzen bleiche Kampfgenoſſen
Mit friſcher Wunden Blutgeſchäum
Auf fahlen Todtenroſſen;
Des Grames Geier iſt auf ſie geſchoſſen. —
O reiten denn die Polen heim?
Viel Länder ſind erſchrocken,
Und an der Erde ſchönſtem Golf
Heult fürchterlich der Kriegeswolf.
Wann ruhn die Pyrenäen thränentrocken? ....

Jezt andre Caravanen! — Mit Frohlocken
Erneuert ſtets das Sturmpferd ſein Gewieh'r.
Dort luſtige Muſik und Jammer hier
Und Thorheit, alles Glückes baar!
Der Samum webt, ein Todesaar,
Auf ſchwarzen Wellen reitet die Gefahr,
Die geſtern Meer und heute Sand erkieſte.
Doch mit euch, Wolken, mußt' ich ziehn:
Ihr brachtet mit wildſchöne Phantaſien,
Gleich der Araberwüſte.

Wer iſt die finſtere Geſtalt? —
Ihr klagt ſie an: „Wir waren einſt geboren
Zum Glück, und haben es verloren
Durch dich, und unſre Sommer wurden kalt
Und unſre Jahre fahl und alt;
Du warſt allein ſo gegen uns verſchworen,
Daß uns die Freude ſtarb ſo bald."
Wer iſt die finſtere Geſtalt?
Ein Heil'ger iſt's, den Gott für uns erkoren,
Es iſt der Schmerz dort im Cypreſſenwald!

Willſt du denn ſtets daſſelbe Liedlein ſingen?
Wohlſtand und Freude, tägliches Gelingen,
Sie ſammeln dir im Buſen rauhes Erz,
Und ſeine Schale wird dich ganz umringen.
Zur Memme macht dich endlich Spiel und Scherz;
Doch Ungemach wird ächte Frucht dir bringen.
Ein biedrer, edler Arzt erſcheint der Schmerz,
Er hebt dich wieder, gibt der Seele Schwingen,
Und führt dich ab von den gemeinen Dingen
Und ſagt dir: „Schau doch wieder himmelwärts!" —
So Manches in der alten Ruh verdunkelt,
Das unter Druck und ſchweren Mühn
Sich kühn erhebt und prächtig funkelt.
Im Feuer blizt das Eiſen, ein Rubin;
Das Herz wird in der Noth zum Edelſteine
Und groß, das Herz, das jüngſt noch Allen ſchien
Das ſo verzagte, ſchimmerloſe, kleine.

Und wieder laſſ' ich eine Stunde rinnen
Von dieſes Thurmes Zinnen,
Und immer noch die alte, trübe Mähr'
Vom Lebensweh erklinget um mich her.

Ja, viele Schollen hat der Kummer,
Ja, tauſendfältig ſind des Lebens Uebel.
Sie klammern ſich an deines Daches Giebel,
Sie ſtehlen ſich zu deinem Schlummer;
Sie gehn mit dir und ſummen in dein Ohr
Und fallen an dein Herz, ein dunkler Chor.
Doch höre! Bei dem großen Wort der Bibel!
Laß nur in deines Herzens weißen Schrein
Die blut'ge, dunkle Schuld nicht ein!
Sie reicht dir herben Armenſünderwein;
Schwarz färbt ſie dich mit brennendheißen Aſchen,
Und alle Meere waſchen
Nicht des Gewiſſens Tafel wieder rein.
Sey ſchuldlos nur, du kannſt das Glück vermiſſen,
Dein Mantel ſey zerriſſen,
Trägſt du der Unſchuld heil'gen Mantel doch;
Sey ſchuldlos: und — du biſt ein König noch!
Zum feigen Bettler macht ein bös Gewiſſen.
Und bleibſt du oft allein mit deinem Herzen,

So stelle da nur deinen Frühling hin,
Und was du liebst, das wohne drin;
Laß brennen da der Gottesliebe Kerzen,
Häuf' Schätze da, wie Saba's Königin!

Von einem Bett sprang ich in Finsternissen
Einst auf. Begangen hatt' ich einen Mord.
Wild jagte mich das zürnende Gewissen,
Mir selbst ein Graun, nach Süd und Nord,
Von Berg zu Thal, von Ort zu Ort,
Und weiter, weiter ohne Rasten,
Auf's Schiff und hier von Port zu Port.
Auf meiner Seele Bergeslasten,
Stürzt' ich mich hin bis an der Welten Ende
Und suchte Jesus, streckte meine Hände
Nach ihm; ich suchte Gott: „O Gnade! Gnade!
Erbarmung mir! ein einz'ges Hoffnungswort!"
Sie schüttelten das Haupt. — Ich raste fort
Auf dunklerm, immer dunklerm Schreckenspfade,
In ew'ge Meere ohne Lichtgestade,
In eine meilentiefe Jammerhöhle.
O nein! .... Beglückt auf meinem Lager dort
Vom Traum erwacht' ich, hatte keinen Mord
Begangen, ich; noch rein war meine Seele,
Und wieder schlief ich ein und — ruhig fort.

Korrespondenz-Nachrichten.

Lausanne, September.

(Schluß.)

Die Gesellschaft für romanische Geschichte.

In einem weiten Saal — ob ehemals Küche oder Rittersaal, ist unbestimmt — zwischen zwei mächtigen Pfeilern war die Gesellschaft für romanische Geschichte um den Tisch des Präsidenten und der Secretäre versammelt, und auf ihm standen Gefäße mit Blumen aus dem Zwinger des Schlosses, der unter dem kleinen Fenster der Gräfinnen lag. Der würdige und als Historiker sehr verdiente J. Vulliemin — einer der Uebersetzer, Erweiterer, Verbesserer und Fortsetzer von Joh. v. Müllers Schweizergeschichten, der Verfasser des interessanten Chroniqueurs — eröffnete die Sitzung mit wenigen passenden Worten über die Wahl des Orts, wozu der Haupt- und Lieblingssitz des waadtländisch-savoyischen Petit Charlemagne am passendsten geschienen. Unter den Mitgliedern bemerkte man mit Vergnügen den Baron Gingins von Lassaraz, Verfasser der trefflichen Abhandlung in den Memoiren der Gesellschaft über das Rektorat von Burgund, über das wahre Verhältniß des Kriegs der Eidgenossen mit Karl dem Kühnen ꝛc., den Minister de Charrière, Verfasser einer sehr guten Geschichte des Klosters Romainmoutier, den Prof. Hisely, den geschmackvollen Historiker Pictet de Sergy von Genf, den alten würdigen Zellweger von Trogen, den Dr. Gosse von Genf ꝛc. Der Dekan Bridel hingegen, der erste Begründer der Gesellschaft, und Professor Monnard, einer der geistreichen Ueber- und Fortsetzer Joh. Müllers, fehlten leider. — Die ersten Vorlesungen über Gegenstände des vorigen Jahrhunderts hatten wegen ihres rein biographischen und anekdotischen Charakters kein großes historisches Interesse, desto mehr des Walliser Archivars und Kanzlers de Bons Untersuchungen über die Frühgeschichte von Chillon nach bisher ungekannten und unzugänglichen Urkunden in Walliser Archiven. Hiernach ist es sehr wahrscheinlich, daß dieses Schloß schon gegen 830, also mehr denn vier Jahrhunderte vor dem Grafen Peter von Savoyen angelegt worden ist, und daß es dieser Fürst nur erweitert, vergrößert und besser befestigt hat. Professor Hisely von Lausanne las hierauf ein Fragment des ersten Theils seiner nächstens erscheinenden Schrift über die Geschichte Wilhelm Tells. Der Verfasser entwickelte die Reihenfolge aller in der Schweiz über diesen Gegenstand vorgefallenen Diskussionen, von 1607 bis zu der Schrift: „W. Tell, eine dänische Fabel," welche lange Gottl. Eman. v. Haller zugeschrieben wurde, wirklich aber Ulrich v. Freudenberger angehört. Hisely sprach hierauf nicht seine eigene, auf Gründe gestützte Meinung über W. Tell aus, sondern wandte sich mit einem Sprung zu hohem Enthusiasmus über Schillers W. Tell, was mit andern Worten so viel heißt, als: geschichtlich läßt sich unsere Tradition nicht beweisen und erhärten, sie lebt aber in der Sage und Dichtung für alle Zeiten fort, als ein herrliches Bild. Pictet de Sergy von Genf theilte, angeblich nach einer deutschen Chronik, die er aber nicht näher bezeichnete, mehrere anziehende Umstände aus dem Leben des Grafen Peter von Savoyen mit, über sein Verhältniß zu dem deutschen König Richard von Cornwall, über seine Gemahlin, die eine englische Prinzessin war, deßgleichen über des Grafen Kriegsthaten und lezte Jahre, über seine Leiden und seinen Tod in Chillon. Der junge Archäolog Troyon legte seine treffliche Schrift mit kolorirten Lithographien über die celtischen oder helvetischen, römischen und mittelalterlichen Gräber vor, die vor einigen Jahren oberhalb Lausanne aufgefunden und kunstverständig von ihm untersucht worden sind. Wir haben von diesem interessanten Fund seiner Zeit im Morgenblatt gesprochen, werden aber nächstens darauf zurück kommen, da indessen diese Entdeckung weit größern Umfang und Bedeutung bekommen hat. — Es war noch die Rede von der Bildung einer Gesellschaft für allgemeine Schweizergeschichte, von Urkundensammlungen in Payerne, Romainmoutier ꝛc. Allgemeine und lebendige Zustimmung fand besonders der Antrag des Präsidenten Vulliemin, die Gesellschaft für romanische Geschichte solle den waadtländischen Staatsrath auffordern, in einem der Säle des Schlosses Chillon — am passendsten im Saale der gegenwärtigen Sitzung — eine Sammlung von Rüstungen, Waffen und Kriegswerkzeugen des Mittelalters aufstellen zu lassen, die jezt auf verschiedenen Punkten des Landes zerstreut seyen; Chillon werde dadurch einen Theil seiner historischen und archäologischen Bedeutung wieder erhalten. — Nach dieser in jeder Beziehung anziehenden Sitzung verfügte man sich in das benachbarte prächtige Hotel Byron, wo die ganze Gesellschaft in dem herrlichen Speisesaal ein Diner einnahm, das sich durch die große Heiterkeit der Gäste und mehrere passende Toaste, z. B. auf die freie Entwicklung des Landessinns, der Landessitte und der Landesgeschichte, ohne Berücksichtigung der Nachbarn (Frankreichs), bis gegen Abend verlängerte.

Beilage: Kunstblatt Nr. 82.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 246.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Freitag, den 14. Oktober 1842.

Zeiten hinab und Zeiten hinan tönt ewig Homerus
Einiges Lied; ihn krönt jeder olympiſche Kranz.
Griechiſche Anthologie.

Homer.

Homer iſt der erſte und in ſeiner Art einzige Dichter in der Welt, der Prototyp von allen. Er iſt der Erſte nach der Zeit: denn wenn auch in den heiligen Schriften alten Bundes hochpoetiſche Reden und Schilderungen, ja einzelne unübertroffene Poeſien, wie die Geſänge der Debora, wie Hiob, die Pſalmen, aus welchen ich hier bloß die herrliche Naturhymne, den 104ten, herausheben will, viele Stellen in den Propheten vorkommen, und die Erhabenheit der Gedanken, dem Geiſte nach, ſie weit über Homer und andere griechiſche Dichter erhebt, ſo ſind ſie doch in Beziehung auf eigentliche künſtleriſche Darſtellung mit ihnen nicht zu vergleichen. Homer iſt der erſte Dichter nach Geiſt und Form zugleich, und der einzige in ſeiner Art. Alle ſpätern epiſchen Gedichte ſind Nachahmungen von ihm; ſelbſt die Dramatiker hatten ihn vor Augen und entlehnten aus ihm. Er verdient ewig unſere Bewunderung und Liebe, ſchon wegen der großen Naturwahrheit, der friſchen Sinnlichkeit, die durch ſeine Geſänge weht. Daher haben die Männer großes Verdienſt, die dem alten Sänger auch bei den Neueren ein größeres Publikum durch ihre Ueberſetzungen deſſelben verſchafft haben; unter den Deutſchen insbeſondere Voß und Stolberg, erſterer zumal. Die andern gebildeten Völker können keine Ueberſetzung aufweiſen, die mit der ſeinigen an Treue und Kraft des Ausdrucks ſich meſſen könnte; ſie allein ſchon ſichert dem Dichter „der Luiſe“ und „der Idyllen“ den wohlverdienten Ruf bei der Nachwelt, die, wie er ſelbſt in ſeiner Weihe an Stolberg angedeutet hat, dankbarer ſeyn wird als die feindſelig bekrittelnde Mitwelt. In einer Zeit, wie die unſrige, wo der Einfluß philoſophiſcher Syſteme, dabei eine entartete Romantik — denn die frühere deutſche war dagegen naturfriſch und geſund — und noch andere geiſtige Richtungen auf Poeſie und die Sprache überhaupt unvortheilhaft eingewirkt haben, und wo ſelbſt die anſcheinende Natürlichkeit mancher Poeten nur erzwungen oder Grimaſſe iſt, in einer ſolchen Zeit iſt der Jugend wie dem reifen Alter kaum etwas mehr zu empfehlen als die Beſchäftigung mit Homer.

Die Wirkungen philoſophiſcher Syſteme ſind keineswegs durchaus günſtige und wünſchenswerthe. Schon beim Kant'ſchen hat ſich dieß bewährt. Wahr iſt's, der große Kant hat insbeſondere über das Erhabene und Schöne die ſcharfſinnigſten und tiefſten Reflexionen aufgeſtellt, und in ſeinen kleinern, mehr populären Schriften hat er auch ſein Gefühl für das Schöne in angemeſſenem Ausdruck offenbart. Doch hat er auch über Homer und Oſſian und ähnliche Sänger Urtheile gefällt, die wir nicht von ihm erwarten ſollten. — So ſagt er in ſeiner

Anthropologie, nachdem er vorher bemerkt, daß, wer sich immer nur symbolisch ausdrücken könne, noch wenig Begriffe des Verstandes habe: „In der That haben die alten Gesänge, von Homer an bis zu Ossian, oder von einem Orpheus bis zu den Propheten das Glänzende des Vortrags bloß dem Mangel an Mitteln, ihre Begriffe auszudrücken, zu verdanken." — Mittelbar hat der abstrakte Formalismus seiner Philosophie durch die Einführung einer oft fremdartigen Terminologie, wie man schon zu seiner Zeit klagend bemerkte, auf Sprache, mithin auch auf Poesie, die ja der kräftigste Ausdruck derselben ist, vielfach schädlich eingewirkt. Selbst an Schiller will man diesen Einfluß nicht zu seinem Vortheil bemerken; allein hier haben die Tadler meist Unrecht. Dieser wahrhaft deutsche Dichter war wohl ein großer Verehrer des Königsberger Philosophen, aber er faßte dessen Ideen und Principien selbstständig und eigenthümlich auf und assimilirte sich solche als Dichter. Man lese z. B. sein Gedicht: „Das Reich der Formen;" wie hat er hier an sich trockene und abstrakte Begriffe mit poetischem Fleisch und Blut umkleidet und belebt; die subtilen Geister erscheinen poetisch verkörpert, sie schweben wie reizende Göttergestalten auf rosigen Wolken in edler rhythmischer Bewegung dahin. — Wie sehr übrigens Schiller die homerischen Gesänge schätzte, welchen wohlthätigen Einfluß sie auf seine eigene dichterische Darstellungsweise übten, bekennt er selbst. „Ich lese," schreibt er 1789, „jezt fast nichts als Homer. Die Alten geben mir wahre Genüsse. Zugleich bedarf ich ihrer im höchsten Grade, um meinen eigenen Geschmack zu reinigen, der sich durch Spitzfindigkeit, Künstlichkeit und Witzelei sehr von der wahren Simplicität zu entfernen anfing."

Der geniale, dem Poetischen verwandte Charakter Schellings drückt sich schon in seiner kräftigen, oft blühenden Darstellungsweise aus, namentlich in seinen mehr allgemeinen Betrachtungen über Kunst, Mythologie u. s. w. Auch hat er ihn selbst schon durch einzelne metrische Poesien bethätigt. Und seine frühere Philosophie, die den Zwiespalt zwischen Subjectivem und Objectivem aufzuheben sucht, heißt ja vorzugsweise Naturphilosophie, weil sie das eigenthümliche Wesen und Leben der Natur in ihren mannigfaltigen Phänomenen aufzufassen und die ewigen Gesetze, nach welchen sie geordnet wirkt, zu erforschen bemüht ist. Schon vor mehreren Jahren hat der Dichter Platen in einer Zueignung an Schelling das Poetische von dessen Naturanschauung rühmend anerkannt. — Freilich hat auch sein System eine Terminologie oder Nomenclatur, die zuweilen allem poetischen Ausdruck entfremdet und fast scholastisch-barbarisch zu seyn scheint. Aber wer wollte ihn deßhalb anklagen, da jedes philosophische System ohne solche äußere Wortformen nicht wohl aufgebaut werden kann? Zürnen wir lieber auf so manche seiner Anhänger, die, ungleich dem vielseitig und gründlich gebildeten Meister, nur an die Schale sich hielten, und alles historische Wissen verschmähend, mit wesenlosen Formen spielten und voll dünkelhafter Willkür sich Wolkengebilde schufen, welche sie Gott und die Welt betitelten.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Reiterstücklein.

(Fortsetzung.)

Gleichmüthig sah der Hauptmann seinen General sich erheben, Pfeife und Stock säuberlich weglegen, eine Fechterstellung annehmen, den Degen drei oder vier Zoll weit aus der Scheide zücken und mit herausfordernden Blicken ihn messen; statt aber sich gleichfalls zu erheben, wie Liebenau zu erwarten schien, sagte er, wie er es seit Jahren bei solchen und ähnlichen Vorfällen gewohnt war: „Laß' der Herr Generallieutenant nur stecken; ich bin mit dem guten Willen schon hinlänglich zufrieden gestellt und begehre weiter nichts." — „Wie, junger Mensch," rief Liebenau, dießmal ganz aus dem gewohnten Gleise gerathend, „Er, ein Sächsischer von Adel und ein Offizier Seiner Majestät des Königs von Polen, Er weicht einem Rencontre aus? Wahrlich, das hätt' ich von Ihm mir nicht eingebildet, und ich werde bei hochpreislichem Ministerium Seine Ablösung beantragen müssen." — Der arme Hauptmann wußte in seiner Angst und Verlegenheit nicht, ob er weinen oder lachen solle; denn wenn der so unerwartet weitgetriebene jugendliche Eifer des alten Herrn ihm auch ungemein spaßhaft vorkam, so kannte er doch den starren Eigensinn desselben hinlänglich, um unbequeme Folgen einer fortgesezten Weigerung für unvermeidlich halten zu müssen, so daß er halb und halb schon entschlossen war, die entnervte Faust an den Degengriff zu legen, als eine höchst willkommene Unterbrechung ihn ohne sein Zuthun der Verlegenheit enthob.

„Da seh' mir einer einmal die alten Knaben!" kicherte eine weibliche Stimme; „sie wollen wahrhaftig noch die Raufbolde von Anno dazumal spielen. Ich bitte die Herrn gar schön, ihr Restchen Fischblut für die Preußen aufzusparen, deren Kugeln sie über kurz oder lang werden pfeifen hören." — Die also sprach, war eine alte Frau mit einem runzlichen, vergilbten Antlitz, aus dem ein paar stechende schwarze Augen in, wie es schien, unverwüstlichem Glanze hervorblizten; denn diese Augen schauten so hell und wacker drein, als hätten sie noch keine dreißig Lenze erblickt, während die Gestalt des Mütterleins offenbar die Bürde von weit mehr als siebzig Wintern trug und ihre aus kostbaren Stoffen gefertigte

Kleidung an die verſchollenen Moden erinnerte, die einſt zur Zeit der Regentſchaft nach den lezten Regierungsjahren des vierzehnten und in den erſten des fünfzehnten Ludwigs von dem franzöſiſchen Hofe ſich an den Strand der Elbe und der Weichſel verpflanzt hatten, und welcher ſeitdem die Dame ſo unwandelbar treu geblieben war, als hätte der beibehaltene Schmuck ihrer längſtentſchwundenen Jugend die Macht beſeſſen, ſie ſelbſt nicht altern zu laſſen. — Der General ſtieß den im Eifer noch um eine gute Spanne weiter gezückten Degen in die Scheide zurück, nahm den Stock wieder auf, wandte ſich zu der alten Dame und ſagte: „Allerdings rechn' ich darauf, die Preußen zu ſehen, bevor wir noch ein Vierteljahr älter werden, und ich gedenk' ihnen die blauen Röcke weidlich auszuklopfen, wenn ſie ſich etwa beigehen laſſen ſollten, mit ihrem gewohnten Vorwitz an die Thore dieſer von dem Vertrauen Seiner Majeſtät mir übergebenen Veſte zu pochen. Vor der Hand aber kann ich die Frau Gräfin in aller Unterthänigkeit berichten, daß die Preußen noch bei Görlitz ſtehen und wir mithin vollkommen Muße haben, uns die Hälſe zu brechen, ohne daß dadurch der Dienſt Seiner Majeſtät beeinträchtigt würde."

„O nicht doch, nicht doch, Herr Generallieutenant!" verſezte die Gräfin mit einem Lächeln, deſſen Feinheit an die Anmuth der ſeit mehr als einem Menſchenalter verblühten Roſen des kleinen Mundes erinnerte; „es wäre Jammer und Schade, wenn bei dem drohenden Ausbruch des Krieges ein ſo tapferer und rüſtiger Cavalier zu der Vertheidigung des Vaterlandes untüchtig gemacht würde." — „Spotte die Frau Gräfin nur zu," erwiederte Liebenau; „ich bin Spott und Schande ſeit vielen, vielen Jahren aus Ihrem Munde gewohnt, und laſſe mich um ſo weniger dadurch irren, als ſelbſt allerhöchſte Perſonen vor Ihrer giftigen Zunge nie ſicher waren. Dennoch aber laſſe Sie ſich geſagt ſeyn: wenn ich auch nicht rüſtig mehr bin, ſo bin ich dennoch ſo unerſchrocken, als in den Tagen, da mir kein Roß wild, kein Tag heiß, keine Gefahr gefährlich genug war. Verſtanden, Frau Gräfin?" — „Wie ſollt' ich den Herrn nicht verſtehen, da Er doch ſo deutlich ſpricht?" hob die Dame wiederum an. „Er hat noch nie ermangelt, ſeit ich der unwillkommenen Ehre Seines Umganges genieße, immer ganz richtig das Tüpfelchen auf's i zu ſetzen, und meine Erziehung iſt, Gottlob! nicht dermaßen vernachläßigt worden, daß ich nicht Geſchriebenes leſen könnte."

„Das Weib iſt vom Satan," brummte der General in ſich hinein, während der Hauptmann die Gelegenheit benuzte, unbemerkt davon zu hinken, und die Gräfin fortfuhr: „Er wird übrigens Seinen geprieſenen Muth nöthig haben, verlaſſ' Er ſich drauf. Seit ſechzehn Jahren hat euch Herrn der Schöngeiſt von Rheinsberg, wie ihr ihn im Spott zu nennen beliebtet, allerlei Nüſſe zu knacken gegeben, für die eure Zähne nicht ſtark genug waren, und immer noch will der Sack mit den beſagten Nüſſen nicht leer werden. Die Kugeln eures ſogenannten Markgrafen von Brandenburg werden Ihm nächſtens gehörig einheizen." — „Unſer Felſen ſpottet aller Kugeln," verſezte Liebenau eifrig; „oder erinnert die Frau Gräfin ſich nicht mehr, wie eines Tages der höchſtſelige König..." — „Die Hölle hab' ihn ſelig!" unterbrach ihn die Dame bitter und mit Ungeſtüm, „und die ewige Gluth ſey ihm nicht minder heiß, wie hienieden einſt das Feuer ſeiner wilden, ſündigen Begierden war! Und Er fragt noch, ob ich mich jenes Tages entſinne, an welchem der Uebermüthige ein gekränktes, verrathenes, beraubtes und in ſchmähliche Feſſeln geſchlagenes Weib auf die ſchändlichſte Weiſe verhöhnte? Beim Himmel, ich weiß Alles noch, als wär' es geſtern erſt geſchehen. Durch meine Dienerin hatt' ich erfahren, daß er kommen würde. Mein Herz ſagte mir, daß ich es nur geſtehe, er erwarte mich zu erblicken, ſey es auch bloß aus Neugier. Ich jedoch wollte mich nicht dazu hergeben, in meiner Erniedrigung mich ihm gelegentlich zur Schau zu ſtellen, daß er mich etwa betrachte, wie er ſeinen verbannten vierfüßigen Günſtling, den Bären im Bärengraben zu Hohenſtein, durch das Gitter zu betrachten pflegte. Wenn er mich ſehen wollte, ſo ſollte er mir in geziemender Weiſe ſeine Aufwartung machen, dacht' ich, befahl, meine Fenſtervorhänge niederzulaſſen, und horchte dann mit geſpannter Erwartung auf den Lärm im Schloßhofe. Selbſt dazumal hielt ich ihn nicht für ſo ganz herzlos, als er war, und wie er ſich gegen mich doch ſchon bewieſen hatte. Wie ich nun ſo mit hochklopfender Bruſt und halbfreudiger Bangigkeit in dem düſtern Thurmgemach ſiße, was geſchieht plözlich? Nun, Er weiß es ja ſo gut wie ich: die alten Mauern des Schloſſes erbeben von Geſchüzdonner, meine Fenſterſcheiben fallen klirrend aus dem Blei, und auf Befragen erfahre ich, daß Seine Majeſtät ſich den wahrhaft königlichen Scherz erlaubt, mit vier-und-zwanzigpfündigen Kugeln die Veſte zu beſchießen, um ihre Feſtigkeit auf die Probe zu ſtellen. Mehr todt als lebendig riß ich den Vorhang auseinander, und weil das Glück oder Unglück will, daß der König juſt unter meinem Fenſter vorbeigeht, ſo ruf' ich ihm zu, was die Entrüſtung mir eben eingibt." — „Die Frau Gräfin hat damals Seiner Majeſtät ſo harte und unehrerbietige Dinge zugerufen, daß wir Alle darüber bleich wurden, wie eine getünchte Wand, und die Herren vom Hofe ſchon davon flüſterten, Ihr den Prozeß machen und den Kopf vor die Füße legen zu laſſen; aber der gnädige König wollte nichts davon hören."

(Fortſezung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Oktober.

Erzähler. — Theaterweſen.

Erzählen iſt jezt eine Lieblingsbeſchäftigung der Pariſer Belletriſten; jedes Tageblatt will für ſein Feuilleton einen beliebten Erzähler haben, und alle Feuilletons erzählen um die Wette. Ich glaube, es iſt nie ſo viel erzählt worden als jezt. Freilich geht es in der Politik ſehr flau zu; die Journale haben Raum genug zu Erzählungen, ſogar zu kleinen Romanen, und die Leſer ſcheinen Muße und Gemüthsruhe genug zu beſitzen, um alles Erzählte zu verſchlingen. Einige Journale haben gleichſam Beſchlag auf die von ihnen beſtellten Novellen gelegt, und rücken ſie mit dem Beiſatze ein, daß die von ihnen gelieferten Erzählungen nicht nachgedruckt werden dürfen, welches Verbot aber natürlich nur bis zur Grenze des Reiches gilt; jenſeits, beſonders in Belgien, werden die meiſten Erzählungen, ſie mögen nun gut oder ſchlecht ſeyn, blindlings nachgedruckt, wenn ſie nur von namhaften Schriftſtellern unterzeichnet ſind. Für die Pariſer Belletriſten iſt das Erzählen in Feuilletons eine einträgliche Beſchäftigung; denn außerdem, daß ſie gut dafür honorirt werden, können ſie auch auf ein ſehr zahlreiches Leſepublikum und ſomit auf Ausbreitung ihres literariſchen Rufs rechnen, ſo daß, wenn ſie einmal ihre Feuilletons ſammeln wollen, es ihnen an einem Verleger nicht fehlen kann, und ſie ſomit zum zweitenmal Gewinn aus ihrer Arbeit ziehen. Die Zahl der erzählenden Feuilletoniſten hat daher auch bedeutend zugenommen, und wie man im Oriente die Erzähler im Kaffeehauſe antrifft, ſo findet man ſie hier in jedem politiſchen Tageblatt. Noch eine dritte Saite haben ſie an ihrem Bogen; iſt nämlich die Novelle oder der Roman ſtückweiſe im Feuilleton und ganz in einem Bande erſchienen, ſo machen ſie wohl auch ein Theaterſtück daraus. Alex. Dumas kennt dieſe Methode recht wohl, Paul de Kock ebenfalls, und Eugen Sue verſucht ſie auch zuweilen. So wird jezt von ihm und einem Mitarbeiter eine Mathilde aufgeführt, welche die Leſer bereits beim Frühſtück und beim Leſen der Zeitung eingenommen hatten, und welche darauf als Roman in die Leſekabinete gerathen war und die vielen Abonnentinnen mit oder ohne Schürze vortrefflich amuſirt hatte. Sue gehört zu den gewandteſten Romanſchreibern und zugleich zu den wohlhabendſten Literaten in Paris; ſeinen Wohlſtand verdankt er jedoch noch mehr ſeiner Familie als ſeinem Talent. — Mit dem Gymnase dramatique liegen die Theaterdichter noch immer im Streit. Da der Direktor Poirſon ihren Forderungen nicht nachgeben will, beharren auch ſie darauf, ihm die Aufführung ihrer Stücke zu verbieten, und er kann alſo nur ältere, von ihnen nicht geſchriebene Stücke aufführen, oder neue Verſuche einiger Theaterdichter, welche nicht zu jenem Bunde, aber auch nicht zu den beliebten und bekannten Theaterdichtern gehören. Eigentlich iſt es der Kampf zwiſchen dem Magen und den übrigen Gliedern des Körpers; durch die Trennung thun ſie ſich vielſeitig Abbruch. Scriben kann es zwar gleichgültig ſeyn, ob das Gymnase dramatique ſeine Vaudevilles aufführt oder nicht; er hat andere Stücke genug auf den größern Bühnen; aber die Theaterdichter ſind bei weitem nicht alle ſo reich wie Scribe; auch iſt das Theaterweſen nicht in ſo glänzenden Umſtänden, daß dem Direktor des Gymnase dramatique das Entziehen ſo mancher beliebten Vaudevilles gleichgültig ſeyn könnte. Eigenliebe hat ſich aber in den Streit gemiſcht; einerſeits hetzen die Theaterdirektoren Poirſon zum Widerſtande auf, und andererſeits halten es die Dichter unter ihrer Würde, den Anmaßungen eines Theaterdirektors nachzugeben. — In Paris iſt ein Theaterfalliſſement etwas ſehr Gewöhnliches. Dieſes Loos hat ſo eben auch das Vaudevilletheater getroffen, trotz ſeines Alters und ſeiner alten Beliebtheit. Es gab eine Zeit, da es eine der blühendſten Pariſer Bühnen war und ſich beſſer ſtand als große, vom Staat unterſtüzte Bühnen. Aber damals war es auch das einzige Theater, welches Vaudevilles aufführte; jezt geben ſich ſo viele Bühnen mit dieſer leichten Schauſpielgattung ab, und es herrſcht eine furchtbare Conſumtion von Vaudevilles, da bekanntlich oft jeden Abend drei bis vier gegeben werden. Schon ſeit einigen Jahren war das alte Vaudevilletheater in Verfall gerathen, beſonders hatte es ſich ſeit ſeinem Brande nur mühſam fortgebracht. In der lezten Zeit hatte es einen der unternehmenden Männer zum Direktor, wie man ſie nur in großen Hauptſtädten zu finden pflegt, und welche ſich mit bewundernswürdiger Kühnheit den größten und verwickeltſten Geſchäften unterziehen. Dieſer Mann, deſſen Name oft vor Gericht vorkommt, weil er eben wegen ſeiner vielen Unternehmungen auch viele Prozeſſe hat, heißt Dutacq. Er leitete Anfangs das Journal le Siècle, welches ſich in wenigen Jahren zu den verbreitetſten Tageblättern emporgeſchwungen hat. Aber bald entſtanden Prozeſſe wegen der Finanzen des Journals zwiſchen Dutacq und den Aktionärs deſſelben; man forderte 50.000 Francs oder wohl noch mehr von ihm zurück, und er mußte auf gerichtlichen Spruch die Direktion niederlegen. Hierauf erblickt man den unternehmenden Mann bei der Direktion des Charivari, des Voleur und anderer Zeitſchriften, und zulezt ſteht er als Direktor des Vaudeville da; aber überall werden Klagen der Aktionäre gegen ihn geführt, Prozeſſe begonnen und gerichtliche Urthel gegen ihn geſprochen. Durch den lezten, erſt kürzlich entſchiedenen Prozeß wurde er auf Verlangen der Gläubiger für bankerott erklärt. Aus den Verhandlungen vor Gericht ging hervor, in welchem kläglichen Zuſtande ſich das Vaudeville zulezt unter ſeiner Leitung befand. Der Eigenthümer des Saals hatte 20.000 Francs zu fordern, den Schauſpielern war Dutacq noch 70.000 Fr. ſchuldig, und der Kaſſenbeſtand betrug nur 500 Fr. Der Miniſter des Innern war mit Recht über dieſen Zuſtand der Dinge entrüſtet und wollte das dem Vaudeville ertheilte Privilegium einziehen; auch haben die Vorſtellungen einſtweilen aufgehört, weil, wie es ſcheint, kein Lieferant mehr borgen will. Da jedoch das Aufhören der Darſtellungen die Lage der Schauſpieler nur verſchlimmern kann, und das Erlöſchen des Privilegiums den Gläubigern alle Hoffnung benimmt, wenigſtens zum Theil befriedigt zu werden, ſo ſcheint der Miniſter von ſeinem Entſchluſſe zurückgekommen zu ſeyn, und weil eine Kompagnie von Kapitaliſten das Theater wieder übernehmen will, ſo wird ihr wohl das Privilegium mit der Bedingung ertheilt werden, daß ſie den Gläubigern, beſonders den armen Schauſpielern und Muſikanten, einen Theil ihrer Forderungen bezahle. Das Publikum wird ſein altes Vaudeville nicht ganz untergehen laſſen; das Vaudeville iſt ja die ächt nationale Gattung. Auch war die lezte Truppe ziemlich gut, und der Komiker Arnal allein war im Stande, ein neues Stück in Aufnahme zu bringen.

(Fortſezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 105.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 247.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Sonnabend, den 15. Oktober 1842.

In ihr hat ſchlimmer Leidenſchaften Gluth
Die Glut, die des Alters Erbtheil iſt,
Zu Gift gekocht. —

Ben Johnſon.

Ein Reiterſtücklein.

(Fortſetzung.)

„Was ſollt' Seiner Majeſtät auch mein Kopf, nachdem er mein Herz gebrochen?“ ſeufzte die Gräfin, ſtarrte, wie in Erinnerung verloren, vor ſich hin und fügte dann hinzu: „Freilich hinterließen die Vier-und-zwanzigpfünder auf den Mauern kaum merkliche Eindrücke und prallten machtlos zerſpringend vom Baſalt; aber wer ſteht Ihm dafür, General, daß der Preuße nicht mit Kugeln von fünfzig Pfunden ſchießt, Bomben und Granaten uns auf das Dach wirft und uns bei lebendigem Leibe verbrennt?“ — „Was der Feind uns auf ſolche Weiſe anhaben kann, müſſen wir uns eben in Gottes Namen gefallen laſſen; dafür ſind wir Soldaten. Doch geb' ich gerne zu, daß für eine feine Dame, wie die Frau Gräfin, eine ſolche Ausſicht nicht eben erfreulich und lockend erſcheint, und wollte Sie alſo gehorſamſt gebeten haben, ſich zu erinnern, daß ich angewieſen bin, Sie nicht aufzuhalten, ſobald Sie wünſchen ſollte, abzureiſen. Ich bin ſogar aus freiem Antrieb erbötig, Sie in meinem eigenen Wagen ſo weit bringen zu laſſen, als ich über Spanndienſte zu verfügen habe, auf fünf Meilen Weges nämlich.“

Mit höhniſchem Lächeln hatte die Gräfin dieſer Rede zugehört und antwortete dann mit anſcheinendem Gleichmuth: „O ich weiß ſeit Jahren, daß der Herr mich gar zu gern los wäre; aber wenn man mich ſeiner Zeit auch ſo ganz gegen meinen Willen nach Stolpen gebracht hat, ſo ſoll man mich dennoch nur mit meinem Willen wieder von dannen ſchaffen. Wohin ſollt' ich auch gehen? Meine Schlöſſer und Paläſte ſind mir mit räuberiſcher Gewalt genommen worden, und da ich außerhalb dieſer Veſte kein Obdach habe, ſo gedenk' ich wenigſtens ſo lange hier zu bleiben, bis man mir mein ſchönes Palais in Dresden wieder gibt. Er braucht mir nichts darauf zu antworten; ich weiß ohne Ihn, daß ſie nicht geſonnen ſind, Seine Herrn, den Raub zurück zu erſtatten. Da ich jedoch ſo zufällig das Vergnügen habe, mit dem Herrn zu ſprechen, ſo kann ich mir die Mühe erſparen, Ihn zu mir einladen zu laſſen, um einige häusliche Angelegenheiten von dringender Nothwendigkeit zu beſprechen, wenn es Ihm gefällig wäre, mich anzuhören. Es iſt der Herr Commandant, mit dem ich zu reden habe.“ — Liebenau lüpfte den Hut, verbeugte ſich und verſetzte artig: „So wird der Commandant denn die Ehre haben, der Frau Gräfin in Ihren Gemächern aufzuwarten.“

Mit dieſen Worten bot er ihr die Hand, die ſie bei den Fingerſpitzen erfaßte und mit der ganzen höfiſchen Zierlichkeit nach dem Muſter der Ueberlieferungen von

Ludwigs des Vierzehnten Hof, in welchen die Dame wie der Cavalier erzogen worden, wandelte das alte Paar über den Hof zu der Brücke, durch das Thor, deſſen Bogen ſich über dem alten ſchauerlichen Verließ wölbt, und zu dem Johannisthurm, in welchem die Gemächer der Gräfin ſich befanden, die ſie einſt als Gefangene bewohnt und nun nicht mehr verlaſſen wollte, ſo gern auch die Thore ſich zu ihrem Abzug geöffnet hätten. Sie war darin einem Zeiſig zu vergleichen, der, eben eingefangen, wie toll und wüthend im Käfig umherflattert und hernach, einmal eingewöhnt, die Haft auch dann nicht mehr verläßt, wenn das Gitter offen bleibt; höchſtens daß er ſich auf das geöffnete Thürchen ſezt, um ein Liedchen zu zwitſchern und darauf ſchnell wieder hineinzuſchlüpfen.

Eine Schattenſeite des ſoldatiſchen Stilllebens in der feſten Burg war es, was im Johannisthurm den Befehlshaber erwartete, der hier die Rolle eines Caſtellans übernehmen mußte, um jedes Fenſter zu betrachten, das mit wurmſtichigem, morſchem Rahmen aus den verroſteten Angeln und Hacken zu fallen drohte, und die ſechseckigen oder runden Scheiben zu zählen, welche der Einfaſſung von Blei entfallen waren, als hätte der „höchſtſelige König“ geſtern erſt den feinen Scherz mit den Vier-und-zwanzigpfündern geſpielt; kein Nagel in der Wand war, der ſeiner Aufmerkſamkeit da nicht empfohlen worden wäre, und zwar mit einer Wichtigkeit und Dringlichkeit, die ihm um ſo peinlicher erſchien, als zu den ſo unverkennbar nothwendigen Ausbeſſerungen und Herſtellungen die Mittel von der churfürſtlichen Kammer nie verwilligt wurden, und die Bewohnerin des Johannisthurms überdem zu denjenigen Frauen gehörte, welche die Kunſt, ihre Umgebung mit allerlei Kleinigkeiten auf's Blut zu quälen, bis zu der unausſtehlichſten Meiſterſchaft innehaben. Der alte Herr wäre gar zu gern aus der Haut gefahren, und indem er mit glatten Worten die Gräfin zu vertröſten ſuchte, wünſchte er ſie im Stillen hin, wo der Pfeffer wächst. So kamen die beiden, mit den lebhafteſten Erörterungen und den ſpizigſten Redensarten einander zuſezend, auf ihrem Rundgang auch in eine geräumige düſtere Unterſtube, wo durch den unerwarteten Anblick, der ſich ihnen darbot, der General ſich erleichtert fühlte, weil die bisherigen langweiligen Verhandlungen dadurch eine Abwechslung erfuhren. Bei dem plözlichen Eintritt der Gräfin und Liebenaus prallte nämlich ein Pärlein auseinander und ſenkte erröthend die Blicke zu den Dielen. Das Pärchen war ein junger Menſch in halb ſtädtiſchem, halb ländlichem Gewand und eine ſtämmige Dirne mit blauen Augen und flachshellen Haaren; auf dem großen eichenen Tiſch lagen Reiſebündel, Wanderſtab und Hut, dem Burſchen zugehörig, der mit dem Mädchen einen Abſchiedstrunk getheilt haben mochte, wie ſich aus dem geleerten Branntweinfläſchchen neben den zwei Spizgläschen leicht errathen ließ. — „Er iſt immer noch da, Gottlieb?“ ſchnurrte der General den tödtlich Erſchrockenen mit barſchem Ungeſtüm an, während die Dame in zorniger Rede herausfuhr: „Iſt das die Ordnung in dieſem Hauſe? das der Gehorſam des Geſindes? Hat der Herr mir nicht verſprochen, dem Gottlieb den Laufpaß zu ſchreiben, damit das heilloſe Aergerniß ein Ende nehme?“ worauf Liebenau, nach dem Tiſch deutend, entgegnete: „Da liegt ja ſein Bündel geſchnürt, und die Frau Gräfin kann daraus ermeſſen, daß ich das Meinige gethan habe. Meine Schuld iſt es mithin nicht, daß Sie die Erdmuthe nicht beſſer hütete.“

(Fortſezung folgt.)

Homer.

(Fortſezung.)

In Hegels Philoſophie, die übrigens für die Aeſthetik, namentlich auch für Poeſie, viele feine, überraſchend neue Ideen aufgeſtellt hat, herrſcht der reine Begriff vor, als das wahre Seyn erkannt. Dieſer Formalismus des ſcharfſinnigen Denkers mit ſeiner oft taſchenſpieleriſchen oder negativen und auflöſenden Dialektik hat in mehreren ſeiner Schüler eine abſchreckende, aller wahren Poeſie feindlich entgegengeſezte Geſtalt und Richtung angenommen. Ekelhaft iſt es, wenn dieſe „Wiſſlinge“ immer und ewig ſchwatzen vom göttlichen Bewußtſeyn, vom ſelbſtbewußten Geiſt, vom gewöhnlichen bornirten Bewußtſeyn, von freiem, abſolutem Bewußtſeyn, auch da, wo ſie populär ſeyn wollen. Selbſt in manchen ſogenannten Poeſien ſpukt dieſer magere Geiſt des Hegelſchen Formalismus. Den Hegelianern iſt die Natur überhaupt der von Gott abgefallene Geiſt oder der Abfall der Idee von ſich ſelbſt; alle die reichen und mannigfaltigen Bildungen derſelben ſind für ſie nur ungebundene, zügelloſe „Zufälligkeit,“ unfähig, den reinen Begriff zu erreichen; während doch der wahre Dichter das göttliche Weſen in der Natur erkennt und ſie allenthalben als Belebtes, wie mit Abſicht und Wille ſich Bewegendes anſchaut und darzuſtellen ſucht.

Zu jener unpoetiſchen Richtung geſellt ſich noch eine entartete Romantik, welche eine reine, keuſche Auffaſſung der Natur verſchmäht, im Uebertriebenen, Phantaſtiſchen ſich gefällt, ſo wie die, eine Zeitlang zur Mode gewordene Vorliebe für den muhamedaniſchen Orientalismus, der das Weſen der Poeſie oft weniger in wahrem Gefühl und lebendiger Anſchauung der Natur und Welt findet,

als in einer zufällig, ohne innere Nothwendigkeit zusammengereihten Perlen- und Diamantenschnur von schimmernden, selbst unnatürlichen Bildern und Phantasien, und anstatt wahrer, naturgemäßer Gestalten uns bunte Arabesken im grellen Wechsel vorführt.

Bei solchen geistigen Richtungen ist die Lektüre eines Dichters wie Homer doppelt zu empfehlen. Er ist ein Vorbild natürlich angemessener und edler Darstellung; keiner ist so glücklich, wie er, in der Auffassung und Anwendung kleiner, aber interessanter Züge aus dem häuslichen und ländlichen Leben, die einem flüchtigen Beobachter so leicht entgehen; er athmet überhaupt jene naturfrische Sinnlichkeit des Ausdrucks, die noch nach Jahrtausenden wie ein lebendig quellender Felsenborn im heißen Sommer erquickt. Leztere hat er mit den Schriften des alten Testaments gemein, so wie überhaupt die kindlich treue Auffassung, nach der die Neuern nur streben können, ohne sie jemals ganz zu erreichen.

Nehmen wir Homer von jener Seite, die bei der Betrachtung epischer Dichtwerke überhaupt gerne besprochen wird, nämlich der Bilder und Gleichnisse. — Er, wie alle frühern Griechen, mehr im Freien, im Schooße der Natur lebend, aber auch schon deßwegen einer sentimentalen Naturanschauung fremd, nimmt sie gern aus dieser, so wie aus dem häuslichen Leben her, und spinnt sie oft, selbst im Munde seiner kämpfenden Helden, zu kleinen, anziehenden Gemälden aus. Um aus der unzähligen Menge nur ein oder zwei Beispiele anzuführen, die mir gerade einfallen: wie artig, wie ganz aus dem Leben gegriffen ist das Bild, womit Achilles in der Ilias seinen weinenden Patroklus vergleicht. Warum weinst du, sagt er, wie ein kleines zartes Mägdlein, das der Mutter nachläuft und sie bittet: nimm mich mit! indem es an ihr Gewand sich schmiegt, den Lauf der Eilenden hemmen will und so lange mit weinenden Augen zu ihr hinaufblickt, bis sie es vom Boden hebt. — Und in derselben Ilias ist das Gleichniß von dem wässernden Manne, mit welchem der zürnende, den Achilles verfolgende Skamanderstrom verglichen wird, zu einem kleinen idyllischen Gemälde geworden. Solche Gleichnisse und Schilderungen mildern das Harte der immer wiederkehrenden Schlachtscenen, bei welchen übrigens die größte Mannichfaltigkeit zu bewundern ist.

Vor Allem aber reich an solchen Gemälden ist die Episode vom Schilde des Achilles, jenem doppelten Kunstwerke, weil es die plastisch poetische Darstellung eines in der Phantasie geschaffenen Kunstwerkes ist. Hier nun werden uns, außer hochzeitlichem Fest und Tanz, ein Ackerfeld und Ackerer, ein Aehrenfeld mit Schnittern und Garbenbinderinnen und ihr ländliches Mahl unter dem Eichbaum, ferner ein Rebenfeld mit der jubelnden Traubenlese, eine Rinderheerde mit ihren Hirten, eine Thaltrift mit Schafen und Schäfern, kurz fast alle Personen und Scenen, wie sie sich für die ländliche Poesie eignen, in malerischer Anschaulichkeit vorgeführt. Natürlich ist die Odyssee bei der Mannigfaltigkeit und dem Wechsel ihrer Handlung, ihrer Scenen und Lokalitäten, bei der häufigen Schilderung des Haus- und Landlebens gar reich an solchen Gemälden. Dieser „Spiegel des menschlichen Lebens," wie ihn schon ein älterer Grieche nennt, ist noch jezt eine ergiebige Fundgrube für Maler von Landschaften und Genrebildern. Namentlich ist der siebte Gesang in dieser, so wie in ethischer Hinsicht — ich nehme hier ethisch in dem Sinne, wie es Aristoteles in seiner Poetik gebraucht hat — sehr merkwürdig. Wie anschaulich, wie treu dem Leben nachgeschildert, und darum ewig neu ist die Schilderung von der Hofhaltung des Phäakenkönigs, und insbesondere von der Königin Arete, welche, selbst über ihren etwas schwachen Gemahl dominirend, die Zügel der Herrschaft im Hause führt.

(Schluß folgt.)

Distichen in bunter Reihe.

Die Friedensmarseillaise.

Freunde, vertraut nicht zu viel auf den kosmopolitischen Schafspelz!
Gilt es, so strecket der Wolf plötzlich die Tatzen heraus.

Toleranz.

„Duldung der andern Gemeinden," hinweg mit dem kränkenden Worte!
Deutschen zu Deutschen geziemt, denk' ich, ein Besseres noch.

Der schwimmende Stein.

Kennt ihr den Stein, ihr Deutschen, der, unzertheilt, auf der Fluth schwimmt,
Aber, zerbröckelt, versinkt? Denkt an das warnende Bild!

Fesseln des Mars.

Recht so, ihr Männer des Handels, der Industrie und der Bildung!
Schnüret den schlafenden Mars stärker und stärker nur ein.

Die schlimmen Vögel.

Plinius meldet von Vögeln, die wetterzerspaltete Bäume
Suchen, ihr Nest zu baun; hat er Franzosen gekannt?

Werth der Minute.

Wünschest du Schätze zu sammeln, so achte den Groschen, den Pfennig,
Wenn du das Leben liebst, halt' die Minute zu Rath.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Oktober.

(Fortsetzung.)

Spekulanten. — Gannal. — Die Akademie der Wissenschaften.

Es ist erstaunlich, wie viel und in welch großem Maßstab hier spekulirt wird, und manche Spekulationen setzen wirklich von Seiten der Unternehmer eine gewisse Genialität voraus. Meistens wird man durch gerichtliche Verhandlungen davon in Kenntniß gesetzt; denn die meisten endigen mit Prozessen. So stand neulich ein Mann vor Gericht, welcher den genialen Gedanken gefaßt hatte, sich des ganzen Unschlitthandels in Paris zu bemächtigen. Er war zu diesem Zweck mit den vornehmsten Metzgern in Paris übereingekommen, daß sie ihm alles ihr Unschlitt zu dem Mittelpreise des laufenden Monats lieferten. Er hütete sich aber wohl, den großen Vorrath, den er sich auf diese Weise verschaffte, wieder auf den Markt zu bringen, sondern ließ nur Einiges verkaufen, so daß er selbst die Preise aufsetzen konnte wie er wollte, und nach diesen absichtlich niedrig angesetzten Preisen bezahlte er die Metzger. Am übelsten aber fuhren bei dieser Wirthschaft die Kerzenmacher; sie konnten kein Unschlitt mehr auf dem Markte bekommen, wenigstens nicht so viel als sie bedurften, und wenn sie sich an den Aufkäufer direkt wendeten, so stellte er ihnen sehr hohe Preise. Paris stand wirklich in Gefahr, keine Unschlittkerzen mehr zu bekommen. Zwar sind diese Kerzen nicht mehr in dem Umfang wie sonst ein unentbehrliches Bedürfniß; die Reichen haben kostbare Oellampen und Wachskerzen, und eine Menge von Buden und Kaufläden werden mit Gas oder mit den alten Quinquets beleuchtet. Aber das Volk brennt noch viele Unschlittkerzen, und mithin war das Monopol jenes Aufkäufers nicht ohne Einfluß auf die ärmere Bevölkerung. Die Metzger waren die ersten, welche Klage führten, indem sie behaupteten, in Folge der mit dem Spekulanten getroffenen Uebereinkunft seyen die Preise erzwungen und nicht die Folge freier Concurrenz. Das Gericht erkannte wirklich im Verfahren des Aufkäufers eine widerrechtliche Spekulation, erklärte die mit den Metzgern getroffene Uebereinkunft für nichtig und verurtheilte außerdem den Beklagten zu einer Geldbuße von mehreren tausend Francs. Einige Zeit zuvor hatten auf ähnliche Weise Spekulanten den Holzhandel an sich zu reißen gesucht, so daß Paris Gefahr lief, entweder zu erfrieren oder das Brennholz um's Doppelte der bisherigen Preise kaufen zu müssen. Der Holzhandel ist sehr wichtig in Paris. Das Holz war bisher beinahe das einzige Brennmaterial; seit einigen Jahren hat man jedoch angefangen, auch Steinkohlen zu brennen, da diese jezt in großen Quantitäten zum Behufe der Fabriken eingeführt werden. Auch hatten sich bereits die Besorgnisse der Holzhändler, welche bisher vortreffliche Geschäfte machten, geregt, und sie wollten eine Erhöhung des Zolls auf die Einfuhr fremder Steinkohlen verlangen, natürlich, damit die Pariser gezwungen seyen, nur Holz zu brennen. Die Zeitungen haben sich aber über die Herrn lustig gemacht, und so ist aus ihrem Projekt nichts geworden. — Schon manchmal habe ich Gelegenheit gehabt, vom Einbalsamirer Gannal zu sprechen, welcher auch ein Spekulant und ein ganz besonderes Individuum ist. Seine Methode des Einbalsamirens ist leicht, einfach und wohlfeil. Daher hüten sich Aerzte und Apotheker wohl, sich derselben zu bedienen, besonders bei reichen Leuten, da die alte Methode weit schwieriger und kostbarer, mithin auch weit einträglicher für sie ist. Gannal will der Einbalsamirer des Volks und der populäre Aufbewahrer der Leichname seyn. Er hat auch sehr viel zu thun bekommen und sich so gewöhnt, sich als eine Notabilität, ja als eine nothwendige Person im Staate anzusehen. Nach dem Tode des Herzogs von Orleans schmeichelte sich Gannal mit der Hoffnung, man werde ihn, den berühmten Balsamirer, nach Neuilly berufen; dieß geschah jedoch nicht, und die Zeitungen meldeten, die Leibärzte des Prinzen haben ihn nach dem bei den alten Egyptiern üblichen Verfahren einbalsamirt. Dieß hat Gannal sehr übel genommen, und er hat alsbald eine Flugschrift herausgegeben, worin er fast über Vergewaltigung klagt, indem der verstorbene Prinz Gannals Verfahren sehr hoch geschäzt und gewissermaßen versprochen habe, dieselbe einmal an sich selbst anwenden zu lassen. Ueber die Herrn Leibärzte fährt Gannal heftig her: Stümper seyen sie, weil sie den Leichnam des Prinzen grausam verstümmelt und von der vorgeblichen egyptischen Methode doch nichts wüßten. Es ist Schade, daß Herr Gannal nicht ein wenig mehr Bescheidenheit und Mäßigung besizt, und sich mit dem bereits erworbenen Rufe begnügt, ohne gleichsam die Leute zwingen zu wollen, sich von ihm einbalsamiren zu lassen. Besser thäte er, wenn er wartete, bis man ihn rufen ließe. Vor einigen Jahren schickte er in ganz Paris am Neujahr Visitenkarten herum, vermuthlich um sich den Leuten zu geneigtem Zuspruche zu empfehlen, und ihnen zu verstehen zu geben, daß er bereit sey, ihnen zu dienen, wenn sie im Laufe des Jahrs das Zeitliche segnen und einzubalsamirende Subjekte abgeben sollten. Die Pariser lassen sich aber nicht gern an dergleichen ernste Dinge erinnern. Uebrigens scheint es dem Mann, welcher die Todten so gut zurichtet, nicht gegeben, mit den Lebenden friedlich auszukommen; vor einiger Zeit lag er im Streite mit der Akademie der Wissenschaften, oder er beklagte sich wenigstens heftig über sie; denn die Akademie selbst verhielt sich, wie immer, stille und ließ ihn reden. An diese Akademie gelangen immer sonderbare Anmuthungen, Bitten, Vorstellungen und Anzeigen, und da ihre Verhandlungen große Publicität haben, so ist es nicht zu verwundern, daß manche Gelehrte, bloß um an dieser Publicität Theil zu nehmen, die Akademie mit ihren Zuschriften heimsuchen. Da kommen längst bekannte Entdeckungen, unhaltbare Theorien und schlecht beobachtete Thatsachen in Menge vor. Freilich hat die Akademie sehr bedeutende Preise zu vertheilen. Einen auffallenden Beweis von der Wirkung der großen Publicität ihrer Verhandlungen erhielt die Akademie in einer ihrer lezten Sitzungen, indem ein im Bagno zu Toulon befindlicher Sträfling ein Schreiben einsandte, worin er auf die Ehre einer wissenschaftlichen Entdeckung Anspruch machte, nachdem er durch seine Verurtheilung von aller bürgerlichen Ehre ausgeschlossen worden war. Zu dieser allgemeinen Theilnahme an dem, was in der Akademie der Wissenschaften vorgeht, hat der Generalsekretär Arago durch seine Reden und Erläuterungen über wissenschaftliche Erscheinungen, welche sich zum Tagesgespräche eignen, nicht wenig beigetragen. Wenn Arago in der Akademie spricht, so scheint er sich zuweilen mehr an das gesammte Publikum, als an seine Kollegen zu wenden und, wie der Franzose sagt, „durch's Fenster" zu reden. Er hat daher das Publikum daran gewöhnt, von ihm eine faßliche Erläuterung wissenschaftlicher Gegenstände zu erwarten, wie sie nicht jeder Gelehrte zu geben versteht.

(Fortsetzung folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 248.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Montag, den 17. Oktober 1842.

Werdend betrachte ſie nun, wie nach und nach ſich die Pflanze
Stufenweiſe geführt bildet zu Blüthen und Frucht.

Goethe.

Sommerfrüchte.

Im Körbchen, ſchön mit Laub und Roſen,
Vermählend Kühl und Glut, geſchmückt,
Wie lächeln goldne Aprikoſen,
Drauf roth die Sonn' ihr Bild gedrückt!

Und wunderbar! die Sommergabe,
Gereift in heißer Strahlen Glut,
Sie beut die kühlend ſüß'ſte Labe
Für ſommerlich erhitztes Blut. –

Wie ſchmilzt das Fleiſch, ſo zart und luftig
Im Munde, faſt wie ſüßer Schaum!
Verkörpert hat zum Marke duftig
Welch kurze Friſt den Knoſpentraum!

Ich hab', o Frucht, dich aufgebrochen,
In deinen Schooß ſchau' ich hinein;
Ha Wunder! in ſo wenig Wochen
Wuchs drin ein Kern auch, hart wie Stein!

Du magſt wohl lehren das Geheimniß,
Du edle Frucht, aus bittrem Saft
Und Sonnenlächeln ohne Säumniß
Zu kochen milder Tugend Kraft;

Doch theilt' ich Eins mit dir nicht gerne:
Wie Tod die Reife mir erſcheint,
Wenn ſich ein Herz, gleich deinem Kerne,
In Sommers Mitte ſchon verſteint.

Homer.

(Schluß.)

Ich habe oben erwähnt, daß Homer ſeine naturfriſche Sinnlichkeit und kindlich naive Auffaſſung mit den Schriften des alten Teſtamentes gemein habe. Dieſe Eigenſchaften ſind beſonders anziehend in der körnigen Ueberſetzung des mit poetiſchem Sinne begabten Luthers, eine Ueberſetzung, die ich, beiläufig zu ſagen, wenn auch einzelne Abänderungen und Verbeſſerungen in derſelben zu wünſchen ſind, doch keineswegs von einer neuern, noch ſo getreuen verdrängt wiſſen möchte. — Zum Beweiſe erinnere ich nur an die Brautbewerbung um die ſchöne Rebekka durch den alten, treuen Hausvogt Abrahams, den Elieſer aus Damaskus. Der Auszug deſſelben, ſeine Ankunft vor dem Brunnen bei Nahor, die Erſcheinung der holdſeligen Jungfrau bei demſelben, ihr freundlicher Willkomm, ihre Dienſtfertigkeit gegen den Fremden,

die Bewerbung selbst, ihr Fortzug u. s. w. — dieß Alles erinnert, die altepischen Wiederholungen von Rede und Erzählung mit eingerechnet, bei allem orientalischen Costüm und Sitte, an die Darstellungs- und Ausdrucksweise Homers. Es ist überhaupt eine der schönsten und ältesten historischen Idyllen des Orients, die jeden anziehen und erfreuen muß, der nachfühlt, welchen Werth das lebendige Wasser in jenen warmen Gegenden hat, wo noch jezt Stiftung von Brunnen als religiöses Verdienst und Pflicht gilt, und wo der Werth eines frischen Wassertrunkes selbst durch den Segensspruch der Araber: Gott tränke dich, beurkundet wird, und der ferner weiß, wie heilig das Gastrecht seit uralten Zeiten dort wie bei den früheren Griechen gewesen ist. — Auch im neuen Testament, wo doch der Geist über das Sinnliche vorherrscht, finden wir noch hie und da eine ähnliche Erzählungsweise. So ist namentlich die Parabel vom „verlornen Sohn" auch in dieser Hinsicht sehr beachtenswerth: sie ist ein Muster von klarer, natürlich einfacher und anschaulicher Erzählung. Auch die erwähnte altepische Wiederholung fehlt nicht.

Unter allen neueren gebildeten Völkern scheint keines der homerischen und biblischen Darstellungsweise mehr entfremdet zu seyn, als dasjenige Volk, das namentlich durch seine Vergötterung des Sensualismus und des Materiellen in Philosophie, Poesie und Leben bei so Vielen fast im Verruf ist: ich meine das französische. Dagegen finden wir hier eine raffinirte Sinnlichkeit und jenen Esprit, den der Deutsche weder in seine Sprache, noch in seinen Kopf ganz übertragen kann. Die französische Sprache ist fein, klar, bestimmt, und doch wieder zweideutig, daher die vielen Calembourgs; sie ist eine allgemeine, abgeschliffene Sprache, wie der Weltmann, der sie so gerne spricht, aber ohne poetisch sinnliche Kraft und individuelle Anschaulichkeit. Leztere Eigenschaften, so wie jene gerühmte naive Treuherzigkeit und Entfaltung, von welcher wir in diesem Aufsatze sprechen, finden sich mehr in ihrer frühsten Literatur.

Ich erinnere an ihren alten Dichter Froissart, der übrigens einen ächten, d. h. leichtsinnig jovialen Franzosen darstellt, an den historischen Erzähler Joinville und andere aus jener Zeit. Vor allen herauszuheben ist das herrliche Fabliau: Aucassin und Nicolette, das wahrhaft antike Naivität und Naturwahrheit mit romantischer Zartheit glücklich verbindet. Wahrlich, die neuern Franzosen thun wohl daran, wenn sie, wie sie bereits angefangen, in die Tiefen ihrer früheren Poesie hinabsteigen und aus dem, vom Moose der Vergangenheit umwachsenen und von uralten, halbverwitterten Bäumen beschatteten frischen Born ihre durch akademische Zucht und Salonshitze versteinte, erschlaffte und ermattete Sprache wieder auffrischen, in die übrigens schon der Sturm der Revolution ein etwas freieres und kühneres Leben gewebt hat.

So sehr die Franzosen seit Franz I., noch mehr seit Richelieu und Boileau, die Alten als Muster aufstellten und sie nachzuahmen suchten, so wenig waren sie befähigt, im Allgemeinen den Geist derselben aufzufassen und sich anzueignen, am wenigsten den Homer, über welchen selbst der alte Vielwisser, der akademisch glatte oder galante Fontenelle ein sehr albernes Urtheil gefällt hat. Ihre epischen Nachahmungen mußten verunglücken. Wahrlich, die altfranzösischen Fabliaux und Romane hatten weit mehr Homerisches, als diese, ohne daß die Verfasser den griechischen Sänger nachzuahmen suchten, oder vielleicht nur kannten.

Aus dem siebzehnten Jahrhundert weiß ich nur Einen Schriftsteller, der nicht nur in einer eigenthümlichen Produktion, für die man früher keine rechte Stelle in der Poetik zu finden wußte, den Homer vor Augen hatte, sondern auch Manches in seinem Geiste, d. h. mit der oft gerühmten naturwahren epischen Entfaltung schrieb, ich meine den christlich milden Fenelon. Seine in Prosa geschriebenen „Abenteuer Telemachs," wenn das Ganze auch immerhin kein episches Werk zu nennen ist, sind wenigstens dem Geiste nach poetischer als die gemessene und gereimte, mit aller poetischen Maschinerie versehene „Henriade" des literarischen Proteus, der nur in Einem erzählenden Gedicht groß war, in jenem, wo er alles Große und Heilige mit Füßen trat — in der „Pucelle."

Ein Reiterstücklein.

(Fortsezung.)

Der Bursch hatte indessen seine Siebensachen zusammengerafft, trat, offenbar nicht ganz sicher auf seinen Füßen, aber durch den reichlich genossenen Trunk nur um so muthiger gestimmt, dem zürnenden Gebieter näher und sagte zuversichtlich, wenn auch ein wenig stammelnd: „Bitt' um Verzeihung, Herr Generallieutenant. Der Herr hat mir meinen Abschied gegeben, und von der Erdmuthe nehm' ich Abschied. Darin ist kein Uebel, denk' ich." — „Er denkt?" schrie Liebenau, sein spanisches Rohr etwas kürzer fassend; „Er unterstebt sich auch noch zu denken?" — Gottlieb trat zurück, lehnte sich an die Ecke des Tisches, um einige Festigkeit zu gewinnen, richtete die verglasten Blicke fest auf den alten Herrn und lallte in wehmüthigem Ton: „Ich habe dem Herrn zwei Jahre lang als ein treuer Knecht gedient und Ihm das Lederwerk und Eisenzeug in der besten

Ordnung gehalten, ſo gut, als ich es in Frankreich nur erlernt habe. Der Herr hat mir auch ein vortreffliches Zeugniß darüber ausgeſtellt und mich wie ein großmüthiger Cavalier belohnt. Ich danke dem Herrn dafür. Und wenn der Herr mir die Erdmuthe jezt ſchon nicht zum Weibe geben will, ſo mag ich auch dagegen nichts ſagen, denn in zwei Jahren wird das Mädel vom Hofdienſt frei, und ſo lange kann ich ja zuwarten. Alſo nichts für ungut, gnädiger Herr." — „Was das gemeine Volk ſich nicht Alles herausnimmt!" rief die Gräfin dazwiſchen, während Liebenau mit funkelnden Blicken den Burſchen maß, der, von dem Klang ſeiner eigenen Rede immer mehr ermuthigt, alſo fortfuhr: „Mein Vater iſt ein ehrſamer Riemer und Sporer zu Pirna und will mir demnächſt das Geſchäft übergeben. Ich verſteh' mein Handwerk und kann franzöſiſch ſprechen, wie einer; mir wird's alſo nicht fehlen. Freilich wird mir's hart genug werden, zwei Jahre lang mein Hausweſen ohne Hausfrau zu führen, und es wäre recht ſchön von dem Herrn, wenn er ſo gnädig ſeyn wollte, die Erdmuthe loszulaſſen." — „Bitte, bitte, laß mich der Herr los!" flehte Erdmuthe, mit gefaltet erhobenen Händen vor dem Geſtrengen in die Knie ſinkend. Liebenaus finſtere Stirne ſchien ſich ein wenig entwölken zu wollen; unglücklicherweiſe aber kreiſchte die zornmüthige Dame ein hartes, bitterböſes Wort hervor und brachte dadurch des aufgeregten Burſchen Gedanken in eine, der Erreichung ſeines vielleicht ſchon halbgewonnenen Zieles ungünſtige Richtung, ſo daß er, von einer plötzlichen Aufwallung bemeiſtert, mit donnernder Stimme rief: „Steh' auf, Erdmuthe, oder wir ſind geſchiedene Leute! Wir wollen in Geduld und Ergebung die Zeit abwarten und dann den vornehmen Tyrannen zum Trotz eine fröhliche Hochzeit halten. Wir wollen warten in des Himmels Namen, und unſere Kinder werden vielleicht den Tag erleben, an welchem die Söhne und Töchter freier Landſaſſen nicht mehr gezwungen ſeyn werden, als Knechte und Mägde in den Schlöſſern des Churfürſten und der großen Hanſen den Hofdienſt zu thun."

Gottlieb hätte wohl noch weiter gepredigt, aber Liebenau war nicht der Mann, derlei „aufrühreriſche Redensarten" geduldig anzuhören, und ließ, ſcheltend und fluchend, einen ſo dichten Hagel von Schlägen auf die Schultern des Burſchen niederregnen, daß dieſer nichts Angelegentlicheres und Eiligeres zu thun hatte, als die Thüre zu ſuchen, ſo daß er ſogar des Abſchieds von der Liebſten vergaß, welche unterdeſſen von der Gräfin ſo heftig ausgeſcholten wurde, als hätte dieſe während ihres ganzen Lebens das holde Gefühl der Liebe für das ſchwärzeſte Verbrechen gehalten. Freilich war es aber auch ſchon unendlich lange her, ſeit die Dame ſich ſüßer Schuld bewußt geworden, und ſie hatte überflüſſig Zeit gehabt, ihre Verirrungen ſammt der darob vielleicht empfundenen Reue zu vergeſſen und zu verſchmerzen. —

Während ſo in der Veſte auf dem Baſaltfelſen der Befehlshaber ſich mit kleinen häuslichen Angelegenheiten befaßte, und ſeine Untergebenen ihren friedlichen Gewohnheiten und Vergnügungen nachgingen, ohne ſich auch nur im Geringſten von dem Gedanken an den bevorſtehenden Ausbruch eines, aller Vorausſicht nach ſehr blutigen Krieges beunruhigen zu laſſen, waren die feindlichen Preußen nicht mehr ſo weit von ihnen entfernt, als ſie ſich in ihrer eiteln Zuverſicht einbildeten. Schon war der Generallieutenant von Leſtwitz aus Schleſien aufgebrochen und nach dem nahen Biſchofswerda unterwegs, um dort mit den Seinen zu dem heraneilenden Heereszug des Herzogs von Bevern zu ſtoßen, und die leichte Reiterei ſeiner Vorhut unter Czekuli, befehligt, Lohmen zu beſetzen, trabte bereits luſtig auf dem Weg von Neuſtadt nach Stolpen vor, um von dort ſich ſeitwärts nach dem genannten Orte in dem von der Weſeritz durchbrauſten Thal zu wenden, welchem gegenüber am linken Elbufer, unter dem Schloſſe Sonnenſtein, Pirna ſich an die Höhen lehnt, auf denen das Heer der Sachſen ſich eben zuſammenzog. Die Abtheilung, welche den Weg nach dem Weſeritzthal ſuchte, beſtand aus zwei Regimentern Huſaren, deren vorderſtes, das Regiment Czekuli, unmittelbar dem mit mehreren andern Stabsoffizieren an der Spitze voranreitenden Obriſten von Puttkammer folgte, während die Nachhut dieſes Zuges von dem Obriſtlieutenant von Varneri geführt wurde, einem ſtattlichen Krieger in der Blüthe männlicher Kraft, der durch tollkühne Tapferkeit von der Natur eigens zum Huſaren beſtimmt ſchien, und dieſer Beſtimmung alle Ehre machte, was in jenen Tagen der verwegenſten Reiterſtücklein wahrlich nicht zu den leichten Aufgaben gehörte.

Seit einer Weile war die Bewegung des Zuges langſamer geworden, der raſche Trab hatte ſich in einen ruhigen Schritt verwandelt, und durch die veränderte Gangart in einen Zuſtand der Träumerei mit offenen Augen verſezt, hörte Varneri den vier Burſchen zu, die, als die Lezten mit den Handpferden hinter ihm herreitend, ziemlich kunſtgerecht ein bekanntes Liedchen ſangen, das, zu jener Zeit im preußiſchen Heere ſehr beliebt, alſo anfing: „Huſaren, friſchen Muth! das braune Bier ſchmeckt gut." — Der vierſtimmige Geſang war noch im beſten Zuge und ergözte Mann und Roß, als plötzlich die Bewegung völlig ſtockte, und dieß unerwartete Anhalten den Obriſtlieutenant aus ſeiner Träumerei zum klarſten Bewußtſeyn zurückrief. „Was gibt's?" fragte er und erfuhr nach einer Weile, vom vordern Zuge her ſey der Befehl zum Halten gekommen, doch ſcheine ſonſt Alles ruhig zu ſeyn. — „Was gilt's," ſagte Varneri zum

Rittmeister der lezten Schwadron, „die Herrn an der Spitze werden einmal wieder nicht recht wissen, welche Richtung sie einschlagen sollen, und verlieren mit unnüzem Hin- und Herreden die kostbare Zeit, während wir noch einen weiten Weg vor uns haben und die Sonne nicht mehr sehr hoch am Himmel steht. Ich will einmal selber nachschauen; nehm' Er indessen da meine Stelle ein, Herr Kamerad. Gebt Raum, ihr Burschen!"

(Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Oktober.

(Fortsezung.)

Der Bereiter Bauché. — Der Cirque olympique.

Hat Daguerre das Verfahren erfunden, die Objekte durch das Licht selbst abbilden zu lassen, so muß Arago den Leuten die Wichtigkeit dieser Erfindung begreiflich machen. Tritt eine Sonnenfinsterniß ein, so erwartet man von ihm, daß er sie beobachte und den Leuten das Beobachtete mittheile; wird in Paris ein 1600 Fuß tiefer Brunnen gebohrt und gibt nur Pfüzenwasser, so muß Arago die Leute beruhigen und ihnen klares Wasser versprechen. In lezterer Angelegenheit hat er jezt Ursache, zu triumphiren. Nachdem das Wasser troz aller Bemühungen des Ingenieurs Mulot, und troz aller Versprechungen Aragos, beinahe zwei Jahre lang trübe gewesen und zuweilen ganz ausgeblieben war, hat nun endlich der Brunnen, nachdem Röhren von gehöriger Dicke eingesenkt worden, angefangen, klares und warmes Wasser zu geben. Jezt hofft man, daß das Wasser des Greneller Schlachthauses ferner keine Launen mehr haben werde, und jezt werden auch die sanguinischen Hoffnungen, welche man Anfangs hinsichtlich dieses Brunnens gehegt, wieder laut. Man will das Wasser wo möglich thurmhoch emportreiben, um es auch anderwärts hinleiten zu können. Troz aller Versprechungen Aragos und troz des schönen Anscheins trauen aber Viele dem launenhaften Brunnen noch nicht und würden sich gar nicht wundern, wenn er einmal wieder Schlamm auswürfe oder ausbliebe.

In der lezten Zeit wurde in den Zeitungen häufig ein Mann genannt, der sich täglich für Geld produzirt und gewissermassen eine Notabilität geworden ist, Bauché (ausgesprochen Bohschè), der geschickte Bereiter. Dieser Mann besizt die Gabe Pferde zu dressiren in hohem Grade, und dieser Gabe verdankt er seinen Ruf. Er soll 20,000 Francs dafür bekommen, daß er jeden Abend im Cirque olympique auftritt und durch die leichte und anmuthige Art, wie er mit seinem Pferde umgeht, das Publikum ergözt. Reiter und Pferd scheinen nur Ein Wesen zu seyn und von Einem Willen getrieben zu werden. Kaum sieht man die Bewegungen der Hand, welche den Zügel lenkt; das Pferd scheint unter seinem Reiter Verstand zu bekommen und seine Gedanken zu errathen. Alle, welche sich auf die Reitkunst verstehen, sehen Bauché verwundert zu und können seinem Talent den lauten Beifall nicht versagen, den ihm auch das nicht kunstverständige Publikum zollt. Bauché hat über Pferdedressur ein Buch geschrieben, das gute Abnahme gefunden. Man zweifelt jedoch, ob er es selbst geschrieben, und ob er die Feder so gut zu führen weiß als die Zügel. Dieß thut aber nichts zur Sache. Ausgemacht ist es, daß der Verfasser, der wahre oder der angebliche, ein sehr geschickter Pferdezähmer ist und die berühmtesten Bereiter überragt. Zwar fehlt es nicht an Tadlern, welche ihm Charlatanerie vorwerfen; man braucht ihn aber nur Abends im Cirque olympique auftreten zu sehen, um sich zu überzeugen, daß er es in der Kunst, ein Pferd nach Belieben und ohne alle Mühe zu lenken, sehr weit gebracht hat. Dieß hat man auch im Kriegsministerium nicht verkannt, und im lezten Sommer sind daher Offiziere von allen Kavallerieregimentern nach Paris berufen worden, um von Bauché die neue Methode zu lernen, welche nun allgemein bei der französischen Reiterei eingeführt werden soll. Bauché wurde freigebig dafür belohnt, und er soll nun bei der Kavallerieschule zu Saumur als Lehrer angestellt werden. Die in seiner Schule gebildeten Offiziere haben ihm aus Dankbarkeit goldene Sporen zum Geschenk gemacht, und überhaupt fließt das Gold von allen Seiten dem Manne zu, welcher jezt an der Spize der französischen Bereiter steht. — Der Cirque olympique hat den ganzen Sommer hindurch in seinem neuen und schönen Saale in den Champs élysées Vorstellungen gegeben, welche den Vorzug haben, daß sie Alt und Jung, Hohen und Niedrigen, Gebildeten und Ungebildeten gefallen. Während Bauché die Hippologen befriedigt, beklatscht das Volk Auriol, den gelenkigen kleinen Bajazzo, welcher über Glasflaschen umherkollert oder durch eine kleine Oeffnung sich hindurchwindet, und doch immer wieder auf sein Pferd zu sizen kommt, als ob er von einem Magnet an dasselbe gezogen würde, so wie die beiden englischen Clowns, welche dem französischen gar nicht nachstehen. Im Oktober verläßt die Truppe die Champs élysées, bezieht ihr Theater auf den Boulevards wieder, und wird aus einer Bereitertruppe eine Schauspielgesellschaft, welche große Pantomimen und dramatische Darstellungen gibt und, um ihren wahren Charakter nicht zu verleugnen, etwas weniges mit Pferden dabei caracolirt. Ich habe vor mehreren Monaten des großen Schauspiels Murat erwähnt, welches 153 mal nach einander gegeben worden ist. Ein solches Zugstück ist aber nicht so leicht zu finden, und man weiß noch nicht, was diesen Winter das Volk herbeizieben soll. Vor der Hand sollen die Teufelspillen, ein Zauberstück, welches vor einigen Wintern ausserordentlichen Zulauf hatte, und worin die Hexerei wirklich in's Erstaunliche ging, wieder vorgenommen werden. Da sich diese Pillen bereits als probat erwiesen haben, werden sie auch dießmal ihre Wirkung nicht verfehlen, zumal wenn man einige neue Hexerei einschaltet. In diesem Fache haben die Boulevardstheater bereits sehr viel geleistet und das Volk läßt sich durch das Gewöhnliche nicht mehr befriedigen. Da aber Mechanik, Chemie und Optik in beständigem Fortschreiten begriffen sind, so werden die für die Boulevardstheater arbeitenden Künstler wohl Mittel finden, den Zuschauern neue Täuschungen zu bereiten.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 106.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 249.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 18. Oktober 1842.

By the hand of a soldier, I will untertake it! I know not what the success will be, my lord; but the attempt I vow.

Shakespeare.
All's well that ends well.

Ein Reiterstücklein.

(Fortsetzung.)

Mit diesen Worten gab Varneri seinem feurigen Rappen einen Druck mit der linken Wade, klapperte in kurzem Galopp an der Nachhut vorüber, durchmaß in gestrecktem Lauf den Zwischenraum, welcher diese von dem Regiment Ezekuli trennte, und hatte bald, auch dieses hinter sich lassend, die Führer erreicht, welche im Angesicht der Veste sich beriethen und, wie Varneri sich's gedacht, nicht einig werden konnten. Der eine wollte Stolpen in einem weiten Bogen umgangen wissen, um die Leute nicht den Kanonenschüssen auszusetzen, und ein anderer behauptete, es dürfte im Gegentheil das Gerathenste seyn, am Fuß der Anhöhe dicht unter den Bollwerken hinzuziehen, weil alsdann die Kugeln ihnen unschädlich über die Köpfe wegfliegen würden. Die Erörterungen waren ziemlich lebhaft, weil jeder auf seiner Meinung bestand und, wie das so gewöhnlich zu gehen pflegt, jeglichem mehr an der Durchsetzung seines Eigenwillens, als an der Sache selbst zu liegen schien, wodurch es geschah, daß Varneri die größte Mühe hatte, sich Gehör zu verschaffen. Als ihm dieß endlich gelungen, sagte er: „Ich will hinaufreiten und den Commandanten zur Kapitulation auffordern. Indessen können meine Herrn getrost unter der Festung wegziehen, und wenn meine Vorschläge auch nicht angenommen werden, so kommen wir doch ohne Verlust davon."

Puttkammer zog ein bedenkliches Gesicht und meinte, die Sachsen würden den unberufenen Parlamentär ohne sonderliche Umstände niederschießen. Da Varneri indessen nicht der Mann war, einer solchen Kleinigkeit halber auch nur die geringste Bedenklichkeit zu empfinden, so versetzte er ruhig, dafür möchten die Herrn Kameraden ihn selber sorgen lassen, denn das sey lediglich seine eigene Sache. — „Da jedoch," fuhr er fort, „unsere Leute so weit zurück sind und die Zeit drängt, so möcht' ich den Herrn von Ezekuli ersucht haben, mir einen Trompeter und einen Mann mitzugeben und mir auf Gesichtsweite einen Offizier mit zwanzig Burschen folgen zu lassen." — „Meinetwegen," brummte Ezekuli; „wenn dem Herrn Kameraden Seine Haut so billig feil ist, so mag's darum seyn. Wir haben nichts dagegen und der Obristwachtmeister in der Reihenfolge hinter Ihm wird uns auch deßwegen keinen Prozeß an den Hals werfen." Mit diesen Worten winkte er einem jungen Cornet herbei, befahl ihm, einen Trompeter und einen Husaren von der Vorhut herbei zu schicken und dann zwanzig Freiwillige aufzufordern, um das Wagestück zu bestehen, „insofern sich," flüsterte er ihm in's Ohr, „zwanzig solche Narren finden." — Der Cornet meinte im Stillen,

ſolcher Narren wolle er leicht ein ganzes Regiment auftreiben, doch ſagte er nichts, ſondern ſprengte davon, und in der nächſten Minute löste ſchon der Trompeter mit ſeinem Begleiter ſich von dem dichtgeſchaarten Haufen los, während der Major von Bayar zu Varneri ſagte: „Wenn der Herr Kamerad nichts dagegen hat, ſo möcht' ich Ihn gern begleiten, wär's auch nur wegen der Anmerkung des Herrn Generals von Czekuli, der eben zu verſtehen gab, ich wartete auf die Erledigung Seiner Stelle, um Ihn zu beerben." — „Die Geſellſchaft des Herrn Kameraden kann mir nur angenehm ſeyn," entgegnete der Obriſtlieutenant, reichte ihm die Hand und ſezte verbindlich in franzöſiſcher Sprache hinzu: „Beſſer als ich würde meinen Platz ein Ritter ausfüllen, welchem zu einem Bayard zwar das d hinten am Namen fehlt, aber ſonſt auch gar nichts."

Der Obriſtwachtmeiſter hatte keine Muße mehr, dieſe Höflichkeit mit gleicher Münze zu vergelten, weil der Trompeter eben anlangte und mit der Bemerkung, daß es ſpaßhaft genug wäre, wenn etwa die Bergveſte ſich an leichte Reiterei ergeben wollte, Varneri ſich auf den Weg machte, in dem feſten Vertrauen, einen waghalſigen Cornet und zwanzig im Feuer gehärtete preußiſche Eiſenfreſſer hinter ſich zu haben, in welcher Erwartung er ſich aber irrte, denn auf die Aufforderung des Cornets wollte auch nicht ein einziger Mann aus dem Glied rücken, und als der junge Mann zu dem Befehlshaber zurückeilte, um ſich darüber zu beſchweren und um Abhülfe zu bitten, lachte ihm Czekuli geradezu in's Geſicht, meinte, die Burſchen ſeyen eben klüger, als er ſammt Varneri und Bayar, und wies ihn ab und zur Ruhe, wobei es denn vorläufig ſein Bewenden haben mußte.

Die Landſtraße und die Felder rings umher waren wie ausgeſtorben, und Varneri erreichte die erſten Häuſer des rechts vor ihm unter der Anhöhe liegenden Städtchens, ohne auf eine ſterbliche Seele zu ſtoßen. „Natürlich laſſen wir das Neſt zur Rechten," ſagte er, „und folgen dieſem Weg zur Linken." — „Verſteht ſich," bekräftigte der Obriſtwachtmeiſter, und in dieſem Augenblick bog um die Ecke ein ſächſiſcher Soldat, der, ſtatt aller Bewaffnung, eine Patrontaſche anhängen hatte und bei dem unerwarteten Anblick der fremden Reiter ſtuzte, wie ein Reh, das aus dem Dickicht ſorglos hervortretend, plözlich den lauernden Schüzen gewahrt. Im nächſten Augenblick wollte er, gleich dem ſcheuen Wild, ſein Heil in der Flucht ſuchen, da er aber unglücklicherweiſe nicht auch die Schnelligkeit eines Rehs beſaß, ſo war kein Entrinnen möglich, und auf des Preußen drohenden Ruf: „Steh, Kerl, oder ich hau' dich in die Pfanne!" ergab er ſich in ſein Schickſal. — „Wo kommſt du her und was haſt du hier zu ſuchen?" fragte Varneri, und die Antwort lautete: „Nehm's der Herr Offizier nur nicht übel, ich komme von dort oben und will in meinem Loſament, mit Reſpekt zu vermelden, Brod holen." — „Von welchem Regiment?" — „Vom zweiten Kreisregiment, wenn der geſtrenge Herr Offizier es erlauben will." — „Nun, es iſt zwar ſchlecht genug von dir, aber ich kann's nicht ändern und muß es alſo ſchon dabei laſſen, will dir's auch weiter nicht verübeln, wenn du mir gehörig auf meine Fragen antworteſt. Daß du mir aber die Wahrheit ſagſt, Kerl, denn ſonſt ſoll dir's jämmerlich ergehen!"

Der arme Sachſe zitterte und bebte am ganzen Leib wie Eſpenlaub, gab getreulich die verlangte Auskunft über die Veſte und ihre Inſaßen, und führte den Befehlshaber ſo wie die alte Gräfin, als eine Staatsgefangene, namentlich an. In der Burg liegen zwar nur vierzig Mann, erklärte er, welche alle Tage abgelöst werden, doch könne die Beſatzung in weniger als einer Stunde auf zweihundert Mann vom Kreisregiment gebracht werden, welche in den umliegenden Dörfern bei den Bauern einquartirt ſeyen. Die Invaliden, welche gewöhnlich die Burg bewachten, ſeyen zum Heer gezogen worden, bis auf einige wenige, und zur Bedienung der Geſchüze acht Kanoniere vorhanden. „Wie viel Offiziere?" forſchte der Frager weiter. Der Soldat zählte an den Fingern. „Da haben wir," ſprach er, „zuerſt Nummer eins, den alten Herrn; dann Nummer zwei, den lahmen Hauptmann mit dem Kropf; Nummer drei, den Herrn Offizier von den Kanonieren, der immer ſchläft, und Nummer vier alle Tage einen andern Herrn Kapitän oder Lieutenant vom Kreisregiment, der immer unten im Wallfiſch ſizt, alſo vier Stück..." — „Wenn wir nämlich den Jonas im Wallfiſch dazu rechnen," lachte Varneri. „Gut denn. Sind die Gewehre geladen?" — „Zu dienen, Herr Offizier, ſie ſind nicht geladen, aber wir haben vor ein paar Tagen ſcharfe Patronen erhalten." — „So? Gib mir 'mal deine Patrontaſche." — Der Soldat that, wie ihm geheißen. Die Taſche war richtig mit ſcharfen Patronen gefüllt, die Varneri in den naſſen Straßengraben ausleerte, während er ſagte: „Geh deiner Wege wohin du willſt, aber komm' ja nicht wieder zurück, ſonſt laß ich dich entweder zuſammenhauen oder gefangen nehmen und unter unſer Fußvolk ſtecken. Gott befohlen!"

(Fortſezung folgt.)

Bruchſtücke aus dem Gedicht: Blicke aus der Glöcknerſtube in einer Decembernacht.

Von Ph. H. Welcker.

Noch biſt du wach, ergrauter Thurmesrieſe,
Mein Schutz in dieſer Nacht, mein Sängerhaus.
Dein ew'ges Licht flimmt immerfort hinaus.
Iſt's Fackelglut auf abenddunkler Wieſe?

Iſt's Schimmer in der Steppe grauſer Leere?
Ein Schein der Hoffnung, die an Gräbern ſizt?
Biſt du ein Pharus, welcher einſam blizt
In ſternlos nächt'gem, ödem Lüftemeere?

O Grauen, wen des Dunkels kalte Wolke
Umwöb' ein Leben mit dem ew'gen Flor!
Ja, Leben, Wonne ſoll vom Sonnenthor,
Ja, ſel'ges Licht ſoll ſprühen allem Volke.

Wenn lebend ich die Sonne nimmer fände,
Die drüben jezt im Morgenlande ſchläft?
Wenn, Augen, ihr nie mehr die Sterne träft? —
Komm wieder, Sonne! Sieh die fleh'nden Hände!

Du ſchläferſt ein und weckſt mit lauten Stunden
Den Menſchen unten, ach! das alte Kind,
Du greiſer Thurm; — und haſt dir jezt geſchwind
Den lämmerweißen Turban umgewunden.

So, ſchön geſchmückt mit ſchneegewohnen Dolden,
Harrſt du der Sonne, der entgegenfährt,
Wie Perſiens König einſt mit weißem Pferd,
Des Menſchen Geiſt auf Wolken, dunkelgolden.

Freuſt du dich auch, wenn mit erneutem Glanze
Das deutſche Land ſich wahrt ſein heil'ges Gut,
Wenn Lieder rauſchen, voll von Männermuth;
Wenn Markt und Dome ſchirmt der Freiheit Lanze?

Dich freut's wie mich, wenn ſchön den Himmel malet
Ein Hoffnungslicht; und wie Aurorens Sohn
Beim Nahn der Mutter, klingſt du frohen Ton,
Wann Deutſchlands Mutterblick dir heiter ſtrahlet.

Von Neuem ſtürzte ſich die Sanduhr um,
Und wieder muß ich an das Heiligthum
Hier rühren, an die Glocke.
Und wenn ein Segen von ihr niederſchallt,
So ſuch' er jezt des Greiſes graue Locke:
Daß nicht durch plözliche Gewalt
So früh das Herz ihm ſtocke.
Ach, Alle, ach, wir Alle! werden alt
So unvermerkt, ſo bald!
Es feilt die Zeit auch an dem Marmorblocke.
Und mit uns geht die Sorge noch, die trübe,
Bis an des Todes ſtumme Wüſtenei.
O wer doch ewig Kind nur bliebe!
Der Kindheit Himmel nur iſt ſorgenfrei.

O wenn doch Mancher anders fühlte
Bei dieſes Schattenlebens flücht'ger Spur,
Umwandelte des Herzens Unnatur,
Wenn er das Blut, das aufgeregte, nur
Doch mit der Milch der ſanften Duldung kühlte!

Wie friedlich auf der Stadt das Mondlicht ſchläft!
O wenn Ihr Euch doch nicht mit Pfeilen träft
Der Tücke, der Verfolgung, wuthgetrieben!
Am meiſten wird in Gottes Buch geſchrieben,
Und flammend ſteht in diamantnem Schein
Die holde Weiſe, wie wir lieben
Und wie wir dulden und verzeihn.
Weh, wenn Ihr kalt das ſchöne Herz verſchmähtet,
Das auf dem Grund ſich Euer Bild gemalt
So gern, — den edlen Wirth, ſo liebumſtrahlt!
Weh; wenn Ihr habt die Müh ihm ſchlecht bezahlt
Und habt für ihn kein einz'ges mal gebetet.

Du liebes Kind, o danke Gott! du haſt
Noch einen alten Freund daheim, den Vater,
Er hält, — und mit den Silberlocken naht er
Bald ſeinem Ziel, — bei dir die lezte Raſt.
Bedenke: Viel zu deinem Wohle that er!
Pfleg' deiner Kindheit treueſten Berather
Noch recht, noch dieſes Jahr, eh' er erblaßt,
Gib noch dein Liebſtes heut dem lieben Gaſt.

Viel Glückliche ſtehn um ein holdes Weib
Beim Morgenroth. Sie pfleget Seel' und Leib
Des Häufleins dort, deß Wohl ihr iſt Belohnung.
Umwandelt ihren Kreis mit milder Schonung,
Ihr Himmelsmächte, daß er nicht zerſtäub'! —
Daß lange noch um dich der Friede bleib',
Liebreizend Weib! —
Sey lange noch der Engel jener Wohnung!

Im Nachbarhaus liegt aber noch ein Faß,
Das trübe ſprudelt ohne Unterlaß
Und ſtets vergällt die Speiſen auf dem Teller.
Hinweg aus Eures Herzens dunklem Keller,
Hinweg die Bitterkeit, hinweg den Haß!
Der Liebesmeth, der iſt ein ſüßer, heller.

Ihr andern Friedenſtörer, eitler Zwiſt
Und Neid und Schmähſucht, krüppelhafte Tadler!
Ihr, deren keiner je vergißt,
Was kümmert in der Luft den Königsadler
Der Zorn des Käfers, der ſo bitter iſt?
Der Ruhe Glück wollt Ihr Euch nimmer wahren?
Was grollet mit dem Hinderniß, dem Berg,
Der klügelnde Verſtand, der arme Zwerg,
Das Hälmchen mit der Jungfrau ſeidnen Haaren,
Die kalte Vorſchrift mit dem heißen Blut,

Der Winter mit der Sommerglut? —
Unmächt'ge Wuth!
Was fragt der Wind nach Schiff und Dromedaren,
Und nach der Esse Dampf, der ihn geschwärzt?
Er läßt doch nicht sein Liebchen fahren,
Die Erde, die er tanzend herzt.

Am Tisch der Gunst, da sitzen viele Prasser
Mit rothen Wangen. — Ach, wie schnell vergeßt
Ihr doch! Ihr, Menschen, schreibt Verdienst in's Wasser.
Wißt Ihr, wie schwer einsamer Kummer preßt?
Dort sitzt am dunkeln Tisch ein Blasser;
Noch krönte seine That kein heitres Fest.
Auf Eurem Herd ist lustiges Geflacker:
Sein Haus ist still gemacht, wie von der Pest. —
Verkanntes Herz! wann Alles dich verläßt,
Flieh zur Natur. Dich kost ihr milder Westi;
Das Hälmchen deiner Müh vom dürren Acker
Trägt dankbar noch ein Vogel in sein Nest.

Und wer bist du, von Arbeit müd' und Sorgen?
Naht Niemand, dich mit Tröstung labend?
Nun immer später wird bei dir es Abend
Und immer früher wird es bei dir Morgen.
O wisse du, der sich im Unglück härmt,
Dieselbe Sonne leuchtet deiner Hütte,
Die deinen Fürsten wärmt.
Vielleicht, daß bald das Glück dir schütte
Sein Füllhorn aus, dir armem Mann;
Des Himmels Auge sieht dich liebend an.
Es dürsten ewig nicht die trocknen Lippen,
Es liegt nicht hundert Jahre nackt,
Vom Geier der Verzweiflung festgepackt,
Der Erde Kind auf kalten Klippen.
O Leidender, o daure muthig aus!
Vielleicht auch, daß schon mit der Schwalbe wieder,
Ach, oder mit dem Duft vom Flieder
Die Freude kehret in dein ödes Haus!

Ihr Andern dort, ihr jammerbleichen Fischer
Am Hungerstrome mit der leeren Angel,
Das Häuslein nahm Euch jener Wermuthmischer,
Der reiche Mann: da trat zu Euch der Mangel.
Was seh ich nun? Der blut'ge Thränengroschen
Bringt goldne Segenspfunde schon zu Hauf:
Des reichen Wuch'rers Leuchte ist erloschen,
Und Eure — flackert wieder lustig auf.
Ich seh' zu Perlen sich die Thränen härten,
Und jetzt als Bettlerin die Liebe gehn,
Und dann sie wieder in beglückten Gärten
Und mutterselig unter Blüthen stehn.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Oktober.

(Schluß.)

Concurs für Lehrstellen des Deutschen.

Als eines Kuriosums und als einer für Deutschland nicht gleichgültigen Tagesbegebenheit in Paris muß ich noch eines vom Ministerium des öffentlichen Unterrichts ausgeschriebenen Concurses für deutsche Lehrer an den königlichen Kollegien oder Gymnasien erwähnen. Früher wurde es mit den Professoren der deutschen Sprache in Frankreich nicht so genau genommen; wer Protektion oder so etwas hatte, bekam eine solche Stelle, und es fiel Niemand ein, ihn erst ein wenig zu prüfen. Man setzte voraus, daß jeder Deutsche oder jeder Engländer auch im Stande seyn müsse, seine Muttersprache Andern beizubringen, und somit machte dieses Unterrichtsfach dem Minister wenig zu schaffen. Aber so viel haben die Franzosen doch auf ihren Reisen in Deutschland gelernt, daß jene Voraussetzung ganz falsch ist. Man verlangt daher von den Kandidaten erstlich, daß sie das sogenannte Baccalaureatsexamen bestanden haben, und zweitens, daß sie sich einer öffentlichen Prüfung unterwerfen, in welcher sie nicht allein in Prosa, sondern auch über Prosodie, und nicht allein im Neudeutschen, sondern auch im Altdeutschen examinirt werden. Es wurden drei Kommissarien oder Examinateren ernannt, worunter aber keiner weder ein Deutscher von Geburt und Erziehung ist, noch das Deutsche geläufig spricht. Als die Zusammensetzung dieser Kommission bekannt wurde, zogen sich mehrere der bereits eingeschriebenen Kandidaten, welche meistens schon Professoren der deutschen Sprache an königlichen Lehranstalten sind, zurück, indem ihnen die Richter, welche über ihre Fähigkeiten urtheilen sollten, nicht kompetent schienen. Dennoch war der Haufen der öffentlich Examinirten sehr groß. Ein drolliges Schauspiel: man sah da Polen, welche deutsch sprachen, wie man es wohl in Kalisch oder sonst wo in Polen oder Galizien spricht, dann Leute aus allen Gegenden Deutschlands, von denen manche ihre Befähigung zum Lehrer improvisirt hatten. Bei der Uebersüllung mancher Fächer in Deutschland fällt dort vielen jungen Leuten ein, ihr Heil in Frankreich zu suchen. Fortwährend kommt eine Menge von Abiturienten, Unterlieutenants, Referendarien, Handelscommis, theologischen Kandidaten, Doktoren aller Art u. s. w. hieher, und so war der Zudrang zu jenem Concurs sehr natürlich. So inkompetent indessen die Richter seyn mochten, so wenig waren sie mit dem Ergebniß ihres Examens zufrieden; es heißt, keiner der Kandidaten habe ihnen des Titels Agrégé, welcher Anwartschaft auf eine Professur gibt, würdig geschienen, und die Kommission wolle mithin vorschlagen, den Concurs für nichtig zu erklären. Uebrigens glaube ich nicht, daß es nöthig ist, von den Kandidaten die Kenntniß des Gothischen und der deutschen Prosodie zu fordern. Dahin kommen sie in ihren Vorträgen in Frankreich doch niemals. Dg.

Beilage: Kunstblatt Nr. 83.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 250.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Mittwoch, den 19. Oktober 1842.

— Imagine me,
Gentle spectators, that I now may be
In fair Bohemia.

Shakespeare.

Ein Gang durch Böhmen.

I.

Ein herrliches Land, dieſes Böhmen. Es iſt von allen vier Seiten wie ein Keſſel von Gebirgsrändern umfaßt, welche höher und ſteiler nach den außerhalb umherliegenden Ländern abfallen. In des Vierecks, das es bildet, ganzer Diagonale von Süden nach Norden von der Moldau durchſtrömt, bis dieſe der von Oſten kommenden Elbe Waſſer und Namen überläßt, iſt es in der ſtarkgebirgigen höhern Südhälfte zwar ziemlich rauh, deſto milder aber in der tiefern, ebenen und warmen nördlichen Hälfte, wo treffliches Obſt und ſelbſt guter Wein ſich findet. Korn wächst weit über den Verbrauch, vielfach wird Hirſe, Flachs gerade zur Genüge gebaut; aber die Bevölkerung iſt ziemlich ſpärlich, die Kultur des Bodens nicht weit vorgeſchritten, die Schätze des fruchtbaren Landes nicht bis zum Drittel ausgebeutet, obgleich die Fabrikinduſtrie in Leinwand, Tüchern, Glas und Eiſen ungemein ſtark iſt; das Volk zumeiſt noch, was Bildung betrifft, in paradieſiſcher Unſchuld und Rohheit.

Mein Weg führte mich von der nördlichſten Spitze Mährens her quer durch die nordöſtlichen, theils anmuthig bewegten, theils ganz ebenen Theile der Elbe zu und an ihr fort gen Prag. Das Städtchen Grulich, nicht weit von der Grenze entfernt, ließ mich zuerſt das gute böhmiſche Bier, welches das öſterreichiſche weit übertrifft, und das weniger gute Brod des Landes koſten. Ein ärmliches, todtes Neſt; unter den Arkadengängen des holperigen Rings kauerten zerlumpte Männer und Weiber mit den ſchmutzigen Kindern, um vor der Mittagshitze ſich zu ſchützen und von dem Schnapsladen einen Schluck ſich zu erſchnappen. Alle ihre Gluthen legte die Septemberſonne in die breite Niederung, durch welche ich weiter nach Weſten zog. Ein Wallfahrtszug nach dem andern ſtrich unter lautem, ſchönem und richtigem Geſang, wie ich ihn noch ſelten vom Landvolke gehört, an mir vorüber nach dem „Muttergottesberge“ auf der ſüdlich die Niederung ſchließenden Höhe, welche von einer ſtattlichen Kirche gekrönt iſt.

Noch viel urthümliche Frömmigkeit muß im Lande Böhmen herrſchen, doch erſcheint ſie nicht ſo düſter, wie ich ſie in Tyrol gefunden. Statt dieſer über und über blutbeſprizten Marterbilder an den ſchauerlichen Crucifixen, welche die ſteilen Höhen und dunkeln Tiefen des Tyrolerlandes noch grauſiger zu machen ſuchen, ſtehen hier an den Wegen Madonnenbilder, Mutter und Kind, in einem nicht unſchönen, byzantiniſch regelmäßigen, ſtarren, doch freundlichen Typus, auf Goldgrund gemalt — ohne Zweifel traditionelle Ueberreſte der alten böhmiſchen, insbeſondere Prager Malerſchule, von welcher hie und da

ein Fragment rühmliche Kunde gibt. Ein Volk, wo die Kunst Gedeihen fand, muß bei aller Herbigkeit und Härte ein Stückchen blauen Himmels und ein Blickchen warmen Sonnenscheins über und in sich fühlen. Ob freilich die bildende Kunst, welche Karl IV., dieser gebildete und sinnige Fürst, über die Berge kommen und in Böhmen mit allem Fleiß anbauen ließ, im Volke selber Wurzel geschlagen, dürfte wohl zu bezweifeln seyn. Kaum hätte sonst Alles so vorkommen können; die Blume im Treibhause des Hofgartens zertritt das Volk, dem sie nicht aus dem Herzen gewachsen ist, unbefangen und mitleidslos mit den Füßen. Wie ward mit der herrlichen Rudolfinischen Sammlung in Prag umgegangen! Bekannt ist das unselige Schicksal des göttlichen Ilioneus in der Czechenstadt. In aller Unschuld riß die frevelhafte Hand eines Handwerkers in Prag dem unvergleichlichen Marmorwerke den Kopf vom Rumpfe, drehte sich aus ersterem eine Kugel und verwendete den leztern zu einem Eckstein seines Hauses. Ein glücklicher Blick fiel darauf, zahlte mit einigen Gulden und mit einem andern Eckstein den Fund, den er an den kunstliebendsten König unserer Zeit um Tausende verkaufte. Die herrliche Zierde der Glyptothek in München ist nicht zu theuer erworben. — Die Kirchen des Landes müssen reichlich mit Werken der einheimischen bildenden Kunst geschmückt gewesen seyn, aber das Allermeiste ist vernichtet. Der Vandalismus hat kein Vaterland. Da braucht man nicht erst zu der rohen Einfalt des Gebirges zu gehen, um, was mir ein durch Böhmen reisender Kenner erzählte, es mit anzusehen, wie ein Tischler eben beschäftigt ist, eine Reihe von Tafelgemälden, die zum Theil, den Resten nach zu schließen, ausgezeichnetes Interesse boten, kurz und klein zusammenzusägen, um aus dem unbrauchbaren Plunder kleine Kindersärge zu machen.

In Wiegstadt, nur eine Stunde von der preußischen Grafschaft Glatz, die ein Gebirgskamm von uns trennt, entfernt, tönt schon viel böhmische Rede an unser Ohr. Immer allgemeiner wird sie auf dem weitern Wege das romantische Thal der „wilden Adler" hinunter. Auf meine doch sehr verständlich gestellte Fragen gab es verzweifelt unverständliche Antworten. Alle meine Sprachkunde, die ich mir von dem Lapidarstyl der immer deutsch und böhmisch geschriebenen Wegweiser und ihrem Wes (Dorf), Mesto (Stadt), zde (hier), do (nach), Ulice (Straße) u. s. w. mit großem Scharfsinn abstrahirt, wollte meist zu nichts weiter als einem trostlosen „nichtverstandice" verhelfen. Und dazu diese breiten, aus Eichenholz geschnizten Czechengesichter mit den breiten, stumpfen Nasen, dem breiten, dicken Munde, den stieren Augen, den knorrigen Backenknochen, diesem Bilde der Trägheit und der wildesten Leidenschaftlichkeit zugleich, auf den breiten Schultern und auf der ganzen rauhhärig kurzstämmigen Gestalt — es wurde mir recht böhmisch zu Muthe.

So eilte ich mit verdoppelten Schritten durch den schönen Abend und die abwechslungsreiche, liebliche Gegend mit ihren köstlichen Rückblicken auf die im blauen Dämmer webenden Sudetenkoppen an den ungastlichen Menschen und Orten vorbei, um bei sinkender Nacht in dem Städtchen Senftenberg, da es Niemand anders that, mich selber willkommen zu heißen. Das Cadettencorps von Ollmütz hatte, auf einem Uebungsmarsch nach Königsgrätz begriffen, Alles auf's Friedlichste weggenommen und besezt; mit Mühe eroberte ich mir ein halbwegs mögliches Lager, um dem andern Morgen entgegen zu dämmern.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Reiterstücklein.

(Fortsetzung.)

Froh, mit heiler Haut davon zu kommen, eilte der Sachse von dannen und die Reiter sezten langsam ihren Weg fort, scharf auspähend mit hellen Augen und voll Hoffnung, den Befehlshaber der Veste mit glatten Worten und durch einige wohlangebrachte Drohungen zu überreden, sich in Unterhandlungen einzulassen. „Wir brauchen ja nicht zu sagen, daß uns kein Fußvolk folgt," meinte Bayar, bemerkte dann, der im Zickzack emporführende Felsenweg sey in der That vortrefflich angelegt, und nur wenige entschlossene Männer dürften hinreichen, ihn gegen ein ganzes Heer zu vertheidigen. Die Sprache, in welcher die beiden Offiziere ihre Unterredung führten, war die zu jener Zeit im preußischen Heere so sehr verbreitete französische, welche König Friedrich bekanntlich in seinen ganz besondern Schutz genommen hatte, und in dieser Sprache also sagte Varneri, auf einen ihnen entgegenkommenden Burschen mit einem Felleisen deutend: „Dort oben scheint es ganz lustig herzugehen; offenbar hat der Gesell da schief geladen und zu Stolpen fehlt es demnach nicht an Geist." — Der Bursche mit dem Reisebündel aber war Gottlieb, welchen die erduldete Mißhandlung noch mehr aufgeregt hatte, als er es schon vorher durch den Branntwein und die bittern Zähren des Abschieds von seiner Liebsten gewesen; er schwankte auf seinen Füßen, doch war er nicht so benebelt, daß er nicht mit schadenfrohem Vergnügen in den Begegnenden feindliche Krieger erkannt und nicht verstanden hätte, was sie just sagten. Statt also still vorüberzugehen, blieb er stehen, blickte, auf seinen Stab gestüzt, zu den Offizieren auf und redete sie ebenfalls auf Französisch an. „Helfe mir der gute Gott, meine Herrn," sagte er, „Geister gibt es dort oben freilich, auch Gespenster und

Prügel nach Noten, aber an die Preußen denkt keine Maus, und ihr werdet die ganze Wirthschaft in der schönsten Unordnung finden."

So taumelte er vorüber und Varneri meinte, diese Aussage bestätige allerdings die schon durch den Soldaten mit der Patrontasche ihnen gewordene Auskunft, doch sey eine solche Sorglosigkeit schier unbegreiflich. „Desto entschlossener aber können wir handeln," fügte er hinzu, und hatte in wenigen Minuten darauf den gegründetsten Anlaß, seine Entschlossenheit zu bethätigen, denn plötzlich und unversehens hielten die Ankömmlinge vor dem ersten Schlagbaum, bei dem zwei Schildwachen mit Ober- und Untergewehr und aufgepflanzten Bajonnetten standen, welche beim Anblick der Husaren mindestens eben so sehr erschracken, als diese vor dem ihren. Nun hatte zwar Varneri sich vorgenommen gehabt, bei dem ersten Posten sich als Parlamentär zu melden und nach dem Befehlshaber zu verlangen; sey es aber, daß die Aussagen des Soldaten und des Handwerksburschen seinen natürlichen Uebermuth gesteigert, oder daß die Ueberraschung ihn hinriß, kurz, er riß die Pistolen aus den Halftern, und ohne sich vom Knattern der Hahnen an den Musketen irren zu lassen, rief er: „Ihr habt doch nicht geladen, wohl aber wir. Werft die Gewehre und Patrontaschen in den Graben, sonst schießen wir euch nieder wie tolle Hunde!" — Verdutzt leisteten die Soldaten Folge, ohne ein Wort zu sagen, und wurden nun mit derselben Drohung entlassen, welche am Fuß der Anhöhe ihrem Kameraden das Geleit gegeben hatte.

Die Reiter drangen unerschrocken vorwärts, ohne sich nur einmal nach dem Cornet mit den zwanzig Husaren umzuschauen, die ihnen, wie sie wähnten, in einer Entfernung von höchstens dreihundert Schritten folgten. — Am zweiten Schlagbaum vor der Zugbrücke stand auf dem Posten nur ein einzelner Mann, der bei dem unvermutheten Anblick der Feinde nach dem Seil der kleinen Lärmglocke am hohen Pfahl neben dem Schilderhaus langte, aber es anzuziehen vergaß, als er in die Mündung der gespannten Sattelpistole blickte, die Varneri ihm vorhielt, während Bayars scharfer Säbel den Strang abhieb, so hoch er nur hinauf zu reichen vermochte. „Reiß aus, so lieb dein Hals dir ist!" ermahnte Varneri den Soldaten, der alsbald davonrannte, als wäre die ganze Hölle hinter ihm her. Den kecken Reitern war indessen nicht ganz frei und wohl um's Herz, und die sie umgebende Stille drückte wie mit unheimlicher Gewitterschwüle ihren Muth nieder, als sie unaufgehalten das gewölbte Thor erreichten, woselbst der Obristlieutenant zum erstenmal rückwärts blickte, um nach den zwanzig Husaren umzuschauen, und weil er sie nicht sah, aus voller Kehle mit aller Kraft seiner mächtigen Stimme schrie: „Vorwärts, marsch, marsch!"

Schauerlich hallte der dröhnende Ruf von dem düstern Gemäuer und dem schwarzen Felsgestein wieder, doch zeigte sich keiner der Herbeigerufenen, wohl aber sprang aus der Wachstube unter dem Thorbogen ein Unteroffizier in der Uniform der Invaliden hervor und fragte barsch: „Heda, was soll's?" — Der Mann war ziemlich bejahrt, aber offenbar bei vollen Kräften und unerschrockenen Muthes; dennoch verließ ihn vor dem drohenden Pistolenlauf die Geistesgegenwart, er trat in die Wachstube zurück, wies seine sich neugierig vordrängenden Untergebenen weg und schlug die Thüre zu, worauf Varneri durch seinen Husaren die an der Mauer hängenden Musketen in den Graben werfen ließ, und dann durch die Thüre rief: „Aufgemacht, Hallunken, oder wir schießen hinein!" — Der Unteroffizier öffnete erst, nachdem die Drohung wiederholt worden, und auf Varneris Gebot kam einer nach dem andern einzeln hervor, warf Patrontasche und Untergewehr in den Graben und marschirte ab, vielleicht nicht zur Hülfte so beklommen im Herzen, als die Sieger bei ihren Heldenthaten, zu deren Vollbringung sie wahrlich kaum anders gekommen, wie jener zur Ohrfeige. Verlegen sahen Varneri und Bayar einander an, und in ihren Blicken lag etwas wie eine stille, scheue Frage: ob sie nicht lieber umkehren sollten? Dieß Schwanken jedoch dauerte nicht lange, und dem unheimlichen Eindruck des Ortes und der Umstände mannhaft die Stirn bietend, sagte der erstere: „Le vin est tiré, il faut le boire." — Der andere nickte, und nachdem Varneri dem Husaren befohlen, am Thor zu bleiben, Niemand hinein zu lassen als Preußen, Alle aber, die sonst in seine Nähe kämen, seyen sie Soldaten oder keine Soldaten, hinaus zu jagen und die eigenen, so saumseligen Leute herbei zu rufen, wagten die zwei Offiziere mit dem Trompeter, ihrem Stern und Glück den weitern Verlauf der Dinge anheimstellend, sich durch das Thor in das Innere der Veste.

„War mir's doch, als huschte dort drüben eine Gestalt vorüber," bemerkte Bayar, als sie in die Klengelsburg einbogen. Der Obristlieutenant hatte nichts wahrgenommen, doch sprengten sie hinüber, den Säbel im Riemen am Faustgelenk, in jeder Hand eine Pistole, die Zügel um den Arm geschlungen, um die verdächtige Stelle zu untersuchen, wo sie indessen nichts entdeckten, als eine Art Keller. Sie ahneten nicht, daß just in diesem anscheinenden Keller die Hauptwache sich barg, wohin bei ihrem Anblick die Schildwache sich zurückgezogen, und hinter dem bretternen Verschlag verborgen die Musketen der Mannschaft hingen, deren sie sonst mit leichter Mühe sich bemächtigt hätten. — Alles blieb still und ruhig, wie im tiefsten Frieden, nirgends zeigte sich weder Freund noch Feind, und die weiten Gebäude der Burg schienen völlig ausgestorben, obwohl nach der Berechnung der

Eindringlinge noch zwanzig und einige Soldaten sich darin befinden mußten, indem die Anzahl der bereits Entwaffneten nicht die Hälfte der angegebenen vierzig betrug.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Köln, Oktober.

Eine Reise im neuen Styl.

Beim heutigen Zustand der Verkehrsmittel geschieht es leicht, daß man das vorgesteckte Ziel einer Reise um ein Bedeutendes überschweift. So ging es mir so eben, und wenn mich auch mein Weg nicht in unbekannte Länder führte, von denen ich Ihnen viel Neues und Seltsames mittheilen könnte, so ist doch die Schnelligkeit merkwürdig, mit der ich eine große Strecke durchflogen, Anfangs durch rauchende Locomotiven oder schmetternde Posthörner verführt, am Ende aus Neugier, um zu sehen, in wie viel Zeit man von Köln über Aachen und Brüssel nach Ostende und von dort über Antwerpen und Rotterdam wieder den Rhein hinauf gelangen könne. — Es war Donnerstag Mittag, als wir von Köln mit dem Convoi nach Aachen fuhren. Seit die neue Eisenbahn beide Städte verbindet, hatte ich den Weg nicht mehr gemacht, und da ich ihn früher öfters zu Pferde, mit der Post, so wie mit langsamen Miethkutschern zurückgelegt, so empfand ich recht die Segnungen der neuen Einrichtung. Um die Annehmlichkeit der Eisenbahn recht zu schätzen, muß man bekannte Strecken durchfahren, wo man an einzelnen Häusern, Dörfern, Bäumen deutlich erkennt, wie entsetzlich schnell man alles das erreicht, was man früher im Staube der Chaussee so langsam und beschwerlich einholte. In Folge der Festlichkeiten in der Rheinprovinz waren den Locomotiven ungewöhnlich viele, dicht besetzte Wagen angehängt. Das lachte und schrie durcheinander, deutsch, französisch und wallonisch, bis zum großen Königsdorfer Tunnel, der wie ein langer schwarzer Gedankenstrich die lustige Conversation unterbrach. Es ist wirklich ein eigenes Gefühl, so plötzlich aus der Helle des Tages in eine Nacht hineingerissen zu werden, die durch die vollkommenste Finsterniß und den Mangel an genießbarer Luft einem Vorhof der Hölle gleicht. Alle muntern Gespräche verstummen, die Maschine kracht und klirrt auf betäubende Weise, und Jeder schließt die Augen, theils weil man im Dunkeln überhaupt hiezu geneigt ist, theils um sie vor dem Dampf und Kohlenstaub zu schützen, der das Gewölbe anfüllt. Der Tunnel ist eine starke halbe Stunde lang, und ob man ihn gleich in drei Minuten durchfliegt, erscheint doch diese kurze Zeit sehr lang. Man hat bei der Bahn von Köln nach Aachen sehr bedeutende Terrainschwierigkeiten zu überwinden gehabt. Außer diesem großen Tunnel gibt es noch einen kleinen, eine Unzahl von Brücken über verschiedene kleine Flüsse, und bei Aachen einen großen Viaduct, der die Bahn über das Wurmthal führt und dessen mittlere Pfeiler einige achtzig Fuß hoch sind. In Folge der vielen Zwischenstationen braucht man zwei und eine halbe Stunde Zeit, um zu der alten Kaiserstadt zu gelangen, die von Köln fünfzehn Stunden Wegs entfernt ist. Bei der Menge von Wagen verschiedener Gasthöfe, sowie der großen Omnibus, welche die Reisenden nach den Posten und den umliegenden Orten führen, geschieht es leicht, daß man in ein unrechtes Fuhrwerk kommt; so ging es auch uns, und wir fuhren in kurzer Zeit, statt in den Gasthof zu den vier Nationen, zu unserer nicht geringen Verwunderung in den Hof der Lütticher Post. Indessen, statt umzukehren, nahmen wir diese Verwechslung als einen Wink des Schicksals und ließen uns nach Lüttich einschreiben, um die großen belgischen Eisenbahnen in der Nähe zu besehen. Bereits schwebte uns sogar Brüssel im Hintergrunde vor. — Abends zehn Uhr fuhr die Post aus Aachen, und da diese alten Wagen noch drei Sitze neben einander haben, da es regnerisches Wetter war, so daß man, trotz der neun Personen im Innern, fast beständig die Fenster schließen mußte, und da der ganze Weg von Aachen nach Lüttich gepflastert ist, so gehörte dieses Stück Reise, mitten zwischen den herrlichsten Eisenbahnen gelegen, nicht zu den angenehmsten Partien. Obendrein wurden wir aus dem ersten Halbschlummer durch die belgischen Zollbeamten geweckt, die auf der Grenze bei Henri-Chapelle unsere sämmtlichen Effekten, so wie unsere Pässe auf's Genaueste revidirten. Endlich lag Lüttich vor uns im Thale, von der aufsteigenden Morgensonne beleuchtet, welche uns zugleich in der Ferne den prächtigen Bahnhof zeigte, wo die Locomotive rauchte und uns freundlichst einlud, auf die fatale langsame Nachtpartie eine windschnelle lustige Tagfahrt zu versuchen. — Diese Aussicht war wirklich zu einladend, und wir ließen uns geduldig auf einen ungeheuern Omnibus laden, der uns geradezu auf den Bahnhof führte. Karten nach Brüssel waren bald genommen, und es verging keine halbe Stunde, so gaben die Kondukteurs mit ihren Hörnern das Zeichen zur Abfahrt und der Convoi setzte sich langsam in Bewegung. Noch vor wenigen Monaten mußte man aus dem Lütticher Thale eine lange Strecke bergan zu Wagen zurücklegen, jetzt aber ist auch dieser Theil der Bahn fertig und eine stehende Dampfmaschine schleppt an einem ungeheuern Drahtseil den Wagenzug in verhältnißmäßig sehr kurzer Zeit hinauf. Oben kam uns eine andere Locomotive entgegen, wurde vorgespannt und wir flogen dahin. Das gesegnete, aber flache Land Belgiens auf der Landstraße zu durchschneiden, muß schrecklich langweilig gewesen seyn; denn obgleich wir die Strecke von Lüttich nach Brüssel in drei Stunden zurücklegten, däuchte uns der Weg sehr lang, und obgleich die Räder mit rasender Geschwindigkeit dahin rollten, konnten wir nicht begreifen, warum Brüssel so lange nicht erscheinen wollte. So ist der Mensch; wer früher mit guten Pferden Morgens von Lüttich abfuhr, durfte sich unterwegs nicht lange aufhalten, wenn er bei einbrechender Nacht in Brüssel seyn wollte. Jetzt würde man mit der Eisenbahn diese Strecke noch schneller zurücklegen, als ich angegeben, wenn sie nicht einen kleinen Umweg über Mecheln machte. Mecheln ist das Herz der Eisenbahnen Belgiens; hier ist der Hauptbahnhof, wo alle Züge zusammentreffen, um ihre Passagiere auszutauschen. — Es mochte eilf Uhr seyn, als wir nach Brüssel kamen, und wir wandten den Nachmittag dazu an, die Stadt flüchtig zu besehen. Wir hatten, wie früher bemerkt, früher höchstens bis Brüssel gehen und von hier nach Aachen zurückkehren wollen. Doch der Bekannte, mit dem ich reiste, hatte noch nie das Meer gesehen, und es wäre doch unverzeihlich gewesen, die vier Stunden, die wir nach Ostende hatten, nicht zu opfern, was ja mit so wenig Kosten geschehen konnte. Auch entschlossen wir uns kurz und saßen schon um sieben Uhr auf der Eisenbahn, um nach Mecheln und von da weiter nach Ostende zu fahren.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 28.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenz-Blatt. Nro. 28.

Mittwoch, 19. Oktober 1842.

Vierteljahrs-Schrift 1842. 4tes Heft.

[397] In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Das 4te Heft der deutschen

Vierteljahrs-Schrift

für 1842.

Oktober—December.

Preis des Jahrgangs von 4 Heften 12 fl. oder 7 Rthlr. 8 Gr.

Inhalt:

Ueber Pflege der Nationalpoesie, Dichtervereine und Verwandtes. — Die Nachfolger Schillers und das deutsche Theater. — Die Ackerverfassung, die Zwergwirthschaft und die Auswanderung. — Hebung der Fischerei in Deutschland. — Geschichtliches Recht und geschichtliche Grundlagen. — Zur Orientirung über die Verschiedenheit der Interessen und Ansichten in der Twistfrage. — Die Mathematik in ihrem Verhältniß zu den Naturwissenschaften. — Das Bedürfniß erhöhter Schutzzölle für einige Zweige der Vereinsindustrie. — Kurze Notizen.

Stuttgart und Tübingen, Okt. 1842.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[389] **Reinbeck, Dr. G. v., Situationen.** Ein Novellenkranz. Nebst einigen Worten über die Theorie der Novelle.

2 Rthlr. = 3 fl. 20 kr.

Stuttgart, Beck und Fränkel, 1841.

Wir erlauben uns wiederholt auf dieses Werkchen der Unterhaltung und Belehrung von einem geachteten Novellisten und Aesthetiker aufmerksam zu machen.

Die Novellen sind von edlern Blättern in ihrem Werthe anerkannt worden und zeichnen sich durch Mannigfaltigkeit, Darstellung und Reinheit der Tendenz aus. — Die österreichische Censur hat ihren Verkauf unterdrückt, warum — muß wohl die österreichische Censur am besten wissen. Dagegen ist ihnen von Blättern, wie der Telegraph, die Europa ꝛc. die Ehre erwiesen, daß sie mit wahrer Wuth darüber hergefallen sind, besonders in der Europa der edle Verfasser der „nobeln Passionen" (der sie sogar hat wegwerfen müssen). Wir sind überzeugt, daß dieß ihnen zu nicht geringer Empfehlung dienen wird bei denen, welche für ihre Gattinnen und Töchter eine interessante aber anstoßfreie und veredelnde Unterhaltung wünschen, und deren gibt es gewiß noch in Deutschland.

Auch die voranstehende Theorie der Novelle hat ihre Fata bestehen müssen. — Der Sechser im Gersdorfschen Repertorium (wohl einer der unlängst im Curse verrufenen) hat dem Verf. pathetisch zugerufen: si tacuisses, philosophus mansisses! und einigermaßen dümmlich hinzugefügt: dieses alte und wahre (?) Wort — (es kann ja nur relative Bedeutung haben); — aber siehe, diese Theorie hat in der Wissenschaft ehrenvollen Eingang gefunden (s. Gervinus, Nationallit. d. Deutschen V. S. 697 u. A.) und ist in G. Schwabs „die deutsche Prosa" als Muster der Darstellung aufgeführt. — O unsre arme Kritik! O unsre Recensenten!

---

[392] In Unterzeichnetem sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Hebel's, (Dr. J. P.), allemanische Gedichte. Für Freunde ländlicher Natur und Sitten. Aus der allemanischen Mundart übersetzt von Adrian. 8. 1 Rthlr. oder 1 fl. 36 kr.

— — **biblische Geschichten.** Für die Jugend bearbeitet. Neue unveränderte Auflage. Zwei Bände. 8. Schreibpapier 12 Gr. oder 48 kr. Druckpapier 8 Gr. oder 36 kr.

— — **biblische Geschichten.** Für die katholische Jugend eingerichtet von einem katholischen Geistlichen. 2 Theile. 8. 8 Gr. oder 36 kr.

— — **Schatzkästlein des rheinischen Hausfreundes.** Neue Auflage. gr. 8. 18 Gr. oder 1 fl. 12 kr.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Digitized by Google

[303] In allen Buchhandlungen zu Augsburg — Stuttgart — München und Breslau ist zu haben:

Als ein sehr geschätztes Hausbuch ist zu empfehlen:

☞ Fünfhundert

der besten Hausarzneimittel

gegen alle Krankheiten der Menschen.

Mit einer Anweisung, wie man ein gesundes und langes Leben erhält, — wie man einen schwachen Magen stärken kann, und dazu

Hufeland's Haus- und Reiseapotheke

und die Wunderkräfte des kalten Wassers.

190 Seiten. broch. Preis ½ Thlr. oder 54 kr.

☞ Ein Rathgeber dieser Art (in fünfter verb. Auflage) sollte billiger Weise in keinem Hause, in keiner Familie fehlen, man findet darin die hülfreichsten, wohlfeilsten und zugleich unschädlichsten Hausmittel gegen Krankheiten, womit doch der Eine oder der Andere zu kämpfen hat, und so kann man seinen leidenden Mitmenschen durch dieses Buch Hülfe, oder mindestens guten Rath ertheilen.

In Prag bei Calve — Pesth bei Hartleben — Wien in der Gerold'schen Buchhandlung vorräthig.

---

[399] In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen ist erschienen:

Dinglers

Polytechnisches Journal.

Erstes Septemberheft 1842.

Inhalt: Latrobe's verbessertes Eisenbahnsystem, in Anwendung gebracht an der Baltimore-Ohio-Eisenbahn. Mit Abbild. — Stevensons Strom-Geschwindigkeitsmesser. Mit Abb. — Poole's Maschine zum Ausspannen des Tuchs. Mit Abbild. — Fairbairns und Suttills Verbesserungen an Maschinen zum Strecken des Flachses und Hanfes. Mit Abb. — Ueber das Spulen, Doubliren, Zwirnen und Haspeln der Rohseide, von Nottebohm. Mit Abbild. — Die Galvanographie, von Fr. v. Kobell. — Im Großen angestellte Versuche, welche beweisen, daß die Drähte der galvanischen Telegraphen nicht gegen die Feuchtigkeit isolirt zu werden brauchen. — Anleitung zur Konstruktion des hundertgradigen Aräometers, von Francoeur. Mit Abbild. — Ueber die relative Verdampfungskraft der Steinkohlen und der Kohks, von Dr. Andr. Fyfe. — Ueber Heiz- und Ventilirapparate, von Dr. Andr. Ure. Mit Abbild. — Ueber die Entstehung und Zusammensetzung des anderthalbkohlensauren Natrons, von R. Hermann. — Ueber künstlich gebildetes Spiegeleisen durch einen Zusatz von Schwefel zu grauem Roheisen, von v. Huëne. — Ueber die physischen und chemischen Eigenschaften der Legirungen von Kupfer mit Zinn und Zink, von Robert Mallet. — Bestimmung des Alkoholgehaltes des Weins und seiner übrigen Bestandtheile. Mit Abb. — Ueber Kartoffelzucker und das Verfahren, die verschiedenen Zuckerarten von einander zu unterscheiden, von Dr. Andr. Ure. — Ueber die Ursache der Zersetzung der Mauern in verschiedenen Höhen über dem Boden, von Hrn. Fleuriau de Belleville. — Ueber die wie Kork auf Wasser schwimmenden Mauersteine der alten Griechen und Römer, deren Nutzen, leichte Nachbildung und reichlich vorhandenes Material in Deutschland, von C. G. Ehrenberg. — Neues Verfahren, um bei der Seidenwürmerzucht gute Resultate zu erhalten, von Casimir Maistre. — Miscellen. Verzeichniß der im Julius 1842 in England ertheilten Patente. — Ueber das Verfahren beim Kyanisiren des Grundschwellenholzes für die Hull-Selby-Eisenbahn, von John Timperley. — Eisenproduktion in Großbritannien. — Galvanoplastische Silberplattirung. — Zur Galvanoplastik und über sogenannte galvanoplastische Spitzen. — Ermittelung der in Galläpfeln ꝛc. enthaltenen Quantität Gerbestoffs. — Verschiedene geprüfte Seifenarten zu häuslichem Gebrauch. — Vorrichtung gegen das Rinnen der Talglichte. — Hänle's Maschinen- und Wagenschmiere. — Eigenschaft des Borax, Schabenkäfer zu vertilgen.

Zweites Septemberheft.

Ueber den Druck des Dampfes im Kessel und Cylinder bei stehenden Dampfmaschinen, von de Pambour. — Ueber die Schienenstühle und Unterlagsschwellen auf dem „Permanentweg" der South-Eastern-Eisenbahn, von John Pope. Mit Abbild. — Negrelli, über die Ausführbarkeit der Eisenbahnen mit Anwendung gewöhnlicher Dampfwagen beim Uebersteigen von Anhöhen und Wasserscheiden. Mit Abb. — Verbesserte Signalmethode auf Eisenbahnen, von Edwards. Mit Abbild. — Ueber die richtigen Principien der Geschwindigkeit der Dampfschiffe. Nachtrag zur Beschreibung von Joest Patent-Treibapparat für Schiffe, von A. W. Beyse. Mit Abbild. — Die geneigten Ebenen des Morris-Canals in New-Jersey, in den Vereinigten Staaten. Mit Abbild. — Universalhälter für Drehbänke und Bohrwerke, von Stivens. Mit Abbild. — Youngs und Delcambre's Buchdrucker-Setzmaschine. Mit Abbild. — Gegossenes Kalkmörtel-Haus, eine neue Bauart von Rüdin. Mit Abbild. — Ueber das Verfahren des Hrn. Lebrun, Bauten aus Wassermörtel auszuführen, ein der Société d'Encouragement von Herrn Gourlier erstatteter Bericht. — Beschreibung der bei Grisolles (Dept. Tarn-et Garonne) von Wassermörtel erbauten Brücke, von Hrn. Lebrun, Architekt. Mit Abbild. — Ueber den gegenwärtigen Standpunkt der Versuche mit elektromagnetischen Maschinen, von M. H. Jacobi. — Ueber Verhütung des Rauches und Ersparung an Brennmaterial durch Anwendung des Dampfes nach Juisens Patentverfahren, von Dr. Andr. Fyfe. — Ueber die Reinigung des Fischthrans, von Girardin und Preisser. — Sichere und einfache Methode, den Arsenik mittelst des Marsh'schen Apparates aus Cadavern ꝛc. zu entwickeln und dann von allen anderen ähnlichen Erscheinungen augenfällig zu unterscheiden. — Firnisse und Kompositionen zum Schutz des Schiffbeschlags, so wie der Seiten und des Bodens der Schiffe, von Jeffery. — Miscellen. Neuer Vorschlag zur Befahrung von Berghöhen mittelst Eisenbahnen. — Brustharnisch von gefilzten Flachsfasern. — Das Natron (Soda) aus den ägyptischen Thälern. — Ueber die Bereitung des holzsauren Eisens. — Fettflecken aus Seidenzeugen vollständig zu entfernen. — Benutzung der nicht abdestillirten Weintrestern zum Pferdefutter und abdestillirten als Fuller für Rindvieh und Schafe. — Künstliche Wiesen nach Mathieu v. Dombasle. — Ueber die Tiefe, in welcher gesäet werden soll, um eine gute Ernte zu erreichen. — Ueber verschiedene Baumwollpflanzen und die Baumwollekultur in Indien.

* * *

Von diesem gemeinnützigsten und wohlfeilsten Journale Deutschlands erscheinen wie bisher monatlich zwei Hefte mit Abbildungen. Der Jahrgang aus 24 Heften mit 30 bis 36 großen Tafeln Abbildungen bestehend, mit einem vollständigen Sachregister versehen, macht für sich ein Ganzes aus, und kostet durch die Postämter und Buchhandlungen nur 9 Rthlr. 8 gGr. oder 16 fl. In das Abonnement kann nur für den ganzen Jahrgang eingetreten werden.

☞ Die Verlagshandlung kann vom

Polytechnischen Journal

noch einige ganz vollständige Exemplare, welche sie aufgekauft hat, und zwar 1ster bis 21ster Jahrgang oder Band 1 bis 18 zu 196 Rthlr. oder 336 fl. im 24 Guldenfuß anbieten. Die Jahrgänge 1820, 1821, 1822, 1823, 1824, 1826 bis 1841 sind fortwährend einzeln zum Preise von 16 fl. oder 9 Rthlr. 8 gGr. zu haben.

[563] **Neue Piano-Compositionen von Jacq. Herz. Op. 33 u. 34.**

Rondo brillant und Rondo élégant sur Giselle. Walzer über Themas der Königin von Cypern von Halevy. à ⅔ und ⅓ Rthlr. erschienen so eben. Unter den Dilettanten hat Jacq. Herz durch seine Fantaisien über Themas aus der weissen Dame, Stradella, Stumme von Portici, und durch seine 8 Airs de ballet de Robert le diable (2 und 4händig) et de la Juive — Die Jüdin, den ehrenvollsten Ruf erlangt; schöne Melodien, so wie leichte und doch brillante Spielart zeichnen ihn aus.

Berlin, *Schlesinger*'sche Buch- u. Musikhandlung.

---

[393] In Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Französisches Elementarwerk.

Lehr- und Lesebuch

für untere Gymnasial-Classen,

höhere Bürger- (Real-) Schulen, Cadettenhäuser, Institute und Privatunterricht.

Von

Dr. Mager,

Fürstl. Schwarzb. Educationsrath, Professor in Aarau, der k. preuß. Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt auswärtigem, des Frankfurtischen Gelehrten-Vereins für deutsche Sprache ordentlichem Mitgliede.

Zwei Theile.

Neue Auflage.

Preis 3 fl. 42 kr. oder 2 Rthlr. 6 Gr.

Parthiepreis bei Abnahme von wenigstens 25 Exempl. 2 fl. 24 kr. oder 1 Rthlr. 12 Gr.

Inhalt und Preise der einzelnen Theile:

Erster Theil: **Französisches Sprachbuch.** Elementarmethodische Unterweisung in den Anfängen der Grammatik, Onomatik und Technik der französischen Sprache. (gr. 8. XXXII u. 336 Seiten.) Ladenpreis 1 fl. 30 kr. oder 22 Gr. — Parthiepreis bei Abnahme von wenigstens 25 Exempl. 1 fl. oder 16 Gr.

Zweiter Theil: **Französisches Lesebuch** für untere Classen. Erster Band. (gr. 8. VIII u. 212 Seiten.) Ladenpreis 48 kr. oder 12 Gr. — Parthiepreis bei Abnahme von wenigstens 25 Exempl. 32 kr. od. 8 Gr. Zweiter Band. (gr. 8. VIII u. 348 Seiten.) Ladenpreis 1 fl. 24 kr. oder 21 Gr. — Parthiepreis bei Abnahme von wenigstens 25 Exempl. 56 kr. od. 14 Gr.

Dieses Schulbuch ist aus der doppelten Absicht hervorgegangen, den französischen Sprachunterricht sowohl dem Inhalte als der Methode nach gründlich zu reformiren, und denselben auf einen Standpunkt zu erheben, auf welchem er in Wahrheit ein Bildungsmittel heißen dürfe. Zu dem Ende mußten im Sprachbuche einerseits statt der willkürlichen und conventionellen, dabei sehr oft nicht einmal richtigen Regeln, wie sie seit hundert und fünfzig Jahren eine „grammaire" immer der andern nachschreibt, die organischen Gesetze des französischen Wort- und Satzbaues entwickelnd dargelegt und durch Logik, Geschichte und Sprachgebrauch begründet werden, und das in einer Schülern verständlichen Weise; andrerseits mußte die hergebrachte grammatistische Methode verlassen und es dürfte eben so wenig die Hamilton-Jacototsche Methode gewählt, es mußte vielmehr die genetische Methode gesucht werden, und zwar für dieses für 10—15jährige Schüler bestimmte Buch die elementarisch-genetische Methode. Für die überaus reiche Beispielsammlung im Sprachbuche, so wie für das Lesebuch entstand dann die Forderung, einen Inhalt zusammenzubringen, der, ohne je in die Trivialität und Leerheit der Bonjouriaden und Anekdötchen zu versinken, doch die constitutiven Elemente der französischen Conversation gäbe, zugleich aber einen durchaus gehaltvollen — dabei wohl organisirten — Stoff, aus dem die Jugend ihre bessere Substanz bereiten, an dem sie geistig und gemüthlich wachsen und erstarken und aus dem sie nebenbei Realkenntnisse erwerben könne. Der schnelle Eingang, den das französische Elementarwerk bei höher gebildeten Schulmännern gefunden hat — die erste Auflage erschien vor zwei Jahren, verbunden mit den durchaus anerkennenden Urtheilen der Meister der heutigen Sprachforschung und Didaktik, läßt uns für diese neue Auflage eine gleich günstige Aufnahme hoffen. Der Herr Verfasser hat das Sprachbuch — dem die früher besonders gedruckte dritte Abtheilung: „Wörterbuch und Fibel" jetzt einverleibt ist — im Einzelnen vielfach verbessert und es seinem „Deutschen Sprachbuch" zu nahern gestrebt, wobei die so wünschenswerthe parallele Behandlung des Unterrichts in verschiedenen Sprachen erleichtert worden. Das Lesebuch — früher ein Band von 320 Seiten — erscheint in völlig neuer Gestalt: aus Einem Bande sind zwei geworden, die besonders zu haben, der erste Curs ist um 81, der zweite um 151 Seiten vermehrt; dabei ist namentlich im zweiten Bande auch auf die Oberclassen solcher Schulen Rücksicht genommen worden, die ihre Schüler nicht an höhere Schulen abgeben, sondern dieselben mit 14—15 Jahren ins bürgerliche Leben übergehen sehen.

Von demselben Verfasser ist ferner bei uns erschienen:

Französische Chrestomathie.

In sechs Büchern:

Episch, lyrisch, dramatisch, historisch, rhetorisch, didaktisch.

gr. 8. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 20 Gr.

Parthiepreis für Schulen bei Abnahme von wenigstens 20 Exempl. 2 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr. 12 Gr.

Gymnasien, höhere Bürgerschulen und Cadetten-Anstalten, die das Französische bereits in den unteren Classen beginnen lassen und in den oberen einen Cursus der französischen Literatur geben, werden gegenwärtige Chrestomathie, welche von dem „Französischen Lesebuche für untere Classen" zu dem „Tableau anthologique de la littérature française" den Uebergang und zwischen beiden die Mittelstufe bildet, in ihren mittleren Classen gebrauchen können. Solche Schulen, in denen das Französische noch die hergebrachte Stellung eines Beiläufigen hat, werden sowohl für die mittleren als für die oberen Classen mit dem mehr als ausreichen, was die Chrestomathie bietet. Es ist bei der Anordnung und Auswahl auf dieses Doppelbedürfniß Rücksicht genommen worden: die Chrestomathie enthält nämlich neben zahlreichen und ausgedehnten Fragmenten auch eine Reihe ganzer Schriften aus der epischen, der lyrischen, der dramatischen, der historischen, der rhetorischen und der didaktischen Gattung. Die Vorrede gibt das Nähere an. — Die Verlagshandlung macht auf den (für 53½ Bogen gr. 8.) sehr mäßigen Ladenpreis und auf den noch mäßigeren Schulpreis aufmerksam; zudem lassen Druck und Papier nichts zu wünschen übrig.

Stuttgart und Tübingen, Okt. 1842.

J. G. Cotta'scher Verlag.

[390] Im Verlage der J. D. Classischen Buchhandlung in Heilbronn ist so eben erschienen und in allen soliden Buchhandlungen Deutschlands, der Schweiz und der österreichischen Monarchie vorräthig zu haben:

(Von der Kritik ohne Ausnahme als höchst gelungen anerkannt!)

Allgemein praktisches

Gartenbuch

für den Bürger und Landmann

über den

Küchen-, Obst- und Blumengarten

von

Dr. Joh. Ludw. Christ,

Past. prim. zu Kronberg bei Frankfurt a. M., der königl. kurfürstl. Landwirthschafts-Gesellschaft zu Zelle, der königl. ökon. Gesellschaft zu Potsdam, wie auch der kaiserl. liefländ. ökon. Societät in Riga Ehrenmitgliede.

Dritte durchaus verb. und vermehrte Original-Auflage

von

Eduard Schmidlin.

Drei Theile in einem Bande.

gr. 8. eleg. geb. 2 fl. 42 kr. rhein. = 1 Rthlr. 12 gGr.

Es gereicht uns zum wahren Vergnügen, hiemit neuerdings die Vollendung dieses trefflichen Gartenbuches des nicht nur in Deutschland, sondern sogar auch in fernen Weltgegenden berühmten Verfassers, das in dieser dritten Auflage ganz den jetzigen Zeitbedürfnissen angemessen ist, ankündigen zu können. Es enthält die neuesten und bewährtesten Grundsätze, und unterscheidet sich wesentlich vor so vielen andern mit marktschreienden Titeln versehenen Gartenbüchern dadurch, daß der Inhalt lediglich auf Selbsterfahrung beruht, daher man dessen Richtigkeit auch verbürgen kann.

---

[394] In Unterzeichnetem sind so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Mythologische Forschungen und Sammlungen

von

Wolfgang Menzel.

Erstes Bändchen.

8. Velinp. broch. Preis 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 16 Gr.

Inhalt:

I. Die Schöpfung des Menschen. Vergleichende Uebersicht der darauf bezüglichen Mythen und Dichtungen. — II. Eros. — III. Monographie der Bienen. — IV. Die Mythen des Regenbogens. — Nachträge.

Die erste Abhandlung entfaltet in einem sehr weiten Panorama solche Mythen, die das klassische Alterthum nur wenig berühren, aber desto tiefer in die Ideenwelt des Orients und des christlichen Mittelalters eingreifen und die dem Herrn Verfasser zugleich eine mythologische Recognoscirung in allen Welttheilen verstatteten. Die zweite verweilt vorzugsweise unter den lieblichsten Phantasien des alten Hellas. Die dritte und vierte legen Proben von der Art und Weise ab, wie Gegenstände der Natur im Reflex der Symbolik, Mythologie und Poesie aufzufassen sind. — Zu wissen, wie derselbe Gegenstand oder dieselbe Idee sich in den verschiedensten Vorstellungsweisen der Völker von den ältesten Zeiten an abgespiegelt habe, ist ein Bedürfniß, das sich den Forschern in mehr als einer Wissenschaft aufdrängt, zunächst aber von denen empfunden wird, die sich mit ästhetischen Ideen beschäftigen und im weiten Gebiete der Phantasie zu orientiren haben. Die unbefangene, wenn wir so sagen dürfen, naturgeschichtliche Behandlung der Mythologie, die möglichst vollständige Sammlung und Vergleichung aller Symbole, Mythen und Dichtungen, die sich auf denselben Gegenstand beziehen, ist ohne Zweifel die zweckmäßigste und günstigste für das ästhetische Bedürfniß und wir hoffen daher, daß diese, allen Freunden der Poesie und Kunst gewidmeten Forschungen und Sammlungen den strengen Forderungen der Gründlichkeit und Vollständigkeit nachkommen und allgemein Anklang finden werden.

Stuttgart und Tübingen, Okt. 1842.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[400] Erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Cornelia.

Taschenbuch für deutsche Frauen

auf das Jahr 1843.

Begründet von A. Schreiber, fortgesetzt von

Amalie Schoppe.

28ster Jahrgang. Zweite Folge 2ter Jahrgang.

2 Thlr. 10 Ngr. oder 2 Thlr. 8 gGr.

Verlag von J. Engelmann in Heidelberg.

Joh. Ambr. Barth in Leipzig.

---

[370] Hannover. Im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Alfhilde

Ein Gedicht von

Louise Tittmann.

Mit einem Titelkupfer. 8. geh. 1⅓ Thlr.

---

[391] Im Verlag von Ebner und Seubert in Stuttgart ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die moderne Philosophie und die Persönlichkeit Gottes.

Eine Kritik der Gotteslehre der modernen Philosophie und ihrer Angriffe auf das christliche Dogma

von

Immanuel Paulus,

Lehrer der Philosophie.

gr. 8. 17 Bog. geh. Preis 2 fl. oder 1 Thlr. 6 Gr.

Lasteyrie (Grafen v.),

Sammlung von Maschinen, Instrumenten, Geräthschaften, Gebäuden, Apparaten u. s. w. für ländliche, häusliche und industrielle Oekonomie. Nach Zeichnungen, die in verschiedenen Gegenden Europens aufgenommen wurden.

Aus dem Französischen übersetzt.

Zwei Bände in 20 Heften. gr. 4. Preis 24 fl. oder 13 Rthlr. 8 Gr.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

№ 251.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Donnerſtag, den 20. Oktober 1842.

— One to ten!
Lean raw-bon'd rascals! Who would e'er suppose
They had such courage and audacity!

Shakespeare.

Ein Reiterſtücklein.

(Fortſetzung.)

Wie denn ſo gar nichts ſich rühren und regen wollte, ward endlich dem Trompeter der Befehl, Appell zu blaſen, und kaum waren die kecken Töne des Anſatzes verhallt, als im erſten Stockwerk des großen Gebäudes ein Fenſter geöffnet wurde und das verdrießliche Antlitz eines alten Mannes hervortauchte. — „Heda, heh, hoh!" rief der Greis, „wo führt euch denn das Donnerwetter her? Wer hat euch erlaubt, ſo mir nichts dir nichts in eine Feſtung hinein zu reiten, welche Seiner Majeſtät dem König von Polen gehört?" — „Nun, nun," rief Varneri entgegen, „will uns der alte Herr nicht lieber gar auffreſſen ohne Eſſig und Oel? Wenn uns Niemand erlaubt hat, hereinzukommen, ſo hat man es uns doch auch nicht verwehrt und wir ſind einmal da." — „Das ſeh' ich freilich," ſagte der oben am Fenſter; „aber iſt das 'ne Art, ſo ungemeldet vor dem Commandanten zu erſcheinen, in Wehr und Waffen und mit einem blaſenden Trompeter? Mir für meinen Theil iſt dergleichen noch nicht vorgekommen, ſo lang ich auch ſchon die Ehre habe, die Farben Seiner Majeſtät zu tragen." — Nicht ohne ſichtliche Verlegenheit entgegnete Varneri: „Wenn der Herr der Commandant iſt, ſo bemüh' Er ſich gefälligſt herab. Der Feldmarſchall Gesler ſchickt mich." — „Gleich komm' ich," ſagte Liebenau und verſchwand vom Fenſter. Kopfſchüttelnd bemerkte Bayar: „Das wird mir eine ſaubere Verwicklung. Der Feldmarſchall iſt ja nicht einmal der Befehlshaber unſerer Colonne und meines Wiſſens ſogar in Bautzen zurückgeblieben."

Ohne dieſer Bemerkungen zu achten, ſah Varneri ſich nach ſeinen zaudernden Huſaren um, ungefähr mit demſelben Gefühl, mit welchem ein von irgend einem Kläffer angebelltes und beängſtigtes Kind nach der erwarteten Mutter umherſpäht. Die Reiter kamen nicht, wohl aber trat der General, von ein paar alten Bedienten begleitet, unter die Thüre, beantwortete den Gruß der Ankömmlinge durch ein leichtes Lüpfen des Hutes und ſagte dann ziemlich barſch, er wünſche jezt ihr Begehren zu erfahren. Ganz aus der Faſſung gebracht, wußte Varneri in der That nicht, was er antworten ſollte, und ſeine Beklemmung durch angenommene Rauheit bemäntelnd, ſchrie er: „Was ich will, Alter? Seinen Degen will ich! Er iſt mein Gefangener und Seine Feſtung gehört jezt dem Könige von Preußen." — Liebenau ward über und über roth im Geſicht, ſeine Augen blizten in jugendlicher Leidenſchaftlichkeit, und mit einer Kraft, die ſich von ſeiner vor Alter bebenden Stimme kaum erwarten ließ, rief er: „Wache 'raus!

Wach' in's Gewehr!" — In demselben Augenblick rauschte und rasselte es aus dem vermeintlichen Keller hervor, und nachdem der General seinen zum Vorschein kommenden Soldaten geboten, „die Kerls" gefangen zu nehmen oder vor den Kopf zu schießen, zog er selbst vom Leder, um mit dem Rufe: „Er will meinen Degen? Er soll ihn haben," auf Varneri einzudringen, der seinerseits im Gefühl der Gefährlichkeit seiner Lage und vielleicht mehr noch durch den ihn unmittelbar bedrohenden blanken Stahl gereizt, halb unwillkührlich seine Pistole losdrückte und den alten General im Feuer zusammenschoß. Ohne einen Laut von sich zu geben, fiel Liebenau vorwärts zu Boden, von welchem seine nacheilenden Diener ihn aufhoben, um ihn in's Haus zurückzutragen, während Varneri sich gegen die unter das Gewehr tretende Hauptwache wandte, wobei ihm das zweite Faustrohr wider Willen losging. „Streckt das Gewehr!" donnerte er den Leuten zu, mit geschwungenem Säbel den Flügelmann bedrohend. Da nun die Musketen nicht geladen und die Bajonette noch ganz friedlich mit den Spitzen abwärts nach den Kolben zu an den Läufen befestigt waren, auch Bayar sammt dem Trompeter ihre Feuerwaffen anschlugen, und von dem Knallen der Schüsse gelockt, der am Thor zurückgelassene Husar mit verhängtem Zügel herbeisprengte, so warfen die führerlosen, erschreckten Soldaten ihre Gewehre sammt Säbeln und Patrontaschen nieder, ergaben sich, vier-und-zwanzig Mann stark, den vier Reitern auf Gnade und Ungnade und schienen herzlich froh, als ihnen die ungesäumt vollzogene Weisung ward, sich alsbald von dannen zu machen. — Als sie fort waren, befahl Varneri dem Husaren, ihnen folgend, Acht zu haben, daß sie wirklich die Veste verließen, und dem Trompeter, dem Herrn von Czekuli das Vorgefallene zu melden, damit er die so unbegreiflicherweise zögernde Mannschaft herbeisende.

Bald darauf waren die zwei Offiziere in dem weiten, öden Hof ganz allein, Varneri in höchster Aufregung und wie berauscht von dem vergossenen Blut, sein Freund und Begleiter aber sichtlich verstimmt und niedergeschlagen. Der Obristlieutenant lud seine Pistolen auf's Neue und sagte dann, sich gewaltsam zum Scherz aufstachelnd: „Wir zwei, Herr Kamerad, kommen mir in diesem Augenblick wahrhaftig vor, wie jener Gascogner, der seinem Feldwebel zurief: ich habe einen Gefangenen! und auf den Befehl, den Gefangenen zu bringen, hinzufügte: ja, er läßt mich nicht los! Es geht uns mit dieser so wunderlich gewonnenen Burg nicht besser, wie dem Sohn der Garonne mit seinem Gefangenen, und wenn sich in irgend einem Winkel derselben noch ein paar entschlossene Männer zusammenfinden, so können sie uns wie in einer Mausfalle fangen." — „Wohl möglich," versetzte Bayar zerstreut, fuhr sich mit der Hand über die Stirn und dachte im Stillen: „Wenn er nur den alten Mann nicht geschossen hätte!" — Fern davon, des Kameraden wahre Gedanken zu errathen, deutete Varneri seine sichtliche Beklommenheit als Furcht, und um ihm auf eine gute Art fortzuhelfen, bat er ihn, zu Czekuli zu eilen und in ihn zu dringen, daß er nicht länger mit dem Zuzug zaudere. — „Und ich sollte meinen Freund in solcher bedenklichen Lage verlassen?" wandte Bayar ein. — „Ohne Zweifel," versetzte Varneri, „sobald ich es dem Herrn Obristwachtmeister im Dienst befehle." — „Das ist freilich etwas anderes," meinte Bayar, legte grüßend die Hand an den Kolpack und sprengte von dannen, ungewiß, ob in seinem Vorgesetzten der Eroberer von Stolpen oder ein Gefangener des Feindes zurückbleibe.

(Schluß folgt.)

Ein Gang durch Böhmen.

(Fortsetzung.)

Am folgenden Tag, der mich nach Königsgrätz brachte, war Sonntag. Ich kam durch mehrere ansehnliche Ortschaften, die gepuzten Landleute feierten in einigen Dörfern einen schönen Kirchweihnachmittag, und da ließ insbesondere die auch sonst nicht häßliche weibliche Bevölkerung den reinlichen Putz, die weißen Halstücher und Schürzen von feinster Leinwand mit reichen Stickereien in den bescheidenen Glanz des ländlichen Festes schimmern. Musik ertönte dazu, frisch und gut genug, um daran zu erinnern, daß, wenn nicht die bildende Kunst im engern Sinn, so doch die innigste und seligste der Künste durch kleine und große Virtuosen, wie den bekannten Tomaschek, Thalbergs Lehrer, auf den böhmischen Bergen und Hochebenen, in dem czechischen Arkadien fort und fort geboren wird. — Noch in dunkler Frühe verließen wir in einem Prachtexemplar von Stellwagen die Thore der gut befestigten Stadt, welche, in weiter Ebene auf einer Erhöhung gelegen, mit ihren Thürmen sich hübsch präsentirt. Einförmig ebene Gegend, schlechte Dörfer ließen mit dem Stellkarren schon zufrieden seyn. Zwischen Chlumitz und Podiebrad, dem klingenden Namen, durchschneidet die Straße die sogenannte schwarze Meile, früher ein mächtiges Sumpfland, dessen fetter schwarzer Boden jezt zu mannigfaltigstem Erträgniß verwendet ist. Immer ging's eben fort an den flachen Ufern der ausgetretenen Elbe, bis sich hinter Tauschim die Straße aus der Thalniederung hinüber zu dem Hügelrande wendet, dessen Abdachung

das östliche Ufer der Moldau bildet und so uns endlich in das alte königliche Prag hinunter führt.

Ohne uns erst lange im Innern umzusehen, eilen wir, nachdem wir in dem trefflichen Gasthaus zum goldenen Engel bei einem schwäbischen Landsmann abgestiegen, durch die Stadt, über die Moldau hinüber und hinauf zur Krone der alten Königsstadt, dem allbeherrschenden Hradschin. Einziger gelegen habe ich, Windsor-Castle in England ausgenommen, noch keinen Herrschersitz gesehen. Denke dir die breite Moldau von Süden nach Norden und von da in starker Wendung gegen Osten fließend. Das Thal ist eng und tief, von Westen fällt die Hochebene jäh und schroff hinab, mähliger dacht sich das östliche Plateau an den Strom hinunter ab. Auf einem vorspringenden Winkel des steilen westlichen Hanges thront, nördlich von dem buschigen Hirschgraben, südlich durch eine tiefe Mulde von der bergigen Umgebung abgeschnitten, in mächtiger Ausdehnung die Königsburg Hradschin, oben auf der Höhe eine Schaar von Baulichkeiten um und hinter sich versammelnd, den Abhang hinunter und drunten auf dem ganzen Raum der Abdachung und Abflachung bis zu dem Flusse den ältesten Stadttheil Prags, die Kleinseite, wie einen buntgestickten Teppich sich zu Füßen breitend. An der Spitze des Schloßvorsprunges stehend und gegen Osten gekehrt haben wir also unmittelbar unter uns die Kleinseite, links beginnt der Strom an dem Fuße des steilen Thalabhanges, auf dessen Höhe der Prager Volksgarten angelegt ist, seine östliche Wendung. Am westlichen Ufer ist kein weiterer Raum für Bauten, auf dem östlichen aber zieht sich vor uns von der Linken zur Rechten das eigentliche Prag als Alt- und Neustadt die ganze Uferfläche hinauf, bis da, wo das Plateau näher und schroffer am Flusse abfällt, unmittelbar über der Moldau, doch nicht so hoch und steil als der Hradschin, auf günstigster Höhe die alte Veste Wischerat sich erhebt. Sie ist also auf dem uns gegenüber liegenden östlichen Ufer die südlichste Warte, wie unser Hradschin auf dem westlichen Abhang die nördlichste ist. Auf diesem Hang haben wir zur Rechten das Kloster Strahow, weiter den Laurenzberg, ferner die Hasenburg und endlich die Villa des Grafen Kinsky. Der steile Hang ist mit Baum und Wein auf's Schönste begrünt, und an seinem Fuße streckt sich die Kleinseite den schmalen Ufersaum hinauf, bis fast dem Wischerat gegenüber.

Doch ehe wir das wundervolle Panorama über die Stadt von mehr als hunderttausend Einwohnern zu unsern Füßen von der Höhe des Domthurmes herab genießen, werfen wir einen Blick in die uns umgebenden Herrlichkeiten. Das große Residenzschloß mit seinen mächtigen Fensterreihen gegen Norden und Osten ist gewöhnlich unbewohnt, doch im besten Stand erhalten. Von hohem Interesse waren uns die alten Brustbilder von Heiligen aus der Kapelle vom Schloß Karlstein, welche von Theodorich von Prag im Auftrag Karls IV. gemalt, durch Unbill der Zeit und geflissentliche Vernachlässigung verdorben, jezt von Professor Molowsky wieder hergestellt wurden. In einigen obern Sälen des Schlosses standen und lagen die hundert und vier-und-dreißig Gemälde umher. Die Malerei ist eine Art Tempera, die Farbe eigenthümlich weich behandelt, der Styl grandios, aber etwas plump, gleichförmiger, ächt böhmischer Typus, derb, schwer, hartknochig, Gesichter, wie man sie heute noch als ächt czechisch unter der so gemischten, mit mehr als einer Million Deutscher versezten Bevölkerung des Landes herausfindet, doch nicht ohne Anmuth und Lieblichkeit, besonders in den Köpfen einiger weiblichen Heiligen. Im Belvedere zu Wien befinden sich zwei Bilder aus dieser Sammlung; die Großheit und Würde der Formen imponirt auch an ihnen im höchsten Grade. Bei der Masse von bestellter Arbeit mußte sie natürlich in's Fabrik- und Handwerkmäßige übergehen. Sämmtliche Bilder sollten nach ihrer Restauration, welche die Regierung besorgen läßt, wieder an ihren alten Ort nach Karlstein zurückgebracht werden, und zieren ohne Zweifel bereits wieder die Kapelle dieser merkwürdigen Veste. Freier und geistiger ist die Tafel von dem andern berühmten Hofmaler Karls, von Thomas v. Mutina, eine Madonna und vier kleine Heiligenfiguren an den zwei Seitenleisten enthaltend. Auch von diesem sinnigen Maler enthält die Sammlung des Belvedere ein ausgezeichnetes Heiligenbild.

Für den aufstrebenden Kunstsinn in Böhmen geben die übrigen zum Theil erst in neuerer Zeit sich bildenden Gemäldesammlungen Prags ein erfreuliches Zeugniß. In einem Gebäude auf der Nordseite des Hradschin befindet sich die ständische Galerie, welche aus alten Schätzen und neuen Schenkungen von Seiten böhmischer Großen und insbesondere des Vereins der Prager Kunstfreunde zu einer reichen Sammlung heran wächst. Alle Schulen sind bereits darin vertreten und namentlich zählt die alte deutsche Malerei nicht wenige Repräsentanten von hohem Interesse.

(Fortsezung folgt.)

Mit einem Röschen.

Dieß liebe Röschen fand ich gestern,
Es nickte freundlich mir vom Strauch:
Schon sind des zarten Spätlings Schwestern
Verwelkt vorm scharfen Windeshauch.

Es scheint wehmüthig mich an Tage
Zu mahnen, die vorüber sind,
Und drum mit kaum verhaltner Klage
Send' ich es dir, du trutzig Kind!

Der Sommer grüßt' zum Abschied gerne,
Wenn ringsum Alles welkt und dorrt:
Du aber bist so lang schon ferne,
Und — nicht einmal ein freundlich Wort!

H. Kurz.

Korrespondenz-Nachrichten.

Köln, Oktober.

(Fortsetzung.)

Eine Reise im neuen Styl.

In Mecheln ist ein wirklich merkwürdiges Leben; die weitläufigen Gebäude des Bahnhofs mit allen möglichen Werkstätten begrenzen einen weit ausgedehnten Platz, auf dem sich eine Menge Eisenbahnen von allen Richtungen her kreuzen. Oft stehen drei bis vier Züge zu gleicher Zeit da. Die Locomotive rauchen, die Passagiere sitzen in bunten Reihen und die Kondukteurs laufen emsig hin und her und rufen laut die Namen der Städte, die dieser oder jener Zug berührt, um einen nachlässigen Passagier vor der Unannehmlichkeit zu bewahren, nach dem unrechten Orte zu gelangen. Und doch ist im ganzen Getreibe eine merkenswerthe Ruhe und Ordnung; die Beamten der Bahn sind äußerst höflich und artig, und wissen gewöhnlich den Passagieren in drei Sprachen Auskunft zu geben. — Wenn man die vielen Locomotive sieht, die den augenblicklichen Dienst versehen sollen, oder zur Reserve geheizt und hergerichtet sind, so kann Einem wohl die Idee kommen, als seyen all die tausend Passagiere, die in den eleganten Wagen sitzen, nur Zuschauer bei einem großartigen Wettrennen. Die Lokomotive sind die Rennpferde und werden von den Maschinisten in dem großen Bahnhofe aufs und abgeführt, damit ihre Glieder gelenkig werden, bald rascher, bald langsamer, und die schönen Maschinen gehorchen leicht und willig dem Druck der Handhabe, wie ein edles Roß der Bewegung des Zügels. Plötzlich erschallt eine große Glocke, und aus den Restaurationen stürzen die lezten Passagiere eilfertig zu den Wagen. Jezt verlassen die Locomotive die kurzen Nebenbahnen und werden vermittelst der großen Drehscheiben vor die betreffenden Züge gespannt. Die Kondukteurs laufen längs der Wagenreihe hin und her, um jede Thüre sorgfältig zu verschließen. Sobald dieß geschehen ist, gibt der Beamte des lezten Wagens durch drei Hornstöße das Zeichen, daß bei ihm Alles in Richtigkeit ist, welches Signal von dem des ersten Wagens wiederholt wird. Die Maschine stößt den überflüssigen Dampf aus und sezt sich in Bewegung. Von Mecheln aus fahren gewöhnlich die drei Convois nach Lüttich, Ostende und Antwerpen eine kurze Strecke nebeneinander her. Anfänglich geht es langsam, doch merkbar immer schneller und schneller; jezt wenden sich die drei Eisenbahnen in weiten Bogen jede nach einer andern Richtung, und da nun auch die Locomotive in vollem Laufe dahin jagen, ist jeder Zug bald aus dem Gesichtskreise des andern entschwunden. — Es mochte eilf Uhr seyn, als wir nach Ostende gelangten, und da wir uns von Köln aus mit keinem überflüssigen Gepäck versehen hatten, so konnten wir uns gleich aus dem Wagen nach dem Hafendamme, dem Dyk, begeben, um einen Blick über das Meer zu werfen und uns nach einem Bade umzusehen. Mein Freund, der, wie schon gesagt, hier zum erstenmal die heilige Salzfluth sah, stand sprachlos beim großartigen Anblick, und auch mir, der ich das Meer an vielen Küsten schon gesehen, schlug das Herz rascher. Bald stiegen wir an den Strand hinab, um uns eines der Badekarren zu bemächtigen, von denen, da es eine ungewöhnliche Stunde zum Baden war, viele leer standen. So ein Seebad ist der köstlichste Genuß, so erfrischend und stärkend; leider war es gerade Ebbe und die Wellen gingen nicht hoch. Wir bezahlten für das Bad nebst der Badekleidung zusammen einen Franken. In der wohl eingerichteten Restauration Hammer speisten wir ausnehmend gut und billig, und standen schon im Begriff, noch einen Tag in Ostende zuzusehen, was wir auch gethan haben würden, wenn wir einige Bekannte, die wir hier vermutheten und die auch wirklich hier waren, aufgefunden hätten; aber ein Fremdenblatt, das hier erscheint, kommt nur alle vierzehn Tage heraus, und auf der Polizei war man zwar ausserordentlich artig und freundlich, konnte uns aber keine Auskunft geben. So schlenderten wir misvergnügt dem Bahnhofe zu, und wenn wir die zurückgelegte Strecke überdachten, waren wir darüber einig, daß der Weg von Lüttich nach Aachen, den wir auf dem schlechten Postwagen und dem entsezlichen Pflaster nothwendig wieder genießen mußten, gar unangenehm sey. Ein anderer Weg, um nach Köln zu gelangen, lag allerdings vor uns; doch erwähnten wir desselben Anfangs nur scherzweise gegen einander; denn es grenzte etwas an's Fabelhafte, von Ostende über Antwerpen und Rotterdam den Rhein hinauf sich dorthin zu begeben. Indessen waren wir im nächsten Augenblicke Beide gar nicht abgeneigt, diese zwei Städte, so wie die Schelde und Osterscheldе zu sehen, und ein kleiner Umstand entschied über unser Schicksal. Da der Convoi von Ostende zugleich nach Brüssel und Antwerpen abging, fragte mich der Beamte am Schalter, indem er zwei Karten hervorsuchte: „Pour Anvers, Monsieur?“ und ich sagte: Ja. Eine Viertelstunde darauf fuhren wir schon dahin, kamen im Umsehen nach Brügge und Gent und bei einbrechender Nacht nach Mecheln, wo sich die Züge für Brüssel und Antwerpen theilten. Mit lezterem fuhren wir unter einem starken Gewitter dahin und waren Abends um neun Uhr in der Vaterstadt Rubens. Wir suchten im Dunkeln die Statue des großen Niederländers und sahen sie auch bald in undeutlichen Umrissen hervorragen. Das war aber auch Alles, und nachdem wir ein Abendessen eingenommen, mußten wir uns auf das Dampfboot nach Rotterdam begeben, das um Mitternacht abfuhr. Wer schon große Strecken auf Eisenbahnen zurückgelegt hat, weiß, daß das eigenthümliche Rütteln auf denselben sehr ermüdet, weßhalb wir auch bald entschliefen und erst wieder erwachten, als die Sonne hinter den kahlen Dünen der holländischen Küste emporstieg.

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 84.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 252.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Freitag, den 21. Oktober 1842.

Das iſt ein Glänzen rings, ein Funkeln, Schimmern
Der Städt' im Thal, der Häuſer auf den Höhn!
A. Grün.

Ein Gang durch Böhmen.

(Fortſetzung.)

Ueberall, wo ein Volk zu neuem Frühling erwacht, iſt es die Kunſt, welche mit ihren Blumen, mögen ſie vorerſt auch noch unſcheinbar und nur vereinzelt erſcheinen, zuerſt das Zeugniß von dem friſchen, jungen Leben, das ſich entwickeln will, ablegt. Böhmen beginnt ſich auch mehr und mehr zu fühlen und aus langem Winterſchlafe zu erwachen. Junge Kräfte in Wiſſenſchaft, Literatur und Kunſt ſtellen ſich dem Aufſtreben der Induſtrie an die Seite, und die Regierung, die durch den Burggrafen von Chotek auf ausgezeichnete Weiſe vertreten wird, läßt es nicht an Aufmunterungen fehlen. Wenn nur erſt die reichen Cavaliere aufhören, ihre Güter im Ausland auf Luxus und Hofdienſt zu verwenden, wenn erſt Alle dem Vorbild Einzelner folgen und dem Vaterland mit ihren materiellen und geiſtigen Mitteln unter die Arme greifen, ſo wird Böhmen über die bloß provinzielle Bedeutung auf noch ganz andere Weiſe ſich erheben. Schon jezt liefert vorzugsweiſe das ſlaviſche Böhmen dem großen Kaiſerſtaate ſeine meiſten Geſchäfts- und Regierungsmänner. Es iſt ein anſtelliges, begabtes Volk. Seine treffliche alte Literatur iſt davon Zeuge, was es leiſten kann, wenn es einmal wieder den Schwerpunkt gefunden haben wird, den es ſeit den unglücklichen Huſſitenkriegen verloren hat.

Als Mittelpunkt des Hradſchin erhebt ſich die mächtige Domkirche zu St. Veit, dem Schutzpatron der Böhmen. Kirche und Thurm ſind unvollendet, was aber vollendet iſt, ſtellt ſich überallhin höchſt großartig dar. Meiſter Matthias, ein Franzoſe aus Arras, hat ſie 1343 gegründet, vollendet wurde ſie ſo weit 1385 durch Peter Arler aus Schwäbiſch-Gmünd. Sie reckt und ſtreckt ſich auch ganz im Style der franzöſiſch-gothiſchen Kirchen empor. Die großen Strebebögen, welche ſich von dem hohen Mittelſchiff über die breiten Seitenſchiffe zu den doppelten Strebepfeilern herunterſchwingen, machen den Chorbau ungemein luftig und ragend, faſt etwas zu ſehr iſolirt und zerſplittert ſtarrend, mehr als vereint ſtrebend. Im Innern iſt der Eindruck des mächtigen Baues gewaltig, namentlich frappirt die Maſſe Lichtes, welche aus dem hohen Mittelſchiffe durch die nur von ſchmalen Pfeilern geſchiedenen hohen Spitzfenſter in die Tiefe herniederdringt. Impoſant iſt das, aber nüchtern, wie der ganze franzöſiſche Kirchenſtyl. Das geheimnißvolle Dunkel, welches zum Weſen des deutſchen Baus gehört, iſt dadurch ſchreiend geſtört, und wenn, wie hier, nicht einmal gemalte Fenſterſcheiben den grellen Lichtſchein dämpfen, ſo geht der weſentlichſte Eindruck der erhabenen, eigenthümlich

heiligen Bauweise zu Grunde. Es ist Alles zu luftig, licht und flatterhaft für die ernste religiöse Stimmung.

An den Säulen und Wänden hängen einige interessante alte Gemälde, vornehmlich ein schöner byzantinischer Christuskopf, nächst dem lieblichen Madonnenbilde in der Theinkirche der Prager Altstadt das bedeutendste alte Bildwerk der Prager Kirchen. Das große Altarblatt: die Madonna vom Evangelisten Lukas gezeichnet, aus der Schule des Bernhard von Orley, hängt für nähern Genuß leider zu hoch. Höchst interessant ist noch die hochgewölbte, mit der Domkirche verbundene St. Wenzelskapelle, deren Wände ganz mit böhmischen Edelsteinen ausgelegt und mit Wandgemälden aus der alten Prager Schule, die Geschichte des heiligen Märtyrers darstellend, geschmückt sind.

Durch eine enge, hohe, ganz finstere Schneckenstiege winden wir uns endlich auf den Thurm hinauf, von dessen bedeckter Galerie aus sich ein Blick auf die ganze Stadt und Umgebung bis an das ferne Gebirge mit seinen blauen Kuppen und Kämmen eröffnet, wie du ihn nirgends größer und schöner zu thun vermagst. Hinter uns, wo die Sonne sich zum Untergange neigt, hebt sich das Plateau hinüber, das voll historischer Erinnerungen ist. Es ist der weiße Berg, und der blutige Tag des 8ten Novembers 1620 zeigt uns in einer kurzen Stunde den unglücklichen, unter Pomp und Lust die Anstalten zur Gegenwehr versäumenden Churfürsten Friedrich V. von der Pfalz durch Herzog Maximilians Uebermacht aus den dürftigen Verschanzungen hier oben und aus dem Feld geschlagen, verlassen und hoffnungslos nur mit den vornehmsten böhmischen Herren über die Grenzen nach Brandenburg und Holland fliehend. — Als man eben den westphälischen Frieden geschlossen, sehen wir „das dreißigjährige Waffengetöse zu derselben Stadt zurückkehren, von welcher es ausgegangen.“ Der schwedische Feldherr Königsmark überfällt von eben dieser Westseite her die kleine Seite Prags und gewinnt sie, während sich die Altstadt gegen den Pfalzgrafen Karl Gustav so glücklich vertheidigt. — Ein Jahrhundert nachher, am 20sten November 1741, dringt hier der Churfürst von Bayern, Karl Albrecht, feindlich mit Sturm in die alte Königsstadt, und wenige Jahre darauf überfällt und gewinnt der große Preußenkönig den Hradschin, der noch jetzt Kugeln aus den feindlichen Geschützen aufzuweisen hat.

Und nun in der Tiefe unter uns die ausgedehnte, malerisch in's Thal und an den Berg gebreitete Doppelstadt, durch welche sich das blaue Band der Moldau schlingt; in dem mächtigen Flusse eine grüne buschige Insel nach der andern; über seine raschen Wogen springt von Bogen zu Bogen die massive steinerne Brücke, eine Schöpfung König Karls, unter den drei Wunderbrücken des vorigen Deutschlands die längste, wie die Dresdner die schönste, die Regensburger die festeste hieß. Aus dem wogenden Häusermeer aber zucken und blinken die hundert und aberhundert Thürme und Spitzen, welche den Anblick der merkwürdigen Stadt so ganz besonders charakteristisch machen. Keine Stadt, selbst London nicht im Verhältniß, hat eine solche Unzahl von Thürmen. In eigenthümlicher Bauart reihen sich stets um die eine Thurmspitze vier, sechs, acht wie die Jungen um die Mutter her. Die Thürme sind gewöhnlich viereckig, und so hängen sich an den vier Seiten und Ecken des jähen Daches in der Regel noch die kleinern Spitzthürmchen keck und lustig herum. Da ist denn nicht leicht ein Standpunkt, auf dem du nicht auf einmal vierzig, fünfzig, sechzig, ja noch mehr solcher Zierden in die Höhe schießen sähest. Ueberallhin die mannigfaltigste Abwechslung, das bewegteste Leben von Fluß zu Stadt, von Berg zu Thal; ein Ineinanderfließen von Licht und Schatten, von blauem Himmel und von Baum- und Rebengrün auf Feldern und Hängen.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Reiterstücklein.

(Schluß.)

Dem ungeduldig harrenden Varneri schlich die Zeit mit bleischwerer Trägheit hin. Niemand wollte sich zeigen, außer ein paar einzelnen sächsischen Soldaten, die er mit leichter Mühe entwaffnete und von dannen jagte, indem er sie, wie früher alle ihre Kameraden, bedrohte, sie unter das preußische Kriegsvolk zu stecken, wenn sie sich wieder blicken ließen. Während unten auf der Landstraße Czekuli den Berichten des Trompeters und Bayars keinen Glauben schenken wollte, beide zurückhielt und die begehrten Leute hinaufzuschicken zögerte, weil er dieselben durch einen Hinterhalt zu verlieren fürchtete, ritt oben der Obristlieutenant hin und her, bald zu der nach dem Innern führenden Brücke, ohne sich jedoch durch den Thorbogen hindurch zu wagen, bald gegen den äußern Eingang, um nach denen auszuschauen, die er so sehnlich erwartete, voll bitterlicher Ungeduld und Besorgniß, aber dennoch jedenfalls fest entschlossen, lieber zu sterben als seine Beute fahren zu lassen. Doch entschloß er sich nach einer ewiglangen Stunde vergeblichen Harrens und Bangens endlich, sich nach dem ersten Schlagbaum zurückzuverfügen; dort fand er den Burschen, welcher ihn auf Französisch angeredet hatte, und der nun, offenbar von Neugierde getrieben, wieder den Berg heraufkam. Varneri fragte denselben, ob er ein gutes Trinkgeld verdienen wolle, und Gottlieb, dessen Rausch

in der Zwischenzeit verflogen war, entgegnete, er begehre nach keinem Trinkgeld, doch sey er gern erbötig, dem Herrn Offizier einen Gefallen zu thun, wenn dieser ihm hernach erlauben wolle, wieder in die Festung zu kommen. Zugestanden, betheuerte Varneri, zog die Schreibtafel hervor, schrieb flüchtig einige Zeilen an Puttkammer und trug dem Burschen auf, das Brieflein zu bestellen und sich als Führer in die Burg anzubieten.

Gottlieb verhieß, alles getreulich zu vollführen, und der Held des Zufalls wandte sich wiederum dem Schauplatz seiner Thaten zu, um der gespenstigen Einsamkeit auf's Neue Trotz zu bieten, obschon er lieber sich mit zwanzig Feinden herumgeschlagen hätte. Sorgsam untersuchte er nochmals die Wachstube des ersten Thores und die ganze Klengelsburg; Alles war öd und still; auch von der Wohnung des verwundeten Befehlshabers her ließ sich kein Laut vernehmen; wahrscheinlich war der alte Mann schon todt und seine Diener sammt den übrigen Insaßen der Veste hatten sich furchtsam verkrochen. Indessen neigte sich der Tag dem Ende zu, der einsame Reiter dehnte nach und nach seine Forschungen bis über die innere Brücke hin aus, wagte sich durch das Thor, das sich auch ohne Hülfe menschlicher Hände und Waffen allein schon durch die Schauer seiner Einsamkeit zu vertheidigen schien, und gelangte, ehe er sich dessen recht versehen, zum Johannisthurm, auf dessen Schwelle endlich ein menschliches Wesen sich blicken ließ, eine hochbejahrte Dame, in welcher der Fremdling, der Beschreibung des Soldaten nach, die Gefangene von Stolpen zu erkennen nicht zauderte. Voll Freude, die drückende Einsamkeit unterbrochen zu sehen, begrüßte er die Gräfin auf's Höflichste und erwartete, von ihr nicht minder zuvorkommend empfangen zu werden, ein willkommener Befreier aus langwieriger Haft. Darin jedoch irrte er wiederum, wie denn überhaupt alle Begegnisse dieses wunderlichen Tages jeglicher Vorausberechnung spotten zu wollen schienen. Statt ihn willkommen zu heißen, wie er allen Ernstes gemeint, empfing ihn die Gräfin mit einer Fluth von Schmähreden, nannte ihn den feigen Mörder ihres alten Freundes Liebenau, einen Elenden, welchen für das begangene schmähliche Bubenstück die irdische Gerechtigkeit erreichen, die ewige Strafe nicht schonen und die Nachwelt brandmarken werde, und übergoß ihn dermaßen mit Schmach und Hohn, daß er, der doch sonst weder Tod noch Teufel scheute, nimmer Stand zu halten vermochte, sondern vor der geläufigen Zunge eines alten Weibes Reißaus nahm, nach dem Ausgang sprengte und vielleicht den Platz ganz und gar verlassen hätte, wär' ihm nicht, kaum mehr erkennbar in dem lezten Schimmer der in Nacht verschwimmenden Dämmerung, Puttkammer mit einem Zug Husaren entgegengekommen, um in aller Ordnung von der so seltsam und unbegreiflich durch vier Reiter eroberten Veste förmlich und regelmäßig im Namen des Königs von Preußen Besitz zu nehmen.

Noch ist hinzuzufügen, daß Varneris Kugel den greisen Befehlshaber nicht tödtlich getroffen, sondern nur zwischen Haut und Fleisch gestreift hatte, und der alte Herr den Schrecken noch um einige Jahre überlebte. Die übrigen Offiziere des Schlosses wurden zu Gefangenen gemacht, und die Preußen erbeuteten bei dieser Gelegenheit zwölf Kanonen, mehrere Mörser und Falkonets, nebst einem sehr großen Vorrath von Waffen, Pulver, Kugeln und Lebensmitteln. Auch steht zu vermuthen, daß die Folgen dieses denkwürdigen Reiterstückleins dem Gottlieb und seiner Erdmuthe zu gute gekommen sind; denn wenn auch nichts ausdrücklich davon erwähnt wird, so wissen wir doch, daß der im Jahr 1828 als ein siebzigjähriger Greis zu Dresden verstorbene Hofrath Johann Georg Tzschirner der zweite Sohn eines Sporers und Riemers zu Pirna war, in welchem wir, aller Wahrscheinlichkeit nach, den besagten Gottlieb wieder erkennen.

Als besondere Denkwürdigkeit dürfte ausdrücklich zum Schlusse noch zu erwähnen seyn, daß Varneris Schuß auf Liebenau der erste war, welcher in dem blutigen und ereignißreichen siebenjährigen Krieg überhaupt gefallen ist.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, September.

Der schlimme Sommer.

Ein Sommer voll „Hochgeziten und Freuden" mit der Aussicht von Hunger und Noth im Winter. Freudenfeuer und Jubelschüsse vom Rheine her, und Feuerbrände am Horizont, wohin das Auge sich wendet, und Sturmglocken! Wir freuen uns herzlich über die schönen, deutscher Eintracht gewidmeten Feste, über unsers Königs Triumphzug und seine aus dem wärmsten Gefühle geflossene Rede, die er in Köln vor den versammelten Gästen hielt; wir freuen uns noch ganz speziell als Altpreußen, daß durch diese Feste die Bundesbrücke zwischen uns und den Rheinpreußen fest geschlagen scheint, und wollen dem Werke des Dombaus allen möglichen Segen wünschen. Aber zum Enthusiasmus war es bei uns erstlich zu heiß, zweitens war der Vorgang zu fern, auch wohl für Viele zu fremd, und drittens sind die drohenden Aussichten uns zu nahe. Daß unsere Stadtgärten verdorrt sind und die Früchte, die im Frühjahr in nie gesehener Fülle an den Bäumen hingen, verschrumpften und abfielen, ließe sich ertragen, aber die Nachrichten vom Lande sind betrübend. Die Wiesen von der Sonne verbrannt, die Gesträuche verdorrt, die Flüsse lang hingedehnte Sümpfe. Die Kartoffeln sind schon jezt im Preise gestiegen; wenn dieß Verhältniß im Winter fortdauert, so sieht man mit Schrecken dem Elend der Armen entgegen. Fast noch bedrohlicher sind die in Folge der unterbrochenen Schifffahrt schon jezt bedeutend gestiegenen

Preise des Holzes und des Torfes. Die Noth des Landmanns, für den die Presse zur Zeit nur noch ein halbes Organ ist, kommt dem Städter erst durch mannigfache Vermittelung zur Kenntniß. Daß wir die Butter theurer bezahlen müssen, ist uns noch kein Symbol dafür, daß dem Bauern und Gutsbesitzer das Futter ausgeht und er genöthigt ist, seinen Viehstand zu verkleinern und seine besten Stücke um einen Spottpreis loszuschlagen. Die Concurrenz einer großen Stadt führt noch immer Mittel herbei aus verschonten und glücklichern Gegenden, wie denn die Ernte in jeder Beziehung jenseits der Weichsel vortrefflich ausgefallen ist, dem großen flachen Lande aber gehen diese Mittel ab. Und doch sieht es bei uns in der Mark, die doch ihre tiefen und fruchtbaren Bruchgegenden hat, noch lange nicht so traurig aus als im benachbarten Sachsen. Reisende, welche dasselbe nach allen Richtungen durchstreiften, können nicht genug den trostlosen Anblick der verbrannten Felder und der dem Tode gewidmeten Heerden schildern.

Auch was Feuersbrünste anlangt, sind wir um etwas besser weggekommen, als unser vielfach heimgesuchtes Nachbarland. Die Flammen haben doch nicht ganze Städte und Wälder verzehrt wie in dem unglücklichen Sachsen, für das ein Noth- und Hülfsruf durch ganz Deutschland verhältnißmäßig vielleicht mehr Noth thäte, als vor Monaten für das reiche Hamburg. Wäre da schon die Idee einer Nationalbeihülfe erschöpft? Freilich, wenn Deutschland für das ärmere Oschatz und Camenz angerufen würde, könnte nicht auch mit demselben Rechte dieses und jenes abgebrannte Dorf, wo die Bauern so gut als mancher Hamburger ihr Alles verloren und im Wege der Kollekten in der Umgegend vielleicht im Ganzen ein paar Thaler für sie eingingen, könnte das arme Dorf nicht eben so gut Anspruch auf die Nationalunterstützung machen? Wo ist die Grenze, wo Mitleid und Theilnahme zur allgemeinen, zur Nationalpflicht werden? Zur Zeit sind Brandkollekten nur Gnadenspenden; Laune, Zufall, auffällige Umstände, geschicktere Fürsprecher in den Zeitungen, nicht Verdienst und Bedürfniß entscheiden. Aber der Gedanke an eine große, allgemeine, deutsche Feuerversicherung dürfte, unreif heute noch, sich mit der Zeit einem Projekte nähern, an dessen Möglichkeit und Realisirung wir freilich heute noch so wenig denken können, als man vor dreißig Jahren an einen allgemeinen deutschen Zollverband dachte. Noch sind mehrere der zum Besten der Hamburger Abgebrannten projektirten Schriften und Bücher nicht erschienen, und wenn sie erscheinen, werden sie uns fast als ein Spott vorkommen. Wer denkt heute noch daran, ein Scherflein nach Hamburg zu senden, wo Ueberfluß an Geld ist und, wie verlautet, an Lebenslust!

(Fortsetzung folgt.)

Köln, Oktober.

(Schluß.)

Eine Reise im neuen Styl.

Unser Schiff fuhr äußerst langsam, nicht wegen Schwäche seiner Maschinen, sondern wegen mangelnder Concurrenz, wie uns der gähnende Kapitän versicherte; sonst, als noch eine zweite Gesellschaft diesen Weg machte, kamen die Schiffe schon Morgens um acht Uhr nach Rotterdam, und wir gelangten erst um eilf Uhr dahin. — Es war Sonntag, und mochte unser etwas defekt gewordenes Reisekostüm Schuld seyn, oder die übertriebene Reinlichkeit der holländischen Häuser und Menschen, genug, wir fühlten uns beim Anblick der reinlichen, geputzten Stadt nicht heimlich und nahmen das Anerbieten eines Fiakers an, dem noch zwei Menschen an einer Ladung nach dem Haag fehlten. An dieser Hauptstadt des Landes selbst lag uns eigentlich nichts; bei unserem eiligen Durchstreifen konnten wir ja doch von ihren Merkwürdigkeiten nichts genießen; aber Scheveningen reizte uns, und unser gestriges Seebad in Ostende hatte in uns große Lust zu einem zweiten gemacht. Auf dem Weg zwischen Rotterdam und dem Haag wurde mir ordentlich bange. Da ist Alles so in geraden Linien gezogen, so blank gescheuert und bunt angestrichen, so gar nichts Zufälliges, von der Natur Hervorgebrachtes, woran man seine Freude haben könnte. In den Wirthshäusern, wo wir unterwegs anhielten, war ebenso Alles unheimlich reinlich und obendrein entsetzlich theuer. Alles, was wir gestern noch mit einem Franc bezahlt hatten, kostete heute einen Gulden. So kamen wir nach dem Haag, und an der Postexpedition, wo wir abgeladen wurden, hatte ich es nur meiner Standhaftigkeit zu danken, daß wir für einen Fiaker nach Scheveningen nicht fünf holländische Gulden bezahlen mußten, indem einer der Postbeamten uns fast mit Gewalt hinein nöthigen wollte. Es gelang mir mittelst einiger Grobheiten loszukommen; wir hatten aber damit vier Gulden verdient, denn ein anderer Lohnkutscher fuhrte uns für einen Gulden gern nach Scheveningen. Indessen hatten wir hier von diesem Rosselenker eine andere Kränkung auszustehen, indem er beim Aussteigen schon sein ganzes Geld haben wollte, da wir ihn doch auch für die Rückfahrt gemiethet. Er stützte seine Forderung auf den sehr angenehmen Grund, wir könnten ja möglicherweise im Meer ertrinken. Wir ertranken aber nicht, sondern erfrischten uns trefflich in den hochgehenden Wellen, für welchen Genuß wir aber einen Gulden die Person zu bezahlen hatten. Abends eilten wir nach dem Haag und von da nach Rotterdam zurück, wo wir die Nacht ruhig verschliefen, um am andern Morgen ein Dampfboot der niederländischen Gesellschaft zu besteigen, das uns in zwei Tagen rheinaufwärts nach Köln brachte. Obgleich man uns auf dem Bureau dieser Gesellschaft versichert hatte, wir würden schon am Abend gegen acht Uhr nach Emmerich gelangen, so wurde es doch halb zwölf, und am folgenden Tage, wo das Schiff gegen eilf Uhr in Köln seyn sollte, gelangten wir erst um vier Uhr Morgens dahin, ein Verfahren und Fahren, das sich die niederländische Gesellschaft oft zu Schulden kommen läßt, und das in öffentlichen Blättern ernste Rüge verdiente. So hatten wir in fünf Tagen, durch Umstände und Gelegenheiten verführt, eine sehr bedeutende Strecke zurückgelegt, waren freilich wie Brieffelleisen gereist, hatten aber dabei wenigstens, wenn auch nur im Fluge, die trefflichen Einrichtungen so wie die Schnelligkeit und Wohlfeilheit der belgischen Eisenbahnen kennen gelernt. — Diese ganze Tour hatte Jeden von uns etwa 40 Gulden gekostet, was für den Kreis, den wir über Aachen, Lüttich, Brüssel, Gent, Brügge, Ostende, Antwerpen, Rotterdam, Haag, Scheveningen, Emmerich, Wesel, Düsseldorf beschrieben, gewiß sehr wenig ist.

Beilage: Literaturblatt Nr. 107.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 253.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Sonnabend, den 22. Oktober 1842.

Von keinen Worten iſt das Bild umgeben,
Die dem Geheimniß Sinn und Klarheit bringen.
Im Dämmerſchein, der immer tiefer grauet,
Steht er und ſinnt und fühlet ſich erbauet.

Goethe.

Der Cultus des Todes.

Eine Phantaſie über die Todesſtrafe

von A. v. Sternberg.

Es war ein düſterer, neblichter Morgen, als ich aus den Schatten eines Waldes, wohin mich mein einſamer Spaziergang geführt, heraustretend, eine weite Ebene vor mir ausgebreitet ſah. Ueber die Fläche trieben die Nebel in koloſſalen Geſtalten, und es war mir, als wanderte ein Zug rieſiger Geiſter in die Ferne des Horizonts hin. Die Ebene hatte etwas ſchauerlich Einſames; ſie war ſo weit, daß das Auge ihre Grenze nicht erkannte, und die dürftige Vegetation, die ſie deckte, beſtand nur in Haidekraut und verkrüppelten Geſträuchen. Nichts Lebendes war zu erſchauen, kein Vogel überflog die öde Fläche, kein Thier des Feldes durchirrte das trockene Geſtrüpp, den Himmel deckte ein einförmiges Grau. Unſchlüſſig, ob ich dieſes Feld der Trauer betreten ſollte, ſtand ich am Ausgange des Waldes ſtill und richtete meine Blicke forſchend und bekümmert nach allen Gegenden der Einöde hin. Melancholiſche Akkorde, wie von einer Rieſenharfe herrührend, zogen in langſamen Schwingungen über die Ebene; es war, als ſängen die Geiſter die „uralte Pein“ und das „millionenfache Weh“ des Menſchengeſchlechts. Die Akkorde erſtarben, je näher ſie dem Walde kamen, und löſten ſich in ein Säuſeln auf, gleich wie Herbſtwinde in dem falben Laube der Eiche tönen; in der Mitte der Haide jedoch ſchienen die Klänge am deutlichſten und ſtärkſten; dort ballten ſich auch die Nebel am dichteſten und ſchienen einen geheimnißvollen Gegenſtand dicht zu umſchleiern.

Ein Trieb, dieſe Stelle der Haide zu erreichen, faßte mich und kämpfte die unheimlichen Schauer nieder, die bis jezt meinen Fuß gehemmt hatten. Ich ſchritt vorwärts, und mit jedem Tritte, den ich auf dem trockenen, verbrannten Boden that, fühlte ich meine Begierde, dem Mittelpunkte der Haide näher zu kommen, immer brennender in mir erwachen. Aber die Fläche ſchien ſich in's Unendliche auszudehnen; der Wald hinter mir war verſchwunden, ich ſah mich jezt, wie der Wanderer in der Wüſte, nur vom Himmel und der nackten Oede umſchloſſen. Die Akkorde des Sturmwinds wogten jezt volltönend um mich, in den Strom ihrer grauſenvollen Melodien war ich gleichſam eingehüllt; zu gleicher Zeit wuchſen die Nebel und formten ſich zu immer wechſelnden Geſtalten über meinem Haupte. Ich blieb ſtehen und ſtarrte voll Unruhe und Zweifel vor mich hin. Hatte ich das Ziel erreicht? war ich noch fern? — ich wußte es nicht. Sollte ich noch tiefer in die Dämmerung eindringen? Welchen Ausgang meiner Wanderung konnte ich mir verſprechen? Dieſe Fragen, die ich in Eile mir

that, beängsteten mich, und schon um diesem Zustande zu entgehen, sezte ich auf gut Glück meinen Wanderstab weiter. Die Nebel wurden jezt so dicht, daß sie wie Mauern mich einschlossen. Ich tastete mit dem Stock gleich einem Erblindeten. Die Sturmmelodien nahmen jezt einen wilden Charakter an. Die ganze Atmosphäre schien mit streitenden Tönen angefüllt, und diese Töne schienen mit den Nebeln zu kämpfen; ich glaubte menschliche Stimmen zu hören, die einander aus weiter Ferne riefen und in nächster Nähe, oft dicht an meinem Ohr, antworteten. Endlich, wie von einem lauten schreienden Jammertone zerriß die Nebelhülle und ich hatte plötzlich ein Schauspiel sonder Gleichen vor mir.

Eine unabsehbare Menge Volks war auf der Ebene versammelt. Sie umstand ein hohes tempelartiges Gebäude, das mit der stolzen Zierde seiner Säulen und Stufengänge die Fläche beherrschte und sich wie ein Gebirge in den schönsten architektonischen Massen fast in die Wolken erhob. Ich staunte diesen Tempel an, aber ich konnte seine Bestimmung nicht errathen. Kein äußeres Merkmal verrieth dieselbe. War es eine Kirche? Dieß schien am glaublichsten, aber weßhalb fehlten denn diesem erhabenen Dome die Fenster? Weßhalb diese schauerliche Abgeschiedenheit von allen andern Gebäuden der Stadt, die ich im Hintergrunde sich ausbreiten sah? Das Haus des Herrn, das Haus der Erbauung, das Haus des Trostes darf nicht auf öde Haide allein und einsam gebaut seyn; es muß wie ein Vater unter den Kindern, so mitten im Kreise der rings umgebenden Häuser stehen. War es ein Tempel, der Kunst, der Wissenschaft geweiht? — Wie düster mußte die Kunst, wie schreckbar die Wissenschaft seyn, die hier verehrt wurde! War es der Palast eines Fürsten? Nein, auch der schwärzeste Mißmuth, der stärkste Lebensüberdruß mußte diese Einöde scheuen. Und dennoch war es ein dem Volke nahestehendes Gebäude, es war der menschlichen Gesellschaft, irgend einem Bedürfnisse derselben geweiht, denn warum sonst strömte diese Masse hier zusammen?

Während ich diesen Räthseln nachsann, näherte ich mich einer Gruppe der zahlreichen Zuschauer. Sie hatten eine etwas fremde Kleidung, doch schienen sie mir nur wenig verschieden von der Gesittung meiner Zeit und meines Landes. Ihre Blicke waren gespannt, ihre volle Aufmerksamkeit dem Tempel zugewendet, so daß sie mein Hinzutreten nicht bemerkten. Ich sah in ihren Mienen lebhafte Neugier, aber zugleich düstere Niedergeschlagenheit. Beides konnte ich mir nicht erklären, doch sezte ich's in Zusammenhang mit dem, was im Innern jenes räthselhaften Gebäudes vorgehen mochte. So zahllos und unübersehbar die Versammlung war, so herrschte trotz dessen doch eine lautlose Stille, so daß man das Fallen eines Apfels hätte hören können. Endlich sprangen mit Geräusch die ehernen mächtigen Thüren des Tempels auf und zugleich durchzitterten drei grelle Posaunenstöße die Luft. Nichts erschütternder, als diese erhabenen und doch wilden Klänge plötzlich in die Grabesstille hinein. Die Menge rauschte wie ein im Sturm aufgewühltes Kornfeld durcheinander, und alle Köpfe hoben sich, um wo möglich in das Innere des geöffneten Tempels zu schauen. Dieß war aber nicht möglich; tiefe Nacht deckte die Vorhalle und aus der Dunkelheit hervor sah man jezt langsam einen feierlichen Zug hervorwallen. Sechs vermummte Gestalten in langen schleppenden weißen Gewändern trugen eine Bahre auf ihren Schultern, und auf dieser lag ein Todter, mit unverhülltem Angesicht und ebenfalls in weiße Gewänder gekleidet. Der Zug ging die Tempelstufen hinab und die Bahre wurde auf eine Erhöhung niedergesezt, wo das Volk sich herumschaarte und den Todten mit einer Mischung von Mitgefühl und Neugier betrachtete. Die Züge der Leiche waren ruhig, ja sogar mild, keine Verzerrung an ihnen sichtbar; die Stellung war die eines Schlafenden. Die weißen Gewänder gaben ein ernstes, aber kein abschreckendes, düsteres Bild. Als die Vermummten ihren Todten abgesezt, entfernten sie sich wieder und die Tempelthüren flogen, wie von unsichtbaren Händen geschlossen und unter dem Tönen der furchtbar lauten drei Posaunenstöße wieder zu. Die Verwandten und Angehörigen des Todten kamen nun und trugen die Leiche fort; dieß geschah in Ruhe und ohne den mindesten tumultuarischen Auftritt.

(Schluß folgt.)

Ein Gang durch Böhmen.

(Fortsezung.)

Kaum vermochte das entzückte Auge all diese Reize zu trinken — getrunken wollten sie seyn. Wenn je dieses Wort Bedeutung für mich hatte, so war es dießmal, denn es stellte sich so vielerlei, in jeder Richtung wieder Neues und Herrlicheres dar, daß der Einzelgenuß so unmöglich war wie ein kühles, allgemeines Ueberschauen. Das Auge mußte ganz und gar niedertauchen und das überfließende Herz, voll des Gefühls all dieser Herrlichkeit, konnte sich nicht genug in diese unbeschreibliche Fülle versenken, welche in dem warmen, stillen Lichtmeer der zum Untergang hinter den weißen Berg hineilenden Sonne sich unübersehbar in Nähe und Ferne ausbreitete. Unvergeßlich wird dieser prächtige Abend über der prächtig stolzen und doch so mild und lieb in ihrem grünen Wiegenbett den Strom

hinunter ſchaukelnden Böhmenſtadt als eine Glorie über unſern Reiſeerinnerungen leuchten.

Haben wir geſtern die Königsburg als nördliche Warte des Weſtufers und als Krone der Kleinſeite genoſſen, ſo ſoll der heutige Tag uns durch die Alt- und Neuſtadt nach ihrem ſüdlichen Ende, zu Libuſſas altem Bollwerk führen. Das Innere von Prag, das wir hiebei gemächlich durchſchneiden, iſt eng, unregelmäßig, doch nicht ſehr unfreundlich, ohne hervorſtechenden Charakter, und hat nur wenige alte Erinnerungen. Die vielen Stürme, innere und äußere, welche die Stadt, oder vielmehr die Städte zu beſtehen hatten, ließen durch eine Breſche und Lücke nach der andern die neuen Zeiten mit ihrer banauſiſchen Charakterloſigkeit eindringen: ohne Regel und Prinzip, ohne Ordnung und Bewußtſeyn ſtopfte man, wie in andern viel herumgeworfenen Städten, Riſſe und Löcher, ſo gut und ſchnell es eben gehen wollte, wieder zu. Außer einigen maſſiven Thor- und Brückenthürmen, die zumeiſt von dem Unternehmungsgeiſte Karls die bedeutungsvollen Zeugen ſind, bieten das Innere der Theinkirche und die Reſte des eben im gothiſchen Style, doch ohne höhern Sinn und Geſchmack neugebauten Rathhauſes noch ein altes Antlitz her. Der eigentliche Styl des Mittelalters ſcheint überhaupt ſo wenig als bedeutender architektoniſcher Sinn in Böhmen durchgedrungen zu ſeyn. Das Gefühl der Maſſe und Schwere liegt, wie über den Czechengeſichtern, ſo über den böhmiſchen Baudenkmalen. Freilich gingen die Stürme der Verwüſtung über kein Land wie über Böhmen. Der huſſitiſche Vertilgungskrieg war vor Allem den kirchlichen Monumenten gefährlich, und der dreißigjährige Sturm begann ja bezeichnend genug gleich mit der Zerſtörung einer Kirche. Und was der Krieg nicht umſtürzte, that der Frieden. Der revolutionäre Kaiſer Joſeph insbeſondere hat in dem frommen Böhmen und ſeiner von Mönchen, Klöſtern und Kirchen überfüllten Hauptſtadt ſtattlich aufgeräumt, aufgeklärt und aufgehoben. Noch jezt, wo ſo Vieles wiederhergeſtellt iſt, läßt ſich die bittere Klage darob vernehmen von den frommen Vätern und Brüdern namentlich, welche zwar die alten Klöſter, aber nicht die alten Kloſtergüter und Schätze zurückbekommen haben.

Zuerſt ein Blick und Tritt in die, wie faſt alle andern Kirchen, unbedeutende, unanſehnliche und ſtyllose St. Gallikirche, in welcher Huß einſt gepredigt haben ſoll. Eine Erinnerung an den großen Ketzer ſoll uns fertig machen, mit frommem Herzen und geweihten Füßen zunächſt ein Bischen die Runde in den Klöſtern zu machen. Vor Allem zog uns die hoch über die Häuſer der Stadt hervorragende Kirche in das daran geſchloſſene Franziskaner — oder, da die Böhmen den Ziſchlaut lieber haben — Franziſchkanerkloſter. Geſang ertönte aus der Kirche, es war Hora. Um ſo ſtiller war's in den Gängen des Kloſters, das im Viereck ein hübſches, fleißig bebautes Gärtchen einſchließt. Statt der alten, dumpfen Zellen beherbergen hübſche Zimmer die frommen Herrn, und ſo viel ein flüchtiger Blick zeigte, nicht ohne mannichfachen Comfort. Mehr noch war dieß der Fall bei den Brüdern Dominikanern, deren Wohnung, ganz neu eingerichtet, hell und freundlich, im Innern und im Aeußern nichts weniger als klöſterliches Anſehen bot. Ein junger Sohn des heiligen Dominikus, den wir darum anſprachen, führte uns freundlich und gefällig in ſein Zimmer. Es war flach im Kreuz gewölbt, ziemlich geräumig, hell getüncht und freundlich gemalt, ſauber, ja hübſch gedielt, mit Geräthſchaften reichlich ausgeſtattet, und dieſe ſelber, Bett, Tiſche, Seſſel, Armſtuhl, Bücherſchrank, von modernſter Tiſchlerarbeit; die Bücher auf dem Brette glänzend eingebunden — Schiller und Goethe in der neuen ſchönen Ausgabe neben einem Prachtexemplar der Bibel — alle Bequemlichkeit, die man nur wünſchen kann. So ſieht eine Mönchszelle im neunzehnten Jahrhundert aus. Da iſt's keine Kunſt mehr, die Tonſur und Kutte zu nehmen. Dieſe Ordensgeiſtlichen ſind nicht mehr die alten, zeittödtenden Beter und Räucherer; ſie ſtudieren und lehren, und ſo ſind ſie auch in ihrem Leben in und außer den Kloſtermauern freier und beſſer gehalten als vordem, ſo daß unſer Eins ein ſolches Leben wohl auch aushalten könnte, wie mein Begleiter meinte.

Auch der heilige Benedikt hatte unter Kaiſer Joſephs menſchenfreundlicher Scheere nicht bloß die Scheitel-, ſondern alle Haare laſſen müſſen. Eben wurde, als wir das refundirte Emmaus-Benediktinerkloſter, das zwiſchen der Alt- und Neuſtadt liegt, beſuchten, fleißig am innern Ausbau gearbeitet, namentlich zur Abtswohnung die ſchönſten Eckzimmer des Dormitoriums eingerichtet. Wir ſprachen vor bei einem luſtigen alten Herrn, der wohlgenährt ſein bereits kahl werdendes Haupt auf den Lorbeeren ausruhen laſſen mochte, die er ſich als weiland Gymnaſialprofeſſor gepflückt. Seine geräumige Wohnung war durch einen Verſchlag in zwei Appartements zu einer Sommer- und Winterreſidenz getrennt. In lezterer war ein Bett, das Büchergeſtell, an der Wand ein und anderes Gemälde, und zur Vertheidigung des edeln Lebens eine verroſtete Piſtole. Die Sommerabtheilung war auf's Freundlichſte und Bequemſte eingerichtet. Zwei große Fenſter, mit hübſchen Blumenſtöcken beſezt, ließen die ſchönſte Ausſicht auf den Wiſcherat und die Moldau aufwärts gegen Süden genießen. An den Wänden hingen, mit etlichen Heiligenbildern verbrämt, mehrere profane Gemälde und eine Lithographie, welche den Lieblingshelden des frommen Vaters, Napoleon in der Schlacht bei Waterloo darſtellt, darunter auf einem

Tischchen neben andern hübschen Sachen unter einem Glasgehäuse, von einem Gewinde lieblicher Röschen umschlungen, ein allerliebstes Nönnchen aus Wachs, das der Beichtiger der Schwestern Ursulinerinnen mit größtem Wohlgefallen betrachtete und uns betrachten ließ.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, September.

(Fortsetzung.)

Vergrößerung der Stadt. — Eisenbahnen.

Trotz der 500,000 Einwohner sind wir noch keine große Stadt, das ist oft ausgesprochen und gilt noch heut; aber auf dem Wege dazu sind wir. Dafür spricht die ungemein vergrößerte Lebhaftigkeit unserer Straßen. Wie ausgestorben und öde sah noch vor fünf Jahren zum Beispiel die Friedrichsstadt im heißen Sommer aus. In der langen Friedrichsstraße von abwärts der Linden bis zum Halleschen Thore konnte man die Fußgänger zählen, Wagen und Equipagen gehörten zu den Seltenheiten. Dieser Sommer ist heißer als je einer — ein Brasilianer hier versicherte, die Hitze drücke nicht so in Brasilien, da die feuchten Dünste des fruchtbaren Bodens sie mildere, und der Mensch wenigstens nicht an der trockenen Hitze leide — es sind gewiß eben so viel, wo nicht mehr Einwohner der Stadt als in frühern Jahren verreist, und doch ist diese endlose Straße auch an Sonntagen belebt. In den Wochentagen kann sogar schon das Geräusch der Wagen, Karren, Lastträger stören. Noch todter war die Wilhelmsstraße, nach dem Thore zu das Quartier der Herrnhuter und armen Weber; auch sie ist jetzt mehr als belebt, und der Lärm der Räder hört nicht auf die Fenster zu erschüttern. Fort und fort wird gebaut, die Stadt rückt nicht allein in's Freie hinaus, sondern die alten Häuserquadrate werden durchbrochen und neue Straßen hineingekeilt. Es ist zu verwundern, daß man bei keiner dieser Unternehmungen an die Errichtung mit Glas überwölbter Passagen und Galerien gedacht hat. In Paris entstanden sie freilich nur aus Mangel an Raum, der in dem Grade hier nicht ist; aber da wir noch immer keine Bazars mit überdeckten Gängen haben, würden sie, außer dem überraschenden Anblick, auch für Käufer und Verkäufer bei böse m Wetter und im Winter eine willkommene Neuerung seyn.

Nicht allein der zunehmenden Bevölkerung — wenn wirklich jährlich 10,000 Köpfe hinzu kommen, so liegt es in der Natur der Sache, daß 2500 Wohnungen auch jährlich bereit stehen müssen, um die neuen Ankömmlinge aufzunehmen — ist dieser Zuwachs der Frequenz in den Straßen beizumessen, sondern dem ganz neuen Verkehr durch die Eisenbahnen. Es sind auch nicht allein die Fremden, die ankommen, oder die Einheimischen, die jetzt öfter reisen und zurückkehren, sondern es ist auch die ungewohnte neue Thätigkeit, die jeder Bahnhof mit seinen Oefen, Werkstätten, Maschinenbauten mit sich führt, was mehr Bewegung und Regsamkeit unter die Leute bringt und den Straßen und ganzen Stadttheilen ein verändertes Ansehen gibt. Noch wohnen in jenem äußersten Theil der Friedrichsstadt Herrnhuter und die armen Weber in großen, kasernenartigen Häusern, mit unendlich niedrigen Etagen und kleinen, löcherartigen Fenstern — Nicolai beschrieb diese Kolonie in seinem Sebaldus Nothanker — noch steht auch hier das Brüderhaus der Gemeinde, aber rings umher erheben sich luftige Paläste; dort wird am Thor die neue Friedenssäule prangen, da erhebt sich die Sternwarte, und hier ist die Anhaltstraße durchgebrochen, durch die viermal des Tages ein Völkerstrom und eine Schaar von rasselnden Wagen hin und zurück sich bewegt. Wo bleibt da die ruhige Beschaulichkeit, die freiwillige Beschränkung?

Die zweite Station der Stettiner Bahn wird schon in diesem Jahre fertig, so daß für das nächstkommende nur das letzte Drittel, von Angermünde bis Stettin, zu vollenden übrig bleibt. Noch ist die Frequenz auf dieser Bahn, von der Niemand etwas erwartete, über alle Berechnung groß. In Monatsfrist fahren wir bis Frankfurt; auch von dort bis Breslau ist nun wirklich — wenigstens die Aussicht näher gerückt. Der verfehlten Anhaltschen Bahn will man nun die früher ihr entrissene Erlaubniß, direkt nach Risa-Leipzig zu bauen, als ein Geschenk wieder aufdringen. Die Aktionäre könnten hier vielleicht sagen: timeo Danaos et dona ferentes. Denn ohne zu erwägen, ob es nun noch ein Vortheil oder ein Schade für sie ist, so weiß man nur zu gut, wer ihnen jetzt verschaffen will, was man ihnen früher unter keinem Preis gestatten wollte. Es handelt sich um die Interessen der Potsdamer Bahn, deren Aktionäre nach Magdeburg bauen wollen, angeblich um nach Hamburg weiter zu bauen. Dadurch ginge die Hälfte des Ertrags der Anhaltschen Bahn, die Frequenz zwischen Magdeburg und Berlin, verloren; käme nun noch die Zweigbahn nach Risa zu Stande, so würde der gegenwärtigen Bahn auch die Frequenz nach Leipzig entzogen und ihr bliebe nichts als die von Halle und den kleinen Anhaltischen Herzogthümern, die nun und nimmermehr die Kosten nur des Betriebs aufwögen. Bei diesem Projekt sind die unermüdlichen Hauptinteressenten der Potsdamer Bahn im Hintergrunde, die durchaus ihre Bahn weiter führen möchten. Man hat schon seit lange die großen Grundbesitzer der Altmark zu Hülfe gerufen, denen man die Fortsetzung der Potsdamer Bahn durch die Altmark nach Hamburg in den lockendsten Perspektiven zeigt. Jene Grundbesitzer sollen Einfluß bei Hofe haben, und die Potsdamer setzen Himmel und Erde in Bewegung; es wäre daher nicht unmöglich, daß, wie es bei der Risaer Bahn der Fall war, die früher ertheilte Concession zum Bau in möglichst gerader Linie nach Hamburg (rechtes Elbufer) zurückgenommen würde, um die Erlaubniß zu einer Bahn in krummer Linie zu geben, welche, alle Bedingungen, Zeit, Ort, Kosten zusammengehalten, an die Unmöglichkeit streift. Auch mit der Concession kann diese Bahn nicht zu Stande kommen; darauf kommt es aber den Forderern auch gar nicht an. Sie wollen nur anfangen zu bauen, und wenn sie bis Magdeburg gelangt sind, haben sie ihrerseits ihren Zweck erreicht und können es den Altmärkern und Hamburgern überlassen, wie sie sich von Magdeburg bis Bergedorf die Hände reichen. Unwillkührlich wird man an die Fortification von Paris erinnert. Die Ringmauern, die der ausgesprochene Zweck waren, läßt man liegen, sobald die detachirten Forts zu Stande kommen, die der heimliche sind. Das Verhältniß ist so klar, so oft und deutlich davor gewarnt, und doch kommt es immer wieder zur Sprache. Die Anhaltsche Bahn hat jetzt dem Anschein nach einen tüchtigen technischen Direktor erhalten, und es steht zu erwarten, daß, sobald erst mehr Oekonomie in die Verwaltung gebracht ist, der Erfolg, ungeachtet der verfehlten Anlage, bedeutend seyn wird.

(Fortsetzung folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 254.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Montag, den 24. Oktober 1842.

— Umkränzt mit heiligem Laube
Hebt die geprieſene Stadt leuchtend ihr prieſterlich Haupt.
Hölderlin.

Ein Gang durch Böhmen.

(Fortſetzung.)

Der heitere Schalk geleitete uns ſofort zu den ſchönſten Punkten des Dormitoriums, von wo die Ausſicht nach allen vier Seiten, bei der hohen freien Lage des Kloſters, ſich in voller Pracht genießen ließ. Dann ein Gang in's Refektorium, deſſen Fenſter von Reben beſchattet, deſſen Wände mit Gemälden des Prager Künſtlers Screta geſchmückt ſind, und in die helle Küche, in welcher ſich im erquicklichſten Bratenduſte muntere Köchinnen tummelten. Mit großer Befriedigung zeigte unſer fromme Führer uns die nun als nicht mehr nöthig vermauerte Thüre, durch welche der Abt ſonſt auf einer Wendeltreppe zu jeder Zeit verbotene Genüſſe jeder Art überraſchen konnte. Hierauf mußten wir mit hinaus in den großen, hübſch bebauten, prächtig gelegenen Wein-, Obſt-, Blumen- und Gemüſegarten, der an der Südſeite des Kloſters heruntergeht und für alle Sinne, für Kopf, Herz und Magen ſeine beſcheidenen Genüſſe und Freuden mit vollen Händen bietet. Auch in dieſem Kloſter iſt gut ſeyn, auch unter dieſen Reben iſt gut Hütten bauen; mit dieſem Gedanken nahmen unſere zwei reiſenden Jünger auf's heiterſte Abſchied von dem luſtigen Bruder des freundlichen Kloſters von „Emmaus."

Auf dem Wiſſerat, den wir in wenigen Minuten, vom Kloſter erſt abwärts, dann den Feſtungsberg aufwärts ſteigend, erreicht hatten, wehte friſche Luft die lichten Morgenwölkchen über den blauen Himmel. Die Stadt in reichſter Gruppirung und mannigfaltigſter Schattirung, weiterhin der Hradſchin zeigte ſich in feſten, ſcharfen Umriſſen, der Fluß ſpiegelte den warmen Strahl der Sonne wieder, jenſeits lag friſches Grün in heiterſter Bewegung auf und ab. Still befriedigt ſaßen wir lange auf der Brüſtung der alten Feſtungsmauer, in den ſeltenen Anblick und in den ſtill betrachtenden Rückblick auf die wunderbare Gründerin der Feſte, die männliche Libuſſa, verſunken, bis die Sophieninſel mit ihren anmuthigen Schatten und pittoresken Ausblicken auf die jenſeitigen Ufergruppen uns hinunter und hinüber winkte.

Aus einem heitern Abend und einem ſchönen Morgen ward uns ein neuer Tag des Genuſſes in dem an Reizen der Natur unerſchöpflichen Prag. Wir beſtiegen die Fähre, die uns über den Moldauſtrom an das nördliche Ende der Kleinſeite überſetzen ſollte, von der uns ein nun ganz praktikabel gemachter Hohlweg hinauf zu dem auch erſt unter Burggraf von Choteks Leitung angelegten „Volksgarten" führte. Unmittelbar und ſteil über der ſtolzen Moldau, wo ſie ſich öſtlich wendet, gelegen, bietet

dieſe öffentliche Anlage ganz neue Anſichten und Genüſſe dar. Die herrliche Stadt in ihrer ganzen Ausdehnung von Norden nach Süden läßt ſich auf einzige Weiſe überſchauen. Blauen Duft wob der heitere Morgen über die wirre Häuſermaſſe, und ſo erſchien dieſe um ſo maleriſcher zertheilt durch die hundert und aber hundert Spitzen, welche von Schloß und Rathhaus, Brücke, Thurm und Kirche in kaum überſehbarer Menge ſich erheben. — Ein erquicklicher Morgentrunk bot ſich uns in dem weiter nördlich gelegenen „Baumgarten," einem herrlichen öffentlichen Park, der ſich an einem kleinen, ziemlich ſteilen Abhang hinunter in die Ebene des Moldauthales bis zu den Kaiſermühlen zieht, in denen die Erinnerungen an Kaiſer Rudolphs Lieblingsaufenthalt bei einem trefflichen Glaſe Prager Biers ſich auf's gemüthlichſte genießen laſſen.

Der Rückweg führte uns an das nordöſtlich von der Stadt, auf dem Weſtufer des Fluſſes geſchlagene militäriſche Uebungslager. Es war Mariä Geburt, Soldaten und Bürger feierten und viel Volks ſtrömte aus der Stadt zu dem kriegeriſchen Schauſpiel. Eſſenszeit war nahe; der eine brachte kleingebacktes Holz unter den großen Feldkeſſel, der andere rührte um und koſtete mit Kennerblick; ein dritter ſchlug Pfähle in den Boden und legte ein ungehobeltes Brett darüber, um darauf die Fleiſchſtücke aus dem Keſſel in räſonable Portionen zu verſäbeln. Weiterhin kamen die Rotten herbei; der blecherne Löffel ward aus dem Knopfloch gezogen, das Meſſer aus der Taſche, damit das beſcheidene Stück Fleiſch angeſpießt, ſo gut es ging, nun kauernd, ſitzend, knieend, ſtehend, wie es kam, im Takte nach der Graupenſuppe gelangt und damit die Brocken, welche die linke Hand einſchob, während die rechte auslangte, glücklich hinunter befördert. Darauf war Parade, die Regimentsmuſik ſchloß mit einem Gott ſegne den Kaiſer, und die graubekittelten Jäger zogen unter luſtigem Geſang deutſcher und böhmiſcher Lieder in die Zelte auf's weiche Stroh zurück. Zur Rückkehr für uns und unſers Gleichen war über die beiden von der „Hetzinſel," oder „Groß-Venedig" gebildeten Flußarme eine Schiffbrücke geſchlagen, da die weiter unterhalb geſchlagene geſperrt war für diejenigen, von denen die Schrift ſagt: wie lieblich ſind die Füße derer, die den Frieden bringen. Um ſo zorniger erklärte mein Freund dieſem ganzen Kriegerthum den Krieg. Dieſes ganze koſtſpielige Soldatenſpiel, dieſes troſtloſe Paradeweſen, dieſer leere Putz und dieſe unnütze Zier waren ihm ein arger Dorn in den Augen.

(Fortſetzung folgt.)

Der Cultus des Todes.

(Schluß.)

Unter der Menge war mir ein Mann aufgefallen, deſſen Miene Ehrfurcht und Zutrauen einflößte. Er betrachtete das mir ſo neue Schauſpiel wie etwas, an deſſen wiederholten Anblick ſein Auge ſich gewöhnt hatte. Aber trotz deſſen war ſeine Miene nicht gleichgültig, ſeine Haltung nicht läſſig oder abgeſpannt. Man ſah, daß ſeine Seele mit den Schauern einer tiefen Ehrfurcht kämpfte, während ſein Auge ruhig und feſt blickte. Beim Erſcheinen der Leiche zogen ſich ſeine Brauen zuſammen, und ich ſah einen düſtern, aber männlichen Ernſt über ſeine hohe Stirne ſchweben. Von der kleinlichen, oft fratzenhaften Neugier des großen Haufens war in ſeinen edlen Zügen nichts zu erblicken; er ſchien gekommen, um wie ein Prieſter einer ehrwürdigen und geheiligten Handlung beizuwohnen, während die Menge ſichtlich nur herbeigelaufen war, um zu ſchauen. Mein lebhaftes Verlangen, mir über das eben Geſehene Aufklärung zu verſchaffen, machte, daß ich meine Scheu, dieſe ernſthafte Geſtalt aus ihrer Beſchaulichkeit zu wecken, überwand und dem Mann nahe trat. Er wandte ſich mit einem milden Lächeln zu mir und begrüßte mich, wie man einen Freund begrüßt, und ſo nannte er mich auch, als er meine Frage beantwortete: „Freund, was du geſehen haſt, iſt die Hinrichtung eines Verbrechers." — „Eine Hinrichtung?" rief ich voll Erſtaunen. „Ich ſah aber doch die Leiche unverſtümmelt und habe auch kein Schaffot bemerkt." — Mein Führer erwiderte: „Ehe ich dir erkläre, was hier geſchehen, laß uns näher an den Tempel treten und deſſen äußere Zierden und Zeichen betrachten. In das Innere freilich dringt kein Fuß eines dem Leben geweihten. Wer es betritt, verläßt es ſo, wie du heute geſehen."

Wir drangen durch die Gruppen und kamen dicht an die Mauern des Tempels; ſie waren ſtark und mit keiner Oeffnung nach Außen verſehen. Die Säulen in ihren koloſſalen Dimenſionen trugen die Kuppel und eine weite Vorhalle war von einem mächtigen Vorſprung in Form eines antiken Frontons beſchattet. Ueberall waren die Mauern mit Bildſäulen und Emblemen geſchmückt, die „die Arbeit des Todes" auf der Erde veranſchaulichten. Zwiſchen den Säulen des Eingangs befanden ſich zwölf koloſſale Statuen, die in grauſenerregender Wahrheit den Moment des Todes darſtellten, jedoch immer ohne widerliche Verzerrung. Es lag der großartige, poeſievolle Schmerz des Laocoon in dieſen Geſtalten, in dieſen Zügen. Das brechende Auge, der hinſterbende Muskel waren furchtbar ſchön im Marmor wieder

gegeben; man erblickte das ernste Gesetz des Todes ohne die kleinlichen, verzerrenden Nebenumstände des individuellen Sterbens. Ueber diesen Gestalten, die in den Nische ihren Todeskampf kämpften, schwebte oben auf dem Giebelfelde der Genius des Todes selbst und breitete seine Arme weit aus über die Erde. Es war in der Auffassung dieser Gestalt alles Große und Zerschmetternde der Idee des Todes ausgedrückt. Kein fleischloses Skelett, aber auch kein sinnlich weicher, schöner Knabe mit umgestürzter Fackel, sondern eine schwere, volle Gestalt mit einem bekrönten stolzen Haupte stellte jene Macht vor, der alles Lebende sich beugt. Man sah, wie die Wucht dieses Körpers alles erdrückt und vernichtet, was in seine Nähe kommt, und wie der Athem dieser titanischen Brust Weltkugeln ausbläst, gleich wie der Knabe Seifenblasen. Die Reliefs an den Wänden zeigten die Wanderungen von Pest, Hungersnoth und Krieg über die Erde. Der Selbstmord hatte seine eigenen Tafeln, auf denen seine Schrecken dargestellt waren, eben so das Laster, wie es in verschiedenen Gestalten mordet, hier an schwelgerischen Tischen, dort in der Einsamkeit der Nacht, hier im Gefolge der Liebe, dort im Auftrag und auf den geheimen Wegen des Hasses. Aber immer war Tod das Ziel, der Schlußrefrain des grausenvollen Liedes. Dieses Gebäude, das der Majestät des Todes geweiht war, zeigte keine Gruppe, wo dieser eiserne Tyrann unter milden Gestalten auftritt. Es war keine Mutter dargestellt, die an der Wiege ihres sterbenden Kindes sizt und diesem sanft die Augen zudrückt; kein Vater ward gezeigt, dem der Seinen Liebe die bittere Stunde versüßt, keine Liebende war dargestellt, der der Geliebte mit einem Kusse das Leben von den Lippen nimmt. Nur der strenge Ernst war gegeben; kein Bild des Mitleids, der Schonung, des Trostes war diesen ewig finstern Mauern eingeprägt. Alles war hier kalt, starr, unerbittlich, zermalmend, in Ewigkeit zerstörend. Darum auch die einsame Oede, die Abgeschiedenheit von den menschlichen Wohnungen, darum die starre Größe des Gebäudes, der dem Tode selbst abgeborgte Schrecken, den es einflößte.

Als ich diese Eindrücke und Gefühle meinem Führer mitgetheilt hatte, machte dieser mich nunmehr mit der eigentlichen Bestimmung des Tempels bekannt. „Wir haben die Todesstrafe nicht abschaffen können, aber wir haben ihr das Blutige und Entsetzliche genommen. Dabei ist aber der Ernst des Richterspruches geblieben, ja er ist noch erhöht worden. Im Innern dieses Gebäudes, dessen Geheimnisse Niemand erschaut hat, geht die Tödtung vor sich, und zwar auf einem schnellen, blutlosen und nicht entstellenden Wege. Eine geheime Kunde sagt, daß es durch den elektrischen Funken geschehe, den man auf das Herz des Verbrechers richtet und der mit dem Blitz des Himmels, aus dessen Fackel er genommen, die Eigenschaft gemein hat, daß er schnell und, wie man glauben darf, schmerzlos tödtet. So vollziehen wir unsere Todesurtheile." — Der Erklärer schwieg. „Welchem Lande, welcher Zeit gehörst du an?" fragte ich seltsam beklemmt. — „Du bist durch Dunkel und Nebel zu uns gedrungen," ertönte seine feierliche Antwort. „Frage mich nicht weiter."

Während wir sprachen, sah ich die Bewegung in der Menge sich erneuen. Alles fluthete dem Eingang des Tempels wieder zu. Da erblickte ich, begleitet von Verwandten und Angehörigen, ein junges Mädchen von ungewöhnlicher Schönheit. Sie war bekränzt und in festliche Gewänder gehüllt. Ihre Miene drückte stummen Ernst aus, sie war bleich, aber nicht schüchtern oder verzagt. Kräftig schritt sie daher und näherte sich dem Eingang des furchtbaren Tempels. Auf dem ersten Absatz der Treppenstufen wich ihr Gefolge von ihr und sie blieb allein, den ehernen kolossalen Thüren gegenüber, die sich nun öffnen sollten, um sie auf ewig von der blühenden Welt, dem Licht der Sonne und dem Schmuck der Blumen zu trennen. Dieser Moment schien ihre Fassung zu brechen, sie wandte sich um und streckte die Arme mit der Geberde erschütternder, heftiger Sehnsucht nach der Menge unten auf dem Platze aus. Allein kein Arm erhob sich, sie zu retten, Alle schauderten bei dem Gedanken, die Stelle zu betreten, wo die Gerichtete stand. So tönten denn die drei Posaunenklänge, die Thüren öffneten sich und die Vermummten schritten hervor, ihr Opfer in Empfang zu nehmen. Blühend, geschmückt, im Reiz und der Frische der Jugend hatte sie sich der Menge bis zulezt gezeigt; einige Minuten, und die Thüren öffneten sich wieder, und eine blasse, aber schöne Leiche wurde herausgetragen, in dem kalten, weißen Schmuck der Grabgewänder.

Dieser Vorgang war der lezte. Das Volk verlief sich und der Tempel des Todes stand einsam in weithin gedehnter Wüste. Die melancholischen Sturmakkorde tönten in schauerlicher Stärke über die Kuppel dahin. Meine Seele faßte Wehmuth über das Leid und das Geschick der Menschen. Ich suchte meinen Führer, er war nicht mehr zu finden, ich war völlig allein. — Noch einmal trat ich den Stufen nahe und warf einen forschenden düstern Blick auf die finstere Majestät des Tempels. Wann, rief ich bei mir, wird die Zeit erscheinen, wo kein Opfer mehr diese schwarzen Stufen emporsteigt, wo der Mensch nicht mehr gezwungen seyn wird, den Mordstahl auf seine Brüder zu zücken, um Sicherheit und Ruhe der Gesellschaft zu wahren? Wann —?

Das Tönen in der Luft wuchs jezt zu einem schreienden, wilden Toben, in das sich die Stimme eines fernen Donners mischte, den Horizont umzog eine

brennende Röthe, eine schwüle, beengende Luft erschwerte den Athemzug; ich eilte bestürzt und geängstet von dannen und hinter mir ballten sich die Nebel wieder auf der Haide.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, September.

(Fortsetzung.)

Theater. — Kunst. — Karikaturen.

Die Schauspieler des königlichen Theaters haben sich gedrungen gefühlt, für den abgehenden Grafen Redern etwas zu thun. Das ist jetzt hergebracht, und die Pietät, wo sie sich noch zeigt, wollen wir nicht tadeln, ob wir gleich der Meinung sind, daß sie sich besser zeigen könnte, als durch Abschiedsschmäuse, und daß es Gegenstände gebe, wo sie zweckmäßiger angewendet wäre, als daß Jeder, der einmal einen bedeutenden Posten hatte, deßhalb, weil er ihn verläßt, gefeiert werden muß. Ein böser Witz könnte das ganz anders auslegen, als es gemeint war. Indessen, da die Singakademie den Abgang Spontinis feierte, konnte sich das Theater nicht wohl entbrechen, auch des Grafen Redern Abgang zu feiern. Ob ein Zweckessen statt gefunden, weiß ich nicht, von merkwürdigen Toasten und Reden ist wenigstens nichts verlautet. Aber die Mitglieder der königlichen Bühne haben dem Grafen zur Erinnerung an dieselbe ein Album verehrt. Obwohl es Sitte ist, in ein solches Memorabilien aus der Dienstzeit des Jubilars oder des abgehenden Beamten einzutragen, fand man es hier angemessener, einige Abbildungen der verschiedenen Schauspielhäuser auf die leeren Blätter malen zu lassen. Graf Redern geht bekanntlich in das Forst- und Domänenfach über, zu welchem neuen Wirkungskreise er unter dem Minister von Ladenberg jetzt anleitende Studien macht. Als der selige Graf Brühl das Theater verließ, um seinen neuen Wirkungskreis anzutreten, mußte diese Festsitte noch nicht Mode seyn; der Mann, der viel gefehlt, aber immer in gutem Bewußtseyn, und seine ganze Lebenskraft seinem Amte geopfert, ging, so viel uns bekannt, ohne ein äußeres Liebeszeichen seiner ehemaligen Untergebenen ab. Im Stillen lebte dagegen seine Erinnerung desto lebendiger bei den Meisten fort. Ob, wenn der einst Herr v. Küstner abgehen sollte, die dankbare Erinnerung der Theatermitglieder ihn begleiten wird, wissen wir freilich nicht, wollen aber hoffen, daß es der Fall ist. Ein strengeres Regiment nach gar keinem schmeckt nicht; aber der Einsichtsvollere muß doch endlich seine Nothwendigkeit anerkennen. Bis jetzt hört man nur von einzelnen Zeichen, die von einer versuchten Strenge sprechen. — Die eigentliche Wirksamkeit des neuen Direktors kann wohl erst mit dem Winter beginnen. Nachdem alle mögliche fremde Damen gastirt ohne besondern Beifall, gastirt wieder ein beliebter Zögling dieser Bühne, Elise Stich, die Tochter der Crelinger, auch ist Charlotte v. Hagn wieder derselben gewonnen, gleich wie ein Liebhaber und Held in Herrn Hendrichs, der schon einmal unter der frühern Verwaltung hier war, aber, weil es ihm nicht gefiel, fortging. — Das Königsstädter Theater hat sich im Sommer ausgeruht und ein neues Kleid angezogen. Von sonstigen Anstrengungen und Planen für eine neue Existenz schweigt das Gerücht. Die italienische Oper ist wieder eingetroffen.

Die Kunst sonst wartet noch immer auf den Augenblick, wo sie Paläste und Kirchen, auch Wasserkünste für Berlin bauen soll. So viel Projekte, so wenig noch Thaten. Selbst über den neuen Dom, der an die Stelle des alten treten soll, ist noch nichts entschieden. Die Plane, welche der Architekt Stier beim Leipziger Architektenverein mit so großem Beifall vorgelegt, sind hier höchsten Orts nicht gebilligt worden. Auch das Projekt des Architekten Hallman, welches er in einem Aufsatze seiner geistvollen Schrift: „die Kunstbestrebungen der Gegenwart," betreffend den Bau einer protestantischen Kirche, beschreibt, erregt nur Aufmerksamkeit, heftigen Widerspruch und lebhafte Theilnahme, von einer Ausführung ist aber nicht die Rede. Die von Schinkel hinterlassenen Fresken werden im Museum ausgeführt, aber langsam, sehr langsam, da auch hier der geniale Entwurf auf Schwierigkeiten in der Execution stößt. Schinkel, in den kühnen Flügen seiner Phantasie, hat eine Aufgabe gestellt, welche eigentlich außerhalb der Grenzen der Frescomalerei liegt. Dennoch thun die angestellten Arbeiter und Künstler unter Herrmanns Leitung alles Mögliche. Cornelius ist leider noch immer gezwungen, unthätig zu bleiben. Die Kunstfreunde sind in Erwartung der Ausstellung, die so eben eröffnet wird, und der Rückkunft des Direktor Wagen aus Italien, der manche glückliche Ankäufe für das Museum gemacht haben soll. Einstweilen lustwandelt die Kunst bei Seite auf einem ganz neuen Felde — der Karikatur. Karikaturen zeugen von Leben in einer Nation. Der König selbst, wie man versichert, hat längst dieß Lebenszeichen seines Volkes gewünscht, und der Aufenthalt in London hat den Wunsch auf's Neue in ihm angeregt. Daher das Edikt. Was konnte zu einem geistvollen Könige auch wohl deutlicher von dem Gesundheitszustande einer Nation sprechen, als das Beispiel eines Landes, wo der derbe Volkswitz einen Premierminister in effigie verbrennt, und kein Polizeiarm sich regt, es zu verbindern, keine ängstlichen Gesichter, daß die Autorität beleidigt sey, keine Klage, keinen Richter. Minister und Hof und alle Regierungshelfer lächeln vielmehr, und der verbrannte und verdammte Minister ist geehrter, angesehener, einflußreicher, thätiger und durchgreifender, als je einer vor ihm. Des Königs Aufforderung ist zum Theil verstanden worden. Eine ächte, mit wahrem Humor und künstlerisch aufgefaßte Karikatur ist die vom deutschen Michel. Es ist thöricht, zu sagen, der Deutsche solle nicht über sich selbst spotten. Spott hilft zu Zeiten weit mehr als Predigen. Machiavel half zu einer gesündern Politik durch die schlechte, die er, wenn auch nicht deßhalb, vor Aller Augen klar und handgreiflich darstellte. Neben dieser Nationalkarikatur erscheinen auch manche recht artige Lokalkarikaturen. Aber der Sieg ist noch nicht entschieden, das Terrain ist den Kunstheroen selbst noch zu unbekannt, der Deutsche nimmt den Scherz immer noch zu ernst, und mir ist sehr bange, daß irgend ein kecker Scherz, der hier oder dort Anstoß erregt, dem lustigen Spiel wieder plötzlich ein Ende mache.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 108.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 255.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Dienſtag, den 25. Oktober 1842.

Andre Zeiten, andre Muſen!
Uhland.

Liebeslied.

Liebſte! laß das Küſſen ſeyn,
Greife nach der Spindel;
Fort mit aller Tändelei'n
Luſtigem Geſindel!
Nicht dein ſeidenes Papier,
Nicht die weib'ſche Cither —
Eine Schärpe reiche mir,
Deinem jungen Ritter.

Nicht von Liebe darf fortan
Deutſche Muſe flöten.
Dieſes Feld ſey abgethan,
Mahnen die Poeten.
Wilde Drachen, ſagen ſie,
Geb' es noch zu bänd'gen.
Hell, wie Schwerter, klirren die
Lieder „des Lebend'gen."

Was noch alte Schule heißt,
Sieht ſich um verwundert:
Denn es brauſt ein neuer Geiſt
Raſch durch das Jahrhundert.

Auf des Reimes flücht'gem Roß
Fliegen die Gedanken,
Und es ſprengt der kecke Troß
Muthig in die Schranken.

Freudig lauſcht die Nation
Ihren jungen Barden.
Sage, welcher Mutter Sohn
Möchte träg noch warten?
Immer nur den alten Kohl
Kochen faule Bäuche;
Neuer Wein gezieмt ſich wohl
In die neuen Schläuche.

Weg den Plunder und den Tand
Abgelebter Muſen,
Von der Liebſten Strümpfeband
Und dem Schwanenbuſen!
Vöglein, nicht begeiſtert mehr
Dichter dein Geſchmetter;
Bächlein, eilt in's große Meer!
Wölkchen, werdet Wetter!

Löſche Mond die Lampen aus,
Alter Himmelsbuhle;
Nicke ein im öden Haus
Auf dem Sorgenſtuhle.

Alle seufzen liebeskrank
Dir den ew'gen Jammer;
Doch du kommst nun, Gott sey Dank!
In die Rumpelkammer.

Süße Liebe, zürne nicht!
Ach du kannst nicht zürnen!
Es durchglüht dein ew'ges Licht
Des Gedankens Firnen.
Süße, heilige Natur,
Dir gilt nicht das Grollen;
Alten Kindern gilt es nur,
Die nicht wachsen wollen;

Denen, die noch nie entbrannt
Für das Große, Ganze,
Die noch nie den Ernst erkannt
In der Rhythmen Tanze;
Denen, die das Liliput
Ihrer kleinen Seelen,
Ihres kleinen Glückes Schutt
Emsig uns erzählen.

Der ist Sänger nicht, noch Mann,
Schatten nur und Wolke,
Dessen Herz noch nie ersann
Lieder zu dem Volke.
Lüftet eure Herzen weit
Für des Geistes Wehen.
Solche Sänger will die Zeit,
Die die Zeit verstehen.

Liebste, nicht die Liebe flieht,
Das wirst du begreifen.
Wenn die Blüthe hat geblüht,
Muß die Frucht ja reifen.
Reiche mir den Becher Wein,
Schreib' die Verse nieder.
Dieses wird das beste seyn
Meiner Liebeslieder.

W. Limberg.

Ein Gang durch Böhmen.

(Fortsetzung.)

Krieg muß einmal seyn, also auch Soldaten. Und warum haben alle Völker des Alterthums und der neuen Zeit, Römer und Griechen voran, auf blanke Waffen und schmucke Rüstung gehalten? Es ist nicht bloß die formelle Ordnung und Disciplin, die als zum Dienste und zur Sache nothwendig, zum Gebrauche nützlich nicht erlassen werden kann. Das reicht über den Nutzen hinaus. Wie das ganze Gebiet des Schönen, wo es in's Daseyn greift, soll es das Gefühl des erhöhten Moments und Lebens eben so bezeichnen als wecken. Die Bestie wird geschlachtet, aber das Opferthier wird geschmückt zum Altare geführt. Wo nun das höchste Opfer gebracht werden soll, wo der Mann sein bestes Theil auf das Spiel setzen, Zeit und Ewigkeit in die Hand nehmen soll, um sie für einen Augenblick hinzugeben, da soll die höhere Menschenwürde und der höhere Zweck auch in der äußern Erscheinung sich ehren und bekunden. Nur freilich, daß unsere Zeit mit ihren Fräcken und Cravatten Alles aufwendet, um den gottgeschaffenen Menschen von Schneidershand erst recht zum Krüppel und zum Monstrum zu verunstalten, ehe sie ihm sich anvertraut. — Doch wir haben allen Respekt vor dem Offizier, der vor der Bresche von Constantine, als zum Sturm geblasen wurde, erst die weißen Glacéhandschuhe in aller Ruhe anzog, dann den Degen in die Faust nahm und seine Soldaten zum Sieg und zum Tode führte; es gibt tapfere Krieger auch in Glacéhandschuhen.

Noch sind uns nicht minder interessante und köstliche Partien auf dem steilen Westabhange nördlich vom Hradschin aufbehalten. Auf dem Gang zum Kloster Strahow berühren wir das Palais des Grafen Nostiz und des alten Fürsten von Waldstein und Herzogs von Friedland. Im erstern findet sich eine hübsche Anzahl von zum Theil werthvollen Gemälden aus ältern und neuern Schulen, im andern noch manche Erinnerung an den berühmten Mann, dessen Andenken zumal in dem großen Bankettsaal beim Anblick des Siegeswagen, der an die Decke gepinselt ist, und hinter dem Palaste in dem hübschen Garten rege wird, dessen hohe, epheubewachsene Kalksintermauern noch vom Fürsten herstammen sollen.

Oben in dem einzig gelegenen Prämonstratenserstifte Strahow kommt die Natur und die Kunst mit allen ihren Zaubern dem Auge entgegen. Durch den kunstsinnigen Prälaten ist nun eine Gemäldegalerie begründet, welche zu den interessanten Schätzen, die sie bereits enthält, noch manches verkommene und vernachläßigte Meisterwerk, das in Palästen und Klöstern versteckt und verunehrt ist, in sich aufnehmen wird. Aber sein schönster Schmuck wird das große Rosenkranzfest von Albrecht Dürer seyn, mit dessen herrlich gelingender Restauration und tüchtiger Copie wir den wackern Maler Gruß beschäftigt fanden. Groß war die Ueberraschung, als wir's zum erstenmal, immer größer die Lust, je länger und öfter wir es sahen. Es steht den wundervollen vier Aposteln und A. Dürers eigenem Bildniß in

München, so wie dem unübertrefflichen Porträt des alten Holzschuher am nächsten; aber so lieblich und harmonisch, sinnig und poetisch, so wahr und frei von störender Phantastik habe ich in allen Galerien kein Gemälde von ihm gefunden. Wo vor Allem hat er diese reizende Madonna her mit ihren blonden Locken und dem kleinen Häubchen, so graziös in ihr blaues Kleid und den edelgefalteten Mantel gehüllt, und das zarte, regelmäßig ovale Gesicht so anmuthig gesenkt! Da sizt sie, so schlicht und hold, das süße Haupt mit dem sanften, reinen Blicke zur Linken herabneigend, um dem frommen Kaiser Maximilian, der, die Hände zusammenlegend, in pelzverbrämtem Purpurmantel so andächtig vor ihr kniet, einen Kranz blühender Röschen mit der linken Hand auf das gesalbte Haupt zu setzen. Mit der rechten hält sie indeß das schöne Kind, das, anmuthig sich zurücklegend, mit erhobenem Aermchen im Begriff ist, auf Julius den zweiten einen Rosenkranz niederzusenken. Der Pabst kniet frommen und dankbaren Blicks im goldbrokatnen Pallium und mit gefalteten Händen dem Kaiser gegenüber, im Profil zur Rechten der göttlichen Mutter. Neben ihm liegt die dreifache, kunstreiche Krone, von einem Blumenstrauß lieblich überwuchert. Hinter der Maria halten zwei kleine Engel, auf lichten Wolken schwebend, einen kostbaren Teppich an einer Schnur ausgespannt, während unter ihnen zwei andere Engelchen in schwebender Haltung die hohe, mit Edelgestein und getriebener Arbeit reich geschmückte Krone über dem Haupte der Himmelskönigin halten. Rechts von dieser und hinter dem Pabste steht der h. Benedikt mit dem Lilienstengel in der Linken, von einem über ihm mit Rosenkränzen schwebenden Engel gekrönt. Noch viele andere lebendige und sprechende Figuren versammeln sich mit ihm um diese Seite des Throns, der Rosenbekränzung durch die über ihnen schwebenden Engel gewärtig. Ebenso werden von Engelshand die holden Kränze zur Linken der Maria unter die fromme Schaar vertheilt, unter welcher wir Maximilians Feldhauptmann, Dürers Vater, den Goldschmid, mit einem Corallenkranz in der Hand, seine runde, recht freundlich herausschauende böse Agnes neben einem andern holdern Köpfchen erblicken. Ganz links steht rückwärts neben seinem Freunde Pirkheimer der goldlockige Meister selber, einen Zettel vor sich hinhaltend, auf dem A. Durerus germanus fec. A. D. MDVII. zu lesen steht.

Also hat er's im Gefühl seiner Meisterschaft den Italienern zum Neide und zur Achtung für die germanische Kunst und sich selber zum Zeugniß gemalt, was der südliche Himmel über ihn vermocht. Die lezte Zahl des Datum ist nicht mehr deutlich: vielleicht soll es nur das Jahr 1506 anzeigen, in welchem Dürer jedenfalls an dem Gemälde zu Venedig malte. Es war ein bedeutender Durchbruch seines Talentes im Anblick italienischer und classischer Formvollendung erfolgt. Südliche Heiterkeit und Leichtigkeit strahlt auch aus dem ganzen Bilde, das in Composition und Ausdruck, Färbung und Vollendung, in der bis zu den kaum sichtbaren Staffagen des fernen, mit duftigem Felsgebirg schließenden Hintergrundes, wie in den Blumen und Gräsern des Vordergrunds, in Stoffen und Haaren unübertrefflich bewährten Künstlertreue im Kleinen und Kleinsten ein vollendetes Bild der Harmonie und Schönheit selber ist. Seinen Ursprung in Venedig verräth auch die Aufnahme des Engels, der zu Mariens Füßen die südliche Mandoline spielt.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, September.

(Fortsetzung.)

Die Ausschüsse der Provinzialstände. — v. Tschoppe. — Krause.

Von der Zusammenberufung der Ausschüsse unserer Provinzialstände machen die auswärtigen Zeitungen viel Wesens. Selbst die Franzosen sind so gütig, ihre Aufmerksamkeit der Sache zu schenken, sie freundlich zu beurtheilen und allerhand davon für uns zu erwarten. Hier spricht man kaum und noch weniger erwartet man etwas davon. Möglich, ja wir haben Grund es zu glauben, daß es in des Königs wohlwollender Absicht liegt, durch diese convocirten Ausschüsse seinem Volke näher zu treten; wie das aber geschehen soll, liegt außer unserem Begriffsvermögen. Friedrich Wilhelm IV. steht uns durch seine Worte und Thaten, auch auf dem Throne, schon weit näher, als diese unbekannten Vermittler ihn uns bringen könnten. Sie sind die Vertreter von Ständen, welche das Areal der einzelnen Provinzen repräsentiren sollen; mit dem Volke und dem, was es denkt, will, wünscht, haben sie keine Gemeinschaft, und wo es wäre, ist es ein Zufall. Wo weder die Industrie, noch der Reichthum, noch der Handel, noch die Summitäten der Wissenschaft, noch die allgemeine Intelligenz, nicht die Ritter, nicht die Geistlichen, nicht die Volkszahl, wo nur die Besitzer von Grundstücken (von weiten Sandflächen oder Moorgrund, ob verschuldet oder nicht verschuldet, wenn sie den Besitztitel nur 10 Jahre vor den Gläubigern bewahrt haben) vertreten sind, da mögen die Stände eine recht ehrenwerthe Korporation unter sich seyn, zu Privatzwecken Tüchtiges reden und wirken; wie sie aber vermitteln sollen zwischen dem Volke, wie es ist, und diesem Könige, wie er ist, d. h. der sich schon so seinem Volke genähert und zu ihm unmittelbar gesprochen hat, das ist nicht abzusehen. Das bisherige Auftreten dieser Stände hat sie, auch nach ihrer Wiederbelebung mit neuem Geiste, dem Volke nicht näher gebracht. Daß in Ostpreußen und am Rheine unter den zehnjährigen Grundbesitzern sich auch Männer und gute Redner gefunden, welche die Bedürfnisse und Wünsche des Volkes kannten und sie würdig aussprachen, war ein Zufall. Ein andermal werden vielleicht Andere gewählt, die nichts davon

wiſſen, und wenn ſie wiſſen, nicht reden wollen oder können. Wir in Brandenburg namentlich können uns unmöglich überreden, daß wir von unſern kurmärkiſchen Rittergutsbeſitzern, denen Anſtands halber einige Bürgermeiſter und Hofſchulzen beigegeben ſind, vertreten werden. Wir ſind, als Preußen, in Blut und Fleiſch royaliſtiſch und der feſten Ueberzeugung, daß unſer König weit beſſer, was uns gut iſt, weiß, als alle die Herrn von ix und oy. Selbſt, ob wir doch nichts weniger als der bisherigen Bureaukratie befreundet ſind, ſelbſt unſern Regierungs- und Geheimen und nicht geheimen Räthen trauen wir in der Beziehung mehr Kenntniß, ja ſogar geneigtern Willen zu. Der vortreffliche Aufſatz in der deutſchen Vierteljahrsſchrift von d. J. II. (unterzeichnet XIX.) ſpricht die Anſichten der Altpreußen in dieſer Beziehung deutlich aus. Wir haben Vertrauen zu unſerem König und ſeiner Regierung. Gern wünſchten wir, daß er ſein Volk unmittelbar hören möchte, wie ſein Volk ihn ſo oft gehört hat; unſere ſtille Frage iſt: ließe ſich dieß, unbeſchadet der monarchiſchen Macht, nicht durch Reichsſtände thun? Zu begreifen aber, wie jene uns vollkommen gleichgültigen Provinzialſtände und gar die Vertreter derſelben zu Reichsſtänden in dem Sinne, wie wir es wünſchen, ſich heranbilden ſollen, dafür iſt unſer Verſtand zu ſchwach. Ueber Heerſtraßen, Eiſenbahnen, Landarmen- und Zuchthäuſer und dergleichen ſind wir nach wie vor der Meinung, daß einige wohl unterrichtete Beamte ſchneller, gründlicher und wohlfeiler zum allgemeinen Beſten Beſchlüſſe faſſen können, als unſere Stände und deren convocirte Ausſchüſſe. Bei Beamten weiß das Publikum doch, an wen es ſich zu halten hat, ihre Namen werden bekannt; die Ständemitglieder bleiben im Dunkeln, höchſtens als Zahlen hervortretend, verhüllt, und nur bei Feſtreden kommt einmal ein Name zum Vorſchein. Wir wollen Perſönlichkeiten, die wir achten und lieben können, und man gibt uns ſtändiſche Begriffe, obwohl man doch ſonſt der Begeiſterung für Begriffe nicht geneigt war.

Der Geheimerath von Tſchoppe iſt hier in einem Irrenhauſe geſtorben. Nicht in allen Fällen iſt das Walten der Nemeſis ſo wunderbar. Wir wollen nicht mit der Gazette de France rufen: dieſes Jahr iſt reich an furchtbaren Lehren; denn es wäre ein ehrenrühriger Vergleich für den edlen, unglücklichen Prinzen, der auf dem Steine der Heerſtraße verblutete, ohne Schuld, voll reinen Willens, voll ſchöner Zukunftsträume. Aber wir wollen nur ſagen: wer an ein unmittelbares Gericht Gottes, ſchon in dieſen unſern irdiſchen Verhältniſſen, glaubt, den muß dieſes ſchnelle, raſche, vollſtändige Gericht wunderbar ergreifen. Ich meine nicht den ſchnellen Tod nach einer völligen Erſchöpfung der geiſtigen und vielleicht auch der phyſiſchen Lebenskraft; der war natürlich, und dürfte gleichgültig ſeyn, wenn nicht die chriſtliche Liebe geböte, auch dieſe raſche äußere Auflöſung einem geiſtig ſchon gänzlich Vernichteten zu gönnen. Aber es iſt ein hartes Gericht, am Grabe eines Mannes ſagen zu müſſen: um ihn weint Niemand als eine treue Gattin und die doppelt unglücklichen Kinder! Es iſt vieles Wunderbare, ja man kann ſagen Unbegreifliche in dem Schickſale des Geſtorbenen. Wie, durch welche Mittel gelangte er zu der Macht und dem ungewöhnlichen Einfluß, den er auf Preußens innere Schickſale durch ſo viele Jahre ausübte, da er auch in den Zeiten ſeines Glücks des Glücks entbehrte, von Jemanden, einen Einzigen vielleicht ausgenommen, geliebt zu werden? Nicht die Ariſtokraten, nicht die Demokraten, und noch weniger die Bureaukraten ſahen ſeine Tendenzen mit günſtigem Auge an. Es iſt bekannt, daß unſer verewigter König eine entſchiedene Abneigung gegen ihn empfand, und über die Geſinnungen unſeres gemüthvollen Königs gegen einen Mann, der vermeinte, das ganze Staatsgebäude durch Politikunſtſtücke aufrecht zu erhalten und dem die moraliſche Idee eines Staates und einer Nation völlig fremd war, bedarf es keiner Erwähnung. Wie er zu den Liberalen ſtand, iſt eben ſo überflüſſig auszuſprechen; aber auch die pietiſtiſche Partei, die Viele gehoben hat, konnte ihn am wenigſten begünſtigen, ja ſein Weſen ſtand mit ihrem Weſen vielleicht in einer noch größern Antipathie, wie ich denn neulich einen Liberalen, der das de mortuis nil nisi bene zur Ausführung bringen wollte, ausrufen hörte: er war doch wenigſtens kein Pietiſt! Hätte unſer König auch nichts weiter gethan, ſchon durch die ſtille und doch ſo entſcheidende Art, wie er eine Partei fallen ließ und damit vernichtete, die ſich delatoriſch zwiſchen Volk und König gedrängt hatte und durch die Furcht dort regieren, hier Einfluß gewinnen wollte, würde er den Ruhm eines weiſen Regenten ſich erworben haben. Herr von Tſchoppe hat keine Schule hinterlaſſen; die man als ſeine Schüler anzuſehen gewohnt war, haben wenigſtens ſchnell den Staub von ihren Röcken abgeklopft, ſie leugnen jede geiſtige Gemeinſchaft und behaupten, nur dem Zwange und der Nothwendigkeit gedient zu haben. Daß der Todte vor ſeinem Tode die größte Angſt vor Gensdarmen empfunden und ſich fortwährend für verfolgt von der Polizei gehalten, iſt wohl nur eine muthwillige Fabel. — Der bisherige Univerſitätsrichter, Geheimerath Krauſe, iſt in ſeine ordnungsmäßige Laufbahn, als Rath bei einem Collegium, zurückverſetzt. Auch ſein Name war bekanntlich einſt ein Demagogenſchrecken. In letzterer Zeit hatte er ſich durch vielfache Zuvorkommenheiten die Liebe der Studenten, die über Gegenwart und Zukunft nicht Zeit haben an die Vergangenheit zu denken, erworben, und da auch er wenigſtens kein Pietiſt iſt, ſo wäre es immer möglich, daß ihn das vergebliche Geſchlecht der Gegenwart zu einem Märtyrer ſeiner Ueberzeugung erhöbe. — Die böſen, vertrauensloſen Grundſätze, an denen Preußen ſo lange Jahre krankte, ſind todt, und wir wollen hoffen, daß die neuerdings wieder eingeſchärfte Amtsverſchwiegenheit kein Revenant derſelben iſt, wie Einige fürchten, ſondern die ganze Verordnung auf einem Mißverſtändniß beruht.

(Schluß folgt.)

Räthſel.

Ich bin ein Geſicht und doch kein Geſicht;
Ich bin ein Gedicht und doch kein Gedicht.
Wohl kann ich zuweilen poetiſch ſeyn,
In die Wirklichkeit ſchalkhaft greifen hinein
Und wieder verſchwinden; denn blieb' ich, traun!
Erregt' ich dir ganz proſaiſch Grau'n.

Wohl regen darf ſich der Schalk einmal,
Und darf mich ſchneiden ſo recht fatal.
Wie mich das Glück, der Geſchenke quitt,
Oft ſeinen entſchiedenſten Lieblingen ſchnitt;
Doch blieb' ich an dir zu deiner Pein,
So würd' ich ein Werk des Teufels ſeyn.

J. G. M.

Beilage: Kunſtblatt Nr. 85.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 256.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Mittwoch, den 26. Oktober 1842.

This certainly, fair lady, must be one of Fortunes whimsical doings, to take two utter strangers by their hands, of different sexes, and in one moment place them together in such a cordial situation.

Sterne.

L'homme aux aventures.

Abenteuer eines Deutſchen.

I.

Havre im September 1842.

„St. Cloud muß ein prächtiger Aufenthalt ſeyn. Der Park, die Waſſerkünſte, das Schloß, die Seine — Alles iſt ſo ſchön. Ich beneide Sie um Ihren Sommer, den Sie dort zugebracht haben.“ — „Der Park, die Waſſerkünſte, das Schloß, die Seine — wohl, doch ich fürchte, daß Sie es keine fünf Monate aushalten würden, und deßhalb will ich Sie nicht fünf Minuten mit dem ewigen Einerlei langweilen. Wer alle Jahre nur ein- oder zweimal nach St. Cloud geht, hält dieſen Ort ziemlich ſicher für einen wahren Götterſitz; ſeit ich fünf Monate dort gewohnt, bekomme ich eine Gänſehaut, ſo oft ich nur den Namen ausſprechen höre. Ich möchte dort nicht begraben ſeyn.“ — „Alſo nichts Gutes laſſen Sie an dem ſchönen St. Cloud, gar nichts? — keine ſchöne Stunde, kein intereſſantes Abenteuer, kein —“ — „Halt, an Abenteuern hat's mir nicht gefehlt. Ah, das iſt etwas anderes; aber daran war St. Cloud nicht Schuld, ſondern einzig und allein mein guter Stern.“ — „Da ſieht man die Einbildung.“ — „Sie ſollen urtheilen.“

„Gleich am erſten Abend, da ich mich in St. Cloud niederließ, war ich ſo glücklich, eine Dame —“ — „Sie gehen raſch zu Werke!“ ſagte die Mutter meines Freundes G., die ſeit acht Tagen, um ihren Sohn zu beſuchen, in Havre war, und den Kreis unſerer Lieben im Hauſe W's um eine tüchtige und liebevolle Erſcheinung vermehrt hatte.“ — „Sie haben Recht,“ erwiderte ich, „ich bin zu raſch; deßwegen will ich von vorne anfangen.“

Geſtern ſuchte und fand ich eine Wohnung in St. Cloud, heute zog ich ein. Ich hatte bereits eine Reiſe hin und zurück gemacht, meine Siebenſachen hingeſchafft und halbwegs geordnet, und war dann wieder nach Paris gefahren, um noch einen Beſuch zu machen und auf drei, vier Tage Abſchied zu nehmen. Um zehn Uhr Abends ſaß ich wieder in der Diligence. Nach den erſten zehn Schritten hielt der Wagen ſtille, die Thüre öffnete ſich von Neuem und der Conducteur-Kutſcher fragte eine Dame, die neben einem Knaben ſaß, ob ſie nicht für eine überzählige Perſon bis Auteuil Platz machen wolle. Hinter dem Kutſcher ſtand eine ſchlanke Frau mit Hut und Schleier nach neuer Mode. Im Wagen rückten die Herrn ſchon zuſammen, ehe noch die Antwort erfolgt war, und die überzählige Paſſagierin ſtieg ein.

Auteuil iſt ein Dorf, das in der Form eines Winkels nur zwei lange Straßen hat. Wir waren faſt in der Spitze des Winkels angekommen, als der Wagen ſtille

hielt und der Kutscher an der Thüre erschien: „Voici, Madame, Nr. 49.“ Er richtete diese Worte an die Ueberzählige, und diese antwortete rasch: „Nummer 49? aber ich habe Ihnen ja gesagt Nr. 9.“ — „Sie haben gesagt Nr. 49; wollen Sie aussteigen?“ — „Ist es noch weit bis zu Nr. 9?“ fragte die Dame mit ängstlicher Stimme. — „Zehn Minuten, höchstens.“ Es war fast eilf Uhr und die Nacht stockfinster. Seit die Arbeiten an den Festungswerken von Paris eine Menge Gesindel in die Umgegend der Hauptstadt gelockt hatten, las man fast alle Tage die grausigsten Mordgeschichten in den Zeitungen. Gestern noch war ein Invalide mit Steinschlägen getödtet worden. Das Alles mochte sich dem Geistesauge unserer schönen Reisegefährtin recht lebendig darstellen. Sie sagte fast mit zitternder Stimme zum Kutscher: „Ich bin ganz fremd hier, wie soll ich das Haus finden? Können Sie mich nicht begleiten?“ — „Unmöglich!“ antwortete der Kutscher. — „Aber was soll ich da machen?“ — „Aussteigen oder sitzen bleiben,“ antwortete unser Schwager; „wollen Sie aussteigen!“ — „Aber — aber —“ — „Nun so bleiben Sie ruhig im Wagen.“ Damit schloß er die Thüre und fuhr weiter.

Das Alles ging so rasch vor sich, daß die verschleierte Dame kaum Zeit hatte, zu einem Entschlusse zu kommen. Ihre Nachbarn und Nachbarinnen trösteten sie und versicherten, wir seyen nicht mehr weit von einem Bureaux der Diligencen, wo sie Jemanden finden werde, der sie begleite. Bald hielt auch der Wagen an, der Kutschenschlag öffnete sich und abermals erschien das barsche, unwirsche Gesicht unseres Führers. „Wollen Sie gefälligst aussteigen, hier ist das Bureau von Auteuil.“ Dieses Bureau liegt ganz in der Spitze des Winkels, den die beiden Straßen von Auteuil bilden, und wir waren nur fünf Minuten von Nr. 9 entfernt.

Die Verschleierte stieg aus dem Wagen und hatte eine ziemlich lange Unterhaltung mit dem Buralisten, der unterdeß seine Thüre schloß und seine Laterne auslöschte. Zulezt trat derselbe an den Wagen und stieg ruhig ein. „Aber Sie werden mich doch nicht hier allein auf der Straße lassen?“ sagte die Dame, die ebenfalls wieder an der Thüre des Wagens erschien. Der Kutscher hielt wie früher die Thüre in der Hand und machte Miene, sie zu schließen. „Ich bleibe nicht allein hier um Mitternacht auf der Straße,“ sagte die Dame mit bebender Stimme, stieg rasch wieder ein und drängte sich fast mit Gewalt zwischen zwei Boulogner Wäscherinnen, die laut zu lachen anfingen.

Bis dahin hatte mich die Geschichte nur wenig interessirt; aber nachdem sich die Dame selbst zum abenteuerlichen Weiterreisen auf gut Glück verurtheilt hatte, intriguirte mich die Sache nicht wenig. Ich saß, etwas müde vom Aus- und Einziehen, in einer Ecke des Wagens und grübelte nach. Was mag das seyn? woher, wohin? warum? Eine Abenteurerin? — es hatte fast den Anschein; aber sie saß so stille da und sagte kein Wort. Auch war mir nicht recht klar, auf wen oder auf was es dabei abgesehen seyn könne. — Am Anfang des Boulogner Holzes stiegen meine beiden Nachbarn, ein Gärtner mit seiner Frau, aus, und die Dame im Schleier benuzte die Gelegenheit, um sich von den kichernden und oft laut auflachenden Wäscherinnen so weit als möglich zu entfernen, wobei ich dann das Glück hatte, ihr so nahe als möglich zu kommen.

Der Schleier und das ersterbende Licht der Wagenlaterne erlaubten mir nicht, ihr in's Gesicht zu sehen. Aber der Schein fiel gerade auf ihre Hand, die in einen feinen Glacéhandschuh gehüllt war. Das ist ein sehr gutes Zeichen, dachte ich, und hielt mich nun schon halbwegs verpflichtet, mein Mitgefühl kund zu thun. Ich weiß nicht mehr recht, wie ich dieß anfing, aber bald waren wir im besten Fluße der Unterhaltung, und ich erfuhr, daß meine Nachbarin heute von Fontainebleau angekommen sey. Sie sollte um acht Uhr in Paris am Wagen nach Auteuil seyn, wo ihre Freundin sie erwartete. Aber der Zufall hatte gewollt, daß auf der Eisenbahn von Corbeil eine Maschine den Dienst versagte und sie erst um zehn Uhr auf dem Bureau der Diligence von Auteuil ankommen konnte. Auf die Versicherung des Frauenzimmers, das dieses Bureau hält, daß man sie in Auteuil an der Thüre des Hauses Nr. 9 absetzen werde, habe sie sich entschlossen, mitzufahren. Das Uebrige wußte ich.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Gang durch Böhmen.

(Schluß.)

Die Kunstgeschichte macht das in seiner wieder hergestellten Gestalt fast noch gar nicht bekannte Werk zum ersten von bedeutendem Werthe aus diesem genialen Pinsel. Es ist das erste, aber gewissermaßen auch das lezte in seiner Art. Wohl wurde der Meister seiner immer mächtiger, reicher entwickelten sich seine Gedanken, entschlossener griff er in's Leben; aber seine Umgebung lieh ihm nicht mehr die Bilder und Modelle, welche Italien bot. Das Kleinleben altdeutscher Spießbürgerlichkeit einerseits, die Eifersucht andererseits mauerten ihn in sein schmales Arbeitszimmer ein, wo der arme Mann nichts als immer und immer wieder die dicken Wangen seiner theuern Ehehälfte zeichnen und den runden Buben auf ihrem Schooße malen mußte. Wohl riß er sich noch einmal heraus aus dem Kleinleben, das ihm die Augen

gerne zugebunden und die Hände gefesselt hätte; er zog in die Niederlande, und als zu Antwerpen, um den Fürsten zu empfangen, die Schönsten der Schönen in durchsichtig feinen Kleidern vor dem Thore sich in die Reihe stellten, da ließ er seine Agnes in die Kirche laufen, wo sie sich die Börse mit dem Bischen Geld, das er ihr zusammengescharrt, zu ihrem tödtlichen Aerger stehlen lassen konnte. Was kümmerte ihn das! er stellte sich hinter die Reihe der Jungfrauen und schaute tief und nahe in die schönen Nacken, auf die weißen Arme, „weil ich ein Moler was.“ Er lernte viel in diesem großen, kräftigen Volks- und Malerleben, seine Formen rundeten sich auf ganz andere Weise, seine Gestalten hoben sich, seine Farben wurden noch tiefer, die verkrüppelten Gestalten und Gewänder ließ er auf dem Nürnberger Trödelmarkte stehen, und er malte zum Schluß das Wunder der protestantischen Kunst, die vier Apostel. Sie waren sein letztes großes Werk und wurden die Verkündiger seines ewigen Ruhmes. So innig aber und lieblich, mit einem so vollendeten Schönheitsgefühl, als wie in Venedig, hat der protestantisch gewordene Pinsel, so viel er auch an markigter Charakteristik gewann, meinem Urtheile nach, nie mehr gemalt.

Einen andachtsvollern Restaurator konnte A. Dürer für sein mißhandeltes Bild nicht finden, als der liebenswürdige Maler Gruß ist. Mit wie ängstlichem Blicke ging er den verwischten und überdeckten Linien des Meisters nach, mit welcher Gewissenhaftigkeit wollte er bis auf das letzte Härchen nur des Meisters Ehre retten! Es ist in der That rührend, mit welcher Ehrfurcht und Gläubigkeit er die theure Reliquie, ein doppeltes Heiligenbild für ihn, behandelte, wie er im treuen Eifer für das fromme Werk Tag und Nacht sich keine Ruhe gönnte, vor Sinnen und Arbeiten sich kaum die Zeit zum Essen nahm, sondern nach jedem Gerichte, das er in der Eile, den Blick auf's Bild geheftet, genossen, schnell wieder zum Pinsel griff, daß er der innern und äußern Anspannung fast hätte erliegen müssen. Das Museum in Berlin mag es bedauern, daß Wagen seiner Zeit nicht weiter für das damals freilich kaum erkennbare Bild geboten hat; jezt ist es dem Stifte, dessen Prälat durch die Copie für doppelten Besitz des Meisterwerkes sorgte, natürlich um keinen Preis mehr feil.

Mit Mühe trennten wir uns von dem Bilde, zu dem das innere Auge wenigstens immer frisch und freudig zurückkehrt. Und so schreiten wir denn weiter, um, weil wir doch auch der schönsten der Städte ein Lebewohl sagen müssen, in Einem vollends zu kosten, was unerschöpflich scheint. Der Laurentiusberg, der südlich an Hradschin und Strahow seine Reize reiht, hat sich durch Münchner Künstler nach Führichs, des genialen Malers, Zeichnungen die Stationen mittelmäßig al fresco malen lassen. Von seiner Höhe aus übersehen wir schöner als anderswo die ganze Länge der sich am Moldaustrom hinunterbreitenden Alt- und Neustadt. Die tiefer liegende Hasenburg gewährt aus ihren Büschen und Bäumen heraus einen geschlossenern und nur um so reizendern Anblick der zunächst darunter liegenden Schützeninsel, über welche nun die große, ihres Gleichen suchende Kettenbrücke Roß und Mann von den jenseitigen Stadttheilen zu der obern Kleinseite herüberträgt. Wir steigen herunter in die leztere und durcheilen sie vollends, bis wir vor dem Thore der Villa des Grafen Kinsky stehen. Bis in den späten Abend saßen wir hier auf der bequemen Höhe, um das unverlöschliche Bild der an malerischen Reizen reichsten Stadt in das Innerste einzurahmen, bis Dämmer und Dunkel den Schleier über Thal und Höhen wob. Funkelnd und glitzernd spiegelten sich bereits die Sterne im Wetteifer mit den ungezählten Lichtern in dem Strome, als wir über die fast endlos erscheinende Brücke zurückeilten, um uns zur Weiterreise fertig zu machen.

Ehe es tagte, saßen wir in dem auf österreichischem Boden unentfliehbaren Stellwagen, mit den Glanzbildern von gestern und ehegestern das Dunkel, das uns umfing, verklärend. Das schönste Wetter begleitete uns zur Elbe hin. Erst ließen sich über das Plateau hin einzelne Kuppen und Spitzen, dann ganze Kämme und Züge des Erzgebirgs in duftiger Ferne sehen. Der immer stärker werdende Reichthum an Obst und Wein gemahnte freundlich an die liebe schwäbische Heimath. Schön war der Rückblick in das ebene Böhmenland von der Höhe des Gebirgszuges, den eben die Sonne mit ihren lezten Strahlen umglühte, als wir dem schweren Wagen voran die bequeme Straße hinanschritten. Schnell ging's dann jenseits hinunter, und mit sinkender Nacht waren wir in dem reizvollen Teplitz.

Neidlos ließen wir das dampfende Wasser in die „Fürsten-“ und „Herren-“ und gemeinen Bäder fließen; der hübsche Schloßpark mit seinen prächtigen Gängen und lieblichen Seen gab reiche Morgenlust und Stärkung. Vorbei an dem über der Stadt dem verstorbenen König von Preußen von der dankbaren Bürgerschaft gesezten Denkmal — seine Büste am Postament, darüber ein Genius auf einer Kugel stehend und mit beiden emporgehobenen Händen einen Kranz haltend — geht's zum Frühstück auf die aus Schlacken gebaute und so genannte Burg, wo schmale Buttersemmeln zum erstenmal an Norddeutschland gemahnten. Lebt wohl, ihr Mägen, ihr gefüllten Schüsseln, du ganz Süddeutschland lebe wohl!

Die Rundsicht schon von der Schlackenburg auf das kleine Teplitz nieder, das so geschmeidig und höflich gegen Höchstes und Allerhöchstes, Großes und Allergrößtes in dem flachen Kessel siedet und bratet, dann auf den schönen Schloßberg und die reizend geschwungenen Linien

der südöstlichen Bergreihen, aus denen der große und der kleine Milleschauer sich erheben, ist allein eines Ganges nach Teplitz werth. — Von Teplitz nach der Elbe führt die Straße über das Schlachtfeld von Culm in dem nicht großartigen, noch schroffen, aber von allen Seiten geschlossenen Thale. Auf der Stelle, wo unter Ostermann 1813 die Russen den verzweifelten Franzosen so löwenmüthigen, eiskalten Widerstand geleistet, erhebt sich eine mächtige Denksäule. An jeder der vier Seiten des Sockels liegt in Relief ein Löwe, auf dem Gesims vier eiserne Helme in den Ecken, auf der vierseitigen Pyramide darüber stehen die lateinischen Inschriften, auf der Höhe weist eine Historie oder Victorie das Datum der Schlacht in dem Buche der Geschichte, das sie hält. Ein kaiserlicher Unteroffizier bewacht und besorgt das Denkmal und die Anlage herum, und erklärt dem Wißbegierigen, was „wir" gethan und verloren. Hinter dem Dorfe Culm mit seinem Bergkapellchen steht dagegen so demüthig, so christlich bescheiden in christlich-germanischem, d. h. gothischem Style die preußische Spitzsäule mit der Inschrift: „Die Helden ehrt dankbar König und Vaterland; sie ruh'n in Frieden." Etwas weiter, wo die Straßen nach Dresden und an die Elbe nach Tetschen sich scheiden, steht ansehnlicher, doch weder so stolz als das russische, noch so geschmackvoll als es könnte, das ebenfalls gußeiserne Denkmal, welches „das österreichische Heer einem seiner Führer auf dem Felde seines Ruhmes," dem Grafen Colloredo-Mansfeld, setzen ließ. Ueber dem Würfel, auf dessen Gesims „den Feinden furchtbar, den Seinen theuer," ein Löwe schläft, erhebt sich eine Pyramide, auf deren Fläche Mansfelds Büste und auf deren Spitze ein Adler mit dem Lorbeerkranz in seinen Krallen steht. Rings umschließt eine gezackte Kette das Denkmal.

Bald sind wir in Tetschen. Das romantische Elbthal beginnt und führt uns die böhmische Schweiz hinab. Das lezte österreichische Paßbureau ist überstanden, wir fahren auf eiligem Dampfschiff an den Grenzwachtschiffen vorüber, eine andere Luft umgibt uns, wir sind im Lande Sachsen, „wo die schönen Mädchen auf den Bäumen wachsen."

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, September.

(Schluß.)

Der falsche Woldemar. — Tieck.

Was die Rückkehr des Königs bringen wird, Neues, Merkwürdiges, Lebhaftes, darüber noch keine Vermuthung. Man spricht von einer oder von mehreren neuen politischen Zeitungen; unsere alten lassen sich dadurch nicht erschrecken und wollen durchaus nicht aus ihrem bequemen alten Geleise. Unsere Pressen suchen noch immer Beschäftigung; unsere Buchhandlungen lassen sich noch wenig angelegen seyn, von der freieren Presse Nuzen zu ziehen. Die paar freimüthigen Brochuren waren ein guter Anfang, aber mit dem Anfange ist es nicht gethan. Friedrich v. Raumer, dessen Bestätigung zum Rectorate jezt erfolgt ist, läßt nach wie vor in Leipzig drucken, Steffens in Breslau verlegen. In der neuen Buchhandlung des Berliner Lesekabinets erscheint jezt W. Alexis neuester historischer Roman: der falsche Woldemar. Aus des Verfassers eigenem Munde weiß ich, daß es eine große Arbeit ist, an der er schon viele Jahre, schon vor dem „Roland von Berlin" gearbeitet hat. Diesen lezteren sandte er voraus als Probe, wie die arg verschrieene märkische Geschichte in der Poesie sich ausnehme. Der falsche Woldemar ist anerkannt der poesiereichste und noch immer im Dunkel schwebende Moment der brandenburgischen Vorzeit, eine großartigere Aufgabe, als der in jenem geschilderte Kampf der zum Bewußtseyn gekommenen jugendlichen Fürstenmacht mit dem Trotz der alt berechtigten Städte. Im Woldemar von Brandenburg, d. h. dem sogenannt falschen, spiegelt sich ein Kampf ab, der, freilich noch unter dem Gewande mittelalterlicher Mythe, schon der neuern Politik angehört. Karl IV. ist ein Fürst, der seiner Zeit um Vieles vorausgeeilt war, freilich nur im Schlechten. Er eröffnete ein ungeheures Theater der Intrigue, in die nicht Deutschland allein, sondern ein großer Theil von Europa verwickelt wurde; aber die Kraft des Schlechten weckte auch die Kraft des Widerstandes, die Treue der Märker, den Heldencharakter eines Günther von Schwarzburg; die schlaue Willkühr baute eine Verfassung und pflegte das Gesez im Gefühl ihrer eigenen Unkraft. Dieser merkwürdige Charakter war, so viel uns bekannt, noch nie von einem deutschen Dichter behandelt. Vom Motto des Titelblattes des neuen Romans entnehme ich folgendes: „Brandenburg war nur ein Glied, ein theures Glied, meine ich, und will's Gott, soll es bleiben, des großen deutschen Körpers. Und was den zerreißt, zerreißt es mit, und was ihn erhebt, erhebt es mit. Ich erzähle euch brandenburgische Geschichten aus alter Zeit, aber ich meine, es sind deutsche Geschichten. Denn was Brandenburg litt, das litt das deutsche Reich auch. Es griff sein Herz an und es zehrte das innerste Blut. Die Untreue und die Falschheit, die schlaue Kunst doppelzüngiger Rede und schöner Worte um schlimme Dinge, daß die Völker getäuscht wurden, hub damals an, und was die Großen thaten, wirkte auf die Kleinen zurück." Also will der Verfasser hier keinen märkischen, sondern einen deutschen Roman geliefert haben. Die historische Kritik hat noch nicht ermittelt, ob an jenem Fürsten, der nach dreißigjähriger Grabesruhe wieder siegreich in seinem Lande auftrat und von Kaiser und Reich anerkannt wurde, mehr wahres gewesen als ein Held der Sage und der Intrigue; die Kritik wird es auch schwerlich ermitteln, obschon neuerdings wieder der phantasiereiche Alterthumsforscher Klöden seine ganze Sorgfalt diesem Stoffe gewidmet hat und auch seinerseits ein Werk darüber wird erscheinen lassen; der Dichter findet eine psychologische Wahrheit zwischen den Zeilen der Urkunden, von der freilich die dokumentirte Geschichte keine Notiz nehmen darf. — Ludwig Tieck kommt nun wirklich her, um hier, in seiner Vaterstadt, zu bleiben. Nachdem er seine Tochter in Potsdam verheirathet, wird er seinen dauernden Wohnsiz in Berlin aufschlagen. Ob um auszuruhen, oder eine neue Vittoria Accorombona zu schaffen? Möchte er wenigstens die Jahre seiner sorgenfreien Muße, wenn nicht zu seinem Werke über Shakespeare, doch, und das noch besser, zur Aufzeichnung seiner Memoiren verwenden.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 29.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenz-Blatt. Nro. 29.

Mittwoch, 26. Oktober 1842.

[410]

F. M. Klinger's ausgewählte Werke.

In Unterzeichnetem sind so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

F. M. Klinger's ausgewählte Werke.

Taschen-Ausgabe in zwölf Bänden,

mit einer Charakteristik und Lebensskizze Klinger's und dessen Bildnisse in Stahlstich.

Zweite Lieferung oder 2r, 3r und 4r Band.

Druck und Papier ganz gleich den beliebten Ausgaben von Schiller, Goethe, Wieland, Lessing ꝛc.

Subscriptionspreis für eine Lieferung 2 fl. oder 1 Rthlr. 4 Gr.

Der Preis des Ganzen in vier Lieferungen 8 fl. oder 4 Rthlr. 16 Gr.

Inhalt: II. Bd. Der Günstling. — Aristodemos. — Medea in Korinth. — Medea auf dem Kaukasos. — Damokles. — III. Bd. Faust's Leben, Thaten und Höllenfahrt. — IV. Bd. Geschichte Raphaels de Aquillas.

Die früher erschienene erste Lieferung oder 1r, 8r und 11r Bd. enthält:

I. Bd. Die Zwillinge. — Die falschen Spieler. — Elfride. — Konradin. — Der Schwur gegen die Ehe. — VIII. Bd. Geschichte eines Deutschen der neuesten Zeit. — XI. Bd. Betrachtungen und Gedanken über verschiedene Gegenstände der Welt und der Literatur.

Die Rücksicht, von Klinger's verschiedenen Schriften als Probe verschiedenartiges zu geben, bewog uns die Bände nicht in ihrer ordentlichen Reihe auf einander folgen zu lassen. Die weiteren 6 Bände werden aber in 2 Lieferungen, von je wieder 3 Bänden, und zu demselben Preise wie obige, so rasch fertig werden, daß das Ganze im Laufe dieses Jahres jedenfalls vollständig erscheinen wird und wir somit wohl hoffen dürfen, daß die bald wieder in Ordnung gebrachte Reihenfolge den verehrlichen Subscribenten nicht unangenehm seyn wird.

Stuttgart und Tübingen, Okt. 1842.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[401] Im Verlage von Eduard Eisenach in Leipzig ist so eben erschienen und durch jede Buchhandlung zu erhalten:

Erdkunde

für

Bürgerschulen, Seminarien und zum Selbstunterrichte

von

Dr. Theodor Tetzner,

Schulendirector in Langensalza.

8. 57 Bogen. Preis 1½ Thlr.

Der Verfasser, bereits rühmlich durch mehrere sehr verbreitete Werke (namentlich seine allgemeine Geschichte) bekannt, liefert hier ein Werk, das auf den ersten Blick seine Brauchbarkeit nicht verkennen läßt, man mag entweder auf den Stoff sehen, welcher verarbeitet, oder auch nur die Form, wie derselbe verarbeitet worden ist, genauer ins Auge fassen. Anstatt daß früher immer nur ein Theil der Geographie auf Kosten der andern vollständiger bearbeitet wurde, letztere daher sich dürftiger gestalteten, ist hier die mathematische, physikalische und politische Erdkunde — der Verfasser behielt diese Eintheilung gestissentlich bei — in gleichem Umfange behandelt worden, so daß dieß Buch weder Lehrer und Schüler höherer Klassen, noch Geschäftsmänner unbefriedigt aus der Hand legen werden. Daß unser Erdtheil am ausführlichsten behandelt, und daß alle Besitzungen, die zu Einem Lande gehören, zusammengestellt worden, dürfte ebenfalls nur erwünscht seyn. Da der Leser nicht bloß eine trockene Aufzählung von Oertern findet, sondern das Ganze sich in einer streng systematischen Ordnung bewegt, so dürfte es auch als Lesebuch in Schulen, trotz seiner nothwendig gewordenen Stärke, sehr zu empfehlen seyn. Vorrede und Inhalt geben über das Ganze eine noch deutlichere Uebersicht. Zu einer besondern Empfehlung dürfte dem Buche auch

noch das sehr vollständige Register nicht bloß der Ortsnamen, sondern aller in demselben abgehandelten Lehren dienen, so wie auch der mäßige Preis, der bei dem schönen weißen Papier und scharfen Drucke nicht billiger gestellt werden konnte, dasselbe gewiß eine günstige Aufnahme finden lassen wird.

---

[395] In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Theorie

der Steuern und Zölle.

Mit besonderer Beziehung auf

Preußen und den deutschen Zollverein

von

Moriz v. Prittwitz,

Major im k. preuß. Ingenieur-Corps.

gr. 8. broch. Preis 4 fl. oder 2 Rthlr. 8 Gr.

Inhalt:

Einleitung. **Theorie.** I. Besteurung zu finanziellem Zweck, mit Einschluß des eigenen Erwerbs des Staats. — A. Durch Privaterwerb. 1) Aus Grundeigenthum und natürlichen Kapitalien. a. Domänen und Forsten. b. Jagd, Fischfang und andere Regalien der Art. 2) Aus gesammelten oder stehenden Kapitalien. 3) Aus gewerblichen Unternehmungen. a. Unternehmungen des Staats mit freier Concurrenz der Privatindustrie. b. Unternehmungen des Staats ohne Concurrenz der Privatindustrie, aber auch ohne Privilegium und Monopol. c. Unternehmungen des Staats mit Monopol oder Privilegium. (Gewerbliche Regalien.) α. Das Münzregal. β. Das Regal der Glücksspiele und Lotterien. γ. Das Salpeterregal. δ. Das Postregal. ε. Das Salzregal. — B. Durch eigentliche Steuern. 1) Die Zwangsbesteurung. a. Generalsteuern. α. Grundsteuer. β. Kopfsteuer. γ. Gewerbsteuer. δ. Haussteuer. ε. Eigentliche Kapitalsteuer. ζ. Direkte Luxussteuer. η. Vermögens- und Einkommensteuer. ϑ. Salzsteuer. ι. Bier- und Branntweinsteuer. κ. Wein- und Moststeuer. λ. Tabaksteuer. μ. Mahl- und Schlachtsteuer. ν. Andere innere Verbrauchssteuern. ξ. Grenzzölle. ο. Stempelsteuer. π. Passagezölle. b Specialsteuern. ϱ. Gerichts- und andere Sporteln. σ. Chausseegelder. τ. Gebühren verschiedener Art. υ. Feuersocietäts- und andere Assecuranzen. 2) Freiwillige Besteuerung. — II. Besteuerung zu nicht financiellen oder nicht fiskalischen Hauptzwecken. a. Branntweinsteuer. b. Gewerbsteuern mit Polizeizweck. c. Hundesteuer. d. Tabaksteuer. e. Weinsteuer. f. Kaffeesteuer. g. Luxussteuer. h. Schutzzölle. Prüfung des Princips der Schutzzölle; Anwendung dieser Principien auf den deutschen Zollverein; Zukunft desselben. i. Transitzölle. — **Schlußfolgerungen.** A. In Bezug auf die beste Besteuerungsweise. 1) Von der besten Veranlagung der Grundsteuer. 2) Von der Veranlagung der Personalsteuern. — B. In Bezug auf das Verfahren bei dem Uebergange zu einem neuen Steuersystem. — Schlußbemerkung.

Stuttgart und Tübingen, Okt. 1842.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[402] In allen Buchhandlungen ist zu erhalten:

Historisches Taschenbuch.

Herausgegeben

von

Friedrich von Raumer.

Neue Folge. Vierter Jahrgang.

Gr. 12. Cartonnirt. 2 Thlr.

Inhalt: I. Verrath Straßburgs an Frankreich im Jahre 1681. Von H. Scherer. — II. Landgraf Hermann von Thüringen. Eine historische Skizze von Ed. Gervais. — III. Die brabantische Revolution 1789—90. Eine Skizze von W. A. Arendt. — IV. Der Jesuit Girard und seine Heilige. Ein Beitrag zur geistlichen Geschichte des vorigen Jahrhunderts, mitgetheilt von A. Kurtzel. — V. Erasmus von Rotterdam. Ein Beitrag zur Gelehrtengeschichte des 16ten Jahrhunderts. Von H. Escher. — VI. Ueber die französischen Verfassungsformen seit 1789. Vortrag gehalten am 5. Febr. 1842 im wissenschaftlichen Vereine, von Fr. v. Raumer.

Die erste Folge des Historischen Taschenbuchs besteht aus zehn Jahrgangen (1830—39), die im Ladenpreise 10 Thlr. 20 Ngr. kosten. Ich erlasse aber sowohl den ersten bis fünften (1830—34) als den sechsten bis zehnten Jahrgang (1835—39) zusammengenommen für fünf Thaler, so daß die ganze Folge zehn Thaler kostet. Einzeln kostet jeder dieser zehn Jahrgänge 1 Thlr. 10 Ngr., der erste Jahrgang der Neuen Folge (1840) 2 Thlr. 15 Ngr., der dritte (1842) 2 Thlr.

Leipzig, im Okt. 1842.

F. A. Brockhaus.

---

[356] In Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Das Buch Hiob,

der Urschrift gemäß

metrisch übersetzt und erläutert

von

J. G. Vaihinger.

gr. 8. Velinp. br. 2 fl. 12 kr. od. 1 Rthlr. 6 Gr.

Der Verfasser bemühte sich, den Grundtext eines der erhabensten Erzeugnisse der hebräischen Literatur wortgetreu wieder zu geben, Fremdwörter, welche den Laien unverständlich sind, durchweg zu vermeiden, und die orientalische Sprachform mit dem Genius der deutschen Sprache möglichst zu verschwistern. Gründlichkeit der Auffassung, Reinheit der sprachlichen Form und Begeisterung für das hehre Wort der heiligen Schrift werden dieses Buch für Theologen und Nichttheologen zu einer nicht nur belehrenden, sondern auch erbaulichen und sehr anziehenden Lektüre machen.

Stuttgart und Tübingen, Okt. 1842.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[409] Illustrirte Original-Ausgabe.

In allen Buchhandlungen ist vorräthig:

Schweizerischer

Robinson

oder

der schiffbrüchige Schweizerprediger und seine Familie,

von

J. R. Wyß.

gr. Lexik.-Format in Engl. Einband 4 Rthlr. oder 6 fl. R. V.

Der schweizerische Robinson ist in allen Ländern als eine der unterhaltendsten und zugleich lehrreichsten Jugendschriften anerkannt. Wir machen daher alle Freunde des Schönen und Nützlichen auf diese mit prachtvollen Holzschnitten illustrirte Ausgabe aufmerksam, welche sich in diesem neuen Gewande vorzüglich zu Festgeschenken eignet.

Die Verleger

Orell, Füßli und Comp. in Zürich.

Gedichte Sr. Majestät des Königs Ludwig von Bayern.

Dritte, um einen Band vermehrte Auflage.

In der Liter.-artistischen Anstalt in München ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gedichte
Ludwig des Ersten,
Königs von Bayern.

Drei Theile.

Preis geheftet 7 fl. rhein. oder 4 Rthlr.

Für die Besitzer der frühern Auflagen des ersten und zweiten Theils wird auch besonders abgegeben

Derselben Gedichte

Dritter Theil.

Preis geheftet 3 fl. rhein. oder 1 Rthlr. 20 Gr.

---

[378] **Subscriptions-Aufforderung.**

Lindpaintner's Kriegerische Jubel-Ouverture,

zur Jubel-Feier S. M. des Königs von Würtemberg aufgeführt und von der Kritik als eine der genialsten Schöpfungen bezeichnet, erscheint im Oktober in unserm Verlag. Gr. Partitur $2^2/_3$ Rthlr. In Stimmen f. d. Orchester $3^1/_3$ Rthlr. Clavierauszug zu 4 Händen 1 Rthlr. Am 1. Januar tritt der Ladenpreis von 4 Rthlr. für d. Partitur und 6 Rthlr. für d. Stimmen ein. Alle Buch- und Musikhandlungen nehmen Subscription an.

Berlin, *Schlesinger*'sche Buch- u. Musikhandlung.

---

[398] In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart ist erschienen:

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Monat September 1842.

Größere Aufsätze.

Uebersicht der böhmischen Literatur im Jahre 1841. — Statistische Nachrichten über Griechenland. Nach Strong. Erster Abschnitt. Zweiter Abschnitt. — Klima in Südindien. — Betrachtungen über die Manufakturdistrikte in Lancashire. Nach Dr. Taylor. — Die Pariser Hospitäler und wohlthätigen Stiftungen. Dritter Artikel. — Etwas über den Baikal-See. — Ueber portugiesische Sprache und Literatur. — Der Handelsvertrag zwischen England und Portugal. — Das Salzwerk in Ilezkaja Saschtschita. — Die Arbeiterunruhen in England. — Skizzen aus Siam: die amerikanischen Missionäre in Bankok. Der Bazar in Bankok. — Besuch auf der Pesther Messe. — Ueber die Leserei (Pietismus) in Schweden. — Ueber einige Thiere in Tibet. — Ueber die statistischen Beschreibungen China's. — Ein Besuch in Fez. — General Harlan über die Angelegenheiten der Engländer in Indien und Afghanistan. — Giraffenjagd in Kordofan. — Aufschwung der Minenindustrie in Spanien. — Die ausgewanderten Boeren in Südafrika. — Schweden und Norwegen in ihrem landwirthschaftlichen Verhältniß zum nördlichen Rußland. — Ueber einen altmexikanischen Schädel aus Mitla. — Skizzen aus London. I. II. Der Konventgardensmarkt. — Dampfschifffahrt zwischen Amerika und Europa. — Die nestorianische Republik in Kurdistan. — Projekt einer Arbeiterschule in Belgien. — Proklamation der Boeren von Port Natal. — Etwas über die Schamanen. — Brussa und seine Umgegend. — Der Tarif in den Vereinigten Staaten. — Wissenschaftliche Wirksamkeit der Petersburger Akademie im Jahre 1841. — Skizzen aus Cochinchina. — Ueber die Wasserversorgung Triests. — Ueber die Durchstechung der Landenge von Panama.

Chronik der Reisen.

Reisetouren in Ungarn. 1) Reise die Donau hinab bis nach Temeswar. 2) Wanderung durch Temeswar und dessen nahe und ferne Umgebung.

Kleinere Mittheilungen.

Kosakenäneide. — Maizucker. — Alte musikalische Instrumente. — Eisenbahnverbindung zwischen Belgien und Frankreich. — Aussicht auf einen neuen Sklavenhandel unter britischer Oberhoheit. — Nachricht von einem Werk über die Alhambra. — Die Engländer in San Juan de Nicaragua. — Die Granitsteinbrüche in Päterlax. — Ueber die Bewässerung in Südrußland. — Brunnen in Oberindien. — H. B.s Karikaturen. — Verbindung zwischen Nordamerika und Frankreich. — Eine gläserne Bahre. — Theater auf dem Wasser. — Kanonengießerei in Lüttich. — Dunkle Tage Nordamerika's. — Probe mit Brand- und Stickkugeln. — Erdbeben in Wales. — Das Taubstummeninstitut in London. — Außerordentliche Krankheit. — Nachricht über Yarkend. — Ungeheurer Grabhügel in Nordamerika. — Uhrenfabrikation in Besançon. — Schiffbarmachung der Rhone. — Etwas über die Klöster Armeniens. — Eisberge im atlantischen Meere. — Gußeiserne Häuser in England. — Auffindung einer Basilika. — Die irische archäologische Gesellschaft. — Persische Volkspoesie. — Verschneidung der Kühe. — Statistische Mittheilungen aus Italien. 1) Anzahl der erschienenen Bücher.

2) Italienische Bevölkerung ins und außerhalb Italien. — Ansiedlung von Malteſern im Gebiet von Tripoli. — Baskiſche Leichenfeier. – Prozeß um einen Meteorſtein. — Abnahme der Weinconſumtion in England. – Neue Entdeckung foſſiler Menſchenknochen. – Edda's Evangelienbuch. — Payerne's Verbeſſerung der Taucherglocke. — Hundemord in Montevideo. — Alterthümer in Frankreich. — Franzöſiſche Dampfboote. — Ueber die Cagots in den Pyrenäen.

---

[388] **Neuer Roman von der Baronin von B. (Henriette von Biſſing).**

[388] Hannover. Im Verlage der Hahn'ſchen Hofbuchhandlung iſt ſo eben erſchienen und an alle Buchhandlungen verſandt:

Victorine.

Ein Roman von

Henriette von Biſſing.

2 Theile. 8. 1842. geh. 3 Rthlr.

Von derſelben Frau Verfaſſerin iſt früher daſelbſt erſchienen:

Die Familie von Steinfels

oder die Creolin.

Ein Roman in 2 Theilen. 8. 1841. geh. 2⅞ Rthlr.

Bei dem ſo lebhaften Intereſſe und den ſo zahlreichen günſtigen und aufmunternden Kritiken, deren ſich die erſte ſchriftſtelleriſche Leiſtung der talentvollen Frau Verfaſſerin bereits erfreute, bedarf es nur der Anzeige des obigen neuen, höchſt anziehenden und noch gehaltreicheren Romans, um die beſondere Aufmerkſamkeit des ganzen gebildeten Publikums darauf zu richten.

---

[408] Im Verlage der Unterzeichneten iſt ſo eben erſchienen:

Ueber das Verhältniß

Preußens zu Deutſchland

mit Rückſicht auf die

Schrift des Herrn von Bülow-Cummerow: Preußen, ſeine Verfaſſung u. ſ. w.

von

H. Steinacker.

gr. 8. Fein Velinpap. geh. Preis 1 Thlr. 12 gGr.

Braunſchweig, 31. Aug. 1842.

Friedr. Vieweg und Sohn.

---

[412] In Unterzeichnetem iſt erſchienen:

Handbuch

des

württembergiſchen Privatrechts,

von

Dr. J. Weishaar.

Dritte umgearbeitete Auflage.

Dieſes Werk, für den deutſchen Juriſten unentbehrlich, empfiehlt ſich Jedem, der ſich für die Fortſchritte der geſellſchaftlichen Ordnung intereſſirt. Der Verfaſſer ſeiner Zeit eben ſo hochgeachtet als Gelehrter, wie als Mitbegründer der Verfaſſung ſeines Vaterlandes berühmt, hat ſeine Aufgabe aufs glücklichſte gelöst, nicht allein durch die Klarheit der Darſtellung, ſondern auch durch die geiſtvollſte Behandlungsweiſe, vermöge welcher allenthalben auf das Allgemeine und Praktiſche hingewieſen und jedem wichtigeren Geſetze ſeine geſchichtliche Entwicklung beigegeben wurde.

Da ſeit neuerer Zeit mehrere Werke, welche dieſe Materie behandeln, erſchienen ſind, ſo iſt der frühere Preis von 11 fl. 15 kr. auf 4 fl. 30 kr. herabgeſetzt worden. Alle Sortimentshandlungen nehmen Beſtellungen an, und werden in Stand geſetzt, dieſes Buch für den genannten Preis zu liefern.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

---

[302] In allen Buchhandlungen zu Augsburg — Stuttgart — München und Breslau iſt zu haben:

Als ſehr zweckmäßig bearbeitet iſt zu empfehlen:

☞ Die fünfte verbeſſerte Auflage

Vom Wiederſehen.

Wohin gelangen wir nach dieſem Leben?
Werden wir uns da wiederſehen?
Wie iſt da unſer Loos beſchaffen?
Gründe für die Unſterblichkeit

der menſchlichen Seele und Betrachtungen über **Tod, Unſterblichkeit und Wiederſehen.**

8. broch. Preis 10 Sgr.

Dieſe von Dr. Heinichen herausgegebene Schrift gibt über obige Fragen belehrende Aufſchlüſſe — führt die Beweisgründe eines beſſern Daſeyns, — eines Fortlebens nach dem Tode an und ſo iſt dieſes Buch Frohen zur Belehrung und Trauernden zur Tröſtung zu empfehlen.

In Prag bei Calve — Peſth bei Hartleben — Wien in der Gerold'ſchen Buchhandlung vorräthig.

---

[404] Chriſtliche Erzählungen.

Bei K. F. Köhler in Leipzig iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Lebens-

und

Charakterſchilderungen

zur Beförderung

des

wahren Chriſtenthums.

Aus dem Engliſchen.

Zweite Auflage. 3 Bändchen. 1 Rthlr.

Das 1ſte Bändchen enthält: **Strahlen der Wahrheit** von J. Tuckermann.
Das 2te: **Der Zweifler** von Mrs. Fallen.
Das 3te: **Die Heimath** von Mrs. Sedgwik.

Dieſe chriſtlichen Erzählungen reihen ſich den trefflichen Schriften der Miß Kennedy an, enthalten wie dieſe Gemälde reiner chriſtlicher Charaktere, und werden beitragen empfängliche Gemüther zu kräftigen und chriſtlichen Sinn zu befeſtigen.

Weckherlin (A. v.),

Landwirthſchaftliche Beſchreibung der königlichen Beſitzungen Weil, Scharnhauſen, Klein-Hohenheim, Monrepos, der Favorite und Achalm ꝛc. Mit 5 Steinabdrücken. 1 fl. 12 kr. oder 18 Gr.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

№ 257.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Donnerſtag, den 27. Oktober 1842.

Einen Odem hauch' ich noch,
Und er ſoll kein Seufzer ſeyn;
Einen Blick zum Himmel hoch,
Und zur ſchönen Welt hinein.

Rückert.

Die Sage von der zurückgebliebenen Nachtigall.

Sie ſehnt ſich nicht in Roſenhaine
Des Oſtens, an die Perlenſee:
Nur eines Dörfchens arme Zäune
Liebt ſie, die fromme Liederfee.
Sie war nicht Aſien zugezogen,
Wie ſonſt, dem ewiggrünen Land;
Ihr Eden blieb ein Gartenbogen,
Wo ſie der milde Herbſt noch fand.

Ihr bangt nicht vor des Sturmes Flügel,
Wenn er die Blätter niederſchlägt,
Nicht vor dem blaſſen Bild der Hügel,
Da ſie den Lenz im Herzen trägt.
Im Fichtenwäldchen hier, im Garten
Vor eines armen Mannes Haus,
Da will die Sängerin erwarten
Des nahen Winters öden Graus.

Und mancher Strauch im Garten ſagte:
„All' meine Beerlein ſpar' ich dir!"
Von Bäumen der und jener fragte:
„Willſt du noch Mücken? — Komm zu mir!"
Und freundlich hat dann auch geſprochen
Ein warmer Quell und voll von Dank:
„Durchſungen haſt du ſchöne Wochen;
Ich biete Würmlein dir und Trank."

Ob auch die Silberflocken ſchütte
Der Winter nieder auf den Hag,
Der Mann in ſeiner kleinen Hütte,
Er bringt ihr Speiſe jeden Tag.
Die laue Quelle bleibt ihr offen,
Auch Beeren ſind noch ihr Gewinn.
So lebt, im Herzen Frühlingshoffen,
Die ſanfte Liederkönigin.

Doch einſt bei goldner Tagesfrühe
War's ihr, als ſey kein Licht genaht,
Als ob die Dämm'rung noch umziehe,
Wohin ſie flattre, jeden Pfad.
Sie findet weder Trank, noch Speiſe,
Und ſcharf und tödtlich weht der Oſt.
Geblendet halb, bei ſtarrem Eiſe,
Hat ſie des Nachts der Winterfroſt.

Iſt Niemand da, mit Wonne labend
Die Liederkönigin im Leid?
Sie fliegt — und heut iſt Weihnachtabend —
Bang bis zur heil'gen Sternenzeit.

In ihre Augen, in die dunkeln,
Fällt Schimmer jezt, doch nur wie Traum;
Den Kindern dort im Hause funkeln
Die Lichter an dem Weihnachtsbaum.

Die Bange flattert an die Scheibe
Und pikt hier ängstlich an das Glas,
Wo auf der Bank mit seinem Weibe
Der Mann vor frohen Kindern saß.
Kaum ist das Fenster aufgeschoben,
Da schwebt die Sängerin herein,
Und sezt sich, voll Verlangens, oben
Auf einen Zweig, im hellen Schein.

Und sie begann so rühr'nde Klage
Und ein so zaubervolles Lied,
Daß noch davon die Wundersage
Von einem Dorf zum andern zieht.
Es lief mit heiligen Akkorden
Durch Christi Nacht der Klänge Fluth;
Es war der Frühling wach geworden
Und um ihn spielte Sonnengluth.

Und inniger und sel'ger schollen
Die Melodien der Liederfee;
Dem Christbaum klang, dem lichtervollen,
Die lezte Lust, ihr lezтes Weh.
Sie fiel dann stumm zur Erde nieder;
Gebrochen war ihr Herz, so weich,
Gezogen waren ihre Lieder
In des Gesanges ew'ges Reich.

Ph. H. Welcker.

L'hommes aux aventures.

(Fortsezung.)

Sie jammerte: „Mein Gott, mein Gott, welche Lage!" — „Trösten Sie sich. Sie finden in St. Cloud ein gutes Gasthaus und sind morgen früh bei Zeiten bei Ihren Freunden in Auteuil." — „Wenn man das zu Hause wüßte, die Meinigen würden sich zu Tod ängstigen!" Der Ton, in dem sie dieß sagte, schien mir fast nicht ängstlich genug, und je mehr ich die ganze Geschichte überlegte und bedachte, desto weniger kam mir Alles so recht natürlich vor. Sie hatte nicht einmal einen Reisesack, und ich gestehe, daß in meiner Untersuchung die Handschuhe keinen hinlänglichen Ersaz dafür boten. Genug, ich war noch immer halbwegs geneigt, meine schlanke Nachbarin für eine sehr kecke Reisende zu halten.

Als wir endlich in St. Cloud anlangten und stille hielten, war ich eben zu dem Schlusse gekommen: „Sie ist eine Abenteurerin." — „Mein Herr, ich bitte Sie um Alles, lassen Sie mich nicht allein. Wenn auch Sie sich meiner nicht annehmen, dann ist der brutale Kutscher im Stande, mich hier auf offenem Platze abzusezen und meinem Geschicke zu überlassen." — „Seyn Sie unbesorgt. Das Wirthshaus ist ganz nahe, dort an der Ecke, und ich mache mir ein Vergnügen daraus, Sie hinzubegleiten." — „O ich bin Ihnen unendlichen Dank schuldig."

Wir klopften eine gute Weile und mußten: Holla! u. s. w. zu Hülfe nehmen, ehe sich Jemand in der tête noire regte. Endlich rief eine kreischende Frauenstimme: „Qui est là?" — Ich antwortete ganz stolz: „Der Herr, der bei Monsieur le Blond wohnt und heute hier gespeist hat!" — „Ne connais pas! Aber was wollen Sie?" — „Ein Nachtlager!" — „Es ist kein Bett mehr frei." Damit wurde eine Thüre zugeschlagen, und so war das Geschick der Dame entschieden.

„Ah c'est affreux!" rief meine Schöne, und in diesem Worte lag wieder recht viel Wahrheit. Sie fuhr fort: „Ich sehe hier gegenüber Licht, und wenn ich nicht irre, eine Wachstube. Begleiten Sie mich dahin, dort werde ich wenigstens die Nacht sicher zubringen können." Auch das wurde mit so viel Wärme und Wahrheit vorgetragen, daß ich ihr Abbitte that und in mir das reformirende Urtheil sprach: „Sie ist keine Abenteurerin!"

„Sie denken nicht daran, in dem Wachhause zu schlafen," sagte ich, „das wäre wirklich „affreux." Wenn Sie wollen, so gehen Sie mit mir, ich werde Sie so gut beherbergen als möglich." — Sie stand einen Augenblick schweigend da; dann sagte sie: „Ich zweifle nicht daran, Sie sind ein Ehrenmann, und ich gehe mit Ihnen. Auf einem Stuhle in der Ecke eines Zimmers will ich die Nacht zubringen und Ihnen nie vergessen, daß Sie mich aus dieser gräßlichen Lage befreit haben."

Daß sie so rasch entschlossen war, gefiel mir wieder nicht ganz, und doch war ich nun schon halbwegs bereit, Gnade für Recht ergehen zu lassen. Die Sache nahm eine zu interessante Richtung. Ehe wir an dem Eisengitter, das den Garten vor meiner Wohnung abschloß, ankamen, versicherte mich die Dame noch zweimal, ich sey ein Ehrenmann. Endlich war das Gitter hinter uns geschlossen, an Rückkehr nicht mehr zu denken. Ich öffnete die Hausthüre, und da es sehr dunkel war, reichte ich der Dame die Hand, um sie ohne Anstoß bis in mein Zimmer zu bringen. Ein abermaliges: „Monsieur, combien je vous suis reconnaissante!" klang mir wie Musik in den Ohren. Ich war so wenig in meiner

gewöhnlichen Stimmung, daß, als ich das Feuerzeug greifen wollte, ich den Nachttisch umstieß.

Endlich fuhr ein kleiner Blitz durch das Zimmer. Nach und nach klärte die Lampe die ganze Scene auf. Zwischen uns Beiden lag der Nachttisch gleichsam als Schanzkorb der Vertheidigung, und vor mir stand die Dame im grünen Schleier und mit weißen Glacehandschuhen. Sie war sehr schlank, etwas mager und wenigstens fünfzig und etliche Jahre alt. Die Handschuhe waren von bester Qualität, aber etwas schmutzig, die Kleider ein wenig abgetragen, der Hut „chiffonné" und der Schleier fahl.

Ich muß ein ziemlich dummes Gesicht gemacht haben; aber ich erholte mich bald und sagte: „Sie wollten mit einem Stuhl vorlieb nehmen, aber zufällig gebiete ich über ein zweites Bett. Sie können also von diesem hier Gebrauch machen; ich werde das meines Freundes, der noch nicht eingezogen ist, heute einweihen, und wünsche Ihnen eine gute Nacht." — „Ah, Monsieur, combien je suis reconnaissante." — „Sie sind zu gütig, schlafen Sie recht wohl." — „Monsieur, une bonne nuit!" — —

— — Die Damen lachten. Mad. G. lobte sehr meine Menschenfreundlichkeit, aber Madame W. fragte: „Haben Sie die Nacht gut geschlafen?" — „Ich muß," erwiderte ich, „zu meiner Schande gestehen, daß ich, nachdem ich im Zimmer meines Freundes mir die Sache noch ein-, zwei- und dreimal überlegt hatte, wieder zum Schlusse kam: „Sie ist eine Abenteurerin." Ihr ehrbares Alter führte mich nur zu der weitern Folgerung: wenn das Eisengitter nicht jede Flucht erschwerte, so könnten morgen Früh die Bettücher und dergleichen Kleinigkeiten mit ausgeflogen seyn.

Um sechs Uhr Morgens klopfte es an meiner Thüre. Meine Wirthin mit wunderbar verblüfftem Gesichte kündigte mir an, daß eine Dame unten sey, die Abschied nehmen wolle. Ich ließ mich aber entschuldigen, da ich sie doch Anstands halber nicht im Bette empfangen könnte. Später hörte ich, daß sie meine Adresse, die sie auf dem Umschlag einer Zeitung gefunden, zu sich gesteckt und sehr viel von ihrer Erkenntlichkeit gesprochen habe. Als ich aufgestanden war und in den Garten ging, begegnete ich dem Wirthe, der ein sehr brummiges Gesicht machte, während die Wirthin schelmisch lächelte, was mich fast ärgerte.

II.

Unsere Damen wollten eben die Streitfrage, ob meine Schöne eine Abenteurerin gewesen oder nicht, aufgreifen, als Madame G. dieselbe durch die andere Frage beseitigte: „Haben Sie denn nichts weiter von der Dame gehört?" — „O nicht so eilig! die Geschichte ist noch lange nicht zu Ende."

Etwa vierzehn Tage später hatte ich mit zweien meiner Freunde einen Ausflug nach Fontainebleau verabredet. Am Tage unserer Abfahrt erhielt ich folgenden Brief: „Mein Herr, Sie haben durch ihre gastfreundliche Aufnahme einer Ihnen ganz fremden Person so edel an mir gehandelt, daß ich es für meine Pflicht halte, Ihnen meinen Dank schriftlich abzustatten. Ich müßte sehr irren, oder Sie fühlen fein genug, um es natürlich zu finden, daß meine Schuld gegen Sie mir wie eine Sünde auf dem Gewissen lastet. Kommen Sie je nach Fontainebleau, so machen Sie einen kleinen Abstecher von einer Stunde nach N. und besuchen Sie uns. Meine ganze Familie, meine Töchter und meine Mutter bitten Sie, uns Gelegenheit zu geben, Ihnen zu zeigen, wie sehr wir sie schätzen, achten und verehren. Ich rechne auf Ihre Großmuth und bin sicher, daß ich mich nicht verrechne. Genehmigen Sie ꝛc. Wittwe B., Postdalterin' in N."

Man müßte blind seyn, wenn man nicht auf den ersten Blick in diesem zufälligen Zusammentreffen den Finger des Geschickes sehen wollte. In einer Stunde sollte ich nach Fontainebleau fahren, und da trifft ein Brief ein, der mich dorthin einladet; ein Brief der Dame, die mich selbst so sehr intriguirt und mir überdieß von meinen Freunden so manchen unbarmherzigen Wespenstich zugezogen hatte. Ich war nämlich so unklug gewesen, mein Abenteuer zu erzählen, und hatte die Lacher gegen mich. Der Brief bot mir die beste Gelegenheit, mich an den herzlosen Spöttern zu rächen, und ich entschloß mich bald, sagte kein Wörtchen von der Einladung und dachte nur über die Lüge nach, durch die ich mich in Fontainebleau von meinen Freunden befreien könnte. Sie war bald gefunden — ein Geschäft, ein Auftrag u. dgl.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Neuchatel, Oktober.

Der Besuch des Königs.

Seit Bertha, die humilis regina des zehnten Jahrhunderts, auf ihrer Stute und mit ihrem Spinnrocken am Sattel in ihrem Königreich Burgund herumgeritten ist und auch in Neuchatel von Jung und Alt wegen ihrer Gerechtigkeit, Klugheit und Milde geliebt und verehrt, ja bald ein Liebling der Volkssage wurde, die sich bis auf den heutigen Tag erhalten hat, seit fast neun Jahrhunderten sah das Land erst in diesen Tagen wieder etwas Aehnliches. Der König von Preußen hat mit seiner Gemahlin, vom Rhein kommend, vier Tage im Lande zugebracht, die, wenn auch kürzern,

jedoch nicht weniger lebhaften Eindruck auf die Gemüther hervorgebracht haben, als Berthas Huld. Es ist in unsern Tagen nicht leicht, von dergleichen zu reden, ohne lächerlich zu werden. Es wird bei der Erscheinung der hohen Herren in allen Ecken ihrer Länder so viel gelärmt, deklamirt, geschossen, geläutet und trompetet, es werden ihnen so viel Blumen gestreut, es wehen für sie so viel Fahnen und Fähnlein, sie müssen durch so viel Ehrenpforten ziehen, Harangnen anhören und beantworten, Feuerwerke ansehen, Bälle, Theater, Konzerte und andere Festlichkeiten besuchen, daß ihnen kaum Zeit bleibt, zu sich selbst zu kommen und ihre Eigenthümlichkeit wieder zu gewinnen. Gewöhnliches würde sich auch hier und im Lande gezeigt haben, wäre der König nicht eine so seltene Natur. Auf der andern Seite fühlen aber auch die Neuchateler, daß ihr Land doch begünstigt ist vor allen andern Ländern, eine Republik im Innern, ein monarchisches Land unter mächtigem Schutz nach Außen.

Um die reine Haltung dieser Festtage zu begreifen, muß man noch Eines bemerken. Das ganze Neuchatelsche Land, besonders Neuchatel, Locle und La Chaux-de-fonds, ist unstreitig eines der gebildetsten Europas, gebildet in guter, einfacher und reiner Sitte, in Wissenschaft, Kunst, und besonders in dem feinsten Gewerbsfleiß. Dort sehen wir freilich Männer, die in geringen Kitteln an der Esse, am Ambos stehen oder in der Werkstatt sitzen, auch so in den Straßen herumgehen; dieselben Leute lesen aber Abends die schwierigsten französischen und englischen Werke über höhere Mathematik, Astronomie, Mechanik, Chemie, Naturwissenschaften und diskutiren darüber. Ihre Frauen und Mädchen lesen und verstehen das Beste, was die französische Literatur hervorgebracht. Einfache gute Sitten, Sparsamkeit, Nüchternheit und feine Bildung zeichnen diese Menschen vor allen andern Schweizern aus. Die jungen Männer reisen als Uhrmacher, Graveurs, Mechaniker u. s. w. in der ganzen Welt umher, beobachten mit ihren guten Vorkenntnissen überall genau, bringen aus der Fremde das Gute mit nach Haus und wenden es verständig an.

Man könnte sagen, das ganze Land, wo der König durchkam, war ein reich geschmückter Festsaal. Grüne, blumenreiche Ehrenbogen mit Fahnen, Bändern und Kränzen wechselten mit Blumengehängen am Wege, wo den ganzen Tag über die gedrängte Menge froh, singend und jauchzend im dichten Regen stand. Dörfer und einzelne Häuser waren noch mehr aufgeputzt mit Blumenschmuck, grünen Reisern, Kränzen, Bändern, Teppichen und Fahnen. Nur Eines war bei dem schlechten Wetter und dem Drängen der Zeit oft peinigend, die vielen und oft langen Anreden der Gemeindevorsteher und Geistlichen an den König, auf die er wieder antworten mußte, war es auch nur ein kurzes: je vous remercie bien, Monsieur, des belles choses que vous me dites, mais j'en suis confus, n'ayant encore rien fait pour le pays qui mérite tant de remercimens. Der König sprach sein Französisch gut und rein, aber langsam, um verstanden zu werden. Er machte auch in seiner guten Laune französische Witze, von denen ich nur Einen anführen will. Es wurde ihm eine Uhr überreicht und dabei bemerkt, daß es die platteste sey, die je gemacht worden. Hierauf antwortete er dem Geber: Je vous remercie, Monsieur; ce sont de ces plattitudes que tout le monde vous envie. — Seine Anwesenheit im Lande war vom Anfang an bis zum Ende ein Fest für ihn wie für uns, aber es sind doch darin einige Momente besonders hell. Neuchatels Beleuchtung und Feuerwerk war allerdings prächtig und großartig; dergleichen sieht man aber auch bei andern Gelegenheiten. Merkwürdiger waren die Vorbereitungen zum Empfang der Herrschaften, wo wir unsere ersten Neuchateler Damen in den Straßen sahen, wie sie mit Blumen die Ehrenbogen und Häuser schmückten. Ihnen folgten Dienerinnen mit Blumenkörben, was etwas Antikes hatte. Anderwärts thun dieß Dekorateurs und Diener, hier aber wollten es sich die vornehmsten Frauen nicht nehmen lassen. Nur durch solche Sorgfalt wird es begreiflich, daß das kleine, enge, ziemlich düstere Neuchatel wie eine festlich geschmückte italienische Stadt aussah; denn aus allen Fenstern hingen bunte Teppiche und Tücher, Blumenguirlanden zogen sich von einem Haus zum andern. Besonders geschmackvoll aber, in sehr edlem und elegantem Styl war die große Ehrenpforte, die Neuchatels Magistrat bei der Stadt hatte errichten lassen. Darauf herrschte ein großer Adler und drum herum eine Menge Fahnen in den Farben des Königs, der Königin, des Fürstenthums und der Stadt Neuchatel. Von dem weißen Kreuz der Schweizerconföderation war nirgends eine Spur zu sehen, weil es 1831 der Insurrektion als Vereinigungszeichen diente, alle ihre Ausschweifungen decken sollte, und daher dessen öffentliches Erscheinen im Fürstenthum verboten werden mußte, was bis auf den heutigen Tag so geblieben ist. Die abgeneigte Stimmung der Neuchateler Regierung und des bei weitem größten Theils der Bevölkerung hat sich außerdem die vielfach zerspaltene und zerrissene Eidgenossenschaft durch ihren feindseligen Sinn gegen Neuchatel selbst zuzuschreiben. — Als der König und die Königin Sonnabends (24sten September) gegen sechs Uhr in Neuchatel bei heiterem Himmel ankamen, wurde zwar Vive le Roi! Vive la Reine! gerufen, aber ziemlich dünn und mehr von Kinderstimmen. Mit jeder Stunde jedoch, die der König in der Stadt verweilte und seine gewinnende Persönlichkeit entwickelte, wurde jener Ruf immer stärker, nachhaltiger und kompakter, wiewohl in Neuchatel selbst der Jubel nie den Grad erreicht hat, wie auf dem Lande. Nach der Vorstellung der Behörden, der Geistlichkeit, der Akademie, des Militärs und nach besonderer Audienz der Tagsatzungsgesandten Muralt und Ruchet wohnte der König im Schloßhof dem altertümlichen Fest der Armurins bei, wo ganz geharnischte und behelmte Bewaffnete erschienen, als ehrende Erinnerung an die Neuchatelschen Ahnen, die in der Schlacht von Granson (1476) Karl dem Kühnen so viel zu schaffen machten und so wesentlich zum Gewinn dieser Schlacht beitrugen. Um sie herum standen und gingen Knaben mit Fackeln, die auch eine historische Bedeutung aus jener Zeit haben. Am Ende wurden zwei alte, in Karls des Kühnen Zelt erbeutete Pokale gebracht, einer für den Bannerträger, der andere für den König, der daraus auf das Gedeihen der Stadt und der Bürgerschaft trank. Nach einem kleinen Diner fuhr der König in der Stadt herum, um deren Beleuchtung zu sehen, die sehr reich und geschmackvoll war, besonders im untern Theile der Stadt, am See, wo die großartigen Gebäude des Stadthauses, des Gymnasiums, das Hôtel des Alpes stehen. Professor Agassiz hatte als Transparent sein unter dem Namen Hôtel des Neuchâtelois bekanntes Zelt auf dem Aargletscher darstellen lassen, mit der Umschrift: La science fleurit sous son règne, denn bekanntlich auch zu dieser Gletscherexpedition hat der König das Geld hergegeben.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 86.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 258.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Freitag, den 28. Oktober 1842.

— Trecentos inseris, ohe!
Horat:
Serm. I. 5.

Holländiſche Schildereien.

I.

Da lag ſie, nacht- und waſſerdunkel, die British Queen, ein Prachtgebäude. Oben an dem ſtumpfen, breiten Schlot hing eine einzige, matte Laterne, ſonſt alles ſtill, ſchroff, ſchwarz, ſtarr, die Rieſenräder, die Maſten, die Taue, die Balken, die Bretter alle. Die Schelde ſelbſt ſchien eingeſchlafen zu ſeyn, und nur zuweilen blinkte der Wiederſchein eines Sternes oder ein ſpäter Fiſchſprung aus der breiten, glatten, grauen Waſſerfläche empor. Wir ſtanden, ein paar junge Rubenſſe aus Antwerpen, mein Reiſegefährte und ich, auf dem Deck des Lorenz Coſter, der um zwei Uhr in der Frühe gen Rotterdam aufbrechen ſollte. Das war ein Unterſchied: die ſtolze brittiſche Monarchin und der kleine holländiſche Unterthan, der Spießbürger par excellence! An Bord der British Queen hatten wir wenige Stunden zuvor Thee getrunken mit dem gaſtlichen Schiffslieutenant. Das ſind Räume, das ſind Kräfte! Ein Salon, ſo weit, ſo glänzend, ſo reich, daß acht-und-dreißig deutſche Honoratiorencaſinos darin ihre Feſtbälle gleichzeitig abhalten könnten; überall funkelndes Mahagoniholz, goldene Leiſten, ſchimmernde Kryſtalle und Porzellanei, ſchwerſeidene Decken und Gardinen, moosweiche Prachtteppiche, orientaliſche Divans, Lotterſtühle und Phantaſiemöbeln, wie ſie das Boudoir einer Primadonna nicht aufzuweiſen hat. Wahrlich, wenn man dort umherſchritt, von einem Luxus in den andern, aus der Maſchinenkammer in den Speiſeſaal, von der Küche zur Bibliothek, durch eine ganze Reihe behaglicher Kojen und verſchwiegener Doppelgemächer, ſogar an einem Marmorbade vorüber — es überſchlich einen Jeden die Luſt, nach Amerika zu reiſen, nur der Reiſe wegen, und ein unüberwindliches Vertrauen, trotz Seekrankheit und Sturmesgefahr. Die Matroſen luden das lezte Cargo eben ein; hunderte von Ballen verſanken in die dunkle Tiefe des Kiels, ohne daß eine Füllung dieſer gähnenden Höhle zu bemerken geweſen; die Taue rauſchten, die Winden und Krahne knarrten, die Seeleute ſangen dazu jene langgezogenen Arbeitstaktweiſen, und vom Hafen herüber zum Schiff, vom Schiffe hinüber zum Hafen ewiger Ruderſchlag, Boote, die kamen, Boote, die gingen, Waaren und Menſchen: eine herrliche Scene. Der Lieutenant lächelte freundlich in unſer Erſtaunen, in unſere Luſt hinein. „She will do well," ſagte er mit kopfnickendem Stolze und führte ſeinen Grog wohlgefällig zum Munde. „I dare say, she will," bekräftigte der erſte Steuermann und ſprizte eine gelbe Tabaksfluth über den blank geſcheuerten Fußboden.

Wahrhaftig, ich schwankte eine Minute lang. Den eilften ging sie, den fünf-und-zwanzigsten konnte sie landen zu New-York, sie mußte spätestens den lezten. Was war's denn weiter? Einige Tage Erbrechens, sie ließen sich in diesen allerliebsten Cabinen so gemüthlich leicht hinträumen und verduseln. Und hernach, wer weiß, welch anziehende Gesellschaft sich um den runden Tisch des Salons abendlich sammelte, welche trauliche Verbindungen sich anknüpfen konnten in dem engen, unausweichlichen, zwanglosen Beieinander der Seefahrt, wie schöne Augen mit uns über die Wasserwüste streiften, in den späten, fremden Sternenhimmel hinein? Für alle Fälle hatte die Bibliothek Paul de Kock und Kapitän Marryat und Dickens, und eine ganze Folge von Reviews und Magazines. Und dann — Amerika! Urwälder, Niagaras, Mississipis!

Genug, denn ich war im Lorenz Coster. Statt nach New-York wies mein Kompaß nur gen Rotterdam, und statt auf den Niagara auf eine Treckschuyte. Auch gut; nur der Lorenz Coster nicht. Der war, Spaß bei Seite, miserabel, auch ohne die herausfordernde Nähe der Queen recht herzlich miserabel. Unten in der schmalen, gedrängt vollen Kajüte, die den Namen der „großen" führte, hatte gerade mein Regenschirm noch Platz gefunden; ich rettete mich rasch wieder die Treppe herauf, wickelte mich in den Mantel und warf mich mißmuthig auf die feuchte Bank. Die Rubenssе aus Antwerpen kritisirten über Wappers, de Keyser und Gallait, die Schüler über die Meister, alles gerade wie bei uns zu Lande. Mein Gefährte, auch ein Maler, Gottlob einer ohne Löwenmähne und Kapuzinerbart, lachte sie aus und mich, er rauchte philosophisch seine Cigarre und machte Lichtstudien, indem er die Effekte der Lampe im untern Schiffsraum auffing. Antwerpen lag am Strande, verlassen und vergessen; nur der schöne Thurm der Kathedrale grüßte dann und wann mit seinem widerlichen Glockenspiel herüber. Noch zwei Stunden bis zur Abfahrt; eben Mitternacht. Auf ein Schiff warten, ist eine wahre Annehmlichkeit gegen das auf einem Schiffe Warten. Ich sehnte mich nach einem deutschen Postwagen. Home, sweet home!

Als nun — endlich, endlich! — die Maschine anfing zu sprühen, das Rad zu rauschen, das Ruder zu seufzen, wagte ich mich, von Frost geschüttelt, zum zweitenmale hinab in den Hades. So sah's aus, nicht anders. Bleiche Schatten lagen auf der schmalen Bank, über die Schwelle sogar und unter dem Tische. Der Stewart sprang seelenvergnügt zwischen diesen Leichnamen umher, die Serviette einladend unter dem Arme. Er freute sich über die ungewöhnliche Anzahl von Passagieren. Auch Charon ein Egoist! „Kein Platz mehr im Pavillon?" fragte ich ihn. „Nicht eine Ecke, mein Herr; den hat eine ungarische Familie ganz eingenommen." — „Aber, zum — es muß doch hier im Schiffe Platz geben, wenn ihr ihn drüben im Bureau verkauft!" — „Ja, es ist schändlich!" riefen einige zwanzig Stimmen im Chor von der Treppe herunter, aus der Unterwelt herauf. „Ich werde Platz schaffen," tröstete der Stewart. Auf der einen Bank hatte sich ein Engländer ausgestreckt, und wie lang! Die Leser wissen, wie lang ein Engländer seyn kann. Der Stewart rüttelte ihn sanft und flehend: „Pray, Sir, get up, there are some Ladies" — „D-n the Ladies!" Umgewälzt, fortgeschnarcht. Gegenüber lag eine schmale Französin, die sich nach Kräften breit machte; sie schlief nicht, sie that nur so, um liegen zu dürfen, wo wir nicht einmal stehen konnten. „Madame, s'il vous plait!" — „Mais, il me semble, que . . ." — Sie war wach, sehr wach. Sie sprach, und wie sprach sie! Die Leser wissen, wie eine Französin sprechen kann.

(Fortsetzung folgt.)

L'homme aux aventures.

(Fortsetzung.)

Auf dem Wege von St. Cloud nach Paris las ich den Brief noch einmal, und ich muß gestehen, daß auch dießmal ein Wörtchen meine Aufmerksamkeit unwillkührlich mehr als alle andern fesselte. „Meine Töchter—" da machte ich einen Halt, und erst nachdem ich dasselbe fast unbewußt wiederholt hatte, las ich weiter. „Meine Töchter!" klang mir in den Ohren nach. Das konnte nicht ohne Absicht in dem Briefe stehen. Unterwegs von Paris bis Fontainebleau hüpfte das Wörtchen „Töchter" in den schönsten Farben des hoffnungsreichsten Regenbogens auf tausend Seifenblasen vor den Augen meines Geistes, und meine Freunde fragten mich oft, was mir fehle. „Die Geschäfte in N. langweilen mich; ich wollte, Freund B. hätte einen andern damit beauftragt."

Das Schloß, die Erinnerungen an seine frühern Besitzer, die Abschiedsscene Napoleons, selbst der schöne Wald mit seinen kerngesunden Eichen — sonst meine Lieblingsblumen — hatten kein sonderliches Interesse für mich. Die Seifenblasen waren viel schöner, und so machte ich endlich der langweiligen Vorbereitung ein Ende, empfahl mich auf ein paar Stunden und trat meine Fahrt auf Abenteuer an. — „Meine Töchter!"

Der Weg von Fontainebleau nach N. erschien mir sehr lang und das Pferd meines Kabriolets unerträglich langsam. Was mich eigentlich so trieb, weiß ich selbst nicht recht. Doch glaube ich, daß mein unverwüstlicher Glaube an den Gott Zufall mich hezte. Ich spielte mit allen Möglichkeiten, und das Spiel war so schön. Gegen Abend langte ich in N. an und fuhr an der Posthalterei vor.

Auf der Treppe begegnete ich einem armen, verkrüppelten Wesen, das mich ganz verwundert musterte. In der Hausflur stieß ich auf ein altes Mütterchen, das an einer Krücke einherhinkte. Ich fragte nach Madame B., der Posthalterin, und die Alte zeigte mir eine Thüre rechts. Ich klopfte an und eine sehr freundliche, wohltönende Stimme rief: herein!

Im Zimmer saß meine schlanke Dame in schlichtem Hauskleide an einem Tische am Fenster, ihr gegenüber ein junges Mädchen von siebzehn, achtzehn Jahren, bildschön, und in einer Art Canapé lehnte eine etwas ältere „Tochter," weniger schön, aber auch nicht zu verachten. Große, volle, glühende Augen zeichneten diese aus; jene war sanfter, jungfräulicher, fast blond. In beiden Gesichtern lag sehr viel Geist und Anmuth.

Die Mutter, als sie mich sah, sprang auf und mir entgegen, und mit einem: „Das ist mein großmüthiger Wirth," verrieth sie gleich das Geheimniß meines Incognito. Die beiden Töchter erhoben sich nun ebenfalls, und während mich die Mutter zwang, auf das Canapé neben sie zu sitzen, rückten jene Stühle herbei, auf die sie sich uns halb zur Seite, halb gegenüber niederließen.

Die gute Frau überhäufte mich mit ihren Danksagungen, und die beiden „Töchter" sahen mich sehr freundlich an, während jene mit der unübertrefflichsten Zungenfertigkeit mir die ganze Geschichte des abenteuerlichen Nachtquartiers noch einmal bis in's kleinste Detail vorerzählte. Gleich zu Anfang wurde sie von ihrer Mutter, der guten Alten, die ich auf der Hausflur gesehen hatte, unterbrochen. Als diese hörte, daß der „Retter" ihrer Tochter da sey, kam sie in's Zimmer herein gehumpelt und umarmte mich unter Thränen. Die Scene war sehr rührend; aber sie unterbrach die Posthalterin Wittwe nur auf sehr kurze Zeit.

Während diese mir ihre neue Geschichte erzählte, hatte ich Gelegenheit, mir die beiden „Töchter" etwas genauer anzusehen, und die schönen Seifenblasen wurden immer lebendiger, immer wahrer. Nach kurzer, aber gehörig gepflogener Berathung und Vergleichung sprach ich der Jüngern den Preis zu; mein Herz war der Lohn. Ich gab es, ohne viel Umstände zu machen, es war eben zu haben, und was konnte ich besseres damit machen? Dann baute ich mir ein Schlößchen, über dem der Himmel voll Geigen hing. Das Mädchen war wirklich sehr schön; die blonden Haare standen dem französisch geschnittenen Gesichte fast besser als selbst dem schönsten germanischen. Das Auge war dunkel und tief, der Mund zum Küssen aufgeworfen. Was war da zu machen? Küssen — nun das habe ich redlich gethan — in Gedanken.

Während der ganzen Erzählung der Mutter, die in eine förmliche Lobrede auf mich umschlug, und die ich trotz meines mehrfachen Protestirens nicht abbrechen konnte, traf ich oft auf den Blick der schönen Tochter und las in demselben Himmelslust. Sie schlug zwar stets das Auge bescheiden nieder, aber das war es eben, was mich nur noch mehr fesselte. Sie war so schön, so schön! und da ich auf den ersten Eindruck gehe, so war die Sache abgemacht. Ich ergab mich auf Gnade und Ungnade.

Ehe die Erzählung der Mutter noch ganz zum Schlusse kam, öffnete sich die Thüre und die Posthalterin rief: „Herein, August, hier ist mein Retter!" Der Herr August war ein kerniger Bursche von vier-und-zwanzig Jahren; er war von dem Holze, aus dem man in der Revolution die Generale und unter Napoleon die Sergeanten der Grenadiere der Garde machte. Mir fuhr eine kalte Ahnung schauernd über den Leib. Von ihren „Söhnen" stand nichts im Briefe, und somit hatte ich nicht auf Herrn August gerechnet. Was kann er seyn? — Die Mutter half mir bald aus der Noth und kündigte mir Herrn August als ihren Nachbar an, der der Bräutigam ihrer Caroline sey. Ich sah die beiden Töchter im Fluge an; die braune blieb theilnahmlos, die blonde erröthete sehr wenig, fast gar nicht, aber sie warf Herrn August einen Blick zu, der augenblicklich meine schönste Seifenblase sprengte.

So wurde ich Wittwer meiner jungen Liebe und hatte wenigstens fünf Minuten nöthig, um mich wieder zu fassen, zu trösten und zu erholen. Dann warf ich einen lezten Blick auf das Grab meiner schönen Träume und von diesem ab auf die andere Tochter, die Braune. Erst nach und nach gewöhnte ich mich an die Erbfolge und die Erbin, dann aber fand ich nachgerade, daß auch sie nicht zu verachten sey. Ja, näher betrachtet, schien sie mir fast noch schöner als die blonde Braut. Sie schlug die Augen weniger nieder, sie war viel tapferer, aber auch viel mächtiger als die kleine Blonde. Allmählig gewann sie immer mehr, je mehr ich sie mir anschaute; nach zehn, fünfzehn Minuten, während welcher die Unterhaltung hin und her flog und die Braune oft ein nicht übel angebrachtes Wort einwarf, war sie so in meiner Achtung gestiegen, daß ich meine frühere Schwäche für die Blonde kaum noch begreifen konnte.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Neuchatel, Oktober.

(Fortsetzung.)

Der Besuch des Königs.

Am folgenden Tag (25sten) Gottesdienst in Notredame, große Cour mit Vorstellung des Grafen Mortier, französischen Gesandten bei der Tagsatzung, und vieler andern Personen, Ueberreichung der der Königin bestimmten Geschenke an herrlichen Spitzen und Tapeten des Landes. Der übrige Theil des Morgens wurde verwendet zu Besuchen der öffentlichen Anstalten. Beim großen Diner, wozu der König fast

alle Behörden der Stadt und des Landes mit vielen Einheimischen und Fremden eingeladen hatte, brachte er nach dem mittelalterlichen Ruf: du vin partout! den Trinkspruch aus: „je bois à la santé et à la prospérité de tous les Neuchâtelois. Dieu leur conserve leur simplicité de mœurs, leurs vieilles et bonnes institutions et franchises et par dessus tout les cœurs d'or qui les distinguent.“ Von diesem Augenblick an war der Enthusiasmus für den König in Neuchatel entschieden und im Steigen. Es haben die Genfer und Waadtländer viel über diesen Toast commentirt, besonders in Beziehung auf der Neuchateler bekannte Anhänglichkeit an's Gold; so hieß es: „le roi les connait bien, leurs cœurs sont pesants, durs et froids comme de l'or pour la cause de la commune patrie; ils sont ductiles comme l'or etc.“ Andere meinten, man könne auf gut Französisch gar nicht sagen des cœurs d'or, sondern nur des cœurs comparables à l'or, des cœurs purs comme de l'or etc. Dieß habe aber wohl der König nicht sagen wollen, darum habe er einen unklaren Tropus gebraucht. — Nach dem Diner kam der große Ball, den die Stadt dem König im großen Saal des herrlichen Hôtel de ville gab. Viel Pracht, taghelle Beleuchtung, treffliche Musik des 55sten preußischen Infanterieregiments (von Mainz hieher geladen), dann Souper, Alles ziemlich gemessen und kalt. Der König besuchte denselben Abend noch einen andern Ball der Fabrikanten und Handwerker im Konzertsaal, wo seine Erscheinung und freundliche Haltung große Freude erregte.

Trotz des Regens machte der König mit der Königin am 26sten September eine Fahrt nach dem von 1831 her übel verrüchtigten Val Travers, dem Hauptsitze der damaligen Insurrektion. Lebhafter Jubel der sich dicht heranbrängenden Bevölkerung, die ihre schönen Vorbereitungen zu Wasser werden sah, aber darum nicht weniger froh bei ihren Vivatrufen und Gesängen war. In Motiers bemerkte der König im Saal des Hauses, wo das Frühstück bereitet war, eine arme, betagte Frau, die sich vergebliche Mühe gab, durch die dichte Menge vor ihr zu dringen, und die darüber weinte. Er erkundigte sich näher nach ihr und erfuhr, daß sie einer armen, aber seit lange dem königlichen Hause ergebenen Familie angehöre, und daß sie bei dem schlechten Wetter einen weiten Weg zu Fuß gemacht habe, um ihn zu sehen. Darauf reichte er ihr durch die Menge die Hand, zog sie durch, führte sie zur Königin, stellte sie ihr vor und sagte: weil sie so viel Mühe gehabt, zu ihm zu kommen, wolle er, daß sie wenigstens versichern könne, mit dem König und der Königin gefrühstückt zu haben. Er selbst reichte ihr nun eine Tasse Kaffee, die auch die gute Alte nach Vergießung vieler Thränen trank. — Unter Glockengeläute und vielstimmigem Zuruf ging die Reise über Boudry zurück nach Colombier, wo der König die dort ausgegrabenen römischen Alterthümer in Augenschein nahm und dann nach Neuchatel zurückkehrte. Abends war da großes Feuerwerk, gewiß eines der schönsten, die je in der Schweiz gesehen worden sind, unter andern ein Tempel des Ruhms, hinter dem sich die Sonne erhob, als Sinnbild des heutigen Deutschlands, ein auf dem See brennendes Schiff u. s. w. Auf dem See leuchtete das Dampfschiff Neuchatels, der kleine Industriel, in tausend Lichtern. — Zuletzt kam, an diesem Tage das herrliche Fest, das die Grafen Friedrich und Ludwig Pourtales dem König in ihrem prächtigen Hôtel gaben. Dazu war an dessen Nordseite ein Speisesaal für dreihundert Personen angebaut worden, der an Pracht und Geschmack nur wenige seines Gleichen haben dürfte. Vorher aber wurde le secrétaire et le cuisinier, eines der launigsten und witzsprudelndsten Scribeschen Vaudevilles, gegeben, und zwar von Befreundeten des Hauses, mit so ausgezeichnetem Talent, daß der König mehrmals in homerisches Lachen ausbrach. Nachher kam ein prächtiges Souper, das so nur von Pourtalesschem Reichthum in der Schweiz gegeben werden kann. In der Nähe der Königstafel saßen zweihundert gepuzte Damen, mehrere von ausgezeichneter Schönheit. Die herrliche, hier nie gehörte Musik des 55sten preußischen Infanterieregiments erhöhte ungesehen den Zauber des fast mährchenhaften Festes, das der Ergenheit, der Gastlichkeit und dem Geschmack der Grafen Pourtales gleich viel Ehre machte.

Welcher Contrast zwischen diesem prachtvollen, lichthellen Feste im Parfüm gebildeter Aristokratie und den Festen des folgenden Tages (27sten), wo unter ungestüm herabströmendem Regen nichts von solcher Pracht, von solchem Reichthum zu sehen war, und die doch nicht weniger Werth hatten, ja in ihrer seltenen Eigenthümlichkeit viel schwerer nachzumachen und zu erreichen sind, als das Pourtalesche. Wie schon gesagt, das ganze Land, wo der König durchkam, war ein großer Festsaal mit grünen, flaggenden Ehrenbogen bei jedem Dorfe, bei jeder Dorfgrenze, an jeder passenden Stelle; fast überall geschmückte Häuser und Hütten, Bänder und Blumen und Fahnen in unendlicher Menge. Aber in diesen Festsaal ergoß sich ein grauer Regenhimmel, wilde Ströme durchfluteten ihn nach allen Seiten, das sonst so schöne Ruzthal glich sich nicht mehr, empfindliche Kälte herrschte in den Bergen, und ganz natürlich wäre es gewesen, wenn die Einwohner ihre Wohnungen nicht verlassen hätten, ärgerlich über die umsonst Vorbereitungen und das verdorbene Fest. So aber war es nicht. In diesem braven Gebirgsvolk war heller Sonnenschein und warme Sommerluft. Vom frühen Morgen an erwarteten sie in dichtgedrängten, aber nassen Haufen den König, und wohin er kam, schallte ihm Freudenruf vor und nach. Wo an den Anhöhen und Bergen der Wagen langsam fuhr, mußte er seine Hand dem Volk reichen, oder man zwang ihn auszusteigen, um irgend ein kleines Gemeindehaus in Augenschein zu nehmen. Zuerst verweilte der König in dem treu ergebenen Valengin, wo er mit der Königin die Fahne und deren Sinnsprüche betrachtete, die sie als Kronprinzessin dem Dorfe für seine feste Anhänglichkeit 1831 verehrt hatte. Nach manchem freudigen und anerkennenden Hin- und Herreden zwischen dem Bürgermeister und dem König wurde die Reise nach verändertem Plane weiter fortgesezt. Noch am Morgen war beschlossen, nur bis Locle zu fahren und von da über La Cheaux-desfonds noch gegen Abend das Fürstenthum zu verlassen. Die Locler legten aber in Valengin dem König ihre Bitte, er möchte Brenets und die Höhle besuchen und in Locle übernachten, so dringend an's Herz, daß er sich dazu entschloß, worauf die Abgesandten spornstreichs nach Haus eilten. Dagegen sollte die Königin von Locle aus nicht weiter gehen, sondern gleich über La Cheaux-desfonds und Basmontieur das Fürstenthum verlassen, um einen Vorsprung vor dem König zu gewinnen und sich auf der eiligen Rückreise die Nachtruhe nicht versagen zu müssen. So ging es durch Boudevillers, Malvillers, Haut-Geneveys, Sagne nach les Ponts. Am Abend, wo sich der Regen gelegt hatte, war das ganze Pontsthal bis zu den kleinsten und entlegensten Häusern erleuchtet, was von den Bergen ein sehr reizender Anblick gewesen seyn soll.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 109.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 259.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Sonnabend, den 29. Oktober 1842.

Cupid hath clap'd him o'the shoulder, but I warrant him heard-whole.

Shakespeare.

L'hommes aux aventures.

(Schluß.)

So weit war ich gekommen, da hielt eine Poſtchaiſe vor dem Hauſe und Alles flog zum Fenſter. Meine Braune lehnte ſich faſt mehr, als der Anſtand erlaubte, hinaus, und ſiehe, ein ſchwarzbraunes, ſchnurrbärtiges Geſicht näherte ſich dem ihrigen ſo ſehr, daß der Kuß kein Zweifel mehr war; ich ſah und hörte ihn. Dann reichte ihr der Schwarzbraune ein zweijähriges krauskköpfiges Kind durch's Fenſter herein, das lallend und jauchzend zugleich ſeine Mutter küßte. Unterdeß kam der Schwarzbraune in's Zimmer, und als er hörte, wer ich ſey, trat er auf mich zu, ſchüttelte mir die Hand mit einem recht geſunden Drucke und ging dann wieder zu ſeiner Frau, die er noch geſunder küßte. Es war eine Freude, wie lieb ſich die Leute hatten. Ein ſtolzer, feſter, ſtählener Himmel lag in der Art, wie ſie ſich anſahen und herzten. Ich konnte nicht einmal ärgerlich und neidiſch ſeyn, und mußte mir geſtehen, daß ſo eine Frau ſo einen Mann haben mußte, und wahrlich keinen homme de lettre, de plume ou de papier. — Die Blonde hätte mir doch beſſer zugeſagt.

„Nun fehlt nur noch unſer Schooßkind, unſere liebe Cordelia," ſagte die Mutter. „Aber ſie kommt gewiß bald, denn ſie iſt ſchon lange fort und hatte nur einen Beſuch zu machen." — Cordelia! Cordelia! Ich hatte einſt ein wunderbares Weib gekannt, das dieſen Namen führte. Sie lehrte uns ein Spiel: „diable que me veux tu." —— Frau W. winkte mir drohend mit dem Finger und ſagte ſcherzend: „Die hat Rache an Ihnen genommen und mit Ihnen geſpielt, wie Sie's verdienen. Sie werden ſie gewiß nie vergeſſen."

Tauſendmal habe ich das diable que me veux tu in meinem Herzen wiederklingen hören; und als der Name Cordelia ausgeſprochen wurde, fuhren Funken wie Blitze in meinem Innern auf. Ich dachte nur an jenen ſtolzen, ſchönen Aal, der, je feſter man ihn erfaſſen wollte, deſto glatter und raſcher entſchlüpfte. — Nicht lange, ſo öffnete ſich die Thüre abermals und die ganze Familie rief: Cordelia, Cordelia, und in mir klang es: Cordelia, Cordelia!

Es war die kleine, verwachſene Figur, ein Höcker vorne, einer hinten, der ich auf der Treppe begegnet. Ein geiſtreiches Geſicht, ein liebevolles Auge, und dazu ein ganz verdrehter Körper. Ich fürchtete faſt, daß ich hier glücklicher ſeyn könnte. Sie war die älteſte Tochter, und, wie ich ſpäter ſah, der geiſtige Adler der Familie, ein ſehr ausgezeichnetes Weſen. — Aber an dieſem erſten Abende kam mir das Weſen faſt unheimlich vor, und je mehr ich von der Blonden abſah nach der Braunen hin,

und von dieser nach der Buckligen, desto unbehaglicher fühlte ich mich.

Nach einer Stunde etwa wollte ich aufbrechen, aber das gab einen Sturm. Die Mutter und die Töchter und der gegenwärtige und zukünftige Schwiegersohn legten Einsprache ein. Am lebendigsten aber protestirte die Buckligte; sie nahm mich bei der Hand und sah mir mit ihrem schönen Auge durch Mark und Bein. Das entschied; ich versprach heilig und theuer, nächstens auf mehrere Tage wieder zu kommen, wenn man mir nur heute erlauben wolle, mein gegebenes Wort, in drei Stunden wieder in Fontainebleau zu seyn, zu halten. — Später habe ich in dieser liebenswürdigen Familie ein paar sehr schöne Tage verlebt und bin auf den Spätherbst zur Hochzeit der Blonden geladen.

III.

Madame G. sagte: „Es ist doch Schade, daß die kleine Blonde auch schon vergeben war. Ich hätte drauf gewettet, daß die Geschichte mit einer Heirath oder einer Verlobung endigen würde." — „Wer steht Ihnen dafür, daß sie nicht so endigt?" — „Aber Sie wollen doch nicht die Bucklige heirathen?" rief Mademoiselle D., die über die Jahre der Eifersucht hinaus ist und schlechtweg nur die Tante heißt.

„Ei," sagte ich, „warum denn nicht? Wenn ich nach meinem Geschmacke heirathe, so muß meine zukünftige Frau wenigstens Einen Kapitalfehler haben, blind, taub, stumm oder auf einem Beine lahm seyn."

Die Damen lachten und die Tante fragte: „Aber warum denn das?" — „Aus Vorsicht und Bescheidenheit, weil ich weiß, daß ich der Kapitalfehler wenigstens ein Halbdutzend habe; und dann ist es keine Kunst und kein Verdienst, ein schönes Weib zu lieben, und ich möchte meiner zukünftigen Frau zeigen, daß ich mehr kann als Andere." — „Sehr schön, aber eine Bucklige!" — „Nun, auf die habe ich's wirklich auch nicht abgesehen. Aber Sie haben zwei Damen vergessen, die Postmeisterin und ihre kleine Enkelin, die Tochter der Braunen." — „Da wird Ihnen die Wahl schwer fallen," erwiderte die Tante." — „Ich gestehe, daß ich noch nicht ganz entschieden bin, aber ich habe ja Zeit zu warten und zuzusehen. Die eine ist noch etwas jung und die andere wird mir keiner wegholen."

Die Unterhaltung schlug um, und nach einer Weile ging ich auf den Balkon und sah mir den Mastenwald im Bassin vor unserem Hause an, wie der helle Mond Alles belebte. Bald gesellte sich Herr L. zu mir, und so hin und her sprechend kamen wir auf mancherlei. Er meinte, ich scheine doch bei meiner Reise ein wenig an die Möglichkeit einer Brautfahrt gedacht zu haben. — „Hören Sie," fuhr er fort, „ich habe eine Frau für Sie." — „Was? Sie haben — eine Frau — für mich? da werde ich mich wohl hüten, sie zu nehmen. Schönen Dank." — „In allem Ernst. Sie kennen Madame D., in deren schönem Landhause wir oft im vorigen Jahre waren. Ich bin überzeugt, die Frau, die seit drei Monaten Wittwe ist, langweilt sich sehr, und es kommt nur auf einen Versuch an. Ich wette zehn gegen Eins, daß Sie sie bekommen, wenn Sie nur wollen."

„Wahrlich," rief ich lachend, „die behagt mir! sie ist überdieß ein paar Jahre jünger als meine Posthalterin. Topp!" — „O, spaßen Sie nicht; die Frau hat eine und eine halbe Million im Vermögen." — „Eine und eine halbe Million," wiederholte ich gerade so langsam und bedächtig und in demselben Tone, in dem L. mir die Summe vorgeritten hatte. „Eine und eine halbe Million! Lieber Freund, wo wohnt Ihr Perruquier?" — „Was soll das heißen?" — „Ich will mir die Haare scheeren lassen und ein falsches Toupet aufsetzen." — „Spaßen Sie nicht!" — „Und wo wohnt Ihr Zahnarzt?" — „Wie so?" — „Sie werden mir Recht geben, wenn ich mir auch ein paar Zähne ausreißen lasse, ehe ich Sie bitte, mich Ihrer Freundin vorzustellen."

Am andern Tage hörte ich, daß Madame G., die meinen kauderwelschen Namen nie behalten konnte, mich le Monsieur aux aventures nannte. Das hatte ich von meiner Offenherzigkeit.

H. M.

Holländische Schildereien.

(Fortsetzung.)

Die Meuterei, welche nun unter dem Schiffsvolke entstand, gewährte mir, dem unschuldigen Anstifter, ein stilles Vergnügen. Es wurde in allen europäischen Zungen geflucht, geschimpft, gedroht, gebeten, gelispelt. Hunde schrieen mit kleinen Kindern um die Wette. Aus der halb geöffneten Thüre des Pavillons blickten terrassenartig gruppirt einige Dutzend Köpfe, Männerköpfe, Frauenköpfe, sogar Pfeifenköpfe. Ich roch ungarischen Knaster. O Ironie des Lebens! an der Thüre stand in sechs Sprachen zu lesen: „Hier darf nicht geraucht werden." Der Stewart rief den Kapitän, der Kapitän den Stewart, die Garçons rannten mit Licht umher, die Matrosen mit Koffern. Der Conducteur verlangte höflich die Billets, die Passagiere desto gröber ihren Platz. Als nun alles hübsch im Gange war, als die Liegenden zum Stehen und die Stehenden zum Sitzen gebracht worden, als das europäische Gleichgewicht sich allmählig wieder herstellte, ergriff ich stoisch meinen Regenschirm und ging von

dannen, begleitet von den Segenswünſchen einiger ſcheuen Seelen, deren Recht ich vertreten hatte, und von der Pariſerin ſprühenden Zornblicken. Ich ſah voraus, wie entſetzlich langweilig es drunten werden würde. An Schlaf und Lager kein Gedanke; fünfzig Menſchen auf zwanzig Plätzen ſteif neben einander ſitzend, verdrießlich, überwacht, mißlaunig, und zu den fünfzig Menſchen einhundert Mäntel, Stöcke, Schirme, Taſchen, Säcke, Kaſten, Kiſten, Körbe, und zu den einhundert und fünfzig zuſammenaddirten eine einzige Lampe und kein Fenſter offen, weil es den Damen zog — nein, ich entfloh. Furchtbar wurden, das ahnete ich in tiefſter Seele, die Folgen dieſer Preßfreiheit. Ich habe mir immer gewünſcht, declamirte ich — frei nach „von Schiller" in „die Räuber" — ich habe mir immer gewünſcht, ein Sklavenſchiff zu ſehen, jezt wünſche ich es nicht mehr. Ein holländiſcher Vergnügungsreiſender, der Nächſte an der Thüre, klammerte ſich verzweifelnd an meine Knie; er wollte mit mir entfliehen; aber, das Unglück macht hartherzig, ich ſtieß ihn heulend zurück in ſeinen Feldſtuhl, warf die Thüre in's Schloß und enteilte.

Himmliſche Luft droben, Luft und Freiheit! Sogar etwas mehr noch, Regen nämlich und Nebel und Kälte. Der Maler ſchlief; Maler haben in der Regel ein gutes Gewiſſen. Einen Augenblick verſuchte mich teufliſche Luſt, ihn zu wecken. Aber mein edleres Selbſt ſiegte und ich trat zähneklappernd an den Schlot des Schiffes, wie Petrus an das Kohlenfeuer. Leider fehlten des Richters Mägde, mit ihnen zu plaudern. Statt ihrer unterhielt ich mich mit dem kleinen Schiffsjungen, der zuſammengekauert in einem Haufen Tque lag.

Der Lorenz Coſter ging entſetzlich langſam. Lieber Gott, iſt es denn anders von einem Holländer zu erwarten, ſelbſt wenn er eine Dampfmaſchine vorſpannt? Die Nacht war ſchauerlich kalt. Als es über die flachen, öden Ufer grau herandämmerte aus dem blinzelnd matten Auge eines holländiſchen Herbſttages, fuhr ein ſo ſcharfer Froſthauch über Waſſer und Schiff, daß mein Taukorb, mein Mantel und mein Schiffsjunge mich nicht mehr wärmten. Ich ſchlich verzweifelnd auf Entdeckungen aus; nur ein trockener Winkel, ein windgeſicherter! Die Treppe zum dritten Platze hinab winkte mir einladend; ich folgte. Drunten ein noch engerer Raum, eine niedrigere Decke, mehr Schmutz und Dunſt, aber weniger Menſchen. Eine Bank bot noch einige Fußlängen und eines halben Fußes Breite: ἕρμαια. Ich ſtreckte mich in todesmuthiger Entſagung hin. Mein Nachbar war ein Handwerksburſch, ein reiſender obendrein, alſo eine Art Collega. Gegenüber ſchnarchten ſechs holländiſche Füſeliere den geſunden Schlummer der Vaterlandsvertheidigung. Ein paar Dienſtmägde, eine Amme mit zwei Kindern, eine dicke Marketenderin bildeten die ſchöne Hälfte der Einwohnerſchaft. Während ich mich unter dieſem neuen Volke beſcheiden und zufrieden anſiedelte, drängten ſich mir unwillkührliche Vergleichungen entgegen zwiſchen der guten Geſellſchaft im Pavillon, der lieben Mittelklaſſe in der Kajüte und dem „ſüßen Pöbel" auf dem dritten Platze. Nummer Eins hatte privilegirt die Thüren hinter ſich abgeſchloſſen, unbekümmert um unſere Noth und Verlegenheit; Nummer Eins rauchte, wo das Rauchen verboten war; Nummer Eins ſchlief, derweil wir nicht einmal ſitzen durften: beati possidentes. Sie hatten das Recht, denn ſie hatten die Macht, denn ſie hatten — das Geld. Nummer zwei ſah ſich durcheinander mit ſcheelen Augen an; trat ein neuer Ankömmling herein, ſpreizten ſich die alten gewiß um ſo breiter aus; Keinem ward gegönnt, was er hatte, und Keiner hatte, was ihm zu gönnen war. Genereller Unfriede daher, dumpfes Gemurmel, Stöhnen und Gähnen. Beata mediocritas, heißt das auf ſchlecht lateiniſch. Nummer drei nun; wahrhaftig, man thut recht, den lezten Platz das Paradies zu benennen. Hier herrſchte vollſtändiger status innocentiæ, Einigkeit und Traulichkeit. Das Lamm weidete neben dem Tiger, die Dienſtmagd ſchief neben dem Füſelier. Mein Handwerksburſch — vielleicht doch weckte ich ihn ungelegenſt aus ſüßen Herbergsträumen — machte mir bereitwillig und freundlich mehr Platz, als ich bedurfte, und ſuchte ſogar eine ganze franzöſiſche Phraſe zuſammen, mich zu bewillkommen. Da ich aber gar auf Deutſch dankte, gerieth er in eine kindliche Freude hinein, er ſchob mir ſein Kopfkiſſen, das ſchwere Felleiſen, dienſtfertig unter, und zwar — Gott ſegne die ehrliche Seele, ſie war aus Zwickau! — das weichſte Ende, wo die drei ſchmutzigen Hemden und die ſonntägliche Blouſe verpackt waren; er ſelber legte ſich auf die Schuhſeite.

(Fortſezung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Neuchatel, Oktober.

(Schluß.)

Der Beſuch des Königs.

In Locle waren große Anſtalten zum Empfang des Königs gemacht, faſt kein Haus ungeſchmückt, Ehrenbogen, Ehrengarden zu Pferd wie in Neuwatel, Feſtreden mit Sängern und Sängerinnen, Vorſtellung der Behörden, der Geiſtlichkeit, des Militärs u. ſ. w. Der König ging von einem Privathaus, wo er abgeſtiegen war, zu Fuß nach dem Stadthaus, und hernach von da auch wieder zurück, wenn man das Gehen nennen kann, denn es war ein Mittelding von Erdrückt- und Getragenwerden. Man wollte den Andrang hindern, der König ließ es aber nicht zu; j'arriverai bien, seulement un peu plus tard, ſagte er gerührt. Im großen Saale des Stadthauſes war ein Frühſtück bereitet, und es

wurden dem König die in Locle für ihn gearbeiteten Chronometer und Barometer überreicht. Auch hier, wie an so vielen Orten, wurde faſt mehr geweint, als geſprochen. Auswärts mag man darüber lächeln, es unbegreiflich oder übertrieben finden; wir haben dieſe Scenen mitgemacht und mitgelebt, wir wiſſen recht gut, wie uns und Andern dabei zu Muth war. Nach dem Frühſtück mußte die Königin an die Fortſetzung ihrer Reiſe denken. Der König führte ſie nach dem Hauſe zurück, und ehe ſie in den Wagen ſtieg, umarmte er ſie ſo herzlich, wie ein guter Bürger ſeine Frau. In dieſem Lande einfacher, guter Sitte mußte dieß den Jubel für den König noch erhöhen. Bald nachher brach der König nach den Brenets auf. Dieß iſt eines der ſchönſten und wohlhabendſten Gebirgsdörfer, die man ſehen kann, in lachender Gegend, in einem anmuthigen Thal, an deſſen Weſtſeite der Doubs fließt, der hier die Grenze des Landes gegen Frankreich bildet. Schon als der König nach Locle kam, hatte ſich das Wetter aufgeheitert, jezt war ganz blauer Himmel und Sonnenſchein. Dieſelben Vorbereitungen, dieſelbe Stimmung des Volks. Auf einer, von zahlloſen kleinen Fahrzeugen umgebenen, prächtig verzierten Barke, einem Meiſterſtück von Eleganz und Leichtigkeit, ſchiffte ſich der Hof nach der Groſte Toffière ein. Dieſe war äußerſt geſchmackvoll verziert und beleuchtet, und im Hintergrund ſtand ein Chor weißgekleideter, ſingender Mädchen, gleichſam die Geſpielinnen der Doubs-Undine. Auf dem Rückweg kam der Sousprâfekt des franzöſiſchen Departements des Doubs, um im Namen ſeiner Regierung den König an Frankreichs Grenze zu bekomplimentiren; hierauf ſtellte er die mit ihm gekommenen Behörden des Departements vor und bemerkte dabei, wie er ſeine Freude über das gute Verhältniß zwiſchen dem Fürſtenthum Neuchatel und dem Departement Doubs ausſprechen müſſe. Der König bat ihn wiederholt, ſich zu bedecken, zumal es ſchon kühl ſey, und auf ſeine Barke zu kommen; der Sousprâfekt aber lehnte dieſes ab, und zog ſich nach einigen Augenblicken mit den Seinigen zurück. Das ganze franzöſiſche Ufer war voll Menſchen.

Nach Locle zurückgekehrt, wurde der König durch einen neuen Anblick überraſcht. Am Tage hatte er den Ort und ſeine anmuthigen Umgebungen im hervorbrechenden Sonnenſchein geſehen, jezt zeigte ſich Locle mit dem ganzen Thal erleuchtet, die entfernteſten Häuſer wie die in der Mitte des Dorfs, auf den Höhen wie im Thal. Dieſe Beleuchtung konnte faſt der in Neuchatel an die Seite geſtellt werden, ja ſie hatte noch etwas Eigenthümlicheres. Ein großes Mahl, das für den König bereit ſtand, nahm er nicht an, lud dagegen die Behörden, Geiſtlichen, Militärs und die ausgezeichneten Fabrikanten Locles in ſeine Wohnung zum Thee ein. Dieſe Abendſtunden waren vielleicht die anziehendſten in den fünf Tagen; denn da ſah man den Monarchen in ſeiner ganzen häuslichen Natürlichkeit, in ſeiner reichen Laune bei vielem Wiſſen und in dem Beſtreben, Allen angenehm und nützlich zu ſeyn. Die Unterhaltung war ganz einfach und ungezwungen; der König ſprach viel mit den Mechanikern und Uhrmachern; jeder konnte ſich geben wie er war, wobei freilich der König am meiſten gewann.

In La Chaux-de-fonds, wo der König Tags darauf eintraf, wimmelte es von fröhlichen Menſchen, wiewohl in dem Dorfe viele dem König Abgeneigte und Radikale wohnen. Mehrere hatten auch nichts zum Schmuck ihrer Häuſer gethan, verhielten ſich aber ſonſt zurückgezogen und anſtändig. Große Vorſtellung der Behörden auf dem Stadthauſe u. ſ. w. Des Königs Trinkſpruch auf das Gedeihen La Chaux-de-fonds und ſeiner Induſtrie wurde mit mächtigem Jubel beantwortet, und die Scene ward immer lebhafter, wie des Königs Geſpräch mit den Einwohnern. Schon war es Zeit zum Aufbruch, als der König noch viel zu fragen und zu ſagen hatte. Ueberdieß war in einem benachbarten Saale eine kleine Kunſtausſtellung veranſtaltet, die er mit beſonderem Intereſſe in Augenſchein nahm, z. B. Uhren mit beſonderem Mechanismus für gewiſſe fremde Länder, andere mit geſchmackvollen Gravirungen, dem Sturz des Doubs, der Windmühle von Sansſouci, einer kleinen, nur ſechs Linien langen Kugelbüchſe, an der alles vollſtändig im Gange iſt, ſelbſt die winzige Batterie. Ueber Alles ſprach ſich der König theilnehmend, fragend, erkundigend, ermunternd und lobend mit großer Lebhaftigkeit und Sachkenntniß aus. Zulezt — es war ſchon längſt angeſpannt — ſchlug ihm der Maire vor, die merkwürdige, durch freiwillige Beiträge gebildete Anſtalt für die Erziehung armer Mädchen zu beſuchen. Der König macht ſich gleich zu Fuß auf den Weg, und nun wiederholt ſich dieſelbe Scene, wie Tags vorher: die jubelnde Menge drängt den Monarchen, faßt ſeine Hände und Kleider, ſo daß er kaum und nur langſam vorwärts kann. Man will ihm Platz machen, er aber hindert es mit freundlicher Gutmüthigkeit: Laissez-le faire. Die Kinder empfangen ihn bei ſeinem Eintritt mit ihrem Dieu conserve le Roi, das ihn zu Thränen rührt, die er umſonſt zu verbergen ſucht. Endlich aber mußte doch geſchieden ſeyn. Mit größter Bewegung ſagte der König: Je n'aime pas les adieux, c'est une mauvaise invention. Stumme Umarmungen und Händeſchütteln, er ſteigt mit ſeinem Adjutanten ein und der Wagen rollt unter vielfachem Zuruf fort. Hinter Basmonſieur iſt gleich die Grenze des Fürſtenthums; da ſtehen mehrere hundert Menſchen aus der Umgegend; Männer, Frauen und Kinder treten ſo dicht um den Wagen, daß er nicht mehr fort kann. Der König reicht den Vorderſten die Hand, gleich ſtürzen ſich Alle darauf; ſo muß er ſie herumreichen an Jung und Alt. Kaum kann der Neuchatelſche Staatsrath durch zum lezten Abſchied. Alles iſt in Thränen, ſelbſt die Dienerſchaft des Königs und die Poſtillone; dieſe wagen nicht fortzufahren, endlich benuzen ſie einen günſtigen Augenblick, die Pferde ziehen raſch an und der König iſt über die Grenze, von der er den Seinigen noch lange Grüße zuwirft, bis endlich der Wagen verſchwindet.

So endigten dieſe fünf Tage, an denen ohne polizeiliche Hülfe weder im Gedränge der Hauptſtadt noch auf dem Lande der geringſte Mißton, kein unpaſſender Ruf, kein roher Schrei gehört wurde, an denen nicht die geringſte Unordnung und Störung vorfiel, und das gebildete Volk in Städten und Dörfern dem König die Honneurs auf eine Art machte, die beider gleich würdig iſt. — Ein alter Basler, der dieß Alles mit angeſehen hatte und dem König überall hin gefolgt war, ſagte zu mir: „Solche Tage ſollten uns Schweizern die Augen öffnen. Wir haben lange über Monarchen und Monarchien geſpottet, wiewohl wir uns nie ſcheuten, uns ihnen zu vermiethen, auch zu Zeiten vor ihnen zu knieen, wie vor Karl dem Kühnen, und ihre ungerechteſten Schlachten zu ſchlagen, wie unter Napoleon. Jezt iſt die Zeit gekommen, wo wir über uns ſelbſt ſpotten müſſen. Unſere einſt kräftigen Republiken ſind jezt ein Kinderſpott, denn ſie ſind altersſchwach, krank und wurmſtichig geworden, ſie zerfallen in ſich und unter ſich. Jugend iſt nur noch in Ländern mit guten Verfaſſungen und guten Fürſten.“

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 30.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenz-Blatt. Nro. 30.

Sonnabend, 29. Oktober 1842.

Mozin's grosses Wörterbuch

in der französisch-deutschen Abtheilung nunmehr vollständig.

[411] So eben haben wir an die verehrlichen Sortimentshandlungen versandt die letzte Abtheilung des französischen Theils von:

Mozin's
vollständigem Wörterbuch
der deutschen und französischen Sprache,

nach den neuesten und besten Werken

über Sprache, Künste und Wissenschaften;

enthaltend die Erklärung aller Wörter, die Aussprache der schwierigeren, eine Auswahl erläuternder Beispiele zur Verständlichkeit ihrer verschiedenen Bedeutungen, die hauptsächlichsten sinnverwandten Wörter, Sprüchwörter und sprüchwörtlichen Redensarten beider Sprachen, die Ausdrücke des französischen Gesetzbuchs, die Münzen, Gewichte und Maaße der verschiedenen Staaten, ein Verzeichniß der gebräuchlichsten Eigennamen von Personen, Ländern, Flüssen ꝛc.

Mit Beiträgen von

Guizot, Biber, Hölder, Courtin und **mehreren andern Mitarbeitern.**

Auf's Neue durchgesehen und vermehrt

von

Dr. A. Peschier,

Professor an der Universität Tübingen.

4 Bände. In 8 Lieferungen von ungefähr 30 Bogen. Subscriptionspreis 14 fl. od. 8 Rthlr. 8 Gr.

Jede Lieferung 1 fl. 45 kr. oder 1 Rthlr. 1 Gr.

Teinturerie — Schluss.

In diese neue Ausgabe wurden die neuesten Vokabeln und Redensarten aufgenommen, welche entweder dem politischen und literarischen Federkrieg, den Salons, der Phraseologie der neuen Schule, oder der besonderen Sprache der Parteien, zuweilen auch dem Dialekt der niederen Klassen angehören. Bereichert ist dieselbe ferner durch eine Menge Etymologien, durch eine vergleichende Synonymik, durch Angabe der unregelmäßigen Bildung der Mehrzahl, endlich durch manche Sprüchwörter und Redensarten, welche die Eigenthümlichkeit beider Sprachen am besten bezeichnen. Ungeachtet dieser zahlreichen Zusätze wird der Umfang der neuen Auflage nicht bedeutend vergrößert; daher kommt es, daß wir im Stande sind, dieses sorgfältig überarbeitete und reich vermehrte Wörterbuch um einen verhältnißmäßig so ungemein billigen Preis zu liefern.

Wir hoffen somit, daß diese neue Auflage die Brauchbarkeit und Verbreitung des längst anerkannten vortrefflichen Werkes noch bedeutend erhöhen wird.

Auf die äußere Ausstattung — Schrift, Druck und Papier — verwandten wir eine ganz besondere Sorgfalt; wie man sich durch Einsicht des Werkes überzeugen wird.

Stuttgart und Tübingen, Okt. 1842.

J. G. Cotta'scher Verlag.

[427] # Neue Musikalien,

im Verlag von

FRIEDRICH KISTNER

in Leipzig.

Bennett, W. S., Op. 23. Sechs Gesänge für eine Singstimme mit Pfte.-Begl. 1 Rthlr.

— Op. 24. Suite de Pièce pour Piano. Cism-E-Em-A-Fism-H 1 Rthlr. 10 Ngr.

Brizzi, S., L'Arno. Notturno a due Voci con Pfte. „In val d'Arno all' ora," Poesia del Conte Carlo Pepoli. 7½ Ngr.

Cramer, J. B., Practische Pianoforte-Schule. Neue Ausgabe. 1 Rthlr.

David, F., Op. 14. Second Concerto pour Violon avec Orchestre. (Dédié à Moscheles.) D 3 Rthlr. 10 Ngr.

— Op. 14. Le même avec Piano. D 1 Rthlr. 20 Ngr.

Du Vernoy, J., Op. 14. Romance russe d'A. Alabieff transcrite pour Piano. Am 7½ Ngr.

— Op. 15. Deux Valses brillantes pour Piano. Es-Es 7½ Ngr.

— Op. 16. Impromptu p. Piano.

Hartmann, J. P. E., Op. 35. Sechs Lieder für eine Singst. mit Pfte.-Begl. 15 Ngr.

Herz, H. et *de Beriot*, Op. 56. Variations concert. p. Piano et Violon. Nouvelle Edition. 1 Rthlr. 5 Ngr.

— — Les mêmes p. Piano et Violoncelle p. A. C. Prell. 1 Rthlr. 5 Ngr.

— — Les mêmes arr. p. Piano à 4 Mains p. F. L. Schubert. 1 Rthlr.

Kittl, J. F., Op. 22. Concert-Ouverture f. d. grosse Orchester. 3 Rthlr.

— Dieselbe f. Pianoforte zu 4 Händen, eingerichtet vom Componisten. 1 Rthlr.

— Op. 23. Sechs Gesänge mit Pfte.-Begl. 25 Ngr.

Leug, J. R., Op. 11. Divertissement sur des Motifs de l'Opera: les Huguenots, de Meyerbeer, pour Cor cromatique avec Piano. F 1 Rthlr.

Marschner, H., Op. 116. Drei Gesänge f. Bariton oder Altstimme mit Pfte.-Begl. 15 Ngr.

Mendelssohn-Bartholdy, *Felix*, Op. 45. Sonate für Pianoforte und Violoncelle, arr. f. Pianoforte zu 4 Händen von F. L. Schubert. B 1 Rthlr. 20 Ngr.

— Op. 46. Der 95ste Psalm: „Kommt, lasst uns anbeten," für Chor und Orchester. Mit deutschem und englischem Text. Partitur. 4 Rthlr.

— Op. 46. Derselbe, die Orchesterstimmen. 3 Rthlr. 20 Ngr.

— Op. 46. Derselbe, die Singst. 1 Rthlr. 15 Ngr.

— Op. 46. Derselbe, Klavier-Auszug vom Componisten. 2 Rthlr. 10 Ngr.

— Op. 46. Derselbe, für Pianoforte zu 4 Händen eingerichtet von F. L. Schubert

— Op. 50. Musik zur Antigone des Sophokles, nach der Uebersetzung von Donner. Klavierauszug vom Componisten.

— — Chorstimmen.

Moscheles, I., Op. 102. Hommage à Weber. Grand Duo sur des Motifs d'Euryanthe et d'Oberon pour Piano à 4 Mains. Es 4 Rthlr. 10 Ngr.

— Op. 103. Serenade pour Piano. F 10 Ngr.

— Op. 103. La même pour Piano à 4 Mains. F 15 Ngr.

— Op. 104. Romanesca pour Piano. Dm 12½ Ngr.

— Op. 104. La même p. Piano à 4 Mains. Dm 20 Ngr.

— Op. 106. Fantaisie brillante p. le Piano sur une Cavatine de l'opéra Zelmire de Rossini et une Ballade de l'Enlèvement du Sérail de Mozart. 25 Ngr.

Nowakowski, J., Op. 19. Quatre Mazourkas p. Piano. Bm. B. Gm. G 10 Ngr.

Onslow, G., Op. 62. Quatuor Nr. 51, p. 2 Violons, Alto et Violoncelle. 1 Rthlr. 20 Ngr.

— Op. 63. Quatuor Nr. 52. p. 2 Violons, Alto et Violoncelle. 1 Rthlr. 25 Ngr.

— Op. 64. Quatuor Nr. 53, p. 2 Violons, Alto et Violoncelle. 2 Rthlr. 5 Ngr.

Pearson, H. H., Op. 7, Sechs Lieder von Burns nach Freiligrath für eine Singstimme mit Pfte.-Begl. 25 Ngr.

Sachse, R., Op. 4. Trois Élégies pour Violon avec Piano. (Dédiées à Ferd. David.) Am-Cism-Fism 25 Ngr.

Schubert, F., (de Vienne). Op. 100. Grand Trio pour Piano, arrangé pour Piano à 4 Mains par F. L. Schubert. Es 2 Rthlr.

Schumann, R., Op. 40. 4 Lieder aus dem Dänischen von Andersen f. 1 Singst. mit Pfte.-Begl. 25 Ngr.

Uebungsstücke, vierhändige, aus den Werken von Bertini, Czerny, Field, Moscheles, Kalkbrenner und Schunke als Fortsetzung zu jeder Pianoforte-Schule arrangirt von C. Geissler. Heft 1. 1 Rthlr.

Wielhorski, J., Op. 10. Fantaisie pour Piano. (Dédiée à G. Taubert). Gm 20 Ngr.

---

[416] Zu Unterzeichnetem ist erschienen:

Die Maaße und Gewichte der deutschen Zollvereins-Staaten

und vieler anderer Länder und Handelsplätze in ihren gegenseitigen Verhältnissen.

Nach den neuesten amtlichen und andern zuverlässigen Angaben berechnet

von

C. L. W. Aldefeld,

Königl. Preuß. Regier.-Secret.

8. in Umschl. broch. Preis 2 fl. 42 kr. od. 1 Rthlr. 16 Gr.

Inhalt: Anhalt-Köthen und Anhalt-Dessau, Baden, Bayern, Belgien, Birkenfeld, Böhmen, Braunschweig, Bremen, Croatien, Dänemark, Dalmatien, England, Frankfurt a. M., Frankreich, Gallizien und Lodomirien, Hamburg, Hannover, Kurfürstenthum Hessen, Hessen-Darmstadt, Hessen-Homburg, Holland, Holstein, Illirien, Kirchenstaat, Krakau, Lippe-Detmold und Lippe-Schaumburg, Lombardisch-Venetianisches Königreich, Lucca, Lübeck, Luxemburg, Mecklenburg-Schwerin, Mecklenburg-Strelitz, Modena, Nassau, Oesterreich, Oldenburg, Parma mit Piacenza und Guastalla, Polen, Portugal, Preußen, Fürstenthümer Reuß, Rußland, Königreich Sachsen, Sachsen-Altenburg, Sachsen-Coburg-Gotha, Sachsen-Meiningen-Hildburghausen, Sachsen-Weimar-Eisenach, Sardinien, Schweden, Schweiz, Sicilien, Siebenbürgen, Slavonien, Toscana, Ungarn, Waldeck, Wallachei, Württemberg. Anhang: Uebersicht der Münz-, Gold- und Silbergewichte.

Das vorliegende Werk ist ein Handbuch für Kaufleute, Beamte und Geschäftsmänner jeder Art; es wird auch als Quellenschrift nicht unbeachtet bleiben, indem es nach den neuesten Bestimmungen bearbeitet und für jeden Platz die daselbst am häufigsten vorkommenden Vergleichungen liefert. Die Wahl der verglichenen Maaße und Gewichte ist weder, wie bei Jäckel, allgemein gleichartig, noch ist sie dem Zufall überlassen worden; der Verfasser verdankt sie der Mittheilung erfahrener Kaufleute. Die Anordnung und Reihenfolge der Artikel anlangend, hat der Verfasser, abweichend von ähnlichen Schriften, vorgezogen, die Staaten unter sich alphabetisch zu ordnen; diese bilden demnach Haupt-Abtheilungen, welche zuerst die gesetzlichen oder allgemein üblichen, und demnächst die Local- und älteren Maaße

und Gewichte enthalten. In dem Anhange sind Behufs besserer Uebersicht des Unterschiedes die verschiedenen, unter dem Namen der Kölnischen Mark bestehenden Gewichte verglichen mit französischen genauen Grammen, holländischen Troy-As und der preußischen Mark zusammengestellt. In der Vorrede sind die argen Verstöße in andern Werken, namentlich hinsichtlich der Gewichtsangaben im Nelkenbrecher'schen Taschenbuche, nachgewiesen.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[300] Für 10 Sgr. oder 36 kr. ist zur Unterhaltung, wie auch zur Wiedererzählung, die beliebte Schrift in dritter Auflage in allen Buchhandlungen zu Augsburg — Stuttgart — München und Breslau zu haben:

Fr. Rabener

Knallerbsen,

oder: Du sollst und mußt lachen.

Enthaltend: 256 interessante Anekdoten. Zur Aufheiterung in Gesellschaften, — auf Reisen, — Spaziergängen — und bei Tafel.

Mit wahrem Vergnügen wird man in diesem witzreichen Buche lesen und über die naiven Einfälle baucherschütternd lachen müssen.

In Prag bei Calve — Pesth bei Hartleben — Wien in der Gerold'schen Buchhandlung vorräthig.

---

[438] In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Ueber

englische Landwirthschaft

und deren

Anwendung auf andere landwirthschaftliche Verhältnisse,

insbesondere Deutschlands.

Nach eigener Anschauung

von

A. v. Weckherlin.

gr. 8. Velinp. broch. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 20 Gr.

Dieses, allen Land- und Forstwirthen von dem Herrn Verfasser gewidmete, interessante Werk zerfällt in folgende Hauptabschnitte: Erster Abschnitt: Allgemeiner Ueberblick über die allmählige Ausbildung und den jetzigen Stand der englischen Landwirthschaft und über eine Vergleichung derselben mit der deutschen Landwirthschaft. I. Ueber den früheren landwirthschaftlichen Zustand in England, als Einleitung. II. Neuere englische Landwirthschaft. III. Einzelne Gegenstände, welche bei der englischen Landwirthschaft und ihrer Anwendbarkeit in landwirthschaftlichen Verhältnissen Deutschlands Interesse erregen. a) Kultivirung, Düngung und Bearbeitung des Landes. b) Pflanzenbau. c) Viehzucht. d) Landwirthschaftliches Bauwesen. — Zweiter Abschnitt: Speziellere Vergleichung des englischen mit andern, insbesondere deutschen Wirthschaftssystemen und der Anwendbarkeit des englischen Systems in andern Verhältnissen. I. Durchschnitts-Anhaltpunkte dafür, wie bei dieser Vergleichung Erschöpfung und Ersatz an Bodenkraft angenommen werden. II. Betrachtung verschiedener Wirthschaftssysteme. III. Annähernde Ermittelung des Ertragsverhaltnisses bei den verschiedenen Wirthschaftssystemen, besonders aber des Einflusses der mehr oder minder ausgedehnten Futterproduktion, nebst Schlußfolgen daraus.

Stuttgart und Tübingen, Okt. 1842.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[429] Im Verlage von A. D. Geisler in Bremen ist so eben erschienen und in allen soliden Buchhandlungen vorräthig:

Ueber Predigerwahlen und die nothwendigen Eigenschaften eines Predigers, von Prof. Dr. W. E. Weber. gr. 8. 6 Bogen, geh. 10 gGr.

Da dieser Gegenstand gerade in dem gegegenwärtigen Zeitpunkte von hoher Wichtigkeit ist, und die Bemerkungen des Herrn Verfassers sich vorzugsweise als praktisch und folgenreich ausweisen dürften, so möchte die Empfehlung des obigen Schriftchens wohl als zweckmäßig erscheinen.

---

[425] Bei C. W. Leske in Darmstadt ist so eben erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Charles Lamb's

Erzählungen nach Shakespeare.

Eine

Vorschule dieses großen Dichters für die deutsche Jugend,

nebst einer

Lebensgeschichte Shakespeare's und William Howitt's Besuch in Stratfort am Avon.

Von

Dr. H. Künzel.

Supplementband

zu allen deutschen Uebersetzungen Shakespeare's.

Mit 3 Stahlstichen und 2 Holzschnitten.

gr. 8. cartonnirt. Preis 1½ Thlr. oder 2 fl. 42 kr.

Wir hoffen mit diesen berühmten noch nicht in's Deutsche übertragenen Erzählungen des liebenswürdigen Lamb, welche sich in unzähligen Auflagen in den Handen der englischen Jugend bereits seit dreißig Jahren finden, auch der deutschen Jugend ein Werk darzubieten, welches durch interessante Unterhaltung die es gewährt, und durch seinen hohen sittlichen, veredelnden Inhalt bald das Lieblingsbuch jedes Gebildeten werden wird, der sich für den größten aller modernen Dichter interessirt. Außerdem empfiehlt sich dasselbe: „als köstliche Lehren der Weisheit und Tugend, edler Gesinnung und geistiger Schönheit" den Lehrern deutscher Schulen jeder Art, so wie auch als passendes Uebersetzungsbuch aus dem Deutschen ins Englische den Lehrern und Freunden der englischen Sprache.

---

[415] In Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Versuch

einer

vollständigen Thierseelenkunde.

Von

P. Scheitlin,

Professor.

2 Thle. gr. 8. Velinp. Preis 7 fl. oder 4 Rthlr. 6 Gr.

Inhalt: 1) Bestimmung der Begriffe, Seele, Thiere, Thierseele und Thierseelenkunde. 2) Denkbarer Ursprung

einer Thierseelenkunde des ersten Zeitalters. 3) Thierseelenlehre der Hebräer und Christen nach ihren Religionsurkunden. 4) Die religiöse Thierseelenkunde der Indier, Perser und Egyptier. 5) Die Griechen und Römer. 6) Das alte Europa. 7) Der Talmud und der Koran. 8) Uebergang in die eigentliche Thierpsychologie durch die Dichter. 9) Ansichten der Philosophen und Naturkenner unter den Griechen und Römern, von Thales an bis in's Mittelalter. 10) Das Mittelalter bis auf Leibnitz. 11) Leibnitz und seine Nachfolger oder die neueste Zeit. 12) Andeutungen aus der Geschichte der Behandlung der Thiere oder der praktischen Thierpsychologie. 13) Die Mittel zum glücklichen Studium der Thierpsychologie. 14) Blick in die Thierwelt oder von der Erdpsyche. 15) Von der Psyche der Thiere im Besondern. 16) Psychologisches Thiersystem. 17) Charakteristiken unserer vorzüglichsten Hausſäugethiere. 18) Das Allgemeine aus dem Besondern, oder von den psychischen Thätigkeiten der Thiere überhaupt. 19) Vom tellurischen oder vom Scheins- und vom wahren Menschen. 20) Von den Verhältnissen des Thieres.

Wir hoffen mit diesem Werke jedem denkenden Menschen, besonders aber dem Freunde der Thiere, einen wahren Dienst erwiesen zu sehen. Der Herr Verfasser beabsichtigt durch die Mittheilung seiner Ansichten nicht den Menschen zu erniedrigen, jedoch das Thier höher zu stellen und den Menschen näher zu bringen, die zu groß gewordene, widernaturgeschichtliche, unwahre Kluft zwischen Thier und Mensch kleiner zu machen und Achtung und Liebe zu den niedrigern Wesen zu lehren und geschichtlich zu begründen, welche der allweise Schöpfer neben uns in das Welt-All gestellt hat.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[405] Bei **Braumüller und Seidel** in **Wien**, am Graben, im Hause der Sparkasse, ist erschienen:

Erzählungen und Humoresken

von

Dr. Joh. Em. Veith,

Domprediger an der Metropolitankirche zu St. Stephan.

Zweite viel vermehrte, durchaus umgearbeitete Auflage.

Wien 1842. 3 Theile. 5 Rthlr.

Inhalt des ersten Bandes: Das Mägdlein und die Toilette. Eine Alltagsgeschichte. — Der Bruder aus Tunis. Eine Novelle. — In den Tag hinein, eine Geschichte ohne Begebenheiten. — Marivaux und sein Adept. Eine wahre Anekdote in Begleitung einiger anderer Wahrheiten. — Herr bleib bei uns. Eine Abendscene. — Der Organist, der Pudel und die vier Jahrszeiten. — Trost. Ein Mährchen.

Inhalt des zweiten Bandes: Frau Martha. Eine harmlose Vorstadtgeschichte. — Der Jüngling und der Wolf. Eine wahre Begebenheit. — Felix Entenschnabels erotische Erlebnisse, sammt poetischen und algebraischen Bedenklichkeiten. — Maria von guten Rath. Eine Erzählung. — Das Zigeunerkind. Eine Novelle sammt Kritik und Epilog. — Aschenmann. Ein Schatten- und Fastnachtspiel. — Gruß und Gegengruß. Eine Erzählung. — Der Mensch und die Leute.

Der dritte Theil wird enthalten: Augentrost. Eine Erzählung. — Das Kriegsschiff San Geronimo. Eine Begebenheit aus dem 16ten Jahrhundert. — Züge aus dem Jugendleben eines gefühlvollen Tabakrauchers. — Der Thürmer. Eine Erzählung in sechs Gesängen. Edmund Sylvester Strauchlers Recollectionen. — Rottmeister Moser. Nach einer wahren Begebenheit. — Der Hirsch im Walde. Ballade. — Der Mann mit dem Regenschirm. — Des alten Kirchendieners Daniel Skarabizky Aphorismen für Diener der Kirche. — Adam Granders Hauswesen. Ein häusliches Gemälde.

Von demselben Herrn Verfasser ist erschienen:

Die Erweckung des Lazarus

(Bildet den Inhalt der im Jahre 1841 in der Metropolitankirche zu St. Stephan gehaltenen Fastenpredigten.)

gr. 12. im Umschlag brochirt 18 Gr.

---

[421] In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Lateinische

Sprachlehre.

Von

Heinrich Hattemer,

Professor an der Kantonsschule in St. Gallen.

gr. 8. Velinpap. Preis 2 fl. oder 1 Rthlr. 4 Gr.

Hauptabschnitte des Inhalts:

Einleitung: 1) Lateinische Sprache. 2) Geschichten derselben. 3) Mundarten derselben. 4) Charakter derselben. 5) Sprachforscher. Erster Theil. Wortlehre. Erste Abtheilung: Wörterkenntnißlehre. — Zweite Abtheilung: Wortbildungslehre. — Dritte Abtheilung: Wortbeugungslehre: a) Zeitwörter. b) Nennwörter. c) Eigenschaftswörter. d) Zahlwörter. e) Fürwörter. f) Bindewörter. Vierte Abtheilung: Wortschreibungslehre. Zweiter Theil. Satzlehre. Erste Abtheilung: Einfacher Satz. — a) Prädikat. b) Subjekt. c) Ausbildung. d) Besondere Arten Sätze. Zweite Abtheilung: Satzgefüge. 1) Gleichgeordnete Sätze. 2) Untergeordnete Sätze. Dritte Abtheilung: Gesetze nach welchem die Bildung der Sätze und Satzgefüge geschieht. — a) Lehre vom Gebrauche der Wortarten. b) Lehre von der Wortfügung. c) Lehre von der Wortstellung. Anhang. Abhängige Rede. — Römischer Kalender.

Stuttgart und Tübingen, Okt. 1842.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[430] **Aug. v. Kotzebue's Theater in 40 Bänden.**

Format der neuesten Ausgabe von Schiller's Werken. Auf schönes Velinpapier elegant gedruckt. Mit Porträt des Verfassers in Stahlstich.

Subscriptionspreis 10 Rthlr. 20 Ngr.

Diese neue, schöne und nun vollständig erschienene Ausgabe, welche die sämmtlichen dramat. Erzeugnisse des Verfassers enthält, ist noch bis Ende dieses Jahres für obigen außerordentlichen billigen Subscriptionspreis in allen Buchhandlungen zu haben. Mit Anfang des J. 1843 tritt dagegen ein Ladenpreis von 14 Rthlr. 20 Ngr. ein.

Leipzig, im Okt. 1842.

Eduard Kummer.

---

[413] In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Ueber

ständische Verfassung

in Preußen.

gr. 8. broch. Preis 1 fl. oder 16 Gr.

Inhalt: 1) Die Provinzialstände und die Reichsstände in Preußen. — 2) Ueber das Ständewesen in Preußen.

Stuttgart und Tübingen, Okt. 1842.

J. G. Cotta'scher Verlag.

№ 260.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Montag, den 31. Oktober 1842.

Ich ſeh' den Thurm, geſenkten Haupts, mit Schweigen
Den ſtolzen Leib gekrümmt in Demuth neigen. —
So liegt ein kranker Greis im Todesbeben,
Durch's Herz allein noch zuckt ein Fünkchen Leben;
Die Seele ahnt's, es ſpricht's ſein brechend Auge,
Daß er der Welt, und ſie ihm nimmer tauge.

A. Grün.

Der verwitterte St. Stephansthurm. *

Thurm, der du viele hundert Jahr
Aufſtrebteſt ſtolz in's Reich der Lüfte,
Um deſſen Haupt der Felſenaar
Wie um den Maſt die Möve ſchiffte,

Auch dich zerfraß der Zeiten Zahn.
Um dir noch Leben zu erzwingen,
Strich man dich Sterbenden noch an
Und band den Leib mit Eiſenringen.

So hatte man Cid von Vivar,
Den greiſen, noch auf's Roß gebunden,
Als er ſchon eine Leiche war,
Das Stahlkleid über alte Wunden.

So lagen Ringe ſchwer von Erz
Dem treuen Heinrich in der Sage
Um's alte, gramerfüllte Herz,
Auf daß aus ihm nicht brach die Klage.

Wo iſt die Glocke rieſiggroß,
Die oft die Luft geſetzt in Wogen,
Guß aus des Chriſtenfeinds Geſchoß,
Das deinen Nacken nicht gebogen?

Die Glocke rühren nimmer ſie,
Sie ruhet hinter morſchen Gittern;
Es möcht' die Donnermelodie
Zu ſehr den alten Leib erſchüttern.

Daß deinem Haupt ein Kreuz man bot,
Auf daß dein Wuchs noch höher reiche,
Das iſt ein Strecken vor dem Tod,
Das iſt das Wachsthum einer Leiche.

Von Hagel, Sturm und Regenguß,
Von Blitz und Bomben oft getroffen,
Geſteinigt wie dein Stephanus,
Siehſt wohl auch du den Himmel offen.

* In einer Korreſpondenz aus Wien heißt es: „Ich war auch auf dem armen Stephansthurm; ich nenne ihn arm, denn er iſt mit eiſernen Ringen umgeben, die ihn noch an das Leben ketten ſollen, und doch ſieht man an den bröckeligten, verwitterten Steinen, die man jezt zu beſſerer Erhaltung theilweiſe mit Oelfarbe anſtreicht, daß er ausgelebt hat. Auf ſeiner Spitze über dem Adler ſoll ein großes goldenes Kreuz zu ſtehen kommen, wodurch er um einige Schuhe höher wird als das Straßburger Münſter. Die große Glocke, aus Kanonen der Türken gegoſſen, darf der Erſchütterung wegen nicht mehr geläutet werden."

Was soll Scheinleben dir und Zwang?
Mein Thurm! zerspreng' die Eisenringe!
Einstürzend unter'm Glockenklang
Ein Schwanenlied den Sternen singe!

Dann aus dem Schutte, Thurmes Geist!
Flieg' eine Wolk' in Himmels Fernen,
Vom Felsenaare noch umkreist,
Mit ihm verschwindend unter Sternen!

Justinus Kerner.

Holländische Schildereien.

(Fortsetzung.)

Die Amme, sie hätte eine Spartanerin geboren werden sollen, so viel Gemeingeist entwickelte sie, so viel aufopfernden Staatssinn. Es durfte sich nur eines ihrer Würmlein regen, den allgemeinen Schlaf gefährdend mit einem hellen Schrei, gleich brachte sie es durch erwelche mütterliche Püffe und Kniffe zur Ruhe. Große, demokratische Sympathien rieselten über meine gerührte Seele; ich entschlummerte, Stirn an Stirn mit dem Zwickauer, Fuß an Fuß mit der Marketenderin, entschlummerte als ein vollständiger Communist oder Republikaner. Es ist wahr, meine Nase protestirte äußerst energisch noch gegen gewisse Einzelnheiten des Systems. Zum Exempel, unter der Bank, die mein Bett, befand sich ein Faßlein Crevetten und gegenüber ein Faßlein Thran, welche beide der Lorenz Coster von Antwerpen nach Rotterdam führen sollte. Das stank so brüderlich zusammen, Crevetten, Thran, Füseliere, Säuglinge. Ich hätte einen holländischen Gulden gegeben für einen ächt und recht aristokratischen Stockschnupfen, für eine Prise aus der goldenen Brillantdose eines Diplomaten, für einen Athemzug aus dem Krystallflacon einer Erzgräfin. Meine Nase ist in der einen Stunde um ein Jahrhundert gealtert.

Mittags eilf Uhr erwachte ich, so wirr im Kopfe, so wüst. Wir waren schon in Holland; die Feste Wilhelmsburg hatte ich glücklich verschlafen. Ich stieg hinauf; die Gesellschaft war auf dem Decke veröhnlich etablirt; was die Nacht trennte, vereinigte der Tag. Ringsum nichts wie Himmel und Holland, und es wußte kein Mensch recht zu sagen, waren wir in einem Kanal, oder in einem Flusse, oder in einem Meeresarme, noch in der Scheldt, bereits in der Maas. Dieß Wassergewebe, worein die Küste sich ausfasert, ist ein Labyrinth, das keine Karte und kein Auge überschaut. Alle Minuten änderten wir den Kurs, die Straße verengte sich und breitete sich aus, spitze Landzungen liefen uns entgegen, flache Weidenufer gingen weit vor uns auseinander. Wir fuhren durch einen Wald von Windmühlen, herrlich gemalten, prachtvoll ausgestatteten. Don Quixote hätte ein Eldorado in Holland finden müssen. Dann und wann begegnete uns ein Boot, eine Fregatte, ein Dämpfer. Gegen Mittag, gerade als ich bei einem unvergeßlich schlechten Kaffee saß, gebraut aus holländischem Wasser, schossen wir an Dortrecht vorüber. Um zwei Uhr, nach zwölfstündigem Leid, landeten wir bei Rotterdam. Ein artiges Stadtbild; der Quai prangte mit stattlichen Gebäuden, eingefaßt von einer malerisch grünen Baumreihe. Im Hafen, viel bewegter und reicher als Antwerpen, flaggte eine Unzahl Schiffe. Das Hôtel des Pays Bas nahm uns gastlich auf, nachdem ein dicker, gemüthlicher Zöllner sich daran belustigt hatte, die Curiosa unserer Koffer in größter Seelenruhe Musterung passiren zu lassen. Ob wir Contrebande führten, Tabak, Seidenzeuge, Rohstoffe, das interessirte ihn weit weniger, als des Malers Skizzenbuch und ein paar Pariser Karikaturen, Diablerieen und Chargen, die zwischen meinen Papieren lagen. Es war ein prächtiger kleiner Mensch, mit dem ich über meinen geöffneten Nachtsack hinüber die lustigste Freundschaft schloß. Uebrigens kann ich nicht umhin, im Interesse der Staatswirthschaft hier vorübergehend eine Erfahrung einzuschalten, die sich seit vieljährigen Reisen mir bewährt hat. Niemand neigt mehr zur Fettbildung als stationäre Zollbeamte und lebenslänglich engagirte erste Tenore. Die Sache ist ernsthafter, als sie aussieht, und verdient die genaueste physiologische Prüfung, schon um deßwillen, als durch diese Thatsache ein altes Prinzip siegreich widerlegt wird, das da behauptet, häufige Gemüthsbewegungen und leidenschaftliche Aufreizungen besäßen eine abmagernde Kraft. Ich selbst bin, von der entgegengesetzten Seite, ein zweites Argument gegen diesen Irrsatz. Ich bin der ruhigste Mensch von der Welt, und dessen ungeachtet so rettungslos und erbarmungswerth mager, daß ich zehnmal eher durch ein Nadelöhr gehe als ein Freiligrath'sches Gedicht.

Rotterdam wurde in zwei Stunden flüchtig durchrannt. Allerliebste Blicke in Straßen, Kanäle, Brücken, Quais, Plätze, Bassins; holländische Häuschen, Büdchen, Zeltchen. An dem einen stand: kaas in't gros, und an dem zweiten kaas in't kleen; sehr hübsch. Erasmus Roterodamus, dem ich seit lieben langen Jahren nicht begegnet war, befand sich hier äußerst schlecht; sie hatten ihn in einem sehr garstigen Schlafrocke, einen Coder in der Hand, auf irgend einem Heu- oder Buttermarkt ausgestellt. Im Grunde geschah's ihm schon recht und ich gönnte es ihm meinetwegen von Herzen; seine

editiones, coniecturæ, lectiones et emendationes haben mich oft genug geplagt. Ich wollte auf die Börse, zu sehen, ob ich bei der lezten Curswechslung vielleicht in Papieren eine kleine Million gewonnen, aber man forderte mir am Thor Eintrittsgeld ab, da stand ich zurück. Ich wollte in die große Kirche, aber man erklärte, sie sey verschlossen und der Küster nicht zu finden, da stand ich wieder zurück. Ich wollte noch etwas anderes, aber man zeigte mir wohlwollend und warnend die kindliche Inschrift, ganz im antikſten Style, lapidarisch kurz, ein Infinitiv statt eines Imperativ, die Inschrift: Hier nit watere; da stand ich zum drittenmale zurück.

(Schluß des ersten Artikels.)

Die Antigone.

Sophokles, als er seine Antigone schrieb, hat wohl nicht geahnet, daß nach Jahrtausenden das einfache, bescheidene Drama im fernen Lande der Scythen oder Hyperboräer auf dem Theater so wie in Schriften und in den Salons so viel Eclat machen würde. Vom norddeutschen Athen ging bekanntlich diese dramatisch-ästhetische Bewegung aus. Man hat die Aufführung des griechischen Stücks als ein wichtiges, ja in seiner Art einziges Ereigniß in der Bühnenwelt bezeichnet; und wirklich ist es höchst interessant, wenn wir unsere Zeit bedenken, wo selbst der edle Kotburn der Schillerschen Muse durch schwülstige Ausgeburten, ja durch schmähliche Fratzen nachgerade von der Bühne verdrängt wird. Immer bleibt es erfreulich, wenn ein mächtiger Fürst, in der Mitte von schädlichen Zeiteinflüssen, Sinn hat für das Große und Schöne der alten griechischen Poesie, die doch für uns Neuere immer Muster bleibt, nicht zu ängstlicher, unfreier, kümmerlicher Nachahmung, sondern um den neuromantischen, sich zersplitternden Geist unserer Poesie zur edlen Einfachheit, stillen Größe und weisen Oekonomie zurückzuführen, wenn dieß überhaupt möglich ist. Der Altgriechе überhaupt liebte in der Kunst eine schöne Beschränkung, ein zwar kräftiges und frisches, aber concentrirtes äußeres und inneres Leben. Der Neuere dagegen breitet sich mehr von innen nach außen excentrisch aus; er liebt bunte, selbst chaotische Mannigfaltigkeit und Abwechslung von Handlung, Personen und Scenen, wie in der Sprache selbst; er bedarf aufregender Reize und wünscht und sucht den Effekt, der auf der Bühne selbst oft nur durch rauschenden und schimmernden Theaterpomp bewirkt werden soll.

Darum wird auch das große Berliner Publikum, und in diesem vielleicht mancher Große selbst wenig wahren Genuß an jener theatralischen Darstellung gefunden haben, trotz der mit mehr modernen Reizen begabten musikalischen Zugabe. Vielleicht hat Mancher, bei aller äußerlichen Beifallsbezeugung, im Grunde des Herzens die Betrachtung angestellt, es wäre ersprießlicher, bei Jagor etwas Schmackhaftes zu genießen, als da zu sitzen vor einem dramatischen Revenant des Sophokles, bei welchem überhaupt, wie schon früher der jüngere Schlegel sagte, die heutige Sinnesweise vieles unerträglich herb finden muß.

Uebrigens möchte die Antigone für manchen Staatsmann oder Beamten auch deßwegen interessant seyn, weil sie zuerst, nach der Behauptung eines neuern Schriftstellers, in poetischer Gestalt das Wesen des Staates, so wie, im Falle der Collision, sein tragisches Verhältniß zum ewigen Recht des Familienlebens darstellt. Namentlich spricht die Antigone das große, von den Lenkern der Staaten und ihren Dienern nicht häufig beachtete Wort aus: „die Gebote der Fürsten seyen nicht von solcher Kraft, daß ein Sterblicher um ihrer willen die ungeschriebenen und ewigen Gesetze der Gottheit übertreten dürfe;" was die heilige Schrift in den einfachen Worten ausspricht: man solle Gott mehr gehorchen, als den Menschen.

Dieses theatralische Ereigniß hat bekanntlich, wie es zu gehen pflegt, auch manche spezielle und allgemeinere Betrachtungen in öffentlichen Blättern veranlaßt. Hier erinnere ich bloß an eine ziemlich alberne Reflexion darüber, die in einer namhaften, neuerlich viel Lärm verführenden, zuweilen das Kind mit dem Bade ausschüttenden Zeitschrift gedruckt steht, und worin, um zu beweisen, daß solche einfache, unbedeutende Stücke nicht für unser modernes, Höheres verlangendes Bewußtseyn geeignet seyen, Sophokles mit dem alten ehrlichen Meistersänger von Nürnberg verglichen wird. — Uebrigens ist die Aufführung eines altklassischen Dramas keineswegs so was Neues, als Manche geglaubt haben mögen. Bereits vor einigen Jahrzehenden wurde das Lustspiel des Terenz, „die Brüder," nach einer Uebersetzung oder Bearbeitung des Herrn von Einsiedel, auf die Weimarsche Bühne gebracht und nicht ohne Beifall aufgeführt. Aber wir können noch um Jahrhunderte weiter zurückgehen. Wir wollen hier nicht reden von der Darstellung ganzer griechischer Stücke am Hofe der Mediceer, wo altklassische Literatur ohnehin vorherrschend und heimisch war; auch in Frankreich wurden in den Tagen der Renaissance ähnliche Vorstellungen gegeben. So ist die erste in Frankreich aufgeführte Komödie eine vom „Fürsten der Dichter," wie Ronsard genannt wurde, verfaßte Uebersetzung des Aristophanischen Plutus gewesen. So hat ferner ein anderer, ziemlich matt leuchtender Dichter „des poetischen Siebengestirns," der Philolog und bigotte Katholik Antoine de Baif, welcher auch unsere Antigone

überſezte, den „Bramarbas" des Plautus und den „Caſtraten" des Terenz für die franzöſiſche Bühne bearbeitet.

Das ganze franzöſiſche Theater, das ſich aus den rohen mittelalterlichen „Myſterien" und „Moralitäten," alſo, wie das griechiſche ſelbſt, aus religiöſer Baſis entwickelte, nahm ſeit dem franzöſiſchen Thespis, wie Jodelle genannt wird, Form und Norm von dem antiken an, in welcher Weiſe und mit welchem Erfolg iſt bekannt genug. Z.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Dresden, Oktober.

Witterungskontraſt. — Neue Kunſtſchöpfungen.

Allgemein wurde es für eine Wohlthat gehalten, als endlich im lezten Drittheile des Septembers die Dürre zu Ende ging, die allenthalben im Lande, auch in benachbarten Orten verheerende Feuersbrünſte hervorrief, oder doch auf das Furchtbarſte verbreitete. Deſto empfindlicher aber war dann wieder der Mangel eines behaglichen Uebergangs aus der unleidlichſten Hize in die faſt entgegengeſezte Temperatur. Wie in Sibirien ſchloß ſich unmittelbar an die Sommerglut eine ohne Heizung der Zimmer kaum erträgliche Kälte. Raſcher als ſonſt verſchwand daher immer mehr der bunte Glanz, den die ſchöne Jahreszeit durch den zahlreichen Fremdenbeſuch der Stadt und deren Umgegend zu ertheilen pflegt. Die kaum noch von Vielen als das beſte Aſyl vor den ſengenden Sonnenſtrahlen betrachteten Badehäuschen, die durch ſtete Zu- und Abfuhr den Elbſtrom am Fuße der Brühlſchen Terraſſe mit einem ungewöhnlichen Leben ſchmückten, wurden früher als ſonſt abgebrochen, und noch vor dem Michaelstage verſammelten ſich die Schwalben und manche andere, etwa noch zurückgebliebene Zugvögel zu den vor ihrer Abreiſe üblichen gemeinſchaftlichen Berathungen. Bei alle dem hat die eingetretene Kühle die ganz erſtorben geſchienene Vegetation auf Wieſen und Feldern neu belebt, und der mit dieſer Kühle vergeſellſchaftete leiſe Regen vorzüglich auch auf die umliegenden Rebengebirge mächtig eingewirkt. Zur Zeit, als Roggen und Waizen bei der Ernte ein recht günſtiges Reſultat gewährten, verzweifelte Alles, wie am Gedeihen der meiſten übrigen Feldfrüchte, ſo auch an Erfüllung der im Frühling auf die Traube gebauten ungemeinen Hoffnungen. Seit 1834 hatte man immer vergebens einem ausgezeichneten Weinjahre entgegengeſehen. Deſto unträglicher ſchienen die Verheißungen des dießmaligen Lenzes auf ein ſolches. Ueber alles Erwarten zeitig hatten die Trauben geblüht und ſich ausgebildet. Dazu waren ſie in bedeutender Menge vorhanden und auch ihre Größe überſtieg bei weitem das gewöhnliche Maß. Bei der ewigen Heiterkeit des Himmels ſchien nichts ſicherer, als daß die Weinernte an Qualität und Quantität unübertrefflich ſeyn werde. Allein der fortdauernde Mangel nicht nur an Regen, ſondern auch an Thau machte, daß ein Theil der Beeren abfiel und die übrigen, aller Nahrung entbehrenden, vom Sonnenſtrahl ausgeſogenen Trauben ganz ſchlaff herabhingen und völlig vertrocknen zu wollen ſchienen. Viele Weinbergbeſizer fürchteten bereits, daß es kaum zur Leſe der ſchon für verdorben geachteten Frucht kommen werde. Nun aber gab der eingetretene milde Regen der Sache mit einemmale eine an das Wunder grenzende Wendung, indem dadurch die Traube Leben und Kraft zurückerhielt, ſo daß man jezt eine recht beträchtliche Weinernte erwarten darf. Wenn, wie zu hoffen iſt, die wieder beginnende wärmere Temperatur nur noch kurze Zeit fortfährt, ſo wird der Moſt ſogar von vorzüglicher Güte ſeyn. Was gelitten hat, ſind zunächſt einige derjenigen Traubenſorten, die man neuerdings mit Recht am meiſten zu kultiviren pflegt, der frühreifenden. Denn gerade dieſe waren vom Uebermaße der Hize und Trockenheit getödtet, als die für die ſpätern ſo wohlthätige Anfeuchtung eintrat.

Die noch immer mündlich und in gedruckten Buchſtaben abgehandelte Frage über die Nothdurft oder Entbehrlichkeit der Errichtung eines neuen Gebäudes zur Aufbewahrung des köſtlichen Schazes unſerer Gemäldegalerie wird hoffentlich durch die nahe bevorſtehende Ständeverſammlung zur Entſcheidung kommen. Uebrigens herrſcht in den Werkſtätten unſerer Prieſter der bildenden Kunſt ohne Aufhören erfreuliche Thätigkeit. Namentlich iſt aus dem Atelier unſeres ſo kunſt- als ideenreichen Profeſſors Dahl eben wieder ein ſinnvolles Werk in der Abbildung eines norwegiſchen Hafens hervorgegangen. Die Sonne im Kampfe mit den Morgennebeln funkelt aus dem bewegten Waſſer im vollen Schimmer der Wahrheit. Eben weil die Kunſt den Strahl durch Nebel und Wolken gemildert wiederzugeben ſuchte, gelang ihr eine ſo kräftige Nachbildung der Natur, wie ſie ſonſt unmöglich geweſen ſeyn würde. Ein gleich tiefes Naturſtudium des Künſtlers geht aus dem luftigen Weſen der Nebel hervor, welche die dahinſegelnden Schiffe und alle entfernteren Gegenſtände verſchleiern; bereits aber hat die dem Sieg über ſie entgegengehende Sonne die auf dem Lande und am Ufer befindliche Mannſchaft in ihre hellen, friſchen Farben gekleidet. Wenn es auch ein den Mitteln des Landſchaftmalers abſolut unerreichbares Wageſtück bleiben wird, die Sonne am klaren Himmel, nebſt ihren Wirkungen auf die Gegenſtände umher, kräftig nachzubilden, ſo verdient das Beſtreben des Künſtlers doch gewiß alle Achtung, eine Situation aufzufinden und für ſeine Zwecke zu benuzen, in der die Kraft der ihm zu Gebote ſtehenden Farben nicht allzuſehr von der prachtvollen Herrlichkeit des Tagesgeſtirns überboten wird. — Dieſelbe rühmliche Raſtloſigkeit iſt auch an Profeſſor Steinla zu bewundern. So eben nimmt die Nachbildung des höchſten, unerreichbarſten der Werke des großen Rafael, deſſen Madonna auf hieſiger Gemäldegalerie, ſeine ganze Kraft und Thätigkeit ausſchließend in Anſpruch. Nach dem herrlichen Kupferſtiche dieſes Bildes von Müller dem Jüngern aus Stuttgart könnte das Unternehmen im Allgemeinen allerdings gewagt genannt werden. Allein Steinla dokumentirt die Befähigung dazu durch ſeine früheren Werke, und beſonders durch die hohe Meiſterſchaft, welches ſein neueſtes großes Blatt, die Holbeinſche Madonna, darlegt, das ihm im jezigen Jahre von der Pariſer Kunſtakademie die goldene Preismedaille erwarb. Den beſten Beweis von dem Vertrauen, das ihm dieſes in der Kunſtwelt überall verbreitete und anerkannte Blatt gewonnen hat, führen die bereits eingegangenen zahlreichen Beſtellungen auf den erſt zu ſchaffenden Stich der Rafaelſchen Madonna.

(Schluß folgt.)

Auflöſung des Räthſels in Nr. 255:

Die Frage.

Beilagen: Literaturblatt Nr. 110 u. Monatsr. Oktober.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Sechsunddreissigſter Jahrgang.

1842.

November.

Stuttgart und Tübingen,
im Verlage der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Das Morgenblatt.

Der Gedanke, in einer unterhaltenden und belehrenden Zeitschrift die Literatur und die ganze Bildung der Gegenwart, mit Ausschluß der politischen Tagesgeschichte, auf würdige Weise zu repräsentiren, ist dem Morgenblatt bei seiner Stiftung im Jahr 1806 zu Grund gelegt und seitdem festgehalten worden.

Für die literarische Kritik und für die Kunst sind längst besondere Beilagen angeordnet, und für diese beiden Zweige selbstständige Redaktionen bestellt.

Dem eigentlichen Unterhaltungsblatt bleibt im Allgemeinsten die Aufgabe, der vaterländischen Literatur, besonders der Poesie in ihren verschiedenen Zweigen, als Organ zu dienen, und dann, die allgemeinen Fortschritte in Literatur, Wissenschaft und Kunst in ihrem Bezug auf das Leben der Völker, die Bewegung und Entwicklung der Gesellschaft möglichst vielseitig zur Anschauung zu bringen. — Das **Morgenblatt** kann, der oben angedeuteten Idee gemäß, den verschiedenartigsten Stoff in sich aufnehmen. Hinsichtlich der Form wird dabei die Rücksicht festgehalten, daß das Ernste, wissenschaftlich Belehrende nicht sowohl erschöpfen, als anregend wirken, das Anziehende und Unterhaltende aber sich möglichst vom Gemeinen fernhalten soll.

Das Material zerfällt in folgende Hauptabschnitte:

Poesie. Gedichte lyrischen, beschreibenden, erzählenden, epigrammatischen, satirischen Inhalts; Bruchstücke ungedruckter dramatischer Dichtungen; Dichtungen jeder Form aus dem erzählenden Fache. Von den interessantesten Produkten fremder Literaturen werden Uebersetzungen oder Bruchstücke mitgetheilt.

Leben. Schilderungen des Volkslebens in allen Kreisen und Beziehungen, in ernster und komischer Form, Reisebeschreibungen und Auszüge aus solchen, fortlaufende Berichte von den wichtigsten Orten über die gesellschaftlichen und literarischen Verhältnisse, über Kunst, Bühne, Musik. Der Zweck und die Oekonomie der Blätter erlauben übrigens nicht, von irgend einem Orte eine eigentliche Musik- und Theater-Chronik zu geben, und dergleichen Leistungen überhaupt anders als in Bezug auf's Allgemeine zu besprechen. Auch dem Wechsel der äußern Lebensformen, den Moden, den Verfeinerungen aller Art wird die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt, mit der nothwendigen Rücksicht, daß hier nur die bezeichnendsten Formen angedeutet, die vornehmsten Resultate hervorgehoben werden können.

Geschichte. Das **Morgenblatt** eignet sich auf diesem Felde vorzüglich an: Kulturgeschichte, wichtige archäologische Entdeckungen, Denkwürdigkeiten aus der nächsten Vergangenheit, Beiträge zur Bildungsgeschichte berühmter Männer, ungedruckte Arbeiten und Briefe derselben u. s. w.

Wissenschaft. Fortlaufende Notizen über die wichtigsten Entdeckungen und Erfindungen; Darstellung der interessantesten Ansichten vorzüglich in den Fächern, welche in nächster Beziehung zum Leben und der Entwicklung der gesellschaftlichen Verhältnisse stehen, in den philosophischen und Naturwissenschaften im weitesten Sinne. Der Hauptgesichtspunkt dabei ist, sowohl elementarische Didaktik als streng wissenschaftliche Sprache zu vermeiden, und dem Ernsten und Wissenswürdigen durch ansprechende Form Eingang zu verschaffen.

Ein sich stets erneuernder und verjüngender Kreis schätzbarer Mitarbeiter sichert der Redaktion die Mittel, der Zeitschrift den Ruf zu erhalten, dessen sie schon so lange genießt. Schriftsteller, welche der Redaktion die Ehre erweisen, sie in ihren Bemühungen zu unterstützen, werden ihre Beiträge, wenn diese dem Zweck und dem Charakter der Blätter entsprechen, dankbar angenommen und von der Buchhandlung angemessen honorirt sehen.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. Für literarische Anzeigen werden besondere Intelligenzblätter beigelegt.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhaltsanzeige.

Das Literaturblatt

stellt sich die Aufgabe, über alle Erscheinungen der neuesten Literatur zu berichten, die für den größern gebildeten Leserkreis von Interesse seyn können, d. h. über die vorzüglichsten neuern Dichterwerke, so wie über alle Gattungen der vorherrschenden Unterhaltungsliteratur; ferner über wichtige neue Forschungen aller Art, durch welche der Horizont des menschlichen Wissens erweitert wird, in Länder- und Völkerkunde und Geschichte, in allen Gebieten der socialen Kultur und selbst in den strengern Wissenschaften, sofern Werke dieser Art großes Aufsehen erregen und für das praktische Leben nicht ohne Folgen sind, so daß sie keinem Gebildeten fremd bleiben dürfen. Dem Zwecke solcher literarischen Mittheilungen sagt die referirende Form am besten zu, die in möglichster Kürze den wesentlichen Inhalt eines Werkes bezeichnet, und das Zusammenordnen nach Fächern, wodurch dem Leser eine Uebersicht und eine Vergleichung des Verwandten gewährt wird. Der scherzende Ton ist nicht ausgeschlossen, wo es der Gegenstand mit sich bringt oder erlaubt, die Strenge der verdammenden Kritik aber gewissenhaft nur ganz verwerflichen Tendenzen vorbehalten.

Das Kunstblatt.

Durch die Wahrnehmung einer vermehrten und vielversprechenden Wirksamkeit der bildenden Kunst wurde im Jahr 1819 das Erscheinen des **Kunstblatts** als regelmäßiger Beilage des **Morgenblatts** veranlaßt. Die Absicht dieses Unternehmens konnte nur seyn, die Kunstbestrebungen der Gegenwart und Vorzeit einem weitern Kreise als dem, welchem deren unmittelbare Anschauung zu Gebote steht, bekannt zu machen und dadurch zu allgemeiner Erweckung und Ausbildung des Kunstsinns beizutragen. Diesen Zweck hat die Redaktion von Anfang bis jezt verfolgt und betrachtet ihn, bei der weitgreifenden Entwicklung und vielfachen Begünstigung, welche die Kunst seitdem gewonnen hat, fortdauernd als Richtschnur ihres Bestrebens.

Das **Kunstblatt** bemüht sich zuvörderst, übersichtliche Berichte über die Leistungen der lebenden Kunst aus den Hauptorten ihrer Thätigkeit zu liefern, und was in diesen nicht Erwähnung findet, durch kurze Nachrichten zu ergänzen. Jene Berichte können erzählend und beurtheilend seyn; in denen lezterer Art spricht jeder Mitarbeiter seine individuelle Meinung aus, die Redaktion jedoch hat sich die Umsicht und Billigkeit zum Augenmerk gesezt, welche durch Liebe zur Sache überhaupt geboten ist.

An diese Uebersichten knüpfen sich Berichte über die Förderungen, welche der Kunst durch persönliche Gönner und die ihr gewidmeten Anstalten und Vereine zu Theil werden, Beschreibungen und Beurtheilungen einzelner ausgezeichneter Werke der Architektur, Sculptur und Malerei, Anzeigen neuer Kupferstiche und Lithographien, Nachrichten über neue Erfindungen, Biographien lebender oder kürzlich verstorbener Künstler, und Abhandlungen über Gegenstände der Theorie und Philosophie der Kunst.

Die Kenntniß früherer Kunstperioden suchen Beiträge mannigfaltiger Art zu fördern; das vorchristliche Alterthum und jede für dessen Verständniß wichtige Forschung und Entdeckung, ingleichen die Anfänge der christlichen Kunst, ihre Blüthe und ihr Fortgang bis auf unsere Zeit, sind in diesem Gebiete zu berücksichtigen.

Zugleich verlangt die archäologische und artistische Literatur eine fortwährende Beachtung, weßhalb Anzeigen, Beurtheilungen und kurze Notizen über neu erscheinende Bücher und Kunstwerke eine möglichst umfassende Uebersicht zu geben bestimmt sind.

Endlich steht auch den Anzeigen des Kunst- und Buchhandels, so weit sie die bildende Kunst angehen, ein mäßiger Raum des Blattes offen.

Dankbar erkennt die Redaktion die ihr bisher zu Theil gewordene Mitwirkung vieler ausgezeichneter Gelehrten und Künstler; im Einverständniß mit der Verlagshandlung wird sie bemüht seyn, dem **Kunstblatt** ferner eine gleiche Theilnahme zu erhalten.

Der Jahrgang des „**Morgenblatts,**" mit Einschluß des „**Literaturblatts**" und „**Kunstblatts,**" kostet 20 fl.
Der Jahrgang des „**Literaturblatts**" und „**Kunstblatts,**" ohne das „**Morgenblatt**" . . . . . 10 fl.
Der Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „**Literaturblatt**" . . . . . 6 fl.
das „**Kunstblatt**" . . . . . 5 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Hauptpostamt in Stuttgart, das „**Morgenblatt**" in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Der Regentag. Von J. F. 262.
Bilder aus dem Leben des englischen Landvolks. Entworfen von den Dichtern G. Crabbe und W. Wordsworth. 263. 264. 265. 266. 267. — 270. 271. 272. 275. 274.
Gedichte von L. Schücking. 276.
Nach trüben Tagen. Von H. Kurz. 277.
Des Landschaftmalers Karl Dörr Tod. Von J. Kerner. 279.
Der gefangene Adler. Von O. Prechtler. 280.
Distichen in bunter Reihe. Von H. Viehoff. 283.
Was ist Poesie, o Mutter? Von L. Pfau. 284.
Gedichte aus dem Dänischen. Uebersezt von T. Homberg. 286.

Räthsel.

Das Errathen. 262. — Die Sorge. 285.

Charade.

Händedruck. 272.

Erzählungen.

Das gespenstische Gasthaus. 264—266.
Paul. Von L. Schücking. 277—283.

Naturwissenschaftliches.

Zur Geschichte des Giftmordes. 261. 262. 263. — 267. 268. 269.
Ebbe und Fluth. Von Dr. Nürnberger. 280—285.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Holländische Schildereien. 261. 262. 263. — 268. 269. 270. 271. 272. 273. 274. 275.
Vier Wochen in Berlin. 275—278.
Aus England. 285. 286.

Korrespondenz.

Dresden. 261. — 284. 285. — Paris. 262. 263. 264. 265. — 279. 280. 281. — Breslau. 266. 267. 268. — 281. 282. 283. — London. 269. 270. 271. — Aus Thüringen. 271. 272. 275. — München. 274. 275. 276. 277. — Lausanne. 274. 275. — Hamburg. 276. 277. 278. 279. — Aus der Schweiz. 285. 286.

Literatur-Blatt.

Nro. 111.

Dichtkunst. Trutz-Nachtigall von Friedrich von Spee. Nach der ersten Ausgabe mit Einleitung und Erklärungen von Hüppe und Junkmann. — **Heilkunde.** Historisch-pathologische Untersuchungen. Als Beiträge zur Geschichte der Volkskrankheiten von Prof. Dr. H. Häser. — **Romane und Novellen.** 1) Situationen. Ein Novellenkranz von Hofrath Dr. von Reinbeck. — 2) Neue Erzählungen und Novellen von J. N. Vogl. — 3) Paul Flemming oder die Gesandtschaftsreise nach Persien. Historischer Roman von F. Th. Wangenheim. Mit Originalradirungen von Geißler.

Nro. 112.

Politische Literatur. Karl von Rotteck's gesammelte und nachgelassene Schriften mit Biographie und Briefwechsel. Geordnet und herausgegeben von seinem Sohne Dr. Hermann von Rotteck. — **Schrift über das Lotto.** Das Lotto. Eine Denkschrift. — **Geschichte.** Geschichtlicher Erinnerungs- und Conversationskalender. Von J. Funck.

Nro. 113.

Rechtskunde. Das römische Recht am Hermannsdenkmale. Ein Beitrag zur Verbesserung des Rechtsstudiums in Deutschland vom Justizrath A. Kaulfuß. — Lyrische Dichtkunst. Sammlung deutscher Volkslieder, welche im Munde des Volkes leben und in keiner bisher erschienenen Sammlung zu finden sind. Herausgegeben von W. Walter.

Nro. 114.

Werke über China. China. Mit besonderer Rücksicht auf die Verhältnisse der Europäer zu diesem Reiche und auf den jetzigen Krieg mit England nach den neuesten Werken darüber dargestellt von Th. Vockerode. — Erzählungen. 1) Erzählungen von Karl Stöber. Gesammtausgabe mit Zeichnungen nach Prof. Richter d. j. — 2) Irländische Erzählungen. Aus dem Englischen der Mrs. S. C. Hall übersezt von Tinette Homberg. — Historische Geographie. 1) Atlas und Tabellen zur Uebersicht der Geschichte aller europäischen Länder und Staaten. Von Christian Kruse und von dessen Sohn Staatsrath Fr. Kruse in Dorpat. — 2) K. von Spruner's historisch-geographischer Handatlas.

Nro. 115.

Taschenbuch. Historisches Taschenbuch. Herausgegeben von Friedrich von Raumer. — Politische Literatur. 1) Nicolo Machiavellis sämmtliche Werke. Aus dem Italienischen von J. Ziegler. — 2) Der Fürst des Nicolo Machiavelli nebst einer authentischen Beilage, übersezt von Gottlob Regis. — 3) Bibliothek der modernen Politik und Staatswissenschaft. Herausgegeben von Dr. Karl Riedel.

Nro. 116.

Orthopädie. Physio-pathologische Studien aus dem ärztlichen Leben von Vater und Sohn. Eine Gedächtnißschrift für Johann Georg Heine den Orthopäden von Joseph Heine. — Taschenbuch. Historisches Taschenbuch. Herausgegeben von Fr. v. Raumer. (Schluß.)

Nro. 117.

Humoristische Literatur. Narrenalmanach für 1845 von Ed. M. Oettinger. — Lyrische Dichtkunst. Balladen und Romanzen. Von Wolfgang Müller. — Geschichte. Geschichte der europäischen Staaten. Herausgegeben von Heeren und Ukert. Geschichte Frankreichs im Revolutionszeitalter von W. Wachsmuth.

Nro. 118.

Reisen. Mittheilungen über Griechenland. Von Christian August Brandis.

Nro. 119.

Reisen. Mittheilungen über Griechenland. Von Christian August Brandis. (Schluß.) — Romane. 1) Ausgewählte Bibliothek der Klassiker des Auslandes. Geschichte der Manon Lescaut und des Chevalier Des Grieux. Aus dem Französischen des Prevoß d'Exiles Ed. v. Bülow. — 2) Heinrich von Sternfels. Roman aus unserer Zeit von Julian Chrowniz. — 3) Victorine. Ein Roman von Henriette von Bissing. — 4) Des Kaisers Pathe. Novelle aus den fränkischen Religionskriegen von F. A. Oldenburg.

Nro. 120.

Geschichte. Moriz, Herzog und Churfürst zu Sachsen. Eine Darstellung aus dem Zeitalter der Reformation von Dr. F. A. von Langenn. — Klassische Literatur. 1) Hellas und Rom. Vorhalle des klassischen Alterthums in einer organischen Auswahl aus den Meisterwerken seiner Dichter, Geschichtschreiber und Philosophen. Nach den besten vorhandenen Uebertragungen von Prof. Dr. K. Fr. Borberg. — 2) Roms Dichterheroen. Herausgegeben von Dr. Julius Henning. — Reisehandbücher. 1) Handbuch für Reisende in Frankreich. Von Dr. J. F. Neigebaur. — 2) Handbuch für Reisende in Griechenland. Von demselben.

Nro. 121.

Flandrische Literatur. — Edelsteinkunde. Beiträge zur Naturgeschichte des Diamants. Von Dr. Alexander Petzholdt.

Kunst-Blatt.

Nro. 87.

Die erste Versammlung deutscher Architekten zu Leipzig am 10., 11. und 12. September 1842. — Alterthümer.

Nro. 88.

Die erste Versammlung deutscher Architekten ꝛc. (Fortsetzung.) — Alterthümer. — Neue Stiche. — Stahlstiche. — Lithographie.

Nro. 89.

Ueber den Kölner Dom. Geschichte und Beschreibung des Doms von Köln von Sulpiz Boisserée. — Die erste Versammlung deutscher Architekten ꝛc. (Schluß.) — Lithographische Werke. — Literatur. — Neue Zeitschrift. — Nekrolog.

Nro. 90.

Ueber den Kölner Dom. Geschichte und Beschreibung des Doms von Köln von Sulpiz Boisserée. (Fortsetzung.) — Persönliches.

Nro. 91.

Ueber den Kölner Dom. Geschichte und Beschreibung des Doms von Köln von Sulpiz Boisserée. (Schluß.) — Persönliches. — Ausstellungen. — Akademien und Vereine.

Nro. 92.

Mittheilungen vom Niederrhein. — Illustrirte Werke. Der Nibelungen Noth, illustrirt mit Holzschnitten nach Zeichnungen von Julius Schnorr von Carolsfeld und Eugen Neureuther. Die Bearbeitung des Textes von Dr. Gustav Pfizer. — Akademien und Vereine. — Museen und Sammlungen. — Denkmäler.

Nro. 93.

Nekrolog. — Kupferwerke. Auserlesene Verzierungen aus dem Gesammtgebiete der bildenden Kunst, zum Gebrauch für Künstler und kunstbeflissene Handwerker ꝛc., von Wilhelm Zahn. — Bauwerke. — Malerei. — Plastik.

Nro. 94.

Aus dem gegenwärtigen Kunstleben am Rhein und in den Niederlanden, in Briefen an einen Freund von Ernst Förster. — Medaillenkunde.

Nro. 95.

Adrian Ostade. — Medaillenkunde. — Technik.

№ 261.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Dienſtag, den 1. November 1842.

Patefactum, muliebri fraude civitatem premi, matronasque venena coquere. — Prodigii ea res loco habita, captisque magis mentibus quam conceleratis similis visa.

Livius.

Zur Geſchichte des Giftmordes.

I.

Im Alterthum.

Die Geſchichten merkwürdiger Verbrecher gewähren tiefe Blicke in das Innere des Menſchenherzens und ſind deßwegen für den Pſychologen von derſelben hohen Wichtigkeit wie für den praktiſchen Rechtsgelehrten. Wie dem aufmerkſamen Arzte ſich in Krankheiten die verborgenſten Geheimniſſe des phyſiſchen Lebens enthüllen, ſo dienen die Verbrechen, als ſtärkſte und lezte Aeußerungen des erkrankten ſittlichen Menſchen, zur Erforſchung der Seele in ihrem geheimnißvollſten Leben und Regen. Der Prozeß eines verbrecheriſchen Individuums wirft wenigſtens einen Schimmer von Licht in die dunkelſten und verſteckteſten Abgründe ſeines Innern und macht der Außenwelt die Nachtſeiten ſeines moraliſchen Seyns erkennbar. Auf ähnliche Weiſe gewinnen wir durch die Geſchichte, die ewige Richterin alles deſſen, was geſchehen, Einſicht in die innerſte ſittliche Beſchaffenheit ganzer Völker und Jahrhunderte, wenn wir die Ueberlieferungen von Verbrechen, wie ſie in verſchiedenen Ländern und innerhalb gewiſſer Zeitabſchnitte hauptſächlich verübt worden, nach ihrer Art, der Häufigkeit ihres Vorkommens, ihren Motiven, Zwecken und den zu ihrer Ausführung gebrauchten Mitteln ſammeln, zuſammenſtellen und vergleichen.

Das Verbrechen ſtand an der Wiege des Menſchen, ward mit ihm alt und iſt in der Wirklichkeit eben ſo wenig von ihm zu trennen als die Krankheit von dem leiblichen Leben. Es fehlt deßhalb nicht an Material zu einer allgemeinen und vergleichenden Geſchichte des Verbrechens, die für den Pſychologen und philoſophiſchen Beobachter der Menſchheit vom größten Intereſſe ſeyn müßte.

Ich will verſuchen, aus einer Ueberfülle von Stoff die Umriſſe zur Geſchichte einer Art von Verbrechen zu geben, welche an Furchtbarkeit keiner andern nachſteht. Ich meine den Giftmord, d. h. die abſichtliche Tödtung eines Andern durch in ſeinen Körper gebrachte, das Leben vernichtende Stoffe von der Art, die man mit der allgemeinen Benennung Gift zu umfaſſen pflegt.

Die Anwendung der Gifte Behufs feindlicher und verbrecheriſcher Zwecke war ſchon dem grauеſten Alterthum nicht fremd und iſt wenigſtens eben ſo alt als jede innere Heilkunde. So finden wir den Giftmord ſehr frühzeitig bei den Griechen und Römern erwähnt, und der einfache Prozeß, einer verhaßten Perſon eine Subſtanz beizubringen, die deren Geſundheit und Leben gefährden ſollte, ward ſehr bald zu einer geheimen Kunſt

erhoben, deren Adepten Tag und Stunde bestimmen konnten, wann, oft nach Jahren erst, das Gift seine tödtliche Wirkung äußern würde. So erzählt der Grieche Theophrast in seiner Geschichte des Pflanzenreiches von einem Gifte, dessen Gabe man so einrichten könne, daß es in wenigen Tagen oder Monaten, oder erst nach zwei bis drei Jahren den Tod bringe. Er bemerkt noch, daß derselbe desto sicherer und unvermeidlicher erfolge, je mehr die Gabe des Giftes auf eine langsame Wirkung berechnet gewesen sey. Ein solches schleichendes Gift scheint unter andern dasjenige gewesen zu seyn, welches dem Aratus von Sicyon beigebracht wurde, und von dem Plutarch ausdrücklich bemerkt, es habe nicht schnell und heftig gewirkt, sondern ein schleichendes Fieber, erschöpfenden Husten, Blutauswurf und Auszehrung verursacht.

Dieses Gift, fährt Theophrastus fort, werde aus dem Aconiton, dem Eisenhut, einer noch jezt officinellen Pflanze, Aconitum neomontanum Wilden. bereitet, aber es sey kein Gegenmittel gegen seine verderblichen Wirkungen bekannt. Ein gewisser Thraspas habe auch noch aus dem Safte anderer Pflanzen ein Gift zu bereiten gewußt, welches in der geringen Gabe von einer Drachme einen leichten, unschmerzhaften Tod unausbleiblich verursache, und ohne daß seine Kraft abnehme, lange Zeit aufbewahrt werden könne. Der Schüler dieses Thraspas aber, Alexias von Mantinea in Arcadien, soll, nach Theophrastus, seinen Lehrer in der Kunst, Gifte zu bereiten, noch übertroffen haben.

So bekannt nun auch und allgemein verbreitet in Griechenland die Kunst war, schnell und langsam wirkende Gifte herzustellen, deren selbst der Staat sich zur Bestrafung von Missethätern bediente, wie das Beispiel des Socrates lehrt, der, obgleich kein Verbrecher, verurtheilt wurde, den Schierlingsbecher zu leeren, war hier doch das Verbrechen des Giftmordes weit weniger häufig als im verderbteren Rom und in den Ländern des Orients.

So lange in Rom die rauhen, aber kräftigen Sitten und Tugenden herrschten, welche die Gründer des Staates auf ihre Enkel vererbt hatten, waren Vergiftungen wohl höchst selten, obgleich schon die im Jahre 304 nach Erbauung der Stadt gegebenen Gesetze der zwölf Tafeln ihrer gedenken. Als aber die Macht und der Reichthum des Staates zunahmen und fremde Sitten die einheimischen bessern verdrängten, ward mit andern Verbrechen auch der Giftmord allgemeiner, obgleich derselbe erst zweihundert Jahre vor Christi Geburt zur gerichtlichen Untersuchung gelangte, als er auf eine schauderhafte Weise die öffentliche Sicherheit zu gefährden begann. Unter dem Consulate nämlich des Valerius Flaccus und des M. Claudius Marcellus ereigneten sich innerhalb weniger Monate sehr viele unvorhergesehene und plötzliche Todesfälle unter allen Classen der Einwohner, besonders aber unter den Reichen und Vornehmen, so daß die Stadt mit allgemeinem Schrecken erfüllt ward. Alle aber starben unter einerlei Erscheinungen des Todes, und dieser Umstand vermehrte die Verwunderung und das Entsetzen, weil Rom damals von keiner ansteckenden Krankheit verheert wurde. Eine Sklavin, die um das Geheimniß wußte, entdeckte es dem Aedilen Quintus Fabius, und nun wurden gegen zweihundert Frauen, Weiber von Senatoren und andern Vornehmen festgenommen, welche sich damit beschäftigten, Gifte zu kochen und in ihrer nähern oder fernern Umgebung den Tod zu verbreiten. Die Giftmischerinnen machten den Versuch, ihre Zubereitungen für Arzneien auszugeben, aber zwanzig von ihnen, welche durch die Obrigkeit gezwungen wurden, selber davon zu genießen, starben auf der Stelle. Die übrigen entgingen der verdienten Strafe nicht. Zu dieser Erzählung des Livius liefert leider die Geschichte späterer Jahrhunderte mehrere fürchterliche Gegenstücke.

Zweihundert Jahre ungefähr waren seit diesen schrecklichen Vorfällen verflossen, als man neue Ursache fand, die Verbreitung des Giftmordes durch strenge Maßregeln der Behörde zu verhüten. Lucius Cornelius Sulla entwarf das bekannte Gesetz — Lex Cornelia de Veneficiis — durch welches auf die Giftmischerei dieselbe Strafe wie auf die übrigen Mordthaten gesezt ward.

Jezt indessen war diese verabscheuungswerthe Kunst schon zu allgemein bekannt, das Sittenverderbniß zu groß geworden, als daß man das Uebel, wie in den strengeren Zeiten der alten Republik, mit Stumpf und Stiel hätte ausrotten können. Es war zu bequem, sich des Giftes zu bedienen, wenn ein heimlicher Meuchelmord begangen werden sollte, als daß die verbrecherische Absicht sich seiner hätte entschlagen mögen, und die Kunst, dasselbe zu bereiten, überlieferte sich deßhalb von einer Generation zur andern.

(Fortsetzung folgt.)

Holländische Schildereien.

II.

Das ist ein sonderbares Land. Von Rotterdam in den Haag führt ein niedriger Weg immer zwischen zwei hohen Wassern oder Blachfeldern hin. Die Straße liegt tiefer als die Kanäle, welche nach allen Richtungen sich kreuzen und begegnen. Zu beiden Seiten fliegen bunt und abwechselnd, wie in einer Laterna Magica für Kinder, kleine, saubere Bildchen vorbei, jezt eine lange, schmale, volle Treckschuyte, von einem einzigen Klepper

gezogen, und im nächſten Augenblicke eine Heerde fetter Kühe, munterer Gäule, rieſiger Schafe. Maſtenſpitzen und Kirchthurmshahne ſtehen verträglich dicht neben einander. Hier kommt ein Dorf, wie eine kleine Stadt anzuſehen, dort eine Stadt, wie ein großes Dorf. Man möchte die rothen Häuſer mit grünen Thüren und Fenſterladen, die artig geſchnitzten Bäume davor, die grell bemalten Windmühlen mitſammt den kleinen runden Männlein und Weiblein nur gleich in eine Schachtel packen, um ſie morgen früh wieder auszukramen und anders aufzuſtellen. Die ganze Landſchaft, wenn es eine iſt, hat jenen gewiſſen trockenen, nüchtern klaren Ton, der uns aus den Werken alter Meiſter dieſes Volks ſo wunderbar anſpricht; ohne die mindeſten Licht- und Luftefekte, ohne Wärme, ohne Schatten, geht das Bild flach und weit hinten hinaus, und der blaſſe Himmel liegt davon ab, wie vom fernen Meeresrande, nicht verſöhnlich mit einem duftweichen Gebirge zuſammengeſchmolzen. Die Paul Potter, die Wouvermann, die Eckhout, die Ruysdael hängen hier auf der Landſtraße aus, ſo daß man ſich kaum noch wundert, wenn man ſie in den Galerien und Muſeen wiederfindet. Das iſt wahre Kunſt, das iſt wahre Natur; aber ich mag ſie dennoch alle beide nicht. Mich verlangt bei ſo vielen Milchkühen nach venetianiſchen Weibern, und ſtatt der Schleuſen und Windmühlen nach einer gothiſchen Kirche. Holland iſt ein gemalter Holzſchnitt, und alle Holländer ſehen aus, als wären ſie aus dem Beſtelmeyerſchen Magazin in Nürnberg entſprungen. Die Hollanderinnen laſſe ich eher gelten; es begegnen Einem hier herrliche, volle Geſtalten, den Uebergang bildend von der ſtrengen engliſchen Muſterſchönheit zu der milden deutſchen Lieblichkeit, tadelloſe Buſten, denen nur zu oft, vermittelſt ganz kurzer Leiber, ſehr große Hände, ſehr große Füße angehängt ſind; friſche, hübſch geſchnittene, hübſch gefärbte Geſichter mit reichem Haar und prächtigen Augen, aber um den Mund, die Wangen und das Kinn herum zu ſehr aufgeſchwemmt oder ausgewäſſert, hie und da ſogar mit müden, herabhängenden Mundwinkeln, mit überflüſſigen Hängebacken, mit gewaltigen Doppelkinnen.

So ſitzen ſie Abends um den runden Theetiſch, die Taſſe, obendrein — es iſt entſetzlich zu ſagen, entſetzlicher zu ſehen — die Untertaſſe, das Schälchen in der Hand, wie bei uns die Waſchfrauen. In Delft, das wir in der Dämmerſtunde paſſirten, habe ich eine ganze Reihe ſolcher Idyllen durch eine Fenſterſpalte indiscret belauſcht. Es liegt ein eigener Frieden darin, für den ſie hier auch das beſondere Wort gefunden: Ons hegnoegen. Die niedrige Thür iſt feſt verrammelt, die weiße Gardine herabgelaſſen, der grüne Laden geſchloſſen. Kaum ſtiehlt ſich ein Lichtſtrahl heraus auf die dunkle, ſtille Gaſſe. Und da drinnen ſchaart ſich die „begnoegte“ Familie patriarchaliſch um ihr Haupt, ein Haupt, das unter einer baumwollenen Nachtmütze, aus blauen Tabakswolken ernſt und wandellos herausſieht. Der rothe Eſtrich iſt mit Sand verſchwenderiſch beſtreut, das Kamin geſcheuert und aufgeputzt, der Tiſch mit makelloſem Weißzeug bedeckt. Darauf ſtehen eine Menge kleiner Geſchirre, Spülnäpfchen, Trinknäpfchen, Kohlennäpfchen, Miniaturkannen und Miniaturtaſſen, auf weißem Grunde blau gemalt, eine Butterdoſe, ein Käſeteller, ein Salzfaß, vor Allem aber in der Mitte das unſterbliche, unvergleichliche Möbel, der heilige Hausgott, die geheimnißreiche Urne, das Quispeldoortje. Quispeldoortje und Thonpfeife! ſchönſtes Gegenſtück, würdigſte Einheit und Doppelheit, ſammt der weißen Jacke oder der weißen Mütze größte Trias des holländiſchen Geiſtes! ſo lange ihr euch nicht vertreiben laſſet durch den verruchten Geiſt der Neuerung, der ſchon in vielen Häuſern euer Regiment gebrochen hat, ſo lange bleibt es: Oranje boven, Oranje boven!

Haag iſt moderniſirt. Eine franzöſiſche Hand hat die rothen Häuſer angeſtrichen, die Bäume gefällt, die Kanäle zugedeckt. Der holländiſche Genius flüchtet ſich in einige entlegene Stadttheile, in hiſtoriſche Erinnerungen, wie das alte Palais des Prinzen von Oranien. Neumodiſches Militär, halb franzöſiſch, halb preußiſch, marſchirt in den Straßen auf und ſpielt Sonntag Nachmittags ſchlechte Walzer im „Buſche,“ will ſagen im Park. Die Garde und die Lanciers wetteifern, jene für das vornehme Volk, die in geſchloſſener Geſellſchaft, in der „Societeit“ ſich erheitern, dieſe für das große Publikum, das kleine Bürgerthum, welche im „Pavilloen“ zwanzig Schälchen Kaffee ſchlürfen und zwanzig Pipjes ſchmauchen. Der Park hat ſchöne Bäume, ſchöne Gänge und ſchöne Frauen drin; aber ein Park iſt er nicht. Dieſen Zwang konnte ſich die holländiſche Gartenkunſt nicht anthun, und mußte ſie ihre gezirkelten Beete, ihre geſchnirkelten Wege, ihren Taxus und ihren Buxus, ihre Tulipanen und ihre Hortenſien weglaſſen, ſo vermochte ſie es doch nicht über ihr Gewiſſen, blind und toll in die brittiſche Regelloſigkeit hineinzuſtürzen. Da warf ſie denn ein paar gewagte Baumgruppen, Grasflecken, Waſſerbecken ängſtlich, haſtig, verdrießlich durcheinander, und die liebe Natur that das Uebrige, das heißt wie immer das Beſte, ſie ließ luſtig wachſen und gedeihen. Tief verſteckt im Parke, vom Glanze der „Societeit,“ vom Qualm des Pavillons, vom Lärm der Stadt entfernt, liegt ein Sommerhaus des Königs der Niederlande, einfach wie ſein Name, „Huys tem Busche,“ einfach, wie alle Wohnungen der Herrſcher unter dieſem bürgerlichen Volke ſind.

(Fortſetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, Oktober.

(Schluß.)

Teck. — Straßenunfug. — Theater.

So willkommen auch allen hiesigen aufrichtigen Verehrern Tiecks die demselben wiederfahrene Auszeichnung und Versetzung in eine ganz sorgenfreie Lage seyn mußte, so traurig ist ihnen die damit verbundene Veränderung seines Aufenthalts. Und die vieljährigen bekannten Verehrer und seinem stillen Wirken näher Stehenden klagten nicht allein. Alle wahrhaften Freunde der Kunst und Wissenschaft trauerten mit ihnen über den Verlust. Seit einer Reihe von Jahren hatten die Abendversammlungen in seinem Hause zu den Glanzpunkten der hiesigen Residenz gehört. Auch die nicht darin Eingeführten wußten, daß es in ihnen einzig auf geistige Unterhaltung abgesehen seyn konnte, und auf welche höfliche Weise der Hausherr als Vorleser dafür zu sorgen verstand. Bei der Zugänglichkeit des Hauses für alle Gebildeten war daher die Versammlung fortwährend so im Wachsen, daß zuletzt das doch sehr geräumige Lokal die Menge der erforderlichen Sitze zuweilen nicht fassen konnte und die an den Gesellschaftssaal stoßenden Zimmer für die Zuhörer ebenfalls benutzt wurden. Die Freude der letzteren an Tiecks Virtuosität im Vortrage dramatischer Dichtungen wurde noch um Vieles erhöht durch seinen Eifer und die Bereitwilligkeit, mit der er den nach den Vorlesungen gewöhnlich um seine Person einen Kreis Bildenden eine Menge von Fragen und Zweifeln über die Gegenstände derselben aus dem unerschöpflichen Schatze seiner Kenntnisse und eigenthümlichen Ansichten befriedigend zu erledigen bemüht war. Kein Wunder daher, wenn die in Dresden einheimischen Freunde der Kunst und Wissenschaft, wie alle gebildeten Durchreisenden, Tiecks Soireen den Vorzug beinahe vor allen andern einräumten. Noch empfindlicher werden diejenigen von dem Verluste seiner Person betroffen, denen es vergönnt war, im Umgange mit ihm zuweilen seiner sonstigen mündlichen Mittheilungen über Literatur und Poesie zu genießen, die schon vermöge ihres überraschend geistvollen Gepräges sich so lehrreich erweisen und nebenher durch eine besondere Anmuth der Worte und des Klanges Jedermann zu gewinnen verstehen. Besonders verdient herausgehoben zu werden, daß der von gar manchem Lebenssturm hart bedrängte Dichter den lebendigen Sinn für alles Schöne sich ganz unverletzt zu bewahren wußte. Glich er doch schon vor einiger Zeit dem kraftvollen Baume, der im Spätherbste neue Frühlingsblüthen treibt, als er in Vittoria Accorombona die ganze Fülle seines Jugendschmuckes wieder vor uns entfaltete. Das Herbste, was ihn treffen konnte, der Tod seiner trefflichen Tochter Dorothea, schien ihn darauf zwar im Innersten zermalmt zu haben, aber die Kraft seiner Seele hob ihn endlich doch auch über dieses Bedrängniß hinaus. Ein Beweis dafür ist seine einsichtsvolle Thätigkeit bei Leitung der nach seinem Plane zu Sanssouci erfolgten Darstellung der Antigone, so wie seine überhaupt noch fortdauernde Frische des geistigen Lebens, die alle ihm näher Stehenden bezeugen werden. Ob ihm etwas Aehnliches, wie mit dem Sophokleischen Werke, mit Shakespeare in demselben Grade glücken werde, läßt sich freilich nicht verbürgen, weil das Gelingen solcher Versuche bekanntlich oft an den geringsten Nebenumständen scheitert; doch spricht die Wahrscheinlichkeit immerhin für einen günstigen Erfolg. Würde doch auch Shakespeare einem Publikum vorgeführt werden, das Empfänglichkeit genug für die dichterische Schönheit mitbringt, um die absichtlich unterbleibende Zuthat des Reizes für das Auge nicht zu vermissen. Ein Gleiches hat ja auch bei der Antigone in Potsdam stattgefunden. Hätte man diese sogleich einem gemischten großstädtischen Publikum vorgeführt, so würde sie wohl ohne alle Barmherzigkeit verurtheilt worden seyn. Es wäre gewiß ein großer Schritt zum bessern Verständnisse der Dichterwerke überhaupt gethan, könnte man mit ähnlichen Versuchen das Dekorationswesen allmählig wieder in die gehörigen Schranken zurückbringen. Die Bühnendekoration erfüllt ihren Zweck, wenn sie die nöthigen Erläuterungen bietet, verfehlt solchen aber völlig, sobald sie für sich etwas gelten will und so die Aufmerksamkeit des Publikums von der Handlung und dem Gedichte ablenkt. — In der Mitte des vorigen Monats ist Tieck, nach einem Aufenthalt von zwei Wochen, aus der hiesigen, im vorigen Jahre erst bezogenen Wohnung, in der er sich recht wohl gefiel, seiner neuen Bestimmung zugereist.

Die zur Zeit der fast beispiellosen Trockenheit und Hitze des Sommers fast ohne Aufhören immer von Neuem emporlodernden Feuersbrünste haben wenigstens das Gute gehabt, daß nicht nur den bestehenden Gesetzen zu Verhütung von Feuersgefahr die halb verlorene Kraft zurückgegeben, sondern daß sie auch geschärft und Lücken darin ausgefüllt wurden. Schriftliche Branddrohungen, welche in jener Periode hie und da gefunden worden seyn sollen, hatten angestrengte Wachsamkeit zur Folge. Die aus Mangel an Mahlwasser entstandene Brodnoth ging durch rasch getroffene zweckmäßige Vorkehrungen schnell vorüber. Mit derselben und dem über sie entstandenen Mißmuthe eines Theils der untern Volksklasse hingen einige Abends und bei Nacht in den Straßen vorgekommene Excesse zusammen. Dem damals gerade gefeierten Constitutionsfeste galten sie schwerlich. Wenn auch einige am Abend desselben vernommene sinnlose Ausrufungen dahin zu deuten seyn könnten, so sind solche gewiß entweder dem reinen Unverstande, oder vielleicht gar boshafter Anstiftung zuzuschreiben. Die Liebe zur neuen Verfassung wurzelt unverkennbar immer fester in der Gesammtheit des Landes.

Vor mehreren Tagen bereits langte als außerordentlicher Abgesandter der Königin Victoria von England der Graf von Wilton nebst ansehnlichem Gefolge hier an, um den König von Sachsen, nach einer glanzvollen Auffahrt, mit den Insignien des Hosenbandordens zu bekleiden. Die dazu gehörende, dem Vernehmen nach unter anderem durch Kanonendonner erhöhte, ganz ungewöhnliche Feierlichkeit wird nächster Tage stattfinden und ist in diesem Augenblick hauptsächlicher Gegenstand des allgemeinen Gespräches. — „Casanova," eine neue Oper von Lorzing, wurde im Schauspielhause freundlichst aufgenommen. Sie dürfte aber doch schwerlich sich so häufiger Wiederholung erfreuen, wie der „Czaar und Zimmermann" des nämlichen Compositeurs, welche Oper auf hiesiger Bühne gleichsam zum stehenden Artikel geworden, der jederzeit rauschenden Beifall findet. Ueberhaupt trug während der jüngsten Vergangenheit bei unserem Theater im Allgemeinen das musikalische Element, hauptsächlich durch den Gesang der Damen Schröder-Devrient und Spazer-Gentiluomo, den Sieg davon. — In den jüngsten Tagen reizten die Gastspiele des Künstlers Döring vom Stuttgarter Theater vorzüglich. Bis jetzt trat derselbe in drei Stücken auf. Die größte Anerkennung ward seinem auch in Mienen und Geberden so ausgezeichneten Spiele als Franz Moor zu Theil. Als Baron Scarabäus in der unterbrochenen Whistpartie fand man ihn ebenfalls unvergleichlich.

Beilage: Kunstblatt Nr. 87.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 262.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Mittwoch, den 2. November 1842.

Du heiliges und weites Meer,
Wie iſt dein Anblick mir ſo hehr!
Ich lauſche dir mit trunknem Ohr,
Es ſteigt mein Geiſt mit dir empor.
F. L. zu Stollberg.

Holländiſche Schildereien.

(Fortſetzung.)

Die größte Merkwürdigkeit des Haags iſt weder die Galerie, noch das japaniſch-chineſiſche Muſeum, welche beide für den Kenner ausgezeichnete Schätze enthalten, ſondern, ſo für den Liebhaber mein' ich, für fahrende Studenten, Sänger und ähnliches Gelichter, das Seebad Scheveningen, kaum einer Stunde Weges vom Haag entfernt. Und welch ein reizender Weg! Wie wohl thut dieſer friſche, grüne, kühle, hohe Wald nach Weidengeſtrüpp und Wieſengras dem Auge, der Stirne, den Lungen! Alle Minuten rollen Geſellſchaftswagen, Miethkutſchen, Staatskarroſſen über den weichen Sand hinweg. In weniger als einer halben Stunde iſt Scheveningen, das unſcheinbare, arme Fiſcherdorf, erreicht. Noch ahnen wir nichts von den Herrlichkeiten, die unſer warten. Wenige Häuſer nur ſind hier für die fremden Gäſte eingerichtet, deren Mehrzahl in der Reſidenz oder im Bade ſelbſt ſich unterzubringen pflegt. Aber ſchon winkt hinter dem Dorfe her die lange Hügelreihe der Dünen, weiß verſandet, im Sonnenlicht wie Silberſtaub aufflunkelnd, bewachſen von hohem, ſtarrem Ried. Faſt dünken ſie uns Berge, dieſe weichen Kuppen, uns, die wir Mondenlang kein Alpenhorn, keinen Harzfelſen, keine Rheinburg erblickten. Wir eilen hinan, durch fußtiefen Sand fortgeſchleppt, hie und da ſchon an wandelnden Meerfrauen mit aufgelöſtem Haar vorüber, wir ſtehen oben auf der Spitze der Düne, auf dem Balkon des großen, ſtattlichen Badehauſes, nun erſt öffnen wir die Augen — Thalatta! Thalatta!

Ja, da iſt ſie wieder, die See, die blaue, die ewige See! — Und wie ſchön ſie iſt, wie ſtark, wie ſtolz, wie groß! — Es zerreißt ihr unſterbliches Antlitz, Gottes beſten Spiegel, keine menſchliche Kunſtfurche, keine dunkle Linie von Hafenbauten, von Dammwerken, kein bewegtes Gewimmel von Kähnen, Schiffen, Segeln, Maſten. Es war ein Sonntag, eine frühe, klare Morgenſtunde. Hinter uns, im Dorfe, in der Stadt, weit im flachen, grauen Lande dahinten läuteten die Glocken zur Andacht in die Kirchen von Holz und Stein. Aber uns im Geſicht brauste näher und lauter ſchon die Wind- und Wellenorgel, das Meer ſtürmte jauchzend in das aufhorchende, zitternde Land herein, über den glatten, glänzenden Strand ſprizte ſein Schaum, an die warme, kahle Düne wehete ſein kühler Lebensathem. Ein Geſchwader Schiffe ankerte, wie nach dem Lineal geordnet, paradeмäßig, regungslos, ſchmuck und ſtill, in der weiten, ſichern Bucht. Sonſt nicht ein Kiel, nicht ein Ruder, ſo fern das Auge trug. Das war eine

Stunde zum Seebade. Niemals im Leben bin ich ſo raſch, ſo froh, ſo ſehnſüchtig in die liebe traute Fluth hineingeſtürzt.

Das Badehaus und noch einige andere Gebäude, darunter ein königlicher Sommerpalaſt, ſtehen einſam auf der Höhe der Dünen. Unten am Strande ſind die Wagen aufgefahren und einzelne Fiſcherkähne. Dieſer Strand iſt ſo vortrefflich, ſo geeignet für ein Seebad, wie ich keinen andern kenne. Ohne auf hohes Waſſer warten und nach deſſen Wechſel alle Tages- und Lebensordnung immer ändern, zerreißen und verſchieben zu müſſen, bei jedem Wind und jedem Wetter kann der Gaſt hier der Mutter Thetis ſein frommes Opfer darbringen, wann immer er will. Auch die Einrichtung und das äußere Bequemniß iſt beſſer als anderwärts, freilich auch um ein Bedeutendes theurer. In Scheveningen koſtet ein Seebad einen holländiſchen Gulden, in Oſtende einen halben Franc, beides außer dem Abonnement. Die Wagen in Scheveningen ſind Paläſte gegen die Hütten auf Helgoland. Der Badende hat einen hübſchen Raum für ſich zum Auskleiden; dann ſteigt er die Stufen hinab in eine Art Zelt, das in das Meer ſchon hinausreicht, von flatternden Wänden geſchützt. Hier trifft, in einem engen Bezirk aufgefangen, durch ein paar Latten und Leiſten noch verſtärkt, der Wellenſchlag mit einer Heftigkeit, mit einer concentrirten Kraft, von der man ſich kaum eine Vorſtellung macht. Der Körper fühlt ſich von ganzen Ruthenbündeln gepeitſcht, von tauſend und aber tauſend ſprühenden Funken getroffen, von wohlthätigen, wollüſtigen Schauern übergoſſen, überſchwemmt, überſtürzt. Von der Decke herab hängt ein Seil. Daran klammere dich feſt und nun laſſe die heranſtürmende Wind- und Wellenbraut herein in dein enges Haus, laſſe dich von ihr faſſen, küſſen, umfangen, umhalſen, erdrücken. Einige Schritte weiter, und du biſt in offener, ſtiller See; ſchwimme hinaus, ſo weit dich die Arme tragen, Niemand ſtört dich, Niemand drängt dich. Hier iſt Raum genug, und, wie es zweckmäßig und ſchicklich, die Männer ſind von den Frauen geſchieden, beide Theile dadurch um ſo freier, beide der läſtigen und die Wirkung des Bades mindernden Zwangsjacke, der grauen Züchtlingshoſe überhoben.

Kaum konnte ich mich losreißen aus der lieben, friſchen Fluth. Es war, als müßte ich noch dieſe heranhüpfende Woge, noch jene wie einen bald ſcheidenden Freund empfangen und an das Herz drücken. Für eine lange Friſt mein lezтes Seebad! So bald ſoll ich dich nicht wieder ſehen, vielleicht ja niemals wieder, heiliges Meer, nach dem des Kindes Sehnſucht ſchon ſchweifte, das den Jüngling wiegte und zum Mann wachſen ließ! Ade denn!

(Schluß des zweiten Artikels.)

Zur Geſchichte des Giftmordes.

(Fortſetzung.)

Während des Kaiſerreichs, beſonders in den erſten Zeiten deſſelben, wo mit Ausnahme weniger beſſerer Regenten, es wirklich ſcheint, als habe das Geſchick gerade die Allerunwürdigſten hervorgeſucht, um ſie zu Beherrſchern der Erde zu machen, wurde der Giftmord in Rom wieder ſehr häufig begangen, und er verſchmähte gar nicht ſelten, von den Kaiſern ſelber gepflegt, die ſchützende Decke der Heimlichkeit. Sejanus, der Vertraute des Tiberius, brachte durch einen Verſchnittenen dem Druſus ein ſchleichendes Gift bei, ſo daß derſelbe daran, wie an einer auszehrenden Krankheit, allmählig hinſtarb. Meſſalina, die erſte Gemahlin des Kaiſers Claudius, ließ Vielen Gift reichen, deren Vermögen entweder ihre Habſucht reizte, oder von denen ſie ihre laſterhaften Gunſtbezeugungen zurückgewieſen ſah. Als Meſſalina ein wohlverdientes, tragiſches Ende ihres mit Laſtern und Verbrechen erfüllten Lebens gefunden hatte, vermählte Claudius ſich wieder mit der Agrippina. Dieſe beſchloß, ſich von ihrem Gatten loszumachen, wagte aber nicht, ihn durch ein heftig wirkendes Gift zu tödten, und wählte deßhalb eine Miſchung, die den Tod erſt langſam herbeiführen, ihn bis dahin aber ſeiner Vernunft berauben ſollte, damit er keine neuen Anordnungen hinſichtlich der Thronfolge träfe. Dieſes Gift hatte Agrippina ſich von der berüchtigten Giftmiſcherin Locuſta verſchafft, welcher ſie einmal das Leben gerettet hatte, als dieſelbe ihrer Kunſt wegen zum Tode verurtheilt war. Das Gift wurde dem Kaiſer in einem Gerichte Pilze gereicht, hatte aber nicht die gewünſchte Wirkung. Man beſchloß deßhalb, ein ſchneller und ſicherer wirkendes anzuwenden, welches ihm auch, wie Tacitus erzählt, von ſeinem Leibarzt Xenophon, unter dem Vorgeben, er wolle ihn hiedurch zum Brechen reizen, mittelſt einer Feder in den Schlund gebracht wurde. Nach dieſem Experiment ſtarb Claudius augenblicklich. Die genannte Locuſta bereitete auch das Gift, durch welches Nero, der Sohn Agrippinas, den rechten Sohn des Claudius, Germanicus, auf den die Erbfolge hätte übergehen müſſen, aus dem Wege räumte. Als auch in dieſem Falle das Gift nur Durchfall erregte, zwang der Kaiſer das Weib durch Stockſchläge und Androhung des Todes, in ſeiner Gegenwart ein kräftigeres darzuſtellen. Man verſuchte es an einem Bocke, der aber erſt nach fünf Stunden ſtarb. Nun ließ Locuſta das Gift noch länger einkochen und gab dann einem Schweine davon, welches auf der Stelle todt niederſtürzte. Dieſes Gift tödtete den Germanicus an der kaiſerlichen Tafel, ſo bald

seine Lippen es berührten. Nero aber ertheilte der geschickten Giftmischerin unbedingte Amnestie, verlieh ihr große Landgüter und gab ihr Schüler, auf daß eine so ausgezeichnete Kunst nicht untergehen möchte.

Zum Beweise, daß auch unter andern Völkern des Alterthums, als den Griechen und Römern, die Kunst wohl bekannt war, Gifte zu mischen, welche den Tod langsam und unmerklich herbeiführten, damit die verbrecherische Absicht verborgen bleiben möchte, zeige ich nur auf die Carthager und die Geschichte des M. Attilius Regulus. Dieser gefangene Feldherr der Römer wurde in seine Vaterstadt zurückgeschickt, um bei seinen Landsleuten den Vorschlag, ihn gegen die kriegsgefangenen Carthager auszuwechseln, durch seinen Einfluß zu unterstützen. Regulus aber hintertrieb diesen Austausch, weil er nach der Erzählung des Aulus Gellius erfahren hatte, daß ihm in Carthago ein schleichendes Gift beigebracht worden sey, durch welches Rom seiner Kräfte doch bald würde beraubt werden. Er ging nach Afrika zurück und wurde von den Feinden seines Vaterlandes auf die bekannte grausame Art zu Tode gequält.

Alle diese Gifte des Alterthums wurden aus Pflanzen, besonders aus dem schon oben genannten Eisenhut — aconitum, ἀκόνιτον — dem Schierling — cicuta, κώνειον — und dem Mohn — papaver, μήκων — durch Kochen, Eindicken des gewonnenen Saftes und andere Operationen bereitet, deren sich noch heute die Pharmacie bedient, um die wirksamsten Bestandtheile aus Pflanzenstoffen darzustellen. Die mineralischen Gifte dagegen waren dem Alterthum noch unbekannt; die Metallurgie und Chemie waren noch zu wenig kultivirt, als daß sie ihnen hätten Mittel und Wege zeigen können, diese im Allgemeinen wirksameren Gifte zu gewinnen und für den verbrecherischen Zweck passend zuzubereiten. Der Arsenik z. B. war ihnen nur in der Gestalt des Auripigments und des Realgars bekannt; Verbindungen dieses Metalls mit Schwefel, die weit weniger zum Giftmorde geeignet sind, als der oxydirte Arsenik, der sogenannte Hüttenrauch, eines der allertödtlichsten Gifte, von dem Avicenna zuerst im eilften Jahrhundert redet und der in der Geschichte der Giftmischerei neuerer Zeit eine so furchtbare Rolle spielt. Was das Quecksilber betrifft, so kannten die Alten ebenfalls nur den Zinnober und das unschädliche reguliniſche Metall; das rothe Präcipitat und das salzsaure Oxyd oder der Sublimat wurden erst im achten Jahrhundert nach Christus dargestellt, als der berühmte arabische Arzt Geber seine wichtigen chemischen Entdeckungen machte. Aehnlich verhält es sich mit dem Blei und seinen Präparaten, während die Entdeckung der mehr oder minder giftigen Oxyde und Salze der Metalle und Halbmetalle Antimon, Kupfer, Silber, Wismuth, Uran, Cerium, Titan, Mangan, Nickel, Kobalt, Platin ꝛc. der neueren und allerneuesten Chemie angehört.

(Fortsetzung folgt.)

Der Regentag.

Nach H. W. Longfellow.

Der Tag ist kalt und trüb und traurig;
Es regnet und der Wind weht schaurig;
Noch hält sich die Reb' an der Mauer mit Noth,
Doch am Boden schon liegen die Blätter todt,
Und der Tag ist trüb und traurig.

Mein Leben ist kalt und trüb und traurig;
Es regnet und der Wind weht schaurig;
Noch hält sich mein Geist an der Zeit, die geflob'n,
Doch die Träume der Jugend, dicht fallen sie schon,
Und die Tage sind trub und traurig.

Sey still, mein Herz, und laß dein Kümmern;
Durch Wolken sieh' die Sonne schimmern;
Nicht du allein kennst der Erde Qual,
Durch jedes Leben braust Sturm einmal,
Mancher Tag muß trüb seyn und traurig.

J. F.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Oktober.

Deutsche Chorsisten. — Die italienische und die große Oper.

Wie auf dem Lande der Herbst sich durch die Weinlese ankündigt, so wird er in Paris durch die Wiedereröffnung der italienischen Oper bezeichnet. Wenn Tamburini und Mad. Grisi wieder erscheinen, so sprechen die reichen Familien: „Es ist Zeit, wieder in die Stadt zu ziehen, der Herbst und der noch schönere Winter beginnt." Im Herbst gibt es nur noch Schauspiele; aber im Winter kommen dazu die zahlreichen Bälle, die Konzerte nicht einmal mitgerechnet, welche nebenbei noch manchen Genuß gewähren. Die italienische Oper ist also seit Anfang dieses Monats in voller Thätigkeit, und obgleich Rubini, wahrscheinlich des vielen hier eingeernteten Lobs und Beifalls müde, für gut gefunden hat, auch andern Ländern den Genuß seines großen Singtalents zu Theil werden zu lassen, so ist die Truppe doch noch so gut besetzt, und singt und spielt mit solcher Meisterschaft, daß der Zuspruch der reichen Kunstliebhaber nicht ausbleibt und die fremde Oper jezt so stark besucht wird, als ob Rubini noch ihr Primo tenore wäre. Im vorigen Winter hatte man, um ihn zu ersetzen, einen Tenor aus Italien verschrieben; als er aber ankam, hatte er seine Stimme unterwegs verloren. So behauptete er wenigstens, und der Impresario wartete vergebens auf das Wiedererscheinen derselben.

Die Saison ging darüber hin. Endlich wurden von Gerichtswegen ein Arzt und ein Sänger mit der Untersuchung beauftragt, ob die Stimme nicht wieder gekommen, oder ob sie je verloren gegangen sey. Das Ergebniß der Untersuchung kenne ich nicht; es war dem Publikum auch ganz gleichgültig, denn da allermittelst die Vorstellungen aufgehört hatten, konnte die herrlichste Stimme, wenn sie auch wirklich wieder gefunden gewesen wäre, doch zu nichts mehr dienen. Vermuthlich aber ist nichts wiedergefunden worden und der Tenor wird nach Italien zurückgekehrt seyn, um zu sehen, ob er seine Stimme nicht dort gelassen hat. Dagegen hat die italienische Oper dießmal einige Stimmen gewonnen, die sie nicht suchte. Man erinnert sich aus den Berichten des vorigen Sommers des Verunglückens der deutschen Oper und der darinnverzögten Vorstellungen zu Gunsten der deutschen Sänger. Mehrere dieser Sänger scheinen nun keine große Lust zur Rückkehr auf's jenseitige Rheinufer in sich gespürt und sich entschlossen zu haben, lieber hier als in Deutschland zu darben. Diese Leute hat der Impresario zu seinen Chören angeworben, und wenn sie auch im Italienischen nicht bewandert sind, so können sie doch bald so viel lernen, daß sie dasselbe nicht allzuhart aussprechen. Die Chöre der italienischen Oper haben dadurch gewonnen, und wenn auch ein Chorist eben nicht hoch besoldet ist, so gewinnen die deutschen, hieher verschlagenen Sänger doch auch etwas dabei, und vermuthlich geben sie nicht wieder über den Rhein, so lange es für sie hier etwas zu singen gibt, gleichviel ob Deutsches, Französisches oder Italienisches. Andere Landsleute kämpfen jezt in Paris mit demselben Elende, aus dem die Sänger sich eben herausgewunden haben. Ich habe des mißlungenen Examens der Deutschen erwähnt, welche als Lehrer ihrer Landessprache in den öffentlichen Unterrichtsanstalten Frankreichs angestellt seyn wollten. Eine bittere Enttäuschung ist auf ihre Hoffnungen und Träume gefolgt; einige befinden sich jezt in der höchsten Noth und schweifen in der ungeheuern Stadt umher, ohne zu wissen, wo sie ihre nächste Mahlzeit und ihr Obdach für die folgende Nacht hernehmen sollen. Wie oft sind die jungen Deutschen gewarnt worden, sich nicht auf Gerathewohl nach Paris zu begeben, wenn sie nicht wenigstens im Stande sind, in Erwartung einer Versorgung aus eigenen Mitteln die Kosten ihres Aufenthalts zu bestreiten, und dennoch kommen sie beständig schaarenweise mit dem größten Leichtsinn, ohne Aussicht, ohne Hülfsmittel hieher und gerathen bald in die peinlichste Noth. Darben ist in jeder Lage hart, aber es ist noch ungleich schmerzlicher unter einer so großen Volksmenge, wo des einheimischen Elends schon so viel ist, wo man den um Hülfe Flehenden nicht traut, weil man ihre Verhältnisse nicht kennt und allzuoft von Taugenichtsen belogen wird. Jene deutschen Choristen also, welche vor einigen Monaten nahe daran waren, dem Elend zu unterliegen, müssen jezt dazu beitragen, die üppige Welt zu vergnügen, treten vor einer der glänzendsten Versammlungen auf, die man in einem Schauspielsaale antreffen kann, und genießen dafür einige Brosamen, die vom Tische der Reichen fallen. Dagegen bezieht Dlle. Grisi, die Prima Donna, einen Gehalt von 60—80,000 Francs. Allerdings singt sie wie ein Engel und gibt ihre Rollen in den ernsthaften Opern mit hinreißendem Gefühl. Als Semiramis in der Rossinischen Oper dieses Namens ist sie unvergleichlich. Der großen Oper thut ein premier danseur oder eine première danseuse noth. Zwar fehlt es ihr nicht an Tänzerinnen und an Tänzern, welche anderswo als Sterne erster Größe glänzen würden; aber an der großen Oper, so wie in allen großen Schauspielen, verlangt man immer einen Virtuosen und eine Virtuosin von ganz ungewöhnlicher Stärke; schon der bloße Name dieser Personnagen auf dem Anschlagzettel muß im Stande seyn, den Saal zu füllen. Als Sänger ersten Ranges hat die Oper Duprez; aber im Ballette ragt Keiner so hervor, daß er einen europäischen Ruf hätte, wie man zu sagen pflegt. Wäre die Oper nicht in einen Prozeß mit Fanny Elsler verwickelt gewesen, so hätte sie vielleicht diese wieder gewinnen können, obgleich der Enthusiasmus für dieselbe hier nie so hoch gestiegen ist, daß man daran gedacht hätte, die Pferde ihres Wagens auszuspannen, ihr Serenaden zu bringen, oder sie auf den Händen zu tragen. Statt dessen ist sie hier mit einem von der großen Oper ausgewirkten Gerichtsurthel begrüßt worden, kraft dessen sie gehalten seyn soll, der Oper die Summe von 40,000 Francs (wenn ich mich recht besinne) wegen gebrochenen Kontrakts als Schadloshaltung zu zahlen. Ob sie dieselben gezahlt hat, weiß ich nicht; so viel ist aber gewiß, daß sie bei ihrer Rückkehr aus Amerika einen ganz andern Weg eingeschlagen hat, als den nach Paris. Statt ihrer hat sich ein polnischer Tänzer eingestellt, angeblich erster Tänzer des Warschauer Theaters, Namens Turczinowitz oder so etwas, ein Name, von dem kein Pariser noch gehört hatte. Er versprach polnische Tänze, und somit nahm ihn die Operndirektion im Vorbeigehen an; sie mochte denken, der Warschauer werde immerhin ein paarmal die beständig nach Neuem sich sehnenden Pariser durch einige seltsame Verrenkungen und Sprünge ergötzen. In dieser Berechnung hat sie sich denn auch nicht getäuscht. Das Publikum findet Vergnügen an den polnischen Tänzen, wie sie der Warschauer Tänzer und seine Begleiterin aufführen, und einstweilen bringt dieses fremde Element eine angenehme Abwechslung in das Ballett. Auch vertröstet man die Abonnenten immer noch mit der Aussicht auf die künftigen Darstellungen des Meyerbeerschen Propheten, wovon schon seit einigen Jahren gesprochen wird. Bald fehlte der Tonsezer, bald der Dichter, bald der Hauptsänger. Jezt tritt, wie die Zeitungen ankündigen, der günstige Umstand ein, daß Alle beisammen sind, und man sollte glauben, daß nun der Prophet bald werde auftreten können; aber so schnell geht es nicht. Im künftigen Frühjahr, heißt es, sollen die Rollen einstudiert werden.

(Fortsezung folgt.)

Räthsel.

Von neun der stummen Sprachen habt ihr Kunde:
Erst von der Augen vielberedten Blicken,
Dann von der Hände liebevollem Drücken,
Vom blauen Blümchen aus dem feuchten Grunde,

Vom allerliebsten Kuß in schöner Stunde,
Von anderer Annäherung stillem Glücken,
Vom Winke mit dem Finger, leisem Nicken,
Vom Lockenraub, vom Finger auf dem Munde.

Wie heißt die zehnte wohl, in Purpurfluthen
Des eignen Lebens eingetaucht so prächtig,
Daß alle Farben neben ihr erblassen?

An ihr erweiset Amor sich so mächtig,
Daß sein Geheimniß kund thun ihre Gluthen,
Schon, wenn er noch es nicht will wissen lassen.

J. G. M.

Beilage: Literaturblatt Nr. 111.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 263.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Donnerſtag, den 3. November 1842.

— Ich muß Euch nur bedauern,
Ihr lebt ſo draußen bei den Bauern.
Schiller.

Bilder aus dem Leben des engliſchen Landvolks.

Entworfen von den Dichtern G. Crabbe und W. Wordsworth.

Zu der Poeſie des Schimmers, der Leidenſchaft, der Sinnlichkeit und der Ueberſchwänglichkeit, welche neuerer Zeit in England ſo glänzende und geniale Repräſentanten hatte an einem Th. Moore, Byron, Shelley und theilweiſe auch an W. Scott, denen ſich manche Andere anſchließen, bildet einen intereſſanten Contraſt die Poeſie der Häuslichkeit, der Beſchaulichkeit, des Ernſtes und der anſpruchsloſen Einkehr in die ungefärbte Wirklichkeit der Natur und des menſchlichen Weſens. Als Hauptvertreter dieſer Richtung können genannt werden George Crabbe und William Wordsworth. Der Erſtere zwar ſtarb ſchon vor längeren Jahren in hohem Alter, und der Beginn ſeiner Dichterlaufbahn fällt ſchon in die achtziger Jahre, Wordsworth aber lebt noch jezt, der verehrteſte Dichter des heutigen Englands.

Als Vorwort zu den Ueberſetzungen aus Beiden mögen hier einige Bemerkungen eine Stelle finden. G. Crabbe gehört ſeinem ganzen Weſen nach den nüchterneren, ernſteren, großentheils mit dem Verſtand dichtenden und auf den Verſtand wirkenden Dichtern des vorigen Jahrhunderts an, als da ſind Young, Thomſon, Goldſmith, bei welchen Schilderungen und Reflexionen, bald didaktiſch, bald elegiſch oder ſatyriſch, ſich verſchmelzen. Wahrheit der Empfindungen und Geſinnungen und ſtrenge Correktheit der Form waren ihre auszeichnenden Vorzüge, wozu dann im Einzelnen noch gar manche poetiſche Tugenden kamen. Dieſe ſeine Zeit und — Schule, wenn man ſo ſagen darf, verleugnet Crabbe nicht. Schilderungen und Reflexionen ſind auch ſein Element; eigenthümlich aber iſt ihm die Wahl der Gegenſtände und die Färbung ſeines Tons. Von geringer Herkunft, zuerſt Lehrling der Chirurgie und Medicin, nachher zur Kirche übertretend und lange Jahre an verſchiedenen Orten auf dem Lande Seelſorger, kannte er aus eigener Anſchauung und Erfahrung die leiblichen und moraliſchen Leiden, Sorgen und Schwächen der Menſchen. Ein ſcharfer Beobachter, ein combinirender Pſycholog, ein kenntnißreicher und lernbegieriger Mann, ein ernſter Freund der Wahrheit und, wie es ſcheint, von etwas melancholiſchem Temperament, wählte er ſich die Stoffe für ſeine Poeſie aus der nächſten Nähe, der unmittelbarſten Wirklichkeit, und ſein Hauptgrundſatz ſcheint geweſen zu ſeyn: nicht zu idealiſiren. Von den Schilderungen, mit Reflexionen verſezt, ging er nachmals zur Darſtellung von Situationen und endlich zu Erzählungen über, doch blieb im Weſentlichen der Ton und Charakter ſeiner Poeſie ſich gleich. Für ſeine didaktiſche Tendenz waren ihm Bauern

und Menſchen geringen Standes eben ſo brauchbar, wie andern Dichtern Könige und Helden, und er wählte ſie zuerſt, weil er ſie und ihr Leben kannte. Wirklich hat er an ihnen, an Bettlern, an Schulknaben, die menſchlichen Leidenſchaften ſo treffend gezeichnet und analyſirt, wie ein Dichter, der ſich die glänzendſte Scene ſchafft; freilich mehr durch Andeutung einzelner Züge und durch Raiſonnement, als durch dramatiſche Anſchaulichkeit. Seine Charakterſchilderungen ſind von überraſchender Wahrheit, ſeine Schilderungen von phyſiſchen und moraliſchen Leiden durch tiefeindringende Schärfe erſchütternd; ſeine Anſichten und Sätze ſind oft ſo herb, daß man beinahe einen an der menſchlichen Natur und an der göttlichen Vorſehung verzweifelnden Miſanthropen und Skeptiker zu hören glaubt, aber dann dringt doch wieder das tiefe Mitgefühl und das Vertrauen durch. Seine Sprache iſt von epigrammatiſcher Kürze und Energie, und es verräth ſich in manchem Einzelnen neben dem beſonnenen Künſtler der ächte Dichter; wenn aber die Aufgabe oder das Weſen der Poeſie überhaupt nicht darin beſteht, unmittelbar zu belehren, ſondern durch Erhebung des Gemüths über die gemeine Wirklichkeit es für das Schöne, Wahre und Gute, für das Ideale empfänglich zu machen, welches nicht der verneinende Gegenſatz der Wirklichkeit, ſondern ihre Potenzirung und Verklärung iſt: ſo muß man allerdings eine Poeſie, welche ausdrücklich darauf ausgeht, Illuſionen zu zerſtören, ohne eine beruhigende Wahrheit an ihre Stelle zu ſetzen, in ihrem innerſten Weſen für antipoetiſch erklären, was auch ſonſt ihre Vorzüge ſeyn mögen. Und dennoch möchten wir den Deutſchen einen ſolchen Sitten- und Charakterſchilderer wünſchen, wie Crabbe, deſſen Werke allen möglichen Mißbräuchen und Uebelſtänden einen ſtrafenden Spiegel vorhalten, aus welchem man die faulen Flecken und Wunden im engliſchen Volksleben vortrefflich ſtudiren kann und deſſen Schilderungen freilich im Allgemeinen auch auf andere Länder paſſen.

W. Wordsworth iſt in mancher Hinſicht der Gegenſatz, die Ergänzung Crabbe's. Zeigt dieſer auf dem dürftigſten Schauplatze die Uebel und Sünden, welche die Welt im Großen mit Unglück und Stürmen erfüllen, ſo entdeckt Jener in der ärmlichſten Hütte, unter dem Rock des Bauers und des Bettlers die Gefühle und Ahnungen, welche die Menſchheit überhaupt adeln und das Göttliche in ihr offenbaren; auch er verſchmäht die Könige und Helden, weil ihm der geringſte Menſch, je nach ſeinem innern Werth und nach ſeinem Beruf in der Welt, ein würdiger Gegenſtand der Poeſie iſt. Wie Crabbe verſchmäht er das äußerliche, vornehme Idealiſiren, aber ſein Auge iſt mit der glücklichen Kraft begabt, das ächt Menſchliche in verklärendem Licht zu ſchauen; ſein tiefes, frommes Gemüth und ſein philoſophiſcher Geiſt erheben ſich zu einer Höhe der Anſchauung, wo ſich ihm die härteſten Gegenſätze verſöhnen, wo ſich das Dunkelſte lichtet; in der Tiefe ſeiner Innerlichkeit iſt ihm ein unüberwindlicher Glaube an das Gute im Menſchen und an die göttliche Vorſehung aufgegangen. Den ariſtokratiſch-excluſiven Dichtern gegenüber athmet Wordworths Poeſie die edelſte und umfaſſendſte Humanität; aber er mag ſich manchmal, in zu großem Vertrauen auf die Allem inwohnende Poeſie, in der Wahl ſeiner Gegenſtände vergreifen. Auch Wordsworth, ſo ſehr er humaner Philoſoph iſt, hat ein ächt engliſches Gepräge und ſeine Gedichte lehren viele intereſſante Seiten des engliſchen Lebens, beſonders auch der niedern Volksclaſſen, kennen. Intereſſant iſt die Vergleichung dieſer Schilderungen mit den neueren des vielgeprieſenen Romandichters Boz, welcher jedoch mehr die ſtädtiſchen Bevölkerungen darſtellt.

Das Dorf.

Von George Crabbe.

(Erſter Geſang.)

Des Dorfes Leben, welche Sorgen walten
Bei Bauern, rüſtigjungen, ſchwachen alten, —
Was Arbeit erntet, was, wenn ſie vorbei,
Zuflucht und Lohn erſchöpften Alters ſey, —
Worin beſteht der Armen wirklich Leben —
Ein Lied heiſcht's — Mehr kann nicht die Muſe geben.

Fern iſt die Zeit, wo mit Geſängen ſüß
Der Dichter ſeine Heimathfluren pries;
Nicht Schäfer ſtreiten im Wettkampf der Töne
Um ihrer Triften, ihrer Nymphen Schöne;
Wir aber leyern immer noch hievon,
In unſrem Lied klagt zärtlich Corydon,
Und Schäferjungen ſeufzen Liebesſchmerzen,
Die einz'gen, ach! die fremd ſtets ihren Herzen.

Wenn Tityrus in Cäſars weitem Land
Am Mincio neu das goldne Alter fand,
Soll'n darum Barden mit ſchlaftrunknen Sinnen
Des Mantuaners Traum und Sang fortſpinnen?
Soll'n wir verläugnen Wahrheit und Natur,
Folgend Virgils, nicht freier Dichtung Spur?

Die Muſen, ja, ſingen des Landmanns Freuden,
Weil nie die Muſen kannten ſeine Leiden;
Des Landmanns Flöte rühmen ſie — doch der
Keucht, ohne Flöt', jezt hinter'm Pfluge her;
Zeit bleibt jezt unter'm Volk des Lands nicht Vielen,
Sylben zu zählen, mit dem Reim zu ſpielen.
Welcher Verskünſtler, außer Duck, theilt je
Dichters Begeiſterung und Bauers Weh?
Und wer entflöh des Feldbaus harten Mühen,
Um zu noch ärmlicher'm Gewerb' zu fliehen?

So nichtige Lobpreisungen entspringen
Dem, daß so leichten Stoff will Jeder singen;
Tiefes Nachdenken freilich heischt er nicht —
Leicht ist's, von Schäfern machen ein Gedicht.
Der frohe Jüngling macht, im alten Strich,
Zur Nymphe seinen Schatz, zum Landmann sich,
Sonnig sein Bild und ohne Schatten strahlt —
Heiter wird Alles, daß ihr's gleicht, gemalt.

Wohl manchen Reiz mag haben Feld und Heerde
Für den, der weiden läßt, dem trägt die Erde;
Doch wenn ich schaue, wie auf solchen Scenen
Der arme Sohn der Scholl' anstrengt die Sehnen,
Seh', wie der Mittagssonne Glutgewalt
Auf's bloße Haupt und nasse Schläfe prallt;
Wie Manche, zaghaft, schwächern Körperbau's,
Ihr Loos beklagen zwar, doch harren aus:
Soll dann ich diese wahren Wehn verstecken
Unter poet'schen Schimmers prächt'gen Decken?

(Fortsetzung folgt.)

Zur Geschichte des Giftmordes.

(Fortsetzung.)

Aber auch aus dem Thierreiche sollen die Giftmischer des Alterthums die Ingredienzien ihrer verderblichen Compositionen genommen haben. So erzählt Philostratus im Leben des Apollonius, abweichend von Sueton, der dieses Ereignisses nicht gedenkt, der Kaiser Titus sey von dem Domitian durch Gift umgebracht worden, welches man aus dem Meerhasen — lepus marinus, λαγωος θαλασσιος — genommen habe. Dieses Thier gehört zu den Mollusken und ist, wie die Untersuchungen von Rondelet und Bohadsch ergeben haben, die Aplysia depilans des Linné. Dioscorides, Galen, Nicander, Aetius, Aelianus und Plinius sprechen zwar von ihrer fürchterlichen Giftigkeit, es bleibt indessen noch sehr zweifelhaft, ob sie je zum Zwecke von Vergiftungen angewendet worden, überhaupt dazu geeignet sey, indem Rudolphi in Neapel viele Aplysien untersucht und nie eine giftige Eigenschaft an ihnen wahrgenommen hat; man ißt sie selbst hie und da wie die andern Mollusken, obgleich sie ihres übeln Geruches und scharfen Geschmackes wegen im Allgemeinen vermieden werden.

Wenn aber auch wirklich die Alten zur Bereitung von Giften überhaupt, oder zur Vermehrung ihrer tödtlichen Wirkungen, sich einzelner thierischer Stoffe bedient haben, deren bestimmter Nachweis jezt sehr schwierig ist — die meiste Ausbeute hat ihnen doch immer das Pflanzenreich gegeben, welches allein in den drei oben genannten Gewächsen ein ganzes Arsenal des Todes darbietet. Das sogenannte Chinin ist das eigentliche fiebervertreibende Prinzip der peruanischen Rinde, und mit wenigen Granen dieses Stoffs erhält man jezt mit derselben Sicherheit den nämlichen Erfolg, wie früher mit ganzen Unzen der gepulverten Rinde. Nach der Analogie der Bereitung des Chinins hat nun die neueste analytische Chemie aus den giftigen, besonders den narcotischen Pflanzen das eigenthümliche, lebenvertilgende Prinzip dargestellt, welchem beim geringsten Volumen die höchste Intensivität der tödtlichen Wirkung zukommt. So wird z. B. das Aconitin aus dem Eisenhut, das Coniin aus dem Schierling und das Morphium aus dem eingedickten Mohnsafte gezogen. Nach den angestellten Versuchen tödtete der fünfzigste Theil von einem Gran Aconitin einen Sperling, ein Zehntelgran aber einen großen und kräftigen Seeadler mit Blitzesschnelle. Das Coniin wirkt, wo möglich, noch giftiger. Ein Tropfen von der gesättigten Auflösung in das Auge eines Kaninchens gebracht, tödtete dasselbe in neun Minuten, während drei Tropfen, auf ähnliche Weise angewendet, eine starke Katze in anderthalb Minuten, und fünf Tropfen, die man in den Mund eines großen Bullenbeißers träufelte, denselben in dreißig Sekunden todt niederstreckten. Nichts aber übertrifft die Schnelligkeit der Wirkung dieses Giftes, wenn es in die Adern gebracht wird. Zwei Gran der Verbindung des Coniin mit Salzsäure, welche Dr. Sharpey einem Hunde in die Schenkelvene infundirte, tödteten so schnell, daß, während der Beobachter den Blick von dem Thiere nach der Sekundenuhr sandte, dieses schon aufgehört hatte zu leben. Der Tod war ungefähr zwei bis drei Sekunden nach der Injection erfolgt. Aehnlich verhält es sich auch mit den sogenannten Alcaloiden des Mohnsaftes, besonders dem Morphium, von dem, wie die Versuche von Garvet, Robiquet, Magendie und Andern ergeben, ein Gran durchschnittlich so giftig wirkt, als die zwanzigfache Menge des gewöhnlichen Opiums.

Sollten nun aber die Giftmischer des Alterthums, bei der vielen Sorgfalt und Emsigkeit, welche sie auf die Bereitung der Gifte verwendeten, nicht zufällig auf empirischem Wege zur Darstellung jener giftigen Grundstoffe gelangt seyn, welche in den Pflanzen enthalten sind, die ihnen als Hauptingredienzien ihrer verderblichen Mischungen dienten? Das Verfahren der heutigen Chemie, sie darzustellen, ist höchst einfach und erfordert wenige Hülfsmittel. Für den Verfasser wenigstens hat diese Annahme Wahrscheinlichkeit und er bezieht sich zu ihrer Bestätigung nur auf einen Fall, den Tod des Hannibal, der durch ein feines und concentrirtes Gift,

das er schon lange gewohnt war in seinem Fingerringe mit sich zu führen, freiwillig starb, als Prusias, König von Pontus, ihn verrätherischer Weise seinen Feinden, den Römern, überliefern wollte. Diese Substanz aber kann weder das bloße Pulver, noch der gesättigte Auszug von den gedachten Pflanzen gewesen seyn; denn wie hätte er, wenn jene Erzählung anders kein Mährchen ist, von ihnen eine solche Menge, als zur Tödtung eines Menschen erforderlich ist, in dem engen Raume eines Fingerreifes bewahren können?

In einem folgenden Artikel denkt der Verfasser auf ähnliche Weise den Giftmord in seinen Haupterscheinungen durch das Mittelalter bis in die neuere Zeit zu verfolgen.

(Schluß des ersten Artikels.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Oktober.

(Fortsetzung.)

Theater.

Kleinere Opern und besonders Ballete dienen unterdessen zur Zerstreuung des Publikums. Die komische Oper macht nicht so viele Umstände; sie ist bald mit den Vorbereitungen zu einer Operette fertig; daher folgen dort die neuen Stücke Schlag auf Schlag, und seit dieses Theater mit der Concurrenz eines neu zu errichtenden Operettentheaters bedroht ist, scheint es sich noch mehr als gewöhnlich zu tummeln, um zu beweisen, daß es keines zweiten Theaters bedarf, um den jungen Tonkünstlern Gelegenheit zur Aufführung ihrer Operetten zu verschaffen. Um auch den Liebhabern des alten Repertoires angenehm zu seyn, nimmt es von Zeit zu Zeit einige Stücke aus diesem wieder vor, aber nur selten; das Neue behält die Oberhand. Eben jezt ist der König von Yvetot auf dem Tapet, von denselben Verfassern wie der bekannte Postillon von Lonjumeau. Der Text ist abgeschmackt und eine nicht sehr geschickte Ausspinnung eines lustigen Liedes von Beranger, dessen Gedichte schon oft als Grundlage von Operetten und Vaudevilles haben dienen müssen. Yvetot ist eine Stadt in der Normandie, deren Gutsherren im Mittelalter den Titel König geführt haben sollen. Die Gelehrten behaupten, ein so diminutives Königreich habe niemals existirt, aber der Dichter kann es als historisch erwiesen annehmen; nur hätten die Verfasser des Textes der neuen Operette nicht voraussezen sollen, daß jeder Bürger des Städtchens König werden, daß die Wahl auf einen Tuchhändler fallen kann. Da es aber possierliche Auftritte herbeiführt, wenn ein gern in Schlafrock und Pantoffeln eingehegender, von den Sorgen seines Geschäfts behaglich ausruhender Kaufmann plötzlich König wird und sich in allerlei Staatssorgen verwickelt sieht, so wird das Publikum, das so manche Ungereimtheit auf der Bühne hinnehmen muß, auch diesmal nachsichtig seyn und dem Könige von Yvetot denselben Beifall schenken, mit welchem es den Postillon von Lonjumeau hundertmal hat auftreten sehen. Wenn es nur Texte dulden wollte, welche vernünftig angelegt und durchgeführt sind, so würde es wenig Neuigkeiten auf der komischen Opernbühne sehen. Mit einer gefälligen Musik schlüpft manche Albernheit durch. Im Grunde will man doch nur belustigt seyn; auf die Mittel dazu kommt nicht viel an. Somit wird denn wahrscheinlich der in seiner Schlafmütze erscheinende König von Yvetot eine Lieblingsperson der komischen Oper werden, und sicher wird er bald, wenn nicht anders der Name König ein Stein des Anstoßes ist, auch auf ausländische Bühnen übergehen. — Das Vaudeville-theater ist noch immer geschlossen, und es heißt, der Minister des Innern wolle das Privilegium desselben einziehen, vermuthlich um es nach Belieben einer bessern Direktion zu schenken; denn eingehen kann das alte Vaudeville doch nicht, es blüht ja seit Jahrhunderten. Die Pariser werden als die Schöpfer dieser Schauspielgattung angesehen; ihre Ehre ist dabei betheiligt, daß das Vaudeville fortbestehe. Fragen doch alle Fremden, welche hieher kommen: wo ist das berühmte Vaudeville, welches man anderswo versucht hat nachzuahmen, wie man ausländische Gewächse verpflanzt, ohne sie recht zum Gedeihen bringen zu können? Einstweilen ist nicht allein das Vaudeville-theater, sondern auch der beste Komiker desselben, Arnal, verschollen. Schon längst hatte der Direktor des Variétéstheaters sein Augenmerk auf diesen vortrefflichen Komiker geworfen und mit Arnal einen Kontrakt geschlossen, des Inhalts, daß derselbe, wenn er von der Bühne seines Theaters abtrete, zu den Variétés übergehen solle, und zwar mit einem sehr beträchtlichen Gehalt; wolle er sich dann aber von dieser Verbindlichkeit lossagen, so habe er dem Direktor als Entschädigung die Summe von 80,000 Francs zu bezahlen. Leztere Klausel war wohl nur einer der gewöhnlichen Schwänke Arnals; denn wo sollte er 80,000 Francs hernehmen? Der Direktor merkte aber den Spaß nicht, nahm die Sache ganz ernsthaft, und da nach der Schließung des Vaudevilles Arnal nicht erschien, vermuthlich weil man ihn für eine neue Truppe unter noch vortheilhaftern Bedingungen zu engagiren suchte, so wandte sich der Direktor an's Gericht und verlangte von Rechtswegen seinen Arnal oder dessen 80,000 Francs. Erst jezt begriff er, daß, wenn er erstern nicht bekäme, er leztere noch viel weniger bekommen würde; er stimmte also weislich seine Forderungen herunter, und verlangte wiederum Arnal oder nur 10,000 Francs; das Gericht hat entschieden, Arnal solle in den Variétés auftreten oder 10,000 Fr. bezahlen. Er hat seinen Willen noch nicht kund gethan. Kommt sobald kein Vaudeville-theater zu Stande, so geht er vermuthlich zu den Variétés über; wird jenes Theater aber wieder eröffnet und ihm ein hoher Gehalt zugesagt, so kann er den Variétés die Entschädigung zahlen, ohne sich großen Abbruch zu thun; vielleicht zahlt sie die neue Direktion an seiner Statt; denn Arnal wird ihr unentbehrlich seyn, und auf einige tausend Francs mehr oder weniger kommt es nicht an, wenn man einen Lieblingsschauspieler bekommen oder behalten will, der wie ein Magnet das Publikum herbeizieht und wie ein Zauberer die Kasse füllt. Solche Schauspieler bekommen daher auch auf den Pariser Theatern ungeheure Gehalte, wie man aus dem so eben von den Zeitungen bekannt gemachten Engagement des Sängers Duprez ersehen kann, welchem die Direktion der großen Oper jährlich 72,000 Francs zusagt, wofür er zehn Monate eins oder zweimal in der Woche zu singen hat. In den zwei übrigen kann er verreisen und gastiren. Bedarf die Oper seiner in diesen Vakanzmonaten, so muß er bleiben und bekommt dafür 8000 Fr. Man sieht, es ist ein hübsches Amt, erster Opernsänger zu seyn.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 88.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 264.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Freitag, den 4. November 1842.

Nur dieſer ſchmale, gelbe Streif
Iſt übrig von der Welt geblieben;
Drauf irr' ich. —

Freiligrath.

Das geſpenſtiſche Gaſthaus.

Wenn man mich an einem Herbſtabende, wo „unendlicher" Regen an die Fenſter ſchlägt und die Winde auf eine melancholiſche Weiſe im Kamin brauſen, um eine Geſpenſtergeſchichte bäte, ſo würde ich folgende erzählen.

Die Reiſenden, die nach Rußland gehen, wiſſen, daß früher der Weg über Memel führte, und daß man gezwungen war, jene höchſt einſame und manchmal ſogar gefährliche Niederung zu befahren, die man die curiſche Nehrung nennt. Auf einem dünnen Sandſtreifen erblickte da das Auge des Reiſenden, ſo weit es ſchaute, nichts als die graue Fläche des Meeres, in den Schleier der nordiſchen Nebel gehüllt. Man fuhr viele Stunden lang, und man verzweifelte, jemals anzulangen. Dieſe Einöde machte einen Eindruck von Verſtimmung und Melancholie auf's Gemüth, der ſich ſchwer beſchreiben läßt. Die ehrgeizigen Pläne, die ſich im Gehirn ſchaukelten, die ſüßen oder bittern Erinnerungen, die das Herz bewahrte, die Leidenſchaften, die im Blute ſprudelten, alles das verſchwand und wich dem Nebel und dem Meere. Unſere Freunde, unſere Liebe, unſer Haß, unſer Gedächtniß blieben zurück, und die Einöde zog in uns ein, um gänzlich von allen unſern Fähigkeiten Beſitz zu nehmen. Das Kreiſchen der Möven, das Anprallen und Anplätſchern der Wellen, der Seewind, der kalt daher weht, werden nun Gegenſtände, die unſere Aufmerkſamkeit einzig feſſeln, um die ſich unſere Exiſtenz dreht. Wir lauſchen einer Welle entgegen, die auf dem hellen Sandboden herangeſchlichen kommt, ihren Vorrath von Mollusken und Seeſpinnen abſezt und dann an unſerm Wagenrad zerſchellt; es ſchaudert uns, wenn einige jener glatten, durchſichtigen Linſen, die Thiere enthalten, welche wir nicht zu nennen wiſſen, ſo wenig wir ihre eigentliche Geſtalt unterſcheiden können, von dem Rade zerquetſcht werden, und wir denken nicht daran, daß unſere eigene Exiſtenz gefährdet iſt; denn der Wagen ſchneidet in den trügeriſchen Boden ſo tief ein, daß er wohl am Ende gar verſinken könnte. Wer hört uns, wer ſieht uns in dieſer Einſamkeit? Schon mancher Reiſewagen ſoll hier vor Zeiten in's Bodenloſe geſunken ſeyn, ſo erzählt uns der Poſtillon, und wir glauben ihm. Wenn man den Naturgewalten völlig überlaſſen iſt, ſo wird man gläubig. Das albernſte Mährchen verwandelt ſich in eine Thatſache, wenn wir im Rauſchen eines uralten Waldes allein ſind, oder allein auf dem endloſen Meere, oder allein — auf dem Wege, wo wir eben ſind.

In alten Zeiten, das heißt vor ſiebzig Jahren, ſoll in dieſer Gegend ein Haus geſtanden haben, welches Reiſende aufnahm, ihnen Obdach und nicht ſelten Rettung

aus lebensgefährlichen Unfällen gewährte. Als die geregelte Poststraße gebaut wurde, brauchte man das Haus nicht mehr, der Eigenthümer gab es auf und es fiel in Trümmer. Noch am Anfang dieses Jahrhunderts soll es als Ruine gestanden haben; jezt ist nichts mehr davon zu sehen, als wenige Mauerreste und ein paar verkohlte Balken, die aus dem Sande herausragen und vom Meere bespült werden. Ich sah um diese Stätte die Möven kreisen und ein prächtiger, kohlschwarzer Rabe saß gerade in der vollen Majestät seiner ihm von Lafontaine verliehenen Berühmtheit auf einem der vermorschten Stümpfe und sah das keuchende Gespann meiner Brischke mit pedantischer Gravität vorbeiziehen. Der Postillon hatte es so eingerichtet, daß wir noch bei Tage hier vorbei kamen; „denn," sagte er, „bei Nacht ist hier nicht gut fahren, weil es auf dieser Stelle spuckt." Ich betrachtete die Stelle und sie hatte wirklich ein sehr bedenkliches Ansehen. Die Einöde schien hier noch mehr in ihrem Rechte zu seyn als auf den andern Punkten dieses endlosen Weges. Der Schwall der Wagen nahm eine Melodie an ganz eigener Art. Es rauschte und flüsterte und kam von weiter Ferne und ging wieder zurück und kam wieder, und dann zogen Nebel und dann Windstöße an mir vorbei, und alles das klang so, als wenn Thüren zugeschlagen würden und Fenster sich öffneten. Ich sah die Balken forschend an, allein sie bauten sich zu keinem Hause zusammen; es blieb öde und stille. Es zischelte und rollte und grollte fort und fort. Dazu wurde es dunkler und der Postillon schwang seine Peitsche und trieb die Gäule an, so daß der Platz mir endlich aus dem Gesichte verschwand.

Im Posthause angelangt, fühlte ich mich in der großen leeren Passagierstube unbehaglich, und meine üble Laune wuchs, als ich sah, daß der Mond aufstieg und ich mir dachte, daß es angenehm seyn möchte, am Meeresstrande hin und her zu wandeln. Aber ich hatte mir einen „russischen Thee" brauen lassen, und den abzuwarten, war eine Pflicht, die ich, dem Cultus des Theetrinkens eifrig ergeben, nicht verabsäumen durfte. Endlich kam die dampfende Messingvase, und mit der ersten Tasse, die eingeschlürft wurde, nahm sich die große leere Stube schon um Einiges wohnlicher aus. Wenn man in jenen Gegenden den Thee trinkt, so ist man nie allein. Die Russen lieben es (dießmal jedoch eine russifizirte deutsche Familie), beim Thee Gesellschaft zu haben und Gesellschaft zu leisten. Es quoll also mit der dampfenden Maschine zugleich ein Haufe zerlumpter Kinder herein, die einen alten Mann mit sich führten. Dieß war der Großvater der Familie. Der ganze Trupp blieb in der Ecke des Saals stehen, gewärtig eines Winks, entweder hinausgetrieben oder herangerufen zu werden. Das leztere geschah. Der alte Mann hatte ein ehrliches Gesicht und hinter seinen Runzeln lauerten, wie hinter den Stäben eines Käfichts fremde Vögel, so hier allerlei Geschichten. Ich hatte mich nicht getäuscht, der Mann war ein Erzähler. Ein Glas Thee, denn er trank den Thee nur aus Gläsern, versezt mit einer Quantität Rum, die genügend war, den Alten zum Gegenstand der Aufmerksamkeit eines Mäßigkeitvereins zu machen, war die Wünschelruthe, die den Schatz seiner Geschichten hob. Wir kamen von der großen chinesischen Mauer auf die große Aloe im Garten zu Petersburg, von dem Zwerge Peters des Großen auf die lezte Reise der Taglioni. Der Mann wußte sehr viel, allein Alles wußte er nicht; auch ich konnte ihm manches Neue sagen, und wir thaten gegen einander mit unsern Geschichten groß. Zulezt fragte ich ihn: „Aber sage mir, Vater, weißt du nichts von einem Gasthause, das hier am Strande gestanden haben soll und dessen Trümmer man mir gezeigt hat?"

(Fortsetzung folgt.)

Bilder aus dem Leben des englischen Landvolks.

Entworfen von den Dichtern G. Crabbe und W. Wordsworth.

(Fortsetzung.)

Nein! weil mich's Loos an eine Küste warf,
Die keines Hains und Thals sich rühmen darf,
Wo Sorgen wohnen, die der Muf' ein Grauen,
Und andre Schäfer mit ganz andern Frauen:
Mal' ich, belehrt durch eignes Schaun, die Hütte,
Getreu der Wahrheit, nicht der Dichter Sitte;
Und nehmt nicht, Arme, dieß für Spott und Hohn!
Das süß'ste Lied — was hättet Ihr davon?
Erschöpft durch Arbeit und gebeugt durch Zeit —
Fühlt Ihr des Verses Schmeichelsüßigkeit?
Ist's Trost Euch, wenn, indeß nach Brod Ihr stöhnt,
Der Dichter Euer Dach mit Myrten krönt?
Macht er mit Mährchen Euer Herz gesunden
In schwerer Noth? würzt er der Plage Stunden?

Schau! wo die Haide, die nur Ginster nährt,
Den Torf zur Wärmung armem Volk beschert,
Dort ist ein Feld von glühndem Sand zu sehn,
Wo ausgebrannte Aehren dünn nur stehn;
Unkraut, das, stets bekämpft, doch wuchernd strozt,
Herrschend dem magern, kranken Roggen trozt;
Den Stachelarm die Distel hier ausreckt,
Und das zerlumpte Kind schmerzdrohend schreckt;
Gesenkten Hauptes stehet hier der Mohn
Und spricht der Hoffnung schweren Fleißes Hohn;

Die blaue Ochſenzunge luſtig prahlt,
Die hier den unfruchtbaren Boden malt;
In luft'ger Höh' über der Halme Haupt
Wiegt die Schlammmalve ſich, ſeidenbelaubt;
Den Schößlingen der Feldſenf Schatten ſchickt,
Der zähe Lolch den kranken Halm umſtrickt;
Die ſtein'ge Küſte prangt mit Farben ganz
Und ſchimmert weit in traurig nicht'gem Glanz —
Dem Mädchen gleich, von ſchnöder Kunſt geſchmückt,
Der Männer Spott, die es zuerſt berückt,
Deß Wang' umſonſt heuchelt der Roſe Roth,
Indeß ihr Aug' enthüllt der Seele Noth,
Deß Flitterglanz iſt nur des Wahnſinns Tracht,
Der ſich verräth in der phantaſt'ſchen Pracht.

Hier haust freudlos ein wild Zwittergeſchlecht,
Deß Argwohn keinem Fremden trauet recht;
Sie dulden milde Friedenskünſte nicht,
Der Mißmuth thront in jedem Angeſicht.

Hier lockt der Schiffer auch, deß Handel Trug
Am Staate iſt, den trunknen Bau'r vom Pflug;
Die Nothdurft heiß den Tag durch Arbeit macht,
Das Laſter ſtiehlt ihm auch die Ruh bei Nacht.

Wo ſind ſie, die an ihres Tagwerks Ziel
Die tiefe Sonne ſah beim ländlichen Spiel,
Die hoch den Ball ſchlugen in's Blau hinein,
Und weitbin ſchleuderten den ſchweren Stein;
Indeß ein Ajax, ſtark und furchtbar, lud
Zum Ringkampf aus dem Schwarm ein junges Blut,
Und unterlag, beſchämt, indeß erſchallte
Triumphgeſchrei, und von den Felſen hallte?
Wo ſind die? — dort ſtehn ſie am Felſenriff,
Zeigend den Landungsplatz dem ſchweren Schiff,
Bereit, das Roß ſcheu, haſtig zu beladen,
In Angſt damit zu fliehn auf ſchlimmen Pfaden,
Und, wenn entdeckt in ihrem böſen Lauf,
Gewalt und Liſt zu bieten furchtlos auf,
Oder, abtretend ihres Guts ein Theil,
Zu kaufen von der Feilheit Paß und Heil.

Da, wandernd lang auf dieſer traur'gen Flur,
Sucht' ich das lautre Leben der Natur;
An ihrer Statt fand Raub ich, Furcht, Unrecht,
Ein roh, wild, tückiſch, trügeriſch Geſchlecht,
Das, nur geübt den floß'gen Fiſch zu fangen,
Das Jahrsmahl und das Wahlgeld zu empfangen,
Am Strand harrt, um, wenn hoch die Wogen gehn,
Stet nach dem umgetriebnen Schiff zu ſehn,
Das her den Lauf nach ihrer Küſte nimmt,
Ihnen zum Raub, oder dem Meer beſtimmt.

Wie Schwalben harren dort am nahen Strand
Des Winds, der günſtig ſie führt fort vom Land,
Die Schwinge ſtets zum Flug gebreitet: ſo
Harrt' ich auf eine günſt'ge Stund' und floh,
Floh von dem Ort, wo Schuld und Hunger treiben
Ihr Weſen. Weh! rief ich, wer dort muß bleiben;
Anhören muß der Wellen brandend Schlagen,
Die gierig, brüllend, an der Küſte nagen;
Bis einmal eine Fluth mit wilder Kraft
Die niedre Hütte und was drin, wegrafft;
Von Thür zu Thür dann bettelt um Erbarmen
Ihr Eigenthümer heulend — bei den Armen.

Doch iſt ein Ort dieß, wo mit geiz'ger Hand
Ausſtattete Natur das dürft'ge Land;
Die Schuld iſt ihre, wenn die Menſchen klagen,
Daß keine Frucht lohn' ihrem Schweiß und Plagen;
Doch auch an Orten, freundlicher bedacht,
Der Ueberfluß, ach! Wenigen nur lacht,
Und die ihn ſchau'n nur, und nicht koſten dürfen,
Sind wie die Sklaven, die nach Golde ſchürfen;
Es macht der üpp'ge Reichthum um ſie her
Sie ihre Armuth fühlen doppelt ſchwer.

Ihr fragt, ob nicht Geſundheit, deren Blüthe
Dem Reichen welkt, die Arbeit ſchön vergüte?
Geht hin, und ſeht ſie mit der Sonn' aufſtehn,
In langer Mühen Kreis ſich täglich drehn,
Wie ihnen Hundsſternglut auspreßt Schweißtropfen,
Wie ihnen wankt das Knie, die Schläfe klopfen;
Seht ſie berechnen, auf die Senſ' gelehnt,
Wie Arbeit immer neu ſich endlos dehnt;
Seht wechſelnd ſie mit Sonn' und Näſſ' im Kampf,
Sammelnd für's Alter Schmerzen, Gicht und Krampf;
Denkt wie, wenn durch das Marſchland eilt ihr Fuß,
In warme Haut der Nachtthau dringen muß,
Und dann geſteht, zerrüttend iſt nicht minder
Arbeit, als Vielgenuß für Glückeskinder.

Da finden oft ſich männlich ſtolze Seelen,
Die lang ſich mühn, die Schwäche zu verhehlen;
Den Jüngling dort von zartem Körperbau
Mit Schaam, Ermüdung, Schwachheit ringend ſchau!
Doch angeſpornt, zu ſtolz, ſich nachzugeben,
Will allen Feldarbeitern gleich er ſtreben,
Bis keine Kraft zum Widerſtand mehr bleibt,
Der matte Leib der ſchlechten Koſt ſich ſträubt,
Die trübe Hausfrau die Gefahr jezt ahnt,
Der Murr'n und Unmuth ſchnellre Wege bahnt.

(Fortſetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Oktober.

(Fortsetzung.)

Abbé Paganel. — Die Einbalsamirer.

Zwischen dem Gymnase dramatique, bekanntlich auch einem Vaudeville-theater, obschon sein Titel etwas anderes erwarten läßt, und dem Dichterbunde herrscht noch immer Zwiespalt. Da keine der beiden Partieen nachgeben will, so muß der Direktor sich der Aufführung sämmtlicher Stücke der zum Bunde gehörigen Dichter enthalten, und diese haben ihrerseits die Unannehmlichkeit, kein Honorar zu beziehen. Es kommt nur darauf an, welchem von beiden Theilen dieser Zustand der Dinge am nachtheiligsten ist und welcher denselben am längsten aushalten kann. Dieser Kriegszustand kommt einigen jungen Dichtern zu Statten, welche sonst schwerlich ihre Vaudevilles angebracht hätten, wenigstens bei keinem so respektabeln Theater wie das Gymnase dramatique, und nach deren Produkten der Direktor nun mit beiden Händen greift, um dem Publikum und dem Dichterbunde zu beweisen, daß es ihm an arbeitenden Dichtern und an Neuigkeiten nicht fehlt. Ihre Vaudevilles sind großentheils nicht schlechter als diejenigen, welche das Gymnase dramatique jezt nicht aufführen darf, und Jules Janin äußert in seinem Feuilleton ironisch, man bemerke es gar nicht, daß jenes Theater mit dem Interdikt belegt sey, und man hätte die Mühe, es zu verpönen, füglich sparen können. — Doch haben wir uns jezt genug mit den Theatern abgegeben, welche im Winter noch manche Gelegenheit bieten werden, uns mit ihnen zu beschäftigen. Geben wir zu den notabeln Leuten über, welche Stoff zum Tagesgespräch liefern, so zeigt sich hier ein Abbé Paganel, der es sich seit Jahren zur Aufgabe gemacht hat, den weiland Erzbischof Grafen v. Quelen und seine Generalvikare zu Schanden zu machen. Was sie ihm gethan haben, weiß ich nicht; so viel ist gewiß, daß der Mann seit mehreren Jahren keine andern Gedanken, keine andern Geschäfte gehabt hat, als Beschuldigungen gegen den Erzbischof und seine Generalvikare vorzubringen. Bei jeder Session der Kammern erscheint der unverdrossene Abbé mit geschriebenen Klagen gegen jene Herren, welche eine Million Almosengelder sollen unterschlagen haben. Alle seine Bittschriften sind nacheinander abgewiesen worden; dieß hält ihn aber nicht ab, immer wieder mit neuen Klagen und neuen Bittschriften aufzutreten. Nicht zufrieden damit, die Gesezgeber zu überzeugen, hat er auch eine Menge Flugschriften drucken lassen, welche alle dasselbe Thema behandeln, nämlich die angebliche Unterschlagung einer Million Almosengelder während der Revolution des Jahres 1830 durch jene Herrn. Nun war der Erzbischof v. Quelen wohl als ein fanatischer, ziemlich geistesbeschränkter Geistlicher bekannt, und er hat bedeutenden Antheil am Sturze des Thrones Karls X.; aber niedriger Habsucht hat ihn außer Paganel Niemand beschuldigt und Niemand für fähig gehalten. Diese Anklage hat daher auch wenig Eindruck gemacht. Die Regierung ist aber endlich der vielen gehässigen Klagen müde geworden und hat den Abbé vor Gericht gezogen. Der Abbé hat hier abermals viel geklagt und viel beschuldigt, aber nichts bewiesen. Demnach hat man ihn als Verleumder zur Haft und zu einer Geldbuße verurtheilt. Alsbald hat er appellirt und ist mit neuen Klagen und neuen Beschuldigungen vor dem Gericht zweiter Instanz erschienen. Auch dieses hat ihn verurtheilt, oder vielmehr das Urtheil erster Instanz bestätigt. Nun blieb ihm noch ein Prozeßmittel übrig, nämlich der Kassationshof. Er wendete sich an diesen, klagte diesmal nicht allein den Erzbischof und seine Generalvikare, sondern auch die Richter an, welche ihn verurtheilt hatten, und trug auf Kassation ihres Urtheils an, weil sie in seiner Sache schlecht gerichtet und seine Gründe nicht berücksichtigt hätten. Er verlangte andere und bessere Richter. Statt sich durch einen Sachwalter vertheidigen zu lassen, erschien er selbst, und da der Mund von dem, womit das Herz angefüllt ist, überläuft, so entwickelte er mit einer Geläufigkeit, der man nur mit Mühe Einhalt thun konnte, seine alten Beschuldigungen. Der königliche Anwalt erwiderte, es sey eine ernste Sache, Richter der Parteilichkeit und Ungerechtigkeit zu beschuldigen und auf Umstoßung ihres Urtheils aus diesem Grunde anzutragen. Der Kassationshof habe mit dem Prozesse eigentlich nichts zu thun, indem er nur über die Beobachtung der gesezlichen Formen zu wachen habe. Da diese aber in der Sache des Abbé genau beobachtet worden seyen, so müsse der Kläger abgewiesen werden. So erkannte auch der Kassationshof und legte außerdem dem Abbé eine Geldbuße von 1000 Francs auf. Es ist gut, daß nicht noch ein vierter Gerichtshof da ist, der Abbé würde sich sicher an denselben wenden und sich eine noch höhere Strafe zuziehen. Er ist aber mehr als jemals von der Gerechtigkeit seiner Beschuldigungen überzeugt, und hat schon beim Weggehen aus dem Kassationshof gedroht, die Kammern bei der nächsten Session mit neuen Bittschriften heimzusuchen. Man hält den Mann für halb, wo nicht ganz verrückt, und er hat zu befürchten, daß man ihn zulezt in ein Irrenhaus bringt — Nächst Abbé Paganel erscheint wieder der Einbalsamirer Gannal auf der Tagesbühne. Seitdem man ihn um die Ehre gebracht, den Leichnam des Herzogs von Orleans einzubalsamiren, und er dem Publikum seinen Verdruß darüber kund gethan hat, ist ihm der Gedanke gekommen, sich durch neue Meisterwerke auszuzeichnen; weil man aber nicht wohl menschliche Leichname zur Schau stellen kann, so hat er einen Hammelskopf genommen, denselben recht sauber einbalsamirt und der königlichen Akademie der Wissenschaften zugeschickt. Der arme Mann scheint nun aber in diesem Jahre vom Schicksal zu mehr als einer schlaflosen Nacht bestimmt zu seyn; denn zu der Zeit, da sein Schafskopf bei der Akademie anlangte, erschien ein anderer Hammelskopf, welcher von einem Andern und zwar auf ganz andere Art einbalsamirt war, nämlich vermittelst des galvanoplastischen Verfahrens. Das Wort einbalsamiren paßt hier nicht mehr, und derjenige, welcher diesen Kopf eingereicht hat, nimmt die Miene an, als ob er Gannal ganz verdrängen wollte. Lezterer rühmte sich bisher, er sey der einzige, der den Leichnam nicht verunstalte; er öffne eine Ader, und durch das Einspritzen einer gewissen Flüssigkeit mache er den Leichnam unverwesbar. Jezt erscheint aber Emile Cornay und sagt: ich verunstalte den Leichnam noch viel weniger, denn ich brauche nicht einmal eine Ader zu öffnen; mein Verfahren gibt sich bloß mit dem Aeußern, gar nicht mit dem Innern ab, und dennoch mache ich die Leichname viel unverweslicher, als es durch jedes andere Verfahren geschehen kann; vermittelst der Galvanoplastik umgebe ich dieselben mit einer metallischen Rinde, welche alle ihre Formen treu wiedergibt, und für sie gleichsam eine Kapsel wird, worin sie Jahrhunderte liegen bleiben können.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 112.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 265.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Sonnabend, den 5. November 1842.

Nimm Arzenei, o Pomp!
Gib Preis dich, fühl' einmal, was Armuts fühlt,
Daß du hinſchürt'ſt für ſie dein Ueberflüſſ'ges,
Und retteſt die Gerechtigkeit des Himmels!

Shakespeare.

Bilder aus dem Leben des engliſchen Landvolks.

Entworfen von den Dichtern G. Crabbe und W. Wordsworth.

(Fortſetzung.)

Doch, ſeyn geſund ſie — wo beſchwört ein Mund,
Daß leicht ihr Herz, wenn auch ihr Kopf geſund?
Rühmt Ihr die Nahrung nahrhaft, derb und friſch,
Einfach und reichlich, auf des Bauers Tiſch?
Unwiſſenheit macht Eure Reden ſchaal —
Sie ſind ein Hohn auf dieſes knappe Mahl,
Derb, nahrhaft nicht, einfach doch karg — erprobt,
Spie' Euer Mund aus, was er erſt gelobt!

Die Ihr vom Landglück, weiche Seelen, träumt,
Vom klaren Bach in klaren Verſen reimt,
Geht, wenn die Hütte Euern Lobſpruch theilt,
Geht, ſchaut, ob drin das Glück, der Friede weilt!
Etwa beim Vater, der erſchöpft ſitzt da,
Den Kindern, die zum Feuer drängen nah,
Oder dem blaſſen Weib, deß matte Hand
Zitternd umkehrt den halberloſchnen Brand!

Nicht bringt die Zeit ſelbſt ihren ſpätern Tagen
Des Alters Tröſtung: Ehrfurcht und Behagen;
Seht dort den Graukopf; hochbejahrt kann er
Für Andres als ſich ſelbſt nicht ſorgen mehr;
Geſtützt auf rohen Stab ſieht er empor
Zum Baum, der jüngſt den dürren Aſt verlor,
Deß höchſten Gipfel er als Knab' erklettert,
Und der ſein Bild jezt iſt, verdorrt, zerſchmettert.

Den Bauern allen einſt voran er ſtand;
Die gradſte Furche zog einſt ſeine Hand;
Preiſe gewann er viel; leid iſt's ihm nicht,
Wenn man von ſeiner Jugend Siegen ſpricht;
In flücht'ger Freude leuchtet auf ſein Blick,
Er lächelt — und ſinkt ſeufzend dann zurück.
Sau'r iſt die Bahn zum Grab, die er muß gehn,
Die Reichen, ſelbſt die Armen, ihn verſchmähn;
Bei vielen Herrn er ſchon im Dienſte ſtand,
Die Raſchheit fordern von der ſchwachen Hand,
Und, will zur Arbeit ſeine Kraft verſagen,
Mit hartem Hohn ob faulen Armen klagen.

Oft kann man ihn dort bei den Schafen ſtehn
Im Winter, und am Hügel weinen ſehn,
Ihn klagen hören oft dem Wind, der rauh
Schneeflocken wirft in ſeiner Locken Grau,
Wenn er des Morgens früh geweckt mit Zorn
Flickt das zerrißne Hag mit eisgem Dorn.

„Was leb' ich noch, und wünscht' doch ohne Rast,
Vom Leben frei zu seyn und Lebens Last?
Wie's Laub im Lenz, weht Junge hin der Tod,
Sie kennen nicht des Langabsterbens Noth;
Ich bleib' zurück, wie jenes Blatt verwitternd,
Vom Frost zerfressen und im Winde zitternd;
Gleich mir bleibt es, bis jüngre Knospen kommen,
Nachdem meine Kam'raden weggenommen;
Verdrängt dann von dem neugetriebenen Laub,
Fällt's unbeachtet, wie ich, in den Staub.

„Die fruchtbarn Felder hier, die schönen Heerden
Sind Anderer Gewinn, mir nur Beschwerden;
Mir sind jezt meiner Jugend Kinder Herrn,
In Mienen kalt, doch sich erhitzend gern,
Eignes Bedürfniß fesselt ihre Sorgen,
Und Wer, der selbst bedarf, mag Andern borgen?
Ein einsamer, verlassner Mann ich geh,
Niemand bedarf mein, oder stillt mein Weh;
Drum decke bald der Rasen mein Gebein,
Bald wird, dem man nicht half, vergessen seyn."

So murr'n die Alten; Krankheit schleicht herzu;
Ein Leiden noch harrt ihrer — dann die Ruh.

Auf nimmt sie dort das Kirchspielarmenhaus;
Die Wand von Lehm hält kaum die Thüre aus;
Dort wo die faulen Dünste schweben bang,
Das traur'ge Spinnrad summt den Tag entlang,
Da hausen Kinder, denen Elternliebe
Zu Theil nicht ward, und Eltern, frommem Triebe
Des Kinds entrückt. Auf ihrem Bett der Schmerzen
Liegen Matronen mit gebrochnem Herzen,
Verlaßne Frau'n und Mütter, denen nicht
Der Gattin Namen weiht die Mutterpflicht;
Wittwen, auf deren Thränen Niemand achtet,
Und Greise, deren Geist der Wahn umnachtet;
Da Blinde, Lahme, der Blödsinn'ge, starr
Vor sich hinblickend, und der lust'ge Narr.
Die Glücklichsten weit sind die wohl zu nennen,
Weil doch ihr eignes Unglück sie nicht kennen.
Hier schlägt den Kranken auch die lezte Stunde,
Gebracht zu leiden in der Leiden Runde,
Wo aus der trüben Kammer ächzt das Stöhnen,
Vermischt mit tobenden Geschreies Tönen;
Ihr Kummer da verwandten Gram versteht,
Und kühler Menschenliebe Art erspäht,
Deren Gesetz zwar Schutz dem Elend bringt,
Und ab dem Stolz die dürft'ge Brosam zwingt,
Doch diese ist mit Seufzen hart beschwert,
Und Stolz verbittert auch, was er gewährt.

(Fortsezung folgt.)

Das gespenstische Gasthaus.

(Fortsetzung.)

Ich sah an der Miene des Großvaters, daß ich an eine seiner besten Geschichten getippt hatte. „Ob ich nichts weiß?" sagte er; „o ich weiß viel von diesem Hause zu erzählen. Niemand weiß etwas davon, außer ich, und ich möchte Niemanden rathen, von dem verschwundenen Gasthause zu sprechen; ich will ihm sogleich beweisen, daß er nichts weiß. Ich allein weiß alles." — „So erzähle."

Ich kannte meinen Alten schlecht, wenn ich meinte, daß er gleich so schlechtweg die Sache vortragen sollte. Da gab es Präambeln, die kein Ende nahmen. Unterdessen wurden zwei Gläser Thee geleert und das dritte eingegossen. Der Mond stand dem Fenster gegenüber und beschien einige trübselige Ställe und Hütten, aus denen graues Gewürme, das Menschen vorstellte, hervorkroch. Es trieb mich in's Freie, an den Meeresstrand, und ich zögerte keinen Augenblick, den Alten und seine Geschichte mitzunehmen. Wir wandelten auf dem Sande hin, das weite, dunkle, murmelnde Meer uns zur Seite, und es dauerte nicht lange, so erreichten wir jene Stelle, wo die Mauerreste und vermorschten Balken hervorsahen. Der Alte kroch in lauten Schauern zusammen. Seine Erinnerungen fielen ihn an wie nächtliche Banditen und schüttelten die alten Gebeine durcheinander wie der Sturmwind im Forst die nackten Stämme. Es ist etwas Eigenes um die Lebendigkeit im Volk! Wie frisch, wie kräftig das Alles! Mein Großvater wurde mir jezt ganz interessant, und ich hörte, was ich bisher noch nicht gethan, auf seine Geschichte.

Er war eben daran, sich mir als siebzehnjährigen jungen Burschen zu präsentiren. „Damals stand hier," sagte er, „das Haus des Dimitri Slommitsch, eines gottlosen Mannes, und ich — ich trat in seine Dienste." — Jezt eine lange Abhandlung über Dienstpflichten, über die Strafen für ungetreue Dienstboten. — Ich hörte wieder nicht hin, sondern sah auf das Meer. — „Aber, Andrè," sagte ich endlich, „du sollst mir nicht erzählen, was ich anzuhören kein Verlangen getragen. Wer heißt dich vom Gleise deiner Geschichte abbiegen?" — „Nun, wie du willst, mein Sohn," antwortete er sehr gütig. „Ich dachte nur, du könntest glauben, ich hätte zu dem verruchten Menschen, dem Dimitri Slommitsch, im Verhältniß eines besoldeten Dieners gestanden, was keineswegs der Fall war. Er nahm mich auf, damit ich die Gäste, die bei ihm einsprachen, bedienen sollte; aber das war eben die Sache, daß keine Gäste mehr bei ihm einsprachen; seit dem Verschwinden des alten Bojaren

keine." — „Seit dem Verſchwinden? Und warum verſchwand er?"

André rückte näher an mich heran. Wir ſtanden gerade an dem Pfeiler, wo vorhin der Rabe geſeſſen. „Sehr," ſagte der Erzähler, indem er mit ſeiner knochigen Hand auf den Boden zeigte, „hier an dieſer Stelle floß Blut, und das können die Geiſter nicht verzeihen. Und am Tage aller Seelen, wenn der Biſchof von Ermeland die Glocken läuten läßt, ſteigt um Mitternacht das alte Gaſthaus hier in die Höhe, und viele Reiſende haben ſchon die erhellten Fenſter hier leuchten ſehen. Wenn ſie näher kamen, verſchwand's. Ich aber habe noch das feſte Haus, die feſten Balken, das feſte Dach prangen ſehen, und in jener Nacht, als der Staroſt verſchwand, lehnte ſich in Dunkel und Sturm ein Mann halb ohnmächtig an jenen Pfoſten, und dieſer Mann war ich." — „So erzähle denn."

„Dimitri Slommitſch war ein wilder Menſch, von dem man in der Gegend nicht eigentlich wußte, wo er herſtammte. Als der Türkenkrieg zu Ende war, lief allerlei Geſindel im Lande umher, und mit dieſen verwilderten Rotten kam auch Dimitri Slommitſch an den Strand. Man ſagt, daß er den ehemaligen Eigenthümer des Hauſes, einen verarmten Kaufmann aus Danzig, todtgeſchlagen, allein davon hat kein ehrlicher Mann Zeugniß. Wir wollen den Teufel nicht ſchwärzer machen als er iſt." — „Und du ſollſt deine Erzählung nicht länger machen, als es gerade nöthig!" ſagte ich.

„Du befiehlſt, mein Sohn, und ich gehorche. Es wäre ſo hübſch, wenn du mir erlaubteſt, dir zu ſagen, was ich für Hoffnungen damals mit mir herumtrug, wie ich drauf und dran war, mit meinem reichen Oheim, der einen kleinen Handel mit Fellen in Odeſſa trieb, nach Konſtantinopel zu gehen, um meine Dienſte dem Sultan anzubieten, weil man mir ſagte, alle Türken ſeyen im Kriege umgekommen, und Jeder, der Türke werden wolle, bekomme ſo viel Gold und ſo viel Weiber, als er nur verlange. Doch, auf Dimitri Slommitſch zu kommen, ſo war es ein Mann von etwa fünfzig Jahren, überaus mager; das rechte Auge ſaß ihm etwas höher als das linke, und an der einen Hand fehlte ihm der Daumen; ich glaube es war die rechte, gewiß weiß ichs aber nicht. Er führte den abgeſchlagenen Daumen in einem kleinen Käſtchen immer bei ſich; „denn," ſagte er, „wenn am Tage aller Tage ich auferſtehe, will ich alle meine Glieder beiſammen haben, es darf keines fehlen." Es iſt ſonderbar, daß ein Mann ſo gewiſſenhaft über das Eigenthum ſeines Leibes dachte, der andern Leuten die Gurgel abzuſchneiden ſich kein ſonderliches Bedenken machte. Aber dabei fällt mir ein, es wird die linke Hand geweſen ſeyn, denn wenn ihm der Daumen an der Rechten gefehlt hätte, ſo hätte er dem alten Staroſten die Kehle nicht ſo zuſammendrücken können. — Es war am Tage, als man auf dem Acker des Herrn Rolandſen, des Sämereihändlers da drüben, das reife Korn zu ſchneiden anfing. Die Nacht war wie dieſe, nur viel dunkler; vom Monde ſah man nichts, nur über's Meer glitt es manchmal, wie wenn man mit Tiſchtüchern darüber führe. Die Wellen klatſchten und warfen leichten Schaum auf. Herr Slommitſch und ich waren die einzigen lebenden Kreaturen im ganzen Hauſe. Doch daß ich nicht lüge, ein dreibeiniger ſchwarzer Pudel, dem die Fiſcherbuben das vierte Bein lahm geſchmiſſen, lag unterm Ofen. Herr Slommitſch that, wie er oft zu thun pflegte, er ſchloß einen großen eiſernen Kaſten auf und zählte ſein Geld; dabei brannte die Lampe dürftig genug, denn es fehlte an Oel. Ich mußte hinaus; der Alte litt mich nicht in der Stube. Was ſollt' ich thun? Gäſte hatten wir nicht, und in dieſer Nacht kamen auch wohl keine; ſo ſaß ich denn am Meeresſtrand und guckte in's Weite."

„Horch! da brummt etwas, es flucht, es keucht, es ſchrillt im Sande, wie ein Wagen, der ſich mühſam durcharbeitet und von einem Poſtillon kutſchirt wird, der den Teufel im Munde führt, aber die Klugheit nicht im Kopfe. Ich renne hin, und richtig, da bewegt ſich etwas Großes, Schwarzes im Dunkeln; ein herrlicher Reiſewagen, groß wie ein kleines Zimmer, ſitzt tief im Sande. Herr! ruf' ich, ein Dutzend Schritte weiter, und Ihr kommt in den Triebſand, wo Euch nicht mehr zu helfen iſt! — Kaum wurde meine Stimme gehört, als auch ſogleich drei Stimmen darauf antworteten. Es war der Herr, der Bediente und der Poſtillon. Ich ſtürzte nun hin, ſchwang mich auf den Kutſchbock, riß die Pferde vom böſen Fleck weg, und — es koſtete Arbeit genug — der große Reiſekaſten ſchwankte glücklich auf den feſten Boden hinauf. Als wir da waren, ſchenkte mir der Staroſt eine goldene Doſe; ja wahrhaftig eine goldene Doſe, zwar ſehr klein, ich konnte mit den Fingern nicht hineingreifen, aber es war ein koſtbares Dingelchen, und etwas grüner Staub lag noch drinne, der mir in die Naſe fuhr, als ich öffnete. Die Vornehmen müſſen doch immer etwas Beſonderes haben." — „André", ſagte ich, „ich will nicht wiſſen, was die Vornehmen haben und was ſie nicht haben."

„Der gute Staroſt," fuhr der Erzähler fort, „er ahnete nicht und ich eben ſo wenig, daß ich ihn in ein Haus führte, wo ſein letztes Stündlein über ihn kommen ſollte. Es war ein kleiner Herr, mit einem Orden auf der Bruſt und einer ſchlohweißen Perrücke. Er war hinter Prag zu Hauſe, wo er ſeine Güter hatte, und jetzt kam er aus Paris, um nach St. Petersburg zu gehen. Wir brachten ihn hinauf in unſer beſtes Zimmer. Es gefiel mir gleich nicht, daß Herr Slommitſch ſo ſtark nach der Geldkiſte ſchielte, daß er ſie mir aus der Hand nahm,

sie in seinen Fäusten wiegte und sie dann hinstellte auf den Tisch unter dem kleinen Spiegel und dicht vor den beiden Lichtern."

„Es war Mitternacht, als Dimitri Slommitsch plötzlich vor meinem Bette stand, unter seinem Arm die Kiste des Staroſten. „Was ist das, Herr?" sagte ich. — „Du Narr, das sollst du gleich erfahren," antwortete er. „Komm nur herauf! dem fremden Herrn ist unwohl geworden." Ich ging mit ihm die Treppe hinauf. Ja, unwohl! — das nannte Herr Slommitsch unwohl! Du lieber Gott! der gute Staroſt lag da, den Kopf über die Lehne hängend und just mit der Miene, die Leute annehmen, denen man das Garaus gemacht hat. Es war auch richtig so. „Gott verdamme Euch!" rief ich, an allen Gliedern zitternd, „das ist Euer Werk!" — „Meinst du?" fragte Herr Slommitsch und trat mir ganz nahe und sah mich mit seinem einen höher stehenden Auge an; „meinst du?"

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Oktober.

(Schluß.)

Die Einbalsamirer. — Der Cyniker Duclos.

Emile Cornay ist noch weit lebhafter für seine Erfindung eingenommen, als Gannal für die seinige, und er behauptet schlechtweg, keine andere Behandlung der Leichname sey vernünftig, ja moralisch. Ihm zufolge ist das Beerdigen etwas Barbarisches, und alle Völker, welche sich an dieses Verfahren halten, haben das größte Unrecht. Nur die Egypter waren vernünftige Leute, denn sie machten es, wo nicht ganz, doch so ziemlich wie er, Emile Cornay: sie umgaben nämlich den Leichnam mit einer Art von Kapsel, welche sich enge an den Körper anschloß, und stellten sie in die Gruft. So sollten wir es auch machen, meint er, und einander in seinen „Iconofores" aufbewahren, in welchen uns die späte Nachwelt wiederfände. Emile Cornays Gedanken gehen noch weiter. Auf jeden Iconofore präge, drucke, oder steche man die Geschichte des Verstorbenen, um somit der Nachwelt nicht allein seinen Leichnam, sondern auch seine Biographie zu überliefern. Es wäre in der That bequem für den nach Jahrhunderten auftretenden Herausgeber einer bändereichen Biographie, wie etwa der Michaudschen, wenn er nur in die Grüfte zu steigen und alle die eingegrabenen Geschichten von den Leichnamen abzuschreiben brauchte. Man hat dem Erfinder in den Tageblättern eine kleine Einwendung gemacht. In Paris gibt es etwa 25,000 Todesfälle im Jahr, also 100,000 Todte im Verlauf von vier Jahren; wo sollte man mit dieser ungeheuern Schaar von eingekapselten Leichnamen hin, und wie theuer würde das Kupfer werden, wenn die Todten so viel verbrauchten? Emile Cornay könnte allenfalls darauf erwidern, Paris habe so gut als Egypten seine Katakomben, und in dem Maße, als die Steinbrüche um die Stadt herum durch den Bau neuer Häuser und der Festungswerke leer werden, entstehe Platz für seine verkupferten Leichname, und allenfalls könne man ja auch andere Metalle zum Verkapseln brauchen; nichts hindere z. B. die Reichen, die Leichname der Ibrigen vergolden oder versilbern, oder gar platiniren zu lassen. Indessen wird die Einwendung hinsichtlich der Armen ihre Kraft behalten, und die Beerdigungsanstalt, welche in Paris die Armen unentgeldlich beerdigen muß und sich dafür durch die Reichern entschädigen läßt, würde sich lange sträuben, ehe sie sich dazu bequemte, einige tausend Arme jährlich mit kupfernen Kapseln zu versehen. Gannal stellt in dieser Hinsicht seine Forderungen nicht so hoch; er will die Leichname auch erhalten wissen, aber doch nur diejenigen, deren Familien die Kosten bestreiten können. Ich glaube auch, daß vor der Hand Gannal mehr zu thun bekommt, als Emile Cornay, obgleich letzterer überzeugt ist, daß es einmal dahin kommen wird, daß alle Welt sich verkapseln läßt. — Paris hat in diesem Monate einen originellen Mann verloren, von welchem seit fünfzehn Jahren in den Zeitungen die Rede gewesen ist, den man gezeichnet und lithographirt, und dessen Leben man sogar beschrieben hat. Es ist der berüchtigte Cyodrue Duclos, eine allgemein bekannte Figur in Paris, die man Fremden als eine der Merkwürdigkeiten oder Sonderbarkeiten der großen Hauptstadt zeigte, wenn der Mann gegen Mittag seinen gewöhnlichen Spaziergang im Palais-royal machte. Sogar die Kinder wußten es, daß der Mann mit dem langen Barte und dem zerlumpten, zuweilen durch einen Strick zusammengehaltenen Ueberrock sich Duclos nannte. In den Zeitungen hieß er Duclos, der Cyniker; Jules Janin will diese Benennung nicht gelten lassen, weil der Mann nichts Schamloses, nichts die Sitten Beleidigendes begangen und Niemanden etwas zu Leide gethan habe. Man weiß, daß Duclos früher ein reicher Mann war und mit den angesehensten Leuten umging, daß er aber sein Vermögen großentheils durchgebracht, und als er seinen vornehmen Umgang aufgeben mußte, den Entschluß faßte, dem er mit unerschütterlicher Beharrlichkeit fünfzehn Jahre lang treu geblieben ist. Er hat sich täglich in seinen Lumpen dem Publikum gezeigt, und ist gleichsam öffentlich gestorben, indem er todt auf der Straße gefunden wurde. Anfangs machte das Erscheinen eines ganz zerlumpten Mannes, welcher sonst an den glänzendsten Tafeln gesessen hatte, so großes Aufsehen, daß die Polizei einschreiten zu müssen glaubte, und Duclos als Landstreicher vor Gericht stellte. „Was wollt ihr von mir? erwiderte Duclos; ich habe eine Wohnung und mein Auskommen; ich spreche Niemand um etwas an, und wenn ihr an meiner Kleidung Anstoß nehmt, so thut es mir leid, allein zeigt mir das Gesetz, welches alle Bürger verbindet, wohlgekleidet zu erscheinen. Warum zieht ihr nicht alle Chiffoniers in Paris und so viele Andere, welche nicht besser als ich gekleidet sind, vor Gericht?" Die Polizei erkannte, daß der Mann Recht hatte, und ließ ihn seitdem mit seinen Lumpen ruhig gehen. Sein Tod hat dieser Originalität ein Ende gemacht. Dg.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 31.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenz-Blatt. Nro. 31.

Sonnabend, 5. November 1842.

Reisen und Länderbeschreibungen,

23ste Lieferung.

Auch unter dem besondern Titel:

Reise durch Rußland
nach dem kaukasischen Isthmus
in den Jahren 1836, 1837 und 1838

von

Karl Koch.

gr. 8. broch. Preis 4 fl. oder 2 Rthlr. 8 Gr.

Inhalt: 1) Reise bis Petersburg. 2) Aufenthalt in Petersburg. 3) Reise bis Moskau. 4) Aufenthalt in Moskau. 5) Reise von Moskau bis Woronesch. 6) Von Woronesch bis Neu-Tscherkask. 7) Die Don'schen Kosaken und ihr Land. 8) Reise von Neu-Tscherkask bis Stauropol. 9) Ciskaukasien und seine Bewohner. 10) Von den nomadisirenden Völkern Ciskaukasiens. 11) Beschreibung der Reise von Stauropol bis Jnkaterinograd. 12) Von den Linien-Kosaken. 13) Reise von Jnkaterinograd bis Wladikaukas. 14) Beschreibung Tscherkessiens. 15) Eintheilung Tscherkessiens. 16) Von den Bewohnern Tscherkessiens.

Stuttgart und Tübingen, Okt. 1842.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[439] In der literarisch-artistischen Anstalt in München ist erschienen und durch alle Buch- und Kunsthandlungen zu beziehen:

Walhalla

in artistischer und technischer Beziehung

von

Leo von Klenze.

groß Royal-Folio. 5 Bogen Text und 12 Kupfertafeln. Preis 5 Rthlr. oder 8 fl. rhein.

Das obige Werk bildet das 7te und 8te Heft der architektonischen Entwürfe des berühmten Herrn Verfassers; die Verlagshandlung hat aber die Veranstaltung getroffen, daß dasselbe auch als getrenntes Werk mit besonderem Titel erscheine, um damit auch den Nichtabnehmern der Sammlung architektonischer Entwürfe des Herrn von Klenze ein in sich abgeschlossenes Werk zuzuführen, das von der künstlerischen Gestaltung der großartigen Hallen, die S. M. der König Ludwig von Bayern dem Ruhme Deutschlands eröffnete, eine authentische und erschöpfende Darlegung gibt. —

Für die Besitzer jener

Sammlung

architektonischer Entwürfe,

welche ausgeführt oder für die Ausführung entworfen wurden,

von Leo von Klenze,

bildet wie gesagt jenes Werk die 7te und 8te Lieferung. — Preis einer jeden Lieferung, wie früher: 2 Rthlr. 12 Gr. oder 4 fl. rhein.

---

[422] Stuttgart. Bei Beck und Fränkel ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Katharina,

Königin von Württemberg.

Ein Musterbild für gekrönte Frauen.

Von Dr. Georg von Reinbeck,

königl. württ. Hofrath und Prof. emer., Ritter des Ordens der württ. Krone.

Ein Beitrag zu der Landesfeier der fünfundzwanzigjährigen Regierung Seiner Majestät des Königs Wilhelm von Württemberg. Allen Verehrern des erhabenen Monarchin gewidmet.

1842. 8. geh. Preis 1 fl.

Ein Lebens-Abriß, der nach zuverläßigen Quellen auch die früheren Jahre dieser großen Erscheinung auf dem Throne der Menschheit umfaßt.

---

[420] In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Shakspere
als Vermittler zweier Nationen.

Von

Karl Simrock.

Probeband:

Macbeth.

8. Velinpap. broch. Preis 1 fl. 24 kr. oder 21 Gr.

Die nahe Verwandtschaft der Engländer und Deutschen, welche ihre Sprache und die Popularität Shakspere's

in Deutschland beweist, hätte beide Nationen schon längst auffordern sollen, sich näher und näher zu befreunden. Indeß finden wir diesen Trieb zu beiden Seiten der Nordsee jetzt so lebendig erwacht, daß uns in dieser Hinsicht wenig zu wünschen übrig bleibt; nur dahin möchte das gegenwärtige Buch wirken, daß eben Shakspere, der beiden Völkern gleich lieb und theuer ist, noch ferner zu ihrem Vermittler gewählt werde, denn wie sich an ihm ihre Verwandtschaft am Auffallendsten erweist, so möchte er auch am Geschicktesten seyn, den Deutschen für die englische, die Engländer für die deutsche Sprache zu gewinnen. Doch dieß ist nur die Eine Absicht des Werks, das wir hiemit beginnen: die Andere sey, das Verständniß des Dichters bei beiden Nationen, und seine Aneignung bei uns weiter zu fördern.

Stuttgart und Tübingen, Okt. 1842.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[433] Bei G. H. Reclam sen. in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Toiletten-Spiegel für schwangere und junge Mütter. Eine Anweisung wie sich Frauen während der Schwangerschaft, Niederkunft und während des Stillens zu verhalten haben, um sich die damit verbundenen Beschwerden zu erleichtern und diese drei Epochen des weiblichen Lebens glücklich zu überstehen, sowie eine Anleitung über die Behandlung neugeborner und junger Kinder und über die vorzüglichsten Krankheiten, nebst einem Schwangerschaftskalender von Ed. Baumann, prakt. Wundarzt und Geburtshelfer. 1842. 15 Bogen in 8. geheftet. Preis 1 Thlr.

Früher erschien:

Die Pflege der Kinder in dem ersten Lebensjahre von E. R. Löffler, prakt. Arzt. 1838. 18½ Bog. in gr. 8. Preis 1⅓ Thlr.

Dieses Buch enthält des Guten und Nützlichen soviel, daß es jeder jungen Mutter und Wärterin aufrichtig zu empfehlen ist.

---

[419] In Unterzeichnetem sind so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Die fünfzig Tage

oder die Geschichte der Gründung

der christlichen Kirche.

Eine Festgabe

für Christen aller Confessionen

von

G. C. J. Hoffmann,

Lehrer an der wissenschaftl. Bildungsanstalt auf dem Salon bei Ludwigsburg.

8. Velinpap. broch. Preis 1 fl. oder 16 Gr.

Inhalt: 1) Die frohe Botschaft. 2) Das Wiedersehen. 3) Der erste Sonntag. 4) Das Amt der Apostel. 5) Das Reich Gottes oder die Kirche. 6) Der Abschied. 7) Die Vollendung. — Schlußwort.

Möge dieser interessante Beitrag zur Eröffnung der heiligen Geschichte für das größere Publikum, den Sinn für die Einheit und Wahrheit unserer christlichen Kirche mit erwecken helfen!

Stuttgart und Tübingen, Okt. 1842.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[301] In allen Buchhandlungen zu Augsburg — Stuttgart — München und Breslau ist zu haben und als sehr brauchbar ist mit Recht zu empfehlen:

Die (Neunte) verbesserte Auflage von:

W. G. Campe

gemeinnütziger Briefsteller

für alle Fälle des menschlichen Lebens, mit Angabe der Titulaturen für alle Stände.

8. broch. Preis 15 Sgr. oder 54 kr.

Dieser Briefsteller enthält 160 Briefmuster, wie auch 72 Formulare zu Kauf-, Mieth-, Pacht- und Lehrcontracten; Erbverträge, Testamente, Schuldverschreibungen, Quittungen, Vollmachten, Anweisungen, Wechsel und Attestate. — Für die bürgerlichen Verhältnisse.

In Prag bei Calve — Pesth bei Hartleben — Wien in der Gerold'schen Buchhandlung vorräthig.

---

[414] In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Beschreibung

des

Königreichs Württemberg.

Siebzehntes Heft:

Oberamt Geislingen.

Herausgegeben von dem

königl. statistisch-topographischen Bureau.

Mit einer Karte des Oberamts, einer Ansicht von Geislingen und vier Tabellen.

gr. 8. Velinpapier.

Die verehrlichen Subscribenten erhalten dieses neue Heft durch jede Sortimentshandlung für den Subscriptionspreis von 54 kr. Der Ladenpreis desselben ist 1 fl. 12 kr. oder 16 Gr.

Stuttgart und Tübingen, Okt. 1842.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[431] Bei J. E. Schaub in Düsseldorf ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Ehrenspiegel

des deutschen Volkes

und

vermischte Gedichte.

Von

Friedrich von Uechtritz.

124 Seiten in groß 8. Auf starkem Velinpapier. In farbigem Umschlag geheftet. Preis 20 Sgr.

In dem Hauptgedicht der vorstehenden Sammlung werden dem Leser die wichtigsten Entwicklungsstufen des deutschen Volkslebens in lebendigen Bildern vorübergeführt, die, in sich abgeschlossen, durch „die Zeit" als Rhapsode und Chorus verbunden und vermittelt werden. Wir sehen das Walten Karls des Großen,

den Sängerkrieg auf der Wartburg, Bürger und Landsknecht auf den Straßen Nürnbergs, den großen Kurfürsten, die letzten Jahre Friedrichs des Großen, neben dem aufblühenden Geistesleben Weimars, das Jahr 1813. Zuletzt spricht, als Symbol der Gegenwart, Germania vom Stuhle Karls des Großen herab. Doch wir dürfen nicht mehr verrathen, um dem Leser den Genuß des höchst eigenthümlichen Gedichtes nicht zu verkümmern, das gewiß jedes deutsche, für Deutschlands beste Erinnerungen und Hoffnungen empfängliche Herz ansprechen wird.

---

[424] In Unterzeichnetem sind so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Die Glaubensgegensätze

des Protestantismus und Katholicismus

im Lichte der heiligen Schrift und Erfahrung.

Ein Wort zum Frieden

an gebildete Nichtgeistliche beider Kirchen

von

Carl Haas,

evang. Pfarrer zu Obergröningen.

8. Velinpap. broch. Preis 1 fl. 12 kr. oder 18 Gr.

Inhalt: 1) Einigkeit in dem Nothwendigen. 2) Freiheit in dem, was der Stifter unserer Religion selber nicht über allen Zweifel erheben wollte. 3) In allen übrigen Punkten Liebe! 4) Allgemeine Bemerkungen. — Schluß. — Rückblick und Endergebniß.

In dieser, allen Gebildeten außerhalb des geistlichen Standes gewidmeten Schrift, macht der Herr Verfasser auf eine heilige Sache der Zukunft und einige damit in Verbindung stehende Zeitfragen aufmerksam. Bei der Mannigfaltigkeit der zu berührenden Gegenstände und bei der gebotenen Kürze der Darstellung dürften diese Blätter auf den ersten Anblick etwas Mosaikartiges enthalten, indessen wird einige Aufmerksamkeit den leitenden Grundgedanken allenthalben erkennen lassen: — Einigung im Geiste und in der Wahrheit, Zerstörung ihrer Hindernisse und so vieler Mißverständnisse, ehrliches Eingestehen gewisser Schwächen und Hinweisung auf das, was Noth thut.

Stuttgart und Tübingen, Okt. 1842.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[407] Als ein besonders werthvolles und gehaltreiches

Weihnachts-Geschenk

zunächst für Frauen und Jungfrauen, so wie nicht minder für alle gebildeten Familien,

sind die, in einer neuen eleganten und wohlfeilen Ausgabe letzter Hand bei uns erscheinenden und sich bereits der günstigsten Aufnahme überall erfreuenden

Sämmtlichen Schriften

von Henriette Hanke, geb. Arndt,

wegen ihrer vielseitigen, höchst anziehenden Unterhaltung und ihrer Geist und Herz zugleich wahrhaft bildenden Tendenz um so mehr zu empfehlen, da durch die bis jetzt erschienenen 32 Bände bereits eine kleine Haus- und Familien-Bibliothek voll reichen, gemüthlichen und abwechselnden Inhalts für jedes Alter und jeden Stand begründet wird, deren allmählige weitere Fortsetzung, wofür sich auch leicht kleinere Lese-Vereine stiften lassen, nur geringe Kosten verursacht, indem der Subscriptionspreis für jeden Band nicht mehr als ⅓ Rthlr. beträgt.

Zu einzelnen ansprechenden Gaben an Verlobte und Frauen sind besonders die beiden neuesten gediegenen Leistungen dieser beliebten und geschätzten deutschen Schriftstellerin geeignet:

Der Braut Tagebuch (2⅓ Rthlr.) und der Frau Tagebuch (2⅓ Rthlr.) und durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Hahn'sche Hofbuchhandlung in Hannover.

In Unterzeichnetem sind in zweitem ganz unverändertem Abdruck erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Aufzeichnungen

eines

nachgebornen Prinzen

aus der

nachgelassenen französischen Handschrift übersetzt

von

G. G. v. R.

gr. 8. in Umschl. broch. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 20 Gr.

Inhalt: 1. Die regierenden Familien. 2. Antritt der Regierung. 3. Die Liebe des Volks. 4. Die öffentliche Meinung. 5. Humanität. 6. Die Tagblätter. 7. Die Freiheit. 8. Die Werkzeuge der Herrschaft. 9. Aeußeres Erscheinen der Regierung. 10. Die Kunst, sich durch Wohlthun beliebt zu machen. 11. Sorge für das Wohlergehen des Volks. 12. Erhalten und Erneuern. 13. Nachahmung und Originalität. 14. Wahl der Werkzeuge. 15. Einfluß der Wohnung auf den Volkscharakter. 16. Die Statistik. 17. Die Zeit. 18. Vertrauen auf die Zukunft. 19. Erziehung und Unterricht. 20. Realismus und Formalismus. 21. Kräftigung des Volks. 22. Beförderung der Geistesbildung. 23. Pflege der schönen Künste. 24. Beförderung des Kunstfleißes. 25. Geheime Gesellschaften. 26. Von den Religionen überhaupt. 27. Die evangelischen Kirchen. 28. Die römisch-katholische Kirche. 29. Nachbarlichkeit. 30. Die Grenzen. 31. Colonien. 32. Die Gemeinden. 33. Geschichtliche Grundlagen. 34. Verbindungsmittel. 35. Der Adel. 36. Ritterorden. 37. Der Hof. 38. Unbeschränkte Herrschaft. 39. Verfassungsmäßige Herrschaft. 40. Die Völker. 41. Die bewaffnete Macht. 42. Auswärtige Angelegenheiten. 43. Rechtspflege. 44. Gesetzgebung. 45. Finanzen. 46. Handel und Verkehr. 47. Austausch der Gedanken. 48. Fortleitung der Ideen. 49. Die Ehe. 50. Klöster. 51. Sittlichkeit. 52. Schnell erworbener Reichthum. 53. Ist eine Nationaleintracht möglich? 54. Von etwas, was überall fehlt. 55. Vorhersagungen.

Die Erfahrungen und Ergebnisse eines langen und sehr bewegten Lebens sind in dieser Schrift in der Weise zwangloser Besprechung niedergelegt. Sie umfassen, wie die Inhaltsanzeige ausweist, die wichtigsten Gegenstände des öffentlichen Lebens, und wenn die Herausgeber den Titel: Das Buch vom Fürsten des 19ten Jahrhunderts, nicht wählten, so geschah es lediglich, weil hier die dogmatische Behandlung Machiavells vermieden wurde, und über die durchgeführte Richtung dieser Schrift — Vermittlung des Bestehenden mit den Bedürfnissen der Zeit — leicht Mißverständnisse hätten entstehen können.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

[403]

Neuester Verlag

der Buchhandlung **Josef Max** und **Comp.** in **Breslau.**

So eben sind erschienen und daselbst wie durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Ludwig Tieck's gesammelte Novellen.

Vermehrt und verbessert. 11tes bis 14tes Bändchen.

8. 1842. Geheftet. 81 Bogen. 3 Rthlr. 10 Sgr.

Auch unter dem Titel:

Gesammelte Novellen.

Vermehrt und verbessert. Neue Folge. 1stes bis 4tes Bändchen.

8. 1842. Geheftet. 81 Bogen. 3 Rthlr. 10 Sgr.

Die neuesten Novellen des jetzt lebenden ersten deutschen Dichters erscheinen vollständig gesammelt, mit neuen noch nicht gedruckten Dichtungen vermehrt, in fortlaufender Folge. Die Ausstattung in Druck und Papier ist durchaus korrekt, sauber und elegant, und der Preis aufs Billigste gestellt. — Das gebildete Publikum hat dieser Novellen-Ausgabe bereits seine volle Theilnahme zugewendet; schon wurde eine zweite Auflage der ersten Lieferung nöthig. Diese Theilnahme, es ist nicht zu zweifeln, wird sich noch steigern, denn, wie der Dichter in der Vorrede so schön sagt: „Apollo in lichten Regionen bleibt doch stets der heitere Gott, ob auch immer Larven und gespenstige Gestalten tief unten im Nebel des Musenberges schwärmen und tanzen."

Früher erschien in demselben Verlag:

Vittoria Accorombona.

Ein Roman in fünf Büchern.

Von

Ludwig Tieck.

Zweite Auflage. Mit einem Anhange.

Zwei Bände. 8. 1841. Fein Velin-Druckpapier und geheftet. Preis 3 Rthlr.

Der Beifall, den dieses neue große Dichterwerk in ganz Deutschland gefunden, ist ein so außerordentlicher gewesen, daß die erste starke Auflage in noch nicht drei Monaten sich vergriffen hat. Als Anhang zur zweiten Auflage hat die Verlagshandlung eine geistvolle und tiefgedachte Abhandlung des Herrn Professor Dr. Braniß über Ludwig Tieck und seinen gegenwärtigen Roman beidrucken lassen, in der Voraussetzung, daß denkende Leser daran sich erfreuen und solche mit Dank entgegen nehmen werden.

Tieck, Ludwig, dramaturgische Blätter. Nebst einem Anhange noch ungedruckter Aufsätze über das deutsche Theater und Berichten über die englische Bühne, geschrieben auf einer Reise im Jahre 1817. 2 Bde. 8. 1826. Geh. 40¼ Bogen. 1 Rthlr.

Markos Obregon, oder Auto-Biographie des spanischen Dichters Vicente Espinel. Aus dem Spanischen übersetzt und mit Anmerkungen und einer Vorrede von Ludw. Tieck. 2 Bände. 8. 1827. 32⅛ Bogen. 1 Rthlr.

Die Beilage zu Nr. 46 der Zeitschrift: „Das Rheinland," Jahrg. 1841, macht auf dieses höchst anmuthige Werk mit folgenden Worten von Neuem aufmerksam:

„Wir sind dem Meister Tieck für Herausgabe dieser Arbeit, die zum Theil von seiner eigenen Uebersetzungs-
„feder herrührt, zu nicht geringem Dank verpflichtet. Wir erlauben uns, das Publikum auf diese altspanische
„Wahrheit und Dichtung, wie man Espinel's Markos Obregon füglich nennen kann, ganz besonders
„aufmerksam zu machen."

Die Insel Felsenburg, oder wunderliche Fata einiger Seefahrer. Eine Geschichte aus dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts. Eingeleitet von Ludwig Tieck. Pfennig-Ausgabe. 6 Bändchen. 8. 1840. Geh. 130 Bogen. 1 Rthlr. 12 Gr. oder 15 Sgr.

Ludwig Tieck sagt unter anderem in der Vorrede: „Diese treuherzige Chronik der Insel, und das Leben des
„Altvaters, so wie die Erzählungen der Bewohner und Ankömmlinge, aus einer früheren naiven Zeit herrührend,
„sind in unserer verwirrten und verstimmten Zeit von Neuem und mehr wie vieles andere, ergötzlich und lehrreich,
„ja sie können für Manchen, der vor Allwissen nicht aus noch ein weiß, wahrhaft erbaulich werden. Dieser Autor
„der Felsenburg, welcher zu jener Zeit viele Bücher geschrieben hat, zeigt eine vielseitige Kenntniß seines Zeitalters
„und des damaligen Wissens, er hat die Menschen mit sicherem und scharfem Auge beobachtet. Vorzüglich
„interessant sind die mannigfaltigen Lebensbeschreibungen der Kolonisten, von denen fast alle den echten Beruf eines
„Schriftstellers beurkunden."

Und so wird die zeitgemäße Erneuung eines so ergötzlichen und stoffartig-interessanten Buches voll seltsamen Inhalts, in welchem Laune und Witz, Schalkheit und Treuherzigkeit, Wunderbares und Phantastisches, Natur und Geschichte so innig verschmolzen sind, ein neues günstiges Publikum finden, und der gebildeten Lesewelt unserer Zeit eine willkommene und erfreuliche Erscheinung seyn.

Buchhandlung **Josef Max** und **Comp.** in **Breslau.**

№ 266.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Montag, den 7. November 1842.

Scelus, inquam, factum'st, jamdiu antiquom et vetus.
Hospes necavit hospitem captum manu.
Scelestæ hæc sunt ædes, impia est habitatio.

Plautus.

Das geſpenſtiſche Gaſthaus.

(Schluß.)

Ich konnte nicht antworten, ich ſtarrte immer auf den Bojaren; und wie ich ſo ſtarrte, glaubte ich ſeine Kinnlade ſich noch bewegen zu ſehen. Flink war ich da und rückte ihm den Kopf zurecht; aber der wollte nicht mehr ſtehen und fiel auf die Bruſt. Er war wirklich todt. — „Nun," ſagte Herr Slommitſch, „laß uns reines Haus machen. Der Herr hat bezahlt, nun kann er weiter reiſen." — „Todte reiſen nicht," ſagte ich. — „Doch," erwiderte er; „faſſe ihn an den Beinen, ich nehme ihn am Kopfe, und ſo wollen wir ihn in den Triebſand bringen. Da geht er ſanft unter, und wenn er unten auf dem Grunde etwas nöthig haben ſollte, ſo findet er da ſchon ſeinen Bedienten." — „Wie habt Ihr den hineingebracht?" fragte ich, und dabei dachte ich daran, daß der Diener ein baumſtarker Mann war, ſo daß Herr Slommitſch unmöglich ohne Hülfe und ohne Lärm mit ihm hätte fertig werden können. — „Ich habe ihn und den Poſtillon zur bewußten Stelle gelockt," erwiderte der gottloſe Mann lachend. „Vor meinen Augen ſind ſie eingeſunken. Der Poſtillon ſuchte ſeine verlorene Peitſche, der Diener eine ſilberne Kette, die er im Hute verwahrt hatte und die ſammt dem Hute zur Erde gefallen war. Jezt wird er's gefunden haben."

„Ich kann nicht ſagen, wie mir das Alles in's Herz ſchnitt. Ich war frommer Leute Kind, ich liebte Gottes Wort, ich kannte und grüßte den Pfarrer — und jezt plözlich ſtand ich im Hauſe des Mords, vor mir ein lang hingeſtreckter kalter Menſch. Es ging mir wirr im Kopfe herum und wirbelte mir bis in die Fußſohlen hinunter. Ich machte Zeichen in die Luft und ſprach mit mir ſelber. Endlich faßten wir Beide an und hinaus ging es mit dem Herrn in die ſchwarze Nacht. Wir näherten uns vorſichtig dem Strande, ſchwenkten den Todten ein paarmal tüchtig und — ſchlupp! war er auf die weiße trügeriſche glatte Sandfläche hingeſchleudert. Wie er da allmählig ſank! Anfangs immer noch das Geſicht zu uns gekehrt, als wollte er ſagen: nun gebt einmal Acht; jezt geh' ich, aber am jüngſten Tage, wenn das Meer ſeine Todten wiedergibt, dann komme ich wieder hinauf! Und ſo ging er unter. Die weiße Fläche ſchloß ſich und kein ſchwarzes Pünktchen war mehr zu ſehen. Die Wellen kamen und rollten und ziſchten, und keine ſprach ein Wort, obgleich ſie ſich wie neugierig aus weiter Ferne hinzudrängten. Als wir wieder in's Haus zurückgingen, kam uns der lahme Pudel entgegen und wedelte vergnügt mit dem Schweife."

„Nun blieb uns noch der Reiſewagen, den wir durchſuchten und ausplünderten bis auf's lezte Stück.

Was der alte Herr für schöne Sachen hatte! selbst Frauenputzstücke fanden wir, und vier ganz neue Perrücken. Dimitri Slommitsch brachte diese saubern Stücke alle in Sicherheit. Bei ihm galt der Grundsatz, nichts verloren gehen zu lassen; allein seine Seele ließ er verloren gehen; das war so seine Weise. Nachdem Alles zu Gelde gemacht worden und dieses Geld wieder in Herrn Slommitschs Kiste gewandert war, die davon ordentlich aufschwoll wie ein Mann, der ausschweifend lebt und zu viel schlemmt und der irdischen Dinge nicht genug haben kann, so lebten wir wieder so hin. Der Gasthof wurde besucht, aber gar nicht stark. Ich war entschlossen, wegzugehen, konnte aber immer nicht den Muth dazu finden. Herr Slommitsch bewachte mich und hatte mir mit fürchterlichen Drohungen Stillschweigen anbefohlen. So blieb ich denn, allein kein Gedeihen war an meinem Leibe noch an meinem Hab und Gut. Der Jahrestag der Mordthat kam heran und ich konnte merken, daß der schlimme Gastwirth eine Unruhe in allen Gliedern hatte, die ihn keine Minute auf demselben Platze litt. Das Haus war gerade ganz leer. Aber was geschah? Mitternacht ist kaum herbeigekommen, so höre ich oben auf dem Gange die Klingel ziehen, einmal, zweimal, dreimal, und zwar mit ungeduldiger, heftiger Hand. Das ist der Staroſt! sagte ich, und das Blut gefror mir in den Adern. Wie ich hinaustrete, seh' ich den Dimitri, wie er schlotternd, wie ein Mensch, der nicht weiß, was er beginnen soll, hin und her geht. Da klingelt es zum viertenmale, und zwar so schrillernd, daß das ganze Haus wiedertönt. Wir sehen uns Beide an. „Geh hinauf, Bursche!" sagte er. „Geht selber," entgegnete ich dreist; „Ihr wißt wohl, wer da ruft." Er hob seinen Stock auf, mich zu schlagen, aber sein Arm zitterte dergestalt, daß der Stock zu Boden fiel und der Arm matt herabsank. Aber plötzlich kam es über ihn. „Es werden Diebe und Gesindel seyn!" schrie er, und mit raschen Sätzen eilte er die Treppe hinauf. Ich hörte oben die Thür zuschlagen, und dann war es stille. Der Sturm brauste, es war eine Nacht, wie ich wenige erlebt. Das Meer war angeschwollen und trieb seine Wellen fast bis an das Fundament des Hauses. In dem kleinen Garten, den ich damals angepflanzt, sahen nur die Köpfe der Blumen aus dem Wasser und gebehrdeten sich wie Ertrinkende. Oben im Dachwerke krachte es und die Ziegel flogen plätschernd in die Fluth. Ich sah es kommen, daß das Wasser die Treppen unseres Gasthauses bestieg, als ein unwillkommener, aber gebieterischer Gast, der nicht bezahlt und sich doch ungestraft breit machen darf. In einer solchen Nacht einen Spuck im Hause zu haben, ist doppelt entsetzlich. Ich warte eine Weile, zitternd und mich kläglich gebehrdend; es bleibt oben still; endlich wird die Thür aufgemacht, und leise, ohne daß mein Ohr einen Laut vernimmt, gehen drei Gestalten an mir vorüber. Er waren bleiche Gesichter — ich erkannte sie aber wohl: es war der Staroſt, sein Diener und der Postillon. Sie gingen an mir vorüber und der lezte der Schatten zeigte rückwärts auf den Ort, von wo sie kamen. Ich bückte mich zur Erde, und als ich wieder aufblickte, waren sie in der Nacht verschwunden. Wen fand ich oben? Dimitri Slommitsch mit dem Gesicht auf der Erde liegend und todt! in Ewigkeit todt!"

André schwieg mit nachsinnender Miene. Wir standen neben einander, vor uns warfen die Trümmer des Hauses einen leichten Schatten auf den Sandboden. Der Alte fuhr mit der Hand aus, als wolle er den Boden glätten. „Es ist Alles nun hin und vorüber," sagte er. „Von dem ungerechten Gut des Gottlosen hat die Behörde drüben ein Schulhaus bauen lassen, wo den Knaben die Lehre von der Liebe und dem Erbarmen in's Herz gepflanzt wird. Sie sollen ungerechtes Gut nicht begehren und sie sollen der Obrigkeit gehorchen. Zwei schöne Lehren, die aus diesem unfruchtbaren Sandboden gekeimt sind, besser als meine Blumen damals. Ich aber wanderte aus und kam erst wieder, als die Geschichte vergessen und selbst das Haus vom Erdboden vertilgt war. Bald nach meiner Flucht hatte es ein reicher Jude gekauft. Der Mann steckte viel Geld hinein, er ließ die Zimmer neu tapeziren, die Treppen und Gänge blank scheuern; allein nichts verschlug. Die Gäste mieden das Haus, und wer nicht gerade von offener Gefahr bedrängt wurde, ließ sich lieber in tiefer Nacht weiter schleppen, um nur nicht in dem verrufenen Gasthause zu übernachten. Man erzählt sich eine Menge Spuckgeschichten, und besonders diese, daß zu einer gewissen Stunde in der Nacht alle Schellenzüge zugleich angezogen wurden, von unsichtbaren Händen; dann wieder rasselten schwere Reisewagen vor, und wenn der Wirth mit seinen Kellnern hinausrannte, die Ankommenden zu empfangen, so war nichts zu hören und zu sehen und der Wind pfiff über die Fläche dahin. Ein andermal sah man wieder alle Fenster erhellt, als stecke das Haus voll Gäste, und dann gerade war Niemand da. Gegen die Morgenstunde hörte man Klagetöne hoch oben in den Lüften und dann wieder aus dem Meere herauf."

„Genug, André!" fiel ich ihm in's Wort, „deine Geschichte ist gut und für Liebhaber von Werth. Ich werde nie diese Gegend wieder sehen, ohne an das Gasthaus zu denken. Ich habe in manchem gewohnt, in dem ich Geister fand, die für mich weit widriger und schrecklicher sind als dein Staroſt und seine Dienerschaft; es waren die Geister der Unreinlichkeit, der Prellerei und einer schlechten Küche."

Bilder aus dem Leben des engliſchen Landvolks.

Entworfen von den Dichtern G. Crabbe und W. Wordsworth.

(Fortſetzung.)

Sagt, Ihr, die nur ein Wahn von Schmerz bethört,
Ihr, deren Ruh ein Nerv, verſtimmt, ſchon ſtört,
Ihr, deren Wink, wenn ſchlaff Ihr drückt den Pfühl,
Belauſcht der Sklaven ſchüchternes Gewühl;
Die Ihr den müden Arzt um Namen quält
Für Leiden, welchen Nam' und Daſeyn fehlt,
Mit Scheingeduld Euch in ein Leiden gebt,
Das wahrer Schmerz, und dieſer Arzt nur, hebt;
Wie trüget Ihr die ächte Leidenspein,
Verſäumt, verhöhnt, im bittern Tod allein?
Wo jede Bangigkeit die Bruſt beengt,
Und jeder Jammer um den Sarg ſich drängt?

So iſt das Zimmer, das Ein Balken ſcheidet;
Das Sparrwerk an der Wand iſt kaum bekleidet;
Des Daches ſchlechte Leiſten offen ſtehn,
Drunter ſind Latten nur und Lehm zu ſehn;
Nur Eine trübe Scheibe hemmt das Licht,
Und, ſchlecht geflickt, den Sturm und Regen nicht;
Hier läßt auf die Matratze, dicht beſtaubt,
Der Sieche ſinken ſein erſchöpftes Haupt;
Ihm keine Hand den Stärkungsbecher miſcht,
Oder die Thrän' aus ſtarrem Auge wiſcht;
Nicht Freundeszuſpruch ſeinen Schmerz einlullt
Oder entlockt ein Lächeln der Geduld.

Vom Klingelzuge bebt das Haus nun bald,
Der ungeſtüm und dröhnend wiederhallt;
Eine Geſtalt tritt ein, hübſch ausſtaffirt,
Stolz und geſchäftig, wichtig und geziert;
Ihn rühren nicht rings um ihn her die Wehn,
Er kommt in Eil', weil er preſſirt zu gehn,
Klagen abſchneidend ſtürmt er raſch vorbei,
Und trägt in ſeinem Aug' Tod und Arznei;
Ein mächtig Mitglied vom Quakſalberorden,
Der erſt ſein Opfer höhnt, es dann zu morden,
Vom blinden, ſchläfrigen Geſetz beſchützt,
Deß Sorgfalt zu entgehn am meiſten nützt.

Bezahlt vom Kirchſpiel, hier als Arzt zu dienen,
Trägt er Verachtung nur in höhn'ſchen Mienen;
Zum Lager, drauf das Elend ruht, er eilt,
Sein ungeduldig Aug' nicht dort verweilt;
Gleichgültig ſtellt er Fragen, drei bis vier,
Und, ohne Antwort, geht er nach der Thür;
Der ſchwache Kranke, Weh gewöhnt zu tragen,
Und lang verſäumt, weiß, daß Nichts fruchten Klagen;
Ergeben ſinkt in's Grab er, ſtumm und matt,
Der Menſchen Hülfe anzuflehen ſatt.

Doch frommer Zweifel ihn vor'm Tod anficht,
Angſt, die der kühne Freigeiſt kennet nicht;
Aus Prieſters Mund gern hörte ſeine Seele:
Ob ihr die ew'ge Seligkeit nicht fehle?
Drum ſendet er die murr'nde Wärtrin aus,
Den heil'gen Gaſt zu bitten in dieß Haus;
Und kommt er nicht, der fromme Mann, zur Stund',
Er, mächtig reich mit jährlich vierzig Pfund?
Ach, nein! ein Hirte, anders ganz und gar
Als Jener, weidet dieſe kleine Schaar;
Ein muntrer Jüngling, der ſich mit der Predigt
Glaubt gegen Gott und Welt der Pflicht entledigt;
Der dem Genuſſe ſeine andre Zeit,
Die Nacht dem Wein, dem Feld den Morgen weiht;
Geübt iſt keiner ſo wie er, die Meute
Zu lenken, ſie zu hetzen auf die Beute,
Ein tücht'ger Schütz — Tags ſeine Büchſe kracht,
Und ſitzt, kundig des Spiels, beim Whiſt die Nacht;
Er, der die Zeit ſo prächtig weiß zu nützen,
Soll traurig er am Krankenbette ſitzen,
Soll einer Hoffnung er zu Hülfe kommen,
Die nie in ſeinem Herzen iſt entglommen,
Oder bekämpfen eifrig jenes Zagen,
Deß ſich ſelbſt fromme Seelen nicht entſchlagen?

Zum traurigen Schauſpiel tretet nochmals her;
Vorüber iſt die Stunde, die ſo ſchwer;
Der Mann der vielen Schmerzen ſeufzt nicht mehr!
Den Hügel dort hinan, langſam und ſtille,
Trägt man vom Thale drunten ſeine Hülle;
Dort ruhn die Todten, ird'ſcher Unruh fern;
Das Kirchſpiel zahlt die Leichenkoſten gern;
Nicht mehr, o Tod, dein Opfer jezt erſchrickt,
Von Vogt und Commiſſär ſtreng angeblickt,
Der Pächter heiſcht nicht mehr demüth'gen Gruß —
Sein Herr — wenn er noch einen hat, biſt du's!
Zur Kirche ſich die Kläger ziehen jezt,
Gleichgültig, doch anſtändig, ſtumm, geſetzt;
Ihr fröhlich Spiel läßt die Dorfjugend ſtehn,
Den Leichenzug des alten Freunds zu ſehn;
Denn ihrer Kurzweil wußt' er gut zu dienen
Und herrſchte wie ein König unter ihnen;
Den Bogen ſchuf er und den flücht'gen Ball,
Knüppel und Schläger war ſein Machwerk all;
Ihm folgen ſie zum Grab jezt — unverwandt
Schau'n nach dem Sarg ſie, gehend Hand in Hand.
Wenn man die Bahre ſenkt, durchſpäht ihr Blick
Was von dem Kirchſpielarmen blieb zurück.
Spät wird's, lichtſcheue Eulen fliegen ſchon,
Die Furcht verſtärkt, täuſchend, dem Ohr den Ton;

Der Priester, überhäuft mit größern Sorgen,
Verschiebt die Abdankung zum Sonntag Morgen;
Das Volk läuft fort, und Murren sich erhebt,
Daß ohne Segen Arme man begräbt.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Breslau, Oktober.

Historisch-topographisches Charakterbild der Stadt.

I.

Allgemeine geschichtliche Züge. — Städtische Gebäude.

Breslau, Schlesiens Hauptstadt, ist im Allgemeinen weniger gekannt, als sie es verdient. Ungeachtet ihrer geographischen Lage, im äußersten Winkel und am nordöstlichen Grenzflusse Deutschlands, der Oder, haben in ihr alle großen Momente der deutschen Lebensentwickelung sich geltend gemacht, und sie steht als eine ehrwürdige Repräsentantin derselben vor dem Auge der Gegenwart. Wie andere alte und große Städte, hat auch Breslau mit der Zeit seine verjüngende Toilette gemacht, namentlich seit etwa 25 Jahren, wo seine finstern, mittelalterlichen Festungsmauern, Thürme und Thore in Schutt sanken, und auf den drohenden Wallstirnen und Bastionen einer der schönsten städtischen Rundgänge entstand, der von ihnen als Frühlingskranz der neuen Zeit auf die gewonnene heitere Räumlichkeit niederlacht. Aber noch stehen unerschüttert in ihrer Mitte die hohen gothischen Bauwerke, deren Ursprung zum Theil historisches Nebelgewölk verhüllt, als felsenfeste Zeugen der unter ihnen hingerauschten Jahrhunderte; noch bilden sie die Grundzüge dieser städtischen Physiognomie, was auch immer der Strom der Zeiten an ihnen selbst Unwesentliches verändert und zerstört haben mag, und lehren Achtung vor dem sinnigen, kräftigen Baugeiste, der in ihren stummen Mauern und Thürmen so bedeutsame Grundgedanken seines Zeitalters auszusprechen wußte. — Das aber ist es, was eine so alte Stadt wie Breslau so eigenthümlich von Städten, wie Berlin und Dresden, mit den jugendlichern Physiognomien unterscheidet, daß dort im Baugepräge aller Zeiten die Stadien der Geschichte an unwiderleglichen Dokumenten zu unmittelbarer Totalanschauung kommen, und für die frühern Jahrhunderte nicht bloß auf dem unsichern Pergamentzeugnisse eines träumerischen oder lügenhaften Mönchs beruhen. Die Baukunst hat uns ein steinernes Riesenbuch der Geschichte geliefert, woraus die Lehre hervorzugehen scheint, daß es zu einer fruchtreichen Erkenntniß des Völkerlebens sich nicht um das Studium von Nebendingen, woran so Viele ihre Kraft zersplittern, sondern um große Thatsachen handeln solle, die aus der unendlichen Kette der Ereignisse, gleich den hohen Domen der Vorzeit, in die Gegenwart hereinragen.

Verweilen wir zunächst vor dem Rathhause, dem Denkmale der ehemaligen politischen Bedeutsamkeit der Stadt. Unbekannt ist die Zeit seiner Erbauung; die Urkunde darüber ging wahrscheinlich 1418 in dem großen Aufruhr verloren, als die Bürger das Rathhaus stürmten und verwüsteten. Doch verräth dessen Bauart, das Erkerwesen, wie das reiche Bilderwerk seiner Simse, den Geschmack des 15ten Jahrhunderts. Drei Eicheln über dem Stadt- oder Schweidnitzer-Keller deuten auf die alte Volkssage, daß hier in vorchristlicher Zeit ein den Göttern geheiligter Eichenhain gestanden habe. Mit unwillkührlicher Ehrfurcht betritt man diese Räume, wo einst eine aristokratische Obergewalt regierte und herrschte. Breslau stand im Mittelalter dem Wesen, wenn auch nicht dem Namen nach, gleich einer freien Reichsstadt, dem Kaiser gegenüber. Die Stadt war reich durch den mühelosen, goldbringenden Tausch- und Speditionshandel zwischen Venedig und dem Norden, erhielt dadurch für die ausgedehnten Privilegien ihrer republikanischen Selbstständigkeit den Charakter der Macht, und diese Selbstständigkeit bestand noch zur Zeit der preußischen Besitznahme, wenn auch nur in der eifersüchtig überwachten Verfassungsform, deren Wesen sich überlebt hatte. Wie im mittelalterlichen Städtewesen überhaupt, so wucherte das Patriziat, einem unheilbaren Geschwüre gleich, das die besten Lebenssäfte verzehrt, auch in Breslau am Herzen der Volkssache. Der Uebermuth der aristokratischen Despotie führte im 14ten und 15ten Jahrhundert einigemale blutige Bürgeraufstände herbei; der Senat wurde dabei abgesetzt und der neugewählte durch die herrschende Volksgewalt eine Weile eingeschüchtert; bald aber hatte aus dem demokratischen Elemente, bei den im faulen Gewohnheitsgeiste schlaffern Zügeln und schlaftrunkenen Augen, die aristokratische Macht mit allem Unwesen sich wieder entwickelt. Sie machte sich hier früher und stärker geltend, als in andern Städten Schlesiens; denn mit Heinrich VI. war schon in der ersten Hälfte des 14ten Jahrhunderts die Herzogslinie Breslaus ausgestorben und die Stadt der Oberlehensherrschaft Böhmens unter Johann von Lützelburg verfallen, von wo nur selten ein entscheidender Einfluß auf ihre innern Angelegenheiten ausgeübt wurde. Die eigentlichen Herren der Stadt waren durch jenen Akt die Herren des Raths geworden, und königliche und päpstliche Gesandte, durch Wort und That um ihre Gunst buhlend, erkannten diese auch als wirkliche Machthaber an. Unter dem kräftigen Matthias Corvinus von Ungarn war freilich die städtische Selbstherrschaft gebrochen und den Landeshauptleuten Georg Stein und Heinrich Dompnig eine ausgedehnte Gewalt übertragen worden. Aber nach des Königs Tod entrann Stein eben nur früh genug der Rache des beleidigten und wieder mächtig gewordenen Senats, wogegen Dompnig zur Genugthuung für dessen verletztes Ansehen sein Leben unter dem Henkerbeile verlor. Eifrig verfolgten die Breslauer das Hussitenthum, und sogar in dem trefflichen, vom Papste selbst anerkannten Könige Georg Podiebrad mit offenem Kriegswiderstande. Unter andern Autodafe's, welche die römische Kirchenherrschaft hier feierte, litt Johann Krasa, ein ausgezeichneter Böhme, wegen hussitischer Meinungen, die er nicht widerrufen wollte, auf dem heutigen Paradeplatz 1420 den Feuertod. Gleichwohl nahm dieselbe Stadt hundert Jahre später, in merkwürdigem Widerspruchsgeiste, eben so eifrig das Lutherthum in ihren Mauern auf, und war nahe daran, bei ihren protestantischen Bemühungen deßhalb wieder mit dem Oberlehensherrn, dem frommen Könige Ludwig, in den ernstlichsten Conflict zu gerathen. Im Ganzen gibt es fast keine Regierungs- und christliche Glaubensform, welche in Breslau nicht heimisch geworden, keine deutsche Geschichtsphase, auf die von hier aus nicht ein bedeutender Einfluß ausgeübt worden wäre, so lange die Stadt noch politisch bedeutend war. Sie hat des historischen Schicksals Gunst und Ungunst überhaupt in vollstem Maße erfahren bis auf die preußische Zeit, welche mit Friedrichs II. Huldigung im Fürstensaale des Rathhauses am 27sten Novbr. 1741 begann.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 113.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 267.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Dienſtag, den 8. November 1842.

— Ihr ſollt hören
Von Thaten, fleiſchlich, blutig, unnatürlich,
Von Toden, durch Gewalt und Liſt bewirkt,
Und Planen, die verfehlt zurückgefallen
Auf des Erfinders Haupt.

Shakespeare.

Zur Geſchichte des Giftmordes.

II.

Im Mittelalter und der neuen Zeit.

Wie im Alterthum, ſo iſt auch im Mittelalter und ſelbſt bis auf die neuere Zeit Italien das Land, welches in der Geſchichte der Giftmiſcherei die hervorragendſte Rolle ſpielt. Bei der Zügelloſigkeit der Sitten, welche den Sturz des römiſchen Kaiſerreichs überdauert hatten, den vielen Händeln der italiſchen Staaten und Städte untereinander und den dadurch angeregten Privatleidenſchaften, im Verein mit den gewaltigen Bewegungen von außen, welchen Italien bis auf die neuere Zeit unterworfen war, iſt es leider erklärlich, daß das Verbrechen des Giftmordes, als die bequemſte und ſicherſte, den Thäter am wenigſten gefährdende Art, den Eingebungen des Haſſes, der Rachſucht und Habgier Genüge zu thun, ſtatt in Vergeſſenheit zu gerathen, immer allgemeiner, der Abſcheu vor der That und dem Thäter immer geringer ward. Hohe wie Geringe, Fürſten wie Privaten, Cleriker wie Laien bedienten ſich des Giftes überall, wo ſie glaubten, ihre Abſichten dadurch erreichen zu können. Selbſt das Allerheiligſte mußte, wenn es einen großen Zweck galt, das Verbrechen vermitteln.

So ſtarb ein deutſcher Kaiſer, Heinrich von Lützelburg, auf ſeinem Römerzuge an einer vergifteten Hoſtie, welche ihm von einem beſtochenen Geiſtlichen conſacrirt worden war. Papſt Alexander VI. räumte, als er den Stuhl des heiligen Petrus beſtiegen hatte, alle Kardinäle durch Gift hinweg, die ihm entweder bei der Papſtwahl ihre Stimme nicht gegeben hatten, deren Reichthümer, da er ſich zu ihrem Erben erklärt hatte, ſeine Habgier reizten oder in denen er Gegner ſeiner herrſchſüchtigen Plane befürchtete. Seine Söhne, beſonders Cäſar Borgia, der Herzog von Valentinois, wandten, wie ihr Vater, den Giftbecher allenthalben an, wo ihnen dieſe verſteckteſte Art des Meuchelmords durch Umſtände irgend einer Art anempfohlen wurde. Das Gaſtmahl iſt bekannt, welches Alexander VI. und ſein Sohn Cäſar mehreren ſehr reichen Kardinälen bereitet hatten, um dieſelben mit einem vergifteten Weine zu bewirthen. Durch ein Spiel des Zufalls waren die Gaſtgeber die Erſten, welche von dem todtbringenden Getränke genoſſen. Alexander ſtarb daran, während der ſtärkere und jugendlichere Körper des Herzogs ihn mit einer ſchweren, aber nicht tödtlichen Krankheit davon kommen ließ. Lucretia Borgia, das ſchönſte, geiſtreichſte und gebildetſte, aber zugleich laſterhafteſte und verbrecheriſchſte Weib ihres Zeitalters, bei welcher die Gefühle des Beobachters ſich in Abſcheu und Bewunderung theilen, die Geliebte ihres Vaters

und ihrer Brüder, bediente sich nicht weniger häufig des Giftes als diese. Sie hatte damit angefüllte Phiolen, so wird erzählt, stets unter den Essenzen und Waschwassern ihres Nachttisches stehen. Diese Sitte ahmten andere Italienerinnen nach, und bald gehörten krystallene Gefäße voll von einem giftigen Liquor zu den Toilettengegenständen der vornehmsten Damen.

Es ist fast unglaublich, wie viele Glieder italienischer Fürstenhäuser während des sechzehnten Jahrhunderts als Opfer des Giftmords fielen. Blicken wir nur auf die eine und glorreiche Familie der Mediceer, so finden wir, daß selbst die strahlendsten Fürsten dieses Hauses, wie Cosmus, der erste Großherzog von Florenz, und Lorenzo, der Hort der Wissenschaften und Künste, sich jenes Verbrechens nicht einmal in ihrer Familie enthielten. Die geheime Geschichte des mediceischen Hauses enthält eben so viele Fälle des Giftmordes aufgezeichnet, wie die irgend eines andern italienischen Fürstengeschlechts. Der geistreiche und hochgebildete Papst Leo X., ebenfalls ein Mediceer, starb an Gift, nachdem er selbst dasselbe mehrmals zur Erreichung seiner Zwecke angewandt hatte. Kein Fürst vermochte sich gegen diese gefährlichste Art des Meuchelmordes genügend zu schützen. Ein römischer Edelmann bekannte auf dem Todtenbette, daß durch ihn allein drei Päpste vergiftet seyen. Die List aber, welche gebraucht werden mußte, die giftige Substanz der Person beizubringen, für welche sie gemischt war, steigerte sich in dem Maße, als dieselbe durch ihre Umgebung oder eigene Vorsicht geschützt war, und es werden in dieser Beziehung Fälle erzählt, die an das Mährchenhafte grenzen.

Aber auch die verbrecherische Neigung eines Zeitalters hat ihre Höhe, von wo sie in Abnahme geräth. Gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts wurden, obgleich immer noch von Einzelnen und im Vergleich mit andern Ländern häufig verübt, die Giftmorde in Italien seltener, und gefährdeten nicht mehr so alltäglich das Leben der Fürsten wie das der Privatleute. Strenge Gesetze einiger durchgreifenden und energischen Regenten, zu denen besonders Papst Sixtus V. gehörte, welcher die Giftmörder mit der härtesten Todesstrafe unerbittlich verfolgte, hatten diese wohlthätige Wirkung hervorgebracht.

Dieser bessere Zustand dauerte über die Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts hinaus bis zum Jahre 1659, wo unter der Regierung Papst Alexanders VII. die Giftmorde zu Rom wieder so häufig wurden, daß die Ruhe und Sicherheit des Lebens auf höchst bedenkliche Weise gefährdet schien. Es starben nämlich innerhalb kurzer Zeit eine Menge Menschen unter einerlei Erscheinungen des Todes, ohne daß gerade damals eine ansteckende Krankheit zu Rom geherrscht hätte. Größtentheils waren es hochbejahrte und schwächliche Ehemänner oder reichbegüterte Erblasser, welche auf dieselbe unerklärliche Weise jungen, begehrenden Weibern und lauernden Anverwandten entrissen wurden. Dieser Umstand, verbunden mit den Aussagen der Aerzte, die von keiner Pest etwas wissen wollten, führte die Behörden auf die Vermuthung, daß durch weitverbreitete Giftmischereien diese vielen geheimnißvollen Todesfälle verursacht würden. Die Section hatte übrigens das Vorhandenseyn von Gift in den Körpern der Gestorbenen auf keine überzeugende Weise dargethan, woraus man schloß, daß ein schleichendes und sehr heimlich wirkendes angewandt seyn müsse.

Der Verdacht lenkte sich endlich bei den im Verborgenen angestellten Nachforschungen auf eine gewisse Hieronyma Spara, welche, ohne bestimmte Quellen des Verdienstes nachweisen zu können, mit vielem Aufwande lebte. Die Behörde sandte ein ihr völlig ergebenes junges Weib an die Spara ab, das unter dem Vorgeben, es suche ein recht wirksames Gift für einen alten, ihr lästig gewordenen Ehemann, durch Geld und Versprechungen solches auch wirklich von der Spara erlangte. Spara und ihre Helferin im Giftmischen, eine gewisse Gratiosa, dann mehrere Weiber niedern Standes, welche den Verkauf und die Verbreitung des Giftes besorgt hatten, wurden eingezogen und nach kurzem Prozesse zum Tode verurtheilt. Als die Spara das Schaffot bestieg, rief sie mit lauter Stimme: „Wo sind jetzt die Patrizier und jungen Herrn von Stande, denen ich durch meine Kunst zu reichen Erbschaften verholfen? Wie oft verhießen sie mir ihren Schutz, und jetzt ist keiner da, der mich vom Tode errettete. Wo sind nun die vielen Frauen, deren Ehemänner ich sterben ließ, damit sie ungestört mit ihren Buhlern leben könnten? aber ach, auch sie verlassen mich!“

(Fortsetzung folgt.)

Bilder aus dem Leben des englischen Landvolks.

Entworfen von den Dichtern G. Crabbe und W. Wordsworth.

(Fortsetzung.)

(Zweiter Gesang.)

Dem Wort des Dichters schließt nicht mehr das Herz!
Bekennt, der Dörfner lebt mit Müh und Schmerz!
Auch ich gesteh', es mildern diese Last
Der Freude flücht'ger Strahl, die Stunden süßer Rast,
Wie man oft trifft, dem Rasenplatz entlang
Zwischen des Squire's Thor und dem Kirchpfadgang;
Am schönen Sonntag schlendert, nach der Predigt,
Dort junges Volk, des Wochenwerks entledigt;
Im schönsten Staat des Dorfes Stutzer prangen,
Des Dorfes Schöne auch wird so gefangen;

Schlicht gehn Edmänner; ihnen auch, wie Allen,
Vergeht gemach die Sorge: zu gefallen.
Ernſt, nüchtern von der Predigt plaudern die,
Sie lobend laut, wenn laut der Pfarrer ſchrie;
Andre der Woche Werk beſchaun mit Luſt,
Hoffend auf Lob, ſich ihres Werths bewußt,
Und Andre, denen wohl kein Lob beſchieden,
Sind ſchon, daß nur die Arbeit aus, zufrieden.
Doch während ihre Stunden voll Genuß,
Nagt an den Herrn, den ſorglichen, Verdruß;
Viel Sorg' und Unmuth ihrem Geiſt es macht,
Daß Ein Tag wird ſo müßig hingebracht;
Sie groll'n dem Himmel, daß die Sonntagsfeier
Für Zeit und Gut ſolch eine ſchwere Steuer.
Doch Arme, Ihr, genießt die guten Stunden,
Eu'r Theil, noch nicht Euch von der Macht entwunden!
Des Himmels Gabe, daß Euch nicht die Laſt
Erdrückt, — ein Vorbild der erſehnten Raſt!
Ach! daß ſo raſch die Freude Euch zerfließt!
Daß ſie der Tag, der ſie erzeugt, auch ſchließt!
Oder, ſo lange ſie noch dürfte weilen,
Laſter des Dorfs ſie zu verdrängen eilen!
Der ſtämm'ge Kerl, vom Rauſch zum Thier verwandelt,
Wie er ſein ſchwangres Weib, entblößt, mißhandelt!
Die nackte Rohheit, die kein Schleier hehlt,
Des Eindrucks auf die Seele nicht verfehlt;
Doch iſt nicht gleich verächtlich rohe Wuth,
Wenn ohne Larve tobt der Uebermuth?
Doch auch die ſtädt'ſche Larve fehlt hier nicht;
Gift'ge Verläumdung ſchleicht herum und ſticht;
Häuslicher Friede welkt bei ihrem Nahn,
Häuslicher Zwiſt bezeichnet ihre Bahn;
Dem Weib ſie von des Mannes Schuld erzählt,
Dem Mann raunt zu ſie, wo das Weib gefehlt;
Mit emſ'ger Zunge Zweifel, Argwohn, Streit
Im ganzen kleinen Staate ſie ausſtreut;
Sein altes Reich verläßt der Friede, bang,
Und herrſcht nur noch im Wahn und im Geſang.
Auch leiht den Nymphen nicht des Landes Luft
Die Reize Cynthia's, nach der Reinheit Duft;
Der Hauptſtadt Beute wird ein friſch Geſicht,
Der Peer verſchmäht die derbe Trulle nicht,
Die, wenn durch Zufall wieder heim ſie kehrt,
Dem Burſchen dann des Peers Krankheit beſcheert.
Die reichern Pächter auch erzählen hier,
Wie Plündrer Nachts umſtreifen ihr Revier;
Wie man von Fiſchen ihnen leert den Teich,
Vom Baum das Obſt, das reife, ſtiehlt ſogleich;
Wie mancher Waldmann kühnlich ſich erfrecht —
Juſt noch erkaufend ein zweideutig Recht, —
Auf ihrer Jagd ſich heimlich zu ergötzen,
Die Wilderer, die jeden Bann verletzen!
Und horch! der Lärm hebt auf dem Raſen an,
Der in der lauten Kneipe erſt begann;
Wie ward vertrunken da der Woche Lohn!
Wie an der Wand die Kreideſtriche drohn!
Da fordern ſie, zum Aufbruch ſchon bereit,
Den Abſchiedsbecher, der ſie noch entzweit.
Ein Schlag den Arm arbeitsuntüchtig macht —
Der Buben Hader wird zur Bauernſchlacht,
Wenn ſie ſich wenden nicht nach jenem Haus,
Wo ſtreng der Richter ſteuert ihrem Strauß;
Der lieſt, die Armen in Reſpekt zu halten,
Vor das Geſetz mit finſterm Stirnefalten;
Ihn gehen an mit Grimm oder mit Thränen
Verletzte Bauern und betrogne Schönen.
Seht! ſeinem Richterſtuhle nahet ſchweigend
Die Nymphe, ſichtbar ihren Schaden zeigend;
Indeß ſie ſchuldbewußt und weinend ſteht,
Vorbei des Richters Auserkorne geht,
Verächtlich mißt die Dirn' ſie; ihren Stern
Preist ſie, der ihr zum Buhlen gab den Herrn;
Daneben ſteht der Burſch in traur'ger Wahl
Zwiſchen zwei Uebeln — Krieg und Ehgemahl!
Doch während ſie ſich bebend ſchickt zum Eide,
Wählt er die Eh'; ſo ſind geſichert beide.
Doch wozu frommt es, könnt Ihr tadelnd fragen,
Des niedern Volkes Laſter anzuklagen?
Was, zu beweiſen, daß der Armuth Kinder
Zurück nicht ſtehn dem angeſehnen Sünder?
Dem Großen zeig' es, der ſo ſtolz ſchaut nieder
Auf ſie, daß ſie im Laſter ſeine Brüder!
Gleich die Natur, der Leidenſchaften Spiel —
Nur hier zu wenig Hehl, und dort zu viel!
Es ſchau' der Mann, an Macht und Lüſten reich,
Daß ihm ſein Sklav an ſchlimmen Trieben gleich;
Der Knecht erkenne, wie ſein Herr, der wüſte,
Im größern Styl nur übet ſeine Lüſte;
Und Jeder ſeh in gleiche Schuld verſtrickt
Ein arm und blind Geſchlecht, verirrt, berückt,
Das, von ungleichem Schickſal umgehetzt,
Bald ſtirbt, und gleich ſich wird im Staub zuletzt.
Ihr Armen aber, die ihr klagt eu'r Loos:
Beneidet ſie nicht mehr, die ihr nennt groß;
Erkennt's, mit ihren Glückesgütern allen
Sind ſie, wie ihr, dem Elend auch verfallen;
Mit mancher Pein quält Wolluſt ihren Sklaven,
Angſt harrt des Schuld'gen und Gefahr des Braven.....*

* Das Gedicht geht hier über zur Lobpreiſung von Lord Robert Manners, aus der Familie des Edmers und Patrons des Dichters, welcher als jugendlicher Seeheld im vierundzwanzigſten Jahre in einer Schlacht gegen die Franzoſen fiel. Dieſer Schluß bleibt hier weg, als mit dem eigentlichen Gegenſtand des Gedichtes, der Schilderung des Dorflebens, nur locker und äußerlich zuſammenhängend.

Korrespondenz-Nachrichten.

Breslau, Oktober.

(Fortsetzung.)

Oeffentliche Plätze. — Die Universität.

Die Staupsäule vor dem Rathhause mahnt an die alte rohe Justitia, und der ausgedehnte Anbau des Hauses, der einer kleinen Stadt gleicht, zeigt die charakteristische Bausitte der alten Slawen, wonach in den schlesischen Städten die öffentlichen Amts- und Handelsgebäude stets in der Mitte des Marktplatzes oder Ringes stehen, welche dann noch von einer Menge Privathäuser und Verkaufsbuden mit ihren privilegirten Handelsinteressen umdrängt sind. Noch gegen das Ende des Mittelalters war Breslau ziemlich ungepflastert und trug im Ganzen den unsaubern polnischen Charakter, der von den beiden Hauptplätzen außer dem Ringe, dem Neumarkte und Salzringe, erst seit einigen Jahrzehenden verschwand. Der letztere Platz heißt seit dem Erinnerungstage der Katzbachschlacht, dem 26sten August 1827, wo Blüchers schönes Standbild, von Rauchs Meisterhand verfertigt, enthüllt wurde, der Blücherplatz. Das schöne Quadrat, durch stattliche Gebäude und die kaufmännische Börse geziert, war sonst durch Verkaufsbuden und Schmutzhaufen entstellt; vor Allem aber war er in der von den Breslauern gepriesenen polnischen Handelszeit der Hauptstapelplatz von Talg, Häuten und andern ukrainischen Produkten, welche die Masuren hieher brachten. Jene schmutzige, aber gewinnreiche Periode ist freilich vorüber; indeß hat Breslaus Handel deßhalb nicht abgenommen, sondern nach den Märkten der Vereinsstaaten sich neue Richtungen gebahnt. — Der ehemalige Salzring erinnert an manchen bedeutsamen historischen Akt. Hier predigte 1455 Johann von Capistrano, jener gräuliche Ketzerrichter, der mit außerordentlicher päpstlicher Vollmacht und dem Rufe wundertätiger Heiligkeit Deutschland durchzog, und von dem Bischof Peter Nowack nach Breslau geladen worden war, um dessen entarteten Clerus zu bekehren. Zufolge einer seiner flammenden Bußpredigten schleppte man auf dem Platze alle Karten, Brettspiele, Larven, Spiegel und Putzsachen zusammen und verbrannte diese Spielwerke des Satans, wie der heilige Mann sie nannte. Dieser gab bei seinem zweiten Aufenthalte in Breslau, im andern Jahre, auch ein schreckliches Beispiel geistlicher Rechtspflege durch die Verurtheilung von einundvierzig Juden, welche angeklagt waren, neun geweihte und entwendete Hostien gekauft und so lange mit Ruthen gepeitscht zu haben, bis Blut heraus geflossen sey. Die Unglücklichen wurden durch Folterqualen zum Geständnisse des fabelhaften Frevels gezwungen, und bestiegen sämmtlich auf dem Salzringe den Scheiterhaufen. Im selbigen Jahre wurde hier dem Könige Ladislaw von Böhmen und 1787 Friedrich Wilhelm II. von Preußen gehuldigt.

Unter den ältern weltlichen Gebäuden verdient nächst dem Rathhause das Universitätsgebäude Beachtung. An der Stelle des stolzen, jedoch nach dem Plane nicht vollendeten Jesuitenbaues stand früher die kaiserliche Burg, welche Kaiser Leopold dem Orden zu diesem Zwecke schenkte, indem er ihm 1702 den Stiftungsbrief der Universität verlieh, welche durch kaiserliche Bevorrechtungen aller Art bald zu großem Ansehen gelangte. Die Gründung einer Hochschule nach dem Beispiele Leipzigs hatte schon zweihundert Jahre früher zu den Lieblingsideen des breslauer Rathes gehört, der dafür damals die entscheidendsten Schritte that, auch von König Wladislaw den Stiftungsbrief mit großen Opfern erkaufte. Von Polen aus, wo man dabei für die Universität Krakau Eintrag fürchtete, ward indeß so glücklich entgegengearbeitet, daß Papst Julius II. der Stiftung seine Bestätigung versagte. Wie viel Eigeiz bei dieser Absicht der breslauer Konsuln zu großartiger Förderung der Wissenschaften auch mitwirken mochte, sie bleibt immerhin ehrenwerth für alle Zeiten, insbesondere aber für jenes Zeitalter, wo das Faustrecht nur eben erst seine Blüthenperiode zurückgelegt, und das Licht der Reformation noch keinen Keim des freiern wissenschaftlichen Lebens in Deutschland hervorgelockt hatte. Schlesien, und insbesondere Breslau, erwarb sich übrigens, ungeachtet jenes gescheiterten Planes, noch im 16ten Jahrhundert den Ruhm einer besondern Pflege deutscher Poesie und Wissenschaft, der um so höher zu achten ist, je später von Westen her die Germanisation das hier eingedrungene Slawenthum wieder verdrängte. — Das Kollegiatgebäude der Jesuiten wurde unter dem Rektorate Franz Wenzels von 1728—36 erbaut, und es unterblieb dessen Vollendung wahrscheinlich nur aus Mangel an Geldkräften, welche durch lange Kriege erschöpft waren. Doch auch als Fragment ohne Symmetrie ist es noch imposant genug, und dabei nur seine üble Lage in schlechter Umgebung zu bedauern, indem es nur von der Oderseite her eine unbeschränkte Ansicht, aber die der hintern Seite gewährt. Ein herrlicher Musiksaal darin ist die Aula Leopoldina, welche nur zu Konzerten der ausgezeichnetsten Künstler eingeräumt wird. — Die Sternwarte ist mit vortrefflichen Instrumenten versehen, und verschiedene, zum Theil reich ausgestattete Museen und Sammlungen zeugen von dem Eifer, womit seit der Verbindung der Frankfurter Universität mit dem Jesuitenkollegium die Wissenschaften hier betrieben wurden. Unter diesen Sammlungen nimmt die Centralbibliothek den ersten Rang ein. Sie entstand 1811 aus den Bibliotheken der beiden vereinigten Universitäten und den Bücherschätzen der aufgehobenen Klöster, und enthält mehr als 300.000 Bände gedruckter Schriften und 2000 Manuscripte. Daran schließt sich eine Gemäldesammlung, so wie ein Museum von Antiken und Alterthümern.

Breslau hat außerdem noch verschiedene städtische Sammlungen und Kirchenbibliotheken, wie zu St. Elisabeth und Bernhardin. Die erstere ist am bedeutendsten, im 16ten Jahrhundert von Thomas v. Rhediger, einem Breslauer Patrizier, gegründet, der Stadt überwiesen und durch spätere Schenkungen vermehrt worden. Sie enthält eine Menge alter Literaturschätze, und unter den Handschriften namentlich die kostbare französische Chronik des Froissart, aus der Bibliothek der Herzoge von Burgund stammend. Wie sehr man dieses echte Manuscript von jeher geschätzt hat, beweist der vielleicht in seiner Art einzige Fall, daß bei der Kapitulation von 1807 die Stadt sich in einem eigenen Artikel das Besitzthum der Chronik sicherte. — Schon früh war in Breslau auch die Presse thätig. In einer Privatbibliothek ist ein hier gedrucktes Werk vom Jahre 1475 vorhanden, und hienach die Stadt der elfte Ort, wo in Deutschland eine Buchdruckerei in's Leben trat. Jenes Buch hat den Titel: „Statuta synodalia domini Rudolphi Episcopi Wratislaviensis.“

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 89.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 268.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Mittwoch, den 9. November 1842.

— Nostras mirari nescius artes.
Juvenal:

Holländiſche Schildereien.

III.

Ich ſchäme mich; Wochenlang ſtreife ich in Holland umher, von einem Hafen in den andern, durch Handels- und Stapelplätze voll welthiſtoriſcher Erinnerungen, voll ſchwebender und ſtrittiger Tagesintereſſen, und für alle dieſe großen Dinge finde ich kein Wort, oft in mir ſelbſt nicht einmal Sinn und Verſtändniß. Wochenlang raſte und reiſe ich in Belgien, an unzähligen Kirchen, Rathhäuſern, Glockenthürmen, Marktplätzen vorüber, durch ein verſteinertes Mittelalter und durch eine gemalte Neuzeit, durch Galerien und Muſeen, und nirgends ein Kunſturtheil, ein geſchicktes Exzerpt aus Schnaaſe, eine freie Bearbeitung meines Guide du Voyageur. Ich verſtehe das Handwerk noch nicht recht. Mich hält eine naive Scheu ab, über Gegenſtände zu ſchreiben, die ich nicht in mir ſelbſt wiederfinde und wiederfühle. Ueberall höre ich über merkwürdige Handelsverhältniſſe zwiſchen Holland und Deutſchland reden, über ſich vorbereitende Kataſtrophen, Verträge und Iſolirungen. Alle Feuilletons wimmeln von Kritiken des Brüſſeler Salons, der Antwerpenſchen Malerſchule, der Amſterdamer Kunſtausſtellung. Lebe und webe iſt denn ſo ganz in dem abſtrakten Senſorium der Literaten ex profesſo, daß ich über alles das ſchweigend hinweggehen kann? Hat mich das Seebad träge gemacht, anſtatt friſch und regſam? Oder zieht es mich ſchon an allen Fäden und an allen Haaren in die nahe Heimath?

Laſſet mich wenigſtens mit der Schweſter Malerei ein Wort ſprechen in ſtiller, beſchaulicher Dämmerſtunde. Ich weiß es, die ihr den Pinſel führt, wie wir die Feder — beſſer meinetwegen — die ihr auf neuen Lumpen arbeitet, wie wir auf alten, zerſtampften und geglätteten, ihr wollt nicht viel von uns wiſſen, nicht viel hören. Taub gegen unſer Urtheil und doch gierig darnach, macht ihr uns das Recht ſtreitig, über die Schöpfungen eurer Kunſt zu richten, weil wir nicht Perſpektive ſtudirt, Anatomie, Farbenlehre. In Paris die großen Herren, die Jugres, die Delaroche, die Vernet, in Belgien die großen Herren, die Wappers, die Gallait, die de Keyſer, ſie ſtellen nicht mehr aus, um die Kritik in den kleinen Feuilletons ſtolz überſpringen zu dürfen. Und daheim unſere großen Herren, die Cornelius, die Veit, die Schadow, ſie, denen, beinahe wie in den alten guten Zeiten, Fürſten den entfallenen Pinſel aufheben, Grafen die Farben reiben, ja was haben ſie denn mit uns zu ſchaffen, mit einem unter Druck und Kampf heranwachſenden Geſchlecht, mit aufſtrebenden Kräften, mit Anfängen und Verſuchen? Ihre Namen laufen uns täglich durch die Finger, und mit rührender Dienſtfertigkeit

rennen wir jeder neugemalten Wand nach, jedem trauernden Juden, jeder thörichten Jungfrau. Wir aber bleiben ihnen, den anerkannten Meistern ihrer Kunst, fern und fremd, wir, nur Schüler in der unsern; an unsern kleinen Leiden und Freuden betheiligt sich ihre göttliche Ruhe nicht, ihre infallible Exclusivität, ihre großartige Einseitigkeit verkehrt mit den Classikern und mit der Bibel, und es steht ihnen thatsächlich fest, daß Deutschland keine Poesie und keine Literatur mehr hat. Sie brauchen uns, wozu wir eben gut genug sind, zum Heroldsamt in der Journalistik; wir haben die Erlaubniß, ihnen voranzuschreien: date viam, und zum Danke winken sie uns gnädig mit der Hand, zur Entlassung, wenn die Straße offen geworden ist.

Große, stolze, schöne Schwester, der die öffentliche Meinung überall Thor und Thüren aufschließt, der sie in zahllosen Salons und Vereinen Gelegenheit gibt, sich zu produziren, die Könige an ihren Thron rufen und mit ihren Orden schmücken, bist du denn wirklich um so vieles größer, stolzer, schöner als die Stiefschwester, oder nur um so weniges glücklicher, wenn das Glück heißen darf?

Ich habe den Salon in Brüssel besucht, die Ateliers in Antwerpen, die kleine Ausstellung „Arti et amicitiæ“ in Amsterdam, gleichzeitig mit den alten Galerien im Haag, in Amsterdam, in Brüssel, in Antwerpen, in Gent, in Brügge. Wenn das, was ich gesehen habe, einen Fortschritt in der edlen Malerkunst beurkundet, so will ich Gott danken, daß meine Kunst, die Poesie — anch'io! — nicht also fortgeschritten ist. Vor meinen Augen stehen sie noch, gewaltig und gebietend, die ernsten, alten, großen van Eyck, Hemling, Rubens, Potter, Rembrandt, Dow, Ruysdael, und wie sie alle heißen mögen; sie werden stehen, wenn das bunte Farbengemisch und Gestaltengewirr der Neuen längst verschwommen ist und zerronnen. Ei, was habt ihr denn gethan und erreicht seit zwei oder drei Jahrhunderten, daß ihr uns von einer flämischen Wiedergeburt reden wollt, von einer neuen Kunstära, einer anders noch goldenen als in eurem Ehrensolde? Zeigt mir doch erst einmal solche Menschengesichter, wie sie die Schützengilde, die Anatomie, die Nachtwache aufweisen, eine so warme, behagliche, durch und durch erfüllte Stimmung, wie sie aus jenen kleinen Landschaften strahlt und klingt, nur ein so tüchtiges Vieh, wie Paul Potter und Franz Snyders gemacht haben, ich weiß nicht vor wie langen Jahren!

Arti et amicitiæ! Ja, die Amicitia seh' ich wohl, allein wo ist die Ars? Es ist wahr, das ist nur ein kleiner Privatsalon, für Schüler vielleicht, für Anfänger. Da hängen Porträts, die einen Abscheu vor der menschlichen Physiognomie erwecken, Erdenklöße, denen eine Kleinigkeit fehlt, um Menschen zu seyn, der göttliche Hauch, der sie anbläst, daß sie leben. Mich friert vor diesen ewigen Winterlandschaften, neben schlittschuhlaufenden Holländern, vor holzfahrenden Bauern im verschneiten Forst. Ach ja, ihr malt das durchsichtige Eis wunderschön, Mynheer Koekkoer, Mynheer van Hjanen, aber ihr malt das nun Jahr aus, Jahr ein, immer dieselben nackten Baumstämme, dieselben rauchenden Kamine, dieselben Pelzhandschuhe, und ich habe sie schon so oft gesehen, wo ein Kunstmarkt eben aufgeschlagen stand, in Düsseldorf, in Frankfurt, in Magdeburg, in Kassel. Mich reizt dieser gewaltsame, erlogene Humor nicht mehr zum Lachen, und euer groteskes Genre däucht mich eine schale Goliath-Bouffonerie, wenn ich es an zwei winzige Davide des alten Bundes halte, an David Teniers und an David Ryckaert. Nein, ihr müßt uns nicht von Fortschritt reden, wenn ihr euch immer im Kreise herumdreht; wißt ihr aus „Faust,“ „wie junge Katzen“ . . und so weiter.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Geschichte des Giftmordes.

(Fortsetzung.)

In Folge der von der Spara und ihren Mitschuldigen abgelegten Geständnisse wurden noch viele vornehme Einwohner Roms beiderlei Geschlechts theils mit dem Tode, theils mit ewiger Verbannung bestraft, worauf Papst Alexander alle Acten dieser Rechtsverhandlungen, damit das schlimme Geheimniß der Giftbereitung nicht weiter verbreitet würde, in der Engelsburg verschließen ließ.

Es ist indessen wahrscheinlich, daß diese weise Maßregel ihren Zweck verfehlte, indem, wenige Jahre nach dem Tode der Spara, zu Neapel die Giftmischereien der Tophana mit den nach ihr benannten Tropfen, welche eine so furchtbare, beinahe fabelhafte Berühmtheit erlangt haben, ihren Anfang nahmen und man glauben darf, daß das Gift der Spara und das der Tophana in einerlei Mischung bestanden habe. Es wird selbst erzählt, Hieronyma Spara sey die Schülerin der Tophana in der Kunst, Gifte zu bereiten, gewesen; eine Nachricht, die indessen sehr wenig glaubhaft erscheint, da Keyßler die Tophana noch im Jahr 1730, also siebzig Jahre nach der Hinrichtung der Spara, in ihrem Asyle lebend angetroffen hat und sie als ein altes, aber sehr lebhaftes Mütterchen beschreibt. Sie müßte in diesem Falle wenigstens ganz frühe eine Meisterin ihrer Kunst geworden seyn.

Die tödtliche Mischung der Tophana ist das unter dem Namen aqua Tophania — acqua della Tophana — acquetta di Napoli, auch bloß aquetta bekannte flüssige Gift, welches ohne Farbe, Geruch und Geschmack gewesen seyn und sich völlig wie klares Quellwasser verhalten haben soll. Dieses Gift, so wird erzählt, habe in der geringen Gabe weniger Tropfen eine sichere und unausbleiblich tödtliche Wirkung geäußert und nicht die geringsten Spuren der Vergiftung zurückgelassen. Tophana habe die Wirkung ihrer Tropfen so ausstudirt gehabt, daß sie dieselbe, je nach der Körperbeschaffenheit des zu Vergiftenden, binnen Kurzem oder erst nach Monaten und Jahren eintreten lassen konnte und ihre Berechnungen ganz genau eintrafen. Habe sie die Gabe des Giftes auf einen langsamen Tod eingerichtet, so sey das Opfer an einer schmerzlosen Verzehrung aller Lebenskraft langsam, aber unrettbar dahingeschwunden. Tophana pflegte das nach ihr benannte Gift unter dem Namen des Wassers des heiligen Nicolas de Bary auszutheilen und zu versenden, indem neben der Kapelle, wo die Gebeine des genannten Heiligen ruhen, ein Brunnen fließt, dessen Wasser im Rufe wunderthätiger Heilkräfte stand. Als Wasser des heiligen Nicolas wurde die Aqua Tophana in die fernsten Gegenden Italiens ausgeführt und diente dazu, viele Hunderte von Menschen zu vergiften. Als die Giftmischerin endlich von der Obrigkeit ergriffen worden und die gerechte Strafe für ihre langjährigen Verbrechen erhalten sollte, flüchtete sie im Jahr 1709 in ein geistliches Asyl, wo Keyßler sie noch 1730 sah, weil die Heiligkeit des Zufluchtsorts ihr Schutz gewährte. Endlich jedoch ließ sie der Vicekönig, General Daun, in ihrem Asyle ergreifen, festsetzen und später hinrichten. Die Indiscretion der Richter veröffentlichte aber, wie Gayot de Pitaval bemerkt, das Geheimniß der Zubereitung der Aqua Tophana, und dieses verderblichste der Gifte ward noch lange Jahre nach dem Tode der Erfinderin in Neapel verfertigt und zum Morde angewendet.

Nichts desto weniger aber ist es ein völliges Geheimniß geblieben, aus welchen Stoffen diese tödtliche Flüssigkeit dargestellt wurde, und es herrschen hierüber die verschiedenartigsten Meinungen. Archenholz in seinem England und Italien hält sie für eine Zubereitung aus Opium und den spanischen Fliegen; Haller, Pyl, Hasenmann und Löbel meinen dagegen, die Aqua Tophana habe in nichts als einer gesättigten Arsenikauflösung bestanden. Diese Meinung wird besonders durch einen Brief des Doktors v. Garelli, Leibarzts Kaiser Karls VI., der damals König beider Sizilien war, an den berühmten Friedrich Hoffmann vom Jahr 1719 bestätigt. Garelli schreibt in diesem Briefe, er habe von dem Kaiser selber erfahren, die Aqua Tophana sey eine Auflösung des oxydirten Arseniks im destillirten Wasser einer unschuldigen Pflanze, des Cymbelnkrauts — Antirrhinum Cymbalaria — gewesen. Andere halten wieder Bleisalze für die Hauptingredienzien dieses Giftes, und einem Chemiker in Böhmen soll es, wie Erndl erzählt, gelungen seyn, aus ihnen ein Gift darzustellen, welches in jeder Beziehung der Aqua Tophana gleich kam und unter denselben Erscheinungen den Tod damit vergifteter Thiere herbeiführte. Halle behauptet sogar, die Tropfen jener neuern Locusta seyen durch Destillation aus dem Schaum, der sich vor dem Munde auf eine Tafel gespannter und durch Kitzeln zu Tode gequälter Menschen ansammelt, und aus ihrem Angstschweiße bereitet worden.

Ganz abgesehen davon, ob diese Erzählung historisch begründet ist oder nicht, ist es eine durch mehrere Beispiele genügend bestätigte Erfahrung, daß Gemüthsbewegungen auf ihrer höchsten Höhe im Stande sind, die milden Säfte des lebendigen menschlichen Körpers in das tödtlichste und schnellwirkendste Gift umzuwandeln. Hier nur zwei Beispiele. Rudolphi erzählt in seiner Physiologie, daß ein Mann, der kurz vorher einen furchtbaren Aerger überstanden hatte, sich zufällig mit den Zähnen einen Finger verletzt habe und augenblicklich unter den Zeichen einer heftigen Vergiftung zu Boden gestürzt und bald nachher gestorben sey. Aehnlich ist die Mittheilung des Medicinalraths Tourtual zu Münster aus seiner eigenen Erfahrung. Eine Frau sieht, während sie ihr gesundes einjähriges Kind stillt, ihren Mann in Gefahr, von einem betrunkenen Soldaten mit dem Säbel verletzt zu werden. Voll Angst wirft sie das Kind in die Wiege und stürzt zwischen die Streitenden, als auch schon andere Bewohner des Hauses den Soldaten ergreifen und fortschleppen. Die Frau setzt sich wieder hin, um im unterbrochenen Stillen ihres Kindes fortzufahren; das Kind aber hat kaum einen Zug gethan, als es die Brust losläßt und unter den heftigsten Convulsionen in wenigen Minuten seinen Geist aufgibt.

Wenn der Verfasser dieses Aufsatzes sich über seine Ansicht von der Zusammensetzung der Aqua Tophana aussprechen sollte, würde er Blei, besonders das essigsaure Oxyd dieses Metalls, und Präparate aus dem Aconitum für ihre Hauptbestandtheile erklären. Die Wirkungen der Bleisalze auf den menschlichen Körper werden von ähnlichen Erscheinungen eines langsamen, wenn gleich nicht schmerzlosen Dahinschwindens begleitet, wie solche bei den Vergiftungen mit der Aqua Tophana geschildert werden. Das Blei gehört zu den Metallen, welche dem Leben des Menschen am allerfeindlichsten sind, und eben so bestimmt bei kleinen, oft wiederholten Dosen allmählig und auf eine schleichende Weise, als in großer Gabe schnell und gewaltsam den Tod herbeiführen.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Breslau, Oktober.

(Fortsetzung.)

Schulanstalten. — Bevölkerung. — Alte Klöster.

Es hat in Breslau nie an namhaften Gelehrten gefehlt, und Wolf, Garve und Schleiermacher, welche hier geboren wurden, sind mit deutschem Ruhme gekrönt; bis in die neueste Zeit aber, welche die Wissenschaft nicht als bloßen Selbstzweck, sondern als Intelligenzmittel zu allseitiger Lebensförderung in Anspruch nimmt, mangelte dabei mehr als anderwärts der rechte Geist der Oeffentlichkeit, der unter allen Klassen der Gesellschaft eine fruchtbringende Bildung harmonisch zu verbreiten strebt. Die schlesische Gesellschaft für vaterländische Kultur scheint dieses edle Ziel im Auge zu haben; allein die todte Wortgelehrsamkeit in mikrologischem Gedächtniß- und Forschungskrame findet dabei noch die rüstigsten Vertreter, und die wirklich produktiven Geister hatten zu allen Zeiten, wie noch heute, einen schweren Stand. Sie konnten, im beständigen Kampfe mit der unfruchtbaren Negation, nur einen geringen positiven Einfluß auf das Volksleben zu dessen erhöhtem Bewußtseyn und zeitgemäßer Entwickelung gewinnen, wo die zähe, nachhaltige Indolenz des Slaventhums noch mitten in der Germanisation des Ländchens, so wie dessen äußerste geographische Lage auf der deutschen Karte bisher den langsamen Kulturfortschritt verschuldet haben. Erst jezt scheint mit einer frischern Strömung der provinziellen Tagesliteratur ein neuer Volksgeist, der Geist der Intelligenz, zu erwachen, worin Schlesien bisher den übrigen deutschen Ländern nachstand.

Breslau besizt eine Menge guter Schulanstalten. Es zählt vier Gymnasien, eine höhere Bürgerschule, eine Kunst-, Bau- und Handwerksschule, verschiedene Seminarien, eine Menge Elementar- und einige Kleinkinderschulen. Das katholische Gymnasium ist ein von der alten Universität der Jesuiten abgezweigter Ueberrest, und sein 1836 verstorbener Rektor Köhler war der lezte des Ordens, den die Regierung nicht aufhob, sondern allmählich durch Modifikationen absterben ließ. Das evangelische Gymnasium zu St. Elisabeth ist das älteste, und war als solches seit 1523, als Trivialschule jedoch schon gegen das Ende des 15ten Jahrhunderts vorhanden, wie das zu St. Magdalena. Lezterer Schule wurde 1766 zu einem Realgymnasium erhoben, welches namentlich unter dem gelehrten Manso aufblühte, wie jene unter dem originellen Arletius, Lieberkühn und Scheibel. Die zu St. Magdalena vorhandene Gemäldesammlung, ein Geschenk des Rathspräses Albrecht v. Säbisch an die Stadt, ist die vorzüglichste und bedeutendste Breslaus. Sie enthält eine Menge werthvoller Originale aus der italienischen, niederländischen und deutschen Schule, daneben eine besonders schätzbare Kupferstichsammlung von 56 Bänden und eine Menge Kunstsachen aus Wachs und Elfenbein. — Das reformirte Gymnasium besteht seit 1765 als Realschule, worauf 1776 der große Friedrich sie zu einer königlichen Anstalt unter dem Namen Friedrichsschule erhob.

Das religiöse Leben Schlesiens vereinigt seine hier und da ziemlich bestimmt gesonderten Elemente in der Hauptstadt, unter gegenseitiger Duldung der Parteien, zu erfreulicher Harmonie. Der Katholicismus erscheint hier keineswegs als das herrschende Princip, wie man es an diesem Sitze eines Fürstbischofs wohl vermuthen könnte. Obgleich noch einmal so viel katholische als evangelische Kirchen vorhanden sind, besteht doch die christliche Einwohnerzahl zu mehr als zwei Drittheilen aus Protestanten. Die wesentlichste Ursache davon ist in der frühen Begünstigung des Protestantismus zu suchen, der unter den ausgedehnten eisernen Privilegien der Stadt noch kräftigen Schutz fand, als die kaiserliche Gegenreformation durch Lichtensteiner Dragonaden im übrigen Schlesien sich geltend machte. Auch die spätern indirekten Bemühungen des Kaiserhauses für den Katholicismus waren in Breslau aus diesem Grunde von geringem Einfluß, worauf mit dem Eintritt der preußischen Periode die Entwickelung des protestantischen Elements wieder völlige Freiheit und in der Bureaukratie große Unterstützung erhielt. In der neuern Zeit hat auch das Judenthum unter der gesezlichen Begünstigung vom Jahr 1812 einen sichtbaren Aufschwung genommen, und es ist die Emancipation desselben dem Wesen, wenn auch nicht dem Namen nach, bereits dergestalt vorhanden, daß die christlichen Interessen dadurch sogar auf's Ernstlichste bedroht sind. — Die lezte Civilaufnahme der Einwohner im Jahr 1841 hat 92,305, und die Militäraufnahme 5616 ergeben, mithin die Gesammtzahl von 97,921. Davon gehören der evangelischen Kirche 63,552, der katholischen 28,636, und der jüdischen Confession 5733 Personen an.

Breslau ist reich an alten Kirchen und aufgehobenen Klöstern, welche einen Maßstab für die ehemalige Blüthe des hiesigen Mönchthums geben, und seit 1810 zu Amtslokalen für verschiedene Zwecke der Verwaltung, der Wissenschaft und öffentlichen Wohlthätigkeit benuzt werden. So z. B. ist das Klostergebäude zu St. Vincent, wo einst der heftige Bischof Nanker den König Johann von Böhmen in den Bann that, jezt der Sitz des Oberlandesgerichts; das stattliche Sandstift enthält die königliche und Universitätsbibliothek, und die Gebäude des Katharinenklosters wurden den königlichen Medicinalanstalten der Provinz, so wie dem anatomischen Theater und Museum eingeräumt. Die Spezialgeschichte erzählt aus der Zeit der Reformation manchen interessanten Zug des Mönchslebens, das zum Theil in die ärgste Profanation des Heiligsten, dem es dienen sollte, ausgeartet war. — Von den zahlreichen Mönchsorden Breslaus bestehen nur noch drei, deren Zweck nächst dem Gebete auch auf eine bestimmte nüzliche Werkthätigkeit gerichtet ist. Es sind die der barmherzigen Brüder, der Elisabethinerinnen und Ursulinerinnen, von denen die ersten beiden sich mit Krankenpflege beschäftigen, der leztere Orden aber eine weibliche Unterrichtsanstalt unterhält. So hatte schon in diesen lezten, edelsten Nachwüchsen des Mönchthums der praktische Geist über die Gebetszwecke gesiegt, denen so große materielle Mittel dienstbar waren, und in erfreulichem Widerspruche mit ihnen steht die profane Regsamkeit der Gegenwart in den übrigen alten Klostergebäuden, diesen imposanten Denkmälern des einigen christlichen Elements, das eine so breite Grundlage für die Geschichte wurde. Wie gewaltig aber auch die idealen Irrthümer seyn mögen, welche in dieser Zeitrichtung die reale menschheitliche Entwickelung verzögerten, es dürfen ohne Ungerechtigkeit in den Klöstern nie die ältesten Pfleger der Kultur übersehen werden.

Im nächsten Briefe besprechen wir die interessantesten unter den zahlreichen kirchlichen Gebäuden der Stadt.

Beilage: Literaturblatt Nr. 114.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 269.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Donnerſtag, den 10. November 1842.

On n'avait point emploié le poison, cette vengeance des lâches dans les horreurs de la guerre civile. Ce crime, par une fatalité singulière, infecta la France dans le temps de la gloire et des plaisirs qui adoucissent les mœurs, ainsi qu'il se glissa dans l'ancienne Rome aux plus beaux jours de la republique.

Voltaire.

Zur Geſchichte des Giftmordes.

(Schluß.)

Daß das Aconitum, welches nach Theophraſt und Dioscorides bei den Giftmiſchereien des Alterthums eine ſo bedeutende Rolle ſpielte, das ganze Mittelalter hindurch zu mörderiſchen Zwecken in Anwendung gebracht und deßhalb aller Wahrſcheinlichkeit nach auch ſpäter von der Hieronyma Spara und der Tophana nicht außer Acht gelaſſen wurde, geht aus der Sorgfalt hervor, mit welcher mehrere italieniſche Fürſten während des ſechzehnten Jahrhunderts bemüht waren, ſich ein ſicheres Gegenmittel gegen die giftige Wirkung dieſer Pflanze zu verſchaffen.

So erzählt Matthiolus, der berühmte Commentator des Dioscorides, Papſt Clemens VII. habe den Befehl gegeben, ein von dem Chirurgen Gregor Caravita erfundenes Oel, welches als Gegenmittel gegen alle pflanzlichen und thieriſchen Gifte dienen ſollte, an zwei Verbrechern zu erproben. In ſeiner, des Matthiolus, Gegenwart, ſeyen nun im November des Jahrs 1524 auf dem Capitol zweien zum Tode verurtheilten Miſſethätern mit Aconitum vermiſchte Kuchen zu eſſen gegeben worden. Der eine der Verbrecher, welcher die größte Gabe des Giftes bekommen, ſey ſogleich unter die Aufſicht von Aerzten geſtellt und drei Tage hindurch mit jenem Oele eingerieben worden, auch in Folge dieſer Behandlungsweiſe, obgleich unter furchtbaren Erſcheinungen eines Kampfes zwiſchen Leben und Tod, wieder geneſen. Der andere Verbrecher dagegen, dem man viel weniger von den vergifteten Kuchen gereicht, aber ihn nicht mit dem Antidotum des Caravita behandelt, ſey nach drei Stunden geſtorben. Aehnliche Verſuche mit dem Aconitum ſtellte Matthiolus im Jahre 1567 zu Prag auf Befehl des Erzherzogs Ferdinand von Oeſterreich an zwei ebenfalls zum Tode verurtheilten Verbrechern an, als der genannte Fürſt ein Pulver erhalten hatte, welches als Gegenmittel gegen die ſchädliche Wirkung des Aconitum, ja ſelbſt des Arſeniks ſehr gerühmt wurde. Der eine von ihnen, welcher das gerühmte Pulver als Gegengift bekommen hatte, ſtarb, während der andere, den man mit Bezoar, in weißem Weine aufgelöst, nachbehandelte, mit dem Leben davon kam. So weit Matthiolus.

Außerhalb Italiens hat die Giftmiſcherei nie größeres Aufſehen erregt, als zu Paris während der lezten Hälfte der Regierung Ludwigs XIV., wo Marie Marguerite d'Aubry, verheirathete Marquiſe de Brinvilliers, die Medea der modernen Zeit, im Verein mit ihrem Geliebten Godin La Croix, den Tod durch Gift in ihrer näheren und ferneren Umgebung verbreitete. Die merkwürdige

Geſchichte dieſer großartigen Verbrecherin, welche, oft bloß aus Freude an dem Experiment, weder ihre eigenen Eltern noch die Kranken des Hoſpitals verſchonte, denen ſie vergiftete Suppen zukommen ließ, findet ſich in dem erſten Bande der causes célèbres von Pitaval, ſo wie in den Briefen der Madame de Sevigné an ihre Tochter, iſt von Theodor Hoffmann auf geiſtreiche Weiſe ſeiner bekannten Erzählung, „das Fräulein von Scudery," eingeſchaltet und auch von Hitzig und Willibald Alexis in die von ihnen neuerdings unter dem Titel des „neuen Pitaval" veranſtaltete Sammlung merkwürdiger Criminalrechtsfälle aufgenommen worden, ſo daß ſie als hinlänglich bekannt übergangen werden kann.

Die Marquiſe de Brinvilliers wurde am 16ten Juli 1676 verbrannt, nachdem ſie durch die Liſt des Maréchauſſéebeamten Desprais aus dem Kloſter zu Lüttich gelockt worden war, in welches ſie ſich geflüchtet hatte, als nach dem Tode ihres Geliebten La Croix ihre Verbrechen an das Licht kamen. Das Gift, deſſen ſie ſich bediente und in deſſen Zuſammenſetzung beſonders La Croix eine außerordentliche Virtuoſität erlangt hatte, hat unter dem Namen des poudre de succession eine furchtbare Berühmtheit erlangt. Wie außerordentlich fein und durchdringend es war, geht aus dem Tode des La Croix ſelbſt hervor, welcher dadurch augenblicklich ſtarb, daß ihm die gläſerne Larve, deren er ſich bediente, wenn er die tödtlichen Subſtanzen miſchte, vom Geſichte fiel und ſo der Staub und die ſubtilen Ausdünſtungen des Giftes in ſeine Lungen gelangten.

Die Giftmiſchereien in Paris hörten mit dem Tode der Brinvilliers keineswegs auf, ſondern beunruhigten nach wie vor die öffentliche Sicherheit. Der König ſezte deßhalb einen eigenen Gerichtshof ein, die chambre ardente — nach Analogie eines unter König Franz I. eingerichteten geiſtlichen Inquiſitionstribunals — welcher ſich einzig und allein mit Unterſuchung und Beſtrafung der Giftmiſchereien beſchäftigen ſollte. Der Verdacht dieſer Behörde lenkte ſich beſonders auf zwei Weiber, Voiſin und Vigoureur, von denen die erſtere Hebamme war, aber als Wahrſagerin und Verkäuferin von Liebestränken ſich des Beſuchs und Zuſpruchs der vornehmſten Herren und Damen des Hofes erfreute. Die chambre ardente, welche nur zu ſehr von den Privatleidenſchaften des Miniſters Louvois und der damals allmächtigen Favorite, der Marquiſe de Montespan beherrſcht wurde, verfolgte nicht nur die genannten beiden Weiber, ſondern auch Alle, ſelbſt die Vornehmſten, welche irgend wie, ſelbſt auf die unſchuldigſte Art, mit ihnen in Berührung getreten waren, mit unerbittlicher Strenge. So konnten die Gräfin von Soiſſons ſo wie die Herzogin von Bouillon ſich der Beſtrafung nur durch die Flucht entziehen, und den Marſchall von Luxemburg ſchüzten weder ſein erlauchter Name noch die größten militäriſchen Verdienſte vor der Schmach, auf den bloßen Verdacht, daß er die Voiſin beſucht habe, mehrere Monate in der Baſtille zubringen zu müſſen. Im Jahre 1680 wurden die Voiſin und Vigoureur lebendig verbrannt und die chambre ardente, welche mit beiſpielloſer Härte und oft willkührlich verfahren war, zur größten Freude der Pariſer Einwohnerſchaft aller Claſſen geſchloſſen.

Woraus das poudre de succession beſtanden habe, iſt nicht mit Gewißheit zu beſtimmen, indem Ludwig XIV. die hierauf bezüglichen Prozeßakten der Brinvilliers und Voiſin vernichten ließ. In dem Nachlaſſe des La Croix fand man außer einer bedeutenden Quantität ſchon fertiger Gifte in Pulvern und in flüſſiger Form, deren Beſtandtheile die unterſuchenden Medicinalperſonen nicht zu ermitteln vermochten, Sublimat, Opium, Spießglanzkönig und römiſchen Vitriol. Die Leichen der durch das Succeſſionspulver Vergifteten zeigten eben ſo wenig Spuren davon, als dieß bei der Acqua Tophana der Fall war. Man vermuthet indeſſen aus den Symptomen, unter denen die Opfer der Brinvilliers ſtarben, daß Blei- und Arſenikpräparate in ihren Giften eine Hauptrolle ſpielten. Eine Zeit lang glaubte man in Paris ſogar, das poudre de succession habe in dem Staube fein gepulverter Diamanten beſtanden, über welche Anſicht ſich noch Voltaire in ſeinem siècle de Louis quatorze luſtig macht.

In neuerer Zeit ſind bei weitem die meiſten Verbrechen der Vergiftung durch den orydirten Arſenik begangen worden. Trotz der ſtrengen Polizeibeſtimmungen, welche in allen civiliſirten Staaten gegen den Verkauf dieſes fürchterlichen Giftes an nicht autoriſirte und zuverläſſige Perſonen gerichtet ſind, und von denen die erſte und ausführlichſte am 13ten Auguſt 1682 von Ludwig XIV. erlaſſen wurde, iſt es der verbrecheriſchen Abſicht doch noch immer leicht genug, ſich dieſes Gift, welches mannigfache techniſche Anwendung findet, in hinreichender Menge zu verſchaffen. Arſenik war es, deſſen ſich die berüchtigſten Giftmiſcherinnen der neueſten Zeit, die Geheimeräthin Urſinus in Berlin, die Gottfried in Bremen und Marie Lafarge in Frankreich bedienten, wenn anders die leztere des Verbrechens, ihren Gatten vergiftet zu haben, obgleich dafür verurtheilt, auch wirklich ſchuldig iſt.

Soweit dieſe Skizze einer Geſchichte des Giftmordes. Es wird dem Leſer aufgefallen ſeyn, daß die meiſten und ausgedehnteſten Verbrechen dieſer Art, welche von der Geſchichte wie von den Annalen der peinlichen Rechtspflege aufbewahrt werden, von Frauen begangen worden ſind. Man ſucht den Grund hievon gewöhnlich darin, daß angeborene Furchtſamkeit und Mangel an Muth das ſchwächere Geſchlecht abhalten, ſich in offener Gewaltthätigkeit der Waffen des Mannes zu bedienen, und ihm deßhalb das Gift willkommener erſcheine, weil es mit

demſelben, von Haß und Leidenſchaft entflammt, heimlich und aus der Ferne, obgleich nicht weniger ſicher treffen und tödten könne. Dieſe Erklärung aber genügt wenig für eine Erſcheinung, die von der tiefſten pſychologiſchen Bedeutung iſt, und der Verfaſſer behält ſich vor, ſeine Anſichten hierüber an einem andern Orte ausführlich darzulegen. Dr. M.

Holländiſche Schildereien.

(Fortſetzung.)

In Brüſſel und in Antwerpen, in Belgien überhaupt findet ſich ſchon ein ernſterer Wille, eine tüchtige, ausgeſprochene Richtung. Dieſe Provinzen, die nun Jahrhunderte lang wie ein Spielball aus einer Hand in die andere geflogen ſind, ringen nach Selbſtſtändigkeit und Nationalität in jeder Offenbarung ihres verjüngten Lebens. Sie wollen weder rechts noch links anknüpfen, weder an Hochdeutſches noch an Wälſchfranzöſiſches, ſie greifen in ihr eigenes Mittelalter zurück, in das große, reiche Städteleben Belgiens, in die Herrlichkeiten von Gent, Brügge, Mecheln, Antwerpen. Wie die junge flämiſche Poeſie immer und ewig ein Paradepferd reitet, die Egmontsgeſchichte in hundert neuen Bearbeitungen, ſo kehrt die junge flämiſche Malerei immer und ewig auf ihren geſtorbenen Meſſias zurück, auf Peter Paul Rubens. Dieſer Mann, ich beuge mich in Demuth vor ſeinem Namen, wie ich in Demuth an ſeinem Grabe in der Jakobskirche zu Antwerpen geſtanden habe. Ja, er muß ein Univerſalgenie geweſen ſeyn: ſieben Sprachen reden und ſieben Künſte treiben, heute Profangeſchichte malen und morgen Mythologie und übermorgen Heilige, heute ein wildes Thier und morgen einen zahmen Rathsherrn, heute eine See im Sturm und morgen ein Blumenſtück mit Käferlein, den Michel-Angelo und den Rafael in ſeine Zeichnung hereinziehen, das magiſche Helldunkel Correggios und den Farbenreichthum Paolos von Verona ſich aneignen, Diplomat ſeyn und Künſtler, Schriftſteller und Weltmann: welcher Geiſt und welches Leben! Schreit Zeter über mich, wenn ich deſſen ungeachtet die ſchroffe, ſtrenge Einfalt meines deutſchen Eyck und die göttliche Grazie deſſen von Urbino viel inbrünſtiger liebe und anbete. Verketzert mich, wenn ich an dieß zinnoberrothe Fleiſch nicht glaube, dieſe verrenkten und durcheinander geworfenen Figuren nicht ſchön finde, wenn ich Uebertreibung erkenne, wo ihr Kühnheit, Unmaß, wo ihr Fülle, Unwahrheit, wo ihr Genie. Ich bin ein ſchwacher, ein eigenſinniger, ein beſchränkter Kopf, und wenn ich nur das Eine von ihm wüßte, daß er zweitauſend Werke zurückgelaſſen, ſeine Schriften ungerechnet, es würde mir genug ſeyn, an ſeiner Göttlichkeit zu zweifeln. Ueppigkeit iſt keine Fruchtbarkeit, Verſchwendung noch nicht Reichthum. Alsdann: Peter Paul Rubens iſt nun zweihundert Jahre todt. Ihr ſollt uns dieſen Leichnam eines großen Menſchen nicht galvaniſiren, um ſeine Zuckungen für euer Leben auszugeben. Malt mir noch ſo viele Rubens'ſche Pferde, noch ſo reiches, rothes, rüſtiges Rubens'ſches Fleiſch, noch ſo wirre, wüſte, wilde Rubens'ſche Gruppen, und ihr habt doch nicht eine neue flämiſche Kunſt geſtiftet, doch nicht geſchaffen, ſondern nur kopirt, doch nicht neu geboren, ſondern nur wiederholt. Die großen Schlacht- und Aufruhrgemälde von Wappers und de Keyſer, welche das Ständehaus in Brüſſel ſchmücken, ſind vortrefflich gemalt, wirkſam, kühn, breit und heiß; aber ich ſuche vergebens nach neuen Ideen, nach einer Tiefe der Conception und Compoſition, nach Inſpiration. Die Kunſtmittel handhaben wie ein Meiſter, iſt nicht Meiſter in der Kunſt ſeyn, und ſo gewiß die Nachwelt Meyerbeer und Beethoven wird zu unterſcheiden wiſſen, Talent und Genie, oder Mendelsſohn und Haydn, Doctrin und Glauben, ſo gewiß geht ſie an dieſen großen Bildern, dann verblichen und nachgedunkelt, gleichgültiger vorüber als wir und ſchreitet zu dem wahrhaft Ewigen und wahrhaft Einzigen, zu der Kunſt auf ihrer abſoluten Höhe.

Ich bin ein leichter Menſch, ein fahrender Poet, ein Spazier- und Weltgänger, wie ihr es ſpöttiſch aufnehmt und uns zum Tadel nachſprecht. Ich weiß, daß meine Sendung und die von meines Gleichen nicht ausläuft auf mächtige, unſterbliche Reſultate, auf große Eroberungen und Errungenſchaften. Keiner von uns beſitzt die Kraft dazu, und ihr leiht uns nicht die Zeit dafür. Unſere Aufgabe iſt eine undankbare und eine ſchwierige, die Tradition in uns erhalten, das Beſtehende fortſetzen, dem Kommenden vorarbeiten. Darin hilft uns Niemand als die eigene Rechte, wir gehen Jeder allein ſeinen dunkeln Weg, und die einzige Freude iſt uns, wenn uns hie und da Jemand darauf begegnet, der uns freundlich und innig die Hand ſchüttelt. Jedwede andere Kunſt verhält ſich beſſer und glücklicher zur Gegenwart, als die Dichtkunſt, und doch lebt in keiner, nein in keiner — und das eben war und iſt und wird ſeyn ihr Vorzug, ihre Höhe, ihre Einzigkeit! — in keiner lebt ſo tief und ſo klar das Bewußtſeyn ihrer Sendung, halb ein ſchmerzliches und gebeugtes für die Gegenwart, halb eine unerſchütterliche Hoffnung, ein trotziger Lebensmuth, eine göttliche Zukunftsgewißheit. Hier ſcheiden ſich unſere Wege: das iſt unſer Theil, das habt ihr nicht, ihr Maler, das habt ihr nicht, ihr Muſiker, das habt ihr nicht, ihr Steinmetzen. Ihr flüchtet in Vergangenes, in unwiderruflich Verklungenes, in Verlorenes. Ihr knüpft an einen Glauben an, den ihr ſelbſt

nicht beſizt, der nur in einzelnen, extravaganten, verzweifelten Sympathien ſich zu erhalten trachtet. Ihr klammert euch feſt aneinander in Richtungen und Schulen, in Akademien und Vereinen. Ihr bildet in mühſeligem Studium euch eine vollendete Technik an, ohne zu bedenken, daß die Form zerbrechen muß, wo der Geiſt verſchwindet.

(Fortſezung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, Oktober.

Theater.

Wie überall, wo es Theater gibt, bildet auch in London das Bühnenweſen einen ſtehenden Artikel der geſellſchaftlichen Unterhaltung. Gleichwohl iſt es ein Beweis für die mit der Dürre der Vegetation gleichzeitige Dürre auf dem Felde der Neuigkeiten, daß in vielen hieſigen Kreiſen eine Zeitlang kaum etwas ernſter und länger verhandelt worden iſt als die Frage, ob Miß Adelaide Kemble noch Miß Kemble oder ob ſie Miſtreß oder Counteß Sartoris ſey. Für jede Behauptung gab es Gründe. Seit Eröffnung des von ihrem Vater, Charles Kemble, in Pacht und Direktion genommenen Coventgardentheaters erſcheint fortwährend auf den Anſchlagzetteln Miß Adelaide Kemble in mächtigen Buchſtaben. Der Vater, meinte man, müſſe als Autorität gelten; aber nicht genug, daß die Zeitungen die Vermählungsfeier in Glasgow berichtet haben, — Miß Kemble und Herr Sartoris führen wirklich gemeinſchaftlichen Haushalt. Graf oder nicht Graf? Die Tagespreſſe hat ſich etwas weiß machen laſſen und dann ein Gleiches ihren Leſern gethan, indem ſie Herrn Sartoris einen ſpaniſchen Grafen nannte. Die Löſung der Frage beſteht darin, daß zwar Miß Kemble Herrn Sartoris am Altare die Hand gereicht hat, aber noch bis Weihnachten ihren Mädchennamen gedruckt ſehen will, und ihr Gatte einer vor Jahren aus Genf nach England übergeſiedelten Familie angehört. Sein Vater, der Kaufmann geweſen, iſt todt; dagegen lebt ihm ein Oheim, der nicht bloß reich, ſondern auch Baron, und deſſen präſumtiver Erbe der Neffe iſt, und alles Räthſelhafte erklärt ſich daraus, daß der Ohm den wider ſeinen Willen geſchloſſenen Bund nur genehmigen will, wenn der Name Sartoris vom Theaterzettel wegbleibt, und daß die Tochter ihrem Vater als eine Hauptſtüze ſeines Unternehmens bis Weihnachten ihre Mitwirkung zugeſagt hat, eine Zuſage, deren treue Erfüllung die Tochter ſchon deßhalb ehrt, weil der Vater durch den Glanz ihres vorjährigen Auftretens zu ſeinem Unternehmen veranlaßt worden, weil er mit Reichthum nicht geſegnet und das Mißlingen eines hieſigen Theaterpachts eine die perſönliche Freiheit bedrohende Sache iſt. Uebrigens wurde Charles Kemble mit Freuden an der Spize von Coventgarden erblickt. Sechzig Jahre haben die Kembles dem Publikum lieb gemacht, ja ſie haben während dieſer Zeit faſt ununterbrochen die engliſche Bühne beherrſcht. Der Beifall, welchen die Siddons 1782 in Drurylane gewann, rief ihre Familie auf die Bretter, ihre gefeierten Brüder John und Stephen und ihre gefeierten Schweſtern Whitelock und Twiß. Dann kam Charles Kemble mit Gattin, Brüdern, Schweſtern, Schwägern und Kindern. — Charles Kemble eröffnete dießmal ſeinen Feldzug mit Norma, einer Oper, in deren Hauptrolle ſeine Tochter verfloſſenes Jahr goldene Lorbeeren erworben. Dieſes Jahr ſcheint ihr das nicht glücken zu wollen. Sie wurde rauſchend begrüßt, aber der Beifallsſturm verrauſchte ſchnell; und ließ ſich auch nicht behaupten, daß ſie weniger gut ſinge und ſpiele, ſo erklärte ſich doch die Mehrheit mit ihrer Norma weniger zufrieden und verlangte eine andere Oper. Semiramis, zum erſtenmale in engliſcher Verſion, trat an die Stelle. Dieß iſt der zweite Verſuch, eine große italieniſche Oper zu engliſiren. Norma machte den Anfang, und das Gelingen des Verſuchs galt für eine thatſächliche Widerlegung derer, welche behaupteten, es ſey unmöglich, die weichen Melodien Italiens mit der ſtarren Sprache Englands in Einklang zu bringen. Man meinte, es heiße Steine und Felsblöcke in einen ruhigen Strom werfen und erwarten, daß er gleich ruhig fortgleite. Vergebens ſagte man dem Publikum, daß es in Norma nicht die engliſche Verſion, ſondern die Perſönlichkeit der Sängerin beklatſche. Das zeigt ſich jezt als Wahrheit. In demſelben Grade, in welchem der Enthuſiasmus für die Sängerin, iſt der für die Oper erkaltet. Semiramis dürfte kein Gegenbeweis werden. Es iſt dieß eine ſchwerere Oper als Norma und einem engliſchen Publikum noch unverſtändlicher. Zieht ſie demungeachtet an, ſo verdankt ſie dieß einer Aeußerlichkeit und einem Zufalle, nämlich dem unermeßlichen Pomp, womit ſie in Scene geſezt worden, und dem Debüt der Miſtreß Alfred Shaw. Dieſe iſt ſiegreich gegen Miß Kemble aufgetreten und ihr Talent erregt in der hieſigen muſikaliſchen Welt bedeutendes Aufſehen; dem Kontinent iſt ſie bereits vortheilhaft bekannt. Ihr Verhältniß zur Kemble möchte ſich ſo ſtellen, daß leztere die Kunſtgewandtere, jene die von der Natur Begünſtigtere iſt. Indeſſen ſcheint es nicht, als ſolle die gehegte Beſorgniß ſich beſtätigen, daß die Direktion über der Oper das Drama vergeſſen werde. Von einem ungenannten Verfaſſer hat ſie ein Stück zur Aufführung gebracht, das zu den beſſern der Neuzeit gehört. Schon daß in Love's sacrifice, or the rival merchants, wie das Stück heißt, die Einheit der Leidenſchaft feſtgehalten, daß es eine Leidenſchaft iſt, um welche alle Sympathien ſich gruppiren, erweckt für den Verfaſſer die günſtige Vermuthung, daß er dieſes sine qua non eines guten großen Dramas begriffen habe. Und mit glücklicher Wahl hat er die reinſte und ſtärkſte Leidenſchaft getroffen, deren das menſchliche Herz fähig iſt, die von Selbſtſucht freie, kein Opfer ſcheuende Liebe einer Tochter zu ihrem Vater. Der Schauplay iſt Paris unter der Regierung Ludwigs XI. Das ungewöhnliche Glück, welches die Vorſtellung gemacht, verdankt ſie keinen melodramatiſchen Knalleffekten. Die Theilnahme des Zuſchauers knüpft ſich an ſehr einfache Begebenheiten, ſteigt faſt mit jeder Scene, und findet ſich durch das echt dramatiſche Ende nicht getäuſcht. Die Sprache iſt rein von Metaphern, die häufig um ſo wüthender applaudirt werden, je unſinniger ſie ſind. Sie begnügt ſich, wahr, und, wo ſie darf, poetiſch zu ſeyn. Die Charaktere ſind bis auf wenige Ausnahmen geſchickt gezeichnet, und — was ſchon aus dem Geſagten folgt — es iſt kein Koloß unter ihnen, zwiſchen deſſen Beinen die Nebenperſonen durchkriechen müſſen. Ohne daß irgend eine Perſon eigentlich als Kopie anzuſprechen wäre, treten doch an jeder bisweilen Züge hervor, die Einem bereits anderswo vorgekommen ſind; aber wie ſchnell würde die Unzufriedenheit mit den neuern Dramen ſich vermindern, wenn ihnen blos dieß als Hauptfehler vorgerückt werden könnte.

(Fortſezung folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 90.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 270.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Freitag, den 11. November 1842.

O! my dear, my native soil!
For whom my warmest wish to Heaven is sent!
Long may thy hardy sons of rustic toil
Be blest with health and peace and sweet content!
R. Burns.

Bilder aus dem Leben des engliſchen Landvolks.

Michael.

Eine Erzählung aus dem Hirtenleben von W. Wordsworth.

Lenkſt du von der Landſtraße deinen Schritt
Aufwärts den raſchen Bach von Greenhead Ghyll,
So wähnſt du wohl, es hab' mit ſteilem Pfad
Dein Fuß zu kämpfen, in ſolch jäher Höh
Starrt dir die Alp' entgegen hochgethürmt.
Doch ohne Furcht! denn um den lauten Bach
Haben geöffnet ſich die Berge all,
Und ſich geſchaffen ihr verborgnes Thal.
Zu ſehn iſt keine Wohnung; wer hieher
Den Wanderſchritt lenkt, findet ſich allein
Mit wen'gen Schafen, Stein und Fels, und Weihen
Die über'm Haupt ihm ſchweben hoch im Blau.
Das Aeußerſte der Einſamkeit iſt hier;
Auch ſprách' ich Euch von dieſem Thälchen nicht,
Wär nicht Ein Gegenſtand, an dem man leicht
Unachtſam geht vorüber. Nah dem Bach
Zeigt ſich ein Haufen roher, derber Steine.
Und dieſer Platz — eine Geſchichte knüpft
Sich dran, die, von Ereigniſſen entblößt,
Doch, dünkt mich, für den winterlichen Herd
Oder den Sommerſchatten paßt. Die erſte
Der einfachen Geſchichten war's, die mir
Von Schäfern ſprach, von Thalbewohnern, Menſchen,
Mir lieb ſchon — freilich nicht um ihrer ſelbſt,
Um ihrer Fluren, ihrer Hügel willen,
Wo ihr Beruf und ihre Wohnung war.
Und dann hat die Geſchichte, wie ich noch
Ein Knabe war, und nicht nach Büchern fragte,
Doch die Gewalt ſchon der Natur empfand,
Durch des Naturintereſſe's ſanfte Macht
Zum Mitgefühl für Leiden mich geführt
Und Leidenſchaften, die mir ſelber fremd,
Und zum Nachdenken (unvollkommen zwar
Und flüchtig mocht' es ſeyn) über den Menſchen,
Und über Menſchenleben, Menſchenherz.
Drum will ich die Geſchichte, kunſtlos ganz
Und einfach, doch erzählen, zum Genuß
Für ein paar Herzen, treu noch der Natur,
Und, mit noch tiefrer Rührung, jungen Dichtern
Zulieb, die zwiſchen dieſen Bergen mich
Erſetzen werden, wenn ich nicht mehr bin.

In Grasmere Thal, da wo der Wald anſteigt,
Wohnte ein Schäfer, Michael war ſein Name;

Ein alter Mann, von Herz und Gliedern tüchtig.
Sein Körper war von jung an bis in's Alter
Von seltner Stärke; sein Gemüth war lebhaft,
Innig und nüchtern, tüchtig überall,
Und sein Beruf als Schäfer zeigt' ihn rüstig
Und wachsam, mehr als sonst die Menschen sind.
So hatt' er die Bedeutung aller Winde
Und Töne in der Luft erlernt, und oft,
Wenn's Andre nicht beachteten, hört' er
Des Südwinds unterirdische Musik
Der Sackpfeif' ähnlich, fern auf Hochlandsbergen.
Bei solchen Warnungen nahm seiner Heerde
Der Schäfer wahr, und sagte bei sich selbst:
„Die Winde geben mir jezt was zu schaffen!"
Und wirklich allemal rief ihn der Sturm,
Der Wanderer ein Obdach drängt zu suchen,
Hinan die Berge; ganz allein war er
Gestanden mitten in viel tausend Nebeln,
Die auf den Höhn ihn fanden und dort ließen.
So lebt' er, bis er achtzig überschritt.
Und gröblich irrte der, der glauben wollte,
Die grünen Thäler, Bach und Fels seyn je
Gleichgültig unsers Schäfers Sinn gewesen.
Die Trift, wo er mit heitrem Muth geathmet
Die allgemeine Luft; die Berge, die
Er rüst'gen Schritts erklommen oft, die ihm
Erinnrung weckten an so manchen Fall
Von Mühsal, Muth, Gewandtheit, Freud' und Angst;
Die, wie ein Buch, bewahrten das Gedächtniß
Von blöden Thieren, welche Rettung, Nahrung,
Und Schutz fanden durch ihn, dem solches Thun,
An sich schon lohnend, sichre Aussicht bot
Auf redlichen Gewinn; die Trift, die Berge,
Die seines Daseyns Wesen waren, mehr
Als selbst sein Blut — sie hatten, (konnt' es anders
Wohl seyn?) sich seines Herzens tief bemächtigt,
Sie gaben ihm bald unbewußter Liebe
Beglückendes Gefühl — das leise Glück,
Das im Gefühl des Lebens selber ruht.

Er hatte nicht einsam verlebt sein Leben;
Seine Genossin war ein redlich Weib,
Alt, ob zwar jünger zwanzig Jahr als er.
Sie war ein Weib von muntrer Rührigkeit,
In ihrem Haus ihr Herz, — Spinnräder zwei
Altväterische hatte sie, das große
Zur Wolle, für den Flachs das kleine; wenn
Das eine ruhte, ging das andre Rad.
Ein menschlich Wesen hatte noch im Hause
Das Paar, ein einzig Kind, ihnen geboren,
Als Michael, berechnend seine Jahre,
Selbst nachgerade dachte, er sey alt —
In Schäferart zu sprechen: einen Fuß
Im Grab schon hatte. Dieser einz'ge Sohn,
Dazu zwei muth'ge Schäferhunde, die
In manchem Sturme sich erprobt, der eine
Von unschätzbarem Werth, machten das ganze
Hauswesen aus. Behaupten darf ich keck,
Daß sie im Thal sprüchwörtlich waren wegen
Rastlosen Fleißes. War der Tag zu Ende
Und Sohn und Vater kamen heim, so hörte
Noch nicht die Arbeit auf — erst dann, wenn Alle
Sich zu dem saubern Tisch begaben, wo
Jedes mit seiner Supp' und magrer Milch
Sie um den Korb voll Haferkuchen saßen,
Und den geringen, selbstgemachten Käse.
Doch war das Mahl zu Ende, griffen Lukas
(So hieß der Knabe) und sein alter Vater
Zu solcher Arbeit noch, die sich am Herd
Verrichten ließ. Die Wolle für der Hausfrau
Spindel zu krämpeln, oder einen Schaden
An Sense, Flegel, Sichel auszubessern
Oder an anderm Haus- und Feldgeräth.

(Fortsetzung folgt.)

Holländische Schildereien.

(Fortsetzung.)

Ihr werft euch dem Publikum mit zudringlicher Hast in die offenen Arme, täglich mit einer neuen Schöpfung ihm opfernd, Gemälde, Oper, Messe, Oratorium, Bildsäule, Denkmal, Alles auf Bestellung oder im Auftrage — ach! und ihr ahnt nicht, daß eben dieses Publikum, das euch und eures Geistes Kinder heißhungerig und nimmersatt verschlingt, die Arme um euch zusammenschließen wird, wie ein Moloch, euch zu erdrücken, wenn es euch nicht mehr mag. Ihr stürzt euch in den Abgrund vergangener Zeiten hinab, und indessen schreitet sie, deren Söhne auch ihr seyd, die Gegenwart, rastlos, unhörbar, zauberschnell vorüber, und wenn ihr erwacht aus classischen Träumen, aus mystischen Schwärmereien, dann wird sie lange, lange dahin seyn, an euch vorbei, und ihr werdet nur den zerrissenen, den gefallenen Schleier, die todte Hülse der aufgebrochenen Frucht, die graue Puppe des emporgeflogenen Tagfalters in den Händen halten.

Ob wir besser thun? wir, die wir vor dem Tage uns aufmachen, uns hineinstürzen in die kalten, kämpfenden Nebel der Skepsis, uns hinauswagen auf die schwanke, trügerische Brücke der Negation, unter welcher das Nichts

uns hohnlachend entgegenstarrt? Ob wir — aber nein, nichts von uns. Für wen denn, und warum?

Mich erfaßt eine tiefe, zornige Wehmuth, wenn ich an meine Geschwister in Deutschland, an die Maler, gedenke. Das große, berühmte Bild von Overbeck, sein Triumph oder der Triumph der Religion, ich weiß es nicht, das jüngste Gericht von Cornelius, die christlichen Fresken von Veit, die Madonnen und die Erlöser von Schadow, ich habe sie ja alle gesehen und gelobt und bewundert. Aber hat denn ihre Kunst nur Ein Antlitz, ein rückwärtsgekehrtes? Verzweifeln sie denn so ganz und gar an aller Historie, daß sie nur in dem Glauben sich wiederfinden? Wie es die Andern treiben, die Kleineren und die Jüngeren, welche Gedichte und Seufzer in Düsseldorf malen, so arm, daß sie von der fremden Kunst für die ihrige einen Stoff ausborgen, welche Landseen und Alpenhörner in München darstellen, fortwährend tiefblau, oder hochgrün, oder hellroth, oder dunkelgelb, welche Wachparaden verherrlichen in Berlin und die Galerie nachzüglerisch ausplündern in Dresden, wie endlich jene Glücklichen, die allmorgendlich die fette Kuh der Porträtmalerei ausmelken und von dem Hoflager kleiner Fürstinnen in die Tuchlager großer Judenweiber hausiren gehen — wie sie es treiben, mit Erfolg in ihrem Sinne treiben, mit Popularität und mit Virtuosität: nun, darüber verstumme das Urtheil der Gegenwart, wie das der Zukunft ihnen zum voraus schon verstummt. Gibt es in Deutschland einen Anlauf zu einer wahrhaft neuen Malerei, zu einer modernen Kunst, wenn dieses Wort nicht wie eine Verdächtigung und eine Denunciation klingt, so wird sie durch zwei Männer erst vertreten, durch Kaulbach in München, durch Lessing in Düsseldorf. Da sind neue Elemente, frische, straffe Intentionen, klare Anschauung der Geschichte, phantasiereiche Romantik in der Composition, kecke, geistvolle Freiheit in der Zeichnung. Eine Hunnenschlacht, eine Zerstörung Jerusalems, meinetwegen nur ein kleines, gedrucktes Blatt, das Narrenhaus: darin erkenne ich meine Zeit, darin fließt Blut, warmes Blut, wie in meinen Adern, darin kämpfen und ringen gebundene Titanenkräfte, darin liegt eine ganze Zukunft enthalten. Huß vor dem Concil: und wäre es nur die Wahl des Helden, wäre der Held nur ein Abbild, wie alle Gegner, wäre die Historienmalerei hier noch auf ihrer ersten und ursprünglichsten Stufe des Porträts, doch würde ich aus dieser Leinwand heraus die sausenden Fäden der Zeit spinnen und rinnen sehen, zusammenhängend mit dem großen, unsichtbaren, aber allwirksamen Webstuhle, den ihr Gott heißen möget oder Geist oder Geschichte, den ihr glaubt und den ich glaube, ihr nur außer euch, ich in mir.

Die Malerei in Frankreich — darf man sie denn nennen neben der stolzen, selbstbewußten Schwester in Deutschland, der demüthigen, frommen, ohne gleich zurückgewiesen zu werden mit den harten Worten Koketterie, theatralischer Aufputz, Unnatur? Gemach, ich bitte, gemach! Die Malerei in Frankreich hat, wie jede Kunst in diesem einheitlichsten aller Länder, wenigstens den Vortheil, der in meinen Augen auch ein Vorzug ist, daß sie sich an ihr Volk und an ihre Zeit, an Sitte, Gesellschaft und Staat streng, hart, nahe anhält. Watteau, der verschrieene, lüsterne, sinnliche, unsittliche Watteau war der Maler der Regentschaft, der Maler des Reifrocks, der Schönpflästerchen, des kleinen Trianons, Crebillons und Dorats leiblicher Bruder. David, dem die Kunstrichter vorrücken, seine Zeichnung sey trocken, mager, flach, seine Färbung matt, trübe, todt, seine Composition steif, gezwungen, theatralisch, David war mit allen diesen Mängeln der Maler der Republik, der Tunika, der Freiheit, ein naher Vetter von Lemercier. David verurtheilte im Convent den König, und im Atelier malte er den Brutus. Er war ein Mann durch und durch, Künstler und Mensch ein und dasselbe, deßwegen beherrschte er auch seine Zeit tyrannisch, er, der Apostel der Freiheit. Nach ihm kam Gros, der Maler der Restauration. Nach Gros kommen Ingres, Delaroche, Vernet, die Maler der Gegenwart. Ich habe im Constantine-Saal des Versailler Museums gesehen, wie vor diesen Wänden, an denen die Kritik tausend Makel findet, tausend Augen sich entzündeten; der gemeine Soldat, der mit drüben gewesen war und geblutet hatte unter den Mauern von Miliah, verstand jene Bilder eben so gut als die dicke Epiciers-Gattin, welche sich alles daheim am Kamin aus dem Constitutionel vorlesen ließ von ihrem Hausfreund. Diese Augen skandalisirten sich nicht an der übertriebenen Wahrheit des Meisters, welcher sogar den Koth an den Gamaschen nicht vergaß; sie wußten nicht, ob der Schenkel des Schimmels verzeichnet war oder die Stellung des Standartenträgers oben auf dem Walle zu gewagt. Mein Gott, welchen andern Sinn, welche höhere Weihe und Bedeutung hatte denn das marathonische Schlachtgemälde in der Poikile zu Athen, die Trophäen und Statuen der hellenischen Heroen?

Es scheint, unsere deutsche Geschichte ist nur bis zum Mittelalter in's Blut geschossen, in's Bewußtseyn getreten. Die Nibelungenrecken malen sie, den grimmen Hagen und den starken Günther, die Märtyrer mit Pfeilen und Glorien auch, und die sittsamen Jungfrauen, das goldene Haar gescheitelt, das Mieder, kokett und feig zugleich, gelüpft, am Gürtel ein geistreiches, unausbleibliches Schlüsseltäschlein. O Gott, hat denn deine deutsche Nation keine Reformation gehabt, keinen Krieg von dreißig oder sieben Jahren? und ist es eine Mythe, was unsere Väter bei Leipzig gethan haben und bei Waterloo gelitten?

(Schluß des dritten Artikels.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Oktober.

(Fortsetzung.)

Theater. — Betrügerische Zollbeamte.

Kurz nach Coventgarden ist Drurylane eröffnet worden und zwar mit Shakespeares as you like it. Dieß deutet auf Macreadys fortdauernden Entschluß, seine Bühne zur Trägerin des „legitimen" Drama zu machen. Er selbst gab den melancholischen Jaques, und da Macready eben so viele Bewunderer als Gegner hat, fehlte es weder an solchen, die seine allerdings scharf markirte Deklamation preisen, noch an solchen, die sie tadeln; jeder nach seinem Geschmack. Ob übrigens diejenigen Recht haben, die es für sehr unwahrscheinlich halten, daß Macready, ohne vor leeren Bänken zu spielen, seinem Entschlusse treu bleiben kann, wird die Zeit lehren; ich für meine Person gehöre ebenfalls zu den Zweiflern. Der Versuch ist in den lezten Jahren wiederholt und stets zum Nachtheil des Unternehmers gemacht, der Geschmack des Publikums aber für die Einfachheit des klassischen Drama gewiß nicht empfänglicher worden. Auch das kleine Haymarket und das kleinere Adelphi spielen wieder. In ersterem gefällt ein Lustspiel, dessen Titel: the Curiosities of literature, selbst eine Kuriosität ist. An literarischen Kuriositäten gebricht es nicht; welche aber aus der Masse hat dießmal der Dichter Bourcicault gewählt? Etwa einen Dichter, der reich, einen Witzbold, der nicht eitel, einen Blaustrumpf, der frei von Neid ist? Nichts von alle dem; einen jungen Literaten hat er gewählt, der durch ein Mißverständniß Sekretär eines Ministers wird und in dessen Abwesenheit eine Menge kurioser Streiche begeht. Sieht man von einigen Unwahrscheinlichkeiten ab, so verdient das Stück den Beifall, den es gefunden. Im Adelphi ist die Direktion nach Yate's Tod an Gladstone übergegangen; dieser kann schwerlich etwas Besseres thun, als das Geschäft im bisherigen Geiste fortführen. Trotz mancher Fehler war Yates ein vortrefflicher Direktor, und das Adelphi hat nie höher gestanden als unter seiner Leitung. Es ist ihm zum Vorwurf gemacht worden, daß er das legitime Drama gänzlich bei Seite geschoben; aber er überließ das den zwei großen Theatern. Dann hat man ihn getadelt wegen der rücksichtslosen Verschwendung, wenn es galt, scenische Effekte hervorzubringen; aber er hütete sich, daß die Verschwendung ihm nicht schadete. Sein Haus war stets voll, und mit wunderbar richtigem Takte verstand er sein Publikum bei der schwachen Seite zu fassen. Das mag nicht das höchste Verdienst eines Bühnendirektors seyn; aber es ist eines, ohne welches in London keiner bestehen kann. Die erste und zur Zeit alleinige Neuigkeit, welche Gladstone in Scene gesezt, heißt the owl sisters, or the haunted abbey ruins, ein Melodrama, dessen Inhalt die Erlösung der Nonnen und ihrer Aebtissin ist, welche ein Bischof zur Strafe ihres ungeistlichen Wandels auf hundert Jahre in Eulen verwandelt hat. Ein Stück wie dieses muß sehr schlecht seyn, wenn es nicht einigermaßen die Gunst eines englischen Publikums gewinnen soll.

Einen sehr unerquicklichen Gesprächsgegenstand haben neuerlich die beim hiesigen Zollamte zur Untersuchung gekommenen Betrügereien abgegeben. Die Untersuchung ist noch nicht geschlossen und dürfte auch sobald nicht zum Schlusse gelangen, da dem Vernehmen nach die betreffenden Ungebührnisse in viele Jahre zurückreichen. Indessen sind doch bereits zwei oder drei Beamte entlassen und mehrere suspendirt worden, ein sicheres Zeichen, daß die Sache, wenn auch nicht so schlimm, wie die Presse sie macht, die den Verlust des Staatseinkommens auf eine Million Pfund Sterling anschlägt, doch immer schlimm genug ist. Dagegen scheint fest zu stehen, daß die Schuldigen nicht unter den höchsten, sondern ausschließlich unter den Beamten sich befinden, welche landing waiters und searchers heißen, und daß jenen nur Mangel an Beaufsichtigung, folglich Mangel an Mißtrauen zur Last fällt. Landing waiters heißen diejenigen Angestellten, die beim Landen der Waaren in den Docks oder an den dazu legalisirten Kais persönlich zugegen seyn müssen. Jeder hat ein Landungsbuch, ein rothes oder blaues, je nach den zwei Hauptregistraturen, aus welchen die geschehenen Güteranmeldungen in Abschrift eingetragen werden. Diese Anmeldungen können dreierlei seyn: von Waaren, welche unter königlichem Verschluß bleiben sollen, von Waaren, für welche der Zoll bereits bezahlt worden und die deßhalb unmittelbar verabfolgt werden dürfen, und von Waaren, die ohne Aoiso für einen Kaufmann angekommen sind und gegen seine Erklärung, daß der Inhalt der Collis ihm unbekannt sey, ausgeschifft und an's Land gebracht werden können. Ueber die erfolgte Landung hat der Aufseher Bericht zu erstatten, und es begreift sich, daß, wenn zwischen ihm und dem Empfänger der Waaren Einverständniß herrscht, eine Fälschung deßhalb sehr leicht ist, weil der Aufseher die Gewichtsangabe zu bestätigen hat und nach dieser in den meisten Fällen der zu entrichtende Zoll berechnet oder der schon entrichtete verificirt wird. Die Unterschleife betreffen daher auch vorzugsweise Waaren der zweiten und dritten Klasse. Was der landing waiter für die Einfuhr, das ist der searcher, der Durchsucher, für die Ausfuhr. Er hat alle Collis vor der Verschiffung mit den Originalfakturen zu vergleichen und jede Vertauschung oder sonstige Unrichtigkeit zu melden. Wer daher mit ihm sich versteht, kann verschiffen, was er will. Beide Beamtenkategorien sind gut besoldet, wie man überhaupt in England dem Grundsaze nicht huldigt, „den Esel an die Krippe zu binden." Die Zahl derselben gibt aber zugleich einen Begriff vom Londoner Handelsverkehr. Es sind ihrer 150, und ihr Jahrgehalt stuft sich von 400 Pfund zu 160 ab. Sie rücken von den niedrigen zu den höhern Gehalten vor. Keiner wird sich daher mit unzureichendem Einkommen entschuldigen können; denn in der Sphäre, in welcher diese Beamten sich bewegen, kann selbst ein Familienvater mit jährlich 160 Pf. hier bequem leben. Die bis jezt Entlassenen oder Suspendirten stehen in den zwei höchsten Gehaltsklassen, was wieder ein Beweis ist — wenn es dessen bedürfte — wie gern die guten Londoner auf Stelzen einherschreiten. Einigermaßen zeigt sich das auch — da wir einmal in der City sind — bei Gelegenheit der vom Gemeinderathe dem seligen König Wilhelm IV. detretirten Statue. Wie Wilhelms Verdienst um das ganze Land ein kaum erkennbares ist, so besteht auch das um die City lediglich darin, daß er ihr erlaubt hat, eine vom Mansionhouse nach der Londonbrücke durchgebrochene Straße King William-Street zu nennen. Das geschah Anno 1831. Die Straße ist seit sieben Jahren fertig und mit Eröffnung derselben sollte auch die Statue fertig seyn. So detretirte der Gemeinderath, und weil ein paar Mitglieder in Betreff des Kostenpunktes Bedenken geäußert, hatte Sir Peter Laurie im Stolze seines Gemüths erklärt, wenn die Gemeinde sich gegen die Kosten auflehne, werde er mit seinen Freunden sie übernehmen.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 115.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 271.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Sonnabend, den 12. November 1842.

If we imagine no worse of them, than they of themselves, they may pass for excellent men.

Shakespeare.

Holländiſche Schildereien.

IV.

Die holländiſche Sprache ſizt neben der hochmüthigen, hochdeutſchen Schweſter wie Aſchenbrödel im Staube, am Herde, in der Werkſtätte. Dieſe iſt im Laufe der Zeiten groß und vornehm geworden, hat fremde Moden und Manieren angenommen, geht zu Ball und zu Hof; jene bleibt fein daheim und nährt ſich redlich. Aber es fehlt Aſchenbrödel weder an geheimem Reiz noch an ſtillem Selbſtbewußtſeyn, ſie iſt ſogar eigenſinnig in ihrer Kindlichkeit und läßt ſich nichts Fremdes aufdringen, ohne es auf ihre naive, beſtimmte, dreiſte Weiſe ſich zu eigen zu machen. So nennt der Holländer ſein Theater Schouwburg. Schauburg! iſt das nicht allerliebſt überſezt? Hätte der ſelige Campe das jemals zu Stande gebracht, dieſer Kahlkopfsverlegenheitsabhelfer ſeiner lieben Mutterſprache, und wenn er ſich auf den Kopf geſtellt, wie dieſe ſo oft? Mir klingt es bald hochkomiſch, bald idylliſch und rührend, wenn ich die Leute hier im Geſpräche belauſche. Das paßt Alles zuſammen, Stadt und Menſch, Rock und Sitte, Zunge und Vortrag. Das Volk iſt aus einem Guſſe geformt und ruht ſo feſt, ſo ſicher, ſo zähe in ſeinem behaglichen Gleichgewichte, daß es eine wahre Freude iſt anzuſehen.

Die „Schouwburg" habe ich beſucht und auch noch ein kleines Volkstheater in der Neesſtraat, Salon des Variétés geheißen. Das muß ich doch weitläufig erzählen. In der Schouwburg war ich auf einen „Maandag," der in Holland wie in Deutſchland „blau" gemacht wird und ein Feſttag iſt für den lieben Titi, wie ſie in Paris ſagen. Das Haus verſprach von außen nicht viel; eine hölzerne Bude, proviſoriſch nur erbaut, wie auch die neue Börſe, aber von dem genügſamen oder geizigen Völklein ſo belaſſen, bis das Proviſorium ihnen definitiv über den Köpfen zuſammenbricht. Die innere Dekorirung war hingegen recht hübſch, inſonderheit das Proſcenium. Links ſtellte ſich die Muſe der Tragödie dar, unter einem Medaillon von Aeſchylus; ſie hatte nicht nur den herkömmlichen Dolch in der Hand, ſondern auch, damit ihrer erhabenen Abkunft kein Zweifel übrig bleibe, einen mächtigen Scepter, und an dem Scepter baumelte zu allem Ueberfluß noch ein Krönlein. Gegenüber Schweſter Melpomene, unter des Ariſtophanes ſchützenden Auſpizien. Aeſchylus und Ariſtophanes, ihr ſahet mich ſo gar fremd an im Theater zu Amſterdam! Die Wolken in das Holländiſche überſezt! Ein Prometheus in Feſſeln, der holländiſch grollt! Nun, es mag gut gemeint ſeyn!

Man gab das Erdbeben auf Martinique, aus dem Franzöſiſchen: „De Aardbeving op het Eiland Martinique, Tooneelspeel in vier Bedrijven, voorafgegaan door een

Voorspeel, gevolgd naar het Frausch, versierd met geheel nieuwe, daartoe vervaardigde Decoratiën.“ Wenn das nicht zog, so wußt' ich's nicht. Ich meinerseits hätte freilich lieber eine nationale Tragödie gesehen und holländische Alexandriner gehört, statt dieses französischen Spektakelstückes. Die Holländer schienen desselben Geschmackes zu seyn; denn obwohl erst eine zweite Vorstellung, war das Stück nicht sehr besucht, die erste Logenreihe fast ganz leer, das Parterre sehr mäßig besezt, und nur die „eerste en tweede Gaanderij“ dröhnte gewaltig von der ungeduldigen Schaulust eines lieben, unverdorbenen, natürlichen Publikums. Da saßen die Gesellen, welche Feierabend nach einem Feiertage machten, Schiffsleute mit rothen Wollenmützen, Soldaten, Gassenjungen, alle ohne Röcke, mit weißen, bunten und — trotz des Maandags — schmutzigen Hemdärmeln, trommelnd mit den gewichtigen Füßen, ausbrechend bald in ein wieherndes Gelächter, bald in ein murrendes Gebrüll. Wer draußen stand, konnte meinen, das Aardbeving habe bereits seinen furchtbaren Anfang genommen.

Das Stück wird auch in Deutschland bekannt seyn, ist es doch „naar het Frausch,“ eine gewöhnliche Compilation von unterschlagenen Papieren, geraubten Erbschaften und geretteten Ehren; ein Bösewicht, eine zärtliche Mutter, eine Tochter detto, ein Liebhaber detto, detto, ein ehrlicher Bediente und ein ehrlicher Greis. Hier bestand die Originalität darin, daß der Bediente schwarz angestrichen war, „een jonge neger, en slaaf,“ und der Hauptreiz lag in dem Erdbeben, welches der dritte Actus in ganzer Schrecklichkeit darstellen sollte. Die zärtliche Mutter, Mywrouw Engelmann, war eine ächte, tüchtige Holländerin, mit vollen Schultern und vollen Armen, die keineswegs nach jahrelangem Kerker, Hunger und Schmerz aussahen; sie wand sich auf dem Boden umher und fiel so fertig aus einer Ohnmacht in die andere, als wäre sie in der Porte St. Martin groß geworden, nicht in Amsterdam. Das Mädchen, Mw. Naretkoning — ein sehr artiger Name, nicht wahr? — war auch eine sehr artige Schauspielerin, natürlich im Dialog, ohne gemachte und prätentiöse Kunstmittelchen sehr anmuthig und, wie die deutschen Theaterreferenten sagen, wo sie nichts zu sagen wissen, ganz an ihrem Platze. Das männliche Personale vertrat weit wirksamer den holländischen Kunsttypus. Erstlich ein holländischer Seydelmann, Planter Robert, ein furchtbarer Bösewicht, ein Intriguant, vor dem die ganze Welt eine Gänsehaut bekam. Er hieß, sehr unschuldig, Mynheer van Olleten. Dieser Bösewicht trieb die Abscheulichkeit so weit, daß er immer in weißen Beinkleidern erschien, um die Menschen zu täuschen über seinen schwarzen Charakter. Zwei Gesten waren ihm eigenthümlich und damit wechselte er regelmäßig alle fünf Minuten ab: entweder er schlug die Arme unter, dann applaudirte die erste Gaanderij, oder er ballte die Fäuste kreuzweise in den Rocktaschen, dann jauchzte die zweite Gaanderij. Jenes war List, dieses war Muth. Sein Mienenspiel war dem der Döbler'schen Automaten täuschend nachgebildet, er rollte die Augen, er runzelte die Stirn, er kniff die Lippen zusammen; jede Linie ein Intriguant, jeder Zug ein Bösewicht. Einmal in jedem Auftritt zog er aus der weißen Hose einen Dolch hervor, nicht etwa so ein winziges Ding von einem Theaterstilet, womit sie bei uns sich unter den Achseln durch todtstechen, nicht ein Jagd- oder Brodmesser der bürgerlichen Tragödie, nein, ein Schlächter-, ein Mezgerschwert, mindestens zwölf Zoll lang, oben sechs Zoll breit, spitzig zulaufend und mit einem „helfenbeinernen“ Griff. Ich weiß bis auf die heutige Stunde nicht, wo dieses Instrument in den Modesten des Bösewichts Platz gefunden hat; aber husch, war's heraus, husch, war's hinein, unbegreiflich und doch wahr. Ermordet hat er Niemanden damit, nicht einmal gerizt oder gekitzelt. Ich finde das sehr hübsch von so einem Dolche; es erschrickt keine Seele vor ihm, weder unter den „Mitwirkenden“ noch unter den Zuschauern; diese freuen sich nur, wenn die Klinge im Lampenlichte so recht funkeln thut. O Stahl der Melpomene, du bist stumpf geworden wie ein jüdisches Rasirmesser!

(Fortsetzung folgt.)

Bilder aus dem Leben des englischen Landvolks.

(Fortsetzung.)

Auf hing an der Holzdecke beim Kamin,
Das nach des Landes altem, rohem Baustyl
Mit mächt'gem Vorsprung überschattete
Unmäß'gen Raum, sobald des Tages Licht
Dämmernd nachließ, die Hausfrau eine Lampe,
Ein altes Hausstück, welches länger Dienst
Als alle seines gleichen schon geleistet.
Am Abend brannte frühe sie und spät,
Die ungezählten Stunden überlebend,
Welche Jahraus Jahrein in ihrem Zug
Das Paar gleichmüthig fanden und verließen —
Nicht fröhlich und nicht lust'gen Sinns vielleicht,
Doch mit Entwürfen und mit Hoffnungen,
Ein Leben unverdroßnen Fleißes führend.
Und als nun Lukas achtzehn Jahr erfüllt,
Saßen bei dieser alten Lampe Licht
Vater und Sohn, indeß spät in die Nacht

Die Hausfrau ihre stete Arbeit trieb,
Daß in den stillen Stunden in der Hütte
Es summte, wie von sommerlichen Fliegen.
Dieß Licht war in der Nachbarschaft bekannt,
Und war ein öffentlich Symbol des Lebens
Des nüchtern-fleiß'gen Paares. Denn zufällig
Stand einsam ihre Hütt' auf einer Höhe
Mit weiter Aussicht nord- und südwärts schauend,
Hin bis nach Easedale und nach Dunmail Raise,
Und westlich bis zum Städtchen nah am See;
Und wegen dieses steten Lichts, so fern
Und regelmäßig sichtbar, hieß das Haus
Auch selbst, bei Alt und Jung, bei Allen die
Im Thale wohnten, nur der Abendstern.

Hinlebend so viel lange Jahre, mußte
Der Schäfer, wenn sich selbst er liebte, auch
Lieb haben seine Hausfrau, doch noch theurer
War Michaels Herzen seines Alters Sohn.
Minder war's der Instinkt der Zärtlichkeit,
Der blinde Trieb, der Allen liegt im Blut,
Als das, daß, mehr als jedes Gut, ein Kind
Bringt Hoffnung mit sich, und Gedanken, die
Sich auf die Zukunft richten, und Gefühle
Rastlosen Strebens, noch zu einer Zeit,
Wo die Natur sie nicht aus sich mehr zeugt.
Mit unsagbarer Liebe hegt' er ihn,
Sein Herz und seines Herzens Freude; oft
Hatt' ihm der alte Michael, als er noch
Ein Kind zum Tragen war, Wärt'rinnen-Dienst
Geleistet, nicht zur Freud' und Kurzweil nur,
Wie dieß wohl sonst in mancher Väter Art,
Nein, mit geduld'gem Sinn, der sich auch zwingt
Zum zartbesorgten Liebesdienst, gewiegt
Hatt' er ihn, wie mit leiser Frauenhand.

Und später, eh der Knabe noch die Tracht
Von Knaben trug, liebt' es der alte Michael,
Obwohl er strengen, ernstes Sinnes war,
Den Jungen unter'm Aug' zu haben, wenn er
Vor seiner Thür zu schaffen hatte, — wenn er
Saß auf dem Schäferstuhl, vor ihm die Schafe,
Unter der großen, alten Eiche, nah
Der Thür, die wegen ihres mächt'gen Schattens
Zum Schutz erwählt ward von den Scherern vor
Der Sonne, daher noch sie Schurbaum heißt.
Da, während sie im Schatten Beide saßen,
Und Andre um sie, ernst und wohlgemuth,
Da übte Michael oft sein Herz mit Blicken
Voll milden Tadels und Verweises an
Dem Knaben, wenn die Schaf' er störte, sie
Am Beine fassend, oder mit Geschrei
Sie schreckte, wie sie unter'n Scheeren lagen.

Und als durch Gottes Gnade wuchs das Kind
Zum frischen Jungen, auf den Backen stets
Zwei Rosen, die fünf Jahr alt waren, tragend:
Da schnitt mit eigner Hand von zähem Buschholz
Ein Bäumchen Michael ihm, das er mit Eisen
Beschlug und es in allen Stücken formte
Zu einem kunstgerechten Schäferstab,
Den er dem Knaben gab; damit gerüstet
Ward oft als Wächter er an Thor und Loch
Gestellt, das Vieh zu lenken und zu scheuchen;
Und vor der Zeit zu seinem Dienst berufen,
Stand da der kleine Schelm, wie man sich denkt,
Ein Mittelding von Hülf' und Hinderniß;
Und darum erntet' er von seinem Vater
Nicht immerdar, glaub' ich, des Lobes Lohn,
Obgleich mit Stab und Stimm' und drohenden
Geberden stets sein Möglichstes er that.

Doch als nun Lukas, voll zehn Jahr alt, konnte
Dem Bergwind widerstehn; als mit dem Vater
Er, keine Müh und saure Wege scheuend,
Tagtäglich auf die Höhen zog, und sie
Kam'raden gleichsam waren — was soll ich
Erzählen, wie dem Schäfer, was zuvor
Ihm lieb war, noch viel lieber wurde jetzt,
Daß aus dem Knaben ihm Empfindungen
Und Ahnungen zuströmten — die wie Licht
Der Sonne waren, wie Musik den Lüften,
Und neugeboren schien des Alten Herz?

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus Thüringen, November.

Volkscharakter. — Physiognomie.

Ich soll Ihnen ein Bild des Thüringer Lebens entwerfen? Ich versuche es; bin ich doch, der Aufgabe gegenüber, wenigstens äußerlich günstig gestellt. Ich bin nicht heimisch im Lande, lebe aber gerade lange genug hier, daß ich nicht nach dem ersten Eindruck über Menschen und Dinge urtheile, und daß doch auch mein Auge für das Eigenthümliche noch nicht abgestumpft ist. — Die Thüringer sind ein eigenthümliches, zugleich aber liebenswürdiges Volk. Gutmüthigkeit, Biederkeit und heitere Laune zeichnen es aus. Es lebt sich leicht und angenehm mit ihnen, da sie offen, zuvorkommend und ohne Falsch sind. Zu vielen andern Tugenden gesellt sich auch eine nicht erkünstelte, sondern wirklich von Herzen kommende Höflichkeit, die durch alle Stände geht und lebhaft an unsere überrheinischen Nachbarn erinnert. Sie gibt sich selbst in der Begrüßung des gemeinen Mannes kund, der immer, sogar auf der Landstraße, den Hut oder die Mütze in der Hand hat. Die Stelle des süddeutschen Gottesgrußes vertritt hier, seltsam genug, das „ich empfehle mich Ihnen," womit man in Norddeutschland Abschied nimmt. Man dankt „gehorsamst" und empfiehlt sich „schönstens;" man wünscht „einen schönen guten Tag" und „eine schöne gute Nacht;"

man ist „der ergebenste Diener“ u. s. w. Die Dienstboten sagen, wenn sie von ihrer Herrschaft reden: „der Herr Hofrath haben so und so gesagt,“ und der Titel wird nie ausgelassen, möge er auch noch so lang seyn. Auch gegen ganz fremde Personen bezeigt sich Jung und Alt höflich und dienstwillig; fragt man etwa nach einem Wege, einem Hause, oder einer Gasse, so heißt es gewöhnlich: „ich werde schon ein Stückchen mit Ihnen gehen und die Ehre haben, es Ihnen zu zeigen;“ und solche Dienstleistungen werden ohne den mindesten Eigennutz, aus wahrer Herzensfreundlichkeit erwiesen; man ist hier nicht, wie in großen Städten, gewohnt, eine Belohnung dafür zu empfangen. — Große Lebhaftigkeit ist dem Thüringer eigen. Diese zeigt sich sowohl in seiner Physiognomie, als in Bewegung, Empfindung und Sprache. Er ist schnell bei der Hand, scheint rasch zu arbeiten, beschafft aber lange nicht so viel, als der Norddeutsche mit seinem ruhigen Fleiße. Die Sprache ist schnell, stoßend, nicht angenehm, und schöne, melodische Stimmen gehören zu den Seltenheiten. Unter den niedern Ständen fällt das unaufhörliche Schwatzen auf; wohin man sieht, erblickt man Gruppen von schwatzenden Menschen, die zugleich mit südlicher Lebendigkeit gestikuliren. Der Kutscher, welcher den Reisenden führt, bricht die erste, die beste Gelegenheit vom Zaune, um eine Conversation anzuknüpfen, wozu die schönen Gegenden leicht Veranlassung bieten. — Der Umstand, daß der Thüringer das d und t, das b und p in der Aussprache nicht zu unterscheiden weiß, macht es ihm sehr schwer, fremde Sprachen sprechen zu lernen; doujours statt toujours, bain statt pain u. s. w. klingen sonderbar; noch seltsamer kommt das Englische heraus, da auch das ue in i verwandelt wird. Außerordentliche Vorliebe für die Musik ist ihm eigen: ein Fest ohne diese wäre keines für ihn; auch hat jede Stadt und jedes Städtchen eine Stadtmusik und einen Musikdirektor. Ob aber Thüringen dabei große Tonkünstler aufzuweisen hat, weiß ich nicht. Neben der Musik ist es der Tanz, den man leidenschaftlich liebt, und nicht nur im Winter, sondern auch im Sommer wird viel getanzt. Vermöge seiner Leichtigkeit und Beweglichkeit ist der Thüringer ein guter Tänzer; ein hoher Grad von Vergnügungssucht ist ihm überhaupt eigen. Die Männer suchen die öffentlichen Lokale fast jeden Abend regelmäßig auf, um zu kegeln, zu rauchen, zu trinken und zu schwatzen, wobei die Politik natürlich den Hauptgegenstand der Unterhaltung bildet.

(Fortsetzung folgt.)

London, October.

(Schluß.)

Sir M. Montefiores Silbergeschirr.

Die Gemeinde lehnte sich auf und Sir Peter kündigte eine Subscription an. Da starb der König und die Subscription kam in's Stocken; aber Sir Peter, auf welchen die öffentliche Presse einen eben so starken Zahn hat, als er auf sie, ist neuerlich so beißend an die Erfüllung seiner Zusage erinnert worden, daß er nun wirklich dazu Anstalt getroffen. Die zwei Steinblöcke, aus welchen die auf ungefähr eilf Fuß Höhe bestellte Statue vom Bildhauer Nixon gemeißelt werden soll, sind vor Kurzem in dessen Atelier geliefert worden. Generöser beweist sich die hiesige Judenschaft, die nur in einzelnen Ausnahmen reich genannt werden kann, gegen ihren Gesandten nach Damaskus, Sir Moses Montefiore. Mag immerhin der Witz Recht haben, wenn er meinte, die Unschuld der Juden in Damaskus an der ihnen beigemessenen Mordthat erhelle schon daraus, daß sie davon keinen Profit zu erwarten gehabt — die hiesigen Juden bezeugen Sir Moses ihren Dank für die übernommene und zu ihrer Zufriedenheit ausgeführte Mission durch ein dreizehnhundert Unzen schweres Silbergeschirr. Die Zeichnung ist von Sir George Hayter, die Arbeit aus der Werkstätte von Mortimer und Hunt, die vor der Ueberreichung an Sir Moses, nach der Londoner Sitte, ihren Freunden und den Freunden dieser Freunde das Stück zur Schau gestellt haben. Es ist wirklich eine ausgezeichnete Arbeit, ein in jeder Beziehung kostbares Andenken, großartig und einfach als ein Ganzes, keusch und massiv in seinen allgemeinen Proportionen, reich und geschmackvoll in seinen Einzelnheiten. Die Basis wird an den vier Ecken von vier Sphinxen getragen. Die vordere Seite füllt eine angemessene Inschrift; die übrigen drei Seiten enthalten Basreliefs in mattem Silber. Zwei derselben sind allegorische Darstellungen, wie Streit und Friede auf Erden herrschen. In der einen jagen Raubthiere eine Heerde Schafe und Rehe; in der andern ruht der Löwe neben dem Lamm, der Panther neben dem Kinde. Die dritte Seite zeigt den Durchgang der Israeliten durch das rothe Meer. Auf dem obern Theile der Basis über den Sphinxen stehen vier Figuren von großer Schönheit: die erste ein gefesselter Jude; Gesichtsausdruck und Haltung verwirklichen das rührende Bild des begeisterten Psalmisten: „an den Gewässern von Babylon sezten wir uns nieder und weinten, denn wir gedachten deiner, o Sion!“ Die Figur gegenüber ist ein Jude im Dankgebet für die abgenommenen Fesseln. Die dritte Figur ist Moses mit den Gesetztafeln, die vierte Esdras, eine Rolle in der Hand. Aus der Basis erhebt sich eine Säulenplatte, an deren vier Seiten vier Basreliefs die Hauptbegebenheiten bei Sir Moses Mission darstellen, seine Landung in Alexandrien, seine Audienz beim Pascha, seine Erlösung der Juden aus dem Gefängnisse und das große Halleluja in der Synagoge. Selbst Gesichtsähnlichkeiten sind hier unverkennbar. Aus den Ecken der Säulenplatte rankt sich ein Weinstock und ragt ein Feigenbaum empor, deren zierlich verschlungenes Laub auf die vier Figuren herabfällt. Das Ganze schließt zu oberst eine Gruppe, David, das Lamm aus dem Löwenrachen rettend, nach dem Spruche Samuels: „Und ich lief ihm nach und schlug ihn und errettete es aus seinem Maul. Und da er sich über mich machte, ergriff ich ihn bei seinem Bart und schlug ihn und tödtete ihn.“ — Ich habe mich nicht entblödet, zur Schaustellung dieses Prachtstücks in einem Indicator zu fahren. Indicator ist nämlich ein neues Wort für das alte Omnibus, und obwohl jezt Niemand sich schämt, ein Omnibuspassagier zu seyn, bleibt es doch nach wie vor „genteeler,“ ein eigenes Cab oder dergleichen zu haben. Auch unterscheiden sich die Indicators von den Omnibus nur durch eine sinnreiche Vorrichtung, mittelst welcher die Eigenthümer den Unterschleifen der Conducteurs begegnen wollen, und die eben den neuen Namen geschaffen hat. Sie besteht äußerlich in einem messingenen Kästchen zur linken Seite der Einsteigethür; aber im Innern des Kästchens befinden sich drei mit Ziffern gezeichnete Trommeln; auf der ersten die Einheiten bis 9; auf der zweiten die Zehner bis 90; auf der dritten die Hunderte bis 900. Beim Einsteigen kann man nicht umhin, auf einige eiserne Stäbe zu treten, die mit einer metallenen Röhre in Verbindung stehen und durch diese auf die Trommeln in einer Art wirken, daß jeder Passagier seine Zahl markirt und dieß denn die unsichtbare Controle der nicht eben im Geruche der Ehrlichkeit stehenden „Cads“ ist.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 32.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenz-Blatt. Nro. 32.

Sonnabend, 12. November 1842.

Nachtrag für die Besitzer von Goethe's sämmtlichen Werken zu allen erschienenen Ausgaben.

In Unterzeichnetem sind so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Sechzehn Tafeln
zu
Goethe's Farbenlehre
und
Siebenundzwanzig Tafeln
zu dessen Beiträge zur Optik
nebst Erklärung.

Als Nachtrag für die Besitzer von Goethe's sämmtlichen Werken zu allen erschienenen Ausgaben.

4. broch. Preis 3 fl. 24 kr. oder 2 Rthlr.

Stuttgart und Tübingen, Okt. 1842.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[454] Eine für's **Englische Sprachstudium** wichtige und zugleich interessante Erscheinung ist der so eben erschienene

Novellenkranz,

gewunden auf dem Gebiete der Englischen Literatur. Englisch und Deutsch, mit der Aussprache jeden Wortes nach Voigtmann und Baßler. Herausgegeben von

J. Chr. Mossek,

Lehrer der Englischen und Deutschen Sprache in Wien.

Inhalt: Das Abenteuer des Engländers von Washington Irving. — Der Phrenolog von H. Addison. — Das Brandmal von H. Addison. — Das Duell von Sam. Warren.

gr. 12. Wien 1842. broch. 20 Ngr. (16 gGr.)

Für Lehranstalten auf 10 Exemplare 1 Frei-Exemplar.

Vorräthig in allen Buchhandlungen Deutschlands.

A. G. Liebeskind, Buchhändler in Leipzig.

---

[449] Im Verlage des Unterzeichneten erscheinen:

Die Grenzboten.

Eine deutsche Revue.

Redakteur: **J. Kuranda in Brüssel.**

Mitarbeiter. Die Grenzboten enthielten bisher Arbeiten von H. H. Prof. Altmeyer in Brüssel, Berthold Auerbach in Mainz, Baron von Bülow in Berlin, Dr. Brandois in London, Th. Creizenach in Frankfurt, L. Diefenbach in Frankfurt, L. A. Frankl in Wien, K. Gutzkow in Frankfurt, Hackländer in Stuttgart, J. Kaufmann in Leipzig, H. Koenig in Fulda, G. Kühne in Leipzig, H. Laube in Leipzig, Dr. H. Merz in Tübingen, E. Robert in Mailand, G. Schirges in Hamburg, Prof. Schlieyhake in Brüssel, Dr. S. Schott in Stuttgart, J. Venedey in Paris, A. Weill in Paris, Z. v. Z. in Wien u. s. w.

Größere Aufsätze. Die Grenzboten brachten bis jetzt unter andern folgende: Georges Sand und Pierre Leroux, zur Charakteristik der neuesten Socialisten. — Gluck und Piccini, ein musikalisches Sittenbild. — Preußen und die Juden. — Frankfurt und die deutsche Literatur. — Die Pariser Kunstausstellung von 1842. — Beschauliche Briefe aus Oesterreich. (Die Regierung und die Schriftsteller.) — Mozart's erste Reise nach Paris, nach authentischen Quellen. — Oesterreich vom französischen Gesichtspunkte. — Ueber Leopold Schefer. Französische Advokaten. — Hamburg nach dem Brande.

— Elsasser Leben. — Die deutschen Lyriker. — Die drei Feinde des heutigen Schriftstellers. — Die Preßzustände in Preußen. — Wiener Redensarten. — Die Kölnische Zeitung und die Juden. — Die Flamänder und ihre Literatur. — Die Männer der Zeit (Feuerbach). — Die deutschen Schriftsteller und die Gesellschaft. — Bekenntnisse der Grenzboten. — Ein Besuch bei Madame Pasta. — Die Lehrfreiheit in Belgien. — Beschauliche Briefe aus Oesterreich. (Die slawischen Bewegungen.) — Die belletristischen Journale und die politischen. — Wanderungen durch eine Bildergalerie. — Briefe aus St. Petersburg. (Der Hof und der Adel.) — Philipp II. und Granvella. — Großstädtische Fragen. — Aus dem Studienbeste eines Musikers. — Deutsches Universitätsleben. (Die Studentenwelt.) — Der Musikunterricht in Elementarschulen. — Soldatenbilder aus Oesterreich. — Reiche Thränen. — Armes Volk; eine literarisch-sociale Epistel. — Preußens Vor- und Rückschritte. — Die Industrie und das Jahrhundert; Andeutungen und Wünsche. — Skizzen aus dem Kölner Dombaufest. — Briefe aus St. Petersburg. (Der Kaiser und die Verschwörungen.) — Deutsches Universitätsleben. (Göttinger Persönlichkeiten.) — Ueber Gutzkows gesammelte Schriften. — Erinnerungen eines Landschaftmalers. — Beschauliche Briefe aus Oesterreich. (Die neuesten Schriften über Oesterreich.) — Die Preßverhältnisse in Mecklenburg-Schwerin. — Die politischen Flüchtlinge in Belgien. — Wanderungen durch die Pariser Theater u. s. w., u. s. w.

Korrespondenzen. Die Grenzboten haben in allen größern Städten Europa's ihren eigenen Korrespondenten. Sie brachten bisher Berichte über die wichtigsten Zeitbewegungen aus: Amsterdam, Berlin, Brüssel, Cöln, Frankfurt a. M., Hamburg, Leipzig, London, Mailand, Mainz, Paris, Stuttgart, Wien u. s. w. Die meisten dieser Berichte sind in viele andere deutsche Journale übergegangen, wohl der sprechendste Beweis für den Werth derselben.

Novellen. Die Novellen der Grenzboten erscheinen in abgesonderten Heften; sie enthielten unter andern: Die Busennadel von H. Koenig. — Der Hauslehrer. — Johannes von L. Diefenbach. — Das Schlafgemach der Maria Stuart von Theodor. — Die Osterkönigin von Hasselt. — Ohnespaß von H. Schiff. — Die Bettlerin von Toledo. — Was eine Mutter leiden kann. — Sünde und Sühne von L. Diefenbach. — La Posada de Todos Santos von E. Robin. — Die Virtuosin von J. Fester. — Der beste Freund von H. Stephani. — Die Marquise von H. Laube. — Wer ist glücklich? von Berthold Auerbach u. s. w., u. s. w.

Abonnements-Bedingungen. Die Grenzboten erscheinen in wöchentlichen Lieferungen von 2—4 Bogen; jährlich 156 Bogen. Der Preis für das ganze Jahr ist 10 Thaler. Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postämtern.

Leipzig, Oktober 1842.

Friedrich Ludwig Herbig.

---

[422] In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Parzival und Titurel,

Rittergedichte von

Wolfram von Eschenbach.

Uebersetzt und erläutert von

Dr. K. Simrock.

2 Thle. gr. 8. Velinpap. broch. Preis 8 fl. 30 kr. oder 5 Rthlr.

Inhalt: Parzival. 1) Belakane. 2) Herzeleide. 3) Gurnemans. 4) Kondwiramur. 5) Anfortas. 6) Artus. 7) Obilot. 8) Antikonie. 9) Trevrezent. 10) Orgeluse. 11) Arnive. 12) Cidegast. 13) Klinschor. 14) Gramoflanz. 15) Feirefiz. 16) Loherangrin. — Titurel. 1) Sigune und Schionatulander. 2) Gardevias. — Erläuterungen und Anmerkungen.

Stuttgart und Tübingen, Okt. 1842.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[450] Eben ist versandt an alle gute Buchhandlungen:

PENELOPE.

Taschenbuch für das Jahr 1843.

Herausgeg. von Th. Hell. 32r, oder Neue Folge, 3r Jahrg. Mit Stahlstichen. In gepreßtem Umschlag mit Goldschnitt. — (27½ Bogen in 8.) 2 Thlr. — roh 1⅝ Thlr.

Inhalt: Bildnisse der Königin von Sachsen, Maria, verlobten Kronprinzessin von Bayern, von Th. Mügge, nebst Erklärung. — Ein engl. Werther. Erzählt von W. Alexis. — Trau, schau, wem. Hist. Erzählung von Wold. Seyffarth. — Sophie Becker und ihr Verhältniß zu C. v. d. Recke, der Herzogin von Kurland, Tiedge, Gleim, Klamer-Schmidt, Bürger, Nicolai, M. Mendelssohn, u. m. A. Mitgeth. von Jul. v. Großmann. — Bilder der Zeit. Nov. von Th. Mügge. — Die hellen Fenster. Novelle von K. Buchner.

Leipzig, im Sept. 1842.

J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung.

---

[445] In dem Verlage von F. Rubach in Berlin ist eine schöne, correct gedruckte Ausgabe auf Maschinen-Velinpapier von

Arnd's wahrem Christenthum

nebst Paradiesgärtlein

erschienen, und für den äußerst billigen Preis (54 Bogen!) von 1⅓ Rthlr. durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

---

[463] In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen ist erschienen:

Dinglers Polytechnisches Journal.

Erstes Oktoberheft 1842.

Inhalt. Ueber Darstellung genau geebneter Metallflächen, ohne sie wie gewöhnlich zu schleifen; von Whitworth. — Verbesserte Maschine zur Verfertigung von Nägeln und Splinten; von Berry. Mit Abbildungen. — Die Dachziegel des Herrn Courtois in Paris. Mit Abbild. — Verbesserungen an Flechtmaschinen; von Nickels, Fabrikant. Mit Abbild. — Verbesserungen in der Papierfabrikation, von Ch. Edw. Amos. Mit Abbild. — Verfahren, um Inschriften, vertiefte und wenig erhabene Skulpturen auf Monumenten u. s. w. mittelst Papier abzudrucken. — Ueber magnetische Friktion und ihre mögliche Anwendung auf Eisenbahnen, von Prof. Weber. — Ueber die Mängel der Regenmesser und eine verbesserte Gestalt derselben, von Thomas Stevenson. Mit Abbild. — Beschreibung des Planimeters, eines vom Mechaniker Ernst zu Paris erfundenen Instruments, womit man Flächeninhalte berechnen kann. Mit Abbild. — Ueber die Heizkraft verschiedener Brennmaterialien. — Ueber die Reinigung des aus Steinkohlen bereiteten Leuchtgases, von Hrn. Mallet. — Ueber eine leicht ausführbare Methode die Bestandtheile eines Schießpulvers zu ermitteln, von Dr. P. Bolley. — Ueber die Fehler und den

geringern Werth des Eisens, welches in Hohöfen mit heißem Wind gewonnen wird. — Vorschlag, die Volta'sche Elektricität zum Kattundrucken anzuwenden, von Baggs. — Einfaches Verfahren das Chlorsilber auf galvanischem Wege zu reduciren, von Ferd. Oechsle, Goldkontroleur. Mit Abb. — Verfahren, um Bronze auf galvanischem Wege niederzuschlagen oder zu bilden. Gesetze der gleichzeitigen Fällung. Galvanische Fällung von Bronze. Verbleien. Verzinnen. Ueber die respektiven Vortheile des galvanischen Verzinkens, Verbleiens und Verzinnens, von v. Ruolz. — Ueber die technische Darstellung des Chinins und Cinchonins, von F. C. Calvert. — Litographisches Tuschen mit dem Pinsel, von Hrn. Hanke, Lithograph. — Regulirung des Luftzutrittes in die Oefen der Dampfkessel, nach Lillie und Sohn. Mit Abbild. — Miscellen. Verzeichniß der im August 1842 in England ertheilten Patente. Krafts Verfahren Papierwalzen abzudrehen. Neue Druckform. Metallgemisch zu Uhrzapfenlöchern. Salzsaures Zink als Löthmittel. Neues Gegenmittel für Quecksilbersublimat. Ueber das sogenannte Sonnengas. Ueber die Einwirkung des Wassers auf das Blei. Metallographische Methode von Dr. Jones. Boquillons Bemerkungen über Galvanoplastik und einige damit zusammenhängende Erscheinungen. Kirks künstliche Surrogate des Eises zum Schlittschuhlaufen in jeder Jahrszeit. Verkitten von Stein und Metall.

Zweites Oktoberheft.

Inhalt. Ueber Signale auf Eisenbahnen, vom Rath Beil in Frankfurt a. M. Mit Abbild. — Verbesserte Hemmvorrichtung für Fuhrwerke, von Wright. Mit Abbild. — Verbesserungen an Maschinen zum Kämmen der Wolle (Dampf-Kamm-Maschinen), von Fuller, Maschinenfabrikant. Mit Abbild. — Verfahren und Apparate, um die Gichtgase der Hohöfen zum Betriebe von Weiß-, Puddlings- und Schweißöfen, zum Heizen der Dampfkessel ꝛc. zu benutzen, von M. Poole. Mit Abb. — Ueber einige eigenthümliche Veränderungen in der inneren Struktur des Eisens, welche von den verschiedenen Prozessen bei seiner Fabrikation unabhängig sind und erst nach denselben eintreten, von Charles Hood. — Neues chlorometrisches Verfahren, von Hrn. Lassaigne. — Ueber die Verbindungen des Chlors mit den Basen, von J. L. Gay-Lussac. — Ueber die Beimischungen, welche Einfluß auf die Festigkeit des Zinks haben, von Karsten. — Vollständige Beschreibung einer Einrichtung zur Schwefelsäure-Fabrikation mit fünf verbundenen Bleikammern, um täglich 10,000 Kilogramme concentrirte Schwefelsäure produciren zu können. Mit zwei großen Tafeln Abbildungen. — Ueber Daguerreotypie und Weigtländers neue große Camera obscura, von Dr. Reindl. Mit Abbild. — Ueber die Vervielfältigung der Teleskop-Spiegel auf galvanoplastischem Wege, von Fox Talbot. — Miscellen. Verzeichniß der im Jahre 1841 in Frankreich ertheilten Erfindungs-, Vervollkommnungs- und Einführungspatente in alphabetischer Ordnung der Gegenstände. Schuttleworths hydraulische Eisenbahn. Pignoles, über gerade Locomotiven-Achsen. Verbesserte Lichtscheere. Krystallisirtes Rose'sches Metall. Ueber das Reinigen der gläsernen Flaschen mit Schrot. Vorster'scher Torf-Asphalt. (De la tourbe fondue). Ueber das Schwarzfärben des Leders für Handschuhmacher. Nachahmung des Maserholzes und anderer gezeichneten Hölzer. Ersatz der Glasfenster bei Treibbeeten. Literatur, deutsche.

* * *

Von diesem gemeinnützigsten und wohlfeilsten Journale Deutschlands erscheinen wie bisher monatlich zwei Hefte mit Abbildungen. Der Jahrgang aus 24 Heften mit 30 bis 36 großen Tafeln Abbildungen bestehend, mit einem vollständigen Sachregister versehen, macht für sich ein Ganzes aus, und kostet durch die Postämter und Buchhandlungen nur 9 Rthlr. 8 gGr. oder 16 fl. In das Abonnement kann nur für den ganzen Jahrgang eingetreten werden.

☞ Die Verlagshandlung kann vom

Polytechnischen Journal

noch einige ganz vollständige Exemplare, welche sie aufgekauft hat, und zwar 1ster bis 21ster Jahrgang oder Band 1 bis 78 zu 196 Rthlr. oder 336 fl. im 24 Guldenfuß anbieten. Die Jahrgänge 1820, 1821, 1822, 1823, 1824, 1826 bis 1841 sind fortwährend einzeln zum Preise von 16 fl. oder 9 Rthlr. 8 gGr. zu haben.

[457] Neueste Bücher

über

Kunst-Strickerei, Stickerei und Häkeln.

In allen Buchhandlungen sind folgende Bücher neu angekommen:

Ch. Leander. Anweisung zur Kunst-Strickerei. Eine Sammlung der neuesten sowohl schwierig als auch leicht ausführbaren, schönen und eleganten Strickarbeiten, als Anweisung einen dauerhaften Strumpf zu stricken, 27 Strumpfränder, 65 Spitzen und Einsatz, 11 Manschetten, 15 versch. Mützen, 5 versch. Jacken, 26 getippelte Kantchen zu beliebigen Zwecken, 31 getippelte Muster zu Uhrbändern, Wickelbändern, Serviettenbändern und Geldbörsen, 8 Handschuhe, 30 Piquemuster ꝛc. ꝛc. mittelst der Stricknadeln zu fertigen. Nach eigener Erfindung. Für Schul- und Hausgebrauch. 8 Hefte. Mit 133 Abbildungen. broch. 3te Auflage. 16 gGr. oder 20 Sgr.

Dieselbe, Die Häkelschule für Damen oder die Kunst alle vorkommenden Häkelarbeiten auszuführen. Als vollständige Anweisung ohne Beihülfe die verschiedenen Häkel-Arbeiten zu erlernen, ferner: 12 Spitzen, 4 Manschetten, 2 Hosenträger, 1 Schnürleibchen, 2 verschiedene Mützen, Handschuhe, 4 Börsen, 3 Damentaschen, Uhrketten und Serviettenbänder ꝛc. Zum Schul- und Hausgebrauch mit 25 Abbildungen. broch. 8 gGr. oder 10 Sgr.

Dieselbe, Die neuesten Häkel-, Strick- und Stickmuster. Eine Sammlung von 16 Blättern Abbildungen. broch. 2 gGr. oder 2½ Sgr.

Andreä, N., Sammlung von leicht ausführbaren Vorschriften, zu den schönsten und elegantesten Strumpfrändern, und andern Strickereien. Als: 62 Strumpfränder, 37 Spitzen, Manschetten, Mützen, Rouleau- und Vorhangsfranzen ꝛc. Mit Abbildungen. 3 Bdchn. 3te Auflage. 6 gGr. oder 7½ Sgr.

[460] Subscription wird in allen Buchhandlungen angenommen auf die

neunte verbesserte und sehr vermehrte Auflage

des

Conversations-Lexikon.

Vollständig in 15 Bänden oder 120 Lieferungen

zu dem Preise von

5 Ngr. = 4 gGr. = 18 kr. rh. = 15 kr. C.-M.

Leipzig, bei F. A. Brockhaus.

Das erste Heft ist bereits erschienen und von allen Buchhandlungen zur Ansicht zu erhalten. Durch dasselbe wird man sich am besten von den bedeutenden Vermehrungen und Verbesserungen dieser neuen Auflage und von den äußern Vorzügen derselben hinsichtlich des Drucks und Papiers überzeugen können. Das ganze Werk wird in drei Jahren vollständig geliefert und monatlich werden in der Regel drei Hefte von

6—7 Bogen ausgegeben. Außer der Ausgabe in Heften auf schönem weißen Maschinenpapier erscheinen auch handwerke Ausgaben auf feinem Schreibpapier und extrafeinem Velinpapier zu dem Preise von 2 Thlr. und 3 Thlr. für den Band.

Rabatt kann auf die bemerkten Preise nicht in Anspruch genommen werden, aber alle Buchhandlungen sind von der Verlagshandlung in den Stand gesetzt, Subscribentensammlern auf 12 Exemplaren ein dreizehntes Ex. **gratis** zu liefern.

---

[418] In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Das Liederbuch

vom

Cid

nach der bis jetzt vollständigsten, Keller'schen Ausgabe verdeutscht von

Gottlob Regis.

8. Velinpap. broch. Preis 4 fl. oder 2 Rthlr. 8 Gr.

Stuttgart und Tübingen, Okt. 1842.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[458] Bei **Goedsche** in Meißen ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Der Freiherr.

Novelle

von A. Reinhold.

2 Bände. 8. Preis 1⅔ Rthlr.

Labebecher für Fahrlustige.

Die launige Locomotive oder der lustige Gesellschafter auf der Eisenbahn zur Erheiterung in Dampfwagen. Mit 2 Bildern, geh. Preis ¼ Rthlr.

---

[440] Stuttgart. Bei **Beck und Fränkel** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Leben und Wirken

des Dr. Th. **Johann Gustav Reinbeck,**

weil. königl. preuß. Konsistorialrath, Probst zu Köln an der Spree, Beichtvater der beiden Königinnen Sophia Dorothea und Elisabeth Christiana von Preußen ꝛc. ꝛc.

Nach Urkunden und Familien-Nachrichten hundert Jahre nach seinem Tode mitgetheilt von seinem Enkel

Dr. Ph. Georg v. Reinbeck,

königl. württ. Hofrath und Prof. emer., Ritter des Ordens der württ. Krone.

Ein Beitrag zur Lebens- und Charaktergeschichte der Könige Friedrich Wilhelm I. und Friedrich II. von Preußen.

Preis 1 fl. 12 kr. oder 18 Gr.

Das reiche Leben eines in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts berühmten und einflußreichsten Theologen und Philosophen, der das Vertrauen der beiden Könige Friedrich Wilhelm I. und Friedrich II. von Preußen in einem hohen Grade besaß und selbst in ihr Leben bedeutend eingriff, der mit eigener Aufopferung Denk- und Glaubensfreiheit vertheidigte durch die Beschützung der Wolfischen Philosophie und des Philosophen selbst gegen seine Verfolger; der gegen den Pietismus und Obskurantismus seiner Zeit ankämpfte: darf wohl der Aufmerksamkeit der Gegenwart um so mehr empfohlen werden, da es selbst auf die wichtigsten geistigen Erscheinungen unserer Zeit bedeutungsvoll hinweiset. Das Talent der Darstellung ist im Verfasser wohl allgemein anerkannt.

---

[299] In allen Buchhandlungen zu Augsburg — Stuttgart — München und Breslau ist zu haben:

☞ Galanthomme,

oder: der Gesellschafter, wie er seyn soll.

Eine Anweisung, sich in Gesellschaften beliebt zu machen und sich die Gunst der Damen zu erwerben.

Ferner enthaltend: 40 musterhafte Liebesbriefe. — 28 poetische Liebeserklärungen, — eine Blumensprache, — eine Farben- und Zeichensprache, — 24 Geburtstagsgedichte, — 40 deklamatorische Stücke, — 28 Gesellschaftslieder, — 30 Gesellschaftsspiele, — 18 belustigende Kunststücke, — 24 Pfänderlösungen, — 93 verfängliche Fragen, — 30 scherzhafte Anekdoten, — 22 verbindliche Stammbuchsverse, — 80 Sprüchwörter, — 45 Toaste, Trinksprüche und Kartenorakel. — Herausgegeben vom Professor S...t. Vierte Auflage. Preis 25 Sgr. oder 1 fl. 30 kr.

☞ Dieses Buch enthält Alles das, was zur Ausbildung eines guten Gesellschafters nöthig ist, weßhalb wir es zur Anschaffung bestens empfehlen, und im Voraus versichern, daß Jedermann noch über seine Erwartung befriedigt werden wird.

In Prag bei Calve — Pesth bei Hartleben — Wien in der Gerold'schen Buchhandlung vorräthig.

---

[432] Bei **C. H. Reclam sen.** in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Sechzig Fabeln zur Belehrung und Unterhaltung für die Jugend von Alex. Reclam, Dr. phil. u. s. w. 5¾ Bogen in 8. 1842. sauber geb. Preis ½ Rthlr.

Es dürften in der neusten Zeit wohl wenig Fabeln erschienen seyn, über deren Werth die kritischen Blätter sich so einstimmig ausgesprochen haben, als bei diesen geschehen ist. Alle nennen sie eine wahre Bereicherung unserer Fabelliteratur und können sie Eltern und Erziehern nicht genug empfehlen. Ein Paar Beurtheilungen wollen wir zur weitern Nachlese hier anführen: Berliner Literar. Zeitung 1842 p. 845. — Blätter f. Lit. z. Abendzeitung 1842 Nr. 61. — Allgemeine Schulzeitung 1842 Nr. 121. — Literaturblatt zum Morgenblatt 1842 Nr. 75.

---

[447] Im Verlage von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig ist so eben erschienen:

Memoiren

des

Karl Heinrich Ritters von Lang.

Skizzen aus meinem Leben und Wirken, meinen Reisen und meiner Zeit.

2 Theile 8., fein Velinpapier, geh. Preis 4 Thlr.

Diese Memoiren sind eins der Bücher, welche Aufsehen machen müssen. Die Diplomatie, die vornehme Welt, Jeder, den tiefere Blicke in die innern politischen und socialen Zustände einer ohnlängst vergangenen Zeit interessiren können, wird durch dieß Buch lebhaft angezogen werden.

№ 272.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Montag, den 14. November 1842.

My chief care
Is, to come fairly off from the great debts;
And from your love I have a warranty
To unburthen all my plots, and purposes,
How to get clear of all the debts, I owe.
Shakespeare.

Bilder aus dem Leben des engliſchen Landvolks.

(Fortſetzung.)

So wuchs der Sohn unter des Vaters Augen,
Und jezt, da er ſein achtzehnt Jahr erreicht,
War er ſein Troſt und jedes Tages Hoffnung.

Indeß das einfache Hausweſen ſo
Fortging von Tag zu Tag, kam ſchlimme Zeitung
Zu Michaels Ohren. Lange vor der Zeit
Von der ich ſpreche, hatte ſich der Schäfer
Verbürgt für ſeines Bruders Sohn, — ein Mann
War dieß von rüſt'gem Fleiß und guten Mitteln,
Doch unvorhergeſehnes Mißgeſchick
Brach auf ihn ein — und Michael ward gemahnt
Für ſeine Bürgſchaft einzuſtehn, — ein ſchwerer
Schlag, der kaum Wen'ger als ſein halb Vermögen
Verſchlang. Der unerwartete Verluſt,
Nahm einen Augenblick, beim erſten Hören,
Mehr Hoffnungen aus ſeinem Leben weg
Als er für einen alten Mann hätt' möglich
Geachtet zu verlieren. Als er wieder
Geſammelt ſo viel Stärke, ſeiner Noth
In's Angeſicht zu ſchauen, ſchien ihm die ein'ge
Auskunft, von ſeinem Erbgut eines Theils
Sich zu entäußern. Alſo war ſein erſter
Entſchluß; er überdacht' es wieder, und
Sein Herz ward ſchwach. „Iſabel," ſagte er
Zwei Abende nach jener ſchlimmen Zeitung,
„Ich hab' mich über ſiebzig Jahr gemüht,
Im offnen Sonnenſchein von Gottes Liebe
Haben wir All' gelebt; wenn aber jezt
Dieß unſer Feld in eines Fremden Hand
Sollt' übergehen, glaub' ich, daß ich nicht
Im meinem Grabe ruhig würde liegen.
Uns ward ein hartes Loos; die Sonne ſelbſt
Iſt rüſtiger geweſen kaum als ich;
Und jezt erleb' ich's noch, der Narr zu werden
Meiner Verwandten. Traun, ein ſchlimmer Mann
War er, und ſchlimm hat er gewählt, wenn er
Uns hat getäuſcht, und wenn er's nicht gethan,
So waren Tauſend, denen ein Verluſt
Wie dieſer wenig Kummer machte. Ich
Verzeih' ihm, aber beſſer wär' es, ſtumm
Zu ſeyn, als Solches reden. Meine Abſicht
Als ich begann, war, dir von tröſtlicher
Hoffnung, von Auskunftsmitteln dir zu ſprechen.
Verlaſſen ſoll uns, Iſabel, unſer Lukas;
Bleiben ſoll uns das Land und frei ſoll's werden;

Beſitzen ſoll er es, frei wie der Wind
Der drüber weht. Wir haben, wie du weißt,
Noch einen Vetter — der wird unſer Freund ſeyn
In dieſer Noth. Er iſt ein reicher Mann,
Dem gut geht ſein Gewerb — zu ihm ſoll Lukas,
Und durch des Vetters Hülf' und eignen Fleiß
Wird er vergüten bald dieſen Verluſt,
Und dann mag wiederkehren er zu uns.
Bleibt hier er, was iſt dann zu machen? Wo
Ein Jedes arm iſt, was iſt zu gewinnen?"
Hier ſchwieg der alte Mann, und Iſabel
Saß ſtumm, denn in vergangne Zeiten ſchaute
Zurück ihr Geiſt geſchäftig, und ſie dachte
Bei ſich: da war der Richard Bateman, der
Ein Kirchſpielkind war — an der Kirchthür machte
Man eine Sammlung für ihn, Schillinge,
Groſchen und halbe Groſchen; davon kauften
Die Nachbarn einen Korb, den ſie anfüllten
Mit Krämerwaaren. Mit dem Korb am Arm
Zog hin der Burſch nach London, einen Herrn
Fand er, der ſich den zuverläß'gen Knaben
Erkor aus Vielen, über ſeinen Handel
Jenſeits des Meers Aufſicht zu führen. Da
Ward er unmenſchlich reich, und hinterließ
Güter und Geld den Armen; ſeiner Heimath
Ließ eine Kirch' er baun mit Marmorboden,
Den er aus fremden Ländern ſendete.
Dieſe Gedanken und dergleichen viele
Durchflogen ſchnell die Seele Iſabels.
Und klärten ihr Geſicht. Der Greis war froh
Und fuhr ſo fort: „Nein, Iſabel, der Plan
War ſeit zwei Tagen Eſſen mir und Trinken.
Viel mehr als wir verloren, bleibt uns noch. —
Wir haben g'nug — zwar wünſcht' ich wohl, ich wäre
Noch jünger — doch iſt dieſe Hoffnung gut.
Mach Lukas' beſte Kleider gleich zurecht,
Kauf ihm der beſten mehr noch, und dann ſchicken
Wir fort ihn — morgen — oder übermorgen —
Oder heut Nacht noch: wenn er gehen könnte,
So ſollte heute Nacht noch fort der Junge."
Damit ſchwieg Michael und auf's Feld ging er
Mit leichterm Herzen. Raſtlos war fünf Tage
Die Hausfrau von dem Morgen bis zur Nacht,
Den ganzen Tag lang ſtrengte ihre Finger
Sie an, um zu bereiten Alles was
Für ihres Sohnes Reiſe nöthig war.
Doch freute ſie ſich, als der Sonntag kam,
Und hemmte ihre Thätigkeit; denn wie
Sie neben Michael lag, da hörte ſie
Während der lezten beiden Nächte immer,
Wie er in ſeinem Schlaf unruhig war;
Und Morgens ſah ſie wohl beim Aufſtehn, daß
Hin war alle ſeine Hoffnung. Da am Mittag
Sprach ſie zu Lukas, als ſie Beide ſaßen
Unter der Thür' allein: „Du darfſt nicht gehn;
Wir haben zu verlieren ſonſt kein Kind
Als dich — keins, unſrer zu gedenken — geh
Du nicht von uns, denn wenn du deinen Vater
Verläßt, ſo wird er ſterben." Heitern Muths,
Beruhigend antwortet' ihr der Jüngling;
Und Iſabel, nachdem ſie ausgeſprochen
Ihre Beſorgniß, faßte wieder Muth.
An dieſem Abend tiſchte ſie das Beſte
Aus ihrem Vorrath auf, und Alle ſaßen
Wie ſel'ge Leut' um's Weihnachtfeuer da.

(Fortſetzung folgt.)

Holländiſche Schildereien.

(Fortſetzung.)

„Daniel, jonge neger," Mynheer Peters, war der Liebling des gebildeten Publikums, der feinen, delikaten Kunſtrichter im Parterre. Er trug, in umgekehrter Symbolik zu Mynheer van Olleſen, unter einer ſchwarzen Haut das weißeſte Herz von der Welt. Dieſer „Slaaf" rettete Alles im Stücke — nur das Stück ſelbſt nicht. Er kletterte zu einem Fenſter hinaus und zum andern wieder herein, er brachte die zarteſten Nüancen in ſeinem Spiele an, er flüſterte, knirſchte, liſpelte, weinte, heulte, brüllte, tobte, er that ſogar ein Bischen wahnſinnig, und es half ihm Alles nichts. Er kam gegen die weißen Hoſen, gegen das Schlachtmeſſer nicht auf. Das Parterre kämpfte mit Enthuſiasmus für ihn, aber was vermögen fünfzig Comtoiriſten gegen hundert Matroſen? Mynheer Peters, Ihr Bewußtſeyn wird Ihr beſter Richter ſeyn; ſo pflegt Einer Ihrer Kunſtgenoſſen in Deutſchland von ſich zu ſagen, ein berühmter Mime, der moderne Laberius, nur noch nicht Ritter, und ich denke, ihr hinter den Couliſſen ſeht euch alle ähnlich, ob ihr nun Hélas oder Ach oder Ohe vor denſelben geſtöhnt habt.

Der dritte Hiſtrione war „een oude dorps-geestelijke," ein alter Dorfgeiſtlicher, und zugleich, ſonderbar genug, die komiſche Perſon des Abends. Dieſer Künſtler hatte den Zwieſpalt zwiſchen ſeinem Berufe und ſeiner Rolle tief empfunden; er ſpielte in einem rothen Rocke, damit die Heiterkeit angedeutet ſey, und in ſchwarzen Eſcarpins, ſeiner geiſtlichen Würde zu Liebe. Seine Komik bediente ſich noch allzeit jener urſprünglichen, unfehlbaren Mittel, gegen die wir ſchlechtes Volk in

Deutschland leider ganz abgehärtet und gehörnt sind; er stolperte zum Exempel auf ebener Erde, er spannte seinen Regenschirm verkehrt aus, er lief gegen jeden Eintretenden heftig an und warf jeden Abgehenden lustig zur Thüre hinaus, er fiel sogar mehreremale hin und kehrte die alten, dorfgeistlichen, schwarzen Gliedmaßen krähend gen Himmel. O Mynheer van der Linden, was sind Sie für ein glückliches Menschenkind! Wissen Sie wohl, daß Sie für alle die herrlichen Späße und Sprünge, die man in Amsterdam belachte und beklatschte, in Weimar wären ausgelacht worden, in Rudolstadt ausgezischt, in Naumburg an der Saale mit Weintraubenbeeren statt mit Holzäpfeln gesteiniget? Geht doch nichts über ein frisches, unblasirtes, naives Publikum! Ei, wie haben sie die Hemdärmel geschüttelt und gerührt, wie donnerten diese mannhaften Fäuste an die Brüstung der Galerien, daß eine Staubwolke hoch emporwirbelte, wie schlugen jene ausgepichten und ausgetheerten Grobbässe im Jubelchor an den schwankenden Kronleuchter, wenn die gefährdete Unschuld oder ein Staatspapier von einer lumpigen Million Gulden gerettet ward, wenn der Bösewicht durch den Gouverneur von Martinique höchst eigenhändig sich mußte fahen lassen, wenn der rothe Dorfgeistliche und der schwarze, ächt schwarze Neger sich lachend in die Arme fielen, dos-à-dos mit dem ersten Liebhaber und der ersten Liebhaberin! Was wirkt das Alles auf uns, die wir im Sperrsitz richten, statt auf der Galerie zu genießen? Wir gähnen, wo sie weinen, und wo sie lachen, höhnen wir; wo sie ergriffen sind, ergreifen wir die Reflexion, den Theatergucker oder den Theaterzettel, und wenn sie satt nach Hause gehen, durch Schnee und Regen, und doch mit warmer, voller Seele, werfen wir uns frostig und nüchtern in den Wagen. — „Mach' fort, es ist schon zehn Uhr vorüber!" — Aber so, ich bin ja in Holland.

Der Glanzpunkt war natürlich das Erdbeben, der dritte Akt. Eine lange, erwartungsvolle Pause ging ihm voran, während deren das Publikum, äußerst traulich und häuslich, in der Restauration und in den Gängen sich mit Rauchen und Plaudern unterhielt. Gefällige Schönheiten wurden durch ihre Anbeter mit sechs „Schälchen" Thee oder Kaffee gewonnen; die Anbeter selbst consumirten eine gleiche Anzahl und die gehörigen Thonpfeifen obendrein. Das ganze Theater war in Wolken gehüllt gleich dem alten Olympos. Kein Zeichen von Ungeduld, denn auf dem Zettel war zu lesen: — Berigt. Het geërde Publiek wordt verwittigd, dat door de omslagtige Zamenstelling der Decoratiën van het Derde Bedrijf, alsdan de Gordijn eenigzins langer dan gewoonlijk zal gevallen blijven. Eine Aufmerksamkeit, welche mir gefiel. Endlich ging die „Gordijn" auf. Het Eiland Martinique war in Perspektive zu sehen, Meer und Berge, im Vorgrund des Pflanzers Haus mit offenem Balkon. In den ersten Scenen ging Alles ganz friedfertig von statten. Als aber der Bösewicht durch nichts zur Raison zu bringen war, nicht einmal durch den Gouverneur in voller Uniform und durch ein Regiment Soldaten, legte sich der liebe Gott und der Maschinenmeister in's Mittel. „De Aardbeving" nahm seinen Anfang, und in Folge dessen ging zuerst der Berg im Hintergrunde ab und dann der Herr Gouverneur. Ein Slaaf stürzte herein, nicht todtenbleich, aber kesselschwarz, und meldete für etwanige ungläubige und hartnäckige Zweifler, es sey ein wirkliches Erdbeben im Gange. Neger und Negerinnen rannten in hellen Haufen rechts über die Bühne, hinten herum und links da capo. Kleine Negerrangen, ächt in der Wolle gefärbt, fielen wie die Säcke auf das Proscenium, ihnen nach der Balkon, das Dach des Hauses, seine Säulen und Treppen. Viele Vorsatzstücke wollten nicht recht wanken und wackeln, da warf eine unsichtbare Hand eine ganze Coulisse dagegen, und die half. Nur ein nichtswürdiges Kapitäl von der ersten Säule blieb in der Luft baumeln an einem Bindfaden, der es freundlich vom Untergang rettete. Die Verwirrung zu mehren, mußten die Statisten und Maschinisten aus den Suffiten herab allerlei Lappen und Brocken stürzen, womit sich die schwarze Jugend lustig zudeckte oder begrub. Ganz hinten tobte das Meer, in langen Streifen hin- und hergezerrt.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus Thüringen, November.

(Fortsetzung.)

Volkscharakter.

Ein großer, nicht genug zu rügender Uebelstand ist der, daß der Handwerker sein Haus, seine Familie und sein Geschäft gewöhnlich noch vor Anbruch des Abends verläßt, um in's Wirthshaus zu gehen; dort verbringt er sein Geld und die Arbeit wird von den sich selbst überlassenen Gesellen und Lehrlingen schlecht beschafft; auch findet man wirklich geschickte und zuverlässige Handwerker nur sehr selten. Während die Männer sich in den öffentlichen Lokalen ergötzen, gruppiren sich die Frauen der gebildeten Stände um den Thee- oder Kaffeetisch, um zu plaudern, zu stricken, zu sticken und eine Menge Kuchen zu genießen, dergleichen hier mehr gegessen werden, als in irgend einer andern Gegend Deutschlands. Sehr oft werden aber auch Landpartien veranstaltet, an denen die Männer auch gern Antheil nehmen. Sie sind nur mit geringen Kosten verknüpft und überaus anmuthig, da eine wirklich reizende Natur diese Art von Vergnügungen begünstigt. — Die Thüringer sind, wie man zu sagen pflegt, offene Köpfe; sie lernen leicht und fassen sehr schnell auf; daß viele bedeutende Gelehrte aus dem Lande

hervorgegangen, ist bekannt. Für die Schulen wird im Allgemeinen sehr viel gethan und dadurch ist das ganze Völkchen von einer Bildung durchdrungen, wie man sie in Norddeutschland in den niedern Klassen — mit Ausnahme Holsteins, dessen Volksschulwesen als Muster gelten kann — nicht kennt. Der heitere, lebhafte und aufgeweckte Geist des Thüringers kommt den Bestrebungen von oben herab dabei zu Hülfe. Durch seine Vorliebe für die Natur, durch seinen regen Sinn für die Schönheiten derselben erhält der hiesige Volkscharakter einen Anstrich von Poesie. Der Kutscher, welcher den Reisenden durch eine schöne Gegend fährt, wendet sich auf seinem Bocke um und ruft: „Sehen Sie doch einmal die schöne Aussicht!“ und dabei leuchtet sein Blick vor innerer Freude. Dienstboten beiderlei Geschlechts machen an Sonn- und Festtagen Spaziergänge auf die Berge, in keiner andern Absicht, als sich an der Aussicht zu ergötzen. Man sieht sie unter den Ruinen verfallener Bergschlösser liegen und mit Entzücken in die Thäler hinabschauen; man macht ihnen eine Freude, wenn man sich des Reizes der Gegend freut. Dieß leistet zugleich Bürgschaft für eine gewisse Reinheit ihrer Sitten, und wirklich gehören auch plumpe Laster zu den Seltenheiten. Betrunkene sieht man nicht häufig; höchstens stößt man dann und wann auf einen Berauschten, der sich im Biere übernommen; von der Branntweinpest, die in Norddeutschland so weit um sich gegriffen hat, daß Vereine dagegen nothwendig wurden, weiß man in diesem Ländchen nichts, und ein Branntweintrinker ist der Gegenstand allgemeiner Verachtung. Ein schöner, rührender Zug im Charakter des Thüringers ist seine Genügsamkeit. Es ist unglaublich, mit wie Wenigem er sich zu behelfen und doch heiter und vergnügt zu bleiben weiß. Eigentliche Bettler gibt es nur sehr wenige, und das Unwesen, daß der Reisende in jedem Dorfe von einer Horde junger und alter Bettler angefallen wird, ist hier nicht geduldet; höchstens streckt ein wandernder Handwerksbursche die Mütze hin, um einen kleinen Zehrpfennig zu empfangen. Auf dem Lande fällt ein außerordentlicher Fleiß angenehm auf. Der Boden ist zum Theil fruchtbar und gut, aber der vielen Berge wegen nur mit großer Mühe und Anstrengung zu bebauen. Da die Berge, so weit es irgend möglich ist, bebaut sind, ist der Ackerbau mit fast unglaublichen Beschwerden verbunden; so muß z. B. auf die steilsten Berge der Dünger in Körben auf dem Rücken hinaufgeschafft werden, und diese übergroßen Anstrengungen mögen Ursache seyn, daß die Leute hier so schnell alt und häßlich werden. Oft glaubt man einen Greis oder eine Matrone vor sich zu sehen, und doch sind es Leute in den besten Jahren. — Im Allgemeinen ist der Menschenschlag hier nicht schön, und wenn er es ist, nur in der Jugend. Nirgends verblüht diese so schnell, als hier; ein Gesicht, das im sechzehnten Jahre wirklich reizend genannt werden mußte, ist es im vierundzwanzigsten lange nicht mehr, schon aus dem Grunde, weil schöne Zähne hier zu den Seltenheiten gehören. Die Gesichtsfarbe ist in der Regel bräunlich, und Blondinen mit weißer Haut und lebhafter Gesichtsfarbe sind große Seltenheiten. Haar und Augen sind in der Regel braun, letztere nicht eben groß, aber lebhaft und blitzend; Verstand und Gutmüthigkeit liegen im Blick derselben. Der Wuchs ist von mittlerer Größe; man trifft selten wohlbeleibte Personen, und die niedere Volksklasse ist auffallend mager, wahrscheinlich weil sie sehr angestrengt arbeiten muß und sich nicht nach Verhältniß der Arbeit nähren kann. Der Wuchs und die Haltung der Männer und Frauen aus den höhern Ständen sind anmuthig, die Bewegungen leicht und graziös, auch verstehen sie die Kunst, sich überaus geschmackvoll zu kleiden, und die Mode führt in dem kleinsten Landstädtchen eben so gut den Scepter als in der Residenz; doch wird hierin nicht zu viel gethan, und Gatten und Väter werden nicht, wie häufig in großen Städten, durch die Putzsucht der Frauen, Söhne und Töchter zu Grunde gerichtet; auch verfertigen die überaus kunstgeübten Damen größtentheils ihren Putz mit den eigenen zarten Händen. Der Luxus in Möbeln ist nicht eben groß, selbst nicht bei den Reichen. Man findet sehr geschmackvoll möblirte Wohnungen, allein das Geräthe ist im Lande und meist von inländischem Holze verfertigt; ein mit Mobilien von Mahagoni- oder anderem kostbarem Holz geschmücktes Gemach gehört zu den Seltenheiten. Dagegen sind die Damen unerschöpflich im Sticken; Stühle, Sopha's, Fenster- und Sophakissen, Glockenzüge, Ofenschirme u. s. w. werden von den kunstfertigen Händen gefertigt und bilden die anmuthigste Zierde der Gemächer. Arachne führt hier das Zepter, und es ist eine Freude, die Damen sticken und stricken zu sehen; oft gehen wahrhafte Kunstwerke aus ihren Händen hervor. Außer mit Stickereien müssen die Zimmer, wo möglich auch die Vorplätze, mit Gemälden und Kupferstichen versehen seyn; man findet solche sogar, oft ohne Rahmen, in den von der Armuth bewohnten Hütten. Vor Allem liebt man aber Familienporträts. Wer nur einigermaßen wohlhabend ist, läßt die Seinen malen oder zeichnen, und schmückt mit diesen Porträts seine Prunkstube; ein schöner, freundlicher Gebrauch. Auffallend verschieden von den in Norddeutschland gewöhnlichen sind fast alle Hausgeräthe und selbst die Mobilien. Stühle, Tische, Betten, Sopha's u. s. w. haben eine ganz andere Form, und namentlich ist das Küchengeräth so ganz anders, daß eine aus der Fremde kommende Hausfrau nicht selten damit in Verlegenheit geräth und sich seiner nicht zu bedienen weiß; auch die Benennungen sind ganz anders. Die Wohnungen sind in der Regel nicht eben elegant, dagegen sehr geräumig und bequem eingerichtet; von einer Raumbeschränkung, wie sie in großen Städten vorkommt, weiß man hier nichts, und ein wirklich Armer wohnt geräumiger als der wohlhabendste Handwerker einer großen Stadt.

(Fortsetzung folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 262:
Das Erröthen.

Charade.

1. 2.

Wir sind, wie ihr uns Alle kennt,
Ein höchst vollkommnes Instrument;
Wo zwei sind, edlere Natur,
Wo vier sind, ihre Frage nur,
Es wäre denn, daß diese vier
Gehörten Zweien, mir und dir.

1. 2. 3.

Dann bilden sie durch 3 ein Band,
Durch das sich manche Freundschaft band,
Ja gar ein schön Elektrophor,
Durch das auch ich mein Herz verlor;
Doch segn' ich die geheime Thür,
Ich fand ein lieberes dafür.

J. G. M.

Beilage: Literaturblatt Nr. 116.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 273.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Dienſtag, den 15. November 1842.

— Sit and see,
Minding true things, by what their mockeries be!
Shakespeare.

Holländiſche Schildereien.

(Fortſetzung.)

Es war ein polizeiwidriger Skandal auf Martinique, den die holländiſche Muſik desperat begleitete. Das dauerte zehn Minuten, eine viel zu kurze Friſt für das hohe Publikum. Dann ſank die Gordijn wieder majeſtätiſch herab und „Mynheer de Vries, Lid der koninklijke Akademie van beeldende Kunsten en Decorateur aan dezen Schouwburg," ſchritt triumphirend über die Trümmerwelt. Er wurde gerufen: tout comme chez nous. Die Klingel geht, der Vorhang rauſcht auf. Da ſteht er, Marius auf den Ruinen von Carthago, Jeremias im Schutt von Jeruſalem, nur ohne Klage. Die Negerjungen raffen ſich auf und rennen davon, und aus den Couliſſen reißt man mit langen Stangen Meer, Fels, Säule und Dach geſchickt wieder in die Maſchinenkammer. Alle Herrlichkeit dieſer Welt muß vergehen.

Sonderbar! dreimal ſonderbar! Sieh den „Feenſee" in Berlin, den „Robert" in Paris, die „Tochter des Feuers" in London, ſieh alles Unmögliche, was ein Dutzend Hanfſtricke, Leinwandfetzen, Falltüren, Räderwerke, Schraubſtöcke, Flaſchenzüge, Fallſchirme, Lampendeckel und ſo ferner, und ſo weiter zur Möglichkeit, zur Wirklichkeit machen, ſieh gaukelnde Elfenſchwärme in der Luft, begrabene Nonnen unter der Erde, ziehende Schiffe im Meer, ſpringende Gnomen im Feuer, ſieh es, und du wirſt zurückverlangen nach der claſſiſchen Einfalt und Kindlichkeit der Kunſt, nach einem griechiſchen Theater, nach der Bühne Shakespeares, meinetwegen nach der Marionettenbude, wo die Drähte des Schickſals armsdick aus den Suffiten baumeln und die hölzernen Menſchen klappernd auf den Ferſen einherſchreiten, ſtatt auf voller Sohle. Nicht wahr, alle Täuſchung iſt ja zuletzt nur eine relative, alle Geſchicklichkeit eine endliche? Der Vulkan ſpeit ſo äußerſt natürlich auf unſerer Bühne, aber erſt ſeit dieſe Bühne ſelbſt ein ausgebrannter Krater iſt. Laßt mich in Frieden mit euern Wundern, die nach Kolophonium ſtinken; ich mag ſie nicht.

Am Dienſtag beſuchte ich den Salon des Variétés, das kleine Volkstheater, gelegen in der Neesſtraat, nahe den berüchtigten Nachthäuſern, wo das Laſter ſeine Orgien feiert. „Hie gut Holland allwege," hätte ich ausrufen mögen, wie ich eintrat. Ein kleiner, freundlicher Saal, eine kleine, freundliche Bühne, kleine, freundliche Galerien, vor den Plätzen kleine, freundliche Schenktiſche, und auf den Plätzen, hinter den Schenktiſchen kleine, freundliche Menſchen. Das ganze Plaiſir koſtete 75 Centimes, und die wurden obendrein noch als Zeche angenommen, „aan verterings staat," ſagte

der Zettel. Ich erstand mir ein mächtiges Glas Weißbier und eine Pfeife mit „Tobak.“ — Hätte ich nur auch eine Mütze erstehen können, gleich derjenigen meines Nachbarn, so reinlich, so weich, so baumwollen-idyllisch. Jeder Zoll fühlte sich holländisch in mir, wie ich im Parterre saß, die Ellenbogen auf den Tisch gestemmt, in selbsterzeugten Dunst und Dampf majestätisch eingewickelt, den Komödianten droben mit ganzer Seele hingegeben. Es ist wahr, daß sie mit Ausnahme des Einen, Mynheer Jüdels, mehr als mittelmäßig beißen durften, oder, wenn das zweideutig klingt, weniger als mittelmäßig. Allein wie sagt denn mein alter William, der die Sache verstand, gleich Keinem vor ihm und Keinem nach ihm? „The best of this kind,“ sagt er, „are but shadows, and the worst are no worse, if imagination amends them.“

Die ganze Scene erinnerte an das Hamburger Tivolitheater, nur daß ihr der blaue Himmel als Plafond fehlte und die Rutschbahn als Donner daran. Es wurde aufgeführt: „De Diplomaat,“ das bekannte Stück von Scribe, das ich im Gymnase und auf deutschen Bühnen gesehen habe. Mynheer Jüdels war weder so gut wie Tisserant in Paris, noch wie Moritz in Stuttgart, die Beide in der Titelrolle vortrefflich sind. Mynheer Jüdels zog den Diplomaten eben so herab, wie Mynheer Y den alten Herzog oder Monherr Z den sächsischen Gesandten, den Döring so ergötzlich westphalisirt hat. Die Toilette allein würde in Paris ausgepfiffen worden seyn und in Deutschland als eine geheime Ironie bestraft. Aber was lag daran? Ich habe Thränen gelacht über den braunen Frack des jungen Diplomaten und über den Jagdrock des alten Fürsten, von ihrem Dialog nicht einmal zu reden. Ich habe eine Pfeife geraucht und, auf außerordentliche Kosten, noch eine, und mit meinem gastfreien Nachbar eine dritte. Ich sprach Holländisch, als wäre ich in Leyden auf der hohen Schule gewesen. Der Abend verflog mir wie ein Traum, wie zu Hause, wie in meiner glücklichsten Zeit, da das Hoftheater zu Kassel noch mein Kunstideal war. Was will der Mensch mehr? Nein, daß ich es recht und ganz gebe: was kann der Mensch mehr?

Einen Tag in Amsterdam, den lezten, haben wir gleich gewissenhaften Reisenden benüzt, mein Maler und ich. Am frühen Morgen bestiegen wir den Rathhausthurm, von dem man eine hübsche Uebersicht der Stadt gewinnt, und besichtigten das Innere des Gebäudes. Der Führer — ich muß das der holländischen Regierung denunziren — ein kleiner, untersezter Bursche, trägt unter seiner Oranjeuniform keineswegs ein Oranjeherz. Im Gegentheil, er steckt heimlich voll republikanischer Sympathien und freistädtischer Erinnerungen. Als er uns durch die Reihe mäßiger und einfacher Zimmer geleitete, welche ehedem einen Bürgermeister, heute einen König beherbergen, versäumte er nicht, uns alle Allegorien auf die entschwundene Herrlichkeit bemerkbar zu machen, jedes Deckengemälde zu expliciren, den Balkon zu zeigen, wo der „Burgemeester“ sich dem Volke vorstellte, den Saal, wo der „Burgemeester“ zu Gerichte saß, das Zimmer, wo der „Burgemeester“ die Ehebündnisse schloß — immer sein drittes Wort der „Burgemeester.“ Durch den großen, glänzenden Salon, wo die Fürsten von Oranien Bälle und Feste geben, lief er mit kurzen, zornigen Schritten. „Es ist was, und es ist nichts,“ murmelte er in seinen Bart. Das ganze Rathhaus oder Schloß ist auch was und ist nichts. Wenn man solche Dinge nicht gesehen haben müßte, der lieben Verwandten wegen, die einen hernach quästioniren, nun, mich brächten keine zehn Pferde mehr in eine Residenz, einen Palast, ein Sommerhaus. Sieht eines aus wie das andere; ein Bischen reicher, ein Bischen ärmer, was verschlägt das? Aller äußere Apparat des Lebens hat doch nur seinen relativen Werth. Ein junger Autor richtet sich auf Kosten seines Verlegers ein, kauft Teppiche, Divans, Gardinen, Steindrücke in Goldrahmen und einen Mahagonikleiderschrank für zwei Röcke; nun, meint er, hat er's dem Janin gleich gethan, dem Balzac, und kann Leute bei sich empfangen — wenn welche kommen. Der junge Autor besucht eine alte Courtisane und findet, daß diese doch noch schöner eingerichtet ist; sie hat Nippen und Rococos, die ihm fehlen. Hin alle Freude an seinem Besitz. Und so aufwärts, abwärts. Es gibt keine absolute Eleganz, keinen absoluten Reichthum. Was auf dem Jagdschlosse zu Schieder — es gehört dem Fürsten von Lippe-Detmold — sehr prächtig ist, gilt im Winterpalais zu St. Petersburg für sehr schmächtig. Warum nun so viele Umstände machen zum Leben, so viel Zuthat um oft so wenige Hauptsache?

Wir fuhren über einen Arm des Y hinüber, um nach Broek und Zaardam, den beiden berühmtesten Curiosis von Amsterdam, auszufliegen. Stadt, Hafen und Werft lagen in schönster Morgenbeleuchtung da, alles durchsichtig klar, in grelle, trockene Farben gesezt, grüne Kirchthürme, rothe Schieferdächer, braune Schiffswände. Tauwerk und Windmühlengeflügel hing wie feines Spinnweb überall vor der Landschaft, in die wir lustig hineinrollten. Eine Stunde, und wir stiegen in Broek aus. Wer hätte nicht gehört, gelesen von diesem reinlichsten, peinlichsten, kleinlichsten aller Dörfer? Wer wüßte nicht, daß alle Bauern hier Kapitalisten sind und alle Kapitalisten Bauern? Wer kennte das Haus nicht, an dessen Schwelle Fritze, der alte Fritze seine Schuhe ausziehen mußte, oder war's Napoleon, oder welcher andere Anekdoten-Herrscher? O ja, es verhält sich alles so. Die Straßen sind spiegelblank, die Zimmer schwimmen in einer ewigen Sündfluth, die

Gärten knirschen unter stündlichen Harken, Spaten und Rechen. Dort liegt der Weiber, worin ein Schwan von Holz und ein Meerweibchen von Messingblech, beide starr und unbeweglich, die holländische Jugend in Entzückungen versetzen. Betretet jenes Automatenkabinet, es schnurrt und knurrt darin, sobald der Führer die Räder anließ, ein Weib spinnt, ein Mann haspelt, auf dem Tische kleines Theegeschirr, auf dem Kamine kleines Porzellan, alles natürlich wie in der Natur, vielleicht noch natürlicher. In der Grotte kniet ein Eremit mit langem Flachsbart; erschreckt nicht, er ist von Holz, ein ächter Holländer. Ich weiß nicht: ich bin auch kein unreinlicher Mensch, aber hier, mitten in dieser pedantischen Ordnung, in dieser schmutzigen Sauberkeit kamen mir die unreinlichsten, unordentlichsten Gelüste. Diesen Menschen, die keine andere Lebensaufgabe kennen, als bürsten, fegen, kehren, kratzen, schruppen und scheuern, diesen Menschen hätte ich einen Schabernak antun mögen, oder vielmehr eine Freude. Mußte es denn ihnen nicht ein wahrer Liebesdienst dünken, wenn sie eine neue Beschäftigung erhielten? Ich ging ganz theilnahmlos an Allem vorüber, und es hat mich in Broek nichts angezogen, als die lebendige Idylle einer ächten Käsefabrik. Egoismus steckt nicht dahinter, ich esse keinen.

(Fortsetzung folgt.)

Bilder aus dem Leben des englischen Landvolks.

(Fortsetzung.)

Früh fing die Hausfrau wieder an ihr Werk;
Die ganze nächste Woche schien das Haus
So fröhlich wie im Lenz ein Garten; endlich
Kam der ersehnte Brief von ihrem Vetter
Mit freundlichen Versich'rungen, er wolle
Sein Bestes thun für ihres Knaben Wohlfahrt;
Dem fügt' er bei den Wunsch, daß man ihn sogleich
Ihm schicken möchte. Zehnmal ward und mehr
Der Brief gelesen, Isabel trug ihn
Herum bei allen Nachbarn in der Runde;
Und damals schlug auf Englands ganzem Boden
Stolzer kein Herz als Lukas'. Als die Mutter
Wieder daheim war, sprach der alte Mann:
„Morgen soll er abreisen." Drauf antwortend
Wußte die Hausfrau Vielerlei zu nennen
Das, wenn er ginge ohne längre Frist,
Vergessen werden würde. Endlich aber
Stimmte sie bei und Michael war beruhigt.

Nah bei dem wilden Bach von Greenhead Ghyll,
Im tiefen Thale, hatte Michael
Den Plan gehabt zu bauen einen Schaafpferch;
Und eh er von dem traurigen Verlust
Kunde bekam, hatt' er für diesen Zweck
Steine gehäuft, die an des Baches Rand,
Des Baues harrend, durcheinander lagen.
Mit Lukas ging am Abend er dorthin,
Blieb stehn, sobald die Stelle sie erreicht;
Und so begann der alte Mann: „Mein Sohn
Morgen verlaßt du mich; mit vollem Herzen
Seh' ich auf dich, denn der ja bist du, der mir
Eine Verheißung war, noch ungeboren,
Und täglich meine Freude, seit du lebst.
Erzählen will ich dir von unser Beider
Geschicht' Etwas, vielleicht kommt es dir gut
Wenn du fort bist von mir, und sprach' ich auch
Von Dingen, welche du nicht wissen kannst. —
Nachdem du auf die Welt kamst, schliefst du, wie
Dieß oft bei Neugeborenen, zwei Tage
In Einem fort, und Segenswünsche strömten
Von deines Vaters Mund auf dich. Die Tage
Verstrichen, und ich liebte dich mit immer
Wachsender Liebe. Süßern Ton vernahm
Nie ein lebendig Ohr als mein's, da ich
An unserm Herd zuerst dich, ohne Worte,
Eine kunstlose Weise lallen hörte,
Wie du, ein säugend Kind, in deiner Freude
Sangst an der Mutter Brust. Monde verstrichen,
Im freien Feld und auf den Bergen bracht' ich
Mein Leben hin, sonst, glaub' ich, wärest du
Auf deines Vaters Schooß herangewachsen.
Aber wir waren Spielgenossen, Lukas!
In diesen Bergen, weißt du wohl, da haben
Wir, alt ich und du jung, gespielt zusammen,
Und keine Lust und Kurzweil fehlte dir
Bei mir, die eines Knaben Freude sind."
Lukas besaß ein Herz, ein männliches,
Aber bei diesen Worten schluchzt' er laut;
Der Alte faßte seine Hand und sagte:
„Nein, nimm's nicht so — ich sehe, das sind Sachen
Von welchen ich nicht sprechen muß. Ich bin
Ein freundlicher und guter Vater dir
Gewesen bis auf's Aeußerste; und damit
Erstatt' ich nur das Gute, das ich selbst
Empfing von Andern; denn obgleich jetzt alt
Ueber's gewohnte Maß des Menschenlebens,
Erinnr' ich doch noch wohl mich derer, die
In meiner Jugend lieb mich hatten. Beide
Ruhn bei einander längst. Hier lebten sie
Wie ihre Eltern alle; und als endlich
Ihr Stündchen kam, war's ihnen auch nicht leid,

Den Leib dem Grab der Ihr'gen beimzugeben.
Ich wollte, daß du lebtest wie sie lebten.
Doch eine lange Zeit ist es, mein Sohn,
Zurückzuschauen, und Gewinn so wenig
Zu sehen von der Jahre dreimal zwanzig!
Die Felder kamen an mich, schwer verschuldet;
Bis vierzig Jahr' ich zählte, war nicht mehr
Als nur die Hälfte meines Erbes mein.
Ich müht' und plagte mich; Gott segnete
An meiner Arbeit mich, — frei war mein Gut
Bis vor drei Wochen. — Und es sieht mich an,
Als könnt's nie dulden einen andern Herrn.
Verzeihe mir der Himmel, Lukas, wenn
Ich übel für dich wähle und beschließe,
Aber es scheint das Beste mir, du gehst."

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus Thüringen, November.

(Fortsetzung.)

Volkscharakter. — Boden.

So sehr der Thüringer das Vergnügen liebt und so eifrig er ihm nachgeht, so liebt er doch große, steife Gesellschaften nicht, wobei die Langeweile präsidirt und die Gerichte das Beste sind; solcher Gastmähler werden nur wenige und nur von den Reichen bei besondern Gelegenheiten gegeben, und sie müssen gleichsam als Abfütterungen betrachtet werden. Am glücklichsten und behaglichsten fühlt man sich im engern Kreise, auf Spaziergängen, Landpartien und bei Volksfesten, die selbst von den Gebildetsten und Reichsten mitgemacht werden; es herrscht gewöhnlich die anmuthigste Fröhlichkeit und Ungezwungenheit dabei, auch sind sie mit so geringen Kosten verknüpft, daß selbst der Unbemittelte Theil daran nehmen kann. Solche Volksfeste bieten gewöhnlich, bei der Schönheit der Gegend, einen überraschenden Anblick. Nur sehr selten werden diese unschuldigen Freuden durch die mit der Wüterei verbundene Brutalität gestört, denn der Thüringer ist von Natur mäßig und gut geartet. Eine wahrhafte Plage sind aber die großen weiblichen Kaffee- und Theegesellschaften, die in den Städten noch häufig vorkommen, und die Qual der Langeweile in ihnen ist so groß, daß ich nicht begreife, wie sie von den größtentheils geistreichen und gebildeten Frauen nicht längst abgeschafft worden sind. Man denke sich zwölf bis sechzehn Frauen, oft noch mehr, um einen Tisch versammelt; jede ist mit einer Handarbeit beschäftigt und flüstert mit der Nachbarin links und rechts; an ein ordentliches Gespräch ist nicht zu denken, da kein Mann das Heiligthum betreten und eine Conversation in Gang bringen darf. So sitzt man mehrere, wahrhaft entsetzliche Stunden lang, lobt die hübsche Arbeit der Nachbarin, fragt, wenn man sie näher kennt, nach Mann und Kindern, oder nach Eltern und Geschwistern, trinkt Thee oder Kaffee, ißt Kuchen, erstickt im Sommer vor Hitze, friert im Winter in dem großen Gemache, und geht endlich nach Hause, so ermattet, so geistig niedergedrückt, als hätte man die größte Strapaze bestanden. Diese Gesellschaften haben ihren Grund in der bösen Angewöhnung der Männer, nach vollbrachten Geschäften den Familienkreis zu verlassen und sich an öffentliche Orte oder in geschlossene Gesellschaften zu begeben. In jeder Stadt und in jedem Städtchen gibt es Casinos, Clubs, Erholungen, Bürgervereine, Museen und wie sie sonst noch heißen mögen, und in diese begeben sich die Männer gegen Abend; nur bei seltenen, sehr festlichen Gelegenheiten werden auch die Frauen dazu gelassen. Dieß wirkt sehr nachtheilig, nicht nur auf die Bildung der Frauen und die Geselligkeit, sondern auch auf das Familienleben überhaupt, das durch das Ausscheiden des Mannes seinen Mittelpunkt und zugleich jede geistige Anregung verliert. Die Kinder suchen hier, die Mütter dort ihr Vergnügen, letztere gewöhnlich in den oben beschriebenen, geisttödtenden Gesellschaften. Daß es Männer gibt, die solchem Unwesen nicht fröhnen, versteht sich wohl von selbst. — Die Lebensweise ist sowohl in den Städten als auf dem Lande einfach und naturgemäß. Man steht früh auf, ißt zwischen 12 und 1 Uhr zu Mittag, zwischen 7—8 zu Abend, und geht um 10 Uhr zu Bett. Der Speisen werden nicht viele auf den Tisch gebracht und sie sind in der Regel auf die einfachste Weise bereitet. Kaffee wird nicht viel, Wein nicht täglich und Thee fast nur in Gesellschaften getrunken; das Bier, ein Lieblingsgetränk der Thüringer, und ihr zum Theil vortreffliches Wasser bilden die Hauptgetränke. Früchte sind in großer Menge, aber nicht von vorzüglicher Güte vorhanden, weil man die edlern Obstsorten nicht mit Fleiß anpflanzt. Dasselbe läßt sich vom Gemüse sagen, welches hier, trotz des fruchtbaren und günstigen Bodens, in der Regel schlecht ist und dem nicht behagen kann, der sich an das auserwählte Obst und die trefflichen Gemüse Norddeutschlands gewöhnt hat. So wächst hier der Spargel fast wild in den Gärten und ist im Ueberflusse da, allein er schmeckt nicht, weil er nicht gehörig kultivirt, ja nicht einmal sorgsam gestochen wird. Was diesem Boden durch die gehörige Kultur abzugewinnen ist, zeigt die Umgegend von Erfurt, die einem köstlichen, blühenden Garten gleicht. Dort wird nicht nur ganz vortreffliches Gemüse gebaut, es werden jährlich Hunderttausende durch Blumen-, Früchte- und Saamenzucht gewonnen. Jede Stadt Thüringens könnte gleiche Anlagen haben, und wo sie gemacht werden, sind sie ein Segen für die Stadt und Umgegend. — Das Klima des Ländchens ist sehr verschieden, je nach der Lage eines Ortes zwischen oder auf den Bergen. In den Thälern, besonders wenn sie ziemlich eng sind, herrscht während der Sommermonate eine sehr große Hitze und nur selten wird die Luft durch Gewitter und Gewitterregen abgekühlt, da die Berge die erstern leicht abhalten. Sind sie aber einmal in ein solches Thal hineingekommen, so zeigen sie sich überaus heftig und anhaltend. Auf dem eigentlichen Thüringer Walde ist das Klima dagegen, selbst während der heißesten Sommertage, sehr rauh, und viele Früchte und Küchengewächse verkümmern entweder oder kommen gar nicht mehr fort. Unter den Obstsorten wird aber der Apfel selbst da noch reif und süß, wo kein anderes Obst mehr zu finden ist. Ich aß ganz vortreffliche Aepfel, die hoch auf dem Walde in einem nicht eben günstigen Jahre gewachsen waren. Der Boden ist sehr kalthaltig und deßhalb heiß und fruchtbar. Trotz dem bringt er nur in den günstigsten Jahren einen einigermaßen erträglichen Wein; freilich bildet Thüringen auch die äußerste Grenze der Weinländer. — Im nächsten Briefe denke ich einen flüchtigen Gang durch die vornehmsten Städte Thüringens zu machen.

Beilage: Kunstblatt Nr. 91.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 274.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Mittwoch, den 16. November 1842.

Mein Sohn, merke auf mein Wort, und neige dein Ohr zu meiner Rede. Laß ſie nicht von deinen Augen fahren, behalte ſie in deinem Herzen. — Ein weiſer Sohn iſt ſeines Vaters Freude, aber ein thörichter Sohn iſt ſeiner Mutter Grämen.

Sprüche Salomonis.

Bilder aus dem Leben des engliſchen Landvolks.

(Schluß.)

Hier hielt der Alte inne, deutete
Dann auf die Steine, welchen nah ſie ſtanden,
Und fuhr nach kurzem Schweigen alſo fort:
„Für uns war ein Geſchäft das; jezt, mein Sohn,
Iſt's ein Geſchäft für mich. Doch Einen Stein
Leg du, da leg ihn, Lukas, da, ſtatt meiner,
Mit deiner Hand. Nein, Knabe, ſey getroſt,
Wir können Beide beſſ're Zeit erleben.
Mit vier-und-achtzig bin ich noch geſund
Und friſch; du thu' das Deine, ich das Meine.
Manche Geſchäfte nehm' ich auf mich wieder,
Die ich dir abgetreten; auf die Berge
Unter die Stürme will ich wieder gehn
Allein und ohne dich, und Alles wieder
Verrichten, wie ich ſonſt gethan, allein,
Eh' ich dein Antlitz ſah. Gott ſegne dich,
Mein Kind! Dein Herz hat die zwei Wochen her
Von mancher Hoffnung raſch geſchlagen — ſo
Mußt' es wohl ſeyn — ja — ja — ich wußte wohl,
Daß du den Wunſch nie haben konnteſt, Lukas,
Mich zu verlaſſen; durch der Liebe Bande
Allein warſt du an mich gebunden: wenn
Du weg biſt, was dann bleibt uns! — Aber ich
Vergeſſe meinen Vorſatz. Lege jezt
Den Grundſtein, wie ich dir geſagt; und künftig,
Lukas, wenn fern du biſt, ſollt'ſt du in böſer
Geſellſchaft ſeyn, ſo denk' an mich, mein Sohn,
Und dieſen Augenblick! Deine Gedanken
Richte hieher, und dann wird Gott dich ſtärken;
In aller Noth, aller Verſuchung, Lukas,
Bitt' ich, wollſt du in deinem Herzen tragen
Das Leben, welches deine Väter führten,
Die, reinen Wandels, guter Thaten ſich
Befliſſen immer. Und jezt, lebe wohl —
Zurückgekehrt findſt du an dieſem Platz
Ein Werk, das jezt da noch nicht iſt — ein Bund
Wird zwiſchen uns es ſeyn — — doch, welches Loos
Dich treffe — lieben werd' ich immer dich,
Und nehme dein Gedächtniß mit in's Grab."

Hier ſchwieg der Schäfer. Lukas bückte ſich
Und legte, wie ſein Vater ihm geſagt,
Den erſten Stein zum Pferch. Bei dieſem Anblick
Brach los des Alten Jammer; an ſein Herz
Drückt' er den Sohn, und küßte ihn und weinte;
Und mit einander kehrten ſie nach Haus. —
Ueber dem Haus lag — oder ſchien zu liegen —

Des Friedens Stille, eh' die Nacht einbrach;
Und mit des Morgens Dämmern trat der Knabe
Die Reise an, und als er hatt' erreicht
Die Straße, zwang er Fassung in sein Antlitz;
Und alle Nachbarn, denen er vorbei kam,
Traten heraus mit Wunsch und Segensworten,
Die ihm, bis er dem Blick entschwunden, folgten.

Von ihrem Vetter kam willkommne Kunde
Von Lukas, wie es wohl ihm ging; der Junge
Schrieb Briefe voller Herzlichkeit und Staunen,
So daß die Mutter meinte, seine Briefe
Sey'n wohl die hübschesten, die man gesehn.
Die Eltern beide lasen sie mit Wonne.
So gingen viele Monden hin, und wieder
Ging seinem täglichen Geschäft der Schäfer
Mit freudigem, getrostem Sinne nach;
Und manchmal, — hatt' er eine freie Stunde —
Ging in das Thal er und arbeitete
Am Pferch. Lukas inzwischen ließ in treuem
Pflichteifer nach; in der zuchtlosen Hauptstadt
Gerieth allmählig er auf böse Wege;
Es häufte Schmach und Schande sich auf ihn,
So daß zulezt er sich gezwungen sah
Einen Versteck zu suchen über'm Meer.

Ein Trost liegt in der Kraft der Liebe selbst;
Sie macht erträglich das, was sonst das Hirn
Zerrütten, oder brechen müßt' das Herz.
Mit mehr als Einem sprach ich, der sich wohl
Des alten Mann's erinnerte, was er
War, Jahre lang nach dieser Unglückszeitung.
Sein Körper war von jung an bis in's Alter
Von seltner Kraft gewesen. Zwischen Felsen
Schritt er dahin und sah dabei empor
Zur Sonne, oder horcht' er auf den Wind;
Und wie zuvor besorgt' er alle Arbeit
Für seiner Schafe Pflege, und beim Anbau
Des Landes, das sein kleines Erbtheil war.
Nach jener Thalschlucht auch von Zeit zu Zeit
Ging er, am Pferch zu bauen, deß die Heerde
Benöthigt war. Man hat noch nicht vergessen
Das Mitleid mit dem Alten, wovon damals
Erfüllt war jedes Herz, und Alle glauben
Daß manchen, manchen Tag er dorthin ging
Und doch nicht aufhob einen einz'gen Stein.

Dort, bei dem Pferch, sah man ihn manchmal sitzen
Allein, und neben ihm, zu seinen Füßen
Lag nur sein treuer Hund, jezt alt und grau.
Voll sieben Jahre lang arbeitete
Von Zeit zu Zeit er an dem Bau des Pferchs,
Der, als er starb, doch unvollendet war.

Drei Jahre, wenig drüber, überlebte
Den Gatten Isabel. Nach ihrem Tod
Kam, durch Verkauf, das Gut in fremde Hand.
Die Hütte, die den Abendstern man nannte,
Ist weg — die Pflugschaar hat durchfurcht den Grund
Worauf sie stand; verwandelt hat sich Viel
Rings in der Nachbarschaft, doch steht die Eiche,
Die einst vor ihrer Thür stand, und die Reste
Des angefangnen Schafpferchs sind zu sehn
Noch am geräusch'gen Bach von Greenhead Ghyll.

Holländische Schildereien.

(Fortsetzung.)

Zaardam ist ein holländisches Dorf oder eine holländische Stadt; man kann das nicht recht unterscheiden. Sie zeichnet sich durch nichts aus als durch eine Menge, Menge Windmühlen, und das gilt hier zu Lande nicht für Auszeichnung. Die von Czar Peter gezimmerte Hütte, mit einem festen Schirmdache überwölbt, auf daß dieses Kunstwerk kaiserlich russischer Hände sich ewig erhalten möge, ich begrüßte sie sonder viele Pietät. Der Peter sey so groß er immer wolle, er ist und bleibt ein Russe. Er zwang die Leute mit der Knute sich den langen Bart ihrer väterlichen Sitte abscheeren zu lassen, was heutzutage nur noch ein einziger deutscher Fürst thut. Ich liebe den Peter nicht. Ich freue mich, daß ihn Herr Lortzing aus Weimar so recht con amore verballhornt hat. Welche Idee sich die Componisten und Musikanten doch eigentlich von der Welthistorie machen? „Sonst spielt' ich mit Kronen, mit Scepter und Stern; das Volk meiner Russen beglückt' ich so gern!" Wie sie gurgeln und näseln, die deutschen ersten Tenore, wenn sie dieses Liedlein, das allbekannte und allbeliebte, ableiern! Der süße Saft der Sentimentalität fleußt ihnen um den falschen Zwickelbart, sie kitzeln sich mit harmonischen Trillern an ihrem eigenen Kehlkopf und verdrehen die Augen nach den schönen Weibern in der Loge des Prosceniums. Und das soll der Peter seyn, der Czar, der Russe? der Mann, der seinen Sohn im Kerker erdrosseln läßt? Gott behüt' euch! Ich sehe De laroches Bild an, das ist er.

Heimgekehrt nach Amsterdam — beiläufig: die Fahrt von kaum sechs Stunden Zeitz kostete uns zehn Gulden Holländisch, ohne Trinkgeld für uns und für den Kutscher — besuchten wir gegen Abend den Thiergarten, eine noch junge Anstalt, begründet von einer „Privatsocieteit." Nach classischer Sitte führt diese einen classischen Namen, „Natura artis magistra," abgekürzt und schlechtweg Natura. Jeder Lohnkutscher versteht es, wenn er geheißen

wird nach Natura zu fahren. Es ist eine geschlossene Gesellschaft; die Löwen, Tiger, Bären und andere Ungethüme zählen wahrscheinlich als Ehrenmitglieder. Das Ganze würde den comparative traveller nur herausgefordert haben, mit dem Jardin des Plantes oder den Zoological Gardens in Surrey und Regentspark einen Vergleich anzustellen und in Folge dessen unbefriedigt davon zu gehen. Mich hingegen vergnügte die Stunde in Natura ganz ungemein, mich, den begeisterten Liebhaber wilder Thiere. Wochenlang unter Holländern; da muß Einem so eine reißende Bestie förmlich wohlthun. Vieles ist nicht da, und unter dem Wenigen nur einzelne gute Exemplare. Es sind die Trümmer der Aken'schen Menagerie, welche Natura angekauft hat. Mynheer van Aken sezt sich zur Ruhe, behält sich indessen gegen ein recht anständiges Gehalt die Oberaufsicht und Hauptpflege seiner alten Reisegefährten vor. Sie sind schlecht untergebracht, in engen, dunkeln Käfigen. Am meisten dauerte mich der Orang-Utang, ein Prachtthier, voll Witz und Humor, schier seinem Vetter in Regentspark zu vergleichen; dem haben sie einen räudigen Pudel zur Gesellschaft gegeben, und sein holländischer Wärter behandelt ihn durchaus nicht mit jener, begabten Naturen so nöthigen Sorgfalt und Schonung. Er war schon zu Bett gegangen, als wir uns bei ihm melden ließen; aber man zerrte ihn unbarmherzig hervor, er mußte „Patschje" geben, Sprünge machen, Kapriolen schneiden, und ich dachte bei diesem wehmuthsreichen Anblick an so manchen berühmten Wald-, Feld- und Stadtmenschen, dem es nicht besser ergeht, wenn „Fremde" anklopfen. Das Hauptstück der Thiersammlung ist der Salamander, wie versichert wurde, das einzige lebendig erhaltene Exemplar. Ich hielt ihn für ein verkleidetes Krokodill. Diese träge, plumpe, fette Eidexe, welche sich aus den wollenen Decken so gar langsam herausschälte, entsprach weder dem Bilde in meiner Idee noch jenem in Raffs oder Funks fürtrefflicher Naturgeschichte. Wenn ein Salamander dergestalt aussieht, that König Franz von Frankreich, der Unverbrennliche, sehr Unrecht, ihn zu seinem Wappenthier zu erkiesen.

Außer wilden Thieren aller Gattung habe ich denn auch eine Menge schöner Damen in Natura gesehen. Gegen Abend versammelte sich die gesellige, menschliche Hälfte der Sozieteit in dem großen, angenehmen Gartenlokale. Dieß war für uns, die wir kein eigentliches Recht der Existenz hier hatten und auch mehr der Bestien wegen gekommen waren, das Signal zum Rückzuge. Wir kehrten in den Gasthof heim und packten. Packen! ein Geschäft, in welchem ich nun nachgerade eine gewisse unverkennbare Fertigkeit und möglichste Vollkommenheit erreiche, ein Geschäft, das gar nicht leicht ist, einen sichern, feldherrnartigen Ueberblick und eine sanfte, dabei doch rasche, gewandte Hand erfordert, und welches niemals durch die plumpe Routine des Hausknechts oder die pedantische Praxis eines Bedienten so ausgeführt wird, wie durch den Herrn selbst. Ich werde, wenn ich meinen Koffer zum leztenmal auf dieser Welt auspacke — o Gott, wann und wo geschieht denn das? — eine „gründliche, faßliche und praktische Anleitung zum Packen" herausgeben, hauptsächlich zum Selbstunterrichte, ein unentbehrliches Hülfsbuch für Schriftsteller, Weinreisende, Schirrmeister, Postillone, Lohnlakaien und Hausknechte, auch für Contrebandisten und Schmuggler, deßgleichen zu benüzen als Anhang zu allen Reisehandbüchern des Erdkreises. Weimar bei Bernhard Friedrich Voigt. 25 Bogen groß Octav. Mit zwölf Steindrücken, einen Rock im Durchschnitt, einen leeren Koffer, einen vollen Koffer, einen halbleeren Koffer darstellend u. s. w. u. s. w.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

München, November.

Einzug der Kronprinzessin.

Das heurige Ottoberfest gehört zu den großen, Epoche machenden, deren die Geschichtschreiber dieser Feierlichkeit bis jezt nur zwei aufzuzählen wissen, nämlich das Fest von 1810, das Gründungsfest, das zu Ehren der Vermählung unseres Königs, des damaligen Kronprinzen, mit der Prinzessin Therese von Hildburghausen erdacht wurde, und das vom Jahr 1835, wo das königliche Ehepaar seine silberne Hochzeit feierte, ein Zeitpunkt, der vom sämmtlichen Bayerlande benüzt wurde, um in den sinnreichsten Festerscheinungen seine Freude und seine Glückwünsche an den Tag zu legen. Nun kommt dazu noch das dießjährige, an dem sich wieder das ganze Königreich betheiligte, um ein fröhliches Ereigniß zu begehen, das es längst herbei gewünscht hatte, nämlich die Vermählung des Kronprinzen Maximilian. Daß seine Braut, die Prinzessin Marie von Preußen, mit herzlichem Willkommen werde aufgenommen werden, war vorauszusehen, aber die jubelnde Aufgeregtheit bei ihrem Empfange war am Ende doch noch überraschend. Und nicht allein hier in der Hauptstadt gab sich diese Stimmung kund, sie ging durch ganz Bayern von einem Ende bis zum andern, und so war auch von der sächsischen Grenze bis an unsern Burgfrieden die Straße, welche die Braut hieher führte, ihrer ganzen Länge nach festlich geschmückt. Alle Städte hatten sich zusammengethan, um etwas besonders Feierliches darbieten zu können. Alle Dörfer hatten ihre Triumphbogen fertig, ihre weiß und blaue Schuljugend aufgestellt, ihre Gedichte und Gesänge eingelernt, und in der Oberpfalz kam es sogar vor, daß die fürstliche Braut, als die Reise auch in der Nacht fortgesezt wurde, meilenweit durch ein Fackelspalier fuhr, durch eine enge, unabsehbare Reihe von Lichtern, welche die Landleute der Gegend, im schönsten Sonntagsstaate an der Straße aufgestellt, als lebendige Candelaber trugen. Wenn die vertrauensvolle Anhänglichkeit, mit der das Volk dem Thronerben zugethan ist, die Fülle der festlichen Vorbereitungen schuf, so war der Enthusiasmus, der der jungen Fürstin allenthalben bei ihrem ersten Erscheinen entgegenkam, ein Ergebniß ihrer eigenen Lieblichkeit. Allerdings klangen wohl auch noch andere Sympathien ein; so war es gewiß allen Bayern

unendlich lieb, daß sie eine Deutsche zu empfangen hatten, ja gerade auch, daß sie aus Preußen gekommen, mochte vielleicht Manchen noch besonders freuen, aus diesem Staate, der in den lezten Zeiten dem übrigen Deutschland so viel näher getreten und für die deutsche Zukunft so Großes verspricht.

Unsere Feste also begannen an dem schönen Nachmittage, als die Kronprinzessin den Münchner Burgfrieden betrat. Die Sonne glänzte hell in den Fenstern der Ludwigsstraße, von denen viele so zierlich umrahmt waren, und ein frischer Ostwind ließ die langen Banner, die von den Zinnen der Paläste herunter reichten, fröhlich wogen. In der Straße selbst war unermeßliches Volk versammelt, zu dem immer neue Haufen aus der Stadt stießen, während andere auf der Landstraße weiter zogen, um die Ersten zu seyn, die der Ankommenden die Grüße der Münchner entgegenbrächten. Vor den lezten Gebäuden der Stadt, in der Nähe von Schwabing, war ein hoffnungsgrüner Triumphbogen errichtet, von welchem ein paar Dutzend Trompeten herunterschmetterten. Endlich fuhr's wie ein elektrischer Schlag durch die Tausende, Kanonendonner, Festmusik, Jubelruf. Die Menge theilte sich und durch die Menschengasse zogen die funkelnden Panzerreiter, die dem Zug voran ritten, und hinter ihnen im Wagen, den reiche Blumenschnüre zierten, fuhr die Prinzessin an der Seite ihrer Eltern, in freundlicher Anmuth grüßend, etwas bewegt und schön geröthet von der Aufregung dieser feierlichen Stunde. Damit hatten auch alle die Unzähligen, die vorher harrend auf dem Platze gestanden, ihren Richtpunkt gefunden, und so gaben sie denn mit tausendstimmigem Vivatruf schwarzgedrängt dem Wagen das Geleite bis zum königlichen Schlosse, wo die Neuvermählte sich ihrem harrenden Gemahl in die Arme warf und Beide sich zärtlich umschlangen. Der Eindruck, den diese erste Begegnung auf Alle, die dabei gewesen, äußerte, war im höchsten Grade einnehmend. Ueberall, an öffentlichen Orten und im stillen Kreise der Familien, ergoß sich die Freude in Bewunderung der Schönheit der jungen Braut, welcher die Porträts, die vorher hier zu sehen, so wenig nahe gekommen waren; sie hatten kaum eine Aehnlichkeit, den feinen Adel dieser Züge aber nicht entfernt gegeben.

(Fortsetzung folgt.)

Lausanne, Oktober.

Moralischer Zustand.

Wir haben früher manchmal in diesen Blättern über den im Waadtland herrschend gewordenen Radikalismus geklagt, wir haben seine schädlichen, retrograden und lächerlichen Bestrebungen besprochen, aber auch dabei die Hoffnung geäußert, daß die gesunde Natur des acker- und weinbauenden Volks den eingebrachten Krankheitsstoff, wenn nicht ganz ausstoßen, doch bewältigen werde. Diese Hoffnung nähert sich seitdem immer mehr ihrer Erfüllung. Schon haben die frühern heftigen Anfälle an Gewalt verloren und werden immer schwächer, wovon die Sitzungen unseres Großraths den besten Beweis geben. Die frühern Chor- und Wortführer sind stiller geworden, haben sich zurückgezogen oder sind gänzlich verstummt, denn sie haben eingesehen, daß ihre Zeit vorüber ist. Welcher Unterschied zwischen jezt und der Forderung der Radikalen vor zwei Jahren: die Regierung möge ihnen zu ihren Volksversammlungen die Kathedrale einräumen! Seitdem ist dieses radikale Volk ziemlich genesen und die Versammlungen seiner Sprecher sind eingegangen; selbst sein geistreicher Vorfechter und Führer hat sich das Vertrauen der Gutes und Dauerndes wollenden Volksdeputirten wieder erworben und ist dieses Jahr zum Präsidenten des Großraths erwählt worden. Freilich bleiben für's Erste eine Menge Widersprüche, Schwankungen und Beschlüsse stehen, welche früher Regierung und Großrath unter dem herrschenden Einflusse des Radikalismus gefaßt hatten, z. B. die unbeschränkte Vermehrung der Weinschenken im Lande, so daß jezt das kleinste und ärmste Dorf mehrere hat. Glücklicherweise scheint sich auch in dieser Beziehung etwas Gutes im Volke zu entwickeln. Zwar hat es noch immer seine alte Trinklust, die auch in diesem gesegneten Weinlande, auf dem Boden des Jedermann mundenden la Côte, la Vaux und Yvorne schwerlich ausgehen wird; es wird noch immer viel getrunken, aber das Trinken als Laster wird doch täglich seltener; ein Trunkenbold sinkt in der öffentlichen Meinung, was früher nicht der Fall war. Damit ist schon viel gewonnen. Diese politische Gesundung Waadts ist um so erfreulicher in der Nähe Genfs, dessen einst so herrlicher Boden seit einem Jahre immer mehr von politischem und sittlichem Radikalismus aufgewühlt wird, und in den ein Saamen fällt, bei dessen Aufgehen selbst Viele von denen trauern werden, die an der Umgestaltung gearbeitet haben, die aber bei redlichem Willen und guten Absichten doch das Wesentlichste vergaßen, daß das im besten Sinne aristokratische und daneben von Industrie lebende, von französischen und andern fremden Arbeitern, Aventuriers, politischen Glücksrittern u. s. w. überströmte Genf nicht mit den Binnenländern der Schweiz verwechselt werden, nicht wohl wie die Schweizerländer bearbeitet und behandelt werden darf, die anders gelegen und fremdem Einfluß viel mehr entzogen, auf einem andern Lebensgrund ruhen, weil ihre Bevölkerung wesentlich ackerbauend und daher für die Demokratie geeigneter, diese wenigstens bei ihnen reiner und weniger gefährlich ist.

In der neuesten Zeit scheint man auch in unserem Lemanlande gegen Deutschland, seine politische Gestaltung und seine Zustände gerechter und anerkennender zu werden. Wenigstens hat sich das ignorante, einseitige und absprechende Urtheil über sie etwas verloren. Dazu hat vor Kurzem der Aufenthalt des Königs von Preußen in unserer Nähe wesentlich beigetragen. Seine gewinnende Persönlichkeit mußte selbst auf die angenehm wirken, welche ihm nicht verzeihen können, daß er der Souverän eines später auch in den Schweizer Bundesverband getretenen Landes ist. Kurz vor seiner Ankunft in Neuchatel erschien in einem französisch-schweizerischen Blatte ein Brief eines Schweizer Offiziers, der den großen preußischen Manövern am Rhein im vorigen September beigewohnt hatte und seinen Landsleuten darüber Rechenschaft gab. Wir heben Einiges aus diesem Briefe aus, das in Deutschland als die Stimme eines ganz unabhängigen Fremden nicht ohne Interesse seyn dürfte. „Die Zeitungen haben ausführlich das Kölner Domfest besprochen. Ich habe es sehr gut mit angesehen und zwar mitten unter dem Volk. Ueberall wurde der König mit dem herzlichsten Zuruf empfangen und — frei gestehe ich es — von ganzem Herzen habe ich eingestimmt; ich habe Gott inständig gebeten, seine Regierung zu segnen. Man hat mir Züge von ihm erzählt, aus denen seine ächt christliche Gesinnung hervorgeht. Das Gebet spielt eine bedeutende Rolle in seinem Leben, es ist sein vorzüglichster Rathgeber. Daraus erklärt sich des Königs milder, heiterer und doch feiner Ausdruck; darin liegt auch der Schlüssel zu der Unabhängigkeit seines Charakters und zu der ihm eigenen Festigkeit in der Ausführung." — — —

(Schluß folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 33.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenz-Blatt. Nro. 33.

Mittwoch, 16. November 1842.

[474] **F. M. Klinger's ausgewählte Werke nunmehr vollständig.**

In Unterzeichnetem sind so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

F. M. Klinger's ausgewählte Werke.

Taschen-Ausgabe in zwölf Bänden,

mit einer Charakteristik und Lebensskizze Klinger's und dessen Bildnisse in Stahlstich.

Dritte und vierte Lieferung oder 5r, 6r, 7r, 9r, 10r und 12r Band.

Druck und Papier ganz gleich den beliebten Ausgaben von Schiller, Goethe, Wieland, Lessing ꝛc.

Subscriptionspreis für eine Lieferung 2 fl. oder 1 Rthlr. 4 Gr.

Der Preis des Ganzen in vier Lieferungen 8 fl. oder 4 Rthlr. 16 Gr.

Inhalt aller nunmehr beendigten zwölf Bände:

I. Bd. Die Zwillinge. — Die falschen Spieler. — Elfride. — Konradin. — Der Schwur gegen die Ehe. — II. Bd. Der Günstling. — Aristodemos. — Medea in Korinth. — Medea auf dem Kaukasos. — Damokles. — III. Bd. Faust's Leben, Thaten und Höllenfahrt. — IV. Bd. Geschichte Raphaels de Aquillas. — V. Bd. Geschichte Giafars des Barmeciden. — VI. Bd. Reisen vor der Sündfluth. — VII. Bd. Der Faust der Morgenländer. — VIII. Bd. Geschichte eines Deutschen der neuesten Zeit. — IX. Bd. Der Weltmann und der Dichter. — X. Bd. Sahir, Eva's Erstgeborner im Paradiese. — Das zu frühe Erwachen des Genius der Menschheit. — XI. Bd. Betrachtungen und Gedanken über verschiedene Gegenstände der Welt und der Literatur. 1r Theil. — XII. Bd. Betrachtungen und Gedanken über verschiedene Gegenstände der Welt und der Literatur. 2r Theil. — Lebensskizze F. M. Klinger's.

Stuttgart und Tübingen, Nov. 1842.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[446] **Novellen für die höheren Stände im Verlage von J. Urban Kern in Breslau.**

Neuerdings sind bei mir erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Skizzen aus der vornehmen Welt.

Erster Band: **Marie.** Novelle.

Von der Verfasserin von „Schloß Goczyn."

20½ Bogen. 8. Velinpap. Eleg. geh. 1 Rthlr. 15 Sgr.

Von derselben Verfasserin erschien im vorigen Jahr:

Schloß Goczyn.

Aus den Papieren einer Dame von Stande.

8. Velinp. geh. Preis 1 Rthlr. 15 Sgr.

Ueber obige geniale Produktionen, die auf keinem Toilettentische fehlen sollten, äußerte sich in der Zeit. f. d. Eleg. Welt Herr Dr. Kühne unter Anderem: „In dem, was das feinere Publikum jetzt producirt, liegt der ganze äußere wie innere Reichthum eines von Schmerz und Genuß reich durchaderten Lebens. Der Memoirenroman der höheren Stände erscheint uns eben um deßhalb so wichtig, weil er auf Erlebnissen beruht, Wirklichkeit, feingefühlte, oft sogar tief empfundene, gibt ꝛc. ꝛc." — Ich erlaube mir, nach den glänzenden Recensionen in Gersdorff's Repert., Brockhaus Blätter ꝛc., nur zu bemerken, daß obige Novellen zu den besten der neuesten Zeit gehören, und ihren Platz neben Godwie-Castle, St. Roche, den Novellen der Gräfin Hahn-Hahn, v. Sternberg u. A. behaupten.

Ferner ist bei mir erschienen:

Der Titanide. Novelle in 2 Bänden, von Karl Eitner. 2 Bände. 8. geh. Velinpap. Preis 1 Rthlr. 25 Sgr.

Auf dieß neue Produkt des Verf. des „Modernen

Lazarus, Leipzig, bei Brockhaus, 1838" erlaube ich mir als ein bedeutsames Werk aufmerksam zu machen.

Dr. M. Wiener, Herbstrosen. Erzählungen. 8. geh. 1 Rthlr.

Math. v. Stambke, Grafen von Werdenfels. 8. geh. 1 Rthlr.

Ladn Bulwer, Cheveley. 8 Bändchen. 16. geh. 1 Rthlr.

J. Urban Kern in Breslau.

---

[452] Bei Justus Perthes in Gotha ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Der 80ste Jahrgang des

Gothaischen genealogischen

Hofkalenders auf 1843.

Mit 6 Bildnissen. Preis 1 Thlr.

und der 16te Jahrgang des

Genealogischen Taschenbuchs

der deutschen gräflichen Häuser

auf das Jahr 1843. Preis 1⅓ Thlr.

---

[469] **Zu Festgeschenken**

werden folgende, bei Metzler in Stuttgart kürzlich vollendete, schön ausgestattete, zugleich sehr billige Werke empfohlen:

Cervantes'

sämmtliche Romanen und Novellen.

Aus d. Span. zum erstenmal vollständig übertragen von A. Keller und Fr. Notter. Taschen-Ausgabe in Schiller-Format. 12 Bände. geh. 4½ Thlr. oder 8 fl.

Inhalt: Don Quirote 5 Bde. Galatea 2 Bde. Novellen 3 Bde. Persiles und Sigismunda 2 Bde. Jede dieser Schriften wird, zu 9 Gr. oder 40 kr. der Band, auch einzeln abgegeben.

E. L. Bulwer's

sämmtliche Romane.

Aus dem Engl. von Fr. Notter, G. Pfizer und G. N. Bärmann. Neue Taschen-Ausgabe in Schiller-Format, mit Bulwer's Bilde in Stahlstich. 59 Theile. geh. 9⅚ Thlr. oder 17 fl. 42 kr.

Bulwer's neuester Roman „Zanoni" ist jetzt ebenfalls in dieser schönen Ausgabe erschienen, so daß sie nun dessen 13 größere Romane und alle seine kleinere Novellen vollständig enthält. Jeder Roman ist, zu ⅙ Thlr. oder 18 kr. der Theil, auch besonders zu haben. Wer dieselbe mit Titelbildern zu zieren wünscht, erhält unter dem Titel:

Gallerie zu Bulwer's Romanen,

1 Thlr. oder 1 fl. 48 kr.

Zwölf vorzügliche Stahlstiche, deren jeder eine Scene aus einem der größern Romane Bulwer's gibt. Ein Titelbild zum neuesten Romane Zanoni ist im Stiche und folgt noch in diesem Jahre.

Ebendaselbst erscheinen:

G. P. R. James' Romane,

in deutschen Uebertragungen herausgeg. v. Fr. Notter und G. Pfizer. Taschen-Ausgabe. Preis des Bdchns. geh. 3 Gr. oder 12 kr.

Ausgegeben sind bis jetzt 45 Bdchn. Sie enthalten: Der Zigeuner 6 B., der Hugenotte 8 B., Darnley 7 B., des Königs Hochstraße 7 B., Karl Torrell 4 B., La Jacquerie 6 B., Morley Ernstein 1s Bdchn. — Diese Sammlung wird fortgesetzt und etwa jeden Monat folgen zwei neue Bdchn. Jeder Roman ist auch einzeln zu haben. — Vorräthig in allen Buchhandlungen.

---

[472] Bei Gebr. Schumann in Leipzig ist so eben in deutscher Uebersetzung erschienen:

Zanoni von E. L. Bulwer.

4 Thle. 16. geh. à 6 Gr. oder 27 kr.

Dieser Roman bildet zugleich den 68sten bis 71sten Theil unserer deutschen Taschen-Ausgabe von **E. L. Bulwer's Werken.** Da keine completen Exemplare der Stuttgarter Ausgabe der Bulwer'schen Werke mehr zu haben sind, so kann nun, Wer nicht bloß die Romane besitzen möchte, die sämmtlichen Werke nur in dieser Ausgabe erhalten. — Vorräthig in allen Buchhandlungen.

---

[444] Neue Romane.

Bei F. Rubach in Berlin erschienen:

Die Maurischen Brüder. Historisch-romantische Erzählung aus der arabischen Herrschaft in Spanien. Von L. Faber. 2 Bde. 1½ Rthlr.

Der Bettler von Amsterdam, und die Brüder Academia's. 2 Novellen von C. Lucas. 1½ Rthlr.

---

[467] In Unterzeichnetem sind erschienen:

Die Schutzgeister

oder

merkwürdige Blicke zweier Seherinnen in die Geisterwelt,

nebst

der wunderbaren Heilung einer 10 Jahre stumm Gewesenen durch den Lebensmagnetismus

und

einer vergleichenden Uebersicht aller bis jetzt beobachteten Erscheinungen desselben

von

Heinrich Werner,

der Philosophie Doctor.

gr. 8. Preis 4 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr. 20 Gr.

Der erste kleinere Theil der vorstehenden Schrift läßt uns in der höchst merkwürdigen Geschichte zweier Somnambulen der höchsten Grade in ein Gebiet von Erscheinungen blicken, welche in vielen Beziehungen denen gleich kommen, womit die Seherin von Prevorst uns beschenkt hat, in einigen sie noch überragen. Letzteres gilt besonders von den die Menschen begleitenden Schutzgeistern, deren wirkliches Daseyn mit unwidersprechlicher Evidenz durch den wunderbarsten und überraschendsten Zusammenhang von Thatsachen in beiden Geschichten sich beurkundet. — Beide Somnambulen befanden sich auf der höchsten Stufe des magnetischen Lebens, und bieten daher beinahe alle in den verschiedenen Graden desselben vorkommenden höchst überraschenden Phänomene dar, deren Erzählung gewiß mit hohem Interesse gelesen werden wird. — Der zweite größere Theil der Schrift, den der Verfasser als die Hauptsache betrachtet wissen will, giebt uns eine wissenschaftliche Darstellung von allen im Gebiete des Lebensmagnetismus vorkommenden Erscheinungen. Es ist der christlich philosophische Standpunkt, auf dem er sich hält, und

von welchem aus auch allein diese merkwürdigen Phänomene eine genügende Erklärung finden können. Im Gegensatz gegen die oberflächlichen und vergeblichen Versuche der Tagesphilosophie, die Erscheinungen des Lebensmagnetismus in ihre Systeme zu zwingen, beleuchtet er dieselben von ihrer physiologischen, psychologischen und pneumatologischen Seite in steter Hinsicht auf die letzte hohe Bestimmung des menschlichen Geistes, welche nur in dem ewigen, lebendigen Wesen des Christenthums, nie aber in den beschränkten, todten Formen der Begriffsphilosophie ihre Vollendung findet.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[468] **Zunächst preiswürdiges Festgeschenk.**

Im Verlage von Scheible, Rieger und Sattler in Stuttgart ist so eben vollständig geworden und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der

Teutsche Kaisersaal.

Vaterländisches Gemälde

von

Wilhelm Zimmermann.

Mit dreißig Original-Stahlstichen

von Meisterhänden gezeichnet und gestochen.

Lexikonformat, feinstes Papier, klarer Druck.

In fünfzehn Lieferungen. 10 fl. oder 6 Rthlr. 6 gGr.

Elegant gebunden 11 fl.

Eine Geschichte der teutschen Kaiser vom Beginne des teutschen Reiches bis auf die neueste Zeit, verherrlicht durch gelungene bildliche Darstellungen der bedeutungsvollsten Ereignisse (von der Krönung Karls des Großen in Rom bis zur Krönung Ferdinands I. in Mailand) ist hier in einem Prachtwerke vereinigt, das sich den Namen:

wahrhaft teutsches Nationalunternehmen

nicht anmaßt, sondern ihn verdient. Einzig in seiner Art, soll es dazu beitragen, den Leser in der Erkenntniß der vaterländischen Geschichte zu stärken, und ihm große Begebenheiten aus der Vergangenheit und der Neuzeit vorzuführen.

---

[455] In der **literar.-artist. Anstalt** in München ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Handbuch

für

Reisende in Italien

von

Dr. Ernst Förster.

Zweite Auflage.

Mit 10 in Kupfer und Stein gravirten Planen.

8. in dauerhaftem engl. Einbande. Preis 5 fl. 24 kr. rh. oder 3 Rthlr. 8 Gr.

Wir übergeben hiemit dem Publikum ein Handbuch über Italien, das, wie wir mit Zuversicht ankündigen dürfen, mehr als irgend ein vorhandenes den Ansprüchen von Reisenden jeden Standes genügen wird. Fünf Reisen nach Italien, welche der Hr. Verf. unter begünstigenden Umständen, zum Theil in höherm Auftrag unternommen, und auf denen er in den größern Städten einen längern Aufenthalt gemacht und das Land nach allen Richtungen durchforscht hat, setzten ihn in den Stand, umfassende Kenntnisse desselben und seiner Bewohner, so wie auch der Wünsche und Bedürfnisse zu sammeln, nach deren Befriedigung man in den Reisehandbüchern, und freilich gewöhnlich vergeblich, sucht. Die bloße Angabe des Inhalts wird hinreichen, die Umsicht des Hrn. Verf., so wie den Umfang seines Werkes zu bezeichnen, dessen Vervollständigung in der zweiten Auflage mit allen dem Hrn. Verfasser und der Verlagshandlung zu Gebote stehenden Mitteln erstrebt wurde.

---

[499] Fest-Kalender.

Gubitz

„Volks-Kalender für 1843,"

jetzt (à 12½ Sgr., 12½ Ngr., 45 kr.) in jeder soliden Buchhandlung zu haben, ist zugleich

Gedenkbuch zu dem großen Feste,

das die Deutschen im Jahr 1843 erleben und Aller Theilnahme in Anspruch nimmt. Außerdem finden sich aber in diesem Jahrgange (der 91 schriftstellerische und 133 bildliche, theils farbig gedruckte Gaben hat) zugleich andere, mannigfache Beziehungen auf 1843.

Berlin.

Vereins-Buchhandlung.

---

[453] So eben ist bei **A. Pichler's** sel. Wittwe in Wien erschienen und wurde von mir an alle Buchhandlungen Deutschlands versendet:

Gymnastique pour la Jeunesse,

ou guide pratique des exercices utiles à la santé et propres à l'amusement.

Dédié à Mr. A. noble de Stephany, instructeur de gymnastique à Vienne.

Avec 1 planche. 8. Vienne. 1842.

Brochirt. Preis 10 gGr. (12½ Ngr.)

In München vorräthig in der **literar.-artist. Anstalt.**

A. G. Liebeskind in Leipzig.

---

[465] In Unterzeichnetem ist erschienen:

Geschichte

der Glasmalerei

in Deutschland und den Niederlanden, Frankreich, England, der Schweiz, Italien und Spanien, von ihrem Ursprung bis auf die neueste Zeit.

Von

M. A. Geffert.

gr. 8. Preis 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 16 Gr.

Diese Geschichte der Glasmalerei ist die erste selbstständige und erschöpfende Bearbeitung dieses kunstgeschichtlichen Stoffs, denn das Wenige, was Levieil in seiner Art de la peinture sur verre über deren Geschichtliches schrieb, betrifft lediglich Frankreich und die Niederlande, erstreckt sich kaum auf die drei älteren Perioden dieser Kunst, und ist, wie mehr oder minder alles seither über Glasmalerei geschriebene, seiner historischen, technischen und sonstigen Irrthümer oder Entstellungen wegen nur mit äußerster Vorsicht zu gebrauchen. Gegenwärtige geschichtliche Darstellung hingegen erfaßt auch die Glasmalerei in Deutschland, England, der Schweiz, Italien und Spanien, kurz allen Ländern,

wo sie je Pflege gefunden, und ist um eine Periode, gerade die wichtigste, die ihres neuerlichen Aufschwungs, reicher. Wie weit aber der Herr Verfasser, indem er dem Bekannten neues hinzugefügt, jenes gesichtet, zurechtgesetzt und verständlicht, dieses aber in gebührenden Zusammenhang mit jenem gebracht, kurz das erreicht, was zu erreichen galt, wird den Leser auch ohne Fürwort, welchem der Erfahrene ohnehin nicht zu viel traut, ermessen.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[486] Bei Carl Focke in Leipzig erschien:

Frauen-Anmuth.

Ein Album für Freunde des Schönen in 30 Stahlstichen.

(Weibliche Portraits.)

Elegant gebunden à 2 Rthlr. = 3 fl. C.-M.

---

[494] In Berger's Buchhandlung erschien so eben und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Antihydriasis

oder unumstößlicher Beweis, daß das kalte Wasser für die Krankheiten unserer Zeit kein Heilmittel ist, sondern im höchsten Grade nachtheilig auf den Körper einwirkt. Von Dr. C. Hasse.

2te verb. Aufl. 8. Preis 6 Gr. od. 27 kr.

---

[459] Neue, bereits ganz vollständig erschienene

Fremdwörterbücher

von anerkanntem Werthe, welche aus dem Hahn'schen Verlage in Hannover durch alle Buchhandlungen jederzeit zu erhalten und namentlich auch zu sehr nützlichen Geschenken zu empfehlen sind:

Heyse's, Dr. J. Ch. A., allgemeines Fremdwörterbuch. Mit Bezeichnung der Aussprache, der Betonung und der Abstammung. **Achte** vermehrte und sehr verbesserte Aufl. 2 Thle. 73 Bog. in gr. 8. 2⅚ Rthlr.

Heyse's, Dr. J. Ch. A., kleines Fremdwörterbuch. Ein reichhaltiger Auszug aus dem größeren Werke. 31½ Bog. in gr. 8. geh. 1⅓ Rthlr.

Acht starke Auflagen verbürgten schon längst die, zunächst in Zuverlässigkeit, Reichhaltigkeit und wissenschaftlicher Begründung bestehenden eigenthümlichen Vorzüge des obigen größeren Werks, welches gerade nach diesen so oft wiederholten sorgsamen neuen Bearbeitungen des rühmlichst bekannten Hrn. Herausgebers den wahren Bedürfnissen der Zeit und den Fortschritten aller Künste, Wissenschaften und Gewerbe jetzt am treffendsten entspricht, ohne die ursprünglichen Grenzen eines Fremdwörterbuchs für den praktischen Gebrauch aller Stände gänzlich zu überschreiten, und ohne die Uebersichtlichkeit durch eine planlose und ungesichtete Anhäufung von Wörtern zu erschweren, welche lediglich dem Studium einzelner Fächer, oder den Specialwörterbüchern fremder Sprachen angehören, in welchen Fehler die meisten Nachahmer und Compilatoren verfallen sind, denen es an Takt und tieferer Sprachkenntniß fehlte, um eine solche Arbeit mit Consequenz und Gründlichkeit durchzuführen.

Denjenigen, deren Bedürfnisse der Umfang, und deren Mittel der höhere Preis des größeren Werks übersteigt, ist der unlängst erschienene und noch sehr reichhaltige Auszug nicht minder zu empfehlen.

---

[451] Als Neuigkeit wurde versandt von **J. C. Hinrichs in Leipzig:**

(Becker's) Reisen für die Jugend und ihre Freunde von Nr. 3ter Theil: Lustige Wanderungen durch Bayern, Tyrol und Salzburg. Mit 1 Titelkupfer. 8. (18½ Bog.) geb. 1 Thlr.

Dorow, K. Pr. Hofrath, Dr., Reminiscenzen. Goethe's Mutter; nebst Briefen und Aufzeichnungen zur Charakteristik anderer merkwürdiger Männer und Frauen. Mit Portrait und Facsimile von Goethe's Mutter. gr. 8. (19¾ Bog.) geh. 1⅔ Thlr.

Fryxell, Aud., Leben Gustaf II. Adolfs, Königs von Schweden. Aus dem Schwedischen nach der 2ten Aufl. übersetzt und mit den nöthigen Anmerkungen versehen von T. Homberg. 1ster Theil. gr. 8. (16 B.) geh. 1 Thlr.

Satori (Neumann) J., rheinländische Sagen und Legenden. Gesammelt und bearbeitet für die Jugend beiderlei Geschlechts von 10 bis 13 Jahren. Mit 4 kolorirten Kupfern. 8. (12 Bog.) geb. 1 Thlr.

---

[448] **Für Lesezirkel und Leihbibliotheken.**

Bei C. L. Fritzsche in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Belani, H. E. R., Die Mutter des Legitimen. Ein Lebensroman. 3 Bde. 8. Preis 4 Rthlr. 15 Ngr.

Mühlbach, L., Justin. Ein Roman. 8. brochirt. Preis 1 Rthlr. 15 Ngr.

Rudolphi, J., (Verf. d. Steffano Carini.) Waldrosen. Novellen und Erzählungen. 8. broch. Preis 1 Rthlr. 10 Ngr.

Schoppe, A., Aus Haß, Liebe. Ein Roman. 2 Bände. 8. Preis 2 Rthlr. 15 Ngr.

---

[498] In unserm Verlag ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Liederbuch des deutschen Volkes.

Preis 17 Ngr. = 1 fl. rhein.

Einige Freunde und gründliche Kenner des deutschen Gesanges haben diese Sammlung von 1116 alten und neuen Liedern, die in deutschen Landen wirklich gesungen worden sind und gesungen werden, ausgewählt und festgestellt, damit für einen Preis, wie er nur durch eine der größten Auflagen möglich geworden ist, dieser Liederschatz als ein weltliches Gesangbuch des ganzen deutschen Volkes in viele tausend Hände gelange. Den Reichthum des Inhalts wird schon die Aufführung der Abschnitte andeuten, unter welche die Sammlung geordnet ist: 1) Kinderlieder, 2) Turn- und Wanderlieder, 3) Studentenlieder, 4) Lieder eines besondern Berufs, 5) Gesellschafts- insbesondere Trinklieder, 6) Zeit-, Natur- und Stimmungslieder, 7) Liebeslieder, 8) Balladen und Romanzen, 9) Vaterlands- und Kriegslieder, 10) Gedächtniß-, Helden- und Ehrenlieder, 11) Scherz- und Schelmlieder, 12) Geistliche Lieder.

Leipzig, im November 1842.

Breitkopf und Härtel.

№ 275.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Donnerſtag, den 17. November 1842.

What's here? the portrait of a blinking idiot.
Shakespeare.
Merchant of Venice.

Vier Wochen in Berlin.

III.

(ſ. Nr. 184 — 188. — 220 — 225.)

Seit einiger Zeit ſieht man eine große Menge durch das Daguerrotyp verfertigter Porträts in den Kunſtläden ausgeſtellt. Einige dieſer Bilder ſind von einer faſt lächerlichen Häßlichkeit. Große, ungeſtaltete Hände, zugekniffene Augen, ein grimaſſirendes Lächeln, eine geſpreizte, gezwungene Haltung, und über Alles her eine durch keine künſtleriſche Vermittlung gemilderte Häßlichkeit. „Das Daguerrotyp ſchmeichelt nicht!“ pflegt man dabei auszurufen; „es gibt Wahrheit, nichts als Wahrheit! — Wer ſich wirklich ähnliche Bilder von ſeinen Lieben verſchaffen will, der greife zum Daguerrotyp!“ — Dem iſt aber nicht ſo. Das Daguerrotyp gibt allerdings die Wahrheit, aber was für eine! Es ſagt Einem gleichſam die Wahrheit, es zeigt nämlich, wie häßlich man iſt, wie ungeſtaltet, wie von Laune und Stimmung beherrſcht. Wie kann es uns willkommen ſeyn, unſere Lieben ſo zu ſehen? Man kommt hiebei zur Ueberzeugung, daß für das Porträt die berühmte Erfindung Daguerre's keinen, oder nur einen ſehr bedingten Nutzen gewährt. Die Künſtler fürchteten ſchon, die Farben auf ihrer Palette vertrocknen zu ſehen, ihre Leinwand und ihr Elfenbein ungebraucht hinwerfen zu müſſen; ſie dürfen ſich beruhigen. Zu dem Allen kommt die Undeutlichkeit, die fahle graue Farbe, der Bleiglanz dieſer Porträts; man muß ſich hin und her wenden, um einen nur irgend erträglichen Standpunkt zu gewinnen. In neueſten Tagen ſind Daguerreſche Bilder zum Vorſchein gekommen, die eine ſtarke gelbliche Tinte zeigen, wobei ſich denn allerdings der Kopf etwas zarter und wohlgefälliger ausnimmt; aber immer bleibt dieſe, dem gebildeten Auge unangenehme Spiegelwahrheit, dieſes völlig ohne Kritik Aufgefaßte.

Der Mann kommt, er ſezt ſich, er ſchaut vor ſich hin, er blinzelt mit den Augen, weil die Sonne ihm in's Geſicht ſcheint, und nach einigen Minuten ſteht er auf und auf der Platte iſt ſein Bild. Da iſt keine Kunſt, da iſt kein Künſtler, da iſt kein Kunſtwerk. Der Eigenthümer des Apparats hat einige techniſche Handgriffe, das iſt Alles; er arbeitet mit einer Maſchine, wie jeder andere Fabrikant, und er macht mit eben der Genauigkeit Muſter zu neuem Kattundruck, als er jezt zufällig menſchliche Naſen und Ohren hervorbringt. Wie himmelweit verſchieden iſt die Procedur des Künſtlers! Man wirft ihm vor, er gebe nicht dieſelbe Naturwahrheit, aber er will ſie auch gar nicht. Indem eine Phyſiognomie ihm durch Auge und Seele geht, verwandelt

ſie ſich nothwendigerweiſe, und dieſe Verwandlung nennen wir künſtleriſche Auffaſſung. Es iſt wahr, daß auf dieſem Wege ein Apollokopf oft zu einem Ausbängeſchilde einer Bierſchenke wird, aber es geſchieht gleichfalls, daß eine gewöhnliche Phyſiognomie dieſen Weg durch Auge und Seele des Künſtlers macht und als ein Apollokopf wieder an's Licht kommt, und zwar, und dieß iſt der eigentliche Punkt, auf den es ankommt, unbeſchadet der perſönlichen Aehnlichkeit. Sehr mit Unrecht würde man dieß eine Unwahrheit nennen. Es iſt der künſtleriſche Prozeß, es iſt das Göttliche im Menſchen, das wieder Göttliches hervorlockt und zu fixiren weiß. Seht die Meiſterwerke unter den Porträts der großen Schulen. Sie waren gewiß ihren Urbildern ähnlich, aber ähnlich in dieſem Sinne.* Wie wir nach dem Satz des Philoſophen nicht anders können, als Gott nach unſerem Bilde ſchaffen, ſo iſt es uns auch nicht gegeben, unſern Nächſten anders als nach unſerm Bilde zu ſchaffen. Haben wir nun Geiſt, ſo hat auch unſer Geſchöpf Geiſt, haben wir keinen, ſo büßt unbarmherzig auch unſer Original den ſeinigen ein und muß ſich bequemen, mit uns in Beſchränktheit gemeinſchaftliche Sache zu machen. Dieß iſt allerdings ſchlimm, allein es läßt ſich nicht ändern.

Eine völlig objektive Kunſtſchöpfung gibt es nicht, die Geſchichte müßte ſich denn durch Maſchinen ſelbſt abſchreiben. So lang es Menſchen gibt, erhalten die Zeitalter ihr Gepräge von den Maſſen und dieſe wieder ihren Stempel von Einzelnen. Die bildenden Künſte ſind der Individualität ganz beſonders unterworfen. Es gab eine Zeit, wo es Gebrauch war, Alles in roſenrothem Lichte zu ſehen, dann wieder eine andere, wo man Alles hellblau erblickte; ein Jahrhundert liebte die zarten Knöchel, die ſchmalen Hände, die ſchlanken Hüften, ein anderes konnte ſeine Geſtalten nicht abgemagert genug auf die Nachwelt bringen, ein drittes liebte in Allem die Derbheit und Plumpheit. Je nachdem nun das Individuum in dieſer oder jener Zeit lebte, wurde es von der Kunſt entweder mißhandelt oder geliebkost. Die Sitten und die Mode thaten dabei das Ihrige; die Theorien über das, was man ſchön nennt, haben immerwährend gewechſelt; allein wird man deßwegen wünſchen, durch Maſchinen porträtirt zu werden? Nein, trotz der großen Confuſion, die Künſtlerlaune, Zeitgeſchmack, alberne Sitte und noch albernere Mode in der Welt anrichten, wird man es doch vorziehen, die Künſtlerhand in Bewegung zu ſetzen, als ſich wie ein Kattunmuſter aufnehmen zu laſſen.

Wie wäre alſo nach dieſer Anſicht der kleine Wunderkaſten zu brauchen? Vor Allem zur Aufnahme architektoniſcher Maſſen, zu Pflanzenporträts nicht minder, zu Darſtellungen von Thieren, von Lieblingshunden und Pferden, wie die Engländer es machen, nur nicht von Menſchen. Dieſe Spiegelbilder von Menſchengeſichtern können nach unſerm Gefühl nur dem nicht zuwider ſeyn, der eine über's Geſicht geformte Wachslarve, bemalt und mit Glasaugen verſehen, als willkommenes Bild einer theuren Perſon in ſeinem Zimmer dulden mag. Die Wahrheit iſt ſo gehäſſig. Der mißgeſtaltete Nagel einer Hand, eine Warze auf der Naſenſpitze, eine Runzel am Halſe, eine Unebenheit am Kinn, nachläßige Kleidung, ein zerriſſener oder nicht anpaſſender Handſchuh — alles das, was ein Künſtlerauge ſieht, aber nicht, wenigſtens nicht ſo wiedergibt, ſtört uns beim Anſchauen geliebter Perſonen, und wie viel mehr beim Anſchauen ungeliebter. Ei! ruft man, wie kann ſich dieſe dicke Frau in ihrer ganzen Ausgeſtoſſenheit ſo hinſtellen, wie kann dieſer alte Herr eine ſo unförmliche Hand zur Schau tragen, und dieſe Gruppe von Kindern! wo eines affenähnlicher iſt als das andere! warum hat man ſo viel Häßlichkeit auf Einem Fleck angehäuft?

Noch hat das Daguerrotyp kein einziges ſchönes Geſicht geliefert; das ſchönſte wird häßlich auf dieſer blaſſen, dunſtigen Platte, in dieſem magern Grau. — Wohl aber kann die Erfindung dem Künſtler in ſo fern von großem Nutzen ſeyn, daß ſie ihm ein Mittel an die Hand gibt, ſeine Leiſtungen zu prüfen. Er kann unendlich viel lernen, was Schattengebung und Form betrifft und richtige Zeichnung. Uebrigens wird hier raſtlos fortexperimentirt; die Wunder, die die Chemie heutzutage an's Licht bringt, ſcheinen unerſchöpflich, und es läßt ſich nicht vorausſehen, welche Reſultate nächſtens bevorſtehen. Doch wohin man auch gelangen möge, der Künſtler wird auf dem ihm angewieſenen Gebiete keine Beeinträchtigung zu fürchten haben.

(Fortſetzung folgt.)

Holländiſche Schildereien.

(Schluß.)

Wenn der geneigte Leſer gereist iſt — und wer reiste denn jetzund nicht? — ſo wird er wiſſen, daß es kein angenehmeres Gefühl gibt, als in einer fremden Stadt ſeine Habſeligkeiten verpackt und vorausgeſandt, Rechnung und Poſt bezahlt und ſeine lezten Bedürfniſſe befriedigt zu haben, und darauf noch eine Stunde lang, wo möglich Abends, ziellos, zwecklos, geldlos umher zu dämmern, den Totaleindruck aus mühſelig geſammelten Einzelnheiten ſtark und voll zuſammenleſend. In dieſer unvergleichlichen Stimmung und Behaglichkeit ſtrichen wir, der Maler und ich, Arm in Arm durch die dunkle Stadt Amſterdam, die wir in kürzeſter Friſt verlaſſen

sollten. Es war acht Uhr; Schlag zehn ging die Diligence van Gend und Loos nach Düsseldorf ab. Unsere Plätze waren genommen.

Da lag sie, die nordische Lagunenstadt. Ueber das Labyrinth von Brücken, Kanälen und Straßen fiel die schwarze Nacht schwer und schweigend hernieder, sich wiederholend unten in dem braunen, stillen Gewässer. Zwischen dem schon herbstgefärbten Laub der Bäume strahlten Laternen hervor, die rothen Häuser mit hohen Giebeln, die Grachten mit ruhenden Schiffen, die Plätze mit wandelnden Menschen in grellen Streifen beleuchtend. Wie durch ein Mährchen schritten wir hin. Aus den Waffelbuden am Wege brodelte lockender Duft; die weißen Spitzenhäubchen der schönen Bäckerinnen winkten einladend heran. Vor den Schenken und Kaffeehäusern saßen, abgehärtet gegen die Kühle der Nacht, späte Zecher. Ihr Licht flackerte im Zugwind, und über ihren Köpfen kräuselte sich der Weihrauch der Pfeifen. Wir durchwanderten zum Abschiede noch einmal alle die schönsten, reichsten, bewegtesten Theile der uns jezt erst lieb und interessant vorkommenden Stadt, die Kalverstraat hinunter, an hundert funkelnden Laden vorbei, durch das Quartier des Reichthums, die Herren-, Kaiser- und Prinzen-Gracht entlang, durch das wimmelnde Judenviertel, hinaus an die Buytenkant, einen lezten Blick zu werfen auf die Masten und Segel alle, auf die entschlafene Wasser- und Wunderwelt. Und das Einzige, was uns in unserer Lust störte, ich muß es leider sagen, ich war es selbst, oder vielmehr mein hellgrauer Rock, der dem holländischen Geschmack nicht zuzusagen schien. Ich kann versichern, daß es ein durchaus anständiges Kleidungsstück ist, sogar ein Modestück, ein Paletot Sac, den ich im Palais-royal eigenzüngig erhandelt um 25 Francs. „Ca vous va très-bien," sagte mir die hübsche Comtoirdame, und der Commis sezte hinzu: „C'est tout ce qu'il y a de comme il faut." Ich bin über die Pariser Boulevards und durch die Londoner Regentstreet gegangen in diesem grauen Rock, unangefochten, unbekrittelt, unbemerkt. Aber neulich schon, in der Schouwburg, hat er stechende Blicke und verstohlene Zeigefinger auf mich gezogen, dort, wo man weiße Hemdärmel ganz in der Ordnung fand. Der Maler behauptet, es sey der Schnitt, das Weite, Bauschige, Wallende, was dem knappen Kamisolgenie Hollands auffällt; ich meine, es ist die helle Farbe. Wahrhaftig, wie die Nebelsäule in der Wüste, bin ich vor einer ganzen Schaar von Kindern Israels und vor den Gamins der Kalverstraat einhergegangen, herzlich froh, als ich in dem Posthofe am neuen Börsenplatze eine dunkle Zufluchtsstätte fand.

Es schlug zehn Uhr Abends, und wir stiegen in den langen, unbequemen, gebrechlichen Gesellschaftswagen. Es schlug sieben Uhr Morgens, da rauschte und blinkte uns der Rhein entgegen, der erste, der beste, der liebste Landsmann, und zum leztenmale frühstückten wir süßes Schwarzbrod und holländische Butter in Arnheim. Es schlug zwölf Uhr Mittags, und wieder rauschte und blinkte uns ein Landsmann entgegen, der königlich preußische Polizeisergeant in Emmerich: „Meine Herrn, wenn's jefällig wäre, Ihre Päße!" Es schlug — endlich, endlich! — noch einmal zehn Uhr Abends, und wir fuhren in die festlich beleuchtete Stadt Düsseldorf hinein; von Grimlinghausen herüber donnerte des Lagers Lärm- und Nachtkanone.

Korrespondenz-Nachrichten.

Lausanne, Oktober.

(Schluß.)

Ein waadtländischer Offizier über die Manöver am Rhein.

„Die fremden Offiziere wurden täglich in königlichen Wagen von Bonn aus in's Lager und wieder zurück geführt. Beim Ankommen im Lager erhielt jeder Offizier ein Pferd. Auch mir wie den Andern ist es dabei sehr gut gegangen; meine Pferde waren schön, kraftvoll, schußfest, trefflich zugeritten und sehr leicht zu führen. Man mußte aber gut im Sattel sitzen, denn bei den plötzlichen Schwenkungen und Angriffen der Kavallerie und reitenden Artillerie, bei den sich kreuzenden, im Sturmschritt gemachten Bewegungen zweier großen Armeecorps, jedes zu 25,000 Mann, sah man sich sehr oft genöthigt, rasch das Weite zu gewinnen und über alle Hindernisse des ungleichen Bodens zu setzen. Mir ist dabei, Gott sey Dank, kein Unfall zugestoßen. Nicht Alle waren so glücklich; so habe ich im Tumult zwei Generale gesehen, die von ihren Pferden hart abgeworfen wurden, was gewiß nicht angenehm ist. — Sehr großartig war der glänzende Generalstab von Königen, Prinzen, Marschällen, Generalen und Offizieren von allen Graden, aus fast allen europäischen Ländern, von allen Waffengattungen, von allen Farben, mit ihren wehenden Federbüschen, ihren muthigen, schnaubenden Rossen, ihren Sternen, Ordensbändern und Kreuzen aller Art im hellen Sonnenlicht. Alles unter einander, der Unterlieutenant neben einem alten, mit Orden bedeckten General, neben Prinzen, ja dem König selbst; denn im Sturm des Reitens kann man sich nicht immer in respektvoller Ferne halten. Gewöhnlich ritt der König eine Pferdslänge voran; hinter ihm aber herrschte volle Freiheit und kein Unterschied des Ranges. Man reitet neben wem man will, man spricht mit wem man Lust hat und so lange man mag. Das freundliche Wohlwollen des Königs wirkt auf alle seine Generale, auf die fremden Offiziere der Suite, ja sogar auf die Engländer, was viel sagen will. — Ich lasse mich nicht auf die Details der Manöver ein, nur so viel kann ich sagen, Todte und Verwundete, Angst- und Schmerzgeschrei abgerechnet, habe ich gesehen, was am meisten mit dem Krieg in großem Maßstabe verglichen werden kann, und ich sah es unter den günstigsten Umständen, in den prächtigsten Umgebungen. Den ersten Tag war das Schlachtfeld über eine Quadratlieue groß, mit Dörfern, Gehölz, Hügeln und einem Bach, über den die Pontoniers eiligst Brücken schlugen und abbrachen. Gestern war das Schlachtfeld kleiner und das achte Armeecorps zog sich vor dem siebten zurück. — Ich wurde dem König vorge-

stellt mitten auf dem Schlachtfeld, zwischen den beiden feindlichen Corps, während der Generalstab einen weiten Kreis um den König bildete. Der Fürst L. stellte mich zuerst dem General Neumann, Adjutanten des Königs, vor, und dieser gab mir dann in einem passenden Augenblick ein Zeichen, worauf ich vorritt, die Hand am Hut — dieser wird nicht abgenommen — und ohne besondere Aufregung. Der König spricht geläufig und gut französisch, mit sehr reinem, deutlichem Accent. Er fragte mich nach meiner Rheinreise, nach unserem Land, erkundigte sich, wie es jetzt bei uns gehe u. s. w. Ich hätte die Unterhaltung verlängern können, aber mein Pferd war unruhig und wollte sich immer mit dem des Königs gleichstellen, was ich nicht passend fand und vermeiden wollte. Ich glaubte schnell die Unterhaltung abbrechen zu müssen, habe aber hernach erfahren, daß man sich erst zurückzieht, wenn der König eine Bewegung mit seinem Pferde macht. — Nichts gleicht der großartigen Gastlichkeit des Königs. Er begnügt sich nicht damit, auf das Beste für Wohnung, Wagen und Pferde seiner Gäste zu sorgen, er traktirt sie auch täglich glänzend auf dem Bonner Stadthause. Der General Webern, ein alter, sehr liebenswürdiger Offizier, macht die Honneurs an unserer Tafel, wo die besten Weine und die ausgesuchtesten Speisen im Ueberfluß vorhanden sind. An dieser Tafel von ungefähr zweihundert Gedecken sitzen fremde Offiziere aller Grade." — Dieß schrieb der schweizerische Offizier am 8ten September.

In meinem nächsten Briefe gehe ich vom prächtigen deutschen Königsleben am Rhein in die dunkle, stille Heimath längst verflossener Zeit über, zu den Gräbern in unserem Waadtlande. Dieses ist nicht bloß ein Land voll Reiz und frohem, frischen Leben, voll heiterer Lust und Mannichfaltigkeit, umfluthet von blauen Seewellen, in denen sich grüne Alpen und weiße Schneeberge mit sonnigen Felsen und dunkeln Wäldern spiegeln; Waadt ist auch eine merkwürdige Nekropolis, von der das Ausland fast nichts weiß.

München, November.

(Fortsetzung.)

Einzug der Kronprinzessin.

Andern Tags war die Trauung in der Allerheiligenkapelle, wobei es als ein Omen von bekannter guter Vorbedeutung erschien, daß im Augenblicke des Ringewechsels die Sonne durch die Wolken brach und einen herrlichen Strahl in die goldene Kapelle fallen ließ. Auf die kirchliche Feier folgte der Salut du Trône und darauf das Hochzeitbankett im Saale Karls des Großen, der im neuen Bau gegen den Hofgarten zu gelegen ist. Daß der Hof dabei allen Glanz spielen ließ, und daß die Münchner und mehr noch die Münchnerinnen sich allen Prüfungen unterziehen würden, um ihn nahe, recht nahe bewundern zu können, das war zu erwarten. Diese Freude an festlichen Aufzügen ist ein hervorstechender Zug unserer Hauptstädterinnen, der dadurch seine Nahrung erhält, daß an solchen festlichen Zeiten die Hofburg so gut wie an andern Tagen Jedermann offen steht, und die langen Corridors, durch welche die Festzüge sich bewegen, immerhin einer beträchtlichen Zahl von Zuschauern Platz und Raum geben. Indessen dürften diese Gänge wohl noch etliche zehnmal länger und geräumiger seyn, um bei solchen Gelegenheiten die Schaulustigen nur nothdürftig aufzunehmen. Daraus folgt denn, daß Alle, welche etwas auf einen guten Platz halten, zwei, drei und vier Stunden vorher sich einfinden, und von diesem Tage weiß man es ganz sicher, daß die Corridors schon um acht Uhr früh gefüllt waren, während nach dem Programme der Hochzeitzug erst um zwölf Uhr vorüberkommen sollte. Ist man dann unverstoßen auf seinem Platze, auf der mit Umsicht ausgesuchten Warte geblieben, hat nicht gerade im entscheidenden Augenblicke irgend eine unartige Korpulenz oder eine maskirende Größe sich vorgedrängt und die Aussicht verdorben, so fühlt man sich überglücklich, wenn man die fürstlichen Herrn und Frauen, die in fröhlicher Gesprächigkeit vorüber wandeln, so recht von Angesicht zu Angesicht betrachten kann, und hat man ihnen etwa gar ein paar Worte abgelauscht, so trägt man sie als nie zu vergessende feierlich mit nach Hause. Ist man dann in einem Corridor glücklich gewesen, so sucht man es nochmals in einem andern zu werden, dem man durch abschneidende Seitengänge zueilt. Hat man den Gang in die Kirche gesehen, so wartet man, bis die Herrschaften wieder heraus kommen, dann bis sie zum Mahle gehen, dann bis sie vom Mahle zurück kommen, kurz, es sind Viele, die den Plan nicht eher verlassen, als bis sie am späten Abend die felsenfeste Gewißheit haben, daß nichts mehr zu hoffen steht. Wir dürfen noch bemerken, daß nach allen Erkundigungen, die wir eingezogen, die Zeit des Wartens schneller verrinnt als man glauben sollte. Die anwesenden Damen, bekannt und unbekannt, flüstern alle emsigst durcheinander und geben sich die neuesten Staatsgeheimnisse zum Besten. Am meisten wissen sich die Frauen der untern Hofbedienstelen; sie sind am genauesten unterrichtet von Allem, was vornehmes Leben betrifft, und besitzen oft Quellen von erstaunlicher Stichhaltigkeit. Eine gewisse monopolisirende Eifersucht auf alle Angaben, die den Hof berühren, ist ihnen nicht zu verübeln, und wenn Sie z. B. ihre Freude darüber äußern, daß es mit dem Katarrh dieser oder jener hohen Person wieder besser geht, so können Sie leicht mit der schnippischen Bemerkung zurechtgewiesen werden, dieselbe habe trotz dieser angeblichen Besserung in der letzten Nacht verschiedenemale öfter gehustet und eine halbe Stunde weniger geschlafen als in der vorigen. — Am zweiten Tage darauf zog die Stadt ihren Brautstaat an und schmückte sich von Kopf zu Füßen. Es ist ein sehr festlicher Anblick, eine so gezierte und ausgemalte Stadt zu sehen, wo von allen Dächern, von den Thürmen und Häusern Fahnen wallen, ungeheure Zungen, welche lautlos, aber doch verständlich Freude sprechen, wo alle tausend Thüren, alle hunderttausend Fenster mit Gewinden und Kränzen, mit Teppichen, Wimpeln und Wappenschildern eingefaßt sind, überall Blumen, überall heitere Farben, überall gefeierte Namenszüge prangen. Dazu schien die Sonne so festlich darein, ein frischer Luftzug gab den Bannern ein fröhliches Leben, und zahlreiche Musikbanden, die von da und dort eigens errichteten Söllern herunter bliesen, begeisterten durch ihre schönen Weisen. Nachmittags fuhr das junge Ehepaar in einem Wagen mit dem Könige, gefolgt von den übrigen Gliedern der hohen Familie, begleitet von einem langen Zuge anderer Carrossen, durch die Stadt und beschaute, überall mit herzlichem Zurufe begrüßt, den seltenen Zierrath. Abends aber fanden sie sich in dem Theater ein, wo der Vivatruf in einen nie gehörten Donner ausbrach und kaum mehr zu beschwichtigen war. Das reich beleuchtete Haus stack voll Uniformen, und über die Bühne ging ein Festspiel, das ein begabter schlesischer Landschaftsmaler, Felix Schiller, gedichtet und worin Fischbach und Hohenschwangau, die beiden Schlösser, im glückbedeutenden Zusammenscheine zu schauen waren.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 92.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 276.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Freitag, den 18. November 1842.

Sa poésie est la poésie de vieilles tours.
Rivarol.

Gedichte von Levin Schücking.

Das alte Stift.

Das alte Stift durchwandl' ich träumeriſch,
Das Chor, das Schiff mit langen Säulenreihen,
Und den entkalkten Kreuzgang, worin friſch
Die Zugluft ſtreicht um dunkle Schildereien.

Noch duftet Weihrauch von dem jüngſten Feſt;
Oben, die Gurten mit den Flügeln ſtreifend,
Fliegen die Schwalben, um ihr friedlich Neſt
In eines Chriſtus Dornenkrone ſchweifend.

Viel ernſte Frau'n und Ritter an der Wand,
Aus Erz und Stein gegoſſen und geſtaltet;
Ich bin der Einz'ge hier, der nicht die Hand
Zu hundertjährigen Gebeten faltet.

Und mich befällt ein Grauen, wunderbar,
Als ſey ich auch wie dieſe da gefangen,
Als ſey ich auch wie dieſer Beter Schaar
Im Lauf der Jahre längſt dahin gegangen;

Als ſey ich todt, als ſey's nicht dieſe Zeit,
An deren Mutterbruſt ich heiß geflogen,
Zu der ich ſtand in ihrem ſchweren Streit,
Durch deren Siegesthore ich gezogen.

Nicht kenn' ich ſie — die ohne „Ja!" wie Fauſt
Für eines zitternden Jahrhunderts Fragen —
Wenn ſie das Wort des Zweifels, daß dir grauſt,
Zur Münze wagt für jeden Markt zu ſchlagen.

Hier ſchlummert ſie, die Zeit, die mich gebar,
Bei ihren ehrnen Rittern, ihren Frauen;
Hier webt ihr Hauch um Pfeiler und Altar,
Hier iſt ihr Mal in jeden Stein gehauen.

Und ſtänd' ich ſelber hier gehau'n in Stein,
Nie des Jahrhunderts Fluch dann würd' ich fühlen,
Daß unſer Glauben, unſer Denken, Seyn,
Der nächſten Zukunft Stürme ſchon zerwühlen.

So laßt mich's träumen — träumen, daß ſich bloß
Zu kurzer Wacht die ſchweren Wimpern heben,
Zu dämmernden Gedanken, ernſt und groß
Empor ſich ranken um die hohen Streben.

Wie dieſe Ritter ſchlummern, ſo auch ich;
Im Eiſenkleid, das Schwert an Jedes Seite,
Das ihn begleitet, ſeit es feierlich
Geſegnet ward bei ſeiner Waffenleite.

Ich ſah das Banner, dem ich Treue ſchwor —
Dort an der Säule hebt's die ſtaub'gen Falten;
Ich hör' dieſelben Hymnen, die im Chor
Einſt um mich her durch das Gewölbe ſchallten.

Wie einſt erglüht, entzündet ſich das Licht
In hoher Fenſter buntem Scheibenteppich,
Und um das Haupt des Heil'genbildes flicht
Wie einſt, ſo jezt, die Andacht dunkeln Eppich.

Das „dies iræ!“ ruft der Creatur
Durch Herz und Mark der Biſchof mit dem Stabe; —
Wer von uns Todten glaubt, wer ahnt es nur,
Daß ſo wie wir auch unſre Zeit im Grabe? —

Sie lebt um uns, wir ruhn in ihrem Schooß;
Gefeſtet hält dieß Haus in ſich verſchlungen,
Was wir verehrt als heilig und als groß,
Was wir geglaubt, erſtritten und errungen.

Jakob Balde (1623).

Der Mond beſcheint das alte Ingolſtadt,
Des Domes Wucht, der ſpitzen Thürme Pfeile,
Und in der Donau dunkle Waſſer hat
Er eingebrannt die lange Feuerſäule.

Die Gaſſen ſind verſtummt; man hört den Fluß,
Wie ſeine Welle rauſcht in ſachtem Gange;
Ein friſches Wehn zieht von ihm wie ein Kuß
An eines Mannes fieberheiße Wange.

Der ſteht gelehnt an eines Erkers Wand,
Wirr das Gelocke ſeiner Stirn, der breiten;
Um eine Cither preßt ſich ſeine Hand,
Und rieſelnd zieht der Nachtwind durch die Saiten.

Nun hebt er mit der Rechten ſie empor,
Ein dräuend Bild, deß Rahmen iſt der Erker:
— „Sey du verflucht! — ich aber bin ein Thor,
Der um ſich ſelber aufgebaut den Kerker.“

— „Geleiert hab' ich — oft zum Morgenroth,
Um an ihr Herz, das ſteinerne, zu klopfen,
Und jede Zeile war von Gluth durchloht
Und jedes Wort von meinem Blut ein Tropfen!“

— „Vergeudet iſt's!“ — Er reckt ſich höh'r empor;
Die Schatten von den Saiten ſeiner Cither
Stehn auf dem mondesbleichen Antlitz, vor
Der Seele drinnen ein Gefängnißgitter.

Und nun ein Schlag und ein gewalt'ger Klang,
In ſeinem Spiel ein hallendes Geſtöhne;
Am Boden liegt's und jeder goldne Strang
Stieß knirſchend aus den lezten ſeiner Töne.

Und auf die Trümmer ſtellt er ſeinen Fuß,
Stolz mit dem Haupt rückſchnellend ſeine Locken;
— Da horch — die Nacht durchrollt's — ein voller Gruß,
Das helle Läuten naher Kloſterglocken.

Sie ſtreuen ihre Klänge in das Land,
Die Zunge deß, der wacht ob ſeinem Träumen,
In jede Zelle klingend und am Strand
Sich ſilbern tauchend in der Donau Schäumen.

Wer iſt, dem ſie nicht eine fromme Mähr
Aus ſeinem eignen Herzen anvertrauten?
Wem ſprachen ſie von Frieden nicht, und wer
War einmal nicht ein Heil'ger bei den Lauten?

Der Mann im Erker aber lauſcht und ſteht —
Dann iſt die heiße Wange naß geworden;
Und als der Tag emporgeſtiegen, geht
Der Dichter Jakob Balde in den Orden.

Vier Wochen in Berlin.

(Fortſezung.)

Mit der Freiheit, die ich mir gleich Anfangs bei dieſen Plaudereien ausbedungen habe, den Zuſammenhang nicht ſehr zu beachten und von einem Gegenſtand zum andern zu ſpringen, komme ich jezt auf's Theater. Auch hier will ich keine dramaturgiſche Vorleſung halten, nur einige Beobachtungen, einige Behauptungen, einige Fragen. Zuerſt dieſe: Iſt es nicht möglich, daß die dramatiſche Kunſt völlig vom Erdball verſchwinde? Nein, antwortet man; denn ſie wird mit dem Menſchen geboren, und wenn auch unſere Kultur untergänge und der Pharao unſerer Kultur mit ſeinem unabſehbaren Heere unſere künſtlichen Bedürfniſſe im rothen Blutmeere der Barbarei ertränkte, ſo würde doch wieder von dem geretteten Volke Gottes am jenſeitigen Ufer, unter den Zelten der Wüſte Komödie geſpielt werden. Die Geſchichte des Theaters iſt die Geſchichte des Menſchengeſchlechts; nur daß wir nicht überall Bühne und Lampen aufgeſtellt und dramaturgiſche Blätter geſchrieben finden. Thalia iſt eine artige, vagabundirende Höckerin; ſie läuft hochgeſchürzt mit ihren bunten Puppen unter'm Arm in

die Hütte des Wilden, und indem sie dort die schwarze Wange des ersten Liebhabers mit ekelm Oker überpinselt und das Bein der ersten Liebhaberin mit Schlangenhäuten umwickelt, macht sie eben so gute Geschäfte, als wenn sie Mademoiselle Rachel im Théâtre français die Falten ihrer römischen Tunika ordnen hilft. Die kleinen bretternen Buden der Muse heften sich jedem großen historischen Ereigniß an; überall folgt der wirklichen Krone die Theaterkrone, dem wirklichen Dolchstoß der fingirte auf den Brettern. Als Columbus seine gelangweilten, aufrührerischen Begleiter nicht mehr zähmen konnte, rief er die lustige Thalia herbei, und ein schwimmendes Theater schwankte auf den Wellen des alten Oceans dahin und mußte die murrenden Weltentdecker hinhalten, während das Auge ihres Führers in Todesangst nach dem Lande ausschaute. In Parrys am Nordpol eingefrorenes Schiff schlüpfte Thalia und barg sich in den überhängenden Filzdecken, um am Nordpol, im Reich des Todes und der Erstarrung die verliebten Possen Harlekins, den lustigen Schmerz Colombinens dahinhüpfen zu lassen.

Aber Thalia ist keine Politikerin; sie macht sich nichts daraus, dem Vaterlande zu dienen, sie und ihre Schwester Melpomene sind Egoistinnen von der ärgsten Sorte; nur sich selbst wollen sie dienen, und wo man ihnen das nicht einräumt, thun sie zwar Anfangs gezwungen Dienste, allein ehe man sich's versieht, sind sie aus dem bunten Lumpengehänge entschlüpft und lassen in unsern Händen die albernen Puppen, deren Drähte wir nicht zu regieren wissen. Diesen Eigensinn haben die beiden Schwestern überall gezeigt. Und so kommen sie auch einmal über Nacht irgendwo an, wo man sie gar nicht erwartet hatte. So stürzten sie einst in die kleine Mansardenstube, die ein Zögling der hohen Karlsschule in Stuttgart bewohnte, und zwangen den schüchternen Schüler, daß er an ihrer Hand auf den Markt des deutschen Lebens stürmte. Wie liefen sie da mit Schillern dahin! Welch ein Leben! welch ein Geschrei! Die alten Theaterbuden gingen auf und ein ganzes Heer prächtiger Gestalten wandelte herein. Beide Schwestern kramten unablässig ihre schönsten Puppen aus und das kleine Theater zu Weimar tönte wieder vom Tumult, den die Tragöden mit ihren Kothurnen und die Komöden mit ihren kleinen klappernden Pantoffeln machten. Ganz Deutschland freute sich; man machte den beiden Schwestern Anerbietungen, man zahlte ihnen lebenslängliche Gagen — aber was geschah? Eines schönen Tages merkte man, daß keine Schwestern mehr da waren, daß man nur noch die Puppen in den Händen hatte. Wo waren sie hin? Niemand wußte es zu sagen; vielleicht saßen sie auf einer Insel der Südsee, vielleicht am Cap der guten Hoffnung, vielleicht — doch gleichviel, sie waren fort. Heimlich waren sie durchgegangen, hatten ihre Contrakte gebrochen. Man traue nur zwei leichtfertigen Musen! Nichtsdestoweniger fuhr man aber fort, Lust- und Trauerspiele zu geben. Es fehlte nichts, die alten Purpurmäntel, die alten Kronen, die alten Schwerter, die falschen Edelsteine, die komischen Titel, die lächerlichen Haarzöpfe, nichts fehlte, außer — den Musen.

Ohne Metapher und ohne Scherz: sind wir denn wirklich genöthigt, immerdar Komödie zu spielen? Kann nicht die Lust dazu ausgehen, und ist sie nicht etwa schon ausgegangen? Wie, wenn die Dichter nun einstimmig erklärten: wir wissen nichts mehr für die Bühne zu dichten; schließt euern Tempel zu, und wenn ihr ihn nicht zuschließen wollt, so rechnet wenigstens nicht auf uns. — Das hieße aufrichtig sprechen, statt daß wir jezt nichts eingestehen wollen und uns mit halben Kräften dahinschleppen. Damit ist nicht gesagt, daß wir nicht einmal eure Bretter in Anspruch nehmen, wenn wir sie nöthig haben werden. Alsdann kommen wir aber mit gewaffneter Macht, der Genius mit dem Flammenschwert an unserer Spitze, und gnade dann Gott all eurem Tänzer- und Flitterkram!

Die Organisation unserer jetzigen Bühne erscheint mir in der That so, daß sich die Poesie mit ihr in kein Verhältniß einlassen kann. Das Theater gleicht einem Sieb, wo die Poesie als das Feinste allemal richtig durchfällt, während die groben, handgreiflichen Bestandtheile oben bleiben. Es ist zum Entsetzen, wie alle Poesie auf diesen schrecklichen Brettern oben erstarrt und zu Klumpen gefriert. Was bleibt von Goethes Faust übrig? Nur der gemeine Spektakel der Hexenküche und dergleichen; die Meerkatzen bleiben oben, während Gretchens Liebesschmerz durch das Sieb fällt. Was bleibt beim Tasso? nur die magere Duellscene; was beim Götz? nur der ewige Waffenlärm und das Schimpfen. Und doch ergänzte damals Sinn und Begeisterung alle Lücken; gleichwohl fühlte Goethe sie und zog sich immer mehr vom Theater zurück. Schiller riß alle seine Personen gewaltsam an die Lampen heran; er verstattete ihnen nicht so viel süße Heimlichkeit in der Poesie, und darum wirkten sie dauernder; allein auch bei ihm bleiben nur die gröbern Elemente oben.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Hamburg, Oktober.

Plan zum Wiederaufbau der Stadt. — Spaltung zwischen Rath und Bürgern.

Nach mannigfachem Wortgefechte und vielem Hin- und Herreden ward der Plan zum Wiederaufbau Hamburgs am 1sten September in der Art beliebt, daß man im Ganzen, wenn auch kein regelmäßiges, doch ein großartigeres Bild

von der werdenden Stadt sich entwerfen kann, als die gewesene darbot. Jene Schlupfwinkel der Laster, jene Schmutzecken und Drecklöcher, die gerade in der Mitte der Stadt sich befanden, sind schneller verschwunden, als der zähe Patriotismus ihrer Eigner sie sonst hätte fahren lassen. Ein prachtvolles, der großen Handelsstadt und des Freistaats würdiges Rathhaus mit zwei entsprechenden Flügeln wird sich auf ihrer Stelle erheben, und ein Markt soll geschaffen werden, von wo aus man dieses Rathhaus auch sehen kann. Bekanntlich war es bisher in Hamburg Brauch, die großen Gebäude so gut wie möglich zwischen einem Häuserviereck zu verstecken, wovon z. B. das neue Schulgebäude ganz, die neue Börse zu drei Viertheilen Beweis liefert. Die Offenlegung des Rathhauses möchte man gern als den Anfang der Oeffentlichkeit der wichtigsten Verhandlungen in demselben deuten. Als fernere Frucht des Brandes darf man den im Plan mitbeliebten dritten Jungfernstieg ansehen. Mit den beiden andern, dem alten und dem neuen, so wie mit dem Wall und der Lombardsbrücke wird er einen Gürtel um das Alsterbassin schlingen, das durch Abdämmung und Verbindung mit den Elbkanälen gleichzeitig bedeutend an Frische gewinnt. Gassen, die sonst nur als Nebenstraßen galten, gewinnen eine gerade Flucht in der Hauptrichtung auf das Rathhaus, dessen beide Flügel die Börse umarmen und so mit ihr gewissermaßen das Herz der Stadt bilden werden, wohin alles Leben zurückströmt, wie es davon ausgegangen. Der Plan, eben weil er viel Großes schafft und doch nur halb ist, ward von der Bürgerschaft fast einstimmig genehmigt; ebenso einstimmig die vom Senat vorgeschlagene Expropriation, wo sie nöthig sey, und die Geldmittel, soweit sie nöthig seyen. Es ist eine fast drollige Sache mit den Rath- und Bürgerkonventen nach dem Brande; die Bürgerschaft sträubt sich entweder erst ein wenig, und bewilligt dann, oder sie bewilligt auch schnurstracks, und kaum hat sie die Anträge des Senats genehmigt, so erheben sich inmitten der Bürgerschaft eine Menge Stimmen, welche die Genehmigung beklagen, sie dumm finden, auf die bürgerlichen Kollegien schmähen, welche ihrer Aufgabe nicht gewachsen seyen. Da erscheinen Brochuren, die nicht allein den Rath, sondern auch die Bürgerschaft verurtheilen und kein Heil für die Stadt erwachsen sehen, wenn man an den gefaßten Beschlüssen fest hält. Da sind die Bürgermeister altersschwache Greise, die Oberalten lebensmüde Beisitzer, die schlafend ihr Ja nicken, die Rathsherren kleine Despoten, welche die Collegien zu beherrschen oder in ihr Interesse zu ziehen wissen. Ist es nun auch nicht völlig so schlimm, so muß doch gewiß zugegeben werden, daß die Stimmung in Hamburg durchaus nicht die ist, die sie nach einem solchen Unglück, nach einer solchen rührenden Theilnahme von Außen hätte seyn sollen. Die Stimmung ist durchaus nicht eine solche, welche dem Gedeihen des Gemeinwesens in Hamburg ersprießlich seyn kann. Es ist eine Spaltung eingetreten zwischen der Regierung und den Bürgern Hamburgs, welche durch alle Salbungsworte der Patrioten, durch alle Floskeln von Eintracht und Bürgersinn nicht aufzuheben ist. Die Bürger glauben sich übervortheilt, überrumpelt. Man schilt laut darauf, daß der Rath die Anträge zum Neubau, zur Expropriation, zu den Finanzsachen, kurz zu allen Lebensfragen des Staats erst 48 bis 72 Stunden vor dem Convent den erbgesessenen Bürgern zugestellt, und zwar in einem Buche, das mancher von ihnen sicherlich während seiner Lebensdauer nicht durchstudirt und begriffen hätte. Diese Anträge bildeten in der That einen starken Quartband voll der verwickeltsten Rechnungen. Es hat allerdings den Anschein, als sollte der Muth zur Untersuchung damit erstickt und so im Voraus jede gegründete Einrede unmöglich gemacht werden. Und doch hatte die Bürgerschaft den Senat zuvor um eine rechtzeitige Bekanntmachung ernstlich und nachdrücklich angegangen.

(Fortsetzung folgt.)

München, November.

(Fortsetzung.)

Einzug der Kronprinzessin.

Nun zum Festsonntag, für welchen eine ganz besondere Feierlichkeit aufgespart war, nämlich der Hochzeitzug der fünfundsdreißig Brautpaare, welche die acht Gebiete des Königreichs ausgestattet und gewissermaßen als stellvertretende Theilnehmer an den Freudentagen hieher gesendet hatten. Durch Beiträge der Landsleute waren für diese Brautpaare allenthalben standesmäßige Aussteuern zusammengebracht, einzelne derselben baten sich aber nur die Ehre aus und verzichteten auf das Heirathgut zum Besten wohlthätiger Zwecke. Alle erschienen in ihrer heimischen Tracht, die bei den Städtern allerdings die Einflüsse der neuen Moden nicht ganz verläugnen konnte, bei den Landleuten dagegen meistens noch ächt landesthümlich und voll ansprechender Eigenheiten sich zeigte. Jedes Brautpaar hatte, wie es in seiner Heimath der Brauch, die herkömmliche Zahl von Ehrengästen, Ehrenvätern, Ehrenmüttern, Kranzeljungfern bei sich, und so traten denn in Allem über vierhundert Personen auf. Als sie sich am Sonntag früh auf dem Rathhause versammelten, um in die Kirche zur Trauung zu gehen, sammelte sich in den Straßen, durch die sie ziehen sollten, eine unzählige Menge von Schaulustigen, durch welche sie Mühe hatten, ihre Gasse zu brechen. Als Ehrengarde für die Hochzeitleute hatten sich auch zwei Compagnien Gebirgsschützen eingefunden, wie deren in den bayerischen Hochlanden noch mehrere aufrecht erhalten werden, eine treffliche Mannschaft, theils in grünen, theils in grauen Joppen, sämmtlich mit Stutzen bewaffnet. Diese eröffneten den Zug und ihre Pfeifer und Trommler spielten ihnen auf dazu. Dann kamen die Hochzeitzüge, zuerst der von München im offenen, reich verzierten Wagen, dann die Oberbayern und sofort die übrigen nach der Reihenfolge der Kreise. Ein starkes Corps von Oberpfälzer Bergknappen hatte sich auch in seiner schwarzen Uniform eingefunden und zog — hier eine Seltenheit — Aller Augen auf sich. Es wäre schwer und lang, Ihnen alle diese provinziellen Eigenthümlichkeiten, das Farbenspiel der Trachten, die Anmuth der Münchnerinnen, den stolzen Schlag der Passauerinnen, die feine Zierlichkeit der Mädchen von Würzburg treu und wahr zu schildern; aber das wollen wir nicht übergehen, daß Alle, die wir hörten, mit Nachdruck behaupteten, sie hätten in solcher Art nie Schöneres gesehen, als diesen Zug. Mit besonderem Vergnügen schaute man dabei auch die altdeutsche Tracht der Rathsherrn von Kronach und der Trompeter von Augsburg, die in sammtnen Röcken und Barreten erschienen waren, ansehnlich und malerisch zugleich, so daß wir nicht anstehen zu bekennen, wie wir, bis eine neue bessere erfunden wird, in allen Fällen, wo es auf eine pittoreske Festtracht ankommt, am liebsten jene unserer Altvordern auferstehen sehen.

(Schluß folgt.)

Beilagen: Literaturblatt Nr. 117 und „Neuer Verlagsbericht“ von Karl Göpel in Stuttgart.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 277.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 19. November 1842.

Mephistopheles. — Ich habe schon in meinen Wanderjahren
Krystallisirtes Menschenvolk gesehen.

Goethe.

Paul.

(Das erste Kapitel eines Romans.)

Wir führen den Leser in eine größere Stadt des nördlichen Deutschlands, zur Zeit unserer Erzählung, in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, noch die Residenz eines geistlichen Fürsten. Sie spielte nur in zwei oder drei Perioden eine namhafte Rolle in der Geschichte unseres Vaterlandes. Auch war sie früher weder so groß, noch so reich und weltbekannt, wie die mächtigen Städte des Mittelalters, wie Köln, wie Nürnberg, wie Augsburg; aber dennoch hat sie ihren besondern, durch ein ernstes Gepräge imponirenden Charakter, und beim ersten Betreten derselben sucht man noch jetzt keine modernen Institute hier, keine Dampfmaschinen, keinen Fabriklärm; sondern man sieht sich nach gothischen Giebeln, nach denkwürdigen Monumenten der Vorzeit, nach einem zinnengekrönten Rathhause um; man fühlt, hier müssen frühere Jahrhunderte ihre Asyle in Kirchen und Klöstern gesucht haben, und wenn irgendwo, so muß sich hier bei einem Trödler die seltenste Ausgabe von einem seltenen Buche finden lassen, eine Pergamenthandschrift mit goldenen Initialen, und eine Rococodose, aus welcher Niemand Jüngeres als der gehörnte Siegfried die erste Prise genommen.

In dieser alten, denkwürdigen und durch das Gepräge eines individuellen und ungewöhnlichen Charakters in mancher Hinsicht höchst seltsamen Stadt, die damals wie eine einsame Henne fortwährend über ihren eigenen Eiern brütend saß, und die wohl daran that, weil sie oft genug die Befriedigung erlebte, allerhand curiose Einfälle und originelle Charakterzüge ausschlüpfen zu sehen; die von den Zeitereignissen nur erfuhr, was ein „wöchentlicher Anzeiger" ihr aus dem „Reichspostreuter" auszugsweise zukommen zu lassen für gut fand, wenn dazu sich noch Raum zeigte, nach der wichtigen Nachricht, daß dem Herrn Erbkämmerer oder Erbküchenmeister zur größten Freude des hochgräflichen Hauses und sämmtlicher hoher Vettern und Basen ein Knäblein geboren sey, und dergleichen einflußreichen politischen Ereignissen im Vaterlande; deren Bewohner sich für höchst kühne und freisinnige Männer zu halten allen Grund hatten, wenn sie Abends in der Weinstube, unter dem sichtbaren Einfluß waghalsiger Ideen, mit welchen das Aufdämmern einer neuen Zeit damals die Luft zu schwängern schien, laut und unverholen behaupteten, es könnte Manches besser seyn, und Einer sogar so weit gegangen war, zu versetzen, nicht allein Manches, sondern sehr Vieles, worauf die Gesellschaft in ein scheues Schweigen verfiel; in dieser Stadt, die ein höchst respektables Contingent in blau und gelber Uniform zur Reichsarmee

ſtellte, das einmal auf eine höchſt rühmliche Weiſe die Belagerung des rebelliſchen Lüttich unternommen hatte, bis eine weit vorgeſchobene Schildwache, an der eine Kugel vorüberpfiff, mit dem zornigen Ausruf: „Ei, ei, ſeht ihr denn nicht, daß hier Leute ſtehen!“ die Muskete wegwarf und athemlos zum Lager zurückrennend die beunruhigende Nachricht verbreitete: „die Lütticher ſchöſſen ſcharf,“ worauf die Belagerung nur noch ſehr lau fortgeſezt wurde: — in dieſer oft beſagten Stadt ſtand gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts ein großes dunkles und hohes Haus, das eben ſo merkwürdig war, wie der ganze Ort, zu dem es gehörte.

Mit dem Giebel war das Haus einer ſtillen Straße zugekehrt, aber durch einen Hof und ein eiſernes Geländer davon getrennt; in verſchiedenen Zeiten erbaut, ragte der hintere Theil thurmhoch über den vordern empor; man hätte von Weitem ihn in der That für irgend ein Stück einer Kirche gehalten, wenn nicht die lange und ſeltſam gewundene Feuereſſe ſeine Beſtimmung, einen häuslichen Herd zu umſchließen, deutlich genug ausgeſprochen hätte. Im Innern hatte es hohe, geräumige Gemächer, die mit einem keineswegs glänzenden und in's Auge fallenden, aber gediegenen und lang vorhaltenden Luxus ausgeſtattet waren; Gemälde berühmter Meiſter, aber in ſchwarzen, ſchlichten Rahmen, dunkle gebohnte Tiſche, aber von ausgezeichneter Schnitzarbeit, und große Schränke, welche man jezt mit enormen Summen bezahlen müßte, wahre Meiſterſtücke der Tiſchlerkunſt — das waren die Gegenſtände, die zunächſt in's Auge fielen, deren Koſtbarkeit aber erſt eine nähere Unterſuchung entdeckte. In jedem Zimmer des ſtillen Hauſes hörte man eine Schlaguhr ticken, die in hohem Gehäuſe aus braunem Eichenholz in der Ecke ſtand, nur in dem Beſuchzimmer nicht, wo an ihrer Stelle ein Eckſchrank die feinſten venetianiſchen Trinkgläſer, Milleflorium kugeln und ganze Schichten von Majolikaſchüſſeln trug. Hinreichendes Licht, wie wir es jezt verlangen, hatte eigentlich keines dieſer Gemächer, dafür aber einen ganz eigenthümlichen Duft und Geruch, der beim erſten Eintritt dem Fremden entgegen wehte und den ich nirgends ſonſt wahrgenommen habe, als in eben jener Stadt, und auch da nur in alten, lange von derſelben Familie bewohnten Häuſern.

Die eigentlichen Merkwürdigkeiten des Hauſes aber waren erſtens ein ſchönes, aus Sandſtein gehauenes Kamingeſims, das auf Befehl des Grafen Peneranda, der als ſpaniſcher Geſandte einmal in alten Zeiten in dieſem Hauſe gewohnt hatte, ausgemeißelt worden war; dann ein alter Herr in einem rothen Rocke, gepuderten Haaren, einem dreieckigen Hute und gelben Klappenſtiefeln, der, ein Aktenbündel unter dem Arm, in einer Bodenkammer ſpuckte; ferner drei Kanonenkugeln, welche die Schweden im dreißigjährigen Kriege in's Haus geſchoſſen hatten und die noch unter dem höchſten Speicher des hohen Daches neben den Sparren lagen, welche ſie damals zerſplittert hatten; endlich der Hausherr ſelber.

(Fortſezung folgt.)

Vier Wochen in Berlin.

(Fortſezung.)

Das Theater verlangt gebieteriſch das Darſtellbare, allein der wahre Dichter brütet Myſterien in ſeinem Innern aus, die nichts ſo ſehr ſcheuen, als die grell bemalte, offen hingepflanzte Bühnenwand. Er erfindet zum Beiſpiel ein Liebesverhältniß; es iſt glühend, voll, ſinnlich, originell; es iſt durchwoben von magiſchem Mondesglanz, heimlichem Nachtigallengeflüſter, perlenden Bacheswellen, vom harzigen Hauch des Waldes durchweht; es iſt ein heiliges Wunder, aufgeſäugt mit dem Blut des Dichterherzens. Nun bringt er es auf die Bühne; wem verfallen da ſeine ſüßen Geſtalten? Einem routinirten Bühnenliebhaber und einer erſten Liebhaberin. Auf dieſe abgegriffene Haubenköpfe wird ſeine Poeſie geſtülpt und zurechtgedrückt, wie man einen alten Hut zuſammenkneift und auf's Ohr ſchiebt. Hat dieſes lampenerhellte Theatermädchen, das ſchon tauſendmal liebte, und abwechſelnd auf die gemeinſte und auf die erhabenſte Art, hat ſie wohl Gefühl und Sinn für die Schöpfung des Dichters? und wenn ſie ihn verſteht, iſt es ihr wohl möglich, ihn zur Erſcheinung zu bringen, ſo wie er zur Erſcheinung gebracht ſeyn will? Nein! es wäre Thorheit, dieß zu hoffen. Die Liebhaberin kommt aus der papiernen Couliſſe hervor, ſie kniet an einem Springbrunnen von Pappe, und wenn ſie ihre Worte abgehaſpelt, läuft ſie durch einen Laubgang ab, deſſen papierene Roſen hinter ihr zuſammenklappen. Und der arme Dichter hat ſeine Seele in dieſe Roſen, in dieſen Waſſerſtrahl, in dieſe Worte ſeiner einſam knieenden Heldin gelegt! Armer Dichter! Wie ſitzſt du auf deinem engen Plätzchen im Parterre da und weißt nicht, wo dein ſchöner Traum geblieben. Du hoffſt auf die nächſte Scene; da ſoll ein träumeriſcher Knabe zum erſtenmal die keimenden Triebe, die herrlichen Orakelſtimmen ſeiner jungen Liebe verkündigen; und wie wird es? Ein grellgeſchminkter alter Burſche ſpringt in wilder Haſt an die Lampen und ſchreit darüber hinaus ſeine Worte dem Publikum zu, das ihn mit mitleidigem Lächeln anhört. Der Dichter geht nach Hauſe, auf ewig mit dem Theater zerfallen.

Aber das Theater hat in ſeiner Art Recht; es ſagt: ich kann nicht auf die Phantaſieen eines Dichters

eingeben, wenn ſich ſolche nicht darſtellen laſſen; die Liebe aber läßt ſich nicht darſtellen, ihr Arom verflattert in der Luft, ich habe nichts als zwei Leute verſchiedenen Geſchlechts, die einander ſagen, daß ſie ſich lieben. Kann ich ein Lächeln, ein Erröthen, einen beklemmten Athem und vor Allem einen Blick wiedergeben? Fordert das nicht von mir. Bunt wie meine Couliſſen müſſen auch meine Affekte angeſtrichen ſeyn. Romeo und Juliette vor den Lampen ſind ganz andere Geſchöpfe als Romeo und Juliette, wie ſie eine warme Sommernacht im träumenden Herzen Shakespeares erſtehen ſah. Wie häßlich nimmt ſich die Liebe aus, wenn ſie ſchreit! und doch muß ſie es, um gehört zu werden. Wo der Dichter ſie flüſtern läßt, läßt die Bühne ſie ſchreien. Die Seufzer, zu welchen Poſaunenſtößen vergröbern ſie ſich, um über die Kluft des Orcheſters hinüberzutönen! Daher die groteske Unnatur, die unſere Liebenden auf der Bühne nach und nach angenommen haben und die einen Wilden von Otaheiti, der zum erſtenmal unſere Bühne ſähe, glauben machen müßte, er habe Verrückte vor ſich. Mit den rohern Leidenſchaften geht's beſſer; der Haß, die Schadenfreude, die Bosheit, die Herrſchſucht zeigen ſich vollkommener; nur geht auch hier die feine Malerei, das Beben der Seele allemal verloren. Auch da ſind es beſtimmte Rollenträger, denen ein ſolcher Charakter pflichtſchuldigſt zufällt. Im Ganzen ſind es alſo ein halbes Dutzend Charakterperſonen, die bald mit dieſem, bald mit jenem Dichterwerk ſich bekleiden laſſen. Die Einrichtung unſerer Bühne bringt dieß nun einmal mit ſich. Sie kann nicht für jedes poetiſche Werk beſondere Darſteller abrichten, und doch wäre dieß nöthig, um einem wahren Dichter Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen. Die Mannigfaltigkeit poetiſcher Auffaſſung iſt ja ſo groß, daß ſechs, acht ſtereotype Charakterformen ihr unmöglich genügen können.

Bei allen dieſen Mängeln müſſen wir aber wohl unterſcheiden, welche der Bühne überhaupt, und welche der Bühne unſerer Tage ankleben. Wir haben geſehen, daß im Glanzpunkt unſerer modernen Bühne, bei Goethes und Schillers Wirkſamkeit, dieſelben Gebrechen, die wir eben gerügt haben, da waren, daß aber der poetiſche Aufflug, der Enthuſiasmus für's Drama, den der Zuſchauer mitbrachte, ſie gleichſam zudeckte und verſchwinden machte. Dieß iſt heutzutage nicht mehr der Fall. Der Dichter iſt mit der Bühne offenbar zerfallen; ſie iſt ihren Weg für ſich und er den ſeinigen gegangen. Weit entfernt, ihre Untugenden abzulegen und dem Dichter gefällig zu ſeyn, hat es die Bühne vielmehr darauf angelegt, ſich von dem Dichter ſo viel als möglich loszumachen, und wie ſie dieß angefangen, das iſt bald geſagt.

(Schluß folgt.)

Nach trüben Tagen.

So weit und ſo warm die Sonne ſcheint,
Wo findet ſie einen, der's ehrlich meint?
Der eine iſt falſch, und der andere hohl,
Und die Welt iſt lieblos, ich weiß es wohl,
Und Wahrheit iſt eine Wittwe, nicht?
Und wo iſt einer der für ſie ſpricht?
Ein Rennen, ein Jagen fort und fort,
Und vergeſſen das ewige Gotteswort.
Sie ſchänden ja gar, mit frechem Scherz,
Zur falſchen Münze das Herz, das Herz.

Warum iſt der Himmel ſo oft verhüllt?
Weil ſich ſein Auge mit Thränen füllt,
Es muß ihm ſelber am Ende grau'n,
Das arme Leben mit anzuſchau'n.
Und warum iſt's dem Herzen ſo wohl, ſo leicht,
Wenn der Wolkenſchleier von hinnen weicht,
Und der ewige Dom, blau aufgethan,
Den Sterblichen ſchaut ſo feiernd an?
Iſt's nur die Wärme, der Sonnenſchein,
Was den äußern Menſchen erquickt? O nein!
Es iſt ein Geheimniß, froh beſtellt,
Das den bangen Glauben zuſammenhält:
Still, Herz! noch lebt er, der alte Gott,
Und die Sonne ſiegt über Trug und Spott.
Ich weiß ja, warum ſie ſo golden ſcheint:
Sie fand wieder einen, der's ehrlich meint!

H. Kurz.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Hamburg, Oktober.

(Fortſetzung.)

Spaltung zwiſchen Rath und Bürgerſchaft.

Nachdem die Erbgeſeſſenen dem offenbar unverdauten Antrag des Senats entſprochen hatten und der gemeinſame Beſchluß zum Geſetz erhoben war, da erwachte plötzlich die Einſicht und mit ihr ein anderer Wille. Sind die Nichteigenthümer ſchon unzufrieden, daß ſie durch verdoppelte Miethen und ſchwere Abgaben die Laſt des Wiederaufbaues faſt allein tragen müſſen, ſo ſind es die Eigenthümer nicht minder, und zwar aus verſchiedenen Gründen. Erſtlich iſt jetzt eine neue Taxation der Gebäude nach dem feuerverſicherten Werthe vorgenommen und dabei die langjährig bezahlte Prämie ganz außer Acht gelaſſen worden, ſo wie nur herunter, nicht aber höher taxirt wird; zweitens ſollen die Expropriirten 10 Prozent ihrer Feuerkaſſenvergütung einbüßen. Die Taxation greift ſo ſehr durch, daß Häuſer, bisher für 15,000 Thaler bei der Feuerkaſſe verſichert und bezahlt, jetzt nur noch auf 10,000 Thaler taxirt werden, mithin die Eigner plötzlich den dritten Theil verlieren. Die Expropriation, anfänglich für einige Straßen beabſichtigt, wird immer weiter ausgedehnt. Dann kommt noch die Klage hinzu, daß nicht mit gehöriger Rückſicht und Schonung verfahren werde, wo

der Bürger in Sachen der Art mit den Behörden Geschäfte habe; daß er oft stundenlang warten müsse und um der geringfügigsten Dinge wegen bestellt werde, so daß unter Andern einer der Herrn Senatoren (der überdieß zur Zeit des Brandes von seinem Posten wich) einmal zur Antwort erhielt: „wenn Sie wieder so etwas wollen, wenden Sie sich gefälligst an meinen Hausknecht." — Wir haben schon früher erwähnt, daß die Schrift des Prof. Wurm eine Art Bewegung für eine Reform unserer noch am 4ten Mai d. J. als so vorzüglich gepriesenen Verfassung hervorgerufen, daß die patriotische Gesellschaft in diesem Sinne zu Rath supplicirt und daß dieser ablehnend darauf geantwortet hatte. Seitdem ist außer der zweiten Supplik gedachter Gesellschaft in Hamburg keine wesentliche Sympathie für die gewünschte Reform bemerkbar geworden; für die Verfassung selbst zeigte sich indessen auch nicht mehr Theilnahme. Die Zufriedenheit oder Unzufriedenheit bezog sich meist nur auf rein materielle Fragen. Da erschien bei G. W. Niemeyer eine Schrift: „An Hamburgs Bürger und die vom Gebiete von Jostram Snitger." Jostram und Snitger sind Namen voll Bedeutung, wo Zwiste zwischen Rath und Bürgerschaft besprochen werden. Wenn nun auch unser moderner Jostram Snitger nicht zu befürchten hat, wie weiland seine Namensvettern auf das Blutgerüst steigen zu müssen, so verdient doch der Muth, mit dem er sich in dieser Schrift ausspricht, die Achtung selbst derjenigen, die nicht wie er denken. In einer glühenden Sprache fordert er Radikalreform des ganzen hamburgischen Staatswesens, das er als heillos verschrumpft und veraltet schildert; es weist dem Senat mit scharfen Worten direkte Verfassungsverletzungen nach, erklärt ihn für unfähig, die Staatsmaschine in irgend bedenklicher Zeit zu leiten; er wirft ihm vor, daß er nichts beantrage, als was die Zeit gebieterisch nothwendig begehre, daß er die Bürgerschaft mit finanziellen Fragen förmlich und systematisch überrumpele. Er verlangt Initiative der Anträge für die Bürgerschaft, die jezt nur den Mund öffnen dürfe, wenn sie gefragt werde. Wenn sie das Recht habe, auch mit anzutragen, könne der Senat hinfort nicht in seiner Geheimnißkrämerei verharren; so sey er gezwungen, mehr zum Wohle der Stadt zu thun u. s. w.

(Fortsezung folgt.)

München, November.

(Schluß.)

Einzug der Kronprinzessin.

Nachdem der Akt der Trauung vollzogen war, begaben sich die Neuvermählten die lange Schützenstraße hinaus in das große Kellergebäude des Biersbrauers Pschorr, wo ihnen in der weiten Halle die freundliche und gute Stadt zu München ein Mittagsmahl gab, und nachdem sie hier sich wieder gestärkt hatten, gingen sie Alle in die Festwiese hinab, noch feierlicher als vorher, denn jezt wurde ihnen das Banner des Königreichs vorangetragen, und hinterdrein im Zuge vertheilt wehten die Fahnen der acht Kreishauptstädte und die der Gaue, aus denen die Paare gekommen. So zogen sie an dem königlichen Zelte vorbei, eine freundlich bewillkommte Augenweide für die fürstlichen Herrschaften, und dann nahmen sie ihre Plätze jenen gegenüber auf der für sie bereiteten Tribüne. Nun war's Zeit für das Rennen, und nachdem die flinken Renner ihre Aufgabe gelöst und das weite Stadium viermal umlaufen hatten, ging die Menge seelenvergnügt nach Hause, mit Ausnahme einiger Tausende, die zur Abendfreude vor und in den Hütten sitzen blieben, welche da zur Bewirthung aufgeschlagen sind. So viele Menschen hat man hier noch nie beisammen gesehen und man behauptet, es seyen über hunderttausende gewesen. In der That war auch an diesen Tagen in den Gassen der Stadt ein Wogen und Drängen, das selbst den alten Münchnern, die schon manchen Festtag erlebt, neu und seltsam vorkam, und daß der vorausgehende Ruf der Feier bis tief nach Tyrol, nach Schwaben, nach Oesterreich gedrungen und selbst über Franken hinaus gegangen war, das thaten die zahlreichen Haufen der Landleute kund, die in ihrer Tracht oft eine ferne Heimath verriethen. — Den großen öffentlichen Festen folgten nun die noch immer nicht endenden Gastmähler und Bälle der Diplomaten, der Corporationen und der Privatvereine. Ein Ball, den der preußische Gesandte im Odeon gab, dessen großer Saal in einen Garten umgestaltet war, wird wegen seines Glanzes hoch gepriesen; ein Bankett, das die Zwanglosen veranstalteten, verdient ebenfalls Erwähnung. Die Zwanglosen sind eine freie, statutenlose Vereinigung, als deren Kern eine Anzahl hiesiger Gelehrten zu betrachten, an welche sich mehrere jüngere Männer angeschlossen haben. Seit mehreren Jahren kommt die Gesellschaft wöchentlich einmal zusammen. Dießmal waren in dem schön geschmückten, in reichem Lichterglanze strahlenden Bankettsaal gegen achtzig Männer versammelt, darunter viele der hiesigen literarischen und artistischen Celebritäten. Von fremden Gästen nennen wir nur die beiden nach Athen zurückkehrenden Herrn Staatsrath Schinas und Professor Roß. Von Zeit zu Zeit erklangen Festlieder, eigens für diesen Tag gedichtet und in Musik gesezt. Der herzliche Frohsinn der Anwesenden und die heitern Trinksprüche, die sich in dichter Reihe folgten, bekundeten deutlich, mit welch lebhafter Freude die Tischgenossen an dem Feste, das sie feierten, Antheil nahmen.

Nun haben wir zum Schlusse noch von dem prächtigen Balle zu sprechen, den die Bürger von München im Odeon gaben. Bei dem großen Wohlstande, dessen sich die hiesige Bürgerschaft zu erfreuen hat, durfte man nicht zweifeln, daß Alles aufgeboten werden würde, um dem Abend Glanz und Schimmer zu verleihen. In der That war auch die Dekoration des Stiegenhauses und des Saals, der von neuen, prachtvollen Kronleuchtern erhellt wurde, sehr geeignet, gerechte Bewunderung abzulocken. Eben so sehr entsprachen die Toiletten unserer Bürgerinnen in ballmäßiger Festlichkeit dem erhebenden Anlaß. Mit großer Spannung erwartet das Publikum bei solchen Festbällen die Polonaise, wo der König und die Prinzen mit den Bürgerfrauen durch den Saal lustwandeln, während die Königin und die Prinzessinnen von den bürgerlichen Herren geführt werden. Die durch solche Heraklassung Ausgezeichneten genießen ein beneidetes Glück, und heuer haben es Alle, die dessen theilhaftig geworden, sogar passend gefunden, das Andenken an diese hohe Beehrung durch ein eigenes Promemoria in den Zeitungen zu verewigen. Eine andere freudenvolle Stunde ist es dann auch, wenn die höchsten Herrschaften durch die Reihen gehen, die Ballgäste freundlich grüßen und kürzer oder länger mit ihnen sprechen. Man rühmt es an der Kronprinzessin, daß sie, obgleich hier zum erstenmale in solchem Kreise, an anmuthiger Milde, an wohlwollender Freundlichkeit sich von ihren hohen Verwandten nicht übertreffen ließ, und nicht minder hat man es ihr gut gedeutet, daß sie in höchst einfacher Toilette erschien, mit dem einzigen Schmucke des prächtigen Diadems, das ihr die Bürgerschaft von München als Brautgeschenk verehrt.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 34.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenz-Blatt. Nro. 34.

Sonnabend, 19. November 1842.

[507]

Neue Zeitschrift für 1843.

In der Unterzeichneten wird unter der Redaktion von Dr. Fr. List erscheinen:

Das Zollvereinsblatt,

eine Wochenschrift,

gewidmet den Angelegenheiten des Zollvereins, der Anzeige und Kritik aller über denselben erscheinenden Schriften, der Sammlung aller statistischen Notizen von einiger Bedeutung, den Interessen des innern und äußern Handels, der Gewerbe, der Landwirthschaft und Schifffahrt, den Fortschritten in den Transport-Anstalten (Canäle, Eisenbahnen, Dampf-Flußschifffahrt, Postwesen), sowie überhaupt der Discussion aller in die Theorie und Praxis der Nationalökonomie, des Finanzwesens, der Staats-Polizei und Administration einschlagenden Gegenstände, also auch der Darstellung und Kritik, der Parlamentsverhandlungen aller fremden und deutschen Staaten, und der Beurtheilung aller fremden und deutschen Zeitschriften, Zeitungen, Reisebeschreibungen und encyklopädischen Werke, insofern deren Inhalt in die angegebenen Fächer einschlägt; endlich der Polemik in Betreff des nationalen Systems der politischen Oekonomie, also der Prüfung und Widerlegung alles dessen, was die HH. Rau, Bülau, Schulze ꝛc. und die deutschen, französischen, englischen und amerikanischen Journale und Zeitungen für oder wider oder über dasselbe beigebracht haben oder noch beibringen werden.

Vorderhand soll nur 1 Bogen wöchentlich erscheinen und das Blatt in dieser Ausdehnung nicht mehr als 1 fl. 42 kr. = 1 Rthlr. vierteljährlich oder 6 fl. 48 kr. = 4 Rthlr. jährlich kosten.

Vermittelst gedrängter Darstellung hofft die Redaktion ein Blatt zu liefern, das, ohne bedeutende Opfer an Zeit und Geld zu heischen, dem Kaufmann, Fabrikanten und Landwirth, wie dem Beamten und dem Gelehrten jedes Faches eine nützliche Uebersicht über alle Bewegungen in den materiellen Verhältnissen des In- und Auslandes gewähren und die materiellen Nationalinteressen Deutschlands dem Auslande gegenüber vertreten wird.

Plangemäße Beiträge werden angemessen honorirt werden. — Probenummern werden demnächst in allen Buchhandlungen zu erhalten seyn.

Stuttgart, im Nov. 1842.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[502] ☞ Die seit einem Jahre rühmlich bestandene **Hamburger Neue Modezeitung** wird mit dem 1. Januar 1843 mit erweiterter Tendenz und dem veränderten Titel:

Jahreszeiten.

Journal für die elegante Welt.

Redigirt von Ludwig Lenz.

Mit Pariser Original-Modebildern.

erscheinen. — Wenn man auf den ersten Blick dieser ☞ Neuen Modezeitung ☜ das Zeugniß der größtmöglichsten Eleganz und geschmackvollsten Ausstattung geben muß, so verbürgen die Namen der beliebtesten deutschen Schriftsteller, die für dieses Unternehmen gewonnen wurden und von denen wir nur anführen: **Carl Buchner, Carl Gutzkow, Alex. Jung, Th. von Kobbe, K. A. Mayer, G. Schirges, Therese** (Verf. der „Briefe aus dem Süden"), **A. Stahr, A. Weill, Amalie Winter** auch die Gediegenheit des Inhalts. — Die Redaktion wird bemüht seyn, Alles was nur im Bereich der Mode, Eleganz oder artistisch-literarischen Conversation irgend Neues und Pikantes auftaucht, in den Kreis ihrer Besprechungen zu ziehen, damit der Industrielle sowohl wie der gebildete Privatmann sich an dieser Zeitschrift interessiren kann, die in keinem Lesemuseum, Lesezirkel, Casino ꝛc. wird fehlen dürfen.

Von den „Jahreszeiten" erscheint wöchentlich eine Nummer (2 Bogen, in sauberem Umschlag, mit deutschem

und französischem Modebericht), in der Regel mit zwei feingestochenen und sauber colorirten Pariser Original-Modebildern, Patronen, Mustern, Musik- und andern Beilagen. — Preis halbjährlich mit allen Beilagen 5 Thlr. Preuß. Court.; mit den Herrenmodebildern allein 3 Thlr. 12 Groschen Preuß. Court. — Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postämter entgegen.

Diese Modezeitung bringt die neuesten Pariser Moden acht Tage früher als alle ähnliche deutsche Journale, da sie ihre Kupfer direct aus Paris bezieht.

---

[497] **Das dritte große Dichterwerk der Verfasserin von Godwie-Castle und St. Roche**

erscheint so eben im Verlage der unterzeichneten Buchhandlung unter dem Titel:

Thomas Thyrnau.

Von der Verfasserin von Godwie-Castle und St. Roche.

Drei Bände.

8. 1843. 90 Bogen stark. Auf Velin-Druckpapier und geheftet.

Preis: 6 Rthlr. 25 Sgr.

Es bedarf wohl bloß der Anzeige, daß ein drittes Dichterwerk von der gefeierten Verfasserin von Godwie-Castle und St. Roche erschienen ist, um das Interesse aller Gebildeten darauf hinzulenken. Gleich nach der ersten Ankündigung hat sich die Theilnahme in so großem Maaße kund gegeben, daß die ursprünglich festgesetzte Auflage, weil die Exemplare derselben für die eingegangenen Bestellungen nicht zureichend waren, verdoppelt werden mußte, welches wir auf dem Titel durch „Zweiter Abdruck" bezeichnen zu müssen glaubten.

Aus der Zeit der Kaiserin Maria Theresia ist der Stoff entnommen, und deutsche Zustände sind es, welche dießmal die Frau Verfasserin zur meisterhaften Darstellung gebracht hat. Besonders werden edle Frauen in dieser Dichtung einen seltenen Genuß, eine volle geistige Befriedigung finden.

Deutschland wird dieses neue Werk gewiß abermals mit verdienter, allgemeiner Anerkennung entgegen nehmen, der Musengott aber von Neuem frische, immergrüne Kränze seiner begünstigten Dichterin darreichen.

Buchhandlung **Josef Max und Komp. in Breslau.**

---

[470] Für die Besitzer der Metzler'schen Taschen-Ausgabe von „E. L. Bulwer's Werken" ist, das 96ste bis 100ste Bdchn. der Werke bildend, so eben erschienen, und auch besonders zu haben:

Rienzi. Roman von E. L. Bulwer. Aus dem Engl. von G. Pfizer. 6 Bdchn. 16. geh. à 3 Gr. oder 12 kr.

Vorräthig in allen Buchhandlungen.

---

[473] In Unterzeichnetem ist erschienen:

Correspondenzblatt

des

königl. württemb. landwirthschaftl. Vereins.

Neue Folge. Band XXII. Jahrgang 1842.

Zweiter Band. Erstes Heft.

Mit einer Steintafel.

gr. 8. Preis des Jahrgangs von 6 Heften 3 fl. od. 2 Rthlr.

Inhalt:

I. **Aufsätze und Abhandlungen.** 1) Ueber die Ernährung der Pflanzen nach Liebigs organischer Chemie. 2) Ueber eine bessere und zweckmäßigere Anlegung der Wiesen. 3) Empfehlung des Anbaues der syrischen Seidenpflanze, Asclepias syriaca L., für die Bienenzucht. 4) Glückliche Heilung des Milzbrandes auf den Herrschaften Kazemierzamala und Podolany im Königreich Polen.

II. **Mittheilungen der Centralstelle aus ihrem unmittelbaren Wirkungskreise.** 1) Bekanntmachung erloschener Patente. 2) Verhandlungen der Bezirksvereine. a) Auszug aus einem Vortrag des Vorstandes des landwirthschaftlichen Bezirksvereins zu Calw in der Plenarversammlung vom 2. Febr. 1842. b) Auszug aus dem Protokoll über die Verhandlungen des landwirthschaftlichen Bezirksvereins Ludwigsburg vom 1. März 1841—42. 3) Landwirthschaftliche Berichte. a) Landwirthschaftlicher Bericht vom Jahr 1841 aus Weinsberg. b) Landwirthschaftlicher Bericht vom Jahr 1841 aus Tuttlingen. 5) Bericht über die Industrieausstellung vom Jahr 1842.

III. **Beiträge zur Vaterlandskunde.** 1) Ueber den Liasschiefer in Württemberg. 2) Ueber eine eigenthümliche Gruppe der Keuperformation bei Eckartsweiler, OA. Oehringen.

IV. **Auszüge und Notizen.** 1) Ueber die verschiedenen Düngerarten und ihren relativen Werth. 2) Härtung des Gypses.

V. **Literatur.** 1) Die Ernährung der Pflanzen und die Statik des Landbaues, eine von der dritten Versammlung deutscher Land- und Forstwirthe zu Potsdam 1839 gekrönte Preisschrift von Dr. F. X. Hlubek, Prof. der Land- und Forstwirthschaft zu Grätz. 2) Beleuchtung der organischen Chemie des Hrn. Dr. J. Liebig, in ihrer Anwendung auf Agrikultur und Physiologie, von Dr. F. X. Hlubek.

Meteorol. Tabellen aus Stuttgart 1842.

Stuttgart und Tübingen, Nov. 1842.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[496] Des berühmten Balladen-Componisten

C. Löwe's Lied für eine Singstimme

aus Halm's Sohn der Wildniss:

Mein Herz, ich will dich fragen, was ist denn Liebe?

erschien so eben. Preis ⅓ Rthlr. Gesangsfreunde machen auf diese ausgezeichnet schöne Composition aufmerksam. In hiesigen Concerten fand sie den grössten Beifall und wurde als die schönste der bisher erschienenen angesehen. Dasselbe Lied comp. von Stern mit Pfte. oder Guitarre. ⅓ Rthlr.

Berlin, *Schlesinger*'sche Buch- u. Musikhandlung.

[503] So eben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Betrachtungen über die

Befestigung von Paris,

mit besonderer Bezugnahme auf die Schrift: „Betrachtungen eines Militairs über einen bevorstehenden Krieg zwischen Teutschland und Frankreich."

gr. 8. geh. 10 Sgr. Cassel, bei Theodor Fischer.

In allen Buchhandlungen zu haben:

Supplemente

zum

malerischen und romantischen Deutschland.

Das Weserthal.

Mit 25 Stahlstichen.

gr. 8. cart. 3 Thlr. 10 Sgr.

Malerische Ansichten von Hessen.

Mit 35 Stahlstichen.

gr. 8. cart. 4 Thlr. 20 Sgr.

Der Schluß beider Werke ist versandt. Zur Completirung werden einzelne Hefte à 10 Sgr. nur bis Ende d. J. abgelassen.

Cassel, im Okt. 1842.

Theodor Fischer.

---

[491] Bei E. Anton in Halle ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Leo, H., Dr., Die malbergische glosse, ein rest alt-keltischer sprache und rechtsauffassung. Beitrag zu den deutschen rechtsaltertümern. 1. Heft. broch. gr. 8. 26⅓ Sgr.

---

[504] Bei F. J. Fournier in Znaim ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Die Lehre der englischen Aussprache;

theoretisch und praktisch, nach den neuesten und bewährtesten Quellen Englands und Deutschlands dargestellt; sammt einem Aussprache-Wörterbuche. Ein Hülfsbuch für die Schule und den Selbst-Unterricht, bearbeitet von J. C. Nossek.

gr. 12. Znaim, 1843. geh. 15 Ngr. = 12 gGr. = 54 kr. rhein.

---

[475] In Unterzeichnetem ist erschienen:

ΣΥΝΑΓΩΓΗ ΤΕΧΝΩΝ,

sive artium scriptores ab initiis usque ad editos Aristotelis de Rhetorica libros.

Composuit

Leonhardus Spengel.

Monacensis.

8 maj. 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 8 Gr.

Es ist dieß eine von der philosophischen Fakultät zu Berlin gekrönte Preisschrift, welche in allen Beziehungen als eine würdige Auflösung der Aufgabe, eine Geschichte der Redekunst bei den Griechen von deren Anfängen bis zu Aristoteles erschöpfend darzustellen, anerkannt worden ist. Alle literar. Hülfsmittel, welche dem Herrn Verfasser bei diesem schwierigen Unternehmen zu Gebote standen, sind so trefflich benützt, daß das Werk für den Sprachforscher von höchstem Interesse seyn muß, aber auch derjenige Theil, welcher die Geschichte der Redekunst selbst behandelt, ist, wie die Fakultät in ihrem Gutachten sich ausspricht, mit solcher Gelehrsamkeit und Schärfe des kritischen Urtheils behandelt, daß nicht bloß die Absicht der Fakultät vollkommen erreicht, sondern auch durch diese Abhandlung ein wichtiger Beitrag zu besserem Verständniß der griechischen Sprache und Wissenschaft gegeben ist.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[471] **Neue Romane.**

Billigste Ausgaben

im Classiker-Taschenformat.

Bei Gebr. Schumann in Leipzig sind erschienen und in jeder Buchhandlung zu erhalten:

Jack Brag von Th. Hook. A. d. Engl. v. A. Kaiser. 5 Bdchn. 16. geh. 25 Sgr. od. 1 fl. 30 kr. rhein.

Väter und Söhne von Th. Hook. A. d. Engl. v. G. Fink. 5 Bdchn. 16. geh. 25 Sgr. od. 1 fl. 30 kr.

Gilbert Gurney von Th. Hook. A. d. Engl. v. A. Kaiser. 1s Bdchn. 16. geh. 5 Ngr. od. 18 kr.

Sämmtliche Romane Theodor Hooks werden in dieser Sammlung folgen, monatlich etwa 2 Bdchn. zu 5 Ngr. od. 18 kr.

Tintomara. Ereignisse kurz vor, bei und nach der Ermordung Gustavs III. Von C. J. Almquist. A. d. Schwed. 4 Thle. 16. geh. 1 Thlr. od. 1 fl. 48 kr.

Gabriele Mimanso. Der letzte Mordversuch gegen den König Ludwig Philipp v. Frankreich im Herbste 1840. Von C. J. L. Almquist. A. d. Schwed. 5 Thle. 16. geh. 1¼ Thlr. od. 2 fl. 15 kr.

Der Stellvertreter. Von Emilie Flygarre Carlén. A. d. Schwed. 1r Thl. 16. geh. ⅓ Thlr. oder 27 kr.

Vorstehende drei Romane bilden zugleich den 1. bis 10. Theil einer „Bibliothek der besten und neuesten schwedischen Romane," von welcher monatlich etwa 2 Theile zu 7½ Ngr. od. 27 kr. erscheinen.

---

[490] Bei H. B. König in Bonn ist so eben erschienen:

Mayer, F. J. C., Neue Untersuchungen aus dem Gebiete der Anatomie und Physiologie. 4. geh. Preis 20 gGr.

Weber, M. J., Dr., Vollständiges Handbuch der Anatomie des menschlichen Körpers. 1r u. 2r Band. gr. 8. geh. Preis 6 Rthlr. 16 gGr.

---

[492] So eben erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Das versiegelte Buch der Geheimnisse

oder 36 zum Theil auf eigene Erfahrung, zum Theil gesammelte Mittel von Dr. J. W. B.

8. eleg. broch. Preis 8 gGr. oder 36 kr.

Jede dieser 36 Anweisungen für fast alle Krankheiten, ferner wie die Dampfwäsche, Haare färben; mittelst Wasser Stuben zu heitzen und erleuchten zu können und viele andere werden einzeln gewöhnlich mit 16 gGr. — 1 Rthlr. verkauft.

Leipzig.

Bergers Buchhandlung.

[464] In Unterzeichnetem ist erschienen:

Aesthetik

oder

Wissenschaft des Schönen

auf dem

christlichen Standpunkte

dargestellt von

Dr. G. Kl. Dursch.

gr. 8. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 20 Gr.

Statt aller Empfehlung heben wir nachstehenden Hauptabschnitt des reichen Inhalts hervor. Erster Theil. Das subjektiv Schöne oder Geistschöne. Erster Abschnitt. Das Schöne und Erhabene. Einleitung. Standpunkt der Aesthetik. a) Das transcendente oder jenseitige Schöne. Die absolute Schönheit, Gott. b) Das diesseitige subjektiv Schöne. Die Hauptbeziehungen des christlichen Lebens. I. Das christliche Leben in Bezug auf die Gottheit und die Kirche. II. Das christliche Leben des Staates. Zweiter Abschnitt. Das Häßliche. Das subjektive Häßliche als Gegensatz des subjektiv Schönen. Ableitung und Begriffsbestimmung des Häßlichen. a) Das transcendente Häßliche. b) Das diesseitige Häßliche. Zweiter Theil. Das objektiv Schöne oder Naturschöne. Erster Abschnitt. Das Schöne im Gebiet der Natur. Zweiter Abschnitt. Das Häßliche im Gebiet der Natur.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[487] Neuerschienene belletristische Schriften im Verlage von Ed. Meyer in Cottbus und zu haben in allen Buchhandlungen:

Bernd von Guseck, das Erbe von Landshut. Historischer Roman. 2 Bde. 2½ Rthlr.

Leopold Schefer, Graf Promnitz. Der Letzte des Hauses. Ein Familienstück. 1⅙ Rthlr.

Weltgegenden. Eine Sammlung schöngeistiger Produkte der beliebtesten und berühmtesten Dichter und Schriftsteller Deutschlands. Mit Beiträgen von W. A. Alexis, Apel, Auerbach, Bechstein, Dingelstedt, Duller, B. v. Guseck, Gutzkow, Heller, Isidoris Orientalis, Lewald, R. Morning, Mügge, Pandira, Peters, Rellstab, F. v. Sallet, L. Schefer, H. Scherer, C. Stäber, M. v. W. ꝛc. 2r Jahrg. 1r Band. 1⅓ Rthlr. 2r Jahrg. 2r Band. 1⅔ Rthlr.

Mit diesem Bande ist das Werk geschlossen und sind die bisher erschienenen 6 Bände für 9⅓ Rthlr. zu beziehen.

---

[501] In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Stimmen aus Jenseits

oder das Todtengericht im Grabe.

Den mündlichen Mittheilungen eines wiedererwachten Scheintodten getreu nacherzählt von F. Nork. 8. ⅔ Rthlr. oder 1 fl. 21 kr.

Diese Bekenntnisse eines durch die Schrecken des Scheintodes zum mönchischen Büßer umgewandelten genußsüchtigen Lebemannes dürften manche von schnöder Weltlust umnachtete Seele aus dem Sündenschlafe wecken: denn nicht einem Jeden möchte, wie dem Helden dieser Geschichte, das Glück zu Theil werden, die Grabesdecke wieder über sich öffnen zu sehen und von den, in das geheimnißvollste Geisterreich ihm vergönnten Blicken noch im irdischen Leben einen nützlichen Gebrauch zu machen.

---

[466] In unserm Verlag ist erschienen und empfiehlt sich besonders zu Festgeschenken:

Stunden christlicher Andacht

von

Dr. Ludwig Häffell,

Großherzogl. Badischem Prälaten.

2 Bände. gr. 8. Mit 1 Titelstahlstich.

Vorstehendes Werk zeichnet sich durch seine Gediegenheit vor den meisten ähnlichen Schriften aus, und ist von der Kritik mit Recht als eine der besten Erscheinungen der neuern Zeit bezeichnet worden. Der Raum gestattet nicht, hier Proben anzuführen, und bitten wir, sich von dem Gesagten durch eigene Einsicht in das Buch zu überzeugen. — Jede solide Buchhandlung theilt dasselbe auf Verlangen zur Einsicht mit.

Gießen.

G. F. Heyer's Verlag.

---

[489] **Für Leihbibliotheken und Lesezirkel.**

Nachstehende höchst interessante Unterhaltungsschriften sind im Verlage des Unterzeichneten erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Criminalgeschichten, nach wahren Begebenheiten in Novellenform dargestellt, von L. Tarnowski. 2 Bde. 8. 3 Rthlr.

Die Blutrosen von Augsburg. Ein deutscher Volksroman von L. Tarnowski. 2 Bd. 8. 2 Rthlr.

Auswahl der neuesten und besten Romane von F. Soulié. Taschen-Ausgabe, à 7½ Ngr. per Bändchen. — Daran sind folgende bereits erschienen oder werden in kurzer Zeit fertig werden:

Die Freier (les prétendus). 3 Bdchn.

Jung und alt (si jeunesse savait, si viellesse pouvait!). 12 Bdchn.

Ein Haus zu verkaufen. 1 Bdchn.

Christine in Fontainebleau. 1 Bdchn.

Mosaikbilder. Taschenbuch für 1843. 8. 1½ Rthlr. (Der Ertrag ist für die durch den Brand verunglückten Lehrerfamilien in Hamburg und Camenz bestimmt.)

Poetische Feldblumenkränze. Lieder eines Mitgliedes der Brüdergemeinde, von Fr. Burkhardt. 8. 25 Ngr.

Sternbilder. Dichtungen von Carl Maien. 8. 25 Ngr.

L. Fort in Leipzig.

---

[506] Bei **J. Urban Kern** in Breslau ist so eben erschienen:

Aufgaben für Schachspieler

nebst ihren Auflösungen.

Von A. Anderssen.

8. Geh. Preis 10 Sgr.

Dies Büchlein mit „60 Schachräthseln" wird allen Freunden des Schachspiels willkommen seyn.

---

[443] Bei **F. Rubach** in Berlin erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Humoristisches Hundert und Eins.

Der gesellschaftlichen Belustigung gewidmet. Enth.: Travestien, Schwänke, Schnurren, Berliner Jokositäten u. d. m. Von F. E. Moll.

Mit 1 Lithographie. 16 Gr.

№ 278.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Montag, den 21. November 1842.

— Etiam audacem fugat hoc terretque poetam.
Horat:

Vier Wochen in Berlin.

(Schluß.)

Der entſcheidende Kunſtgriff war, daß man der Oper das Uebergewicht über das Schauſpiel gab; damit hing ganz natürlich zuſammen die Erweiterung der Schauſpielhäuſer und in Folge davon die Entfernung des Zuſchauers von der Bühne, ſo daß ihm jede feinere Nüancirung des Ausdrucks nothwendig verloren gehen muß. In den ungeſchlachten Räumen unſerer jetzigen Theater kann vom Mienenſpiel des Schauſpielers nicht mehr die Rede ſeyn; er muß Grimaſſen ſchneiden, um nur Ausdruck zu zeigen. Das Spiel des Auges, die feinen Linien des Spottes, des zärtlichen Lächelns, des Hohns um Mund und Wange, wer ſieht ſie? Und nun die Tonmodulationen vom Liebesgeflüſter bis zum deutlichen Worte, welche Stimme vermag ſie bis in die entfernten Ecken eines ſo ungeheuern Raumes zu tragen? Was bleibt aber vom Schauſpieler übrig, der Seelenzuſtände zeigen ſoll, wenn wir Auge und Stimme unkräftig machen? Aber die Bühne kümmert ſich um dieſe Mißſtände nicht, und da ſie nur für die Oper und den Tanz beſorgt iſt, muß ihr natürlich der größte Raum der geeignetſte ſeyn, wo ganze Tänzerſchwärme in blendendem Glanz mit einemmale aufmarſchiren können, wo ein brüllender Chor die wilden Janitſchaarentrommelſchläge des Orcheſters übertäuben muß. So iſt denn die Bühne für den dramatiſchen Dichter ſchon mechaniſch verdorben. Er verliert auf ihr alle Vortheile ſeiner Kunſt und ſieht ſich von allen ſeinen Mitteln verlaſſen. Und ſo componirt er denn, um nur irgend eine Wirkung hervorzubringen, ſogenannte effektvolle Scenen, brillante Abgänge, Krönungs- und ſonſtige Züge. Aber Ballet und Oper leiſten daſſelbe und noch weit wirkſamer; man lacht den armen Dichter aus und er verdient es; warum läßt er ſich in einen ungleichen Kampf ein?

Ihr werdet ſagen, dem iſt nicht abzuhelfen. Und doch, erwidere ich, iſt dem abzuhelfen, ſofern hier nicht die Rede iſt von den urſprünglichen, ihr immerdar anklebenden Mängeln der Bühne, ſondern von der Bühne unſerer Tage. Vor Allem muß ſie wieder dem Dichter zugänglich gemacht werden, und dieß könnte auf die leichteſte Weiſe geſchehen, wenn wir der Oper und dem Ballet, wie beide heutzutage einmal ſind, die großen ſchönen Häuſer völlig abträten, und wie in den goldenen Zeiten der dramatiſchen Muſen, in ganz kleinen Räumen wieder zu ſpielen anfingen. Ein mäßiger Saal, der wenige hundert Zuſchauer faßte, gut beleuchtet, mit nur wenigen Bühnenzurüſtungen verſehen, wäre gerade das, was der Dichter wünſchte. Seine Geſtalten mit ihrem

Mienenſpiel wären dem Zuſchauer ſo nahe, daß nichts vom Concert der Mimik verloren ginge, nichts von der Malerei des Tones. Im Uebrigen aber müßte ein rother Mantel einmal für allemal einen König machen, eine weiße Feder meinetwegen eine Prinzeſſin, wir müßten die äußerlichen Zeichen faſt bis auf Null zurückbringen, und von Pappe, Vergoldung und Draperien nur ſo viel zulaſſen, als eben nöthig, um das Gerüſte zu verkleben. Wie würden da unſere großen Schauſpieler wieder aufleben, wie würden wir entzückt und begeiſtert wieder Seele entdecken, arbeitende, ſich geſtaltende Seele, dicht vor unſern Blicken, wo wir jezt nur durch den Operngucker in weiter Entfernung ein gaukelndes Geſpenſt mit lächerlicher Uebertreibung in jeder Bewegung erblicken! Wie ließe ſich der Seelenkampf Fauſts in der Oſternacht, wie die Liebestrunkenheit Julias darſtellen! Die albernen Zwiſchenakte wären dann nicht nöthig; eine ſchöne, volle Dichtung ginge muſikaliſch anſchwellend und ſich wieder ſenkend ohne Störung am kleinen Kreiſe der Verſammelten vorüber. Kein Tumult des Parterres, kein Zuſchlagen der Logenthüren, keine Scenen auf der Galerie, kein Gelächter, keine miſerable Symphonie im Orcheſter; nur Stille, und geweihte und weihende Kunſt. Und Stücke, denen jezt ein ewiges „nicht bühnengerecht“ entgegenſchallt, fänden hier doch Aufnahme. Es bildete ſich nach und nach eine würdige, der dramatiſchen Kunſt nicht abgewendete Bühne, und indem eine wahre Pflanzſtätte der wahren Poeſie errichtet wäre, würde endlich einmal ein Halt gewonnen, an den ſich lehnend die armen Dichter nicht immerwährend den Fußtritten der Ballettänzerinnen und den Rippenſtößen hochmüthiger Operncomponiſten ausgeſezt wären, wenn ſie ſich um einen Platz auf den Brettern bewerben.

Man ſagt, es gebe keine großen Talente für die Bühne heutzutage; das könnt ihr nicht wiſſen. Wer hätte denn Verlangen, heute für die Bühne zu ſchreiben? Man muß die leeren Bänke geſehen haben, wenn einmal keine Oper, kein Tanz iſt, man muß in dieſen ungeheuern, finſtern, leeren Häuſern geſeſſen haben, ſich in die froſtigen Hände blaſend und hinſchauend, wo Iphigenie ihre ſchönen Verſe ſpricht, um zu wiſſen, wo die dramatiſchen Dichter bleiben, warum ſie nicht hervorkommen. Und dieß ſind alles nur Gründe, aus den innern Zuſtänden der Bühne hervorgenommen; es kommen noch äußere in Menge hinzu, von denen wir ſchweigen, weil ſie anderswo ſchon ſo oft zur Sprache gebracht worden ſind. Oder meint ihr, um auf den Anfang unſerer Betrachtung zurückzugehen, daß die dramatiſche Poeſie für's Erſte gar nicht nöthig ſey, daß Niemand nach ihr frage, ſo will ich auch dieß gerne glauben. Dann laſſe man ſie; wir haben ja Oper und Ballet. Ich ſehe nicht ein, weßhalb noch hie und da einige kleine beſchämende Quälereien mit der dramatiſchen Muſe vorgenommen werden ſollen. Sie ſchweige gänzlich ſtill, Jahrelang, Jahrzehnte lang, vielleicht ein ganzes Jahrhundert; wenn Niemand ſie vermißt, wozu ſie heraufbeſchwören? Behauptet ihr aber, ihr bedürfet ihrer, und thut doch nichts für ſie, ſo iſt dieß ein lächerlicher Widerſpruch, und von ſelbſt wird ſich die Lage der Dinge nicht um eines Zolles Breite verändern.

P a u l.

(Fortſezung.)

Der Hausherr ſtand in der ganzen Stadt in dem Rufe eines gelehrten und geſcheidten Mannes und eines unbeſtechlichen Richters; denn er war früher Vorſtand der höchſten richterlichen Inſtanz des Landes geweſen. — Dieſer Ruf aber war jezt ſchon faſt fünfzehn Jahre lang nichts anderes mehr als eine Sage, die ſich im Munde der Leute erhielt, da in dieſem ganzen Zeitraum ſehr Wenige ihn geſehen, ihn gehört, ja nur etwas von ihm vernommen hatten. Er lebte mit zwei nicht mehr jungen Töchtern und einem Enkel ſo ganz auf das Haus beſchränkt, daß ihn draußen nur an einzelnen durchaus heitern und ſchönen Tagen die üppigen Nelken ſeines Gärtchens erblickten, deren Zucht ſein Steckenpferd war. Er war eine feine und vornehme Geſtalt, von mittlerer Größe, zartem Bau und mit Zügen, welche ehemals eine außergewöhnliche, wenn auch vielleicht etwas weibiſche Schönheit gehabt haben mochten. Seine ganze Erſcheinung hatte etwas ſehr Ariſtokratiſches und Feierliches; und trotz dem, daß er nie den Fuß vor die Thüre ſezte, war ſeine Perrücke doch täglich ſo ſorgfältig gepudert, ſein Degen ſo accurat geſchnallt, wenn er ſeinen Hausgenoſſen erſchien, als begebe er ſich zu einer Audienz bei Hofe.

Dieſes Sichtbarwerden für die Seinigen ereignete ſich täglich dreimal. Er kam zuerſt mit dem Glockenſchlag Zwölf um Mittag, um alle Uhren im Hauſe aufzuziehen; eine Stunde ſpäter erſchien er zum zweitenmal, um ſich zur Tafel zu begeben, und nach Tiſch zum drittenmal, um langſam durch alle Zimmer zu wandern, in der Hand ein ſilbernes Kohlenbecken, aus welchem eine Rauchſäule von Wohlgerüchen aufſtieg. Seine Töchter hatten einſt, wenn ſie als Kinder die Wichtigkeit dieſer Augenblicke verkannten, oft genug eine derbe Züchtigung bekommen, um nicht jezt noch in ein reſpektvolles Schweigen zu verfallen, ſobald ſie ihn kommen hörten; und da nach ihnen das Hausgeſinde ſich richtete, ſo ging ſeinem Erſcheinen immer im ganzen Hauſe die ahnungsvolle Stille vorher,

welche das Eintreten eines wichtigen und feierlichen Akts begleitet.

Ceremoniel und Feierlichkeit war überhaupt der Aether, in dem er athmete. Als bei seinem Hochzeitmal sein Schwiegervater, ein Kauz ganz eigener Art, um dem großen Festbraten besser beikommen zu können, sich mit einem Knie auf den Stuhl, mit dem andern auf den Tisch gestemmt, hatte er sich von seiner Neuvermählten auf der Stelle scheiden lassen wollen. Zu den unglücklichsten Ereignissen seines Lebens rechnete er, daß er einen Vetter im Duell erstochen, dann daß er seine Frau verloren, und endlich, daß er einst baarhaupt aus der Kirche hatte heimkehren müssen, weil ihm ein Schalk seinen Hut gestohlen. Zu seinen hervorstechendsten Eigenschaften gehörten Mißtrauen und Zornmüthigkeit. Sein Vater war ein nambafter Schriftsteller gewesen, der in französischen Versen die Marquise Duchatelet besang und im Geiste Montesquieu's politische Abhandlungen verfaßte. Niemand aber, der nicht Lust gehabt, ihn vor Zorn drei Schuh hoch in die Luft springen zu sehen, hätte wagen dürfen, ihn nach diesem Vater zu fragen; er hätte geglaubt, man wolle ihm vorwerfen, daß er nicht eine eben so große geistige Bedeutung erlangt. Ueberhaupt gab es eine Menge Gegenstände, die man in seiner Gegenwart nicht berühren durfte, weil sie ihm unbequem waren oder unangenehme Vorstellungen weckten. Dahin gehörte vor allen Dingen die Nachricht von irgend einem Todesfall.

Eine besondere Eigenheit des Hofgerichtsamtsverwalters v. S. bestand darin, daß er grob wurde, sobald ihm Jemand sagte, es sey gutes Wetter. Er hatte sich daran gewöhnt, täglich über das schlechte Klima seines Vaterlandes Klage zu führen, und ein entschieden schöner Tag hätte ihn des Vergnügens beraubt, sich wenigstens einmal alle vier-und-zwanzig Stunden recht energisch zu expectoriren. Eine kleine, verwachsene Person, die seine Aufwärterin war, ein verschmiztes, altes Hausmöbel, kannte diese Passion und fand für gut, ihr beständig Nahrung zu geben. So durfte er jeden Morgen sicher seyn zu erfahren, daß in dem Strich des Himmels, den er von seinen Fenstern aus nicht übersehen konnte, sich wieder eine Unzahl grauer Wolken aufthürmte.

„Das ist doch endlich ein vollkommen schöner und heiterer Tag, Gertrude; meint Sie nicht auch?" — hub er eines Morgens an, als ihm sein Frühstück gebracht wurde. — „Ja, ich weiß nicht, Herr Hofgerichtsamtsverwalter; im Westen steigen mir so verdächtige Wolken auf, und der Hund hat diesen Morgen auch wieder Gras gefressen; ich möchte wetten, es gibt einen Abendregen." — „So, so! ich glaube es wohl; ich sage immer, ein Land wie dieses, wo die natürliche Wärme des Menschen nicht ausreicht, so daß man im Winter zu künstlichen Mitteln greifen und einheizen muß, das ist von der Natur gar nicht für Menschen zum Bewohnen bestimmt. Gertrude, geh' Sie jezt zum Herrn Hofkammerrath R. und sage Sie eine schöne Empfehlung vom Hofgerichtsamtsverwalter an Herrn Hofkammerrath, und der Hofgerichtsamtsverwalter ließe Herrn Hofkammerrath bitten, ob Herr Hofkammerrath nicht mit einem Löffel Suppe heute Mittag bei ihm vorlieb nehmen wollte. Verstanden?" — „Wie Herr Hofgerichtsamtsverwalter befehlen," sagte das Mädchen mit einem schlauen Lächeln. Der Hofkammerrath R. aß nämlich seit drei Vierteljahren keinen Löffel Suppe mehr, da er genau um diese Zeit eines seligen Todes verblichen war. Aber Niemand hatte gewagt, dem alten Herrn die Nachricht davon mitzutheilen; und nach einer halben Stunde erschien die krumme Gertrude wieder auf seiner Schwelle und machte mit dem ernsthaftesten Gesichte von der Welt die Meldung: „Empfehlung von Herrn Hofkammerrath an Herrn Hofgerichtsamtsverwalter, und den Herrn Hofkammerrath schmerzten seine Leichdörner so, daß er nicht über die Straße gehen könne; es sey gewiß schlechtes Wetter im Anzuge, und Herr Hofgerichtsamtsverwalter möchte ihn deßhalb entschuldigen; er behielte sich aber die Ehre auf nächstens vor."

Das leztemal, wo man mit großer Noth dem alten Herrn die Nachricht von einem Todesfall beigebracht hatte, war es seine eigene Tochter gewesen, die gestorben. Früh verwittwet, hatte diese die Sorge für ihren kleinen Knaben, das einzige Kind ihrer schnell gelösten Ehe, dem Großvater hinterlassen. Anfangs war es ihm äußerst lästig gewesen, ein kleines lärmendes Kind in seine schweigsame Residenz aufnehmen zu müssen; aber Paul von Mallinerodt war ein so artiges, folgsames und hübsches Kind, daß er bald der Liebling des Großvaters wurde und endlich sogar die Erlaubniß bekam, ihn jeden Morgen um zehn Uhr, wenn jener sein Brevier gebetet und seine Wetterbeobachtungen niedergeschrieben hatte, zu besuchen, um sich mit Spielsachen oder Näschereien beschenken zu lassen. Paul war acht Jahre alt; er hatte große, stahlblaue Augen, lichtbraune, lange und dichte Locken, und ein volles, glühendes Gesicht, das so schön war, wie man je eines an einem Kinde gesehen. Wenn er auf dem Hofe spielte und alle Lebhaftigkeit seines Temperaments aussprudeln ließ, war es nichts Seltenes, an die Stangen des Gitters, welches den Hof von der Straße trennte, die Gesichter von neugierigen jungen Frauen sich drücken zu sehen, die nach dem wunderhübschen Knaben schauten und gefesselt halbe Stunden lang stehen blieben. In diesem Hofe hatte er im Sommer sein Schaukelpferd aufgestellt, er hatte hier einen kleinen Garten angelegt, der mit den Nelken bepflanzt wurde, welche der Großvater aus seiner Sammlung ihm schenkte;

in der Nähe war der Verschlag für die beiden Ziegenböcke, mit denen er einen kleinen Wagen bespannte und spazieren fuhr. Und doch blieb der Hof nicht lange sein Tummelplatz.

Er hatte eines Abends, im Garten umherlaufend, über die Hecke, welche diesen von dem Nachbargarten schied, ein großes, schönes und ernstes Frauenbild blicken sehen; sie hatte ihn freundlich angeredet, und obwohl er sonst nicht blöde war und gern plauderte, war er bei dieser Erscheinung scheu in der Ferne stehen geblieben und hatte den Daumen in den Mund gesteckt, ein Manöver, bei welchem des Großvaters Strenge keine Grenzen kannte, wenn er es sah. Am folgenden Abend sah er sie wieder sich über die Hecke beugen; er wagte jezt näher zu treten, und am dritten Tage war er durch eine Oeffnung der Gartenumfassung geschlüpft und saß jenseits in dem fremden Garten, der viel größer und schöner war, als der seines Großvaters, zwischen lauter fremden Bäumen, fremden Blumenbeeten und fremden Gesträuchen, der fremden Dame auf dem Schooß, ganz kühn und keck. Am vierten Abend war die Bekanntschaft so eng und vertraut geworden, daß, als die Dame ihm einen Strauß aus Malven, Kapuzinerkäppchen und englischem Gras gewunden und ihn nun auf die Stirne küßte und auf den Boden sezte, um ihn gehen zu heißen, er entschieden erklärte, bei ihr bleiben zu wollen.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Hamburg, Oktober.

(Fortsetzung.)

Spaltung zwischen Rath und Bürgerschaft. — Theater.

Jostram Snitger greift sofort die patriotische Gesellschaft wegen ihrer Verfassungssupplik an. Schlechteres, sagt er, hätte sie nicht leicht liefern können; es sey ersichtlich, daß sie noch in den politischen Kinderschuhen gehe, sonst hätte sie sich nicht so gewunden und gekrümmt, um dem Senat in vagen, nichtssagenden, sich widersprechenden Phrasen die Hälfte einer nur halben Bitte vorzutragen. Indeß möge sie, sofern sie nur vorwärts schreiten wolle, dennoch der Kern seyn, um welchen die Bürgerschaft sich schließen müsse. Man solle nur nicht zaudern; ehe man's glaube, werden die Führer des Kampfes an der Spitze der Bürgerschaft stehen. — Jostram Snitger wünscht, daß Gleichgesinnte sich ihm nähern; durch seinen Buchhändler gelange Alles an ihn. Er hat aber auch einen Subscriptionsbogen ausgelegt, auf welchem sich unterzeichnen solle, wer für ein energisches, gesetzliches Auftreten gegen den Senat stimme. Dieser Bogen war, wie es heißt, bald mit hunderten von Unterschriften bedeckt. Man zerbricht sich den Kopf mit Muthmaßungen über den wahren Namen des Verfassers; man will herausgebracht haben, daß es der aus der Befreiungszeit her bekannte Oberstlieutenant M. sey; von anderer Seite wird dagegen behauptet, die Schrift sey im Schooße der patriotischen Gesellschaft entsprungen und die Ausfälle gegen diese nur fingirt. Die patriotische Gesellschaft soll sich höchlich beleidigt gefunden haben, daß der präsidirende Bürgermeister ihre Supplik eine vorlaute Aeußerung genannt, freilich nur so im Stillen; allein gewisse Dinge hört man, wenn sie noch so heimlich geflüstert werden. — Auffallend ist, wie die amtliche Sprache des hamburgischen Senats seit dem Brande so ganz verändert klingt. Die Worte: „Mitbürger, Freunde," welche die Mandate vom 5ten bis 8ten Mai zierten, haben den gewöhnlichen Kanzleiformen wieder Platz machen müssen. Es ist schlimm, daß der Senat sich nach dem Brande so wenig beliebt zu erhalten gesucht hat. Mit einer etwas freundlichen Miene, mit einiger kluger Resignation hätte er noch viel mehr erlangen können, als er jezt bekommen.

Man hat in Hamburg, so wird mindestens in öffentlichen Blättern geschrieben und im Publikum gesprochen, einen Armenpfleger ungestraft durchkommen lassen, welcher sich an den ihm zur Controle anvertrauten Armenbüchsen vergriff, der von den Pfennigen des Almosens stahl. Man hat einige arge Betrügereien beim Wechselstempel und bei der Aufsicht über geborgene Mobilien entweder nicht bestraft, oder doch weder Untersuchung noch Strafe bekannt werden lassen; man läßt im Publikum nichts darüber verlauten, ob die schweren Anklagen wider den Professor Lehmann untersucht sind oder nicht. Alles Umstände, welche die Meinung von der Gerichts- und Polizeipflege in Hamburg immer schlechter machen. — Das neue Brandunglück in der unmittelbaren Nähe der Stadt, die Einäscherung der van der Lindenschen Fabrik chemischer Fabrikate, ist nach den lauten öffentlichen Anklagen durch arge Vernachlässigung von Seiten der Löschanstalten bis zu dem großen Umfange gediehen; mehrere Stunden hat das Feuer gebrannt, ehe eine Spritze von Hamburg erschien; man hatte eine Masse Torf (der Unterstützungsbehörde zugehörig!) hart an der chemischen Fabrik gelagert. Ueber alles dieses verlangte die öffentliche Meinung Aufklärung, Erörterung. Man hüllt sich aber in den Panzer der Undurchdringlichkeit, läßt die Stimmen im Volke wie in der Wüste verhallen und trozt sowohl dem Spotte als der Erbitterung. Das ist fürwahr nicht gut.

Ist die Direktion des politischen und Staatstheaters so vielfachen Klagen und Urtheilen preisgegeben, so geht es der Direktion der Bretter, auf denen das Leben sein Abbild zeigen soll, um nichts besser. Die Leitung des Hamburger Stadttheaters ist seit der Mitdirektion des Herrn Cornet eine durchaus unbeliebte. Kein Schauspieler von Ruf will sich mit der Behandlung befreunden, die derselbe den Mitgliedern der Bühne angedeihen lassen möchte. Indessen ist die finanzielle Seite des Stadttheaters seit dem Brande eine glänzende geworden. Kein früheres Jahr kann sich hinsichtlich des Besuchs des neuen Schauspielhauses mit dem gegenwärtigen messen. Es gibt ja kaum ein anderes öffentliches Vergnügen in Hamburg, als das die Bühne darbietet. Seit dem Brande sind aber die bessern Mitglieder der Bühne theils abgegangen, theils gekündigt. Namentlich daß Herrn und Madame Lenz aufgekündigt worden, hat im Publikum großen Unwillen erregt. Dieses Künstlerpaar betrachtete man als unzertrennlich von der Hamburger Bühne; er hat seit 30 Jahren an derselben gewirkt und, man darf es sagen, nicht einen Abend der Gunst des Publikums entbehrt; sie ist zu manchen Zeiten nicht allein die erste, sondern fast die einzige Heldin und Liebhaberin der hiesigen Bühne gewesen, und das Publikum hält sehr viel auf sie.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 118.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 279.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Dienſtag, den 22. November 1842.

Da haſchten ihn die Wolken auf,
Und trugen ihn hinauf, hinauf
In ihren ſchönen Himmel.

Platen.

Des Landſchaftmaler Karl Dörr's Tod. *

Er, der in mondbeſtrahlten Bildern
Natur in ihrem Liebesreiz
So klar, ſo wahr, gewußt zu ſchildern,
Der ausſah wie ein Sohn der Schweiz,

Lag nächtlich einſt in ſtiller Kammer,
Voll eines wunderhellen Traums,
Geſtreift vom müden Leib den Jammer,
Im Dufte eines Blüthenbaums.

Ein Fiſcherhaus auf moos'gem Steine
Stand nah bei eines Baches Fall,
Und über ihm aus dunklem Haine
Sang ihren Schmerz die Nachtigall.

Sie ſchwieg, und plötzlich ward es helle,
Herſchwebte eine Lichtgeſtalt,
Zum Silberblick ward Baches Welle,
Zum Goldfluß ward der dunkle Wald.

Da lag der Träumer, Gottesfrieden
In ſeiner warmen Künſtlerbruſt,
Und ſprach: wie ſchön iſt's doch hienieden!
Das bild' ich morgen nach voll Luſt.

„Du klares Herz! ſprach die Erſcheinung,
(Der Mond war es in voller Pracht)
Schweb auf zu ſel'ger Geiſter Einung,
Hin wo dir ew'ger Frühling lacht.

In dir war Wahrheit, war die Treue,
Dein ganzes Weſen war Natur.
Stirb, ſchwerer Leib! und laß in's Freie
Den treuen Sohn von Wald und Flur.“ —

Der Morgen kam — des Künſtlers Kammer
Eröffnete wie ſonſt ſich nicht;
Ein Freund drang ein und fand — o Jammer!
Nur ſeine Hülle, ihn doch nicht.

Er hatte keinen Tod geſehen,
Er fühlte keiner Krankheit Pein;
Es nahm den Liebling ohne Wehen
Natur zu ſich im Mondenſchein.

Juſtinus Kerner.

* Unter Beziehung auf den Artikel über dieſen Künſtler im beigelegten Kunſtblatte.

Karl Dörr hatte ſich beſonders durch naturgetreue Darſtellungen von Mondlandſchaften ausgezeichnet. Er wurde im Februar dieſes Jahres ohne vorausgegangene Krankheit Morgens ruhig verſchieden im Bette gefunden. Kerner.

Paul.

(Fortsetzung.)

„Aber dein Großvater weiß nicht, wo du bleibst, Paul.“ — „Großvater ist längst zu Bett.“ — „Deine Tanten werden besorgt um dich.“ — „Gertrude hat gesagt, es seyen alte Schachteln.“ — „Pfui, Paul! wenn sie das sagt, so scherzt sie.“ — „Darf man nicht scherzen?“ — „Ueber seine Tanten nicht: man darf nicht sagen, daß sie alte Schachteln seyen. Aber jetzt geh!“ — Der Knabe fing an zu weinen und klammerte sich um den Hals der Dame; erst als ein ängstliches „Paul, Paul!“ von drüben her erschallte, ließ er sich bewegen, durch sein Loch zu schlüpfen und Adrian, dem alten Bedienten, der ihn suchte, in's Haus zu folgen.

„Was machst du drüben, Paul, in dem fremden Garten?“ fragte ihn die älteste Tante, als er in's Zimmer trat. Paul wußte keine Antwort zu geben; aber als er sah, daß die Frage mit einem gewissen Aerger gestellt worden war und er ein Verbot, ferner hinüber zu gehen, befürchtete, stotterte er in plötzlicher Herzensangst: „Ich lerne etwas, Tante.“ — „So? und was lernst du denn?“ — „Daß man nicht sagen darf, daß ihr alte Schachteln seyd.“ — Man kann denken, daß diese Antwort die kleine Spannung, worin die Familie des Amtsverwalters von S. mit ihren Nachbarn lebte, nicht verminderte; der Aerger darüber war in der That so groß, daß man nicht weiter an Paul dachte und ein Verbot für diesen, die Besuche in dem Nachbargarten fortzusetzen, nicht erfolgte. Paul schlief nun ruhig ein, und schon am andern Morgen stand er im Garten; aber drüben bei den Nachbarn war noch Alles still, die Glasthüre, welche in den Garten führte, und die Jolousien waren noch dicht geschlossen. Vor Abend hatte Paul keine Hoffnung, die fremde Dame zu sehen; erst dann kam sie gewöhnlich, um an dem Springbrunnen in der Mitte des Gartens ihre Brause zu füllen und ihre Blumenbeete zu begießen. Trotz dem war Paul von nun an oft den ganzen Tag über im Garten; es war wirklich seltsam, wie das Kind hinüber verlangte mit allen Wünschen und Gedanken seiner jungen Seele, zu der freundlichen Dame, die ihm Sträuße wand und seine braunen Locken durch ihre Finger gleiten ließ, die ihm wie die Königin aller der fremden Blumen und erotischen Gewächse mit den langgeschweiften Riesenblättern vorkam, zu deren Pflege er sie im Garten erscheinen sah.

Pauls Freundin war ein junges Mädchen von etwa neunzehn Jahren, groß, dunkeln Haars und mit einem ausdrucks- und gedankenvollen Gesicht. Ihre Schönheit war weniger eine frappante, als fesselnd, wenn man einmal auf sie aufmerksam geworden. Es gibt eine doppelte Schönheit: einmal die, welche durch den Abglanz innerer Hoheit und des innern Geistes hervorgebracht wird, die Schönheit in ihrer Majestät, die siegende, frappante, welche allemal als Gedanke vor euch hintritt. Wenn man sagen kann, daß Musik aus einem Menschenantlitz spricht, so ist es bei dieser Art von Schönheit Harmonie. Die andere ist die, welche als Spiegel des Gemüths wirkt, die Schönheit des Leidens oder der Sehnsucht, die fesselnde, welche vor euch tritt als ein verkörpertes Gefühl: die Musik, die ihre Züge hauchen, ist Melodie. Von der leztern Art war die Schönheit, in welche der kleine achtjährige Paul sich vergafft hatte und deren Besitzerin Louise von Meerheim hieß. Denn vergafft hatte er sich in allem Ernste darein: sie füllte seine ganze Seele aus; bei seinen Spielen und den kleinen Bravourstücken, die er im Springen und Klettern ausführte, hatte er nur den Gedanken, was sie dazu sagen würde, wenn sie es sähe; sie wob sich in seine Träume, bald indem ihr mildes Gesicht ihn aus dem Kelch einer Blume anschaute, in dem es auf und nieder tauchte, so daß er sie nun verloren, nun wiedergefunden hatte, bald indem er sie in einem großen Saale stehen sah, wo hunderte von wunderschönen buntfarbigen Vögeln sie umflatterten und umfangen, die, als er eintrat, alle mit den Flügeln nach ihm schlugen und mit den Schnäbeln hackten, um ihn nicht bis zu ihr dringen zu lassen.

Auf diese erträumten Leiden folgten mit der Zeit wirkliche; der Winter kam und die Abende, die er früher in dem Nachbargarten hatte zubringen dürfen, wurden finster und stürmisch. Louise war in zwei Tagen nicht mehr heruntergekommen; am dritten — es war schon Nachmittag, und während all der Zeit hatte er sie nicht gesehen — ruhte Paul nicht länger. Er schlich über den Hof, und nachdem er einen Stein vor die Gitterthüre gelegt hatte, auf den er trat, um mit seinem kurzen Arme bis an die Klinke reichen und sie aufmachen zu können, nachdem dieß ohne Schwierigkeit gelungen, der Stein wieder weggetragen war und die Hofthüre sich nun ganz leicht in ihren Angeln drehte, ging er kühn über die Straße bis an den Hof des Nachbarhauses. Auch bis in diesen zu dringen, fand er keine Schwierigkeit; doch wurde sein Schritt sachter und zaghafter, als er über den Hof bis an die Hausthüre ging. Diese war verschlossen; der Schellenzug war zu hoch, als daß er ihn hätte erreichen können; auch hätte er nicht gewagt, ihn zu ziehen, denn was hätte er sagen sollen, wenn nun nicht Louise selbst, sondern nur eine Magd gekommen wäre, um zu öffnen? Er wartete lieber, als ob die Thüre durch irgend ein Wunder von selber aufgehen müsse, um ihn durchschlüpfen zu lassen; und obwohl es anfing zu regnen und ein kalter Tag war, stand er, bald

die grüngefärbten Bohlen der Thüre, bald den Messinggriff mit dem grinsenden Löwenkopf am Schlosse, bald den Klingelzug betrachtend — Dinge, die alle für ihn noch eine eigenthümliche Physiognomie hatten — gewiß eine halbe Stunde da, wie ein geduldiges Hündchen vor der verschlossenen Kammerthüre seines Herrn. Endlich kam Jemand aus dem Innern und öffnete; es war ein Fremder, der hinausging, und als er den Knaben wartend dastehen sah, ihn einließ und darauf die Thüre hinter sich zuzog. Paul stand jezt allein in dem breiten und langen Corridor, der durch das ganze Haus lief; rechts und links waren Thüren, aber keiner war anzusehen, welche zu Louisens Zimmer führe. Es dämmerte schon stark in dem Gange und desto bleicher und schreckhafter sahen den Knaben zwei hohe weiße Statuen an, die zu beiden Seiten der Hausthüre in Nischen an der Wand standen; am entgegengesezten Ende des Ganges lag ein großer Hund, der seinen Kopf aufhob und einmal anschlug. Das Kind wurde ängstlich; es wäre gern wieder hinausgegangen, aber das Thürschloß widerstand seinen schwachen Händchen; der Hund im Hintergrunde hatte sich erhoben und Paul hörte, wie er langsam näher tappte. Der kleine Held, der so kühn auf Abenteuer ausgezogen, fühlte jezt allen seinen Muth schwinden, stieß einen heftigen Schrei aus, dem ein lautes Gebell des Hundes folgte, und stampfte nun mit seinem Fuße aus Leibeskräften gegen die verschlossene Hausthüre. Das Gesinde eilte herbei; auch Louise kam, und als sie ihren kleinen Freund erkannte, beruhigte sie ihn, trocknete seine Thränen und führte ihn zu ihrer Mutter, einer hohen und streng aussehenden Frau, die ihm Vorwürfe machte, daß er so allein in fremde Häuser gehe. Das Kind ward dadurch so verschüchtert, daß kein Wort mehr aus ihm herauszubringen war; doch als man es zu den Seinen zurückbrachte, hatte der Bediente den Auftrag, im Namen der Frau von Meerheim zu bitten, ob der kleine Paul nicht täglich eine Stunde zu ihrer Tochter herüberkommen dürfe. Da die Spannung, welche zwischen dem alten Herrn v. S. und der Mutter Louisens bestand, nur durch einige kleine Streitigkeiten über die Begrenzung beiderseitiger Nachbarrechte hervorgebracht war, so konnte diese Bitte nicht füglich abgeschlagen werden, und Paul war wieder so glücklich wie früher oder noch glücklicher, da seiner Freundin Bilderbücher, Kanarienvögel, Mährchen und Stickereien ihm jezt noch lieber waren, als ihre Blumen und ihr Obst im Sommer und Herbst gewesen. Nur zuweilen geschah ihm ein großes Herzeleid: wenn nämlich eine seiner Tanten behauptete, Louise Meerheim sey seine Braut; Paul ward dann jedesmal feuerroth vor Zorn und tobte und schrie, als setze man man ihm ein Messer an die Kehle.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, November.

Theater.

Zum erstenmale hat jezt ein Akademiker, Ancelot, die Direktion eines kleinen Theaters. Ehemals war der Akademiker Picard wohl auch Theaterdirektor, aber eines Theaters, welches nur Lustspiele aufführte; bis zur Vaudevilledirektion hatte sich noch kein Mitglied der Académie française herabgelassen. Allein in unserer Zeit kennt man keinen akademischen Stolz mehr, und seitdem die Akademie den thätigsten aller Vaudevillisten, Scribe, aufgenommen hat, kann sie auch keine Unehre für sich darin erblicken, wenn ein anderes ihrer Mitglieder das Vaudevilletheater dirigirt. Madame Ancelot wird wahrscheinlich an dieser Direktion so thätigen Antheil nehmen, als ihr Mann. Man vermuthete schon lange, daß sie bei den dramatischen Arbeiten Ancelots Hand anlegt, und daß sie fähig ist, ihm Beistand zu leisten, hat sie durch ihre eigenen dramatischen Leistungen bewiesen; warum sollte sie ihm also nicht auch das Vaudeville dirigiren helfen können? Es wäre das erstemal nicht, daß eine Dame ein Pariser Theater dirigirt. Madame Dudinot war Direktrice eines Boulevardtheaters, als der berühmte Arzt Magendie sie heirathete und mit ihr ein Einkommen von 50,000 Fr. Indessen ist es eine gewagte Sache, ein kleines Theater dirigiren zu wollen; so Viele haben sich durch solche Unternehmungen zu Grunde gerichtet, daß wahrlich Muth, oder eine große Liebe zur Kunst oder auch zum Gewinn dazu gehört, um sich an die Spize eines dieser Theater zu stellen. Die großen Theater erhalten wenigstens einen starken Zuschuß vom Staate und kommen daher nie in große Verlegenheit; zudem gibt die Direktion derselben Einfluß und Ansehen. Die Operndirektion besonders ist ein sehr gesuchtes Amt. Der jezige Direktor, Leon Pillet, hat diese Stelle bloß deßwegen erhalten, weil er früher als Hauptredakteur des seitdem eingegangenen Journal de Paris für die Minister schrieb und gegen die Opposition rüstig kämpfte. Der Mann klagt jezt in den Zeitungen, daß er Neider habe, und einer derselben ihm seine Direktion rauben wolle. Allerdings hat ein reicher Mann hier, Namens Guillaume, eine leidenschaftliche Vorliebe für den Operntanz und für Operntänzer und Tänzerinnen, und er macht keinen Hehl aus seinem Wunsche, an der Spize derselben zu stehen. Dieser Guillaume behauptet in den Zeitungen, es stehe kläglich mit den Leuten, welche sich der edlen Tanzkunst widmen; die Zöglinge werden ganz verwahrlost, ihre moralische Bildung vernachlässigt. Da hat denn Herr Guillaume in seiner ängstlichen Sorge für das Wohl der Operntänzer den Plan zu einer Anstalt für 100 Kinder entworfen, welche sich dem Operntanze widmen wollen. Natürlich wünscht er der Leiter dieser großartigen Anstalt zu werden; in derselben sollen die guten Kinder Lehrer aller Art bekommen und vortrefflich erzogen werden. Hätte er nun auch noch die Operndirektion, so würde er auch für die Zöglinge dieser Anstalt sorgen und ihr zeitliches und ewiges Wohl fördern können. Um Gehalt ist es ihm nicht zu thun, Gottlob hat ihn das Schicksal mit einem sehr reichlichen Einkommen bedacht; nur die Liebe zur Kunst, der Wunsch, eine interessante Klasse der menschlichen Gesellschaft glücklicher zu machen, beseelt ihn. Leon Pillet scheint aber durch diese Betrachtungen gar nicht gerührt zu werden, sondern beschuldigt schlechtweg den Herrn Guillaume, daß er ihn von seiner Stelle verdrängen und sich selbst an dieselbe setzen wolle. Auch der

Minister des Innern scheint sich die Vorstellungen Guillaumes nicht zu Herzen zu nehmen und seine Vorschläge zu übersehen, wiewohl jener kein Geld zu seiner großen Tanzanstalt verlangt, sondern bloß um die Genehmigung der Regierung anhält, damit die aus derselben hervorgehenden jungen Künstler und Künstlerinnen auf sichere Anstellung an der Oper rechnen können. Dieß will aber, wie es scheint, der Minister nicht, weil er wohl denken mag, daß sich der Einfall des Herrn Guillaume besser auf dem Papiere als in der Wirklichkeit ausnehmen möchte. Herr Guillaume würde ohne Zweifel größern Nutzen stiften, wenn er sich der alten Tänzer und Tänzerinnen statt der jungen annähme, und seinen Reichthum vielmehr zu einem Hospiz als zu einer Pflanzschule anwendete. Andererseits kann man es ihm nicht verdenken, wenn er seine Freude daran hat, junge Tänzer und Tänzerinnen vor seinen Augen herumgaukeln zu sehen, und wenn er seine Gäste zu Hause mit ihren anmuthigen Tänzen ergötzt, wie er im vorigen Winter gethan. Vermuthlich lohnt er es ihnen reichlich und läßt ihnen dadurch im Einzelnen eine Aufmunterung zu Theil werden, die man ihm nicht erlauben will im Großen auszuüben. Eine Tanzschule besteht übrigens schon seit langer Zeit für die Oper, nur werden hier freilich die Schüler und Schülerinnen nicht geistig gebildet, wie es Hrn. Guillaumes Ideal fordert. — Das glänzendste Theater ist diesen Winter wieder die italienische Oper, wiewohl sie keine Unterstützung von der Regierung mehr erhält. Da gibt es Logen, welche für eine einzelne Vorstellung 75—80 Fr. kosten, und doch ist fast Alles vermiethet oder bestellt. Man ist ganz gewiß, hier beliebte Opern meisterhaft ausführen zu hören. Die Sänger und Sängerinnen werden sehr hoch besoldet, aber der Impresario hat nur wenige zu besolden; mit Dichtern und Komponisten hat er sich nicht abzufinden, denn er führt nur Opern auf, welche sich in Italien bereits großen Ruf erworben haben. Neuigkeiten verlangt man von ihm nicht. Dekorationen und der sonstige Zubehör großer Stücke sind Nebensache; Alles ruht auf dem Gesang von drei oder vier Virtuosen; der Impresario kann also dieselben hoch besolden und die Eintrittspreise hoch stellen, weil man einmal die italienische Oper als das Theater der reichen Welt ansieht. Den Tenorsänger, welchen der Impresario im vorigen Winter suchte, um Rubini zu ersetzen, hat er in diesem Winter endlich gefunden; er heißt Corelli, und wenn er auch noch lange kein Rubini ist, kann man doch hoffen, daß er ihm in der Folge nahe kommen werde. Auch Mario, der piemontesische Gentiluomo, welchen die französische Oper zu einem Sänger umgeschaffen hatte, der aber auf dieser Bühne nicht ganz leistete, was man von ihm erwartet hatte, thut an der italienischen Oper gute Dienste und wird mit Vergnügen gehört.

(Fortsetzung folgt.)

Hamburg, Oktober.

(Schluß.)

Theater. — Eisenbahn nach Kiel.

Dem Hamburger Stadttheater stand das zweite Theater in der Steinstraße von jeher als ein kleiner Rival gegenüber, der mehrmals sogar bedenklich ward. Indeß war dasselbe durch einen engen Hof eingeschlossen und Privilegien beschränkten seine weitere Ausdehnung. Nachdem nun die Concession zu der Bühne in der Steinstraße mit dem Tode der bisherigen Besitzerin erloschen war, ist sie dem bekannten Herrn Maurice wieder übertragen worden, demselben, welcher das berühmte Tivoli mit dem Sommertheater und dem Wintergarten, so wie das prachtvolle Frascati zu Bergedorf besitzt, und der schon seit Jahren Mitdirektor des zweiten Theaters war. Die neue Concession knüpft sich an die Bedingung eines neuen Schauspielhauses, welches auf einem freien Platze feuerfest erbaut werden muß. So theuer nun gegenwärtig die Plätze in Hamburg sind (wir wollen nur anführen, daß der Platz, auf welchem die „alte Stadt London" am alten Jungfernstieg stand, zu 475,000 M. Banco oder 237,500 Thlr. Pr. verkauft worden ist), so ist doch Maurice der Mann dazu, diese Bedingungen zu erfüllen, und schon freuen sich die Theaterfreunde darauf, sein neues Haus mit der Bühne, welche sich der Abstammung von Schröders Institut rühmt, in volle Concurrenz treten zu sehen. Freilich will Maurice sich von aller Operupracht und vom Kothurn, der zu wichtig einherschreitet, möglichst fern zu halten suchen, und auf dem bisher vom Theater der Steinstraße eingeschlagenen Wege der Operette, des Vaudevilles und des Lustspiels bleiben; allein er wird sich sicher bald im größern Raume auch zu größern Stücken gedrängt sehen, und es ist ihm ein günstiger Erfolg eben so sehr zu wünschen als zu prophezeien. — Auch in unserem benachbarten Altona will man es nicht bloß mit Eisenbahnen, als etwas ganz Neuem, sondern auch wieder mit einem Theater, als etwas so oft Verunglücktem, versuchen. Plock, früheres Mitglied des Hamburger Stadttheaters, hat, alle Niederlagen seiner Vorgänger nicht achtend, das Altonaer Schauspielhaus im Innern neu dekoriren lassen und will's wagen, mit der Nähe Hamburgs und seiner Bühne zu concurriren. Wir wissen nicht, wie stark die Finanzmacht dieses beliebten Künstlers ist; wäre sie aber seinem Muthe gleich, so ist es doch vorauszusagen, daß beide unterliegen werden vor dem zähen Kleinstädterschlendrian der Altonaer. Die wenigen Bewohner dieser ersten Stadt Holsteins, die in's Theater gehen, wallfahrten nach Hamburg oder gehen zur Urania in der Vorstadt St. Pauli. Der Prophet gilt nichts im eigenen Vaterlande, namentlich nichts in Altona.

Die Eisenbahn von unserer Nachbarstadt nach dem holsteinischen Ostseehafen Kiel wird in ihren Vorarbeiten so rasch betrieben, daß man diese etwa 15 Meilen lange Bahn in wenigen Jahren ganz zu beendigen hofft. In Kiel streitet man sich jetzt über den Platz, den der Bahnhof dort einnehmen soll, und prophezeit gleichzeitig der alten Beherrscherin des Ostseehandels, der ehemaligen Hansakönigin Lübeck, den allerjähesten Untergang. In Lübeck hat man freilich auch das Eine und das Andere gethan, um dem Handel Erleichterung zu verschaffen, aber was geschieht, deutet auf große Erschöpfung der Kräfte. Wenn wir von Lübeck reden, beschleicht uns ein Gefühl, dem ähnlich, mit dem wir in die Todtenhalle eines Fürsten treten. Alles mahnt uns an Größe, aber an eine vergangene. In dem berühmten Todtentanze der schönen Marienkirche zu Lübeck fehlt eine Figur, Lübeck selbst. Nicht daß es schon jetzt den unfreiwilligen Pas mit dem Klapperbein machen müßte; sein Handel ist immer noch von einiger Bedeutung, aber er nimmt von Jahr zu Jahr ab, und die Bewohner der alten, ehrwürdigen, gemüthlichen Stadt haben selbst den Glauben an's Besserwerden längst aufgegeben.

Beilage: Kunstblatt Nr. 93.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 280.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Mittwoch, den 23. November 1842.

Aestus maris accedere et reciprocare, maxime mirum: pluribus quidem modis, verum causa in sole lunaque. Bis inter duos exortus lunæ effluunt, bisque remeant, vicenis quaternisque semper horis.

Plinius.

Ebbe und Fluth.

Mit Bezug auf die neueren, durch den Herzog von Wellington veranlaßten Beobachtungen.

Von Dr. Nürnberger.

Ich kann nicht wiſſen, wie viele der Leſer das großartige, wenn ihnen gleich ſeinem allgemeinſten Charakter nach ſämmtlich wohl bekannte Phänomen der Ebbe und Fluth ſchon mit eigenen Augen beobachtet haben; ich verſetze ſie daher, um nur zuerſt durch den Augenſchein ihr Intereſſe für meine Darſtellung des nicht leichten Gegenſtandes zu erregen, Alle mit mir an die Küſte eines großen freien Meeres, z. B. der Nordſee, etwa bei Norderney, und mache ſie auf das ſich nunmehr vor unſern Blicken zutragende Schauſpiel aufmerkſam.

Wir ſehen zunächſt in dem eben gewählten Zeitpunkte große Uferſtellen vollkommen trocken vor uns liegen; aus dem entfernteren Meeresſpiegel ragen Pfähle 12, 15 Fuß hoch in die Luft empor, und wir können auf flachem Sande weit bis zu Punkten vordringen, von denen uns gleichwohl ein dunkles Gefühl ſagt, daß ſie dem Meere angehören und ſich ſeiner Herrſchaft nur momentan entzogen haben. Schon vernehmen wir aber auch aus einiger Ferne ein drohendes Brauſen der Wellen, als eilten ſie, ſich wieder in den Beſitz ihres Eigenthums zu ſetzen. Zwar rührt ſich kein Lüftchen, und wir nehmen auch ſonſt ſchlechterdings keine augenfällige Veranlaſſung dazu wahr; aber dennoch dringt, wie von einer geheimen magiſchen Gewalt getrieben, das Meer in einer Richtung, in welcher wir bald das Vorherrſchen von morgenwärts her unterſcheiden, heran. Woge häuft ſich auf Woge, die hohen Pfähle werden allmählig darunter begraben, die flachen Ufer werden davon bedeckt, und wir haben nur zu eilen, um höher gelegene Stellen zu erreichen und uns vor dem gewaltigen Elemente in Sicherheit zu bringen. Jezt hat das Meer ſeinen höchſten Stand erreicht: es wächst nicht mehr; bis auf ein leiſes Schwanken der ganzen unendlichen Maſſe ſcheint es ſich auf dieſer Höhe ſtationär erhalten zu wollen. Aber dieſer Zuſtand einer vermeinten Ruhe dauert wiederum nur Minutenlang; wir ſehen ganz deutlich, wie ſich das Meer abermals ſinkend von den flachen Uferſtellen zurückzieht, wie die Pfähle ihr Haupt wieder aus den Wogen hervorzuſtrecken anfangen, wie Stellen, über welche eben noch Schiffe mit vollen Segeln dahin fuhren, trocken werden; und indem wir genauer aufmerken, werden wir gewahr, daß die Richtung, in welcher dieſer Rückzug der Wellen erfolgt, derjenigen gerade entgegengeſezt iſt, in welcher ſie ſich vorher herzugedrängt hatten, und eben ſo abendswärts erfolgt, als das Herzuſtrömen von Morgen her eingetreten war.

Dieſes wunderbare Schauſpiel feſſelt uns, und da wir eben eine mondhelle Nacht zu erwarten haben, ſo beſchließen wir, am Strande zu verharren und die Periode abzuwarten, in der es ſich wiederholen werde. So beobachten wir denn, mit der Uhr in der Hand und über 24 volle Stunden an dieſer romantiſchen Uferſtelle aushaltend, daß dem beſchriebenen tiefſten Stande des Waſſers nach reichlichen ſechs Stunden ein höchſter, dem lezteren nach abermaligen ſechs reichlichen Stunden wieder ein tiefſter folgt, kurz, daß in 24 Stunden 49 Minuten zweimal Ebbe und zweimal Fluth eintritt, einer höchſten Fluth nach 12 Stunden und etwa 25 Minuten wiederum eine höchſte Fluth folgt, und daß dabei, was uns beſonders überraſcht, überhaupt die größte Regelmäßigkeit ſtattfindet.

Mit noch größerem Erſtaunen aber erfüllt uns der bei fernerer Prüfung aller Einzelheiten des Vorgangs ſich ergebende Umſtand, daß das zwiſchen den Fluthen liegende Zeitintervall auf das Genaueſte mit der Bewegung des Mondes, den wir in der mondhellen, ſtillen Nacht ſehr ſchön verfolgen konnten, übereinſtimmt. Von der erſten beobachteten Fluth zur nächſten waren, wie geſagt, 12 Stunden 25 Minuten (oder noch genauer 12 Stunden 24½ Minuten), und von dieſer zur folgenden wieder 12 Stunden 25 Minuten, zuſammen alſo die obigen 24 Stunden 49 Minuten verſtrichen; und genau eben ſo lange hatte der Mond gebraucht, um, nachdem wir ihn hier zum erſtenmal in unſerem Mittgaskreiſe geſehen hatten, wiederum zu demſelben zurückzukehren. — Das wäre alſo das Hauptmoment des wunderbaren Phänomens von Ebbe und Fluth, wie wir es nun hier am Meeresſtrande mit eigenen Augen beobachtet haben; wir verlaſſen jezt die doch nicht ganz bequeme Küſtenſtation, um an einem gefälligeren Orte die Betrachtungen über die eigentliche Natur des Vorganges fortzuſetzen.

Zunächſt, was kann wohl für ein Zuſammenhang zwiſchen dem 50,000 Meilen entfernten Monde und den Wogen der Nordſee vor unſern Füßen beſtehen? Daß ein ſolcher Zuſammenhang, ein ſolcher Einfluß ſtattfinde, muß wohl jeder zugeben, der der Sache ſo genau zugeſehen hat wie wir ſo eben. Der Fluthenberg folgte ja ſichtbar dem Zuge des Mondes; der Mond zog von Oſten nach Weſten dahin und das Meerwaſſer lief, Fluth machend, eben ſo von Oſten herbei und ebbend nach Weſten ab. Dieſer Fluthenberg bildete ſich zwar nicht gerade gleichzeitig mit dem Heraufſteigen des Mondes, ſondern häufte ſich vielmehr erſt einige Zeit nach deſſen Meridiandurchgange recht zuſammen; aber wir können uns wohl ſelbſt leicht ſagen, daß er dazu doch auch einige Zeit gebrauchte, und dieſe Zeitverſchiedenheit war, um die Sache noch auffälliger zu machen, überdieß einmal gerade ſo groß als das anderemal. Wie iſt das alſo nun ſo eigentlich?

Die Leſer kennen den geheimnißvollen Bezug, welcher zwiſchen den verſchiedenen Weltkörpern beſteht und dem wir den Namen der Schwere, der Gravitation beilegen, ohne damit ſeine Natur erklären zu wollen. Genug, die Beobachtung lehrt unwiderſprechlich, daß die verſchiedenen Weltkörper unſeres Syſtems eine, mit dieſem Ausdrucke bezeichnete gegenſeitige Anziehung auf einander ausüben, welche in dem Maße gewaltiger wirkt, als ſich dieſe Körper einander näher befinden. Eine ſolche Anziehung übt alſo namentlich der Mond, als das unverhältnißmäßig nächſte Geſtirn, auf unſern Planeten aus. — Wir müſſen uns die Erde jezt als eine frei im Weltraume ſchwebende Kugel verſinnlichen, deren Einzeltheile durch eine überwiegende, allſeitig nach dem Centrum der Kugel hinwirkende Schwerkraft, aber zugleich auch durch ihren eigenen Zuſammenhang in dieſer Kugelgeſtalt erhalten werden. Dieſes aus dem eigenen Zuſammenhange herrührende Verharren bezieht ſich aber natürlich nur auf die feſten Beſtandtheile, Berge, Felſen, Länder u. ſ. w. der Erdkugel; die flüſſigen Maſſen, die Meere der Erde feſſelt nichts als die Schwerkraft an ihren Planeten; nur durch ſie wird ihnen die allgemeine Kugelgeſtalt der Erde geſichert, und ſie würden dieſelbe natürlich aufgeben, wenn eine Störung in der normalen Wirkung jener rein irdiſchen Schwerkraft auf ſie einträte.

(Fortſezung folgt.)

Paul.

(Fortſezung.)

Die ſeltſame Neigung des Kindes hatte etwa ein Jahr lang gedauert und dieſelbe Wärme behalten, als Paul bemerkte, daß Louiſe begann, mit geringerem Intereſſe ſeinen Plaudereien zuzuhören und weniger gern in ſeine Spiele einzugehen. Sie war nachdenklicher geworden, ihr mildes Geſicht wurde welcher und träumeriſcher, endlich ſah Paul ſie weinen — ein Anblick, der ihn ſofort in ein nicht zu ſtillendes Schluchzen ausbrechen ließ. Louiſens Mutter kam herzu, eine Dame, die bei Paul nicht ſehr in Gnaden ſtand, und fragte ſtreng, ob das Kind unartig ſey? Er wurde dadurch beleidigt und verlangte nun, nach Hauſe geführt zu werden; aber Louiſens Thränen ließen ihn Abends lange nicht einſchlafen, da er allerhand Racheplane gegen ihre Mutter ausſann, welche, wie er glaubte, ſie geſcholten haben mußte. Am andern Tage, als Paul wieder kam, war ein fremder Herr bei ſeiner Freundin und ihm wurde der Zutritt verwehrt, eine Maßregel, die ihn unfehlbar zum

Revolutionär gemacht hätte, wenn nicht Adrian, der alte Bediente, der ihn führte, den Ausbruch seines kleinen Kummers durch einen weit größern unterdrückt hätte. Er erzählte ihm nämlich, als sie zusammen über die Straße heimgingen, daß Fräulein von Meerheim heirathe und weit, weit weg in die Fremde ziehe.

Dem war in der That so; es hatte sich ein Freier für sie gefunden, ein Gutsbesitzer von den Küsten der Nordsee, den ein Rechtsstreit eine Zeitlang in die Hauptstadt gezogen hatte. Sein Aeußeres war weder glänzend, noch sehr gewinnend, und jedenfalls anziehender für einen Maler als für eine junge Dame; denn obwohl er erst dreißig Jahre zählte, hatte der Baron Walther von Dietburg doch eine so markirte Physiognomie und so harte Züge, von den scharfen Stirnrunzeln und den dichten schwarzen Brauen über seinen blitzenden Augen, bis zu dem hervortretenden breiten Kinn, daß sich nicht leicht annehmen ließ, ein junges Mädchen habe in ihm ihr Ideal gefunden. Dem sey wie ihm wolle, so viel stand fest, daß man allgemein sagte, Louise von Meerheim werde von ihm auf sein Schloß an der Nordsee, über dessen eigentliche Lage die verschiedensten Gerüchte sich kreuzten, als junge Frau heimgeführt werden. Ob sie gern oder ungern folge — nun, das ließ man um so eher dahin gestellt, weil das in jenen guten alten Tagen bei der Verheirathung der Töchter wenig in Betracht kam. Uebrigens wußte man, daß Meerheims nicht reich waren und daß die alte Frau von Meerheim eine strenge Vertheidigerin der alten Sitte und Weise war.

Als Paul jene Mittheilung von dem alten Adrian erhielt, dämmerte in der Seele des Kindes zum erstenmale eine Ahnung von einem Schmerze auf. Louise sollte fortziehen, sie sollte ihre Blumen, ihre Vögel, ihre Bilder, sie sollte ihn verlassen: sie kam ihm da vor wie eine vertriebene Königin aus einem ihrer Mährchen, die verwünscht und gefesselt in einem grauen verwitterten Thurm, oder an den stürmischen Wogen eines nebelhaften, düstern Meeres sitze. Allmählich aber gewöhnte sich Paul an den Gedanken, besonders nachdem Louise ihm versprochen, er solle sie besuchen dürfen, um mit ihr auf den Dünen die bunten Muscheln aufzulesen und mit Herrn von Dietburg Halcyone und Möven zu schießen; endlich nahm er eine Einladung zu dem Hochzeitmahl, nach welchem sofort die Abreise des jungen Paars erfolgen sollte, in dem Gedanken an den Hochzeitkuchen und andere gute Dinge mit einer musterhaften Resignation entgegen.

Der Tag dieses Hochzeitmahls war gekommen; die großen, gelb und roth lakirten und in Riemenwerk von ungeheurer Länge hängenden Kutschen rasselten heran; auch der Hofgerichtsamtsverwalter von S. bestieg in feierlicher Galla, in den rothen Mantel seines Oberrichterthums gehüllt, mit seinen Töchtern und Paul eines dieser stattlichen Gebäude, um zehn Schritte weiter, an der nächsten Hofthüre, wieder auszusteigen. Die Gäste wurden von der Dame des Hauses sehr gnädig empfangen, und nachdem das junge Paar alle Glückwünsche angehört hatte, von denen mancher sehr zierlich gesezt war und nicht gewöhnliche Kenntniß der Komplimentenphraseologie verrieth, die Gott sey Dank jezt zu den verschollenen Dingen gehört; nachdem der Hofgerichtsamtsverwalter mehrere Bekanntschaften erneuert, die sein Einsiedlerthum ihm seit Jahren nicht mehr zu Gesichte hatte kommen lassen, und welche alle gefällig genug waren, ihm zu versichern, daß es heute ungewöhnlich schlechtes Wetter sey — nach allem diesem sezte man sich zu einem sehr feierlichen und ernsten Mahle nieder. Es war nicht allein die geschnürte Sitte jener Tage, die sich geltend machte, auch das eigenthümlich drückende Gefühl bei jedem Hochzeitmahl, welches auf den nächsten und nähern Theilnehmenden lastet, der unbewußte Gedanke an das Entscheidende des Moments, wo die Lebenssonne eines der Unsern in einen neuen Wendekreis tritt und man nicht weiß, ist es das Zeichen der günstigen Jungfrau oder das des bösen Scorpions, welches nun herrschen wird, so daß die tiefer Fühlenden auch aus dem frohen Becherklang und den lustigen Rundgesängen schwermüthige Melodien von Scheiden und Meiden und der Einsamkeit des Menschenherzens heraushören.

Die Braut schien ruhig, obwohl nun und dann scheue und ängstliche Blicke aus den Winkeln ihrer Augenlieder zuckten; sie sprach wenig, aber ihr Gemahl desto mehr, und zwar bestrebte er sich, mit einer etwas auffallenden Lebhaftigkeit Louisens Mutter die Grundlosigkeit und Gefährlichkeit der Wege anschaulich zu machen, welche von ihrem Wohnort zu seinem Schlosse führten, und die seiner Beschreibung nach so schlecht waren, daß eine ältliche Dame kaum wagen dürfe, sich für eine so klippenreiche Fahrt einzuschiffen. — „Louise wird desto öfter zu Ihnen kommen, gnädige Frau Mutter," schloß er und Frau von Meerheim ließ sichtbar verstimmt das Gespräch fallen.

(Fortsetzung folgt.)

Der gefangene Adler.

Im Käfig, unter strengen Eisengittern
Sizt auf dem Stein ein Adler unbeweglich;
Er sieht die Sonne seiner Sehnsucht täglich
Im Strahlenglanze hoch am Himmel zittern.

Er starrt hinein in's Flammenmeer mit bittern
Und kranken Augen, lautlos, bang und kläglich;
Ach! Adlerherz! du leidest wohl unsäglich —!
Kommt Niemand denn, die Bande zu zersplittern?

Die Sonne sinkt! und ewig sinkt sie wieder!
Da sträubt sich wie im Zorne sein Gefieder,
Der Käfig dröhnt von wildem Flügelschlage.

Tief in den Stein gräbt er des Herzens Klage,
Daß einmal, wenn das stolze Herz gebrochen,
Sein Weh in Hieroglyphen sey gesprochen.

Otto Prechtler.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, November.

(Fortsetzung.)

Theater. — Das neue Stadthaus. — Verbrechen.

In den komischen Opern sind Lablache und Tamburini noch immer ausgezeichnet; da aber die Mode jezt die ernsthaften Opern vorzieht, und lieber das Leidenschaftliche als das Lustige hören will, so müssen Beide oft auch Rollen in diesen übernehmen. Die Damen Grisi und Persiani füllen die weiblichen ersten Rollen vortrefflich aus, und zu diesen gesellt sich noch die Frau des Direktors, Madame Viardot, früher Dlle. Garcia. — Alle Theater, von der großen Oper bis zu den kleinen Vaudevillebühnen, rüsten sich mit neuen Stücken für den beginnenden Winter, und wahrscheinlich wird derselbe sehr fruchtbar werden. Dagegen müssen nun die Bauten und Verschönerungen, welche die Stadtbehörde und der Staat unternehmen, nach und nach eingestellt werden. Das Rathhaus ist nun äußerlich ganz vollendet. Es sollen in demselben mehrere große Säle zu öffentlichen Versammlungen eingerichtet werden, da man das Bedürfniß derselben beständig fühlt. Es gibt eine Menge literarischer, religiöser, philantropischer Vereine, welche, wenn sie zum Publikum sprechen wollen, großer Räume bedürfen; auch für die politischen Versammlungen, welche unter Aufsicht der Staatsbehörde stattfinden, z. B. Deputirtenwahlen, fehlt es an großen Lokalen. Das alte Paris war für eine Publicität, wie sie jezt in Allem herrscht, nicht eingerichtet, und daher fehlt es in den Staatsgebäuden an Räumen zu großen Versammlungen. Darauf hat man daher bei der Vergrößerung des Stadthauses Bedacht nehmen müssen, und es werden sehr große Säle zu diesem Zwecke eingerichtet. Somit stände nunmehr das Rathhaus im Verhältnisse mit den Bedürfnissen der jetzigen Zeit. Nimmt aber die Bevölkerung von Paris noch immer zu, wie es den Anschein hat, so wird in einem Jahrhundert das jetzige Rathhaus auch nicht mehr hinreichen, weil mit der Bevölkerung auch die Geschäfte der Stadtbehörde zunehmen. Die Pariser Polizei ist vom eigentlichen Munizipalwesen getrennt und hat ein eigenes, sehr geräumiges Lokal in der Nähe des Justizpalastes inne. Aber auch das Polizeihotel wird zu enge; man hat Hand an's Werk gelegt, um es geräumiger zu machen. Der Justizpalast selbst reicht kaum mehr zu; man arbeitet schon an der Vergrößerung, zumal da für das Justizarchiv, welches seit der Revolution in der ehemaligen heiligen Kapelle untergebracht war, jezt ein neues Lokal erforderlich ist. Die heilige Kapelle wird bei dem allgemein erwachten Sinne für die Erhaltung alter Denkmäler im alten Style wieder hergestellt und wieder für den Gottesdienst eingerichtet. Natürlich werden die Gefängnisse ebenfalls zu enge; denn obgleich die Zahl der Schulen sich bedeutend vermehrt hat, und die Stadtbehörde so wie der Staat auf den Volksunterricht weit mehr Sorgfalt und Kosten verwenden als sonst, so nimmt doch leider die Zahl der Vergehen und Verbrechen nicht ab, und die Assisen müssen sich oft in zwei Kammern theilen, welche zu gleicher Zeit Gericht halten, um die vielen Kriminalprozesse abzumachen. Ein Herr Benoiston las neulich in der Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften eine Abhandlung über Kriminalstatistik vor. Das traurige Ergebniß seiner auf die offiziellen Angaben gestützten Untersuchungen ist, daß die Sitten sich verschlimmern. Namentlich werden die Rückfälle, so wie der Selbstmord augenscheinlich häufiger; seit 15 Jahren rechnet der Verfasser 25,000 Menschen, welche sich in Frankreich selbst um's Leben gebracht haben. In den 5 Jahren vor 1839 zählte man unter den Selbstmördern 91 Kinder unter 16 Jahren und 2000 mehr als 60jährige Greise. Hinsichtlich der andern Verbrechen meint er jedoch, man müsse auf die Zeitumstände Rücksicht nehmen. Seit 1854 seyen große Störungen im Handel und Gewerbsfleiß vorgefallen; dadurch seyen eine Menge Handarbeiter in Elend und Verzweiflung gerathen, und dieser Ursache müsse man eine Menge der in den lezten Jahren begangenen Vergehen und Verbrechen zuschreiben. Daß der Volksunterricht jezt wirklich eine heilsame Wirkung auf den moralischen Zustand der Nation ausübt, schließt er aus der Abnahme der Zahl der minderjährigen Verbrecher. Aber an die Besserung der Verbrecher in den Strafanstalten, wie sie bis jezt bestanden haben, glaubt Benoiston nicht; in der That werden die meisten Verbrechen, in Paris besonders, von Menschen begangen, welche aus dem Bagno oder den Zuchthäusern entlassen worden sind, und es gibt eine Menge Elender, deren Leben darin besteht, daß sie Verbrechen begehen, ihre Strafe dafür ausstehen, und nach der Strafzeit wieder neue Verbrechen begehen, um von Neuem ihre Strafe auszuhalten. Von Besserung der Bestraften hat man bisher in Frankreich nichts verspürt. Die aus dem Bagno entlassenen Verbrecher sind die gefährlichsten Feinde für Paris. Die Polizei weist ihnen nach ihrer Entlassung gewöhnlich einen andern Ort als die Hauptstadt zu ihrem Aufenthalt an, aber sie schleichen sich bald wieder ein, wissen im Gewühle der Aufmerksamkeit der Polizei zu entgehen, und erst wenn sie auf frischer That ertappt werden, erkennt man in ihnen ehemalige Bagnobewohner. Was aber jezt häufiger vorkommt als sonst, ist, daß Leute aus den mittlern Klassen an Verbrechen Theil nehmen, daß Leute, welche eine gewisse Bildung erhalten haben, um ihren Lüsten fröhnen oder ein glänzendes Leben führen zu können, sich mit gemeinen Verbrechern heimlich verbinden. Dieß zeigt sich eben bei einer entdeckten Diebsbande, deren Hauptanführer ein Mechaniker und ein Beamter waren. Der junge Mechaniker arbeitete bei einem angesehenen Schlosser, wurde oft in die reichen Hotels der Vorstadt St. Germain gerufen, um daselbst künstliche Arbeiten auszuführen, gewann durch sein gutes Benehmen das Zutrauen der Herrschaften, bemerkte sich schlau die Einrichtung der Gemächer und bestahl dann die Hotels, wenn die Bewohner auf's Land gezogen waren. Der Beamte gab Kundschaft von dem, was in den Bureaus vorging, und hatte seinen Antheil an der Beute, ohne eigentlich an den Diebstählen Theil zu nehmen. Diese Bande hat eine erstaunliche Masse von Kostbarkeiten entwendet. Sie hat noch das Eigenthümliche, daß die Hauptanführer das gestohlene Gut nicht durchbrachten, wie es sonst von den Gaunern geschieht, sondern dasselbe verständig anlegten, entweder in Staatsrenten oder in liegenden Gütern. Vielleicht hätten sie in der Folge eine Rolle als reiche Landeigenthümer gespielt.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 119.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 281.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Donnerſtag, den 24. November 1842.

Wende deine Augen nicht von dem Dürftigen, auf daß er nicht über dich klage. — Gib gerne, ſo wirſt du wieder empfangen.

Sirach.

Paul.

(Fortſetzung.)

Am untern Ende der Tafel ſaßen mehrere geiſtliche Herrn, deren Unterhaltung nach und nach lauter wurde. Männer dieſes Standes zeichneten ſich damals, was freilich kein Wunder war, durch ihren frohen Lebensmuth und meiſt auch durch eine Menge „lepider Stücklein“ aus, womit ſie die Geſellſchaften zu erheitern wußten, deren Zierde und Angelpunkte ſie oft waren. Jezt ſchien einer unter ihnen den Andern als Stichblatt für vielfältige Neckereien zu dienen, und weil ſie immer lebhafter und rückhaltloſer ihren Scherzen freien Lauf ließen, erfuhr endlich die ganze Tiſchgeſellſchaft, daß den Herrn Domvikar vor nicht gar langer Zeit in allem Ernſt der Teufel habe holen wollen. Einige der Gäſte fanden das höchſt ſpaßhaft, andere aber, die den Domvikar kannten und vielleicht auch gläubigeren Sinnes waren, und zu ihnen gehörte auch der Amtsverwalter v. S., hielten es im Stillen für nicht ſo undenkbar und glaubten jedenfalls, daß es Geiſtlichen ſchlecht anſtehe, darüber zu ſcherzen; Alle aber äußerten die gleiche Neugier nach der näheren Bewandtniß der Sache. — Man war ſchon am Nachtiſch und die ſchwereren Weine machten die Runde; dieß mochte Einfluß auf den Umſtand haben, daß der Domvikar, ein großer hagerer Mann mit einer ſehr breiten vortretenden Stirne, die wie ein Felsgeklipp ſeine waſſerblauen Augen überragte, ſich heute weniger verſchloſſen zeigte, als er ſonſt pflegte, und ſich endlich bewegen ließ, die folgende zuſammenhängende Erzählung zu geben.

„Sie wiſſen Alle,“ hob er an, indem er langſam den Blick über die Hochzeitgäſte ſchweifen ließ, „daß ich auf eine ſeltſame Art zu einem gewiſſen Verſtändniß der Geheimniſſe gekommen bin, welche ſich in den Zahlen bergen.“ — „Nein — wie denn?“ riefen hier mehrere Stimmen, unter denen auch die des Bräutigams war. „Nicht?“ fuhr der Geiſtliche fort; „nun, dann muß ich weiter ausholen.“

„Es ſind im nächſten Winter drei Jahre, daß ich eines Abends aus einer Geſellſchaft heimging; es war ſpät, die Straßen wie ausgeſtorben, und dabei herrſchte ein Unwetter, wie lange keines mehr erlebt worden. Es ſchneite und fror und ein ſcharfer Wind wehte den Schnee an den freien Plätzen zu Bergen auf, daß man bis an den Hals hätte darin verſinken können. An der erſten Straßenecke blies es mir meine Handlaterne aus und ich mußte im Dunklen weitertappen, ſo gut es gehen wollte. Endlich gelangte ich an meine Hausthüre; aber als ich den Fuß auf die Treppenſtufen ſetzen will, höre

ich ein leiſes Stöhnen dicht neben mir. Ich will nun nicht ſagen, daß ich nicht einigermaßen erſchrocken ſey; nichts deſto weniger aber bückte ich mich, um genauer zuzuſehen, und erblickte auch etwas, ſeitwärts in der Ecke der Treppenſteine und der Mauerplinten, nämlich eine zuſammengekauerte Geſtalt, die halb im Schnee hockte und ſich in den Winkel drückte, um einigen Schutz gegen den rauhen und ſchneidenden Zug zu haben, der durch die Straße ging. Es ächzte und röchelte. Um Gottes-willen, dacht' ich, das iſt ja gar ein Menſch, und das in dieſer Nacht! — Ich ſchlug heftig an den Thürklopfer, denn es grauste mir; zwei von meinen Leuten kamen herbei, und ſo konnten wir denn das armſelige Geſchöpf, das in einer ſolchen Nacht keinen beſſern Zufluchtsort zu finden wußte, gleich anfaſſen und in's Haus tragen."

„Und was war es? — Nichts als ein alter abgeriſſener polniſcher Jude; es war eine ſchöne Laſt, die ich mir aufgebürdet hatte; der Menſch war ſterbenskrank. Doch ließ ich ihn ordentlich verpflegen und am andern Tage war er wieder ſo weit zu Kräften gekommen, daß er anfing, ein vernünftiges Deutſch zu ſprechen, ſtatt der einzelnen kauderwelſchen Worte, die er zuerſt ausgeſtoßen hatte. Am Nachmittage ließ er mich zu ſich rufen. „Herr," ſagte er, als ich in ſeine Kammer trat, „der Gott Abrahams, der dein Gott iſt, wie er iſt mein Gott, ſoll ſeyn mit dir. Ich bin ein armer Jud, aus dem Stamme Zebulon und geboren in der Stadt Krakau, wo du kannſt fragen laſſen nach Ruben Ben Elieſar, und jeder Handelsmann wird dir ſagen können von Ruben, und wo er wohnt, und was iſt ſein Geſchäft. — Nun bin ich gekommen in dieſe Stadt, weil ich reiſen wollte zum Rabbi Mallah in Amſterdam; aber ich bin krank geworden in N. und als ich mich habe bis hierher geſchleppt durch den Schnee und mit erfrorenen Füßen, habe ich Herberge verlangt von der Judenſchaft. Und ſieh, ſie haben mich gewieſen vor ihre Thür, ſo wie man weiſet einen Hund in das Wetter und in die Nacht hinaus." Der Jude ſtieß hierauf unverſtändliche Worte aus, die nach der Art, wie er ſie hervorbrachte, Verwünſchungen ſeiner hartherzigen Glaubensgenoſſen zu ſeyn ſchienen. — Ich erfuhr darauf, daß er von einem andern Glaubensbekenntniſſe ſey wie unſere Juden, eine Art Ketzer, und daß ſie ihn deßhalb abgewieſen hatten."

„Der Kranke," fuhr der Erzähler fort, „äußerte gegen mich, er ſey ein ſterbender Mann und wiſſe wohl, wie ſeine Stunden gezählt: er habe in meinem Hauſe das Kopfkiſſen ſeiner lezten Ruhe gefunden. Ein eigenthümlich ſchlauer Blick forſchte dabei aus ſeinen halbverglaſten Augen; als er aber wahrnahm, daß ſich meine Züge bei dieſer unangenehmen Nachricht nicht veränderten und ich ruhig antwortete: wie Gott will! da richtete er ſich lebhaft auf und ſagte: „Aber ich will dir lohnen, was du an einem armen Juden thuſt, und du ſollſt noch oft gedenken an den ſterbenden Ruben Ben Elieſar aus Krakau in Polen, der in deinem Hauſe ſeine Urſtänd erlangt." — Das Sprechen wurde ihm ſauer; nach einer Stunde mußte ich wieder kommen und nun erklärte er mir, er wolle mich einweihen in eine ſeltene Geheimlehre, und ich lernte von ihm die Geheimniſſe einer Kunſt, von deren Exiſtenz ich früher keine Ahnung gehabt. Am dritten Tage, kurz vor ſeinem Ende, erfuhr ich auch ihren Namen: ſie heißt die Kabbala."

(Fortſetzung folgt.)

Ebbe und Fluth.

(Fortſetzung.)

Nun ſchwebe aber der Mond mit ſeiner Gravitation über der Erdkugel; es ſey dieß über einem Punkte oder einer Gegend des Aequators, aus deſſen Region er ſich, wie wir wiſſen, ja ohnedieß nie weit entfernt, und zwar verändere er zuerſt dieſe ſeine Stelle nicht: was wird geſchehen, ja geſchehen müſſen? — Die Gravitation des Mondes wird die Wirkung der irdiſchen Schwerkraft zunächſt auf die ſo leicht beweglichen Waſſermaſſen der Meere beeinträchtigen und dieſe werden die angegebenermaßen nur durch die leztere Kraft bedingte reine Kugelgeſtalt verlaſſen. Wir wollen uns, um den Widerſtand wegdenken zu können, welchen Küſten, Vorgebirge u. ſ. w. der ſonſt ganz freien Bewegung des Waſſers entgegenſetzen könnten, die ganze Erdkugel aus Waſſer beſtehend, oder gleich tief mit Waſſer bedeckt vorſtellen, ſo wird dieſes Waſſer jezt vollkommen ungehindert unter dem Monde zuſammenſtrömen und, deſſen Anziehung folgend, einen Fluthenberg unter ihm bilden; ja es würde zu ihm hinaufgeriſſen werden, wenn ſich nicht die, wie wir bevorwortet haben, überwiegende Schwerkraft der Erde widerſezte, welche zwar nicht das Zuſammenlaufen der Gewäſſer unter den ziehenden Mond hin, aber doch ihr gänzliches Entfliehen verhindert. Dieß leuchtet einem Jeden auf den erſten Blick ein; darauf beſchränkt ſich aber der, wie wir auch bevorwortet haben, von der Entfernung abhängige Gravitationseinfluß des Mondes gar nicht. Gleichwie ſich derſelbe nämlich, dieſem Entfernungsgeſetze gemäß, energiſcher auf die um den ganzen Halbmeſſer der Erdkugel näheren Gewäſſer als auf den um ſo viel entfernteren Mittelpunkt der Erdkugel äußert, eben ſo agirt er natürlich auch wieder ſchwächer auf die abermals um einen Halbmeſſer weiter entfernten Gewäſſer der

entgegengesezten Halbkugel der Erde;* und die flüssige Materie wird daher die Kugelgestalt nicht bloß in der Gegend der Erdoberfläche, welche den Mond im Zenith hat, sondern auch auf den gerade entgegengesezten Punkten verlassen: die Gewässer des (angenommenen großen, die ganze Erde bedeckenden) Oceans werden oben und unten vom festen Erdkerne abtreten; und was, der Gestalt nach, sonst Kugel geblieben wäre, wird sich zu einem elliptischen Sphäroid, zu zwei Fluthenbergen mit entgegengesezten Gipfeln ausgezogen finden, deren große Axe gegen den gravitirenden Mond gerichtet ist.

Wir haben den Mond bis hierher unverrückt über der nämlichen Gegend der Meeresoberfläche stehend angenommen; in diesem Falle würde sich die Fluth also auch auf die genannten Punkte, auf die dem Monde zugekehrte und die entsprechende Gegend in der abgewendeten unteren Erdhalbkugel eingeschränkt finden. Jezt fange aber der Mond seinen täglichen Umlauf von Morgen gegen Abend um die Erde an, so muß der doppelte Fluthenberg diesem Mondzuge folgen, und das Wasser, genau wie wir es beobachtet haben, dem Monde zur Bildung der Fluth in derselben Richtung „nachlaufen." Ist der Mond nicht im Aequator selbst, sondern in einem Parallelkreise, so wird zugleich von dessen Mittelpunkte (wenigstens nahe) dasselbe gelten, was wir vorher vom eigentlichen Erdmittelpunkte gesagt haben: auch in ihm wird sich das Wasser, oben wie unten, zur Fluth zusammenhäufen;** und wenn der Mond bei diesem seinem Tagesumlaufe den untersten Punkt des Parallels erreicht (in die untere Meridianhälfte tritt), so wird der ihm nachziehende Fluthendoppelkegel wieder ganz oder doch fast die nämliche Lage gegen ihn haben. Dieß hat auch unsere Uhr gezeigt: wir fanden 12 Stunden 25′ für den halben „Mond"tag (die Zeit des Mondganges durch die eine Hälfte des Parallels), und um dieselbe Zeit lagen zwei consecutive Fluthen auseinander. Gleichergestalt hatten wir selbst bemerkt, daß die Ebbe der Fluth nach reichlichen 6 Stunden (genauer 6 Stunden 12½′) folgte, in welcher Zeit Mond und Fluthendoppelkegel aus dem Meridian bis zum Horizont gerückt und die Gewässer mitgezogen waren, wonach dieselben in der Gegend vor unsern Augen dann also wohl den tiefsten Stand haben mußten.

„Ja," werfen einige Zweifelsüchtige unter meinen Begleitern nach Norderney hier ein, „Sie zwingen uns freilich fast, das eben beobachtete Schauspiel der Ebbe und Fluth auf den Mond zu beziehen; allein wenn Sie, im Widerspruche mit demjenigen, was die Naturphilosophie darüber behauptet,* die Gravitation dieses Gestirns für den eigentlichen Grund des Vorganges ausgeben, so hätten wir doch auch einen ähnlichen Einfluß von Seiten der an Masse so unendlich größern Sonne bemerken müssen, was doch nicht der Fall war."

(Fortsezung folgt.)

---

* Lezterer Umstand bedingt, wie die gelehrteren Leser wissen, die sogenannte „Antipodenfluth;" ich darf aber weniger gelehrte Leser mit den näheren Erörterungen und den Zweifeln über die mehrfachen Gründe ihrer Entstehung noch nicht beunruhigen; die hier vorgetragene, so einfache Newtonsche Erklärung wird von den Meisten doch wohl befriedigend gefunden. Wer mehr, zumal rechnende Entwicklung verlangt, die das Morgenblatt doch nicht geben kann noch will, den verweisen wir auf den ausführlichen Artikel „Ebbe und Fluth" in der eben erscheinenden dritten Abtheilung des „Populären astronomischen Handlexicons." Kempten, Dannheimer.

** Man denke sich, was die Anstrengung der Einbildungskraft bei dem, wie gesagt, nicht ganz leichten Gegenstande sehr erleichtern wird, einen dem Tagkreise des Mondes auf der entgegengesezten Seite des Aequators und eben so weit von demselben gegenüberstehenden Parallelkreis, und nenne die zwischen diesen beiden, also dem Zenith- und Nadirpunkte des Gestirns auf der Erdoberfläche entsprechenden beiden Parallelkreise enthaltene Zone mit mir die „Fluthzone."

* Ich für meine Person bin zwar ein zu eingefleischter Newtonianer, um mich zur Entwicklung der sogenannten „naturphilosophischen" Hypothese über Ebbe und Fluth entschließen zu können; Lesern indeß, welche sich damit befreunden wollten, glaube ich „Hugi's Grundzüge einer allgemeinen Naturansicht. Solothurn. 1841" empfehlen zu dürfen. — Man mag freilich alle Stimmen hören.

Korrespondenz-Nachrichten.

Breslau, November.

Historisch-topographisches Charakterbild der Stadt.

II.

(s. Nr. 266 ff.)

Kirchen.

Unter den Kirchen Breslaus nimmt die Kathedralkirche zu St. Johann durch ihre historische Bedeutsamkeit und reiche Ausstattung den ersten Rang ein. Welch ein Unterschied ist zwischen diesem Dome mit seinen Monumenten der frühesten christlichen Jahrhunderte Schlesiens, und einer jüngern katholischen Kirche, wie z. B. der Hofkirche zu Dresden! Wie gewaltig dringt hier bei jedem Schritte auf den Beschauer der Geist der Geschichte ein, und lehrt Ehrfurcht vor den tausendjährigen römischen Idealen, welche eine so gabenreiche Glaubenskraft erweckten, unterhielten und leiteten! Nur in einem solchen Dome begreift sich anschaulich die historische Macht der katholischen Kirche in dem sinnlichen Kultus, dem sie mit der Pflege des aufkeimenden Talents alle Künste dienstbar machte, mit dem sie unbewußt in Musik-, Bild- und Bauwerken für ein spätes Jahrhundert den Uebergang zu der unsichtbaren Kirche des wahren Christengeistes vermittelte. — Die Kathedrale zu Breslau ward im Jahre 1052, bald nach der Verlegung des Domstifts von

Smogra hieher, durch Bischof Hieronymus von Holz erbaut. In ihrer jetzigen Gestalt erbaute die Kirche zum Theil Bischof Thomas I. im Vereine mit Herzog Heinrich III. in der Mitte des 13ten Jahrhunderts, wo der gothische den byzantinischen Styl verdrängte. An letztern erinnern noch die Säulen und Figuren des Portals, während der übrige Theil nebst den Thürmen einer noch spätern Zeit angehört, nämlich dem 14ten Jahrhundert, wo Nanker auf dem bischöflichen Stuhle saß. An den beiden ersten Pfeilern der Kirche sieht man zwei Basreliefs von weißem Marmor, von denen das eine die Zerstörung eines Götzentempels durch Gottfried, den ersten bekannten Bischof in Schlesien, das andere die Bannbelegung des Königs Johann von Böhmen durch den Bischof Nanker darstellt. Unter den Bildern zeichnen sich aus: ein Johannes in der Wüste und ein Engelssturz, von Willmann, die Steinigung des Stephanus, angeblich von Tizian, und Maria mit dem Kinde unter Tannen, von Lukas Kranach. Wie im Dome zu Lübeck deuten im Presbyterium rechts und links lateinische Verse auf die Sage, daß der nahe bevorstehende Tod eines Domherrn entweder durch eine weiße Rose, die in seinem Stuhle liegt, oder durch eine selbstläutende Glocke angedeutet werde. In der Elisabethenkapelle sieht man vorzügliche, in Rom gearbeitete Marmorstatuen, unter denen die der heiligen Elisabeth selbst, von Herkules Fioretti gearbeitet, sich auszeichnet.

Unfern der Kathedrale erhebt sich mit schlankem Spitzthurme die **Kreuzkirche**, ein imposantes gothisches Gebäude in Kreuzform, dessen Ursprung an einen merkwürdigen Akt der schlesischen Fürstengeschichte erinnert. Herzog Heinrich IV., auch als Minnesänger genannt, war mit dem Bischof Thomas II. in Zwist gerathen, der sich dergestalt steigerte, daß der zornige Fürst die Güter der Domgeistlichkeit einzog und dafür mit dem Bann belegt wurde. Der Bischof flüchtete mit dem Clerus und kam nach langem Umherirren nach Ratibor in Oberschlesien, von dessen Herzog der unversöhnliche Heinrich die Auslieferung seines Feindes verlangte. Als dieß verweigert wurde, belagerte er die Stadt, in welcher bald Mangel an Lebensmitteln eintrat. Da entschloß sich der Bischof, der durch sein Unglück die fremde Noth nicht länger verschulden wollte, sich dem Verfolger, im Vertrauen auf dessen Großmuth, selbst zu überliefern. Es geschah, und die Feindschaft des gerührten Fürsten verwandelte sich von diesem Augenblicke an in die thätigste Begünstigung der Geistlichkeit, welche ihn dafür mit dem Beinamen „Probus“ beehrte. Als Denkmal seiner Versöhnung beschloß er 1288, dem heiligen Bartholomäus eine Kirche zu bauen, bei deren Grundgrabung man eine seltsam gestaltete Wurzel fand. Sie hatte die Form des Kreuzes mit dem Christusbilde, und der Herzog sah darin einen Wink des Himmels, die Kirche zur Ehre des Kreuzes zu errichten, darunter aber, zur Erfüllung seines Gelübdes, eine zu Ehren des heiligen Bartholomäus. So entstand die noch heute in der ursprünglichen Gestalt vorhandene Doppelkirche, von der die untere auch am Tage ihres Heiligen nicht mehr wie sonst benutzt wird, seit im dreißigjährigen Kriege die Schweden sie zu einem Pferdestall gemacht hatten. Die Kreuzkirche enthält im Presbyterium das Grabmonument ihres Gründers Heinrichs IV., der in ganzer Figur aus gebranntem Thon darauf ausgestreckt liegt. Das Bildwerk, aus dem Jahre 1390, ist eines der ältesten Werke schlesischer Sculptur. Auf den Altären der beiden Kapellen, welche der Kirche die Kreuzesform geben, sieht man die Reliquien der Heiligen Benedict und Innocenz, und um sie her einige gute Bilder von schlesischen Meistern.

(Fortsetzung folgt.)

Paris, November.

(Schluß.)

Unterschleife in den städtischen Bureaus.

Eine andere Bande trieb ihr Unwesen in den Bureaus der Stadtbehörde selbst und unter den Augen des Präfekten Grafen v. Rambuteau, welcher so wenig auf seine Untergebenen Acht gibt, daß viele derselben Jahre lang die Stadt betrügen konnten, ohne daß er das Geringste merkte, und es vielleicht noch nicht wüßte, wenn nicht ein Zufall zur Entdeckung geführt hätte. Jetzt stehen sie vor den Assisen. Der Hauptangeklagte ist nichts Geringeres als Chef de division, was in der französischen Verwaltung sehr viel sagen will. Sein bedeutender Gehalt war dem Hrn. Hourdequin (so heißt der Divisionschef) nicht genug; er hatte Mittel gefunden, sich weit mehr Geld zu verschaffen. Zu seinem Ressort gehörten die Ankäufe von niederzureißenden Häusern und die Anordnung der zu unternehmenden Bauten, und er ließ sich von den Eigenthümern tüchtig bezahlen, damit er ihre Häuser hoch anschlug und ihnen somit für das Niederreißen eine starke Entschädigung zukommen ließ. Und nicht allein dieser Divisionschef, sondern auch ein Baumeister, ein Landmesser und einfache Schreiber haben ähnliche Geschäfte gemacht und bedeutende Summen eingesteckt. Dabei sind einige hundert Straßenplane abhanden gekommen, ohne daß sich jemals die Oberbehörde um dieselben bekümmert, ohne daß man diese Plane auch nur einregistrirt hatte. Dem Präfekten hat man sehr große Nachlässigkeit vorzuwerfen. Leider ist Bestechung nichts Seltenes im französischen Verwaltungswesen. In frischem Andenken ist noch die während des Thiersschen Ministeriums vorgefallene Geschichte mit dem auf der Seine erbauten Schiffe, welches 100,000 Francs kostete und bloß zum Abbrennen eines Feuerwerks dienen sollte. Der Generalsekretär des Ministeriums, welcher den Vorschlag angenommen und den Kontrakt geschlossen, hatte von den Unternehmern 20—30,000 Francs Trinkgeld erhalten. Es wird kaum möglich seyn, den durch die Veruntreuungen in den Stadtbureaus angerichteten Schaden wieder gut zu machen. Es waren Plane entworfen zur Erweiterung gewisser Straßen, zur Verlängerung anderer, zum Durchbrechen neuer Straßen u. s. w. Diese Plane sind zum Theil abhanden gekommen, zum Theil nach dem Vortheile der Eigenthümer abgeändert worden; viele Bauten sind errichtet, und es ist nun nicht mehr möglich, die ursprünglichen Plane einzuhalten. Wäre die Justiz so streng, wie sie sollte, so ließe sie auf Kosten der Bestecher den frühern Zustand herstellen. Dies hätte aber auch seine Schwierigkeiten. In Paris gibt es Unternehmer, welche, wenn sie sehen, daß die Behörde ein Eigenthum ankaufen will, ihr zuvorkommen und es selbst ankaufen, um es mit großem Nutzen an die Behörde wieder abzutreten. Andere kaufen beträchtliche Liegenschaften, theilen sie sogleich in mehrere Theile und verkaufen diese einzeln, wobei sie ebenfalls bedeutend gewinnen. Somit geht das Eigenthum sogleich in mehrere Hände über, und die ursprünglichen Besitzer werden bald darüber vergessen. Dergleichen Spekulanten gibt es auch in den Provinzen. Hier kaufen sie große und alte Landgüter ein, lassen das Schloß niederreißen und theilen die Ländereien in mehrere Theile, welche schnell Käufer finden, und so verschwindet ein altes Gut nach dem andern. Dg.

Beilage: Kunstblatt Nr. 94.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 282.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Freitag, den 25. November 1842.

Multiplex lunaris differentia, primumque septenis diebus. Quippe modici ad dividuam æstus, pleniores ab ea exundant, plenaque maxime fervent.

Plinius.

Ebbe und Fluth.

(Fortſetzung.)

Sie haben, erwidere ich hierauf, zu dieſer eigenen Beobachtung nur nicht lange genug am Strande ausgehalten. Wären Sie z. B. einen ganzen Monat mit mir daſelbſt geblieben, ſo würden Sie ſich ſchon überzeugt haben, daß die Fluthen, welche im Neu- und Vollmonde eintreten, viel ſtärker als die gewöhnlichen ausfallen. Da aber beim Neumonde die Sonne mit dem Monde zuſammenſteht, ſo iſt doch wohl nichts natürlicher, als anzunehmen, daß die dann eintretende höhere Fluth durch die zugleich ſtattfindende vereinte Gravitationswirkung beider Weltkörper veranlaßt wird; gleichwie der Umſtand, daß die Fluth auch beim Vollmonde, wenn der Mond der Sonne gerade gegenüber ſteht, ſtärker ausfällt, eben ſo offenbar aus unſerer obigen Erklärung der zweiten Fluth (wenn der Mond unter dem Horizonte iſt) überhaupt folgt. Bin ich Ihnen deutlich? ich dächte. — Sie hätten ſich auch mit Fragen über dieſes Verhältniß gleich an die Küſtenbewohner wenden können, denen das Eintreten beſonders hoher Fluthen zur Zeit der Neu- und Vollmonde ſo bekannt iſt, daß ſie einen eigenen Namen dafür haben und ſie Springfluthen (vives eaux; spring tides) nennen. Im Gegentheile heißen am Nordſeeſtrande die in die Zeiten des erſten und lezten Viertels fallenden Fluthen Nipp- oder Wipp-, auch taube Fluthen (mortes eaux, neap tides), indem dieſe Fluthen dann wirklich ſchwächer ſind, weil die Gravitationsrichtung der nun auch um ein (Kreis-) Viertel vom Monde abſtehenden Sonne mit ſeiner eigenen Wirkung nicht wie bei Neu- und Vollmond zuſammenfällt, ſondern jenen Winkel damit macht. Sie ſehen alſo, daß die Gravitation der Sonne, und zwar in ähnlicher Art wie die des Mondes, bei Bewirkung des Fluthphänomens allerdings und ſehr augenſcheinlich thätig iſt; und ich könnte Sie davon noch ſtrenger überzeugen, wenn ich Sie gleich ein ganzes Jahr in Norderney feſthielte, wo Sie das noch ſtärkere Wachſen der Neu- und Vollmondfluthen um die Zeit der Winterſonnenwende beobachteten, wo die Erde in ihrer elliptiſchen Jahresbahn der Sonne bekanntlich näher als in unſerm Sommer und der Gravitationseinfluß der leztern alſo energiſcher iſt.

Ich habe mich aber, um recht gewiſſenhaft zu Werke zu gehen, noch außerdem näher über zwei oben nur erſt angedeutete Umſtände zu erklären, nämlich die Zeitdifferenz zwiſchen der Culmination des Mondes und dem Flutheintritte, und die Forderung eines „großen,“ „freien“

Meeres, wie z. B. die Nordsee, zur Beobachtung von Ebbe und Fluth.

Wäre, rücksichtlich des erstern Punktes, das Wasser ohne alle „Trägheit," und die Erdkugel nicht außerdem einer Arendrehung unterworfen, so würde die Fluth für jeden bestimmten Ort allerdings in dem Augenblick selbst eintreten, wo der Mond seinen höchsten Stand für diesen Ort erreicht (in den Meridian desselben tritt). Die Trägheit des Wassers auf der rotirenden Erdkugel muß aber seine Zusammenhäufung zu den Fluthenbergen nothwendig verspäten, da dasselbe durch diese Rotation mit der Erdkugel links (nach Osten) fortgeführt wird, oder was dasselbe ist, den Mond eben dadurch rechts (nach Westen) von sich rücken sieht, dem es also nachzueilen, „nachzulaufen" hat, um sich seinem Zuge als Fluthenkegel anzuschließen. Diese Zeitdifferenz beträgt meistens an drei Stunden, ist aber nicht überall gleich, weil sich die Lage der Küsten, Vorgebirge u. s. w. der freien Bewegung des Wassers natürlich mehr oder weniger widersezt; und dieß führt mich nun auf den zweiten, näher aufzuklärenden Punkt: die Forderung eines „freien" Meeres zur besseren Beobachtung von Ebbe und Fluth. Ich war aber, wie man sich erinnert, um den, die freie Bewegung der Gewässer hemmenden Einfluß von Küsten, Vorgebirgen u. s. w. ganz wegdenken zu können, noch weiter gegangen, indem ich die Erdoberfläche als durchaus mit Wasser bedeckt angenommen hatte; das geforderte größere, freiere Meer entspricht dieser Bedingung, wie man leicht einsieht, wenigstens bis auf einen gewissen Grad. — In der That lehrt das geringste Nachdenken, daß die Erscheinung der Ebbe und Fluth durch den Gegensatz von Meer und Land, also in der Wirklichkeit, an vielen Punkten der Erdoberfläche, und nach Maßgabe dieses bedingendes Gegensatzes anders ausfallen muß, als für einen Weltocean, wie ihn die allgemeine Theorie, welche doch unmöglich die Lokalitäten einschließen kann, schlechterdings annehmen muß; und mit dieser Bemerkung, deren vollkommene Richtigkeit mir jeder tiefer gehende Leser sogleich zugeben wird, nähere ich mich nunmehr dem eigentlichen Zwecke des gegenwärtigen Aufsatzes über Ebbe und Fluth, wie er in der Ueberschrift desselben angedeutet ist.

Für das praktische Leben, für das rechte Bedürfniß der Marine nämlich, kommt es denn doch am Ende noch weniger auf jene theoretischen Erörterungen, als vielmehr darauf an, für so viel Häfen, Küsten, Vorgebirge u. s. w. als möglich den von Lokalitäten mit abhängigen und also durch die Theorie allein nicht genau zu ermittelnden Zeitpunkt des Eintritts der Fluth und ihrer Höhe bei den verschiedenen Constellationen von Mond und Sonne zu bestimmen. Dieß springt in die Augen. Mit diesem klar eingesehenen Bedürfnisse vereinigte sich nun der Wunsch der Gelehrten, die von uns hier vorgetragene Theorie von Ebbe und Fluth mit einer solchen größtmöglichen Zahl wirklicher Beobachtungen des Phänomens zu vergleichen. Auf den Antrag des mit diesem Gegenstande besonders beschäftigten Professors Whewell zu Cambridge, veranlaßte daher der Herzog von Wellington, damaliger Staatssekretär der auswärtigen Angelegenheiten, die oben erwähnten ausgedehnten, über einen großen Theil der Erdoberfläche gleichzeitigen Beobachtungen der Ebbe und Fluth, auf welche ich hier nun eben näher eingehen will.

Wellington ließ sowohl die westlichen europäischen Seemächte, als auch die Vereinigten Staaten von Nordamerika einladen, sich ihrerseits an Beobachtungen über Ebbe und Fluth anzuschließen, welche für die Küsten Großbritanniens und Irlands auf den Zeitraum vom 8ten bis 28sten Juni 1835 angeordnet waren, so daß für die genannten Tage eine ununterbrochene Beobachtungskette von der Mündung des Missisippi bis Neu-Schottland, und von der Straße bei Gibraltar bis zum Nord-Cap gebildet wurde. Sie zählte 318 Stationen in Großbritannien, 219 in Irland, 28 in Nordamerika, 7 in Spanien, 7 in Portugal, 16 in Frankreich, 5 in Belgien, 18 in den Niederlanden, 24 in Dänemark, 24 in Norwegen, zusammen 666 Beobachtungspunkte, und sie darf, wie wenig auch bis jezt öffentlich darüber bekannt geworden ist, nächst den durch v. Humboldt zu Stande gebrachten, nun freilich wohl fast über die ganze Erdoberfläche verbreiteten magnetischen Observationen als das ausgedehnteste wissenschaftliche Unternehmen betrachtet werden. — Die Resultate aller dieser Beobachtungen wurden demnächst dem eben genannten Professor Whewell zu Cambridge zugefertigt, welcher, mit Hülfe mehrerer Mathematiker, die Zusammenstellung unternahm und dieselbe in den philosophischen Transactionen des folgenden Jahres erscheinen ließ.

(Fortsezung folgt.)

Paul.

(Fortsezung.)

Der Erzähler machte hier eine Pause. „Von den mystisch-theosophischen Lehren der Kabbala," hob er dann wieder an, „weiß ich nichts; der Tod ließ dem Alten keine Zeit, sich darüber auszulassen; aber ich kenne ihre wunderbare Zahlensymbolik, die jedenfalls unerklärlich ist. Denn wenn man auch nicht an die Antworten glaubt, welche

ſie ertheilt, ſo bleibt doch das ein Wunder, daß ſie überhaupt zuſammenhängende Antworten gibt."

Der Domvikar wurde jezt mit Fragen beſtürmt, da Jeder über das Wie ſeiner Berechnungen und über die Fälle, wo er ſeine Kunſt in Anwendung gebracht, belehrt ſeyn wollte. Aber der Geiſtliche ließ die meiſten dieſer Fragen unbeantwortet: er hatte über das ganze Verfahren dem ſterbenden Juden Stillſchweigen gelobt, und beſchränkte ſich darauf, einige Thatſachen anzuführen, welche er durch ſeine Kabbala vorausgeſagt haben wollte. Mehrere der Anweſenden beſtätigten dieß; bei einzelnen Fällen war es ſogar notoriſch geworden.

„Und was iſt es nun endlich mit dem Teufelholen?" fragte Herr von Dietburg, der geſpannt zugehört hatte. „Ja ſo," ſagte der Geiſtliche, „eigentlich wollte ich das erzählen, und weil ich's verſprochen habe, mag es ſeyn, obwohl ich's beſſer unterließe. Vor wenigen Wochen ſaß ich Abends ſpät über meinen Büchern; als ich zwölf Uhr ſchlagen hörte, ſtand ich auf, um mich zu Bette zu legen; da ſah ich auf meiner Kommode noch die Kabbala ſtehen, die ich am Tage gebraucht hatte. Es gehören mehrere Figuren dazu, die ich nach der Anweiſung des Juden mir angefertigt habe. Nun kam mir plötzlich, ich weiß ſelbſt nicht wie, der Gedanke, weßhalb ich denn die Kabbala noch nicht befragt, wer wohl ihr Erfinder ſey; und gereizt von Neugier, nehme ich die Figuren und ſtelle die Zahlen zuſammen zu der Frage: „Quis est, qui cabbalam invenit?" Wer iſt's, der die Kabbala erfunden hat? — Die Antwort blieb nicht aus, ſie lautete: ne tam imprudenter quæras! * — Nun werden Sie Alle mir zugeben, daß von bloßen zuſammengeſtellten Zahlen und hölzernen Figuren das eine höchſt auffallende Antwort iſt, und daß, wenn man ſie auf ſo geheimnißvolle Weiſe in der Zeit, die Niemandens Freund iſt, in der Mitternachtsſtunde, und in einer einſamen, an den Kirchhof ſtoßenden Stube erhält, auch einen geſezten Mann ein Grauſen anwandeln darf. Trotz dem ließ ich nicht nach, meine Neugier war nur deſto höher geſpannt, und ich ſtellte, wenn auch mit etwas ſtärker klopfendem Herzen, noch einmal die Frage: „Quis est, qui cabbalam invenit?" — Der Geiſtliche machte eine Pauſe; er blickte ſich um und es konnte Niemanden entgehen, wie ſein Auge einem ſtarreren Ausdruck als gewöhnlich hatte. — „Die Antwort war," hob er dann wieder an: „Ecce, in dorso stat." **

Die Geſellſchaft ſchwieg unter dem augenſcheinlichen Einfluß eines tüchtigen Geſpenſterſchauers; nur einer der Gäſte fragte haſtig für alle übrigen: „Aber was thaten Sie jezt?" Der Erzähler antwortete nicht; ſtatt ſeiner ſagte einer der andern Geiſtlichen: „Er hat die Hände an die Augen gehalten wie ein paar Scheuklappen, iſt gradeaus ſchreiend aus dem Zimmer, durch's Haus, zur Thüre hinaus, in die Kirche gelaufen, und hier erſt, am Altar, hat er gewagt ſich umzuwenden und zu ſehen. Da hat ihm freilich Niemand mehr im Rücken geſtanden." — Der Domvikar ſchüttelte hiezu den Kopf, Herr von Dietburg brach in ein Gelächter aus, der Hofgerichtsamtsverwalter von S. aber erhob ſich und flüſterte zornig einer ſeiner Töchter zu, die ganze Geſchichte ſey abgekartet und lauter Bosheit gegen ihn, da man wiſſe, daß er ſolche haarſträubende Geſchichten, die einem das ganze Nervenſyſtem zerrütteten, nicht leiden könne. Er machte der Hausfrau eine ſehr abgemeſſene Verbeugung, in welche er einen ſtarken Ausdruck von Unwillen gelegt zu haben ſich ſchmeichelte, und zog ſich mit ſeiner Familie zurück.

Paul fühlte, ehe er hatte Abſchied nehmen können von Louiſen, an deren Seite er während des Deſerts ſaß, eine Hand, die ſeinen Arm ergriff und ihn hinter ſeinem Großvater her ſehr raſch der wartenden Carroſſe zuſchleppte. Eine Stunde ſpäter ſah er vom Fenſter aus, wie ein ſchwerbepackter Reiſewagen mit ſeiner Freundin langſam aus dem benachbarten Hofthor lenkte und dann raſch dahinrollte, der fernen Fremde zu, die ihr eine neue Heimath werden ſollte. Die Wimpern des Kindes waren feucht, und als der Wagen um die nächſte Ecke verſchwunden war, lief Paul in den Garten hinab, wo erſt ſpät am Abend Adrian ihn ſchluchzend auf dem Raſen liegend fand.

Unterdeß hatten ſich auch die übrigen Hochzeitgäſte längſt zerſtreut. Unter den lezten war der Domvikar geweſen. Als er der Dame des Hauſes ſeine Verbeugung machte, um ſich zu verabſchieden, hatte Frau von Meerheim ihn in eine Fenſterbrüſtung gezogen. „Herr Vikar," ſagte ſie, und der Angeredete bemerkte eine gewiſſe Bewegung in ihrer Stimme, obwohl ihre Züge denſelben harten und ſtrengen Ausdruck hatten, der für ſie charakteriſtiſch war, „Herr Vikar, es kann Sie nicht befremden, wenn eine Mutter an einem Tage, wie der heutige für mich iſt, einige Beſorgniß in Beziehung auf das Schickſal ihrer Tochter hegt. Nicht, daß ich nicht das vollſte Vertrauen auf meinen Schwiegerſohn ſezte; ich weiß ſogar, daß meine Sorge eine ganz nichtige iſt, und eben darum mag ſie auch mit nichtigen Dingen beſchwichtigt werden. Ich bitte Sie, fragen Sie einmal Ihr Orakel über die Zukunft meiner Tochter."

(Schluß folgt.)

---

* Frage nicht ſo fürwitzig.

** Sieh, er ſteht dir im Rücken.

Korrespondenz-Nachrichten.

Breslau, November.

(Fortsetzung.)

Kirchen.

Im edelsten gothischen Style erhebt sich die Pfarrkirche zu unserer lieben Frauen auf dem Sande, von Peter Wlast im 12ten Jahrhundert gegründet und reich begabt. Noch sieht man im Seitengange rechts den ersten Grundstein der Kirche, worauf die Gräfin Maria Wlast neben ihrem Sohne Swantoslaw der heiligen Jungfrau eine Kirche darbietet. Das Bildwerk wird für das älteste Denkmal Breslaus gehalten, so wie der noch vorhandene Stiftungsbrief des ehemaligen Klosters vom Jahr 1159 für die älteste Urkunde Schlesiens.

Dem kirchenstiftenden Geiste dieses und des nächsten Jahrhunderts, wo Freigebigkeit und Frömmigkeit identische Begriffe waren, verdankt Breslau seine meisten Gotteshäuser. Peter Wlast allein gründete deren in Schlesien siebenundsiebzig. Nur einige hundert Schritte sind in Breslau oft die felsenfesten Denkmale jenes thätigen Religionssinnes von einander entfernt, von denen mehrere in älterer und neuerer Zeit zerstört wurden, andere zu weltlichen Zwecken benuzt werden. Auf dem Ritterplaze sieht man drei Kirchen dicht neben einander. Die bedeutendste unter ihnen ist die zu St. Vincent, ehemals zu St. Jakob, von dem frommen Heinrich II. 1240, also ein Jahr vor seinem Heldentode bei Liegnitz, gestiftet. In der Mitte des Presbyteriums ist das Monument dieses Gründers, ähnlich dem seines Nachfolgers Heinrich IV. in der Kreuzkirche. Der Held der welthistorischen Wahlstattschlacht liegt darauf in ganzer Figur, einen Spieß in der Hand, in voller Rüstung ausgestreckt, und zu seinen Füßen krümmt sich ein Tatar. Die nahe Klosterkirche zu St. Ursula, ursprünglich zu St. Clara, ist eine merkwürdige Fürstengruft. Hier ruhen die ältesten schlesischen Piasten, wie in der Kapelle der Johanniskirche zu Liegnitz die Lezten dieses fast tausendjährigen, aber wenig ausgezeichneten Herrscherstammes. — Wie groß auch die Glaubensbefangenheit der hier ruhenden Fürstenfamilie seyn mochte, sie nöthigt zur Hochachtung beim Hinblick auf die hinterlassenen Bauwerke, zu denen die Religionsidee begeisterte. Während der Pietismus unserer Zeit sich im Sande der Wortheiligkeit spurlos verliert, und mit seiner Heuchelei dem geschichtlichen Standpunkte eine Lüge aufdringt, sieht man in den drei Klosterkirchen, welche Anna, die Gemahlin Heinrichs II., neben einander stiftete, den Ausdruck eines gottbegeisterten Innenlebens als ehrfurchtgebietende Wahrheit in die Gegenwart und in künftige Jahrhunderte noch hereinragen. — Die lezte dieser Kirchentrias ist die Matthiaskirche, welche zu dem fürstlichen Hochstifte der heiligen Elisabeth gehörte, dessen Stiftungsurkunde vom Jahr 1255 noch vorhanden ist. Die Herzogin Anna gründete dadurch für preßhafte Arme ein Hospital und übergab die Verwaltung den Kreuzherrn mit dem rothen Sterne, welche deßhalb von Prag berufen worden waren. Aus Hütern und Dienern des Eigenthums der Armen und Kranken machten die Ordensgeistlichen sich allmählig zu Herrn desselben, und suchten sich der Pflegeverpflichtung auf alle Weise zu entziehen, was namentlich im 17ten Jahrhundert auf die schmachvollste und unwürdigste Weise geschah. Zur Zeit der Klosteraufhebung war der Orden eben so unnüz für das Gemeinwesen als für die Kirche geworden, und statt des Versuchs, ihn zu der von dem Stiftungszwecke und den Statuten verlangten Ordnung zurückzuführen, zog der König eine neue Gründung des Hospitals für 50 Arme vor, welche dort Wohnung und Unterhalt empfingen, und bald nachher schon auf 55 Arme vermehrt wurden.

Unter den ältern katholischen Kirchen ist noch die zu St. Albrecht, auch eine Stiftung Peter Wlasts, von historischer Bedeutung. Das Kloster derselben war Anfangs mit Augustinern besezt, und wurde 1226 auf die Bemühungen des Dominikaners Czeslaus, eines böhmischen Grafen Konsky, seinem neu gestifteten Orden überlassen. Als bei der Annäherung der Tatarn 1241 Bürger und Mönche auf den Dom flohen, senkte der Himmel, wie die Sage erzählt, den heißen Rettungsgebeten des Czeslaus zu Gefallen, eine Feuersäule in's Lager der asiatischen Horden, welche entsezt vor der furchtbaren Erscheinung die Flucht ergriffen. Noch eine Menge anderer Wunder werden dem Dominikaner nachgerühmt, insbesondere, daß er einst auf seinem ausgebreiteten Mantel über die Oder schiffte, um schneller zu einem kranken Knaben in einem jenseitigen Dorfe zu gelangen. Er starb, wie es heißt, nach unmenschlichen Bußübungen im Jahr 1242; aber erst nach einem halben Jahrtausende fast, nämlich 1713, erkannte der römische Stuhl ihn der Heiligsprechung würdig. — Die jüngste katholische Kirche ist die der Jesuiten, seit dem Jahre 1725 vollendet und eine Zierde der Stadt. Ihr Deckengewölbe ist ganz al fresco von Rothmaier gemalt, der auch sich selbst mit seinem Hündchen mitten hinein porträtirte. Unter den Altarblättern der vier Kapellen ist der heilige Thaddäus, von Krause, ein ausgezeichnetes Bild.

Die protestantischen Kirchen, mit Ausnahme der reformirten, waren alle ursprünglich katholisch. Den ersten Rang unter ihnen nimmt die Elisabethkirche ein, deren Thurm für den höchsten Schlesiens gilt und meilenweit gesehen wird. Im Februar 1529 stürzte ein Orkan seine Spize herab, und bis dahin war er in einer Höhe von 460 Fuß, nach dem Wiener Stephansthurm und Straßburger Münster, einer der höchsten und schönsten Deutschlands, während er jezt nur 364 Fuß über dem Pflaster sich erhebt. Unbekannt ist sein Baumeister, sicher aber sind die Jahre 1452 — 82 seine Erbauungszeit. An der Stelle der Kirche selbst stand in den ältesten Zeiten ein hölzernes Kirchlein, dem heiligen Laurentius geweiht, welches bei dem Tatareneinfall in Flammen aufging, als die auf die Domburg flüchtenden Einwohner die Stadt anzündeten. Die fromme Herzogin Anna erbaute diese Kirche wieder und widmete sie 1257 der heiligen Elisabeth. Sie stand bis zur Reformation unter der Aufsicht der Kreuzherren mit dem rothen Sterne, den Verwesern des Matthiashospitals, welche zur Uebergabe derselben für den evangelischen Gottesdienst, 1525, theils durch Bestechung des Raths, wie es heißt, durch eine mannslange goldene Kette, theils durch die verringerten Einkünfte der Pfarrstelle bei der meist lutherisch gewordenen Gemeine veranlaßt wurden. — Das Innere und Aeußere der Kirche ist reich an mittelalterlichen Denkmalen, und unter diesen wohl am interessantesten das des Andreas Dudith von Horehowiz, eines der bedeutendsten und erleuchtetsten Männer des 16ten Jahrhunderts. Der zwischen ihm und Maximilian II. eifrig geführte lateinische Briefwechsel soll sich hier in der Rhedigerschen Bibliothek befinden. Die Herausgabe desselben wäre gewiß ein großes gelebrtes Verdienst und von historischem Interesse, da sich darin die zuverläßigsten Nachrichten und feinsten Bemerkungen über die verwickelten Verhältnisse des polnischen Hofes unter dem lezten Jagellonen und nach dessen Tode voraussezen lassen.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 120.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 283.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Sonnabend, den 26. November 1842.

Wie grauſam faßt der erſte Schmerz
Das unſchuldsvolle Kindesherz!

Lady Morgan.

Paul.

(Schluß.)

Der Vikar ſagte dieß gern zu und noch derſelbe Abend ſah ihn in der einſamen Stube, in welcher vor Kurzem ein ſo myſteriöſer und unheimlicher Beſuch bei ihm eingekehrt war, über ſeinen Zahlen ſitzen. Er hat Frau von Meerheim nie die Antwort mitgetheilt, welche ihm die Kabbala offenbarte. Nur ſeinen vertrauteſten Freunden ſagte er, daß, als er nach der Zukunft der an jenem Tage vermählten Braut gefragt, der Schickſalsſpruch gelautet habe: In zwei Jahren wird der Tod ihr Bräutigam ſeyn.

Woche nach Woche und Monat nach Monat verging, ohne daß Paul von ſeinem Großvater die Erlaubniß auswirken konnte, nach der Nordſee zu reiſen, um bunte Muſcheln auf den Dünen zu ſammeln und Halcyone zu ſchießen. Er wuchs heran und wurde jezt in die Schule geſchickt; aber die Zeit war nicht im Stande, aus ſeinem Gedächtniſſe das milde und ſchöne Geſicht ſeiner Herzensfreundin zu verwiſchen, noch irgend ein neuer Zeitvertreib, ihn von ſeinem Lieblingsſpielplatze in Frau von Meerheims Garten wegzulocken, wo er jezt all die ſchönen Blumen verwelken und verkommen ſah, welche ſie einſt gepflegt, als fehle dem Eiſenhut die Dame, in deren Dienſt er an der Sonne glänzte, der Maienglocke die träumeriſche Elfe, welche ihr Geläute verſtand. — Pauls liebſter Umgang wurde der alte Adrian; dieſer war der Einzige, welcher ihm etwas von dem jetzigen Aufenthalt Louiſens erzählen konnte; er hatte Bekanntſchaft mit dem Bedienten ihres Mannes gemacht und wußte nun jeden Tag mehr zu erzählen, was er Alles von dieſem erfahren haben wollte; wie der Baron Dietburg ſo reich ſey und wie er auf einem feſten großen alten Schloſſe wohne, wohin faſt Niemand Fremdes komme, da es ganz einſam am Meere liege, ſo daß die Wogen es faſt beſpülten; und wie er Herr von Allem ſey, was das Waſſer an dem ganzen Küſtenſtriche an's Land werfe. Dadurch ſey er ſo reich geworden, denn wenn im Herbſt und Frühjahr die Aequinoctialſtürme wehten, gingen jedesmal eine Menge Schiffe zu Grunde; Nachts höre man dann im Schloſſe das Hülferufen und das Angſtgeſchrei der Ertrinkenden laut das Rauſchen der Brandung durchgellen; es ſey aber ganz gleich, ob ſie an's Ufer kämen und ſich retteten oder nicht; ihre geſcheiterte Habe gehöre doch dem Grundherrn. Das nenne man das Strandrecht.

In der Phantaſie des Kindes regten dieſe Erzählungen eine Menge theils angenehmer, theils beunruhigender Bilder auf. Sie verſezten ihn an das Meer mit ſeinem

Wogengebrüll, mit der Gewaltigkeit aller seiner Erscheinungen, mit der großartigen Fülle von lebendigen Gestaltungen in seinem Schooß. Er sah die Schiffe mit den schimmernden Segeln am fernen Horizont nach neuen Welten ausziehen; dabei tauchte die ganze seltsam öde und doch so romantische Physiognomie einer nordischen Meeresküste in dämmernden Umrissen vor ihm auf: Sanddünen mit der sich sonnenden Robbenheerde, weite Föhrenwaldungen, alte, graue Schlösser, auf einzelnen Klippenhöhen wie eine Fata Morgana über den Wogen stehend; dazu das Lied des Fischers, der seine umgekippte Barke am Ufer kalfatert und dessen Weisen so voll tiefer, einsam klagender Trauer sind, wie der Schrei der Möve über den Wassern. — Er dachte aber auch an seine Freundin, und welches Grauen es in ihre Nächte werfen müsse, wenn das Hülferufen armer Schiffbrüchiger zugleich mit dem Tosen der Brandung ihr Ohr erreiche.

Von ihr selbst hörte er nichts, auch wer sonst noch Theil an ihr nahm, nichts. Frau von Meerheim, die jezt allein ihr großes Haus bewohnte, lebte eingezogener als je; ihre Züge wurden noch ernster und trüber, als sie vorher gewesen, sie selbst schweigsamer und düsterer. Die Wenigen, welche in ihre Nähe kamen, behaupteten, es müsse wohl ein geheimer Kummer an ihr nagen. Fragen über ihre Tochter pflegte sie durch unbestimmte Antworten auszuweichen.

Eines Tages — es mochten etwa zwei Jahr seit dem Hochzeitfeste verflossen seyn, welches wir beschrieben haben — kehrte Paul, den Donat unter dem Arm, aus der Schule heim. Als er die Blicke auf die Hausthüre warf, vor welcher er einst so v eine halbe Stunde sich hatte naßregnen lassen, bemerkte er etwas Ungewöhnliches darüber: er trat näher hinzu und sah nun, daß es ein großes schwarzes rautenförmiges Schild war. In der Mitte war mit bunten Farben ein prächtiges Wappen gemalt und umher stand mit goldenen Buchstaben zu lesen: Louise Amalie Reichsfreifrau von Dietburg, geborene Freiin von Meerheim, geboren zu M. den neunten März 1748, gestorben zu Schloß Dietburg den neunten December 1770.

Levin Schücking.

Ebbe und Fluth.

(Fortsezung.)

Die Arbeit beschränkt sich mehr auf mühsame, unmittelbar nur für den Seemann wichtige und von Fluthkarten begleitete tabellarische Uebersichten, als daß sie auf Folgerungen und tiefere theoretische Untersuchungen einginge. Lezteres Geschäft hat vielmehr erst Dr. Germar zu Augustenburg übernommen, indem er einen, auf Whewells Rechnungen begründeten Aufsatz unter dem Titel: „Ebbe und Fluth, nach den neuen englischen Beobachtungen" in Lüdde's, auch nur mehr in die Hände der Männer vom Fach kommende „Zeitschrift für vergleichende Erdkunde" abdrucken ließ, wovon so eben ein Separatabdruck mit sehr hübschen Karten erschienen ist. Die darin enthaltenen Angaben und Erörterungen betrachte ich hier in ihrem glücklicherweise nur scheinbaren Widerspruche mit der von uns oben vorgetragenen Theorie um so lieber, als es sich dabei um eine Lebensfrage für die Newtonsche Gravitationslehre, dieses aus allen momentanen Zweifeln noch immer nur mit vermehrtem Glanze hervorgegangene System handelt.

Männer, welche mit dem Gegenstande bereits vertrauter sind, werden mir freilich zuvörderst gleich einwenden, daß Newton in diesem seinem Codex der ganzen Himmelsmechanik gerade die Theorie der Ebbe und Fluth zwar mit einer seiner Größe überhaupt würdigen Art, aber doch bei weitem nicht mit aller nothwendigen Ausführlichkeit behandle und seine Berechnungen am allerwenigsten auf alle Umstände des Phänomens ausdehne. Dieß veranlaßte auch wirklich schon im Jahr 1740 die Pariser Akademie der Wissenschaften, einen Preis auf eine erschöpfendere Darstellung der schwierigen Materie auszusetzen; aber gerade der Erfolg davon mußte nur zur Befestigung der von Newton aufgestellten, wenn auch nicht mit allem Detail entwickelten Prinzipien des Gravitationssystems in seiner Anwendung auf Ebbe und Fluth dienen.

Die Aufgabe wurde nämlich von den damals lebenden drei berühmtesten Mathematikern Europas, Daniel Bernoulli zu Basel, Mac-Laurin zu Edimburg und Leonhard Euler zu Petersburg gleichzeitig behandelt;* die Ansichten aller dieser drei, so weit von einander lebenden und ihre Forschungen vollkommen unabhängig von einander anstellenden tiefsinnigen Männer stimmen aber, wenigstens in den Hauptsachen, durchaus mit der Newtonschen Attractionstheorie überein; und wenn sich auch der etwas eigensinnige Euler hie und da dissentirend zeigt, so berechnet er doch die Wirkungen der „virium lunæ et solis ad mare movendum" ganz nach Newtons Grundsätzen. Noch mehr, Laplace, welcher in der „Mécanique céleste" die Theorie der Ebbe und Fluth

---

* Die Pariser Akademie krönte alle drei Abhandlungen, und sie waren der Ehre auch in der That gleich würdig, indem sie wirklich wenig zu wünschen übrig lassen. Besonders zeichnete sich Mac-Laurins Arbeit durch eine sehr elegante synthetische Entwicklung aus.

bekanntlich einer abermaligen, ſo gründlichen Analyſis unterworfen hat, thut dar, daß Euler gerade da, wo er von der Lehre des brittiſchen Weltweiſen abweicht, den in der Methode deſſelben liegenden Scharfſinn nicht richtig erkannt habe. — Nun behaupte ich aber, daß wenn mehrere derſelben Unterſuchung gleich eifrig und aufrichtig nachgehende Forſcher, wie von den hier genannten vier großen Männern, Newton, Bernoulli, Mac-Laurin und Euler doch gewiß angenommen werden kann, unabhängig von einander zu einem ganz oder, was faſt noch mehr ſagen will, beinahe gleichen, nur in Nebenſachen verſchiedenen Reſultate gelangen, Alles auf die Richtigkeit dieſes Reſultates zu verwetten iſt. Dieß gibt ſchon der gemeine Menſchenverſtand, ein gar nicht verwerflicher Richter, zu; es iſt dieß ein in der Wiſſenſchaft vielleicht noch nicht ganz beachtetes Criterium der Wahrheit, eine Maxime, von welcher auch ich in einer noch viel wichtigeren Unterſuchung * einen glücklichen Gebrauch gemacht zu haben glaube; und ich habe mich daher nie mehr entſchließen können, an der vollkommenen Richtigkeit der Newtonſchen Theorie unſeres Phänomens im Allgemeinen zu zweifeln.

Dagegen zeigen nun aber doch die hier in Rede ſtehenden neuen engliſchen Beobachtungen, auf deren Darſtellung durch Whewell und Germar ich, wenigſtens was das Hauptreſultat betrifft, jezt näher eingehe, die allerauffallendſten Anomalien, ja, beſonders hinſichtlich der ſogenannten „Antipodenfluth," Erſcheinungen, welche die Attractionstheorie auf den erſten Blick völlig zu vernichten ſcheinen. Allein man überſchäze doch ja überhaupt die Kräfte der mathematiſchen Analyſis, und wie dieſelben von den genannten fünf großen Geometern hier namentlich zur Erklärung des Phänomens von Ebbe und Fluth aufgeboten worden ſind, nicht zu ſehr. Auf der höchſten Höhe ſeiner jetzigen Ausbildung und im Beſize der verfeinertſten Kunſtgriffe, kann ſich dieſes vortreffliche Verfahren der Erſcheinungen der Körperwelt gleichwohl gewöhnlich nur unter einem allgemeinern Geſichtspunkte (in abstracto) bemeiſtern und iſt zur Berückſichtigung ſämmtlicher Individualitäten des concreten Falles meiſtens viel zu enge. — So kann und will denn die Attractionstheorie, wie Germar und Whewell nach Anführung aller jener Anomalien auch zugeben, und wie ich ſelbſt im Laufe dieſer Arbeit ſchon mehrfach angedeutet habe, ſchlechterdings weiter nichts, als die Wirkung der bekannten kosmiſchen Kräfte auf das die Erde bedeckende Waſſer überhaupt lehren, keineswegs aber auf alle die beſondern, zum Theil nicht einmal hinreichend bekannten Umſtände, welche jene allgemeine Wirkung verändern oder ſtören könnten, Rückſicht nehmen.

Ich habe die Leſer z. B. auf einen Tag mit mir an die Nordſeeküſte verſezt, und habe ſie daſelbſt bei heiterem, windſtillem Wetter die Erſcheinungen von Ebbe und Fluth in ihrem, unter dieſen Bedingungen viel offenbareren Zuſammenhange mit dem Mondlaufe beobachten laſſen; wären wir aber länger dort geblieben, hätten wir den Vorgang bei andern Witterungsbedingungen, Stürmen u. d. m. beobachtet, ſo möchten dieſe Nebeneinflüſſe den Hauptcharakter leicht ſo verdeckt haben, daß wir, ohne vorherige Kenntniß deſſelben, beim Verſuche der Erklärung wohl ſchwerlich gleich darauf verfallen ſeyn dürften. Die Theorie kann und will daher nur zeigen, welche Veränderungen jene kosmiſchen Kräfte bei nothwendigem (wie ich mich oben ausgedrückt habe) „Wegdenken" der ihrer Berückſichtigung auch gar nicht unterworfenen Nebeneinflüſſe im Zuſtande der Meere der Erde hervorbringen würden; und ſie muß daher, um alle ſolche Nebeneinflüſſe, wohin doch ganz beſonders auch die Geſtaltung der jeder ganz freien Waſſerbewegung widerſtehenden Küſten gehört, beſeitigt zu ſehen, mit mir die ganze Erdfläche, ja ſelbſt zu gleicher Tiefe, mit Waſſer bedeckt annehmen.

(Fortſezung folgt.)

* In meinem „Stillleben, oder: Ueber die Unſterblichkeit der Seele." (Zweite Auflage, Kempten, Dannheimer), bei Veranlaſſung der merkwürdigen Uebereinſtimmung mehrerer meiner Säze mit denen, welche der engliſche Naturforſcher Davy in dem herrlichen kleinen Werke: „die lezten Tage eines Naturforſchers," aufſtellt.

Diſtichen in bunter Reihe.

Tagesblätter.

Morgen- und Mittagsblatt und Abend- und Mitternachtzeitung!
Sagt mir, bedarf denn der Menſch keine Minute zum Schlaf?
Wollt ihr dem Leben, den Freunden nicht Eine Stunde mehr gönnen,
Ernſter Lektüre nicht mehr, nicht mehr dem ſtrengen Beruf?
Wißt, ihr Zerſtreuungsblätter, das Leben zerſtreut und zerſplittert
Uns ſchon übergenug; Sammlung nur iſt's, was gebricht.

Alte und neue Damenkritik.

„Köſtlich! was hat er geſagt?" ſo riefen in Frankreich die Damen,
Wenn zum gedrängten Kreis Bourſault, der Liebliche, ſprach.
„Unter aller Kritik! ich hielt es nicht würdig des Anſehns!"
So kritiſiren uns heut Damen von Geiſt und Geſchmack.

Originalität.

Lausche nur still und gesammelt der eigensten Stimme des Busens,
Und dann präge sie aus, fest, in dem treffendsten Wort.
Kümmre dann weiter dich nicht, ob Andre schon Aehnliches sagten;
Streben nach Neuheit hat Manchen zur Thorheit verlockt.

Die schlimmsten Diebe.

Sogleich verschließt ihr die Thüre jedweder Gattung von Dieben,
Nur nicht der schlimmsten Art, die um die Zeit euch bestiehlt.

Komplimentirbücher.

Nur die gespenstische Larve der Höflichkeit ists, was ihr bietet;
Lebende Höflichkeit quillt tief in der menschlichen Brust.

An die gepuzte Fromme.

Laß nun die Perlen im Schrein, wenn du, Schöne, zum Hause des Herrn gehst;
Andachtperlen im Aug' sind ihm der lieblichste Schmuck.

Korrespondenz-Nachrichten.

Breslau, November.

(Schluß.)

K i r c h e n.

Die Thüre an der kleinen Maternikapelle bei der Elisabethkirche war einst am Rathhause, und die Spuren der Gewaltthätigkeit daran erinnern an den großen, blutigen Bürgeraufstand im Jahr 1418, wo sie von den stürmenden Empörern aufgehauen wurde. Ueber diese hielt Kaiser Sigmund zwei Jahre später bei seiner Anwesenheit ein strenges Gericht. Unter seinen Augen fielen dreiundzwanzig der Hauptaufrührer durch Henkershand und wurden unter die Granitquader des Kirchweges vom Ringe zur Elisabethkirche begraben, um fortdauernd von den dorthin wandelnden Christen mit Füßen getreten zu werden. Diese Bereitung ewiger Schmach scheint in der ältern Zeit eine Lieblingsidee gewesen zu seyn; indeß bestellte auch die Demuth, in der Aussicht auf die Fußtritte künftiger Geschlechter, bisweilen ein solches Begräbniß vor den Kirchthüren, wie z. B. 1488 der fromme Herzog Wenzel II. von Sagan unter der Halle der südlichen Hauptthür der Barbarakirche, welche er erbaut hatte. Sie ist ein Filial der Elisabethkirche und enthält unter andern Merkwürdigkeiten das Epitaphium Franz Hofers, eines Bürgers und Weißgerbers. Dieser Mann hatte einen Bart, der länger war, als er selber, und der Ruf dieses Wunderbartes drang sogar zu Kaiser Karl V., der den Inhaber deßhalb nach Wien beschied und ihm eine Gnade zu gewähren versprach. „Ich bin alt und lebenssatt, großer Kaiser," sagte Hofer; „so viel ich und die Meinigen bedürfen, haben wir; willst du mir aber dennoch eine Gnade erweisen, so befiehl, daß der ganze Breslauer Rath mich einst zu Grabe geleite." Die Bitte war ganz im Geiste eines Reichsstädters, als welchen jeder Breslauer sich zu betrachten pflegte.

Die zweite protestantische Hauptkirche zu St. Maria Magdalena war die eigentliche Wiege der Reformation in Breslau. Nachdem der lutherisch gesinnte Rath das Volk für diese durch Wort und Schrift hinlänglich vorbereitet wußte, und die Kirchgänger zu dem katholischen Gottesdienst immer seltener geworden waren, fand die Entlassung der bisherigen Vikarien auch an der Magdalenenkirche keine besondere Schwierigkeit. An ihre Stelle kamen junge Theologen von Wittenberger Grundsätzen; die rechte kirchliche Wurzel der neuen Lehre aber verzweigte sich unter Johann Heß, der 1525 als erster Pastor an die Kirche berufen wurde, und sein erstes Auftreten am 21sten Oktober dieses Jahrs gilt als das Datum der hiesigen Reformation. — Die Bernhardinkirche ist die dritte protestantische Hauptkirche und 1455 von dem fanatischen Franziskaner Johann von Capistrano zur Ehre des heiligen Bernhard von Siena gegründet. Unter einigen guten Bildern aus deutscher Schule verdient die sogenannte Hedwigstafel, weniger durch den Kunstwerth als den Gegenstand, Aufmerksamkeit. Es ist ein hölzernes Altarblatt mit zwei Flügeln, wahrscheinlich aus dem 15ten Jahrhundert, worauf die Hauptthaten der heiligen Hedwig, mit kurzer Erklärung darunter, dargestellt sind. Die frommen Thorheiten der Fürstin, welche ihr 1267 die Heiligsprechung verschafften, sind zu bemitleiden, ehrenwerth aber die Verdienste, welche sie sich um Schlesiens Germanisation erwarb. — Die reformirte Kirche ist als neue Stiftung ein Werk aus Breslaus preußischer Zeit, wozu die Beiträge der reformirten Gemeinen des westlichen Europas die Mittel gewährten. Friedrich II. überwies nächst dem nöthigen Bauholze ein ehemaliges kaiserliches Amtshaus zu dem Kirchenbaue, der 1750 vollendet wurde, und Friedrich Wilhelm III. erhob 1831 das Gotteshaus zur Hofkirche.

In einem lezten Briefe will ich es versuchen, die Physiognomie der Stadt und den Geist der Bevölkerung flüchtig zu zeichnen.

Auflösung der Charade in Nr. 272:
Händedruck.

Räthsel.

Wie heißt das Gespenst mit dem Teleskop,
Das euch die Zukunft verbittert?
Euch stehen die Haare zu Berge darob,
Und der schwächere Sterbliche zittert.

Es zeigt euch mächtige Bergeshöhn
In täuschender Perspective;
Ihr müßt da hinauf euch keuchen sehn
Und wieder hinab in die Tiefe.

Doch die Musen rauben das Instrument
Dem grausen Gespenste; die Ferne
Tritt in sich zurück, von dem Schrecken getrennt,
Neu scheinen die himmlischen Sterne;

Und neu mit ihnen erscheint die Lust
In tausend schönen Gestalten,
Und das Kind liegt froh an der Mutter Brust
Und läßt die Himmlischen walten.

J. G. M.

Beilage: Neuer Verlagsbericht von S. G. Liesching in Stuttgart.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 284.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Montag, den 28. November 1842.

Der Geiſt zerrinnt im Harmonienmeere,
Und der hinſchmelzende Gedanke ſchließt
Sich ſtets an die allgegenwärtige Cordere.
Schiller.

Was iſt Poeſie, o Mutter?

Dem Andenken der Dichterin Felicia Hemans

geweiht von

Louiſe von Plönnies.

In dem Schatten hoher Buchen ſaß die edle Dichterin,
Sanfte Abendlüfte ſchwebten durch die grünen Zweige hin,
Glühend neigte ſich die Sonne in des Meeres blaue Nacht,
Purpurſchleier wob zur Feier die Natur in ſtiller Pracht.

Sinnend hing Felicias Auge an des Weſtens fernem Rand,
Und ihr Haupt, das ſchöne bleiche, ruhte auf der zarten Hand;
Ihr zu Füßen ſaß der Knabe, und ſein blühend Angeſicht,
Mit den hellen Lockenwellen ſchmiegt' er an die Mutter dicht.

Und ſie ſprach: „o heil'ge Gottheit! du der Liebe Himmelsquell,
Die du in das arme Leben ſendeſt deine Strahlen hell,
Raube meinen dunkeln Tagen nur die eing'ge Wonne nie,
Dich zu preiſen in den Weiſen einer frommen Poeſie!"

Und der Knabe hob die blauen Augen zu der Mutter auf:
„Was iſt Poeſie, o Mutter?" fragt er lieblich ſchmeichelnd drauf;

Da in ſanfter Wehmuth lächelnd ſtrich ſie von der Stirne rein
Ihm die reichen, ſeidenweichen Löckchen: „Süßer Knabe mein,

Poeſie iſt ſel'ge Ahnung, lebend in der Menſchenbruſt,
Poeſie iſt ſtille Mahnung an des Himmels ew'ge Luſt,
Iſt ein Strahl aus ſchönern Welten, von der Harmonie ein Ton,
Drin ſich Sterne, in der Ferne drehen um der Gottheit Thron.

Sahſt du jüngſt den Regenbogen? ſiebenfarbig aufgeblüht,
Spannt' er aus ſich wunderherrlich, von der Sonne Licht durchglüht:
Alſo glänzen ſieben Künſte über'm dunkeln Erdenthal,
Sie vermählet, ſie beſeelet Poeſie als Sonnenſtrahl.

Einſt erbauten ihr die Menſchen in dem grauen Alterthum
Hohe, ſtolze Marmortempel, Säulen trugen ihren Ruhm.
Jene Tempel ſind gefallen, Trümmer zeigen ihre Spur;
Doch ſie wohnet, doch ſie thronet in dem Tempel der Natur.

Die Natur, die ewig hohe, trägt die Poeſie am Herzen,
Wie ich dich, mein ſüßer Knabe, trag' in Wonne und in Schmerzen;
Ihre Leiden, ihre Freuden leben in der Mutter Bruſt,
Ihre Thränen, wie ihr Sehnen, ihre Qual und ihre Luſt!

Morgens tritt in heil'ger Stille Poesie zum Hochaltar,
Den die Mutter ihr erbaute aus den Eiskrystallen klar,
Wo die blasse Alpenrose steht als fromme Priesterin; —
Ringsum Schweigen; zu den Reichen dringt kein Ton der Menschen hin.

Dorten sinkt sie betend nieder, und ihr Auge strahlt entzückt,
Alle Gletscher in der Runde sind mit Rosenglanz geschmückt;
Alpenglöcklein heben kindlich ihre Häupter aus dem Eise,
Und sie klingen und sie singen ihre Morgenhymnen leise.

Auf den Spuren früh'rer Größe wallt die Hohe oft und gerne,
Auf dem meerumspülten Felsen sizt sie in dem Glanz der Sterne;
Wo einst Ossians Lieder klangen, wo die Wogen schäumend ziehen,
Da ertönen ihre schönen ew'gen Trauermelodieen.

Poesie, mein holder Knabe, schwebet, lebet überall,
Wallet in den goldnen Saaten, rauschet in des Meeres Schwall,
Singet im Choral der Stürme, flammt als Blitz durch den Azur,
Fliegt voll Wonne auf zur Sonne auf des Adlers lichter Spur.

Ach! nur Blinde sind's, die klagen, daß die Poesie entwichen,
Sind auf Erden alle Rosen, alle Strahlen dort erblichen?
Grub sie nicht mit goldnen Lettern ihre Liebeslieder ein?
Unvergänglich, überschwänglich strahlen sie im Sternenschein.

Ruht nicht in der Rosenknospe still die Poesie versteckt,
Bis mit seinem sanften Kusse sie der holde Frühling weckt?
Wenn sie ihre Purpurblätter breitet aus im Morgenlicht,
Wird erglühend, hold erblühend sie zum herrlichsten Gedicht.

Alles Hohe, alles Schöne ist ihr herrlich Eigenthum,
Von Begeisterung entflammet webt sie eine Glorie drum;
Das Gedächtniß edler Helden hebt sie aus der Nacht zum Licht,
Die auf Erden Asche werden, leben ewig im Gedicht.

Wo Germaniens Eichen grünen, steht ein Grab, das ist ihr werth,
Darauf ruhen, treu verbunden, eine Leier und ein Schwert,
Aus den Blättern jener Eichen flicht sie einen grünen Kranz,
Und sie tränkt ihn und besprengt ihn mit des Morgens Thränenglanz.

Siehst du, wie die Sonne dorten still versinket in die Fluth,
Fühlst du, wie die Sabbathstille auf der weiten Erde ruht?
Jene glühnden Purpurwolken, wie Flamingos schiffen sie
Durch die blauen Himmelsauen: dort, o dort ist Poesie!

Wie sie segeln, wie sie schiffen nach dem goldnen Land der Ruh', —
So auch einst fliegt unsre Seele schönern, bessern Welten zu.
Poesie! die du verklärtest mir dieß dunkle Erdenland,
Im Erbleichen laß erreichen, Hohe, mich dein Vaterland!"

In dem Schatten hoher Buchen saß sie da so hehr und rein,
Ahnungsvoll erglänzt ihr Auge in dem heil'gen Sternenschein;
Ihr zu Füßen saß der Knabe, lehnt sein Köpfchen an ihr Knie,
In den Fernen unter Sternen schwebten Tod und Poesie.

Darmstadt, September 1842.

Ebbe und Fluth.

(Fortsetzung.)

Unter dieser Voraussetzung gelangt die Theorie zu unserm obigen Resultat, das in sehr vielen Fällen der Beobachtung, selbst auf der wirklichen Erde, auch vollkommen entspricht und also als normal zu betrachten ist, in andern Fällen aber durch die angedeuteten Nebeneinflüsse allerdings vielfach modificirt wird — zum Resultate, daß sich die Gewässer zunächst im Zenith und Nadir der anziehenden Gestirne, mit weiterer Ausdehnung aber in der von mir vorne als „Fluthzone" bezeichneten ganzen Region, und selbst noch über deren Begrenzung nördlich und südlich hinaus, nach Maßgabe des Vorschreitens jener Gestirne darin erheben müssen. Die bestimmte Art der Wirkung darf hiernach ganz gewiß als ein Doppelfluthenhügel oder Doppelkegel mit entgegengesetzten Spitzen bezeichnet werden, welcher der Richtung der Tagesbewegung des anziehenden Gestirns von Osten nach Westen folgt, indem die eine Spitze stets so zu sagen nach dem Zenith des Gestirns, die andere nach dem Antipodenpunkte gerichtet bleibt.

Da sich aber dieses von der Theorie als unerläßliche Bedingung ihrer Formelanwendungen geforderte Verhältniß auf der wirklichen Erde, auf der überall Continente, Inselgruppen, ungleiche Wassertiefe u. s. w. die freie Meeresbewegung hemmen, nicht findet, und auf derselben außerdem noch tausend andere, dem Formelausdrucke gleich wenig unterwerfbare, störende Einflüsse, Winde, Stürme, mitwirken, so kann diejenige Art von

Erfolg, welche an die theoretiſchen Bedingungen allein gebunden wäre, in der Wirklichkeit natürlich auch unmöglich ausnamslos erwartet werden. Die Attractionstheorie gibt nur die oberſte Urſache der Flutherſcheinungen an, leiſtet aber auch ſchon dadurch die allerwichtigſten Dienſte für die Aufklärung des Hauptcharakters des Phänomens. Wie ſich daſſelbe nun aber, auch noch abgeſehen von temporären Zufälligkeiten, an einem beſtimmten Punkte der Erdoberfläche modifiziren werde, das hängt nothwendig von den angedeuteten lokalen Einflüſſen ab, zu deren Beſtimmung die Land- und Meereskunde zu Hülfe gerufen und mit der Theorie in geſchickte Verbindung gebracht werden muß.

Eine ſolche nähere geographiſche Betrachtung der Configuration der Erdoberfläche unter unſerm Geſichtspunkte, wie Whewell und Germar darüber in die ſchätzbarſten Details eingehen, lehrt nun aber, wenigſtens im Allgemeinen, worauf ich mich hier beſchränken muß, daß nur ohngefähr zwei Drittheile des Erdſphäroids mit Waſſer bedeckt und die hydrodynamiſchen Einflüſſe der Geſtirne (Mond und Sonne) demnach darauf beſchränkt ſind; daß die Continente und Inſelgruppen gerade in der Gegend des Aequators, wo man die offenbarſten Wirkungen der kosmiſchen Urſachen erwarten dürfte und um ſo überraſchter iſt, auf Abweichungen zu ſtoßen, gleichſam drei große, von Norden nach Süden ſtreichende „Dämme" bilden, welche die ungeſtörte Fortwälzung des Fluthhügels von Oſten nach Weſten unmöglich machen, ein Umſtand, der, bei rechter Anwendung, zur Erklärung jener Abweichungen vielleicht ſchon allein hinreichte; endlich daß das verhältnißmäßig ohnehin ſehr beſchränkte nördliche Polarmeer von den übrigen Oceanen großentheils abgeſchnitten iſt, wogegen das ſüdliche mit denſelben in um ſo freierer Verbindung ſteht, weil alle Continente gegen Süden zugeſpizt ſind und weil ſich überdieß bis gegen 65 Grad ſüdlicher Breite hin nur wenige Inſeln finden.

Ich bin feſt überzeugt, wenn man die Attractionstheorie in richtiger Verbindung mit dieſen drei geographiſchen Hauptmomenten ganz genau auf jede beliebige und auch ſonſt gehörig erforſchte Lokalität anwendet, die andern Nebeneinflüſſe aber eben ſo ſtreng auszuſchließen verſteht, ſo wird die Individualität der Erſcheinung von Ebbe und Fluth für dieſen Punkt der Erdoberfläche zum voraus allemal mit Sicherheit abgeleitet werden können; und gerade unter dieſem Geſichtspunkte iſt nun eben Whewells und Germars Arbeit von unſchätzbarem Werthe, indem ſie dem Forſcher durch ſo viele, ſehr genaue und auch ſchon näher berechnete Beobachtungen das Material zu dergleichen Ableitungen liefert. Gelingen aber auf ſolche Weiſe dieſe Ableitungen der Unregelmäßigkeiten der Fluthen — und ſie gelingen ſicher ſpäter oder früher — ſo wird denn doch die Unantaſtbarkeit des Gravitationsſyſtems, welches noch immer aus allen Anfechtungen ſiegend hervorgegangen iſt, endlich vollkommen anerkannt werden. Ich gebe zwar zu, daß die Lehre von Ebbe und Fluth, bei ihrer früheren Beſchränkung auf Beobachtungen an verhältnißmäßig viel zu wenigen Punkten der Erdoberfläche, zu manchen Trugſchlüſſen verleitet worden iſt. Dieß haben aber auch umſichtigere Naturforſcher nicht verkannt; und ſo hat namentlich unſer Landsmann Kamptz, der mit Bearbeitung des Artikels „Ebbe und Fluth" in der Erſch und Gruberſchen Encyclopädie beauftragt iſt, die Lieferung dieſer Arbeit bis zur Erſcheinung des Reſultats der hier beſprochenen, damals ſchon angekündigten engliſchen Beobachtungen ausgeſezt.

Um von der Menge der zu berückſichtigenden Verhältniſſe und Complicationen einen näheren Begriff zu geben, komme ich nochmals auf den freilich beſonders auffallenden und darum auch ſchon oben, aber vielleicht nicht mit der hinreichenden Ausführlichkeit erwähnten Umſtand zurück, daß Ebbe und Fluth in den kleineren, eingeſchloſſenen Meeren, z. B. im kaſpiſchen, ſchwarzen u. ſ. w. kaum, im baltiſchen, mittelländiſchen u. ſ. w. aber nur wenig merklich ſind. Man hat namentlich dieſen Umſtand, und wirklich nicht ohne einen, wenn auch nur flüchtigen Schein von Berechtigung, der von uns vorgetragenen Theorie häufig und mit großem Nachdruck entgegengeſezt. Gleichwohl lehrt, um das darüber Vorgetragene wegen ſeiner Bedeutung für den Gegenſtand nochmals unter etwas veränderter Geſtalt zu wiederholen, ſchon das bloße Nachdenken, daß die Wirkung der Attraction von Mond und Sonne auf die Meere der Erde nur in dem Maße ungehindert erfolgen kann, als dieſe Meere ſelbſt freier und größer ſind. Der Baſeler Geometer Daniel Bernoulli, in ſeiner oben erwähnten Preisſchrift über Ebbe und Fluth, beweist nun aber überdieß, „daß ſich die völlige Fluth in eingeſchloſſenen Meeren zu der im ganz offenen Meere erfolgenden verhalten muß, wie die Längenausdehnung jener Meere von Weſten nach Oſten zum Halbmeſſer der Erde." Haben aber ferner dergleichen eingeſchloſſene Meere Gemeinſchaft mit freieren, größeren Meeren, in welchen die Fluth deutlicher auftritt, ſo kommt nun natürlich Alles auf die Größe und Weite der verbindenden Meerengen an. Das mittelländiſche Meer z. B. iſt verhältnißmäßig ſehr breit und hat doch nur bei Gibraltar die ſchmale, daſſelbe mit dem atlantiſchen Ocean, in welchem eine heftige Fluth ſtattfindet, verbindende Meerenge. Das fluthende Gewäſſer des Oceans kann ſich daher dem mittelländiſchen Meere nur nach Maßgabe einer ſo beſchränkten Verbindung mittheilen, und verliert ſich hernach leichter in der ſogleich entgegen

wirkenden, unverhältnißmäßig größeren Breite dieses leztern Meeres.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, November.

Neue Phase der Brühlschen Terrasse. — Theater.

Endlich wurde im vorigen Monate mit Eröffnung des obern Theils der neuen Restauration auf der Brühlschen Terrasse ein lange gehegter Wunsch des Publikums erfüllt. Die eingetretene unfreundlichere Witterung hatte bereits die glänzenden Sommervögel des Auslands großentheils wieder hinweggescheucht, deßhalb konnte der Restaurant beinahe einzig auf einheimische Besucher rechnen. Gleichwohl floß, da der Eröffnungstag ein Sonntag war, in den bis dahin verschlossen gewesenen Räumen ein solcher Strom von Eleganz zusammen, daß bald kein Platz mehr in dem ausserordentlich großen Saale übrig blieb. Hinter seinen dicht aneinander gereihten ungeheuern Glasfenstern befand man sich wie unter einer klaren Krystallglocke, um welche ringsum die ganze, vom Herbste buntgemalte Gegend auf das Reizendste gelagert erschien. Auf allen Gesichtern that sich das Wohlgefallen an dem überraschenden Anblick kund. Und wenn hierauf der Blick, vom Naturgenusse gesättigt, dem Innern sich zukehrte, ging das Wohlgefallen von Neuem an. Seither war mancher Tadel darüber laut geworden, daß man beim Bau und der Ausschmückung des neuen Gebäudes sich zu sehr an die Mode des garstigen Zeitalters der großen Lockenperrücken gehalten hatte; aber aller Tadel mußte schweigen vor der anmuthigen Einfachheit, durch die diese schlimme Mode dem Bessern zugeführt worden war. Man bewunderte die ungemeine Geschicklichkeit, womit der gute Geschmack die unter dem Namen des Rococo bekannte abgelebte Geschmacklosigkeit in seinen Nutzen zu verwenden gewußt hatte. Leider konnte freilich selbst das schärfste Auge nicht lange der gefälligen, harmonischen Ausschmückung des schönen Saales froh werden. Wenn auch schon seit Eröffnung des untern Theils des Gebäudes die frühere Hoffnung, diesen künftig zu einem Wintergarten werden zu sehen, durch manches darüber Vernommene wieder verschwand, so nährte man doch fortdauernd den Glauben, daß nach Vollendung des ganzen Hauses der Qualm der Nikotschen Pflanze nicht überall darin Zutritt erhalten werde. Es besagte auch wirklich am Tage der Eröffnung der obern Räume ein Anschlag, daß der Tabakrauch vom neuen Saale ausgeschlossen bleiben solle. Allein die Cigarre, die ja neuerlich ein großer Theil der männlichen Jugend nicht einmal mehr auf der Straße entbehren zu können glaubt, war auch hier mächtiger als der Anschlag, so daß in Kurzem der Saal mit Dampfwolken erfüllt und verdüstert wurde. Wenn nun allerdings dieser Umstand manche zarte Dame veranlassen wird, auf die Winterkonzerte und Zusammenkünfte in diesem Hause zu verzichten, so muß doch bemerkt werden, daß dessen ungeachtet es seitdem nicht an Damen gefehlt hat, die herzhaft genug waren, den fast immer sehr zahlreichen Versammlungen in dem neuen Gebäude trotz dem Tabaksdampfe ihre Gegenwart nicht zu entziehen. — Die hiesige Bühne that sich in den lezten Wochen in mehr als einer Art glänzend hervor. Die fortdauernden Gastspiele des Herrn Döring, und zwar in den verschiedensten Charakteren, befestigten die günstige Meinung von seinem großen Talente immer mehr und verschafften den Theaterliebhabern einen seltenen, feinen Genuß. Julius Mosens Trauerspiel: „Herzog Bernhard von Weimar.“ schien darum noch mehr Anklang bei der sehr zahlreichen Versammlung zu finden, als sein Otto der Dritte, weil bei gleichem poetischem Werth der beiden Stücke die Thaten jener historischen Gestalt dem Zuschauer im Allgemeinen bekannter sind, als die in eine weit frühere Zeit fallenden des Kaisers Otto. Auch ist am neuen Werke ein regeres dramatisches Leben wahrzunehmen. — Es ist in jetziger Zeit auf mehr als einem deutschen Theater vorgekommen, daß neue Schauspiele und Opern junger Dichter, bei der Darstellung von einem wohlwollenden Publikum mit stürmischem Enthusiasmus aufgenommen, doch zuweilen bereits bei den nächsten Wiederholungen an Zuschauern und Zustimmung immer mehr verarmten, so daß die Theaterdirektionen, die ihnen schon wegen des bedeutenden Aufwands für prachtvolle Kostüme und Dekorationen ein recht dauerhaftes Bühnenleben wünschen mußten, keine Schuld hatten, wenn sie in Kurzem, wie niemals da gewesen, wieder vom Repertoire verschwanden. Desto dankbarer beweist sich so eben für die vielfachen Anstrengungen der Darsteller und der Direktion die große Oper in 5 Akten von Richard Wagner: „Rienzi, der lezte der Tribunen.“ Obschon der Name des Komponisten dem Publikum ganz neu war, so hatte man doch schon während der durch den Kapellmeister Reissiger geleiteten Einübungen der Oper erfahren, daß es sich um etwas ganz Vorzügliches handle, und für eine Ueberfüllung des Hauses bei den ersten Darstellungen war schon hiedurch gesorgt. Die durch manche herbe Erfahrung erklärlichen Zweifel des Publikums wurden schon von der originellen Ouverture verscheucht. Lust, Hoffnung und Beifall nahmen mit jedem Akte einen höhern Aufflug. Der Verfasser und die Darsteller der Hauptrollen mußten während des ganzen Stücks immer von Neuem heraus, um den lauten Dank des Publikums entgegen zu nehmen. Ohnstreitig würde man den Hauptfehler der neuen Oper, daß sie erst eine halbe Stunde vor Mitternacht endete, derselben für eine besondere Tugend angerechnet haben, wenn eine so lange Dauer nicht in manche Lebensgewohnheiten zu grausam eingriffe. Der Eine will um diese Zeit schon eine Stunde geschlafen haben, ein Anderer bei seinem Souper bereits bis zum Zahnstocher vorgerückt seyn, und ein Dritter des Comforts trautlicher Häuslichkeit auf irgend eine Weise froh werden. Die zweite Vorstellung wurde daher schon um etwas gekürzt; doch dauerte sie noch immer bis eilf Uhr, und so war es auch bei den folgenden. Gleichwohl sind noch immer für die nächsten Vorstellungen die Billets, trotz des fortdauernd erhöhten Preises, insgesammt im Voraus besteut, so daß schon vor dem Tage der jedesmaligen Aufführung keines mehr zu haben ist. Schon wegen der übermäßigen Anstrengung der Hauptsänger soll es übrigens im Werke seyn, das Ganze künftig auf zwei Abende zu vertheilen.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 121.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 285.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Dienſtag, den 29. November 1842.

— This is a land,
That foreigners can never understand.
Byron.

Aus England.

I.

New-Gate. — Temple-bar. — Der Geburtstag der Königin. — Carricaturen.

Meine drei Schnitten Roſtbeef mit zwei großen iriſchen Kartoffeln, mein Plumpudding drauf und eine Pinte Ale — es hatte mir wieder herrlich gemundet. Zufrieden bis in's Innerſte des Magens, zog ich Haymarket hinunter und beſann mich, ob ich heute wieder einmal Herrn E. Kean zu Gefallen gehen oder im dolce far niente durch die Straßen fortſchlendern ſollte. Es war ein prächtiger Juniusabend, wolken- und nebellos wölbte ſich Gottes blauer Himmel über die Rieſenſtadt, eine angenehme Kühle ſenkte ſich in die unendlichen Straßen. Ja, es gibt auch blauen Himmel in London, und das heurige Jahr wenigſtens ließ es ſich nicht nehmen, John Bull ein Bischen in das dicke Fett und die breiten Rippen einzufeuern.

Wer wird heute in's Theater ſitzen, der das Gebet der drei Männer im feurigen Ofen nicht auswendig weiß! Gibt doch Strand und Holborn, Oxford- und Fleet-Street Stoff zum Schauen, zum Lachen und Weinen immer neu, immer genug. Ich bog durch Pall-Mall-Eſt in den Trafalgar-Square, dieſen mächtigen, ruheloſen Knotenpunkt des Londoner Straßenlebens ein, wo an der Kreuzung von Süd und Nord, von Oſt und Weſt, an der wirklichen Scheide von City und Weſtend, dem Herzog — denn nur the duke wird der Sieger von Waterloo genannt — die koloſſale Säule errichtet wird, auf welcher er noch bei lebendigem Leibe zu den Olympiern, d. h. in die Wolken und Nebel emporſteigen ſoll. Alles iſt noch in voller Arbeit an dieſer Unſterblichkeit, der Welt iſt ſie noch rings mit Brettern vernagelt, bis ſie hoch genug ſeyn wird, um im Londoner Aetherraum ſterblichen Blicken ſich entziehen zu können. Ich ſchlendere vorüber und laſſe mich oſtwärts auf den breiten Trottoirs durch die liebe Menſchheit fortſchieben. Eine ungeheure Straße, dieſer Strand; das windet ſich hin, das müht ſich, vom Flecke zu kommen, und je mehr es eilt, deſto langſamer geht es vorwärts. Wie oft muß ich anhalten, ausweichen, ſtoßen und geſtoßen werden, bis die City erreicht iſt!

Temple-bar — dort winkt es herunter, das ſeltſame Thorwerk. Zwiſchen Fleet-Street und Strand wölbt ſich ein gedrückter Bogen herüber, dieſer für die Fuhrwerke, rechts und links eine kleine Pforte für die Fußgänger, über dem Mittelbogen ein viereckiger Aufſatz, in dieſem zwei Niſchen. Auf der Weſtſeite ſchildern Karl I. und II. in langen römiſchen Teppichen, ein Meiſterſtück ächt engliſcher

Bildhauerei von Bushnell. Auf der Oſtſeite machen Eliſabeth, die ſtolze Königin, und Jakob I. beſcheidentlich den Herren Unterthanen das gebührende Compliment. Eine Krönung im flachen Kreisabſchnitt beſchließt das unanſehnliche Gebäude. Es wurde nach dem „großen Feuer" von Chriſtoph Wren, dem allmächtigen Schöpfer des Londoner Himmels und der Londoner Erde, d. h. der kirchlichen und privaten Bauten von damals, in den Jahren 1670—72 gebaut, ein Thor mitten in die Stadt, weil hier die Stadt beginnt; an ihm, mitten in der Stadt, aber weil es das Stadtthor iſt, außerhalb der Stadt wurden ſonſt die Köpfe der Hingerichteten ausgeſtellt. Geſchieht dieß nicht mehr, ſo iſt nicht der mildere Sinn des civiliſirten Jahrhunderts daran Schuld.

Nur ein Bischen, d. h. in London ſo eine halbe Stunde weiter in die Stadt hinein, und Zimmerleute hantbieren auf der offenen Straße, im rechten Mittelpunkt von London, mit Balken und Brettern vor einem rauchgeſchwärzten, feſtungsmäßig maſſiven Steinbau. Die Straße iſt Old Bailey und Oliver Goldſmith hat darin ſeinen Vikar von Wakefield geſchrieben. Jener feſte Bau iſt Newgate und die Zimmerleute zimmern einen Galgen auf morgen früh. Mit dem erſten Morgen muß ein Kindsmörder baumeln. Alle Fenſter und Giebel ſind von fashionable und respectable people gemiethet. — Der Pöbel mit Schleiern und Glacéhandſchuhen ſchaut oben heraus, der mit den harten Schwielen und zerlumpten Schuhen gafft von unten hinauf. Um der divina comedia recht ſicher zu ſeyn, kauert John Bull, nicht der mit den breiten, ſondern mit den ſchmalen Rippen und mit Fetzen, deren Löcher bis in den Magen leuchten, ſchon dieſen Abend von ſechs Uhr an auf den Trottoirs, von wo aus das Spektakel zu ſehen iſt. Dieſe Hunderte hier herum in den Ecken und Winkeln bleiben auf dem Boden im Freien über Nacht, damit ſie morgen nicht zu ſpat und nicht um den trefflichen Platz kommen. Hier ſind ſie Herr, hier wird bezahlt von Einem für Alle mit dem Kopfe; ihr Freibillet koſtet ſie bloß eine Nacht. Und was iſt eine Nacht für ſie? Eine Steinplatte und der trübe, nebelfeuchte, naßkalte Himmel drüber. Heute Newgate gegenüber, in das ſie vielleicht morgen wandern, geſtern vor dem „Gin-Palaſt," das iſt der Unterſchied. Und leuchtet heut am klaren, lauen Juniabend ein blauer Himmel über ihnen, ſo erſparen ſie ſich erſt noch was auf morgen früh: ſie brauchen ſich nicht wie ſonſt mit ſehnlichen Blicken nach dem bläulichweißen Schmerzenstranke die Augen müde zu ſchauen. „Gin" wird in den Berliner Schnapsläden mit „blauer Zwirn" überſezt und kommt in der Stufenreihe der Erquickungen gleich nach dem „ſanften Heinrich," von dem noch manche Kümmelſtufe bis zu dem reinen Kornbranntwein, „dem lautern Worte Gottes," wie ſie's frevelnd heißen, zu erſteigen iſt. — Ich werde morgen, ſo Gott will, noch ſüß und ruhig ſchlummern, wenn in dieſer grauſen Umgebung bereits jeder Pflaſterſtein wach ſeyn wird.

Die Zimmerleute von Old Bailey hatte ich noch nicht vergeſſen, als die Köpfe von Temple-bar mir in der Abenddämmerung wieder entgegenwinkten. Es waren die ſteinernen Haupter Eliſabeths und Jakobs. Unwillkührlich pflanzte mir die Phantaſie Maria Stuarts und Karls blutige Häupter darüber. — Bei feierlichen Gelegenheiten empfängt die Corporation von London die königliche Familie oder ſonſtige erlauchte Beſuche, ſo wie die Botſchaften der Herolde, an dieſem Thorweg. Wenn der Monarch im Staate kommt, übergibt ihm der Lord-mayor das Staatsſchwert, erhält es alsbald zurück und reitet mit entblößtem Haupte unmittelbar vor ihm her. So kann und darf die Majeſtät nicht zu ihren getreuen Unterthanen ohne Wiſſen und Willen Höchſtdererſelben; das Staatsſchwert iſt in der Unterthanen Händen, zwar überreichen ſie's dem Herrn, aber faſt nur, als ob er prüfen ſollte, wie ſcharf es ſey; dann nehmen ſie's wieder, reiten baarköpfig voran in aller Demuth und — führen König Karl auf das Schaffot.

Ein ſonderbares Volk, dieſe Engländer, von Kopf bis zu den Füßen praktiſch, im Handgreiflichen, Zählbaren, Wagbaren und Berechnungsfähigen, im Reellen und Materiellen wühlend, unerbittliche, grauſame Feinde des Idealen, des nicht Poſitiven, und doch ein Volk und Staat voll Einbildungen, voll Idealitäten, voll Fiktionen. Fiktion in der Grundlage, Fiktion in der Spitze. Dort die Sporen an der Ferſe des Kindes im Mutterleibe, hier die most gracious majesty auf dem Throne, während auf den Banken unterhalb deſſelben der Staat, die Macht, der Lenker und Herrſcher ſizt. Alles für die Majeſtät, nichts durch ſie.

(Fortſeyung folgt.)

Ebbe und Fluth.

(Schluß.)

Eine ähnliche Bewandtniß hat es mit dem baltiſchen Meere, und die Anwendung auf das ebenfalls erwähnte ſchwarze und caſpiſche Meer iſt noch leichter gemacht. Das rothe Meer dagegen, um auch Beiſpiele im entgegengeſezten Sinne anzuführen, hat bei Babelmandel eine über zehn Meilen breite Meerenge und iſt alſo ſehr offen, dabei aber zugleich ſchmal, ſo

daß die aus dem indischen Ocean in dasselbe eintretenden Fluthwellen ihre ganze Geschwindigkeit und Höhe beibehalten können, daher es die Erscheinungen von Ebbe und Fluth in einem hohen Grad zeigt, ein Umstand dessen, wie die gelehrteren Leser sehr gut wissen, schon Herodot und Diodor von Sicilien erwähnen. — Eine andere, als Beispiel unter unzähligen, hierher gehörige, schon lange bekannte Anomalie, daß nämlich im Seehafen Batsham in Tunquin in 24 Stunden statt zweimal nur einmal Ebbe und Fluth vorkommt, erklärt bereits Newton sehr glücklich daraus, daß die Fluth durch zwei Meerengen, durch die eine früher als durch die andere, in diesen Hafen eindringt.

In ähnlicher Art, wie hier für eingeschlossene Meere nachgewiesen ist, finden die Flutherscheinungen auch für Ströme und Landseen statt. Auch in ihnen können diese Erscheinungen aus den angegebenen und gewiß überzeugenden Gründen unmittelbar nicht vorkommen. Ergießen sich aber diese Ströme (auch nur Flüsse) in fluthende Meere, so steigt die Fluth dieser lezteren sehr begreiflich oft bis zu großen Weiten in ihnen hinauf, widersezt sich zugleich ihrem eigenen Ablaufe und bewirkt dadurch ein noch größeres Steigen ihrer Gewässer. Im mächtigen Amazonenstrome (Maranhon) z. B. wird die Fluth, nach den übereinstimmenden Berichten selbst noch der neuesten Reisenden, oft über anderthalbhundert Meilen von der Mündung verspürt, und wenn wir uns von unserem Beobachtungsorte Norderney nach der nicht zu fernen Elbemündung begeben hätten, so würden wir Aehnliches, wenn auch in sehr verkleinertem Maßstabe, wahrgenommen haben. Die Schiffer bedienen sich dieser stromaufwärts dringenden Fluth, um damit gleich weit hinauf in die Ströme zu fahren, und sagen dann in ihrer Sprache, „sie bringen die Fluth mit." Dasselbe gilt, wie einfach zu begreifen ist, von Landseen, welche in hinreichender Verbindung mit fluthenden Meeren stehen;* und ich wiederhole also sehr zuversichtlich die Behauptung, daß es, bei gehöriger Erwägung aller dieser Lokalitäten und gleich sorgfältiger Trennung der übrigen fremdartigen Miteinflüsse, wohl überhaupt keinerlei Art der Anomalie von Ebbe und Fluth geben dürfte, welche sich bei solcher Berücksichtigung nicht aus der von uns entwickelten Newtonschen Gravitationstheorie genügend erklären ließe, ohne daß man zu andern, weit hergeholten geheimen Kräften seine Zuflucht zu nehmen brauchte. Man findet sich vielmehr bei näherer Erwägung der Umstände schlechterdings gezwungen, die Gravitation von Mond und Sonne immer wieder als das Grundprinzip des Vorgangs anzuerkennen, dessen Daseyn sich stets deutlicher veroffenbart, je tiefer man in das Detail der Erscheinung eindringt. Auf metaphysische Erörterungen über die eigentliche Natur dieser „Gravitation," dieser „Attraction" geben wir aber dabei so wenig als Newton selbst ein. Er fordert in seinem Systeme weiter nichts, als daß man ihm eine solche Kraft der allgemeinen Schwere und die von ihm bewiesenen Gesetze derselben einräume, worauf ihm gelingt, alle Lehren der physischen Astronomie und namentlich die Theorie von Ebbe und Fluth vollkommen genügend daraus abzuleiten.

Man wird hiernach in diesem Aufsatze die Haupttendenz einer Apologie jenes Systems gegen mannichfache Anfechtungen in seiner Anwendung auf das Phänomen von Ebbe und Fluth, neben gleich aufrichtiger Geltendmachung der neuen englischen Beobachtungen des Phänomens, nicht verkennen. Ich mache mir vielmehr eine Ehre daraus, diese Absicht ausdrücklich einzugestehen, und sogar als ein unerschütterlicher, „starrer* Anhänger einer so veralteten Doctrin" ausgeschrien zu werden. In meinen Augen ist und bleibt dieselbe eines der herrlichsten Besitzthümer der Wissenschaft, und ich wollte, ich hätte stets nur so ehrenvolle wissenschaftliche Prozesse, als den Newtons in Sachen von Ebbe und Fluth contra seine Widersacher zu führen.

---

* Von den so höchst wahrscheinlichen einzelnen unterirdischen Verbindungen ist dabei nicht einmal die Rede.

* „Incorrigibler" heißt es in einer sonst freundlichen, ja ehrenden Zuschrift.

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus der Schweiz, November.

Der Steindof im Kanton Aargau.

Wie die riesenhaften Tempel und sonstigen Baureste, welche wir z. B. in Egypten, in manchen Theilen Asiens und in Mexiko antreffen, auf eine vorzeitliche Kulturperiode des menschlichen Geschlechtes hinweisen und bei dem Geschichtsforscher als Denkmäler einer uralten Gesittung jener Länder gelten, so betrachtet auch mit Recht der Geolog die unzähligen Blöcke von Granit und anderem sogenannten Urgestein, welche über das große, durch die Alpen und den Jura gebildete Thal ausgebreitet liegen und sogar bis auf die Höhen des leztern Gebirgs hinaufreichen, als die sichern Anzeichen eines ausserordentlichen geologischen Ereignisses, bei dem gigantische Kräfte im Spiele waren und während dessen Dauer die gewaltigsten Bewegungen auf dem Boden der jetzigen Schweiz stattfanden. Bekanntlich nennt man die fraglichen Blöcke Findlinge und bilden dieselben schon seit geraumer Zeit den Gegenstand des eifrigsten Studiums unserer Gebirgsforscher; auch haben lezlere nicht wenig Scharfsinn aufgewendet, um Hypothesen zu erfinden, die uns begreiflich machen sollen, wie diese oft so mächtigen Felstrümmer von ihrem Muttergestein losgerissen und meilenweit fortgeschafft

worden sind. Die Einen ließen sie durch unterirdische feurigluftige Kräfte wie Bomben von den Spitzen der Alpen in die Thalebene und bis auf die Anhöhen des Jura hingeschleudert werden; Andere nahmen zu deren Weiterschaffung gewaltige Wasser- und Schlammfluthen zu Hülfe; wieder Andere riefen kolossale Eismassen in ihren Dienst und ließen dieselben, mit Granitblöcken beladen, gleich Schiffen über die Tiefen der Gewässer schweben und durch Stürme und das Wogen der Fluthen weiter führen; noch Andere schoben die Mithülfe des flüssigen Elementes gänzlich aus und suchten in Gletschern das Bewegmittel für die Findlinge. Man ließ entweder diese auf jenen wie auf Rutschbahnen von der Höhe in die Tiefe gleiten, oder die Gletscher selbst sich fortbewegen und auf deren Rücken die Felsmassen fortgetragen werden. Ja es hat sich selbst die Ansicht geltend zu machen gesucht, daß die leztern der Erde gar nicht angehören, sondern ganz fertig aus den Himmelsräumen auf ihre jetzigen Lagerstätten niedergefallen seyen und somit im eigentlichsten Sinne des Wortes als Findlinge auf unserem Planeten betrachtet werden müßten. Ob man nicht auch schon einen harten Kometen der Erde hat nahe kommen, von ihm die Spitzen der Alpen abschlagen und durch einen solchen Stoß die losgetrennten Felsblöcke weiter schleudern lassen, ist mir unbekannt; es scheint mir aber, daß auch eine derartige Hypothese plausibel genug klänge, um sich so übel nicht neben den vorhin genannten auszunehmen. Eben so gut ließe es sich auch denken, daß in den Urzeiten, wo bekanntermaßen Feuer und Wasser Jahrtausende hindurch mit einander im Kampfe lagen, ungeheure elektrische Kräfte in der Atmosphäre zur Thätigkeit gelangten. Aus einem solchen Widerstreit dieser Elemente mußten nothwendig Gewitter der grandiosesten Art hervorgehen, mußten Blitze entstehen, gegen welche der größte Wetterstrahl der Jetztzeit wie der Funke einer Elektrisirmaschine zu der heftigsten und zerstörendsten Entladung einer heutigen Gewitterwolke sich verhält. Waren nun die Zinnen unserer Alpen von solchen ungeheuern Urgewittern umlagert und trafen deren gewaltige Donnerkeile die in sie hineinragenden Felsenspitzen: warum sollten diese durch eine solche Naturgewalt nicht zu hausgroßen Stücken vom Gebirgsstocke losgeschmettert und meilenweit fortgeschleudert worden seyn? Die scharfkantige Beschaffenheit vieler Findlinge würde sehr gut mit einer derartigen Erklärungsweise zusammenstimmen. Aus den zuletzt angeführten Beispielen ersieht man, daß das Verzeichniß möglicher Findlingshypothesen bei weitem noch nicht geschlossen ist, und wahrscheinlich wird dasselbe auch noch um ein Namhaftes vermehrt werden, bevor wir mit Gewißheit wissen, auf welche Art und Weise die Findlinge an den Ort gekommen sind, wo wir sie jezt antreffen.

(Schluß folgt.)

Dresden, November.

(Schluß.)

Theater. — Weinlese.

Die beiden ersten längeren Akte der Wagnerschen Oper bilden vermöge der scheinbar zur Ruhe gebrachten feindlichen Elemente einen interimistischen, versöhnenden Schluß, wogegen in den drei lezten kürzern erst das Tragische dominirend hervortritt. Die beste Bürgschaft für die seltenen Vorzüge der Composition bietet der Umstand, daß die gründlichen Kenner sowohl als die bloßen Musikfreunde im Beifall übereinstimmen. Dem jungen Tonkünstler gebührt ausserdem noch der Ruhm, den recht ansprechenden Text selbst gefertigt zu haben, wodurch seine Oper vielleicht mehr als irgend ein anderes Musikstück in Worten und Tönen ein Werk aus Einem Gusse geworden ist. Uebrigens werden gewiß nur wenige deutsche Theater so viel mächtige Kräfte beisammen haben, wie sie hier vereinigt sind, um diesem gewaltigen Tonwerk sein Recht mit solchem Erfolge widerfahren zu lassen. — Eine dritte Theaterneuigkeit, das Drama: „die Tante aus Corsika," wandelte, da es ohne alle bereits bekannte Firma sich an's Licht gewagt hatte, zwar nicht angefeindet, aber doch eben so wenig durch allzugroße Gunst hoffährtig gemacht, ganz gewöhnlich über die Bühne. — Unser durch Zweckmäßigkeit und Schönheit so preiswürdiges neues Schauspielhaus erscheint zugleich als die beste Urkunde des Aufschwungs, welchen die lange Zeit fast in Vergessenheit gerathene Sculptur auch hier wieder genommen. Schon jezt ist Professor Rietschel mit einer Reihe herrlicher Gestalten für das zweite Giebelfeld des Theatergebäudes fertig geworden. Wie seine das erste Giebelfeld schmückenden Figuren sich auf die Tragödie beziehen, so sprechen die dem zweiten zugedachten ihre Huldigung der Tonkunst aus. Leztere selbst erblickt man auf den Schwingen des Adlers emporschwebend und zu ihren Füßen die lyrische und epische Poesie. Die kolossalen Gestalten der Sehnsucht, Liebe und Freude zur Rechten, wie die der Erhebung und Ermuthigung zur Linken, zeugen von des Künstlers Begeisterung bei Auffassung der sinnvollen Allegorien, die ihm auch offenbar während der Arbeit fortdauernd die Hand führte. Die als Eule und Fledermaus erscheinenden Elemente des Trüben und Feindseligen werden durch einen schönen Knaben aus der heitern Kunstsphäre hinweggetrieben. Neben Rietschels Atelier Jedermann zum Anschauen aufgestellt, gewährten diese Statuen mehrere Wochen lang nicht nur allen Kunstverständigen, die mit seltener Uebereinstimmung die große Bedeutung der neuen Schöpfungen anerkannten, sondern zugleich jedem für Natur und Kunst nicht ganz Unempfindlichen ungemeinen Genuß. Sie gehören auch noch immer zu den Lieblingsgegenständen des gesellschaftlichen Gesprächs. Den mächtigsten Eindruck scheint die unter den Figuren zur Rechten befindliche Gruppe von Mutter und Kind gemacht zu haben. Es kann auch vielleicht die Mutterliebe in Gestalt und Mienen, die Zartheit und Süßigkeit des Verhältnisses und der magische innere Zusammenhang zwischen Mutter und Kind nicht köstlicher ausgedrückt werden, als solches dem Künstler in diesen beiden Figuren gelungen ist. — Der auswärtigen schriftstellerischen Notabilitäten flogen während dieses Sommers und Herbstes eine übergroße Menge durch unsere Stadt. Wenn von allen vielleicht der berühmte „Verstorbene" die meiste Sensation erregte, so war dieß nicht viel weniger mit seinem Gegenfüßler, dem „Lebendigen," der Fall. Ganz abgesehen von seinem politischen Glaubensbekenntnisse, wird gewiß Jeder, der für Poesie Sinn hat, sich von Herwegh's Gemüthlichkeit und seiner glanzvollen Phantasie angezogen fühlen. — Unsere Rebengebirge prangten dieses Jahr in ungeheurer Traubenfülle. In den fiskalischen wie in den meisten bedeutendern Weinbergen kam erst im November die Lese in vollen Gang. Den ganzen Tag hallten die Büttner in der Stadt wieder; allenthalben in ihr, wie in den umliegenden Dörfern, verkündigen die an Thüren und Fenstern aushängenden Weinlaubkränze den Reichthum an verkäuflichem Most, dessen Qualität zum Theil der vom Jahr 1834 nur wenig nachsteht.

Beilage: Kunstblatt Nr. 95.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 286.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Mittwoch, den 30. November 1842.

Sie ſprach zu ihm, ſie ſang zu ihm;
Da war's um ihn geſchehn.

Goethe.

Gedichte aus dem Däniſchen.

Ueberſezt von Tinette Homberg.

1.

Die Schneekönigin.

Nach H. C. Anderſen.

Es liegt auf den Feldern der Schnee ſo hoch,
Doch ſchimmert dort Licht aus der Hütte noch;
Das Mädchen, es wartet beim Lampenſchein
Auf den Liebſten ſein.

'S iſt ſtill in der Mühle, das Rad ſteht ſogar.
Schnell glättet der Burſche ſein goldnes Haar,
Und ſpringt dann ſo luſtig und liebeheiß
Ueber Schnee und Eis.

Er ſingt um die Wett' mit dem ſtarken Wind,
Der färbt ihm noch ſchöner die Wangen geſchwind.
Schneekönigin naht auf dem Wolkenroß,
Ueber Feld und Schloß.

„Wie biſt du ſo ſchön im Schneelichtsſchein!
Dich wähl' ich zum Herzallerliebſten mein!
Komm', folg' mir und fahre mit mir daher
Ueber Berg und Meer."

Die Schneeflocken fallen ſo dicht und dicht.
„Meinem Blumennetz entfliehſt du doch nicht!
Wo hoch in die Lüfte der Schneeberg ſtarrt,
Unſer Brautbett harrt."

Jezt ſcheint aus der Hütte nicht mehr das Licht;
Im Ringeltanz wirbelt der Schnee ſo dicht,
Es fährt bei der Wolke ein Sternſchuß hinaus —
Dann iſt Alles aus!

Hell ſtrahlt die Sonne auf Feld und Hain —
Er ſchlummert ſo ſüß im Brautbett ſein!
Das Mädchen faßt Angſt, zur Mühle es geht —
Doch das Mühlrad ſteht!

2.

Das kranke Herz.

Nach demſelben.

Die Mutter:
„Was gingſt du aus der Kirche fort?
Willſt du den Staat nicht ſehen dort?
Klein Gretchens Trauung heute iſt.
Doch, guter Gott! wie bleich du biſt!
Du ſiehſt ja ganz wie damals aus
Als du — o Gott! ich denk's mit Graus!

Ein kleiner Knab' im Grase lagst:
Dich stach in den Fuß ein giftig Thier,
Vor Todesangst vergingst du schier —
Doch größer war noch meine Pein!
Den Fuß grub' in die Erd' ich ein;
Sie saugt' das Gift und hielt den Tod
Dir fern — so wollt's der gute Gott!"

Der Sohn:
„Ja, Mutter, ja die Erde heilt!
Im Herzen jezt das Gift mir weilt!
Erbarm' sich Gott! — ich fühl' es dort!
Die Erde saugt das Gift wohl fort —
O grab' das kranke Herz ihr ein,
Dann werd' ich bald genesen seyn!"

3.

Die Rose.

Nach demselben.

Du lächelst hier aus schön belaubter Hecke,
Wie einst der Engel auf das erste Paar.
Im Thau des Morgens baden sich die Blumen —
Auf dir glänzt nur Ein Tröpfen, rein und klar.

Ist's eine Thräne, die ein Elf geweinet,
Daß du doch sterben mußt, obgleich so schön?
In Jugendfüll', mit halb erschlossnen Blättern
Süß träumend, sehn wir dich auf Erden stehn.

Was träumest du? — Dein Traum kennt keine Schmerzen,
Dein Sein ist Liebe, dein Seele Duft,
Dein Ganzes ist das sel'ge Herz des Dichters,
Das Himmel sieht, wo Andre sehn nur Luft!

Aus England.

(Fortsetzung.)

Wie war mir doch, als ich jüngst, am 19ten Mai, den Geburtstag Victoriens, our all-beloved Queen, feiern sehen wollte! Welch Spektakel sah ich am 1. Mai in Paris mit an! Ich will keineswegs sagen, daß Louis Philipp allverhaßt, aber auf keinen Fall ist er „allbeliebt" zu nennen. Und doch, wie regte und tummelte es sich, trotz dem Regen, frühe schon in allen Straßen; als aber die Maisonne durchbrach und den Mittag so freundlich erheiterte, welche Menschenmasse strömte in dem Tuileriengarten, in den elysäischen Feldern zusammen. Alt und Jung freute sich, wenn auch nicht des Königs, doch mit ihm seines Daseyns und spielte und zechte und tanzte und schaute und ließ schauen im buntesten Durcheinander. Hier bot ein Charlatan seine Zahntinkturen, dort eine Kuchenhändlerin ihre Leckerbissen, da klapperten die Würfel, dort die Sous- und Zweisousstücke, mit denen die liebe Jugend — in Frankreich aber kann man mit vierzig Jahren immer noch jung thun — nach einem Ziele warf, das ein Stück Backwerk zum Gewinne brachte, wenn es getroffen wurde. Daneben waren andere Spiele zu Dutzenden, bei denen Blick, Hand, Fuß die Meisterschaft bewähren konnte, wie denn insbesondere die Spiele mir höchst charakteristisch für dieß kriegerische Volk erschienen, bei welchen mit der Armbrust, dem Blasrohr, der Flinte nach kleinen, hohlen Gypsfiguren zu schießen war, die sich im Kreise, senkrecht oder wagrecht vor dem Schützen drehten. Meist wurde vortrefflich getroffen, und die meisten Kunden zogen sich zu diesen Vergnügungen heran. Nur die Theater vermochten noch Größeres über die Masse, in denen abwechslungsweise der Algier'sche Feldzug und eine Reihe von Kämpfen gegen die (von Guizots wegen bei den damaligen Durchsuchungsrechtshändeln) in Oesterreicher eingekleideten Engländer mörderischerweise abgespielt wurde. Was hier nicht unterkam, das fand Jongleurs, Kunstreiter, Affen, Grisetten und Cancan. Die Kinder fuhren in Omnibus, mit denen vier bis sechs Ziegen unter den Bäumen hintrabten, saßen in russischen Schaukeln, oder ließen sich wägen. Musik dazu, schmetternde, lärmende, auf allen Seiten. Am Abend aber ein glitzerndes, schimmerndes, rasselndes und prasselndes, zischendes und krachendes, donnerndes und wetterndes Feuerwerk auf den Quais, dem Tuileriengarten gegenüber, dieser selbst wie in ein Lichtmeer getaucht, die öffentlichen Gebäude beleuchtet — es war Alles geschehen, um Frieden auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen zu bereiten.

Und dagegen der 19te Mai in London! In allen Ecken und Straßen sah ich mich nach dem Geburtstag der „Allgeliebten" um; ich konnte ihn nirgends finden. Mittags eine lange, ewiglange Carrossenreihe zu St. James-palace hinunter und herauf. Was die Großen, die Edelsteine und Perlen thun, geht das Volk nichts an. Dieses zieht seine Wege, wie sonst, eilig, geschäftig, bettelnd, spekulirend, stoßend und gestoßen. Nur Einer kann die Straßen ein Bischen stiller, feierlicher, decenter machen. Dieß ist der eine Herr im Himmel, wenn er Sonntag hält. Gegen Abend indessen kletterten Schmiede und Schlosser zu einigen Fenstern heraus, um den Geburtstag der Königin an denselben zu befestigen. Eine Krone und darunter die Buchstaben V. R. aus Gasröhrchen gebildet, durften in die Nacht hineinschimmern. Sie hatten schon vor einem Jahre gedient, vor

zwei, vor drei Jahren, sie werden noch manche Jahre vorhalten. Im einförmigsten, geschmacklosesten, ärmlichsten Einerlei wiederholte sich die Krone mit dem V. und R. an den Häusern der Hoflieferanten. Nur sie sind beleuchtet; sie wissen warum.

So wenig allgemeine öffentliche Theilnahme findet sich in England für ein Fest, an dem bei uns alle Glocken läuten, alle Degengriffe sich putzen und alle Tanzschuhe sich des Lebens freuen. So wenig will der Engländer von seiner Majestät, während der Franzose gleich Hunderttausende zu Raketen verlangt. Ist das Gleichgültigkeit, Mangel an Achtung? Man gehe durch den Strand, Regent-, Orford-Street u. s. w.; hier ist ein Modehändler, dort ein Bäcker, weiterhin ein Schuhmacher — der bedient die most gracious majesty, der die königliche Hoheit, den Prinzen Albert, der die Königin Wittwe, der die Herzogin von Cambridge, und im reichen Goldrahmen stellt er schwarz auf weiß die oberhofmeisterliche Urkunde darüber am Fenster zur Schau. Dahin strömt nun die Welt, die große und die kleine. Ein Shawl, den die Königin sich erlesen, hat des Mannes Glück gemacht; ein Brödchen, das Prinz Albert zum Thee ißt, geht reißend ab. So unabhängig von Ihrer Majestät in Allem, wo sie unsern Begriffen gemäß es nicht seyn sollten, so abhängig, wo sie es nach unsern Gewohnheiten nicht zu seyn brauchten — das ist etwas eigenthümlich Kindliches, Unfreies in John Bulls Art. Vor Pracht und Glanz, vor Macht und Größe, vor Adel und Hoheit hat er einen unbewußten, willenlosen Respekt. Dieser sizt ihm nicht im Kopfe, wie den Franzosen, denn seine Gedanken haben Anderes zu thun und zu berechnen, als die Perlen eines Diadems und die Orden eines Fürsten; er sizt ihm nicht im Herzen, wie dem Deutschen, denn wo euer Schatz ist, da ist euer Herz; und ihr armen und ihr reichen Gentlemen — euch dort ist's die Kartoffel, euch hier die Actie, was euer Herz bewegt. Es ist Gewohnheitssache, angeerbt von Alters her, eingelernt von Jung auf, mechanisch geübt, wie Essen, Trinken und Spulen.

Wer reimt mir aber diese Unterthänigkeit mit dem Stolz, dem Welt, Menschen, Irländer und Deutsche verachtenden Stolz der Engländer? Indeß verachtet John Bull offen nur das, was er braucht und gebraucht. Womit er nichts anfangen kann, was er nicht nöthig hat, das läßt er ruhig und unbekümmert, unbeachtet und unverachtet liegen. Er verachtet die Welt, die er sich Gut und Blut, zeitliche Ruhe, ja selbst ewiges Heil kosten läßt; er verachtet die Menschen, die ihm seine Maschinen treiben und seine Waaren abkaufen müssen; er verachtet die Irländer, ohne deren Kartoffeln und Hände er nicht leben kann; er verachtet die Deutschen, deren gute Gedanken und noch bessere Märkte ihm unentbehrlich sind. Er verachtet nur das, was er achten muß und auf was er seine sorglichste Acht hat. Dieß ist sein Stolz und das Wesen alles Stolzes. Was er daher äußerlich achtet, zu achten *scheint*, das verachtet er wieder, wenn auch im Stillen, ohne Wissen und Wollen. Der Respekt vor Hoheit und Majestät gründet sich daher nicht auf dieselbe, als solche, an sich betrachtet. Fremde Hoheit, wie alles Fremde, so lange er nicht berechenbaren Nutzen oder Schaden davon hat, kümmert ihn sehr wenig. Nur was er als das Seine, ihm Gehörige betrachten kann, ist ihm von Werth. So hat er Respekt vor seinem Adel, weil es der seinige ist, und nur deßwegen; so achtet er seinen König, weil es *sein* König, nicht weil es *ein* König. Der Deutsche lebt im Wesen, der Engländer in der Sache, der Franzose im Schein. Der Deutsche ist ideal, der Engländer real auch darin. Besitz, Eigenthum, das ist der Kern englischen Fühlens und Denkens; dieß ist sein Egoismus, dieß ist sein Stolz.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus der Schweiz, November.

(Schluß.)

Der Steinhof im Kanton Aargau.

Es ist unsere Absicht ganz und gar nicht, hier in eine vergleichende Werthung der Hypothesen einzutreten, welche bis jezt über das Phänomen der erratischen Blöcke aufgestellt worden sind; wir wollen nur einige Worte sagen über einen Ausflug, den wir neulich nach dem Steinhofe machten, einem Punkte der mittlern Schweiz, der es verdient, und von dem wir wünschen, daß er bald zu einem geologischen Wallfahrtsorte erhoben und von allen denjenigen gesehen werde, welche an den die Bildungsgeschichte unseres Planeten betreffenden Fragen ein lebhaftes Interesse nehmen. Man braucht kein großer Mineralog zu seyn und wenig von Geologie zu verstehen, um auf den ersten Blick zu sehen, daß auf allen Straßen des Emmenthales Steine herumliegen, die der Gegend nicht angehören und wesentlich von dem einheimischen Gestein verschieden sind. Und betrachtet man etwas näher das Material, aus welchem Marksteine, über kleine Gräben gelegte Platten, manche Brücke u. s. w. bestehen, so wird man gewahr, daß dasselbe weder Molasse, noch Kalkstein, sondern ein gneisartiger Granit ist. Dieses Gestein wird von den Emmenthalern seit uralten Zeiten Geisberger genannt, welche Bezeichnung nach Angabe eines ausgezeichneten Geologen der eigentliche deutsche Name für Granit ist. Wie schon oben bemerkt worden, findet sich dieser Geisberger in größern und kleinern Trümmern in dem durch Jura und Alpen gebildeten Thale verbreitet und wird derselbe häufig auf den Molassehügeln des Emmenthales angetroffen. Zwei und eine halbe Stunde von Burgdorf entfernt, auf dem Wege nach Langenthal, liegt das Dörfchen Hermißwyl, in dessen Wirthshause, dieß sey im Vorbeigehen bemerkt, man gute

Unterkunft findet, und von dem aus der Steinhof in weniger als einer halben Stunde erreicht werden kann. Am bezeichneten Hause selbst vorbei führt ein Weg nach der in westlicher Richtung liegenden Anhöhe, und ist man am Fuße derselben angelangt, so bemerkt man man schon hier zur Linken einen gewaltigen Geisberger, an dem aber im Lauf der Zeit schon so stark gehämmert und gemeißelt worden ist, daß er, wenn dieß noch eine kurze Weile so fortgeht, bald verschwunden seyn wird. Ist von hier aus der nur wenige hundert Fuß hohe Abhang erstiegen, so hat man von der Kante des Hügels nur einige Schritte einwärts zu gehen, um auf eine freie, sanft gegen den Jura sich abdachende und etwa eine halbe Geviertstunde umfassende Fläche zu kommen, welche eben die Oertlichkeit ausmacht, die man den Steinhof nennt und die ohne Zweifel so geheißen wird, weil sie der schönste und merkwürdigste Sammelpunkt von erratischen Blöcken ist, den man bis jezt im Emmenthaler Gebiet aufgefunden hat. Es dürfte wohl hier am Orte seyn zu sagen, daß Hugi, Studer und Desor die in Rede stehende Stelle schon vor einigen Jahren besucht und der Aufmerksamkeit der geologischen Welt empfohlen haben; auch stattete den Findlingen des Steinhofes der Erste der jezt lebenden Gebirgsforscher, L. von Buch, erst vor wenigen Wochen einen Besuch ab und fand dieselben, wie Schreiber dieser Linien weiß, so interessant, daß wir wohl hoffen dürfen, es werde der Begründer der neuern Geologie sich veranlaßt finden, die Ergebnisse seiner Beobachtungen zu veröffentlichen. — Man hat durchaus keine Mühe, in den grauen, auf dem bebauten Felde herumliegenden Steinmassen die gesuchten erratischen Granitblöcke zu erkennen, und vor allen zieht sofort ein in Nordost mächtig sich erhebender würfelförmiger Fels die Blicke auf sich, weßhalb der neugierige Besucher des Steinhofes auch nicht säumt, seine Schritte nach diesem Riesenfindling zu richten. Den Messungen Desors zufolge hat derselbe eine Länge von 45′, eine Breite von 42′ und eine Höhe von 30′; Studer gibt ihm einen Inhalt von 60,000 Quadratfuß, welche Angabe von derjenigen des Neuenburger Naturforschers nur wenig abweicht. Diese Messung bezieht sich jedoch nur auf den Theil des Blockes, der über dem Boden steht; denn der fragliche Riesenfindling, wie überhaupt alle erratischen Blöcke, welche den Steinhof bilden, liegen keineswegs frei, wie diejenigen, die wir auf den nach den Alpen schauenden Abhängen des Jura antreffen, sondern sie stecken zum Theil in der Erde. Wie tief dieselben in den Boden hinabreichen, ist unseres Wissens noch von Niemanden untersucht worden, weßhalb man auch deren wahre Größe nicht kennt. Als bemerkenswerthe Thatsache verdient angeführt zu werden, daß der große Block zersprungen und von mehreren Spalten durchsezt ist, auch neben ihm drei oder vier Trümmer liegen, welche wahrscheinlich Bruchstücke des Riesenfindlings sind und ihre Absonderung vom Mutterblock der gleichen Ursache verdanken, von der die erwähnten Spalten desselben herrühren. Einer dieser kleinern Blöcke erreicht beinahe die Höhe des großen und hat nach oben die Gestalt einer dreiseitigen Pyramide, deren Kanten ziemlich scharf zulaufen. In den tiefer liegenden Klüften des Hauptblockes findet man viele abgerundete Steine angehäuft, gleich dem in Flußbetten aufgehäuften Gerölle; dieselben scheinen jedoch im Laufe der Zeit von den Bearbeitern des umliegenden Ackerfelds dahin geworfen worden zu seyn und mit dem Transport des Felsen in keinerlei Art von Verbindung zu stehen. — So viel wir wissen, ist bis jezt noch von keinem Gebirgsforscher ausgemittelt worden, aus welchem Gebiete der Alpen die Findlinge des Steinhofes stammen; als wahrscheinlich erscheint es aber, daß das Muttergestein derselben im Berner Oberlande und zwar im höhern Theile des Aarthales, nämlich in der Nachbarschaft der Grimsel liege. Der nächste Ort, von dem die fraglichen erratischen Blöcke kommen konnten, ist also von demjenigen, den sie jezt einnehmen, wenigstens 9 oder 10 deutsche Meilen entfernt, aus welchem Umstand zur Genüge erhellt, daß die geologischen Ereignisse, in Folge deren Blöcke von 60,000 Kubikfuß oder einem Gewichte von nahe 100,000 Centnern so manche Meilen weit vom anstehenden Grundgestein losgerissen und fortgetrieben wurden, von ganz ausserordentlicher Art gewesen seyn müssen. Da die Geisberger ihrer Härte und Dauerhaftigkeit wegen als Bausteine sehr beliebt und gesucht sind, so werden deren auch im Emmenthal große Massen für Bauzwecke jährlich verbraucht, und es ist daher für den Gebirgsforscher die gegründete Besorgniß vorhanden, daß die interessantesten Findlinge in einer nahen Zukunft schon verschwunden und diese so bedeutungsvollen Denkmäler eines wichtigen geologischen Zeitalters dem Moloch der Industrie als Opfer gefallen seyn werden. Wie es nun historische Pflicht ist, die Baureste der Vorzeit vor Verfall und Vernichtung möglichst zu schüzen, so erscheint es auch höchst wünschenswerth, wichtige Denkzeichen der Bildungsgeschichte unseres Wohnplazes unversehrt der wissenschaftlichen Nachwelt zu erhalten. Noch ist zwar der größere Theil der Findlinge des Steinhofes unangetastet geblieben, denn wir fanden nur an wenigen Blöcken Spuren der zerstörungssüchtigen Hand des Menschen; allein allem Anschein nach droht diesem klassischen Orte erratischer Trümmer nahes Verderben und werden lüsterne Blicke namentlich auf den dasigen Riesenfindling geworfen. Ja es würde diesen lezteren sicherlich schon das Schicksal der Zertrümmerung getroffen und derselbe zu allen möglichen Bauten in den benachbarten Dörfern gedient haben, wären glücklicher Weise die Eigenthumsrechte auf das fragliche Gestein bisher nicht etwas zweifelhaft und daher streitig gewesen. — Der Steinhof ist eine vom Berner Gebiet gänzlich umschlossene und Solothurn angehörige Oertlichkeit. Die Regierung dieses Kantons würde sich um die geologische Wissenschaft ein wahres Verdienst und namentlich auch den Dank und die Anerkennung aller europäischen Gebirgsforscher erwerben, wenn dieselbe Sorge dafür trüge, daß die noch vorhandenen Findlinge des Steinhofes für immer unversehrt blieben und künftighin höchstens dem Hammer des Geologen gestattet wäre, diese kostbaren Trümmer zu berühren. Jedenfalls ist es aber im Interesse der Wissenschaft zu wünschen, daß der in Rede stehende Sammelort erratischer Blöcke so bald als möglich von einem tüchtigen Gebirgsforscher auf das Genaueste aufgenommen, gezeichnet und das Ergebniß einer solchen Arbeit in den Denkschriften der Geologie niedergelegt werde, damit auf spätere Geschlechter wenigstens eine treue Beschreibung der fraglichen Sache, wenn auch diese selbst nicht mehr komme. Geschieht das Eine oder das Andere, so ist die Hauptabsicht, in der diese Linien geschrieben und veröffentlicht wurden, vollkommen erreicht. X.

Auflösung des Räthsels in Nr. 285:
Die Sorge.

Beilagen:
Intelligenzblatt Nr. 35 und Monatsregister November.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenz-Blatt. Nro. 35.

Mittwoch, 30. November 1842.

Gedichte Sr. Majestät des Königs Ludwig von Bayern.

Dritte, um einen Band vermehrte Auflage.

In der Liter.-artistischen Anstalt in München ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gedichte
Ludwig des Ersten,
Königs von Bayern.

Drei Theile.

Preis geheftet 7 fl. rhein. oder 4 Rthlr.

Für die Besitzer der frühern Auflagen des ersten und zweiten Theils wird auch besonders abgegeben

Derselben Gedichte

Dritter Theil.

Preis geheftet 3 fl. rhein. oder 1 Rthlr. 20 Gr.

---

[500] In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Napoleons Ansichten

von der Gottheit Jesu,

sowie von Religion, Priestern und Kirchenthum, Protestantismus und Katholicismus. Durch D. G. v. Ekendahl. gr. 8. geh. 1¼ Rthlr. 2 fl. 15 kr.

Diese interessante Schrift ist hervorgerufen durch das kürzlich in Paris erschienene Sentiment de Napoléon sur la divinité de Jésus-Christ. par Mr. le Chevalier de Beauterne, wovon sie jedoch keineswegs eine bloße Uebersetzung ist. Sie ist als die Quintessenz der versprochenen Conversations réligieuses de Napoléon zu betrachten (vergl. Blätter f. literar. Unterhaltg., 1841, No. 298) und zeigt namentlich, wie Napoleon über solche confessionelle Kontroversen gedacht hat, welche seit dem 30. Nov. 1837, die Gemüther so sehr bewegt haben.

---

[509] Bei C. F. Winter, akademische Verlagshandlung in Heidelberg, ist erschienen:

Sophokles,

übersetzt von J. J. C. Donner.

Zweite, verb. Auflage in 2 Bänden. gr. 8. geh.

Subscriptionspreis: 2 Rthlr. oder 3 fl. 36 kr.

Mehr und mehr wächst das Verlangen aller Gebildeten nach guten Uebersetzungen der Meisterwerke griechischer Literatur.

Wer sich an der großartigen Schönheit Homers erfreut, der wendet sich auch zu den Dichtungen der griechischen Tragiker voll Ernst, Einfachheit und Tiefe; denn sie führen ein in das Verständniß griechischen Sinnes und Lebens, griechischer Kunst und Poesie.

Uebersetzungen, wie die des Sophokles und Euripides von Donner und des Aeschylus von Heinrich Voß, welche bei großer Treue und meisterhafter Behandlung des Versmaßes und der Sprache, den dichterischen Geist des Originals genial auffassen und wiedergeben, sind deßhalb mit ungetheiltem Beifall aufgenommen worden. In der Donner'schen Uebersetzung sind auch die griechischen Tragödien (auf Ludwig Tieck's Vorschlag) in Berlin, Leipzig ꝛc. auf die deutsche Bühne gebracht worden.

Zu einem Geschenk unter sinnigen Freunden lassen sich kaum passendere Schriften finden.

Die Ausstattung ist sehr elegant.

Sämmtliche Tragödien des Sophokles, übersetzt von Donner, sind auch einzeln à 8 gGr. (10 Sgr.) oder 36 kr. zu haben.

---

[511] In der Enslin'schen Buchhandlung (Ferd. Müller) in Berlin ist erschienen und zu haben:

Sammlung der vorzüglichsten Denkmäler der Architektur, Sculptur und Malerei, vorzugsweise in Italien vom IV. bis zum XVI. Jahrhundert. In 3535 Abbildungen auf 328 Kupfertafeln in Folio, gesammelt und zusammengestellt durch F. B. L. G. Seroux-d'Agincourt, nebst Einleitungen und erläuterndem Texte herausgegeben von A. Ferd. v. Quast. In III Abtheilungen: Architectur, Sculptur und Malerei. — In

In vier Bänden brochirt incl. der Einleitungen und Texte in 4to. Preis: 35 Thlr. 10 Sgr.

Einzelne Abtheilungen.

I. Abthlg.: Architectur, mit 1362 Abbildungen auf 73 Kupfertafeln in Folio incl. Einleitungen und Texte in 4to. Broch. 9 Thlr. 10 Sgr.

II. Abthlg.: Sculptur, mit 630 Abbildungen auf 51 Kupfertafeln in Folio, incl. Einleitungen und Texte in 4to. Broch. 7 Thlr. 10 Sgr.

III. Abthlg: Malerei, mit 1343 Abbildungen auf 201 Kupfertafeln in Folio, incl. Einleitungen und Texte in 4to. Broch. 20 Thlr. 20 Sgr.

---

[520] In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Amrilkais,

der Dichter und König.

Sein Leben dargestellt in seinen Liedern.

Aus dem Arabischen übertragen

von

Friedrich Rückert.

gr. 8. Velinp. broch. Preis 1 fl. 36 kr. oder 1 Rthlr.

Inhalt:

Amrilkais Ben Hodschr. — I. **Seine Jugend.** Die Liebesabenteuer. Die Sorgennacht. Die Lebensmühen. Der Jagdritt. Die Regenschau. **Aus dem Diwan des Amrilkais.** Erinnerung an Selma. Besbasa. Der gefährliche Besuch. Ommo Dschondob. Umeima. Eine Ungenannte. Die Trennung in Jemama. Suleima. Esma. Mawija. Selma's Reiz. Hind's Freier. Die geliebte Hirr. An die Tochter des Ameri. Trotzgedicht gegen Sabi Ben Auf. Gegen die Drohungen und Ansprüche seines Vetters Abul Aßwad. Der gute Kamerad. Der Bekehrte. Schamus. Die Zeitgenossenschaft. Die vier vorbehaltenen Stücke. Die Besendete. Der Regen. Der Wettgesang. **II. Sein Leben in seinen Liedern.** Als ihn die plötzliche Nachricht von der Ermordung seines Vaters traf. An seine Tochter Hind. Ueber seine fehlgeschlagene Unternehmung gegen Ben Eßed. Siegeslied. Loblied auf Oweir. Der Treulose und der Treue. Abermals zu Ehren Oweir's und der Beni Auf. Als er in seiner Bedrängniß sich an die Beni Schemedscha Ben Dscherm wendete (oder wenden sollte). Zu Ehren des Tarif Ben Malek. In Ungeduld und Unmuth über seine geraubten Kamele. Mutiger Ritt. Ein Sinnspruch. Als er bei Abu Hanbal von den Beni Thoal einkehrte. Während er am Berg Adscha in Tai, bei den Beni Thoal, den berühmten Bogenschützen, sich sicher fand. Der Bogenschütze von Thoal. Zu Ehren zweier Jäger von Tai. Betrachtung. Erinnerung an die erste Niederlage seines Geschlechts. Er gedenkt seiner Schwester. Hinfälligkeit. Der Kranke. Des Dichters Lebensweisheit. Er versenket sich in Erinnerungen. Auf der Reise durch Syrien nach Konstantinopel. Krank, auf der Rückreise vom Kaiser. Sein letztes Gedicht.

Stuttgart und Tübingen, Nov. 1842.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[514] Bei **G. M. Meyer** jun. in Braunschweig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Biblioth. class. Opern in Clav.-Ausz. mit italien. oder franz. Original- und deutsch. Texte, Imperial-Quer-Octav, 19te Lieferung, enthaltend:

Rossini's Die Belagerung von Corinth. Subscr.-Preis. 2 Thlr. 15 Sgr.

Es ist dies nicht nur die *einzige, ganz vollständige*, sondern auch eine *sehr correcte, elegante* und *wohlfeile* Ausgabe, und bedarf keiner weitern Empfehlung.

Die aus denselben Gründen mit ungetheiltem Beifall aufgenommenen ersten 18 Lieferungen enthalten:

Spontini's *Vestalin* 1⅚ Thlr., Rossini's *Tancred* 1⅔ Thlr., Cherubini's *Wasserträger* 1⅙ Thlr., Beethoven's *Fidelio* 1½ Thlr., Auber's *Stumme v. Portici* 2½ Thlr., Weigl's *Schweizerfamilie* 25 sgr., Rossini's *Barbier v. Sevilla* 1⅔ Thlr., Winter's *Opferfest* 1⅔ Thlr., Méhul's *Joseph* 1⅙ Thlr., Boieldieu's *weisse Dame* 2 Thlr., Rossini's *Othello* 1⅚ Thlr., Paer's *Sargino* 1⅚ Thlr., Cimarosa's *Die heimliche Ehe* 2 Thlr., Boieldieu's *Johann von Paris* 1⅕ Thlr., Rossini's *Die diebische Elster* 2½ Thlr., Bellini's *Norma* 1⅚ Thlr., Bellini's *Die Unbekannte (la straniera)* 1⅚ Thlr., Rossini's *Semiramide* 3 Thlr.

In *neuen, eleganten* Ausgaben sind ferner zu haben:

Mozart's 7 *Opern* im Clav.-Ausz. *complett* 9 Thlr.

dieselben *einzeln*: *Don Juan* 1⅘ Thlr., *Titus* 1 Thl., *Die Zauberflöte* 1⅓ Thlr., *Figaro's Hochzeit* 1⅚ Thlr., *Die Entführung a. d. Serail* 1⅓ Thlr., *Così fan tutte* (Weibertreue) 1⅘ Thlr., *Idomeneus* 1½ Thlr.

---

[508] In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart ist erschienen:

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Monat Oktober 1842.

Größere Aufsätze.

Mittheilungen aus einem Tagebuch über Sicilien. 1) Palermo. 2) Die Ostküste. — Der indische Schlangenzauberer. — Mitylene. — Karroglu. — Die Kolonie in Neufundland. — Der Handel in Tauris. — Das alte Busaslos. — Stizzen aus London. 3) Vergnügungen des Engländers. 2) Eröffnung eines Theaters. 5) Die Vauxhallgärten als Phönix und der Luftschiffer Green. 6) Der Themsetunnel und der Ingenieur Brunel. 7) Die britische und ausländische Schulgesellschaft. 8) Die Moorfieldskapelle. — Radeschdins Reise in die südslavischen Länder. — Etwas über den grönländischen Wallfischfang. — Statistische Nachrichten über Griechenland. Dritter Artikel. Vierter Artikel: Militärwesen. — Die indischen Völker und ihre Sprachen. — Massons Reisen in Beludschistan, Afghanistan und dem Pendschab. 1) Einleitung. 2) Die Indusgränze. 3) Die inneren Verhältnisse Afghanistans. 4) Bemerkungen über Beludschistan. — Serbska Jutnicka. — Stizzen aus Pecking. 5) Der erste Minister, Rasches Steigen und Fallen der Beamten, medizinische Ansichten der Chinesen. — Aberglaube der Walachen. — Ein Aufenthalt in Alicante. — Petersburger Stizzen. von Treumund Welp. — Rahimdad der Brahui. — Der Gummihandel am Senegal. — Ueber das Steigen und Fallen des Genfersees. — Der artesische Brunnen von Grenelle. — Die Räuber im Archipel. — Das Königreich Neapel. — Die periodische Presse in Rußland. — Nachricht von dem weißen Nil, Alterthümer zwischen Kordofan und Darfur. — Die Bewohner der Mosquito-Küste. — Ein Zweikampf in Irland. — Die Naturforscherversammlung in Stockholm. — Die Verhältnisse in Canada.

Chronik der Reisen.

Touren in Ungarn. 3. Reise durch die Militärgränze des Banats. 4. Reise von Temeswar nach Pesth. Missionsarbeiten und Lebensbilder in Südafrika.

Kleinere Mittheilungen.

Eine schwimmende Insel. — Münzenfund in England. — Phonographie. — Audubons Wort über die vierfüßigen

Thiere Amerika's. — Gränzverhältnisse zwischen Abyssinien und Sennaar. — Unterseeischer Vulkan. — Lage von Antober. — Kanalarbeiten in Oberägypten. — Thätigkeit der Mäßigkeitsgesellschaften in Amerika. — Mittel gegen das Durchgehen der Pferde. — Auswanderung aus England. — Römisch-griechische Alterthümer in Aegypten. — Neue Seymaschine. — Strategische Straßen in der Vendee. — Pottasche aus Indigostängeln. — Sanskritmanuscripte über Astronomie. — Ungeheures Mosaik-Pflaster in Spanien. — Zucker aus Cactusfeigen. — Verbrauch von geistigen Getränken in England. — Realeigenthum und Armensteuer in England. — Die Saludadus. — Entdeckung von König Alpins Grab. — Die Klöster der Fruschka Gora. — Werth des Grundeigenthums in Frankreich. — Pferdebändigung an der Mosquitoküste. — Grammatik der Sprache in der Nähe der Kolonie Südaustralien. — Chinesische Literatur. — Brüten von Papagaien in Europa. — Aufgefundene Inschrift im Innern einer alten Statue. — Kohlenlager in Lancashire. — Ein Zigeunergericht in London. — Sonderbarer Diebstahl. — Zahl der Schiffe in England. — Projektirte Reise Castelnau's durch Südamerika hindurch. — Der Reisende Diard. — Statistik von London. — Die Engländer über die Kölner Dom-Rede des Königs von Preußen. — Bildungsstufe auf den jonischen Inseln. — Die Mennoniten in Rußland. — Wörterbuch der russischen Akademie. — Neue Locomotive mit komprimirter Luft. — Die Korinthenpflanzungen in Zante. — Hafenbauten in Frankreich. — Ehrenbezeugungen für Sir Alexander Burnes. — Erdbeben in Schottland. — Schneller Nachdruck in den Vereinigten Staaten. — Wiederum die Seeschlange. — Auffindung eines antiken Halsringes in Schweden. — Ein gewichtiger Mann.

---

[517] Bei W. Einhorn in Leipzig ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Theater

von

Friedrich von Heyden.

1r Theil enth.: Nadine, Trauerspiel in 5 Aufzügen. Die Modernen, Lustspiel in 5 Aufzügen.
2r Theil: Der Liebe Zauber, Schauspiel in 5 Aufzügen. Album und Wechsel, Schauspiel in 5 Aufzügen.
3r Theil: Der Spiegel des Okbar, Trauerspiel in 5 Aufzügen. Der Geschäftsführer, Lustspiel in 5 Aufzügen. Geheimnisse und ihr Ende, Lustspiel in 3 Aufzügen.

(Preis eines jeden Bandes 1⅔ Rthlr.)

Andenken

an

Bartholomäus Fischenich.

Meist aus Briefen

Friedrichs von Schiller und Charlottens von Schiller.

Von

Dr. J. H. Hennes.

8. broch. Preis 1 fl. oder 16 Gr.

Diese dem Andenken eines bisher nur in engerm Kreise geliebten und geehrten Mannes gewidmete Schrift wird durch die hier zum ersten Mal gedruckten Briefe Schillers und seiner Gattin, die ihm Beide auf ihr Familienleben sich beziehende Mittheilungen der vertraulichsten Art machen, eine der anziehendsten von allen, die uns Beiträge zur Biographie des großen Dichters geliefert haben. Indem uns in das Innerste seiner häuslichen Verhältnisse ein Blick vergönnt wird, und wir hier sehen, wie sehr er geliebt wurde, tritt er mehr als durch irgend ein anderes Werk auch unserem Herzen näher. Vor Allem, was diese Schrift enthält, sind die darin mitgetheilten Briefe der Wittwe Schillers interessant und bedeutend. Neben der hohen Gestalt des Dichters sehen wir ein anderes, nicht minder edles und schönes Bild vor uns stehen, das Bild seiner Gattin, die wir, bei ihrem reichen und tiefen Gefühl und ihrer seelenvollen Innigkeit, als ihm geistig ebenbürtig kennen lernen. Man darf vielleicht von ihr behaupten, daß sie, ohne selbst je eine Ahnung davon gehabt zu haben, künftig durch ihre Briefe eine hohe Stelle in unserer Literatur einnehmen wird. Wenn die Briefe der Frau von Sevigné, auf die unsere Nachbarn als auf ein berühmtes Denkmal ihrer Literatur hinweisen, gleichsam inhaltleer sind, uns kalt lassen und nur der schönen Form wegen Gegenstand der Bewunderung sind: so werden die Briefe von Frau von Schiller, die durch die schöne Form und den edlen und reichen Gehalt zugleich anziehen, mit größerem Rechte in den Kreis der deutschen Literatur eintreten und als eine ihrer schönsten Zierden gelten.

Die Kölner Zeitung vom 14. März d. J. äußert sich über diese Schrift wie folgt: „Nicht allein über Fischenich erhalten wir hier manche authentische Nachricht, sondern auch über Schiller, in sehr interessanten, von ihm und seiner Gattin an Fischenich, den Freund gerichteten Briefen, welche viele Beziehungen des Herzens und des Privatlebens von Schiller besser aufschließen, als andere der Oeffentlichkeit von vorn herein bestimmte Mittheilungen. Schiller und Fischenich, beide gewinnen dadurch in ihrer menschlichen Würdigkeit ein nur noch höher hervortretendes Relief."

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[505] Im Verlage von J. Urban Kern in Breslau sind so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Lieder eines Erwachenden.

Von Moritz Graf Strachwitz.

Motto: „Ich seh' die Morgenwolke leuchtend steigen."
Anastasius Grün.

Gr. 8. Auf gutem Velinpap. Eleg. geh. 22½ Sgr.

Das freie kräftige Leben, die echte Poesie, welche in diesen genialen Dichtungen walten, werden ihnen bald, neben Herwegh, Grün u. A., einen weiten Kreis von Freunden erwerben.

Ansichten

über

Natur- und Seelenleben

von

Joh. Heinrich Ferdinand Autenrieth,

Kanzler der Universität Tübingen,

nach seinem Tode herausgegeben von seinem Sohne

Hermann Friedrich Autenrieth,

ordentl. Lehrer der Heilkunde zu Tübingen.

gr. 8. Preis 4 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr. 16 Gr.

Inhalt: 1) Die Verhältnisse des Lebens und der ihm zu Grund liegenden Kraft. 2) Der Instinkt und seine Begründung in dem Bildungstriebe der vegetativen Lebenskraft. 3) Natürliche Geschichte des Menschen. 4) Welche Erscheinung ist der Mensch in der Natur? 5) Verbindung der Seele mit dem organischen Körper; Entwicklung des

Charakters der Persönlichkeit in der Reihe der Wesen. 6) Gründe gegen den Materialismus. 7) Natürliche Hoffnung des Menschen in Bezug auf ein Jenseits. 8) Die Raumwelt und die Unräumlichkeit der Seele. 9) Meinungen verschiedener Zeitalter vom Sitze der Seele. 10) Wissenschaft des Menschen; seine angeborene Beschränktheit hierin.

Vor mehr als dreißig Jahren eröffnete Autenrieth seine Laufbahn als Naturforscher mit einem Umriß der Physiologie, welcher eine wahre Fundgrube der scharfsinnigsten Beobachtungen und wahrhaft divinatorischer Ideen war, die auch für die Wissenschaft die reichsten Früchte getragen haben. Nachdem der geniale Mann in einem reichen, thätigen Leben die mannigfachsten Kenntnisse und Erfahrungen gesammelt, nachdem sein umfassender Geist die höchste Reife erlangt, welche dem Menschen überhaupt diesseits beschieden ist, drängte es ihn in seinen letzten Jahren, seine Weltansicht und seine Ueberzeugung in einem eigenen Werke niederzulegen. Seine Laufbahn und ganze Geistesrichtung mußten ihn dahin treiben, daß er die Welt des Uebersinnlichen auf dem Grund der unmittelbaren sinnlichen Beobachtung construirte, und die Quelle einer ewig wahren Psychologie in der Physiologie suchte und fand. Er beabsichtigte, vom Standpunkt des Naturforschers aus das Räthsel des Lebens in seiner sinnlichen Erscheinung und seinem Zusammenhang mit einer übersinnlichen jenseitigen Welt in einem vollständigen System zu entwickeln. Leider hat der Tod die große, jedoch in den Hauptzügen schon ziemlich weit gediehene Arbeit unterbrochen, aber auch als Bruchstück ist sie von großer Bedeutung, und der Herausgeber, der Sohn des Verstorbenen, hat sich bemüht, indem er die größern Abhandlungen, welche er im schriftlichen Nachlaß seines Vaters fand, mit kurzen Stücken aus frühern Schriften desselben verflocht, ein Ganzes mit Halt und Zusammenhang darzustellen. Das vorliegende Werk enthält somit, was einer der genialsten Männer, einer der scharfsinnigsten Forscher über die wichtigsten Interessen und theuersten Hoffnungen der Menschheit, über Leben überhaupt, über das flüchtige Auftreten des Menschen auf Erden und seine Stellung im All, über das Verhältniß der Lebenskraft einerseits zum organischen Stoff, andrerseits zur ewigen Quelle alles Lebens, über Raum und Unräumlichkeit der Seele, über die Ansprüche des Menschen auf Fortdauer gedacht und in den letzten Lebensjahren niedergeschrieben hat, und es mag wohl für die Wissenschaft des Uebersinnlichen so viele fruchtbare Keime enthalten, als seiner Zeit jene berühmte Physiologie für die Kenntniß des organischen Körpers.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[516] **Vollständig** ist jetzt bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Geschichte der Hohenstaufen

und ihrer Zeit

von

Friedrich von Raumer.

Zweite verbesserte und vermehrte Auflage.

In 6 Bänden oder 24 Lieferungen.

Ausgabe Nr. 1, auf gutem Maschinenvelinp., 12 Thlr.
Ausgabe Nr. 2, auf extrafeinem Velinpap., 24 Thlr.

Die Kupfer und Karten der ersten Auflage 2 Thlr.

Sollte Jemand sich dieses ausgezeichnete Werk nach und nach anschaffen wollen, so sind alle Buchhandlungen in den Stand gesetzt, es in beliebigen Zwischenräumen lieferungs- oder bandweise abzugeben.

---

[515] So eben erschien:

Volks-Kalender

für 1843.

Mit Stahlstichen und Holzschnitten.

Herausgegeben von

Karl Steffens.

Elegant geheftet. Preis: 12½ Sgr.

Es bedarf wohl keiner Empfehlung zu dieser Anzeige. Dieser Kalender ist als der schönste und beste, als ein wahrer Pracht-Kalender überall anerkannt worden.

Demselben schließt sich an:

Der Hausfreund

in Hütten und Palästen

von

Karl Steffens.

Monatlich eine Lieferung von 2 Bogen Text und einem herrlichen Stahlstich.

Jede Lieferung kostet nur 3 Sgr.

Die erste Lieferung ist bereits in allen Buchhandlungen vorräthig.

M. Simion in Berlin.

---

[493] So eben erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Neue Fütterungsmethode für Pferde

welche

11,081 Rthlr. 6 Gr. jährliche Ersparung bei 300 Pferden, 1108 Rthlr. 3 Gr. bei 30 Pferden, also 36 Rthlr. 22 Gr. an einem Pferde bietet.

Preis 16 Gr. oder 1 fl. 12 kr.

---

[464] In Unterzeichnetem ist erschienen:

Der freie deutsche Rhein.

Geschichtliche und staatswirthschaftliche Entwicklung der Gesetzgebung des Rheins.

Von

H. B. Oppenheim,

Dozenten der Rechte zu Heidelberg.

8. broch. Preis 1 fl. 36 kr. oder 1 Rthlr.

Inhalt: 1) Einleitung. 2) Ueber Flußrecht im Allgemeinen. 3) Aelteste Geschichte des Rheins. Fränkische Zeit. 4) Erste deutsche Zeit. Das Reich. 5) Zeit der Städte-Verbindungen. Rheinischer Bund. 6) Von der goldenen Bulle an. Einfluß der Rheinischen Churfürsten. 7) Zeit des Verfalls. 8) Letzte Entwicklung durch Wahlcapitulationen und Friedensschlüsse. 9) Neuere Zeit. Französische Zeit und Rheinbund. 10) Verhandlungen zu Wien seit dem Pariser Frieden. 11) Zustände nach der Wiener Convention und Verhandlungen der Central-Commission. 12) Neueste Gesetzgebung.

Ein Theil unseres schönen Bodens und der schiffbarste Strom Deutschlands ist der Stoff zu so viel nationalen und rein praktischen Fragen, daß diese historische Beleuchtung derselben in unserer Zeit gewiß mit allgemeinem Interesse aufgenommen werden wird.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Sechsunddreissigſter Jahrgang.

1842.

December.

Stuttgart und Tübingen,
im Verlage der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Das Morgenblatt.

Der Gedanke, in einer unterhaltenden und belehrenden Zeitschrift die Literatur und die ganze Bildung der Gegenwart, mit Ausschluß der politischen Tagesgeschichte, auf würdige Weise zu repräsentiren, ist dem Morgenblatt bei seiner Stiftung im Jahr 1806 zu Grund gelegt und seitdem festgehalten worden.

Für die literarische Kritik und für die Kunst sind längst besondere Beilagen angeordnet, und für diese beiden Zweige selbstständige Redaktionen bestellt.

Dem eigentlichen Unterhaltungsblatt bleibt im Allgemeinsten die Aufgabe, der vaterländischen Literatur, besonders der Poesie in ihren verschiedenen Zweigen, als Organ zu dienen, und dann, die allgemeinen Fortschritte in Literatur, Wissenschaft und Kunst in ihrem Bezug auf das Leben der Völker, die Bewegung und Entwicklung der Gesellschaft möglichst vielseitig zur Anschauung zu bringen. — Das **Morgenblatt** kann, der oben angedeuteten Idee gemäß, den verschiedenartigsten Stoff in sich aufnehmen. Hinsichtlich der Form wird dabei die Rücksicht festgehalten, daß das Ernste, wissenschaftlich Belehrende nicht sowohl erschöpfen, als anregend wirken, das Anziehende und Unterhaltende aber sich möglichst vom Gemeinen fernhalten soll.

Das Material zerfällt in folgende Hauptabschnitte:

Poesie. Gedichte lyrischen, beschreibenden, erzählenden, epigrammatischen, satirischen Inhalts; Bruchstücke ungedruckter dramatischer Dichtungen; Dichtungen jeder Form aus dem erzählenden Fache. Von den interessantesten Produkten fremder Literaturen werden Uebersetzungen oder Bruchstücke mitgetheilt.

Leben. Schilderungen des Volkslebens in allen Kreisen und Beziehungen, in ernster und komischer Form, Reisebeschreibungen und Auszüge aus solchen, fortlaufende Berichte von den wichtigsten Orten über die gesellschaftlichen und literarischen Verhältnisse, über Kunst, Bühne, Musik. Der Zweck und die Oekonomie der Blatter erlauben übrigens nicht, von irgend einem Orte eine eigentliche Musik- und Theater-Chronik zu geben, und dergleichen Leistungen überhaupt anders als in Bezug auf's Allgemeine zu besprechen. Auch dem Wechsel der äußern Lebensformen, den Moden, den Verfeinerungen aller Art wird die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt, mit der nothwendigen Rücksicht, daß hier nur die bezeichnendsten Formen angedeutet, die vornehmsten Resultate hervorgehoben werden können.

Geschichte. Das **Morgenblatt** eignet sich auf diesem Felde vorzüglich an: Kulturgeschichte, wichtige archäologische Entdeckungen, Denkwürdigkeiten aus der nächsten Vergangenheit, Beiträge zur Bildungsgeschichte berühmter Manner, ungedruckte Arbeiten und Briefe derselben u. s. w.

Wissenschaft. Fortlaufende Notizen über die wichtigsten Entdeckungen und Erfindungen; Darstellung der interessantesten Ansichten vorzüglich in den Fachern, welche in nächster Beziehung zum Leben und der Entwicklung der gesellschaftlichen Verhältnisse stehen, in den philosophischen und Naturwissenschaften im weitesten Sinne. Der Hauptgesichtspunkt dabei ist, sowohl elementarische Didaktik als streng wissenschaftliche Sprache zu vermeiden, und dem Ernsten und Wissenswürdigen durch ansprechende Form Eingang zu verschaffen.

Ein sich stets erneuernder und verjüngender Kreis schätzbarer Mitarbeiter sichert der Redaktion die Mittel, der Zeitschrift den Ruf zu erhalten, dessen sie schon so lange genießt. Schriftsteller, welche der Redaktion die Ehre erweisen, sie in ihren Bemühungen zu unterstützen, werden ihre Beiträge, wenn diese dem Zweck und dem Charakter der Blätter entsprechen, dankbar angenommen und von der Buchhandlung angemessen honorirt sehen.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. Für literarische Anzeigen werden besondere Intelligenzblatter beigelegt.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhaltsanzeige.

Das Literaturblatt

stellt sich die Aufgabe, über alle Erscheinungen der neuesten Literatur zu berichten, die für den größern gebildeten Leserkreis von Interesse seyn können, d. h. über die vorzüglichsten neuern Dichterwerke, so wie über alle Gattungen der vorherrschenden Unterhaltungsliteratur; ferner über wichtige neue Forschungen aller Art, durch welche der Horizont des menschlichen Wissens erweitert wird, in Länder- und Völkerkunde und Geschichte, in allen Gebieten der socialen Kultur und selbst in den strengern Wissenschaften, sofern Werke dieser Art großes Aufsehen erregen und für das praktische Leben nicht ohne Folgen sind, so daß sie keinem Gebildeten fremd bleiben dürfen. Dem Zwecke solcher literarischen Mittheilungen sagt die referirende Form am besten zu, die in möglichster Kürze den wesentlichen Inhalt eines Werkes bezeichnet, und das Zusammenordnen nach Fächern, wodurch dem Leser eine Uebersicht und eine Vergleichung des Verwandten gewährt wird. Der scherzende Ton ist nicht ausgeschlossen, wo es der Gegenstand mit sich bringt oder erlaubt, die Strenge der verdammenden Kritik aber gewissenhaft nur ganz verwerflichen Tendenzen vorbehalten.

Das Kunstblatt.

Durch die Wahrnehmung einer vermehrten und vielversprechenden Wirksamkeit der bildenden Kunst wurde im Jahr 1819 das Erscheinen des **Kunstblatts** als regelmäßiger Beilage des **Morgenblatts** veranlaßt. Die Absicht dieses Unternehmens konnte nur seyn, die Kunstbestrebungen der Gegenwart und Vorzeit einem weitern Kreise als dem, welchem deren unmittelbare Anschauung zu Gebote steht, bekannt zu machen und dadurch zu allgemeiner Erweckung und Ausbildung des Kunstsinns beizutragen. Diesen Zweck hat die Redaktion von Anfang bis jezt verfolgt und betrachtet ihn, bei der weitgreifenden Entwicklung und vielfachen Begünstigung, welche die Kunst seitdem gewonnen hat, fortdauernd als Richtschnur ihres Bestrebens.

Das **Kunstblatt** bemüht sich zuvörderst, übersichtliche Berichte über die Leistungen der lebenden Kunst aus den Hauptorten ihrer Thatigkeit zu liefern, und was in diesen nicht Erwähnung findet, durch kurze Nachrichten zu ergänzen. Jene Berichte können erzählend und beurtheilend seyn; in denen lezterer Art spricht jeder Mitarbeiter seine individuelle Meinung aus, die Redaktion jedoch hat sich die Umsicht und Billigkeit zum Augenmerk gesezt, welche durch Liebe zur Sache überhaupt geboten ist.

An diese Uebersichten knüpfen sich Berichte über die Förderungen, welche der Kunst durch persönliche Gönner und die ihr gewidmeten Anstalten und Vereine zu Theil werden, Beschreibungen und Beurtheilungen einzelner ausgezeichneter Werke der Architektur, Sculptur und Malerei, Anzeigen neuer Kupferstiche und Lithographien, Nachrichten über neue Erfindungen, Biographien lebender oder kürzlich verstorbener Künstler, und Abhandlungen über Gegenstände der Theorie und Philosophie der Kunst.

Die Kenntniß früherer Kunstperioden suchen Beiträge mannigfaltiger Art zu fördern; das vorchristliche Alterthum und jede für dessen Verständniß wichtige Forschung und Entdeckung, ingleichen die Anfänge der christlichen Kunst, ihre Blüthe und ihr Fortgang bis auf unsere Zeit, sind in diesem Gebiete zu berücksichtigen.

Zugleich verlangt die archäologische und artistische Literatur eine fortwährende Beachtung, weßhalb Anzeigen, Beurtheilungen und kurze Notizen über neu erscheinende Bücher und Kunstwerke eine möglichst umfassende Uebersicht zu geben bestimmt sind.

Endlich steht auch den Anzeigen des Kunst- und Buchhandels, so weit sie die bildende Kunst angehen, ein mäßiger Raum des Blattes offen.

Dankbar erkennt die Redaktion die ihr bisher zu Theil gewordene Mitwirkung vieler ausgezeichneter Gelehrten und Künstler; im Einverständniß mit der Verlagshandlung wird sie bemüht seyn, dem **Kunstblatt** ferner eine gleiche Theilnahme zu erhalten.

Der Jahrgang des „**Morgenblatts,**“ mit Einschluß des „**Literaturblatts**“ und „**Kunstblatts,**“ kostet 20 fl.
Der Jahrgang des „**Literaturblatts**“ und „**Kunstblatts,**“ ohne das „**Morgenblatt**“ . . . . . 10 fl.
Der Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „**Literaturblatt**“ . . . . . 6 fl.
das „**Kunstblatt**“ . . . . . 5 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Hauptpostamt in Stuttgart, das „**Morgenblatt**“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Der Poet und der Teufel. Von H. Hoffmann. 287. 288.
Die Schenken von Wargula. Von Ph. H. Welcker. 291. 292.
Ein Grablied. Von F. Freiligrath. 296.
Aus der Tragödie: „König Richard.“ Von E. Geibel. 297—300.
Die zwei Schwestern. Von F. Freiligrath. 302.
Lieder von Georg Rapp. 304.
Die Riesen. Von Ph. H. Welcker. 312.
Geschnitzel. Von Th. Scheerer. 313.

Logogriph.

Allee. 299.

Homonyme.

Der Gang. 305.

Erzählungen.

Aus den Papieren eines alten Herrn. Von A. von Sternberg. 289—296.
Sagen und Geschichten aus dem Lechrain. 301—312.

Reisen.

Fünf Wochen in Verona. Von Fr. L. Bährlen. 298—303.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Aus England. 287. 288. 289. 290. — 293. 294. 295. 296. 297. — 305. 306. 307. 308. 309. 310.
Noch etwas vom deutschen Schauspiel. 310—313.

Korrespondenz.

Berlin. 287. 288. 289. 290. — 295. 296. 297. 298. — Breslau. 287. 288. 289. — Paris. 291. 292. 293. 294. — 306. 307. 308. 309. — Wien. 292. 293. 294. — Hamburg. 299. 300. 301. — Weimar. 301. 302. 303. — Dresden. 304. 305. — München. 307. 308. — Genf. 310. 311. 312. 313.

Literatur-Blatt.

Nro. 122.

Biographie. Memoiren des Karl Heinrich Ritters von Lang. Skizzen aus meinem Leben und Wirken, meinen Reisen und meiner Zeit. — **Spanische Dichtkunst.** Bibliothek der Classiker des Auslands. Dritter Band. Ignez de Castro, Trauerspiel von Joar Baptista Gomes. Uebersezt von Alex. Wittich.

Nro. 123.

Kirchengeschichte. Allgemeine Kirchengeschichte von A. F. Gfrörer. — **Biographie.** Notice sur le général la Fayette.

Nro. 124.

Philosophie. 1) Beiträge zur Charakteristik der neuern Philosophie, oder kritische Geschichte derselben von Des Cartes und Locke bis auf Hegel. Von J. H. Fichte. — **Kirchengeschichte.** Allgemeine Kirchengeschichte von A. F. Gfrörer. (Schluß.)

Nro. 125.

Philosophie. 1) Beiträge zur Charakteristik der neuern Philosophie ꝛc. (Schluß.) — 2) Das philosophische Problem der Gegenwart. Sendschreiben an J. H. Fichte von Ch. H. Weiße.

Nro. 126.

Reisen. 1) Reise Sr. Majestät des Königs Friedrich August von Sachsen durch Istrien, Dalmatien und Montenegro im Frühjahr 1838. Aus dem Italienischen des Dr.

Biasoletto mit Anmerkungen von Eugen Freiherrn von Gutschmid. — 2) Reisen und Länderbeschreibungen der ältern und neuesten Zeit. Herausgegeben von Dr. Widenmann und Dr. Hauff. 21ste Lieferung. Ein Besuch auf Montenegro von Heinrich Stieglitz. — Kriegsgeschichte. Die Zeiten des ersten westphälischen Landwehrregiments. Von Friedrich Harkort. — Epische Dichtkunst. Heemskerks Seezug nach Gibraltar. Gedicht von Bogaers, aus dem Niederländischen übersezt von F. W. von Mauvillon.

Nro. 127.

Geschichte. Straßburgische Chronik von Fritsche Closener. — Junge Literatur. Das lezte Lebensjahr des jungen Theologen Gotthold Heym. Wahrheit und Dichtung.

Nro. 128.

Dramatische Dichtkunst. 1) Theater von Julius Mosen.

Nro. 129.

Keltische Alterthümer. Die walbergische glosse. Beitrag zu den deutschen rechtsalterthümern von Dr. H. Leo. — Dramatische Dichtkunst. 2) Königin Brunhild. Historisches Trauerspiel in fünf Akten von R. O. Consentius. — 3) Alboin, Trauerspiel in drei Akten. Von demselben. — 4) Die quade Fdike. Historisches Trauerspiel von C. A. Beinhöfer. — 5) Kaiser Heinrich der Vierte. Ein Trauerspiel von Theodor Schliephake. — 6) Johann von Schwaben. Trauerspiel in fünf Akten. Von R. Neumeister. — 7) Der sächsische Prinzenraub. Ein dramatisches Gedicht von Julius Wenck.

Nro. 130.

Romane. 1) Hoof's ausgewählte Romane. — 2) Schwänke, Fahrten und Abenteuer des Pedrillo Pablo de Molina. Nach dem Spanischen von D. Guttenstein. — 3) Edeltine oder der eheliche Verdacht von Julian Chownitz. — Geschichte. Historische Entwicklung der kirchlichen Verhältnisse zu Aufseß. Zur hundertjährigen Gedächtnißfeier der Wiederherstellung der dortigen Kirche von deren Patron Hans Freiherrn von und zu Aufseß.

Nro. 131.

Altdeutsche Dichtkunst. Parzival und Titurel. Ritterdichte von Wolfram von Eschenbach. Uebersezt und erläutert von D. K. Simrock. — Politische Literatur. Das christliche Staatsprinzip. Zweite umgearbeite Auflage des Versuches, die Staatswissenschaft auf eine unwandelbare Grundlage festzustellen. Von Anton Edlem von Krauß.

Nro. 132.

Kriegsgeschichte. 1) Geschichte des neunten Infanterieregiments, genannt Colbergisches, von Major v. Wagenitz. — 2) Leben des Großherzoglich Oldenburgischen Generalmajors Wardenburg. Herausgegeben vom Bruder des Verstorbenen.

Kunst-Blatt.

Nro. 96.

Adrian Ostade. (Fortsetzung.) — Alterthümer.

Nro. 97.

Adrian Ostade. (Fortsetzung.). — Alterthümer.

Nro. 98.

Adrian Ostade. (Schluß.) — Alterthümer. — Lithographie. — Lithographische Werke. — Literatur.

Nro. 99.

Aus dem gegenwärtigen Kunstleben am Rhein und in den Niederlanden. (Fortsetzung zu Nr. 94.) — Literatur. — Nekrolog. — Persönliches. — Ausstellungen.

Nro. 100.

Aus dem gegenwärtigen Kunstleben am Rhein und in den Niederlanden. (Fortsetzung.) — Künstlerfeste. — Museen und Sammlungen. — Akademien und Vereine. — Denkmäler.

Nro. 101.

Ueber Ursprung, Blüthe und Verfall der Kirchenglasmalerei in Frankreich, nach E. H. Thevenot. — Denkmäler.

Nro. 102.

Ueber Ursprung, Blüthe und Verfall der Kirchenglasmalerei in Frankreich. (Fortsetzung.) — Denkmäler. — Bauwerke.

Nro. 105.

Ueber Ursprung, Blüthe und Verfall der Kirchenglasmalerei in Frankreich. (Fortsetzung.) — Bauwerke.

Nro. 104.

Mittheilung aus St. Petersburg im November 1842. — Bauwerke.

№ 287.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Donnerſtag, den 1. December 1842.

— So gefällſt du mir.
Wir werden, hoff' ich, uns vertragen,
Denn dir die Grillen zu verjagen,
Bin ich als edler Junker hier.

Goethe.

Der Poet und der Teufel.

Im Schweiß des Angeſichts, des blaſſen,
Saß einſt ein Dichterling, und ſchrieb,
Indeß der Schnee, toll, ausgelaſſen,
Sich um die matten Scheiben trieb.
Doch heute ging es nicht das Reimen,
Trotz Zwängen, Flicken, Biegen, Leimen,
Wie er die Stirn' auch glühend rieb.

Du gute deutſche Mutterſprache,
Was biſt du ein geſundes Weib!
Wie hat mit Folter man und Plage
Zerſchunden dir den ſchönen Leib!
Und doch voll Kraft die jungen Glieder!
Wann kommt dein Simſon, daß er wieder
Zu Paaren die Philiſter treib'! —

Verzweifelnd nagte an dem Kiele
Der Dichter, plötzlich ſprang er auf:
„Zum Teufel mit dem dummen Spiele!
Zu was die Waare, wo kein Kauf?
Die ganze Welt hab' ich beſungen,
Durch Eis und Wüſten mich gerungen,
Zu Bergen ſteigt der Hefte Hauf."

„Allein die Menſchheit liegt im Argen,
Die Mode gilt bei Buch und Frack.
Den Lorbeerkranz, den dünnen, kargen,
Man wirft ihn weg an Lumpenpack.
Indeß ſie meinen glühend heißen
Geſängen kalt den Rücken weiſen,
Herrſcht allwärts dummer Ungeſchmack!"

„Was ich euch biet' iſt lauter Honig;
Ihr lauft, als wär' es ſaurer Wein!
Wie in dem Peſtſpitale wohn' ich
Mit meinen Verſen hier allein.
Verdammtes Recenſentenweſen! —
Hielt' Einer mir nur aus beim Leſen,
Und ſollt's der Teufel ſelber ſeyn!"

Kaum hat er dieſes Wort geſprochen,
So hört er Schritte auf der Flur,
Dann an der Thür ein leiſes Pochen.
„Ach! wär' es ein Verleger nur!
Herein! Herein!" — O Graus und Schrecken!
Er ſieht ſich durch die Thüre ſtrecken
Des Satans hölliſche Figur.

Mit Horn und Schwanz und Pferdefüßen
Der Teufel, wie er leibt und lebt,
Nach wechſelſeitigem Begrüßen
Nun alſo an zu ſprechen hebt:
„Ich hörte, Euer Wohlgeboren,
Hier oben ſchimpfen und rumoren,
Daß mir das Herz im Leib gebebt.“

„Drum nahm ich mir heraufzukommen
Die Freiheit und bin gern bereit,
Nach Eurem Wunſch, den ich vernommen,
Euch zuzuhören ein'ge Zeit.
Iſt gleich das Publikum ein kleines,
So iſt's geduldig doch, wie eines
Nur irgend ringsum, weit und breit.“

„Ei, ſeyd willkommen mir, Verehrter!“
Rief lauten Jubels der Poet.
„Ich will Euch leſen, Hochgelehrter,
Mit tauſend Freuden, wie Ihr ſeht!
Hier iſt ein Stuhl; kommt, laßt Euch nieder!
Roman, Novelle, Drama, Lieder,
Sagt, was Euch zu Befehle ſteht!“

„Gemach! zu was ſo ſtürmiſch eilen?“
Spricht jener. „Glaubt's, ich bleibe hier!
Doch gebt zuvor mir ein Paar Zeilen;
So iſt's bei uns Geſchäftsmanier.
Ich ſchüre unterdeß das Feuer;
Mich friert's hier oben ungeheuer.
Ich bin verwöhnt. Verzeiht es mir!“ —

„Erlaubt, daß ich Euch gleich bediene!
Die Kleinigkeit iſt flugs gemacht.“
Indeß er ſchreibt, hat im Kamine
Der Teufel 's Feuer angefacht;
Und kaum war er damit zu Ende,
So hat der Dichter ſchon behende
Ein zierlich Blatt ihm dargebracht:

„Den Reim, den ich hier ſchreibe, ſey's mein lezter,
Den möcht' ich recht mit Gift und Galle tränken,
Dich, feiles Publikum, damit zu kränken,
Ich ein Poet, ein ſchnöd' zurückgeſezter.

Stumpf iſt dein Sinn, ein ſchmählich ungewezter;
Blind iſt dein Aug', ja blind den ärgſten Ränken;
Den Tagesaffen magſt du dich verſchenken,
Ich mag dich nicht, ich ein gehezt zerfezter.

Weltmüde bin ich längſt ja ſchon geweſen;
So will ich denn dem Teufel mich verſchreiben!
Dem Publikum ruf' ich noch: Gott befohlen!
Doch muß der Teufel ruhig ſitzen bleiben,
Bis ich ein einzig Trauerſpiel geleſen;
Dann kann er mich und meine Verſe holen!“

Dem Teufel ſchien dieß ſehr zu munden,
Und ſchmunzelnd ſprach er, luſtverklärt:
„Ein Jeder hat für freie Stunden
Noch ſo ein Lieblingsſteckenpferd.
Ich nun, ich ſammle Autographen.
Welch Glück, daß wir zuſammentrafen!
Dieß Blättchen iſt mir Vieles werth.“

(Schluß folgt.)

Aus England.

(Fortſetzung.)

Edward Bulwer, der Diplomat, hat in ſeinem Buch über die Franzoſen und Engländer ganz richtig geſagt: der Engländer iſt ſtolz auf ſein Volk, weil es ihm angehört; der Franzoſe iſt ſtolz auf das ſeinige, weil er ihm angehört. Beim leztern die Perſon, beim erſtern die Sache, beim Deutſchen die Idee. Der Idee opfert man ſich aus Glauben und Ueberzeugung, der Perſon aus Eitelkeit, der Sache aus Eigennutz. Wer daher die Sache achtet, der thut es, damit, bis und ſo lange er ſie beſizt. Als wirklicher oder zukünftiger Eigenthümer aber iſt er Herr, ſteht er darüber, gibt er ihr Werth, Verdienſt und Bedeutung. Je größere Bedeutung ich der Sache einräumen kann, deſto ſtolzer kann ich darauf ſeyn, daß ſie mir gehört; je höher ich ſie ſtelle und achte, deſto höher darf ich mich ſchäzen. Und iſt ſie die allerhöchſte, iſt ſie die Majeſtät ſelber, ſo bin ich mehr als Majeſtät, weil ſie die meinige, nur Beſitz, Stück, Theil von mir, nicht einmal Ich ſelber iſt. Das Ich alſo, nicht das leere, eitle, nur ſich in ſich ſelbſt beſpiegelnde und bewundernde, ſondern das die Fülle beſitzende, nicht das ſeyende, ſondern das habende Ich iſt der Nerv der engliſchen Art; ein derber, praktiſcher Egoismus, ein ſolider, gewichtiger, gerade uns arme Deutſche um ſo mehr drückender Stolz. Obwohl man jenſeits des Kanals Deutſchlands Bedeutung zu ahnen beginnen möchte, ſo iſt das Grundgefühl gegen uns, ich hab' es in manchem Wort und Geſpräch erfahren, doch nur das des Stolzes und der Verachtung unſerer kleinen, unmächtigen, trotz dem Zollverein noch immer genug zerſplitterten Landkarte.

Der Engländer achtet nur, das ſteht feſt, was er hat; aber weil er es hat, weil es ſomit unter ihm ſteht, verachtet er's. Dieß iſt die einfache, obwohl befremdliche Dialektik der Gegenſätze, die im Weſen des menſchlichen

Herzens so gut wie das Doppelspiel der Liebe begründet ist. Ich tröste mich als Deutscher; muß ich doch nicht allein mit meinen Landesgenossen in das zackige, verletzende Räderwerk dieser erbarmungslosen Dialektik; es geht ja der „Allgeliebten" nicht anders, im Grund genommen, als mir und ihnen. Ob es aber ihr so gleichgültig seyn kann, als mir, der ich draußen in der Fremde, je weiter ich komme, desto lauter ausrufen darf: Deutschland ist doch das schönste und beste der Länder! und der ich in kurzer Frist wieder heimische Luft und heimische Polizei werde athmen dürfen? Könnte nicht eines Tags John Bull es genug haben, auf seinen König und Adel stolz zu seyn, weil sie *ihm* gehören? Könnte er sein Eigenthum nicht auch einmal wegwerfen und mit Füßen die diamantene Krone zertreten, die ihm *seine* Macht und Herrlichkeit so prächtig wiederspiegelt? Es ist wahr, Bruder John ist voll Humor, und nur aus Humor soll er Robert Peel in effigie verbrennen, daß Herr Robert selbst darüber lachen kann. Aber vom Lächerlichen zum Tragischen ist nur Ein Sprung. Eine deutsche Polizei wenigstens würde fürsichtiger seyn.

Da hängt wieder Alles voll Carricaturen an den Bilderläden, an allen Scheiben von oben bis unten Carricaturen auf Majestät und Adel, auf Prinz Albert und Robert Peel, auf gleitende Scale und Einkommentare. Die Zeitungen haben ihrer Zeit mehrfache Beispiele mitgetheilt, wie auch Stift und Kreide über die beiden Hauptmaßregeln der lezten Session mitdebattirt. Aber was ist Beschreibung gegen Anschauung, vollends bei einer Carricatur? Die Franzosen bleiben in diesem Felde mit all ihrer übrigen höhern Kunstausbildung weit hinter den Engländern zurück. Es ist wahr, geist- und lebensprudelnd sind die französischen Zerrbilder immerhin, aber feinerer, tieferer Gehalt, schöpferische Originalität spricht sich wenig darin aus. Eine sehr typische Grimassirung; eine ekelhafte cynische Ungebundenheit beleidigt mit dem Anstand zugleich das Auge. Das Häßliche und Gemeine noch gemeiner und widriger machen, damit das Edle selber förmlich verletzen, das ist bei allem Aufwand von Witz und Satyre keine Kunst. Schon äußerlich zeugt diese Salopperie, diese Ungewaschenheit des französischen Griffels in seiner schnöden, leichtfertigen Gritzelei von der innern Unkeuschheit des Sinnes, der sich denn auch am liebsten auf das Heilige, auf das Geheimniß, auf Zucht, Ehrbarkeit, auf Religion, Familie, Liebe wirft, um sie, so viel an ihm liegt, für das Musée Dupuytren reif zu machen.

Wie ganz anders die englische Carricatur! Keine solche Mißgeburten, keine solche abenteuerlichen, einem verbrannten Gehirn entspringenden Verzerrungen, keine so unschönen Uebertreibungen. Das Kleine und Geringe zur Folie des Großen und Bedeutenden, das Unschöne zur Basis für das Schöne, und dann Anknüpfung an das Vorliegende, Reelle, Schickliche, Darstellbare, ein gesunder Blick, eine feste Hand, ein scharfer Stift — das sind Elemente zu einer humoristischen Darstellung. Die englischen Bilder der Art, die sich meist an politische Vorgänge und Fragen anschließen, machen daher einen so entschieden heitern, launigen Eindruck, und nicht bloß für's erstemal, sondern immer kann der Beschauer wieder zu ihnen zurückkehren. An den französischen dagegen hat man im Momente satt und übersatt; es ist ein vorübergehender Kitzel, und meist schon das erstemal nur mit innerlicher Ueberwindung zu genießen. Meist aus einer geschraubten, forcirten Phantasie entsprungen, lassen sie keinen harmlosen, stillen, bleibenden Genuß zu: eine Geißel ohne Balsam, eine Pille ohne Honig, ein Spott ohne Trost, ein Urtheil ohne Gnade, ein Haß ohne Liebe, eine Religion ohne Tugend, eine Kunst ohne Poesie.

Was mich in Paris nur selten auf Augenblicke fesseln konnte, dem widme ich hier in London halbe Stunden: den Carricaturen an den Bilderläden. So betrachte ich mit neuem Vergnügen, was ich jüngst auftauchen sah: Cutting the Gordian knot. Sir Robert, der lange, doch nicht schmächtige Herr mit der langen, fein gebogenen Nase und dem bedeutenden Kinn, ist als Alexander der Große gekleidet und haut mit der „Incometax" den Knoten der Armuth durch. John Bull daneben, der dicke, breite, stattliche Pächter im griechischen Mantel, sieht mit schlimmem Bedacht, was Arbeit unser Held gemacht. — Nr. 2. The man who want the incometax. Steuereinnehmer Robert kommt zur Thüre herein. Master A. sizt seelenvergnügt bei seiner Pinte Porter, denn er hat bloß 149 Pfund 19 Schilling und 11 Pence Einkommen, darf also getrost und gemüthlich das Pfeifchen fortrauchen. Sein Gevatter hat aber einen Penny mehr, also 150 Pfund Einkommen, und muß seine vier Pfund Steuer zahlen. Das thut er freilich nicht mit Freuden, sondern mit Seufzen. Der Steuereinnehmer mit dem langen Kinn und der brutalen Unterlippe läßt sich aber das wenig anfechten.

Nr. 3. Lord Melbourne, der zarte, Lord Palmerstone, der grobe, Lord Russel, der feine, mit den sechs andern Glücks- und Unglücksgenossen von Ihrer Majestät voriger Regierung, stehen aufgereiht als Kegel in der Bahn. Robert Peel hat die Kugel in der Hand und schiebt darauf los. Der Herzog sizt, gemüthlich die kölnische Pfeife rauchend und gelassen zusehend, zur Seite. Die andern Gentlemen der Sorte wundern sich und loben den kühnen, scharfen Schützen. Eben kommt die Kellnerin Victoria mit einer Platte voll Speisen zur Thüre herein und meint: „I shall look pretty sharp after these gentlemen, and make them any on delivery." Die köstliche Darstellung ist von dem berühmten Meister

H. H.— N. 4. Tarif versus Incometax. Ein armer Handschuhverkäufer, vom Weib und drei jämmerlich armen Würmlein umgeben, flucht, lamentirt und betet um das tägliche Brod. Triumphirend hält der Premier ihm den neuen Tarif hin und fragt, ob man denn nicht sehe, wie viel er für die Armen thue, indem er den Tarif auf Einfuhr der Handelsgüter herabsetze, wovon gerade die arme Familie nagte. Wellington, der Knecht seines Herrn, muß den andern Zipfel der aufgerollten Tare halten. Alle neun sind oben geworfen, aber es ist noch nicht aller Tage Abend.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, November.

Theurung. — Die ständischen Ausschüsse.

Der Herbst ist noch erträglich geworden, wenn man ihn mit den Befürchtungen des Sommers vergleicht. Das Gras ist wieder gewachsen, die Flüsse haben wieder etwas Wasser; das Holz ist zwar nicht in der Eile gewachsen, um unsere Oefen für den Winter zu versehen, auch sind die Preise nicht herunter gegangen, sondern noch immer im Steigen, aber auf den Kähnen hat doch etwas Torf können angefahren werden. Wie der gefürchteten Hungersnoth wird gesteuert werden, das steht dahin. Eigene Bedenken darüber, wie es mit der Wohlthat der Gewerbefreiheit denn eigentlich beschaffen sey, nämlich in ihren Wirkungen auf den Markt der Lebensmittel, können aufsteigen, wenn man erwägt, daß Brod und Fleisch so theuer und theurer als je sind, während das Korn wohlfeil ist und das Fleisch doch auch wohlfeil seyn muß, wo man das Vieh schlachtet, weil man es nicht durchwintern kann. Wir haben keinen Zunftzwang, keine obrigkeitliche Taxen, jeder patentirte Meister kann backen und schlachten so viel er will, und zu Preisen verkaufen, die nur die Concurrenz macht, und diese Concurrenz ist den Bäckern und Schlächtern so gefällig, die höchstmöglich theuern Preise hierorts hervorzubringen. Kornpreise, sagt man, lassen sich nicht machen, die Börse dafür ist zu groß; wie aber, ist Berlin nicht eine so große Stadt, daß ein Schlächter und Bäcker darin fortkommen könnte, der Fleisch baute und Brod backte, wie es sein und des Publikums Interesse zugleich wäre und nicht das seiner Kollegen? Wenn uns die Gewerbefreiheit noch nicht weiter geführt hätte, nachdem sie bald ein halbes Jahrhundert existirt, so sähe es doch bedenklich mit derselben aus. Noch schreien die Armen nicht, aber es könnte dahin kommen. Die Polizei hat nicht mehr das Mittel in Händen, aber sie hätte doch die Kraft, den freiwilligen Bäcker und Schlächter zu schützen, welcher gegen seine Genossen sich die Freiheit herausnähme, wohlfeiler zu backen und zu schlachten. In der Wirklichkeit ist nur die Kartoffel theurer geworden; sie ist freilich das Fundament unserer Nahrung, aber nur der Arme lebt allein von ihr. Weil sie nun auch theurer geworden auf dem Tische des Schlächters, der vom Fleisch zu leben angewiesen ist, liegt da die Befugniß so nahe, daß er darum auch mit seinem Fleisch aufschlägt? Der Ausschuß der Stände hat über das Salz berathen, wie es mit jährlicher Einbuße der Staatsrevenuen von zwei Millionen dahin zu bringen sey, daß es um etwas wohlfeiler dem Armen geliefert werde? In einer großen Stadt, wo man seit langen Jahren an die bestehenden Salzpreise gewöhnt ist und dadurch eben Niemand sich gedrückt fühlt, mag man die Bedeutung dieser Frage nicht wohl würdigen. Im Gegentheil ist man der Meinung, es gebe hundert andere Beschränkungen, die mehr drückten, und von mehreren Seiten ist der Vorschlag gemacht worden, lieber die Mehl- oder Fleischsteuer herabzusetzen. Indessen müssen die Provinzen oder ihre rittergutsbesitzerlichen Vertreter wohl wissen, wo der Schuh sie drückt, und den übereinstimmenden Wünschen so vieler Provinzen mußte vom Staate nachgegeben werden.

Also über das Salz wird verhandelt, und gewiß zum Besten der Salzesser. An einem redlichen, guten Willen Aller zweifelt Keiner. Aber die Frage drängt sich von selbst einem Jeden auf: ist denn das ein Gegenstand, um den die Stände von Memel bis Trier zusammen kommen mußten? Und damit nicht genug: mußten alle diese Stände gen Abend und gen Morgen noch besondere Ausschüsse wählen, und diese Elite mußte nach Berlin reisen und hier große Sitzungen halten, Reden anhören und verarbeiten, die Minister, eine Menge Beamte in Bewegung setzen, um zu bestimmen, wie es möglich zu machen, daß der arme Mann die Metze Salz künftig wohlfeiler kaufe als bisher? Hogarth hat uns jene große, complicirte Maschine gemalt, durch die es gelingt, den Pfropfen aus der Bouteille zu ziehen, ohne daß die Hand die Bouteille berührt. Wir haben einen tüchtigen und sehr unterrichteten Beamtenstand, wir haben jetzt Minister, welche aufrichtig mit ihrem König das materielle Wohl des Volkes wollen. Wie leicht hätte sich mit Zuziehung einiger weniger Notabeln aus den Provinzen diese Salzverkaufsregulirung ausführen lassen. Des Königs Gnade hat den Steuernachlaß noch um eine halbe Million erhöht; wenn nun auch die Kosten, welche der Ständeausschuß verursachte, dazu genommen wurden, so wurde ja das Salz noch um etwas wohlfeiler. Ein weit anderer Gegenstand ist freilich das große Eisenbahnnetz, und der Gedanke ist königlich aufgefaßt. Aber hätte sich die Einwilligung der Provinzen nicht in anderer Art, billiger und vollständiger, als durch einige Repräsentanten von Ständen, die keine Repräsentanten des Volks seyn sollen und seyn wollen, beschaffen lassen? Eine Fiction ist immer nöthig, wo große Maßregeln in's Werk gesetzt werden; diese schien hier leichter, wenn der König in dem monarchischen Preußen sagte: es ist mein Wille; über das Wie aber wünsche ich die Ansichten und Wünsche meiner Völker zu hören. Wären sie ausgeblieben? Eine Sprachverwirrung wäre möglicherweise eingetreten; aber die richtigen Ansichten heraus zu finden, wäre doch keine Herkulesarbeit gewesen. Ob wir es erleben, daß die Stände auch über das geistige Salz des Lebens verhandeln werden? Oder soll das gerade ein Regal bleiben? Da erhalten wir plötzlich die bundesväterliche Censurfreiheit der Schriften über zwanzig Bogen restituirt. Wir nehmen das Geschenk mit williger Anerkennung des königlichen Sinnes, der es uns ohne Ständevertrag gab, hin, und hoffen, daß es ein guter Anfang sey. Im Wesentlichen ist dadurch noch nicht viel gefördert. Der Druck des Bülow-Cummerowschen Werkes hatte uns bereits bewiesen, daß in den wissenschaftlich erörternden Sphären der alte Druck schon aufgehört hatte. Nur die Belletristen werden dadurch vor manchen Albernheiten, die früher an's Unglaubliche grenzten, geschützt werden.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 96.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 288.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Freitag, den 2. December 1842.

Shall peers or princes tread pollutions path,
And 'scape alike the law's and muse's wrath?
Byron.

Aus England.

(Fortſetzung.)

In Nr. 5 erhebt ſich the Whig and radical government als the modern Phœnix geflügelt aus der Aſche. Einſtweilen drehen in Nr. 6 Peel und Wellington an einer Handmühle, in die oben the poor people hinein muß, um unten als hohe Renten herauszukommen. Die Eintracht der zwei Herrn iſt gar zu rührend; es iſt der Mühe werth, in Nr. 7 „das Paar langköpfiger Burſche," in trefflicher Weiſe gezeichnet, mit einander ſpazieren gehen zu ſehen.

Der Herzog läuft immer als das fünfte Rad am Wagen, unſchuldig und unbetheiligt, höchſtens als Gehülfe, als Kammerdiener oder Stallknecht nebenher, eine kurze Jacke an, eine weiße Schürze vor, die Hemdärmel aufgeſtülpt. So in Nr. 8, „Bleeding extraordinary," wo Wundarzt Robert Victorien zur Ader gelaſſen hat und Wellington, der Badersknecht in vollkommenſter Knechtsgeſtalt, das Becken unterhält. Meiſter des Werks iſt immer der edle Baronet. In Nr. 9 — the royal rat catching — wird Victoria, ein niedliches Rättchen, vom Hintergrunde her in die Falle gelockt, deren Schnur R. Peel mit athemloſer Aufmerkſamkeit auf das königliche Thierchen in der Hand hält, um, ſobald es angebiſſen, die Klappe fallen laſſen zu können. In Nr. 10 — the sliding scale — ſitzen hoch oben auf dem Wagbalken die Tories, Peel ruft ihnen zu, ſie ſollen ſich nur feſthalten, im Uebrigen wolle er ſchon für ſie ſorgen. In der Tiefe hocken die Whigs. Wie kommt das? Victoria, die Kleine, wird von ihrem getreuen Albert mit beiden Armen hinaufgehoben, um ſo dem Balken in die Höhe helfen zu können. Sie müſſe den Herren, meint ſie, doch ein Bischen emporhelfen, um zu ſehen, was ſie anfangen werden. Einer der hohen Herrn ſchwenkt dazu jubilirend den Hut und ſchreit, was er kann: „128 die Majorität! glorious! hurrah!" Rechts unten in der Ecke ſizt ein dickes, großes Geſicht und brummt: „O ja, da ſeyd ihr, meine Jungen, aber wartet nur eine Weile. Sobald ich Lordmayor bin, ſollt ihr ſchon was zu thun kriegen: aus dem Peel ſoll ein Repeal werden." Wellington iſt nicht mit oben auf dem Balken, er ſieht unten, etwas im Hintergrunde, mit gekreuzten Armen dem Geſchaukel zu. Doch darf er miteſſen, wenn in Nr. 11 — a Cabinet pudding — Herr Robert den Wirth macht und, das Größte für ſich behaltend, den delikaten Schmauß in entſprechend kleine Miniſtertheile zerlegt, während die Herren Whigs ſich mit dem Zuſehen zum Fenſter herein begnügen müſſen.

Hie und da darf Peel auch allein der Ehre des Miniſteriums genießen. Nr. 12. Robert Bileam Peel ſizt

auf dem Esel John, der gescheidt und ärgerlich sich umschaut nach dem Reiter, der mit der Incometax so unvernünftig auf ihn losschlägt, ohne den Engel des Herrn zu bemerken, der die Wage in der Hand hält, auf welcher die Propertyschaale tief unten, die Incometax hoch oben steht. Und was hat man mit dem neuen Minister gewonnen? Nichts als eine neue Amme. Nr. 14 — the rival nurses — Mistreß Melbourne hat das einjährige Töchterlein, Mistreß Peel, die nicht minder stattliche, hat das einwöchige Söhnlein auf dem Arm und tritt fragend und herausfordernd der andern gegenüber. Nr. 15 — the annual — die Amme Robert, wie sich's für solche Stellung gebührt, groß und stolz blickend, mit dem jungen Prinzen auf den Armen, fragt: „Nun, Meister Bull, was denkt Ihr von unserm neuen Jährling? Ist's nicht ein prächtiges Muster?" — „Prächtig in der That!" versezt Meister John, „und eine hübsche Summe, fürcht' ich, wird's mich jährlich kosten." Und dabei schneidet er, der zum Besuche bei der Wöchnerin gekommen, ein so bittersaures Gesicht, als ob er heute Tinte, statt einer Pinte süßen Ale's getrunken. Das aber merkt die Mutter im Wochenbette nicht, da Prinz Albert, mit starkem Schnurrbart und die Erstgeborene auf den Knieen, davor sizt. „Wie vergnügt der Mann aussieht!" sagt sie zu ihrem Herrn und Gemahl; „gewiß, er wird der Amme ein recht schönes Präsent machen." Ließe sich vielleicht auch Meister John durch die naive Freude der Mutter mit derselben aussöhnen, die Amme hat's einmal verspielt bei ihm. Die Einkommentare, die Einkommentare! Wohl kommt der Herr Einkommensteuereinnehmer, die Feder im satyrischen Mund, das Einziehbuch unter dem Arm, auch in den Buckingham Palast, Nr. 15, hinter ihm die edlen Begleiter vom Steuer-Catasterbureau. Victoria hat einen ungeheuern Beutel in der Linken, die 68,000 Pfund Einkommen darin drücken sie ganz auf die Seite; aber die Steuer in der andern Hand, die Summe von dreizehn Pence, bildet kein hinlängliches Gegengewicht. Aber auch Prinz Albert zieht nur mißlaunig und ärgerlich, langsam und ungern das kleine Beutelchen aus der Tasche, um von seinen 18,000 Pfunden auch seinen Penny zu entrichten.

Eigenthümliche Gedanken und Gefühle zogen mit diesen Bildern an mir vorüber. Manche Preisaufgabe und manche Examensfrage für deutsche Candidaten weltlichen oder geistlichen Ministerii wüßte ich daraus zu machen. Sollte das nicht gefährlich werden? muß das nicht aufregen? Tausende können Bücher, Pamflete und Zeitschriften weder lesen, noch sich vorlesen lassen, aber diese Bilderschrift versteht Jeder zu entziffern. Ist es anders möglich, als daß durch solchen Spott und Spaß jener blinde Respekt vor dem Besitze zerfressen wird?

Doch Robert Peel lacht, die Tories lachen, die Whigs lachen, das Volk lacht, warum sollt' ich nicht auch mitlachen? Nur ein starker, innerlich noch wohlgefugter Staat, nur ein Leben, das seinen Schwerpunkt zwar immer wechseln, doch noch nie verlieren konnte, kann solches mit heiterm Sinne tragen und gewähren lassen. Die zusammenhaltende Kraft dieses immerhin mannigfach morschen Baues liegt in der Oeffentlichkeit und Freiheit des Daseyns, das ist keine Frage. An ihr erstarken die Herzen, und an den erstarkten Herzen prallt der spize Pfeil ab, der das schwache verlezt. Wer Unterkleider von Schafwolle trägt, dem ist ein Lüftchen tödtlich; wer im frischen Wasser, in freier Luft zu leben gewohnt ist, dem schadet auch ein Zugwind nichts. Und in dem freien, offenen Widerspiel der verschiedenen Mächte und Waffen stumpft sich auch manche Spize und Schärfe ab, welche verhalten und verschlossen den Reiz und das Gift, die Säure und den Rost, den gefährlichen, statt sie abzustreifen, nur sich mehren läßt. H. H. ficht gegen H. B.; eine Partie hebt, schlägt, ersezt die andere, und im geregelten Gegendruck der Zwei erhält sich die harmonische Dreiheit, der Staat.

(Fortsezung folgt.)

Der Poet und der Teufel.

(Schluß.)

„Doch jezt genug, mein lieber Dichter;
Der Worte sind schon viel zu viel!
Seit lang' war ich auf nichts erpichter
Als heut' auf Euer Trauerspiel." —
Er rückt zwei Sessel mit Behagen,
Und jenen scheint ein Blick zu fragen,
Ob Platz zu nehmen ihm gefiel'?

Der Satan sezt sich. — Armer Satan!
Der Handel da gefällt mir nicht:
Ein kluger Mann hört klugen Rath an,
Eh' er in Händel sich verflicht. —
Der Dichter aber schließt die Thüre,
Damit ihn heut' bei der Lectüre
Kein Unberufner unterbricht.

Der Dichter sezt sich — liest den Namen —
Sodann ein langes Personal.
Was da für Leut' zusammenkamen!
Raubmörder, Gauner sonder Zahl,
Buhldirnen, Meuchler, Henkersknechte,
Giftmischer, Pfaffen, faule, schlechte,
Und andre Schufte nach der Wahl.

Dem Teufel läuft's ob der Cohorte
  Wie Eiseskälte durch die Haut.
Er brummt halb ärgerlich die Worte:
  „Ich glaube, alter Narr, dir graut!
Was hat der Gimpel denn geleſen,
Als ein Regiſter ſolcher Weſen,
  Wie täglich ſie die Hölle ſchaut?"

Der erſte Akt ſchien noch erträglich;
  Der Teufel dacht': „Bald bin ich quitt!"
Im zweiten aber war's ſchon kläglich,
  Was da er für Geſichter ſchnitt!
Ihr ſaht wohl einen ſchon ſich zwingen,
Zu große Biſſen zu verſchlingen;
  So war es, was der Aermſte litt.

Im dritten Akte ward's noch ſchlimmer;
  Dem Teufel ſelbſt verging der Spaß.
Es häuften Gräu'l auf Gräu'l ſich immer;
  Ihm wurde weh, er wurde blaß.
Verſtopft hätt' er ſich gern die Ohren,
Der Angſtſchweiß brach aus allen Poren,
  Bleich ſaß er zitternd da und naß.

Der Dichter lieſt mit neuem Feuer
  Den vierten Akt; er glüht, er ſchnaubt;
Des Teufels Angſt wird ungeheuer,
  Er ſpringt empor, ihm brennt das Haupt.
Er hält den Leib, er dehnt die Glieder,
Geht händeringend auf und nieder,
  Er wimmert laut, des Sinns beraubt.

Der fünfte Akt! — Jetzt gilt's ſich retten!
  Er muß in's Freie, ſchnappt nach Luft;
Und läg' er zehnfach auch an Ketten,
  Er muß aus dieſer Todtengruft.
Die Thüre, ach! iſt feſt verſchloſſen:
Der Teufel hat ſich raſch entſchloſſen.
  „Hör' auf mit deinem Leſen, Schuft!"

„Verdammter Unſinn! — Pfui! — Abſcheulich! —
  Die Hölle dankt für ſolchen Gaſt!" —
Und zum Kamine ſpringt er eilig,
  Er klettert aufwärts voller Haſt;
Doch wie er eben will verſchwinden,
Hat ihn der Dichter raſch von hinten
  Zu rechter Zeit am Schwanz erfaßt.

„Halt, Satan! Schurke, trugerfüllter!"
  Schreit laut der Dichter. „Halte Wort!"
Der Teufel zappelt, wüthend brüllt er
  Im engen Rauchfang': Feuer! Mord!
Er muß es ſich gefallen laſſen,
Der Dichter weiß ihn gut zu faſſen,
  Und lieſt mit Pathos weiter fort.

Dem Teufel blutet Kopf und Seite;
  Da reißt das unglückſel'ge Band,
Und wimmernd ſucht er raſch das Weite;
  Doch mit dem Schwanze in der Hand
Steht der Poet und mit dem Buche.
Erzürnt mit einem derben Fluche
  Wirft Schwanz und Heft er an die Wand.

Als Chriſten hör' ich euch nun fragen
  Nach der Moral in dem Gedicht.
Nun ſeht! es gibt auf Erden Plagen,
  Die dauern, bis die Welt zerbricht.
Viel' Dichter ſind dahin zu zählen;
Sie werden ſtets die Menſchheit quälen.
  Der Teufel ſelber mag ſie nicht.

Frankfurt a. M.

Heinrich Hoffmann.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, November.

(Fortſetzung.)

Das Eheſcheidungsgeſetz. — Pommerſche Bußprediger.

Ueber ein in ſeinen Folgen ſo ungemein wichtiges Geſetz, eines, das näher oder entfernter einen Jeden berührt, das über die Eheſcheidungen, wird dagegen nur von einer Kommiſſion und bei verſchloſſenen Thüren berathen. Endlich iſt der Entwurf deſſelben durch die Zeitungen publicirt worden und hat alles, was man über ſeinen Inhalt ſich zuflüſterte, übertroffen. Gewiß ein ſeltener Fall, wo das Gerücht hinter der Wahrheit zurückbleibt. Erörterungen darüber ſind hier nicht an ſeinem Ort; ſo viel iſt aber gewiß, daß, inſofern es auch nur in ſeinen weſentlichſten Beſtimmungen Geſetzeskraft erhielte, eine völlige Umwälzung unſerer Sittenzuſtände in Ausſicht ſteht. Ob ſo etwas in der Macht der Geſetzgeber liegt? Die Eheſcheidungen um Ehebruch würden allerdings ſich vermindern, wenigſtens in den höhern Ständen, wenn die beleidigte Gattin oder der beleidigte Gatte zugleich gezwungen ſind, darauf anzutragen, daß der Ehemann oder die Frau, die ſich vergangen, dafür in's Zuchthaus geſperrt werden, und wenn, bis darüber kein Criminalerkenntniß erfolgt, keine Trennung ausgeſprochen werden darf. Welcher Mann, welche Frau von Bildung und Gefühl für Anſtand wird ſich dazu verſtehen! Wo wird der Haß über eine erlittene Kränkung ſo alle Erinnerungen, alle ſittlichen Gefühle übermeiſtern, daß eine Frau ſich überwinde, der Welt ein ſolches Skandal zu geben? Oder ſind die Männer ſo geſunken, daß ſie ihre einmal gefallene Frau mit Vergnügen in's Zuchthaus ſchickten, ganz abgeſehen von der Pietät gegen die Kinder? Gewiß werden die Klagen unterbleiben, wenn ſie nur unter dieſen Bedingungen angeſtellt werden können; ob aber die Fortſetzung von einmal gebrochenen Ehen unter dieſen Umſtänden die allgemeine Sittlichkeit und die Heiligkeit der Ehe fördern wird, mögen ſich die, welche es bei ſich zu verantworten glauben, aus dem Beiſpiel der Länder beantworten, wo die Eheſcheidungen durch das Geſetz der Kirche unmöglich ſind. — Unter den Linden ſah man neulich

Landleute, Männer und Frauen, die ihrer Tracht und ihren Gesichtern nach aus weiter Fremde seyn mußten. Mit Bibeln und Gesangbüchern unter dem Arm gingen sie mit ungewissen und neugierigen Blicken auf und ab, bis sich die Polizei für berufen fand, nach ihrem Woher und Wohin zu fragen. Da ergab es sich, daß es Bauern aus einer entfernten Gegend Pommerns waren, die nie vorher Berlin gesehen, noch aus ihrem Dorfe gekommen. Aber die Kunde war zu ihnen gedrungen von der außerordentlichen Gottlosigkeit, die in Berlin zu Hause sey; und von Erbarmen ergriffen, um die Seelen der Berliner nicht der ewigen Verdammniß, ohne einen Versuch sie zu erretten, zu überliefern, hatten sie sich mit ihren Bibeln auf den weiten Weg gemacht und nach Berlin durchgebettelt, um uns Buße zu predigen. Ob die Polizei ihnen bedeutet, daß wir zu verhärteten Sinnes wären, als daß sie auf einen Erfolg ihrer frommen Mission rechnen dürften, oder daß wir Bußprediger genug in unsern Mauern besäßen, denen sie nicht in's Handwerk greifen dürften, ist mir unbekannt; aber fortgeschickt hat sie die gutmüthigen Schwärmer, nachdem sie ihnen Mittel und Wege eröffnet, wieder ihr Land und Dorf zu erreichen. Wir mögen gern glauben, daß manches Aehnliche hier in gleich wohlwollender Gesinnung unternommen wird, um uns zu unserem Heil zu führen; aber die Polizei fehlt, welche die gutmeinenden Schwärmer davon überführt, daß ihre Mittel es nicht sind, welche bei uns zu dem gewünschten Ziele führen.

(Fortsetzung folgt.)

Breslau, November.

Historisch-topographisches Charakterbild der Stadt.

III.

(s. Nr. 281.)

Physiognomie der Stadt. — Bier. — Der Pfaffenkrieg.

Zeugen die zahlreichen Kirchen Breslaus vom religiösen Sinn, den die Stadt durch die mittleren Zeiten bewahrt, so deuten zwei Gebäude, das Zeughaus und die Fechtschule, auf ihre alte Wehrhaftigkeit. Sie besaß damals vielleicht unter allen Städten das meiste Geschütz. — Das Haus der ehemaligen Fechtschule bezeichnen heute noch zwei Wappenschilder zu beiden Seiten der Thür und darüber der kaiserliche Doppeladler. Noch bis zur preußischen Zeit fanden hier im geräumigen Hofe durch die Fechtergilden große Kampfspiele statt, an denen die republikanisch-kriegerische Verfassung den Breslauern großen Geschmack einflößte. Daneben huldigten zuweilen Thierhetzen und andere blutige Festlichkeiten dem rohen Volkssinne. Die Fechtkunst genoß gesetzlichen Schutz, denn sie mußte mitunter öffentliche Feierlichkeiten verherrlichen helfen, und die letzte Fechterordnung ist von 1622. — Die innere Stadt zeigt fast überall noch mit ihren hohen, unbequemen Giebelhäusern das mittelalterliche Ansehen, wie viel auch seit einigen Jahrzehnten die Commune daran herauspuzte und verjüngte, und dabei vom Privatbaugeist unterstützt wurde. Durch die Zerstörung eines finstern Thorthurmes ist seit 1858 auch die Neustadt, die als eigene Stadt seit dem 13ten Jahrhundert auch politisch von der Altstadt getrennt war, mit dieser äußerlich enge verbunden worden, und es vollzieht sich auch hier allmählich die heitere Wandlung, welche das überlebte baufällige Breslau ergriffen hat. Unter den ältern Stadttheilen ist der südlichste der jüngste, und nach einem großen Brande i. J. 1342 auf den Befehl Kaiser Karls IV. erweitert und neu angelegt; die Anlage des Ganzen aber, in Betracht seines Alters, ziemlich regelmäßig zu nennen. Die seit der lezten Belagerung neu erbauten Vorstädte streben mit langen, beistern Straßen immer mehr in die Ferne, und auf der Südostseite, wo seit dem Mai 1842 die oberschlesische Eisenbahn ausmündet, ist Aussicht, einen ganz neuen Stadttheil entstehen zu sehen, wie in der Nähe der Bahnhöfe zu Dresden und Leipzig. Freilich wollen die bisherigen Baufortschritte Breslaus wenig sagen, wenn man damit die ungeheuern in den Rheinstädten vergleicht, z. B. in Köln, wo 1840 allein auf alten und neuen Bauplätzen 216 neue Gebäude entstanden. — Breslau hat einen regen geselligen Verkehr, daher eine Menge Kaffeehäuser, Konditoreien und Restaurationen aller Art, vorzüglich aber Bierhäuser, Liqueurläden und niedere Branntweinschenken. Die Bierliebe tritt kaum in einer altbayerischen Stadt leidenschaftlicher hervor, als hier, wo sie von jeher einen bestimmten Charakterzug des Volkslebens bildete. Der alterthümliche Rathskeller hat sogar eine ganz eigene Biergeschichte, worin ein ziemlich großartiger Akt vorkommt. Es hatte nämlich nur der Rath das Privilegium zum Ausschank fremder Biere, daher auch des Schweidnitzer, im 14ten Jahrhundert sehr berühmten Bieres. Als zu Weihnachten 1381 der Herzog von Liegnitz seinem Bruder, dem Breslauer Domdechanten, einige Fässer dieses Göttertrankes zum Geschenk sandte, wurden diese dem Fuhrmann weggenommen und auf's Rathhaus gebracht. Vergebens wurde die Auslieferung des Bieres zuerst von dem Domdechanten selbst und hierauf von dem ganzen Domclerus verlangt, der sich durch diese Gewaltthätigkeit beeinträchtigt sah. Der Rath beharrte auf seinem Rechte, der Streit wurde heftiger und hatte endlich sogar die Belegung der Stadt mit dem Banne zur Folge. Inzwischen kam König Wenzel zur Huldigung nach Breslau, und verlangte für's Erste die Aufhebung des Bannes während seiner Anwesenheit. Hartnäckig wurde sie verweigert; der König befahl jezt auf's Entscheidendste, und die Domgeistlichkeit zog die Flucht nach Polen der Nothwendigkeit vor, nur haarbreit von ihrem vermeinten Rechte zu weichen. Auf diese Nachricht gab der erzürnte Wenzel die verlassenen Residenzen der Domherren seinen Böhmen und dem Breslauer Pöbel zur Plünderung preis, welcher sich dort mit den Gewändern und Baretten der Geflüchteten schmückte, und unter Jubel und Spottliedern einen ergötzlichen Fastnachtsaufzug durch die Stadt hielt. Der König aber zog außerdem die Domgüter ein, worauf der Clerus allmählig nachgiebiger ward, und endlich durch Wenzels Vermittlung zwischen ihm und dem Rathe eine Aussöhnung und genaue Feststellung der beiderseitigen Bierrechte zu Stande kam. Die Chronisten nennen diesen Vorfall den Pfaffenkrieg. Ihm folgten 1444 ähnliche Streitigkeiten und verschafften dem Biere aufs Neue lokalhistorische Bedeutsamkeit. — Breslaus eigene Brauerei war schon 1296 unter Heinrich V. im Gange, und hat in neuerer Zeit durch die bayerischen Biersympathien einen ungemeinen Aufschwung genommen; insbesondere ist seit 1838 die Weberbauersche Brauerei eines der großartigsten Etablissements für diesen modernen Industriezweig, ein imposantes Gebäude von 154 Fuß Länge, worin eine Dampfmaschine dem Brauereibetriebe auf die vielseitigste Weise dient. — Zahlreich sind daneben Breslaus Branntweinbrennereien, zahlreich die Destillianstalten, welche das beliebte nordische Gift verfeinern und dem „Breslauer Liqueur" jenen Ruhm errangen, welcher mit dem des Danziger bei Frühstücksangelegenheiten um den Vorzug streitet.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 122.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 289.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Sonnabend, den 3. December 1842.

I have observed how many a fool step the inquisitive traveller has measured to look into discoveries; all which, as Sancho Pansa said to Don Quixote, they might have seen dry-shod at home.

Sterne.

Aus den Papieren eines alten Herrn.

Von A. v. Sternberg.

Immer habe ich gehört, daß diejenigen, die Romane ſchreiben und ſich damit abgeben, allerlei ſeltſame Begebenheiten und Vorfälle zu erſinnen, faſt niemals Beſcheid wiſſen, wenn dergleichen im wirklichen Leben ihnen zuſtößt. Ein recht deutliches Beiſpiel hievon lieferte mein alter Onkel zu ſeiner Zeit. Ich will die Begebenheit hier kurz erzählen, obgleich mein Onkel ſelbſt ſie ſehr lang zu erzählen pflegte.

Es gehörte zu der humoriſtiſchen Weiſe meines Onkels, und vielleicht hatte er dieß noch vom Genre der alten Fieldingſchen Romane, deren begeiſterter Bewunderer er war, daß er von ſich ſelbſt immer in der dritten Perſon ſprach und ſich immer „den Autor" nannte. Ohne Zweifel war dieß ein ſehr unſchuldiger Scherz, und ich will ihm den Gefallen thun, ihn ebenfalls ſo zu nennen.

Es war in einem ſehr heißen Sommer, als mein Onkel auf den Einfall gerieth, ſich nach Stoffen zu neuen Romanen umzuſehen. Er wollte ſolche unmittelbar aus der Wirklichkeit ſchöpfen, nur wußte er nicht ſo recht, wie dieß anzufangen ſey. Ohne viel hierüber nachzugrübeln, beſchloß er, dem Zufall das Lenkſeil in die Hand zu geben, und ſomit ſetzte er ſich eines Tags in einen bequemen Reiſewagen und ſchlug die erſte beſte Straße ein. Ein Mann, der Romanſtoffe ſucht, iſt heutzutage in einer mißlichen Situation. Soll er ſeine Helden auf der Landſtraße finden? dieß iſt ſchon allzuhäufig vorgekommen; ſoll er ſie in den großen Städten ſuchen? auch dieß iſt ſo gar kein neues Feld. Aber wie geſagt, mein Onkel hatte ſich dem Zufall überlaſſen.

Das erſte Städtchen, in welchem er Nachtquartier machte, wurde von ihm als ſehr wenig tauglich für ſeine Zwecke betrachtet; aber der Zufall, der das Schickſal der Romanſchreiber iſt, fügte es anders. Gerade hier, und aus Ironie ſo nahe ſeinem Aufenthaltsort, ſollte er eine intereſſante Figur entdecken. Es hielt ſich nämlich hier ſeit einigen Wochen eine „unbekannte Dame" auf. Dieſer Ausdruck äußerte ſogleich auf meinen Onkel eine ungewöhnliche Wirkung; tauſend Träume und Träumereien durchzogen dabei die Seele des Autors. Er beſuchte eine ihm befreundete, im Städtchen wohnende ſentimentale Dichterin und den Pfarrer des Orts, und nachdem er Beide über jene Unbekannte ausgefragt, jedoch keine genügende Auskunft erhalten, beſchloß er, des andern Tags in Begleitung ſeiner Bekannten der Dame ſeinen Beſuch abzuſtatten.

Der Schriftſteller brachte eine peinliche Nacht zu. Er hatte erfahren, daß die Unbekannte den Namen Auguſte Coulange führe und die Wittwe eines emigrirten

Carliſten ſey. Dieſer Umſtand regte tauſend abenteuerliche Gedanken und Phantaſieen in ihm an. Er konnte die Stunde nicht erwarten, wo der Beſuch ſtattfinden ſollte, und lange vor der beſtimmten Zeit kam er, den Pfarrer und die Dichterin abzuholen. Man lenkte von der Hauptſtraße auf den Weg zu dem Landhaus der unbekannten Dame. Es lag, von einem kleinen Erlen- und Buchenwäldchen umgeben, auf einer Anhöhe, gegenüber dem gemietheten Hauſe der Dichterin. Man betrat, nachdem eine Gartenpforte geöffnet worden, einen kleinen Vorſaal und durch dieſen ſchritt die Geſellſchaft in ein Zimmer, welches mit einem gewiſſen, in dieſer Gegend unbekannten Luxus eingerichtet war. Die dem Hauſe eigenthümlichen Möbeln, keineswegs von eleganter Form, waren durch Umhängung farbiger Stoffe zu etwas Bedeutendem aufgeſchmückt, wodurch das Ganze etwas Phantaſtiſches erhielt. Ueber das eine Fenſter, das ſich nach einer hübſchen Blumenterraſſe öffnete, war ein ſchöner Shawl mit einer Nachläßigkeit ausgebreitet, als wäre er ein gewöhnlicher Kattunvorhang. Das dämmernde Licht, das durch den dichten purpurnen Stoff fiel, verbreitete ein abendliches Dunkel im Gemach, und in dieſem ſanften und warmen Lichte ſchwammen gleichſam die Gegenſtände im Zimmer den Beſuchern vor den erſtaunten Blicken. Nach und nach erkannte man einen breiten Divan, über welchen ebenfalls farbige Tücher gebreitet waren und der mit einer Menge kleiner Spielereien der Mode bedeckt war, und in Mitte dieſer bunten Schätze lag ein kleines ſchokolatefarbiges Windſpiel auf ſeinen Kiſſen zuſammengekrümmt in tiefem Schlafe. An den Wänden waren einige Kupferſtiche von Werth, Landſchaften und Figurengruppen darſtellend, ohne Rahmen nur mit Nadeln an die Tapete befeſtigt. Ueber dem Divan hing ein Miniaturbild in einem koſtbaren Rahmen, aber vielfach umhüllte ſchwarzer Flor das Gemälde, ſo daß man, noch dazu in dieſer Dämmerung, nicht erkennen konnte, wen oder was es vorſtellte. Im Winkel des Zimmers lehnte eine Harfe, aber auch ſie war mit einem langen ſchwarzen Spitzenſchleier eingehüllt. Dicht unter dem Fenſter ſtand der Schreibtiſch und auf dieſem befand ſich eine elegante Mappe, halb aufgeſtülpt auf eine Schatulle von Ebenholz mit eingelegter Arbeit; eine kleine Pendüle bewegte geräuſchlos in großer Eile ihre ſilberne Kugel, die über das Zifferblatt hin und her glitt. Alles in dieſem Zimmer war warm, ſtill und wunderſam. Es war hier, wie die Dichterin ſehr richtig ſagte, als ſey man in die Atmoſphäre eines ſeltſamen, anziehenden Mährchens eingetreten. Der Hauch einer fremdartigen Exiſtenz wehte einem entgegen.

(Fortſetzung folgt.)

Aus England.

(Fortſetzung.)

Freilich drückt ſich an die guten Zwei ein böſes, nicht aus ihnen ſich geſtaltendes, ſondern unter ihnen hervorkriechendes Drittes. Ein drohendes Ungewitter ſteht lange im Weſten und Nordweſten: die Armuth, die Noth, die bittere Noth, der drückende Hunger. Was ſeh' ich? „Hunger! Hunger! Hunger! The home-colonisation and the entire ruin of the middle-classes. A meeting of the National-Society will be Wednesday, half past six in the evening. Crown and anchor. Mr. Owen in the chair. Dieſe Worte ſtanden in ungeheuern Buchſtaben auf weißen Tafeln, welche ſechs Männer hintereinander an einem Stiele hoch über den Köpfen den Strand herauf trugen. Sie waren den ganzen Tag über auf dem Weg durch die unermeßliche Stadt, und luden mit den beredten, auf hunderte von Schritten hin ſichtbaren, wohl ihnen ſelbſt unleſbaren Tafeln zu einer öffentlichen Verſammlung der „vernünftigen Geſellſchaft" ein, welche dieſen Abend in der Kron- und Ankertaverne unter Vorſitz Robert Owen's abgehalten werden ſollte.

Ich war kurz beſonnen, dankte meinem Glück, das mich an Haymarket- und Strandtheater vorüber zu einem, wie ſich denken ließ, intereſſantern Schauſpiele führen wollte, und ſchloß mich den ſechs Vernunftapoſteln mit dem Hungerbrette an, bis ich ſammt ihnen die an der Hauptſtraße bequem in der Mitte der Stadt liegende, vielgenannte, vielberühmte Taverne erreicht hatte.

Das Aeußere iſt unſcheinbar, wie die ganze Londoner Straßeneinförmigkeit. Durch die breite Thüre geht's einen Gang hinunter und dann zwei Treppen hinauf. Eintrittsgeld? Billette? nichts dergleichen. Kein Unterſchied des Standes und Alters vor der „vernünftigen Geſellſchaft." Alles, ſogar ein gedrucktes Blatt, das man in die Hände bekommt, ich weiß nicht, Programm oder ſonſt was, Alles umſonſt; recht vernünftig. Ich hielt mit beiden Händen meine Taſche zu. Goldvögel fliegen gar ſchnell, und ein beträchtlicher Menſchenſtrom ſammelte ſich mit und hinter mir, trug mich die Stiege hinan, die dürftig beleuchtet war, und hielt mich eingeklemmt und eingekeilt in ſchlimmer Ruh, bis die erſehnte Stunde geſchlagen und die Saalthüre ſich öffnete.

Ein oblonger, hoher, großer Raum, vielleicht für mehr als tauſend Perſonen groß genug, nahm die Fluth in ſich auf. Zu oberſt an der ſchmalen Seite, wo die Fenſter ſind, befindet ſich auf einer Erhöhung the chair — der Präſidentenſtuhl — ein Tiſch davor, zwei Tiſche für Sekretäre und Beiſitzer rechts und links. Eine Schranke

quer herüber schied das Comité von der Versammlung. Für diese waren in der Breite etliche zwanzig lange Bänke aufgestellt. Die vordern waren gepolstert und mit Tuch überzogen; wieder sehr vernünftig. Ich drang in die vordersten Reihen; mein neuer Hut half mir bereitwillig einen comfortabeln Platz gewinnen. Bescheiden ließ er sich in dichter Nähe neben zwei schlackigen, im Feuer — höchst wahrscheinlich der Trübsal — stark gerötheten Hüten nieder, die auf zwei seit mehr als vorgestern nicht rasirten hagern, etwas zerrissenen, doch sonst recht vernünftigen Häuptern saßen. Ein mächtiger Kronleuchter hing von der hohen Decke. Ich schaute mich um und warf einen Blick auf die immer dichter werdende Versammlung. Handschuhe? weiße Halsbinden? goldene Uhrketten? Gewiß sehr wenige, noch gewisser keine. Arbeiter, Handwerker, geschwärzt, verbrannt, Handwerker, die kaum Zeit gehabt, die Aermel abzustülpen, geschweige die Schweißtropfen von der heißen Stirne zu trocknen; gedrückte und gekrümmte Gestalten, hagere, blasse Gesichter, ärmliche Kleidung; aber auch stämmige, mächtige Figuren, kraftvolle Schultern, bedeutende Mienen, zündende Blicke, leuchtende Stirnen darunter und reputierliche, gute, selbst hübsche Kleidung. „Gentlemanlike“ nicht, „respectable“ vielleicht kaum, aber beruhigend und spannend war die Menge, die ich mir so übersah. Lebendig war sie, es ging hin und her mit Worten, Armen und Beinen; Jung und Alt, Männer und Weiber — denn auch sie waren wohl vertreten — Alles war in Leben und Bewegung, manch schlimmes Wort, manche gefährliche That ließ sich erwarten. Polizei ließ sich weit und breit nicht sehen. Das war wieder sehr vernünftig. Sonst wären ganz gewiß Thron und Altar in Gefahr gekommen.

Bis der Vorhang aufgeht, beschaue ich mir das gedruckte Blatt, das ich bekommen. Es waren zwei Adressen; die eine an die Chartisten von Großbritannien und Irland, entworfen von dem „Congreß der vernünftigen Gesellschaft“ in Harmony-Hall, vom 9ten bis zum 19ten Mai 1842; die andere vom selben Datum an die Handwerksvereine von Großbritannien und Irland. Es sollte eine Botschaft des Friedens und der Freundschaft an dieselben seyn, ein Evangelium des Heils und der Mittel, die zum Ziele führen müßten. Das Heil sollte natürlich aus der „home-colonisation“ kommen, dem praktischen Mittelpunkt der Owenschen Lehre. Statt so viele Tausende mit so vielen Tausenden fort in fremde Länder zu auswärtigen Kolonien fortzuschaffen, sollten Menschen und Mittel im Lande behalten und zu inländischen Kolonien vereinigt werden. Unbebautes Land gebe es ja noch genug in Altengland, und würden Kolonistenvereine zusammentreten, mit ihrem Gelde Land kaufen, sich anbauen, so würden alle die Uebel, unter welchen sie leiden, alle die Feinde, gegen welche sie kämpfen, bald verschwunden seyn. Gewiß recht vernünftig. Aber —

Stille wird geboten, man erhebt sich, alle Augen sind rückwärts nach der Thüre des Saals gerichtet. Master Owen kommt, the chairman, auf den Stuhl, vom Comité begleitet. Händeklatschen und Hurrah empfängt den würdigen Mann. Robert Owen hat durchaus nichts Aufregendes, Anstiftendes, Hinreißendes in seinem Aeußern. Ein schlichter, stiller Fünfziger oder Sechziger, eingezogen mit Leib und Seele, gut gewachsen, nicht zu groß, aber hager, fast etwas baufällige milde Züge in dem mäßig langen, etwas schulmeisterlichen, grundehrlichen, vielgeprüften Gesichte. Wenig dunkles, glattes Haar deckt mehr die hohe Stirne, Alles, Gestalt, Haltung, Bewegung und Kleidung äußerst schlicht und einfach, in der ganzen Erscheinung etwas pietistisches, quäkerisches mehr als „vernünftiges“ Element. Owen ist schwerlich ein rascher Denker, so wenig er rasch und rauschend zum Sprechen und zum Handeln ist. Die leidende Menschheit, für die er lebt, denkt, schreibt und wirkt, die Knechtsgestalt der Gedrückten und Armen, der Hungernden und Dürstenden, besonders der Armen am Geiste, hat sich bedeutungsvoll in seinem äußern Wesen abgeprägt. Mitleiden ist seine Signatur. Er braucht es nicht zu versichern, daß er Blutvergießen, Gewaltthat und Unordnung vermieden wissen wolle. Er braucht nicht den Genossen des Mangels zuzurufen, wie er und die Seinen, obwohl verkannt, doch ihre besten Freunde seyen, daß sie keine von den ihrigen gesonderte Interessen haben, daß sie in der That kein anderes Interesse kennen, als das des menschlichen Geschlechts.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Breslau, November.

(Schluß.)

Oeffentliches Vergnügen.

Die Breslauer sind ein spazierlustiges Volk. Zu allen Jahreszeiten sieht man sie Nachmittags schaarenweis zu den Thoren hinaus ziehen, und sich entweder in den zahlreichen Sälen und Kaffeegärten der Vorstädte, oder auf weitern Ausflügen in die Umgegend dem dolce far niente überlassen. Unter den öffentlichen Gesellschaftsplätzen in der Nähe der Stadt behauptet seit 1838, namentlich in der rauhen Jahreszeit, Krolls reizender Wintergarten den ersten Rang. Es ist ein äußerst geschmackvoller und geräumiger Saal, mit zwei Seitengängen rechts und links, und das Ganze in seiner reichen Dekoration mit allen Gaben der Flora ein sehr sinniger Tempel des Vergnügens zu nennen.

Im Winter findet sich hier die bessere Gesellschaft zu Konzerten, Bällen und Redouten, im Sommer außer dem Saale zu Illuminationen und Feuerwerken zusammen; auch werden manche Privat- und Stadtfeste in diesem besten Lokale der Oeffentlichkeit gefeiert. Außerdem war von den Mittelklassen der Liebische Saal bisher der besuchteste. Die untern Volksklassen huldigen in den großen und schönen Sälen der Vorstädte zu allen Zeiten einer mänadischen Tanzwuth, während das bessere Publikum im Winter zu Tanz und Konzert sich in einer Menge geselliger Vereine vertheilt. Statt der ältern Volks- und Zunftfeste findet jährlich ein Pferderennen und eine Thierschau, am Himmelfahrtstage aber eine Art Wallfahrt nach Oswitz, einem reizend gelegenen Dörfchen, statt, wo auf dem sogenannten heiligen Berge sich ein wunderthätiges Marienbild befindet. Nur die bürgerlichen Schützenfeste erinnern noch durch ihren Ursprung an das kräftige Mittelalter. — Zu den besten Spaziergängen gehört zunächst die Promenade, welche auf der ehemaligen Taschenbastion eine reizende Fernsicht auf's Gebirge, auf der Ziegelbastion eine Aussicht auf die Oder und die Kirchenstadt des Domes und Sandes darbietet. Außer der Stadt ist nach Westen hin das nahe Pöpelwitz wegen seines reizenden Fichtenwäldchens viel besucht, wie im Osten das Oderdörfchen Morgenau mit seinen eichenbekränzten Dämmen. Ueber dem Strome liegt als schönster Spazierort der Park zu Scheidnich, der gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts von Fürst Hohenlohe-Ingelfingen angelegt ward und deßhalb in der Volkssprache auch heute noch „Fürstengarten" heißt. Seit 1859 befindet sich hier eine Wasserheilanstalt. — Der Breslauer liebt glänzende Etablissements wenig, und man findet oft in schlechten, aber durch Gewohnheit lieb gewordenen Lokalen die beste Gesellschaft, welche wegbleibt, sobald dort Verbesserungen vorgenommen werden. Hierin wird die beharrliche Anhänglichkeit an das Alte und Herkömmliche, welche den Schlesier charakterisirt, recht augenscheinlich; allein es werden ihm dabei mehr Gemüthlichkeit und gesellige Tugenden zugestanden, als dem Sachsen und Märker, und der Fremde wird in Breslau leichter heimisch als z. B. in Dresden. — Das Theater besteht seit 1798 durch einen Aktienverein als feste Anstalt, und war unter der Selbstverwaltung desselben eine der besten deutschen Bühnen, so schlecht auch das Haus selbst seyn mochte. Die ersten dramatischen Künstler machten hier einen Theil ihrer Laufbahn durch, wie Ludwig Devrient, Anschütz, Schmelka u. A. Seit der Verpachtung des Theaters im Jahr 1824 ist dessen eigentliche Blüthenperiode vorüber, und ihre Wiederkehr ist mit dem Bau eines neuen Hauses, welches 1841 eingeweiht wurde, nicht wahrscheinlicher geworden, da die Aktionäre auch in diesem die Anstalt in Pacht gegeben haben, wobei immer nur das Interesse des Unternehmers, nicht das Kunstinteresse des Publikums Hauptgegenstand ist und bleibt.

Berlin, November.

(Fortsetzung.)

Unterschleife. — Carricaturen.

An faulen Flecken in unserem gesellschaftlichen Leben fehlt es freilich nicht. Sie thun sich an Stellen auf, wo man es am wenigsten vermuthete. Seit dem großen Purgatorium des Befreiungskrieges hatte eine moralische Reinheit unser Beamtenwesen durchdrungen, die wir mit Stolz betrachteten und die Andern zum Muster dienen konnte. Dem Prinzip nach war die geöffnete Hand sowohl an unserer Grenze als aus unsern Verwaltungsämtern verschwunden. Auch der, welcher gern genommen hätte, fühlte sich zu stolz dazu. Es ist möglich, daß die traurige Zwischenzeit, wo die regierende Faktion den preußischen Beamten wieder zu einem servilen Diener machen wollte, auch hierin nachtheilig gewirkt und den moralischen Stolz erschüttert hat. Noch sind es glücklicher Weise nur Ausnahmen, aber ein Fleck auf einer weißen Tafel fällt um so mehr auf. Der bekannte Prozeß im Kriegsministerium wühlt immer mehr alte Sünden auf, selbst Sünden von Todten, und wie es heißt, soll das Vergehen in seiner ganzen Verzweigung aufgesucht und gerichtet werden. Ein solches Beispiel ist vielleicht des Prinzips wegen nothwendig, wenn gleich im vorliegenden Falle die traurigen und erschütternden Folgen bei weitem den Vortheil überwiegen, den der zu Schaden gekommene Staat dadurch erringen kann. Ein Opfer des Prozesses ist bereits gefallen, indem ein wohlhabender Kaufmann, der in Lieferungsgeschäften tief implicirt gewesen, im Gefängniß selbst Hand an sich gelegt hat. Man will behaupten, daß er es mehr aus Verstürzung und Unklarheit, als aus wirklichem Schuldbewußtseyn gethan habe. Es ist wohl zu beachten, daß um dieselbe Zeit auch anderwärts große Unterschleife in der Staatsverwaltung entdeckt worden sind, und zwar da, wo man es am wenigsten vermuthete. Dem Smithschen Staatskassenscheinbetruge in England sind die jetzt vorliegenden Zolldefraudationen gefolgt, deren Wurzeln man auch noch nicht erreicht hat, und der Kaiser von Rußland hat nach Warschau eilen müssen, um Unterschleife bei der vielgerühmten Bank zu — entdecken, zu strafen, oder nur zu hintertreiben?

Unsere Carricaturen haben zwar kein Ende mit Schrecken genommen, aber das Ende, das man erwarten konnte, wo der Sinn dafür im Volke und also auch in den polizeilichen Regionen noch so wenig dafür ausgebildet ist. Ohne Preßfreiheit, die in Fleisch und Blut eingedrungen ist und den Sinn aufgeklärt hat, läßt sich eine Carricaturfreiheit kaum denken. Auch die Erfinder und Verfertiger tragen mit an der Schuld, indem sie das Gefühl des Volks nicht berücksichtigten, als sie, mit den Schafen und Böcken um das Kreuz, auch dieses selbst zum Gegenstand der Lachlust machten. Daß dieß Bild sofort mit Beschlag belegt werden würde, ließ sich erwarten. Aber wahrhaft Schade ist es um ein anderes, einen Fuchs und einen Wolf, die sich die Hand reichen. Es ist eben so humoristisch als harmlos, und im echten Geist der englischen bessern Carricaturen ausgeführt. Wie man auch dieß Bild für gefährlich oder anstößig hat erklären können, ist nicht wohl begreiflich. Ja mit der Confiscation dieses Bildes ist gewissermaßen das ganze Prinzip umgestoßen und die Licenz zurückgenommen. Noch freilich ist eben eine gute Vision erschienen: der auferstandene deutsche Michel, welche Allen gefällt, auch denen, welche der geneidete Michel verletzte. Das Bild ist sehr charakteristisch und launig. Wenn man in Carricaturen aber nur Dinge vorstellen darf, welche Allen zusagen, so hört die ganze Bedeutung derselben auf. Was sind es anders, als Zerrbilder, in denen wir unsere Schwächen und Gebrechen so vergrößert sehen, daß wir in uns gehen sollen, ein ridendo corrigere mores?

(Schluß folgt.)

Beilage: Verlagsbericht von „Neuen werthvollen Musikalien" der Schlesinger'schen Buch- und Musikhandlung zu Berlin.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 290.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Montag, den 5. December 1842.

Die Wunde läßt ſich nicht verſchleiern,
Ihr Blut durchdringt den dünnen Flor;
Bald muß die Kirche ſich erneuern
Und finden, was ſie längſt verlor.

Lenau.

Aus England.

(Fortſetzung.)

Dieſes humanitäre, philanthropiſche, etwas in's Allgemeine und Vage gehende Weſen iſt etwas, was dem entſchiedenen, praktiſchen, auf den nächſten Zweck ſo beſtimmt gerichteten Engländer nicht recht ſtehen will. So macht auch Robert Owen vielmehr den Eindruck eines ſeelenguten, etwas trockenen, in ſtillem Eifer dahinwirkenden, weniger reſoluten und handelnden, als denkenden, ſinnenden und bedächtigen Deutſchen. Zum pietiſtiſch Gedrückten das Knöcherne und Dürre genommen, was unſere überzeugungstreuen Rationaliſten bei lebendigem Leibe ein Bischen ſtark mumiſirt, gäbe am beſten das Charakterbild unſeres vernünftigen Reformators. Ein würdiger Mann, ein guter, gewiß grundehrlicher Mann, aber ein unbedeutender, ſchwacher, höchſtens mehr zäher als kräftiger Mann — ſo kam er mir vor.

Die prächtige, die herrliche Vernunft! der göttliche Blitz im menſchlichen Weſen, ſo reich, ſo unendlich, und doch ſo blaß, ſo dürr, ſo kalt, ſo leer kann er erſcheinen! Drum will ſie nie Selbſtzweck ſeyn, drum will ſie erſt im Wirklichen, im Perſönlichen Farbe, Halt, Kraft geben. So im Allgemeinen genommen und geſucht, iſt ſie ſo gut als verloren. Sie braucht einen feſten Boden unter, einen dichten Kern in ſich; nur als lebendiges Ich, als ſchattenwerfende, körpervöllige Perſönlichkeit iſt ſie Etwas und Alles; abgelöst von dem Selbſt, in das Blaue — ſey es jenſeits oder dieſſeits, ſey es philoſophiſch oder kosmopolitiſch, ſpekulativ oder humanitär — hinausgeworfen, iſt ſie eine Seifenblaſe, eine Nebelgruppe. Wir zucken die Schultern, wir lächeln darüber, wenn und wo wir uns nicht davor entſetzen dürfen.

Eine „vernünftige Geſellſchaft!“ Wenn ein Menſch uns ſagt, er ſey allein vernünftig, alle Andern ſeyen Narren, ſo wiſſen wir gewiß, daß er ein Narr iſt. So wenig darf man nur ſo geradewegs mit der Vernunft in der Hand kommen. Die Welt und die Menſchheit beſteht aus Einzelheiten und lebt in Beſonderheiten; ſo kann man auch nicht mit dem Allgemeinen an ſie hinan. Gemeinſchaft und Allgemeinſchaft iſt ſehr verſchieden. Auf leztere aber iſt R. Owen's Syſtem gebaut. Gott, Menſchheit, Familie, Arbeit, Gewinn, Genuß — Alles wird allgemein und natürlich allgemein vernünftig. So lange aber jeder Menſch ein beſonderes Ich bis in Zeh- und Fingerſpitzen hinaus in ſich fühlt, wird auch jeder ſeinen wirklichen Gott ſtatt der allgemeinen höchſten Vernunft, ſein wirkliches Vaterland ſtatt des allgemeinen Menſchengeſchlechts, ſeine Frau und ſeine Kinder ſtatt der allgemeinen Familienſuppe, ſeine beſondere Arbeit, ſeinen eigenen Gewinn, ſeinen Lieblingstrank und ſein

Leibessen wollen. Und das kann, das darf er, ohne darum nur für sich, nur Egoist seyn zu müssen. Lauter Egoismus, wie allerdings dessen mehr und mehr wird in der jetzigen, im Innersten und in ihrer Grundlage, in der Liebe und Religion untergrabenen Gesellschaft, ist unvernünftig, aber gar kein Egoismus, gar keine Selbstheit und Eigenheit ist noch unvernünftiger. Insofern und seinem positiven Prinzip nach ist R. Owen mit seiner vernünftigen Gesellschaft im Unwahren, weil Unmöglichen. Weichliche Kleider sind ungesund — also nackt laufen: so ungefähr lautet es, wenn mit der baaren, nackten, abstrakten Vernünftigkeit die bestehende Unvernunft zur Vernunft gebracht werden soll. Diese Vernunft *vernimmt* wohl all die Leiden und Schäden, erkennt, wo es fehlt und woran, aber wie dem zu helfen, das *versteht* sie nicht.

Dieß ist das Unglück unserer Zeit: die Vernunft auf der einen, der Verstand auf der andern Seite. Die bloß Verständigen müssen von ihren egoistischen Zwecken und Trieben weg fähig werden, den Nothschrei des Elends, den Hülferuf der körperlichen und geistigen Armuth zu vernehmen. Die bloß Vernünftigen müssen ihre in's Weite, Blaue und Allgemeine gehenden Plane zum Besten der Menschheit auf einen bestimmten Bestand und Zustand, ihre allgemeine Vernunft zum besondern Verstand bringen.

Der Verstand muß aber von sich selber kommen; der kann nicht eingetrichtert, nicht angelernt, noch weniger angepredigt werden, als die Vernunft, die Liebe, die Religion anbefohlen werden mögen. Erst muß der Verstand reif seyn, dann mögen die Vernünftigen ihn auf das hinweisen, was Noth thut. Und die Noth, die höchste, gräßlichste, unüberwindliche Noth wird den Verstand zur Reife, die Verständigen mit ihrem Egoismus auf den Gipfel ihres gefährlichen und tödtlichen Spiels mit allen Lebensmächten, mit allen höchsten Kräften, mit Menschenleibern und Menschenseelen bringen. Die Noth muß sich auf's Furchtbarste steigern, der Verstand, der praktische und industrielle, der technische und spekulirende muß seine lezten Karten ausspielen, bis er alle seine Hülfsquellen und Mittel erschöpft hat, bis er in seiner Armuth nicht bloß angekommen, sondern aufgegangen ist; dann wird er zur Vernunft kommen, um bei ihr sich zu holen, was er nicht mehr anderwärts sich ersetzen und sonst nirgends holen kann: Liebe und Religion. Und die Vernunft wird auch nicht mehr allein bleiben, sie wird dem Verstande entgegen gehen, sie wird zum Verstand kommen, und aus dieser Umarmung wird ein schöneres, menschlicheres Jahrhundert geboren werden.

Was seyn muß, das wird seyn. Von dem aber, was seyn wird, weil es seyn muß, eine tiefe und an sich wahre Ahnung zu haben, das darf einem St. Simon, Fourier und R. Owen nicht abgestritten werden. Je tiefer der Geist, der Verstand sich in die Materie versenkt, je tiefer bis zum Unorganischen hinab er steigt, um sich daraus das, was ihm behagt und gehört, zu holen, desto mehr ist es nöthig, daß er in dem chaotisch auseinanderfallenden Gebiete des Materiellen organisirend eingreife und von der Natur selber lerne, das in sie sich verlaufende Leben naturgemäß und harmonisch zu ordnen. Organisation der Arbeit und des Vermögens ist das große Wort, das jene drei Männer gefunden haben, freilich nur, um es zunächst als Räthsel vor die Pforten der Zukunft hinzustellen. Sie selber sind nicht die Minenmeister, die mit dem zündenden Worte selber die verriegelten Thore zu sprengen im Stande wären.

Doch indessen ich mir Gestalt, Miene und Art des Mannes zurecht lege und an dem, wie mir dünkt, fast etwas fadenscheinigen Rocke meine Gedanken über den Stifter der rationalen Societät, den er etwas schlotterig umschließt, fortspinne, hat sich der Tumult der Begrüßung gelegt und der Präsident ist bereits mitten in seiner Rede begriffen. — Von dieser und von dem, was darauf folgte, das nächstemal.

(Schluß des ersten Artikels.)

Aus den Papieren eines alten Herrn.

(Fortsetzung.)

Die drei wollten eben noch ihre Untersuchungen im geheimnißvollen Zimmer fortsetzen, als dessen Eigenthümerin eintrat. Sie begrüßte ihre Gäste als Nachbarn und entschuldigte sich gegen die Dichterin, daß sie den Besuch, den sie ihr schulde, immer habe hinausschieben müssen, sie sey recht bedeutend unwohl gewesen. Dieß war auch sichtbar keine leere Phrase; nie sah man wohl ein Gesicht, wo sich Sorge und Bedrängniß auf so eigenthümliche Weise aussprachen, ohne darum die bedeutende Schönheit dieser Züge zu vernichten. Es gehörte die gewissenlose Neugier eines Autors dazu, um ohne Vorwurf in diesem Heiligthum zu verweilen, wo Alles umher vor Entweihung durch fremde Blicke zu warnen schien. Aber welch harte Seele, welch tyrannischen Charakter, welch maßlose Indiskretion besizt ein Romanschriftsteller, der einem interessanten Stoffe nachjagt! Er ist das moderne Raubthier der Civilisation, er geht auf Beute aus. Geht ihm aus dem Wege, ihr glücklichen, einfachen Menschen, wenn ihr nicht euch und euer Glück gedruckt lesen wollt, wenn ihr nicht die kleine, unscheinbare Warze auf der Wange eurer Geliebten,

den falschen Zahn im Munde eurer jungen Gattin verrathen wissen wollt. Geht ihm aus dem Wege, ihr, die ihr falsche Thränen weint und nicht probehaltige Seufzer zum Himmel sendet; der Romandichter lauert euch auf und bringt den falschen Seufzer und die geheuchelte Thräne in seinen Destillirkolben. Geht ihm aus dem Wege, ihr betrogenen Liebhaber; er zieht aus der Tasche eures besten Freundes den Nachschlüssel zur Thüre eures Heiligthums. Ein Autor ist immer grausam, immer perfid: trauet ihm nicht; wenn es ihm Gewinn bringt, so verräth er ohne Bedenken seinen Freund und quält seine Geliebte aus keinem andern Grunde, als um Studien zu machen.

Darum saß der Autor auch jezt unbeweglich und schweigend; während der Pfarrer und die Dichterin ein sogenanntes geistreiches Gespräch begannen. Darum verwandte er kein Auge von dem schönen bleichen Antlitz, das wie ein träumender Mond auf dem Wolkenpfühl des Divans vor ihm hinglänzte. Und während er so hinschaute, brachen aus seiner vollen, überquellenden Seele all die schönen Mährchen und Sagen von Frauenleid, Frauenseligkeit und Frauenminne auf. Ein schönes Herz träufelte wie ein verwundeter Palmbaum seinen Balsam, und jeden Tropfen, durchglänzt von einer Sonne der Poesie, fing der Dichter in krystallnen Schaalen auf. Du arme, gepeinigte Seele! was bewog dich, in diese stille Brütekammer des Schmerzes dich einzuschließen? Welch ein Geschick trieb dich aus der Welt der Schönheit und des Glanzes, deren Zierde du warst? War kein Ohr mehr da, das dem Spiel deiner kleinen Hände lauschte, wenn sie durch jene Harfensaiten irrten? Oder wolltest du nur für ein Herz, das du dir ausgewählt, deine süßen Klänge spenden, und waren, da dieses Herz dir nicht mehr zuhorchte, alle andern dir gleichgültig? Aus welchen fremden Himmelsstrichen flohst du hieher? Welche Nacht sah dich, in deine Shawls gehüllt, die Schwelle deiner Heimath überschreiten und in die Fremde eilen? Ich sehe dich, schöne, unglückliche Frau, wie du in einsamen Stunden Perlen und Geschmeide durch deine Finger gleiten läßt und bei ihrem Anblick an jene Stunden denkst, die nicht mehr sind, die nie mehr wiederkommen werden. Und alles das in Einsamkeit und Stille! Die Uhr dort, einst zeigte sie dir die Stunde deines Glücks und deiner Flucht, jezt zeigt sie dir unter den vielen Stunden deines Tages und deiner Nacht keine einzige, mit der Hoffnung oder Glück sich verbänden, keine einzige! Immer Stille, immer Verlassenheit, immer Nachsinnen! Ohne Wunsch, ohne Theilnahme an dem, was dich umgibt, erhebst du dich vom Lager; kein Verlangen treibt dich, den Vorhang dieses Fensters zu lüften; denn was bringt dir der Tag, in den du hineinblickst? So laß es denn immer Nacht um dich seyn; dein dunkles Auge senke beständig den Schleier der Wimpern, und nichts, kein Laut, kein Anblick erinnere dich an eine Welt, die grausam genug war, dich zu verstoßen. Wehe dem, der dich ihr wieder zuführt, deine erschöpfte Brust mit neuer trügerischer Hoffnung füllt, die reizende, zarte, hingesunkene Gestalt am Arm der Liebe wieder aufrichtet, den kleinen Fuß über diese Schwelle leitet, um nachher neue Täuschungen auf dein Haupt zu locken! Bleibe in diesem Asyl! Ich, der ich keck und unbesonnen mich dir aufgedrungen, ich selbst will darüber wachen, daß man keinen deiner einsamen Tage störe. Träume ihn ganz aus, den Traum unglücklicher Liebe! Vergieße sie, jene himmlischen Thränen, die das Entzücken der Dichter sind, und die dennoch nur die Einsamkeit sehen darf, wenn sie nicht auf immer entweiht seyn sollen.

Diese Gedanken bewegten die Seele des Autors, indem er den Blick voll Theilnahme auf die junge, unglückliche Dame geheftet hielt, ohne mit einem Worte sich in das langsame und zögernde Gespräch zu mischen. Als man sich entfernte, drückte er zum Abschied die Hand Augustens, nachdem er Gelegenheit gefunden hatte, heimlich ein kleines Blättchen von ihrem Schreibtisch zu entwenden, auf dem eine Feder versucht worden war und das nur ein paar unbedeutende Worte enthielt; aber es war ihre Handschrift. — Als er in seinem Zimmer im Hause des Pfarrers angelangt war, führte er in Folge einer sonderbaren, unerklärlichen Zerstreutheit das Papier so nah an den Mund, daß seine Lippen es berührten.

Am andern Morgen stand der Wagen des Autors vor der Thüre der Pfarrwohnung, um ihn in die weite Welt zu führen; allein in der Gemüthsverfassung, in der sich der würdige Mann befand, konnte ihm nichts ungelegener kommen, als eine Aufforderung, den Ort zu verlassen, wo sie athmete. Der Autor hatte eine so unruhige Nacht verlebt, als nur irgend ein mit seinem neuen Stoffe beschäftigter Dichter sie verleben kann. Das Bild der unbekannten Dame hatte ihn keinen Augenblick verlassen, und wie der Schmetterling um den frisch erschlossenen Kelch der Blume, so schwärmte seine Phantasie um diesen anmuthigen Gegenstand.

„Wie?“ rief er, unmuthig an's Fenster tretend, „jezt, da ich ein so entzückendes Wesen gefunden, jezt soll ich mich weiter schleppen lassen, mich wieder in den abgenuzten Bilderkreis meiner alten Anschauungen und Gefühle begeben? Nein, ich bleibe. Aber welches Recht habe ich an diesem Stoffe? Darf ich mir diese Geheimnisse aneignen, die nicht für mich gewachsen sind? Nein, ich will fliehen, da es noch Zeit ist.“ Der Autor nahm eilig seinen Regenschirm und seinen Stock und legte die

Hand an das Thürschloß. — „Aber," rief er und zog die Hand wieder zurück, „kann ich nicht den Autor in die weite Welt schicken, und der Mann, der Freund, der Beschützer bleibt? Ja, das will ich. Auguste hat eine Stütze nöthig, weder der Pfarrer noch die Dichterin können sie gewähren. Es wäre feig, es wäre unmännlich, wenn ich jezt reisen wollte."

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, November.

(Schluß.)

Fanny Elsler. — Mad. Schröck. — Tieck. — Ferrand.

Bei den Carricaturen fällt mir ein gefeierter Name ein. Vor zehn Jahren und länger sahen wir hier eine Carricatur auf Fanny Elsler. Wer hätte erwartet, daß der Gegenstand der übermüthigen Zeichnung nach einem Decennium noch einmal, und nicht als Carricatur, sondern, um neue Lorbeeren hier zu ernten, von einer beispiellosen Triumphreise über den atlantischen Ocean zu uns zurückkehren würde. Fanny gehört wieder unter die Lions von Berlin; sie entzückt und berückt trotz dem, daß wir jezt eine politische Nation geworden sind, und damals waren wir eine theatralische. Hier, wie es heißt, will sie ihre Laufbahn schließen. Sie unterstützte noch bei deren Benefiz eine sehr ehrenwerthe Künstlerin aus der alten Zeit, die mit demselben ihr fünfzigjähriges Jubiläum feierte, um damit die Bühne zu verlassen. Madame Schröck, einst die Gattin des großen Mimen Fleck, war in ihrer Jugend eine der anmuthigsten Erscheinungen und eine der talentvollsten Schauspielerinnen des königlichen Theaters; einst mit der berühmten Bethmann wenn auch nicht auf Einer Höhe der Kunst, doch nächst ihr die erste Darstellerin. Sie nahm in demselben Stücke vom Publikum Abschied, in welchem sie zum erstenmal vor demselben aufgetreten war, Iffland's Jäger. Diese wohlfeilen Zeiten sind vorüber. Auch unsere Oberförster können nicht mehr so behaglich leben. Noch eine andere Erinnerung aus früherer Zeit, die berühmte Schoberlechner, gastirt gegenwärtig.

Mit Tieck's Gesundheit steht es nicht so schlimm, als auswärtige Zeitungen behaupten. In wie weit er wieder dermaßen der unumschränkte Gebieter seiner schönen und vollendeten Sprache werden wird, um seine Vorlesungen fortzusetzen, läßt sich freilich noch nicht sagen; aber im Gespräch und Umgange bewegt er sich wieder so frei, als man es bei seinem Alter und nach einem solchen Krankheitsfall nur erwarten konnte. Mit einigem Befremden haben seine Freunde gelesen, daß man ihn zum Geheimen Hofrath ernannt hat. Wozu? um ihn zu ehren? Oder ihm einen Platz in der Gesellschaft zu geben? Wo Ludwig Tieck nicht hingehörte, da würde ein Geheimer Hofrath Platz finden! Es ist merkwürdig, daß beim genialen Sinne unseres Königs, der über diese Titulaturmiseren so weit hinaus ist, noch derartige Hemmschuhketten dem freien Gange nachschleifen. Die Klagen derer, welchen nur gerade der Titel Geheimer Hofrath ein für Tieck unpassender scheint, aber Geheimer Regierungsrath, oder Geheimer Justiz- und Medicinalrath hätte sich eher geschickt, weiß ich nicht zu würdigen. Mich stört nicht der Hof, nur das Geheime. Sey auch Tieck ein Mann des Hofes, so ist er doch der Dichter der Nation und geheim ist nichts an ihm. Noch ist er in Potsdam, wo er auch den Winter über zu bleiben denkt; erst mit dem Frühjahr siedelt er sich vollkommen nach Berlin über. Dort, nämlich in Sanssouci, werden die neuen großartigen Wasserkünste bald vielleicht ein neues Leben hervorlocken. Die schwierige und complicirte Anlage derselben ist vollkommen geglückt und die Avenue zu Friedrichs Sommerschloß hat einen neuen und großartigen Reiz gewonnen.

Der geschätzte lyrische Dichter, der unter dem Namen E. Ferrand schrieb und auch so hier unter seinen Freunden bekannt war, ist noch im jugendlichen Alter gestorben. Sein Talent, in einer streng abgemessenen Sphäre, ist nicht zu bestreiten, und sein liebenswürdiger persönlicher Charakter fand ebenfalls unter Allen, die ihn näher kannten, seine gerechte Würdigung. Mehrere seiner Gedichte, die bereits in Anthologien übergegangen sind, werden seinen Namen erhalten. Er hatte das nicht häufig vorkommende Unglück, daß ihm das Glück, wenn man es so nennen darf, zu wohl wollte. Allzufrüh, etwa im zwanzigsten Jahre, stand er bereits mit einem kleinen Vermögen unabhängig da, ohne weder im gelehrten noch im gesellschaftlichen Leben einen rechten Stützpunkt und Autoritäten zu finden, die ihm durch Beispiel und Lehre vorangingen. Sein lyrisches Talent war schön, aber ohne wissenschaftliche Grundlage mußte es sich bald ausgeben. Das fühlte er, und scheint doch, bei einem weichen Gemüthe, der Kraft entbehrt zu haben, den Ernst, den jedes Leben fordert, zu erstreben. Er stand allein, nur von jüngern Freunden umgeben. Sie gewährten ihm einen angenehmen Umgang, konnten aber die Lücken nicht füllen. Er war durchaus Dichter; die Weltanschauungen zum Thema seines Lebens zu machen, war seiner innersten Natur entgegen. Aber unsere Natur ist dürftig. Alle Gefühle der Liebe, alle Empfindungen des Frühlings und des Herbstes, des Sommers und des Winters waren erschöpft; irgend woher mußte er, um sich selbst die Ungenügendheit zu verbergen, neue Aufregung schöpfen, und er schöpfte da, wo hundert Dichter vor ihm, Otway, Günther, Heffmann, auch sein reich begabter Freund, unser Gaudy. Was in fröhlichen Weinländern einen heitern Anstrich gewinnt, kehrt bei uns, denen der Nektar nicht zuwächst, seine herbere Seite heraus, wenn der Begeisterungstrank erst gebraut werden muß. Ferrand fühlte mit aller Innigkeit seines zarten Gemüths, wie gefährlich dieser Weg für Geist und Gesundheit sey; aber die Kraft verließ ihn, sich loszureißen, als es noch Zeit war. Auch darin hatte ihn das Glück begünstigt, daß er früh schon die Erwählte seines Herzens, die von ihm und seinen Freunden besungene Geliebte als Gattin heimführen konnte; er war Gatte und Vater, aber die geistige Befriedigung suchte er auswärts. Wer ihn kannte, widmet ihm eine tief schmerzliche Erinnerung. Sein liebenswürdiger Charakter hat sich nie verleugnet. Es wäre zu wünschen, daß eine Auswahl seiner Gedichte gesammelt würde. Sein bürgerlicher Name war Schulz.

Von unserer Kunstausstellung, die ihren Glanzpunkt in Lessings Huß in Kostnitz erlangt hat, schreibe ich Ihnen das nächstemal. Die Vorträge des wissenschaftlichen Vereins in der Singakademie werden mit nächstem Januar wieder anfangen. Die Theilnahme hat, statt sich zu vermindern, sich nur vermehrt, und schon jezt sollen über 500 Meldungen eingegangen seyn, die wegen mangelnden Raumes nicht berücksichtigt werden können.

Beilage: Literaturblatt Nr. 123.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 291.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Dienſtag, den 6. December 1842.

So übt' ich denn des Dichters Recht,
Und ließ ſie vor mir auferſtehen,
Ein ganzes ſtreitbares Geſchlecht.
W. Scott.

Die Schenken von Vargula. *

Iſt ein jedes Licht erloſchen,
Oede dort des Schloſſes Pfad,
Das mit ſeinen Paladinen
Oft der große Karl betrat?

Seht! die Kerzen flackern wieder,
Knarrend öffnet ſich das Thor;
Und die Brücke raſſelt nieder,
Und der Burgwart ſtellt ſich vor.

Und in's Ritterhorn von Silber
Stößt er, daß es dröhnt und gellt,
Als ob er erwecken ſollte
Alle Todten in der Welt.

Horch! da kommen ſie geritten;
Eilig ſind ſchon alle da.
Ja, das ſind die großen Schenken
Alleſammt von Varila.

Und ſie ſchreiten nach der Halle
Allzuſammen, dichtgedrängt,
Wo ſie, wie die Söhn' ein Vater,
Einer freudenvoll empfängt.

Und bereitet iſt die Tafel,
Und der Wein ſo voll von Geiſt,
Den ſie immer ächt geboten
In dem Goldpokale, kreiſt.

Und der Herold bringt das Wappen:
Goldgekrönten Helm es trug,
Blau das Feld mit weißen Linien,
Blau des Helmziers Doppelflug.

Und noch hat im weiten Kreiſe
Nicht ein einz'ges Wort getönt;
Jezt an's Wappen ſchlägt der Herold,
Daß es rings im Saale dröhnt.

„Seyd willkommen, kühne Degen,
Hergeeilt von fern und nah,
Seyd willkommen, all' Ihr Ritter
Von dem Schloß zu Varila."

* Varula und Varila, Vargula, jezt Vargel, ein Dorf an der Unſtrut, wo noch theilweiſe das Haus der berühmten Schenken ſteht.

Und sie blickten, wie erwachend,
Nach dem Herold, nach dem Schild,
Neigten höflich sich dem Herold'
Und dem alten Wappenbild.

Und der Herold rief noch einmal,
Als er Alle schweigen sah:
„Seyd gegrüßet, seyd willkommen,
Schenken all' von Varila!

Gibt's für eine gute Sache
Einen ehrenhaften Streit:
Alle, die dieß Wappen führen,
Sind, ihn zu bestehn, bereit.

Männer, edle Landesfürsten,
Fromme zarte Fraun in Noth!
Die bei diesem Schild euch schwuren,
Ueben Treue bis zum Tod!"

Und der Herold hob den Becher,
Und der Herold hob den Stahl:
„Ehre denen, die mit Ehre
Schwerter haben und Pokal!"

Als die Ritter das vernommen,
Sprangen Alle plötzlich auf,
Riefen draußen nach den Mannen
Und den Knappen dort zu Hauf.

Und es spricht Johann, der Anherr,
Und sein treues Auge flammt:
„Landgraf Ludwig harret meiner
Und das erste Schenkenamt."

Walther drauf: „Von hellem Silber
Eine Wieg' im heil'gen Schein
Kommt von Ungarn. Königskindlein!
Stets dein Ritter will ich seyn!

Dich, Elisabeth, * beschirm' ich
Mit dem Schenkenschwert, voll Kraft.
Hei! und auch dann vier besiegte
Grafen ** noch in meiner Haft!"

(Schluß folgt.)

* Die heilige Elisabeth, Tochter des Königs Andreas von Ungarn und Gemahlin Ludwigs VI. oder Heiligen, Landgrafen von Thüringen, wurde schon als vierjähriges Kind in einer silbernen Wiege im Jahr 1211 auf die Wartburg gebracht und stets von Walther beschützt.

** Zwei Grafen von Schwarzburg und zwei von Käfernburg führte Walther als Gefangene nach Wargel.

Aus den Papieren eines alten Herrn.

(Fortsetzung.)

Nach diesem sophistischen Selbstgespräch ward der Wagen wieder weggeschickt und der Autor empfing nicht ohne eine kleine Anwandlung von unbehaglicher Befangenheit den Pfarrer, der da kam, sich zu erkundigen, wie sein Gast die Nacht zugebracht. „Nicht zum besten, ehrwürdiger Freund," entgegnete er. „Es ist warm und Ihre Zimmer sind niedrig." — „Und wie hat Ihnen unsere gestrige Bekanntschaft zugesagt?" — „O gar nicht übel." — „Wir müssen ihr unsern Schutz gewähren." — „Unsern Schutz?" fragte der Autor verwundert. — „Ja, Sie den weltlichen, ich den geistlichen," erwiderte der Pfarrer. „Dann wird sie gegen ihre Feinde bestehen können." — „Wird sie denn verfolgt?" — „Ja." — „Die Arme! So jung, so schön und so verlassen!" — „Nur muß man vorsichtig seyn." — „Nein," rief der Autor, „das muß man nicht seyn! Wenn irgend Gefahr ist, so nehme ich Alles auf mich. Verschaffen Sie mir nur noch eine Unterredung mit ihr." — „Allein?" — „Freilich; aber Sie dürfen ihr nicht sagen, daß ich ein Schriftsteller bin. Verstehen Sie mich?" — „Vollkommen," erwiderte der Pfarrer mit sehr listiger Miene. — Dem Autor mißfiel diese Miene sehr und er fuhr fort: „Führen Sie mich nur als Baron Sellheim bei ihr auf und sagen Sie ihr, daß meine Familie Verbindungen hat, daß ich selbst in Verhältnissen stehe, die —"

Der Pfarrer nickte bejahend und eilte schnell von dannen. Es lag in seiner Weise, Niemanden aussprechen zu lassen. Der Autor wartete in peinlicher Ungewißheit zwei lange Stunden, bis er den Seelenhirten die staubige Landstraße wieder heraufkommen sah, der ihm Zeichen gab, daß seine Mission ein glückliches Resultat gehabt. Die Aufregung, in die der alte Herr hiebei gerieth, läßt sich unmöglich beschreiben. Er eilte an den Schreibtisch, wo einige Blätter eines angefangenen Romans lagen, und zerriß sie mit einer Heftigkeit, als wenn er fürchtete, der Dämon, der ihn zu diesen falschen Produktionen verleitet, könnte sich jezt dem ächten Genius entgegensetzen. Er ordnete seine Kleidung, brachte manche kleine Zierlichkeit an, und ehe eine halbe Stunde verging, befand er sich auf der Wanderung nach Augustens Landhaus. Unterwegs fand er die Dichterin, die einen Morgenspaziergang machte; er schloß sie, ohne ein Wort zu sprechen, in seine Arme. „Was ist Ihnen?" fragte die Dichterin. „Ich bin der glücklichste Mensch unter der Sonne!" erwiderte der Autor und stürmte weiter.

Er wurde in das bekannte Zimmer geführt, und nach einer kleinen Pause erschien die junge Dame, dießmal in

einem einfachen Morgenanzug. Ihr Geſicht war friſcher und lieblicher als Tags zuvor. Alles in ihrem Weſen war Anmuth und freimüthige Offenheit. Sie nahm auf ihrem Divan Platz, und nachdem ſie, den Kopf mit den blonden Locken auf die Hand geſtützt, ein paar Sekunden ihren Blick forſchend auf die Züge ihres Gaſtes gerichtet hatte, ſagte ſie: „Sie kennen die Familie des Generals von Plauen?“ — „Ja, Madame; ich bin ſogar von mütterlicher Seite mit dem General verwandt.“ — „Sie kennen auch den Grafen Löwenſtein?“ — „Der in öſterreichiſchen Dienſten iſt?“ — „Derſelbe.“ — „Der Schwiegerſohn des Generals?“ — „Geweſen!“ fiel Auguſte ſchnell ein; „die Ehe iſt getrennt.“ — „So? davon habe ich noch nichts gehört.“ — „Ich glaube es; der General verbrachte den vergangenen Winter in Italien. Aber,“ ſezte Auguſte hinzu, „Sie ſcheinen nicht vielen Antheil an den Schickſalen des Generals und ſeiner Familie zu nehmen? Sprechen Sie offen, Herr Baron, intereſſiren Sie ſich für ihn?“ — „Ich muß geſtehen, Madame, daß ich ihn wenig kenne. Ich beſinne mich, ihn nur einmal in meinem Leben geſehen zu haben. Er gilt für einen Mann von rauhen Sitten, und ſelbſt von ſeinem Charakter ſagt man —“ — „Nichts von ſeinem Charakter!“ rief Auguſte. „Er iſt ein edler Mann. Ich bin ſeine Tochter —“ — „Wie? Madame Auguſte Coulange — die Wittwe eines emigrirten Carliſten?“ — „Unter dieſem Namen habe ich mich hier verſteckt,“ rief Auguſte und faßte die Hand ihres Gaſtes. „Sie werden mich nicht verrathen, Baron! Die unglückliche Gräfin Löwenſtein iſt es, die Sie vor ſich ſehen.“ — Ein Strom von Thränen drang bei dieſen Worten aus ihren Augen. Sie warf ſich in die Kiſſen zurück und bedeckte ihr Antlitz mit dem Tuche.

Der Autor, den wir jezt, mit ſeinem von ihm ſelbſt angegebenen Namen, Baron Sellheim nennen wollen, betrachtete die junge Dame mit einem Blick der innigſten Theilnahme und Rührung. „Ich errathe,“ hob er endlich an. „Sie ſind mit Ihrer Familie zerfallen, Gräfin, Sie haben Schutz geſucht in einer eiligen Flucht, und die Schreckniſſe dieſes unvorſichtigen Schrittes umdrohen Sie jezt. Wohlan, hier ſteht ein Verwandter Ihrer Eltern, folglich auch der Ihrige. Unfähig des leiſeſten Gedankens an Verrath, fühle ich mich nun berufen, Ihnen die Hülfe zu gewähren, die Ihr Geſchlecht, Ihre Lage heiſchen. Darum gebieten Sie, was ich thun ſoll.“ — „Welch ein Strahl himmliſcher Hoffnung!“ rief Auguſte. Sie eilte ſchnell an ihren Schreibtiſch und warf einen ſchon geſiegelten Brief in den Kamin. „Dieſes Schreiben,“ ſagte ſie, „ſollte heute abgehen an einen Mann, dem ich nur Schwachheit und Unentſchloſſenheit zutraue; allein er war meine einzige Zuflucht bei der immer dringender werdenden Gefahr. Gottlob, jezt iſt dieſer Brief unnütz!“ Sie ſezte ſich wieder und ihre Aufregung war ſo ſtark, daß ſie einige Minuten Zeit bedurfte, um Worte zu finden. „Ehe ich weiter gehe,“ ſagte ſie endlich, „muß ich Sie fragen, Baron, was Sie veranlaßte, meine Bekanntſchaft zu ſuchen?“

Keine Frage in der Welt hätte den Baron in eine peinvollere Stimmung verſetzen können, als gerade dieſe, und doch war ſie ſehr natürlich. Ein Autor hat, aus den oben angeführten Gründen, immerdar ein böſes Gewiſſen, und hier ſah ſich der unſrige recht eigentlich auf ſeinen Schleichwegen ertappt. Er verwünſchte in dieſem Augenblick die Dichterin und den Pfarrer. Was ſollte er antworten? Er blickte auf und ſah, daß die Gräfin noch mit einer weit ärgern Verlegenheit kämpfte. „Geſtehen Sie es nur,“ rief die Dame, „Sie hatten von meiner Flucht gehört, man hatte Ihnen ſogar den falſchen Namen genannt, den ich hier führe?“ — „Nein!“ rief der Baron, und ein erleichternder Seufzer entſtieg ſeiner Bruſt. „Beruhigen Sie ſich. Ich kam nur, von Ihrem Unglück, Ihrer verlaſſenen Lage angezogen. Vielleicht war auch etwas Neugier im Spiel.“

Auguſte warf noch einen kleinen, forſchenden, unruhigen Blick auf den Baron, aber die Züge ihres neuen Freundes trugen in dieſem Moment das Gepräge einer ſo unverfälſchten Ehrlichkeit, daß ſie ſich beruhigte und nach einer Weile ſagte, indem ein unbeſchreiblich reizendes Erröthen ihre Wangen und ihre Stirne färbte: „Ich bin Ihnen die Geſchichte meiner Verirrungen und Leiden ſchuldig, und da ich Sie zu meinem Schutzherrn erwähle, müſſen Sie nothwendig den Werth oder Unwerth des Schatzes, den Sie beſchützen, kennen lernen.“ Auf ein ſcherzhaft drohendes Zeichen des Barons ſezte ſie ſehr ernſt hinzu: „Keine Galanterien und Scherze, wenn ich bitten darf! Wir ſind, dem Himmel ſey Dank, hier außerhalb der Convenienz der Geſellſchaft. Der Fall, den ich Ihnen vortrage, iſt ſehr ernſt. Ich bedarf der Milde und Einſicht eines unbeſtechlichen Richters. Alſo Ernſt, ſtrenger Ernſt!“

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, November.

Eiſenbahnen.

Bereits beginnen die Arbeiten der Eiſenbahn nach Belgien, welche von der Vorſtadt St. Denis ausgehen ſoll. Hier wird ein geräumiger Bahnhof entſtehen; zum Glück iſt der Platz dazu da und es braucht nur wenig niedergeriſſen zu werden. Im Seinedepartement wird es aber mit den Arbeiten nicht ſchnell vorwärts gehen, obgleich 500 Arbeiter angeſtellt ſeyn ſollen, weil um Paris herum Alles ſo gebaut

ist, daß zuerst eine Menge von Anlagen dem Boden gleich gemacht und deßhalb die Eigenthümer expropriirt werden müssen, womit leicht einige Monate hingehen. Es ist gut, daß eine englische Kompagnie diese Arbeiten übernommen und erfahrene Ingenieurs an die Spitze derselben gestellt hat; obgleich man jezt in Frankreich viele Eisenbahnen anlegt, hat man doch noch nicht die praktische Erfahrung, welche die Engländer in diesem Fache besitzen; deßhalb geht es gemeiniglich mit den Arbeiten sehr langsam, wogegen die Eisenbahn von Paris nach Rouen, welche ebenfalls von einer englischen Kompagnie unternommen worden ist, seit zwei Jahren solche Fortschritte gemacht hat, daß man hoffen kann, dieselbe im folgenden Jahre befahren zu können; und da dieselben Unternehmer an der Fortsetzung der Eisenbahn von Rouen nach Havre bauen, so wird die Verbindung der Hauptstadt mit dem ersten französischen Handelshafen im Ocean in wenigen Jahren hergestellt seyn. Wird unterdessen auch die Eisenbahn von Paris nach Straßburg fertig, so gelangt man im Flug von der Grenze des Elsaßes zum atlantischen Meere. Es wäre zu wünschen gewesen, daß man die große Eisenbahn von Paris nach Straßburg zugleich mit der nach der belgischen Grenze hätte anfangen können; aber die Regierung hat den Fehler begangen, daß sie jene Bahn nicht in das Gesetz aufgenommen hat, weil sie selbst in diesem Punkt noch unschlüssig war. Jezt sind drei verschiedene Richtungen in Vorschlag gebracht. Die Plane sind im Hôtel de ville öffentlich ausgestellt. Natürlich findet jeder der Plane in den Orten, welche die vorgeschlagene Richtung berührt, sehr warme Anhänger. Obrigkeiten und Privaten bestürmen die Regierung mit Bitten und Vorstellungen, und jezt ist eine Entscheidung vielleicht schwieriger, als wenn man sogleich mit dem Gesetze einen Plan vorgeschlagen hätte. Jedenfalls wird der Winter über dem Streite hingehen, und frühestens wird im künftigen Frühjahr mit den Arbeiten begonnen werden können. Ein Verlust von einigen Monaten ist aber bedeutend, wenn man die Ungeduld der jetzigen Geschlechter bedenkt, welche die neue und bequeme Transportart in eben der Ausdehnung genießen wollen, wie man ihrer in England und Belgien bereits genießt. Zwar steht es mit einer der von Paris ausgehenden Eisenbahnen, mit der Versailler des linken Seineufers, sehr schlecht. Die Unternehmung ist verschuldet und kann nicht mehr fort. Die Eigenthümer wollten sie verpachten, allein da sie der Regierung eine bedeutende Summe schuldig sind, so hat sich diese der Verpachtung widersezt. Man wird wohl die Fahrten einstellen müssen. An dieser mißlichen Lage sind mehrere zufällige Umstände Schuld. Erstlich konnte jene Eisenbahn nicht so schnell fertig werden, wie die Versailler Bahn auf dem rechten Seineufer, weil viel mehr Schwierigkeiten dabei zu überwinden und größere Arbeiten auszuführen waren; man hatte ein tiefes Thal zu durchschneiden und mußte mithin hohe Viadukte bauen, und nach Versailles hinein konnte man nur vermittelst eines Tunnels gelangen. Beides hatte man auf dem rechten Seineufer nicht nöthig. Zweitens hatten die Unternehmer diese Bahn nach Versailles nur als den Anfang einer großen Bahn betrachtet, welche über Chartres nach Tours, also tief in's Innere Frankreichs gehen und sehr bevölkerte und wohl bebaute Gegenden mit einander verbinden sollte. Mit diesem Plane war die Versailler Eisenbahn ein vortheilhaftes Unternehmen; allein zu der Fortsetzung derselben wollte die Regierung keine Unterstützung bewilligen, und die Kammern haben in der lezten Session zur Anlegung einer andern Bahn nach Tours, nämlich über Orleans, ihre Zustimmung gegeben. Dadurch ist jener frühere Plan ganz vereitelt und die Bahn nach Versailles bleibt also als ein verunglücktes Bruchstück da liegen. Zu allem dem kam im verflossenen Mai der entsezliche Unglücksfall, der auf dieser Bahn so vielen Menschen das Leben gekostet und sie vollends einem großen Theile der Pariser verleidet hat. Der Eindruck war so lebhaft, daß die meisten Lustfahrenden seitdem die Bahn des rechten Seineufers vorziehen. Eine kleine Kapelle, welche man neulich an der Stelle, wo so viele Menschen in den Flammen umgekommen sind, erbaut und so eben eingeweiht hat, dient noch dazu, alle Vorüberfahrenden an jenen schrecklichen Maitag zu erinnern. Weil nun einmal Eisenbahnen an der Tagesordnung sind, darf man sich nicht wundern, daß außer den großen, mit denen man jezt umgeht, noch eine andere im Vorschlag ist, welche rund um die neuen Festungswerke von Paris hergehen und somit die sämmtlichen von Paris ausgehenden Eisenbahnen mit einander verbinden soll. Dieser Plan ist allerdings gut; er würde die Reisenden, welche z. B. von der Seeküste oder von Belgien kommen, in Stand setzen, bei ihrer Ankunft vor Paris sogleich sich auf die Eisenbahn nach Marseille, Straßburg oder Bordeaux umsetzen zu lassen. Eine solche Verbindungsbahn fehlt der Stadt Brüssel. Kommt man von Lüttich oder Antwerpen nach der Hauptstadt Belgiens, so muß man sich in einen Bahnhof auf der entgegengesezten Seite der Stadt führen lassen, wenn man nach Frankreich weiter reisen will. Wäre eine Verbindungsbahn vorhanden, so könnte man, ohne die Stadt zu berühren, gerades Wegs von Antwerpen oder Lüttich nach Valenciennes und später nach Paris fahren. Es wäre gut, wenn man bei Zeiten in Paris einem ähnlichen Mangel vorzukommen suchte. Auch würde eine solche rund um die Wälle gehende Eisenbahn der umliegenden Gegend sehr nüzlich werden. Wer könnte aber die ungeheuern Kosten einer solchen Bahn bestreiten, da der Staat schwerlich dazu beitragen würde? Vernünftige Spekulanten müssen vor solch einem riesenhaften Unternehmen erschrecken. Man hat jedoch in unsern Zeiten Werke ausgeführt, welche man früher auch nicht für möglich gehalten hätte. An Kapitalien fehlt es in Frankreich gewiß nicht, es kommt nur darauf an, sie flüssig zu machen; denn durch das Mislingen so mancher Spekulationen sind die Kapitalisten höchst mißtrauisch geworden und sie wollen ihr Geld nur mit Sicherheit anlegen. Bauten innerhalb Paris pflegen mehr Reiz für sie zu haben, und gegenwärtig richten die Bauunternehmer ihr Hauptaugenmerk auf die Umgegend der Bahnhöfe. Neben dem Bahnhofe der nach St. Germain und späterhin nach Rouen und Havre führenden Eisenbahn soll ein neuer Platz mit schönen Gebäuden angelegt werden. Hiezu werden Millionen erforderlich seyn; da die Spekulanten aber gewiß sind, daß sich jene Häuser vortheilhaft werden verkaufen oder vermiethen lassen, so wird sich das Geld dazu bald finden. Zuweilen geht der zum Bauen nöthige Platz durch mehrere Hände, vertheuert sich natürlich bei jedem neuen Verkaufe, da jeder Spekulant, der ihn kauft, um ihn wieder zu verkaufen, dabei einige tausend Francs gewinnen will, und so bleibt dem, welcher zulezt auf dem Platze baute, nichts übrig, als ein fünf bis sechs Stockwerke hohes Haus zu errichten, damit er durch den vielen Miethzins seine Kosten und noch einen Profit dazu herausschlage. Daher jene ungeheuer großen Häuser, welche man in den stark bewohnten Revieren errichten sieht, und die mehr gekostet haben, als manches Schloß eines ehemaligen Gutsherrn.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 97.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 292.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Mittwoch, den 7. December 1842.

Love may exist with marriage, and should ever,
And marriage also may exist without.

Byron.

Aus den Papieren eines alten Herrn.

(Fortſetzung.)

Ihre Rechte hatte bis jezt mit einer Perlenſchnur geſpielt, jezt ließ ſie ſie fallen und preßte die gefalteten Hände auf die Bruſt, indem ſie den Blick dabei gen Himmel richtete, als wollte ſie mit ſchmerzhafter Anſtrengung der Tiefe des Herzens die dort verſenkten Geheimniſſe entheben. Eine tiefe Stille herrſchte und ſie begann:

„Ich war fünfzehn Jahr alt, als mein Vater über meine Zukunft beſtimmte. Ich weiß nicht, welche Rückſichten, welche Verbindlichkeiten er dem Manne ſchuldig war, den er mit meiner Hand und mit meinem Vermögen belohnen wollte. Ich wiederhole, ich weiß es nicht und will es nicht wiſſen; genug, drei Jahre meines Lebens habe ich dieſem unbekannten Zwecke opfern müſſen. Der Graf Löwenſtein iſt faſt zweimal ſo alt wie ich; dieß wäre jedoch ſein geringſter Fehler, aber er hat dazu alle jene Eigenſchaften, die für die Seele eines jungen Mädchens den Inbegriff alles Haſſenswerthen bilden. Ob ich Recht hatte, iſt eine andere Frage; mein Vater behauptet nein, meine innigſten Freundinnen, worunter Frauen ſind, die ſich keine kindiſchen Illuſionen machen, die reif genug ſind, das Leben ernſt anzuſehen, behaupten ja. Ich will mich an Thatſachen halten.“

„Mit welchem Rechte riß mich dieſer Mann aus dem Schooß meiner Familie, aus dem Kreiſe jener unſchuldigen Genüſſe und Freuden, die meine Welt bildeten und in deren Beſitz ich glücklich war? Er behauptet, ich ſey ſchön, und ſagt mir, er liebe mich. Treffliche Gründe wahrlich, um mir zu rauben, was ich beſaß, um mich zu plündern, wie man ein erobertes Land plündert! Die Eitelkeit der Männer iſt das nichtswürdigſte Laſter, das ich kenne. Auf einem Balle im Hauſe meines Vaters ſagte er mir das erſte Wort von Liebe. Ich horche hoch auf, erſtaune, werde roth, weiß nicht, was ich antworten ſoll, und bin daher ſtumm. Er ſieht mich mit einem Blick an, der zugleich frech und unterwürfig iſt, und verſichert mich, daß ſein Leben von meiner Antwort abhänge. Sein Leben! — wie lächerlich! — Was geht mich ſein Leben an? — Eine Woche darauf dieſelbe Scene. Wieder Tanz, und nach dem Tanz ein anhaltendes, Aufſehen erregendes Geflüſter. Ich antworte keine Sylbe und weiß mich vor Unmuth nicht zu laſſen. Beim Souper fragt mich eine Freundin: „Iſt's denn wirklich wahr? du biſt Braut?“ — „Weſſen, Liebe?“ — „Des Grafen Löwenſtein.“ — Ich lache und vergeſſe ſogar „nein“ zu ſagen. Eine Woche ſpäter ſpricht man in unſern Cirkeln davon, daß ich Braut ſey. Ich eine

Braut! Wußte ich überhaupt, was es bedeute? nur das wußte ich, daß mir Niemand auf der Welt so zuwider war, als der, deſſen Braut ich genannt wurde. Einige Tage darauf fiel mein Wiegenfeſt. Damals waren die Türkiſſe Mode; auf dem Tiſch, wo die Gaben hingebreitet lagen, befand ſich ein herrlicher Schmuck von Türkiſſen. Ich eilte zu meinem Vater und ſchloß ihn in die Arme. „Der Schmuck kommt nicht von mir," entgegnete er; „ein Anderer hat ihn dir gegeben." — „Darf ich ihn annehmen?" fragte ich, von Freude berauſcht. „Gewiß darfſt du das," antwortete mein Vater und winkte in das Geſellſchaftszimmer hinein. Wer ſtürzte hervor? Mein Graf. Ich dankte ihm, aber — die Türkiſſe erſchienen mir nicht mehr hübſch. „Ich weiß nicht," ſagte ich Abends zu meiner Schweſter, „Alles, was mir Angenehmes begegnet, wird mir durch dieſes Geſicht verdorben, deſſen Blicke ich immer treffe, ich mag hinſehen, wohin ich will."

„Die Reiſe nach Italien wird beredet. Man fragt mich, ob ich mitreiſen will. Welche Frage! Ja wohl; nichts ſchöner als Reiſen. „Aber was wird der Graf dazu ſagen?" — „O das kümmert mich wenig." — „Wie? du weißt, daß er keinen Urlaub bekommen kann, daß es ihm daher unmöglich iſt uns zu folgen?" — „Dann bleibt er." — „So gleichgültig?" — „Ei, wenn nur ich reiſe, der Graf kann bleiben wo er will." — Auf dieſe meine raſche Aeußerung nahm mich der Vater in ſein Kabinet. Dieß war eine Prozedur, die nie etwas Gutes bedeutete. Wenn ich als Kind mein Spitzentuch zerriſſen hatte, oder unheilbare Flecke auf ein koſtbares Kleid gebracht, ſo daß für ſolche Greuelthaten der Vorwurf der Mutter nicht gewichtig genug erſchien, nahm mich mein Vater in ſein Kabinet und gegenüber einer alten ſtaubigen Büſte des Plato erhielt ich einen langen Verweis. Jezt ſtand ich wieder dem Plato gegenüber und die Kabinetthüre fiel hinter mir zu. Hier ſagte mir mein Vater, es ſey jezt Zeit für mich, den Ernſt des Lebens kennen zu lernen. Ich athme ganz beklommen, da ich das höre. Gewiß iſt irgendwo ein Unglück geſchehen, denke ich. Ich gehe ſchnell in Gedanken die ganze Familie durch, Brüder, Schweſtern, Onkel, Tanten, Vettern, Couſinen; aber mir will nichts einfallen, als eine alte Großtante, die ſeit einigen Tagen einen grauſamen Krampfanfall zu erleiden gehabt hat. Sollte dieſe mit dem Ernſt des Lebens gemeint ſeyn? Aber nein, mein Vater fährt fort und nach und nach ſpinnt es ſich heraus, daß ich nun alt genug ſey, über mein Schickſal zu beſtimmen, und endlich, daß ich den Grafen heirathen müſſe. „Er iſt der beſte Mann von der Welt," ſagte mein Vater, „er liebt dich aufrichtig und er hat Vermögen. Seine Feſtigkeit wird deinen hie und da noch kindiſchen und launenhaften Charakter zügeln, und für mich ſowohl als für deine Mutter wird es ein Troſt ſeyn, dich verſorgt zu ſehen." — „Ach ſo!" rufe ich, „alſo wieder der Graf!" — „Willſt du ihn nehmen?" — „Nein."

„Ich ward für dießmal aus dem Kabinet entlaſſen. Eine Woche vergeht, und wieder werde ich in's Kabinet geführt. Dießmal geht es ſchärfer zu; auch die Mutter iſt dabei und der alte Kopf des Plato nimmt einen gefährlichen Ausdruck an. So werde ich den ganzen Winter gemartert, bis mir der Appetit fehlt und ich bei Nacht nicht mehr ſchlafe. Ach, es gehört viel dazu, eine muntere, ſorgloſe Jugend ſo weit herunter zu bringen, als man mich brachte! Endlich erſcheint mir der Graf, gegen das Kabinet gehalten, als das kleinere Uebel, und ich ſage zu allem ja, was man von mir haben will."

(Fortſetzung folgt.)

Die Schenken von Vargula.

(Schluß.)

„Nach Otranto! — ſprach dann Rudolph; —
Meinen Herrn * verlaß ich nicht.
Heinrich, ſeiner Wittwe Dränger
Tadl' ich laut in's Angeſicht."

Und es ſchlugen auch die Brüder,
Männer, groß und ehrenwerth,
Heinrich Kunnemund **, und Berthold
Hochbegeiſtert an ihr Schwert.

„Der ich des erlauchten Markgrafs ***
Schützer, rief ein Ludwig, — bin,
Auf! zu ſchlagen Braunſchweigs Albrecht,
Auf Ihr Mannen von Wettin!" †

---

* Ludwig VI. wollte in's gelobte Land ziehen, ſtarb aber zu Otranto im Königreich Neapel.

** Da Heinrich Raspe (von 1246—47 deutſcher König) Eliſabeth, die fromme Wittwe ſeines Bruders Ludewig hart behandelte und ſogar von der Wartburg verſtieß, ſezte der edle Schenk Rudolph von Vargel den Landgrafen öffentlich darüber zu Reinhardsbrunn zur Rede und bewirkte, daß der liefverſchütterte Heinrich Raspe ſie gütig wieder aufnahm.

*** Heinrich der Erlauchte, Markgraf zu Meißen.

† Rudolph III., Schenk und Bannerherr der Landgrafſchaft Thüringen, überfiel im Jahr 1263 den tapfern Herzog von Braunſchweig und Lüneburg bei Wettin ſo unvermuthet, daß derſelbe verwundet und gefangen genommen wurde.

„Wiſſe, Meißner Markgraf Wilhelm,
— Schwört ein jüngerer Johann —
Jenen Apel dort von Vitzdum
Straf' ich, den verwegnen Mann."

Albert rief, der edle Albert:
„Zu der Wartburg eil' ich fort!
Hülfe, Hülfe Margarethen! *
Denn es droht ihr blut'ger Mord."

Hinten nach den Bannerherren
Drängten ſich den Saal hindurch
Die Verweſer mächt'ger Städte,
Manches Landes, mancher Burg.

Und noch Andre ſtürmten haſtig
Zu dem vollen Thor hinaus,
Um der Damen Dank zu ernten
Im Turnier, im kühnen Strauß.

Und noch andre Helme funkelnd
Zogen hin, wie Stern an Stern.
Saleck, Tautenburg, Apolda,
Nebra fodern ihre Herrn.

Und die großen Schenken, alle
Edelherzig, kühn und ſchön,
Laſſen unberührt die Speiſen
Und den vollen Becher ſtehn.

Und auf ihren muth'gen Roſſen,
Haupt an Haupt, ein langer Zug,
Eilen ſie nach allen Seiten,
Eilen fort, wie Sturmesflug.

Fahret wohl, ihr kühnen Degen,
Edle Ritter, fahret wohl! —
In den Hallen an der Unſtrut
Klingt der Tritt nun öd' und hohl.

Und die Schenken ſind verſchwunden,
Und die Schenken alle todt,
Und ſie liegen in den Gräbern,
Harrend auf das Morgenroth.

Dort iſt nun ihr Licht erloſchen,
Oede dort des Schloſſes Pfad,
Das mit ſeinen Paladinen
Oft der große Karl betrat.

Aber die Geſchichte leuchtet
Dort auf ihren Ahnenſaal,
Auf der Schenken große Wiege,
Nun mit ihrem ew'gen Strahl.

Aber jene treuen Ritter
Mit dem hellen Ehrenkleid
Sitzen nimmer, nimmer dunkel
In der großen Nacht der Zeit.

Und der Ruhm beſtrahlt des Wappens
Weiße Linien, blaues Feld, —
Auf der Treue ſicherm Grunde
Helle Bahnen in der Welt.

Sagt, Ihr Fürſtinnen, ihr Fürſten,
Ragen jetzt, zur Hülfe nah,
Ragen jetzt an Euern Tafeln
Schenken noch von Varila?

Habt Ihr noch ſo feſte Stützen,
Solche Freunde, die ſo rein
Aus der treuen Liebe Schale
Schenken wundervollen Wein?

Ph. H. Welcker.

* Als Margarethe, Tochter des Kaiſers Friedrich II., Gemahlin des Landgrafen Alberts des Unartigen, auf deſſen Veranſtaltung gemordet werden ſollte, war ihr der Schenke Albert zur Flucht behülflich und rettete ihr ſo das Leben.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Wien, November.

Der Stephansthurm.

Ich habe kürzlich über die Reſtauration des Stephansthurmes berichtet; ich muß heute darauf zurückkommen. Die nächſte Veranlaſſung dazu bietet mir die am Ende des vorigen Monats ſtattgefundene feierliche Aufſetzung des neuen Doppeladlers ſammt Kreuz auf der äußerſten Spitze des Thurmobelisks, und die Enthüllung der gleichfalls neuen, nun nicht mehr wie ehedem maſſiven ſteinernen, ſondern hohlen, vergoldeten Blechkugel. Es war dieß einer der Feſtmomente, wie ſie für Generationen ein Gegenſtand lebendiger Erinnerung bleiben und in der Chronik einer Stadt einen Abſchnitt bilden. Für den Dom ſelbſt iſt die Sache von großem Belang; er hat dadurch für Jahrhunderte wieder eine neue Garantie des Beſtandes erhalten. Das Feſt begann mit einer entſprechenden kirchlichen Feier. Kreuz und Adler, ſeit mehreren Tagen innerhalb der hölzernen Einfriedung des Thurmes zur Schau geſtellt, wurden vom Wiener Fürſterzbiſchofe eingeſegnet und nun, reich mit Blumenkränzen geſchmückt, zu ihrem luftigen Sitze aufgewunden. Ein rührender und erhebender Moment war es, als Kreuz und Adler, oben angelangt, von den auf dem oberſten Gerüſte verſammelten Bau- und Werkvorſtänden jubelnd empfangen und unter dem Schalle der von den untern Galerien des Thurmes über die Stadt tönenden bekannten Haydn'ſchen Volkshymne auf die maſſiv eiſerne Spindel geſetzt wurden, und als hierauf einer der Werkführer mit außerordentlicher Kühnheit den über Kreuz und Adler hinlaufenden

Balken bestieg, eine der drei dort befestigten Fahnen ergriff und zum Zeichen des Sieges schwenkte. Sehr ungeschickt muß es dagegen genannt werden, daß während des Hinaufwindens des Adlers unter andern Musikstücken auch Strauß'sche oder Lanner'sche Walzer und Galopps erklangen, ein Mißgriff, der dem allezeit schlagfertigen Wiener Volkswitz willkommene Gelegenheit zur Uebung bot. — Das neue Kreuz wurde wieder mit passenden Inschriften versehen, darunter aber auch die ältern beibehalten; eine auf Zinn gravirte, die Hauptmomente des Restaurationsbaues enthaltende Urkunde wurde in den kupfernen Knopf unterhalb des Adlers eingefügt. Lezterer sammt Kreuz wiegt bei einer Höhe von 10′ 5″ und einer Breite von 4′ 10″ 280 Pfund. Mit der Aufstellung des Kreuzes und Adlers sind übrigens die Arbeiten nun für heuer als geschlossen zu betrachten; doch darf man im künftigen Frühjahr der Vollendung entgegensehen, wenn nicht anders die noch an den untern Partieen des Thurmes vorzunehmenden Reparaturen noch mehr Zeit erheischen. Da der Thurmbau im Jahr 1359 begonnen wurde, so fehlen nur noch 17 Jahre zum vollen halbtausendjährigen Bestande desselben. Innerhalb dieses langen Zeitraums erlitt der erhabene Bau gar manche schwere Unbilde, so 1450, wo der Blitz in die Thurmspitze schlug und alles Holzwerk verbrannte, ja selbst die Steine so ausglühte, daß schon 1514 die erste Reparation nöthig wurde. (Gregor und Leonhard Hauser, lezterer Max I. Jäger, führten sie aus; der Thurmgipfel wurde in Stücke zerstemmt und die vom Blitz gekrümmte Eisenstange des obern Theils durch Kohlenfeuer wieder aufgerichtet, was eine zwölfjährige Arbeit gekostet haben soll). 1529 schadeten gewaltig die Kugeln der Osmanen, und das Erdbeben von 1590 beugte den ganzen obern Theil. (Um diese Zeit wieder ein Reparationsbau; der schwere steinerne Knopf wurde beseitigt und durch einen 36 Eimer fassenden kupfernen Knopf mit Halbmond und Stern ersezt). Großen Schaden brachte wieder die zweite Türkenbelagerung 1685. Leopold I. beschloß, statt des Halbmonds ein Kreuz aufzurichten; dieß geschah am 14ten Sept. 1686 durch den Troppauer Ziegeldecker Resbytko, der sich für diese Mühe 1000 Gulden und neues Gewand für sich und seine Söhne bedungen; allein da das neue Kreuz unbeweglich war, so wurde es bald darauf vom Sturme herabgeschleudert. 1687 ward nun ein beweglicher Doppeladler aufgesezt. Das Bombardement im Jahr 1809 verschlimmerte die früheren Schäden; zwar wurde 1810 eine bedeutende Reparation vorgenommen, allein die Steinmasse war schon zu verwittert und die Neigung der Spitze zu bedeutend, als daß nicht am Ende der jetzige Bau hätte unerläßlich werden sollen. Besonders verdient um diese Restauration hat sich der Hofbaurath und Professor an der Bauakademie Paul Sprenger gemacht; er war es, der den äußerst sinnreichen Plan zur Restauration entworfen hat. Die Stadtbehörde hat nicht ermangelt, die bei dem Bau vorzugsweise Betheiligten durch Auszeichnungen, Verleihung des Ehrenbürgerrechts, Medaillen und dergleichen zu ehren.

(Fortsetzung folgt.)

Paris, November.

(Fortsetzung.)

Verfälschung der Lebensmittel.

Die Stadt hat, wie ich schon mehrmals bemerkt habe, eine auffallende Tendenz, sich nach gewissen Seiten auszudehnen und gleichsam aus sich selbst heraus zu gehen. Vergebens ist sie schon seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts mit Mauern und Barrièren umgeben, sie sprengt darüber hinaus und verlängert sich in's Feld hinein. Dieß ist der Stadtbehörde besonders wegen der Getränkesteuer sehr lästig; aber wahrscheinlich werden die gesetzgebenden Kammern bald dem unmäßigen Zoll auf den Wein an den Stadtbarrièren Grenzen setzen müssen. Auch stellt man der Behörde bereits in den Tageblättern vor, wenn sie den Wein nicht so hoch besteuerte, würde weit mehr Wein in die Städte eingeführt werden, und mithin die Stadtkasse wenig verlieren, indem die Erfahrung hinlänglich beweist, daß die Consumtion in dem Maße zunimmt, als die Lebensmittel oder Waaren wohlfeiler werden. Für die Kleinstädte muß es wirklich ein Trost seyn, zu sehen, daß die Pariser, denen so mancherlei Vergnügen, Zerstreuung und Belehrung zu Gebote steht, die täglich unter zwanzig Schauspielen die Wahl haben, die in Gemäldegalerien, Museen und andern Kunst- und wissenschaftlichen Sammlungen frei umhergehen, die größten Virtuosen, so wie die gelehrtesten Männer ihre Kunst oder Wissenschaft vortragen hören, denen Lustgärten und Galerien von Kaufbuden mit den schönsten und glänzendsten Industrieprodukten offen stehen, denen man den Boden mit Asphalt ebnet, Abends die Straßen mit Gas beleuchtet, alle Arten von Produkten aus allen Welttheilen zuführt — daß diese Pariser nicht ohne Besorgniß die gewöhnlichste Nahrung zu sich nehmen können; denn man verfälscht ihnen den Wein, die Milch, den Kaffee, sogar das Brod. Je größere Fortschritte die Chemie macht, desto geschickter werden auch die Verfälscher in ihrer abscheulichen Kunst. Zwar werden diese Verfälschungen bald entdeckt; allein was hilft dieß den armen Bürgern, welche doch nicht mit jedem Brode oder mit jedem Litre Wein, den sie kaufen, eine chemische Analyse vornehmen können, um sich zu überzeugen, ob keine fremdartigen, schädlichen Ingredienzien hineingekommen sind? Zwar werden die Verfälscher bestraft, wenn man sie ertappt; allein da wenige Surrogate in den Kriminalgesetzen als verboten aufgeführt werden, so ist die Strafe meistens leicht und beschränkt sich oft nur auf die Confiscation der verfälschten Waare, an welcher wahrlich nicht viel gelegen ist. Eben so schlimm sind die Pariser daran, wenn sie Lebensmittel gewichtweise kaufen. Bäcker, Fleischer und Krämer haben oft falsche Gewichte, oder richten ihre Wagschalen so ein, daß die eine immer sinken muß. Wie oft ertappt die Polizei oder der Bürger selbst diese Leute auf der That! Sie werden dann zu einer leichten Geldbuße und auch wohl zu einigen Tagen Arrest verurtheilt und ihre Namen kommen in die Zeitungen; es scheint jedoch nicht, daß dieß Andere abhält, ein Gleiches zu thun. Die Bäcker haben lange zu ihrer Entschuldigung behauptet, es sey ihnen nicht möglich, das Brod genau zu dem vorgeschriebenen Gewicht zu liefern, indem durch das Backen ein Theil des Gewichts verloren gehe, und dieser Verlust vom Grade der Hitze und Feuchtigkeit, ja sogar von der Witterung abhänge, so daß es leicht kommen könne, daß z. B. ein Brod, welches 5 Pfund wiegen sollte, um ein oder gar zwei Loth leichter werde. Wenn sie auch den Teig etwas gewichtiger machten, so wären sie doch nicht im Stande, ihm beim Ausbacken gerade das Gewicht zu geben, welches es haben solle. Die natürlichste Antwort darauf war, daß sie in solchem Fall auch nicht berechtigt seyn könnten, von ihren Kunden den vollen Preis zu verlangen.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 36.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenz-Blatt. Nro. 36.

Mittwoch, 7. December 1842.

[531] In Unterzeichnetem wird nächstens erscheinen:

Lehrbuch der Mnemotechnik,

nach einem durchaus neuen Systeme, anwendbar auf das Positive aller Disciplinen,

von

Carl Otto Reventlow,

Candidaten der Philologie.

Während fast alle bis jetzt bekannten mnemonischen Systeme, auf einer räumlichen Anschauung und sinnlichen Symbolik beruhend, nichts als ostensible Kunststücke erzielten, hat der Verfasser dieses Werkes durch seine vielfach abgelegten öffentlichen Proben bewiesen, dass sein Verfahren nicht allein eine allgemein praktische Anwendung auf das Positive aller Disciplinen zulasse, sondern auch, dass die Resultate desselben Alles, was bis jetzt durch mnemonische Methoden geleistet wurde, bei weitem übertreffen.

Das Werk zerfällt in zwei Abtheilungen. Erste Abtheilung: Geschichte, Literatur und Kritik aller bekannten mnemotechnischen Systeme. Zweite Abtheilung: Die Methode des Verfassers, Geschichte, Theorie, Anwendung auf die Chronologie, Statistik, Physik, Chemie, Mathematik, Astronomie, Theologie, Jurisprudenz, Philologie, Medizin, Botanik, Kameralwissenschaft u. s. w. u. s. w.; auf Sprachen, Handelswissenschaften u. s. w., auf das Einprägen von Physiognomien, auf das Schachspiel u. s. w.

Bei der Abfassung dieses Lehrbuchs hat der Verfasser nirgends eine Regel aufgestellt, deren Richtigkeit er selbst nicht praktisch zu beweisen im Stande wäre.

Stuttgart und Tübingen, Decbr. 1842.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[449] Im Verlage des Unterzeichneten erscheinen:

Die Grenzboten.

Eine deutsche Revue.

Redakteur: J. Kuranda in Brüssel.

Mitarbeiter. Die Grenzboten enthielten bisher Arbeiten von H. H. Prof. Altemeyer in Brüssel, Berthold Auerbach in Mainz, Baron von Bülow in Berlin, Dr. Brandeis in London, Th. Creizenach in Frankfurt, L. Diefenbach in Frankfurt, L. A. Frankl in Wien, K. Gutzkow in Frankfurt, Hackländer in Stuttgart, J. Kaufmann in Leipzig, H. Koenig in Fulda, G. Kühne in Leipzig, H. Laube in Leipzig, Dr. H. Merz in Tübingen, E. Robert in Mailand, G. Schirges in Hamburg, Prof. Schlieyhale in Brüssel, Dr. S. Schott in Stuttgart, J. Venedey in Paris, A. Weill in Paris, Z. v. Z. in Wien u. s. w.

Größere Aufsätze. Die Grenzboten brachten bis jetzt unter andern folgende: Georges Sand und Pierre Leroux, zur Charakteristik der neuesten Socialisten. — Gluck und Piccini, ein musikalisches Sittenbild. — Preußen und die Juden. — Frankfurt und die deutsche Literatur. — Die Pariser Kunstausstellung von 1842. — Beschauliche Briefe aus Oesterreich. (Die Regierung und die Schriftsteller.) — Mozart's erste Reise nach Paris, nach authentischen Quellen. — Oesterreich vom französischen Gesichtspunkte. — Ueber Leopold Schefer. Französische Advokaten. — Hamburg nach dem Brande. — Elsasser Leben. — Die deutschen Lyriker. — Die drei Feinde des heutigen Schriftstellers. — Die Preßzustände in Preußen. — Wiener Redensarten. — Die Kölnische Zeitung und die Juden. — Die Flamänder und ihre Literatur. — Die Männer der Zeit (Feuerbach). — Die deutschen Schriftsteller und die Gesellschaft. — Bekenntnisse der Grenzboten. — Ein Besuch bei Madame Pasta. — Die Lehrfreiheit in Belgien. — Beschauliche Briefe aus Oesterreich. (Die slawischen Bewegungen.) — Die belletristischen Journale und die politischen. — Wanderungen durch eine Bildergalerie. — Briefe aus St. Petersburg. (Der Hof und der Adel.) — Philipp II. und Granvella. — Großstädtische Fragen. — Aus dem Studienbeite eines Musikers. — Deutsches Universitätsleben. (Die Studentenwelt.) — Der Musikunterricht in Elementarschulen. — Soldatenbilder aus Oesterreich. — Reiche Thränen. — Armes Volk; eine literarisch-sociale Epistel. — Preußens Vor- und Rückschritte. — Die Industrie und das Jahrhundert; Andeutungen und Wünsche. — Skizzen aus dem Kölner Dombaufest. — Briefe aus St. Petersburg. (Der Kaiser und die Verschwörungen.) — Deutsches Universitätsleben. (Göttinger Persönlichkeiten.) — Ueber Gutzkows gesammelte Schriften. — Erinnerungen eines Landschaftmalers. — Beschauliche Briefe aus Oesterreich. (Die neuesten Schriften über Oesterreich.) — Die Preßverhältnisse in Mecklenburg-Schwerin. — Die politischen Flüchtlinge in Belgien. — Wanderungen durch die Pariser Theater u. s. w., u. s. w.

Korrespondenzen. Die Grenzboten haben in allen größern Städten Europa's ihren eigenen Korrespondenten. Sie brachten bisher Berichte über die wichtigsten Zeitbewegungen aus: Amsterdam, Berlin, Brüssel, Cöln, Frankfurt a. M., Hamburg, Leipzig, London, Mailand, Mainz, Paris, Stuttgart, Wien u. s. w. Die meisten dieser Berichte sind in viele andere deutsche Journale übergegangen, wohl der sprechendste Beweis für den Werth derselben.

Novellen. Die Novellen der Grenzboten erscheinen in abgesonderten Heften; sie enthielten unter andern: Die Busennadel von H. Koenig. — Der Hauslehrer. — Johannes von L. Diefenbach. — Das Schlaf-

gemach der Maria Stuart von Theodor. — Die Osterkönigin von Hasselt. — Ohnepaß von H. Schiff. — Die Bettlerin von Toledo. — Was eine Mutter leiden kann. — Sünde und Sühne von L. Diefenbach. — La Posada de Todos Santos von C. Robin. — Die Virtuosin von J. Fester. — Der beste Freund von H. Stephani. — Die Marquise von H. Laube. — Wer ist glücklich? von Berthold Auerbach u. s. w., u. s. w.

Abonnements-Bedingungen. Die Grenzboten erscheinen in wöchentlichen Lieferungen von 2—4 Bogen; jährlich 156 Bogen. Der Preis für das ganze Jahr ist 10 Thaler. Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postämtern.

Leipzig, Oktober 1842.

Friedrich Ludwig Herbig.

---

[521] Bei mir ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Lessingiana

von

Dr. Gottlieb Mohnike.

Nach dem Tode des Verfassers gesammelt und herausgegeben

von

seinem Sohne.

8. broch. Preis 1 Thlr.

Die Besitzer aller bisherigen Ausgaben der Werke Lessings erhalten in diesem schätzbaren Nachtrage ein willkommenes Supplement sämmtlicher Schriften dieses gefeierten Dichters. Der Verfasser dieser Beiträge bewährt auch hier seine tiefe Kenntniß der deutschen Literatur und ihrer Geschichte, und die Freunde Lessings werden namentlich darin höchst schätzbare Bemerkungen über den Bildungsgang dieses großen Geistes und über dessen Verhältniß zu seiner Zeit finden.

Ferner sind bei mir erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Kleinere Gedichte

aus

verschiedenen Sprachen

von

Gottlieb Mohnike.

Nach dem Tode des Uebersetzers gesammelt und herausgegeben

von

M. O.

8. broch. Preis ⅓ Thlr.

Diesem Nachlasse des gefeierten Bearbeiters der Frithjofssage geben Auswahl und Kunst des Uebersetzers wechselseitig ihren Werth. Verschiedene Nationalitäten sind hier vereinigt und die Volkspoesie so glücklich in ihrer ursprünglichen Empfindung und Melodie wiedergegeben, daß man sie in ihrem ganzen Reiz genießen kann.

Leipzig, im November 1842.

Carl Enobloch.

---

[523] **Zu Weihnachts- und Neujahrs-Geschenken** sind folgende bei J. Engelmann erschienenen Werke und Jugendschriften zu empfehlen, und durch alle solide Buchhandlungen um beigesetzte Preise zu erhalten:

Nachklänge des Evangeliums in Frauen-Seelen. Von L. Reinhardt, der Verfasserin des Gemüthslebens für fromme Jungfrauen. Schön geb. 1 fl. 30 kr. oder 1 Thlr.

Cornelia. Taschenbuch für deutsche Frauen, begründet von A. Schreiber, für das Jahr 1843 fortgesetzt, von Amalia Schoppe, geb. Weise. 28r Jahrg. Zweite Folge zweiter Jahrgang. Das Porträt der Herzogin von Nemours ziert denselben; die übrigen 6 Stahlstiche dürfen, wie das erstere, als besonders schön ausgeführt gepriesen werden. In elegantem Einbande mit Goldschnitt 4 fl. oder 2⅓ Thlr.

Elegantes Geschenk zur Fest-, Namens- und Geburtstagsfeier. Zugleich ein Gedenk- und Erinnerungsbüchlein für Reisende am Rhein-, Main-, Mosel- und Neckarstrande. Enthaltend 60 Stahl- und Kupferstiche zu den schönsten Volkssagen. 26 Porträts berühmter und interessanter Personen und 26 Genrebilder, im Ganzen 112 Stahl- und Kupferstiche, mit den dazu gehörenden Sagen und Beschreibungen. Von A. Schoppe geb. Weise. Elegant geb. 5 fl. 24 kr. od. 3½ Thlr.

Polterabend-Kaleidoskop; oder Neues und Mannichfaltiges zu Spiel und Scherz an Polterabenden. Von L. Reinhardt. Schön geb. 1 fl. 48 kr. oder 1⅙ Thlr.

Neues Kindertheater, der heranwachsenden Jugend bestimmt. Von L. Reinhardt. Schön geb. 2 fl. 24 kr. oder 1½ Thlr.

Noth und Rettung am Lebensmorgen. Sechs Erzählungen für die reifende Jugend. Von L. Reinhardt. Schön geb. 1 fl. 36 kr. oder 1 Thlr. 2 gr.

Festgabe in zehn neuen dramatischen Spielen für die deutsche Jugend. Von L. Reinhardt. 2 fl. 24 kr. oder 1⅓ Thlr.

Die Braut, Gattin und Mutter; ein Festgeschenk für edle und gebildete deutsche Frauen. Von A. Schoppe, geb. Weise. Mit einem Stahlstich. Cart. 2 fl. 24 kr. oder 1½ Thlr.

Christliche Erzählungen für die gebildete Jugend beiderlei Geschlechts. Von A. Schoppe, geb. Weise. 2 fl. oder 1⅓ Thlr.

Sagen aus den Rheingegenden, dem Schwarzwalde und den Vogesen. Gesammelt von Dr. A. Schreiber. 2 Bändchen. 4 fl. oder 2⅔ Thlr. Einzeln à 2 fl. oder 1⅓ Thlr.

Dieselben auch in engl. und franz. Sprache mit vielen Kupfern à 4 fl. 48 kr. oder 3⅙ Thlr.

---

[530] Neue Romane.

Bei F. Rubach in Berlin erschienen:

Der Bettler von Amsterdam und die Söhne Academias. Zwei Novellen von Carl Lucas. 1⅔ Rthlr.

Die Maurischen Brüder. Historisch romantische Erzählung aus der Zeit der arabischen Herrschaft in Spanien. Von St. L. Faber. 2 Bände. 1½ Rthlr.

---

[522] In der Universitäts-Buchhandlung von **Karl Winter** in Heidelberg ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Christoterpe.

Taschenbuch auf das Jahr 1843.

Herausgegeben von

Albert Knapp.

Elfter Jahrgang. Mit 1 Kupfer.

Preis 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 15 Sgr.

Inhalt: Züge aus dem Leben des William Grimshaw. Von Dr. G. H. Schubert. — Poetische Mittheilungen von Friedr. Notter. — Das ängstliche Harren der Kreatur. Vom Herausgeber. — Gedichte von Dr. Heinrich Puchta. — Ueber die Lehre von der Gleichheit der Menschen. Von Prof. Dr. Lange in Zürich. — Gedichte von Wilhelm Meinhold. —

Hinauf und herab. Eine Erzählung aus der Zeit Ludwigs XIV. Mitgetheilt von Dr. Chr. G. Barth. — Gedichte von Dr. Ernst Moritz Arndt. — Gedichte von Dr. Eduard Eyth. — Bilder ohne Rahmen. Von einer Unbekannten. — Gedichte von Dr. J. L. W. A. Hopfensack, Prof. in Cleve. — Die Reinigung des Tempels. Von Julius Krais. — Hast du mich lieb? Von C. Fink, Pfarrer in Leutesheim. — Rabinische Legenden von Wagner von Laufenburg. — Gedichte vom Herausgeber: — 1. An Schiller. 2. Napoleons Begräbniß. 3. An Schelling.

---

[518] Bei W. Einhorn in Leipzig ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Geschichte
der merkwürdigsten deutschen Frauen.

Von Dr. Karl Ramshorn.

Zweite Lieferung oder erster Band zweite Abtheilung.

Eleg. geh. Preis ⅓ Thlr. = 30 kr. C.-M. = 36 kr. rh.

Inhalt: Rosvitha, die erste deutsche Gelehrte. — Kunigunde, Heinrich's II. Gemahlin. — Gisala, Gemahlin Kaiser Konrad's des Saliers. — Bertha, Heinrich's IV. Gemahlin. — Ulba und die Weiber von Weinsberg. — Hildegarde, die Seherin von Rupertsberge. — Imgard und Agnes, Gemahlin und Tochter Konrad's von Hohenstaufen. — Sophia und die heilige Elisabeth von Thüringen. — Margaretha, Landgräfin von Thüringen und Kunigunde von Eisenberg. — Maria von Bayern.

---

[510] In der Enslin'schen Buchhandlung (Ferd. Müller) in Berlin ist erschienen:

Dante Alighieri, die göttliche Komödie. Metrisch übersetzt nebst beigedrucktem Originaltexte mit Erläuterungen und Abhandlungen herausgegeben von August Kopisch. In einem Bande. — Mit Dante's Bildniß und zwei Karten seines Weltsystems. Kl. 4. 1842. 4 Thlr.

Dante Alighieri, Unterweisung über Weltschöpfung und Weltordnung, diesseits und jenseits. Ein Beitrag zum Verständnisse der göttlichen Komödie von C. F. Göschel. 8. 1842. Broch. 27½ Sgr.

---

[527] Bei Glück in Graudenz ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die Liebe heilbar.

Humoristisch-philosophisch-hydropathische Abhandlung von

Theodor Innocent.

3 Bogen. broch. à 5 Sgr. (4 gGr.)

Ein eben so interessantes als pikantes Schriftchen für Alle!

---

[524] Bei F. Volckmar in Leipzig ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu finden:

Volney, Die Ruinen oder Betrachtungen über die Umwälzungen der Reiche und das natürliche Gesetz. Aus dem Französischen von **A. Kühn.** 8. geh. 18 Gr., 22½ Ngr., 1 fl. 18 kr. rhein., 1 fl. 8 kr. C.-Mze.

Es gibt kein Buch, das so sehr in die inneren Tiefen der Seele schneidet und sie zum selbstständigen Denken über die wichtigsten Interessen der Menschheit zwingt, als die schon seit langer Zeit berühmten **Ruinen** vom Grafen **Volney**. Von einem starken Geiste geschaffen, öffnet dieses Werk dreist die Pforten der Wahrheit und spottet jener kränklichen Phantasie, die einen berühmten Dichter, den Urheber der „Weltschmerzliteratur" sagen ließ: „der Baum der Erkenntniß ist nicht der des Lebens." Im Gegentheil gibt das Werk Volney's nicht nur Erkenntniß, sondern zeigt auch, wie letzterer Glück und Leben entquellen. Ueber den zauberischen Styl des Verfassers nach der Anerkennung eines halben Jahrhunderts, nach der Bewunderung aller Nationen Europa's etwas zu sagen, erscheint überflüssig: es genügt die Versicherung: daß diese **neue Uebersetzung** jene Vorzüge **treu** und **meisterhaft** in unserer Sprache wiedergibt.

Hauchen und die Küchlein von **A. G. Eberhard.** 9te Auflage mit 10 Stahlstichen von Otto Speckter. 12. in Golddecke geb. 1 Thlr. 8 Gr. — ohne Kupfer 18 Gr.

Klignet, Geschichte der französischen Revolution, mit 200 Zeichnungen von **Raffet** und andern berühmten Malern. gr. 8. geh. 5 Thlr.

Großartig und gewaltig wie keine Erscheinung in der Geschichte der Menschheit seit der Stiftung des Christenthums tritt die französische Revolution von 1789 hervor aus dem Jammer der Zeit und begründet eine neue Welt der Ideen. — Unter allen Geschichtswerken, die diesen thatenreichsten Zeitraum schildern, genießt keins, als das von **Mignet**, das unbestrittene Verdienst, Gedrängtheit und Detail zu vereinigen. Die frischeste und lebensvollste Auffassung der denkwürdigsten Scenen, die Darstellung jener großartigen Momente, in denen das verhöhnte Recht erlag, oder die triumphirende Sünde ihren Lohn fand, endlich die getreueste Abbildung der Porträts sämmtlicher Häuptlinge der Revolution sichern auch in dieser Beziehung unserm Werke einen bleibenden Werth.

---

[532] In der Berger'schen Buchhandlung in Leipzig erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Rauschnick, Dr., Geschichte der deutschen Geistlichkeit. 8. 1842. broch. 1 Rthlr.

Willkomm, E., Julius Kühn, auch der Gedanke kann Frevel seyn. Novelle. 2 Theile. 8. 1842. broch. ½ Rthlr.

Retorcks, G. H., Muth und Geistesgegenwart. Eine Sammlung merkwürdiger Jagd-, Kriegs- und Reisefahrten. 8. broch. ⅔ Rthlr.

---

[535] Im Verlage von **L. Fort** in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Die schönwissenschaftliche Literatur der Russen.

Auserwähltes aus den Werken

der vorzüglichsten russischen Poeten und Prosaisten

älterer und neuerer Zeit,

ins Deutsche übertragen und mit historisch-kritischer Uebersicht, biographischen Notizen und Anmerkungen begleitet von

C. Wilhelm Wolfsohn.

Erster Band.

Mit Beziehung auf die früher erlassenen ausführlichen Ankündigungen dieses Werkes wird hier nur bemerkt, daß bis Ende dieses Jahres noch der erste Subscriptionspreis gilt, welcher 6 Thlr. für das ganze

aus 4 Bänden und 100 bis 120 Bogen bestehende Werk beträgt, und bei Empfang des ersten Bandes zu bezahlen ist. Der zweite Subscriptionspreis beträgt 2 Thlr. für den Band und wird bei Empfang jedes Bandes bezahlt; der Ladenpreis aber wird 10 Thlr. für das Ganze betragen.

---

[528] Bei C. P. Melzer in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Meine Reise nach der Schweiz und Ober-Italien, durch Hessen, Baden und Württemberg. Ein Wegweiser für Reisende in jenen Gegenden von A. von der Fulda. 12. Preis 1⅙ Thlr.

Begabt mit einer gefälligen Darstellungsweise führt der Verfasser den Leser durch die freundlichen Städte Hessens, Badens und Württembergs zu den schneeumkränzten Gletschern der Schweiz, Belehrung mit Unterhaltung verbindend, indem er an jedem Orte die vorzüglichsten Sehenswürdigkeiten angibt und dadurch zugleich einen treuen Wegweiser für die Besucher jener Länder darbietet. Wir folgen ihm zu dem Fuße des Montblanc, über die große Kaiserstraße des Simplon nach den blühenden Gärten Italiens und zu den Lagunen Venedigs, durch alle auf diesem Wege sich befindenden Städte, und scheiden in Triest von ihm, in jeder Hinsicht gewiß zufriedengestellt.

Fahrten und Abenteuer des Grafen Wiprecht von Groizsch. Historischer Roman aus dem Mittelalter von E. Freiherrn v. Odeleben. 8. Preis 1 Thlr.

In dem Helden der vorstehenden Erzählung wird dem Leser ein treues Bild ächt deutscher Ritterlichkeit vorgeführt. Seine Kämpfe in Deutschland, Italien, Spanien und namentlich in Syrien beim Beginn der Kreuzzüge sind historisch treu wiedergegeben, und erhalten durch die mannigfachen Verwickelungen, in welche derselbe verflochten wird und die sich stets zur Zufriedenheit des Lesers lösen, doppeltes Interesse. Obgleich der Verfasser bemüht gewesen ist, alles Süßlich-Fade gewöhnlicher Liebeleien zu vermeiden, so hat er doch in den Gemahlinnen Wiprechts die wahre Liebe und Treue auf das Treffendste dargestellt und dadurch zur Befriedigung des Lesers hinlänglich beigetragen.

---

[533] Im Verlage der Buchhandlung des Waisenhauses in Halle sind im Laufe dieses Jahres erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten:

Abela, Carl, Choralbuch für Schulen, zwei- und dreistimmig bearbeitet; vervollständigt und herausgegeben von L. Thieme. quer 4. broch. 10 Sgr. oder 8 gGr.

Dietsch, Dr. Rud., Uebungsbuch zum Uebersetzen aus dem Deutschen in's Lateinische, zunächst beim Gebrauche der Schulzischen Grammatik. 2r Cursus (Erzählungen aus der alten Geschichte). gr. 8. 20 Sgr. oder 16 gGr.

(Der 1ste Cursus erschien 1839 und kostet 25 Sgr. oder 20 gGr.

Echtermeyer, Dr. Th., Auswahl deutscher Gedichte für gelehrte Schulen. Dritte verbesserte und vermehrte Auflage. 8. sauber cart. 1 Thlr. 10 Sgr. oder 1 Thlr. 8 Sgr.

Eckstein, Dr. F. A., Chronik der Stadt Halle. Eine Fortsetzung der Dreyhauptschen Beschreibung des Saalkreises, bis auf die neueste Zeit. 1ste, 2te und 3te Lieferung (à 5 Bogen). kl. Fol. Pränumerationspreis à Lieferung 6¼ Sgr. oder 5 gGr.

Günther, F. J., Die Geschichte der Perserkriege nach Herodot für die Jugend bearbeitet. 8. cart. 1 Thlr.

Auch unter dem Titel:

Erzählungen aus der alten Welt für die Jugend bearbeitet von K. F. Becker. 4ter Theil: Die Perserkriege nach Herodot. Von F. J. Günther.

Rödiger, Dr. *E.*, Versuch über die himjaritischen Schriftmonumente. Mit einem Vorwort an Herrn Dr. Gesenius. gr. 8. br. 15 Sgr. oder 12 gGr.

Schmidt, A. F. A., Deutsches Lesebuch für Gymnasien, Real- und höhere Bürger-Schulen. 1r und 2r Cursus. gr. 8. 1 Thlr. 10 Sgr. oder 1 Thlr. 8 gGr.

(1r Cursus. Für die unteren Klassen. 17½ Sgr. oder 14 gGr. 2r Cursus. Für die mittleren Klassen. 22½ Sgr. oder 18 gGr.

Schmidt, Dr. *H.*, Doctrinae temporum verbi Graeci et Latini expositio historica. Part. IV. (Schluss). gr. 4. geh. 10 Sgr. oder 8 gGr.

(Part. I—III. 1836—1839 kostet 1 Thlr.)

Weilsted's, J. R., Reisen in Arabien. Deutsche Bearbeitung herausgegeben mit berichtigenden und erläuternden Anmerkungen und einem Excurs über himjaritische Inschriften von Dr. E. Rödiger. Mit Karten und Inschriften. 2 Bände. broch. 3 Thlr. 15 Sgr. oder 3 Thlr. 12 gGr.

---

[263] Im Verlage des Unterzeichneten ist so eben nachstehendes interessante Werk erschienen und in allen soliden Buchhandlungen vorräthig zu finden:

Friederich, G., Dr. Theol. et philos., Aus meinem Leben in amtlicher, literarischer und bürgerlicher Beziehung. 1ster Band: Religion und Kirchthum. Mit 1 Stahlstich und 3 Vignetten. gr. 8. Broch. 1 Rthlr. 12 gGr. = 2 fl. 42 kr.

Ein Recensent in Nr. 157 des theol. Liter. Bl. zur Allgemeinen Kirchenzeitung sagt über das Werk u. A.: Tiefe und Innigkeit des christlichen Glaubens, Wärme und hohe Begeisterung für das deutsche Vaterland sprechen sich allenthalben in diesen Vorträgen und besonders auch in den gehaltvollen Poesien aus ꝛc. ꝛc.

Gießen, im Juni 1842.

G. F. Heyer's Verlag.

Die fünfzig Tage

oder die Geschichte der Gründung

der christlichen Kirche.

Eine Festgabe

für Christen aller Confessionen

von

G. C. J. Hoffmann,

Lehrer an der wissenschaftl. Bildungsanstalt auf dem Salon bei Ludwigsburg.

8. Velinpap. broch. Preis 1 fl. oder 16 Gr.

Inhalt: 1) Die frohe Botschaft. 2) Das Wiedersehen. 3) Der erste Sonntag. 4) Das Amt der Apostel. 5) Das Reich Gottes oder die Kirche. 6) Der Abschied. 7) Die Vollendung. — Schlußwort.

Möge dieser interessante Beitrag zur Eröffnung der heiligen Geschichte für das größere Publikum, den Sinn für die Einheit und Wahrheit unserer christlichen Kirche mit erwecken helfen!

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

№ 293.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Donnerſtag, den 8. December 1842.

Behold! these are the tribunes of the people,
The tongues of the common mouth.

Shakespeare.
Coriolanus.

Aus England.

II.

Eine Communiſtenverſammlung.

(ſ. Nr. 287—290.)

Robert Owen ſteht auf dem Rednerſtuhle; kaum kann ſich ſeine ziemlich ſchwache Stimme allgemein vernehmlich machen. „Louder, louder," rief's aus den hintern, dichtgepreßten Reihen; sit down! hat down! herrſchte es den Vordern die Einladung zum Niederſitzen oder Hutabnehmen zu. Geſtört, doch ununterbrochen fuhr der „Stuhlmann" in ſeinem Sermon fort, die linke Hand in der Bruſttaſche, mit der Rechten gemeſſen und einfach die ſchmuckloſe Rede begleitend. Der mäßig langen Rede kurzer Sinn war, daß gerade jezt, wo in den Fabrikſtädten die Noth und die Unruhe auf's Höchſte geſtiegen, wo Hunger, Hunger das Feldgeſchrei ſey, ſich ſo einleuchtend wie nie die Wahrheit herausſtelle, daß in der Coloniſation der Heimath, nicht aber in Auswanderung und nicht in Handwerkervereinen zu gemeinſamer Unterſtützung Troſt und Heil zu finden ſey. Nur dadurch könne gewährt werden, was Alle ſuchen, Alle brauchen: Brod für ſie und ihre Kinder, und mit und nach dem Brode Kenntniſſe, gute Erziehung der menſchlichen Kräfte und gute Verwendung derſelben; nur von ihr möge ein vernünftiger und glücklicher Zuſtand der Geſellſchaft erwartet werden. — Es war Klang genug in dieſen ſchlichten, aber bedeutungsvollen und überzeugungsvollen Worten, um vielfachen Anklang zu finden. Hear him, hear him! ließ ſich fort und fort hören, und zum Schluß erfolgte lauter Beifallsruf.

Der Präſident ſezte ſich, neben ihn traten zwei, drei, vier junge Männer, alle vom Arbeiterſtande, im einfachen Rocke, mit nerviger Fauſt, entſchloſſenen Blicks. Sie waren des Wortes nicht zu ſehr gewöhnt, aber ſie ſprachen, und ſie ſprachen gut. Der eine war von Leeds, der andere von Mancheſter, ein dritter hatte eben einen Brief von Stockport erhalten, noch ein anderer beſaß die jüngſten Blätter, die von der Noth berichteten, welche in den unglücklichen Fabrikſtädten herrſchte. Das Blatt wurde entfaltet, der Brief ſollte ad oculos ſprechen. „Auf den Tiſch, auf den Tiſch!" und hinauf ſtieg einer nach dem andern, wie der „Stuhlmann" ſie ankündigte, und kurz und markig trugen ſie das Leid und Weh der armen Schickſalsgenoſſen vor. So und ſo viele Tauſende in Mancheſter unbeſchäftigt, ſo viele Tauſende in Leeds ſeit Wochen hungernd, ſo viel hundert Fabriken in Birmingham im Stillſtand, Stockport mit ſeinen Zehntauſenden am Bettelſtab, Stockport to let — „Stockport zu

vermiethen," wie es gestern an seinen Plätzen und Thoren vom Humor der Verzweiflung angeschrieben ward.

„Hear him, hear him!" tönte es von hundert durstigen Lippen nach, so oft eine neue Hiobspost gemeldet wurde. Und was dazu nun sagen? Wer benützt die Stimmung, in welche das Volk durch diese Berichte gesetzt ist, um auf das Eine hinzuweisen, was Noth thut? Einer schwingt sich auf den Tisch. „Lemming! Lemming!" hallt es im Saale begrüßend und bewillkommend wieder. Wer ist dieser Lemming? Ich weiß es nicht. Aber Ruhm und Vertrauen mußte er sich bei den Gliedern der bunten Versammlung erworben haben; denn ungetheilt, rauschend flog ihm die Stimme, die Freude, der Jubel des Volks entgegen. Seine Erscheinung hatte auch etwas Anmuthendes. Frisch, frei, bescheiden und einfach, gesund und mäßig, feurig und gelassen stand er da droben, frei auf dem Tisch, über und vor der ganzen Versammlung, im einfachen blauen Rock, das braune Haar schlicht um die Stirne gestrichen, den freundlichen Mund für den Strom der Rede geschwellt, einen ruhigen, offenen Blick über die Menge hin. So begann er bedächtig, ward wärmer und wärmer und riß endlich die ganze Zuhörerschaft zum lebendigsten Beifall hin.

Er war der Hauptredner, und was Owen angedeutet, führte er in deutlichern Umrissen, Satz und Gegensatz, aus. „Die Noth ist da," meinte er, „wie helfen wir ab? Doktors genug, Patienten noch mehr, und doch kein Genesen. Die Whigs kamen zu spät, sie sind todt. Die Tories beerbten sie — im nicht Wollen noch mehr, als im nicht Können. Was that das Ministerium? Die Königin mußte das Mitleiden der Prälaten anflehen. In allen Ehren die Mildthätigkeit: sie reicht nicht aus. So meinen die Armen: „hilf dir selber." Sie stiften Vereine zur Unterstützung ihrer Aermsten. So haben sie eine doppelte Last und den ganz Brodlosen ist erst nicht für immer geholfen. Die Summen, die ihr so nutzlos verwendet, würden nach einiger Zeit euch und alle industriellen Classen von Armuth oder der Furcht vor Armuth befreien. Aber so lange ihr nicht entscheidende Maßregeln ergreift, um eure Kinder gut erziehen und bilden zu können, damit sie vernünftig denken und sich benehmen lernen, so lange habt ihr keine Aussicht auf Befreiung von Sklaverei und Elend. Der Gebildete ist's, der in allen Classen in der ganzen Welt gebietet. Ohne eine wohlthätige, praktische Erziehung können eure Kinder nie für etwas Anderes geeignet werden, als für leibliche Knechtschaft und geistige Sklaverei — eure eigene gegenwärtige Bestimmung. — Die radical doctors glauben, Macht, politischer Einfluß vermöge es; laßt aber morgen die Ungebildeten alle politische Macht gewinnen — wie diese zu üben sey, wissen sie nicht, und in Ermanglung der Kenntnisse, welche Erziehung und Erfahrung allein geben, werden sie in Kurzem schlechter daran seyn, als jezt. Macht ohne Kenntnisse ist gleich dem Wasser oder Feuer ohne Aufsicht — Alles, was vor ihm liegt, ist der Zerstörung geweiht." — Das war ein Mann aus dem Volke, ein junger Arbeiter, der sich durch solch halbstündige Rede auf's Neue die Herzen und den lauten Beifall des Volkes gewonnen, in dessen Reihen er wieder niederstieg.

(Fortsetzung folgt.)

Aus den Papieren eines alten Herrn.

(Fortsetzung.)

„Der abscheuliche Mensch, mit dem ich jezt verbunden war, verdarb mir noch den Frühling, denn jedes Veilchen, das er pflückte, hatte Duft und Farbe verloren, ehe es in meine Hände kam. Als er mich küssen wollte in einem Augenblick, wo man uns gestissentlich allein ließ, sagte ich: „Nein, nein! daran ist nicht zu denken!" — „Aber, theure Auguste," rief er, „Sie sind ja meine Braut." — „Ja," rief ich, „es ist Gott zu klagen, auf welche Weise ich es geworden!" Er lachte hierüber und ich weinte vor Verdruß. Aber die schönen Kleider, der Schmuck, die Reise nach Italien machten Alles wieder gut. Unsere Hochzeit wurde auf meine Zurückkunft verschoben. Wer weiß, dacht' ich, was in Italien passirt! ich kann doch wohl noch loskommen. Aber in den Hallen der Peterskirche, in dieser Welt voll Wunder, in die ich fast athemlos eintrat, wer kommt mir entgegen? Mein Graf. — Er hatte doch Urlaub bekommen, oder war er desertirt — kurz, er war da. Welche Pein! Nun schleppte er mich wie seinen Regenschirm mit sich. Ueberall, auf allen Plätzen, über alle Brücken, unter allen Arkaden in der größten Sonnenhitze sah man uns wandeln; man stellte nach uns die Uhren. Die Alterthümer sind mir seitdem verhaßt geworden und ein Säulenarchitrav kann mir Zuckungen zu wege bringen. Da ist es doch in Deutschland besser, dachte ich; da gibt es wenigstens keine Merkwürdigkeiten und ich kann still zu Hause sitzen."

„Als unsere jammervolle Ehe geschlossen war, fand er mich eines Tages äußerst verstimmt. „Mein Kind," sagte er, „du scheinst übler Laune?" — „Ja wohl." — „Nun, das ist nicht sehr angenehm für mich." — „Für mich auch nicht, ich wünschte immer froh und glücklich zu seyn." — „Was hindert dich? Du hast einen Mann, der dich liebt und den du wieder liebst." — „Das Leztere

ist nicht die Wahrheit." — „Wie, du liebst mich nicht?" — „Nein." — „Und das sagst du mir so geradezu, jezt da wir verheirathet sind?" — „Hätten Sie mich gefragt, ich wäre mit meinem Bekenntniß schon damals herausgerückt, als Sie mir die ersten Zeichen einer Annäherung gegeben." — „So?" — „Aber Sie wollten nichts hören, Sie wollten nichts merken." — Bei diesen lezten Worten brachen mir die Thränen des Verdrusses und der üblen Laune aus. „Mein gutes Kind," sagte er, „das Alles hat nichts zu sagen. Du gestehst, daß du mich nicht liebst, aber weißt du denn überhaupt, was Liebe ist? Da du keinen Andern liebst, so kann ich ganz zufrieden seyn. Wir werden die beste Ehe von der Welt führen; nach und nach wirst du dich an mich gewöhnen, und über Jahr und Tag wirst du mich lieben. Bis dahin verspreche ich, nur dein älterer Bruder seyn zu wollen." Dieß war das erste und lezte Gespräch dieser Art, welches wir miteinander führten."

„Da der Graf Löwenstein eine angenehme Villa nicht weit von Mailand besaß, so brachte ich dort den größten Theil des Jahres zu, und nur in der Carnevalszeit erschien ich auf ein paar Wochen in Wien; im Sommer kamen meine Eltern zu mir. Dieß Alles füllte aber natürlich nicht meine ganze Zeit aus; ich fing an zu lesen, und das erste, was mir in die Hände fiel, waren Lord Byrons Schriften. Ich lernte die Gräfin G. kennen, jene berüchtigte Geliebte des Dichters, und mit ihr zugleich kamen mehrere Personen der toskanischen Aristokratie in mein Haus. Es waren Abbés darunter, welche die Schöngeister spielten, dicke schwizende, unreinliche Frauen, die sich ihrer Liebesabenteuer rühmten, und junge Grafen mit eingefallenen Augen und großen blauschwarzen Bärten, die mißvergnügte Patrioten darstellten. Alles das hatte sich ziemlich fest eingenistet in der Abwesenheit Amadé's, so heißt mein Mann; er jedoch fand Mittel, mein Haus plözlich von diesen Gästen, die ihm äußerst mißfielen, zu säubern. „Liebes Kind," sagte er in seiner gewohnten trockenen Manier, „das ist kein Umgang für dich. Ich war ein Thor, deine Schwelle nicht besser zu bewachen. Künftig sollst du dich über meine Nachläßigkeit nicht zu beklagen haben." — „Was wirfst du diesen Männern und Frauen vor?" fragte ich erstaunt; „sie gehören Alle sehr guten Familien an." — „Daran zweifle ich nicht," entgegnete er; „aber ihre Reden, ihr Umgang passen nicht für ein Kind, und das bist du noch." — Bei dieser Gelegenheit fand er auch Byrons Werke auf meinem Tische und sagte: „Auch diese Schriften taugen nicht für dich. Es ist eine so schiefe, liebeleere, ja boshafte Ansicht der Welt darin, daß jene Menschen und diese Bücher vollkommen genügen, ein junges, unverdorbenes Gemüth zeitlebens unglücklich zu machen."

„Und er hat Recht!" rief Baron Sellheim, indem er Augusten lebhaft unterbrach. — „Ich aber," fuhr diese fort, „war empört über solche Gesetze und Vorschriften. Ich bestand auf meinem Willen; aber das Ungeheuer, das mich in seinen Fesseln hielt, gab auf keine Weise nach. Von jezt an bestand meine Gesellschaft aus Personen, die er ausgewählt. Es waren sogenannte achtungswerthe Leute, die ich aber nicht leiden mochte, schon aus dem Grunde, weil sie mir aufgedrungen waren. Nicht daß die andere Gesellschaft mir besser gefallen hätte, im Gegentheil, die jezige war anständiger und zierlicher; aber jene hatte ich kommen heißen, diese mein Mann. Es wurde in meinen Zimmern Musik gemacht, ich hörte nichts und entschlüpfte, wo ich konnte. Mußte ich nothgedrungen bleiben, so lag ich in meinem Fauteuil ausgestreckt wie eine Todte."

„So vergingen zwei Jahre, und ich war das unglücklichste Geschöpf, das es geben kann. Alles langweilte mich, meine üble Laune verdarb mir jeden Spaß; mein Charakter litt unter der Last dieser völlig interesselosen Existenz. Da faßte ich den Entschluß zu entfliehen, es koste was es wolle. Das Gesicht meines Mannes war mir so unerträglich geworden, daß ich mich ganze Wochen lang einschloß, um ihn nur nicht zu sehen, um nur nicht den Ton seiner Stimme, den Klang seiner Tritte zu hören. Er ließ alles geschehen, und diese Gleichgültigkeit brachte mich nur noch mehr auf. Da, in einer Nacht sprang ich glühend vor Verdruß aus dem Bette, packte eine Perlenschnur, ein Atlaskleid und ein kleines Etui mit Nadeln und Scheere eilig in ein Kästchen, warf noch ein Päckchen Handschuhe darauf, und nachdem ich meinen Mantel über eine sehr unordentliche Kleidung geworfen, einen Hut aufgesezt, stand ich plözlich auf der Seitentreppe unseres Hauses, ich wußte selbst nicht, wie ich dahin gekommen. Eine warme Nachtluft wehte mich an, ich flog die Stufen hinab und war wie ein Vogel um die Ecke der Straße verschwunden. Die Situation war mir so angenehm und neu; ich saß in keinem Wagen, ich hatte keinen Lakaien hinter mir, keine Gesellschafterin neben mir, ich war frei, zum erstenmal im Leben ganz mir selbst überlassen."

(Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, November.

(Fortsezung.)

Die Bäder. — Die städtische Verwaltung.

Nach langen Versuchen und Berathschlagungen hat die Polizei endlich die Auskunft getroffen, daß jezt das Brod nach

seinem wirklichen Gewicht bezahlt werden soll; wenn also Jemand vier Pfund Brod fordert, so soll der Bäcker ihm vier Pfund abwägen, und wenn der vierpfündige Laib nicht so schwer ist, das Fehlende zusetzen. Dieß gilt aber nur vom vierpfündigen Brode, dem gewöhnlichen, welches das Volk kauft. Die kleinern Brode werden unter dem Namen pains de fantaisie in allerlei Gestalten, langen und runden, verkauft; auf diese erstreckt sich die Polizeiverordnung nicht. Dieses Fantasiebrod pflegen die Wohlhabendern zu kaufen, und mit diesem können die Bäcker so ziemlich nach Belieben schalten; indessen ist es gut, daß man wenigstens hinsichtlich der Nahrung des Volks strenge, oder vielmehr gerecht verfährt. Die Bäcker klagen zuweilen, daß man ihnen zu scharf auf die Finger sieht; man glaubt es ihnen aber nicht, und da sie meistens reich werden, so findet man eben nicht, daß sie sehr zu bedauern sind. Ihre Zahl ist bestimmt, und mithin hat es wenig Gefahr, daß sie schlechte Geschäfte machen; auch sieht man höchst selten einen Bäcker in Paris bankerott werden. Mit den Fleischern verhält es sich eben so. Es ist die Rede davon, daß die Zahl beider vermehrt werden soll, da die Bevölkerung ebenfalls zunimmt. — Endlich ist der arge Kriminalprozeß, welcher gegen mehrere Stadtbeamte wegen Unterschleifen in ihren Amtsverrichtungen verhängt worden war, geschlichtet. Sie sind mit einigen Jahren Gefängniß davon gekommen. Die bedeutenden Summen, welche die Stadt durch diese Betrügereien eingebüßt hat, ersetzt ihr Niemand, auch die vielen hundert Straßenplane, welche mühsam angefertigt worden waren, sind unwiederbringlich fort, und die Stadtbehörde muß neue machen lassen. Die höhern Beamten, welche ihre Pflicht der Oberaufsicht versäumt haben, bleiben in ihrem Amte; jedoch geben ihnen die unabhängigen Tageblätter hart zu Leibe und zeigen, daß die Unterbeamten nicht so arge Unterschleife begangen hätten, wenn die Obern besser ihre Schuldigkeit thäten. Früher oder später wird die Regierung der städtischen Verwaltung eine bessere Einrichtung geben müssen. Zwar ist der Munizipalrath von den Bürgern gewählt; allein entweder hat er nicht die gehörige Macht, oder es fehlt ihm am guten Willen, die Verwaltung zu kontroliren. Der Präfekt hat in dem neu ausgebauten Rathhause eine fast königliche Wohnung, und in der That ist er ein kleiner König in Paris; auch gibt er im Winter königliche Feste in diesem seinem Palaste. Für die Verwaltung ist aber damit nichts gethan; und da er ein viel zu großer Herr ist, um sich mit kleinen Details abzugeben, so sollte er wenigstens Leute anstellen, welche an seiner Statt diese Mühe übernähmen. Der jetzige Präfekt, Graf Rambuteau, hat allerdings viel für die Verschönerung der Stadt gethan, und eine neue breite Straße, welche die sonst so dunkeln und schmutzigen Reviere St. Denis und St. Martin durchschneidet und Licht, Luft und Sauberkeit hineinbringt, trägt mit Recht seinen Namen; der Herr Graf hätte sich aber nebenbei ein wenig um das, was in den Bureaus der städtischen Verwaltung vorging, bekümmern und die Unterbeamten nicht so frei schalten und walten lassen sollen. Obgleich die Stadt Millionen einzunehmen hat, so würde doch ihr Reichthum bald zu den vielen Ausgaben nicht mehr hinreichen, wenn in allen Bureaus solche Bestechlichkeit herrschte, wie in dem, welchem Hourdequin vorstand. Graf Rambuteau scheint ganz beschämt über all den Unrath, welchen die Verhandlungen vor Gericht an's Tageslicht gebracht haben; der Herr Präfekt hätte sich nimmer so arge Dinge vorgestellt.

(Schluß folgt.)

Wien, November.

(Fortsetzung.)

Galvanoplastik und Daguerrotypie. — Theater.

Die neuen Entdeckungen oder Erfindungen der Galvanoplastik und Daguerrotypie sind hier mit Eifer ergriffen und mit Glück ausgebildet worden. Ein Herr Thayer stellte kürzlich im Lokal des niederösterreichischen Gewerbvereins Gegenstände von bedeutenden Dimensionen, wie sehr große Vasen, aus, die Muster galvanischer Vergoldung genannt zu werden verdienen und als solche auch allgemeinen Beifall ernteten. Von noch größerem Interesse waren die Exemplare von galvanisch vervielfältigten Kupferstichplatten sammt den mit letzteren erzeugten Abdrücken. Es waren vollendete Reproduktionen des Originals. Das daguerrotypische Porträt ist hier sehr in Aufnahme gekommen; die von Voigtländer und Sohn in der allgemeinen deutschen Industrieausstellung zu Mainz gelieferten Daguerrotypen haben den Preis davon getragen, und mit Recht; Voigtländers Apparate sind die ausgezeichnetsten und gesuchtesten dieses Faches. — Sattlers vielbewunderte Cosmoramen — ich setze voraus, daß sie auch außerhalb Wiens gekannt und anerkannt sind — sehen einer interessanten Bereicherung entgegen. Hubert Sattler, der Sohn des Meisters, hat eine große Reise durch einen weiten Strich Asiens vollendet und ein reiches Portfolio mit zurückgebracht, aus dem im künftigen Frühjahr eine neue Cosmoramenreihe hervorgehen wird. — Wie alljährlich, so hat auch heuer Wiens und überhaupt Oesterreichs Belletristik vorzugsweise in der Almanachs- und Taschenbuchsliteratur reiche Blüthen getrieben. Was in den Journalen nicht Platz und Unterkunft findet, flüchtet in einen Almanach und nimmt sich in den Augen der bloß Unterhaltung suchenden Leser bei glänzender Ausstattung nicht übel aus. — Das Hofburgtheater brachte seit geraumer Zeit hauptsächlich ältere, zum Theil klassische Stücke, wie Shakespeares Othello, Schillers Wilhelm Tell, Lessings Nathan; wer wollte dagegen etwas einwenden? Aber Stücke wie Julius v. Voß's „Künstlers Erdenwallen" sollten nicht wieder ausgegraben werden. Iffland und Kotzebue kommen nicht selten an die Reihe, von Modernen am meisten Halm und Gutzkow. Von Letzterem wird demnächst: „Ein weißes Blatt" erwartet, und mehrere Neuigkeiten von Fr. v. Weißenthurn, von Holtei und Wilhelm Vogl sind uns verheißen. — Die Oper mußte sich längere Zeit mit Gästen behelfen, von denen ich keinen besonders auszuzeichnen wüßte. Merkwürdig sind die öftern Wiederholungen der Zauberflöte; fängt der moderne Geschmack etwa an in die alte Schule zu gehen? Lortzings „Czar und Zimmermann," uns schon vom Josephstädter Theater her bekannt, wurde nun auch im Kärntnerthortheater zur Aufführung gebracht und gewinnt von Tag zu Tag an Beliebtheit. — Der Fanny Elsler wurde bei ihrem Wiederauftreten nach so langer Zeit wieder gehuldigt wie einer Königin. An Kränzen, Gedichten und dergleichen Spenden hat es nicht gefehlt; dießmal kam aber eine vom k. k. Münzgraveur Gaul gestochene Medaille hinzu, um die sich die Elslerenthusiasten natürlich gerissen haben. Die Künstlerin wurde nach einer Vorstellung von einem Trosse tanzberauschter Schwärmer nach Hause begleitet, was von dem Herausgeber einer komischen Volksschrift, „Hansjorgel" genannt, zu einer Karrikatur benuzt wurde, die ihre Wirkung nicht verfehlte. — Lachners „Katharina Cornaro" soll nächstens zur Aufführung gelangen. Für den Winter erwartet man vom Kapellmeister Nikolai eine neue Oper. (Schluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 98.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 294.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Freitag, den 9. December 1842.

The wiser, the waywarder. Make the doors upon on woman's wit, and it will out of the casement; shut that, and 't will out at the key-hole.

Shakespeare.
As you like it.

Aus den Papieren eines alten Herrn.

(Fortſetzung.)

„Oft hatte ich auf Bildern einen nächtlichen Straßenproſpekt betrachtet, wo im Schimmer der Laternen vermummte Perſonen eilig daherhuſchten; es war mir immer ſehr verführeriſch vorgekommen, und jezt befand ich mich in dieſer anziehenden Lage. Eine Thurmuhr verkündete, daß es drei Uhr in der Nacht ſey. Ich durchflog noch einige Straßen und ſuchte mir in's Gedächtniß zu rufen, wo eine alte franzöſiſche Bonne wohnte, die öfters mein Haus beſuchte. Ich fand die Wohnung, und als man mir nach langem Pochen geöffnet, trat ich an das Bett der Alten und rief: „Sehen ſie da, meine gute Mutter, hier ſteh' ich vor Ihnen und bin meinem Manne glücklich entlaufen.“ — „Gräfin!“ rief ſie und ſchlug die Hände zuſammen, „was haben Sie gethan!“

„Ich will unſer Geſpräch nicht wiederholen; das Reſultat war, daß ich ſie zwang, mit mir zu entfliehen. Sie fragte, ob ich an die Mittel zur Reiſe gedacht. „O ja,“ erwiderte ich, „ich habe ein ſeidenes Kleid, eine Perlenſchnur und ein halbes Dutzend Handſchuhe eingepackt.“ Sie machte mir begreiflich, daß das nicht genug ſey und daß wir vor allen Dingen Geld haben müßten. Ich ſchrieb ein Billet an unſern Bankier, und kaum war die Summe in unſern Händen, als wir auch ſchon in einem Miethwagen zum Thore hinausfuhren; ich, ſo glücklich, wie ich nie in meinem Leben geweſen, die Alte ein wenig ängſtlich und übler Laune. Ich ließ ihr nicht Zeit zur Ueberlegung; wir ſtürmten immer weiter. Mich amuſirte Alles, die Dankbarkeit der Poſtillone, die ich beſchenkte, das luſtige Liedchen des wandernden Handwerksburſchen, der mir einen kecken Gruß zuwinkte, die Freiheit, die ich hatte, in den Gaſthöfen umherzutoben, die tauſend luſtigen Neckereien, die ich meiner guten Alten ſpielte, und vor allen die prächtige Gewißheit, wenn ich aufwachte, nichts von meinem Hôtel, von meinen Kammerfrauen, von meinem Mann zu ſehen. Wir nahmen den kürzeſten Weg über die Alpen und wandten uns durch Frankreich Calais zu; ein dunkles Gefühl ſagte mir, daß es am klügſten ſey, eine Inſel aufzuſuchen; es kam mir vor, als wenn ich da beſonders ſicher wäre.“

„Mein Himmel!“ rief hier der Baron, „was wird aus dem Allen werden! Wie ſoll ich dieſes Unternehmen nennen? Mir fehlen die Worte dafür.“

„Hören Sie weiter. Ich hatte mir den Namen Coulange beigelegt, und zwar erinnerte ich mich dabei einer poſſenhaften Figur, eines Muſiklehrers, der mir im elterlichen Hauſe Unterricht ertheilt hatte und der dieſen Namen führte. Zugleich war ich Wittwe und die Tochter meiner guten alten Madame Dupont. Das ſtand

Alles in unserm Paß und Niemand zweifelte an unserer Identität. Eines Morgens im Gasthof rief ich, indem ich meine Tasse Chokolade an den Mund brachte: „Gott, welch ein erbärmliches Geschöpf war ich als Gräfin Löwenstein, und welch ein munteres Weibchen bin ich jezt als Madame Coulange!“ — „Sprechen Sie etwas leiser,“ sagte meine Bonne; „im Nebenzimmer ist ein junger Offizier abgetreten, der sein Ohr vielleicht an die Thüre hält.“ — „So werde ich mein Auge dagegen halten,“ rief ich. „Will er mich behorchen, so will ich ihn belauern.“ Mit diesen Worten sprang ich auf und näherte mich der Thüre. In diesem Augenblick wurde sie geöffnet und ein junger Mann in einem zierlichen Morgenrock trat herein. Er machte mir eine Verbeugung und sagte lächelnd: „Ich will Ihnen jede Mühe ersparen, Madame. Interessirt es Sie, dieses Zimmer zu sehen? hier steht es offen.“

„Der guten Dupont entfiel bei dieser beispiellosen Kühnheit die blonde Perrücke, die sie aufstülpen wollte, und sie sah mit einem Gesicht, wie es nur alte Französinnen machen können, dem jungen Manne in die dunkeln Augen. „Ich habe nie erlebt,“ rief sie, „daß Männer unangemeldet in die Zimmer der Damen treten.“ — „So sehen Sie es hier zum erstenmal,“ sagte der junge freche Mensch. — „Ah! le monstre!“ schrie Madame Dupont und eilte zur Klingel, um den Wirth herbeizurufen. — „Noch ein klein wenig Geduld!“ sagte der junge Mann und faßte meine Alte beim Arm. „Ehe wir Lärm machen und fremde Zeugen herbeirufen, wollen wir erst untersuchen, ob die Oeffentlichkeit zu Ihrem oder zu meinem Nachtheil ausfallen würde. Ich komme zu fragen, mit welchem Recht Ihre Madame Tochter, denn daß sie das ist, will ich nicht bezweifeln, den Namen einer Gräfin Löwenstein führt?“

„Ich wurde über und über roth und meine gute Dupont sah äußerst verblüfft aus; endlich entgegnete sie, wie mir schien in einem viel zu gereizten Tone: „Was geht es Sie an, mein Herr, welche Namen meine Tochter führt?“ — „Sie mag deren führen, so viel sie will; nur wenn sie auf den Einfall geräth, den meinigen zu führen, so erlauben Sie, daß ich auch ein Wort dazu spreche.“ — „Den Ihrigen?“ — „Ja, mit Ihrer Erlaubniß; ich bin ein Graf Löwenstein.“

„Er sagte dieß in einem Ton, daß es nicht möglich war, nur noch ein Wort zu erwidern. In seinem ganzen Wesen war der vornehme junge Aristokrat ausgeprägt. Er gefiel mir, und da ich meinen Schreck schon überwunden hatte, rief ich, wieder ganz munter gestimmt: „Der Herr Graf hat vollkommen Recht, man nimmt das Seinige, wo man es findet. Hab' ich mich zum Scherz früher eine Gräfin Löwenstein genannt, so geb' ich diesen Namen hiemit seinem rechtmäßigen Besitzer zurück und mache weiter keine Ansprüche darauf.“ — „Madame,“ sagte er, indem er meine Hand ergriff, „mein Name hatte nie eine reizendere Trägerin.“ — „Wie unvorsichtig!“ murmelte die Alte.“

(Fortsetzung folgt.)

Aus England.

(Fortsetzung.)

Ein Anderer tritt auf die Bühne. Eingefallene Wangen, dunkelglühende Augen, ein schlottriger brauner Rock. „Wer ist's? wer ist's? Den Namen! den Namen!“ Der Präsident nannte einen Namen, ich verstand ihn nicht, doch man beruhigte sich. Der junge, vielleicht dreißigjährige Mensch, offenbar auch aus den Arbeiterclassen, öffnet die Lippen: ein schlimmes Organ, eine schwache Brust, es wird mir fast bang um den schüchternen Anfang. Wo will der hin mit einer Rede vor einer Versammlung, die ihm den Athem versezt, daß er die gewöhnliche Anrede an den honourable chairman, an die friends and fellow-countrymen kaum hervorbringt? Doch er faßt sich von Wort zu Wort, er richtet sich auf, er erhebt die Arme, das verschlossene Feuer strahlt aus den Augen, fluthet von den Lippen, und mit einem Schwunge, mit einer Pracht und Begeisterung entquillt ihm der Fluß langer, ununterbrochener, durch hear him! unaufhörlich markirter Rede, daß ich staunend zu seinen Füßen sitze und zu begreifen anfange, was Beredtsamkeit ist und woher England seine Redner gewinnt.

War die vorige Rede mehr gegen die nutzlosen Arbeitervereine, so war diese mehr gegen die nutzlosen Chartistenversuche gerichtet. — „Ihr seyd unzufrieden mit eurer Lage und mit dem Zustand der Gesellschaft? Keine Widerrede: Millionen des fleißigsten Theils unserer Bevölkerung leiden harten Mangel an dem gewöhnlichsten Lebensbedarf. Aber haben die Partheien, an die ihr euch wendet, die Mittel zu eurer Hülfe? Wie lange könnten sie auch helfen, selbst wenn sie heut im Stande wären zu sagen: Nehmt Alles, was wir haben? Das ist eine schlechte Quelle der Hülfe. Was ihr braucht, bekommt ihr allein durch Fleiß und Kenntnisse. Kenntnisse müssen da seyn, um dem Gewerbfleiß die rechte Richtung zu geben. Ihr seyd ungebildet, ungelehrt und darum die Sklaven derer, die mehr gelernt haben und von eurem Fleiße leben. Ihr und eure Kinder müssen besser unterrichtet werden, ehe ihr frei werden könnt. In der Unwissenheit, in welcher ihr seyd, könnt ihr keine Hülfe von der Charte erwarten. Fort mit allen Auflagen! regiert den Staat ohne Ausgaben,

lebt aber fort im Irrthum und in der Unkunde wie bisher, und bald wird eure Lage schlechter seyn als die, in welcher ihr gegenwärtig so endlose Entbehrungen duldet. Seht nach Amerika! ich habe vor wenigen Tagen erst zwei dicke Bücher darüber gelesen; betrachtet den Zustand des ganzen oder des einzelnen Landes. Seht, wie sie bei so ungeheuern Mitteln, um Wohlstand und Glück zu schaffen, jezt in einem Zustande des Bankrotts und der allgemeinen Verwirrung sind. Und doch sind sie im Besitze aller politischen Rechte. — Wäre das Volk in den lezten Jahrhunderten besser erzogen und unterrichtet worden, wie ganz anders müßte der Zustand unserer heutigen Gesellschaft seyn! Statt unendlicher religiöser und politischer Streitigkeiten um eine Macht, mit welcher keine Partei etwas anzufangen weiß, wenn sie dieselbe besizt, wäre die Erde zu einem Paradiese geworden und das Volk wäre voran in Verstand, Sitte, Betragen und im sichern Besitze von unendlicher Wohlfahrt und im Genuß unendlichen Glücks. Was jezt allein von wahrem Werthe für die Millionen ist, das ist eine weise Erziehung. Laßt euch heute die Charte gewähren, ihr Alle solltet mehr Unheil als Heil davon verspüren. Zwiespalt und Feindschaft, Neid und Haß würden euch verderben. Verlangt eine nationale Erziehung und Beschäftigung, und die besten Geister der Nation, die Gebildetsten werden aus allen Classen euch zufallen und unterstützen. Dann könnt ihr euch fähig machen, alle politische Macht nicht nur zu gewinnen, sondern auch zu üben. Aber ihr wollt die Mehrzahl der Gebildetsten und Reichsten zu Feinden, wenn ihr verlangt, wovon ihr keinen heilsamen und weisen Gebrauch zu machen wisset, wenn ihr verlangt, was den Staat nur verderben, die Gesellschaft entzweien kann, wenn ihr verlangt, was euch selber nur vernichten kann, wenn ihr die Charte verlangt."

Welcher Tumult, welcher Jubel, als der Redner, im Schweiße gebadet, vom Tische stieg! Das war ein Geist, der eine kleine Welt und darin große Herzen wohl aus den Angeln zu heben vermag. Wie vernünftig, wie klar, wie überzeugend gesprochen!

„Ueberzeugend? uns überzeugen?" Damit sprang ein junger Mann auf die Bühne, der schon im Aeußern ganz anders signalisirt war. Untersezt, von Kraft strotzend, knochig und sehnig, resolut, rasch, aus Eichenholz geschnizt, keck und herausfordernd, ein prächtiger, fast antiker Kopf. Wie im Hinterhalt hatte er gelauert, bis das Stichwort gefallen war; kaum war das lezte Wort verhallt, so stand er auf dem Tisch. Nicht im schlottrigen Philosophenrock, nicht in der Blässe des Schwärmers, sondern mit der schwellenden Ader des Zorns, mit gerötheten Wangen, funkelnden Augen, den Rock zugeknöpft bis unters Kinn, schußfertig, zum Treffen bereit zog er das Flammenschwert seiner Rede. — „Wie, ihr zählt die schlimmen Doktorsleute auf, und habt euch selber vergessen? Habt ihr nichts von den Socialist-Doctors gehört, die da den Frieden bringen, wo das Schwert nöthig ist, die in die Schule gehen, wo das Volk auf den Kampfplatz eilt? Was wollt ihr mit eurer Schulmeisterei? Vor Schulmeistern fürchten sich nur die Knaben — wir haben stärkere Feinde. — Mit einem Almosen wollen sie uns abspeisen, wo uns Rechte schuldig sind; keine charity will das Volk! nein, nichts von dieser lumpigen charity! was das Volk will, was das Volk braucht, und was es erhalten wird, erhalten muß, das ist kein Geschenk, das ist kein Almosen um Gotteswillen, das ist ein Recht, das unser ist, ein Recht, das man uns schuldig ist, ein Recht, das wir mit uns erobern werden, das ist the charter!"

(Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, November.

(Schluß.)

Theater.

Auf den Vorstadtbühnen herrscht das regste Leben. Das Josephstädter Theater sucht die Bühnen an der Wien und in der Leopoldstadt zu überbieten, und das ist kein geringes Wagniß; denn mit dem thätigen, über reiche Mittel gebietenden Director Karl ist es nicht leicht aufzunehmen; indessen ist Director Pokorny ein ziemlich ebenbürtiger Rival. Dieß zeigt sich zunächst in der Masse von Neuigkeiten, die seit Jahresfrist über die Josephstädter Bühne gegangen. Originalstücke und Uebersezungen, Lokalpossen, Zauber- und Spektakelstücke: eines jagt das andere, geht es mit diesem nicht, so gelingt es mit dem nächsten, und das Publikum strömt herzu, es mag wollen oder nicht. So ist der Erfolg des mehr denn anderthalbhundertmal aufgeführten Zauberschleiers beispiellos, und ich glaube, es fehlte ihm noch lange nicht an Zuspruch, wären nicht die Schauspieler nachgerade des täglichen Einerlei müde. Minder günstig wurde eine von demselben Verfasser herrührende Parodie des Halmschen Sohn der Wildniß, unter dem Titel: „die Tochter der Wildniß," aufgenommen; alle Pracht der Ausstattung vermochte die Hohlheit des Ganzen nicht zu verdecken. Diesen Augenblick machen „die Memoiren des Teufels," von Kupelwieser nach E. Arago und Braimont, volle Häuser. — Auch das berühmte Theater an der Wien, aus dessen Geschichte ich Ihnen gelegentlich Einiges mitzutheilen denke, hat seit einigen Monaten ein kleines Heer neuer Stücke, vom unbedeutenden Lückenbüßer bis zum großartigen Spektakelstücke, gebracht. Bulwers „Nacht und Morgen," von der produktiven Mad. Birch-Pfeifer zu einem effektvollen Schauspiele verarbeitet, hat Glück gemacht. Im Lokalstücke steht der unerschöpfliche Nestroy noch immer unerreicht da. Sein „Einen Jux will er sich machen," „das Mädel aus der Vorstadt," „die verhängnißvolle Faschingsnacht," u. s. w. beherrschen fast ausschließlich das Repertoire, und selbst seine ältern Lokalpossen, wie „Lumpacivagabundus," entwickeln noch immer hinlängliche Zugkraft. Der Versuch eines übrigens begabten jungen Dichters im Lokalstück mißglückte gänzlich; ein Beweis, wie auch in diesem Fache Viele berufen, aber Wenige auserwählt sind.

Eines der neuesten sogenannten Lokalcharaktergemälde heißt: „Hütte, Haus und Palast.“ von Blum einem ältern Stücke Wilhelm Müllers nachgebildet. Es hat wenigstens das Verdienst anständigerer Haltung, als sonst bei Stücken dieser Art der Fall zu seyn pflegt. — Die Leopoldstädter Bühne, sonst ausschließlich der Tummelplatz der Lokalmuse und der Pantomime, ja für diese beiden einst ein klassischer Boden und besonders seit Raimund in sehr gutem Andenken, ist nunmehr ein wahres Theater des Variétés geworden. Sogar das romantische Drama hat sich auf seinen Brettern eingefunden, ein allerdings sehr seltsamer Wechsel der Dinge. Halms „Griseldis“ und „König und Bauer“ sind in der leztern Zeit dort aufgeführt worden. Da die Schauspielergesellschaft dieser Bühne einige ausgezeichnete Mitglieder zählt, so fällt die Darstellung solcher Stücke immerhin gut aus; indessen sieht doch Mancher in der Verpflanzung der lezteren auf einen Boden wie dieser eine Art von Profanation.

Paris, November.

(Schluß.)

Die medizinische Fakultät. — Magnetismus.

An der großen Oper hat ein deutscher Tonkünstler, Dietsch, seinen ersten Versuch gewagt, und er ist ihm geglückt. Nicht Scribe, welcher eben damit umgeht, eine neue Aubersche Operette auf eine andere Bühne zu bringen, sondern Paul Foucher hat den Text der großen Oper le Vaisseau fantôme nach der alten Sage vom verwünschten Schiffe oder fliegenden Holländer geliefert. Man ist so sehr an Scribe's heitere Darstellung der ernsthaftesten Vorwürfe gewöhnt, daß man es P. Foucher als Fehler anrechnet, daß er die Sage viel zu ernsthaft genommen und ein recht trauriges Stück geliefert hat. Die Aufführung dieser neuen Oper ist die wichtigste Theaterbegebenheit der lezten vierzehn Tage, die übrigen kann ich als unbedeutend übergehen. — Die öffentlichen Lehranstalten sind jezt nach den Ferien alle wieder eröffnet; nur einige Nachzügler unter den Herrn Professoren lassen noch auf sich warten, wenn sie anders nicht entschlossen sind, gar nicht den Katheder zu besteigen und sich von Andern ersetzen zu lassen, wie so viele berühmte Männer thun, welche ganz andere Geschäfte haben, als Wissenschaft vorzutragen. Wo sollten Guizot, der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Villemain, der Minister des öffentlichen Unterrichts, u. A. die Zeit hernehmen, um ihr altes Lehramt wieder zu versehen? Und wer einmal Minister gewesen ist, scheint alle Lust zum Lehren verloren zu haben; deßhalb tritt auch Cousin nicht mehr auf. An der juridischen und medizinischen Fakultät sind übrigens die Professoren doch gewissenhafter; hier sieht man nur wenige Suppleanten. Orfila ist als Lehrer noch eben so thätig, als ob er gar nicht so berühmt und nicht Dekan der Fakultät wäre; eben so die in Paris sehr gesuchten Aerzte und Wundärzte Andral, Roux, Velpeau u. A., welche alle eine so ausgebreitete Praxis haben, daß ihr Professorgehalt dagegen eine Kleinigkeit ist; sie machen sich aber eine Ehre daraus, an der Spize des ärztlichen Unterrichts zu stehen. Die medizinische Fakultät hat ihre Vorträge mit einer öffentlichen Versammlung begonnen, in welcher außer dem Dekan ein Dr. Trousseau eine Rede hielt, welche aus dem gewöhnlichen Geleise trat, indem sich der Redner die Aufgabe gestellt hatte, seine Zuhörer, denen man sonst nicht viel Stoff zum Lachen gibt, ein klein wenig zu erheitern. Er ging nämlich die Uebertreibungen durch, zu welchen manche Heilmethoden geführt haben, spottete über die Homöopathie und schonte sogar seinen Dekan nicht, indem er von den Aerzten sprach welche die Medizin in's chemische Laboratorium versetzen. Wenigstens meinten manche Zuhörer, dieser Seitenhieb gelte Orfila. Auch der Magnetismus, wenigstens in seiner Anwendung auf die Heilkunde, wurde unter den Modethorheiten aufgeführt; jedoch glaube ich nicht, daß ihn Trousseaus Späße niederschlagen werden. Es erscheint so eben die Anzeige einer Revue magnétique, Journal des cures et des faits magnétiques et somnambuliques, welche ein Dr. Aubin Gauthier herausgeben will, nachdem mehrere Zeitschriften dieser Art, Annales du magnétisme, Bibliothèque du magnétisme, Hermes u. s. w., sanft eingeschlafen sind. Der künftige Herausgeber, welcher bereits rüstig für den Magnetismus gekämpft hat, namentlich in einer „Geschichte des Somnambulismus bei allen Völkern,“ dann in einer unter der Presse befindlichen „Theorie des Somnambulismus,“ behauptet, der Magnetismus sey noch sehr wach und rege, und es sey an der Zeit, die Erscheinungen desselben in Frankreich nachdrücklich zu besprechen. Da Dr. Aubin Gauthier aber aus Erfahrung die Lauheit des Publikums und seine Abneigung kennt, sich mit Dingen abzugeben, welche schon so lang verspottet werden, so will er nicht eher seine Revue magnétique beginnen, als bis er 50.000 Fr. beisammen hat; denn, sagt er, eine Zeitschrift ist kostspielig; es gehören dazu Korrespondenten, Redaktoren und eine vollständige Expedition; man muß Bücher kommen lassen, besonders aus Deutschland, welches an Schriften über den Magnetismus einen großen Vorrath besizt. Um nun die 50,000 Fr. zu bekommen, kündigt er an, daß seine Revue magnétique erst dann beginnen solle, wenn sich 500 Abonnenten gemeldet haben, oder 250 Aktionärs zu 250 Fr. per Kopf. Finden sich diese nicht, so wird auch aus der Revue nichts. Wer sollte dies aber fürchten? Hatte doch Mesmer schon i. J. 1785 500 Aerzte bekehrt, worunter 21 Mitglieder der medizinischen Fakultät, und vielleicht hätte er die ganze Fakultät bekehrt, wenn nicht diese die Ausübung des Magnetismus verboten hätte. Es hat ihr aber nichts geholfen; in Deutschland, Rußland, Preußen und Schweden, sagt Dr. Aubin Gauthier, bestehen seit 50 Jahren Lehrstühle des Magnetismus und sind mit den angesehensten Aerzten besezt. Unzählige Kuren sind seit 60 Jahren gemacht worden. Ein Herr Miolle führt deren 600 in einem neuen Werke über diese Materie an; auch nimmt das Ansehen des Magnetismus beständig zu; vergebens werden die guten Wirkungen desselben von einigen Dissidenten in der k. Akademie der Medizin geläugnet; sie sind klar wie das Tageslicht, und Aubin Gauthier selbst trägt dazu bei, sie in einer unter seiner Leitung stehenden Anstalt zu bestätigen, wo die Kranken theils magnetisch, theils auf die gewöhnliche Art behandelt und hoffentlich geheilt werden. Die Heilmittel können von den Kranken selbst im somnambülen Zustand angegeben werden, und wenn der Oberarzt der Anstalt sie genehmigt, so werden sie verordnet. Man zahlt monatlich für die Pflege in der Anstalt 150 Fr. Ein Notabene der Ankündigung sezt alle Medikamente auf Rechnung der Kranken. Haben sie selbst die Medikamente angegeben und sind dieselben thener, so können sie wahrlich dem Dr. Aubin Gauthier keine Vorwürfe machen. Noch muß ich bemerken, daß dieser magnetische Doktor seine Geschichte des Somnambulismus mit einem Schreiben an S. H. den Papst Gregor XVI. beschließt. Es ist Schade, daß wir nicht erfahren, ob und was der Papst ihm geantwortet hat. Dg.

Beilage: Literaturblatt Nr. 124.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 295.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Sonnabend, den 10. December 1842.

— For your ſuffering you may as well
Strike at the heaven with your ſtaves, as liſt them
Againſt the Roman ſtate, whoſe courſe will on
The way it takes, cracking ten thouſand curbs
Of more ſtrong link aſunder, that can ever
Appear in your impediment.

Shakespeare.

Aus England.

(Fortſetzung.)

So donnerte ein Chartiſtengeiſt. Der Sturm des Beifalls und der Oppoſition war ungeheuer. Ein dämoniſcher Sinn lag in Ausdruck, Ton und Bewegung. Lange, faſt länger als die frühern ſprach er, und mit welcher Stimme! Unvergeßlich bleibt mir, wie er das Wort charity mit unendlichem Hohn und Stolz den Herren vor die Füße geworfen. Ich ſeh' ihn vor mir, wie er halb unbewußt einen Knopf nach dem andern löste, bis die ganze breite Bruſt offen und frei war und er ſo aufgeknöpft das freie Organ dem freien Kopfe ganz und gar zu Dienſt und Sieg, zu allen Blitzen und Donnern übergeben konnte. — Wer es nicht mit angeſehen, angehört hat, begreift nicht, was für ein verwegener, rückhaltsloſer, wort- und gedankenreicher Geiſt in einem ſolchen Chartiſtenburſchen brauſt. Das iſt ein Heer, nicht von Fallſtaff, aber vom Satan ſelber geworben. Das ſind Menſchen, keck, rüſtig, entſchloſſen zur That, vor welchen, wenn's einmal gezündet und einen allgemeinen Brand ermöglicht hat, ſelbſt die Pforten der Hölle nicht ſtark genug ſeyn könnten.

Der Handſchuh, den der Chartiſt hingeworfen, blieb nicht lange liegen. Lemming ſelbſt hob ihn auf, berichtigend, beſchwichtigend, ablenkend, vernünftigend. Der Beifall war ihm ſicher. Noch manch Anderer trat auf, für und wider. Auch ein Frack erſchien, auch etwas Advokatiſches ſtellte ſich auf's Brett. Alle wurden gehört, belobt, belacht, beziſcht, wie es kam. Nur ein einziger junger Menſch, der nicht Chartiſt, nicht Teufel, und dennoch auch nicht Engel des Friedens, des rationalen, ſocialen nämlich, ſeyn wollte, konnte nicht zum Wort kommen; man tobte, ſchrie, ziſchte, mochte der chairman mit dem hölzernen Hammer, der ſein Scepter und ſeine Glocke iſt, ihn auch noch ſo tapfer vertheidigen; klopfte er auf den Tiſch, ſo ſtampfte das liebe Volk tauſendfach ſtärker auf Boden und Bank, bis der Held vom Throne ſtieg. Als er die Stille benützen und ſchnell wieder hinaufſchlüpfen wollte, da begann der Tumult auf's Neue und ſtärker, daß mir Hören und Sehen, am Ende auch dem armen Candidaten das Sprechen verging und dieſer endlich, philoſophiſch über ſein Märtyrthum lächelnd, definitiv den Rückzug ergriff und ſich beſcheiden in die Ecke verlor.

Zuletzt ging es auf die Reſolutionen los. Sie waren zum Voraus abgefaßt. Alles in der Form. Eine nach der andern, und jede von einem beſondern Mitgliede des Comité mußte erſt deutlich vorgeleſen, dann von

Einem aus jenem oder aus der Versammlung pathetisch unterstützt, beziehungsweise in einer schlechten oder guten Rede vertheidigt und empfohlen werden; dann stimmte das souveräne Volk darüber ab, und so ward die Resolution flügge. Den andern Tag flog sie auf hunderttausenden von Blättern und Zeitungen durch die Handwerker- und Chartistenvereine von Großbritannien und Irland. Es war zehn Uhr, als der chairman sich erhob und unter donnernden Hurrahs sammt dem Comité sich zum Saal hinaus drängte. Ich folgte unter den lezten.

Ein eigenthümliches, großartiges Schauspiel — Komödie, hätt' ich fast gesagt. Trotz allem Ernst und aller Andacht und Bewunderung, konnt' ich mich einer ironischen Stimmung nicht erwehren. Ich, der gehorsame deutsche Unterthan, mitten unter diesem losen Volk, das, statt, wie wir soliden Leute, auf der durch königliche Oberlandesbaudirektion so anstoßlos geebneten Straße gesitteterweise auf beiden Füßen dahinzuwallen, auf eigenem Kopfe stehen und seine eigenen Straßen ziehen will. Immer war mir's, als müßt' ich einen dreieckigen Hut nebst Schnurrbart und Degen sehen, der uns Allen zusammen ein Nachtquartier gäbe. Weil er nicht kam, der mir doch sonst so gewisse, sichere, treue Bürge des Friedens und der Ordnung, nahm ich mehr als einmal das Ganze als leeren, neckischen Spuck eines gesetzwidrigen Traums.

Ironisch stimmte mich aber auch das, daß mir all dieser viele Lärm doch um Nichts gemacht vorkam. Wohl hatte der alte gute Owensche Rationalismus hier Saft, Blut, Leben und Geist bekommen, wohl ward aus der altklugen und altersschwachen Allgemeinheit hier die frische, sprudelnde Einzelnheit, die nebelblaue Vernunft wurde junge, lodernde Wangenröthe. Aber all diese prächtigen Reden — wo ist in acht Tagen eine Spur davon? Der Staat hört nicht darauf, die Regierung hört nicht darauf, die Mittelclassen, die Arbeiterclassen, die Chartisten hören nicht darauf. Alles ist eitel, spricht der weise Salomo, eitel der ganze Gedanke, der heute so manches Gehirn erhizt, so manche Brust befeuert hat. Wie will der Mensch gedeihen, wo die Bestie haust, wie will die Vernunft herrschen, wo der Verstand tyrannisirt, wie will das Neue eintreten, wenn das Alte noch nicht fertig ist?

Dieser gute Robert Owen, wie beifällig schlug's an sein Ohr, man konnt' es wohl sehen, wenn seine Kämpen und Degen drein hieben in die „brutalen, egoistischen, seelenverderbenden, körpervernichtenden, die Menschheit schändenden, die Gottheit verleugnenden" Interessen; wie befriedigt mochte er fortgehen — und doch ist sicher in vielen Jahren noch Alles, Alles beim Alten!

(Fortsezung folgt.)

Aus den Papieren eines alten Herrn.

(Fortsezung.)

„Der junge Herr empfahl sich wieder, und als wir allein waren, hielten wir eine flüsternde, ja gewiß sehr leise Berathung mit einander. „Wir sind verloren!" sagte Madame Dupont. „Er weiß nun unser Geheimniß; wir sind in seiner Hand, und er ist keck und unverschämt genug, dieß zu nützen." — „So wollen wir reisen." — „Ja, aber wird er uns nicht nachreisen? Wir haben einmal seine Aufmerksamkeit auf uns gezogen."

Und so war es auch. In den Straßen von Calais war der Erste, der uns begegnete, unser junger, kecker Offizier; er wohnte wieder in demselben Gasthof. Ich ließ gegen ihn meiner natürlichen Laune nicht den Lauf, denn die Klugheit sagte mir, daß ich ihn schonen müsse. Eines Abends saß ich mit Madame Dupont in einem öffentlichen Garten. Ich aß Eis und mit einem Büchelchen in der Hand hatte ich mich bequem hingelehnt, die Füße auf einen Strohstuhl gestüzt. Allmählig wurde ich aufmerksam auf ein Gespräch, das in geringer Entfernung von einigen jungen Herrn an einem Tische geführt wurde. „Sie ist eben so wenig die Wittwe eines Carlisten, als ich es bin!" rief eine Stimme. — „Löwenstein ist mit ihr bekannt, er muß wissen, wer sie eigentlich ist," bemerkte ein Anderer. — „Was kümmert mich, wer sie ist? hübsch ist sie," sagte ein Dritter. „Wie sie in ihrem Stuhle lehnt und Bisquit kaut! Unnachahmlich!" Einer dieser Herrn näherte sich unserm Tische, und wie von Ungefähr legte er seinen Hut auf den Stuhl, auf dem meine Füße lagen. Ich gab dem Hut einen kleinen Stoß und er flog vom Stuhl herab. „Teufel!" rief der Unverschämte und nahm den Hut auf. Ich las ungestört weiter mit jener kalten Miene vollkommener Gleichgültigkeit, wie ich sie in meinem Salon anzunehmen pflegte. „Sie spielt die grande dame vortrefflich," rief Einer am Tische. „Man sollte schwören, sie wäre nie etwas anderes gewesen; aber eine Memme ist, wer sich so leicht aus dem Felde schlagen läßt."

Mir wurde jezt sehr unbehaglich. Wäre ich gegangen, sie wären mir gefolgt; Madame Dupont hatte nichts als ihr: „ah, le monstre!" half das nichts, so wußte sie weiter kein Mittel. Da sah ich den Grafen, sprang schnell auf und sagte in gebietendem Tone, der keinen Widerspruch zuließ: „Ihren Arm, Herr Graf!" — „Sehr gern, Madame," erwiderte er und wir gingen am Tische der Herrn vorbei, ohne daß ein Wort, ein Lachen hörbar wurde. Aber mir war alle Munterkeit, aller Scherz vergangen. „Es ist nothwendig, mein Herr," sagte ich mit kaltem Ernste zu meinem Begleiter, „daß ich Ihnen,

da ich Ihren Schutz in Anspruch genommen habe, zeige, daß ich ein Recht habe, ihn zu fordern. Erfahren Sie meine wahren Verhältnisse, meinen wahren Namen." — „Mein Engel," sagte er, „dieß ist gar nicht nöthig; ich begnüge mich zu wissen —" — „Hören Sie mich an!" rief ich im bestimmtesten Tone, und er hörte, ohne mich weiter zu unterbrechen, was ich ihm mittheilte. Ich sah, wie bei jedem weitern Worte seine Zweifel schwanden, und beim Schluß meiner Erzählung war seine Haltung ehrerbietig, seine Sprache voll Rücksicht und Anstand geworden. Je mehr er seine heitere Laune verlor, desto mehr gewann ich sie wieder. — „Was theilen Sie mir da mit, Gräfin!" sagte er mit düsterer Miene; „wie soll ich mich bei diesem Allem verhalten? Ich achte meinen Vetter, ich ehre meine Familie, ein Unglück, das sie betrifft, verwundet auch mich; ich kann es nicht ertragen, eine Aufsehen erregende Geschichte mit dem Namen Löwenstein eng verbunden zu sehen. Um's Himmelswillen! konnten Sie kein anderes Mittel wählen? Mußten Sie gerade fliehen? Bedenken Sie, was Alles Ihnen zustoßen konnte!"

„Er fuhr noch lange in diesem Tone fort, und die Wärme, mit der er mich tadelte, gefiel mir. Er war außer sich, statt daß ich es hätte seyn sollen, er rang die Hände und wurde roth vor Kummer und Verdruß wie ein junges Mädchen aus der Pension. Ich mußte ihn trösten. „Lieber Graf," sagte ich, „Sie können sich denken, daß ich weder Sie noch Ihre Familie compromittiren werde. Es liegt mir nur daran, Zeit zu gewinnen und zu erkunden, wie dieser Schritt, den ich habe thun müssen, von den Meinigen aufgenommen worden ist. Dieß zu erfahren, dazu können Sie mir helfen." — Ich bat ihn nun, meine Eltern und meinen Mann aufzusuchen und ihnen meine Entschlüsse mitzutheilen; aber ich forderte ihm zugleich sein Ehrenwort ab, meinen Aufenthaltsort nicht zu verrathen. Er gab es, warf sich zugleich zu meinen Füßen und beschwor mich, in seiner Abwesenheit so vorsichtig und so zurückgezogen wie möglich zu leben. „Ich zittere," rief er, „beim Gedanken, daß Jemand Sie beleidigte und mein Degen fehlte, ihn zur Ruhe zu weisen."

„Als er fort war, bezog ich ein Landhaus in der Nähe der Stadt und lebte in größter Stille. Noch früher, als ich erwartet, kam Leo's erster Brief. Er meldete mir, daß er zuerst mit meinem Manne zusammengetroffen, den er auf der Reise nach Wien gefunden. Amadé war erfreut gewesen, Nachrichten von mir zu erhalten, und das Erste, was er gefragt, sey gewesen, ob ich mich nicht in Geldverlegenheit befinde. Er hatte, wie es scheint, meine Flucht als eine Kinderposse angesehen. Von dieser Manier, die Sache zu behandeln, verblüfft, hatte Leo von der Scheidung nichts gesagt. Ich antwortete ihm und beschwor ihn, ernstlich mit meinem Manne zu sprechen und vor allen Dingen meine Eltern aufzusuchen. Der zweite Brief Leo's war entscheidend. Mein Vater war furchtbar entrüstet gewesen, mein armer Botschafter hatte den schwierigsten Stand von der Welt gehabt, mir sein Wort zu halten und meinen Aufenthalt nicht zu verrathen. Meine Angelegenheiten standen sehr schlimm. Ein dritter, gleich darauf folgender Brief Leo's gab mir den Rath, so eilig wie möglich die Flucht zu ergreifen, wenn ich nicht in Gefangenschaft gerathen wolle; mein Vater sey meinem Zufluchtsort auf der Spur. Wiederum in Nacht und Nebel entfloh ich, und nicht nach England, weil ich fürchtete, auch dieser Plan sey entdeckt, sondern hieher, in eine Gegend, wo meine Familie, wie ich weiß, nie hingekommen ist, wo ich keine Verwandte, keine Freunde anzutreffen fürchten mußte, wo ich gänzlich unbekannt bin. Auf der Reise, in einem Städtchen an der Grenze, erkrankte meine gute Dupont, und ich mußte sie zurücklassen."

„Und Sie erhielten weiter keine Nachrichten von den Ihrigen?" fragte der Baron. — „Keine auf direktem Wege," entgegnete Auguste, indem sie sich erschöpft in die Polster zurückwarf. Dem Einzigen, der mir etwas mittheilen konnte, habe ich selbst Stillschweigen auferlegt." — „Dem Grafen Leo?" — Auguste nickte bejahend. — „Das war höchst weise," fuhr der Baron fort. „Diese Leidenschaft, wenn Sie sich ihr hingäben, wäre Ihr Unglück. Sie dürfen den jungen Tollkopf nie wiedersehen. Ich übernehme es, Sie vor ihm zu schützen." — „Sie wollten, theurer Freund?" — „Wir müssen diesen Ort verlassen. Wir müssen reisen." — „Wir?" fragte die junge Dame verwundert. — „Ich begleite Sie; es ist abgemacht. Ich will Ihr Schutz, Ihr Schirm seyn; ja noch mehr, ich will nicht eher ruhen und rasten, bis ich Sie mit Ihrem Gemahl wieder ausgesöhnt habe."

Als der Baron in seiner Wohnung angelangt war, sagte er mit einem schweren Seufzer zu sich selbst: „Mann der Bücher, womit befassest du dich? In welche Dinge läßt du dich ein? Welche Gefahren suchst du muthwillig auf! Du, vor wenigen Tagen noch der friedfertigste Mensch, sitzest jezt mitten in einer Intrigue. Sucht man auf so dornenvollen Pfaden Romanstoffe? Viel bequemer wäre es gewesen, du hättest irgend ein Phantasiegeschöpf ergriffen, ein Wesen, das keinen beleidigten Vater, keinen rohen, erbitterten Gatten hat. Du bist Autor, allerdings, aber nebenbei auch Ritter und Beschützer von Frauen und Jungfrauen; also frisch in's Ungemach hinein!"

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, November.

Die ständischen Ausschüsse.

Die heißblütigen Erwartungen, welche mehr die ausländischen Blätter als unsere eigenen über den Zusammentritt der ständischen Ausschüsse hegten, haben sich aufgelöst, worüber hierorts unter den Unterrichteten von Anbeginn wenig Zweifel waren. Vielleicht daß man noch auf ein Impromptu gehofft, wodurch der König aus seiner gemüthvollen schöpferischen Kraft der gebrechlichen Form eine neue Lebensader einhauchen würde. Die Gelegenheit hat sich nicht dazu gefunden. So kann man sagen, es ist eher weniger geschehen, als man mit den mäßigsten Hoffnungen voraussah. Was ihnen vorgelegt worden, haben die Stände mit dem besonnenen Sinne erwogen, der sich bei den Auserwählten einer gebildeten und friedliebenden Nation von selbst versteht, und das Resultat, über das vorher eben so wenig ein Zweifel seyn konnte, stimmt im Ganzen mit den Wünschen und Ansichten der Nation überein. Die Grenzen bei den Debatten waren so eng gezogen und wurden so scharf überwacht, daß eine freimüthige Abschweifung auch da sich nicht wohl machen ließ. So wenig als Anträge konnten sich Wünsche geltend machen, da alle, welche über die Haarschärfe der drei Fragen hinausgingen, von vorn herein für illegal und nicht existirend erklärt wurden. Das Publikum erkennt die würdige Fassung der durch die Zeitungen mitgetheilten Verhandlungen an, desgleichen, daß man über eine Berathung nicht viel Zeit verloren hat, deren Resultat auch ohne sie unzweifelhaft war, und endlich, daß dieses letztere von humanen Fortschritten in unserer höhern Verwaltung Zeugniß ablegt. Das Ueberrieselungsgesetz ist ein so spezielles, so auf die verschiedenen Oertlichkeiten begründet, daß man nicht wohl begreift, warum man es vor die allgemeinen Ausschüsse gezogen, da dieß gerade ein Gegenstand für die Provinziallandstände gewesen wäre. Der Salzsteuererlaß ist allerdings von mehreren Provinziallandtagen angeregt worden; die Regierung hat hierin auf die Wünsche derselben gehört. Der Stimmen werden aber immer mehr, welche behaupten, daß diese zwei Millionen bei weitem angemessener zu verwenden gewesen wären, daß der wahre Vortheil den großen Gutsbesitzern und Schafzüchtern, nicht den Armen zufalle. Der große Eisenbahnentwurf ist mit einer Opposition durchgegangen, deren einer Theil einen politisch liberalen Hinterhalt hat. Man hat dagegen laviren müssen, indem man einerseits erklärte, der Staat übernehme keine neue Schuld, sondern nur eine Bürgschaft, andererseits die Geringfügigkeit der Gefahr hervorhob, indem die mögliche Differenz durch erhöhte Steuereinnahmen und schlimmsten Falls durch Rücknahme des Steuererlasses gedeckt werde. Wir glauben an beide Eventualitäten wohl so wenig als die Opposition. Schlimm aber blieb, daß eine Regierung sich in die Lage versetzt, auf diese Weise eine an sich wohlthätige, liberale Maßregel vertheidigen zu müssen, eine Weise, die vor einem strengen Staatsgerichte nicht zu Recht bestände. Wenn der Monarch erklärt hätte, kraft seiner Machtvollkommenheit ein Eisenbahnnetz durch den preußischen Staat bauen, oder den Privatbauvereinen die Zinsen garantiren zu wollen, wie hätte sich da vernünftigerweise eine Opposition dagegen aufthun sollen? Niemand hätte nach einer Berechtigung gefragt. Gewiß im edelsten liberalen Sinne erkannte man aber die nicht ausgesprochenen, aber faktisch längst existirenden, längst beachteten Rechte des Nationalwillens. Man wollte ihn dazuziehen und blieb auf halbem Wege stehen. Unberechtigte Vertreter nichtvertretender Corporationen wurden um ihr Gutachten gefragt. Gesetzt, diese begutachtenden Stimmen wären nicht so eingepreßt worden, und die ängstlich vorausbestimmten Schranken, die hundert Klauseln und Protestationen im voraus gegen mögliche Evolutionen wären unterblieben, was wäre denn dieß Gutachten der Ausschüsse der Nation gegenüber, wenn die Nation ganz andern Sinnes wäre als dieselben? Es ist nicht so; nicht etwa weil wir Preußen diese Vertreter mittelalterlicher Corporationen für unsere Vertreter anerkennen, sondern weil die allgemeine Bildung auch diese Corporationsvertreter, unabhängig von ihrer sächlichen und persönlichen Stellung, so durchdrungen hat, daß sie nichts Unvernünftiges billigen könnten. Aber dasselbe Resultat wäre erzielt worden, wenn die Regierung auf gutes Glück durch das Loos aus den gebildeten Ständen der Provinzen sich Privatpersonen gezogen hätte. Warum nun ein so unbequemer, weitläufiger, kostspieliger Weg, da es sich so kurz, bequem, ja sogar ohne alle Kosten hätte abthun lassen, wenn man einige unserer tüchtigen Beamten aus den verschiedenen Provinzen in ein Zimmer gesetzt und ohne Landtagsmarschälle, Diners, Reden, Regierungskommissäre und Protokolle die Sache hätte besprechen lassen? — Warum? um den englischen und französischen Zeitungsschreibern Stoff zu geben, von Erwartungen zu sprechen, die zu erfüllen nie in der Absicht lag? Ich sage, den fremden Zeitungsschreibern, denn bei uns hat wohl Niemand daran geglaubt, daß aus dieser Convocation etwas mehr, oder gar ein Etwas entstehen könne, was unsere Verfassung modificire. Es ist der entschiedene Wille da, im streng monarchischen Sinne den Weg nach vorwärts zu wandeln. Die große Mehrzahl der Altpreußen hat nichts dagegen, wo sie von dem aufrichtigen und guten Willen des Königs überzeugt ist. Wage das, wer sich zutraut, es noch zu vollbringen. Aber diesen mittelalterlichen Staatsaktionen ist die Nation entwachsen. Sie blenden Niemand, sie bewegen Niemand, sie täuschen Niemand, aber sie hindern. Alle Unterrichtete sind nur Einer Meinung, daß der neue Eisenbahnentwurf von einer Kommission Sachverständiger vollständiger und umfassender wäre erwogen worden, als es Seitens der Ausschußstände der Fall war. Das ersprießliche Gesetz wird noch viele Stadien durchzumachen haben, ehe es in Wirksamkeit tritt. Was ich Ihnen hier schreibe, ist wohl die allgemeine Stimme in den Provinzen; nur daß diejenigen, welche das Heil des preußischen Staates in Reichsständen erblicken, vielleicht noch schärfer darüber urtheilen, insofern sie wirklich dem Gedanken Raum geben, daß die Ausschüsse der erste Schritt zu solchen werden könnten. Die Märker im Allgemeinen sind gleichgültiger. Sie hatten nicht das Heil von einer Constitution erwartet, aber die Zeit ist so weit vorgeschritten, die Lehren der Geschichte haben so zum Menschen gesprochen, daß sie sich auch darein finden und nicht mehr den Untergang der alten Monarchie in einer wirklichen konstitutionellen Beigabe finden würden. Unsere Restaurateurs, Kaffetiers und Theaterdirektoren sind im Grunde die einzigen, welche unbedingt den Landständen und ihren Ausschüssen ihre Beistimmung geben; sie sind die einzigen, welche einen reellen Vortheil davon gezogen haben.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 37.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenz-Blatt. Nro. 37.

Sonnabend, 10. December 1842.

[537]

Neue elegante Taschen-Ausgaben.

In Unterzeichnetem sind so eben von nachstehenden Werken neue Ausgaben in Taschenformat und ganz elegantem Einband mit Goldschnitt erschienen, auch durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gedichte

von

Ferdinand Freiligrath.

Englischer Einband mit goldenem Schnitt und einem Stahlstich.

Preis 4 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr. 16 Gr.

Gedichte

von

Fr. Hölderlin.

Englischer Einband mit goldenem Schnitt und des Dichters Portrait.

Preis 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 16 Gr.

Schiller's Wallenstein.

2 Theile in einem Band.

Englischer Einband mit goldenem Schnitt nebst zwei Stahlstichen.

Preis 3 fl. 12 kr. oder 2 Rthlr.

Diese ausgezeichnet hübschen Bändchen reihen sich an die in gleichem Format und in ganz gleicher Ausstattung bereits erschienenen Editionen von

Goethe's Gedichten.

2 Theile.

Preis 5 fl. 24 kr. oder 3 Rthlr. 8 Gr.

Schiller's Gedichten.

2 Theile.

Preis 3 fl. 12 kr. oder 2 Rthlr.

Lenau's Gedichten

(ältere und neueste.)

2 Theile.

Preis 6 fl. oder 3 Rthlr. 12 Gr.

Goethe's Hermann und Dorothea.

Preis 1 fl. 24 kr. oder 21 Gr.

Goethe's Faust.

Preis 4 fl. 48 kr. oder 2 Rthlr. 20 Gr.

Schiller's Wilhelm Tell.

Preis 1 fl. 36 kr. oder 1 Rthlr.

Stuttgart und Tübingen, Dec. 1842.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[534] In meinem Verlage ist nun vollständig erschienen:

Sölti, Dr., Professor in München. **Der Religionskrieg in Deutschland.** 3 Theile. gr. 12. geh. 6 Thlr.

Der erste und zweite Theil führt auch den Titel: **Elisabeth Stuart**, Gemahlin Friedrichs V. von der Pfalz; der dritte Theil enthält unter dem Titel: **Denkwürdigkeiten aus den Zeiten des Religionskrieges in Deutschland**, eine Auswahl der wichtigsten Urkunden, Briefe und Berichte, aus denen der Verfasser schöpfte.

Hamburg, im Nov. 1842.

Johann August Meißner.

---

[538] In Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Ackerverfassung, die Zwergwirthschaft und die Auswanderung

von

Dr. Friedrich List.

Mit einer Karte über die Güter-Arrondirungen in den Gemeinden des Illerkreises im Königreich Bayern.

8. Velinp. broch. Preis 36 kr. oder 9 Gr.

Stuttgart und Tübingen, Dec. 1842.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[512] In der **Enslin**'schen Buchhandlung (**Ferd. Müller**) in **Berlin** ist erschienen:

Edler, Deutsche Versbaulehre. Ein rhythmisch-metrisches Handbuch für Lehrer und zum Selbstunterricht. Gr. 8. 1842. 2⅙ Thlr.

---

[396] In der **Jos. Lindauer**'schen Buchhandlung in **München** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Das Nibelungenlied.

Aus dem Altdeutschen Originale übersetzt

von

Joseph von Hinsberg.

5te, unveränderte Auflage. Mit sechs Umrissen. gr. 8. Auf feinem Maschinvelin gedruckt und sauber cartonnirt.

Preis 1 fl. 21 kr. — 1 fl. 8 kr. C.-M. — 22½ Sgr.

Der Werth dieser neuhochdeutschen Uebersetzung unsers ältesten und großartigsten Nationalepos hat sich dadurch wohl am besten bewährt, daß dasselbe, ungeachtet vieler andern Ausgaben, nun schon zum 5ten Male neu gedruckt werden mußte. Die Verlagshandlung ist bemüht gewesen, dieser neuen Auflage eine besonders gute, solchen Werkes würdige, äußere Ausstattung zu geben und hat zum Zweck der allgemeinsten Verbreitung dieses ächten deutschen Volksbuches obigen so äußerst billigen Preis gestellt.

Durch das elegante Aeußere empfiehlt das Buch sich noch ganz besonders als sehr geschmackvolles Weihnachts- und Festgeschenk.

Als Weihnachtsgeschenke

empfiehlt die *Jos. Lindauer*'sche Buchhandlung in München die beliebten neuesten Bilderbücher vom Grafen *F. v. Pozzi*, unter dem Titel:

Spruchbüchlein

mit

Bildern.

Den Kindern gewidmet.

Enthaltend 32 ansprechende Bildchen mit sinnigen Sprüchen. Mit color. Titel und in elegantem Umschlag geb. Preis 45 kr. — 40 kr. C.-M. — 12½ Sgr.

Legende vom Sanct Hubertus.

Und:

Das Märlein

von

Schneeweisschen und Rosenroth.

Mit Bildern. Sauber gebunden.

Preis 45 kr. — 40 kr. C.-M. — 12½ Sgr.

Vorräthig in allen Buchhandlungen.

---

[593] In Unterzeichnetem ist erschienen:

Correspondenzblatt

des

königl. württemb. landwirthschaftl. Vereins.

Neue Folge. Band XXII. Jahrgang 1842.

Zweiter Band. Zweites Heft.

Mit einer Steintafel.

gr. 8. Preis des Jahrgangs von 6 Heften 3 fl. od. 2 Rthlr.

Inhalt:

I. Aufsätze und Abhandlungen. 1) Ueber Steinkohlenfeuerungen. 2) Anweisung zum richtigen Eintrag und Berechnung der meteorologischen Beobachtungen.

II. Mittheilungen der Centralstelle aus ihrem unmittelbaren Wirkungskreise. 1) Auszüge aus den Protokollen der Centralstelle. a) Rechenschaftsbericht von den Jahren 1837—39 von dem land- und forstwirthschaftlichen Institut zu Hohenheim. b) Hohenheim. Verzeichniß der Vorlesungen bei der königl. württ. land- und

forstwirthschaftlichen Lehranstalt für das Winterhalbjahr 1842—43. c) Patententheilungen. d) Beitrag zur Bibliothek.

III. **Beiträge zur Vaterlandskunde.** 1) Beiträge zur Kenntniß der Landwirthschaft auf der rauhen Alp, zunächst im Oberamtsbezirk Münsingen. 2) Das landwirthschaftliche Fest zu Canstatt.

IV. **Auszüge und Notizen.** 1) Ueber den Säuregehalt verschiedener Weine. 2) Klee von Buchara. 3) Ueber das chinesische Nesseltuch.

V. **Literatur.** 1) Der Milzbrand, eine unter dem Rindvieh, den Pferden und den Schweinen häufig herrschende Seuche und deren sicherstes Heilmittel, von Dr. G. A. Weber, großh. hess. Hofrathe, Leibarzt Sr. Durchlaucht des Fürsten von Solms-Lich und Hohensolms. 2) Gespräch zwischen einem Ortsgeistlichen und einem Bauern über die Wiesendüngung. Dem achtbaren Bauernstande gewidmet

Meteorol. Tabellen aus Stuttgart 1842.

Stuttgart und Tübingen, Dec. 1842.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[529] Bei C. P. Melzer in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Auswahl französisch-deutscher Gespräche

nebst den für die Conversation erforderlichen Vokabeln.

Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. gr. 8. ½ Thlr.

Von F. E. Feller, Dr. phil.

Lehrer an der öffentl. Handels-Lehranstalt und Lector publ. an der Universität zu Leipzig.

Der Herausgeber dieser zweiten Auflage ist bemüht gewesen, Unpassendes zu entfernen, und manches Zeitgemäße und für den Unterricht Wünschenswerthe aufzunehmen. Diese Gespräche wurden schon bei der ersten Auflage in der Handelsschule, den Heynischen, Handerschen und mehreren andern Instituten eingeführt und hofft der Verleger, daß diese zweite, verbesserte Auflage sich ebenfalls einer günstigen Aufnahme erfreuen wird.

---

[353] In Unterzeichnetem sind erschienen:

Fabeln

und

poetische Erzählungen

von

Gottl. Conr. Pfeffel,

in Auswahl herausgegeben von

H. Hauff,

Redakteur des Morgenblattes.

2 Theile. Taschen-Format, mit Pfeffels Portrait in Stahlstich.

Preis 1 fl. 36 kr. oder 1 Rthlr.

Pfeffel behauptet unter den deutschen Dichtern der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts eine sehr ehrenvolle Stelle. Er genießt eines bedeutenden Rufs, und seine Werke werden überall gelesen und hochgeachtet. Sein Geist ergoß sich vorzugsweise in die Form der Fabel und der derselben durch moralische oder satirische Pointe zunächst stehenden poetischen Erzählung. In diesen Gattungen, denen er auch vorzüglich seinen Ruhm verdankte, spricht sich sein lebendiger, liebenswürdiger Geist bei weitem am eigenthümlichsten aus, und nur auf sie konnte Rücksicht genommen werden, wenn es sich davon handelte, eine Auswahl von Pfeffels Werken zu treffen.

Viele der Pfeffel'schen Fabeln und poetischen Erzählungen sind, nicht selten mit großer Freiheit, immer mit Glück, fremden, namentlich französischen Mustern nachgebildet; wohl noch mehr gehören dem Dichter ganz an. Die Stoffe sind meist den Erfahrungen des täglichen Lebens oder den öffentlichen Ereignissen entnommen; besonders bot ihm die französische Revolution reiche Gelegenheit, sein schönes Talent zu üben und die Wechsel der großen Zeitgeschichte in heitern, launigten Bildern zu parodiren. — Viele seiner Schöpfungen in diesem Fache sind den besten gleichartigen in allen Literaturen an die Seite zu setzen, und werden noch lange Genuß und Nutzen gewähren.

In gegenwärtiger Ausgabe sind fast alle Fabeln und ein großer Theil der poetischen Erzählungen vereinigt. Beigegeben ist aus den prosaischen Werken die Biographie eines Pudels, in der sich Pfeffels munterer Geist so rein ausspricht.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[525] Bei Fr. Volckmar in Leipzig ist folgendes Prachtwerk so eben vollständig erschienen:

Mignet, Geschichte der französischen Revolution,

mit 200 Zeichnungen von **Raffet** und andern berühmten Malern. gr. 8. geb. 5 Thlr.

Großartig und gewaltig wie keine Erscheinung in der Geschichte der Menschheit seit der Stiftung des Christenthums tritt die französische Revolution von 1789 hervor aus dem Jammer der Zeit und begründet eine neue Welt der Ideen. — Unter allen Geschichtswerken, die diesen thatenreichsten Zeitraum schildern, genießt keins, als das von Mignet, das unbestrittene Verdienst, Gedrängtheit und Detail zu vereinigen. Die frischeste und lebensvollste Auffassung der denkwürdigsten Scenen, die Darstellung jener großartigen Momente, in denen das verhöhnte Recht erlag, oder die triumphirende Sünde ihren Lohn fand, endlich die getreueste Abbildung der Porträts sämmtlicher Häuptlinge der Revolution sichern auch in dieser Beziehung unserm Werke einen bleibenden Werth.

Ferner erschien in derselben Handlung:

Reineke der Fuchs,

treu metrisch bearbeitet. 3te verbesserte Auflage. Mit gemalten Kupfern von Prof. Richter in Dresden. 8. Geb. 2 Thlr. schwarz 1½ Thlr.

Personen.

Nobel, der Löwe. Braun, der Bär. Isegrimm, der Wolf. Reineke, der Fuchs. Grimbart, der Dachs. Hinz, der Kater. Märten, der Affe. Bellin, der Bock. Lampe, der Hase. Baldewein, der Esel. Henning, der Hahn. Kratzfuß, die Henne. Lütke, der Kranich. Scharfneip, die Krähe. Marquart, der Heher.

Erstes Kapitel.

Es war just um die Pfingstenzeit,
Die Welt ergrünte weit und breit,
Die Blumen blühten rings empor,
Im Walde klang der Vögel Chor,
Die Flur durchwehte Balsamduft,
Schön war der Tag, und hell die Luft.
Da fiel's dem König Nobel ein,
Es sollt' ein großer Festtag seyn;
Davon ließ er sogleich die Kunde
Verbreiten ringsum in die Runde.
Die Ladung ward gern angenommen;
Bald sah man alle Thiere kommen.
Der Kranich Lütke, Braun der Bär. u. s. w.

Aug. Mahlmann's sämmtliche Schriften.

Ausgabe in 8 Bänden mit Mahlmann's Portrait in Stahlstich.

Preis eines jeden Bandes broch. 8 Gr.

Inhalt 1r 2r Bd. sämmtliche Gedichte.
3r 4r 5r Bd. Mährchen und Erzählungen.
6r 7r Bd. Marionettentheater, dramatische Sachen, Herodes vor Bethlehem.
8r Bd. Vermischte Schriften, Aufsätze, Erzählungen.

Hanchen und die Küchlein von A. G. Eberhard. 9te Auflage mit 10 Stahlstichen von Otto Spekter. 12. in Golddecke geb. 1 Thlr. 8 Gr. — ohne Kupfer 18 Gr.

Für höher gebildete Frauen und Jungfrauen besitzt die deutsche Literatur kein Weihgeschenk, was diesem gleich käme. Die zarten Saiten, welche nur allein das weibliche Gemüth versteht und empfindet, — das stille häusliche Leben, die Ereignisse einer frommen lieblichen Jungfrau schuf der Verfasser zu einer Idylle, die das Gemüth hinreißt, und die reinsten Gefühle verbreitet.

Neun Auflagen (ein seltener Fall in unserer Literatur), erlebte das Büchlein binnen wenig Jahren, und diese letzte schmückte Otto Spekter's hohes Talent mit 10 Stahlstichen, die an Geist und Gelungenheit sich dem Schönsten anreihen, was Deutschlands oder Englands Künstler je geschaffen haben. —

Der Gatte seiner Gattin, der Vater seiner heranwachsenden Tochter, der Jüngling seiner Geliebten, wer von diesen nach einem Geschenke forscht, was das Gemüth erhebt, was dem Verstande entspricht, will er das Beste wählen, er kann sich bei der Wahl des obigen nicht täuschen. —

Urania von C. A. Tiedge.

Elfte Auflage, mit 7 Kpfrn. gebunden, mit Goldschnitt und vergoldeten Decken. Preis 1 Rthlr. 12 Gr.
brochirt ohne Kupfer. Preis 18 Gr.
Stereotyp-Ausgabe. 12. broch. Preis 8 Gr.

Die Geschichte Jesu

nach der Erzählung der vier Evangelisten für die Gebildeten des weiblichen Geschlechts von

Friedrich Rösselt,

Professor in Breslau.

Mit 7 Stahlstichen, gebunden in Golddeckel, Preis 1 Thlr. 6 Gr. Dasselbe mit Titelkupfer brochirt, 1 Thlr.

Kruse's Atlas

zur Uebersicht der Geschichte aller Europäischen Länder und Staaten von ihrer ersten Bevölkerung an bis zu der neuesten Zeit. 6te vermehrte und verbesserte Auflage. 40 Tabellen in Folio, mit 18 illuminirten Karten. Pränum.-Preis für das ganze Werk 10 Thlr., oder für jede Lieferung 2 Thlr. 12 Gr.

Betrachtungen über Diplomatie

von

Friedrich Kölle.

8. in Umschl. geh. Preis 2 fl. 42 kr. od. 1 Rthlr. 16 Gr.

Die Verlagshandlung nimmt sich die Freiheit, auf dieses Buch nicht nur die Männer vom Fach, sondern das gebildete Publikum überhaupt aufmerksam zu machen. Es enthält das Ergebniß vieljähriger Uebung und Beobachtung, und behandelt eine so sehr verkannte Disciplin unparteiischer, vollständiger und mit mehr Rücksicht auf die Richtung der Geister als irgend eine Schrift älterer und neuerer Zeit, deutscher oder ausländischer Literatur.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[392] In Unterzeichnetem sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Physio-pathologische Studien

aus dem ärztlichen Leben

von

Vater und Sohn.

Eine Gedächtnißschrift

für

Johann Georg Heine den Orthopäden

von

Joseph Heine.

gr. 8. Velinpapier. Preis 2 fl. oder 1 Rthlr. 4 Gr.

Inhalt des ersten Theils:

I. Rhapsodie. II. Geschichte. III. Urtheil.

Inhalt des zweiten Theils:

Einleitung. — Tenotomie und Stromeyer. — Deutsche Aerzte und Physiologen. I. Räthselhaftes Pelzigwerden der benachbarten Hautstellen nach der Muskeldurchschneidung. — Stromeyer's Erklärungsversuch. — Unstatthaftigkeit desselben. — Eigener. II. Räthselhafter Verlust der Contractionsfähigkeit am durchschnittenen Muskel. — Fixationsgesetz der Muskulatur. — Spontane Näherung beider Muskelenden. — Verhältniß der Muskelspannung zu der Ernährung. III. Kurzer Rückblick auf die mechanisch-dynamischen Grundsätze J. G. Heine's. — Einfluß der Orthopädie auf Chirurgie und Medicin. — Gymnastik. — Ausschneidung von Muskelstücken aus der convexen Krümmungsseite bei erschlafften Muskelzuständen. IV. Belastungsgesetz der sensiblen durch die motorischen Nervenmassen. — Entdeckung der räumlichen Veränderung im sensiblen und motorischen Nervenmarke während seiner Thätigkeit. V. Vitaler Tonus des gesammten Fasergewebes nach Analogie des Muskels. VI. Thierischer Schlaf. VII. 1) Hypothetische Anschauung des sympathischen Nerven im besonderen Vergleiche mit den einschlägigen Entdeckungen und Hypothesen Valentins. 2) Theoretische Untersuchungen an den Experimenten Valentins zu der aufgeworfenen Frage: Ist es gewiß, daß die portio major des nervus trigeminus keine eigenen motorische Fasern an die Iris durch das ganglion ophthalmicum abgibt? VIII. Reizbare Schwäche. IX. 1) Allgemeine Theorie zur Entzündung. Controle derselben durch die experimentelle Nervenausschneidung am entzündeten Pferdhufe von Hausmann. 2) Entzündung und Congestion im Verhältnisse zum primären Nervenleiden betrachtet. — Unterschied der Gefäßconvulsion nach Längeraum. 3) Wärme und Kälte in ihrem physiologischen Eindrucke auf die Nerven, und in ihrem secundären auf die Gefäße. 4) Specifische Entzündungen in ihrem besondern Recht. X. Physiologische Theorie des Fieberfrostes. — Vermittlungsbahn zwischen Frost- und Hitze-Stadium des Fiebers durch die Unterleibsorgane. — Reinheit des Sensoriums während des Fieberfrostes im Gegensatze zu Schlaf und Hitzestadium, Ursache. — Succession der Frost- und localen Entzündungsspina. — Schluß.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

№ 296.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Montag, den 12. December 1842.

Erdenge zweier Welten, ſtilles Grab,
Wie ſchweiget's um dich her!

Herder.

Ein Grablied.

Nach Alfred Tennyſon.

Schlaf! dein Acker iſt beſtellt!
Falte deine Hände du
Auf dem Herzen! ſchlummre zu!
Laß ſie toben!
Weißer Birke Schatten fällt
Auf dein Grab, mit Grün umwoben.
Laß ſie toben!

Sorg' und Leumund kränkt dich nicht;
Nur des kalten Wurmes Zahn
Taſtet dich im Bahrtuch an.
Laß ſie toben!
Schatten rieſelt ſtets und Licht
Auf dein Grab, mit Grün umwoben.
Laß ſie toben!

Nimmer wirfſt du dich herum;
Singt die Biene nicht zur Stund'
Süßer, als Verläumdermund?
Laß ſie toben!
Nimmer ſchau'ſt du trüb und ſtumm
Aus dem Grün, das dich umwoben —
Laß ſie toben!

Heuchler thun um dich gerührt;
Süßrer Thau vom Geisblatt rinnt,
Als Verrätherthränen ſind.
Laß ſie toben!
Frühlingsregen muſicirt
In dem Grün, das dich umwoben —
Laß ſie toben!

Wirr ſich rankend, blühn um dich
Brombeerroſen, zart und bleich,
Weiß- und Schlehdorn auch zugleich —
Laß ſie toben!
Alle flechten duftend ſich
In das Grün, das dich umwoben —
Laß ſie toben!

Hahnenfuß auf leichtem Stiel,
Glockenblum' und Primel ſpäht
Ueber das geſtickte Beet —
Laß ſie toben!
Kön'ge haben keinen Pfühl,
Wie das Grün, das dich umwoben —
Laß ſie toben!

Worte wandern dort und hier;
Sprache, die durch Gott uns quillt —
Ach, ihr Mißbrauch trübt dein Bild!
Doch laß sie toben!
Grill' und Heimchen zirpen dir
In dem Grün, das dich umwoben —
Laß sie toben!

F. Freiligrath.

Aus den Papieren eines alten Herrn.

(Schluß.)

Wenige Stunden nach diesem Selbstgespräch saßen der Baron und die junge Gräfin im Wagen und nahmen ihren Weg der Stadt zu, wo Madame Dupont krank lag. Da man die Nächte zu Hülfe nahm, erreichte man das Ziel bald und langte sicher in der Wohnung der alten Ehrendame an. Auguste bedurfte der Ruhe, der Baron gleichfalls, und man entschloß sich, bis zum nächsten Tage zu bleiben. Mittlerweile spürte der Baron die Unbequemlichkeit, ohne Diener zu reisen; es kam ihm daher sehr gelegen, daß ihm ein junger Mann von vortheilhaftem Aeußern seine Dienste anbot. Es fand sich keine Gelegenheit, der Gräfin den neuen Reisegefährten vorzustellen, als gerade am Morgen, wo der Wagen bereit stand und Auguste eben den Fuß auf den Tritt sezte, um hineinzusteigen. Sie stützte sich dabei auf den Arm des neuen Reisemarschalls, im Glauben, daß es der Diener der Madame Dupont sey, und stieß einen leisen Schrei aus, als sie ihren Irrthum gewahrte. „Ich stelle Ihnen hier meinen neuangenommenen Jäger vor," sagte der Baron. Die Gräfin schlüpfte in den Wagen, ohne zu antworten, und der Jäger nahm seinen Platz auf dem Kutscherſitz ein.

Während der Reise war Franz, so hieß der Neuangeworbene, der sorgsamste Reisemarschall, den man finden konnte. Der Baron fand Zeit, an einem neuen Roman zu arbeiten, in welchem er die Schilderung eines weiblichen Wesens unternahm, das sehr viel Aehnlichkeit mit Augusten hatte. Diese gefahrvollen Studien blieben nicht ohne Wirkung auf sein Herz. Er fand, je länger er mit seiner jungen Beschüzten und in je vertraulicherer Nähe er sich mit ihr zusammen befand, desto größere Schönheiten des Körpers und der Seele an ihr, und es war ihm, als ob sie diese aufkeimenden Gefühle theilte. Unter solchen Umständen erhielt der Roman sehr feurige Partien. Die Außenwelt verschwand vor dem Blicke des glücklichen Autors, und er wünschte, daß diese Reise nie ein Ende nehmen möchte. Kleine Störungen indessen, die dieser Trunkenheit Eintrag zu thun drohten, blieben nicht aus, aber der Baron war zu zerstreut, um darauf zu achten. So sah er eines Abends, als er zum Souper in das Zimmer der Gräfin herabkam, den jungen Jäger zu ihren Füßen liegen. Der Ueberraschte that zwar mit großer Geistesgegenwart, als ob er einen Teller habe fallen lassen, aber es war dabei auffallend, daß die Hand der Gräfin sich sehr schnell zurückzog, und daß es beinah den Anschein hatte, als wäre diese Hand mit der des Jägers zusammengetroffen; ein leicht zu enträthselnder Umstand für jeden Andern, nur nicht für den Baron.

Ein andermal saß spät Abends bei kühlem, regnerischem Wetter Franz mit verbundener Wange auf seinem Platze. „Der arme junge Mensch!" äußerte Auguste flüchtig. — „Ja," sagte der Baron, „er dauert mich. Wie wäre es, liebe Cousine, wenn wir ihm einen Platz im Wagen gäben? Er kann sich erkälten, und wenn er uns krank würde, wo blieben wir dann?" — „Lieber Baron, das geht nicht. Nimmermehr werde ich erlauben, daß ein Mensch der Art sich mir gegenüber sezt." — „Aber bedenken Sie seine Schmerzen, seine treuen Dienste." — „Ach, wozu überreden Sie mich!" — „Nun wohlan! mir zu Liebe!" — Sie ließ es geschehen, und Franz, der nie vergnügter aussah, als im Moment, wo man ihm ankündigte, er dürfe in den Wagen steigen, schien von dem Augenblick an sein Zahnweh ganz vergessen zu haben. Wer war glücklicher als der Baron? Ihm zu Liebe hatte Auguste nachgegeben; er wiegte sich in den glücklichsten Träumen und entschlief darüber. Er erwachte erst vor dem Gasthause, und Auguste stieg echauffirt und, wie es schien, in übler Laune aus. Sie befand sich unwohl und bestand darauf, diese Nacht nicht weiter reisen zu wollen. Der Baron sezte sich an's Sopha, auf dem sie lag, und las ihr vor.

Man brachte einen Brief; Auguste las und eine heftige Röthe überflog ihr Antlitz. „Von meinem Gemahl!" rief sie. „Er sieht sein Unrecht ein, er kommt, mich aufzusuchen. Von Madame Dupont hat er erfahren, wohin ich mich gewendet." — „Das ist vortrefflich," rief der Baron. „Zwar verliere ich dabei unendlich viel, denn mein Roman wird nie fertig werden." — „Ihr Roman?" — „Gewiß, ich schreibe einen solchen, und Sie, theure Auguste, Sie sind die Heldin. Allein ich bedaure den Umstand nicht. Was liegt an einem Roman, wenn man im Leben eine Rolle spielen kann? Ich werde Sie jezt versöhnen. Mein Werk wird es seyn, wenn Ihre Ehe fortan durch nichts getrübt wird."

Auguste seufzte. „Es ist umsonst," sagte sie nach einer Pause. „Ich bin auf ewig von meinem Gemahl getrennt. Graf Leo hat mein Wort; ihm gehöre ich an." — „Graf Leo? Unmöglich! Vor dem Anblick und der Zudringlichkeit dieses Uebermüthigen habe ich Sie geschüzt."

Dieſe Worte waren kaum geſprochen, als der Jäger in's Zimmer ſtürzte und unmittelbar zu den Füßen der Gräfin. Der Baron ſah ſtarr auf die Gruppe. „Dieſer wäre alſo —?“ murmelte er. — „Graf Löwenſtein,“ fiel ihm der junge Mann in's Wort, „der Ihnen herzlich verbunden iſt, daß ſie ihn in die Nähe der Geliebten und ſogar in die Kutſche ihr gegenüber gebracht. Meine theure Auguſte ſieht ein, daß ich ihr Herz verdiene. Die Liebe der ſchönſten und edelſten Frau wird mich beſſern und mich des Glückes würdig machen, das ich hiemit empfange.“ — Er beugte ſich nieder und der Kuß der ſchönen Frau berührte ſeine Stirn.

Hier enden die Bekenntniſſe meines alten Onkels. Ich glaube nicht, daß er es ferner unternahm, die Heldinnen ſeiner Romane aus dem Leben zu greifen. Die Rolle, die er in dieſem lezten Abenteuer geſpielt, hatte ohne Zweifel für die Eitelkeit eines Autors und noch mehr eines alten ritterlichen Herrn etwas zu Beſchämendes. Er begnügte ſich, die Schatzkammer ſeiner Phantaſie zu öffnen, und war hier ſicher, daß ſeine Figuren nicht mit ihm davon liefen und auf ihre eigene Hand tolle Streiche machten.

Aus England.

(Fortſeyung.)

Wir Deutſche, des Schreibens ſo kundig, ſo gewöhnt, ſo ſatt, haben vor dem Reden einen außerordentlichen Reſpekt. Ein Kluger könnte merken, wodurch er uns fange. Wir laſſen unbeſorgt und theilnahmlos alljährlich tauſende und abertauſende von Krebſen an die Makulaturgeſtade Leipzigs zurückrudern; kein Auge wird naß, kein Blick trübt ſich. Aber eine Rede ohne Eindruck, Einfluß, Wirkung, Reſultat in die Luft verwehen laſſen müſſen, was uns ſo ſchwer, ſo mühevoll iſt, nur ſo in den Sand rinnen zu ſehen, das thut uns wehe. Aber wie uns mit dem Schreiben, ſo geht's den Nachbarn mit dem Reden. Sie ſchütteln die Reden aus dem Aermel, wie wir die Bücher; und was am wenigſten koſtet, wird immer am wenigſten bedauert. Da wüßt' ich denn nicht, warum man ein vielſchreibendes Volk ſo tief unter ein vielredendes ſtellen will. Haben die Engländer Redner, gute, treffliche Redner von den höchſten Claſſen an bis in die unterſten, ſo haben wir ja auch große Autoren im Purpurmantel, und im niedrigſten Stande nicht leicht Einen mehr, der nicht ſchriftlich — ſeinen Namen verfaſſen könnte. So ſind die Rollen ausgetheilt. Wir bleiben im Studierzimmer und ſie klettern auf die Rednerbühne. Alles gut ſo weit, nur freilich die kleine Frage, welches geſunder iſt — eine friſche, freie Bruſt oder ein verhockter Unterleib? Die nächſte Naturforſcherverſammlung mag ſie beantworten.

Aber noch einmal den Hut herunter vor dieſen Rednern im groben Rocke und in der Blouſe. Trotz allen liviſchen und ciceroniſchen Reden werden es die deutſchen Gymnaſien alle zuſammen nicht ſo weit bringen, als ein ſolcher einziger Abend in der Kron- und Anker-Taverne. Ich wenigſtens erkannte hier wohl, daß Uebung den Meiſter macht, aber nicht die Exercitien der Schule mit ihren blinden Patronen, ſondern das Kreuzfeuer auf offenem Kampfplatz ſtreitender Kolonnen. Da lernt man Pulver riechen und Kugelſauſen verachten. Und die Uebung, die den Redner macht, iſt nicht bloß im eigenen Reden, ſondern faſt noch mehr im reden Hören. Das bildet, das belehrt, das gibt Fingerzeige an's Auge, Fauſtſchläge an's Ohr; und das Ohr braucht der Redner bekanntlich mehr faſt, als die Zunge. Bei uns aber wird vom Jugend an nichts geübt, als das Auge, und man will es immer nicht für wahr halten, was Platon in ſeinem Phädrus mittheilt, daß nämlich, wenn Taut die Buchſtaben nicht erfunden und die liebe Menſchheit nicht leſen und ſchreiben gelehrt hätte, wir Alle gelehrter, klüger und weiſer wären.

Was man ohne weitere Schulbildung, ohne Prima und Secunda und ſo weiter ſeyn und zu leiſten vermag, habe ich dieſen Abend ſattſam vernommen. Wir mit unſerer Gelehrſamkeit, mit unſerem Styl — wie weit dringen wir damit ein in das Volk? Es iſt eine alte Klage: der Schriftſteller ſchreibt nur für den Autor, die Literatur iſt nur für Buchhändler, Literaten und Bibliotheken da. Trotz aller Mühe und Aufforderung, trotz allem Lob und allem Tadel iſt doch bei uns noch nicht ein Schriftſteller aufgeſtanden, der die Buchhändler, die Literaten und die Bibliotheken mit dem Jahrmarkt, die Wiſſenſchaft mit dem Handwerk, die Gelehrſamkeit mit dem Volke vermittelt hätte, vermitteln könnte. Wer nicht weiß, wie man mit dem Volke reden muß, der kann auch nicht an es ſchreiben.

Die Schule und das Leben — wer das einmal zu vereinigen wüßte, er wäre der Erlöſer des Jahrhunderts. In ihrer Trennung ſind beide nur Halbheiten, aber welches iſt die ſtärkere, wichtigere Hälfte? Kann die Schule, oder das Leben, nämlich das praktiſche, öffentliche, im Wechſelverkehr freier, ſtarker Kräfte ſtehende Leben, eher vermißt werden? Die Antwort iſt ſchwieriger, als man glauben ſollte. Sie hängt einzig von den Bedürfniſſen und Zwecken des einzelnen Menſchen oder Volkes ab. Wer in beſcheidener Thätigkeit mehr nach innen als nach außen ſein Genüge findet, wer „ein häuslich zufriedenes Leben in aller Gottſeligkeit und Ehrbarkeit“ zu führen vermag, ohne nach Macht und Fülle,

Einfluß und Größe sich zu sehnen, wem ein Kalb lieber ist in Frieden als ein gemästeter Ochse mit Haß, wer in seinem Gärtchen ein Paradies, in seinem Horizont die Welt, in seinem Stückchen Erde den Himmel zu finden und zu genießen versteht, der wird vom Hause in die Schule und von der Schule in's Haus zurückgehen, ohne nach dem sich umzusehen, was außer und zwischen beiden liegt: nach dem öffentlichen Markt mit seinem lebendigen Hin und Her, Für und Wider.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, November.

(Fortsetzung.)

Herwegh. — Holtei.

Georg Herwegh ist hier. Ich sah ihn nicht, weiß also nicht, welche von den über ihn umgehenden Urtheilen die richtigen sind. Nach den Einen verträgt sich seine schwäbische Dichternatur wenig mit der berlinischen Raisonnirlust, und wandte sich sogar entschieden von den Vertretern des Liberalismus ab, welche aus der Hegelschen Schule hervorgingen. Nach Andern gibt er, dem Anschein nach, nicht viel auf sein Dichterthum, sondern allein auf seine Freiheitsgesinnung. Er geht nach Thaten und will nur Männer achten, die in der Freiheitsschlacht mitschlagen, wenn auch nur mit der Feder. Da wäre es nicht zu wundern, wenn er sich hier, nicht getäuscht, sondern unzufrieden und durchaus unbehaglich fühlen sollte. Die Sturm- und Drangzeiten liegen hinter uns; einen Körner redivivus, der wieder den Preußen zusingen wollte: „das Volk steht auf, der Sturm bricht los," würde man freundlich auf die Schulter klopfen und sprechen: „Alle Achtung, Freund, für deine reine Gesinnung und deinen Jugendmuth, aber mit dem Sturmläuten, Trompetenschmettern und Einhauen ist's nicht mehr gethan. Unser Prozeß ist sanfterer Art. Die Erkenntniß des Wahren und Nothwendigen reift von selbst. Die junge Saat schießt überall auf. Die jungen Bäume, die in den Ruinen wurzeln, zersprengen von selbst die brüchlichten Mauern. Es bedarf nur noch einiger Ausdauer, und die blinde, ohnmächtige Kraft der Vertreter des Abgelebten ist von selbst erschöpft. Sieh, sie halfen uns selbst durch ihre übermäßigen Anstrengungen, einen Schein zu erlügen, wo kein Seyn mehr ist. Ihre Separatreunionen, ihre Separatzeitungen, ihre Separatakademien, ihre Separatfeste, was haben sie bewirkt, als sie immer mehr abzulösen von dem lebendigen Ganzen, ohne das sie hinwelken, ihres natürlichen Organismus entbehrend, und bald nicht mehr seyn werden, als eine Erinnerung? Kein noch so mächtiger Arm hindert diesen natürlichen Gang der Entwicklung. Zu was also ungestüm in die Trompete stoßen wollen, um gegen Absterbende einen Vernichtungskampf zu fechten! Die losgelassene wilde Jagd brächte uns um Segnungen, die längst errungen sind, stellte hunderterlei, was fest ist, wieder in Zweifel und zwänge uns, auf's Ungewisse wieder von vorn anzufangen, wo wir im Stillen schon weit vorgerückt sind." Daß der Altpreuße mit diesem Raisonnement den Dichter überzeugen könnte, fällt ihm nicht ein. Er ist sehr jung, er hat als Dichter sein Recht für sich; das soll ihm Niemand nehmen. Seine Gedichte, obgleich dem Buchstaben nach verboten, weil sie außer Deutschland gedruckt worden, sind jetzt fast in Aller Händen. Mehrere lernten ihn jedoch zuerst durch Geibels Ansingung hier kennen; eine Introduktion, auf die der junge Mann in diesem Augenblicke des Triumphs wahrscheinlich nur wenig Gewicht legt; später wird er hoffentlich die Begrüßung als „alter Dichterkönig" würdigen lernen. Daß Seitens der Polizei ihm nichts in den Weg gelegt wurde, versteht sich von selbst; früher wäre es anders gewesen. Oeffentliche Demonstrationen wurden, wie ich höre, verboten; das ist in der Ordnung, und sie hätten, wie der Sinn hier ist, nur ungünstig gewirkt. Herwegh hat sich mit einer jungen, gebildeten Berlinerin, der Tochter des reichen Kaufmanns Siegmund, verlobt. Sie war schon längst eine Verehrerin seiner Poesie. Der Seelenbund machte sich nach wenigen Stunden der gegenseitigen Bekanntschaft. Die Poesie, hat Herwegh irgendwo, den Zeitungen zufolge, erklärt, solle ihn nimmer der Politik untreu machen; ob der glückliche Bräutigam aber, der Ehemann und Vater noch wie bisher in die Sturmtrompete stoßen wird, das ist eine bedenkliche Frage. Merkwürdig bleibt das Bündniß des schwäbischen, gluthathmenden Jünglings mit einer ästhetischen Berlinerin. — Unser König hat den Dichter zu sehen gewünscht. Wird Herwegh deßhalb auch noch nicht, wie Tieck — und in diesem Augenblicke auch Raupach — königlicher Geheimer Hofrath, so ist der Umstand doch beachtenswerth. Ein so vom Dichter angesungener König, dem dieser König persönlich antwortet!

Holtei hat seiner zweiten Vaterstadt wieder einen Besuch aus Wien gemacht und will den Winter über hier verweilen. Seine Freunde finden ihn kräftiger und frischer, und mit der unerschöpflichen Lust an Entwürfen, die seinem Geiste eine eigenthümliche Jugendkraft verleiht. Könnte sich Holtei literarisch ganz so abdrucken, wie er persönlich ist, so würde er eine bedeutende Erscheinung in unserer Literatur seyn, eine in unserer deutschen noch nicht dagewesene, voll Lebendigkeit, empfänglicher und ausspendender Gemüthlichkeit. Er arbeitet noch immer fort an seiner Lebensgeschichte, die, wenn ihn nicht Rücksichten nöthigen, hie und da einen Schleier fallen zu lassen, überreich an interessanten Mittheilungen werden muß. Was ihn selbst angeht, so verschweigt er gewiß nichts, denn ein eigener Zauber seiner Liebenswürdigkeit ruht in den unverhohlenen Geständnissen, die er im Gespräch wie im Drama zum Besten gibt. Aber seine Memoiren werden noch einen andern Werth durch den Wandel seines Lebens erhalten, der ihn fast mit allen bekannten und ausgezeichneten Männern in Deutschland und mit vielen in Rußland und Frankreich in Verbindung brachte. Jetzt hält er wieder einen Cursus seiner dramatischen Vorlesungen, ein geistiges Vergnügen, welches sich hier immer frisch erhält, und dessen Theilnehmer eher wachsen als schwinden. Daß Holtei auch in Wien vor dem größten und glänzendsten Publikum damit ein ungewöhnliches Glück machte, war merkwürdiger.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 125.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 297.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Dienſtag, den 13. December 1842.

— Willkommen dieſe Klagen!
Bald ſoll dein Leid mir ſüße Früchte tragen!
N. Rowe.

Aus der Tragödie: „König Roderich.“

Von Emanuel Geibel.

Erſter Aufzug.

Erſte Scene.

Toledo. Gemach des Biſchofs Oppas.

Oppas. * Florinde. **

Oppas.

Geh, meine Tochter, geh! Den ganzen Schatz
Des Mitleids, welchen meine Bruſt gehegt,
Du nimmſt ihn mit.
Zwar haſt du ſchwer gefehlt; doch war's aus Liebe
In jenem Rauſch, der ſelbſt des ſtärkern Mann's
Gewappnet Herz zu unterjochen weiß;
Und ſolch ein tiefes, reuevolles Leid,
Wie du bezeigſt, tilgt wohl mit ſeinen Thränen
Noch ſchwärzre Flecken von der Seele Spiegel.
Vergebung künd' ich dir kraft meines Amts.

Florinde.

Ich dank' euch, würd'ger Herr, für eure Güte.
Des Mitleids lindernd Oel ergießet ihr
In meine Wunden, mit dem ſanften Balſam
Der Abſolution wollt' ich mich heilen.
Und doch! — getröſtet geh' ich nicht von hier.
Ich weiß es wohl, die mütterliche Kirche
Verzeiht, doch nur, dafern wir ernſt bereu'n,
Und unſre Schuld von ganzem Herzen haſſen.

Oppas.

Daß du ſie haſſeſt, zeuget mir dein Schmerz.

Florinde.

Ihr ſteht als Prieſter hier an Gottes Statt,
Drum mögt ihr auch gleich dem Allwiſſenden,
Der Herz und Nieren prüfet, mich durchſchau'n,
Und kein Geheimniß hab' ich mehr vor euch.
So wiſſet, dieſer bittre Thränenſtrom,
Dieß heiße Weh, das mich darniederbeugt,
Mehr gilt es meiner Ehre, die er kränkte,
Mehr gilt es meinem Stolz, den er zerbrach,
Mehr gilt es dem Verluſte ſeiner Liebe,
Nach der dieß Herz ſich thöricht ſtets noch ſehnt,
Als dem Bewußtſeyn meines ſchweren Fehls.
Ja — nennt es Wahnſinn, nennt es Frevelmuth —
Auch ſo, nachdem er mich mit Schuld befleckt,
Auch ſo noch hoff' ich, und die Hoffnung ſtößt
Die Reu zurück von meines Herzens Pforte.

* Biſchof von Sevilla, Stiefbruder des vorigen durch Roderich geſtürzten Gothenkönigs Witiza.

** Tochter des Grafen Julian, des Feldherrn Roderichs und Gouverneurs von Ceuta.

Oppas.

Es sagt die Schrift: Wenn dich dein Auge ärgert,
So reiß' es aus, und ärgert dich die Hand,
So trenne sie mit scharfer Art vom Arm.
Ein fauler Fleck inmitten deiner Brust
Ist diese Neigung. Tilge mit Gewalt
Sie draus hinweg um deiner Seele willen!

Daß dich die Hoffnung gängle, redest du?
Wie magst du hoffen noch auf dessen Huld,
Der schnöd' um eines Augenblickes Reiz
Mit frechen Händen deine Blüthe brach,
Und dann dich fortwarf, wie ein trunkner Gast
Das leere Glas, aus dem er sich berauscht?
Denkst du durch stille Treue ihn zu rühren?
Was gilt ihm Treue, da an jedem Tag
Der Glanz der Kron' ihm neue Beute ködert
Für sein Begehren? Oder wähnst du gar
Daß ihn dein Gram gewinnen wird? — Betrog'ne!
Er sieht dich nicht. Indeß an deinen Wimpern
Der salz'ge Thau des bittern Schmerzes hängt,
Ruht weichlich er im strahlenden Gemach,
Das Ohr voll buhlerischen Citherspiels,
Den Mund am Becher. Ja, und säh' er dich,
Es frommte nichts. Ein rothgeweintes Auge,
Und blasse Wangen, die der Gram gefurcht,
Sind nicht beim wilden Festgelag zu brauchen.

Florinde.

Eu'r Wort ist scharf wie ein zweischneidig Schwert
Und schmerzt durch alle Nerven. — Wie ein Mensch,
Der im Nachtwandeln auf des Thurmes Zinne
Erwacht, so steh' ich — stürzt mich nicht hinab! —
Nehmt euer hartes Wort zurück, um Gott!
Mir schwindelt, wenn ich's denke — Hingeopfert,
Beschimpft, verlassen um ein Nichts! — Nein! nein!
Es kann nicht seyn! So furchtbar straft der Himmel
Die Sünde einer Stunde nicht, so jäh
Geht nicht der Pfad hinab zur ew'gen Qual.
Und er ist König, seine erste Pflicht
Ist Recht zu sprechen, mit dem Salböl floß
Ein leises Wehn des dreimal heil'gen Geists
Auf seine Stirn (in Thränen ausbrechend). Er kann mich
nicht verstoßen.

Oppas.

Faß' dich, Florinde; glaub', auch diesen Schmerz —
Du wirst ihn überwinden. Wie die Fluth,
Die im April in schaumbehelmten Wogen
Verderbend vom Gebirg zur Eb'ne braust,
Hernach im Sommer als ein sanfter Quell
Durch's Gras hinflüstert und die Blumen spiegelt,
So wird dieß Leid, das jezt so ungestüm
In deinen Adern tobt, allmählig ebben
Und stillem Frieden weichen. — Wahrlich, viel
Gäb' ich darum, vermöcht' ich bessern Trost
Euch darzubringen, doch ich kann es nicht.
Was frommte hier auch Täuschung? Glaube mir,
Ich kenne diesen König. Eher hofft' ich
In hoher Luft ein steinern Schloß zu bau'n,
Und Wasser zu entzünden, daß es flammt,
Als seiner Launen Unbestand zu fesseln.
Gib ihn verloren — deine Hoffnungen
Sind eitel!

Florinde.

Eitel? Und dann redet ihr
Noch von Beruhigung, als sey mein Herz
Ein schreiend Kind, das sich besänft'gen lasse
Mit eines Liedes schaler Melodie
Und blödem Klingklang? O ihr klugen Männer,
Was habt ihr nicht mit eurem feinen Witz
Schon ausgegrübelt! Alle Tiefen kennt ihr,
Ihr zählt den Sand am Meer, die Stern' am Himmel,
Das Laub im Wald, und weil ihr alles meßt,
Meint ihr, ihr habt das Senkblei auch gefunden
Für eines Weibes Schmerz. O geht mir, geht
Mit eurer Weisheit! — Doch was red' ich hier!
Mein Ohr ist durstig nach Gewißheit, wie
Die ausgesog'ne Steppe nach dem Regen.
Auf Heil und Tod stehn meines Lebens Würfel,
So sey der lezte Wurf gethan! — Lebt wohl!

Oppas.

Leb wohl denn, meine Tochter. Gott mit dir!

(Florinde geht ab.)

Oppas (allein).

Willkommne Beicht! Ein starker Faden mehr
Für unser Netz, drin wir den Königsleu'n
Zu schnüren denken, bis die Luft ihm ausgeht,
Und er zu Tod sich röchelt. — Nicht mit Gold
Ist würdig zu bezahlen dieß Geheimniß
Von Roderichs Gelüst. Das zwingt dem Alten,
Dem Julian, die Geißel in die Hand.
Die Ehre trifft's ihm, denn des Königs Sinn
Scheut vor der Ehe, wie ein Edelhengst
Arabischen Blutes vor dem Joch des Pflugs;
Und wehe jedem, der ihn mit Gewalt
Anschirren will! — Eilt denn ihr Stunden, eilt,
Und brütet mir das Ei des Unheils aus!

(Fortsetzung folgt.)

Aus England.

(Schluß.)

Wer mehr nach außen organisirt ist, wer sich berufen fühlt, die Schätze dieser Welt zu sammeln, wer die

Anlage in ſich findet, den Herrn der Erde zu ſpielen, wer die Kraft in ſich ſpürt, die Kräfte des natürlichen Daſeyns, ſo ungeordnet, roh und gewaltſam ſie ſeyen, zu bändigen; wer etwas thun, ſchaffen, erringen muß, der wird Hände und Füße regen, die Augen aufmachen, die Ohren ſpitzen und mit allen Sinnen in das vorliegende, faßliche, wirkliche Daſeyn greifen und mit ihm ſich ſelber für es bilden. Für den nächſten Zweck ſowohl, als auch zur Grundlage für alles weitere Ausgreifen iſt dieſe praktiſche Bildung, dieſer natürliche Blick, dieſer geſunde Takt, der in der offenen Welt und Natur, niemals in der Schule gewonnen wird, ſchon genug, aber weiterhin reicht er doch nicht aus. Die Aufgaben werden verwickelter, die Verhältniſſe verſchlungener, und der einfache Takt, der bloße Handgriff, die Gewöhnung, die Uebung, die Praxis hält nicht mehr vor. Das Wiſſen, die Wiſſenſchaft, die Schule muß eintreten. Und wer nun die Schule und das Wiſſen beſitzt, der iſt jetzt Herr über die Ungeſchulten und Ungebildeten, durch die er ſich die Güter und Genüſſe des Lebens zu erringen weiß.

Das iſt es, was in unſern Nachbarländern wohl eingeſehen und mehr und mehr gefühlt wird. Wir haben dieſen Abend erſt es ſo beredt, ſo begeiſtert ausſprechen hören: knowledge is power, Kenntniß iſt Macht. Das Wiſſen iſt der Herr der Welt. Der Kopf iſt oben, die Füße ſind unten. Somit iſt die Schule, welche Kenntniß und Wiſſenſchaft gibt, doch das Wichtigere, das Unentbehrlichere; denn uns, die wir an der Gnade Gottes uns genügen laſſen, erſetzt ſie die Reiche der Welt, die aber, welche des Lebens Güter in Fülle und Hülle beſitzen und genießen müſſen, vermögen es nicht ohne ſie. Darum dieſes Rufen und Drängen nach Bildung, nach nationalem, öffentlichem, tüchtigem Unterricht in Frankreich und England. Es iſt ein Bedürfniß geworden, dringend und nothwendig wie das Brod, ja nothwendiger, weil es mehr und mehr der Schöpfer des Brodes wird. Die Gebildeten ſind ja die Begüterten, ſie wiſſen allein zu ernten, wo die Hand des Armen, weil Ungebildeten, nur ſäen darf.

Wir wollen Schulen für unſere Kinder und Arbeit für unſere Arme! Iſt das ſo eine unbillige Forderung? Weil ihr ihnen keine Schulen gelaſſen, ſind ſie um's Brod gekommen; weil ihr ſie bloß auf's Brod angewieſen, haben ſie nichts als Brod verdienen und eſſen gelernt. Der Menſch aber lebt nicht von dem allein, was durch ſeinen Mund eingeht, ſondern noch vielmehr vom Geiſte, der iſt Gottes.

Wie weit voran iſt demnach unſer Deutſchland vor dieſen äußerlich, das heißt ſcheinbar ſo mächtigen Ländern! Was ſie erſt ſuchen, wornach ſie in blutigen Kämpfen, unter Mord und Todtſchlag ſtreben, das beſitzen wir längſt. Das Entbehrlichere haben ſie wohl, aber wir haben das Unentbehrlichſte, das, was Allem erſt Halt und Werth verleiht. Deutſchland, das ſchönſte, das erſte Land Europas! Wo fühlt man das mehr, als in der Fremde? Dieſe Tauſende, dieſe Millionen von Sklaven in dieſen Ländern der Freiheit! Ganz ſchön, einzig dieſer öffentlich freie Verkehr, wie ſie da Verſammlungen, Reden und Aufzüge halten, ohne daß gleich, wie bei uns, Thron und Altar in Gefahr ſcheinen. Aber wenn man fragt, wenn man bedenkt, um was dieſer Lärm, dieſer Aufwand, dieſer Kampf, ſelbſt Tod? und wodurch veranlaßt dieſe tödtliche Feindſchaft zwiſchen den Millionen und ihren Gebietern? — Weil erſtere in die Schule gehen möchten und Letztere ihnen das ABC nicht gönnen — darum ſchlagen ſie ſich die Köpfe wund!

Und dieſes Billigſte, was die Obern den Untern ſchuldig ſeyn ſollten, warum wird es ſo ſtandhaft, ſo ernſtlich, ſo erbittert verſagt? Das iſt freilich der Knoten. Wer im Beſitz aller Macht iſt, will ſie nicht gern mit Andern, am wenigſten mit den Unterworfenen theilen. Knowledge is power! Läßt man dem Volke Kenntniß — nur des einfachſten Leſens und Schreibens zu, ſo läßt man ihm ein Theil Macht ab, bei dem es ſchwerlich ſtehen bleibt. Wenn man ihm, dem ungeſtümen, ungezähmten, innerlich ungefeſſelten, den Finger gibt, ſo wird es bald die ganze Hand verlangen und beſitzen. Dieß iſt die Furcht, wenn es je Furcht iſt.

Denn allerdings denkt im Allgemeinen der reiche, der gebildete Engländer ſo wenig überhaupt an das Volk und die arme, niedrige Klaſſe, daß es bei ihm kaum dazu kommen kann, etwas von demſelben zu fürchten. Er iſt ſo ſehr von Jugend auf gewöhnt, auf daſſelbe als ſeine Laſtträger herunter und darüber hinweg zu ſehen, er weiß es ſo ſehr nicht anders, als auf ſeiner Seite bloß Rechte, auf des Volkes Seite bloß Pflichten, daß es ihm faſt wunderbar vorkommt und er ſtaunend aufſieht, wenn man ihn an das Andere erinnert. Ich habe das mehr als einmal mit angeſehen und ſelbſt erfahren. Das Geld, das Geld thut Alles; ich zahle, und dann iſt Alles gethan. Nämlich ich zahle für das, was ich erhalte, was mir gethan wird. Im Gelde ſteckt die Freiheit des Engländers. Wie verächtlich ſah ich ſie auf unſer deutſches, dem franzöſiſchen nachgebildetes Conſcriptionsſyſtem herunterſchauen! Daß es des Mannes würdig ſey, mit dem eigenen Arm die Freiheit zu erobern, daß es der höchſte und ſchönſte Beruf des Bürgers ſey, für's Vaterland die Waffen zu tragen, das begreift der Engländer nicht. Wofür und wozu das, wenn es Burſche genug gibt, welche um eine Kleinigkeit den Schießprügel tragen? Gemeiner Soldat ſeyn! Pfui! Kommandiren, eine Offiziersſtelle und damit ſich blinde Untergebene erkaufen, das iſt ſchon eher gentlemanlike. Und wer denkt und ſpricht ſo? Der geborene Ariſtokrat nicht allein, denn der hat das Privilegium dazu; eben ſo ſehr, wo nicht

mehr, ſpricht der Emporkömmling alſo: wie er getreten ward, ſo mag er gern wieder Andere treten.

Darum iſt denn auch das einzige Streben, worin alle Mittel und Kräfte aufgehen, es ſo bald wie möglich zu Reichthum und ſomit zu unabhängiger Stellung zu bringen, wo man nicht mehr gehorchen und arbeiten, ſondern befehlen und genießen kann. Es iſt unglaublich, welcher Entbehrungen und Anſtrengungen ſo ein Menſch fähig iſt, bis er ſich emporgeſchwungen hat. Und nichts bezeichnender, als das naive, aber ernſtliche Wort, das ich ſolche „reſpektabel“ gewordene Miſtreſſes und Maſters ausſprechen hörte: wenn ſie noch einen Wunſch übrig hätten, ſo wäre es der, zum Adel zu gehören. Das hörte ich von ſchlichten, beſcheidenen, durch und durch gutmüthigen Perſonen, die aber freilich immerhin die Dienerſchaft beloteumäßig genug anzuſehen und zu behandeln wußten. Nur hinauf, zu Reichthum, Pracht, Herrlichkeit! nur recht viel unter ſich getreten! Dieß iſt denn auch das Geheimniß des engliſchen Staats. Nicht die Ariſtokratie von Rechts- und Geburtswegen iſt die Hauptſtütze, die Ariſtokratie von Geldeswegen iſt es, und dieſe iſt auch nicht bloß eine einzelne, geſonderte Klaſſe, ſondern ſie greift durch bis in die niederſten, ſie greift bis in's Innerſte des Volkes, bis in's Herz deſſelben.

Wenn je ein Bruch zwiſchen den beiden Hälften geſchieht, ſo geſchieht er ſo bald nicht, ſo wenig eine harmoniſche Einigung ſo bald ſich ergeben wird. Dieſes Leben iſt wie aller Egoismus, alle Habſucht und aller Geiz gar zu zäh. Es wird kein Nachgeben ſeyn, ich bin deſſen ſicher, es wird kein Weichen ſeyn. Die da oben ſind, wollen nicht hinunter und können es nicht wollen; die drunten wollen wohl, aber können nicht hinauf. Wer weiß, ob Jahrhunderte dieſe Kluft auszufüllen vermögen! Der gute Owen wenigſtens iſt nicht der Curtius; er reitet dazu ein allzu dürres, unergiebiges Röslein. Getroſt, wir dürfen heut Alle ruhig ſchlafen; iſt die Welt auch aus den Fugen, es iſt Gottlob der Hamlet noch nicht da, der ſie einzurichten käme.

Heinrich Merz.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, November.

(Fortſetzung.)

Beſuchende Schriftſteller. — Miscellen.

Der Dichter des Ritter Waſa und des Ahasverus. Julius Moſen, iſt gegenwärtig hier zum Beſuch. Sein des Lichter und geiſtvoller Roman: „der Kongreß von Verona.“ hat ihn bei uns einacbürgert, auch da, wo ſeine echte Dichtergabe noch nicht gewürdigt war, wie ſie verdiente. Auch beſuchte uns Ihr Landsmann, der junge Baron Seckendorf, der ſich durch ſeine treffliche Ueberſetzung der dretagniſchen Lieder in Verbindung mit Dr. Keller ſo verdient gemacht. — Gegenwärtig lebt hier ein junger Dichter aus Kurland, Freiherr von Budberg Benningbauſen, der nach ſeinen Gedichten, welche ſo eben hier erſcheinen, eine ſchöne Zukunft verſpricht. Wenn wir auch mit Vorſicht das Lob eines Recenſenten im Geſellſchafter betrachten müſſen, der in ihm etwas von einem jungen Goethe entdeckt, ſo iſt eine friſche, urſprüngliche Gemüthskraft, die den glücklichen Ausdruck gefunden hat, in ihm doch unverkennbar. Seine Gedichte haben bereits ein Aufſehen erregt, welches bei neuen lyriſchen Dichtern ſelten iſt, die nicht vom Süden kommen, ſondern hier zuerſt an's Tageslicht treten. Auch ſein Landsmann, der gefeierte A. v. Sternberg, hat jetzt in Berlin ſein Domicil aufgeſchlagen, und ſein neueſter Roman: Diane, iſt hier erſchienen, ein ganz eigenthümliches Werk, in welchem der geiſtvolle Verfaſſer ſich aus ſeinen höhern pſychologiſchen Sphären zur Anſchauungswelt des größern Publikums in merkwürdiger Weiſe herabgelaſſen hat. Aber indem er einen ſpannenden populären Roman ſchrieb, der in den Leihbibliotheken verſchlungen wird, hält er ſich ſubjektiv doch in den feinen und zarten höhern Regionen, daß man es ihm anſieht, er habe nur aus Gefälligkeit einmal einen Beſuch auf dem geräuſchvollen Markt abgeſtattet. Die geiſtvolle engliſche Schriftſtellerin, Miſtreß Auſtin, die viel und mit Glück aus dem Deutſchen in's Engliſche überſetzt hat, iſt ebenfalls zum Beſuch hier. Tieck weilt noch in Potsdam.

Seit dem Eingehen der kriminaliſtiſchen Zeitung fehlt unſern andern eine Lebensquelle. Zum offenen, freien Raiſonnement wollen oder können ſie ſich nicht bequemen, die Kriminalereigniſſe und Schauer- und Trauerfälle müſſen daher noch immer die Lücken füllen, welche die fremde Politik läßt. Aber auch in dieſem Felde hat ſich in der letzten Zeit nichts Erfreuliches ereignet. Ein Offizier, der Adjutant eines Prinzen, erſchoß ſich in deſſen Park in Folge einer Hypochondrie, die ſich ſchon mehrmals gefährlich geäußert hatte und nicht mehr zu bewältigen war. Die Theurung der Kartoffeln ſoll den Unglücklichen zuletzt beſonders erſchüttert haben (er konnte in den glücklichſten Verhältniſſen leben); iſt dieſe offenbare Gemüthskrankheit indeß nicht eher erklärbar, als wenn einige Hageſtolze mit bedenklicher Miene verſichern, wegen des neuen Eheſcheidungsgeſetzes nun nicht mehr heirathen zu können? Dieſes ſpukt als Geſpenſt noch fort und fort und findet ſogar noch Vertheidiger, ſpärlich freilich und mit großer Mühe. Wenn ein Geſetz entſchieden und von der allgemeinen Stimme verworfen ward, ſo iſt es dieſes. Die Partei, die es vorgebracht, hat ſich ſelbſt damit den größten Schaden gethan. Viele gingen ihr aus Artigkeit aus dem Wege, ohne ſich zu ihren Gegnern geſellen zu wollen; dieß iſt eine offenbare Provocation auf Krieg. Das Einzige, was noch, auf vernünftigen Füßen ſtehend, zu Gunſten des Geſetzes geſagt worden, iſt in der zweiten Hälfte der Schrift: „Ein Wort für ein neues Eheſcheidungsgeſetz,“ die herausſtellt, daß die leichten Eheſcheidungen unter den Proletariern von demoraliſirenden und zerrüttenden Folgen ſind. Das Geſetz, wie es iſt, hilft dem nicht ab, ſondern macht das Uebel ſchlimmer. — Die politiſchen Carrikaturen geben auf das Theater über; merkwürdig, daß ſie da nicht anfingen. Eben ſieht man Fanny Elsler, ein anmuthig Porträt, auf den Zehenſpitzen ſtehend, mit der einen auf Paris, mit der andern auf Newyork, das atlantiſche Meer unter ihren Füßen, rings umher Triumphſcenen aus ihrem Leben mit gehöriger Nutzanwendung.

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 99.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 298.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 14. December 1842.

— Heilig sey jetzo dem Wandrer das Land,
Wo der Vergangenheit Bilder im Nebel der Ferne verdämmern,
Und nur die Gegenwart treu ihm an den Busen sich schmiegt.

Matthisson.

Fünf Tage in Verona.

I.

Es war am 15ten Mai, als mich mein Vetturin in seinem nicht glänzenden Fuhrwerk mit rasch angetriebenen Mähren zu den Thoren Veronas hineinführte. An einer neuen Befestigung wurde stark gearbeitet. Ueberall lagen große Quadersteine umher; Manches war schon fertig. Wir fuhren den Corso hinab, an dem Castel vecchio vorüber, dessen Profile und gewaltige backsteinerne Massen mich sogleich in Respekt setzten. Die von ihm aus über die Etsch führende, seit lange aber geschlossene Brücke verdeckte mir sein grandioser Körper. — Nicht sehr weit davon setzte mich der Vetturin vor einem engen Seitengäßchen aus, in welchem ich den mir empfohlenen deutschen Gasthof „zur weißen Taube" finden sollte. Der wild aussehende Mensch umarmte mich und schlug noch ein Trinkgeld heraus. Ein Theatercostüm unserer Prunkzeit hätte ihn zum trefflichsten jungen Helden oder Räuberhauptmann gestempelt.

In der Columba begrüßte mich der Wirth im grün sammtnen Käppchen so freundlich landsmännisch, daß ich sogleich nach seiner Geburtsstadt fragte. Siehe da! wie nahe wir einander angingen! Herr Epple war aus Kirchheim unter Teck gebürtig und hatte eine Graubündnerin zur Frau. Er führte mich nicht ohne Selbstzufriedenheit in seinen neuen Hausanbau hinüber, wo ich mich in einem kürzlich fertig gewordenen Zimmer, sechzig Stufen hoch, heimisch machen konnte. Ich sah in ein Gärtchen mit Reben, mit Mandel- und Feigenbäumen und andern südlichen Gewächsen hinab.

Der erste Eindruck auf einen nicht ganz Unerfahrenen ist entscheidend. Ich meinte, hier wie zu Hause thun zu können; — nicht im Sinne reisender Frauen, die gern, wo sie hinkommen, ihre häuslichen Comforts suchen und schmerzlich entbehren, überhaupt mehr die Negationen als die Bejahungen der Fremde empfinden. Ich machte mich zurecht, lezte mich und fragte nach der Tagesordnung des Hauses. Man kam und ging, aß und trank, wann und was man wollte. Der Küchenzettel, deutsch aufgelegt, gestattete hinlängliche Auswahl. Ich wollte meine bürgerliche Ordnung möglichst einhalten. Die Uhren zeigen und schlagen unsere Stunden.

Mein erster Gang war zum römischen Amphitheater. Durch ein Gäßchen kam ich auf den großen Platz „Bra" und hatte die dunkle Masse vor mir. Außer sogenannten oder wirklichen Römerthürmen hatte ich noch nichts der Art gesehen. Allerdings eine graue Vorzeit! Tragen ja die Bauwerke der wieder aufgelebten Kunst schon einen altersgrauen Ton. Das Amphitheater ist schwarzbraun. Wie anders wirkt doch die wirkliche Anschauung als jede

Darſtellung! Man hat ja ſich ſelbſt mit Leib und Seele zum Maßſtab. Das ungeheure Oval iſt an ſeiner weſtlichen längern Seite von einem Reſte der vielleicht niemals vollendet geweſenen äußern Mauer umgeben, die daſſelbe weit überragt und den Eindruck der Großartigkeit eben als Ruine ſehr verſtärkt. — Ich ging hin und ſah nicht ohne ein leiſes Grauen, wie ſich die enormen Profile dieſer Aufragung mit den großen toskaniſchen Pfeilern am hellen Himmel abſchnitten, wie die weißen Wolken hinter den weiten Bogenöffnungen vorüberzogen. — Sonderbare Reſignation, die man in gewiſſen Jahren üben kann. Ich ging nicht hinein, hinauf. Von Riva am Anfange des Gardaſees heute kommend, hatte ich zu viele Bilder des Geſehenen in mich aufgenommen, zu viel Antheil daran geſezt. Ich wollte eines der größten Alterthümer mit morgenfriſchen Sinnen genießen.

Ich hatte mir einen Grundriß der Stadt gekauft und wußte mich ohne Führer zurecht zu finden. Eine natürliche Unruhe trieb mich, mir curſoriſch ein Bild von der Stadt, ihrer Hauptform, ihren phyſiognomiſchen Profilen zu verſchaffen. Die Etſch beſchreibt ein großes S an ihr hin und durch ſie hindurch. Vier maſſive Brücken leiten hinüber. Das gibt eine Reihe maleriſcher Anſichten ſtehender Formen und bewegten Lebens. — Ich wandelte, von Befriedigung erfüllt, umher. Ueberall Bilder von Größen, nach denen ich mich lange geſehnt, Maſſeneindrücke, von denen ich mir ſagte, daß ich in ähnlicher Art nichts geſehen, ja, daß ſie mir wohl auch einzig bleiben werden. Daran ſuchte ich mich zu gewöhnen, das Spezifiſche in den Gegenſtänden wahrzunehmen, was dann ſelten überboten wird. Es gibt Kunſtanliegen, die nur wenige begreifen oder in ſich zum Bewußtſeyn bringen. Wer würde nicht mit der Klage ausgelacht werden, daß ſein Wohnort leider kein pittoreskes Profil habe, daß der Wandel um die Stadt das maleriſche Auge ſo unbeſchäftigt laſſe? Wer geht ſolchen Eindrücken nach? Und doch ſind ſie, wenn auch unbewußt, anziehend. Ein verhaltenes Bedürfniß wird aber eben nach längerer Entbehrung die endlich gewährte Befriedigung froh begrüßen und zu würdigen wiſſen.

Die Stadt hat im Ganzen ihrer Situation eine noble Phyſiognomie; unten an einem Ausläufer des Gebirges gelegen, auf welchem zwei Kaſtelle thronen, zum Theil an dem Hügel hinaufgebaut, ſtellt ſie ein liegendes Antlitz dar. Man könnte ſagen, ſie habe ein Theatergeſicht. — Unvergeßlich bleibt mir daher die Anſicht, die man auf Ponte della Pietra genießt. Nach oben die Zackenformen des Kaſtells St. Pietro, und neuere Fortifikationen, die Villa des Conte Giuſti, der Garten dabei mit hundert dunkel und hoch aufragenden alten Cypreſſen; dann der mächtig daher wogende Etſchfluß, vielleicht ſo breit wie die Themſe bei London, im Bogenſchwung in's Bild einſtrömend, nach unten ſich theilend Häuſermaſſen umfließend; ſechs Kirchen, darunter der Tempel von St. Giorgio mit herrlicher Kuppel und Glockenthurm; dann die wagrechten und aufragenden Linien der Stadt, in's Unabſehbare ſich verlierend. Als geradezu maleriſcher iſt mir noch nirgend ein Bild erſchienen. Florenz und Rom ſollte ich ja nicht ſehen und vergleichen. — Zwei Brückenbogen des Ponte della Pietra vom linken Ufer her ſind römiſch, die übrigen neuer. Ueber dieſe Brücke ritt nach den Heldenliedern Dietrich von Bern (Verona) mit ſeinen Genoſſen von und nach ſeiner Burg, dem Kaſtell St. Pietro.

(Fortſetzung folgt.)

Aus der Tragödie: „König Roderich."

(Fortſetzung.)

Zweiter Aufzug.

Fünfter Auftritt.

(Graf Julian, von einem Zuge gegen die Mohren ſiegreich nach Ceuta zurückgekehrt, hat ſo eben deren Geſandten, den Tarif, welcher Frieden begehrend zu ihm gekommen war, mit abſchlägiger Antwort entlaſſen. — Die Scene iſt in der Burg von Ceuta.)

Julian. Bald darauf Florinde.

Julian.

Geh', ſtolzer Mohr, und laß die ehr'nen Cymbeln
Durch's Lager ſchmettern, wappne deine Schaaren!
Du ſollſt empfangen werden, doch nicht hier;
Auf halbem Wege komm' ich dir entgegen.
Da mag ſich's denn entſcheiden, ob du nicht
In trotz'gem Ungeſtüm zu früh geprahlt. —
Nach Spanien eil' ich Boten abzufert'gen,
Daß wir geſiegt und daß man Schiffe ſende
Mit friſchem Volk. — Mein König, denk' ich, ſoll
Mit mir zufrieden ſeyn.

(Florinde tritt auf.)

Julian.

Ha, was iſt das?
Florinde! Sprich, wie kamſt du her? Was trieb
So plötzlich von Toledo dich nach Ceuta?
Du ſiehſt verſtört, dein Aug' iſt trüb' und ſtumpf
Als wie von Thränen, deine Glieder ſchwanken,
Und blutlos iſt die Wang', als ſtiegeſt du
Aus unſrer Ahnen Gruftgewölb empor.
Um Gott, was iſt geſchehen, meine Tochter?

Florinde.

O nenne mich nicht Tochter, dieser Laut
Zerreißt mein Ohr —

Julian.

Komm, setz' dich, du bist krank —
Sprich nur, was ist's? Ich will zum Arzte senden,
Die Freundin soll dich pflegen, ich will selbst
An deinem Lager wachen, will den Trank
Dir reichen: nur sey offen. — Oder ist's
Nicht Fieberfrost, was dich so starren macht,
Hat Jemand dich gekränkt, verletzt? — Sey ruhig,
Hier bist du unter meinem Schutz, du bist
Bei deinem Vater.

Florinde.

Rede nicht so freundlich,
Du weißt nicht, wie mich deine Güte quält.
Ich bin dein Kind nicht mehr, mein edles Selbst
Ist hin auf immer; nur der schmutz'ge Schatten
Florindens bin ich, die du einst geliebt.
O Gott, und die Erinn'rung dieser Liebe
Schlepp' ich als Fluch nun mit mir fort, und kann
Sie nicht vernichten —

Julian.

Weh! sie redet irre.
Auf diese edle Blüthe fiel versengend
Des Wahnsinns Mehlthau.

Florinde.

Wollte Gott, es wäre
So wie du sagst, uns Beiden frommt' es besser.
Doch nein! ich bin nicht sinnverwirrt, ich will
Dir Alles sagen, meine ganze Schuld,
Dein ganzes Unheil. Mag mich dann dein Fluch
Zu Asch' und Staub zermalmen, magst du mich
Verstoßen zu den Thieren in die Wildniß;
Mir gilt es gleich, denn meines Jammers Maß
Ist voll und kann nicht wachsen.

Julian.

Großer Gott!

Florinde.

Ehrlos ist dein Geschlecht, die Frucht ward faul
Von deinem edeln Stamm; sie, die du einst
Dein einzig Kind genannt, unsel'ger Greis,
Sie ist — vernimm's, und tödte mich, wenn du
Erbarmen kennst — sie ist geschändet.

Julian.

Ha!
Wer sprach das Wort? du selbst? — nein! nein! es darf
Nicht seyn! ich fleh dich an, sprich, daß du logst,
So will ich dir auf meinen Knieen danken.
Sprich, daß du logst!

Florinde.

Ich sagte wahr.

Julian.

So brecht
Zusammen denn ihr Pfeiler dieses Hauses!
Begrabet mich und meine Schmach! Empor
Du zorn'ge See aus deinen trägen Ufern,
Und reiße diesen Fels in deinen Schlund
Und mit ihm meinen Schandfleck! Auf, ihr Donner
Des Firmaments, und läutet Sturm im Weltall,
Daß man vor eurem Dröhnen nicht die Kunde
Vernehme, wie die Tochter Julians
Zur Dirne ward.

Florinde.

O tödtet mich!

Julian (wild).

Du sprichst
Ein gutes Wort — komm her, mit diesem Stahl
Versöhn' ich deine Schuld; mit deinem Blut
Lösch' ich das Brandmal aus von deiner Stirn!

Florinde.

Stoßt zu! Ich bin bereit.

Julian.

Ist dieser Arm
Denn schwächer, als ein Römerarm? Er zittert,
Und meiner Muskeln Spannkraft widersetzt
Sich meines Geists Gebot. — Nein, ich vermag's nicht,
Du schaust mich an mit deiner Mutter Auge:
So sah sie, da sie starb. —

Florinde.

Ich will mich wenden,
Daß du den Blick nicht siehst.

Julian.

Nein, nein! Hinweg,
Gezückter Dolch! Es bäumt mein Inn'res sich
Zurück vor dieser That, mit Schauern fesselt
Mich die Natur. Die Tochter meines Weibs,
Mein einzig Kind kann ich nicht morden.

Florinde.

So
Verwirfst du mich?

Julian.

Du bist mein Kind, mein Kind,
Die letzte welke Blume meines Stamms,
Ich stoße dich nicht aus. — In dieser Stunde,
Da du an deines Grabes Pforte pochtest,
Hast du gebüßt und furchtbar. —
Nein! Ein andres
Gefühl durchdringt mich heiß, wie junger Most,
Und spornt mich auf, und läßt die Adern mir
Anschwellen wie in Jugendkraft. Ich will
Dich rächen.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, November.

(Schluß.)

Die Kunstausstellung.

Von der Kunstausstellung enthielt ich mich bisher Ihnen zu schreiben, obgleich sie schon während zwei meiner vorangegangenen Briefe der Gegenstand der Unterhaltung war. Auch jezt gehe ich mit einiger Scheu daran; denn wollte ich erschöpfend oder nur aus Herzensgrunde schreiben, so könnte ich damit Ihre Blätter auf einen Monat allein füllen. Darüber hinweggehen und nur Einiges berühren kann man nicht. Entweder ist der Beschauer hingerissen und das Lob findet kein Maß, oder — doch ich wüßte dießmal kein Beispiel vom Gegentheil. In den ersten Wochen war nur Eine Stimme: wie erbärmlich! wie tief ist die Kunst gesunken! Wagt man nach zweijähriger Ruhe diese Bilder als das Produkt der ersten Kräfte dem Publikum zu bringen, so ist es das sicherste Zeichen, daß es mit der Kunst rückwärts geht! — Jezt ist nur Eine Stimme: eine so reiche, ausgezeichnete Ausstellung, eine, die in ihren großen Leistungen alles bisher Dagewesene übertrifft, sah Berlin noch nicht. In den ersten Wochen waren die Säle leer, jezt sind sie täglich gedrückt voll, vor den Hauptbildern findet man keinen Platz. Man hat Estraden bauen müssen, um den Zuschauern Raum zu machen. Der Fall ist schon öfters eingetreten. Wenn der Anfang viel zu wünschen übrig ließ, wurde die Ausstellung in der Folge über Erwartung reich und ausgezeichnet. Mit Lessings Huß in Kostnitz begann die Glanzperiode der Kunstausstellung. Mehrere treffliche Bilder folgten ihm; wenn sie ihn auch nicht erreichten, so gereichten sie doch dem Ganzen zur Zierde, bis die beiden kolossalen Bilder von Gaillet und de Biefve erschienen und in ihrer Totalwirkung alles bisher Gesehene niederdrückten, dergestalt, daß man die besten, anerkannt werthvollen Gemälde unserer Künstler nicht mehr ansehen wollte und selbst gegen Lessings Meisterwerk ungerecht wurde. Nein, verlangen Sie nicht von mir, daß ich mit dem Kataloge in der Hand noch einmal Ihren Lesern unsere Ausstellung, auch nur in ihren Hauptmomenten, vorführe. Die deutschen Zeitungen haben ihre langen und engen Spalten bereits damit gefüllt, und wer Ihrer Leser daraus nicht genug sich unterrichtet glaubt, den verweise ich auf Ihr Kunstblatt. Auch der Streifzüge enthalte ich mich, denn selbst die Neigung, die nur gewisse Lieblinge verfolgte, würde sobald kein Ende finden. Nur auf die Ungerechtigkeit, die Publikum, Künstler und Kritiker zum Theil übten, will ich aufmerksam machen. An einstimmiger Bewunderung für Lessings Huß hatte es nicht gefehlt. Nun aber die Niederländer kamen, schien es um alle Bewunderung dafür geschehen. Freilich überragen die beiden Riesenbilder an markiger Kraft der Gestalten, an Wahrheit des Ausdrucks, an brennender Farbenpracht Lessings Schöpfung, aber sein Huß kann nicht allein neben ihnen bestehen, sondern in gewisser Beziehung steht er über ihnen, ich möchte sagen, wie die Ilias über Xenophons Anabasis. Homer wie Xenophon geben ein treues Abbild des griechischen Kriegerlebens ihrer Zeit. Was kann wahrer, sprechender seyn, als die Schilderung des scharf beobachtenden, keck malenden Xenophon? seine Gestalten springen auch aus der Schrift uns entgegen, sie leben mit uns wie die Horns und Egmonts und Granvellas der beiden niederländischen Maler. Aber es ist etwas ganz anderes, wenn ein Dichter die Wahrheit porträtirt. Das Individuum, die einzelne Erscheinung ordnet sich dem Gedanken unter, sie wird der Theil eines Ganzen, und dieses Ganze ist die Schöpfung des Dichters. So ist Lessings Huß vor dem Concilium ein Gedicht. Dieß ist meisterhaft; Aehnliches hat noch kein deutscher Maler hervorgebracht, auch er selbst nicht. Nicht daß die Gemälde der Herrn Gaillet und de Biefve nicht auch trefflich als Compositionen wären, aber es sind keine Gedichte. Man sieht, wie meisterhaft sie die vorhandenen Theile (besonders Gaillet) componirt haben; aber die Theile sind die Hauptsache, das ursprünglich Dagewesene, der Gedanke hat sie erst nachher zusammengefügt und geschickt geordnet. Beide, wie verlautet, junge Männer, sind große Meister, aber keine Dichter; das ist Lessing. Sein Werk ist ein Hauch, ein Geist; alle Gestalten, alle Theile darauf sind gleich fertig und alle gleich subordinirt unter dem Gedanken, der diese großartige Schöpfung erzeugte. Am besten hat noch der Kritiker in der Haude und Spenerschen Zeitung dieß Verhältniß hervorgehoben, und das von der Macht des prägnanten Eindrucks geblendete, oder, wenn man will, verblüffte Publikum zur richtigen Würdigung des einheimischen Kunstwerks zurückgeführt.

Es ist ein trauriges Zeichen der Zeit, wenn man hört, daß am Rheine eine heftige katholische Opposition gegen Lessings Bild sich erhoben hat. Weil er den Märtyrer Huß feierte, soll er einen boshaften Angriff auf die katholische Kirche versucht haben! Könnte man da nicht mit Huß auf dem Scheiterhaufen rufen: Sancta simplicitas! Bedarf es gegen solche Gegner der Anführung, daß Lessing auch Päpste so würdig als Wenige vor ihm gemalt hat? Oder wollen diese Angreifer gerade das Kostniger Concilium als Repräsentanten der katholisch kirchlichen Reinheit angesehen wissen, mitsammt den 1500 Concubinen, die den ehrwürdigen Troß dahin begleiteten? Wer mit eigensinniger Laune jenem Gedanken nachgehen will, könnte unsere ganze Ausstellung als einer protestantischen Opposition angehörig erklären. Da sehen wir das treffliche Danziger Kirchenbild von einem jungen Maler, welches die Befreiung eines protestantischen Predigers aus den Händen der Bischöfe durch das aufgestandene Volk darstellt. Was ist das de Biefesche Compromiß anders, als eine Protestation gegen die Inquisition, die Philipp II. in den Niederlanden einführen will? Das treffliche Hasenclevesche Bild: „Candidat Jobs vor dem Consistorium," ist auch ein protestantischer Akt; aber die protestantischen Geistlichen könnten eben so gut dem Maler den Vorwurf machen, daß er einen boshaften Angriff gegen die protestantische Kirche damit versucht habe. Endlich hängen in drei Sälen Entwürfe zu einer protestantischen Kirche aus, zu dem viel besprochenen Dom auf dem Lustgarten. Die Sachverständigen erkennen in allen eine und dieselbe Eigenschaft an: unausführbar. Stiers Entwürfe sind genial; zuvor müßte aber Berlin umgebaut werden, um zu einem von ihnen zu passen. Gegen Hallmanns Plane, die dem Publikum gefallen, erklärten sich die Architekten einstimmig, indem sie es einen Jugendentwurf nennen, in welchem nur einzelnes Geniale unter vielem Unverdauten, Willkührlichen und barock Zusammengemengten vortauche. Seitdem ist indeß Hallmann wieder bei ihnen im Kredit gestiegen, denn die zulezt vorgebrachten Plane sind von einer Art, daß es wieder als Barbarei erscheint, den Dom, wie er jezt, traurigen Anblicks, ist, darum niederzureißen.

Beilage: Literaturblatt Nr. 126.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 299.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Donnerſtag, den 15. December 1842.

I am Revenge, sent from the infernal kingdom,
To ease the gnawing vulture of thy mind,
By working wreakful vengeance on thy foe.
Shakespeare.

Aus der Tragödie: „König Roderich.“

(Fortſetzung.)

Florinde.

Du biſt fürchterlich!

Julian.

Gib Antwort,
Wer war der Bube, der mein ſchönſtes Kleinod
So ſchmählich in den Staub trat?

Florinde.

Frage nicht!
Groß iſt er und gewaltig.

Julian.

Mädchen, kennſt du
Den Zorn der aufgebrachten Löwin, wenn
Man ihr das Junge raubte? Wär' er ſtärker
Als Michael, der Cherub, deſſen Schwert
Ein Blitz iſt, könnt' er fliehn auf Adlersſchwingen,
Ich wollt' ihn dennoch finden und zerſchmettern.
Der Rach' iſt Alles gleich, und wär's mein Freund,
Mein beſter Freund, er müßte bluten; wär's
Der König ſelber —

Florinde.

Weh! Du ſprichſt es aus!

Julian.

Der König ſelbſt? — Nun — wenn nicht jeder Fluch
Verloren geht, wenn er emporſteigt und
Dort oben anpocht, und des Höchſten Zorn
Mit Feuerflammen waffnet: falle dieſer
Vernichtend auf ſein Haupt! —
O ſchnöder Undank!
Für ſo viel Schlachten, ſo viel Wunden reißt
Er mir die Ehr' in Fetzen, meines Hauſes
Schneereine ſtolze Ehre. Aber wehe,
Weh über ihn! Ich bin kein Wurm, daß man
Mich ungeſtraft zertreten mag. Wie Simſon
Will ich die Pfeiler faſſen ſeines Reichs,
Und rütteln, bis der Bau zuſammenkrachend
Mit ſeinen Rieſentrümmern ihn erſchlägt.
Zum Ungeheuren treibt er mich — auf ihn
Wälz' ich die Schuld einſt — doch genug der Worte!
Mich ſchändet jeder Augenblick Verzug.
Zur That!

(Er zieht die Glocke, Heribert tritt auf.)

Auf, Heribert, wirf dich auf's Roß!
Reit, reit, und jag den Gaul zu Schanden, bring'
Den Mohren wieder, den Geſandten!

Heribert.

Herr!

Julian.

Bring mir den Mohren wieder, ſag', ich hätte
Mich anders jezt bedacht. Was zögerſt du?
Fort, fort! Die Stund' iſt koſtbar.

Heribert.

Ich gehorche.

(Er geht ab.)

Die Vorigen außer Heribert. Flavina * kommt.

Flavina.

Mir war's, als hört' ich meiner Freundin Stimme;
Florinde, ja du biſt es — o willkommen! —
Doch wie ſo ſtumm, ſo bleich! Aus deinem Auge
Blickt das Entſetzen — Schweſter, o warum
Seh' ich dich ſo?

Julian.

Nimm dich der Schweſter an,
Du holdes Kind, ſey du ihr Friedensengel.
Beſprich mit ſüßem Liebeswort den Sturm
Des Grams, der in ihr wühlet, tröſte ſie.
Ich kann nicht tröſten, heilen. — Mein Geſchäft
Iſt düſtrer Art.

(Er geht langſam ab.)

Flavina.

O heil'ge Mutter Gottes!
Was iſt geſchehn? — Nein, ſchaue nicht ſo wild,
Laß dieſes Eis, das deine Bruſt verſchließt,
Vor meiner Freundſchaft warmem Hauch zergehn,
Und ſich in Worten löſen. — Weißt du noch,
Da wir als Kinder mit einander ſpielten,
Da trugen wir getreulich jeden Gram
Zuſammen. —
Als dein ſchöner Falke ſtarb,
Wie hab' ich mitgeweint! Sieh, da verſprachſt
Du mir, durch Thränen lächelnd, immerdar
Sollt' es ſo bleiben zwiſchen mir und dir.
Heut' mahn' ich dich: der ſchönen Zeit zu Liebe
Gib mir den Theil von deinem Schmerz, der mir
Gebührt — ich will ja redlich mit dir trauern.
Sprich, was dich ängſtigt?

Florinde.

Du begreifſt es nicht,
Wenn ich's auch ſagte, wußt' ich ſelbſt zuvor
Doch nichts von dieſen Schrecken; aber glaub' mir,
Es ſchwanken zwiſchen Erd' und Höll' und Himmel
Furchtbare Dinge, die du nicht einmal
Aus ſchlimmen Träumen kennſt. Dir gegenüber
Fühl' ich erſt ganz, wie tief ich fiel.

(Schluß folgt.)

---

* Eine Waiſe, Julians Pflegetochter.

Fünf Tage in Verona.

(Fortſezung.)

Auch auf Ponte nuovo hat man einen reichen, ſtets belebten Proſpekt auf Fluß und Stadt; die zwei hochliegenden Kaſtelle, verſchiedene Mühlen und die um den Ponte delle Navi vor Anker liegenden dunkeln Schiffe ſind maleriſche Maſſen. Noch nie iſt mir in der gemalten Welt, die jezt jeden Hunde- und Schweinſtall pittoresk findet und ſchwarz oder bunt producirt, eine der genannten Anſichten vor Augen gekommen. Meine Erinnerung bewahrt, obwohl mit Umfluß der Tage allgemach erbleichend, eine Reihe von landſchaftlichen Bildern, die wohl mehr als ſo viele tauſend allgemein curſirende, eine objektive Darſtellung verdienten.

Auf Weg und Steg ſieht man Formen des hereinragenden antiken Geſchmacks. So haben viele gewöhnliche Töpferwaaren eine alterthümliche Geſtalt; die meiſten Thürklopfer ahmen die Köpfe der vor dem Arſenal zu Venedig liegenden atheniſiſchen Löwen oder andere claſſiſche Thiermasken nach. Das wieder erwachte Rococowesen oder Unweſen wird hier ſobald keinen Eingang finden. Der Italiener thut ſich etwas darauf zu gut, ein Abkömmling und Erbe jenes unwiederbringlichen Kunſtzeitalters zu ſeyn.

In einigen Straßen ſah ich viel Leben. Die Arbeiter treiben ihr Geſchäft entweder in offenen Räumen oder vor dem Hauſe. In Italien hat man keinen Begriff von deutſcher oder holländiſcher Reinlichkeit, weil man weniger mit Feuchtigkeit und Schmutz zu kämpfen hat, weniger nach abgeſchloſſenen warmen Zimmern, nach warmen Kleidern fragt, Wohnung und Anzug überhaupt nicht zum Gegenſtand ſich ſteigernder Sorgfalt und Oſtentation macht. Ein deutſcher Bettler iſt immer noch viel beſſer ausgeſtattet, als ein ärmlicher Bürger Veronas. Ich ſah mehrere, an denen ſich Niemand ſchämte, die überall zutraten, während ſie mir tief unter Allem erſchienen, was ich je von Verblichenheit, Verſchabtheit, Verflicktheit geſehen hatte.

So ging ich auch mehrmals an Verkaufsläden oder Winkelchen vorüber, wo der erbärmlichſte Plunder ausgeboten war. Ich ſah am Morgen, ſah am Abend hin; kaufend nahm ich Niemand wahr und die Familie hatte von dieſem Großhandel zu leben. Die Möglichkeit begriff ich nicht. Wie würde eine engliſcher Proletarier aufſchauen, wenn er mit ſolchen Mitteln leben müßte, oder ein Neger, der es nicht, die Arbeit allerdings abgerechnet, beſſer hätte als die Mitglieder einer armen Familie der Art?

Elegant gekleidete Damen, Frauen und Mädchen ſah ich nicht auf den Straßen. Hohe, hehre, ragende

Gestalten, wie einst ein reisender Dichter die nordischen Jungfrauen beschrieb, begegneten mir auch nicht. Die Lombardinnen sind fein, mittelgroß. Unser Spazierengehen und diätetisches Motionmachen kennen sie nicht. Milch- und Blutgesichter wären mir sehr aufgefallen. Aber während bei uns die Schönheit und der physiognomische Ausdruck des Verstandes so häufig unter der Nase ausgehen und den Untertheil unbedeutend lassen, sehen die Italienerinnen durchgebildeter, geistreicher aus und haben mehr Race. Mit ihren Blicken halten sie es, wie mir vorkam, auch anders als unser weibliches Geschlecht. Dieses weicht den unsrigen aus, schlägt die seinigen nieder. Die Italienerin bemerkt sogleich das Bemerktwerden. Nicht etwa, als wäre sie geneigter, Neigung zu erwidern; sie will nur wissen, ob sie eine solche einzuflößen im Stand ist. — Doch das ist ja auch bei unsern Mädchen der Fall und mag von den Jünglingen bei etwaigem Blickewechsel wohl in Rechnung genommen werden.

In der weißen Taube fand ich Abends an verschiedenen Tischen vermischte Gesellschaft, Deutsche und Italiener, Bürgerliche und Militärs. Im geräumigen Hofe konnte man unter Arkaden Platz nehmen, genießen, was man wollte, und sich frei bewegen. Mich zog es immer wieder hinaus auf die Straße, um ein ungefähres Bild vom Tageslauf der Veroneser zu erhalten. — Was mir besonders zusagte, waren die Schlafstätten, wie ich sie von nun an traf, groß und weit, mit Matratzen und abgenähten Decken, die man je nach der Temperatur einfach oder doppelt nehmen konnte. — Die Fußboden sind ein Estrich, kleine Steine durch ein Cement von Gyps oder Kalk verbunden und marmorähnlich geglättet. Sie waren mir in diesen Tagen oft zu kalt. So fand ich's, bis ich wieder auf deutschen Boden kam. Von Hitze hatte ich überhaupt jenseits der Alpen weniger zu leiden, als gegen Kühle mich zu schützen.

Mein Frühstück nahm ich von nun an ebenfalls nach südlicher Weise nie im Gasthofe, sondern im Kaffeehause, wo man immer Gesellschaft trifft. Das militärische sah hinlänglich verraucht aus. Die Allgemeine Zeitung brachte mir Vaterländisches, so den Bericht aus Stuttgart über die Entdüllung des Schillers-Denkmals. Mit welchem Gefühl las ich unseres Schwabs Rede! Jeder Umstand rührte mich. Die Meinigen waren ja auch dabei gewesen und so war mir die Beschreibung ein offener Brief.

So bewegt wandte ich mich über den großen Platz zum Amphitheater hinüber. Um einen Groschen erhält man Einlaß. Die untern hochgewölbten Räume sind zu Magazinen, zu Holz-, Kohlen- ꝛc. Niederlagen verwendet, von Handwerkern benützt. Von vier Seiten leiten gewölbte Eingänge in den innern Raum. Von der Arena, die im längern Durchmesser 233 Fuß und etwa 100 Fuß mehr als in ihrem kürzern mißt, stieg ich sogleich die Marmorsitze, die bis auf den Boden reichen und hohe Stufen bilden, hinauf. Zur Seite der Einlasse sind zum bequemen Steigen Halbstufen eingehauen von der Höhe unserer Treppenstaffeln. Ich zählte 45 ganze oder 90 halbe Stufen, dann war ich auf der Kante, die zwar ohne Geländer, aber für einen Schwindelfreien zum Wandel breit genug ist. Man zählt 450 Schritte Umfang, der aber außen zu 1331 Fuß angenommen ist.

Seit Jahrhunderten wird es in fortwährender Ergänzung so vollkommen erhalten, daß kein Stein, ja kein Splitter daran fehlt. Wenn nun auch hiedurch der nagenden Zeit ihre Gewalt genommen worden und man einen Maßstab für den Verlauf einer durch mehr als ein Jahrtausend fortlaufenden Zerstörung verliert, so wollen wir die Sorgfalt der Restauration doch loben und ein leises antiquarisches Grauen für den Gedanken hingeben, daß das ungemeine Bauwerk in seiner ursprünglichen Form vor uns stehe.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Hamburg, November.

Theater. — Verfassungsliteratur. — Mysticismus.

Der sorgenvolle Ernst der Wirklichkeit, welcher in Hamburg seit den verheerenden Maitagen herrscht, und der mehr oder minder alle Gemüther erfüllt oder doch erfüllen sollte, verhindert nicht, daß auch dem Spiel des Lebens auf den Brettern großes Interesse gewidmet wird. In jüngster Zeit war dieses Interesse ungemein lebhaft; fast schien es in den Ernst des wirklichen Lebens hineinschlagen zu wollen. Schon im lezten Berichte habe ich angedeutet, daß sich im Publikum große Spannung zeigen würde, sobald dasselbe Kunde vom bevorstehenden Abgang des Künstlerpaars Lenz erhielte; und diese Spannung trat denn auch in ausserordentlichem Grade ein. Zuerst Krieg in den Zeitungen zwischen Lenz und seinen Freunden und dem Theaterdirektor, um welch lezstern sich unser Censor großen Dank erwarb, indem er nach seinen vielseitigen und vielversuchten Kräften bemüht war, die Oeffentlichkeit des Streites einzuschränken; ferner förmlicher Aufruhr im Theater zu Gunsten des Paares, das eine Art von dramatischem Wahrzeichen Hamburgs ist; endlich Friedensschluß auf den Grund der Wiederanstellung von Herrn und Madame Lenz. — Auch mit andern Veränderungen im Bühnenpersonal war das Publikum sehr unzufrieden, und an der Beschaffenheit des Repertoires haben die Kunstfreunde gleichfalls viel auszusetzen. Dasselbe ist allerdings allzusehr für den Geschmack der Gallerie berechnet. Man verlangt in den öffentlichen Blättern ungestüm, statt Wiener Possen u. dergl. die Werke unserer modernsten Dramatiker. Man muß aber gerecht seyn. Mit Gutzkow wenigstens ist mehr denn Ein Versuch auf hiesiger Bühne gemacht und alle seine Stücke bis auf seine jüngsten sind aufgeführt worden. Sie ruhen in der Manuscriptenkammer; so wenig in den Logen als im Parterre oder auf der Gallerie fand sich bei den spätern Darstellungen ein hinreichendes Publikum ein.

Kann man verlangen, daß eine Direktion den wenigen Freunden eines Schriftstellers zu Liebe sich das Publikum abwendig machen solle? Gerechter ist der Vorwurf, daß das Stadttheater mit dem Theater in Altona und der Vorstadt St. Pauli in Trivialitäten wetteifert. — Für das zweite Theater hat der reiche, freundliche und umsichtige Unternehmer, Maurice, einen Platz erworben, der zwischen der Jakobikirche, der abgebrannten Petrikirche und dem neuen Schulgebäude liegt und so groß ist, daß Hamburgs zweites Theater hinfort würdig zu stehen kommt. Unterdeß werden im bisherigen Lokale die beliebten Darstellungen fortgesezt und so stark besucht, daß nur an wenig Abenden alle Zuschauer Platz finden. Maurice hat jezt auch eine französische Gesellschaft, unter der Direktion der Demoiselle St. Ys und des Herrn Constant, für einen Cyclus von Darstellungen gewonnen, welche ebenfalls zahlreiche Zuschauer finden.

In unserem lezten Briefe haben wir der funkensprühenden Schrift: „An Hamburgs Bürger und die vom Gebiete, von Jostram Snitger" gedacht. Die Censur hat sich bei dieser Gelegenheit wieder in gewohnter Weise benommen. Während man nicht den Muth, oder nicht die Politik (wie soll man's nennen?) besaß, die Exemplare der Schrift wegzunehmen oder deren Verkauf zu untersagen, verbot man die Ankündigung derselben, als die Auflage fast vergriffen war. Ja, die Aengstlichkeit der hamburgischen Censur ging so weit, daß sie selbst Kritiken unterdrückte, welche den im Buche ausgesprochenen Ansichten widersprachen. Unterdeß ward von einem Freunde der Verfassung, wie sie eben jezt gehandhabt wird, (wie es heißt, von dem wegen seiner vortrefflichen Polizeiverwaltung und seiner Hegemonie der Hamburger Frommen bekannten Senator Dr. Hudtwalcker) eine Gegenschrift herausgegeben unter dem Titel: „Auch ein Wort an Hamburgs Bürger und die vom Gebiete." Diese Schrift durfte freilich ungehindert angezeigt werden, aber man konnte es der Kritik auch nicht wehren, sie zu vernichten, bevor sie Leser gefunden. Ohnehin konnte man ja den Inhalt, wie das Sprichwort hier heißt, mit dem Stocke fühlen, und so kümmerte sich Niemand darum. Entweder die Macht oder die Ueberzeugung muß die Waffen führen; erdrückt eine Regierung den Gegenpart erst und will dann darthun, daß er Unrecht hatte, so nimmt kein Mensch von ihren Gründen Notiz. Mit Jostram Snitger ist es übrigens auch wunderlich gegangen. Die Neugierde ruhte nicht, bis sie den wahren Namen des Schriftstellers herausgebracht hatte, und nun ist alle Begeisterung plötzlich verschwunden, seit man weiß, daß er zum Stande der Literaten gehört, wovon Hamburg namentlich vor einigen Jahren eine hübsche Auswahl zu bieten hatte, die aber wegen des für so empfindliche Pflanzen zu rauhen Klimas mehrentheils gen Süden gewandert sind. Auch der angebliche Verfasser der fraglichen Schrift ist längere Zeit im Auslande gewesen, und hat nun durch seine kecke, zuversichtliche Weisheit und Vaterlandsliebe einen Erfolg gehabt, den er wohl nie wieder erringen wird. Freilich ist seine Schrift auch bald vergessen: aller Patriotismus schmolz am Anfangsbuchstaben W.

Immer noch ist und bleibt Hamburg der nordische Hauptsiz des Mysticismus, der namentlich seit dem Brande seine Herrschaft schleichend auszudehnen sucht. Zu sehr und zu lange sind die Freunde der vernünftigen Freiheit und eines ruhigen wissenschaftlichen Fortschrittes gleichgültig gewesen gegen den protestantischen Jesuitismus, der in Hamburg so viele und einflußreiche Protektoren hat. Jezt ist der Mysticismus hier nicht mehr zu bezwingen. Da ist ein Rauhes Haus zu Horn, da ist ein Missionsverein, da sind die weiblichen Unterstützungsvereine und eine Menge anderer Unternehmungen, welche den einen festen und unverrückten Zweck bedecken und erreichen helfen müssen. Nach dem Brande hat diese Partei oft gesucht, denselben als eine Strafe des Himmels für die Ruchlosigkeit Hamburgs darzustellen; sie hat dahin zu wirken gesucht, daß die Festtage äußerlich immer frömmelnder begangen werden müssen; sie hat es dahin gebracht, daß jede noch so nöthige Arbeit, die doch selbst Christus ausdrücklich erlaubt, verpönt wurde. So wird, indem man der Natur Zwang anthut, der Heuchelei und dem Scheinwesen nothwendig Vorschub geleistet, und gewiß ist es, was an Frömmelei gewonnen wird, das geht an Frömmigkeit verloren. — Ein Prediger an der großen St. Michaeliskirche, Pastor v. Absen, ward am lezten Buß- und Bettage in seiner Frühpredigt durch einen Zuhörer unterbrochen, welcher, mit einem dicken Buche bewaffnet, laut gegen die Lehren des Pastors eiferte. Der eingedrungene Apostel ließ sich weder durch Bitten noch durch Drohungen stören; endlich faßten Einige den unberufenen Redner beim Arm und sezten ihn vor die Kirchthüre. Pastor v. A. wird selbst zu der Sekte der Frommen in Hamburg gezählt; aber jenem Apostel mag er doch wohl, wie dem berüchtigten Krause, noch nicht fromm genug scheinen.

(Fortsetzung folgt.)

Logogriph.

1. 2. 3. 4. 5.

Wenn du errätbst das Wort der Sphinx,
Und dich ergebst in mir,
So hast du Riesen rechts und links
Und vor und hinter dir.
Sie stehn in Reih und Gliedern schon
Und rühren keinen Fuß.
Ein sanftes Lispeln ist ihr Ton,
Ein Nicken ist ihr Gruß.

1. 2. 5. 4.

Ein Zeichen weg — erweitert sich
Unendlich mein Begriff;
Umfaßt auch unter Andern dich
Und dein Geschirr und Schiff.

1. 2. 3.

Ein Zeichen weg, so ist es gar
Für alle Welt das Haus;
Darinnen sind wir Alle zwar,
Doch Keiner darf hinaus.

1. 2.

Es schrumpft zu kleinem welschem Wort,
Fehlt noch ein Zeichen, ein;
Beim tempo wird's am rechten Ort,
Und auch beim signo seyn.

1.

Noch eins hinweg! noch immer geht's:
So kommst du wohlgethan
Beim Kopf des Worts, des Alphabets
Und aller Wesen an.

J. G. M.

Beilage: Kunstblatt Nr. 100.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 300.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Freitag, den 16. December 1842.

Here, where the Roman millions' blame or praise
Was death or life, the playthings of the crowd,
My voice sounds much, my steps seem echoes strangely loud.
Byron.

Fünf Tage in Verona.

(Fortſetzung.)

Das grandioſe Bruchſtück der äußern Mauer, das mit drei Stockwerken je von vier Bogen, angeblich dem Reſt von 72, in ruſtikem Styl mit wulſtigen Quaderflächen erbaut, die Kante des Theater hoch überragt, gibt noch Kunde genug, was die Zeit thut, die, Felſenmauern und Mauernfelſen zerbröckelnd, auch dieſe gigantiſche Schale eines ehrwürdigen Denkmals jenes großen Volkslebens zerbrach. Glück genug, daß ſie nicht, mit veränderten Geſinnungen der Menſchen im Bunde, ſich an den innern Kern machen durfte, daß dieſe nicht müde wurden, einen Bau, der ihnen nicht mehr als Rieſeninſtrument ihrer Spiele diente, dennoch in feſtem Stande zu erhalten.

Ich ſchritt am ſonnenhellen Morgen auf dem Rand umher, vergnügte mich zuerſt an dem Ueberblick des großen Platzes mit den ameiſenhaft kleinen Menſchen, der Stadt mit ihren unzähligen Thürmen, der unabſehbaren lombardiſchen Ebene, der noch ſtark beſchneiten Alpen, ihres 6000 Fuß hohen Vorwächters, des Monte Baldo, hinter deſſen langem Rücken ſich der Gardaſee hinzieht. Dann pflückte ich einige Blümchen zur Beilage eines Briefes in die Heimath. In wenigen Tagen konnte der Gymnaſiſt ſie ſeinen Schulgenoſſen vorweiſen.

Nun aber war es an mir, meinen eigenen Schulſack zu öffnen, die Vorwelt herauf zu beſchwören, die Zeiten eines Domitians, des Erbauers, den künſtlichen Krater, wie ihn Goethe conſtruirt, mit 22,000 römiſchen Bürgern zu bevölkern, Athleten und Gladiatoren auf der Arena ringen und fechten zu laſſen. — Vergebliches Bemühen, ein neblichtes Wiſſen, mehr Wort als Bild, mehr Name als Anſchauung, neu und lebendig in die Scene zu ſetzen. Die Gegenwart übertönt laut ſprechend die Vergangenheit. Ich konnte mir nichts vorhalten, als — vor anderthalb Jahrtauſenden war dieſes Eirund gedrängt erfüllt von einer Volksmenge, die ich mir von der jetzigen Bevölkerung ſo verſchieden denken muß, wie jene Spiele auf Leben und Tod von den Vouffonerien, die zuweilen auf einer in der Arena aus Brettern errichteten Bühne aufgeführt werden.

Dennoch lag mir's am Herzen, mit dem antiken Amphitheater in irgend ein fühlbares Verhältniß zu kommen. Ich ſtieg wieder zur Arena hinab, ging in eine nach hinten verſchüttete Abſenkung hinein, deren ehemaligen Gebrauch ich mir nicht erklären konnte, wenn ſie nicht etwa eine Retraite der thieriſchen und menſchlichen Kämpfer war, und verſuchte dann, wieder herausgetreten, meine Stimme in dem ungeheuren Oval,

über deſſen Größe ſich das Auge eben wegen ſeiner allerfaßlichſten, ſo regelmäßigen Form, namentlich wenn es leer iſt, nothwendig täuſcht und ſie nie gehörig würdigt. — Ich rief mehrmals einige Worte laut aus und glaubte aus der Reſonnanz mit Gewißheit zu entnehmen, daß ſie in dem ganzen Raume deutlich gehört und verſtanden werden könnten. Ich ſtand in der Tiefe eines hehren Schallbechers, einer tonverſtärkenden, umhertragenden Schale. Bemerkte ich ja oft in geſchloſſenen Thalmulden bei herrſchender Stille eine ähnliche wunderbare Vernehmbarkeit der Stimme, während dieſe in den immer toſenden Straßen einer Stadt ſchon in großer Nähe klanglos verhallt. Dann ward mir bemerkbar, wie das Auge von unten auf die Höhe viel weniger empfindet und würdigt, als von oben herab die Tiefe, was neben dem Gefühl des Sturzes wohl daher rührt, weil der Blick von unten in die wagrechte Breite der Maſſe ſich verliert, von oben aber ſenkrecht in die Tiefe fällt.

Inſchriften beſagen etwas ſtörend, daß dem Kaiſer Joſeph II. und dem Pabſt Pius VI. zu Ehren das Amphitheater je mit 40,000 Menſchen angefüllt worden ſey, was einen großen Theil der ganzen Stadtbevölkerung ausmachte, die ſogar nach dem Tode einen weit größern Raum zur Ruhe anſpricht. — Noch einmal ſtieg ich zum Kranz hinauf und ſtellte mich dem grandioſen Bruchſtück der Umfangsmauer gegenüber, zu welcher aber keine Verbindung hinüber leitet. Sollten die vorfindlichen viereckigten Löcher wirklich dahin deuten, daß einſt Vorrichtungen zu einer Ueberdeckung des Amphitheaters mit Tuch gegen Sonnenſchein und Regen dageweſen? — Zu Thierhetzen, Maskenzügen im Carneval, zu Feuerwerken wurde und wird es noch von Zeit zu Zeit benuzt.

In mehreren ſehr gangbaren Straßen iſt an den Häuſern ein Doppelweg von Marmorplatten, ſo daß die ſich Begegnenden einander nicht auszuweichen brauchen. Ich wandelte auf einem ſolchen dem großen Krämermarkte (Piazza dell' erbe) zu. Er iſt von ehrwürdigen Gebäuden umgeben und von einem der höchſten Thürme der Stadt überragt. Der eigentliche Marktraum, ganz mit Marmorplatten belegt, iſt um eine Spanne erhöht. — Mich zog das bunte Gewühl der Verkäufer und Käufer, meiſt weiblichen Geſchlechts, an. Namentlich fand ich die Erſtern, die aus der Umgegend kamen, im Durchſchnitt hübſch und von größerer Fülle, als die Weiber der Stadt. Sie trugen ſchwarze Seiden- oder Sammthüte von unſerer Form, die ihnen wohl ſtanden; die friſchen, vollen Geſichter mit feurigen Augen, dunkeln Locken, eine Roſe über's Ohr geſteckt, zeigten ſich höchſt wirkſam. Ueber den Verkauf des Geflügels mußte ich lachen. Die jungen Hühner ließen ſich geduldig auf die Wage legen und nach ihrem Gewicht tariren. — Auf dem geräumigen Platze ſtehen zwei Denkſäulen und ein ergiebiger Brunnen. Ein Löwe auf einer hohen, antiken Marmorſäule deutet auf venetianiſche Oberherrſchaft. Eine gekrönte Frau auf dem Brunnen ſoll von Pipin herrühren. — Der Markt bedeckt ſich im Laufe des Vormittags mit viel Abfällen, und bei feuchtem Wetter mit gründlichem Schmuz. Als ich aber gegen Abend wieder dahin kam, war er ganz abgeleert und glänzte wie geſcheuert; eine Reinlichkeit, die bei ſeiner erhöhten Lage mittelſt des Brunnens leicht bewirkt werden kann.

Die alterthümliche Fronte des Kaufhauſes an der Seite mit paſſender Freskenzier, dann der Palaſt Maffei (des celebern Verfaſſers von Verona illustrata), jezt Giuſti, erinnern an den Styl des fünfzehnten und ſechzehnten Jahrhunderts. — Von lezterm aus ward ich ſtraßeauf zu einem antiken, großartigen Bauwerk, der Porta dei Borſari, hingezogen. Es ſchließt den Corſo querüber. Kugler nennt es einen Bau von eigenthümlich reicher Compoſition, mit Geſchmack gebildet, überhaupt vielleicht das edelſte Beiſpiel ſpätrömiſcher Kunſt. — Eine mehrzeilige Inſchrift beſagt, daß die Porta unter Galienus in der Mitte des dritten Jahrhunderts erbaut worden. Ueber zwei großen Durchgangsbogen von corinthiſcher Ordnung ſind zwei Stockwerke mit kleinern fenſterähnlichen Bogen, ſo daß das Ganze eher der Fronte eines römiſchen öffentlichen Gebäudes, als einem Thor gleicht.

Der ungeduldige Reiſende mag die lange Inſchrift wohl eher in Maffei ergänzt mit Bequemlichkeit leſen, als zur Stelle entziffern. — Die ehrwürdige Porta macht ein Janusgeſicht. Auf der Seite der Inſcription blickt ſie in's Heidenthum, auf der andern aber iſt ein Madonnenbild mit dem ewigen Lämpchen für die andächtigen Chriſten angebracht. Rechts und links zog ſich die von Kaiſer Galienus benannte Mauer hin, für welche die Porta gleichſam das Blättchen mit der Inſchrift am Ringe war.

(Fortſetzung folgt.)

Aus der Tragödie: „König Roderich."

(Schluß.)

Flavina.

So liebt
Florinde mich nicht mehr, denn Liebe zeugt
Vertrauen — o vertrau mir, meine Schweſter!
Und hätteſt du in unglückſel'ger Stunde
Begangen ein Verbrechen, roth wie Blut:
Ich kann nicht von dir laſſen. Hier tief innen
In meiner Bruſt, da ſteht dein ſchönes Bild.

Mir biſt du's ſelbſt, mir wirſt du's ewig ſeyn!
Was wäre auch die Liebe, wenn ein Kind
Des Augenblicks, wenn eine That, wozu
Der finſtre Dämon trieb, ſie brechen könnte.

Florinde.

Was ſagſt du? — Liebe? — O mein Gott, du läſſeſt
Doch keinen ganz verzweifeln. Noch im Elend,
Im tiefſten, Liebe finden, das iſt ſüß.
Nun wird mir leichter, tief vom Herzen ſteigen
Die heißen Thränen auf und überfluthen
Mein durſt'ges Auge — doch mir wird ſo matt,
Mir dunkelts vor dem Blick, die Kniee brechen
Gib mir die Hand, Flavina.

Flavina.

Gott, du ſchwankſt —
Was iſt dir, theure Schweſter?

Florinde.

Es iſt nichts;
Führ' mich in dein Gemach, die Müdigkeit
Liegt auf den Wimpern mir wie Blei, laß mich
Ein wenig ruhn. Dann ſollſt du Alles wiſſen.

(Sie gehen ab.)

Julian

(kommt langſam in tiefen Gedanken).

Ich hatt' einſt einen Wahlſpruch; Vaterland
Und König hieß er. Durch mein ganzes Leben
Hat er mich treu geführt. Er war mir ſtets
Die Leuchte meines Fußes. In der Trübſal
Gab er mir Troſt und Stärke; der Gefahr
Rief ich ihn keck in's Antlitz, und ſie floh
Vor ſeinem ſtolzen Klang. — Das Alles iſt
Vorüber nun. Kein Licht am Firmament
Zeigt mehr den Pfad mir, und es ſchaut mich rings
Die Finſterniß mit ſchwarzen Augen an.

Wie ſoll der Sinn des Menſchen feſt noch ſtehn,
Wenn ſolche Sterne wanken, wenn das Höchſte,
Davon ein Gott in's Herz die Ahnung ſchrieb,
Urplötzlich hinwelkt, wie ein Blatt im Herbſt,
Wenn Schimpf die Treue, Fluch den Segen lohnt?
Ich ſtreute guten Samen in die Furchen
Und Neſſeln gehn mir auf; ich pflanzte Ehre
Und rieſig ſteigt aus edler Wurzel nun
Der gift'ge Baum der Schmach. Der Gang der Welt
Hat ſich verkehrt, und die Natur empört
Sich wider ihr Geſetz.
So will ich auch
Dem allgemeinen Zug mich überlaſſen;
Verflucht ſey, was ſich mir als Schranke noch
Entgegenthürmt; ich kenne keine Richtſchnur,
Kein andres Steuer mehr, als jenes dunkle
Gefühl, das in mir waltet, und das jetzt
Laut nach Vergeltung ſchreit. — Die Schlange ſticht,
Wenn man ſie trat; der angeſchoßne Fuchs
Beißt in des Jägers Hand, und ich, ein Mann,
Ich ſollte ſtumm ertragen, was noch ſchlimmer
Als Tritt und Schuß, wenn mir das Schickſal ſelbſt
Der Rache Geißel in die Hände legt?

Ich weiß es wohl, es wird die Welt mich drum
Verräther heißen; gleich dem Apoſtaten
Dem andern Julian, wird ſie mit Schauder
Mich nennen. — Aber wenn ich ſchweig' und dulde,
Wenn ich den Roſtfleck meines Wappenſchilds
Mit Blut nicht tilge, wird ſie dann mich nicht
Verachten? — Nein! das ſoll ſie nimmer! Lieber
Will ich die ſchreckenvolle Fackel ſeyn,
Die hoch auflodernd Giebel und Gebälk
Zur ungeheuren Feuersbrunſt entflammt,
Und dann im Brand ſich ſelbſt verzehrt. — Ich bin
Entſchloſſen.

(Heribert tritt auf.)

Heribert.

Herr, der Mohrenfürſt.

Julian.

Er iſt
Willkommen.

(Heribert geht ab; Pauſe; die Uhr ſchlägt.)

Julian.

König! dieſe Glocke läutet
Mit dumpfen Schlägen dein Verderben ein.

(Indem Julian ſich gegen den Eingang wendet, durch welchen Tarik auftritt, fällt der Vorhang.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Hamburg, November.

(Fortſetzung.)

Kirchenbau. — Straßenbau. — Expropriation. — Oberſt Stephani.

Einmal bei der Kirche, wollen wir noch von der Theilnahme für die abgebrannten Hauptkirchen berichten, namentlich, und wohl nicht ganz mit Recht, für die St. Petrikirche, die doch viel reicher iſt, theilweiſe noch ſteht und faſt alle ihre Sachen gerettet hat. Für dieſe gehen gleichwohl ſo viele und ſo große Summen ein, daß ſie ohne Zweifel binnen wenig Jahren vollkommen hergeſtellt ſeyn wird. Inzwiſchen iſt man darauf verfallen, für die St. Nikolaikirche ein Radikalmittel anzuwenden. Man will von jedem der 150,000

Einwohner Hamburgs und seines Gebiets, der ihn zu geben gesonnen, wöchentlich einen Schilling einsammeln, und hofft so mindestens in der Woche auf 2000 Mark, jährlich also auf 100,000 Mark, in 12 Jahren, Zins zu Zins gerechnet, auf $1^1/_2$ Millionen Mark zu kommen. Würde nur ein Viertelsschilling (3 Pfennige) wöchentlich durch ganz Deutschland gesammelt, so könnte allen brandbeschädigten Städten unseres Vaterlands damit zum vollen Ersatz ihrer Einbuße verholfen werden. — Von dem geschmolzenen Metall der Petriglocken sind Denkmünzen in Bremen verfertigt worden, welche zu einem Thaler Preußisch das Stück zum Besten der Kirche verkauft werden; ebenso hat man Ringe aus der geschmolzenen Glockenmasse angefertigt, welche dem hellgrünen Golde gleich sehen, und ein Modeartikel der vornehmen Welt sind, natürlich zum Benefiz der Kirche. — Was nun den Wiederaufbau selbst anlangt, so ist man mit St. Peter längst im Reinen; wegen der St. Nikolaikirche aber werden hie und da noch Vorschläge zur Besserung oder doch zur Aenderung gemacht.

An dem Wiederaufbau der Straßen wird schon wacker gearbeitet. Die Errichtung verschiedener Ziegelbrennereien in der Nähe Hamburgs hat den Preis der Mauersteine auf seinem Stande vor dem Feuer gehalten. Dagegen ist der Preis des Bauholzes um die Hälfte gestiegen und ein einziger Holzhändler auf dem Stadtdeich soll an seinem großen Holzlager in diesem Sommer fast $1^1/_2$ Millionen Mark Banko verdient haben. Auch die Bauarbeiter wollten ihren Verdienst allzu bedeutend in die Höhe treiben; allein die Polizei benahm ihnen die Lust dazu, indem sie die Aufstifter bestrafte und dann zum Thore hinausjagte. — Was nun die Heruntertaxirung der Erben nach dem Brande und die Expropriation solcher Brandstätten betrifft, deren Plätze zur Ausführung des Verschönerungsplans nöthig sind, so hat die Aengstlichkeit, mit der man dem anfänglich willkührlichen Verfahren zusah, jetzt größerem Vertrauen und offenbarer Zufriedenheit Platz gemacht. Unter 1400 neuen Taxationen sind nur 25 Reklamationen erhoben worden; so auch mit der Exropriation, welche nur da eintritt, wo sie durchaus vonnöthen ist, und gegen angemessene Vergütung. — Von den Straßen, die vorzüglich schön werden sollen, ist zuvörderst der alte Jungfernstieg zu nennen. Wo das Hôtel zur alten Stadt London stand, wird ein Bazar errichtet werden. Der Platz wurde, wie schon früher erwähnt, von einer Gesellschaft um mehr als 200,000 Thaler Preußisch angekauft. Für einen andern, viel schmälern Platz daselbst, wo das Hôtel de Russie stand, sind bei der Expropriation 150,000 Mark Banco vergütet worden. Die Buchhandlung von Perthes, Besser und Mauke wird daneben sich in höchst elegantem Aeußern erheben. Um die folgenden Plätze bewerben sich, sofern sie nicht in festen Händen (wie z. B. Salomon Heine's) sind, die reichsten Concurrenten. Nicht minder ist der dritte, neueste Jungfernstieg ein Gegenstand der Spekulation; auch er wird in größter Pracht sich in den Fluthen der Alster spiegeln, so daß diese Umgebung des schon von Hagedorn besungenen Alsterflusses von wahrhaft imposanter Schönheit seyn wird.

Die beispiellos verheerende Ausbreitung der Flammen vom 5ten bis 8ten Mai schien unsern Spritzen das Verdammungsurtheil gesprochen zu haben. Jedermann, er mochte etwas davon verstehen oder nicht, stimmte auch bei, daß sie nichts taugten. Eine neue Spritze kam aus England, eine wahre Wunderspritze. Sie mußte sofort probirt werden, und zwar neben den alten Hamburger Spritzen, neben den Sündern, die den Brand so schlimm hatten werden lassen. Und siehe da! die kleinen Hamburger Spritzen trieben ihren Strahl fast gleich hoch mit der englischen, die ungleich größer und theurer ist und fast die dreifache Bemannung erfordert. Dieser augenfällige Vorzug der alten Löschmaschinen, mit denen unter dem alten Repsold Wunder geschahen, erfüllte die Spritzenleute mit solcher Begeisterung, daß sie beim Emporstreben ihres Wasserstrahls laut riefen: „Hurrah, de Hamberger Sprütten schölt leben!"

Wunderliche Gerüchte waren hier zum Martinifest, als dem gewöhnlichen Umziehetag in Hamburg, verbreitet. Der Miethewucher hatte es sehr vielen ärmern Familien unmöglich gemacht, sich mit Wohnungen zu versorgen, und hie und da hörte man die Erklärung, nicht ausziehen zu wollen, weil man keine neue Wohnung habe. Die Fama ließ schon fremdes Militär an die Grenze rücken und der Bürgergarde angesagt seyn, am Miethetag auf den Generalmarsch zu horchen. Indeß hatte die Unterstützungsbehörde mit rastloser Anstrengung gesorgt, daß immer mehr neue Nothwohnungen für die Wohnungslosen erbaut wurden, und so ging der ängstlich erwartete Tag in aller Ruhe vorüber, obwohl noch der beschwerende Umstand hinzu kam, daß die Hafenbehörde gegen die bereits vollzogene Erbauung der Nothhäuser am Hafen protestirte, weil die Nähe derselben zu feuergefährlich für die in den großen Kauffahrteifahrern liegenden Waaren sey. Wirklich mußten, und wohl nicht mit Unrecht, die Häuserchen wieder abgebrochen werden. Naheliegend ist freilich die Frage, ob man denn das nicht vor dem Bau der Wohnungen einsehen konnte?

Die höchste militärische Person unseres Freistaats, der Kommandant von Hamburg ist gestorben. Oberst Karl Freiherr von Stephani, 1782 zu Grodnow in Polen geboren, trat früh in russische Dienste und behielt seine Vorliebe für diesen eisernen Staat auch in der Republik bei, in deren Dienste er 1821 eintrat. Durch Verbindungen mit Rathsmitgliedern (er heirathete des bekannten Senators Westphalen Tochter) gelang es ihm, einigen um die Stadt sehr verdienten Offizieren vorgezogen zu werden, worüber sich sehr langwierige und bittere Streitigkeiten zwischen dem Verstorbenen und dem verlängst verschiedenen Major to der Horst erhoben, welche wiederum mehrere viel besprochene Prozesse, Aussprüche von Universitäten und endlich ein Duell zwischen den beiden Offizieren zur Folge hatten. Nicht zu verkennen war die Abneigung des Publikums gegen den eingebürgerten Fremdling, der vom Lieutenant sofort zu der ersten Militärstelle Hamburgs avancirt war, und kein weiteres Anrecht an den kleinen Staat hatte, als, wie man sich damals ausdrückte, die „Schürze einer Senatorentochter." Dennoch ist es ihm gelungen, sich in seiner Stellung die Achtung der Billigdenkenden zu erwerben; er hat manches Nützliche in seinem Kreise gewirkt und sich die Liebe der Soldaten erworben. Minder glücklich war er im Familienkreise. Die Frau, welche ihm die Stelle verschafft, entwich mit seinem Bedienten und lebt noch im Auslande. Seine einzige Tochter von ihr ist gut verheirathet. Es fragt sich, ob Hamburg die Stelle eines Kommandanten wieder besetzen werde. Gewiß scheint sie für eine offene Stadt, für welche Krieg Krähwinkelei wäre, überflüssig, und, so viel wir wissen, hatte auch der Verstorbene kaum noch Funktionen. Unter den jetzigen schweren Verhältnissen wäre überdieß die Ersparniß von jährlichen 12,000 Mark, welche er bezog, nicht zu verachten.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 127.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 301.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Sonnabend, den 17. December 1842.

Schwebt nur heran, das Herz iſt offen!
Steigt jung und ſonnig aus dem Grab;
Bringt altes Träumen, Lieben, Hoffen
Zu unſrer neuen Zeit herab.

A. Stöber.

Sagen und Geſchichten aus dem Lechrain.

Gewiß, lieber Leſer, gedenkſt du der ſchönen Zeit, da du dir an winterlichen Abenden Geſchichten erzählen ließeſt, da ſich dein kleiner Kopf mit tauſend Bildern, dein Herz mit tauſend Empfindungen füllte, die Geſchichten mochten nun ſeyn wie ſie wollten, luſtig oder ernſthaft, ſchauerlich oder wunderlich; es mochte da die Rede ſeyn von roſenfarbigen Prinzeſſinnen oder kleinen Zwergelein, von Räubern oder tapfern Königsſöhnen. Ein ſüßer, wunderbarer Genuß, der ſelbſt in der Erinnerung noch ſo zauberhaft wirkt! — Den Kindern wird's jezt nicht mehr ſo geboten; ſie ſind alle ſo zeitig ernſthaft und geſcheidt und würden die alte Großmutter auslachen mit ihren Drachen und Geſpenſtern, und wenn ſie Mährchen brauchen, ſo leſen ſie moraliſche Contes des fées.

Wenn nun aber auch das Mährchen Abſchied nimmt, nebſt ſeiner Schweſter, der Sage, an der ohnedem die Gelehrten ſo viel zu tadeln haben, ſo gibt es dennoch im deutſchen Vaterland allerlei Winkel und Stellen, wo die Verbannten ſich blicken laſſen und gerne verweilen, und ſolch ein Plätzchen iſt auch meine Heimath, der Lechrain. — So heißt ein ſchmaler Streifen Landes, der an beiden Ufern des Lechfluſſes vom Hochgebirg in Tyrol ſich dehnt bis zum alten, reichen Augsburg hinab, bis an's ſchlachtenbereite Lechfeld. Hier ſind ſeit uralten Tagen die Marken der Allemannen und Bojoaren geweſen und ſind's geblieben bis heute. Früher, als noch die Römeradler herriſch über dieſe Lande flogen, hauste hier ein eigener germaniſcher Stamm, die Lykaten, die Lechſöhne, hochgeachtet ob ſeiner Tapferkeit und ſeines Freiheitsſinnes. Sie trugen nicht die fremde Herrſchaft und zogen den Tod vor, alſo daß ihr ganzes Volk fiel in der Vernichtungsſchlacht bei Damaſia, am großen See der Amper, wo jezt etwa Dieſſen ſteht, der Markt und das Kloſter. — Nicht lange ſaß der römiſche Coloniſt auf dem eroberten Boden, aus dem wir hier manch Zeugniß ſeines Daſeyns graben. Die Caſtra und Manſionen wurden gebrochen von den wilden Stürmern, die aus dem hercyniſchen Wald niederſtürzten nach dem ſonnigen Italien, die Brückenjoche des grünen Lechs, wie ihn des Auguſtus Poeten nannten, brachen, und auf den Trümmern von Esco und Abudiacum wucherte bald junges Grün und die Heerſtraße der Legionen verflachte ſich mit dem Boden des Forſtes. — Als der große Volksſturm ausgetost, da wohnten friedlich Bajuwaren und Allemannen auf dem verlaſſenen Lande um den Fluß, und aus ihrer Nachbarſchaft entwickelte ſich der lechrainiſche Stamm, in Sitte und Sprache vermittelnd zwiſchen beiden Völkern, der Erbe der beiderſeitigen Eigenthümlichkeiten, und darum reich an Allem, was dem ächten

Volksleben angehört. Auf dem Boden, den die Lechrainer bewohnten, ging auf dem kleinſten Raum die große Geſchichte des deutſchen Volkes vorüber, ſie ſelber immer damit verflechtend, noch heute ſichtbare Spuren zurücklaſſend, vor Allem in der Erinnerung der Bewohner. — Durch die Wildniß am Gebirge, wo der Lech aus den Schlünden bricht, die der Römer Fauces Juliä hieß, zogen zuerſt die Apoſtel der Deutſchen, Sankt Magnoald und Collomann, das Kreuz predigend, das Feld bauend. Uralte Kirchen ſtehen an den Ufern; auf dem Schutte des Caſtells zu Epfach ſtand Sankt Wicterps, des Augsburger Biſchofs, beſcheidene Zelle. Alle dieſe Namen nennt der Lechrainer noch unter ſeinen Schutzheiligen. Da wählten auch die Karlinger ſich ſchönes Beſitzthum in dieſem Gau, und ihre Geſippten, die Welfen, hatten ſodann ihr Gut inne ſeit grauer Zeit, als ihr älteſtes Allod. Den Welfen folgten die Hohenſtauffen, dieſen die Schyren, die Bayerherzoge, im Beſitz des Lechrains, der Grenze gegen Schwaben. Darum brach Alles über den ſchmalen Landſtrich her, was beide Nachbarländer berührte: die Fehden der Fürſten mit den reichsfreien Bürgern der Städte, die Horden des Bauernkrieges wälzten ſich hier herüber, bis ſie am Peiſſenberg an der Treue des bayeriſchen Landſturms zerſtiebten; der Schwede wüthete nirgends wilder; der Pandur folgte ihm, als im Aufſtande von 1705 gegen „Kaiſers Unfug" der Lechrainer die blau und weiße Fahne erhob.

Darum weiß von alle dem der Bürger und Bauer noch zu erzählen, und neben den geſchichtlichen Erinnerungen, die im Volksmund ſchnell zur Sage werden, erblühten Mährchen und Geſchichten, halb mahnend an die Zeit, die ſie gebar, halb verſetzt und aufgeputzt mit allerlei Zuthat, wie ſie des Volkes Witz, Laune, Träumerei oder Glaube mit ſich bringt. Noch immer gräbt ſich der weißbartige Kaiſer, der große Karl, mit ſeinen Erdmännlein vom Untersberg herüber bis zur alten Eppkirche im Peitingerfeld, um dort die Chriſtmette zu feiern; am Schloßberg flammt in den Tannen der Geiſt des wilden, unſteten Welfs, der im Steingadner Grabe nicht Ruhe hat; um den Alpſee ſchweben des jungen Conradins Lieder. Im Schongauer Schloß ſchied der ſtarke Chriſtoph, der Bruderfehde müde, vom Bayerlande, ſein Teſtament in der Bürger Hände legend; darum weint es oft unheimlich in den Gängen. Noch weiß man vom Doktor Luther auf der Schwangauer Burg, und böſe Mönche toben als wilde Jäger in der Amperleite. Alles, was zerſtört iſt in Kirchen und Klöſtern, das rührt vom Schweden her, der den wundervollen Karfunkel ſtahl aus der byzantiniſchen Krone des „großen Gottes" in der ſiebenhundertjährigen Kirche zu Altenſtadt. In den Mauern der Landsberger Häuſer ſtecken noch Torſtenſohns Kugeln; noch ſteht der Thurm, von dem die Jungfrauen in den Lech ſprangen, ihre Ehre zu retten, und franzöſiſche Granaten zieren die weißen Stadtmauern des allzeit treuen, tapfern Schongaus.

(Fortſetzung folgt.)

Fünf Tage in Verona.

(Fortſetzung.)

Kirchgänger zogen an mir vorüber, meiſt weiblichen Geſchlechts. Sie wandten ſich der nahen Kirche St. Lorenzo zu. Ich folgte ihnen. Die Abendandachten ſind ſtets beſucht. Ich fand die Kirche erleuchtet. Der Prieſter ſtand vor dem Altar und ſprach zu den im Halbkreis um ihn ſitzenden Hörern in freiem, belebtem Vortrage. Die italieniſchen geiſtlichen Redner haben, ſo weit ich es hörte, denſelben Tonfall, eher Rezitativ als Sprache, den ich mir wie auf Noten geſetzt einprägte. So viel ich aus ſeiner Betrachtung entnehmen konnte, war ſie lebendig, eindringlich. Der heilige Ort, deſſen Attribute, der Altar, das Sakramenthäuschen, das Bild des Gekreuzigten ꝛc., auf welch Alles er mit faſt theatraliſchen Bewegungen hindeutete, mußte ihm zu wirkſamer Ausſtattung ſeiner Rede dienen. Dieſelben Bezüge nahmen alle Prieſter, die ich hörte, bei ihrer Rhetorik zu Hülfe.

Ich ſtand vor dem von San Michieli in der erſten Hälfte des ſechzehnten Jahrhunderts gebauten Palaſt Bevilaqua, der auf mich als eine ſpezifiſch neue Anſchauung den erweckſichſten Eindruck machte. Eine lange, durch Abbildungen ſolcher Bauwerke erregte Sehnſucht ward geſtillt. Eine phantaſtiſch ausgeprägte Pracht, die ſich in ungemeinen Ausladungen, grotesken Ueberladungen gefiel; ein herrlicher Vorwurf für Nachbildungen, um ſo mehr, da der Palaſt oben nicht ganz ausgebaut iſt, was äſthetiſch für Zerſtörung gilt, auf der Leinwand im Naturton eines Canaletto, körperlich durch die Phelloplaſtik. — Er ſieht auch wirklich, von dem Zeitangriff zernagt und ergraut, dem Kork ähnlich und viel narbiger aus, als ich mir von Gebäuden aus dieſer Epoche gedacht hatte. — Von Seiten der architektoniſchen Zweckmäßigkeit, der Wohnlichkeit, der Nothwendigkeit der Struktur betrachtet, kann man viel gegen den Styl dieſes Meiſters, wie des Palladio, Sanſovino ꝛc. vorbringen; aber pittoresk iſt er im höchſten Grad, eine Malerei in Steinen. Wie die Wiſſenſchaften, ſo ſind auch die Künſte, einerſeits der Menſchheit zu helfen, andererſeits aber auch um ihrer ſelbſt willen da; jede bemächtigt ſich der höchſten Stufen der Ausbildung, jede ſucht durch ſich eine Welt, die Welt darzuſtellen. Dieſer

Styl mußte in einer bildungsfrohen Zeit kommen; die Ausbildung der Skulptur leitete zu ihm, oder sie riefen einander wechselseitig hervor. Er ist üppig, pompös, aber nicht geschmacklos, wie das jezt wieder in Scene gesezte Rococo. Ist der altdeutsche Styl nicht auch eine solche Erklimmung der höchsten Spitze über Nothwendigkeit und Bedürfniß hinaus gewesen? — Man muß dergleichen Architekturen im Mondschein sehen, um sie recht in ihrer eigenthümlichen ernsten Majestät zu begreifen. Die hehren Schlagschatten dieser Säulen und Pilaster, dieser Statuen, Arabesken und Gesimse versöhnen uns in Erstaunen und Freude mit jenen Meistern, die solche Eindrücke vorhergesehen und berechnet. — Mein Quartier war ganz nahe, und wie oft hemmte ich meine Schritte vor dieser Façade!

Ein Bücherträdler hatte seinen Kram auf einem Vorsprunge des Sockels aufgestellt. Ich durchlief die Reihen nur flüchtig, aus Besorgniß, ich möchte ein schätzbares Werk finden und meine expedite Fußgängerschaft mit einem papiernen Quaderstein zu belasten versucht werden. — Auch in das Innere des Palastes ging ich, das ich nicht eben vom heitern Geist reinlicher Wohnlichkeit und bequemen Tagesgebrauchs durchzogen fand, konnte auch wegen geschlossener Thüren nicht weit vordringen. Die ehemaligen Sammlungen von Gemälden und antiken Skulpturen wurden aus einem Kellerversteck gezogen und an den damaligen Kronprinzen von Bayern verkauft.

Man geht in Italien spät in's Schauspiel, etwa um die Zeit, wo bei uns arbeitsmüde Leute und Frühaufsteher sich zu Bette legen, in Verona z. B. um 8½ Uhr. Das Theater ist in dem am Platze Bra gelegenen, in Palladios Styl gebauten, von dem Marchese Maffei gestifteten Museo Lapidario. In dessen Hofe sind unter Arkaden hetrurische, griechische und römische Denkmäler, Steinschriften und halberhabene Werke aufgestellt. Ich fand auf hölzernen Bänken meist Zuschauer männlichen Geschlechts. Sie behielten durchweg die Hüte auf. Die Noblesse war in den Logen vertheilt. Ich zählte nur dreißig weibliche Wesen gemischter Stände im Parterre vertheilt. Es zeigte sich jedoch kein Kranz schöner Damen, im Putz die Logen belebend und zierend. Mein Auge mußte sie fast wie in Verstecken suchen, doch fand es umlaufend endlich ein Antlitz, an dem es öfter und länger festhielt. Solche flüchtige Huldigungen eines Fremden gelten wohl nirgend in der Welt für zudringlich, am wenigsten bei Italienerinnen.

Das Theater hat fünf Reihen nicht zurückweichender Logen, ein Amphitheater und vorgeschobene Frontlogen, und ist sehr reich, nur etwas gekräuselt, ausgeschmückt. Im Halbkreise waren vor den Logen die Porträts berühmter dramatischer Dichter und Compositeurs, über ihnen diejenigen von berühmten Bühnenkünstlern en medaillon angebracht. Ich saß zufällig gerade unter Schiller, der nicht die mindeste Aehnlichkeit hatte. Goethe war nicht zu sehen, kommt auch wohl nicht auf ihre Bühne. — Das Publikum, wie bei uns, ungeduldig, rief den Beginn der Oper herbei, erwies sich dann im Verlauf nicht eben schwatzhaft und zeigte sich gegen die Leistungen der Künstler dankbar.

Die Dekorationen sind trefflich; den architektonischen lagen die herrlichsten Motive ja ganz nahe, so auch den landschaftlichen. Ich merkte auch wohl, wie Paul Veronese und andere alte Meister hier auf die Compositionen und das Colorit gewirkt haben mochten. Sie waren sehr kräftig, ohne Buntheit; oft erfreuten mich die angenehmsten Mitteltinten. In den landschaftlichen Scenen erkannte ich die großartige Natur um die am Ausgange der Alpen gelegene Stadt.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Weimar, November.

Die Vermählung des Erbgroßherzogs.

Die Vermählung unseres Erbgroßherzogs hat das ganze weimarische Land in fröhliche Bewegung versezt. Volksfeste, an denen die ganze Bevölkerung eines Landes Theil nimmt, knüpfen sich in den meisten deutschen Ländern an die freudigen Ereignisse in den fürstlichen Familien. In wie weit aber der wiederholte Ausspruch der Weimarschen Zeitung begründet ist: „so will es die Natur und ihr ewiges Gesetz; denn ein Volk, welches den schönsten Lebenstag seines Fürsten nicht ehrt, verdient nicht, daß es bestehe," überlassen wir der Entscheidung der Oeffentlichkeit, der wir ihn hiemit anheim geben. Genug, wir feierten das Fest unseres Fürsten aus freier, herzlicher Theilnahme und Ergebenheit, und glauben ihn dadurch besonders geehrt. Es war bedeutungsvoll, daß unser Erbgroßherzog bei seinem Einzug mit seiner jugendlichen Gemahlin das Stammland seiner Ahnen zuerst im Angesicht ihres hochherrlichen Sizes, der Wartburg, betrat. Aber welche Stelle unseres kleinen Landes wäre nicht durch große Geister und großartige, auf die Bildung des ganzen Vaterlandes einflußreiche Ereignisse geweiht? Hier die Wartburg mit ihren Erinnerungen an hochherzige Landgrafen, an die vereinten Minnesänger und ihren Wettkampf, an Luther und die Bibelübersetzung; dort Weimar mit seinen edeln Fürsten und den Grosgeistern der Nation, und Jena mit seiner glanzvollen Hochschule. — Von Eisenach begaben sich die Neuvermählten auf die festlich geschmückte Wartburg. Der Erbgroßherzog läßt den berühmten Siz seiner Väter in alter Herrlichkeit wieder herstellen. Ganz im Sinne der alten Zeiten, deren Erinnerungen auf das lebhafteste aufgeregt waren, ritt die junge Fürstin auf einem Maulthiere den hohen Berg hinan; den weiten Weg hinauf war ein langer, beweglicher, bunter Zug zu sehen, der das

gefeierte Fürſtenpaar begleitete. An der Pforte von einer Brüſtung ſchmetterte ihm freudiger Trompetenſchall entgegen, und vom Thurm tönte die erhebende Weiſe: „Nun danket alle Gott.“ Und als ſie die Kapelle ihrer Ahnen betraten, die durch Luthers Andenken geweihte, da erhob ſich draußen unter erſchütterndem Poſaunenton das gewaltige Lied: „Eine feſte Burg iſt unſer Gott.“ Tief ergriffen traten die Fürſten heraus auf den Hof und erhoben ihre Augen zum Himmel. Wohl mochte in dieſem Augenblicke alle Gemüther der Gedanke erfüllen an das gewaltige Wort Luthers, welches von dieſer Burg hinaus in die Welt gedrungen, und hoch erhoben mochten ſich die Herzen der Anweſenden fühlen, als die Nachkommen der größten fürſtlichen Vorkämpfer des Proteſtantismus, der alten Häuſer Sachſen und Oranien, in ſchönem Bunde vereinigt, ihre Knie ſenkten. Der Augenblick war groß und kein Laut unterbrach die feierliche Stille. — Ueber die großartigen Einzugsfeierlichkeiten, die ſich zu einem wahren Volksfeſt geſtalteten, gehe ich weg; ich käme mit einer Beſchreibung derſelben für die meiſten Leſer zu ſpät. — Der erſte feierliche Kirchgang der Neuvermählten erhielt eine ſchöne Weihe durch das kräftige Wort unſeres berühmten Kanzelredners Dr. Röhr, der über den Wechſel der Heimath und des Vaterlandes ſprach. In der ſpätern Predigt am Reformationsfeſte führte uns der kühne Redner die Leiden und Kämpfe der erſten Proteſtanten vor, und deutete dabei an, was die Vorfahren der nun verbundenen fürſtlichen Häuſer für dieſe Sache gewirkt. Wohl möchte Röhr hinſichtlich der Kraft des Vortrags der erſte Rang unter unſern jetzigen Kanzelrednern einzuräumen ſeyn.

(Fortſetzung folgt.)

Hamburg, November.

(Schluß.)

Das neue Geſangbuch. — Hamburg-Bergedorfer Eiſenbahn.

Mit dem neuen Jahr werden auch unſere Kirchenbücher eine Reformation erleiden. Das ſeit Jahren ſo zu ſagen angedrohte neue Geſangbuch iſt nunmehr erſchienen. Wenn es nicht vollkommen erſcheint, ſo iſt ſicherlich weder die darauf verwendete Zeit noch die Zahl der Redaktoren Schuld daran. Die Mitglieder reverendi Ministerii haben deßhalb über zweihundert Sitzungen gehalten. Die Zahl der Geſänge iſt aber auch verdoppelt, und die neu hinzugekommenen ſind faſt alle von ſtreng orthodoxer Farbe. Von Seiten verſchiedener Geiſtlichen wird die Einführung dieſes neuen Geſangbuches als eine ſo wichtige Sache betrachtet, daß einer derſelben, ein ſonſt ſehr verſtändiger Mann, mit dem größten Nachdruck äußerte: von dem erwachſenen Geſchlecht ſey eine Beſſerung durch das neue Geſangbuch wohl nicht mehr zu erwarten, ſondern nur vom heranwachſenden. Das aufgeſchoſſene Geſchlecht fragt allerdings zuvörderſt nur, ob das neue Geſangbuch theurer ſey, und wird dieß bejaht, ſo ſchimpft es. Sonſt wird übrigens die Einführung des neuen Buches äußerlich keine Folgen haben. Bei der Einführung des nun abgeſchafften gab es ernſtere Mißhelligkeiten. Dieß iſt freilich daſſelbe Buch, von dem der myſtiſche Paſtor Krauſe behauptete, es enthalte nur zwei ächt lutheriſche Geſänge.

So erfreuliche Ausſichten die bei der Hamburg-Bergedorfer Eiſenbahn Betheiligten vor dem Brand auf den Erfolg dieſes Sommers hatten, ſo niedergeſchlagen war aller Muth, als die Flamme den Lebensnerv der kleinen Bahn, die Vergnügungsluſt der Hamburger, verſengt zu haben ſchien. Vielleicht waren die Hoffnungen übertrieben; die Furcht war es gewiß. Die Bahn war an manchen Tagen dieſes Sommers ſo ſtark befahren, daß die Geſellſchaft nicht Wagen genug beſaß, um alle Paſſagiere zu befördern, und eine Extralocomotive noch im Dunkeln die zurückgebliebenen Gäſte von Bergedorf holen mußte. So hielten ſich denn auch die Actien der Geſellſchaft immer noch auf erträglichem Stande, auf etwa 80 Procent. Bis Ende Oktobers hatte die Bahn ſeit ihrer geräuſchloſen Eröffnung (15ten Mai d. J.) 155,020 Paſſagiere für 81,659 Mark 2 Schilling Fahrgeld befördert, ein Reſultat, deſſen Vorherverkündigung während der Brandtage zu den Hirngeſpinnſten gezählt worden wäre. Seit Eintritt der ſchlechten Witterung haben die Vergnügungsfahrten aufgehört, da gleichzeitig ja auch der Zufluß von Fremden nach Hamburg geringer wird. Die Frequenz der kleinen Bahn iſt nunmehr auf den Geſchäftsverkehr angewieſen; ſollte man nun aber glauben, daß ſolcher im Monat zehn- bis zwölftauſend Menſchen aus der Umgegend Bergedorfs nach Hamburg führen könnte? Da ſind aber vorzugsweiſe die weit und breit bekannten Vierländer, welche einen ausgedehnten Korn-, Frucht- und Kälberhandel nach Hamburg treiben, wie ſie nicht minder den Blutegelhandel in Händen haben. Dieſe in ihrer uralten Nationaltracht einhergehenden bäuriſchen Kaufleute, die mit ihren Familien zwiſchen acht- und neuntauſend Seelen ausmachen, benutzen die Eiſenbahn am häufigſten und ſind zugleich nicht die unangenehmſten Paſſagiere derſelben. Sie ſind meiſt gebildet und beleſen, gewandt im Umgange, kurz und bündig, aber auch ſchlau in Geſchäften; ſie ſind den Bewohnern Bergedorfs, des Hauptſtädtchens von Vierlanden, die ſich in Kleidung und Sitten nach Hamburg richten, ohne die angeborne Kleinſtädterei ablegen zu können, weit vorzuziehen. Um aber wieder auf die Eiſenbahn zurückzukommen, ſo iſt die Ausſicht auf die Fortſetzung nach Berlin noch keineswegs ſo nahe, als man ſich ſchmeichelt. Der Totaleindruck, den die Eiſenbahnanlagen auf die Spekulationsluſt machen, iſt im Allgemeinen ein ungünſtiger. Man betrachtet Actienzeichnungen als Opfer des Patriotismus; man berechnet ſchon im Voraus den wahrſcheinlichen Verluſt und ſucht ihn möglichſt in's Enge zu ziehen, indem man ſo wenig Actien nimmt, als ſich mit dem point d'honneur verträgt. Gleichwohl ſieht Jeder ein, daß die Eiſenbahnen am Ende den Verkehr bedeutend heben, und ein ſchlagendes Beiſpiel iſt ja eben die kleine Bergedorfer Bahn. Vor ſechs Jahren hatte ein einziger Botenwagen kaum täglich Paſſagiere; die Chauſſee ward gebaut, und bald fuhren täglich ſieben Omnibus; die Eiſenbahn iſt im Gange und es fahren täglich mehr denn dreihundert Paſſagiere zwiſchen Hamburg und Bergedorf. — Die Actien dieſer Bahn ſtehen jetzt höchſt wahrſcheinlich auf ihrem niedrigſten Punkt und laſſen eine Beſſerung um ſo eher erwarten, als das Anſchlagkapital von 1½ Millionen Mark Banco nicht überſchritten zu werden braucht, um die Bahn ganz zu vollenden, und andererſeits durch den Brand indirekt der Eiſenbahngeſellſchaft dadurch ein Nutzen entſtanden iſt, daß das von ihr früher erworbene Grundeigenthum jetzt einen bedeutend höhern Werth hat. So werden denn jetzt neben der Bahn zwei Straßen erbaut auf Stellen, die einſt ſumpfige Wieſen waren, ſelbſt für das Vieh nur zu gewiſſen Jahreszeiten zu benutzen. Ehe man ſich deſſen verſieht, wird Hamburg mehr denn ein Viertheil an Ausdehnung gewonnen haben; von den Gängen und Böden wird ſich die Ueberobligerung hinausziehen in die freien neuen Räume vor den Thoren; mehr Geſundheit und größere Reinlichkeit wird einkehren, und mittelbar darf ſich die Eiſenbahngeſellſchaft einen Theil dieſer Folgen zuſchreiben.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 302.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Montag, den 19. December 1842.

— He slumber'd,
While in her thought his days are number'd.
Byron.

Wie zwei Schweſtern.

Nach Alfred Tennyſon.

Wir waren zwei Töchter aus Einem Haus;
Sie war die Schönſte, ſie ſtach mich aus.
Wie weht der Wind über Thurm und Höh'n!
Sie fiel, er war ein ſtattlicher Mann;
Ich meine, die Rache ſtand wohl mir an!
O, der Earl war ſchön zu ſeh'n!

Sie ſtarb, ſie ging in die ewige Gluth,
Sie miſchte mit Schmach ihr altes Blut.
Wie heult der Wind über Thurm und Höh'n!
Ganze Wochen und Monde, Tag und Nacht,
Seine Lieb' zu gewinnen war ich bedacht:
O, der Earl war ſchön zu ſeh'n!

Ich gab ein Feſt, er war beim Schmaus;
Ich gewann ſeine Lieb', ich bracht' ihn nach Haus.
Wie brüllt der Wind über Thurm und Höh'n!
Und nach dem Eſſen, die Kleider los,
Da legt' er ſein Haupt in meinen Schooß:
O, der Earl war ſchön zu ſeh'n!

Seine ſchwarzen Wimpern küßt' ich zur Ruh';
Auf meiner Bruſt, da ſchloß er ſie zu.
Wie wüthet der Wind über Thurm und Höh'n!
Ich haßte ihn mit der Hölle Haß,
Aber ſeine Schönheit gefiel mir baß:
O, der Earl war ſchön zu ſeh'n!

Aufſtand ich in der ſtillen Nacht;
Blank hab' ich und ſcharf meinen Dolch gemacht.
Wie raſt der Wind über Thurm und Höh'n!
Halb im Schlafe lag er — kein Laut in der Burg!
Da ſtieß ich ihn dreimal durch und durch!
O, der Earl war ſchön zu ſeh'n!

Ich kämmt' und lockte ſein ſchönes Haar;
Er ſah ſo groß, als er todt nun war.
Wie weht der Wind über Thurm und Höh'n!
In ein Bahrtuch hüllt' ich den todten Mann,
Seiner Mutter zu Füßen legt' ich ihn dann:
O, der Earl war ſchön zu ſeh'n!

F. Freiligrath.

Fünf Tage in Verona.

(Fortsetzung.)

Wie war mir, als der Vorgeiger die Quinte zur Intonation anstimmte! Eine süße Erinnerung an meine Jugend, wo ich ahnungsvoll der neuen Offenbarung einer Mozartschen Oper harrte! Ich fühlte mich wieder jung, erwartungsreich und recht gestimmt, mit regem, vollem Sinn und Gemüth das Kommende zu begrüßen, zu empfinden. — Das Orchester war gut besezt; es bewährte Gefühl und Geschmack und namentlich eine lobenswerthe Zurückhaltung, wenn die Sänger gelten sollten. — Den Namen der Oper, so wie die der Matadore habe ich nicht behalten. — Das Sujet war romantisch: Mißverständniß, Verkennung, Eifersucht, brennendes Haus, Kindesrettung, Aufopferung, Versöhnung. Die Prima Donna und die zweite Sängerin hatten sehr metallreiche, weiche Stimmen. Sie schonten sich mehr als die unsrigen und riefen nicht den Beifall durch Schreien hervor. Ihr Vortrag bewährte die größte Sorgfalt. Ein leidenschaftliches Duett wirkte elektrisch; es galt auch mir für vollendet und in den kleinsten Nüancen rein ausgebildet. Sie wußten ihre Schule, ihr reges Gefühl, ihren dramatischen Takt auf's Erfreulichste geltend zu machen. Es war ein Tongemälde mit Meisterstrichen, mir eine wahre Seltenheit. — Der Primo Huomo, ein guter Tenor, schien doch den Passagen auszuweichen. Ich vernahm überhaupt hier und in Venedig nichts von Bravour und weiß nicht, ob das nur zufällig so gewesen. Er gefiel, weil seine Manier von den Singlustigen nachgeahmt werden konnte. Ich hörte da und dort Knaben, die seinen Vortrag nachahmen wollten, aber, wie es geht, gerade seine Mängel, z. B. seinen Nasenton, und noch mit Zugabe nachsangen. — An der Kraft, Uebereinstimmung und dem Wohlklange des Chors merkte ich gut, daß ich im Süden, unter nebelloserem Himmel war.

Eines Abends ging ich über die Brücke della Pietra bei der Kirche St. Stefano gegen das Kastell St. Pietro hinauf. Aus einer Schule kamen die Zöglinge, Knaben in Hüten und langen schwarzen Röcken, ganz jungen Clerikern ähnlich. Ich folgte ihnen. Es ging zwischen Gärten hinan. Bei einem krystallhell und reich fließenden Felsenquell, Fontana del Ferro von seiner Eisenhaltigkeit genannt, lagerten sie sich. Ich trank und sah ihrem lebhaften Verkehr zu, dann wand ich mich um die Felsen und stieg vollends zum Kastell St. Felice hinauf. — Hier fand ich nun Alles demolirt und umgewandelt. Schaaren von Arbeitern kamen mir entgegen, wunderliche, fremdartige Physiognomien, gebräunten, wilden Aussehens; doch grüßten sie. Es waren Ungarn, Slavonier, Zigeuner ꝛc. Aus jedem kaiserlichen Regiment werden je 300 Mann zu diesem Dienst beordert und von Zeit zu Zeit abgelöst. — Ich erklimmte eine Höhe der zum Theil schon ummauerten Erdwälle und sah nordwärts großartige Fortsetzungen dieser, wie mir däuchte, furchtbaren Befestigung, hohe Brustwehren, tiefe Gräben. — Ganz nahe stand mir einer der Maximiliansthürme, die ich auf der Herfahrt gesehen, einem Bienenkorbe vergleichbar, mit vielen Oeffnungen in seinen undurchdringlichen Mauern, die aber, statt von Wachs und Honig zu triefen, Tod und Verderben sprühen.

Die Aussicht nach Süden war hier grenzenlos; der ganze Halbkreis der lombardischen Ebene lag unter mir ausgebreitet. Gegen Mantua und Padua hin stellte sich die Fläche wie ein Meer dar, namentlich, da der Abend schon vorgerückt war, wenn ich mit zur Seite geneigtem Haupte nach der Länge der horizontalen Schichten der Erd- und Lufttöne hinaussah; ein ganz spezifischer, malerischer Genuß, den man sich auf jeder weithinschauenden Höhe gönnen sollte. — Unten lag die Stadt mit ihren ungemeinen, aus verschiedenen Epochen stammenden Mauern und neuern Fortifikationen und der großen Wasserschlange, der Etsch. — Ein ernstes, abendliches Schweigen war um mich. Nur ein paar Menschen sah ich noch bei einer für die Arbeiter errichteten Garküche aus- und eingehen. Die auf mich eindringende wachsende Unheimlichkeit, wie wenn der Kriegsdämon hinter diesen Bollwerken gespenstisch schliefe, zerstreute ein idyllisches Landschaftbild, das mich besonders anzog. Zur Seite zog sich neben den Befestigungen von der Höhe ein äußerst lieblich mit Wein- und Obstgärten angebautes Thälchen gegen die Stadt hinab, darin ein Wirthshaus einladend gelegen. — Ich wandte mich wieder der Stadt zu. In den einsamen Hohlwegen fühlte ich doch einige Besorgniß, ob nicht irgend ein Marodeur mir unerwartet aus einem Winkel entgegentrete und mich um Uhr und Geld anspreche. — Es war Nacht, als ich in die kleine, hellbeleuchtete Kirche St. Giovanni in Valle eintrat und meinen schweifenden Sinn an dem Anblick der andächtigen, sie gedrängt ausfüllenden Versammlung beruhigte. Sie ist durch zwei altchristliche Sarkophage merkwürdig, die mit Basreliefs geziert sind und in deren Einem der Sage nach die Gebeine der Apostel Simon uud Judas Taddäus liegen sollen.

Nach derlei einsamen Wanderungen fühlte ich mich in meiner sanften „Columba" und bei ihrem freundlichen landsmännischen Besitzer wieder ganz heimisch. Herr Epple erzählte mir sein Schicksal. Als Bäckerjunge war er in die Fremde gezogen, hatte Franzosen und Kaiserlichen Brod und Branntwein verkauft, war dann zum Feldbäcker avancirt und hatte sich so einiges Vermögen erworben und das abgängige Gasthaus wohlfeil an sich gebracht.

(Fortsetzung folgt.)

Sagen und Geſchichten aus dem Lechrain.

(Fortſetzung.)

Zudem iſt der Lechrain ein ſchönes Land, den Zauberreiz der Berge vereinend mit der träumeriſchen Weite der Ebene, vor Allem reich an ſogenanntem vorgebirgiſchem Charakter, wo hohe Waldhügel, ſanfte Matten, zerriſſene Schluchten der Bäche und fruchtbare Feldung ſich an die Abſtiege des Hochgebirgs lehnen, zur unabſehbaren Fläche verwogend. Luſtige Städtlein hängen am Uferrand; ſonſt liegen meiſt einzelne Höfe oder Weiler verſtreut in Waldſchatten oder auf ſonnigen Höhen, der Dörfer ſind wenige; dazwiſchen ein verödetes Kloſter, und oben am Fuße des Säulings, von grünen Seewellen beſpült, winkt die Zauberburg von Hohenſchwangau, in deren Hallen in Bildern, voll Licht und Wonne alle die Geſtalten wohnen, die einſt dieſen Boden überſchritten, aus deren Thürmen die Harfen Hiltebolds des Swanegriers und der großen Stauffenkaiſer geiſterhaft erklingen. — Des ſchönen Landes Bewohner ſind ein freimüthig, friſches Volk, redeluſtig und keck in Wort und That, die ſinnige, bildſame Weiſe der Schwaben einend mit bayeriſcher Kräftigkeit und überſprudelnder, lebensfriſcher Luſt; wie ſie denn auch eine Sprache haben, die von beiden das Originelle entlehnt hat.

Singen iſt bajuwariſche Sitte, ſagen ſchwäbiſche, bei mir daheim thun ſie beides. Die ältern Leute, wenn die Stimme verklingt und die neuen „Gſanglen" nicht mehr im Gehirn haften wollen, halten mit Vorliebe ſich an's Erzählen. Der rauhe Spätherbſt, der lange Winter bringt Jung und Alt zuſammen in den „Hoamgarte," in die Kunkelſtube, wo die Weiber und Mädchen ſpinnen, die Buben Späne ſchneiden. Manchmal ſummt und ſchwirrt wohl die Cither ein Stündchen lang ihre Tanz- und Sangweiſen; aber das „Gſchichta-Verzähla" gewinnt immer ſein altes Recht. Da werden aber die Geſchichten auch für die großen Leute erzählt, die Kinder haben wenig Beſonderes für ſich. Irgend ein Vorfall, ein Wort, eine Frage gibt Anlaß, eine von den „Geſchichten" daran zu knüpfen.

So habe ich denn in meinem Gedächtniß allerlei Sagen und Mähren bunt genug zuſammengebracht. Viele davon habe ich ſchon als Bube gehört von unſerer alten Hauswärterin, kurzweg „Mutter" genannt, weil ſie unſeres bäueriſchen Geſpielen Mutter war, mit dem wir am Herrenhofe die Bubenjahre vertobten. Auf Wallfahrten und einſamen Streifen nach den Einödhöfen ſammelte ich ſpäter Neues dazu, und ſo ſpeicherte ich denn die lieben Blüthen und Blumen heimiſcher Poeſie in mir auf, bis mir die Luſt kam, ſie auch Andern zu erzählen.

Ich bitte den Leſer, nur ein Reſtchen mitzubringen von der Geſchichtenluſt ſeiner Kindheit. Erzählt habe ich die Dinge ſchlecht und recht, wie ich ſie gehört. Wer noch ſo etwas übrig hat von der kindlichen Kunſt, das Aechte und Eigentliche zu finden an den armen Sagen, den Kern aus der Hülle zu löſen, der wird mir wohl gütig zuhören und lächeln, wie ehedem in der ſeligen Maienzeit des Lebens.

I.

Der gangede Schuſter am Schönberg.

An rauhen Herbſtabenden, ſelbſt zur Winterszeit, kam es öfters, daß ein müder, wandernder Handwerksburſche an die Thüre klopfte und um Gotteswillen bat um trockenes Dach und Fach. Im wilden Wetter, im Sturm und Schneegeſtöber konnte der erfrorene Geſelle das nahe Schongau und ſeine Zunftherberge oft nicht mehr erreichen, und dem armen Burſchen fehlte obendrein der Nachtgroſchen für das Strohlager im Wirthshauſe. Da laufen ſie denn zum nächſten Haus und betteln, im Heu ſchlafen zu dürfen. — An der Straßenſcheide ſteht nun aber das Herrenhaus, meine Heimath. Durch die Ritzen ſeiner Fenſterläden glimmt oft noch ſpät ein tröſtender Lichtſchimmer für den einſamen Wanderer, während bei den bäueriſchen Nachbarn früh die Lampe erlöſcht und der ſchwere Frühſchlaf einkehrt.

Ich weiß einmal, es war ſpät im November, das Allerſeelenfeſt mit ſeinem lezten Blumenputz, Sanct Cäcilienstag, der Spielleute Jahrestafel und Tanz waren vorüber, — da kam auch ſo ein armer Handwerksburſch, ein blutjunger Bube, ein Weber von Jsny, und bettelte um Herberge. Wie er fror und zitterte, wie er uns Alle erbarmte! Bald ſchlief er in dem Ofenwinkel, dem Faulbett der Landleute, auf dem Laubſack in der Beſchließerin Stube. Zu uns aber ſagte die „Mutter," indem ſie zum Ofen niederſaß: „Merkt es euch, ihr Bube und Mädle, laßt ſo ein Menſchenkind nicht umſonſt an eure Thüre klopfen und bitten. Ruft ihn herein und herbergt den Wandersmann, das bringt Gotteslohn. Das Mehl in der Truhe wird ſich mehren, wenn ihr ihm etwa eine beſondere Suppe kocht, und für das Heu, das er euch zuſammenliegt, wird der liebe Herr das Grummet dichter wachſen laſſen im Frühjahr. Der Lohn für einen gepflegten Reiſenden ſtellt ſich oft eher ein, als ihr denkt. Davon weiß ich ein lebendiges Exempel, das hat mir der Bauer am Schönbergle erzählt, erſt im verwichenen Winter, als ich hinein kam, Schnitte und Huzle * einzuhandeln von den obſtgeſegneten

* Gedörrte Aepfel- und Birnſchnitten.

Höflern. — Bleibt hübſch munter und ich berichte euch die merkwürdige Begebniß, wie ich ſie wahrhaftig habe von dem Manne, der ſie erlebt."

„Derſelbige Bauer ſaß vert, * gerade im Advent, Abends ſo mit ſeinen Leuten in der warmen Stube und ließ ſich wohl ſeyn; da klopfte es, wie bei uns vorhin, und als des Bauers Mädle hinausgeluegt zur Fenſterlucke, da ſtand draußen Einer und bat, man möge ihn einlaſſen, es wettere und hauſe gar zu wild. Der Bauer beſann ſich eine Weile, denn es iſt nicht allemal rathſam, auf einöden Höfen dem Nächſtbeſten Thür und Riegel aufzuthun; aber die Tochter bat ihn, daß er mildherzig ſeyn möge, abſonderlich in einer Zeit, die uns gemahnt, gegen den armen Wanderer Erbarmniß zu haben und nicht gleich den Juden unſer Haus abzuſperren, wie die es thaten, als Maria und Joſeph Herberge ſuchten. Da ließ ſich der Bauer bewegen und das Bärbele (Barbara) eilte, dem Wandersmann aufzuthun."

(Fortſetzung folgt.)

* Im vorigen Jahre.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Weimar, November.

(Fortſetzung.)

Liszt und Rubini. — Theater. — Reyer.

Zur Verherrlichung des Feſtes hatten ſich auch Liszt und Rubini eingefunden, die ihre mächtigen Kräfte in mehreren Konzerten am Hof, wie auch ſpäter im Theater glänzen ließen. Unſere Großherzogin, ſelbſt ausgezeichnete Dilettantin im Klavierſpiel, iſt eine große Bewunderin von Liszts Talent; und ſo iſt es gekommen, daß dieſer Klavierheros im vorigen Jahre den Falkenorden erhielt und in dieſem Jahre zum Kapellmeiſter in auſſerordentlichem Dienſt ernannt wurde. Drei Wintermonate im Jahr wird er hierher kommen, dem Hof den Genuß ſeines Spiels gewähren und in ähnlicher Weiſe, wie früher Hummel, die Hofkonzerte dirigiren. Rubini kam vielleicht in der Hoffnung, das vom König der Franzoſen nicht Gewährte in unſerem Großherzogthum zu erlangen und gleich Liszt dekorirt zu werden; er erhielt aber die hieſige goldene Civilverdienſtmedaille — doch wohl, weil er ein Konzert für die Armen gegeben — und ſah ſeine Wünſche erſt in Koburg erfüllt. Wie erhebend muß das Gefühl eines durch den Beifall des Publikums überſättigten und mit Reichthum überſchütteten Künſtlers ſeyn, wenn er das bunte Bändchen im Knopfloch erblickt! — Auf der Bühne wurde zur Vermählungsfeier ein Feſtſpiel vom Geheimen Hofrath Riemer gegeben, das ſich durch langweilige Geſchmackloſigkeit auszeichnete. — Einmal beim Theater, wollen wir etwas dabei verweilen. Es wurde uns in der noch nicht lange begonnenen Saiſon bereits manches Neue geboten. Wir ſahen zu wiederholten malen „Carl von Bourbon," hiſtoriſches Schauſpiel von Prutz, welches auf unſerer Bühne zuerſt zur Aufführung gekommen iſt. Das Stück, welches uns den bekannten Connetable Franz des Erſten von Frankreich, ſeinen Verrath und Tod vorführt, hat viel Lob und Tadel in unſerem Publikum hervorgerufen. Es iſt ein dramatiſches Erſtlingswerk; allein Prutz hat ſich als Kritiker und patriotiſcher Dichter bereits einen ſolchen Namen erworben, daß die Erwartungen ſehr hoch geſpannt waren und ein ganz anderer Maßſtab als ſonſt gewöhnlich angelegt wurde, und darum mochten Viele ſich nicht befriedigt fühlen. Eine große Fertigkeit der Sprache, viel Gewandtheit in Behandlung des Stoffs iſt den jüngern Dichtern par excellence, die ſich dem Drama zugewendet haben, nicht abzuſprechen; allein es zeigt ſich in ihren Werken zu viel kühle Berechnung; ſie ſind nicht Erzeugniſſe eines innern Bedürfniſſes, ſondern Produkte des Verſtandes, der vom Ehrgeiz getrieben wird und auf Beifall und Namen kalkulirt. Wir dürfen übrigens beim jetzigen Zuſtand unſerer Bühne ihren Beſtrebungen unſere Theilnahme nicht verſagen, denn noch iſt der Genius nicht erſchienen, der ſie in Schatten ſetzen kann. Das Drama von Prutz nimmt unter dieſen neuern Leiſtungen einen nicht unbedeutenden Rang ein; es hat mehr Schwächen, aber auch mehr Vorzüge als die meiſten andern. Prutz arbeitet, wie ich höre, an einem vaterländiſchen Schauſpiel: „Moritz von Sachſen." — Im Converſationsſtück und im feinern Luſtſpiel leiſtet unſere Bühne immer noch Anerkennenswerthes, oft Ausgezeichnetes; iſt aber das die Höhe, auf der ein Theater ſich halten ſoll? Die Bühne wird auf dieſe Weiſe in die ſociale, in die proſaiſche Alltäglichkeit herabgezogen. Wir haben noch einige recht tüchtige Schauſpieler, doch auch dieſe werden zuletzt im allgemeinen Strome untergehen. Wie aber iſt es möglich, daß eine Bühne ſich halten kann, der eine jugendliche Heldin und ein jugendlicher Liebhaber fehlt?

Profeſſor Reyer hat im Sommer ſeine Arbeiten in der Goethegalerie auf unſerem Schloſſe fortgeführt. Architektoniſch und dekorativ iſt dieſer Saal noch von Meiſter Schinkel angeordnet. Die ganze maleriſche Anlage deſſelben durch Reyer bekundet ein ſehr glückliches Verſtändniß des Dichters. Raum und Dichtung haben offenbar dem Maler hier mehr Freiheit geſtattet, als in dem Schillerzimmer; ſein ganz in antikem Geiſt gebildetes Talent vermochte nach den Werken Goethes Vollendeteres zu bilden. Die beiden großen Hauptfelder den Fenſtern gegenüber ſind für zwei Scenen aus Fauſt beſtimmt; neben ihnen ſchwingen ſich die Gebilde der vier Hymnen „Prometheus," „meine Göttin," „Ganymed" und „Wanderers Sturmlied" arabeskenartig auf. Es iſt dem Maler gelungen, dieſe großartigen Gedichte in ihrem genialen Schwung, in ihrem begeiſterten Fortgang vor unſern Blicken plaſtiſch aufſteigen zu laſſen. Ueber den beiden Bildern aus Fauſt ſind ſechs Bilder der Balladen, alle einfach, wie dieſe herrlichen Dichtungen Goethes, im ergreifenden Moment aufgefaßt. Scenen aus den Dramen werden die Räume zwiſchen den Seitenthüren und den Fenſtern einnehmen; bereits ſind zwei Scenen aus Iphigenia vollendet, in einfacher Größe und antiker Würde; edle, göttergleiche Geſtalten, ſelbſt die Furien in ihrer Furchtbarkeit ganz im Sinne der edelſten Zeit des Alterthums. Profeſſor Reyer iſt für dieſen Winter wieder nach Leipzig gegangen, wo er bekanntlich der dortigen Malerakademie als Direktor vorſteht; mit dem Frühjahr kommt er wieder zu uns, ſeine Arbeiten fortzuführen, die wohl noch einige Jahre in Anſpruch nehmen werden.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 128.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 303.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Dienſtag, den 20. December 1842.

I would be friend with you, and have your love,
Supply your present wants, and take no doit
Of usance for my monies.

Shakespeare.
Merchant of Venice.

Sagen und Geſchichten aus dem Lechrain.

(Fortſetzung.)

Als der Mann in die Stube trat, da ſah der Bauer wohl auch, daß es mit dem keine Gefahr habe, denn es war ein altes, wankendes Männlein und zitterte am ganzen Leib wie Espenlaub, weil ihn der Sturm ſo zuſammengeſchüttelt. Der Bauer hieß darauf den Alten bleiben und ſagte ihm zum Gruß: „Gelobt ſey Jeſus Chriſt;" der aber wackelte nur mit dem Kopfe und klapperte mit den Zähnen vor lauter Froſt. Das Bärbele machte ihn niederſitzen auf die Ofenbank und nahm ihm den Gangſtecken aus der Hand und das kleine Rückſäckl ab, und der Hausherr ſagte weiters, das Männlein könne zur Nacht liegen in der Apfelkammer, dort ſtehe ein feiernbes Bett, und jezt könne es ſich derweilen laben und wärmen. Auch von den Ofennudeln brachte ihm das Mädle noch den Abhub, den er aber nicht annahm und anrührte, ſondern um ein Stück Brod bat, das er mit ſeinem Taſchenmeſſer abſchnitt.

Während deß er nun das zuſammenkaute, ſchaute ſich der Bauer ſeinen Gaſt an und fand ihn ſeltſam genug. Der Mann war nicht groß und nicht klein, er hatte dünne ſchwarze Haare auf einem ſpitzen Kopfe und einen dicken Bart, der graugeſprenkelt ſchien, daß man nicht wußte, ob Schneeflaumen von den Gehwinden * daran hingen, oder ob weiße Haare darunter ſeyen. Seine tiefverſteckten Augen funkelten wie glühende Kohlen, aber trotz den Augen und trotz dem ſchwarzen Haar meinte Jeder, der den Mann anſah, er habe ein uraltes Geſicht vor ſich, und das Männlein müſſe älter ſeyn als der eisgraueſte Aehni, der Einem vorgekommen. Angethan war der Wanderer wie ſo ein Wallfahrer oder Betbruder, wie ſie zeitweis über die Berge bei uns in's Wälſchland ziehen, zum Papſt nach Rom. Ein ſchäbiger grauer Rock mit großem Kragen ſchlotterte um die hagere Figur, und einen breitflitſchigen ** Hut hatte er am Rücken hängen. Drauf fragte der Bauer das Männlein, weß Landes es wäre und woher und wohin es ziehe, und es gab ihm zur Antwort: „Es ſey gar weit von hier daheim, und wo es hinkomme, wiſſe es eigentlich ſelbſt nicht recht. Für jezt wolle es hinein in den Ammergau. Sein Weg ſey weit und ſein Ziel fern, und es habe nicht Zeit, ſich viel zu pflegen und zu ruhen. Ein Stündlein Raſt ſey Alles, was ihm vergönnt wäre."

* Wilde, vom Sturmwind von den Bergen herabgewirbelte Schneemaſſen.

** Breitkrämpig; Flitſche, Flügel.

Bald darauf bat der Mann, daß man ihm ſeine Kammer weiſe. Der Bauer hieß das Mädle, dem Alten hinaufzünden, und mahnte ihn auch, fleißig am Ohr liegen zu bleiben, bis morgen die Sonne ihn wecken werde. Der aber brummte etwas in den Bart und ging. Aber vom Weihbrunnen an der Thüre hat er nicht genommen und auch kein Kreuz gemacht. — Nicht viel ſpäter ging auch der Hausvater mit den Seinen zu Bett, und es ward ſo recht mauſeſtill im Hofe.

Noch war aber darnach kein Stündlein um, ſo wachten wieder zwei von den Leuten im Hauſe. Das eine war das Bärbele, die Tochter, das andere der alte Mann, der Gaſt. Das Mädle ſtund am Fenſter ſeiner Kammer, und im Obſtſtüble nebendran, ebenfalls am offenen Gutzerle * der Fremde. Der war allein und horchte mit geſpitztem Ohr; die Andere hatte aber viel hin und her zu reden mit einem jungen Buben, der vor dem Fenſter am Söller ſtund, den er erklimmt hatte, und nun mit ihr ſprach, dringend, eifrig und zärtlich. Dem Fremden entging nicht ein Wort ihres Geſprächs, und gar bald wußte er, wo er dran war. Das Bärbele ſagte: „Mein liebes Büble, du böſer Waghals, du darfſt nimmer kommen in der Nacht zum Fenſterlen und Heimgarten; das könnte ein übles Ende nehmen und mich unglücklicher machen, als ich ohnedem bin. Der Hund kann anſchlagen, der Mondſchein dich verrathen, der Vater, der dir ſpinnefeind iſt, dich finden. Dich ſchießt er todt und mich verjagt er. Wir dürfen nicht daran denken, zuſammen zu kommen, und unſere Lieb muß ein End' haben.“ Der Bube tobte hingegen: „Ich werd's nicht thun, und ich gib dich nicht auf. Weil dein Vater mich verwirft, als einen armen G'ſellen, ſo will ich dem Hochmuthsteufel zeigen, was ich kann. Du mußt mein ſeyn, und gilt's Blut und Leben! Halt du nur treu und feſt aus in der Lieb zu mir, das andere ſoll und muß ſich geben.“ — Da mahnte das Mädle wieder: „Laß gut ſeyn, Toni, und gib dich drein. Es iſt Gottes Willen, daß wir uns nicht haben ſollen. Du biſt ein Mannsbild und ſollſt den beſſern Muth haben und mich tröſten in meinem Herzenleid; aber du machſt mich völlig verzagt und häufeſt meine Kümmerniß noch mehr mit deinem Trutz.“ Der Toni aber verſtand das ſchief und entgegnete: „Alſo du kündeſt mir ſelbſt die Lieb' auf, falſches Diendl? Nun muß ich freilich gehn. B'hüt dich Gott, Bärbele! ſchau, wo du wieder einen ſolchen rechtſchaffenen Buben kriegſt, und bet' mir ein Vaterunſer, wenn du hörſt, daß ſie mich aus dem Soyerſee gezogen, oder mich erſchoſſen gefunden haben im Kohlgrubenwald.“ — Darauf ſprang er vom Söller herab, und wenn auch das Bärbele ihm nachrief, ſo laut es ſich nur getraute, er lief fort und hielt nicht inne, und mit Schluchzen und Weinen mußte ſie endlich das Fenſter ſchließen.

Am andern Morgen ſchlich das Mädle betrübt umher und hatte rothe Augen. Als man die Suppe brachte, hieß es der Vater den Wandersmann wecken, damit auch er ſein Theil daran habe und dann erwärmt ſeinen Weg weiter ziehe. Das Männlein bringe wohl jezt ſeine verſäumte Nachtruhe ein, meinte der Bauer, denn er habe es gerade eine Stunde lang ſchnarchen hören, dann ſey es aber ſtets im Stüble auf und nieder getrippelt, bis er ſelbſt darüber eingeſchlafen.

Das Mädle ging, wie ihm befohlen; aber als es oben vielmal an die Kammerthüre gepocht hatte und keine Antwort erhielt, da ſtreckte es endlich den Kopf zur leiſe geöffneten Thüre hinein. Und ſiehe da, im Bette lag Niemand, und Niemand war im Stüble, der Wanderer war verſchwunden; auf dem Tiſchbrette ſtand aber ein Leſen geſchrieben mit Kreide, und das hieß: „Ich bin der gangende Schuſter. * — Hier liegt mein Schlafgroſchen, ein Heirathgut für das Bärbele und den Toni.“ Dabei lagen wirklich drei Geldrollen, und in jeder ſteckten hundert goldgelbe Dukaten, alle ächt und vollwichtig.

Da begann ein Wundern und Reden im Bauernhof am Schönbergle und bei den Nachbarn, und als ſie am Ende ſich doch faßten, da kam es auch zur Hochzeit zwiſchen den beiden Liebsleuten. Der Toni hatte ſich nämlich auch nicht ertränkt oder todtgeſchoſſen, ſondern kam noch ſelbigen Tages in den Hof und ſagte, ihm ſey vor Bayerſoyen ein altes Männlein begegnet, als er davongelaufen voller Deſparation, und das habe ihm geheißen, getroſt beim Bauer nochmals um das Bärbele anzuhalten, er werde es kriegen. — Das Männlein war aber wieder derſelbige Judenſchuſter, welcher unſern Herrn Chriſtus bei der Kreuzziehung nicht ausruhen ließ an ſeiner Schwelle, und ſeitdem wandeln muß bis zum jüngſten Tag.

Und das iſt Alles wahrlich und treu ſo geſchehen, ihr Buben und Mädle, wenn Ihr auch ſchmunzelt wie der ungläubige Thomas, Ihr g'ſtudiertes Junkherrle im Winkel dorten! — Aus dem kann man lernen, man ſolle barmherzig ſeyn und gaſtlich gegen den armen Reiſenden. Der Lohn bleibt nicht aus, wenn auch nicht Jeder Dukaten zurückläßt und die Verliebten zuſammen bringt, wie der gangende Schuſter, dem Gott die ewige Ruhe verleihe. Amen.

(Fortſetzung folgt.)

* Fenſterſchieber.

* Der gehende Schuſter; ſo heißt im Lechrain der ewige Jude — Ahaſverus.

Fünf Tage in Verona.

(Fortsetzung.)

Nationen, wie die italienische, können nur eben fortführen; aber mit einem Fruchtkeim von ökonomischer Einsicht und Sparsamkeit irgend in der Fremde einwurzeln, wachsen, blühen und Früchte tragen, das ist dem Deutschen, namentlich dem Schwaben, gegeben. — So hatte mein Wirth, den zweckmäßigen Gedanken eines deutschen Gastgebers festhaltend, nun an sein altes Haus ein neues mit zwei Etagen von je zehn Zimmern, mit Altane und Uhr angefügt und erfreute sich zahlreichen, wachsenden Zuspruchs und sich mehrenden Wohlstands, indem er den Gästen es nach Zeit, Raum, Darbietung und Bedienung möglichst bequem zu machen sich angelegen seyn ließ.

Ich war noch nie in einer Stadt gewesen, wo ich in eine solche Reihe geschichtlicher Epochen, wie in zurückweichende Horizonte, hineinzublicken aufgefordert war. Massive Ueberbleibsel, schaubare Reste derselben sind es, welche solche Bilder und ihnen entsprechende Gefühle erwecken und tragen. Von den Römern stammen das Amphitheater, Thore, Brückenbogen, die Stadtmauer des Gallenus; an die Gothen erinnern die Reste der Mauer des Theodorichs, die Substruktionen des Kastells St. Pietro; von Karl dem Großen ist ein Mauerumfang des hügeligten Stadttheils genannt; aus dem sechzehnten Jahrhundert stammen die Mauern der Scaligeri, welche nahehin die Grundfläche der jetzigen Stadt einschließen. Die Geister jener längst abgewichenen Zeiten schauen aus ihnen und entsprechende Empfindungen begleiten uns überall. — In Verona sind geboren Titus, Vespasian, Domitian, Plinius, Catullus, Vitruvius, Cornelius Nepos, nebst einer weitern Zahl von Notabilitäten des Alterthums, dann eine Menge von spätern Gelehrten und Dichtern; von Künstlern Paul Veronese, San-Michieli ꝛc.

Auf dem Platze Bra schauen gegen die dunkle, breite, runde Masse des Amphitheaters hin der stattliche Palast Verzi, von San-Michieli erbaut, und ein späteres, sehr großartiges Gebäude seines Styls, der Palazzo della Gran-Guardia (Hauptwache), dessen imposante Räumlichkeiten zuweilen bei festlichen Versammlungen benützt werden. Es hat Säulen, deren unterste Reihe eine lange Arkade bildet. Da ich im Kaffeehause die mächtige Einfachheit dieser Front oft vor mir hatte, so prägte ich mir ihr Bild wohl ein und sagte mir, daß bei der Architektur die großen Maßstäbe es seyen, durch welche in ihrer rechten Anwendung allein der Eindruck eines Erhabenen entsteht. Dachte ich mir jene nur halb so groß, so ging dieser verloren. Hierin waren denn die italienischen Baumeister besser daran als die unsrigen. Sie bauten, ungeschreckt durch den Begriff der Wohnlichkeit, neben antike und mittelalterliche Größen und durften bei dem Nationalgefühl, für das sie bauten, nicht weit unter jenen Maßstäben bleiben. So ein Bau, in unsere Städte versezt, würde sich ausnehmen etwa wie ein farnesischer Herkules in einer Kinderstube. In der Lombardei fand ich die Contraste eher hebend als schreiend.

Der Garten des Conte Giusti winkte mir mit seinen hohen dunkeln Cypressen von der Anhöhe herab, an der er sich in Terrassen hinaufzieht. Ich traf hinter dem Palast an der Pforte eine Gesellschaft, zwei Herren mit Damen aus Prag, von einem Veroneser begleitet. Der Gärtner öffnete, ich schloß mich an. Der Garten mit seinen Taxushecken, Lorbeerbäumen, einem Labyrinth, Statuen, worunter eine antike schöne Diana von sechs Fuß, ist im altfranzösischen Geschmack angelegt. Die Urkräftigkeit der hochstämmigen Cypressen, deren hundert seyn mögen, läßt alle künstliche Unnatur vergessen. Manche derselben mögen wohl schon zehn Menschenalter überdauert haben. Wie vielen Stürmen der Natur trozten sie, während das edle Geschlecht ihrer Besitzer mit seinem Geschick durch die oft stürmischen Umwandlungen der Geschichte ging!

Mag es auch jezt nur noch Sage seyn, daß, wenn ein bedeutsamer Mann aus dem Geschlechte stirbt, von diesen lebendigen Stammbäumen je einer gefällt und zu einem Sarge für ihn gezimmert werde; immerhin trug ich dieses ernste Gefühl auf ihren Anblick über und sah den über Gräbern grünenden Baum selbst dem Todesloos unterworfen.

Wenn wir nur überhaupt eine architektonische Gartenkunst zugeben, uns ihr nicht alsbald mit dem Begriff der Geschmacklosigkeit opponiren, so macht die lineare Vegetation eines solchen mythologisch-heroischen Parks doch wohl auch einen ästhetischen Eindruck, der sich zu einem Naturgarten verhalten mag, wie ein antikisirendes französisches Drama zu einem romantisch englischen. Von jeher haben sich die gesammten Künste in allen Formen versucht.

Die Gesellschaft bestieg auf geregelten Wegen die Anhöhe, wo ein Pavillon mit ungemeiner Aussicht sie aufnahm. Der Fels, der unter ihr zu Tage geht, schien mir ein Kalk neuerer Formation mit unzähligen Petrefakten, einer ganz in sich erstickten, mikroskopischen Welt von Schalthieren zu seyn. Zur Seite lag uns ein Limoniengehäge, wie ich sie am Gardasee gesehen. Das Panorama muß mir wohl unvergeßlich bleiben. Von den oben noch mit Schnee bedeckten Vorwächtern der Alpen breitete sich im Halbkreise die lombardische Ebene grenzenlos aus, eine durchweg begrünte Fläche mit hie und da heraustretenden weißen Thürmen, Schlössern, Gehöften. Mantua war in fünfstündiger Entfernung am Südhorizonte sichtbar.

Die Gesellschaft fragte mich, ob ich eine wissenschaftliche Reise mache. Was sollte ich antworten? Ohne Zweifel hätte mich die Nennung eines gelehrten oder künstlerischen Faches bei ihnen in Kredit setzen können.

Aber Gebirge, Seen, Flüsse, das Meer, mancher Menschen Städte und Sitten, und was die Künste überall bieten, zu schauen, sich in sorgenfreien Gedanken und formlosen Gefühlen zu ergehen, das hat keinen ostensibeln Charakter. Zu sammeln, das gibt mehr Anstrich und Namen, als in seinen ganzen Fonds zu wachsen. Ich sprach also ein Wort aus, das eigentlich eine Lüge war: Erholungsreise. — Ein rastloses Bemühen, möglichst Vieles in sein Bereich zu ziehen, als Flüchtling mit Sinnen und Gemüth den Ansäßigen zu spielen, die Ueberschwänglichkeit der Eindrücke in sich bewahren, die eilenden Momente verewigen zu wollen, das ist doch wohl mehr Anstrengung als Erholung?

Nur Zweierlei vermag uns da frisch und froh zu erhalten, der innere rege Trieb und die stets neu auf uns eindringende Gegenwart. — Es war wohl, wenn keine gelehrte, doch eine lehrhafte Reise. Meine ganze Natur wollte ich erweitern, erneuen, tausend gelesenen Bildern ihre leibhaften Originale geben, mich an einer großen Objektivität versuchen, eine Summe von Normaleindrücken sammeln, die später allen andern gleichnamigen Größen, welche auf der weiten Welt umher zu schauen mir nicht vergönnt war, als Analogien zum Verständniß und einiger Vergegenwärtigung dienen konnten. Ich wollte ein jahre-, ein lebenslanges Bedürfniß, in dem ungezählt, unbewußt viele Wünsche und Bestrebungen verhüllt lagen, befriedigen. Ich glaubte das Naturnothwendige zu thun, und ahnete nicht, was ich that, und wie mir nach dieser Befriedigung zu Sinn und Muthe seyn werde. Die Erwartung regt unser ganzes Wesen auf; der Erfüllung, auch der genügendsten, folgt nothwendig eine Abspannung, ein relativer Abschluß der Bestrebungen, eine Leere des Gemüths, die uns andeutet, daß das Leben mehr im Wollen, in der Entwicklung der Thätigkeit, als im Betrachten und Rückblick seine Schwungfedern hat.

F. L. Bührlen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Weimar, November.

(Schluß.)

Goethes Haus. — Fürst Milosch.

Das schönste Denkmal aus der alten herrlichen Zeit Weimars, das Goethesche Haus mit seinen Kunstschätzen, wird uns erhalten und dem Publikum eröffnet werden. Bereits ist eine Kommission ernannt, um die Sache einzuleiten. Es ist dieß das erstemal, daß der deutsche Bund einem großen Deutschen ein Monument sezt, daß er sich einer Sache der Art als einer allgemeinen deutschen Angelegenheit annimmt. Die Goetheschen Erben werden sicher auf's Freudigste die Hand bieten zu einem Unternehmen, welches ihren berühmten Ahnen, sie selbst und die Nation ehrt, durch welches sie der für sie so schmerzlichen Theilung der herrlichen Sammlungen, die der alte Meister zusammengebracht, überhoben sind, und sie werden sich nicht weigern, auch das Haus der Nation zu überlassen, die ihnen, den fortlebenden Zeugen des großen Mannes, gern für alle Zukunft eine Wohnung darin gewähren wird. Mit wahrer Freude denken wir der endlichen Erfüllung unserer Wünsche; wie viele noch unbekannte Schätze, die der alte Herr aufgehäuft, werden an das Licht gezogen werden! Man wird die mittlern Räume des Hauses mit den Kupferstichen, Radirungen und Handzeichnungen schmücken; das reiche Naturalienkabinet — Bergrath Schuler hat allein 17,800 Nummern der Mineraliensammlung geordnet — wird in seinem bedeutenden Umfang würdig aufgestellt werden können ꝛc. Nicht minder wird der Vorschlag in's Werk gesezt werden, daß alljährlich am 28sten August sich die Verehrer Goethes zu einem Feste in diesen Räumen vereinigen. Welches andere Land hat dann ein ähnliches Denkmal seines größten Dichters?

Ich habe Ihnen diesen ganzen Sommer nicht schreiben können, und doch möchte ich das hiesige Auftreten des Fürsten Milosch Obrenowitsch nicht unerwähnt lassen. Er war gerade in Weimar, als die ersten Nachrichten von den neuen serbischen Umwälzungen eintrafen; war er uns schon interessant genug, so verlieh ihm der kritische Moment eine noch größere Bedeutsamkeit. Das ganze Wesen dieses merkwürdigen Mannes erklärte mir gar Vieles aus seiner, wie aus seines ganzen Volks Geschichte. Der Fürst Milosch ist ein eben nicht großer, aber derber, etwas zur Wohlbeleibtheit neigender Mann von etwa sechzig Jahren; man sieht ihm wohl an, daß viele innere und äußere Stürme sein Leben lang über ihn hinweggegangen, ohne seine Leidenschaften zu bewältigen, kaum daß sie seinen festen, eisernen Körper beugen konnten. Sein orientalisch-slavisches Gesicht ist braun, geröthet und aufgedunsen, wohl mehr von der Brandung innerlicher Leidenschaftlichkeit, als von Unmäßigkeit in sinnlichen Genüssen; die Nase ist groß und dick, unter buschigen Brauen bewegen sich kleine, unruhige Augen, aus denen Verstand, List und grausame Energie blitzen. Der Aufmerksamkeit der Menge ausgesezt, nimmt er die freundliche, sich beugende Beweglichkeit an, die meist den Slaven eigen ist; er grüßt viel, lächelnd, ja schmunzelnd, fast mit kriechender Freundlichkeit. Wir Deutsche trauen solchem Wesen nicht gern. Der merkwürdige Mann wurde an unserem Hofe mit besonderer Aufmerksamkeit empfangen. Bei seinem ersten Besuch erschien er in serbischer Nationaltracht: ein ponceaurother Dolman und Beinkleider von derselben Farbe, ersterer reich mit Gold und Brillanten bedeckt, jeder Knopf ein Brillant, den Reichthum des Fürsten verkündend; auch mehrere Orden trug er; auf dem Kopf hatte er eine Bärenmütze mit Reiherfeder und Brillantagraffe; darunter schaute das Gesicht mit dem starken grauen Schnurrbart gar unternehmend, gar kühn und trotzig vor. Die Hand hatte er immer auf seinen kostbaren Säbel gestützt. Als er später in moderner Tracht erschien, kam er mir lange nicht so selbstvertrauend und gewaltig vor; da nahm sein Wesen etwas Unstetes und die oben angedeutete schmunzelnde Freundlichkeit an. In Speise und Trank war er sehr mäßig. Da er nur serbisch und etwas russisch versteht, konnte er sich am Hofe nur mit unserer Großherzogin direkt unterhalten, bei andern Personen mußte er die Hülfe seines Adjutanten in Anspruch nehmen. Milosch ist weder des Schreibens noch Lesens kundig, und doch zeigte er sich nicht allein als Krieger und Feldherr mächtig und erfahren, sondern auch als Ordner und Gesetzgeber seines Volkes trefflich.

Beilage: Kunstblatt Nr. 101.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 304.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Mittwoch, den 21. December 1842.

Oh! blest be thine unbroken light,
That watchs me as a seraph's eye,
And stands between me and the night!
Byron.

Lieder von Georg Kapp.

1. An mein Kind.

Weiſſeſt du, was der Brahmane
Welt und Geiſt vereinend ſpricht?
„Was die Sonn' im Himmelsplane,
„Sey in uns des Auges Licht;
„Was der Mond in ſeinen Reichen,
„Sey das Herz im Menſchenkind." —
Mond und Sonne ſich erreichen
Kann die Liebe nur geſchwind.

Schweben will ich in den Morgen,
Der aus deinem Auge ſonnt,
Meine Kämpfe, meine Sorgen
Schlafen legen in den Mond.
In dein Herz will ich ſie tragen,
Neig' es froh dem Vater zu,
Laß dein ſtilles Glück ihm tagen,
Er iſt müde, gib ihm Ruh.

Um ein Kleines wird er ziehen,
Wird verſinken die Geſtalt.
Aber in dir will er blühen,
War er gleich gebeugt und alt;
Wird dir leiſe Kunde geben,
Bleiben will er deine Luſt.
Halt ihn feſt und laß ihn leben
In dem Lichte deiner Bruſt.

2. Mondſchein.

Siehe, ſanftmüthig iſt, der naht,
Von den Mondbergen kommt der Pfad.
Lautloſer Himmelsquell
Strömet er ſilberhell,
Tauft die Welt mit dem lichten Bad.

Lilienfarbig iſt ihr Kleid,
Sie hat den Herrn in Reinigkeit.
Athmet ihm liebend zu
Selig in ſeiner Ruh.
Weg iſt ihr Kampf und fort ihr Leid.

Vater du ſenkeſt in den Tod,
Was in mir weint und ſtürmt und droht.
Läſſeſt mich fröhlich nun
In deinem Lichte ruhn.
Lang war das Irren und die Noth.

Alles Wünſchen und Sehnen wich,
Dich umfaſſ' ich, Geliebter dich,
Athme in dich hinein,
Lieg in dir hell und rein.
Jezt weiß aus dir ich geboren mich.

3. Abendthal.

Wie ruhſt du ſtill im Abendlicht!
Was horchen hoch auf deine Tannen?
Hörſt du den Geiſt, der zu dir ſpricht
Und will in Liebe dich umſpannen?

Im Glockenſchall vom Gotteshaus,
Wo ſie ihm preiſend jezt begegnen,
Da tritt er auch zu dir heraus
Und will dich füllen und dich ſegnen.

Schlaf ein in deines Gottes Ruh,
Er kam zu dir in luſt'gen Wellen,
Er ſchickt dir lauter Grüße zu
Und wird dir deine Nacht erhellen.

4. Verborgenheit.

Hier iſt es gut, hier iſt es ſtille,
Mir kam die wirre Welt nicht nach,
Im engen Kreis die Waldesfülle,
Zu meinem Fuß der Felſenbach;

Und tief und lockend aus den Zweigen
Ein ſchmaler Pfad in Schattennacht,
Als wollte ſich mir Holdes zeigen
Das mich einmal hat froh gemacht.

Ich möchte nur den Arm ausſtrecken
Und rufen: biſt du's, oder du?
Was half das Bergen und Verſtecken,
Komm ich denn nie zu meiner Ruh?

5. Wolkenbild.

Der Wind wird zum Poeten,
Was für ein Uebermuth!
Geſtalten läßt er treten
Aus wirrer Wolkenfluth.

Die Jungfrau kommt gefahren
Im hohen, blauen Meer,
Bewehrte Rieſenſchaaren
Im Fluge um ſie her.

Sie landet bei dem Drachen,
Den will ſie zum Gemahl.
Den hat ſie ſammt den Wachen
Verſchluckt zum Hochzeitmahl.

Der baumelt nun und rennet,
Er that ein ſchweres Werk.
Und raucht umher und brennet,
Und ſchwillt zu einem Berg.

Wärſt du ein warmer Regen,
Der nutzhaft niedergeht!
Dem iſt der Wind entgegen,
Was hilft uns der Poet?

6. Regenlied.

Die Menſchen ſollten Fiſche ſeyn,
Weil dieſen wohl iſt in dem Waſſer,
Sie ſchütten wachend, ſchlafend ein,
Sie ſchlürfen, nimmerſatte Praſſer.

Mir iſt auf einmal das gewährt,
Dem Wandersmann im Regenſtoße,
Der mir den Pfad zum Bach verklärt,
Den weichen Rock zur ſtraffen Floße.

Ich ſchnaube feinſten Waſſerguß,
Was an mir will zum Saugen paſſen,
Iſt thätig bis zum Ueberfluß.
Ich toſ' und träum' in Nebelmaſſen.

Und doch gelang die Wandlung nicht,
Noch will der alte Adam gelten
Und macht ein grämliches Geſicht
In Zorn, in Furcht vor dem Erkälten.

Sagen und Geſchichten aus dem Lechrain.

II.

Das Peſtmännlein.

Fernab von allen menſchlichen Wohnungen, verborgen in der Oede und Schattennacht der Wälder, oder auf freien, luftigen Höhen, einſam in den Hochwieſen findet man bei uns Friedhöfe mit eingeſunkenen Gräbern und verfallenen Mauern, bei den wenigſten ein ärmliches Bethäuslein, meiſt nur einen verwetterten Bildſtock inmitten der Hügel ohne Stein und Kreuz. Das ſind die Stätten, wo in den Todesernten der Peſt die zahlloſen Opfer haſtig verſcharrt wurden. Mehrmals ſtreifte die Seuche in vergangenen Jahrhunderten über dieſe ſonſt ſo lebensreiche Gegend, ein nimmerſattes Unthier. Dieſe verödeten Ruheſtätten heißen meiſt „die Peſthöfen" im Munde des Volks.

In wehmüthig schöner Stille liegt ein solcher Gottesacker, brach wie ein ruhendes Feld, in der grünen Waldeskühle nahe am Fußsteig, der vom uralten Heerweg bei Rottenbuch rechts abbeugt nach der wunderholden Einsamkeit der „Wildsteige," dem kleinen Weiler mit der alten Kirche Sankt Sebastians, des Patrons gegen Pest und jähen Tod, in der Nachbarschaft der ruhigen Seen am Fuße der Hochberge, die hier mächtig anwachsen zur fernspähenden „hohen Bleiche," zu den sonnenreichen Matten der Trauchgauer Almen. — Die Buchen breiten ihre Aeste weit herein über die niedere Mauer, als hielten sie schützende Arme über die Schläfer, ernste, dunkle Tannen verhüllen die verwischten Heiligenbilder in einer Blende, und hochauf wuchert im frischesten Grün das Riedgras, mit tausend Feldblumen durchwirkt. Ein Bächlein geht unter den Bäumen und rauscht einschläfernde Lieder, aber oben im Gezweige singen hochauf die Vögel von Leben und Liebe.

Durch das „wilde Freithöfle," wie man es nennt, wanderte ich einmal mit einem gesprächigen Landsmann, dem Meßner unsers Dorfes. Der wies mir im kleinen Friedhofe in einer Ecke einen vereinzelten Hügel, der allein noch über dem Boden sich erhebt, obgleich ohne irgend eine Bezeichnung. Hier sey, sagte dazu der Davida-Hannes, der Lezte begraben, den die Pest abgeholt, und davon wolle er mir eine seltsame Geschichte erzählen, die er wieder von rechtschaffenen Leuten habe, die das Grab noch schier frisch kannten, und etwa ihr Aehni gar noch den, der da unten liege.

Vor Jahren hatte das Stift zu Rottenbuch sein eigen Recht und Land, und ließ seine Leute vor dem eigenen Stuhle richten, selbst auf Leben und Tod. Sie hielten sich dazu einen eigenen Richter, und da war denn auch einmal ein gar schlimmer und scharfer, der für die Chorherrn Schwert und Wage handhabte, aber weit lieber mit dem einen dareinschlug, als auf das richtige Zeigen des Züngleins an der andern wartete. Er hatte keinen Obern über sich, als den hochwürdigen Herrn Abt; der war aber ein guter Herr und seinem Vogt wohl geneigt, er wußte auch warum. Die Patres in den Klöstern hatten dazumal schon verlernt, wie die ersten Eremiten und Mönche zu beten, zu fasten und Holz zu hauen und in schlechten Spelunken zu hausen; sie hatten feine, große Häuser als Losament, mit hohen, lichten Stuben, alles gar zierlich verschnörkelt und vergoldet, Marmor als Fußboden und Sammet als Polster. Dabei aßen sie recht gut und tranken nicht schlechter, und zur Bewegung trieben sie allerlei edelmännische Kurzweil, als Jagen, Fischen, Vogelstellen, Kartenspiel und Damenziehen, und mancher saß öfter zu Roß als im Chorstuhle. Sie meinten es dabei freilich nicht bös und hielten derlei für eine billige Entschädigung für ihr gethanes Gelübde. Waren auch Manche darunter, die sich in Bücher und Schriften vergruben und allerlei gelehrtes Wesen an den Tag brachten. Es kam viel Geld durch sie unter die Leute; aber das Geld herzutreiben, war nicht immer leicht, und die Hörigen der Klöster im Pfaffenwinkel * spürten es tüchtig, wenn eben ein Abt am Regiment war, der es hoch gab und den Reichsprälaten spielte.

Im Auftreiben von klingender Münze war aber der Vogt von Rottenbuch, von dem ich spreche, ganz absonderlich geschickt, und wenn oft der Pater Schaffner meinte, jezt müsse der Säckel leer seyn, und sich kaum zu begehren traute, kam jener von selbst und bot ihm Geld an, so viel er wollte. Das war dem Abt und dem ganzen Convent ein gemähtes Wieslein, und darum waren die Augustiner von Rottenbuch auch die Letzesten ** unter allen Herren, ließen den Herrgott einen guten Mann seyn und jubilirten alle Tage, als ob bei ihnen das ewige Reich schon begonnen hätte. Kam ein Bäuerlein oder mehrere von ihren eigenen Leuten, klagten über den Vogt, murrten über Plackerei und Schinden, wie er sie von Haus und Hof pfände und steure, daß sie die Gilten und Gebnisse nicht aufbrächten, die er im Namen der Gotteshäuser eintreibe, so hörte man sie nicht, oder lachte, oder schickte sie heim mit den dürren Worten: „Wart', brummiger Bauer, du halsstarriger Geselle, der Vogt soll dich zahm machen und dir das grobe Maul binden." So ging es denn den Klosterleuten recht schlecht und verkamen ihrer eine Menge.

Einmal nach einer großen Tafelei, es war gerade des Herrn Prälaten Namenstag, lag der Richter in seiner Behausung wie ein Stückfaß auf dem Lotterbett und schnaubte und athmete, gleich dem Blasebalg in einer Hammerschmiede, als wollte er zur Stunde ersticken; denn er hatte sich das Bankett zu wohl behagen lassen; die Truthähne, Fasanen, Kapaunen, Hechte und Forellen belasteten seinen Magen, und die dicken Ungar- und Veltlinerweine stopften ihm fast die Adern zu. — In seinem Taumel hatte er lange nicht bemerkt, daß ein Mensch vor ihm stand, ihm zusah in seinen Nöthen und dabei lachte, so gut es sein saures Gesicht erlaubte. Der Mensch war ein schmuziger Bauer, mit nußbrauner Haut und einer Igelperrücke, knochigen Leibs und kaum in ein paar Lodenfetzen gewickelt. Man hieß den wilden Gesellen den „Filzdracken," weil er wie ein Drache im öden Forst am Filze *** sich eine Lehmhütte gebaut

---

* Pfaffenwintel heißt im Munde des Volks die ehemals klosterreiche Gegend am Fuß der Berge, an Amper und Lech.

** Lez — schlimm, arg.

*** Moorland mit niederem Buschwerk.

und dorten in Noth und Elend hauste mit Weib und Kind.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, December.

Trübe Aussichten. — Die Ständeversammlung. — Vorlesungen.

Das Jahr neigt sich zum Ende. Das Murren um sein Sterbelager her deutet darauf, daß die dasselbe erwartende Leichenrede eher eine Anklage, als einen Panegyrikus enthalten werde. Seine überaus tröstlichen Verheißungen in einem wunderherrlichen Lenze widerlegte großentheils die Gluth und Trockenheit des Sommers. Dazu kamen ungewöhnliche Unglücksfälle; unserem Sachsen entriß das furchtbare Element des Feuers den Wohlstand ganzer Städte, Dörfer und Waldungen für lange Zeit. Noch steht im langen Saale der Brühlschen Terrasse ein Rundgemälde von Hamburg, acht Tage nach dem großen Brande sorgfältigst aufgenommen, das zum Besten der Abgebrannten in den Städten Oschatz und Camenz für Geld zu sehen ist. Vorzüglich hart wurde vom gewaltthätigen Jahr das hiesige reizende Elbthal behandelt. Während die gebirgigtere Gegend in den vorlezten Monaten durch Regen hinlänglich erquickt wurde und sich des Segens guter Ernten und besonders auch grünen Nachwuchses zu erfreuen hatte, konnte sich im Elbthale die von der fortdauernden Dürre vertrocknete Vegetation nicht wieder erholen, weßhalb denn die meisten Landwirthe in Dresden und der Umgegend in Kurzem alles Viehfutter entbehren und all ihre Rinder und Schafe werden schlachten müssen. — Nachdem die rauhen Herbststürme die Bäume ihrer Blättertronen ganz entkleidet, hat das gesellschaftliche Leben seine Winterquartiere bezogen und wandelt hauptsächlich zwischen Theater, Konzerten und Bällen hin. Die im vorigen Monat eröffnete Ständeversammlung gewährt dem geselligen Umgange ein Reizmittel mehr. Seit dem ersten Constitutionsfeste nimmt der Antheil an den ständischen Verhandlungen mit jedem neuen Landtage sichtbar zu. In früherer Zeit vermehrte der Landtag zwar ebenfalls durch die ihm zu Ehren gegebenen Hoffeste und andere öffentliche Veranstaltungen das Leben der Residenz, aber nur das äußere Leben. Die Verhandlungen der Stände wickelten sich maschinenartig ab. Man wußte ziemlich im Voraus, was ihr Erfolg seyn würde, und empfand daher gar keinen Trieb, sich darum zu bekümmern. Die reichste Ausbeute zog gewöhnlich die Lachlust aus der unvergleichlichen Grandezza manches, trotz seines absoluten Mangels an aller Bildung, den Landtag bilden helfenden Landjunkers und seiner wie eine Sage aus grauer Vorzeit erscheinender Equipage, oder aus dem übervollwichtigen Gesichte eines Bürgermeisters oder Stadtrichters kleiner Landstädtchen. Wir besitzen noch in der Literatur unter dem Titel: „der Landstand," ein gar ergötzliches Genrebildchen von Gustav Schilling. In der Wirklichkeit hat dergleichen schon lange aufgehört. Die originellsten Junker und Stadtvorsteher sind allmählig immer mehr ihrer vormaligen Eigenthümlichkeit untreu geworden, um sich der die Stände möglichst verschmelzenden Zeit zu acclimatisiren. Die vormalige gänzliche Apathie der Stadt, den Arbeiten der Stände gegenüber, hat einer unermüdlichen Aufmerksamkeit auf Alles, womit sie sich beschäftigen, Platz gemacht, und alle Gesellschaften, von der glänzendsten bis zu der niedrigsten, hallen von den in der Landtagsversammlung abzuhandelnden und abgehandelten Gegenständen wieder. Zu den Punkten, auf die alle für Literatur sich Interessirenden im Voraus sehr begierig sind, gehört die Preßgesetzgebung. Auch deutete bereits in der ersten Sitzung der Abgeordnete Buchhändler Heinrich Brockhaus aus Leipzig auf die Wichtigkeit der Angelegenheit hin. — In einer Stadt, die so viele Verehrer der Tonkunst zählt, können wohl Vorlesungen über die Geschichte derselben, wenn der Unternehmer mit der nöthigen Wissenschaft die Gabe eines anziehenden Vortrags verbindet und sich von Weitläufigkeit und Trockenheit fern zu halten weiß, eines guten Erfolgs kaum verfehlen. Man hofft solches von Franz Brendel, welcher heute einen Cursus von Vorlesungen dieser Art zu eröffnen denkt. Ueberhaupt zeigt sich im jetzigen Winter die Theilnahme an wissenschaftlichen Vorträgen sehr lebhaft. D. Snell erfreut sich für seine Vorträge über Mathematik eines sie gehörig würdigenden Auditoriums; D. Greinz versteht es, der von ihm vorgetragenen und durch wohl ausgeführte Experimente erläuterten Physik Beifall zu gewinnen, während es dem Professor D. Choulant gelingt, durch Anmuth und Geschmack in seiner Rede dem Laien wie dem Kundigen für die von ihm vorgetragene Geschichte der Medizin Interesse einzuflößen. Ein Gleiches läßt sich den Vorträgen des seit Kurzem hier einheimisch gewordenen, scharfsinnigen D. Echtermeyer über die Geschichte der deutschen Literatur nachrühmen. Daß D. Behse, dessen welthistorische Vorlesungen im lezten Winter einen immer steigenden Beifall hervorriefen, die Hoffnungen des gebildeten Publikums auf eine ähnliche geistvolle Unterhaltung nicht täuschen würde, ließ sich erwarten. Dießmal scheint er so viel als möglich den ganzen Kreis des zum gesellschaftlichen Vorwärtskommen unentbehrlichen Wissens der seiner Rede lauschenden ansehnlichen Versammlung elegant appretirt vorlegen zu wollen. Er hat bereits durch seine Schilderung der dermaligen Stellung und Eigenthümlichkeit der Frauen diesseits und jenseits des Weltmeers eine ungemeine Theilnahme, aber auch mit dem Vorschlag zu Errichtung besonderer Frauenvereine, die, nach dem Beispiel des Auslands und vorzüglich Großbritanniens, die sociale höhere Kultur des weiblichen Geschlechts zum Zweck haben sollen, manches Bedenken aufgeregt. D. Ruge's nunmehriger Aufenthalt in Dresden erweitert schon allein die literarische Sphäre der Stadt durch die zwar in Leipzig verlegten, aber doch von ihm herausgegebenen deutschen Jahrbücher. Auch wer mancher darin ausgesprochenen politischen und philosophischen Ansicht seine Zustimmung nicht zu geben vermag, kann in den meisten Aufsätzen eine seltene Geistesfrische nicht verkennen, die der Wissenschaft immer zum Vortheile gereichen muß. Ist doch Geist das einzige Saamenkorn zum Vorwärtsschreiten auf der Bahn der Menschheit, und zwar ist er's, unter welcher Gestalt er auch erscheine. Denn wirkt er nicht immer unmittelbar, so regt er doch den Geist der Andern auf, ihn zu widerlegen oder zu berichtigen. Auch über Kunst enthalten die Jahrbücher höchst schätzbare Abhandlungen. Ruge ist es ebenfalls, dessen Bemühungen Dresden die Errichtung des neuen literarischen Museums vorzüglich verdankt. Der Kreis des leztern scheint immer mehr Umfang zu gewinnen und besonders auch von vielen Mitgliedern der Ständeversammlung benuzt zu werden.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 129.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 305.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Donnerſtag, den 22. December 1842.

— Wie einſam bin ich und wie klein,
Tauch' ich in Londons Menſchenmeer mich ein!
Johnſon.

Aus England.

(ſ. Nr. 185—290. — 293—297.)

III.

Londoner Brücken. — Straßenleben. — Wohlthätigkeitsanſtalten.

Ich gehe von Charing-Croß hinunter durch White-Hall, vorbei an der Admiralität, der Leibgarde zu Pferd, dem Schatzamte, dem Whitehall-Palaſte, lauter ſeufzenden Creaturen, die Inigo Jones und ſein Nachfolger Chriſtopher Wren aus italieniſchen Halbſäulen und Pilaſtern zuſammengeſchweißt, der Parlamentsſtraße zu. Einen Blick zu der ernſten, in einfachſter Würde ihre alten Glieder zum Himmel reckenden, auch von den neuen Thürmen Ch. Wren's und von der Lady-Chapel Heinrichs VIII. nicht verunzierten Weſtminſterabtei. Zwiſchen ihr und dem Hauſe der Lords winkt die lebensgroße Statue — Sr. Excellenz, des wirklichen geheimen Kabinet- und Staatsminiſters im Departement des Innern, Großkreuz —? nicht doch, die Statue Maſter Cannings winkt herauf. „Herr Canning!" Was liegt in dieſem einfach ſchlichten Maſter eine Welt von Gleichheit und Freiheit! Der arme Sohn der verachteten Schauſpielerin und der Miniſter, d. h. der König des Königs von Großbritannien, ſie ſtiegen mit einander auf den Sockel und ſie bleiben fort und fort, ſtolz und groß, was ſie waren: der Herr, oder beſſer deutſch, der Meiſter Canning.

Nun links durch die Brückenſtraße zur Weſtminſterbrücke. Eine koloſſale Brücke! Der Strom iſt unter ihr 1223 Fuß breit; mit fünfzehn Sprüngen iſt ſie drüben, einer muß aber auch über 70 Fuß weit gehen. So viel iſt über dem Waſſer, was erſt unter ihm! Die vierzehn Pfeiler ſollen ſich ſo ungefähr auf 40,000 Pfund trocken gebettet haben. Es iſt nicht die ſchönſte, aber wohl die maſſivſte der ſechs Themſebrücken. Ein Franzoſe hat ſie mit nahezu fünf Millionen Gulden von 1739—1750 hergeſtellt. Der Erbauer des achten Weltwunders, des Tunnels, iſt bekanntlich auch ein Franzoſe. Keckheit, Energie, Mathematik ſtreiten ſich um die Ufer des Kanals. Die Verhältniſſe an unſerer Brücke ſind ſo gut berechnet, daß zwei Perſonen an beiden Enden derſelben einander reden, ja wiſpern hören können, wenn ſie in der Stille ſpäter Nacht Mund und Ohr an die Brüſtung halten. Die Nacht iſt Niemands Freund, aber den Brücken iſt ſie doppelt hold, vollends den Brücken in großen Städten. Nachdem der ſauſende Galopp vorüber, mit dem der lange, bange Tag ſich über ſie hinſtürzt und unter ihnen durchrudert, können ſie jezt ausſchnaubeu, die müden Füße in den ſtillern Fluthen baden und von ihnen dafür ihren ſchönſten Schmuck zu mußevollem

Genusse fordern: die tausend und abertausend Sterne, welche zu den hunderten von Lichtern hernieder eilen, um die Ehre Gottes gegen die Gasometer zu vertheidigen. Wie oft stand ich lauschend und schauend, einsam und still auf diesen Brücken und erquickte mich mit ihnen an den funkelnden Diademen, welche die nimmer rastenden Wogen zu unsern Füßen trieben. Diese reine, klare Götterwelt da drunten, die mit dem Lichte des Himmels die Nacht erhellt, und zwölf Stunden lang hier oben die düstere, schmutzige Menschenwelt, welche mit den Lichtern, die sie sich angesteckt, den Tag, das Licht, den Himmel, das Herz und die Stirne verfinstert.

Du willst einen Begriff von London haben? Komm und siehe. Im Jahr 1808 an einem schönen Augustsonntag gingen 74,427 Menschen über Blackfriars-Bridge; im Juli 1811 zählte man auf London-Bridge an einem Tage 61,069 Fußgänger, 533 Wagen, 1302 Karren, 990 Kutschen, 500 Einspänner und 822 Pferde mit oder ohne Reiter. Ueber die Westminsterbrücke ziehen im Durchschnitt täglich 32,000 Menschen. Was bin Ich? das fragt man sich nie und nirgends mehr bei jedem Schritte, als in London. Ein Tropfen im Meer, eine Null an Hunderttausende gehängt! Die tausend und hunderttausend Gesichter, die dir den Weg verrennen und die so gleichgültig an dir vorüber eilen, wie du fremd an ihnen vorüberstreichst — sie gehen dich nichts an, du gehst sie nichts an, du willst nichts von ihnen, sie wollen nichts von dir, kein freundlicher Blick, kein schneller, leiser Gruß, außer ein damned, wenn du einem das Trottoir versperrst. — Das wird am Ende wohl zur Gewohnheit, aber es ist im Anfang so lästig, so hart; hat denn keiner ein Wort, keiner ein Auge für dich? nein! Gewiß gibt's in großen Städten mehr Sonderlinge, mehr Menschenhasser, mehr Egoisten, mehr Melancholische und mehr Narren verhältnißmäßig, als in kleinen und auf dem Lande. Nicht der äußere Bestand, Genuß und Betrieb des Lebens macht das so sehr aus, als diese Vereinzelung in der ungekannten Menge. Da stehst du, Alles rennt an dir vorbei, unaufhörlich schwingt sich das Rad, vergeblich suchst du die Speichen zu zählen, je mehr du den Blick auf die Wirbel richtest, desto mehr ergreift's dich und reißt dich kopfüber in die schwindlichte Tiefe. Die Stetigkeit, der Fluß von Herz zu Herz wird nur im kleinen Kreise bewahrt und rettet den Einzelnen dem Allgemeinen und bringt das Gemeinsame dem Einzelnen.

Was gehört dazu, bis eine solche Stadt sich erzählen läßt, du lebest, bis sie es hört, du seyest gestorben! Hunderte gedenken deiner, wenn du aus der kleinen Heimath scheidest, in Liebe, in Freude, in Trauer, in Haß. Hier magst du krank oder todt seyn — Einer mehr oder weniger, was schadet's? Du wirst überfahren, du fällst in die Fluth; man legt dich auf die Seite, man fischt dich heraus — vielleicht auch nicht — todt oder lebendig. Es schadet keinem, es nüzt keinem, es kümmert keinen. — Doch ja, es kümmert Einen und den Andern, wenn's ihm auch nicht schadet und auch nicht nüzt, ob du krank oder gesund, ob lebendig oder todt seyst. Es gibt Herzen, welche ein zweites finden und mit dem dritten im Bunde den Menschen, die Menschheit suchen. Das sind die frommen, die christlichen, die guten Seelen, an denen England, und London vor allen Städten, so reich ist. Ich meine die unzähligen Stiftungen und Schenkungen zu Gunsten der Armen und Leidenden. Ob der Engländer ein Herz, ein Gemüth hat? Wenn er Wage, Elle und Zahl in der Hand hat, nicht, und da ist's auch nicht am Platz. Handelschaft leidet keine Freundschaft. Aber er kann das auch weglegen, und was die rechte Hand kärglich und herbe gefüllt hat, mit der Linken leeren, ohne daß er es jene wissen läßt. In wie viel Hunderten von diesen 10,000 Straßen Londons fand ich die stummen und redenden Zeugen dafür! London zählt über 45 Freischulen für mehr als 4000 Kinder, 17 andere für arme und verlassene, mehr als 250 Pfarrschulen, worin gegen 15,000 Knaben und Mädchen Kleidung und Lehre erhalten, drei Collegien, 22 Hospitäler für Kranke, Lahme und Gebärende, 107 Armenhäuser für das höhere Alter, 18 Anstalten zum Unterhalt Bedürftiger verschiedener Art, und gegen 30 zu unentgeltlicher Vertheilung von Medizin und ärztlicher Hülfe an Arme. Und das Alles durch freiwillige Beiträge von Privaten oder Corporationen gegründet und unterhalten. Außerdem hat jede Pfarrei noch ein eigenes Arbeitshaus. Die einzelnen Gilden vertheilen jährlich 75,000 Pfund an die Armuth, und es ist eine billige Rechnung, wenn man 850,000 Pfund freiwilliger Beiträge zu öffentlicher Mildthätigkeit jährlich ansezt.

(Fortsetzung folgt.)

Sagen und Geschichten aus dem Lechrain.

(Fortsetzung.)

Der Drack also brummte ein paarmal etwas in den Bart und machte so seine Gegenwart kund, daß darob der Klosterrichter aus seinem schweren Schlaf erwachte. Wie er nun den Bauern vor sich sah, erschrack er sichtlich und verblaßte trotz seiner veilchenblauen Weinwangen; denn er hatte den Mann, einen Zinspflichtigen des Stifts, kürzlich im Uebermuth und um schlechten Vorwand hart gebüßt und ihm die einzige Kuh aus dem Stall getrieben Schnell aber nahm er sich wieder zusammen, und wie das die Gerichtsherrn im Brauch haben, wenn ihnen ein Unter-

gebener vorkommt, dem sie Unrecht gethan, ward er grob und begann den Filzdracken zu inquiriren, was er hier in der Stube suche, wie er gleich Diebsgesindel hereingekommen, weßhalb er ihn böswillig erschrecke, und mehr dergleichen, wobei er ihm schließlich mit Keuche und Ruthenstreichen drohte. Der Filzdrack ließ sich aber des Gestrengen Zorn nicht irren, stellte sich steif vor ihn hin und hielt ihm mit einer Feuerzange einen alten, zerdrückten Bauernhut hin, ohne ein Wort zu sagen.

„Was sollen die Narretheidungen!" grollte da der Vogt; „weßhalb bringt Er den Hut in der Zange? was treibt Er für Gespötte mit mir?" Dabei riß er dem Bauern den Hut weg, zerdrückte ihn mit beiden Fäusten und trat dann mit den Füßen darauf herum. Der Filzdrack aber öffnete sein breites Maul und begann faul und eintönig: „Ich habe Ew. Gestrengen nur berichten wollen, wie es sich mit dem Hute verhält, weil das eine besondere Sache ist und mir viel zu bedeuten deucht. Mein Bub, der Jürgenatz, * hütet die lezten zwei Gaisen, die Ew. Gnaden mir noch übrig gelassen, müßt Ihr wissen, und die trieb er heute in das Wäldlein gegen die Wildsteig hin. Da saß der Bube und weinte, weil ihn hungerte, und er glaubte, man müsse dann essen. Er ist noch dumm und weiß nicht, daß Ew. Gestrengen es nicht leiden mögen, wenn wir Bauern satt sind, und uns darum das Tischtuch kürzen. Wie er so heulte, kam mit einemmale ein wunderliches Männlein, schier nackend, mit einem Laubgürtel um die Lenden und ein Hütlein auf, aus dem Wald gelaufen, und ehe mein Bub vor Angst und Furcht entlaufen konnte, hatte es ihn erwischt und hielt ihn am Kittel fest. Das Männlein, sagt der Bube, war käsebleich und gelb, zottig von Haaren, sah darein mit gläsernen Augen und krächzte ein Kauderwelsch mit weinerlicher Stimme. Meinem Jürgenatz ward todtenübel, er riß sich mit Gewalt los und rannte heimwärts; das Männlein aber sprang ihm nach eine gute Weile und schrie dazu: „Wehe und aber wehe!" daß es wiederhallte im Holz. Wie mir der Bube die Mähre vorgekeucht, laufe ich waidlich hinaus, das Männlein zu sehen. Es war aber verkommen und nur sein Hut lag am Boden, den es meinem Buben hatte schenken wollen. Worauf mir schnell beifiel, ich habe einmal gehört, wie damals, als der große Sterb gewüthet im Land, ebenfalls ein nackend Weib zu einem Hirtenmädel auf's Feld gekommen und ihm ein Paar Strümpfe geschenkt habe, wie dann alsogleich die Dirn an der Pestilenz verstorben und mit ihr viel tausend Menschen, die alle im wilden Freithof liegen oder bei Sankt Ruperts Münster, das nun zusammengefallen ist. Da sprang ich in meiner Einfalt zu Ew. Gnaden und wollte vermelden, was geschehen, und wie ich fest glaube, daß dieses Wesen das Männlein ist vom selbigen Weiblein, und alsbald ein großer Sterb und Todfall anheben wird. In dem Hute hat es uns die Pest gebracht, und darum habe ich ihn auch nur mit der alten Feuerzange angefaßt, sintemalen ich gar gut weiß, daß man sie erbt, wenn man auch nur mit der Fingerspitze ein verpestet Ding berührt."

Kaum hatte der Filzdrack dieß Wort gesprochen, so hättet ihr sehen sollen, wie der Vogt von Neuem erblaßte und hinsank in die Kissen. Er hatte ja den Hut des Pestmännleins mit beiden Händen erfaßt, er wußte, daß es wahr sey, was der Bauer von dem Pestweiblein erzählt, denn er hatte es in einer Chronika gelesen, die im Kloster lag. Er fühlte sich mit einemmale todtkrank und elend; er hatte die Pest. Der Filzdrack, als er des gestrengen Herrn Uebelbefinden vermerkte, lachte boshaft, jener aber griff nach der silbernen Pfeife auf dem Tischlein und wollte dem Frohnknecht rufen, damit er den Boten des Todes fasse. Der Filzdrack aber spürte, wo das hinaus sollte, schlug ihm die Pfeife aus der Hand mit der Eisenzange, lupfte seine Lederkappe und ging von dannen, indem er noch als ein B'hütgott zur Thüre hereinrief: „Ich wünsch' Euch wohl zu sterben, gestrenger Herr!"

Dem Vogt aber ward noch erbärmlicher zu Muth, und er legte sich den Abend noch hin und starb unter unsäglichen Martern gerade um zwölf Uhr Nachts. Er konnte bald nicht mehr reden, nicht beichten noch beten, sondern fuhr hin in seinen Sünden, voll Grimm und Wuth auf seinem rothen stolzen Gesicht. Bei seinem Tode entstand ein großes Geschrei und allgemein ward die Furcht, daß die Pestilenz wieder losbreche. — Man begrub darum den bösen Pfleger von Rottenbuch in dem wilden Freithöfle, ohne Segen und Weihbrunnen, ohne Licht und Leucht. Der Schinder mußte ihn verscharren.

Darauf erzählte man überall von dem „Pestmännlein." Mancher hatte es gesehen, wenn er durch einen Wald ging, die Hirten am Feld schreckte es, und wildschreiend lief es Einzelnen nach. Bald war es da, bald dort, einer hatte es am Berg * gesehen, der andere traf es im Taßwalde am Lech. Da bekehrten sich die Menschen in ihrer Todesangst, die Pfaffheit ward barmherziger gegen die Bauern, und allzusammen beteten um Abwendung der großen Noth zu Gott und Sankt Sebastian. — Es kam auch Niemand mehr um, denn einzig der gewaltthätige Vogt, den der Herrgott getroffen hatte mit seinem starken Arm. Gar viel Leute meinen auch, seine Seele habe keinen Frieden und er geiste mit dem neidigen Schaffner, der den Armen das Brod zu klein gab, unten in den steinernen Stuben am Straußberg in der Amperleithe.

* Georg Ignatz.

* Den „Berg" nennt man im Lechrain vorzugsweise den Peissenberg mit seiner herrlichen Aussicht.

Das Peſtmännlein aber verſchwand, und ſeitdem hat man's nicht wieder geſehen.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Dresden, December.

(Schluß.)

Haſe. — Raſtrelli. — Konzerte. — Theater.

Des Inſpektors der hieſigen Antikengalerie und des Münzkabinets, Hofrath Haſe, am 9ten vorigen Monats nach kurzem Krankenlager erfolgter Tod wird um ſo fühlbarer, da man ſeit des gelehrten Böttigers Ableben bei allen das Alterthum betreffenden Fragen ſich zunächſt an den nun ebenfalls ſchon Verdigten zu wenden pflegte. Er war auch der auswärtigen gelehrten Welt durch antiquariſche und andere Schriften, wie z. B. den „Paläologus" und die „klaſſiſche Alterthumskunde" vortheilhaft bekannt; ſein Verluſt in einem Alter von noch nicht 54 Jahren wird vom Ausland ſchmerzlich mit empfunden, da man der Veröffentlichung des Reſultats ſeiner wiſſenſchaftlichen Forſchungen auf der im Jahr 1859 unternommenen Reiſe nach Griechenland mit Verlangen entgegenſah. Auch die hieſige Kunſtakademie verlor an ihm einen geſchäzten Rathgeber. — Eine zweite Beute des Grabes wurde bald nachher der erſt einige und vierzig Jahr alte Compoſiteur ſehr geachteter Kirchenmuſiken und italieniſcher Opern, welche ihm auch den römiſchen Orden zum goldenen Sporn erworben, Muſikdirektor Raſtrelli. Kürzlich noch hatte ſeine ſo charakteriſtiſch gehaltene Muſik zu Moſens Trauerſpiel: „Otto der Dritte," beſondern Anklang gefunden. Die zu dem vor Kurzem hier zweimal aufgeführten neuen Trauerſpiel Moſens: „Herzog Bernhard von Weimar," gehörigen Muſikſtücke waren die lezten, welche aus Raſtrellis für Kunſt und Beruf immer bereitwilliger Feder floſſen. — Die Konzerte, von einheimiſchen wie durchreiſenden muſikaliſchen Berühmtheiten hier gegeben, ſind zu zahlreich und gleichen ſich doch im Allgemeinen zu ſehr, als daß ihre ſpezielle Erwähnung dem auswärtigen Publikum von großem Interreſſe ſeyn könnte. Die muſikaliſche Akademie unſeres trefflichen Violoncelliſten Kummer hatte, außer deſſen eigenen, ſo werthvollen Leiſtungen, das Beſondere, daß nicht nur unſere ausgezeichneteſten Geſangs- und Inſtrumental-Virtuoſen ſich dabei hören ließen, ſondern daß auch dieſer ſchöne Genuß in einem neu erbauten, raumvollen und reich verzierten Saale des Hôtel de Pologne ſtattfand. — Von den in der lezten Zeit zum erſtenmale auf unſerer Bühne erſchienenen Stücken ſprach Neſtroys Poſſe: „Einen Jux will er ſich machen," deren Geſangpartien A. Müller in Muſik geſezt hatte, am meiſten an. Schon das Hauptwort des Titels zeigt, daß der Inhalt ſchwerlich aus dem Kreiſe der verfeinerten Klaſſen genommen iſt. Wo aber auch in der Abgeſchliffenheit der feinen Welt die der Poſſe und dem Luſtſpiel unentbehrlichen ſcharfen Umriſſe markiger Charaktere hernehmen, welche das hauptſächliche Material des Komiſchen ſind und bleiben werden? Wem fielen nicht bei dem Vorwurfe, der dem heitern, gewandten Neſtroy darüber zu machen wäre, daß er in ſeinen Poſſen die vornehme Welt zu wenig berückſichtige, die Verſe Goethes ein:

Haſt du nicht gute Geſellſchaft geſehn? es zeigt uns dein Büchlein
Faſt nur Gaukler und Volk und was noch niedriger iſt. —
Gute Geſellſchaft, die hab' ich geſehn, man nennt ſie die gute,
Wenn ſie zum kleinſten Gedicht keine Gelegenheit gibt.

Allerdings gerathen Dichter, welche ihre Poſſen und Luſtſpiele auf die komiſchen Elemente in den untern Ständen zu bauen pflegen, häufig zu tief in's Triviale und Rohe, was dem gebildeten Publikum wohl zu erſparen wäre. Auch Neſtroy iſt davon nicht frei zu ſprechen. Im Allgemeinen aber weiß doch gerade er immer recht gut, was er will, und das hieſige Publikum weiß auch, was es will, wenn ſeine Stücke einen größern Reiz für daſſelbe haben, als manche in den Zeitungen für trefflich fein ausgeſchriecne ſogenannte Luſtſpiele. — Wenn der Anfang meines Briefs das jetzige Jahr anſchwärzte, ſo beeile ich mich nun, am Schluſſe deſſelben einiges Lob nachzubringen. Schon zur Zeit der Weinleſe nahm es eine ſo rauhe Miene an, daß diejenigen Weinbergsbeſizer, welche die Traube noch am Stock gelaſſen, ihre ſchöne Hoffnung auf eine reiche Ernte dadurch gefährdet glaubten, manche unter ihnen auch wirklich einen Theil derſelben einbüßten, da das Thermometer eines Morgens 6 Grad Kälte anzeigte. Man fürchtete eine baldige Winterſtrenge; aber der während der Weinleſe eingetretene Froſt hielt durchaus nicht an. Schon in der lezten Hälfte des Novembers gab es, die Regentage ausgenommen, recht hübſches Spazierwetter, und der December ſelbſt iſt ganz erträglich.

Auflöſung des Logogriphs in Nr. 299:
Allee.

Homonyme.

Ein Treiben iſt's, das Menſchen unterſcheidet,
Wie Haltung, Sprache, Miene ſelbſt und Schrift,
Das auch, gleich ihnen, viele Deutung leidet,
Die manchmal fehlt, oft auch das Wahre trifft.

Es iſt ſo leicht, ätheriſch könnt ihr's nennen
An meiner Freundin, doch kein Theil von ihr;
Man kann daran ſelbſt Charaktere kennen,
Sein Adel macht die Fürſtin kenntlich mir.

Es trägt ſie leicht hin über dieſe Erde,
So leicht, als hätt' es Flügel angehaucht;
So ferne ganz von jeglicher Beſchwerde,
Als je ein Schwan aus ſeiner Fluth getaucht.

Gar finſter iſt's in Spießiſchen Romanen,
Und oft darin begangen wird ein Mord;
Auch haben es daſelbſt die alten Ahnen
Gar heimlich oft an wohl verſteckem Ort.

„In Erzgebirgen könnt ihr auch es ſuchen"
Und viele Schätze finden drin zumeiſt;
Ihr werdet ſeine Langſamkeit verfluchen,
Wenn ein Prozeß euch großes Glück verheißt.

Wenn Köchinnen in Küchen es gebaren,
So iſt es warm, und endet oft mit Eis;
Doch wenn es Männer machen, die Barbaren,
So iſt es meiſt recht ſauer und recht heiß.

Ob doch es dir auch ſauer ſchon geworden?
Ich dächte wohl; wer nähme da ſich aus?
Davor in Oſt und Weſt, im Süd und Norden
Schüzt kein Palaſt, kein Schloß, kein Wald, kein Haus.

J. G. M.

Beilage: Kunſtblatt Nr. 102.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 306.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Freitag, den 23. December 1842.

Bet, Büble, bet!
Morga kummt der Schwed',
Morga kummt der Oraſteara,
Werd em Büble 's Beta lehra.
Bet, Büble, bet!

Bayriſcher Volksſpruch.

Sagen und Geſchichten aus dem Lechrain.

(Fortſetzung.)

III.

Vom Büble, das nicht beten wollte.

Es war einmal ein Bauer und eine Bäuerin, ſo erzählt man den Kindern, die hatten ein einzig Kind, ein ſchönes, feines und luſtiges Büble, ein Chriſtkindle mit gekraustem Haar und kluger* Haut, wie ein Prinz, und ſie hießen es darum auch das „ſeidene Gräflein.“ Das Kind ſollte nach der Eltern Meinung auch nichts geringeres werden, als ein Graf, denn ſie waren reich und hatten noch mehr zu erben; darum ward das Büble auch gehätſchelt, mit Ulmerbrod und Nürnberger Leckerlen gefüttert, mit Milch gewaſchen und in Pflaumbettlein vergraben. Es trank alle Tage ein Schnapsglas voll alten Malaga, obwohl es erſt vier Jahre zählte, und angethan war es mit einem langen Rock von Grodetor** und mit einer Spitzenkrauſe, die ihm gleich einer Bratenſchüſſel um das Hälslein lag, wie einem alten Bürgermeiſter; dazu trug es einen Fallbund von Sammet am Kopf und war mit Henkelthalern an einem rothſeidenen Band beladen, daß es kaum die Laſt tragen mochte.

Auch witzig und gelehrig war das Büble, es ſchwätzte wie ein Alter, konnte die Augen auf den Knöcheln* zählen und den Laubwenzel und die Schippenaß gar wohl unterſcheiden; auch ein paar Liedlein hatte es ſingen gelernt von der Dirne, und vom Knecht ein bislein Fluchen. Was er aber nicht konnte, das war das Beten. Noch hatte es nicht einmal das Kreuzmachen erlernt, ſich nicht ein Wörtlein gemerkt vom Vaterunſer und Avemaria. Vater und Mutter thaten wohl, als ſollte das ſeidene Gräfl ein guter Chriſt werden; aber wenn ſeine alte Ahnfrau es hart anließ, weil es des Abends beim Schlafengehen nicht einmal die Hände aufheben und falten wollte, wenn ſie ihm vorbetete, ſo nahmen ſie es in Schutz gegen die alte Drude, herzten es und es brauchte wieder nicht zu beten. Die fromme alte Frau plagte ſich viel mit dem Kind, ſagte ihm tauſend Gebetlein und Sprüche vor, aber nicht einen wollte es behalten, und leider ſchien für das Büble kein Birkenreiß gewachſen zu ſeyn auf der weiten Welt, obwohlen auf den Bergen umher gar ſchöne Bäume der Art genug ſtanden. Das ſeidene Gräfl wollte eben nicht beten.

* Fein, glatt.
** Gros de Tour.

* Würfel.

In jener Zeit, wo der Bauer und die Bäuerin lebten, war ein wilder Krieg im Land; der „Schwedenkrieg" heißt man ihn. Zu uns herauf war die Furia noch nicht gekommen, und meinten Alle, sicher zu seyn. Auf einmal aber ging ein Nothschrei durch das Dorf, es sey der Feind nicht fern, und der gewaltige Schwedenfürst, der „Orensteara," sey aufgebrochen über den Lech, mit zahllosem Kriegsvolk. Alle Menschheit lief in die Kirche und kniete und schrie zu Gott; nur das kleine Büble wollte wieder nicht beten, obwohl seine Ahnfrau ihm drohte mit dem „Orasteara" und den wilden Soldaten.

Und siehe da, in einer Nacht fiel der Schwed in's Dorf, und es ward ein heilloses, entsetzliches Wesen. Die Bauern wurden todtgeschossen, die sich wehrten, Weib und Kind nicht verschont, der Ort angestoßen mit Brand und Plünderung. Auch der reichen Bauersleute Haus ward von den Kriegsknechten angefallen und Alles unterst zu oberst gekehrt, Kisten und Kasten ausgefegt und zu guter Lezt Feuer angeschürt. Die Leute waren entlaufen in Wald und Feld, nach allen Seiten, und auch die Eltern des Büble wurden auf der Flucht getrennt; jedwedes meinte, es werde wohl das Andere das Kind mit sich haben. — Wie aber die Soldaten schnell gekommen, waren sie auch schnell davon, und die Leute getrauten sich wieder zurück in die Trümmer des halbverbrannten Dorfes. Da suchten der Bauer und die Bäuerin einander und fanden sich auch, aber vom Büble wußte keines eine Spur. Darob ward ein großer Jammer und wollten Beide schier verzweifeln; und Beide rennen hinüber nach der nahen Kirche, ein Verlöbniß zu thun für das verlorene Büble. Wie sie aber aufschauen zum Himmel, von dem sie Hülfe begehrten, da sehen sie auf dem hohen Kirchendach das seidene Gräfl sitzen und mit ein paar Kalksteinchen spielen.

Freud und Schreck erfaßte sie zugleich, denn das Büble stand bald auf und kletterte auf und nieder am steilen Dache, bis hinan zum First. — Ein Fehltritt, und es war verloren; darum getrauten sie sich gar nicht einmal, es anzurufen, damit es nicht erschrecke, auch wollte Niemand hinauf, es zu holen, denn sicher hätte es sich nicht fahen lassen und wäre herabgestürzt. In ihrer Trostlosigkeit erschien unversehens die alte Ahnfrau, die wunderbar den Schweden entgangen war, obwohl sie sich nicht hatte flüchten können. — Man zeigte ihr das Kind in der schwindelnden Höhe und sagte ihr, wie man es nicht zu retten wüßte. Die Ahnfrau aber kniete hin auf den Boden und mit ihr alle Leute, und sie hob die Hände und betete. Mit einemmale sah das Büble vom Dach herab zu den Betenden. Und wieder hob die Alte ihre Hände und zeigte ihm, wie es sie fromm falten sollte. — Und siehe da, das Büble, als welches sonst immer eine Faust gemacht hatte, sollte es beten, faltete die Hände und blieb so stille sitzen eine lange Zeit und blickte ernsthaft herab vom Kirchdache. Dann kroch es ruhig zurück zum nächsten Dachfenster und schlüpfte hinein.

Heil und wohlbehalten brachte man es von dort herab den erfreuten, glücklichen Eltern. Das Büble aber erzählte, wie der Schwede gekommen, sey es aus seinem Bettlein gesprungen und habe davonlaufen wollen; aber ein wilder Mann habe es gesehen und den Frauendukaten an seinem Halse; der habe es verfolgt. Er wußte nicht, wie es in der Angst in den Kirchthurm und auf's Dach hinaus gekommen. Erst als es die Ahnfrau bemerkt und auch die Hände zum Beten aufgehoben, habe es erkannt, wo es wäre, aber durchaus sich nicht gefürchtet, denn ein schöner goldener Engel habe es im Arme gehabt und dann zurückgetragen durch die Lücke.

Von da an hatte das Büble das Beten gelernt, und es ward mit der Zeit ein frommer geistlicher Herr daraus, ein Bischof oder Prälat, wo nicht gar der Papst zu Rom. — Den unfolgsamen Kindern aber, die nicht fromm seyn wollen, singt man heut' noch, im Angedenken an den bösen Schwedenkrieg, das Sprüchlein, das als Ueberschrift vor dieser wahrhaftigen Historie steht.

(Fortsetzung folgt.)

Aus England.

(Fortsetzung.)

Wenn man das Register dieser unzähligen Wohlthätigkeitsanstalten durchsieht, so findet man nicht einen Stand oder ein Unglück, eine Kunst oder ein Handwerk, ein verschuldetes oder unverschuldetes Uebel vergessen. Für Alles sind Gesellschaften und Vereine da, und das Herz lacht in dem düstern Menschenknäuel, der sich an ihm so kalt und fremd vorüberwälzt, wenn es so viele Herzen für die arme Menschheit schlagen und opfern sieht. Die Hospitäler sind Paläste, nicht bloß von außen, sondern auch durch Bequemlichkeit, Reinlichkeit und Sorgfalt im Innern. — Sieh' auch, was die armen Teufel für Blicke nach Bethlehem-Hospital hineinwerfen, außerhalb dessen Thoren sie noch sind! Dieses stattliche Gebäude liegt im südlichsten Theil von London, nicht zu weit von dem Obelisken, bei dem die Hauptstraßen diesseits der Themse zusammenlaufen. — Die unentfliehbare Stadt! Ich bin nach mehr als einer Stunde noch nicht die Hälfte des Weges gegangen. Eine saftige Orange, wie sie von

allen Straßenecken in's Auge und in den Gaumen blinken, soll mich für den Gang stärken, der durch die gar zu lustige Maisonne doppelt drückend wird. Drückend und beengend genug ist das Gefühl in diesen unentrinnbaren Straßen. Noch kein Ende! noch kein Ziel! Immer länger die Häuserreihen, immer unabsehlicher die Straßen; das hemmt den Athem, das furcht die Stirne, das läßt nach Gottes freier Luft und Erde lechzen.

Was ist dieß für ein königliches Schloß? Ein neuer Bau in dem für weltliche Bauten besonders so kostbaren englisch-gothischen Styl. In der Mitte das Hauptgebäude mit einem mächtigen, aber elegant emporsteigenden stumpfen Thurme, rechts und links ein langer, fensterheller Flügel von drei Geschossen, an beiden Enden wieder durch einen stattlichen Thurmbau eingefaßt. Königin Victoria wohnt nicht so schön, wie die armen Blinden, für welche dieses majestätische Schulgebäude errichtet ist. Es sind über sechzig Personen darin, beiderlei Geschlechts, und sie verdienen mit ihrer klugen Hände Arbeit jährlich gegen 1000 Pfund, womit die Ausgaben zum Theil bestritten werden. Sie werden vom zwölften bis zum dreißigsten Lebensjahre, wenn anders noch Kräfte vorhanden und die Finger noch nicht steif sind, in die Anstalt aufgenommen, unterrichtet und dann wieder entlassen. Schon 1799 ward die Anstalt gegründet, und schon in den ersten acht Jahren wurden an dreißig Personen ihren Familien zurückgegeben, denen sie sieben bis achtzehn Schillinge in der Woche verdienten.

Ich trete ein. Im rechten Flügel sind die Zöglinge männlichen Geschlechts. Man führt mich vor allem in einen langen, geräumigen Saal, an dessen Wänden jüngere und ältere Blinde mit Weidengeflechten beschäftigt sitzen. Von der rohesten Arbeit bis zu den feinsten und zierlichsten Körbchen sah ich diese bedächtigen und ihrer Sache so gewissen Finger ihren eminenten Tastsinn bewähren. In einem andern Saale sitzen mehrere an Schuhmacherarbeit. Ich sehe Einem zu, wie er die Sohle eines Stiefels rings herum glatt schneidet; die Finger der Linken tasten und die der Rechten schneiden ihnen nach, so sicher, so schön, als ob es abgezirkelt wäre und mit dem besten Augenmaß geschähe. In einem dritten Saale sind Viele mit Fertigung von Fußdecken aus Seegras beschäftigt, wie man sie in London vor jeder Thüre hat. Alles ist einfach und praktisch eingerichtet, ohne Luxus, aber mit allem nöthigen Comfort. Künstlicher geht es in den weiblichen Arbeitssälen zu. Da wird gestrickt, geflochten, genäht, gestickt sogar, mit einer Fertigkeit und Feinheit, die in Erstaunen setzt. Ich traue meinen Augen und ihren Fingern nicht. Mir ist immer, als ob sie diese feinen Nadeln und Stiche sehen müßten. — Im Fortgehen kam ich durch den Betsaal; ein Mädchen übt sich eben im Spiel eines Chorals auf der Orgel, deren Gebläse eine andere treibt. Die Gründer und Erhalter der Anstalt segnend schritt ich durch das Thor.

Die meisten derartigen Anstalten sind dem Einheimischen und Fremden zum Besuche offen. Ein kleines Trinkgeld für den ungeschmiert zu arg knarrenden und gellenden Riegel oder Schlüssel ist natürlich. Klösterlicher wird das unfern gelegene Magdalenenhospital gehalten. Am Sonntag früh und Abends kann das Publikum zwar dem Gottesdienst beiwohnen und den rührenden Gesang der Magdalenen vernehmen, diese selbst aber sind den Augen der Neugier entzogen. Diese Besserungsanstalt für gefallene Sünderinnen ist eine der schönsten und erfolgreichsten Stiftungen in London. Sie besteht schon seit 1785; gegen 5000 außerdem gewiß verlorene Wesen hat sie ihren Familien, Freunden und der Gesellschaft zurückgegeben. Bei weitem die größte Zahl der Aufgenommenen ging und blieb gebessert. In der Regel finden achtzig Personen daselbst Alles, was zu Leibes Nothdurft und zum Heil ihrer Seele gehört. „Wahrlich, ich sage euch, es wird große Freude seyn im Himmel über einen Sünder, der Buße thut."

Es ist keine Frage, daß der Staat in England gar nichts für solche Anstalten thut, und Alles den Händen und Herzen der Corporationen und Privaten überläßt, ist ein großer Mangel. Verhältniß, Einheit, Zusammenwirken muß da mannichfach fehlen; aber dennoch läßt sich noch viel weniger fragen, ob dieses System nicht dem unsrigen vorzuziehen sey, nach welchem die Regierungsbehörde Alles besorgt und der Privatwohlthätigkeit der eigene Trieb und der freudige Eifer genommen wird? Als es in Hamburg brannte, und man in den Blättern las, wie die deutschen Regierungen Beiträge erlaubten, da sahen mich die englischen Augen mit ganz eigenthümlichem Mitleiden über ihre ellenlangen Times herüber an.

Von dieser Privatseelsorge weiß Frankreich so gut wie nichts. Was die Geistlichkeit nicht thun kann, das vermag vielleicht ein lustiger Ball; aber damit ist's vorbei. Die Franzosen sind nicht herzlos, sie empfinden heftig und rasch, aber eben so rasch haben sie empfunden. Da wo es zur That kommen sollte, ist's schon darum geschehen. Das aide toi, Dieu t'aidera ist ächt französisch. Am hellen Feuer fehlt's bei ihnen nicht, aber an nachhaltiger Wärme; die Begeisterung, der Affekt steigt ihnen wie Champagner alsbald in den Kopf, aber nach ein Bischen Lärm wird's schon wieder ruhig. Das innerlich, tief und seelenvoll fühlende Herz allein weiß sich an den Einzelnen zu wenden und zu geben. Der Kopf springt zum Allgemeinen hinweg; die Gesellschaft will der französische Philanthrop bessern, für sie trägt er sich mit allen möglichen Ideen; aber Hand an die Wunde zu legen

Digitized by Google

und den barmherzigen Samariter zu machen, dazu ist nicht gerade immer Zeit. Man muß zur Gesellschaft eilen, man kann sich nicht bei dem Einen so lange aufhalten.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, December.

Injurienprozesse. — Oeffentlichkeit der Verhandlungen der Akademie der Wissenschaften.

Es kommt gegenwärtig ungewöhnlich häufig vor, daß wegen Injurien in Büchern und Journalen von den Verletzten auf Entschädigung geklagt wird. Eigentlich gehören alle Klagen wegen Preßvergehen vor die Assisen, und werden somit durch Geschworene entschieden. Die Beamten haben jedoch die Erfahrung gemacht, daß die Geschworenen selten die Sicherheit des Staats oder der Privaten durch einige gedruckte Worte für gefährdet halten. Es wird ja so entsetzlich viel gedruckt, daß Alles schnell vergessen ist, zumal im Pariser Strudel, und eine gedruckte Behauptung schlägt Keiner hoch an, den sie nicht angeht. Da dieß aber den Beamten nicht mundet, so haben sie seit einiger Zeit einen andern Weg gefunden, um zu ihrem Zwecke, nämlich der Bestrafung der Schriftsteller, zu gelangen. Handelt es sich von einer Diffamation, so kann vom Civil- oder Polizeigericht eine Geldentschädigung gefordert werden. Wenn also ein Beamter von einem Schriftsteller heftig angegriffen wird, und fürchtet, von der Jury keine Genugthuung, d. h. kein Verdict der Schuld zu erhalten, so wendet er sich an's Polizeigericht, welches ohne Jury entscheidet, und fordert eine Geldentschädigung. Da hier bloß die Richter zu entscheiden haben, und diese Herren strenger zu seyn pflegen als die Geschworenen, wäre es auch nur aus Gewohnheit, so erhält der Beamte meistens, was er verlangt, und der Schriftsteller wird zu einer starken Geldbuße verurtheilt. In der vorigen Woche sah man einen ehemaligen Beamten, Baron Dudon, den Geschichtschreiber Capefigue vor Gericht ziehen wegen einiger Aeußerungen über sein Benehmen während der Restauration. Er forderte als Genugthuung eine ungeheure Summe, 50,000 Francs. Capefigue hatte den sonderbaren Einfall, eine Gegenklage zu führen; er behauptete, durch die Injurienklage des Baron Dudon sey sein guter Ruf angetastet; er verlangte daher als Entschädigung eine noch stärkere Summe, ich glaube 50 oder 60,000 Fr. Er konnte schwerlich hoffen, diese zu erhalten, auch mochte er die Forderung nur gestellt haben, um zu zeigen, wie abgeschmackt das Verlangen einer Geldentschädigung in dergleichen Fällen ist. Das Gericht war so klug, beide Forderungen abzuweisen, erstere aus dem ganz vernünftigen Grunde, weil es dem Geschichtschreiber frei stehen müsse, das Benehmen derjenigen, welche an den öffentlichen Angelegenheiten Theil genommen, zu beurtheilen, und derselbe völlig in seinem Rechte bleibe, wenn er dieses Urtheil ohne Leidenschaft und mit Mäßigung ausspreche. Baron Dudon wurde zu den Kosten des Prozesses verurtheilt. Dieser Herr muß außerordentlich empfindlich seyn, da er wegen einiger Worte eines Schriftstellers Klage führt, und zwar in einem Lande, in welchem die vergangenen wie die gegenwärtigen Zustände beständig aus ganz verschiedenen Gesichtspunkten beurtheilt werden, und wo die Parteien ihre Gegner sehr strenge, oft sehr hart in ihren Schriften behandeln. Wäre Jeder, der eine Rolle in den Angelegenheiten seines Vaterlandes gespielt hat, eben so empfindlich, so hätten die Richter nichts zu thun, als vorgebliche Injurien zu schlichten, und sie müßten erst gründlich die Geschichte studiren, um zu entscheiden, welche der beiden Parteien Recht habe, und ihr Urtheil hätte dennoch bei der Nachwelt sehr wenig Gewicht; denn für diese ist ein richterlicher Spruch in geschichtlichen Sachen keineswegs verbindlich. Es gibt noch eine Menge Leute, welche sich an die Publizität und an die freimüthige Beurtheilung ihrer Handlungen in offizieller Eigenschaft nicht gewöhnen können, obgleich dieß mit zum jetzigen Leben gehört, wenigstens in Ländern, wo keine Censur besteht. So lange sie gelobt werden, geht Alles gut; läßt sich aber Tadel hören, so schreien sie über Verleumdung und wollen Klage führen. — Ich habe schon einigemal darauf aufmerksam gemacht, daß die Publizität sogar in die Verhandlungen der Akademie der Wissenschaften gedrungen ist, daß dieselben öffentlich sind und in den vorzüglichsten Tageblättern so gut als andere öffentliche Verhandlungen besprochen werden. Auch dieß scheint einigen ältern Akademikern nicht zu behagen. Begnügten sich die Berichterstatter, das in der Akademie Gesprochene oder Vorgelesene auszuziehen, so wäre es nach dem Urtheil jener Herren noch zu ertragen; aber die Berichterstatter erlauben sich auch, ein Urtheil zu fällen und Akademiker so gut als akademische Vorlesungen zu richten, und dieß ist es, was den Herrn mißfällt. Biot, der berühmte Physiker, erzählt mit unverhohlenem Aerger im letzten Hefte des Journal des Savans, wie die Publizität der Verhandlungen der Akademie sich allmählig eingeschlichen hat. Nach dem alten Reglement wurden zu den Sitzungen nur diejenigen Fremden zugelassen, welche von Akademikern vorgestellt worden waren, oder zwei Abhandlungen geliefert hatten, welche die Akademie des Drucks und der Aufnahme in ihre Sammlung würdig erklärt hatte. Die Zahl der fremden Zuhörer nahm jedoch beständig zu, und das alte Reglement wurde um so weniger beachtet, da die Anwesenheit der Fremden manchem Akademiker keineswegs mißfiel. Jetzt ist der Zudrang außerordentlich; man besetzt seinen Platz wie im Schauspiele, sagt Biot, und nur wenn kein Platz mehr vorhanden ist, wird Niemand mehr zugelassen. Damit dieses Publikum aber stille bleibe, muß man es mit interessanten Dingen unterhalten, denn rein technische Vorträge behagen ihm nicht sehr. Dieß wirkt, wo nicht auf den Inhalt, doch auf die Form der vorzutragenden Materien. Das Glänzende oder Neue hat natürlich mehr Reiz, als das Wahre und Solide für Zuhörer, welche die Vorträge desto schöner finden, je leichter sie dieselben begreifen; nun gehört aber ein wahrer Stoicismus von Seiten der Akademiker dazu, um gleichgültig dagegen zu bleiben, ob ihre Arbeiten gut oder schlecht aufgenommen werden. Besonders liegt es jetzt den Secrétaires perpétuels ob, durch lichtvolle Darstellung der aus allen Weltgegenden einkommenden Nachrichten das Publikum zu beschäftigen und zu unterhalten; aber (fährt Biot fort) so glänzende Beredtsamkeit und so verschiedenartige Kenntnisse sie dabei an den Tag legen, so glauben wir doch, daß sie dieser Mühe überhoben wären, wenn sie bloß zu den Akademikern sprächen.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 130.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 307.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Sonnabend, den 24. December 1842.

Und thu' mir doch nicht ſo vertraut!
Wie mancher hat nicht ſeine Braut
Belogen und betrogen!
Juchhe! Juchhe!
Juchheiſa, heiſa, he!
So ging der Fiedelbogen!

Goethe.

Sagen und Geſchichten aus dem Lechrain.

(Fortſetzung.)

IV.

Der Betteltanz in Peitingen.

Schüre die Kohlen zuſammen, Hanns Thoma, ſchalt die Mutter, und leg ein fichtenes Scheitle nach, das kann nicht ſchaden. Der Ofen darf nicht erkalten, wenn draußen die Sonne nicht mehr einheizt. Der Ofen iſt das Herz der Stube; wenn's da fein warm iſt, dann gibt es ein rühriges, luſtiges Leben. — Rückt enger zuſammen auf der Bank und laßt's euch wohlbehagen am Kirchtagfeierabend. — 'S war genug zu ſchaffen für das morgende Feſt, für unſern lieben Kirchweih! — Schon hängt beim Thurmfenſter das roth und weiße Fähnlein herab, des Zachäus zerriſſenes Wamms. Ihr müßt wiſſen, dazumal, wie unſer Herr Jeſus den ſündigen Zöllner vom Baum herabſteigen hieß, hat dieſer ſich in der freudigen Haſt ſein rothes Gewand zerriſſen, daß ihm das Hemd aus dem Riſſe ſah. Darum lieſt man auch morgen das Evangelium vom Zachäus im Hochamt und hängt ein ſolches Fähnlein aus. — Jezt iſt die Arbeit gethan, Schiff und G'ſchirr iſt blank, die Nudeln gebacken, das Bierfaß angezapft. Der Herr Kirchtag kann hereinſpazieren in allen Ehren, der liebwerthe Gaſt.

Richte jezt die Gabe zur Hand für den Nachtwächter, Luzeile (Luzia), ein Dutzend Küchlein, ein tüchtig Stück Brod und eine friſche Maaß Bier, damit er einen feſten Trunk dazu thun möge. Das iſt nun einmal ſo Brauch am Kirchweihabend und geſchieht, damit ſeine Kehle glatter und geläufiger werde und er das Jahr hindurch deſto ſchöner die Stunden anſinge. — Es mag aber noch eine Weile dauern, bis er bei uns anklopft und bettelt, und damit ihr mir nicht ſchlafet, will ich euch Eins verzählen. — Schieb den Docht höher am Lämple, Mauritha (Maria Itha), ſeyd ſtill und horchet auf; weil's eben Kirchtag iſt, will ich euch die Geſchichte vom Betteltanz ſagen.

Was man ſo nennt, wißt ihr Alle, aber nicht warum der Brauch den Namen erhalten. — Du lachſt ſo heimlich, Luzeile, du junges Ding, und freuſt dich auf den Montag, die Nachkirchweih, weil da der Betteltanz auch für dich gegeigt wird. Du biſt noch ein halbes Kind, und es macht dir Spaß, wenn ein ſtockfremder Bube kommt und dich für ein paar Stunden des Vormittags von mir losbettelt um eine Schnur voll geſalzener Bretzen und einen Mittagstrunk, den er mir zum Danke ſchicken muß, weil ich dich mit ihm zum Tanze gehen laſſen. — Sieh die Mauritha an, die macht ein trübes

Geſicht, wenn man vom Betteltanz redet; ſie weiß wohl warum. Ihr Liebſter hat da das Recht, die nächſte beſte, die noch keinen Buben hat, zum Betteltanz zu führen, und ſie muß geduldig auf ihn warten bis zum Abend. Das iſt nun einmal ſo ein Herkommen, ein Privilegium für euch junge Fähen,* ein Aergerniß für Bräute und Liebſte, eine Luſt für die leichtfertigen Mannsbilder.

Alſo vom Betteltanz müßt ihr wiſſen, daß er bereits vor viel hundert Jahr Sitte war bei uns im Peitingerdorf. Damalen hieß er aber der „Ehrenſprung," und es ward dabei gehalten wie heutigen Tages. Alle Mädeln, die noch an keinen Buben gebunden waren, harrten an der Nachkirchweih nach der Meſſe, bis Einer käme und ſie zum Tanze in die Schenke holte, zu dem ſie ſonſt nicht durften. Damalen, als wir Peitinger gerade recht fürnehm thaten mit dem Marktbrief und unſerm Wappen,** ſaß ein wohlhäbiger Bauer auf dem Hofe, „zum Bären" genannt, im Weiler Luttenbach, oben ſeitab von der Steingadner Straße. Ihr wißt Alle, wie rar es iſt, wenn die entfernten Leute der Einöden und Riedhöfe zu Dorfe kommen. Selten gehen ſie herab zum Gottesdienſt, noch ſeltener zur Schenke, aber die Kirchweih bringt alle luſtigen Burſche zuſammen von den abgelegenſten Weilern und Höfen; ſie fahren mit ihren Mädeln in's Dorf und lagern die zwei Tage im Wirthshauſe. Hat nun eine Riederin keinen Buben, ſo iſt ſie freilich übel dran, denn der Weg iſt zu weit, um ſie zum Betteltanz zu holen, und ſo verſitzen ſie die luſtigſten Tage trübſelig daheim.

Aber des Bärenbauren Töchterlein damals, Mariele hieß es, war gar nicht im geringſten traurig am Kirchweihmontag früh und lachte in einem fort, als ſie ſich das gute Höß *** anzog, den feintuchenen Rock, das ſeidene, roſenfarbige Goller, und als ſie die dicken, ſilbernen Schnürketten in's Mieder wand. Sie wußte erſtens, daß ihr das Lachen ganz ſchön ſtund; denn ſie war ein ſauberes Ding, zart wie ein wächſernes Jeſukind, weiß und roth wie Apfelblüthe, und hatte helles, weiches Haar, wie Frauenfäden. Ueberdem lachte eine innige Luſt und ein bislein Schadenfreude aus ihr; dieſe und die Eitelkeit verdrehen euch Mädeln gar ſchnell den Kopf. Sie wußte zweitens, daß des reichen Friedhöflers Sohn von Haslach, der Sättel-Jörg, kommen werde, ſie zum Ehrenſprung abzuholen, und daß ſich darob Mayers Lisbeth ärgere, die Dirne, mit welcher der Hansjürg ſonſt ging.

(Fortſetzung folgt.)

* Ein junges Mädchen.
** Etwa im Jahr 1430.
*** Gewand, Kleidung.

Aus England.

(Fortſetzung.)

In Frankreich gibt es 32 Millionen Menſchen und darunter 16 Millionen ohne Vermögen und vier Millionen Bettler. Einregiſtrirt ſind davon in Paris allein 70,000. In dieſem Stück, wenn in irgend einem, hat der Franzoſe ſeine romaniſche Natur behalten. Der Mangel kommt ihn nicht ſo ſauer an, wie den bedürfnißvollern Deutſchen und Germanen. Er kann viel leichter entbehren und ſich mit einem Aeußerſten begnügen. Ein Bonmot, eine Capriole kann zur Noth den knurrenden Magen zum Schweigen bringen, den der Deutſche und Nordländer einmal ſchlechterdings, ſey es in Gottes oder eines Andern Namen, aus der eigenen oder fremden Taſche ſtopfen muß. Es iſt bekannt, wie in den Feldzügen die Franzoſen am kärglichſten zu leben, am längſten mit dem Wenigſten auszuhalten wußten, eben ſo ſehr weil ſie genügſamer, als weil ſie erfindſamer waren. Sie wiſſen uns auch unſer vieles Eſſen vorzuwerfen. Andererſeits freilich iſt es bei ihnen, wenn es einmal aus iſt, mit Allem, mit aller Kraft und Tapferkeit des Körpers und Geiſtes aus, während wir noch länger aus den Rippen zehren können und den Faden, der ſich an einen fetten Biſſen und an die Zukunft knüpft, nicht ſo leicht ganz abreißen laſſen.

Braucht der Franzoſe weniger, ißt er weniger, wie alle durſtigen, luſtigen Brüder, denen das Herz immer auf den Lippen und in den Gliedern ſizt, ſo braucht er auch weniger zu leiden. Die Noth, die Krankheit, der Schmerz hat für ſie an ſich ſchon keine ſo große Bedeutung. Auch ihre Eitelkeit, ihr Ehrgefühl hilft ihnen, Stoiker zu ſeyn. Die deutſchen Aerzte, welche die Pariſer Spitäler beſuchen, wiſſen es wohl zu ſagen, wie viel mehr Muth dieſes leichtere Volk gegen Hieb und Stich, Pille und Tod aufbieten kann. Der Deutſche iſt viel „wehleidiger," wie man in Schwaben ſagt. Ich ſah es ſelbſt bei verſchiedenen Schlachten, welche die Aerzte im Hôtel Dieu den armen Patienten auf den empfindlichſten Stellen lieferten, wie Schmerz und Unglück nicht die große Bedeutung jenſeits des Rheins und des Kanales haben. So wird aller Jammer auch leichter behandelt und man kümmert ſich nicht ſoviel darum. Aber ein Blick in die Pariſer Spitäler und dann wieder einer in die Ordnung, Reinlichkeit und Gediegenheit der Londoner ſagt einem ſehr Vieles.

Während ich es mir in Gedanken ſagen laſſe, habe ich troß allem Eifer es nicht weiter als bis zu Queensbench gebracht. Ein ominöſer Anblick um dieſes rings mit hohen Backſteinmauern, worauf erſt noch eiſern

Stacheln stehen, umwallte Paradies der Schuldner und Pasquillanten. Die Leute sahen mich mit ganz besondern Blicken an, als ich so andächtig rings herum spazierte und einen so seelenvergnügten Blick in das Innere that. Zu viele nicht, ich versichere es, aber doch etliche Goldvögel in meiner Tasche gratulirten mir, daß ich mich noch nicht nach dem schönsten und bequemsten der 220, kaum neun Quadratfuß haltenden Käfiche umzusehen brauchte. Ich eile weiter, und über ein Kleines, so stehe ich vor den Baracken der Haupt-Lancasterschule in Borough-road. Baracken sind es gegenwärtig, bis das neue Schulgebäude in der Nähe fertig seyn wird. Ich trete ein, werde von Ober- und Unterlehrern mit aller Aufmerksamkeit behandelt und muß dafür meinen berühmten Namen in das Buch der hohen Gönner und Besucher der Anstalt eintragen. Mit einer äußerst gelehrten Miene, als wenn ich die Sache trotz dem Disterweg zu studiren und zu beurtheilen hätte, schlage ich die Arme übereinander und mache meinen Lehrer neben mir auf dem Katheder ganz stolz auf die Ehre, die ich ihm wiederfahren zu lassen Anstalt treffe. Das Manöver beginnt, buchstäblich ein Manöver. Der Sohn Lancasters neben mir klatscht in die Hände — patsch, und die Jungen sind am Platz, patsch, die Hände sind auf den Subsellien, patsch, und sie stehen kerzengerade, wieder patsch, und sie kehren sich rechts, wenden sich links, wie mit dem Drähtchen gezogen; noch einmal patsch, und sie sitzen. — Das hältst du für Unsinn? Ja, aber es ist Methode darin und die Methode ist gar nicht so schlimm. Ordnung, Regel, Pünktlichkeit — wie willst du sie in fünfhundert Buben bringen, die von der Gasse auf die Schulbank kommen, und wenn die Schule aus ist, vor den verschlossenen Hausthüren sich tummeln, bis Eltern oder Mütter — denn so viele haben ja „keinen Vater" — vom Trödelmarkt, vom Waschfaß, von der Kohlenkammer, von Hammer und Spule, vom Branntwein nach Hause kommen? Also nur noch einmal herzhaft in die Hände geklatscht, und das Buch liegt auf der Tafel, wieder, und es ist aufgeschlagen, zum dritten- und letztenmal — das Lesen beginnt.

Während der Lehrer zu den hintern Reihen an die schwarze Tafel geht, um sie in's Geleise zu bringen, stellt sich einer der ältern und geschicktern Knaben auf die Bank und gibt den einzelnen Schülern und Subsellien das Zeichen zum Fortfahren und Einhalten. Zur Seite stehen wieder ein paar solcher Schüler, welche den jüngern und ungeschicktern Kameraden mit weißer und gelber Kreide die Originale auf die Wandtafel vorzeichnen. Ich erstaune über die Fertigkeit der zwölfjährigen Knaben in diesem ganz freien Handzeichnen. Ueber eine Weile beginnt die Hauptabtheilung zu rechnen. Die andern Bankinhaber treten mit ihrem kleinen Führer heraus an die Wand, stellen sich in den mit Kreide auf den Boden vorgezeichneten Kreis, und einer nach dem andern muß aufsagen. Im Ganzen wissen die kleinen Schulmonarchen ihre Unterthanen gut in Zaum und Lehre zu halten, und wird auch nicht viel gethan, so wird doch etwas gethan. In einem andern Raume sitzen die Knaben an einem Amphitheater hinauf, während der Lehrer mit der Karte in der Hand ihnen in der Geographie Unterricht gibt. Dicht daneben schulmeistert ein anderer, und so ist kein Winkel unbesetzt, unbelehrt, unbelebt. Nach jeder halben Stunde kommt der Oberlehrer mit dem Lektionenregister und weist einen Jeden zu seinem neuen Pensum an. Trabend, so arg es nur der hölzerne oder steinerne Boden unter den kleinen lustigen Stampfern ertragen kann, jodelnd und lärmend ziehen die kleinen Burschе hin und her, um ihre Stellungen einzunehmen, Alles nach Takt und Handschlag. Kein preußischer Feldwebel könnte sich etwas Schöneres wünschen.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

München, December.

Allerseelentag. — Gemälde von Mende.

Der November beginnt hier mit dem Allerseelenfeste, und dieses wird auf dem Friedhofe gefeiert. Es ist der solenne Tag, an dem sich die Lebenden der Dahingegangenen erinnern und ihre stillen Wohnungen freundlich schmücken. Blumen werden auf das Grab gestellt, grüne Kränze herumgelegt oder in den geliebten Namenszug verschlungen, die Denksteine selbst mit Flor umhängt, und in dunkelfarbigen Glaskugeln glänzen wehmüthige Lichter. Wenn eine milde Herbstsonne scheint, ist's ein schöner Gang zu diesen Gräbern, voll Auferstehungsahnung, ein Gang, dessen eindrückliche Feierlichkeit durch die Menge der Besuchenden allerdings etwas beeinträchtigt wird; denn oftmals ist ein beängstigendes Gedränge in den sonst so lautlosen Gassen des Friedhofs. An diesem Tage kommen nämlich gar Viele, die sonst dem öden Todtenfelde aus dem Wege gehen; jezt, wo Alles von Menschen wimmelt, mag es Jedem geheuer erscheinen. Der Tag fällt in die stillste Zeit des Jahres, wo die Sommerfreuden vorüber sind, die rauschenden Vergnügungen des Winters noch nicht begonnen haben; die Natur geht auch schlafen, und manchmal ist schon Schnee auf die Gräber gefallen. Manche Waise steht mit thränenschweren Augen an dem Grabe ihrer Eltern, manches tief verschleierte Frauenbild beugt sich weinend über einen blüthenreichen Leichenhügel. Viele sprengen mit leisen Klagelauten Weihwasser auf die Blumenkränze; bei den Gräbern der Wohlhabenden sitzen arme Frauen und beten mit geschlossenen Augen unaufhörliche Gebete — Alles recht rührend und feierlich. — Die „Seelenzeit" hat übrigens auch ihr Wahrzeichen. Seltsam, oder vielmehr sehr erklärlich und ein uralter Gebrauch ist es, daß auch in diesen Tagen eine Speise genannt und genossen

wird, von der sonst das ganze Jahr hindurch nichts zu hören ist. An das Weihnachtsbrod, die Fastenbrezeln, die Ostereier, die Martinsgans reiht sich der Seelenzopf, ein rautenförmig in einander geflochtenes Backwerk aus verschiedenem Stoffe, vom einfachen Kreuzerzopfe, wie er an jedem Brodladen zu haben, bis zum combinirtesten Kunstprodukte des Zuckerbäckers, dessen Werth bis in die Thaler steigt.

In unserem Kunstvereine war die lezten Wochen ein Bild von Meude zu sehen, eine Scene aus dem Tyrolerkriege, und in sofern ein Seitenstück zu einem frühern desselben Meisters, weßwegen man auch bei der Betrachtung der Vergleichungen nicht entrathen konnte. Der Schauplaz des erstern, das die Lithographie vervielfältigt hat, war eine Bauernstube, ein schon halb in Brand gerathenes Gemach, das von etlichen kecken Schüzen noch auf Leben und Tod vertheidigt wird, während in der Mitte ein in's Herz getroffener Held verathmet, der Herr der Heimath, um den sich die Frauen des Hauses, Mutter, Schwester, Weib und Kinder im stummen, verzweiflungsvollen Jammer versammelt haben. Ein rothbärtiger Kapuziner, wahrscheinlich Pater Haspinger selbst, steht aufrecht und unverzagt am Todtenlager und reicht dem Sterbenden die lezte Wegzehrung. Dieß Bild war ein treffliches Gemälde, das auf Jeden wirkte. Der Muth der kühnen Schüzen, die ihre Büchsen unverdrossen zum Fenster hinaus knallen lassen, während hinter ihnen ein Kampfgenosse den Geist aufgibt, der fromme Tod des Landesvertheidigers in der Mitte, der Jammer der Schwächern, der rothbärtige Kapuziner — das war die ganze Geschichte von Anno Neun. In dem Bilde, das wir zulezt sahen, haben wir wieder einen Auftritt aus dieser Zeit, aber so zu sagen einen Auftritt hinter den Coulissen. Es ist ein enger Kirchhof eines in großer Feindesnoth befindlichen Dorfes, ein Kirchhof voll Frauen, Mädchen und Kindern, wohin man Alles geflüchtet, nicht allein die bedrohten Weiber, sondern auch andere Habe und den gebrechlichen Greis, der zwischen seinen Krücken niedergesunken betet. Nebenan sieht man durch die geöffnete Pforte in die Dorfkirche, wo sie auch zum Himmel rufen; jenseits der Friedhofmauer ist dicker Pulverdampf, der nur eine beschränkte, stark verschleierte Ansicht des Gefechts gestattet, etwas rückwärts ein begeistertes Mädchen, das hoch oben auf einem ragenden Mauerstücke kniet, eine geweihte Kirchenfahne zu Trost und Aneiferung der Kämpfer emporhaltend. Dieses begeisterte Mädchen, das in der Darstellung fast geisterhaft geworden, scheint die Uridee gewesen zu seyn, um welche herum sich das Bild angesezt hat. Es sollte, nachdem den Heldenthaten der Männer im ersten Gemälde genug gethan, nun auch der Todesmuth der Frauen gemalt werden.

(Schluß folgt.)

Paris, December.

(Fortsezung.)

Oeffentlichkeit der Verhandlungen der Akademie der Wissenschaften.

Die Gegenwart des Publikums in den Sizungen der Akademie legt ferner den Akademikern in ihren mündlichen Erörterungen bedeutenden Zwang auf. Zwar werden diese Erörterungen dadurch höflicher und fließender, als sie bei geschlossenen Thüren seyn würden; sie sind aber auch nicht so bündig, noch so gründlich als sonst, weil man ein Publikum, welches die Wichtigkeit derselben nicht kennt, nicht gern ermüden mag. Auch sind sie nicht mehr so freimüthig, da mancher Akademiker sich scheut, Bemerkungen zu machen, welche bald außerhalb der Akademie bekannt werden. Und da es keineswegs angenehm ist, vor dem Publikum eines Irrthums überwiesen zu werden, so verschweigt mancher Akademiker aus Achtung gegen sich oder Andere die Einwendungen, die er vortragen könnte, wogegen hie und da auch wohl ein Akademiker bloß deßwegen Einwendungen macht, um sie zur Publizität gelangen zu lassen. Biot meint jedoch, da die Sache nun einmal so sey, so könne man sie nicht wohl ändern; auch müsse man gestehen, daß die Akademie stets vom Gefühle ihrer Würde beseelt werde. — Die Zulassung des Publikums führte von selbst dazu, daß über die akademischen Verhandlungen in den Tageblättern Bericht erstattet wurde. Der Globe war das erste Blatt, welches im Jahr 1825 regelmäßig Bericht erstattete, und bald wollten auch die politischen Zeitungen solche Berichte haben. Es ist, wie Biot bemerkt, keine Kleinigkeit, eine Menge von wissenschaftlichen Vorträgen gleichsam im Fluge zu erhaschen, und zwei Tage darauf in einem Feuilleton dem ganzen Publikum die Substanz davon vorzulegen. Biot meint, mancher Akademiker würde vor einer solchen Arbeit zurückschrecken. Wie schwer ist es oft, aus einer einzigen wissenschaftlichen Abhandlung das wahrhaft Neue oder Originelle heraus zu finden und faßlich dem nicht gelehrten Publikum vorzutragen! Wie ungleich schwerer muß nun aber die Arbeit erscheinen, wenn man bedenkt, daß so verschiedene Wissenschaften, Sternkunde, Naturlehre, Chemie, Mathematik, Physiologie, oft in einer einzigen Sizung zur Sprache kommen, und der Berichterstatter eigentlich in allen bewandert seyn müßte! Um sich die Arbeit zu erleichtern, verlangten die Zeitungsredaktoren Mittheilung der vorgelesenen Abhandlungen. Dieß wurde gestattet; da aber hiebei Mißbrauch vorfiel, so mußte man eine gewisse Ordnung einführen. Jezt haben die Zeitungsredaktoren im Saale der Akademie einen besondern Platz, nachdem sie gleichsam bei der Akademie in ihrer Eigenschaft als Stenographen beglaubigt worden sind, gerade wie in den beiden gesezgebenden Kammern. Nach der Sizung werden die vorgelesenen Abhandlungen, so wie die eingegangenen Briefe, in einem besondern Zimmer zur Einsicht aufgelegt, wo die Redaktoren dieselben bis zum folgenden Tag benuzen können. Dies geschieht von einigen mit Unparteilichkeit, von andern mit kritteldem Geiste, welcher, wie Biot sagt, bei ihnen großes Vertrauen auf ihre eigenen Kenntnisse voraussezt. Ueberhaupt scheint diese ganze Oeffentlichkeit dem alten Akademiker schlecht zu behagen, und es ist möglich, daß zuweilen Schüler ihre Meister naseweis beurtheilen, oder daß sogar Gelehrte von Ignoranten verurtheilt werden; dieß ist aber ein nothwendiger Uebelstand der Oeffentlichkeit. Dagegen können die schmollenden Akademiker nicht verkennen, daß durch eben diese Oeffentlichkeit die Wissenschaft gleichsam in's Leben getreten ist, daß jezt die gesammte gebildete Welt an den Fortschritten der Wissenschaften Theil nimmt, und die Entdeckungen der Gelehrten jezt ganz andere Wirkungen äußern, als zur Zeit, da sie nur der gelehrten Welt und zuweilen sehr spät bekannt wurden. So etwas sollte die Herrn freuen und sie über einige Unbequemlichkeiten der Publizität und des Urtheils Unberufener wegsehen lassen.

(Fortsezung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 38.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenz-Blatt. Nro. 38.

Sonnabend, 24. December 1842.

[549]

Ergänzung der älteren Ausgaben

von

Goethe's sämmtlichen Werken

in 55 Bänden, sowohl in Octav als in Taschenformat.

In Unterzeichnetem sind in Folge hohen Bundesbeschlusses so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Goethe's nachgelassene Werke,

16ter bis 20ster Band oder

der sämmtlichen Werke, vollständige Ausgabe letzter Hand,

56ster bis 60ster Band.

Mit Goethe's Portrait von Schwerdgeburth nach Chodowiecki in Stahl gestochen.

Ausgabe in Taschenformat. Velinpapier. Preis 3 fl. 15 kr. oder 2 Rthlr.
Ausgabe in Octav. „ „ 5 fl. „ 3 Rthlr.

Inhalt:

56ster Band.

Vermischte Gedichte. An Personen. Invectiven. Zahme Xenien. Nachträge zum Divan. Maximen und Reflexionen. Verschiedenes Einzelne. Reise der Söhne Megaprazons. Brief des Pastors an seinen Amtsbruder. Zwo wichtige biblische Fragen.

57ster Band.

Das Lustspiel: die Wette. Iphigenia in Prosa. Erwin und Elmire, und Claudine von Villa Bella in der frühesten Gestalt. Die ungleichen Hausgenossen. Singspiel. Zwei ältere Scenen aus dem Jahrmarktsfest zu Plundersweilern. Hanswursts Hochzeit. Paralipomena zu Faust. Fragmente einer Tragödie, die natürliche Tochter (Schema der Fortsetzung). Pandora (desgleichen). Nausikaa.

58ster Band.

Die Metamorphose der Pflanzen. Beiträge zur Optik.

59ster Band.

Der polemische Theil der Farbenlehre.

60ster Band.

Nachträge zur Farbenlehre, zur Mineralogie und Geologie. Biographische Einzelnheiten. Chronologie der Entstehung Goethe'scher Schriften.

Bei Ertheilung des Privilegiums an die von Goethe'schen Erben für die letzte Ausgabe der Werke Goethe's ist von der durchlauchtigsten Bundes-Versammlung angeordnet worden, daß im Interesse der Besitzer der älteren Ausgaben, denselben durch Supplemente Alles zum Ankauf bereit gehalten werden solle, was diese neueste Ausgabe mehr enthält als die früheren.

Wir haben daher im Einverständniß mit den von Goethe'schen Erben, Anstalt getroffen, diesem hohen Auftrage nachzukommen und Herrn Dr. J. P. Eckermann, den vieljährigen Freund und Hausgenossen Goethe's, den gründlichsten Kenner seiner Schriften, für die besondere Zusammenstellung Alles dessen gewonnen, womit die letzt erschienene Ausgabe in 40 Bänden bereichert worden ist.

Das Format schließt sich genau den älteren Editionen an, Papier und Druck aber sind den Anforderungen der jetzigen Zeit entsprechend gewählt worden.

Stuttgart und Tübingen, Dec. 1842.

J. G. Cotta'scher Verlag.

[550] In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und kann durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

Goethe's Portrait

(in seinem 27sten Jahre)

von Schwerdgeburth nach Chodowiecki in Stahl gestochen.

Preis 36 kr. oder 8 Gr.

Stuttgart und Tübingen, Dec. 1842.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[543] **Die Jugendzeitschrift „Thusnelda"**

geht mit Neujahr 1843 in unsern Verlag über und soll fortan eine durchaus praktische zeitgemäße Tendenz verfolgen. In Verbindung mit ausgezeichneten Mitarbeitern wird die Redaktion bemüht seyn, dem Blatte einen gediegenen Werth, ein ungetheiltes Vertrauen zu sichern und unsre Sorge wird es seyn, durch geschmackvolle typographische Ausstattung und nette Bilder-Illustrationen das Aeußere empfehlend zu gestalten.

A. Pichler's sel. Wittwe.

Den ausführlichen Prospektus habe ich so eben an alle Buchhandlungen Deutschlands versendet.

A. G. Liebeskind.

---

[548] **Elegantes Weihnachtsgeschenk für Damen.**

Bei F. H. Köhler in Stuttgart ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Taschenbuch der Blumensprache

oder

Deutscher Selam.

Mit einer Anthologie aus den besten Dichtern zur Charakterisirung der Pflanzen Deutschlands.

Herausgegeben

von

Prof. Dr. J. M. Braun.

Eleg. geb. mit 4 kolorirten Kupfern auf Velinp. 1½ Rthlr.
Dasselbe ohne Kupfer auf Druckpap. 1 Rthlr.

Hieraus einzeln abgedruckt:

Deutsche Blumensprache

für

Jungfrauen und Jünglinge.

Brochirt 5 Sgr.

Dasselbe als Tabelle auf einem Blatt gedruckt 5 Sgr.

Schon der Titel deutsche Blumensprache bezeichnet die von den üblichen orientalischen Blumensprachen ganz abweichende Art der Deutung, welche hier der deutschen Flora nach eigner gänzlich neuer Charakteristik beigelegt wird. Es versteht sich, daß hierbei alle ausländischen Pflanzen, die in Deutschland gar nicht, oder nur in fürstlichen Treibhäusern zu finden sind, weggeblieben, dagegen die einheimischen Pflanzen, welche uns in Gärten, Wald, Feld und Wiese umgeben, eingeschaltet und auf eine Art charakterisirt wurden, die unsern Verhältnisse entsprechend ist.

---

[534] In meinem Verlage ist nun vollständig erschienen:

Sölti, Dr., Professor in München. **Der Religionskrieg in Deutschland.** 3 Theile. gr. 12. geh. 6 Thlr.

Der erste und zweite Theil führt auch den Titel: **Elisabeth Stuart**, Gemahlin Friedrichs V. von der Pfalz; der dritte Theil enthält unter dem Titel: **Denkwürdigkeiten aus den Zeiten des Religionskrieges in Deutschland**, eine Auswahl der wichtigsten Urkunden, Briefe und Berichte, aus denen der Verfasser schöpfte.

Hamburg, im Nov. 1842.

Johann August Meißner.

---

[526] Bei Fr. Volckmar in Leipzig ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu finden:

Volney, Die Ruinen oder Betrachtungen über die Umwälzungen der Reiche und das natürliche Gesetz. Aus dem Französischen von **A. Kühn.** 8. geh. 18 Gr., 22½ Ngr., 1 fl. 18 kr. rhein., 1 fl. 8 kr. C.-Mze.

---

[540] In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart ist erschienen:

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Monat November 1842.

Größere Aufsätze.

Schilderungen aus Samnium. 1) Cajazzo, Alise, Piedimonte, Besteigung des Monte Miletto. 2) Alise, San Potito, Calvisi, Gioja, Fatechio, Telese. — Ueber die Neger als primitive Race — Behandlung der Neger in Canada. — Oberst Scott und Abdel-Kader. — Die Insel Formosa. — Die englische Armee. — Skizzen aus Peking. — 5) Die Häuser der Chinesen, Bauart und innere Einrichtung, Begräbnißplätze, kaiserliche Grabstätten. — Die Sandwichinseln: 1) die Stadt Honolulu, die Einwohner, naturhistorische Bemerkungen, europäische Kultur; 2) die königliche Familie, ein Gastmahl; 3) Bevölkerung, Ursache ihrer Abnahme, Kindermord; 4) die amerikanischen Missionäre. — Allgemeine Bemerkungen über Chile. — Das Gouvernement Otonez. — Die Ehe in Aegypten. — Die katholische Kirche auf den Cycladen. — Ein Besuch in Teheran. — Das Gouvernement Jekaterinoslaw. — Englische Kolonien: Neuseeland, Neusüdwales. — Die Kroaten in der Oedenburger Gespannschaft in Ungarn. — Eine Sühne im Kaukasus. — Die

chinesischen Füße. — Die Messe von Beaucaire. — Bericht aus und über Cuba. — Eine Geographie Georgiens. — Die Tempel zu Tinghai. — Reisebilder aus Polen: Posen. — Skizzen aus London: 9) Der Empfehlungsbrief. — Die Basreliefs bei Boghas Kiöi. — Herbstpromenade in Petersburg. — Das Opiumrauchen in China. — Das große Volksfest zu Ehren der Wasserleitung des Croton zu New-York. — Ein Besuch im Kloster Megaspileon in Morea. — Ueber die Wiederbewaldung der Berge in Frankreich.

Chronik der Reisen.

Massons Reisen in Beludschistan, Afghanistan und dem Pendschab. 1) Bahawalpur; 2) die Deras; 3) Reise nach Peschawer und Aufenthalt daselbst. — Davidsons Reise in Marocco.

Kleinere Mittheilungen.

Erdbeben in Norwegen. — Haarindustrie in Frankreich. — Stalaktitenhöhle in Korsika. — Einwirkung der Schafe auf die Bäume. — Bevölkerung von Malta. — Aloë perfoliata vera. — Quecksilber in Aden. — Abnahme der Olivenbäume in der Provence. — Rauchen in Eisenbahnwagen in England. — Russische Literatur im vorigen Jahre. — Streit über die Entdeckung des antarktischen Kontinents. — Sterblichkeit in London. — Druidengrabstätte in Frankreich. — Panamakanal. — Maschine zum Uhrenbau. — Baumwollenbau in Algier. — Verkauf von Kunstwerken der flamändischen Schule in England. — Ueber die Weinverfälschung in Paris. — Neue Büffelart in Afrika. — Skandinavische Alterthümer. — Die Sanhita der Sama Veda. — Ein Missionär unter den Caraiben. — Neustosaurus. — Verbreitung des Guano in Südamerika. — Die Insel Hongskong. — Einiges über die Wanderbücke in Rußland. — Reisenotizen: Dr. Grant in Kurdistan, Dr. Beke in Abyssinien, Hr. Freeman in Aschanti. — Salzige Mineralschlammbäder bei Astrachan. — Umfang von Paris. — Seide in Kleinasien. — Die Gräber in den Vorstädten von Kanton. — Beabsichtigte Kanäle in Finnland. — Ueber das alte Meeresniveau in den Finnmarken. — Mitarbeiten. — Vorlesungen über Kunstgeschichte zu Upsala anreordnet. — Verkauf von Aguados Galerie. — Raschideddins Werke. — Heider Ali's Biographie. — Der Orientalist Ochoa. — Maaßregeln in China gegen Hungersnoth. — Verbindung der Tuilerien mit dem Louvre. — Nachrichten von der Sitzung der nordischen Alterthums-Gesellschaft.

---

[358] Im Verlage von L. H. Bösenberg in Leipzig ist erschienen und in allen Buch- und Musikalienhandlungen zu haben:

Album für Gesang

mit

Original-Beiträgen

von

A. H. Chelard, Ferd. David, Heinr. Ernst, G. W. Finck, R. Hirsch, P. Lindpaintner, Lortzing, Heinr. Marschner, A. Methfessel, G. Meyerbeer, C. G. Reissiger, Friedr. Schneider, H. M. Schmidt, Clara Schumann, Rob. Schumann, Louis Spohr, C. Spontini, W. J. Tomaschek, J. H. Verhulst.

Herausgegeben

von

Rudolf Hirsch.

Zweiter Jahrgang 1845. Preis 2⅔ Rthlr.

Deutschlands musikalische Classiker, wie Romantiker, sind hier in einen Kranz vereint; es ist in ihm das moderne Element mit dem classischen verschmolzen.

Der Verleger darf kühn behaupten, daß dieses Jahrbuch über alle seine Vorgänger und ähnliche Unternehmungen durch Gehalt und Ausstattung hervorrage. Es ist darin vorzüglich das deutsche Lied auf die glänzendste Art vertreten; die lieblichsten, reizendsten Gesänge wechseln mit erhebenden ernsten Tonweisen und machen es dadurch eben so gut dem elegantesten Damenboudoir, wie dem Freunde gediegener Musik höchst interessant. Sämmtliche Stücke sind mit Pianoforte-Begleitung.

Wir empfehlen dieses musikalische Prachtwerk zu Festgeschenken, wie zu wirklich werthvollen Souvenirs der Liebe und Freundschaft.

Homer's Werke,

von

Johann Heinrich Voß.

Pracht-Ausgabe in Einem Bande.

Mit fünf und zwanzig Kupferstichen.

Velinpap. in Umschl. broch. Preis 10 fl. oder 6 Rthlr.

Diese Prachtausgabe von Homer's Werken reiht sich in Format und Papier unsern neuesten so beliebten, compacten Ausgaben von Goethe, Schiller, Klopstock, Platen und Porker an, die sie übrigens an typographischer Ausstattung noch übertrifft und wird daher gewiß vielen willkommen seyn.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Statistische

Uebersicht der Bevölkerung

der

österreichischen Monarchie

nach den Ergebnissen der Jahre 1834 bis 1840.

Dargestellt

von

Dr. Siegfried Becher.

gr. 8. brochirt. Preis 4 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr. 16 Gr.

Hauptabschnitte des Inhalts.

Erste Abtheilung.

Bewegung der Bevölkerung.

Einleitung.

Erster Abschnitt. Die Bevölkerung nach der Anzahl beider Geschlechter, des Militärs und ihre Vertheilung nach dem Flächeninhalte.

Zweiter Abschnitt. Das Verhältniß der Städte, Marktflecken, Dörfer, Häuser und Familien zum Flächeninhalte.

Dritter Abschnitt. Bevölkerung nach der Religionsverschiedenheit.

Vierter Abschnitt. Anzahl und Verhältniß der Geburten in ihren verschiedenen Beziehungen.

Fünfter Abschnitt. Anzahl und Verhältniß der Trauungen in ihren verschiedenen Beziehungen.

Sechster Abschnitt. Anzahl und Verhältniß der Sterbefälle in ihren verschiedenen Beziehungen.

Zweite Abtheilung.

Stand und Beschäftigung der Bevölkerung.

Siebenter Abschnitt. Hauptübersicht der verschiedenen Kategorien und Beschäftigungen im Jahre 1834 und 1837.

Achter Abschnitt. Geistlichkeit.

Neunter Abschnitt. Beamte.

Zehnter Abschnitt. Das Militär.

Eilfter Abschnitt. Gewerbe und andere besondere Beschäftigungen.
Zwölfter Abschnitt. Lehr-, Erziehungs- und Bildungsanstalten.
Nachtrag. Summarische Uebersichten der Bevölkerung im Jahre 1840. 1) Wohnorte, Häuser und Familien. 2) Bevölkerung nach dem Geschlechte, des Militärs und ihrer Vertheilung nach dem Flächeninhalte. 3) Geburten. 4) Trauungen. 5) Sterbefälle. 6) Ein- und Auswanderungen. 7) Bevölkerung nach der Religionsverschiedenheit. 8) Nachweisung der in militärischer Hinsicht klassificirten männlichen Bevölkerung in den der Militärconscription unterliegenden Provinzen. 9) Geistliche, Adelige, Beamte und Honoratioren, Handwerker und Künstler, Bauern.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[545] Bei Immanuel Müller in Leipzig sind so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Homer's sämmtliche Werke

übersetzt von

Stolberg und Voß.

2 Bände. gr. 8.

Eleg. cart. mit 2 Kupfern. Velinp. 3 Thlr.
Schulausgabe. broch. Druckp. 1 Thlr. 15 Ngr.

Nach dem Urtheile aller Sachverständigen ist diese **erste** Uebersetzung von Joh. Heinr. Voß die gelungenste aller Uebertragungen der Odyssee ins Deutsche. Würdig und ganz in gleichem Geiste reiht sich daran die hier aufs Neue erschienene Uebersetzung der Ilias vom Grafen Friedr. Leop. zu Stolberg. Der Preis ist außerordentlich billig, der Druck groß und deutlich.

Ueber

englische Landwirthschaft

und deren

Anwendung auf andere landwirthschaftliche Verhältnisse,

insbesondere Deutschlands.

Nach eigener Anschauung

von

A. v. Weckherlin.

gr. 8. Velinp. broch. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 20 Gr.

Dieses, allen Land- und Forstwirthen von dem Herrn Verfasser gewidmete, interessante Werk zerfällt in folgende Hauptabschnitte: Erster Abschnitt: Allgemeiner Ueberblick über die allmählige Ausbildung und den jetzigen Stand der englischen Landwirthschaft und über eine Vergleichung derselben mit der deutschen Landwirthschaft. I. Ueber den früheren landwirthschaftlichen Zustand in England, als Einleitung. II. Neuere englische Landwirthschaft. III. Einzelne Gegenstände, welche bei der englischen Landwirthschaft und ihrer Anwendbarkeit in landwirthschaftlichen Verhältnissen Deutschlands Interesse erregen. a) Kultivirung, Düngung und Bearbeitung des Landes. b) Pflanzenbau. c) Viehzucht. d) Landwirthschaftliches Bauwesen. — Zweiter Abschnitt: Speziellere Vergleichung des englischen mit andern, insbesondere deutschen Wirthschaftssystemen und der Anwendbarkeit des englischen Systems in andern Verhältnissen. I. Durchschnitts-Anhaltpunkte dafür, wie bei dieser Vergleichung Erschöpfung und Ersatz an Bodenkraft angenommen werden. II. Betrachtung verschiedener Wirthschaftssysteme. III. Annähernde Ermittelung des Ertragsverhältnisses bei den verschiedenen Wirthschaftssystemen, besonders aber des Einflusses der mehr oder minder ausgedehnten Futterproduktion, nebst Schlußfolgen daraus.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[542] In neuen Ausgaben sind bei mir erschienen, aus:

Théâtre français moderne,

publié par J. Louis.

Bertraud et Raton, ou l'art de conspirer, comédie en cinq actes et en prose, par E. Scribe. Avec des notes explicatives. 12. Velinp. ⅓ Rthlr.

Le Gamin de Pevois, comédie-vaudeville en deux actes, par Buyard et Vanderburch. Avec des notes explicatives. 12. Velinp. ⅓ Rthlr.

Diese Ausgabe französischer Theaterstücke zeichnet sich von allen übrigen Sammlungen dieser Art durch Korrektheit und gute Auswahl ganz besonders aus. Der glückliche Gedanke des Herausgebers die schwersten Wörter und Redensarten der jetzt neu erschienenen Stücke deutsch zu erläutern, geben der Sammlung einen noch größern Werth, und werden gewiß den Liebhabern der französischen-dramatischen Literatur höchst willkommen seyn.

C. P. Melzer in Leipzig.

---

[544] So eben erschien:

Schelling oder Hegel

oder Keiner von Beiden?

Ein Separat-Votum

über die Eigenthümlichkeit der neuern deutschen Philosophie. Von Dr. J. F. Vogel.

gr. 8. geh. 11⅓ Ngr.

Leipzig, Nov. 1842.

Rein'sche Buchhandlung.

---

[357] **Zu Festgeschenken geeignet!**

Neu erscheint bei mir und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Zur Nachfolge Christi.

Eine Legendensammlung

von

Eduard von Bülow.

8. Geh. 1 Thlr. 6 Ngr.

Den Inhalt dieser ausgewählten Sammlung, welche die Approbation des hohen katholisch-geistlichen Consistoriums im Königreiche Sachsen erhielt, bilden folgende Legenden:

Die heiligen drei Könige. — Der h. Christophorus. — Der h. Einsiedler Paulus. — Die h. Maria aus Aegypten. — Der h. Malchus. — Die h. Theodora aus Alexandrien. — Der h. Gregorius vom Steine. — Die h. Pfalzgräfin Genovefa. — Der h. Alexius. — Der h. Waldbruder Meinhard. — Die ungetreue Gottesbraut. — Robert, der Teufel.

Leipzig, im Nov. 1842.

F. A. Brockhaus.

№ 308.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Montag, den 26. December 1842.

Man könnt' erzogene Kinder gebären,
Wenn die Aeltern erzogen wären.

Goethe.

Aus England.

(Fortſetzung.)

Bei den Mädchen im andern Bau geht es ein Bischen ſtiller zu, ſo ſtill eben, als das liebe Zünglein es über ſich und die würdige Miſtreß gewinnen kann, welche mir auf dem Katheder den Glanz und Beſtand ihres Inſtituts auseinander ſezt. Auch in Oeſterreich hatte ich theilweiſe die Mädchenſchulen unter dem weiblichen Haſelnußſcepter geſehen. Ich konnte dort Anfangs in meiner Einfalt nicht begreifen, warum gerade unverheirathete Frauenzimmer deſſen würdig ſeyn ſollen, bis ich endlich glaubte, es gefunden zu haben. Ein alter Invalide, dacht' ich, drüben bei den Knaben, eine alte Jungfer hüben bei den Mädchen, das reimt ſich. Falſch! das reimt ſich nicht, entgegnete mit ſeinen grasgrünen Augen und ſeinen weingrünen Backen mein luſtiger Dekan von Imſt. „Wenn's halt ſunſter in's Kindbett kumm'n!" Ach ja ſo, darum dürfen dieſe Lehrerinnen nicht verheirathet ſeyn!

So wundere ich mich alſo heute in der Schule von Borough-road nicht über die Würdige, welche ſo emſig aber taktfeſt bis zur Naſenſpitze hinaus, bald den Unterlehrerinnen einen Wink, bald einer Schülerin einen Blick, bald mir eine Belehrung, bald den Ladies patronesses, die ſich nach und nach herzufanden, eine Verbeugung oder Unterhaltung gibt. Die Kinder erſcheinen reinlich, geordnet, aufmerkſam und friſch zum Werk. Wie ich ſehe und von meiner Miſtreß höre, ſind die Meiſten nicht aus den ärmſten oder niedrigſten Claſſen, ſondern aus dem bereits anſtändigern Handwerksſtande, welcher auch einiges Schulgeld zahlt, wenn auch nur vier bis ſechs Schillinge, etwa zwei Thaler jährlich.

Jahre lang, von 1798 bis 1808, hatte Lancaſter bereits Schule gehalten, Georg III. hatte ihm Gönner und Freunde erworben, aber ſelbſt die Majeſtät konnte die Vorurtheile gegen die neue Methode nicht brechen. Wäre Joſeph For — „Maſter For" — nicht geweſen, das ganze Unternehmen wäre zu Grunde gegangen. Er zahlte, ſchoß vor, verbürgte ſich und rettete vielen Tauſenden die Menſchheit. Nun war die Sache im Zuge und bald konnte die Geſellſchaft gegen 300 Knaben- und 100 Mädchenſchulen unterhalten; 43 davon gehören der Hauptſtadt an. Die Hauptſchule von Spital-fields faßt 800 Kinder; in unſerer von Borough-road ſind auch 500 Knaben und 300 Mädchen. Sie hat ſeit ihrem Beſtehen über 24,000 Kinder unterrichtet und gezogen. Unterricht iſt ja nicht einmal das Nöthigſte für dieſe verlaſſenen Kinderſeelen, ſondern Erziehung. Und dazu hilft an ſich ſchon die Schule, ſofern ſie vom Müßiggang, der aller Laſter Anfang iſt, abhält; weiter aber durch dieſe faſt

militärische Disciplin und nicht zum mindesten dadurch, daß bei der Wechselseitigkeit des Unterrichts Befehlen und Gehorchen, die Anhaltspunkte des praktischen Verhaltens, gleichmäßig geübt werden. Der Schüler, welcher etwas gelernt hat, wird dessen um so mächtiger durch die Mittheilung an die unter ihm. Diese selber lassen es sich mannigfach leichter und lieber im unmittelbaren Verhältniß zu ihres Gleichen beibringen. Ueberheben aber kann sich der Junge nicht so leicht, denn er wendet sich um, und das Lernen ist wieder an ihm.

Die Einrichtung ist praktisch, oder sie müßte nicht englisch seyn, aber freilich eben praktisch auch nur für England. Bei dieser entsetzlichen Bildungslosigkeit der niedern und mittlern Volksmasse und bei der gänzlichen Unthätigkeit des Staates ist kein anderer Ausweg übrig, als eine Methode zu ergreifen, welche mit den wenigsten Mitteln die größten Zwecke erreichen läßt. Und das leistet die Lancastersche, mehr aber auch nicht. Von Gründlichkeit, wie wir's in Deutschland verlangen, ist natürlich keine Spur. Das ist nicht gerade schlechthin ein Fehler, denn mit ihr laden wir den jungen Schultern eine Masse Ballast auf, mit dem sich das Schifflein zwar schon in rechter Tiefe auf dem Ocean des Lebens hält, aber mit dem es noch keinen Werth, und was die Hauptsache ist, noch keinen Steuer- und Fährmann erhält. Man sehe nur die englischen Lehrbücher an. Nach Form und Inhalt wollen sie die Schule zur Vorhalle des Lebens machen. Praktisch von A bis Z! Praktisch, praktisch ist das Adjektivum, das wir immer noch nicht zu unsern Substantivis bringen können, und doch hilft erst das Nebenwort dem Hauptworte zum Satz.

Immerhin aber ist bei der durchschnittlichen Bildung selbst unseres niedrigsten Volkes, bei der Menge von Schulstellen und Lehrmitteln, persönlichen und sächlichen, eine Methode wie die Lancastersche schlechthin nicht am Orte. Es ist ein Massenunterricht, der vollends in den höhern Gebieten, insbesondere in der Religion gar nicht vorhält. Ueberhaupt, daß der Lehrer und sein weckendes, anregendes Wort so hinter das Zeichen, die Form und den Auftakt zurücktritt, und daß die Schüler, wenn sie einander lehren, in dieser Zeit nichts Neues lernen, und so lang sie noch von einander lernen sollen, nichts Vollständiges und Gründliches lehren können, bleibt ein für uns durch keinen Vorzug zu ersetzender Mangel. Mehrfach hatte man in Deutschland den wechselseitigen Unterricht nach dem „brittischen System" eingeführt, namentlich in Sachsen Zerenner; aber Disterweg hat vollends zusammengebissen, was nicht von selber zerfallen war. Nur zu Eckernförde in Schleswig und in Altona blühen noch zwei Exemplare.

In Frankreich befaßt man sich nicht weniger mit Schule und Schulmethoden als in England, aber auch nicht viel mehr. Noch sind es keine zwei Jahre, daß durch Guizot, Cousin und Villemain von 37,295 Communen doch einstweilen 33,099 mit Volksschulen versehen worden sind. Im Centrum und Osten Frankreichs hat jede Commune eine eigene Volksschule, aber im Norden haben meist mehrere Gemeinden eine Schule mit einander. Im Westen hat die Hälfte der Communen gar keine Schule, und es kommt da ein Schüler im Durchschnitt auf 30 Einwohner. Dem Bedürfniß der Schulbildung können in 3403 Schulen die Erwachsenen noch nachträglich genügen, und 68,108 Arbeiter und Handwerker aller Professionen nehmen daran Theil. Auch in Frankreich führt das weibliche Geschlecht die Haselstaude. Neben 40,504 Lehrern wirken 22,365 Lehrerinnen. Nach eigenthümlicher Methode wird unterrichtet in 4,375, nach der wechselseitigen nur in 940, nach der simultanen in 26,000, und nach der gemischten in 6,403.

(Fortsetzung folgt.)

Sagen und Geschichten aus dem Lechrain.

(Fortsetzung.)

Der Haslacher Bauerssohn war aber der reichste Bube auf viele Stunden im Umkreis, er selber obendrein ein schlanker, feiner Geselle mit krausem Haar und zierlichem Knebelbart, trug sich in Kamelot und Sammet, wie ein Augsburger Stadtherr, und wenn er auf seinem feisten Schimmel ausritt, hatte er Stiefeln und silberne Sporen an, wie der Pfleger von Schongau. Er war auch lustig dazu, lebte und ließ leben. Wenn er zum „Egger" kam, dann war das Bier viel zu schlecht für ihn und seine Kompagnei. Die Kameraden tranken rothen Tyroler, und er zahlte mit funkelheißen Frauenthalern* und lachte dazu, je mehr sie vertharen. Daß er nebenbei alle saubern Dirnen wohl leiden konnte und sie ihn wieder, brauch ich wohl nicht beizusetzen; das reimt ihr junges Volk euch ohnedem schnell zusammen.

Am Kirchweihmontag also kam er angefahren in Luttenbach mit einem flotten Wägele und zwei ungarischen Gäulen und brachte der „Bärin" statt der Bretzen, wie's Brauch wäre, Lebzelten und Nonnenkrapfen mit, einen ganzen Mehlsack voll, dazu ein Fäßlein Ofner, begrüßte das Mariele gar herrisch und zuthunlich, sezte sie auf's Gefährt und rasselte wie der Wind herein in's Dorf zum „Pinzger," wo die Rieder ihre Einkehr haben. Da ward hoch gelebt und gewirthschaftet. Der Jürg hielt

* Bayerische Thaler mit dem Marienbild.

seinen Tisch frei und ließ draufgehen, was der Brief vermochte. Er wollte den Andern zeigen, daß er der Sohn und Vetter sey der Bauern, welche die größte Glocke in unserm Thurm aus eigenem Säckel gestiftet hatten, die man an allen Festtagen vor dem Gottesdienst so lange läuten mußte, bis sie von ihren Höfen aus hereingeritten waren. Der Meßner mußte da immer spähen, bis er sie kommen sah hoch zu Roß, in Scharlachmänteln und Degen an der Seite. Im Uebermuth und eigener Zwistigkeit ist später auch dieß uralte, freisame Geschlecht verkommen, das auf reichem Erbe saß, Brief und Wappen führte, wie der Adel, und von dem man kaum mehr die Stelle wüßte, wo ihr Haus stund, wären nicht am Schneidberg außen ein paar Obstbäume geblieben von ihrem weiten Anger.

Das Mariele war aber bei dem Wesen glückselig und konnte sich nicht satt sehen an dem schönen Jürg, der heute ihren Blumenstrauß am Hut hatte und ihr Bube war, wenn gleich nur auf wenig Stunden. Er that auch gar zärtlich, tanzte jeden Tanz nur mit ihr und sagte ihr dabei allerlei Schönes und Liebes, fleißig ihr einschenkend vom süßen Muskateller, sie fütternd mit Braten und Konfekt. Die geschicktesten Spielleute hatte er selber bestellt, und die mußten unausgesezt fiedeln und schalmeien, daß es gellte.

Da war auch Einer darunter, der hieß der Geiger-Wölfle von Kellershofen, ein junger, wilder, lebendiger Mensch, der voller Feuer und Geschicklichkeit stack und der beste Musikant war in der ganzen Gegend. Er hatte beim Klosterorganist von Steingaden schier alle Instrumente gelernt; er blies das Waldhorn und die Schwegel (Querpfeife), schlug die Zither und das Hackbrett, trommelte auf der Orgel, Alles gleich gut. Das Geigen aber verstund er aus dem Fundament, und wenn er den Bogen rührte und seine nagelneuen Weisen, seine Ländler und Langaus produzirte, dann kam es den ältesten Leimsiedern in die Füße, alle versteiften Knie rührten sich, die ganze Menschheit tanzte und die Hunde und Katzen sprangen in Freundschaft in der Stube umher.

Nun aber wißt ihr, daß die Kellershofner Einöde die Nachbarschaft ist von Luttenbach, und so kam es denn auch, daß der Wölfle, wenn er nicht zum Aufspielen herumzog und daheim saß, oftmals in den Bärenhof heimgarten ging und dabei das schöne Mariele sich viel zu viel ansah, bis in seinem tiefen, heimlichen Gemüth nichts mehr regierte, als die Liebe zu dem jungen Mädel. Die hatte das bald verspürt, und es freute sie die stumme, ausdauernde Liebe des Musikanten, der ihr Alles that, was er ihr an den Augen absah, sie so hoch hielt, wie unsere liebe Frau unter der Egg, auch gar leicht zufrieden gestellt war mit einem freundlichen Wort. Aber heimlich mußte die Liebschaft betrieben werden, denn wenn auch der Bärenbauer den Wölfle als Gast wohl leiden mochte, weil er im Winter ganze Abende lustige Liedeln sang oder fiedelte und ihm die Langweile vertrieb, so hätte er ihn doch nie zum Schwiegersohn genommen, weil jener arm und ein Söldnerskind war, er aber reich und uralten Herkommens. — Bei uns, wißt ihr wohl, gibt's auch Bauern, die auf ihren Stammbaum stolz sind, wie Herrn und Grafen. — Ob aber heimlich oder offen, das galt dem Wölfle gleich; er meinte fest, das Mariele habe ihn eben so lieb, wie er sie, und mit Gottes Hülfe dachte er es schon zu etwas zu bringen, um sie heimführen zu können über kurz oder lang. Darum war er auch fleißig und säumte nicht, wo etwas zu verdienen war, obwohl er es früher mit seiner Musik kostspielig gegeben und nur in Klöstern und Herrenhäusern vor Prälaten und reichen Bürgern aufspielen wollte.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, December.

(Fortsetzung.)

Die Akademie der Wissenschaften.

Die Akademie der Wissenschaften hat übrigens selbst das beste Mittel ergriffen, um unrichtige Darstellungen unschädlich zu machen. Sie gibt schon seit einigen Jahren ein wöchentliches Bulletin über ihre Sitzungen heraus; dieses enthält ausführliche Auszüge aus den Abhandlungen und Vorträgen; sie verbreitet es so viel wie möglich unter den gelehrten Vereinen und berichtigt dadurch alle mangelhaften Artikel der Zeitungen. Biot wundert sich, daß die Zeitungen von diesem Bulletin nie sprechen. Freilich wäre es viel bequemer für sie, das Erscheinen des Bulletins der Sitzung abzuwarten, und nach diesem den Bericht über dieselbe zu verfassen. Allein in Paris kommt alles auf rasche Mittheilung an, das Publikum will am folgenden oder nächstfolgenden Tage vom Vorgefallenen unterrichtet werden; ein Bericht von einer Sitzung der vorigen Woche ist schon etwas Altes, und lieferte nur ein einziges Blatt Berichte am Tage nach der Sitzung, so könnten die andern nicht umhin, ein Gleiches zu thun. So geht es mit den politischen und gerichtlichen Verhandlungen; die wissenschaftlichen müssen sich ebenfalls dieser Sitte fügen. Auffallend ist es, daß nur die Akademie der Naturwissenschaften solch öffentliche Aufmerksamkeit und Neugierde erregt. Gegen die andern Akademien, obgleich sie oft sehr interessante Materien verhandeln, ist das Publikum viel gleichgültiger. Selbst die Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften vermag bei weitem nicht in solchem Grade die Aufmerksamkeit des Publikums zu fesseln, und kein Tageblatt gibt regelmäßige Berichte über ihre Sitzungen. Es rührt dieß wohl erstlich daher, daß die Naturwissenschaften gegenwärtig so ganz ausserordentliche Fortschritte machen, und dadurch, daß sie dem Menschen

gleichsam eine neue Welt aufschließen, auch dem Laien großes Interesse einflößen. Aber noch näher liegt ein anderes, ein mächtigeres Interesse: die Anwendung so mancher neuen Entdeckungen für das praktische Leben. Was heute über ein Gas, über Galvanismus, über ähnliche Gegenstände in der Akademie vorgetragen wird, kann morgen schon in die mechanischen Künste übergehen, kann zu neuen Gewerben, zu neuen Industriezweigen, zu neuen Spekulationen Anlaß geben, Kapitalien in Anspruch nehmen, Aussichten zu neuen Mitteln der Bereicherung eröffnen. Nun will aber Jeder gern reich werden, und zwar so schnell als möglich. Dazu kommt, daß die Akademie der Wissenschaften viel mehr tüchtige Männer zählt, als die andern Akademien, bei denen man mit der Aufnahme neuer Mitglieder nicht so strenge ist, als bei jener, welche positive, längst bewährte Leistungen verlangt. In der lezten Sitzung hat der Generalsekretär Arago wieder über die Häufung der Geschäfte geklagt und auf Verlängerung der Sitzungen angetragen. Wirklich häufen sich die einlaufenden Briefe dergestalt, daß es nicht mehr möglich ist, sie alle zu verlesen, und daß sich die Akademie auf die Fertigkeit ihrer beiden Sekretäre, den Inhalt der Briefe kurz anzugeben, verlassen muß. Da Alles zur Spekulation wird, so hatten manche praktische Köpfe sich die Oeffentlichkeit der Sitzungen und Verhandlungen der Akademie der Wissenschaften zu Nutze gemacht, um sich selbst Publizität zu verschaffen. Wenn z. B. ein schlechter Mechaniker, Chemiker, Arzt u. s. w. sich einen Namen machen wollte, so schrieb er an die Akademie, er habe diese oder jene wichtige Entdeckung gemacht; Tags darauf erscholl in allen Zeitungen die Nachricht: der Mechaniker N. hat ein Mittel erfunden, ohne Feuer und Dampf, ohne Pferde und Esel in der ganzen Welt herum zu fahren; oder, dem Arzt N. ist es endlich gelungen, allen Fiebern vorzubeugen, und Cholera und Pest von der Erde zu vertilgen. Von allen Seiten wendete man sich an den Wundermann, und weiter verlangte er nichts. Die Akademie erkannte zwar bald die Nichtigkeit seiner Ankündigung; allein manche Leute wurden deßhalb doch betrogen.

(Schluß folgt.)

München, December.

(Schluß.)

Mende. — Bochsa und Mad. Bishop.

In der Ausführung hat der Maler diesen Gedanken und das Mädchen fallen lassen; lezteres ist zu weit zurückgeschoben, ist eine Nebensache, eine Staffage geworden. Demnach stellt sich die Sache so: Muth und Thatkraft sind jenseits der Mauer, im Pulverdampfe, der uns nur zweifelhafte Umrisse zu sehen erlaubt, und diesseits begegnen uns nur Angst und Jammer, die Qualen der Schwachen, der Gebrechlichen und der Unmündigen, deren peinliche Erwartung auch den Blick nach außen geheftet hält, so daß die Züge einer guten Anzahl der Gemalten von dem Beschauer abgewendet sind. Der poetischen Fülle des erstern Gemäldes gegenüber, das mit einem Schlage die ganze Epoche vergegenwärtigt, begehrt demnach das jüngere kaum mehr zu seyn, als eine ausführlichere Bearbeitung eines integrirenden Bestandtheils des Vorgängers, eine Schilderung der Leiden, während das andere auch den Kampf und den „süßen Tod für's Vaterland" dareingab. Die Ausführung ist etwas flüchtig, wodurch wohl der Künstler, der die Bauernstube mit so vieler Liebe malte, ein verständliches Bekenntniß abgelegt, daß er die Aufgabe selbst nicht so hoch angeschrieben hat. In so ferne also ein kleiner Nachlaß; indessen ist nichts zu besorgen. Es wird uns an Mende gewiß die alte Kraft entgegentreten, wenn er in seinen Bildern wieder thätiges Leben, Muth und Anstrengung geben wird.

Nun sind auch der Ritter von Bochsa und Madame Bishop in München gewesen und zweimal aufgetreten. Sie wurden hier mit feierlichem literarischen Glockengeläute empfangen. Schon eine Woche und zwei und noch länger vor dem ersten Abende fanden sich in allen hiesigen Blättern Auszüge aus den Zeitungen fremder, weit entlegener Städte, aus Journalen, welche sonst nicht in hiesigen Redaktionsbureaus zu finden sind, Artikel, welche aller errungenen Trophäen gedachten und trunken waren von der herrlichen Stimme und dem majestätischen Harfenschlag der reisenden Dame und des sie begleitenden Ritters. Man hat diese Fälle journalistischer Elegieen, die plötzlich hier zusammenströmten, zu deuten gesucht, und etwas erlaubter Puff mag wohl mitunter gelaufen seyn. Er würde uns eine Vorliebe für die Presse bekunden, die man reisenden Britten zu Gute halten dürfte. Im Ganzen haben Beide höchlich gefallen, auf Einzelne aber hatte der vorausgehende literarische Pomp dergestalt eingewirkt, daß sie noch mehr erwarten zu dürfen meinten. Indessen ist darauf nicht besonderes Gewicht zu legen. Es gibt Viele, die etwas darein setzen, sich auf Kosten eines Virtuosen das Nil admirari leicht zu machen. Mit den Harfenkonzerten geht's den Liebhabern ohnedem selten ganz nach Wunsch. Da möchten sie einmal von Meisterhand zusammengefaßt die Quintessenz all der süßen Melancholie einschlürfen, die in dieser Wiege goldenen Saitenklanges liegt; das soll ungefähr klingen wie Heimweh, Liebesseufzen, Sommernachtsträume, Elfenlieder und dergleichen. Der Virtuos denkt aber ganz anders; der gibt ihnen Sturm und Platzregen, Lawinen und Erdstöße, Angstruf und Wimmern, aber kein Cantabile. Es scheint ihm auch nicht ganz recht zu seyn, daß er eine Harfe vor sich hat. Er macht sein Instrument zum Piano, zur Flöte, zur Trompete; er geigt und trommelt darauf, um den Hörer vergessen zu machen, was es ist, und dafür rächt sich denn der Parterremensch und sagt: sehr schön, aber zu künstlich. — Madame Bishop singt sehr hübsch und hat eine liebliche, metallene Stimme. Wie wir gelesen haben, hat sie die Erfindung gemacht, einzelne Nummern aus verschiedenen Opern zu einem Blumenstrauße zusammengebunden an Einem Abende dem wechselliebenden Auditorium zu übergeben. Madame Bishop kleidet sich zwar nicht so schnell um wie Mr. Alexander, aber es ist um so leichter abzuwarten, als diese Garderobenintermezzos vom Ritter von Bochsa auf's Trefflichste ausgefüllt werden. Das Lied: Je suis la Bajadère, ist ein Zauberklang, der Alles hinreißt und ein unausbleibliches Dacapo hervorruft. Man sollte meinen, bei diesen Tönen wäre etwas hindostanischer Aufputz am Platze, aber das Lied wird, abgesehen vom Tambourin, im sittsamsten Salonsanzuge gesungen, vielleicht zum Gegengift, um das Indische des Textes zu paralysiren. Der Ritter von Bochsa erscheint im schwarzen Fracke; wird er nicht auch noch die Erfindung machen, im wallenden Gewande, den Eichenkranz in den Locken, als wallisischer Taliesin, als Barde aus König Artus Zeiten zu erscheinen? Seine Harfe und seine schöne Gestalt legen ihm dies sehr nahe.

Beilage: Literaturblatt Nr. 131.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 309.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Dienſtag, den 27. December 1842.

Spielet fort und immer fort,
Wie des Wahnes Bilder
Ihn ergreifen hier und dort,
Wilder ſtets und wilder.
Da reißt plötzlich, wild erfaßt
Wie durch böſe Geiſter,
Jede Sait', und er erblaßt.

A. v. Maltitz.

Sagen und Geſchichten aus dem Lechrain.

(Fortſetzung.)

Des Haslachers Verſprechen eines guten Lohnes hatte ihn auch zum Pinzger auf die Spielbank gerufen; aber als er vermerkte, für wen und wozu er ſpielte, da überkam den armen Burſchen die Eiferſucht und er riß ſeine Tänze immer wilder und verwirrter herab und griff manch liebesmal falſch auf der Fiedel, ſo daß ſich ſeine Geſellen erſt wunderten und dann ſpottweis darüber lachten. — Der Jürg und das Mariele merkten gar wohl des Wölfle innern Grimm und ſein bitteres Leiden; aber ſie freuten ſich darüber und lachten auch zuſammen, daß er es wohl merken konnte. Auch that das Mariele nun zum Fleiß noch ſchöner mit dem Hansjürg, und der warf einen Thaler nach dem andern zu des Geigers Füßen, juchzte und ſchrie immer: „Spiel auf, Wölfle, ſpiel auf, einen feinen Achtertanz,* einen ſubtilen Langaus, den will ich meinem Ehrenſprungmädel tanzen! Und wenn's mir gut iſt, wie ich verhoff', ſo laß ich die Lisbeth ſitzen und's Mariele bleibt mein Schatz!" Wie er denn wieder ſo progelte* und jubelte und das Mädel im Tanze herumſchwang und er ein paarmal gerade vor dem Wölfle ihr halbverſtohlen einen Kuß auf den Mund drückte, da überlief dieſen die Ungeduld, die Wuth und der Zorn, die er ſchon Stunden lang dem Mariele zu lieb ertragen hatte, und er ſprang auf, faßte ſeine Geige und zerſchlug ſie mit einem ſchweren Fluch an der Wand, daß die Trümmer davonflogen, warf dem Buben ſein Geld hin und dem Mädel einen einzigen Blick und rannte hinaus, ſich die Haare raufend, lachend wie ein Narr. — Der Jürg und das Mariele lachten auch, tanzten noch viel, waren guter Dinge, und erſt ſpät in der Nacht fuhr der Haslacher mit dem Mädel heim.

Ein Jahr darauf, müßt ihr wiſſen, kam wie billig der Kirchweihmontag mit dem Ehrenſprung wieder. — An dem Tage aber begrub man nach der Meſſe ſchnell ein junges Mädel, das vor zwei Tagen geſtorben war, und das Mädel war das Bären Mariele. Man wußte nicht recht, an welchem Krank ſie verſtorben, aber ſie war in kaum einer Woche entſetzlich abgezehrt und elend verkommen. Böſe Leute ſagten ſich allerlei in die Ohren, als hätte ſie ſelber mit irgend einem giftigen Kraut ſich

* Ein Ländler, den ein Paar allein tanzt, wobei Bube und Mädchen einzeln in ihren Wendungen einen 8 beſchreiben.

* Großthun.

umgebracht, weil ſie aus Liebesgram und Reue, aus Schmerz und Verzweiflung halb verwirrt geworden. Man machte darum nicht viel aus der Begräbniß, und kaum die nächſten Nachbarn gingen mit, wenn gleich der ſtolze Bauer die Geiſtlichkeit theuer zahlte, daß ſie ein Jungfernkränzl auf die Bahre legte und ſein Kind mit Glockengeläut, Sang und Poſaunenklang begrub. Aber unter den Poſaunenbläſern ging auch Einer, den der Schulmeiſter zufällig im Wirthshaus getroffen und geſchwind zum Dienſt gedungen hatte. Es war ein fahrender Muſikant, ein Zigeuner oder Slowak, hatte lange ſchwarze Haare, gelbe Haut und graue Fetzen am Leibe. Der blies die Poſaune am ſchönſten oder traurigſten, daß Allen die Augen übergingen; er aber lachte immer ſpöttiſch dazu, und kaum war die Erde über Marieles Sarg zuſammengeſcharrt, ſo lief er hinüber zum Pinzger, wo eben der Ehrenſprung begonnen hatte und es luſtig herging; denn der Haslacher Jürg hielt dort ſeinen Tanz mit einer bildſchönen Müllerstochter von Lechbruck, die er in wenigen Tagen heirathen wollte.

Wie im vorigen Jahre floß Wein und Bier, das Paar that ſüß mitſammen und tanzte, der Jürg warf Frauenthaler aus und ſang dazu:

„Wenn der Mond ſo ſchön ſcheint,
So iſt's hell auf der Welt,
Und wenn friſche Bub'n tanz'n,
Krieg'n d'Spielleut a Geld."

Alles wie im vorigen Jahr. Der Zigeunermuſikant aber hatte ſich auf die Spielbank geſezt und fiedelte die erſte Stimme ganz wunderbar ſchön und immer ſchöner und luſtiger. Auf einmal aber, als eben in der Kirche der Mittag geläutet ward, mit derſelben Glocke, die man bei Mariele's Leiche zog, mit der großen Haslacher Glocke, da fing er an, langſamer und trauriger zu ſpielen, und dann wieder toll und ſchreiend oder weinend wie ein Kind, ganz verworren und unſinnig durcheinander. Alles ſchaute den Bettelmuſikanten an, der Jürg aber am meiſten; der mahnte ihn ein paarmal, ordentlich aufzumachen; nichts deſto weniger ſtrich der Andere ſeine närriſchen Melodien herab und lachte und weinte dazu ohne Aufhören.

Da ward der Haslacher grimmig und packte den Geiger hart an der Bruſt, ihn herabreißend von der Spielbank; die Geige wand er ihm aus der Hand und warf ſie an dieſelbe Wand, wo im vorigen Jahr der Wölfle die ſeine zerſchlagen. Noch krachte die Fiedel, als er auch ſchon laut „Jeſus Maria" ſchrie und auf den Boden fiel, blutig und ein Meſſer in der Bruſt. Der Bettelmuſikant hatte ihn niedergeſtochen und ſtand nun verſteinert, ließ ſich willig fangen und binden.

Bald kam es heraus, daß er der Geiger-Wölfle war, als welcher, da ihm ſein Lieb untreu geworden, als ein halber Wahnſinniger auf und davon gegangen war unter wilde Leute, zu den ſpielenden Zigeunern. So war er, halb von Heimweh getrieben, unkenntlich und elend endlich wieder zu uns nach Peitingen gelaufen, wo er ſie, die ſchlimme Maid, zu Grabe blies, und von jenem Schlag der zerbrochenen Geige an Alles erinnert, den falſchen, hoffährtigen Buben erſtach. — Der Wölfle ſollte mit dem Schwerte hingerichtet werden; da bat er ſich's als eine Armeſündergnade aus, daß man ihm die lezten drei Tage eine Fiedel gäbe, und da hörte er nicht mehr auf zu ſpielen und geigte ſich ſelbſt hinaus zum Hochgericht, und als er hinaufſteigen ſollte, riß er alle Saiten mit einem Strich durch und fiel todt hin.

In derſelben Tanzſtube hat man Nachts oft ein ſeltſames Muſiziren gehört, gar wehmüthig und ſchön. Den Ehrenſprung nannte man aber von dem Tage an den Bettelkanz, und ſo wird er wohl heißen, bis es ſich ausgetanzt hat auf dieſer ſchnöden Welt und die ewige Kirchweih im Himmel anfängt.

Aber horchet auf! — der Wächter ruft; gebt her die Gaben und geht dann zu Bett und betet ein Vaterunſer für die armen Seelen im Fegfeuer, Amen!

(Fortſezung folgt.)

Aus England.

(Fortſezung.)

Uebrigens ſind die Lancaſterſchulen keineswegs die alleinigen in London. Werden in ihnen etwa 12,000 Kinder unterrichtet, ſo ſind in den nur für Hochkirchliche von den Biſchöfen, dem Adel und der Geiſtlichkeit geſtifteten „Nationalſchulen" in der Regel an 20,000 Schüler. Neben den vierzig größern, welche 200 bis 1000 Kinder jede faſſen, ſind noch kleinere. In ihnen wird auf das Credo der established church gehalten, während in den Lancaſterſchulen die Bibel ohne allen weitern Commentar geleſen und ſo keine Sekte oder Ueberzeugung ausgeſchloſſen wird. Der Unterricht geht nicht über das Leſen und über die erſten Elemente der Religion hinaus. Sieh einmal, wie man bei dieſen Stiftungen rechnet: für fünfzig Knaben kommen die Bücher auf 1 Pfund 3 Schillinge 11 Pence; macht für ein Kind nicht ganz 6 Pence. Aber es iſt zu erwarten, daß bei guter Behandlung ſechs Kinder nach und nach daſſelbe Buch benützen können; ſo iſt die wirkliche Ausgabe für Bücher zum Leſen und Religionsunterricht nicht mehr als ein Penny, d. h. drei

Kreuzer für ein Kind. Das heißt sparen! Der Ausbund aller Schweinsbände ließe im lieben Deutschland kein ABCbuch in die dritte Hand kommen. Ist's da ein Wunder, wenn wir bei solcher Verschwendung auf keinen grünen Zweig kommen?

Eine der wichtigsten Anstalten sind die Sonntagsschulen. Dazu hat sich ein Lehrerverein zu unentgeltlichem Unterricht vereinigt. In London werden über 66,000 Kinder alljährlich darin gezählt. Es sind lauter solche, deren Zeit während der Wochentage ganz mit Handarbeit ausgefüllt ist und die außerdem gar nichts lernen würden, als Spulen und Brodessen, auch wo keines ist. Die Kinder lernen ihre Aufgabe während der Woche und sagen sie am Sonntag her. Die Lehrer besuchen auch ihre Familien, suchen auch die Eltern zur Beihülfe zu gewinnen und wachen so viel als möglich über ihre Aufführung. In London sind mehr als 5000 solcher gratuitous teachers. Deß gratulirt sich die Stadt; denn weil ohne Rücksicht auf Lohn, aus bloßem Pflichtgefühl leisten sie mehr, als bezahlte Lehrer — so meint John Bull, und John Bull ist ein ehrenwerther Rechner. Aber was die Hauptsache ist: man speiße einen Jeden der fünftausend nur mit zwei Schillingen sonntäglich, was gewiß nicht zu viel wäre, so wären 20,000 Pfund allein für Besoldung der Lehrer jährlich erforderlich. Eine unerschwingliche Summe für das arme London! Wer würde auch für ein Bischen Lesen so viel hinauswerfen! Es ist ja ohnehin besser, die Kinder verderben ihre Augen nicht mit Buchstabiren, damit sie besser die Fäden von den Spulen lesen können.

Auch mit dieser Schulgesellschaft ist es noch nicht gethan. Die „britische und fremde Schulgesellschaft" hat 86 Schulen in oder bei London, in welchen 14,000 Kinder erzogen werden, so daß die Schüleranzahl der genannten Volksschulen 200,000 übersteigt. Gelehrter und mathematischer Unterricht wird größtentheils ertheilt in Charter-house, Westminster-, St. Pauls-, Merchant-, Tailors- und City of London-School für etwa 1800 Knaben. Die interessanteste dieser Freischulen ist die im Christhospital, die „Blaurockschule." Wenn man an dem stattlichen Palast im gothischen (Tudor) Style vorbeigeht, der im Jahr 1825 begonnen wurde, läßt man es sich nicht träumen, daß dieß eine Armenschule ist. Edward VI. ließ sich durch eine Predigt Dr. Ridleys, Bischofs von London, erweichen und stiftete für die vaterlosen Waisen dieses Hospital, für die Invaliden St. Thomas und Bartholomäus, und für die Vagabunden Bridewellhospital zu gleicher Zeit. Die Schüler wurden uniformirt mit einem langen blauen Rock, kurzen gelben Beinkleidern, blauen Strümpfen und Schnallenschuhen. Damit läuft diese Schule noch heute zum Spaß der Zuschauer durch die Straßen — nicht das einzige Ueberbleibsel vergangener Jahrhunderte in diesem außerordentlich zähen Lande. Die Perrücken auf dem Wollsack und im Gerichtssaal dürfen sich dieser armen Blaurockjungen nicht schämen. Die Revolution möcht' ich nicht erleben, welche dem Sprecher im Hause der Gemeinen die Perrücke ausstäubte. Diese darf auch sicher seyn bis zum jüngsten Tage. Die Gravität, womit die über und über betreßten Lakaien des Lordmayors hinten auf der Kutsche das spanische Rohr mit blinkendem Knopf und funkelnder Troddel halten, und mit ihren blonden flachsernen Perrücken den Kutscher vor ihnen an Majestät zu überbieten suchen, die Feierlichkeit, womit die Messengers im Parliament vor der allmächtigen Perrücke auf dem Wollsack ihre eigene Haube die Verbeugung machen lassen, die Würde, mit welcher der Lord Oberrichter unter seinem wackligen Hauptschmuck seine Brille auf die Nasenspitze setzt — das Alles zeigt, wie ein Volk, das Natur im Leibe hat, selbst dem Unnatürlichsten und Unsinnigsten eine Bedeutung und mindestens eine humoristische Möglichkeit verleihen kann. — Doch wohin gerath' ich? Von den Waisenkindern in Christspital in die Haare des Lord Kanzlers! Aber es ist ja auch vom Tragischen nur ein Schritt zum Lächerlichen, namentlich wenn die Tragödie einen langen blauen Rock, kurze gelbe Beinkleider und blaue Strümpfe an hat, und nicht älter als vierzehn Jahre ist.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, December.

(Schluß.)

Die Akademie der Wissenschaften. — Scribe. — A. Dumas.

Um dem Charlatanismus vorzubeugen, werden jetzt die an die Akademie eingelaufenen Briefe nur dann verlesen, wenn die Generalsekretäre den Inhalt für wichtig genug halten, um den Text mitzutheilen; die unbedeutenden Briefe werden nur obenhin, oder auch gar nicht erwähnt. Trotz dieser Vorsicht schreiben dennoch so viele Leute an die Akademie, daß Stöße von Briefen anlangen, und daß auch der interessanten so viele sind, daß ein großer Theil der Zeit damit vergeht, die Korrespondenz abzufertigen. So bleibt zum Verlesen der Abhandlungen, wozu sich ebenfalls eine Menge fremder und einheimischer Gelehrten melden, jedesmal nur eine Stunde übrig. Arago hat daher vorgeschlagen, die Sitzungen eine halbe Stunde früher anzufangen. Dieß ist zwar etwas, wird aber nicht lange genügen. Beim unermeßlichen Wachsthum der Naturwissenschaften wird es nicht lange mehr möglich seyn, sie alle in einer einzigen Akademie zu pflegen, und sicher kommt die Zeit, wo sie in mehrere Akademien wird zerfallen müssen. Schon jetzt könnte man füglich die Mechanik davon trennen, und für die Medizin ist bereits

eine besondere Akademie vorhanden. Diese könnte zu einer Abtheilung des Instituts erhoben werden, und die Akademie der Wissenschaften brauchte sich mit diesem Fache gar nicht mehr abzugeben. Erfolgt die Trennung nicht bald, so erliegt die arme Akademie der Wissenschaften zulezt der Last ihrer Geschäfte. — Die polnischen Emigranten haben im November wieder den Jahrestag des Nationalaufstandes gefeiert; leider nur ein schmerzliches Erinnerungsfest für sie. Ihre Zahl nimmt mit jedem Jahre ab; viele haben sich in andern Weltgegenden niedergelassen. Sie haben hier mehreres gemeinschaftlich begonnen, es hat jedoch keine große Dauer gehabt. Leider war das gemeinschaftliche Elend der Verbannung bis jezt nicht im Stande, Einigkeit unter ihnen zu stiften. Die hiesige Regierung hat für sie gethan, was sie konnte; aller Noth unter ihnen abzuhelfen, war sie nicht im Stande. Und wie viele andere Emigranten gibt es hier, deren Loos nicht viel besser ist! Einerseits sieht man arme Italiener umherwandern, die rein von der Unterstüzung der französischen Regierung leben; andererseits Spanier, welche in ihrem Vaterlande glänzende Rollen spielten und hier darben. Alle sehnen sich, wie die Polen, nach ihrem Vaterlande. Alle werden in dieser Hoffnung älter; und für Manche öffnet sich das Grab, ehe das Vaterland sie in seinen Schooß zurückruft. Freude und Leid gehen hier bunt durcheinander, und während die Polen mit Kummer ihre Revolution feiern, arbeiten die Theater in die Wette, um die sorglosen Pariser zu belustigen. Alle Notabeln des Literaturreichs treten jezt in die Schranken, oder rüsten sich zum Auftreten; die beste Zeit für Theatertriumphe ist herangerückt, und es kommt darauf an, der Millionen Menschen, die hier auf einem Punkt versammelt sind, Beifall abzulocken. Scribe, der allzeitfertige, allzeit dramatisirende, ist zuerst wieder mit einem Lustspiel erschienen, und zwar auf der Bühne des Théâtre français. Man erinnert sich noch seines Glases Wasser, eines kecken Versuchs, aus der politischen Geschichte Englands etwas Komisches zu machen. Bertrand et Raton gründet sich ebenfalls auf politische Zustände. Dießmal hat er den Einfall gehabt, einmal eine Restauration komisch zu schildern, und er hat dazu die Stuarts gewählt. Die meisten der geschichtlichen Personen, die er auftreten läßt, waren in ihrem Leben nichts weniger als lustig, aber Scribe hat sich nichts daraus gemacht, ihnen andere Charaktere beizulegen. Der lustigste von allen ist König Karl II., der freilich ein leichtsinniger Prinz war, aber zur Zeit der Restauration, da sein Kopf auf dem Spiele stand, sich wohl ein wenig ernsthafter betrug, als der Dichter es ihm zumuthet. Sehr lustig ist die Scene, wo Karl II. mit Richard Cromwell zusammentrifft, ohne daß sie sich kennen, und er sich von dem Sohne des englischen Protektors aus Gefälligkeit nach London führen läßt, wo er dem Protektorat ein Ende zu machen und seiner eigenen Dynastie wieder zum Throne zu helfen denkt. Einige Dummköpfe als Repräsentanten der Parteien tragen auch dazu bei, der ernsthaften Weltbegebenheit eine komische Seite abzugewinnen. Das Stück ist amusant, wie fast Alles, was der gewandte Mann zu Markte bringt, aber die Theaterkritiker vergeben es ihm nicht, daß er die Geschichte so unwürdig verdreht hat. Wenn sie dem Mann dabei irgend eine geheime Absicht beilegen, so thun sie ihm sehr Unrecht. Was kümmert sich Scribe um Politik? Ihm ist es nur darum zu thun, Stoff für neue Stücke zu finden; ist einmal der Stoff da, so ist die Einkleidung blitzschnell fertig. Anekdoten, Mährchen, Romane, Geschichte, alles muß ihm als Grundlage dienen; sind aber die Personen einmal aus dem Buche heraus, und hat er dasselbe zugeschlagen, so werden sie sein Eigenthum, er bekleidet sie und läßt sie handeln, wie es seiner Phantasie behagt. Er muß sich gewundert haben, wenn er in den Theaterkritiken gelesen hat, daß man ihm die übergroße Freiheit, die er sich mit historischen Personen herausnimmt, zum Vorwurf macht. Was ist für Scribe die Geschichte anders, als eine Quelle, woraus man Stoff zu Lustspielen und Vaudevilles nehmen kann? was ist die ganze Literatur für ihn anders, als ein unermeßlicher Vorrath von Motiven zu dramatischen Darstellungen? Von dieser Ansicht wird er schwerlich zurückkommen, und so lange ihm der Himmel Leben und Gesundheit schenkt, wird er Alles dramatisiren, was ihm unter die Hände geräth. Daß die Geschichte Anspruch auf Achtung habe, wird man ihm schwerlich überreden. — Nach Scribe ist wohl Alexander Dumas der rüstigste, gewandteste Dramatiker, den Frankreich jezt besizt. Zwar schreibt er nicht so viele Theaterstücke als Scribe, dagegen aber sehr viele Romane und Novellen. Jules Janin macht sich im Feuilleton des Journal des Debats über die Schreibseligkeit A. Dumas lustig; er sagt von ihm, er schreibe gehend, stehend und sizend, wachend und träumend, gesund oder krank, kurz er schreibe immer, und zwischen Gedanken und Schrift sey nur der Intervall zwischen Dintenfaß und Papier. Dumas hat bei weitem nicht die Lebensklugheit Scribes; freilich ist er auch viel jünger, und mithin nicht so reich als sein Kollege, und da er doch viel Geld braucht, so produzirt er unaufhörlich alles, was heutzutage in der Literatur Geld einbringt, Theaterstücke, Romane, Feuilletons. Scribe begnügt sich, das Motiv zu einem Theaterstücke aus irgend einer bekannten Quelle zu nehmen, wenigstens seit 20 Jahren (denn früher erfand er auch das Motiv); die Verarbeitung des entlehnten Stoffes gehört ganz ihm an; A. Dumas dagegen nimmt zuweilen ganze Scenen aus andern Stücken, weiß sie aber auf eigene Weise zuzustuzen, und darin besteht seine Gewandtheit. So eben hat er ein Lustspiel: Halifax, auf der Bühne des Variétestheaters aufführen lassen. Das Stück war noch nicht einmal fertig, als es schon einstudirt und angekündigt wurde. Es fehlte noch der Ausgang, das sogenannte Dénouement; man erwartete schon die erste Aufführung, als es noch im Publikum hieß, der Dichter wisse noch gar nicht, wie er das Stück endigen soll; er habe schon zwei oder drei Dénouements probirt, sey aber noch zu keinem festen Entschluß gekommen. Dies ist ein lustiger Beitrag zur Geschichte hiesiger Modeschriftsteller. A. Dumas stellt gern witzige Taugenichtse vor, wie sie Paris, London und andere große Städte liefern. Sein Halifax, eine ganz unhistorische Person, ist auch so ein eleganter Schelm, der sich die Laster der Großen zu Nutze macht und selbst so lasterhaft ist, als man nur seyn kann, ohne das Publikum abzuschrecken. Auch für dieses Lustspiel muß die Regierungszeit Karls II. herhalten, wo der englische Hof nach dem Beispiel seines Herrn liederlich war und diese Liederlichkeit in den untern Ständen verbreitete. Die hiesigen Theaterkritiker, welche ein gewaltig starkes Gedächtniß besizen und sich der hunderte von Stücken zu erinnern wissen, welche hier jährlich auf die Bühne gebracht werden, haben dem Dichter mehrere Scenen nachgewiesen, die er aus andern Stücken genommen hat; einige hat er sich selbst abgeborgt. Darüber wird aber der Dichter sich gewiß kein graues Haar wachsen lassen. Sein Stück hat Beifall, es bringt ihm Geld ein; sonst fragt er nach nichts.

Dg.

Beilage: Kunstblatt Nr. 103.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 310.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Mittwoch, den 28. December 1842.

Nos tamen hoc agimus tenuique in pulvere sulcos
Ducimus et litus sterili versamus aratro.

Juvenal:

Was plagt ihr armen Thoren viel
Zu ſolchem Zweck die holden Muſen!

Goethe.

Noch etwas vom deutſchen Schauſpiel.

Im Laufe des gegenwärtigen Jahrs iſt in dieſen Blättern eine Reihe von Briefen über das deutſche Schauſpiel erſchienen. Wer die Bühne mit ſo mitleidsloſer Fauſt anfaßt, der muß ſie leidenſchaftlich geliebt haben. Enttäuſchung in der Liebe macht bitter und ſchärft den Sinn für das Schwache und Lächerliche. Der Punkte ſind mehrere, wo beim Verfaſſer der Briefe das summum jus zur Ungerechtigkeit und zum böſen Willen wird; was aber ſeine Urtheile im Allgemeinen betrifft, ſo iſt ſehr zu fürchten, daß ſie von der Geſchichte, die gerechter iſt als gleichzeitige Kritik, wohl im Einzelnen berichtigt und zurechtgerückt, in der Hauptſache aber keineswegs caſſirt werden. Ich bin ein ruhigerer, wahrſcheinlich ein viel älterer Beobachter. Das Bild der deutſchen Bühne, wie die Briefe es entworfen, ſcheint mir im Ganzen wahr, aber ſehr ungleichförmig ausgeführt, in manchen Hauptpartieen zu ſkizzenhaft gehalten, in andern zu hart gezeichnet und zu grell gefärbt. Ich hatte mir vorgenommen, hie und da einerſeits die Töne zu mildern, andererſeits die Zeichnung weiter auszuführen. Ich fühlte aber, daß mich dieß zu weit führen und durch die nothwendigen Wiederholungen die Leſer ermüden müßte. So heftete ich meine Gedanken auf einen Punkt, auf den der Briefſteller öfters zu kommen verſpricht, den er aber am Ende, im Unmuth, wie es ſcheint, ganz hat fallen laſſen. Ich meine die Frage nach der möglichen und wahrſcheinlichen Zukunft unſerer Bühne. Ich will es verſuchen, die Gegenwart aus einem etwas andern Geſichtspunkt als dem der Briefe flüchtig aufzufaſſen und mir dadurch die Ausſicht in die Zukunft zu eröffnen.

Jeder von uns fühlt, daß der gegenwärtige Zeitpunkt für das Geſchick Deutſchlands von großer Bedeutung iſt. Lebendig iſt der Glaube und die Hoffnung, daß das deutſche Volk aus der heutigen allgemeinen Gährung im Beſitze ſo mancher Güter hervorgehen wird, die ihm bisher die Geſchichte hartnäckig verweigert. Täglich werden von hundert Wahrſagern öffentlich Horoſcope geſtellt, die nicht glücklicher ſeyn könnten, wenn nur der alte Schadenſtifter, der zwieträchtige Mars nicht am Himmel wäre. Die Aſpekte deuten auf nationale Einheit, auf Freiheit der Rede und Schrift, auf ſelbſtſtändigen Handel und Gewerbfleiß, auf friſches Leben und Glück im Innern, auf Macht und Würde nach außen — Alles unter der Vorausſetzung, daß das Band um den Ruthenbündel nie wieder zerreißt. Laßt unſer Volk dieſes Ziel erreicht haben, ja laßt es nur unzweifelhafter, als bis jezt, auf dem Wege dazu ſeyn — muß es da nicht über kurz oder lang lebendig inne werden, daß der bisherige Commerz in ſeinen Kunſttempeln ein Greuel war, daß es ſich ſelbſt

verhöhnt, indem es das ſchlimmſte Denkmal ſeiner Schwäche ein Nationaltheater genannt hat? Wenn es der politiſchen Literatur erlaubt iſt, ſchon jezt Kriegshäfen in der Nordſee zu bauen und deutſche Handelsflotten zu den Antipoden zu ſchicken, warum ſollten wir nicht in dieſen Blättern die Zeit vorausnehmen dürfen, wo der Deutſche den Spaß und die Rührung in eigenen Schiffen holt, wo ihm nicht mehr ganze Provinzen des Erhabenen und des Lächerlichen durch Monopole des Anſtands verſchloſſen ſind, wo es dem deutſchen Dichter vergönnt iſt, die Gewäſſer der Geſchichte und des unmittelbaren Lebens frei zu befahren und die tragiſche und komiſche Waare aus aller Welt einzuführen, unter keiner andern Controle als den Geſetzen der Kunſt und den Artikeln des Strafgeſetzes?

Wenn man Umfrage hielte, was denn ſo eigentlich die nächſte Urſache der Schwäche ſey, die unſer Schauſpiel an's Siechbett feſſelt, und die bisher durch alle Heilmittel nur ſchlimmer geworden iſt, ſo erhielte man die verſchiedenſten, zum Theil ſehr naiven Antworten. Wenn auf dem einen Extrem die philoſophiſche Hochweisheit behauptet, es fehle ein für allemal dem Deutſchen an dramatiſchem und theatraliſchem Talent, ſo iſt am andern Ende der Mühlhäuſer Muſterreiter überzeugt, daß ſich die Bühne nicht heben kann, ſo lange nicht mehr für Toilette geſchieht. In den Kreiſen aber, wo man Theaterkritiken macht und lieſt, begegnet man am häufigſten der ſtehenden Redensart, es fehle uns an „ſocialen Zuſtänden.“ Man ſagt dieß meiſt ſo hin, ohne viel dabei zu denken; es verſteht ſich aber von ſelbſt, daß man damit nicht ſagen will, wir haben überhaupt keine ſolche Zuſtände, deren ja kein Negerſtaat entbehrt, ſondern nur, die deutſchen öffentlichen und geſellſchaftlichen Zuſtände ſeyen entweder ein ſpröder und undankbarer oder gar ein an ſich unfaßlicher Stoff für den Bühnendichter.

In den Briefen, zu denen ich hier einen Epilog ſchreibe, iſt richtig darauf hingewieſen, wie die Verfaſſung unſeres bürgerlichen und Staatslebens den deutſchen Dramatiker hemmt und verwirrt, weil ſie ihm ſo wenig Objekte der Nachahmung bietet, denen in der Einbildung der Zuſchauer gemeine geſellſchaftliche Geltung zukommt. Ich mag das Bild nicht weiter ausmalen, das immer unerfreulich iſt, obgleich es nur als die Kehrſeite großer Vorzüge erſcheint. Ja, der deutſche Dichter wäre auf der Bühne, dem Engländer und dem Franzoſen gegenüber, allerdings in bedeutendem Nachtheil ſelbſt unter der Vorausſetzung der Freiheit, wenn er unſer Leben, ſo wie es iſt, rückſichtslos ausbeuten könnte, wenn ſein Pathos und ſeine Laune auf keine Schranke ſtieße als etwa die des geſchriebenen Geſetzes. Aber wie viel fehlt dazu! Gleicht nicht unſer Theaterdichter dem Statthalter der Inſel Barataria, der die duftendſten, appetitlichſten Schüſſeln mit dem Interdikt belegt ſieht und am Ende froh ſeyn muß an Hausmannskoſt? Ob er ſelbſt erfindet, ob er bearbeitet und überſezt, beſtändig ſchwebt ihm vor den Augen das Stäbchen des Ceremonienmeiſters, das ihm bedeutet, welche Menſchen und Dinge, welche Stände und Zuſtände er ſäuberlich anzufaſſen oder ganz ſtehen zu laſſen hat. Wenn unter dieſen Umſtänden unſere Bühnenſchriftſteller auch aus dem Stoff, der ihnen preisgegeben iſt, nichts Rechtes zu machen wiſſen, wenn auch da, wo ſie ſich freiwillig auf ganz unſchuldigem, erlaubtem Gebiete halten, der Griff und Zug ihrer Hand nie recht frei und keck, meiſt taſtend und ſtümpernd iſt; wenn ſie über dem vielerlei Anſtand, den ſie beobachten müſſen, nur zu oft in Gemeinheit verfallen, ſo fließt dieß doch gewiß größtentheils geradezu aus den allgemeinen Geſetzen der menſchlichen Natur? Aber nein, unſere Philoſophie iſt viel zu weitſichtig zu ſolchem Schluß; ſie blickt gerne über das nahe Liegende weg, um die Sache tiefer aufzufaſſen; das äußere Hemmniß, das die deutſche Dramatik niederhält, iſt viel zu einfach, es muß ein innerliches ſeyn; wenn wir unſer eigenes Seyn und Weſen auf der Bühne ſo übel zeichnen, ſo muß unſer Leben ſelbſt zu ſolcher Zeichnerei gar nichts taugen.

Wenn man unſere Kritiker behaupten hört, es fehle uns an bühnengerechten ſocialen Zuſtänden, ſo ſollte man meinen, wir haben ſchon einmal unſere ganze Geſchichte und unſere ganze Geſellſchaft in ihren Höhen und Tiefen, in ihrer Größe und in ihrem Jammer, mit all ihren Tugenden und Narrheiten ſceniſch frei durchprobirt und nicht probehaltig gefunden. Wie viel fehlt dazu, und wie viel muß dazu fehlen, ſo lange zwiſchen deutſcher Bühnengerechtigkeit und dem Rechte der Poeſie ein irrationales Verhältniß beſteht! Weil wir im Gehege unſeres Lebens ſo manche Früchte der Poeſie mit dem dramatiſchen Apfelbrecher nicht erreichen können, wollen uns auch die andern nicht ſchmecken und wir erklären das ganze Gewächs für ungenießbar, während der eigentliche Grund der Unſchmackhaftigkeit vielmehr ein pſychiſcher als ein phyſiſcher iſt, vielmehr im Subjekt als im Objekt liegt. Nondum matura est, nolo acerbam sumere, ſpricht der Fuchs in der Fabel, und nondum matura est! ſo lautet auch der Vorwand des politiſchen Grundſatzes, nach dem bei uns ſo manche koſtbaren öffentlichen und bürgerlichen Zuſtände außer der Sprungweite des Dramatikers aufgehängt ſind. Wie zur Preßfreiheit, ſo ſollen wir eben auch zur Bühnenfreiheit noch nicht reif ſeyn. Es iſt erlaubt, hieran zu zweifeln, daß aber unter dieſen Umſtänden unſere Dramatik nicht reif werden konnte, dieß iſt deſto gewiſſer.

(Fortſetzung folgt.)

Aus England.

(Schluß.)

Wenn ich so in London mich erinnere, daß diese einzige Stadt so viel Einwohner hat, als ein ganzes Königreich zu Hause, und der König von Würtemberg an der Spitze von nicht viel mehr Unterthanen steht, als der Lordmayor von London Bürger unter sich hat, so weiß ich kaum mehr, wohin mit all diesen grünenden Thälern meines Vaterlandes, diesen blauenden Bergen, diesen goldenen Saaten und diesen Garten voll Wein und Obst. Die Welt wird mir zu enge und ich frage mich, ob es denn kein Traum ist, wenn ich dort auf 365 Quadratmeilen mir zusammensuchen soll, was hier in einem Umfang von wenigen deutschen Quadratmeilen zusammengetragen ist. Aber wenn ich jezt das geistige Verhältniß zwischen dieser Stadt und jenem Ländchen ziehe, welch ungeheurer Unterschied! Wenn in einer Gemeinde bei uns dreißig schulfähige Kinder sind, so erhält sie und unterhält sie eine eigene Schule mit einem ihr seine Zeit und seine Kräfte opfernden Lehrer. So sind nahezu 3000 Volksschulen nebst 85 Gewerbschulen, über hundert lateinische Schulen, 6 Gymnasien und 4 Lyceen in dem kleinen Lande. Es bekommen darin 240,000 Schüler jährlich zusammen, im Durchschnitt bei 4—5 täglichen Stunden, über zwei Millionen Unterrichtsstunden, und Alle müssen wenigstens Lesen, Schreiben, Rechnen lernen, und in Geographie, Geschichte, Naturkunde und Religion so viel bekommen, als für den ihren Fähigkeiten entsprechenden Beruf unerläßlich ist. Und da ist kein Talent in die Dorfschule gefesselt, jedem Fleiße steht Weg und Mittel zu der Höhe des Wissens und der Menschheit immer doch einigermaßen, wenn auch in noch so dürftiger Unterstützung, zu Gebot. Was kann da gelernt, geleistet, für Erde und Himmel erübrigt werden! Muß da nicht das Paradies seyn im Vergleich mit diesen Heloten und Helotenkindern, welche nur eine kärgliche Stunde Sonntags für die Fibel dem Dunst und Druck der Maschine abstehlen können? Was ist reicher, dieses Ländchen, dessen Gemeinden es eben so hart fällt, immer die ganze Schule zu unterhalten, wie es zunächst von ihnen gefordert wird, als der Staat es schwer nimmt, versprochenermaßen für das Fehlende einzustehen, oder diese Stadt, welche mit ihren Schätzen die Welt kaufen kann, aber nicht den Pfennig zur freien Disposition hat, um einem armen Knaben die Bibel zu kaufen, mit der er sich den Himmel erwerbe?

Und wo ist mehr Freiheit, da wo Alles etwas lernen muß, oder wo Alles zur Noth nichts lernen darf? Freilich erschrecken sie, wenn man ihnen von unserem Schulzwang erzählt. Ein Vater kann doch mit seinen Kindern anfangen, was er will? Allein der Vater hat die Pflicht, sein Kind zum Menschen zu bilden, und der Bürger hat die Pflicht, dem Staate Bürger zu schenken. Rohe, ohne Zucht und Bildung aufgewachsene Menschen sind aber keine Bürger. Je mehr also der Staat wirklich im Einzelnen lebt, ein je besserer und ein je wahrerer Bürger er ist, d. h. je freier er ist, desto leichter wird er thun, was der Staat braucht. Was ich selber thue, das brauche ich mir nicht befehlen zu lassen, und das Gesetz, als solches, hat seine äußere, zwingende, unfreie Bedeutung in dem Maße verloren, als ich mich in ihm und es in mir begründet sehe. Damit ist noch gar nicht in das Recht der individuellen Freiheit eingegriffen. Lerne wo und wie und was du willst, wenn du nur etwas lernen willst. Und so sind ja auch noch bei uns neben den öffentlichen Schulen Privatlehrer und Lehranstalten, welche aber nun wieder ihrerseits durch Prüfungen dem Staate als seiner und ihrer würdig sich erweisen müssen. Doch sind diese selten, und je seltener sie im Lande sind, desto weiter wird es in intellektueller Bildung vorgeschritten seyn. Das fühlt man allenthalben in Deutschland. Es sind noch keine zwanzig Jahre, daß in Berlin, noch keine zehn, daß in Dresden durch die öffentlichen Volks- und Bürgerschulen der Privat- und Winkelschulmeisterei der Todesstoß gegeben ist.

Aber daran ist in Frankreich und in England, diesen bei aller Freiheit geistig, d. h. wahrhaft unfreien Ländern, sobald nicht zu denken. Es liegt nicht allein daran, daß die Volksschulen in diesen Ländern so dürftig bestellt sind, die Hauptsache ist, daß auch für die höhern Klassen nichts geschieht. Diese halten sich Privatlehrer. Wer wird aber Privatlehrer werden, vollends in England? Und woher will er seine Bildung, seine Uebung, seinen Sporn nehmen? Da wird gewechselt und geändert, Papa meint so, Mama will das, und das Töchterlein hängt die Lippen, und der Knabe schnellt dem schwarzbefrackten Lehrer den Ball in's Gesicht, wenn er kommt, auf den Rücken, wenn er geht. Oder man wendet sich an die Pension. Madame Molinis hängt den Speisezettel aus: französisch, englisch, italienisch, spanisch und deutsch; die mathematischen Wissenschaften, Sticken und Tanzen, Astronomie zum Nachtisch, Chemie zur Verdauung. Mistreß Griffits läßt sich kein Geld für Ankündigungen reuen, keinen Knicks sauer werden, von keinem Selbstlob schamlos machen. Und am Ende vom Jahr werden Prüfungen gehalten; glänzende, erstaunliche Kenntnisse werden ausgelegt, und im zweiten Jahr faßt das Institut nicht die Menge der Zuströmenden. Die Pensionshalterin ist eine Nothwendigkeit geworden. Man merkt zur Noth wohl, daß sie unter den Concurrentinnen

gerade die schlechteste ist, aber sie ist fashionabel, sie ist unvermeidlich. — Erlebt man nicht auch bei uns, daß Frauen klagen, wie sie erst unter der Haube haben anfangen müssen etwas Brauchbares zu lernen? Darum ist's ein Greuel, daß dieses französisch-englische Pensionswesen fort und fort auf deutschen Boden versezt wird. Aber der fremde Mangel ist dem Deutschen von jeher nobler gewesen, als der eigene Vorzug. Er lernt eine hölzerne, dürre, seelenlose Sprache, und vergißt — zu seiner Ausbildung — sein goldenes, körniges Deutsch. Er nimmt dieses Institutwesen auf, das Werk der bittersten Noth und das unzureichendste Surrogat für das, was er auf eigener Grundlage Markiges und Tüchtiges erreichen könnte.

Wenn mir der Leser bisher nicht ungerne gefolgt ist, so möchte ich wohl ein andermal auf diesen Gegenstand wieder zurückkommen. H. Merz.

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, December.

Folgen des vorjährigen Aufstands.

Unsere lezte Mittheilung von hier im November vorigen Jahres war eine Nänie, ein Wort am Grabe des erlauchten Genfs, der kleinen Stadt, die seit drei Jahrhunderten so viel Würdiges und Unvergängliches hatte keimen, blühen und zur Frucht reifen lassen; die sich so oft gegen übermächtige Feinde siegend von ihren kleinen, schwachen Wällen vertheidigt und in ihrer strengen Eigenthümlichkeit erhalten hatte; die selbst aus dem blutigen Drucke des französischen Imperialismus verjüngt hervorging und sich seitdem, zwar nicht wie sonst als europäische Republik auszeichnete, aber doch der lichtreichste Punkt der Schweiz geworden war, wo ächte Freiheit auf gutem historischem Boden gedieh, wo ein Verein trefflicher Männer so eifrig als uneigennüzig für des Vaterlandes Gedeihen und Würde sorgte. Dieses Genf sank auf einmal, weil es sich selbst, seiner Vorzeit, seinem eigenen Grund und Boden untreu geworden war, weil seine Regierung bei aller Intelligenz und Redlichkeit doch Festigkeit und Kraft in einer Zeit verlor, wo sie am nöthigsten abwesend wäre; Genf sank, weil es sich zuerst vom französischen Liberalismus, dann aber von seinen radikalen Nachbarn und Bundesgenossen an's Schleppseil nehmen ließ, statt ihnen muthig wie sonst Musterbild zu bleiben als der freisinnigste aristokratische Freistaat, den je Europa gesehen, aristokratisch im ursprünglichen, reinen Sinne des Worts, wo nur die regierten, welche sich durch Bürgertugend, gute Sitten, Kenntnisse, Erfahrung und treue, uneigennüzige Hingebung an's Vaterland auszeichneten, mochten sie aus unbemittelten, niedrigen Ständen Genfs stammen, oder aus alten und reichen Familien der alten Stadt, oder von denen, die früher aus Frankreich, Italien und Spanien eingewandert und seit Jahrhunderten in dem kleinen Freistaat eingewurzelt waren. Daß dieß künftig nicht mehr so seyn, daß die lärmenden Führer des lärmenden Demos nun dämonisch herrschen, in alle Fugen des Staats eindringen und sie aus einander treiben sollten, darüber klagten wir; hofften aber noch, daß sich in der neuen Ordnung der Dinge, wenn nicht Vorzügliches und der Vorzeit Gleiches, doch Leidliches entwickeln könnte. Unserem Aufsaz im Morgenblatt ist die Ehre geworden, daß die unabhängige Presse in Genf ihn für das Gründlichste und Wahrste erklärte, was irgendwo in ausländischen Blättern über den Umsturz des alten Genfs erschienen sey. Wir lehnen aber dieses Lob ab, oder theilen es vielmehr mit einem trefflichen Aufsaze des Herrn von Dangeville im Semeur, der einige Zeit nach dem unsrigen erschienen ist. — Seitdem ist ein volles Jahr verflossen, und wir müssen auch jene bescheidene Hoffnung aufgeben. Die Erscheinungen sind alle traurig und niederschlagend, und wir sehen Genf auf dem geraden Wege sich den taumelnden Bundesgenossen beigesellen, die in politischer, socialer und sittlicher Hinsicht seit dreizehn Jahren eben nicht hoch stehen, und aus der Schweiz ein Land der Zerrissenheit, des Widerspruchs, leidenschaftlicher Uneinigkeit und oft politischen Unsinns machen. Rechnen wir dazu, daß Genf wie durch einen Wink der Vorsehung gerade in dieser Zeit seine ausgezeichnetsten Männer verlor, Lullin de Chateauvieux, Decandolle und Sismondi, die lezten Träger seines politischen Ruhms.

Was Genf in diesem Jahr gelitten hat, darüber sprach sich am wahrsten und gedrängtesten ein hiesiges Blatt aus, als von den Radikalen große Vorbereitungen zur Feier des 22sten Novembers, als Jahrestag der Genfer Insurrektion, gemacht wurden. Darin heißt es unter anderem: „Es scheint wirklich, daß ein Theil unserer Einwohner den 22sten November festlich begehen will. Wir bedauern dieß, denn so ein Fest macht Genf keine Ehre. Dergleichen Festlichkeiten machen uns noch lächerlicher, als wir es seit einem Jahre durch unsere Schuld schon geworden sind. Zuerst liegt wenig Würde darin, kalten Blutes das Andenken, den Jahrestag einer miserabeln Emeute zu feiern, die von ihren Anhängern mit dem pompösen Namen einer Revolution geehrt wird, das Andenken an eine Absezung, an die man nicht wohl mit Anstand erinnern kann, weder die, welche sich ihr unterwarfen, noch die, welche sie veranlaßt und herbeigeführt haben. Wo findet sich hier Grund und Veranlassung zu einem quasi-nationalen Fest? Welche Frucht hat jene Emeute gebracht, die nicht an ihren erbärmlichen Ursprung erinnerte? Wo zeigt sich, wir wollen nicht sagen „die wiedereroberte Genfer Legitimität," sondern nur die geringste und entfernteste Wahrscheinlichkeit irgend einer Verbesserung?... Wer das Erscheinen jener neuen Sonne feiern will, möge aussprechen, welch neues Glück ihr Morgenroth gebracht hat? Welch früher ungekanntes, umsonst ersehntes Glück ist Genf nun geworden? welch lange geläuterten Wünsche sind nun in Erfüllung gegangen? Die Zusagen und Versprechungen, die den Bewegungsleuten vor dem 22sten November gemacht wurden, sind wohl verwirklicht? Das Programm dieses Tages, worin ihnen große Versprechungen gemacht, worin ihnen bisher verschlossene, für die Zukunft aber unerschöpfliche Quellen des Reichthums, des Gedeihens, der Vervollkommnung aller Art eröffnet wurden, dieß Programm ist wohl eine Wahrheit geworden? Seit jenem 22sten November sind wohl diese Leute und ihre Familien glücklicher? Ist in ihrem Leben irgend eine Veränderung vorgegangen, die es erhebt, verbessert und verschönert? Sie selbst sagen dieß nicht."

(Fortsezung folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 311.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Donnerſtag, den 29. December 1842.

I'll drink as long as there is a passage in my throat, and drink in Illyria. — Dost thou think, because thou art virtuous, there shall be no more ale?

Shakespeare.

Sagen und Geſchichten aus dem Lechrain.

V.

Der Geiſt im Kruge.

Schmeckt der Trunk, Vetter? — Geſegne es Euch Gott! Euch merkt man's wohl an, daß Ihr den braunen Gerſtenſaft in Ehren haltet; es ſteckt aber auch Mannskraft und Friſche in dem Lebenswäſſerlein, das der König Gambrinus erfunden hat. — Aber fallet mir nur nicht hinein in den Bierkrug, 's möcht Euch ſonſt ergehen wie unſerm Nachbarn, dem das Bier ſo wohl ſchmeckte, daß er verſtorben noch durſtiger war als zu Lebszeiten. Ich will Euch das erzählen, es iſt wahrlich wahr; ehevor aber gebt mir's Krügel und laßt mich die Kehle ſalben, und vergelt's Euch Gott truili z'tauſad- und z'hundertsmal. *

Was ich Euch ſagen will, das hat mein Aehni ſelber erlebt, und 's iſt nicht viel länger her als etwan ein hundert Jahre. Bei dem Nachbarn alſo, den ich meine — lueget zum Guckerle 'naus, ſo ſehet Ihr das Haus, „beim Bauern" heißt man es ſeit unvordenklichen Zeiten; ſo iſt der Hof verzeichnet ſchon im älteſten Brief in unſerm G'meindsſchrank, und ſind alleweile ehrbare und habliche Leute darauf geſeſſen, die zu den oberſten im Dorf gehörten, und auch darauf was hielten. — Zu's Aehni's Zeiten, wie ich ſag', war ein Bauer, der hatte Gut und Geld, noch mehr als ſeine Kindeskinder, die heutzutage dort wirthſchaften; aber er ging gar lumpig und ſchlecht um mit ſeinem Zeuge. Bei ihm wurden die härteſten Thaler flüßig und verrannen, wie der Bach im trockenen Sommer; ich meine, er vertrank Alles. Des Morgens that er den erſten Trunk, wann er zu Nachts den lezten gethan, wußte er niemalen. Wüſten Sinnes war er darum das ganze Jahr und hatte zu ſeines Weibes Lebzeiten auch viel Zank mit ihr; denn war ſie gleich ſelber eine tüchtige Wirthſchafterin und ließ nichts verkommen, ſo mochte ſie es doch nicht leiden, daß der Hausherr in allwege ein koinzer * Patron wäre, und man eher mit ſeiner Bierkanne als mit ihm etwas richten möge. Als aber die Bäuerin verſtarb, da glaubte ſich der alte Sünder geborgen, und ſchon beim Leichentrunk that er den Schwur, er meine, jezt ſey ſein Durſt noch mehr gewachſen, und löſchen wolle er ihn auch, ſollte es ſelbſt Haus und Hof koſten; jezt könne es ihm Niemand wehren.

* „Gott vergelte es Euch treulich zu tauſend und hundertmalen," wörtlich die Art zu danken im Lechrainiſchen.

* Nichtsnutzig, übel.

Darin irrte sich aber der Bauer mächtig, denn bald war Einer da, der ihm Einrede that in sein wüstes Leben und den Sünder darob noch steifer machte, und dieser Eine war sein einziger Sohn. Das war ein braver Mensch, rechtschaffen, häuslich und handsam, wohl bei der Sache, was Bauerschaft und Gewerb betraf; aber etwas jäh und obenaus war er auch. Das hatte er vom Alten geerbt. Dessentwegen war nie ein Auskommen gewesen unter den Zweien, selbst als die Mutter noch vermittelte, und der Bube ging auf die Wanderschaft in die Fremde. Er war seines Zeichens ein Floßer und fuhr immer den Lech hinab in die Donau bis Wien, und hinein in's Ungarland mit Holz und Brettern. Dabei blieb er Monate weg, und kam er etwan, so wich er dem Vater aus, und trafen sie zusammen, so knurrten sie sich an, wie der Haushund einen Fremden.

Als die Mutter zu sterben kam, war just der Hans Xaveri von einer Fahrt daheim und ging auch nicht mehr fort. Er hieß den Vater nach dem Gottesdienste niedersitzen in der Stube, stellte sich vor ihn hin und begann nun vorerst ihn abzukanzeln als einen schlechten Wirth und Thunichtgut, als ein Sieb, durch welches der ganze Hof mit allem Zugehör noch rinnen werde, sezte ihm auseinander, wie er niemalen um etwas Anderes gesorgt, als ob etwan der Rößlebräu, oder die Herrn von Ettal, oder der Weilheimer Wastl das bessere Bier bräuten, und schloß damit, wie er verhoffe, der Vater werde sich des Regiments abthun, das Pfründstübl beziehen und ihn, den Sohn, einsetzen.

Der Bauer machte die nassen Augen weit auf und meinte, er hätte das Ohrensausen, weil er an das eben Gehörte gar nicht glauben wollte, bis ihm der Hans Xaveri Alles deutlich wiederholte und noch beisezte, er denke dann auch bald Hochzeit zu machen und seinen Schatz heimzuführen, nämlich des Stadtschreibers Tochter von Schongau, die Heli (Helene) mit den schwarzbraunen Aeuglein. Jezt wußte der Alte genug und fluchte wie ein Heide, daß die Stube zitterte, vermaß sich auch hoch und theuer, das Alles werde niemals geschehen und er weiche weder dem Sohne noch dem Teufel, und nicht lebendig noch todt solle man ihn aus dem Hause bringen. Wie vorherzusehen, erhob sich nun tagtäglich der gleiche Streit und Hader; keiner gab nach. Der Hans Xaveri drohte mit dem Pfleggericht und dem Obmann, damit man den Vater als einen Hausschaden absetze und einen Vogt einsetze; dabei that er herrisch, hofirte dem Schatz und sang zum Grüßgott alle Tage dem Alten ein Trutzliedlein, das lautete:

Vater, wann gibst mir mei Hoamatl.
Vater, wann laßt mir's verschreib'n?
S' Mädel wachst auf wie n'a Gruematl. *
Will nimmer ledig mehr bleib'n.

* Frisches, junges Frühgras.

Der hingegen ward immer boshafter, und an ein Nachgeben war nicht zu denken; sein meister Aerger war obendrein die künftige Schwiegertochter, eines knickigen Stadtherrn Kind. Denn seit je und für alle Ewigkeit haben unsere Bauern Stoß und Spann mit den Burgern des kleinen Städtleins, welche sie nur schlechtweg eingemauerte Gaismelker nennen. Bei so viel Galle und Zorn mußte er nothwendig und fleißig sie hinunterschwemmen und aus dem Leibe waschen; je mehr er aber schwemmte und wusch, desto zorniger und grimmer ward er, und des Ingrimmes Ursach und Ziel blieb sein Sohn. Zu dem durstigen Teufel war auch der falsche, mordsüchtige Racheteufel in ihn gefahren, und der spie ihm ein, sich des Buben zu entledigen. Sein Willen stand bald fest, nur über Art und Weise sann er nach, emsiger als je über ein Gewerb. Doch vor einer blutigen That scheute er noch immer zurück; nicht so fast vor der That, als vor der Gefahr. Jezt aber loset auf, * wie ihm der Zufall zu Hülfe kam, während er so sinnirte, und wie's weiter ging.

In den Kriegstroubeln, so es dazumal gab, ging viel Volk zu Grunde, und es zogen deßhalb Werber durch alle Lande und suchten mit List oder Gewalt nach tüchtigen Leuten mit groben Armen, die eine Weile lang darein schlagen könnten, bis eine Kugel oder ein Säbel sie ganz todt oder invalid mache. Es kamen auch öfters zu uns herauf in's Oberland solche Koga, ** weil's handfeste Buben gibt hier herum, und einen solchen Menschendieb traf eines Abends der Bauer beim Egger in der Stube. Der Panduren-Wachtmeister, oder was er war, fluchte höchlich über die widerspenstigen Kalfakter, die jungen Buben, die er hier hätte ausheben sollen für Se. kaiserlichen Majestät Armada, als welche ihm aber echappirt wären oder sich versteckt hielten, weßhalb er wohl Gewalt brauchen und sich Rekruten nehmen müsse, wo er sie finde.

(Schluß folgt.)

* Losen, auflosen: zuhören.
** Schufte, Gauner.

Noch etwas vom deutschen Schauspiel

(Fortsetzung.)

Wer in der Douanenlinie, welche bei uns das Gebiet der Poesie vielfältig von Leben und Geschichte absperrt, den einzigen oder doch den allernächsten Grund davon erblickte, warum der geistige Handel auf unserer Bühne so arg darniederliegt, der ginge freilich zu weit, obgleich

sehr Vieles, das man ihm aus Kultur- und Kunstgeschichte entgegenhalten könnte, am Ende nur scheinbar gegen ihn spräche. Aber so viel darf man gewiß behaupten, daß mit einer Controle, wie sie heutzutage die Scene einengt, allem Bühnenwesen ein Hauptnerv unterbunden ist, und daß die andern schädlichen Einflüsse den von vorn herein geschwächten Körper desto schlimmer zerrütten mußten.

Im vorigen Jahrhundert bewegte sich die deutsche Dramatik in dem Grade innerlich freier, in dem alle innern und äußern Verhältnisse enger waren als jezt. Das ganze geistige Leben der Individuen war ein fester begrenztes, in sich zurückgezogeneres, das Maß alles Geistesgenusses ein bescheideneres. Vor allem aber sehen wir unsere Großväter in ihren geschichtlichen, politischen und gesellschaftlichen Begriffen ruhiger und befriedigter, die einen zuversichtlicher, die andern resignirter. Wie vieles in Staat und Kirche, in Bürgerlichkeit und Gesellschaft, das heute erschüttert oder doch in Frage gestellt, vom Zahn der Zeit oder von dem der Kritik zernagt ist, stand damals da als ein Naturnothwendiges, das man vielleicht verwünschte, aber nichts destoweniger respektirte! Die ganze Hierarchie von oben an bis unten hinaus, vom Fürsten zum Vogt, fühlte festen Boden unter den Füßen und historisches Recht in den Fäusten. Die Regierenden und Bevormundenden brauchten sich nicht gleich zu empören, wenn sich die Musen etwas Weniges gegen sie herausnahmen; sie konnten den mäßigen Zorn und den ungiftigen Spott des Poeten, um des Witzes willen, sich wohl gefallen lassen; noch war ihnen der Genuß gegönnt, über eine scenische Nachahmung des Lebens zu lachen, in der sie ihr eigenes Conterfei erkannten; noch lebte wenigstens ein Funken vom Geist der Zeiten, wo sich der Hofprediger und der Hofnarr in das Geschäft getheilt hatten, den Herren und ihrem Gesinde die Wahrheit zu sagen. Was damals an deutschem Erzeugniß auf die Bühne kam, stand im Allgemeinen literarisch wahrhaftig nicht hoch; auch machte das Meiste davon weder so große Ansprüche, noch hatte es so viel „Weltbewegendes," als die neuesten, mit so großer Wichtigkeit auftretenden Versuche. Aber jene im Ganzen ziemlich prosaische und dürftige Bühnenliteratur hatte vor der heutigen die Hauptsache voraus, daß sie ihren Zweck erreichte, daß sie ihr Ziel traf, nämlich Geist und Einbildungskraft eines dankbaren, in engeren Geisteskreisen desto lebendigeren Publikums, daß sie wirkte, in einem Grad und mit einer Nachhaltigkeit wirkte, wovon heute nur noch die ältesten Freunde und Pensionäre der Bühne zu erzählen wissen. Dieser große Unterschied zwischen sonst und jezt deutet darauf hin, daß sich das moralische Verhältniß des Publikums zur Bühne wesentlich verändert hat. Wenn man vor Eckhofs und Schröders Lampen so viel mehr, als jezt in so viel glänzenderen Häusern, fähig und aufgelegt war, in Dichtung und Spiel am Geistigen sich zu vergnügen, wenn dort jene lebendige Wechselwirkung zwischen Scene und Parterre bestand, von der man heute so viel spricht, weil sie nicht mehr besteht — woran liegt dieß zunächst? Der entscheidende Grund ist nach meinem Gefühl der, daß das Bild der Welt, wie es damals die Bühne gab, geben konnte und durfte, mit der Sphäre geschichtlicher, politischer, gesellschaftlicher Anschauungen und Ansprüche in den Köpfen der Gebildeten wo nicht zusammenfiel, doch dieselbe erträglich ausfüllte. Und so ist es lange nicht mehr. Die Sphäre des Wissens und der Bildung, der politischen und bürgerlichen Ansprüche hat sich so rasch erweitert, daß die Bühne der Bewegung nirgends folgen konnte, selbst nicht unter Völkern, wo sie sich frei entwickeln kann, wie viel weniger bei uns, wo eine eigenthümliche Verfassung die Freiheit aller öffentlichen Rede bedenklich erscheinen läßt, und jezt um so viel bedenklicher als früher, da der alte starre Bestand des deutschen Reichs auf so vielen Punkten in Fluß gerathen ist, und es sich davon handelt, beim Prozeß wenigstens die Temperatur zu überwachen. Die schnelle Ausbreitung des allgemeinen Horizonts des Wissens und der Bildung fiel ja zusammen mit den großen politischen Erschütterungen, welche auch auf deutschem Boden so viele geschichtliche Bauten zerstört, die Gehege der Stände zersprengt und den Trieb zum Unterricht, zur Forschung und Kritik, zur Theilnahme an den Bewegungen der Zeit allgemein entfesselt haben. Eben dadurch ist aber in den Regierenden vollends der Rest der Unbefangenheit getilgt worden, welche sie die Nachahmung, ja die Verzerrung des wirklichen Lebens auf der Bühne mit guter Laune hinnehmen ließ. Der Lauf der Dinge hat ihnen eine Haltung und eine Stimmung aufgezwungen, mit der sich nichts so wenig verträgt als das vorlaute, eindringliche Wort und die sprechende Geberde der scenischen Musen. Aber durch die der Kunst und Poesie fremden Rücksichten, welche unserer Bühne auferlegt sind, ist nun das Schauspiel in ein Verhältniß zum Publikum gekommen, wobei seine höhere menschliche Bedeutung beeinträchtigt wird.

Die innerlichste Wirkung und der geistige Reiz der Bühne besteht ja darin, daß sie den Menschen seiner eigenen Gedanken und Empfindungen unter süßem Schmerz und wehmüthiger Lust entbindet. So lange nun die Bühne mit dem, was sie zu denken und zu empfinden gibt, das durchschnittliche Geistes- und Seelenmaß ihres Publikums ungefähr ausfüllt oder auch mehr als ausfüllt, so lange wird sie jener Wirkung und jenes Reizes nicht entbehren, und sie mag für die Masse ein Bildungsmittel, eine, wenn auch etwas zweideutige Schule der Sitten seyn. Heute aber bleibt unsere Bühne

bei Hunderten ihrer Figuren und Situationen mehr oder weniger unter dem, was die Mehrzahl der Zuschauer dabei zu denken und zu empfinden fähig und geneigt wäre. Unser Schauspiel gibt vielfach Bilder der Geschichte, und zunächst unseres eigenen politischen und gesellschaftlichen Lebens, welche dem allgemeinen Schema von bewußten und unbewußten Gedanken, Begriffen und Empfindungen gegenüber dürftig sind, schwächlich und unwahr. Der Luftzug des historischen Zorns und Spotts von der Bühne herab ist doch gar zu oft viel zu schwach, um die parateu Saiten in unserer Brust in die Schwingungen zu versetzen, bei denen wir des vollen Gefühls des Menschlichen genießen. Es thäte Noth, der Zuschauer hälfe mit der eigenen Hand nach; er wird zur willkührlichen Ergänzung getrieben, wie einer, der zwischen den Zeilen eines censirten Journalartikels liest; dieß ist aber ein Geschäft, das die Wirkung des Dramas noch sicherer aufhebt als die aller Poesie. Ob sich nun der Zuschauer dieses Verhältnisses bewußt ist oder nicht, die geistige Bedeutung des Schauspiels muß dadurch in seiner Einbildung herabgesezt werden.

So kehren die Besten dem Schauspiel geradezu den Rücken, die Menge aber, die da sieht, daß man ihr in der Nachahmung des Lebens so Manches weiß machen will, was sie viel besser weiß, glaubt sich dadurch gleich berechtigt, alle Ansprüche der Bühne an höhere Geistesthätigkeit abzuweisen; sie gewöhnt sich, im Schauspiel rein nichts zu suchen als gemeinen Zeitvertreib, und fördert so durch ihre herrschende Stimmung trefflich das Werk, das sie freilich nicht allein verschuldet, den geistigen Tod der Bühne. Kurz, unsere Bühne, wie die Staatsraison sie gemacht hat, ist eine beträchtliche Strecke hinter der philosophischen und politischen Bildung der Unterrichteten in der Nation zurückgeblieben. Solches mag der eine für die Entwicklung unseres Volks ersprießlich und nothwendig erachten, ein anderer nicht; aber soviel ist wohl gewiß: daher kommt es vorzüglich, wenn unser Schauspiel vom Genius der Nation längst so ganz aufgegeben ist; dadurch ist jener geistige Rapport zwischen Scene und Publikum, der allein das Theater von Seiten der Poesie wie der Mimik lebendig erhält, noch viel vollständiger abgebrochen worden, als wohl in einer aller höhern Kunst ungünstigen Zeit ohnehin geschehen wäre.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, December.

(Fortsetzung.)

Folgen des vorjährigen Aufstands.

„Wo sind die Männer, welche, wie es früher hieß, so lange absichtlich entfernt und von der Regierung im Schatten gehalten wurden? Solche früher unbekannte, verkannte Talente sitzen wenigstens nicht in den neuen, aus der gloridsen Insurrection hervorgegangenen Conseils, denn nie zeigte sich ein so niederschlagender Kontrast zwischen den gereiften, ernsthaften, geistreichen, würdigen und wahrhaft beredten Diskussionen des alten Conseil représentatif und den abgerissenen, oberflächlichen, bald pompösen, bald komischen Verhandlungen in der Constituante und in dem neuen Großrath. In dem neuen Munizipalrath haben sich auch diese jungen Illustrationen gezeigt, mit wahrhaft exemplarischem Leichtsinn und einer Unwissenheit, die ihres Gleichen nicht hat. Noch ist nichts aus diesem Rath hervorgegangen, was dem Eldorado gliche, das mit so viel Gewißheit versprochen wurde. Eben so ist es mit dem neuen Consistorium, wo sich bisher nur Mittelmäßigkeiten zeigten. Sie herrschten auch in den radikalen Clubs, Zeitschriften und Flugschriften vor. Sie haben bisher nichts wahrhaft Nützliches, nichts Ausführbares vorgebracht, wodurch der Genfer Industrie, den Wissenschaften, dem Volksunterricht, der sittlichen und wissenschaftlichen Bildung, oder irgend einem wahren Interesse ein kleiner Vortheil erwüchse. Nirgends hat sich bisher eine Spur von den ausgezeichneten Männern sehen lassen, die uns der Radikalismus versprochen hat; hie und da einiges Talent zweiten und dritten Rangs neben einer Menge Mittelmäßigkeiten voll Einbildung, die Genf nie den Ruf geistiger Auszeichnung, reicher Erfahrung und Besonnenheit zurückgeben werden, den es durch die Insurrection vom 22sten November verloren hat."

Gewöhnlich treiben doch Insurrectionen und die aus ihnen hervorgehenden neuen Verfassungen junge Talente auf, die dann im Aprilsonnenschein der Volksgunst einige Zeit Farben spielen, später aber erbleichen und im Nebel zerfließen. Die Genfer Emeute schien auch einen Augenblick dergleichen treiben zu wollen, ihre Chorführer zeigten sich aber bald in Rede und Schrift an eigentlichem Talent so untergeordnet, sie verfielen so schnell in den engen Kreis allgemeiner demokratischer Phrasen und Sophismen, worin sie sich auch noch heutzutage herumtreiben, ohne selbst Allen ihrer Partei Zutrauen einflößen zu können. Nichts schülerhafter als die Reden dieser Leute in der Constituante, im neuen Großrath, im Munizipalrath und im Consistorium, oder bei andern Versammlungen, wo sie eine um so untergeordnetere Rolle spielten, als mehrere Mitglieder der vorigen Regierung sich darin durch reiche Kenntnisse, Erfahrung, Geistesgegenwart und Redetalent hervorthun. Welcher Abstand war es dagegen, wenn der Hauptsprecher des Radikalismus sich solcher drückenden Ueberlegenheit nicht anders zu entziehen wußte, als daß er schimpfend und drohend den Saal verließ! Im Journalismus der Emeute und der radikalen Bewegung zeigte sich bisher dieselbe Erscheinung. Die Stellung des Radikalismus wird in Genf auf die Länge unendlich schwer, denn allen Grundes zu eigentlicher Beschwerde über die vorigen Zustände ermangelnd, hat er, wenn er nicht entschieden Besseres leistet, durchaus keinen festen Boden, sondern ist nur eine Treibhauspflanze, ein stachliger Cactus ohne Frucht, der erfriert, wenn die Einheizer nicht recht aufpassen.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 104.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 312.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Freitag, den 30. December 1842.

Amtmann. — — Sind doch immer Scandala.
Hab' auch gleich ihnen ſagen laſſen,
Sie ſollten das Ding gezlemlicher faſſen.

Goethe.

Noch etwas vom deutſchen Schauſpiel.

(Fortſetzung.)

Ein Blick auf die Theater der Engländer und Franzoſen zeigt uns, daß es in der Luft des Jahrhunderts liegen muß, wenn die rohe Schauſucht und die gleich geiſtloſe Empfindungsſucht, wie ſie ſich im herrſchenden Hang zur Muſik wie in der Luſt an grellen Bildern des Laſters und wilder Leidenſchaft ausſpricht, überall in der Menge den Sinn und das Gefühl für die wahre Kunſt gebunden halten, wenn Poeſie und Schauſpielkunſt, in den Heerden ihres Lebens angegriffen, zwiſchen Fieberfroſt und Fieberhitze, zwiſchen dem Gefühl der Erſchöpfung und krankhafter Aufreizung ein ſieches Daſeyn führen. Daß aber gerade unſere Bühne vom Miasma der Zeit am tiefſten geſchwächt wurde, dieß erklärt ſich einfach aus dem geringen Fonds von Geſundheit, der ihr von jeher zu Gebote ſtand.

Wie tief auch bei jenen Völkern die dramatiſche Kunſt geſunken ſeyn mag, ihr Schauſpiel hat vor dem unſrigen das Entſcheidende, das Weſentliche voraus: geſund iſt es nicht, aber es iſt noch immer lebendig; der Geiſt iſt auch dort Fleiſch geworden, aber in der plumpen Maſſe kreist noch immer der Strom der Gedanken und Empfindungen zwiſchen Scene und Publikum; das Schauſpiel wirkt allaugenblicklich, voll, unmittelbar auf das Volk und empfängt Gegenwirkungen von ihm. Kommt dieß aber nur daher, daß dort die „ſocialen Zuſtände" der Nation gleich Strahlen in dem Brennpunkt einer Hauptſtadt ſich verſammeln, während ſie bei uns, zerſtreute Glieder eines Gedichts, aller Orten vorhanden, aber nirgends von gemeiner geſellſchaftlicher und poetiſcher Bedeutung ſind? Nein, ein noch entſcheidenderer Punkt iſt der, daß dort die Bühne den Kreis der neuen Bildung des Volks und aller die Zeit bewegenden Ideen allerdings ſchlimm genug, aber doch überhaupt ausfüllt, daß ſie ihn ausfüllen kann und darf, daß ſie dort als ein dem Körper und dem Geiſte der Nation frei entwachſenes Organ daſteht. Freilich kann die Bühne nie und nirgends dem Volk ſeine Begriffe und Leidenſchaften, ſeine Liebe und ſeinen Grimm im vollſten Maaße abſpiegeln. Wie die Welt ſteht, darf die ariſtophaniſche Licenz nur in einem gewiſſen, nach Zeit und Ort veränderlichen Grade in die Verfaſſung der „zweiten," der menandriſchen Comödie hinüberſpielen. Wenn es aber gewiß iſt, daß der Staat ohne eine gewiſſe Beaufſichtigung der Bühne und vorzüglich ohne Repreſſion nicht beſtehen kann, ſo iſt noch viel gewiſſer, daß bei einer Prävention, wie ſie bei uns üblich iſt, die Bühne hinter der Bildung der Zeit zurückbleiben und ſomit des

wahren Lebens entbehren muß, das ihr immer nur aus den Ideen und Gefühlen der lebendigen Gegenwart zuströmt.

Die patriotische Stimmung, welche Deutschland seit einigen Jahren ergriffen hat, muß doch mehr seyn, als ein flüchtiger Schauer. Wenn irgend etwas, so spricht hiefür der Umstand, daß diese Stimmung selbst die Leute, welche mit dem Deutschthum am allerwenigsten zu thun haben, die deutschen Bühnenregenten mit patriotischen Gewissensbissen angesteckt hat. Diese Haushofmeister der Musen hatten sich längst gewöhnt, im Style der Lakaien großer Herrn die deutsche Poesie als Bittstellerin und Querulantin sehr obenhin zu behandeln. Aber auf einmal sind sie höflicher geworden gegen die gute Dame; man findet sie nicht eigentlich schön, aber ihre Lage desto interessanter, man nöthigt sie, Platz zu nehmen, man verspricht, in ihrer Sache Alles thun zu wollen, und nimmt die Bühnenmanuscripte, die sie aus ihrem ungeheuern Reticule hervorzieht, mit einem Respekt entgegen, als wäre ihr in einem Handschreiben Apolls der olympische Orden pour le mérite bei der nächsten Vakanz in Aussicht gestellt. Man hat Preise ausgesezt auf Originalbühnenstücke, man hat sich aller Orten beeilt, die neuen Dramen aufzuführen, deren Verfasser sich selbst den Preis zuerkennen, und deren jeder sich, wo nicht als den Messias, doch als den Vorläufer eines neuen Bühnenreichs deutscher Nation ankündigt. Was ist dabei herausgekommen? ist dadurch die platt am Boden liegende dramatische Anstalt auch nur einen Zoll gehoben worden? Und wie diese „Novitäten" vom Publikum aufgenommen werden, hat man da auch nur Zeit, zu kosten und zu wägen, ob man ächtes, haltbares Gewächs vor sich hat? Ist es doch, als ob all dieser poetische Most in zerrissene Schläuche gegossen würde. Und ist es nicht gleichviel, welche Flüssigkeit auf die Räder geschüttet wird, wenn das ganze seufzende und knarrende Maschinenwerk dasselbe bleibt?

Nein, so lange die Umstände es nicht erlauben, die Ventilatoren wegzuschaffen, welche die Luft des Jahrhunderts nur in dünnen, gekräuselten Strömen in unsere Theatersäle einlassen, so lange werden alle noch so ernstlichen Versuche, die Bühne, wie man es nennt, zu heben, ihr aufzuhelfen, nothwendig zu gar nichts führen. Was aber das kräftigste, verwickeltste Hebezeug heute nicht in die Höhe brächte, das wird einst vom Gewässer der Zeit spielend gehoben und flott gemacht seyn. Die deutschen scenischen Musen sind durch die Lebensweise, die sie schon so lange führen mußten, dergestalt verwachsen, daß keine Orthopädie sie mehr gerade streckt. Den gesunden Wuchs, die Leichtigkeit, die Sicherheit und Anmuth der Bewegung, die sie nie recht hatten, kann den Unsterblichen nur durch eine Metempsychose werden, nur dadurch, daß sie früh oder spät im umgewandelten Leben unseres Volks sich in einer neuen Hülle verkörpern, nachdem sie die bisherige als leeren Balg auf dem Boden der Geschichte liegen lassen.

Das herrschende System ist dem lebenden Geschlechte so zur Natur geworden, daß die meisten meinen, es könne gar nicht anders seyn; ja, in welchem Grade dadurch, nicht etwa nur das dramatische Wort, sondern schon der dramatische Gedanke gezähmt und an ein gewisses Geleise gewöhnt ist, dessen werden sich selbst die Theaterschriftsteller nur bei besonderem Anlaß bewußt. So ist zu fürchten, daß Dichter und Publikum mit der plötzlich geschenkten, wenn auch mäßigen Bühnenfreiheit nichts anzufangen wüßten. Oder vielmehr, man würde sicherzlehr ungeschickt damit umgehen, und die Bühne müßte dadurch, statt gehoben, nur noch schlimmer zerrüttet werden. Insofern, da die Hülfe am nächsten, wo die Noth am größten, könnte man immerhin wünschen, daß geschähe, was im Augenblick freilich unwahrscheinlich ist, daß irgendwo mit der Bühne der Versuch angestellt würde, der bei den Carricaturen vom Erfolg übel gekrönt worden. Aus andern Rücksichten erscheinen aber dergleichen Versuche gar nicht wünschenswerth. Das Volk auf der Bahn seiner Entwicklung, statt mit der Stange, eine Weile mit der Trense führen, um im Fall der Ungeberdigkeit sofort das scharfe Gebiß wieder spielen zu lassen — diese Methode hat für diejenigen, an denen experimentirt wird, etwas Unangenehmes, zumal sich nicht Jeder sagt, daß sich die Geschichte eigentlich doch von selbst macht, wenn auch die Menschen sie eigenhändig zu machen glauben.

(Schluß folgt.)

Sagen und Geschichten aus dem Lechrain.

(Schluß.)

Die Kaiserlichen waren damals * obendran im Bayerland, der Kurfürst verjagt, und die armen Leute wurden bös mitgenommen mit allerlei Tortur und Molesten, und heutiges Tages singt man noch:

Rum, turum tum,
Der Kaiser schlagt um,
Mit Händ und mit Füß,
Mit fuirige Spieß;
Hat d'Fenster eing'schlaga,
Hat's Blei davontraga,
Hat Kugla draus gossa,
Und d'Baura derschossa.

Wie also der Bauer den Kroaten so schwören hörte, stieg ihm ein Gedanken zu Kopf, und er besann sich, daß unter den kaiserlichen Granadieren sein Sohn gar hübsch

* Seit 1705.

sich ausnehmen würde, hätte er nur erst die weiße Montur und die rothen Hosen an. Daß er nicht mehr wiederkommen würde, sich zu beschweren ob des unfreiwilligen Standes, dafür waren die Feldzüge gut in Welschland und der Türkei; das wußte er auch. Er rückte darum dem Wachtmeister näher, schob ihm seinen frischgefüllten Krug hin, dem Jener auch frischweg zusprach, redete hin und wieder von diesem und dem und schloß damit, er wisse dem gestrengen Herrn Offizier mindestens einen prächtigen Rekruten, stark und lang, wie ein Eichbaum, aber etwas halsstörrig. Wenn den Herrn General oder Corporal aber die Mühe nicht reue, so wolle er Mittel machen, daß er ihn fassen und holen könne. Bei dieser Kundschaft schob der Polak alsobald seine Flügelkappe verwegen auf's Ohr, drehte den langen Raazenbart und schnob den Bauer an, ob er meine, es fehle kaiserlicher Majestät gehorsamstem Wachtmeister und dessen tapfern Husaren an Courage, einen Bauerntölpel zu packen und ihn Mores zu lehren. Er möge nur rapportiren, wo und wie der Granadier zu bekommen wäre.

Da karteten die Beiden es also ab, daß um eilfe Nachts der Pandur mit seinen Leuten und Rossen vor des Bauern Haus kommen solle, so still und heimlich als möglich; dort wolle dieser dann Thür und Riegel aufthun und sie in des Sohnes Kammer führen; den sollten sie binden und knebeln und mit ihm davon jagen. Dafür versprach er dem Reiter ein gutes Douceur, und zum voraus spendirte er Bier und Wein und trank sich einmal recht satt, bis ihn der Nachtwächter toll und voll aus der Wirthsstube schaffte.

Zwei Stunden darnach richteten die Husaren sich zum Fang bereit und zogen langsam, wie auf Pflaumbetten die obere Gasse hinauf vor des Bauern genau bezeichnetes Haus. Sie harrten eine Weile, und mehrmal repetirte der Kommandant das abgemachte Zeichen, indem er dreimal miaute wie eine Katze. Eine Viertelstunde und darüber verging, da ward dem Werber die Zeit zu lang, er pochte leise, dann lauter an die Thüre, er versuchte zu öffnen, der Riegel wich. Vorsichtig tappte er im Finstern, fand das Stiegengeländer, stieß aber mit dem Fuß an Etwas, das ihm die Stufen verlegte. Er langte darnach: es war ein menschlicher Körper, starr und kalt und feucht. Erschreckt vergaß der Reiter seinen Plan, schlug Lärmen, weckte Sohn und Gesinde, die mit Licht herbeikamen. — Da lag der alte Bauer und hatte das Genick gebrochen; in seiner Trunkenheit war er die Stiege herabgefallen. Der Pandur fluchte alle Teufel herbei, obwohl es ihm kalt über den Rücken lief, und entwich. Aus dessen Reden konnte sich der Hans Xaveri Alles erklären.

Dieser betrauerte des Vaters Tod aufrichtiger, als man hätte meinen sollen; aber heftige Leute sind bald versöhnt und thut ihnen des Gegners Unfall leid. Er war nun der Herr im Bauernhofe; aber gar bald spürte er, daß er es nicht ganz war, wenn auch beim Tag, doch nicht bei der Nacht. Denn bald nach des Bauern jähem Tode ward ein Rumoren laut im Hause mitten in der Nacht, und man merkte wohl, daß es nichts Rechtes sey. Der Alte mußte geisten und umgehen wegen seines gottlosen Lebens und bösen Fluches, selbst nach dem Tode nicht aus dem Hause weichen zu wollen. Aber das Seltsamste war, daß der Geist so durstig blieb wie der lebendige Mann; denn er klappte und klopfte die ganze Nacht immer mit den Krugdeckeln, wie man's in der Schenke thut, wenn man leer hat, und dabei schnaubte er wie Einer, dem's recht wohl behagt. * Gesehen hat man ihn nie, nur gehört.

Bei dem Wesen konnte es kein Christenmensch mehr aushalten, alle Knechte und Mägde gingen auf und davon, der junge Herr selber brachte nie ein Auge zu, die Braut wollte nichts wissen von einem gespenstigen Schwiegervater und einer Heimath, in der arme Seelen ihr Unwesen trieben. Da half auch kein Beschwören, Beten und Bitten, kein Rauch und Segen; der Geistbauer blieb boshaft und harthörig, wie der lebendige, und klopfte frischweg auf's Krüglein.

Einsmalen aber lief ein Kapuzinerlein durch's Dorf; das hörte, wie kein Theologus und kein Doktor des durstigen Geists Herr werden könne, und er meinte nun lachend, gegen einen guten Abfall in seine Taschen wolle er's drauf wagen. — Da ward ihm weidlich Gab und Spende versprochen, daß er's nicht zu schleppen vermochte, und er machte sich an des Bauern Gespenst. Er fragte den Geist gar freundlich, wo es ihm jetzo auf der Welt am besten gefalle, und der meinte, in dem großen zinnernen Krug, wo er ehedem daraus getrunken, da deuchte es ihm am feinsten; die feuchte Luft da drinne erfrische ihn, wie ehedem das Bier.

Der Pater aber sprach, er wäre ein alter Vocativus, er hätte den besten Theil erwählt, und wäre er ein Geist, für alle Ewigkeit bliebe er im Krüglein und bliebe dabei auch im Hause der Herr. Dabei nahm er den Krug vom Kandelbrett, und guckte ganz verliebt hinein, und meinte, das lezte Bier darin wäre ein ächter Klostertropfen von Ettal gewesen. Kaum hatte er das gesagt, so fuhr der Geist in die Kanne und schwor, der Pater verstehe nichts vom Gerstensaft; er bade sich im Duft des besten Bieres, das er ehedem von Tölz verschrieben. Da klappte das Kapuzinerlein den Deckel zu und schwor schleunig das Bannsprüchlein darüber, daß

* Manche Leser erinnern sich vielleicht aus der modernen Gespensterliteratur, daß in neuester Zeit, in einem lichtern Striche als der Pfaffenwinkel, auch ein Geist beobachtet wurde, den man nicht sah, aber schlucken hörte.

der Geiſt nicht mehr heraus konnte für alle Ewigkeit. Den Krug mit ſammt dem Geiſt ließ er aber darauf eingraben, ſieben Klafter tief, in der Amperleite, wo alle unguten Weſen hauſen. — Selbigen Krug hat man, zu Martini war's ein Jahr, wieder gefunden, aber der Geiſt war nicht mehr darinnen; ich weiß auch nicht, wo er hingekommen iſt. Wenn aber der Eure nicht leer iſt, Vetter, ſo laſſet mich einen ehrlichen Römerzug thun und den guten Gerſtengeiſt in meinem Leibe begraben, Amen!"

Die Rieſen.

Der dunkle Vorhang rollt am Himmel auf,
Und Fackeln trägt die ſtumme Nacht herauf,
Beleuchtet mit den ſprühnden Funken
Die Berge dort, in Schlaf verſunken.

Die Rieſen liegen ausgeſtreckt im Land,
Die Häupter lehnend an die Himmelswand,
Die Füße dehnend in die Schlünde.
Ein Bach nur rauſchet noch durch Gründe.

Vom Schlummer müde wird auch bald der Quell,
Die Himmelsampeln ſind nicht immer hell,
Und mit den Sternen, mit dem Kummer
Und mit den Rieſen ſpielt der Schlummer.

Vollbringt die Sternenkönigin den Lauf,
Dann wachen ſchnell die Bergesrieſen auf,
Froh blickend nach des Oſtens Thoren,
Nach Memnons Mutter, nach Auroren.

Ph. H. Welcker.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Genf, December.

(Fortſetzung.)

Einfluß der politiſchen Verhältniſſe auf die Geſellſchaft.

Der Einfluß der neuen Umgeſtaltung auf das geſellige Leben iſt hier wahrhaft beängſtigend. Bekanntlich konnte die Genfer Geſelligkeit nie gerühmt werden; denn obgleich in ihr immer des Geiſtes viel und mancherlei war, ſo fehlte es ihr ſtets an einem weſentlichen Element, an Wärme, bei der allein Hingebung und gutmüthige Freundlichkeit gedeihen. Der mit eiskaltem Calvinismus gemiſchte eiskalte Republikanismus ſtand überall im Vorgrunde, in der Geſellſchaft, auf der Rednerbühne und auf der Kanzel. Dabei ließ das Abgrenzende und Iſolirende des Coteriengeiſtes Heiterkeit, Offenheit und wahrhaft erregende Freude ſo wenig aufkommen, wie Vertrauen. Davon haben wir ſchon oft in dieſen Blättern geſprochen, aber auch anerkannt, was die gute Genfer Geſellſchaft in Beziehung auf vielſeitige Bildung, beſonders der Frauen, was ſie durch Geiſt, Kenntniſſe, Anſtand und ſittliche Reinheit Ausgezeichnetes hat, trotz der Ausartung und Mittelmäßigkeit der männlichen Jugend in den höhern Ständen. Man hat oft geſagt, daß die höhere Genfer Geſellſchaft ariſtokratiſch ſey, und daß Niemand da recht aufkommen könne, der ſich nicht durch irgend etwas auszeichne, ſey es nun durch Talent oder Geiſt, durch Kenntniſſe oder Verdienſt, durch Geburt und Stand oder Reichthum. Dieß „Nichtrechtaufkommenkönnen" der Mittelmäßigkeit findet ſich aber in allen höhern Geſellſchaftsſphären; es kann ja nicht anders ſeyn, wenn ſie nicht armſelig und langweilig werden ſollen. Darin hat ſich nun ſeit unſerer Inſurrection viel geändert. Mit der Entſtehung zweier ſcharf getrennten Parteien, der Conſervativen und Radikalen, zerfiel zuerſt die Geſellſchaft in zwei Theile, die ſich entfremdet, oft feindlich gegenüber treten. Die Radikalen, weit untergeordnet an geiſtigen und pekuniären Mitteln, wie in ſocialen Formen, wären wohl gern in die Salons der Conſervativen eingedrungen, wie in deren Rathsſäle, jene aber blieben ihnen hermetiſch verſchloſſen. Dieſe Salons ſelbſt verloren aber bedeutend an Mannigfaltigkeit und Lebendigkeit, denn manche Männer und Frauen gingen ihnen nun ab, die ſich früher darin nicht ohne Anmuth bewegt hatten. Wie ſich politiſch die zwei Lager mißtrauiſch beobachten, ſo auch geſellſchaftlich. Manche conſervative Familien haben es gut gemeint, und bei Gelegenheit der Verheirathung ihrer Töchter auf ihren Landhäuſern oder in deren Nähe große Bälle gegeben, wo ſie nicht allein die politiſchen Färbungen mit einander vermiſchten, ſondern auch — was noch komiſcher ausſah — die Stände. Es waren Bälle, wie man ſie in der Revolution in Paris ſah. In einem und demſelben Saale tanzten junge Damen und Herren aus den beſten Ständen und Familien, und junge Fleiſcher und Zimmerleute in geſtrickten weißen Baumwollenhandſchuhen und derben, nägelbeſchlagenen Schuhen, mit denen ſie den jungen Stadtdamen tüchtig auf die zarten, atlasbeſchuhten Füße traten. Dergleichen ſchon in der Idee unglücklichen Verſuche zur Annäherung und Amalgamirung der Stände und politiſchen *Meinungen* in einer Stadt, wo ſich faſt Jedermann kennt, mußten lächerlich und zum Unbehagen aller Theile ausfallen. Hoffentlich werden ſie in der Folge unterbleiben. Auf ähnliche Weiſe arteten früher die öffentlichen Bälle des 31ſten Dezembers aus, und im vorigen Winter die Maskenbälle, der erſte Verſuch dieſer Art in Genf. Letztere, wo der Radikalismus ungenirt herrſchte, ſchienen ſich die Pariſer Courtille und grande Chaumière zum Vorbild genommen zu haben, denn ſo war ihr Publikum, ſo waren deſſen Sitten. Als Muſter geſellſchaftlicher Trivialität kann das große radikale Diner am 22ſten vorigen Novembers angeſehen werden, von deſſen bacchiſcher Poeſie wir zur Bezeichnung des Ganzen nur folgende Verſe anführen wollen:

Buvons à pleine rasade
à trois-Mars-Paganini!

oder:

Moutarde au Violon du 22 Novembre,
Stimulant Violon, don don!

Verſtehen Sie dieſe Fineſſe? „Nach meiner Violine tanzen," heißt im Franzöſiſchen ſo viel, als im Deutſchen nach meiner Pfeife tanzen. Da nun Paganini ein Meiſter jenes Inſtruments war, ſo bringt der Poet den Zweck und das Streben der Aſſociation vom 5ten März, von der hernach die Umgeſtaltung Genfs ausgegangen iſt, mit Paganini in Verbindung. Daher wird der 3te März nach ihm genannt. Die Violine des 22ſten Novembers heißt aber nach einander heureux, tardif, désiré, radical, fameux, crescendo, allegro, juste, espéré, redouté, bruyant, dérangeant, souverain, foudroyant etc.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 132.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 313.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Sonnabend, den 31. December 1842.

Terque quaterque mihi finitur carmine parvo
Pagina; fac tibi me quam cupis esse brevem.
Martial:

Geſchnitzel.

Erfahrung.

Was in der Jugend wir erfahren,
Wir gleich einem Blumenſtrauß bewahren:
Sind nur die Blumen halb verdorrt,
So werfen wir ſie wieder fort.
Doch iſt man erſt gereift zum Mann,
So legt man ein Herbarium an.

Herkules.

Wenn ihr nicht könnt, wie er, die Keule faſſen,
So faſſet euch, und bleibt gelaſſen.

Materialismus.

Wenn Gott aus jedem Sandkorn guckt,
So wird er täglich angeſpuckt.

Die Zeit hab' ich noch nie bereut,
In der ich nichts gethan als mich gefreut.

Das große LebensABC
Fängt an mit Ach! und ſchließt mit Weh!
X, Y, Z das ſind drei Fragen,
Die über's Grab hinaus wir tragen.

Was wollt' ihr nur den Glauben läſtern?
Er hat doch zwei ſo ſchöne Schweſtern.
Die Hoffnung zog euch zärtlich groß,
Der Liebe lagt ihr oft im Schooß.

Eine Frage.

Es hat ſich ſchon manchmal, ſonſt und jezt,
Ein Zwerg auf ein großes Pferd geſezt.
Iſt einer, der mir ſagen kann,
Ob nun dadurch mehr werth
Der kleine Mann,
Oder das große Pferd?

Der Philoſoph.

Du ſagſt uns, wer die Gottheit iſt,
Und weißt nicht, wer du ſelber biſt.

Die Wahrheit hoffet nie
Zum Schweigen zu beſchwören;
Wenn ihr ſie auch nicht ſagt,
So müßt ihr ſie doch hören.

Bald wird es ſo licht in den Köpfen werden,
Daß man die Sonn' nicht mehr ſieht auf Erden.

Elephantenmanier.

(Für Recenſenten.)

Zum Reisfeld ſeine Glieder
Er ſchleppt' im plumpen Lauf.
Drei Viertel trat er nieder,
Ein Viertel fraß er auf.

Gewohnheit.

Die Schwalbe baut ihr Neſt von Koth,
Der Sperling baut's von Stroh;
Und käm' vom König ein Verbot,
Sie machten es dennoch ſo.

Polemik der Philoſophen.

Gedisputiret hin und her:
Ein Pendel gibt dieſelbe Lehr';
Denn geht es auch in ſteter Schnelle,
So kommt's doch nimmer von der Stelle.

Ein großer Mann, vom Ruhm erhöht,
Gleich einer Statue vor dem Volke ſteht:
Man ſtaunt ihn an von allen Seiten,
Und witzelt über Kleinigkeiten.

Neueſte Literatur.

Gedichte, Gedichte, Gedichte!
Viel Schüſſeln und wenig Gerichte!

Welterſchaffung.

Wie Gott denn wohl die Welt gemacht?
Darüber hat mancher ſchon nachgedacht.
Da ſind dann die Philoſophen gekommen
Und haben der Menſchheit ſich angenommen;
Und haben's erkläret hochgelahrt
Auf die eine und die andre Art.
So ward uns denn die große Lehr':
Eine Welt zu ſchaffen ſey gar nicht ſchwer;
Und es geht dieß, zufolge den Hochgelahrten,
Selbſt auf eine Menge verſchiedener Arten.

Mißverhältniß.

Wenn einer erſchaffen mit großen Armen
Und kleinem Magen,
Das iſt zu ertragen.
Wenn einer erſchaffen mit großem Magen
Und kleinen Armen,
Das iſt zum Erbarmen!

Wucher.

Wollt von dem Thaler meiſt Procent' ihr ziehn,
Gebt groſchenweis den Armen ihn.

Farbenkrieg und Farbeneinheit.

Warum nur die Leute die ſchönen Farben
Zu ihren parteilichen Zeichen verdarben?
Da trägt der weiß und jener roth,
Es ſchlagen ſich die Farben todt;
Und doch hat die Gottheit, ſo wohl erwogen,
Sie alle vereinigt im Regenbogen.

Der Kunſtverſtändige.

Das iſt ein ausgezeichnet Bild!
Wie ſtrahlend, und zugleich wie mild!
Hätt' nur der Meiſter berühmteren Namen,
Spendirt' ich ſogleich einen goldenen Rahmen.

Die Kraft, die mancher braucht,
Muthlos die Händ' zu ringen,
Legt' er ſie nur an's Werk,
Es müßt' ihm noch gelingen.

Sagt nicht, daß die Deutſchen Egoiſten ſind:
Sie hätſcheln ja jedes ausländiſche Kind.

Glaubt nicht, daß ihr dabei was wagt,
Wenn ihr den Thoren ihre Thorheit ſagt,
Und wär' es ihnen in's Geſicht;
Sie hören's wohl, doch glauben's nicht.

Die Theorie muß mit Bedacht
Im Wiſſensmeer nach Perlen tauchen;
Und hat ſie was herauf gebracht —
So kann's die Praxis nicht gebrauchen.

Moderne Erziehung.

Man ließ die Jugend früher laufen,
Nach Herzensluſt ſich zerr'n und raufen,
Bis man auf dieſe Art geſehn,
Daß Einzelne verloren gehn.
D'rauf hat die Aufſicht man verdoppelt,
In Heerden ſie zuſamm'gekoppelt.
Springt nun das Leitſchaaf über'n Stein,
Gleich iſt die Heerde hinterdrein.

Grund.

Frage nicht: warum ich ſinge?
Ich ſinge nicht, es ſingt in mir;
Und wenn ich meine Lieder bringe,
So bieten ſie ſich ſelber dir.

Geſtändniß.

Ich weiß wohl, 's iſt nur leicht Gewitzel,
Und eben nicht viel d'ran;
Doch, lieben Leute, kommt der Kitzel,
So nieſet man.

Th. Scheerer.

Noch etwas vom deutſchen Schauſpiel.

(Schluß.)

Freiheit der Preſſe iſt für unſere Entwicklung ein viel näheres und dringenderes Bedürfniß als Freiheit der Bühne. Kann ja doch dieſe gar nicht ſeyn ohne jene; ſie ſtehen zu einander im Verhältniß von Mutter und Kind. Der Baum der freien Preſſe muß erſt, wer weiß wie lange, ſein Laub haben rauſchen laſſen in der Luft des Landes, ehe ein vernünftiges, feſtes Bühnengeſetz als Frucht von ihm abfällt. — Bis jezt mußte der Deutſche gleich zwanzig Bogen ſtark auftreten, wenn er einigermaßen unter eigener Verantwortung die Wiſſenſchaft fördern, ſich ſelbſt und die Menſchheit aufklären wollte. Kommt es nicht dazu, daß wir einmal einander in beliebigem Format die Wahrheit ſagen dürfen, ſo wird es in Ewigkeit für höchſt feuergefährlich gelten, wenn der Deutſche in den Magazinen der Geſchichte und in ſeinem eigenen, vielkammerigen, mit wunderlichem Geräthe angefüllten Hauſe mit bloßem Lichte nach dramatiſchen Stoffen umherſtöbert. Der ſelbſtſtändige deutſche Handel, die deutſche Flotte, das feſtgegliederte deutſche Kriegsheer, die deutſche Ehre und Würde mit dem Mundſtück einer deutſchen Diplomatie, endlich, oder vielmehr vor Allem, die Freiheit der deutſchen Preſſe, und, meinetwegen wirklich zulezt, die Freiheit der deutſchen Bühne — dieß Alles wird, denke ich, Hand in Hand, durcheinander und auseinander hervorkommen, oder es wird aus allem miteinander nichts werden. Denkt es euch aber geworden oder nur in vollem, freudigem Werden, und blickt hin auf unſere Bühne, wie ſie iſt: meint ihr nicht, einem ſolchen Volke werde ſchon auf halbem Wege ein ſolches Puppenſpiel unerträglich, und am endlichen Ziele völlig unbegreiflich geworden ſeyn?

Freilich, ſo wenig eine Bühne bei einer Gebundenheit, wie ſie die unſrige niederhält, auch nur geſellſchaftlich höhere Bedeutung haben kann, ſo wenig iſt es, damit wahre Poeſie auf ihr einkehre, mit der Ungebundenheit an ſich gethan. Das geiſtige Loos unſerer Bühne iſt an das unſerer Poeſie überhaupt geknüpft. Aber Kunſt und Poeſie und politiſche Freiheit ſind nichts weniger als zwei Gewächſe, welche im Leben eines Volks nothwendig zur ſelben Zeit blühen und Früchte bringen. Steht nicht unſere ſchöne Literatur ſchon jezt in mancher Beziehung im Widerſpruch mit unſerer philoſophiſchen, äſthetiſchen und politiſchen Bildung? Und dieſes Mißverhältniß kann in der nächſten Zeit noch viel greller werden, ohne daß darum die künftige politiſche Größe Deutſchlands im geringſten zweifelhafter würde, gerade wie umgekehrt dieſe Größe durch nichts weniger verbürgt wird, als durch die Bravaden der heutigen politiſchen Lyrik. So könnte es denn leicht kommen, daß unſere Bühne, wie ſie bisher hinter der idealen politiſchen Bildung zurückgeblieben, künftig eine gute Weile hinter der poſitiven Entwicklung zurückbliebe. Wenn bisher unſerem Schauſpiel unter der Herrſchaft der Rückſichten, wenn auch nicht allein durch ſie, die Poeſie abhanden gekommen, ſo könnte die Poeſie auch mit der Licenz lange vergeblich geſucht werden; nur daß die Barbarei und Gemeinheit, die damit in Ausſicht geſtellt wären, von der wahren Kunſt noch weiter abführen ſollten, als der heutige Zuſtand, das iſt nicht leicht zu denken.

Wenn nur ſo gewiß, als die Wälle von Ulm und Raſtatt, auch die wahren Mauern unſerer Ehre und Größe zu Stande kommen, was liegt dann daran, ob das Geleier unſerer Orpheuſe, unter dem ſie emporſteigen, Anſpruch auf Unſterblichkeit hat oder nicht? Stellen wir unſerer Kunſt und Poeſie ein Horoſcop nach den Conjunkturen der Geſchichte, ſo deutet Alles darauf hin, daß ſie erſt dann zu neuem wahren Leben erwachen werden, wenn ihnen die Aufgabe zufällt, ein neues, fertiges Volksleben zu ſchmücken. Wann und wie dieß geſchehe, was die Bühne betrifft, bin ich nur von dem Einen lebendig überzeugt: iſt das künftige Schauſpiel der Deutſchen ein ächtes, ſo wird es nicht in gerader Linie von ihrem heutigen abſtammen; die Räume, in denen ſich einſt der Deutſche frei in Geſchichte und Leben beſpiegelt, werden keine Ableger der glänzenden und barbariſchen Häuſer ſeyn, wo Oper und Singſpiel, Tragödie und Komödie, Ballet und Poſſe ſich wund drücken und einander die Luft verderben. Daß die heutige Bühne ein abſterbendes, ſaamenloſes Gewächs iſt, dieß zeigt nichts beſſer als der Charakter der Poeſie, mit der ihr gegenwärtig aufgeholfen werden ſoll. Von dieſen Erzeugniſſen des ehrgeizigen, unfruchtbaren Verſtandes, von dieſer Spekulation auf die ſchlechten Leidenſchaften einer abgeſtumpften ſchönen Welt, von dieſer vornehmen Greiſenhaftigkeit, die durch Cosmetik Jugendfriſche lügt, iſt kein Uebergang in ein friſches Volksleben, dem allein eine ächte Dramatik entwachſen kann. Nein, dieſe wird ihre Keime einſt da finden, wo ſie dieſelben bei uns und überall ſchon einmal gefunden, in einer neuen Volkspoeſie, die heute noch, vielleicht noch tief unter dem

Boden der Geschichte schlummert. Die Anfänge der Bühne, wie sie seit drei Jahrhunderten geworden, waren Mysterien und Moralitäten; laßt die künftige immerhin aus Natürlichkeiten und Immoralitäten entspringen: wenn der Saame nur gesund ist, so mag nach einer rohen Jugend die Reife desto süßer seyn. Ob dann die deutschen Dichter den deutschen Menschen und seine „socialen Zustände" mit der Laterne werden suchen müssen? Ob es dann noch lebenslänglich engagirte Schauspieler gibt? oder ob man Mittel gefunden hat, ihr Rostigwerden zu verhüten? Ein freundlicher Gedanke, daß dann der Thespiskarren, auf die Schienen der Eisenwege gestellt, das deutsche Pathos und den deutschen Spaß im ganzen Lande umherträgt! In verjüngter Gestalt sizt, als stehendes Mitglied der Truppe, der Genius mit auf, der heute in seinem „unfashionabeln" Aufzug vornehmen Intendanten so oft zur Ueberlast wird — die deutsche Poesie.

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, December.

(Schluß.)

Politisch-kirchliche Zwiste.

Aehnlich, wenn auch nicht in der Form, doch in der Quelle, war der skandalöse Auftritt im vorigen Oktober. Ein sonst ausgezeichneter Pfarrer der Genfer Kirche, der seit Jahren Pfleger aller radikalen Richtung war, und dessen Predigten oft mehr von politischer Opposition gegen die ihm fatale Regierung, als von Religion und Sitte enthielten, schlug längst der geistlichen Oberbehörde ein Schnippchen und bekümmerte sich um ihren Tadel so wenig, als um ihre Strafen. Seinen Predigten folgten oft laute Volksovationen, die sehr nach seinem Geschmack waren. Darum bat er vorigen Herbst in der Compagnie des Pasteurs, seiner vorgesezten Behörde, dringend um die Erlaubniß zu einer Predigt am Genfer Bußtag (8ten Oktober) in der Kirche des radikalen Quartiers Saint Gervais, weil sie ihm neue Gelegenheit geben sollte, sich auf seine Art vor seinem Publikum auszusprechen und eine abermalige Ovation herbeizuführen. Zwar wußte er, daß es bei dieser Predigt, wie bei allen übrigen, nach einer fest bestimmten Reihe der Geistlichen geht; er wußte, daß sie zwei Jahre hinter einander von ihm gehalten worden war, daß er also am wenigsten Anspruch darauf habe; er wußte, daß dieß eine Zurücksezung des für diesen Tag durch die Reihenfolge bestimmten Predigers gewesen wäre; er wußte auch, daß dazu ein als Mensch und als geistlicher Redner gleich ausgezeichneter, aber dem Radikalismus nicht angenehmer Pfarrer von der Compagnie ernannt war. Alles dieß hinderte ihn aber nicht, es sich wenigstens gefallen zu lassen, daß seine Anhänger der Compagnie eine Bittschrift überreichten, worin sie in unpassendem Tone um *seine* Predigt baten, daß sie in ihren Journalen Drohungen vernehmen ließen, als dieses Gesuch, als unstatthaft und ordnungswidrig, von der Behörde abgeschlagen wurde. Er hätte mit einigen Worten seine Leute aufklären und beruhigen, auch ihnen bestimmt sagen sollen, daß sie umsonst auf ihn rechneten. Statt dessen fuhr er fort, seine Predigt für den vorhergesehenen Fall einer gezwungenen Abholung und triumphirenden Fortführung in die Kirche zu studiren. Indessen gelang es doch seinen besonnenern Freunden und Angehörigen, ihn dahin zu vermögen, daß er am Morgen des Bußtages auf das Land fuhr und dadurch die eclatante Ovation vermied, die wahrscheinlich früher im Plan gelegen hatte. Der zur Bußpredigt bestimmte Pfarrer kehrte sich, seiner Kränklichkeit und Schwächlichkeit ungeachtet, nicht an die Drohungen der Partei. Zur bestimmten Stunde verfügte er sich nach der Kirche Saint Gervais, wiewohl dort der Radikalismus das Glockenläuten verhindert hatte, wurde aber mehrmals und noch an den Stufen der Kirche zurückgedrängt und ihm barsch erklärt, er könne und werde nicht eintreten und möge sich wegbegeben. So wich er der Gewalt und ging zurück. Die in der Kirche versammelte, des Predigers harrende Gemeinde aus allen Theilen Genfs mußte ohne Gottesdienst auseinander gehen. Da der radikale Journalismus zehn Tage vorher laut und drohend genug gesprochen hatte, so ist es unbegreiflich, daß von der Regierung keinerlei Vorkehrung und Maßregel für solchen Fall getroffen war. Ruhig ließ sie ihren Geistlichen von wenigen Menschen zurückdrängen und die kirchliche Ordnung schmählich verletzen. Freilich erließ sie nachher und noch an demselben Tage eine ernste Proklamation, worin die gerichtliche Untersuchung der Sache und die Bestrafung der Schuldigen versprochen wurde. Daraus ward aber nichts, und dieß hatte man vielleicht oben vorhergesehen. Denn die mit der Untersuchung beauftragte Justizbehörde erklärte nach einiger Zeit, dieser bestimmte Fall sey in dem Criminalgesezbuch durchaus nicht vorgesehen, die Behörde könne also keinerlei Strafe deßhalb erkennen. Offenbar fehlte es hier wieder an Muth, denn in allen Strafgesezbüchern der Welt, also auch in dem hier geltenden Code pénal, ist alle Störung der öffentlichen Ordnung und Ruhe mit Strafe bedroht. Warum wurde dieses Gesez nicht angewendet? Seit diesem Triumph des Radikalismus stieg dessen Keckheit immer mehr und wird wahrscheinlich noch fortsteigen, bis sein Uebermaß eine Reaktion herbeiführt, die den Genfer Zuständen eine andere Richtung geben dürfte. — Eine unserer besseren Zeitungen, der in Lausanne erscheinende Courrier Suisse, äußerte bei jenem Predigerconflikt, es wäre sehr passend und würdig gewesen, wenn der radikale Pfarrer mit dem von der geistlichen Behörde bestimmten zusammen nach St. Gervais gegangen wäre und ihn da bis zur Kanzel begleitet hätte. Allerdings wäre dieß ein würdiger Schritt gewesen, wodurch aller Skandal hätte vermieden werden können, aber zu viel verlangt von Geistlichen, die in der Härte und Sprödigkeit des in Genf halb politischen Calvinismus erzogen, die stille Christfreundlichkeit und Liebe für Schwäche und Charakterlosigkeit halten, und sie daher sorgsam vermeiden, selbst wenn sie ihr Herz dazu drängte. Lezteres ist gerade bei jenem radikalen, sonst mit Recht hochgeachteten Pfarrer wahrscheinlich.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS.

Auflösung der Homonyme in Nr. [illegible]

Der Gang [illegible]

Beilagen:

Intelligenzblatt Nr. 39 und Monatsregister December.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenz-Blatt. Nro. 39.

Sonnabend, 31. December 1842.

[563]

Neue elegante Taschen-Ausgaben.

In Unterzeichnetem sind so eben von nachstehenden Werken neue Ausgaben in Taschenformat und ganz elegantem Einband mit Goldschnitt erschienen, auch durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gedichte

von

Ferdinand Freiligrath.

Englischer Einband mit goldenem Schnitt und einem Stahlstich.

Preis 4 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr. 16 Gr.

Gedichte

von

Fr. Hölderlin.

Englischer Einband mit goldenem Schnitt und des Dichters Portrait.

Preis 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 16 Gr.

Schiller's Wallenstein.

2 Theile in Einem Band.

Englischer Einband mit goldenem Schnitt nebst zwei Stahlstichen.

Preis 3 fl. 12 kr. oder 2 Rthlr.

Diese ausgezeichnet hübschen Bändchen reihen sich an die in gleichem Format und in ganz gleicher Ausstattung bereits erschienenen Editionen von

Goethe's Gedichten.

2 Theile.

Preis 5 fl. 24 kr. oder 3 Rthlr. 8 Gr.

Schiller's Gedichten.

2 Theile.

Preis 3 fl. 12 kr. oder 2 Rthlr.

Lenau's Gedichten

(ältere und neueste.)

2 Theile.

Preis 6 fl. oder 3 Rthlr. 12 Gr.

Goethe's Hermann und Dorothea.

Preis roh 54 kr. oder 12 Gr., elegant gebunden 1 fl. 24 kr. oder 21 Gr.

Goethe's Faust.

Preis 4 fl. 48 kr. oder 2 Rthlr. 20 Gr.

Schiller's Wilhelm Tell.

Preis 1 fl. 36 kr. oder 1 Rthlr.

Stuttgart und Tübingen, Dec. 1842.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[546] **Literarische Anzeige.**

Von jetzt an bis zur nächsten Ostermesse erlasse ich den in meinen Verlag übergegangenen:

Historisch-geographisch-genealogischen

Atlas von Lesage.

Deutsch bearbeitet von Alex. von Dusch.

Imperial-Folio, mit 44 Karten und Tabellen.
Ladenpreis 10 Rthlr., 18 fl.

zu 6 Rthlr., 10 fl. 48 kr.

Alle Buchhandlungen sind von mir in den Stand gesetzt, diesen, in Betracht des großen Umfangs dieses geschätzten Werkes ungemein billigen Preis einzuhalten.

Karlsruhe, im November 1842.

Franz Nöldeke.

---

[547] Im Verlage von **F. H. Köhler** in Stuttgart ist nun vollständig erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Tivoli.

Neues Museum des Witzes und der Laune.

Eine humoristische Anthologie

herausgegeben

von

Ernst Ortlepp.

12 Bändchen, Taschenformat, eleg. broch. 4 fl. 48 kr.

Als Beleg für den Reichthum an ausgezeichneten humoristischen Stoffen folgt hier nur das Inhaltsverzeichniß des 1sten Theiles, welchem die übrigen 11 Theile nicht nachstehen:

Naturgeschichte des Esels, von Friedrich. — Concertanter Taschenspielkunst-Abend der Madame Regina Astralia Katakomba ꝛc. — Der sterbende Schneider. — Parodie auf Schillers Bürgschaft, von Louis Wallo. — Heirathsanzeige. — Anekdoten aus Rochus Pumpernickels Jugendjahren. — Frisch gewagt ist halb gewonnen. — Formular eines Theaterzettels für das Jahr 1927. — Todesanzeige von besonderer Art. — Lächerliche Druckfehler. — Curiosa und Anekdoten. — Schmulchens Liebesklage. — Veilchens Antwort an den gekränkten Bräutigam. — Itzig's Wettergläser. — Waschzettel aus dem Fegefeuer der Hindus. — Die Schöpfung der ersten Menschen u. s. w., von Seb. Sailer. — Tusch. — Aus Prehauser oder: der Wienerische Hanswurst. — Vergleichung einer Familie mit einem musikalischen Concert. — Matthisson's Lied aus der Ferne, parodirt von Wichmann. — Die Friedenspredigt. — Aus Saphir's eisernem Abschiedsbrief. — Ankündigung neuer Werke für die Leipziger Ostermesse 1818. — Fragmente aus Till Eulenspiegel in der Unterwelt, von E. Ortlepp. — Zeitungsanzeige. — Die Sinnpflanzen, von Friedrich. — Vorzug der Landstandschaft. — Feilgebotenes Raritätenkabinet. — Bündiger Styl. — Monolog eines Berliner Eckenstehers, Parodie von Schillers Resignation. — Die Männer. — Querlesungen von Lichtenberg. — Der französische Prediger. — Die Liebe. — Das Aufgebot. — Musik und Text. — Porträt eines Cholerafürchtlings, von Saphir. — Anekdoten. — Windbeuteleien. — Zeitungsanzeige. — Das unvollständige Gebetbuch. — Anekdote. — Ursel und Wilhelm, Parodie der Hölty'schen Elegie auf den Tod eines Landmädchens, von A. Wichmann.

---

[564] **Gekrönte Preisschrift.**

Ueber

englische Landwirthschaft

und deren

Anwendung auf andere landwirthschaftliche Verhältnisse,

insbesondere Deutschlands.

Nach eigener Anschauung

von

A. v. Weckherlin.

gr. 8. Velinp. broch. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 20 Gr.

Diese Schrift ist der sechsten Versammlung deutscher Land- und Forstwirthe gewidmet, welche der Verfasser als zweiter Vorstand der Versammlung mit Ueberreichung derselben bewillkommnete und wurde nach dem Antrage der Centralstelle des großherzoglich badischen landwirthschaftlichen Vereins mit dem zur Feier der Versammlung deutscher Landwirthe in Carlsruhe von Seiner Hoheit dem Herrn Markgrafen **Maximilian von Baden** ausgesetzten Preise von 100 Ducaten gekrönt.

Hauptabschnitte des Inhalts: Erster Abschnitt: Allgemeiner Ueberblick über die allmählige Ausbildung und den jetzigen Stand der englischen Landwirthschaft und über eine Vergleichung derselben mit der deutschen Landwirthschaft. I. Ueber den früheren landwirthschaftlichen Zustand in England, als Einleitung. II. Neuere englische Landwirthschaft. III. Einzelne Gegenstände, welche bei der englischen Landwirthschaft und ihrer Anwendbarkeit in landwirthschaftlichen Verhältnissen Deutschlands Interesse erregen. a) Kultivirung, Düngung und Bearbeitung des Landes. b) Pflanzenbau. c) Viehzucht. d) Landwirthschaftliches Bauwesen. — Zweiter Abschnitt: Speziellere Vergleichung des englischen mit andern, insbesondere deutschen Wirthschaftssystemen und der Anwendbarkeit des englischen Systems in andern Verhältnissen. I. Durchschnitts-Anhaltpunkte dafür, wie bei dieser Vergleichung Erschöpfung und Ersatz an Bodenkraft angenommen werden. II. Betrachtung verschiedener Wirthschaftssysteme. III. Annähernde Ermittelung des Ertragsverhältnisses bei den verschiedenen Wirthschaftssystemen, besonders aber des Einflusses der mehr oder minder ausgedehnten Futterproduktion, nebst Schlußfolgen daraus.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Mozin's grosses Wörterbuch

in der französisch-deutschen Abtheilung nunmehr vollständig.

Mozin's
vollständigem Wörterbuch
der deutschen und französischen Sprache,

nach den neuesten und besten Werken

über Sprache, Künste und Wissenschaften;

enthaltend die Erklärung aller Wörter, die Aussprache der schwierigeren, eine Auswahl erläuternder Beispiele zur Verständlichkeit ihrer verschiedenen Bedeutungen, die hauptsächlichsten sinnverwandten Wörter, Sprüchwörter und sprüchwörtlichen Redensarten beider Sprachen, die Ausdrücke des französischen Gesetzbuchs, die Münzen, Gewichte und Maaße der verschiedenen Staaten, ein Verzeichniß der gebräuchlichsten Eigennamen von Personen, Ländern, Flüssen ꝛc.

Mit Beiträgen von

Guizot, Biber, Hölder, Courtin und mehreren andern Mitarbeitern.

Auf's Neue durchgesehen und vermehrt

von

Dr. A. Peschier,

Professor an der Universität Tübingen.

4 Bände. In 8 Lieferungen von ungefähr 30 Bogen. Subscriptionspreis 14 fl. od. 8 Rthlr. 8 Gr.

Jede Lieferung 1 fl. 45 kr. oder 1 Rthlr. 1 Gr.

In diese neue Ausgabe wurden die neuesten Vokabeln und Redensarten aufgenommen, welche entweder dem politischen und literarischen Federkrieg, den Salons, der Phraseologie der neuen Schule, oder der besonderen Sprache der Parteien, zuweilen auch dem Dialekt der niederen Klassen angehören. Bereichert ist dieselbe ferner durch eine Menge Etymologien, durch eine vergleichende Synonymik, durch Angabe der unregelmäßigen Bildung der Mehrzahl, endlich durch manche Sprüchwörter und Redensarten, welche die Eigenthümlichkeit beider Sprachen am besten bezeichnen. Ungeachtet dieser zahlreichen Zusätze wird der Umfang der neuen Auflage nicht bedeutend vergrößert; daher kommt es, daß wir im Stande sind, dieses sorgfältig überarbeitete und reich vermehrte Wörterbuch um einen verhältnißmäßig so ungemein billigen Preis zu liefern.

Wir hoffen somit, daß diese neue Auflage die Brauchbarkeit und Verbreitung des längst anerkannten vortrefflichen Werkes noch bedeutend erhöhen wird.

Auf die äußere Ausstattung — Schrift, Druck und Papier — verwandten wir eine ganz besondere Sorgfalt; wie man sich durch Einsicht des Werkes überzeugen wird.

Stuttgart und Tübingen, Dec. 1842.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[552] **In zweiter Auflage**
ist so eben bei Metzler in Stuttgart erschienen:

Lebensbilder

aus

der westlichen Hemisphäre.

Vom Verfasser des Legitimen, des Virey, des Cajütenbuchs und von Süden und Norden. Zweite durchgesehene Auflage. 5 Theile. 8. Velinpap. geh. 9⅔ Thlr. od. 15 fl. 12 kr.

Es ist uns endlich vergönnt, einem allgemein ausgesprochenen Wunsche zu genügen und das größte der Werke des berühmten Verf. unter dem Titel und in der Form vorzulegen, welche dieser schon früher selbst als passend anerkannt hat. Es erscheinen sonach hier die früher unter dem Titel „Transatlantische Reiseskizzen und Lebensbilder aus beiden Hemisphären" ausgegebenen sechs Bände in neuer Auflage unter dem obigen allgemeinen Titel und den besonderen: „George Howard's Esq. Brautfahrt, Ralph Doughby's Esq. Brautfahrt, Pflanzerleben, die Farbigen und Nathan" — als ein Ganzes, das, obwohl es aus mehreren einzelnen Romanen oder vielmehr Lebensbildern besteht, doch ein einziges untheilbares Werk bildet. Nachdem von den bedeutendsten

Digitized by Google

kritischen Blättern und Literaten bereits zur Genüge anerkannt worden, daß dieses Werk einzig in seiner Art dasteht, daß es der deutschen Literatur zur Ehre gereicht, und Epoche machend eine neue Bahn in dieser gebrochen, können wir uns hier auf die Bemerkung beschränken, daß wir diese 2e Auflage auf eine Weise ausgestattet haben, die es würdig vor die „**zum Bewußtseyn ihrer Kraft und Würde erwachende deutsche Nation**" bringen kann, welcher der Verf. „diese Bilder des häuslichen und öffentlichen Lebens freier Bürger eines stammverwandten, weltgeschichtlich groß werdenden Staates — als Spiegel zur Selbstbeschauung" gewidmet hat. Die 5 Bände der neuen Aufl. sind nur ungetrennt zu erhalten. Einzeln können jedoch von der frühern Aufl., so weit der kleine Vorrath reicht, noch abgegeben werden: „George Howard's Esq. Brautfahrt und Christophorus Bärenhäuter, 2 Bde. 2 Thlr. oder 3 fl.; Pflanzerleben und die Farbigen, 2 Bde. 3½ Thlr. oder 5 fl. 36 kr.; Nathan. 2½ Thlr. oder 4 fl.

Ferner ist von demselben Verfasser so eben bei uns erschienen:

Süden und Norden.

1r und 2r Band.

8. geh. 6 fl. 12 kr. oder 3⅗ Thlr.

Dieses neueste Werk führt uns in die Südlande von Merico. Die charakteristische, kräftige, treue Skizzirung, das Lebendige, Malerische der seelenvollen Schilderungen werden den Leser hier eben so unwiderstehlich hinreißen, bezaubern, wie die früheren Schriften dieses „ausgezeichnetsten aller Reise-Novellisten." Die 2 oder 3 noch folgenden Bände erscheinen rasch im Laufe des nächsten Jahres. — Vorräthig in allen Buchhandlungen Deutschlands, der Oesterr. Monarchie und des Auslands.

---

[555] **Für Journalzirkel:**

CHARIVARI,

redigirt von E. M. Oettinger,

wird auch im Jahre 1843 fortgesetzt. Dieses mit so ungetheiltem Beifall aufgenommene Journal bringt scharfgezeichnete Sittengemälde, pikante Genrebilder, interessante Salonscenen, eine humoristische Lügenzeitung und ein reichhaltiges, alle Lächerlichkeiten des politischen, literarischen und socialen Lebens persiflirendes Feuilleton. Der ganze Jahrgang, bestehend aus 52 Bogen Text mit mindestens 200 **Karikaturen** und andern Kunst-Beilagen, kostet 5 Thlr. 10 Ngr.

---

[562] **In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:**

JAHRBUCH

für

1843.

Herausgegeben

von

H. C. Schumacher,

mit Beiträgen von

Bessel, Hansteen, Lehmann, Mädler und Olbers.

8. cartonnirt. Preis 3 fl. 24 kr. oder 2 Rthlr.

Inhalt:

Astronomische Ephemeride für 1843. Tafeln, um aus der Ephemeride den Aufgang der Sonne für Orte zwischen 44° und 55° nördlicher Breite zu berechnen. Tafeln zur Bestimmung der Höhen vermittelst des Barometers von Gauss. Bessels Tafeln, um Höhenunterschiede aus Barometerbeobachtungen zu berechnen. Tafeln zur Verwandlung der Barometerscalen. Tafeln zur Verwandlung der Thermometerscalen. Tafeln zur Bestimmung der Höhen vermittelst des Barometers, von I. Oltmans. Dänische und Preussische Fusse. Toisen. Pariser Fuss. Meter. Englische Fuss. Specifische Gewichte. Ausdehnung der Körper durch die Wärme. Ueber den Magnetismus der Erde von E. W. Bessel. Ueber den Erfinder der Fernröhre von Olbers. Ueber Berichtigung der Thermometer von Hansteen. Ueber den Gang der Temperatur im Laufe des Jahres von Mädler. Ueber Störungen von Mädler. Ueber den Menschen und die Gesetze seiner Entwickelung von Dr. Jac. Wilh. Heinr. Lehmann. Beobachtung der totalen Sonnenfinsterniss am 8. Juli 1842 in Wien, von H. C. Schumacher.

Die Erscheinung des Jahrbuches für 1842 ward durch unvorhergesehene Umstände verhindert. Es wird künftig frühzeitiger als sonst, und immer vor dem Anfange des Jahres, für das es bestimmt ist, ausgegeben werden.

Stuttgart und Tübingen, Decbr. 1842.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[556] **Neues calligraphisches Werk von**

Joh. Heinrigs,

so eben erschienen und in unserm Verlage, so wie in allen Buch- und Kunsthandlungen zu haben:

Titulaturen von Fürsten und hohen Standespersonen.

Erstes Heft, enthaltend auf 12 Kupferblättern in Queroktav-Format schon verzierte Kunstschriften der verschiedensten Art. Preis ½ Thlr.

Wir laden die Freunde der Schönschreibekunst ein, dasselbe in den Buch- und Kunsthandlungen, welche auch größtentheils mit den übrigen Heinrig'schen Kalligraphien unseres Verlags versehen seyn werden, in Augenschein zu nehmen.

Trautwein und Comp. in Berlin.

---

[553] In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Eylert, Dr. R. F., Charakter-Züge und historische Fragmente aus dem Leben Friederich Wilhelm III., Königs von Preußen. Nach eigenen vieljährigen Beobachtungen und Erfahrungen. Erster Theil. gr. 8. Magdeburg, Heinrichshofen. 1842. geh. 2 Thlr.

Ein Buch, das nur bekannt zu seyn braucht, um, sofort erkannt, als eine köstliche Gabe von der Mitwelt empfangen, und besonders von den Familien als ein schönes, die edelsten Kräfte des Geistes und Herzens nährendes Hausbuch aufgenommen zu werden. Diesem erstern Theile folgt noch ein Zweiter.

---

[551] Stuttgart und Sigmaringen bei **Beck und Fränkel** ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Reinbeck, Dr. G. v., Catharina, Königin von Württemberg. Ein Musterbild für gekrönte Frauen. Preis 1 fl.

— — **Leben und Wirken des** Dr. th. **Joh. Gust. Reinbeck,** weil. königl. preuß. Consistorialrath ꝛc. Nach Urkunden und Familien-Nachrichten 100 Jahre nach seinem Tode mitgetheilt. Ein Beitrag zur Lebens- und Charakter-Geschichte der Könige, Friedrich Wilhelm I. und Friedrich II. von Preußen. 1 fl. 12 kr.

— — **Situationen.** Ein Novellenkranz. Nebst einigen Worten über die Theorie der Novelle. 3 fl. 20 kr.

Digitized by Google

MÜNCHEN
Digitized by Google

Digitized by Google